JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

JANUAR 1837.

THEOLOGIE.

Bern, Chur u. Leipzig, b. Dalp: *Das Buch der Richter*, grammatisch und historisch erklärt von *Gottlieb Ludwig Studer*, Professor am höheren Gymnasium zu Bern. 1835. XXIII u. 490 S. 8. (2 Thlr.)

Die historischen Bücher des Alten Testamentes sind von jeher gegen die übrigen Schriften desselben zurückgesetzt worden; die Gelehrten haben sich von jeher bis auf die neuesten Zeiten weit mehr mit den prophetischen und poetischen Schriften beschäftigt, als mit irgend einem der geschichtlichen Bücher, selbst deren interessantestes, die Genesis, nicht ausgenommen. Nur dann und wann liess Jemand, gewöhnlich ein Gelehrter vom dritten Range, welcher sein Pfund doch auch wuchern lassen wollte, verlauten, er arbeite an einem Commentar über die historischen Bücher des A. T.; allein noch jetzt harren wir auf das Erscheinen solcher versprochenen Werke, und besitzen nur mehr und weniger ungenügende, über manche Bücher aus neuerer Zeit gar keine Commentare. Die Ursachen, welche hier zusammengewirkt haben, sind leicht aufzufinden. Während des Alten Testamentes früher stets von Theologen aus kirchlich-dogmatischem Interesse gepflegt wurde, mangelt diesen Büchern, was den Bearbeiter anziehen konnte; sie versprechen für die Dogmatik verhältnissmässig nur geringe Ausbeute. Als gegen Schluss des vorigen Jahrhunderts das dogmatische Interesse dem ästhetischen wich, wandte auch dieses sich dorthin, wo es mehr Nahrung fand, zu den Propheten, namentlich den schöneren unter den kleinen, zum Hohen Liede, zu den da und dort zerstreuten einzelnen Gedichten, und wagte sich an das Buch Hiob. Heut zu Tage aber, wo das philologische Bedürfniss vor allen anderen seine Befriedigung verlangt, scheinen die historischen Bücher darum hauptsächlich so fast ohne Berücksichtigung liegen zu bleiben, weil ihnen der Reiz des Schweren fehle: ein Grund, der auch früher mitwirkend seyn mochte. Und doch ist diese Behauptung nur halb wahr. Allerdings kann man hier oft einige Seiten weit lesen, ohne an einer Schwierigkeit anzustossen; allein schon die Zusammensetzung dieser Bücher in ihrer jetzigen Gestalt ist ein, selbst bey der Genesis noch nicht gelöstes Problem; das genauere, tiefere Verständniss soll an ungemein zahlreichen Stellen durch verschiedenartige Untersuchung erst noch erschlossen werden; und der verborgenen, oder wenigstens noch nicht geheilten, Textverderbnisse giebt es eine grosse Zahl. Es lässt sich mit Sicherheit voraussagen, dass, wenn das bestehende Missverhältniss noch lange fortdauert, wenn nur immerfort die schwereren und interessanteren Bücher des A. T. commentirt werden, die alttestamentliche Gelehrsamkeit wesentlich zu Schaden kommen wird. Schon jetzt fühlt man sich bey Auslegung z. B. der Propheten durch den Mangel zuverlässiger Auslegungsschriften über die geschichtlichen Bücher oft nicht wenig gehindert und beengt, indem das natürliche Hülfsmittel, die gleichzeitige Geschichte, unsicher und getrübt, das nächste Werkzeug nicht genug handsam und brauchbar gemacht worden ist. Rec. freut sich darum auch immer doppelt, wenn eine gute Bearbeitung eines geschichtlichen Buches erscheint, wie etwa die der Chronik von *Movers*, oder die Genesis von *P. v. Bohlen;* und er rechnet Hn. *Studer* schon das zum Verdienste an, dass er sich, statt eines anderen Stoffes, ein historisches Buch zum Commentiren ausersehen hat.

Der Vf., ein Schüler des Hn. Dr. *Gesenius*, welchem das Buch auch gewidmet ist, erklärt sich in der Vorrede über seinen Standpunct, seine Grundsätze und seine Methode, vielleicht etwas zu ausführlich, auf eine sehr befriedigende Weise. Er will den Text unbefangen als Philolog auslegen, und historische Kritik üben; er weist die historisirende Manier ab, schränkt das religiöse Princip, welches von Manchem so roh und bornirt befolgt wird, dahin ein, dass er die den mythischen Erzählungen inwohnende Idee auszumitteln sucht, und ordnet es dem historischen unter; er ist kein Vergötterer und kein Verächter des masorethischen Textes; kurz, er legt dasjenige Glaubensbekenntniss ab, auf welches hin er zuzulassen ist, das Bekenntniss, dem nur Restanten des Zeitgeistes ein anderes entgegensetzen werden. Auch was er über die gehandhabte Methode und die Einrichtung seines Buches sagt, wird der Billige billigen. Namentlich muss es Rec. loben, dass Hr. *St.*, mit Recht Vollständigkeit beabsichtigend, doch zugleich Citatenprunk und unnöthige Digressionen vermeiden will, und auch wirklich vermieden hat. Nichts beurkundet bey einem Erklärer die Armuth und Zufälligkeit des Wissens so sehr, als wenn er seine Sammlungen, eine drohende Regenwolke, mit ihrem ganzen Inhalte, über einen unglücklichen Autor ausgiesst, während er mit der nämlichen Ladung auch jeden Anderen hätte überschwemmen können. Auf *dem* Wege entstehen dann die Bücher, in welchen man nicht findet, was

man eben dort zu suchen berechtigt ist, welche dagegen über ganz fremdartige Dinge unverlangten Aufschluss verheissen.

Wenn es schon an sich thöricht wäre, wenn ein Rec. den Verfasser der Schrift, in welchem er doch wohl den aufmerksamsten Leser zu erwarten hat, vom Lesepublicum sich ausgeschlossen denken wollte: so muss es doppelt nöthig seyn, den Verfasser speciell im Auge zu haben, wenn solcher ein angehender Schriftsteller ist, welcher seinem ersten Buche vielleicht noch Manches nachsenden dürfte, und dem Aufmunterung oder Warnung, Beyfall oder Rüge heilsam seyn wird. Das übrige Publicum wird dabey nicht zu kurz kommen.

Wir halten uns dabey weiter nicht auf, dass Hr. *St.* glaubt, die hier höchst wichtigen Fragen der höheren Kritik, welche in Form von Prolegomenen vorangehen sollten, im Anhange zu dem Buche abhandeln zu können, sondern wenden uns jetzt zu diesem selber.

Zunächst scheint uns Hr. *St.* in seinem Streben nach Vollständigkeit des Guten doch zu Viel gethan zu haben. Wenn er seinen Schülern ein Hülfsbuch in die Hand zu geben wünschte, so mochte er immerhin auch Manches aufnehmen, was nur dem Anfänger von Nutzen seyn kann; was aber auch dem Anfänger, gleichwie Anderen, nichts nützt, das hätte er billig ausschliessen sollen, dann würde sein Commentar nicht zu beynahe 500 Seiten angewachsen seyn. Was soll z. B. bey Kap. 1. V. 7 das Erstaunen des hirnlosen *Jarchi* über die Grösse und Macht der kanaanitischen Könige. In allen Dingen der geschichtlichen Auslegung kann ja ohne Verletzung des Anstandes der Name eines Rabbinen gar nicht genannt werden. Wir dürfen nie vergessen, dass für unsere Väter, dass für ältere akademische Lehrer Manches aus der Geschichte der Bibelerklärung, manche Verirrung des menschlichen Geistes interessant seyn konnte und seyn kann, was sich allmälich selbst antiquirt, was uns Gähnen verursacht, und von uns dem nachwachsenden Geschlechte gar nicht mehr geboten werden soll. Wenn von einem exegetischen Buche Vollständigkeit verlangt wird, so versteht man darunter, er solle der Autor vollständig, nach allen Beziehungen erklären, nicht aber, es solle Alles und Jedes, was etwa über den Autor, über die einzelnen Stellen gemeint und gesagt worden, mit sorgfältigem Besen zusammenkehren. Die Geschichte der Auslegung soll man wohl kennen, aber nur, wo sich etwas daraus lernen lässt, über sie berichten; und das rückwärts gekehrte Gesicht des Auslegers blicke vor Allem nach der Quelle, seinem Texte, und nach den Hülfsmitteln erst hernach.

Dieses bisweilen allzuweit gehende Streben nach Vollständigkeit entspringt übrigens aus dem gründlichen Sinn und dem ausdauernden Fleisse, mit welchem Hr. *St.* an seine Arbeit gegangen ist und sie vollendet hat. Namentlich ist viele lobenswerthe Sorgfalt auf die sprachliche Erklärung verwandt, und doch lässt uns gerade diese noch das Meiste vermissen. Hr. *St.* scheint sich mit den dem Hebräischen verwandten Dialekten wenig beschäftigt zu haben; auch begegnen wir nirgends anderen orientalischen, als den hebräischen Lettern. Und doch muss der Vf. selbst einsehen, wie unerlässlich ihm besonders das Studium des Arabischen ist, wenn er eine selbstständige Stellung einnehmen, und unter den Auslegern einen Rang behaupten will. Fürs Zweyte möchten wir unserem Vf. auch noch ein tieferes Eindringen in das Hebräische selbst, sofern solches von der Kenntniss der Dialekte nicht bedingt ist, anempfehlen. Er verfährt im Ganzen allzu empirisch, und lässt sich häufig vom äusseren Scheine blenden. Es mangelt seiner Exegese desswegen sehr oft die zu wünschende Sicherheit, und besonders an schwierigen Stellen der Erfolg. Wir suchen in der Kürze diese Ausstellungen zu rechtfertigen.

In der Erzählung von der durch eine Kriegslist bewerkstelligten Einnahme Gibea's war von jeher Richt. 20, 38 das Wort הֶרֶב ein Stein des Anstosses. Von dem äusseren Scheine geblendet, hielt man הֶרֶב etwa nach Analogie von הֶרֶף für den Imperativ von הַרְבֵּה; und auch Hn. *St.* kommt keine Ahnung, dass das Wort etwas Anderes seyn könnte. Er sieht ein, dass keine Uebersetzung, die Sinn gäbe, mit der Grammatik bestehen kann, und möchte desswegen das Suffix in להעלתם gern streichen, oder noch lieber הרב in הפוך verwandeln, wodurch man nach seiner Meinung den passenden Sinn gewönne: „Der Zeitpunct (besser: die Verabredung, das verabredete Zeichen), welchen die Israeliten mit dem Hinterhalte verabredet hatten, war: umzukehren, sobald sie (die Leute des Hinterhalts) das Rauchsignal würden aufsteigen lassen aus der Stadt.“ Hr. *St.* hält seine Emendation selbst für gewagt, und unwahrscheinlich ist sie, wie nur irgend eine. Allein sie giebt wirklich einen passenden Sinn; und aus dem richtigen Gefühle dessen, was der Text aussagen sollte, hervorgegangen, ist sie glücklicherweise nicht nöthig, bestätigt aber die richtige Erklärung. הֶרֶב, nach Analogie von הֶרֶג, ist = هَرَب, *das Fliehen*, *die Flucht;* der Sinn des Verses ist also: Die Israeliten wollten so lange vor Benjamin fliehen, bis der Hinterhalt durch das Aufsteigen des Rauches ihnen das Zeichen geben würde, dass die Stadt eingenommen und in Brand gesteckt sey, worauf sie gegen ihre Verfolger umwenden würden. So geschah es denn auch, vergl. VV. 40. 41. Diese Erklärung steht übrigens bereits in einem Buche, das auch Hr. *St.* gebraucht, und ist angekündigt durch das Register.

Im Grammatischen beurkundet Hr. *St.* Umsicht, Besonnenheit und ein gesundes Denken; doch mangelt ein tieferes Eindringen in die Syntax, und auf die Punctation der Masorethen wird zu wenig Gewicht gelegt. Sehr richtig erklärt er sich über הלוך הלכו, Richt. 8, 9, dahin, dass der *Infinitivus absolutus* die Stelle einer Art von Intonation vertrete; aber auch diese ist ein Nachdruck; und 2 Sam. 1, 6 soll נקרוא gerade den Begriff des Ungefähren,

Zufälligen hervorheben: *Forte fortuna perveni ad montem Gilboam.* Die im Commentare ſofort folgende Anmerkung über החדלתי würde Rec. als ein unnützes Hinundherreden geradezu ſtreichen. Hr. *St.* geräth ſelbſt auf das Richtige, und läſst es fahren, um הָחֳדַלְתִּי zu punctiren, was freylich keine Kunſt iſt. Die maſorethiſche Punctation, nach welcher das Wort ein Hophal ſeyn muſs, iſt ſchon darum die richtige, weil ſie allein einen guten Sinn gewährt: *bin ich aufgeben gemacht worden* u. ſ. w., d. h.: hat man mich genöthigt, fahren zu laſſen, oder: bin ich beraubt worden dieſes meines Vorzuges, daſs ich mich um einen geringeren bewerben ſollte? Im Kal, wie im Hiphil, läge, daſs der Oelbaum u. ſ. w. ſich deſſen, was ſeinen Werth ausmacht, gutwillig oder muthwillig entäuſsert hätte: was unmöglich vorausgeſetzt werden darf. — Noch minder befriedigt die weitſchweifige Note S. 182 ff., über כי על כן Richt. 6, 22. Hr. *St.* verwirft die von dem Rec. in dieſer A. L. Z. (Jahrg. 1830. No. 229. S. 392) vorgetragene Anſicht, daſs dieſe Redeweiſe auf einer Verwechſelung von Grund und Folge beruhe, darum, weil es ſchwer ſeyn möchte, ähnliche Beyſpiele aufzuweiſen, und weil die Sprache dergleichen logiſche Schnitzer ſchwerlich in ſtehenden Redensarten gleichſam geheiligt haben würde. Hr. *St.* ſchlägt ſodann eine andere Erklärung vor; aber er ſcheint nicht zu wiſſen, daſs bey על־כן, ohne כי, derſelbe Fall eintritt, Pſ. 42, 7. 45, 3, und daſs im Deutſchen jene Verwechſelung von Grund und Folge gleichfalls geheiligt worden iſt. Er citirt uns die Stelle Hiob 34, 27. Wolle er zwey Verſe weiter hinaufſehen zu den Worten לכן יכיר מעבדיהם, V. 25. Elihu ſagt V. 24: Gott zerſchmettere ohne Unterſuchung Machthaber u. ſ. w.; nun folgt V. 25 offenbar die Begründung mit den Worten: *darum kennt er ihre Thaten!* wie ein Deutſcher, um die Gründe ſeines Betragens gegen Jemand befragt, etwa auch antworten würde: *D'rum kenn' ich ihn eben.* Auf gut atomiſtiſch wird Hr. *St.* freylich einwenden, man habe nach לכן ein אשר zu ergänzen. Allein לכן אשר für יען כי wäre ganz und gar unhebräiſch, hier wäre ein logiſcher Schnitzer der derbſten Art, und daher von der Sprache auch nicht begangen. Es iſt wahrhaft niederſchlagend, daſs ſo federleichte Dinge immer von Neuem begreiflich gemacht werden müſſen.

In der Wortkritik ſcheint uns Hr. *St.* bisweilen allzukühn und unvorſichtig zu verfahren; in anderen Fällen dagegen iſt ſein ruhiges und methodiſches Räſonnement nicht von dem wünſchenswerthen Erfolge begleitet. Wenn er Kap. 16, 18 ועלו als ſyntaktiſch unmöglich verwirft, und dafür mit mehr, als zwanzig Handſchriften ויעלו leſen will, ſo überſieht er, daſs letzte Form ſofort als Hiphil folgt, und daher im Kal hier vermieden iſt. Mit der ſyntaktiſchen Unmöglichkeit aber iſt es wohl nicht ernſtlich gemeint; denn z. B. והאמין, *und er vertraute*, 1 Moſ. 15, 6, war doch möglich. Wenn der Vf. ferner Kap. 1, 19, auf die Autorität zweyer Handſchriften, zwiſchen die Worte יכלו ein לא להוריש aufnehmen will, ſo erlaubt ſich Rec. die Frage: Glaubt Hr. *St.* wirklich, daſs in dieſen zwey Codd. ſich die wahre Lesart traditionell erhalten habe, und worauf gründet ſich dieſer Glaube? Oder hält er die Lesart auch dort für eine Conjectur? Wer wird, zumal da die Stelle keine Schwierigkeit bietet, nach ein Paar verlorenen Handſchriften ſich auch nur umſehen? Dagegen hätte Rec. allerdings gewünſcht, daſs Kap. 4, 11, nach Anleitung von 4 Moſ. 10, 29, hinter חבב die Worte בן רעואל eingeſetzt worden wären; denn Moſis Schwiegervater hieſs *Jethro*, oder *Reguel*, aber nicht *Hobab*, und es iſt hiernach auch Hn. *St.'s* Note zu Kap. 1, 16 mehrfach zu berichtigen. Endlich erſcheint uns Kap. 2, 3, צדים in צרים zu verwandeln, zwar als die leichteſte Abhülfe; wenn ſich aber Hr. *St.* dafür auf 4 Moſ. 33, 55 וצררו אתכם beruft, ſo könnte man durch die nämliche Stelle auch verſucht werden, לצננים בצדיכם zu leſen, und Hr. *St.* hätte auch dieſen möglichen Fall discutiren ſollen.

Zur höheren Kritik giebt Hr. *St.* einen leſenswerthen Anhang, in welchem er von dem Alter, den Beſtandtheilen, Quellen u. ſ. w. des Buches der Richter handelt. So ſehr wir inzwiſchen die Unbefangenheit und auch den Scharſſinn anerkennen müſſen, mit welchem Hr. *St.* ſeinen Gegenſtand erörtert, ſo ſind wir doch auch durch die Lectüre dieſer Unterſuchungen in unſerem Wiſſen vom Buche der Richter um Nichts gefördert worden. Eine ſolche, auf ein einzelnes hiſtoriſches Buch beſchränkte, Unterſuchung kann ſchon darum kein ſchlieſslich befriedigendes Reſultat gewähren, weil jedes derſelben nur eine ſpätere, gemachte Einheit darſtellt, zu einer ſolchen, nach Auflöſung des organiſchen Verbandes, von einem Diaſkeuaſten neu verbunden. Es iſt unerläſslich, von der Geneſis bis zu den Büchern der Könige das Ganze ins Auge zu faſſen. Nicht einmal eine abgeſonderte Kritik des Pentateuchs iſt möglich, geſchweige eine ſolche der Geneſis, oder aber des Buches der Richter; denn dieſelben älteren und jüngeren Quellen ziehen ſich von Buch zu Buch; und ſie alle haben, wie es ſcheint, einen gemeinſchaftlichen Diaſkeuaſten, deſſen ordnende und nachbeſſernde Hand in der Geneſis eben ſo ſehr ſichtbar iſt, als im Buche der Richter, oder den Büchern Samuels. Die Quelle, aus welcher Richt. 3 — 16 gefloſſen, hätte der Vf. auch im Pentateuche wiederfinden können und ſollen; und um über Kap. 17 — 21 etwas Erkleckliches zu ſagen, muſste er, nach Anleitung der Reihenfolge bey den LXX, ſofort das jetzige Buch Ruth noch hinzunehmen. Gleich dem Letzten, ſteuern auch jene Erzählungen auf David hin, und ſollen offenbar das monarchiſche Princip vertheidigen. Beym Berichte von Unrecht und Gewaltthat wird jedesmal hinzugefügt, es ſey damals kein König in Israel geweſen; ein Jeder habe gethan, was er wollte, Kap. 17, 6. 18, 1. 19, 1. 21, 25, und beide Geſchichten (Kap. 17, 7. 19, 1) gehen, wie das Buch Ruth, auf Davids Vaterſtadt Bethlehem zurück. Eine vollſtändige, bewieſene und geſicherte Kritik aber aller dieſer Bücher gehört ſo lange noch in das Reich der frommen

Wünsche, als wir für sie und für den Propheten Jeremia uns mit den bisherigen Auslegungsschriften behelfen werden müssen. H. J. Z.

Berlin, b. Eichler, Stettin, b. Weiss: *Das neue Testament nach Dr. Martin Luthers Uebersetzung, mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen.* Herausgegeben durch *Otto von Gerlach*, Licenciaten der Theologie, Pastor zu St. Elisabeth in Berlin. Erster Band, welcher die *vier Evangelien* und die *Apostelgeschichte* enthält. 1835. XXVIII u. 530 S. 8. Auch unter dem Titel: *Die heilige Schrift nach* u. s. w. Fünfter Band. (16 gr.)

In die ansehnliche Reihe der populären, nicht bloss für Gelehrte von Fach berechneten, Bibelerklärungen, unter denen sich die Schullehrerbibeln von *Dinter* und *Brandt*, die Bibelwerke von *Lisko* und *Richter* auszeichen, tritt nun auch Hr. *v. Gerlach.* Der Zweck seines Buchs ist indessen nicht, „was man gewöhnlich Erbauung nennt, eine unmittelbare Anwendung auf das Herz und Leben, eben so wenig eine verstandesmässige Darstellung des Zusammenhanges jeder einzelnen Schrift, und eine Zerlegung ihres Inhalts, sondern vornehmlich eine Anleitung zu tieferer Erkenntniss der Bibellehre in ihrem Zusammenhange, und zur Ausdeutung ihres Sinnes im Ganzen und Einzelnen. Hieraus ergiebt sich schon, dass dasselbe kein Erbauungsbuch nach Art des von *Dinter* begonnenen und von *Fischer* fortgesetzten Werkes, und eben so wenig eine eigentliche Schullehrerbibel seyn soll, sondern dass es etwa für praktische Geistliche, wissenschaftlich gebildete Schulmänner und höher stehende Laien überhaupt berechnet ist. Der Vf. erklärt sich zwar darüber nicht bestimmt; aber wir schliessen, dass er diesen Kreis vor Augen hat, nicht allein aus seinen oben angeführten Worten, sondern auch aus der nur für solche Leser passenden Einleitung in die heil. Schrift überhaupt und die einzelnen Bücher, aus den archäologischen Erörterungen über die Proselytentaufe, das Paschafest und Aehnliches, aus der Rücksicht, welche er auf den Urtext nimmt, kurz aus der ganzen Oekonomie des Buches. — Was nun die Einrichtung desselben anlangt, so beginnt der Vf., wie schon angedeutet wurde, mit einer 38 Seiten füllenden Einleitung. In dieser spricht er zuerst von der Gottheit Christi und der Inspiration, welche er im streng kirchlichen Sinne annimmt, der Kanonicität der neutestamentlichen Schriften, der Lesarten u. s. w., und geht dann zu einer Einleitung in die einzelnen Bücher über, in welcher von dem Vf., dem Inhalt und der Abfassungszeit derselben geredet wird. Die Resultate der neueren Forschungen sind darin nicht unbenutzt gelassen, ohne jedoch zu sehr in die gelehrte Theologie abzuschweifen, die Charakterisirung der neutestamentlichen Schriftsteller, namentlich der Evangelisten und ihrer Schriften, kann wohlgelungen genannt werden, und der Apostel Paulus ist mit auffallender Kürze behandelt, während indessen seine Schriften hinreichende Rücksicht erfahren haben. Auf die Einleitung folgt der biblische Text nach Luthers Uebersetzung. „Kleinere Ungenauigkeiten, z. B. im Gebrauche des Artikels, ferner unverständliche Wörter, sind gleich im Texte berichtigt worden. Da, wo in der Lutherischen Uebersetzung der Sinn verfehlt war, ist sie in der Anmerkung durch ein vorgesetztes Gr: (Griechisch) berichtigt. Wo die Uebersetzung nicht gerade falsch war, dem Leser aber doch daran liegen durfte, eine möglichst genau an den Urtext sich anschliessende Uebersetzung zu haben, da ist diess durch ein W. (wörtlich) bezeichnet worden. — 1) Die Anmerkungen, welche nicht zwischen die Verse eingeschoben sind, sondern sich unter dem Texte befinden, „sollen, der Absicht des Vfs. nach, nicht gerade fertige Ergebnisse den Lesern in die Hand geben, sondern, nebst der Wegräumung von Schwierigkeiten, kurzen Sacherläuterungen u. s. w., sie zu eigenem Nachdenken und Eindringen in den Sinn der Schrift, zu einem wiederholten Erwägen und Erfassen desselben anleiten.“ Sie lassen daher zwar Manches, was sich der gebildete Bibelleser von selbst erklären kann, unerörtert, geben aber weit vollständigere und gründlichere Bemerkungen aus der Archäologie, als die Schriften von *Dinter* und *Brandt*, und nicht selten anregende Winke und Fingerzeige, während ihnen freylich das praktische Element fast gänzlich abgeht. Von den Auslegern, welche dabey benutzt worden sind, hat der Vf. Chrysostomus und Augustin, Luther und Calvin häufig wörtlich und mit Hinzufügung ihres Namens, Luthers Randglossen namentlich beynahe alle angeführt; andere ältere und neuere Ausleger, die er gebraucht, und ein oder das andere Mal wohl auch wörtlich hat reden lassen, sind nicht genannt worden; bey der Erklärung der Bergpredigt hat er übrigens mit Recht *Tholucks* trefflichen Commentar benutzt. Ausserdem sind den einzelnen, von dem Vf. gemachten Abschnitten, welche sich natürlich nicht immer gerade an die Kapiteleintheilung halten, Einleitungen vorausgeschickt. In diesen sind treffende Uebersichten über den Gesammtinhalt der einzelnen Abschnitte und die Gesichtspuncte angegeben, von welchen aus dieselben zu beurtheilen sind. Wir haben diese grösstentheils mit Vergnügen und Interesse gelesen, und erwähnen, statt vieler anderen, die Bemerkungen über das Verhältniss des Johannes des Täufers zu Jesu bey Matth. 11, das Wesen und den Zweck der Gleichnisse bey Matth. 13, die Charakterisirung des Judas bey Matth. 26. Ohne Zweifel wird durch solche Einleitungen die Einsicht in den Geist der heil. Schriften wesentlich befördert, und wir stehen daher nicht an, sie für das wichtigste Verdienst der angezeigten Schrift zu erklären. Weniger billigend aber, als über alles bisher Angeführte, vermögen wir uns über die dogmatische Ansicht unseres Vfs. auszusprechen. Es gehört derselbe nämlich zu der Partey der sogenannten Neuevangelischen, und ist daher ein starrer Anhänger der kirchlichen Lehren von der Dreyeinigkeit, stellvertretenden Genugthuung, Gnade u. s. w. Rec. ist nun zwar weit entfernt, einer Bibelerklärung im Sinn und Geiste *Dinters* das Wort reden zu wollen, sondern giebt im Gegentheile die Oberflächlichkeit, Ungründlichkeit und Flachheit der *Dinter*'schen Schullehrerbibel unbedenklich zu, aber er kann eben so wenig glauben, dass die vom Hn. *v. Gerlach* gewählte dogmatische Erklärungsart die ächt christliche, dem Geiste der h. Schrift wahrhaft entsprechende, und den Bedürfnissen der Zeit angemessene sey. Da indessen hier nicht der Ort seyn kann, diese Ansicht mit Gründen zu stützen, so beschränkt sich Rec. darauf, diese Richtung des Buches namhaft gemacht zu haben, und bemerkt nur noch, dass in den Stellen, wo die dogmatische Ansicht des Vfs. nicht in Betracht kommt, also in Allem, wo es sich um Sacherklärungen, um rein sittliche Aussprüche und allgemeine Religionslehren handelt, Theologen aller Parteyen Befriedigung finden werden. — a —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

JANUAR 1837.

JURISPRUDENZ.

Leipzig, b. Köhler: *Das römische Privatrecht und der Civilprocess bis in das erste Jahrhundert der Kaiserherrschaft.* Ein Hülfsbuch zur Erklärung der alten Classiker, vorzüglich für Philologen nach den Quellen bearbeitet von Dr. *Wilhelm Rein* (Professor am grossherzogl. Gymnasium zu Eisenach). Mit einer geschichtlichen Uebersicht der römischen Verfassungsgeschichte und der Rechtsquellen bis auf Justinianus. 1836. XXXIV u. 537 S. gr. 8. (2 Thlr. 12 gr.)

Unter allen Hülfswissenschaften der Jurisprudenz gebührt gewiss keiner ein höherer Rang, als der Philologie. Aufgabe der Philologie muss es seyn, die Interpretation der unserer Zeit erhaltenen alten Rechtsquellen in Gesetzbüchern, legislativen Fragmenten, wissenschaftlichen Schriften der Juristen, alten Urkunden und Denkmälern aller Art durch sprachliche und geschichtliche Forschung entweder selbst zu unternehmen, oder die unternommene zu controliren und zu unterstützen. Ihr wird es um das *System*, um das irgendwo und zu irgend einer Zeit gerade geltende Recht, als solches und als ein Ganzes, nicht zu thun seyn; sie muss sich vielmehr auf Antiquitäten hauptsächlich des römischen Rechtes beschränken. Das Feld ihrer Thätigkeit kann in dieser Beziehung kein anderes seyn, als *Geschichte* und *Exegese*. Während die Jurisprudenz selbst von der geschichtlichen Basis zum Gipfel eines in der Wirklichkeit erscheinenden organischen Rechts-Ganzen emporarbeitet, hat die Philologie die entgegengesetzte Richtung, von der Spitze zur Basis abwärts, zu verfolgen. Die Jurisprudenz ist eine combinirende, construirende, die Philologie eine secirende Wissenschaft.

Diese, das Verhältniss der beiden Wissenschaften normirenden Grundbestimmungen glaubte Rec. der Kürze halber vorausschicken zu müssen, um den Werth und die wissenschaftliche Bedeutung der vorliegenden Schrift für die *Jurisprudenz* überhaupt danach bemessen, hieran aber mehrere juristische Bemerkungen knüpfen zu können, indem er die Beurtheilung derselben in *philologischer* Hinsicht der Kritik dieses Faches selbst überläst. Von dem Obigen ausgehend, muss es vor allen Dingen befremden, *von* einem Philologen und *für* Philologen hier ein Hülfsbuch aufgestellt zu sehen, welches das gesammte *römische Privatrecht und den Civilprocess*, wenn auch nur „bis in das erste Jahrhundert der Kaiserherrschaft" zu umfassen verspricht. Und diese ganze Arbeit soll zur Erklärung der alten Classiker dienen. Letztes ist in der That eine rein philologische Aufgabe, besonders in sofern unter jenen Classikern gerade nicht die *juristischen* Classiker, welche vom Vf. nicht ganz ausgeschlossen wurden, verstanden werden, welche denn doch, unserem Dafürhalten nach, bereits durch juristische Interpretation und Exegese hinlänglich in das Klare gesetzt sind. Wenn nun auch der Vf., der wohl im Verfolge seiner Arbeit selbst fühlen mochte, dass sie in ihrer ursprünglichen Gestalt zu weitschichtig und über das Gebiet der Philologie hinausschreitend angelegt sey, in der Vorrede (S. VIII) seine feierliche Titelankündigung dahin einschränkt, dass er ein „möglichst vollständiges (Rechts-) System der Ciceronianischen Zeit" geben, und (S. X) das Ciceronianische Zeitalter als Mittelpunct seiner Darstellung (ohne jedoch die Andeutungen aus früherer Zeit zu vernachlässigen) festhalten, daher durchgängig im ersten Jahrhunderte der Kaiserherrschaft *abbrechen* will: so glaubt Rec. dennoch, dass der Vf. in Berücksichtigung seines Zweckes sich der Mühe überheben konnte, ein durch bloses Zusammentragen bekannter juristischer Definitionen und Rechtssätze häufig gewonnenes, der *philologischen* Erläuterungen nicht selten entbehrendes *System* des römischen Privatrechts und Civilprocesses zu schreiben. Es mussten vielmehr seine philologischen Bemerkungen, im Hinblick einestheils auf die grosse Menge rein übersichtlicher und selbst dem im grossen Gebiete des Rechts gänzlich Unbewanderten leicht verständlichen Rechtscompendien neuerer Zeit, anderentheils auf die bey jedem Philologen vorauszusetzenden sprachlichen und geschichtlichen Vorkenntnisse sich lediglich darauf beschränken, gerade diejenigen einzelnen Rechtsmaterien und Lehrsätze näher zu unterstützen, oder aber zu entkräften, für deren philologische Behandlung er eben durch seine Vorarbeiten mit Stoff genugsam versehen zu seyn glaubte. Belegstellen oder rechtliche Erläuterungen aus den philologischen Classikern der Ciceronianischen Zeit für *jede* einzelne, dem System einverleibte Lehre und deren Nüancen auffinden zu wollen, wäre eine ungemein unerspriessliche, ja vergebliche Arbeit. Anspruch auf vollständige systematische Darstellung des römischen Rechts kann aber die vorliegende Schrift schon desshalb nicht machen, weil sie die einzelnen Rechtsinstitute hauptsächlich nur für die Zeit der classischen Autoren erörtert, hiedurch aber

theils der, dem Philologen höchst wichtigen, historischen Begründung einzelner Lehren entbehrt, theils den wahrhaft interessantesten Abschnitt des erst in der späteren Kaiserzeit immer mehr und mehr vervollkommneten römischen Rechts schlechthin übergeht. Ob übrigens dem philologischen Publicum mit einer solchen *durchschnittlichen* Darstellung des römischen Rechts wirklich gedient sey, darüber erlauben wir uns kein Urtheil.

Für einen, auf den Werth seiner Wissenschaft mit Recht stolzen, Juristen aber ist es ein drückendes, höchst unerfreuliches Gefühl, das herrliche Gesammtgebäude, den Tempel dieses Rechts, als unvollendetes Bruchstück, ohne Kuppel und Dachung, dastehen zu sehen. Statt einer schönen Statue enthüllt der Vf. einen unvollendeten Torso vor unseren Augen. Indessen hat der Vf. das öfter Ungenügende seiner Darstellung, wie wir es weiter unten im Einzelnen nachweisen werden, selbst gefühlt, und ist in mancher Lehre von seinem ursprünglichen Plane dadurch abgewichen, dass er ihr eine breitere *historische* Basis untergelegt, ja sogar hie und da, z. B. in der Verjährungslehre, selbst die Gebilde der spätesten Kaiserzeit berücksichtigt hat.

Dass der Vf. bey Benutzung der Quellen, um nichts Fremdartiges einzumischen, hauptsächlich nur Zeugen der von ihm behandelten Ciceronianischen Zeit vorführt, und dass er das als unbezweifelt in den Quellen Mitgetheilte, oder als richtig von den neueren Bearbeitern Anerkannte sorgfältig sammelt, und getrennt von dem Zweifelhaften und Dunkelen hinstellt, muss als consequente Durchführung seines vorgefassten Planes erscheinen.

Nachdem wir uns somit, wenn gleich nicht überall billigend, über den Zweck und die Anordnung des Werkes im Allgemeinen ausgesprochen, gehen wir, die weitere Kritik lediglich dem vom Vf. selbst befolgten Plane unterordnend, zur systematischen Eintheilung desselben über.

Das Ganze zerfällt in drey Hauptabschnitte: *I. Geschichte der römischen Staatsverfassung; II. Geschichte der römischen Rechtsquellen und der Rechtswissenschaft; III. Römisches Privatrecht und Process.* Beide erste Abschnitte gehören der äusseren Rechtsgeschichte an, und werden in synchronistischer Methode und in vier Perioden durchgeführt. Der dritte Theil ist ein Stück der inneren Rechtsgeschichte, und wird systematisch-chronologisch behandelt. Die beiden ersten Abschnitte dienen dem Systeme selbst nur zur Einleitung, und machen, als eine gedrängte Zusammenstellung der durch die Forschungen *Niebuhr's*, *Zimmern's* und *v. Savigny's* gewonnenen Resultate, keinen Anspruch auf Originalität, obschon sie, und ganz besonders der Abriss der römischen Staatsverfassung, mit lobenswerther Klarheit und mit Geschmack vorgetragen sind. Nur will uns die Eintheilung (S. 5) in *Rechtsquellen*, „aus welchen die Rechtswissenschaft der Alten bestand, Gesetze, wissenschaftliche Bücher, welche sie befassen", und *Quellen der Rechtswissenschaft* „welche wir besitzen, und denen wir unsere Rechtskunde verdanken", desshalb nicht ansprechen, weil ihnen der streng logische Eintheilungsgrund offenbar fehlt, und dadurch nur Gelegenheit zu Wiederholungen und Widersprüchen gegeben wird; so z. B. werden (S. 76) Cicero's Schriften mit Unrecht *Rechts*quellen genannt, während sie lediglich den Quellen der Rechts*wissenschaft* überhaupt angehören.

Was hiernächst Inhalt und Anordnung des Systems des *römischen Privatrechts* selbst anlangt, so wäre ausser der Lehre von den Personen, in welcher übrigens eine sehr gelungene Abhandlung über den s. g. *status existimationis*, über *ignominia* und *infamia* befindlich ist, die Voraussstellung noch mehrerer allgemeiner Lehren, z. B. von den Handlungen, Zeitverhältnissen und vom Besitz, wie sie der Grundriss von *Heise* und das *Wening*'sche Lehrbuch angiebt, wünschenswerth gewesen. Die weitere Eintheilung ist folgende: I Buch: *Sachenrecht:* 1) Eigenthum, 2) *jura in re;* II Buch: *Familienrecht:* 1) Ehe, 2) väterliche Gewalt, 3) Vormundschaft, 4) Sklaverey, 5) *Mancipium;* III Buch: *Obligationen-Recht;* IV Buch: *Erbrecht:* 1) *Hereditas,* 2) *Bonorum possessio;* V Buch: *Actionenrecht:* 1) Personen, 2) gewöhnliches Verfahren, 3) Verfahren *extra ordinem*, 4) Rechtsmittel; womit das Werk, nach Anschluss sehr vollständiger Register, schliesst.

Es sey uns erlaubt, gleich hier einige, das System betreffende Bemerkungen anzuknüpfen. Die Stellung des Familienrechts vor dem Obligationen-Recht ist besonders in dem Umfange, wie ihn der Vf. wählte, nicht räthlich, und wird in *Pernice's* und *Heise's* Systemen gemissbilligt. Die Lehre *vom Besitze* (S. 125 ff.) ist zwar Grundlage der Eigenthumslehre, hat aber von Letzter ganz unabhängige Beziehungen, und musste daher von ihr getrennt und umfassender behandelt werden; wir erinnern in dieser Beziehung bloss an die *poss. naturalis*, *poss. ad interdicta*, *malae fid. poss.* und den *fur.* Die *jura in re* (S. 159 ff.) wurden ungemein kurz abgethan, die *Emphyteusis* auf einer halben Seite, die *Superficies* auf drey Zeilen; der wichtigen und für einen Ungeübteren sehr schwierigen Lehren vom *Pfandrecht* sind sogar nur drey Seiten gewidmet. Hiebey bleiben natürlich die näheren Rechtsverhältnisse dieser Puncte ganz unberührt, und die gerade für die Philologie sehr einflussreiche Lehre von den *servitutes praed. rusticorum* (S. 163) enthält kaum mehr als Definitionen von *iter*, *actus* und *via*, während das *Eherecht* (S. 174 ff.) 40 Seiten umfasst. Ueberhaupt ist das gesammte *Familienrecht* (S. 179 bis 290) mit musterhaftem Fleisse und mit grosser Umsicht bearbeitet, nur dass dabey, gegen den ursprünglichen Plan, das ältere Recht zu sehr hervorgehoben wurde. Als sehr zweckmässige Anhänge dieses Buches erscheinen ferner die Lehren von der *Verwandtschaft*, *Sklaverey* und *mancipium* (S. 263 bis 290). Auch das *Obligationenrecht* (293—358) ist im Ganzen vollständig und sorgsam behandelt.

Die Eintheilung desselben ist die alte des Gajus und der Institutionen Justinian's. Im 1 Kap. (*Inhalt der Oblig.*) durfte *juramentum in litem*, *datio in solutum*, *aestimatio*, *beneficium competentiae*, *interusurium*, *periculum* und *privilegium exigendi* nicht übergangen werden; auch hätten im 2 Kap. (*Subject der Oblig.*) die Lehren von den Correalobligationen, *noxae datio* und *actio tributoria* mehr Aufmerksamkeit und philologische Bearbeitung verdient. Unter den *Realcontracten* (4 Kap.) ist *commodatum*, *depositum* und *pignus* sehr karg und dürftig, *mutuum* dagegen mit vorzüglichem Fleisse, doch wiederum, unter Verletzung des Planes, mit überwiegender Berücksichtigung des älteren Rechts erörtert. Die Entwickelung der *Wuchergesetze* (S. 302—311) ist, abgesehen vom Plane, musterhaft. Dagegen ist die Lehre von den *Condictionen* (10 Kap.), sowie das gesammte *Erbrecht* (4 Buch), besonders das schwierige Recht der *Notherben* und der Erbfolge *contra tabulas* flüchtig dargestellt, und das classische Werk *Francke's* dabey nicht einmal citirt. Das *Actionenrecht* (5 Buch) endlich ist nach *Zimmern* und *Bethmann-Hollweg* recht gut bearbeitet; besonders reichhaltig aber sind die Nachrichten über das *Centumviralgericht* (S. 316 ff.) und den Unterschied der *actiones stricti juris*, *bonae fidei* und *arbitrariae*. — Die *literarischen* Hülfsmittel und Notizen sind in der Regel vollständig und mit Berücksichtigung der neuesten Schriften angezeigt, doch nicht überall mit der besten Auswahl; so z. B. wird in der Verjährungslehre (S. 144) [obschon hier *Alph. Peucers* kaum erschienene Inauguraldissertation *De usucapione pro herede* schon genannt ist] bloss *Unterholzner*, als das „vollständigste und beste Werk über diesen Gegenstand", *Reinhard's usucapio* als „klare und umfassende Zusammenstellung" und *Engelbach*, ingleichen bey dem *Pfandrecht* (S. 169) nur *Gesterding* angeführt, während neuere und noch bessere Schriften, wie *Möllenthiel*, *Thibaut*, *Rosshirt*, *Pfeiffer*, *v. Loehr* u. A. übergangen werden.

Wenn wir nun zur Kritik der Darstellung einzelner Rechtsmaterien selbst überzugehen haben, so kann es unmöglich unsere Absicht seyn, alle oder auch nur die wichtigeren Bemerkungen hier mitzutheilen, welche sich bey Lesung des Buches darboten. Wir werden vielmehr nur einzelne schwierigere Gegenstände einer näheren Würdigung unterwerfen, um an diesen Prüfsteinen den Werth des Werkes in der Kürze zu erproben. Hiezu glaubten wir die Lehre über *Edictum*, *Besitz* und *Verjährung* vorzugsweise geeignet.

Mit Recht wird unter den Rechtsquellen der Periode von den XII Tafeln bis zu dem Ende der Republik das *Edictum Praetorium* (S. 70) genannt, und dessen Entstehung, Zweck und wesentlicher Nutzen für die Fortbildung des römischen Rechts überhaupt treffend dargestellt. Nur darin vermögen wir dem Vf. nicht ganz beyzustimmen, wenn er schlechthin behauptet, der Prätor habe von dem einmal von ihm aufgestellten Edicte durchaus nicht abweichen dürfen, und diess habe *Lex Cornelia* nur von Neuem eingeschärft. In den früheren Zeiten der Republik war weder der nachfolgende Prätor an das Edict seines Vorgängers streng gebunden, noch war er selbst rechtlich verpflichtet, während seiner Amtsführung das eigene Edict als unabänderliche Norm beyzubehalten. Denn theils konnten sich täglich ganz neue Verhältnisse gestalten, welche im Edict noch nicht bedacht waren, theils und hauptsächlich aber lag es im Wesen und Zweck dieser magistratischen Gesetzgebung, dass sie keine stabile, sondern eine bewegliche war. Erst als im Verlaufe der Zeit für bestimmte Fälle bestimmte Regeln sich traditionell gebildet hatten, durfte es der nachfolgende Prätor nicht mehr wagen, die bereits entstandene öffentliche Meinung im Volke durch die Neuerungen im Edict zu verletzen. Indessen war diess bloss Regel der Klugheit, keine rechtliche Nothwendigkeit, bis *Lex Cornelia*, erst im Jahre 687 der Stadt gesetzlich anzuordnen für gut fand, dass diese Magistrate von ihren eigenen Edicten während des Laufes ihrer Amtsführung nicht abgehen durften, und endlich das sogenannte *perpetuum edictum* unter Kaiser Hadrian eingeführt wurde. Letztes wird vom Vf. für ganz gleichbedeutend mit *annuum edictum* (S. 80) und überhaupt für nicht so wichtig gehalten, als es in der That ist. Denn dass Hadrian ein unveränderliches Edict wenigstens des *Praetor urbanus* begründet hat, beweisen nicht allein die seit jener Zeit erscheinenden Commentare über dasselbe, sondern auch die uns in den Pandekten erhaltenen Excerpte und Fragmente aus dem Edictum, welche überall gleich lauten, endlich die zahlreichen Restitutionsversuche.

Dass die Lehre *vom Besitze* (S. 125) lediglich als Grundlage des Eigenthums vom Vf. betrachtet werde, ist als einseitig bereits gerügt worden. Mit Recht theilt er ferner das Eigenthum ein in *dominium legitimum* und *natürliches;* und wohl bloss aus Versehen wird unter dem Begriffe des Letzten neben a) *bonae fidei possessio* und b) dem *in bonis esse*, auch c) *nudum jus Quiritium* (S. 132) mit eingereiht. Ferner scheint es nicht ganz richtig zu seyn, dass der *bonitarische* Eigenthümer „Schutz gegen alle Beeinträchtigungen, namentlich gegen die Vindication des vorigen Herrn" gefunden habe (S. 130). Regel ist vielmehr, dass bonitarisches Eigenthum und *exceptio Publiciana* gegen Vindication nicht schützen, ausgenommen im Falle der *exceptio rei venditae et traditae* gegen den eine *res mancipi* bloss tradirt habenden Vindicanten — was der Vf. übrigens auch S. 157 selbst zugiebt.

Ausser *mancipatio* und *in jure cessio* war auch *usucapio* eine der ältesten Arten civiles Eigenthum zu erwerben. Von ihr behauptet der Vf. (S. 144), sie sey eingeführt worden, „um den *strittigen* Zustand über die Rechte einer Sache nicht lange *unbestimmt (!)* zu lassen, und die Rechtsstreitigkeiten zu vermindern". Nach dieser Wortfassung könnte es scheinen, als ob durch *usucapio* die Sache *erst recht strittig* hätte werden sollen. Indessen man

fieht, was der Vf. fagen will. Demnach war der hauptfächlichfte und ältefte Grund der Einführung der *ufucapio* nicht der eben angegebene, fondern *Ergänzung* der ftrengen civilen Erwerbungsformen der *mancipatio* und *in jure ceffio*, wobey an einen *ftrittigen* Zuftand über die Rechte an der Sache nicht zu denken ift, da gerade diefe *ufucapio* vielmehr Abficht der Parteyen bildete, und der *poffeffor* dem *dominus* jederzeit vorging, auch gegen jeden Dritten ein ftärkeres Recht hatte. Dagegen fchlichtete *ufucapio* einen Rechtsftreit, oder beugte demfelben vielmehr nur vor im Falle der *bonae fidei poffeffio* an Sachen, *quae non a domino traditae fuerint — Gajus* II, §. 43. 44 —, in welchem Falle erft die *vollendete ufucapio* Gewifsheit gab, dafs dem *poffeffor*, der gegen den *dominus* mit der *actio Publiciana* nicht durchdrang, diefer oder ein Dritter die Sache inzwifchen nicht noch abftritt, was bey der obigen ergänzenden *ufucapio* nicht vorkommen konnte.

Wenn ferner (S. 146) behauptet wird, dafs in Beziehung auf *Berechnung* der Ufucapionszeit die Regel gegolten habe, es „müffe der letzte Tag der U. beendigt feyn, welcher dem wiederkehrenden Tage des angefangenen Befitzes vorangehe“, fo ift diefe *naturalis computatio*, wenn gleich fonft im römifchen Rechte nach *von Loehr* im Archive für civiliftifche Praxis Bd. XI, Heft 3, S. 411 ff. als Regel anerkannt, dennoch bey *ufucapio* ausgefchloffen: *fr.* 6, *Dig.* (413): *in ufucapionibus non a momento ad momentum, fed totum poftremum diem computamus*, fo dafs fchon der Anfang diefes *poftremus (noviffimus in fr.* 15 *Dig.* 44. 3) *dies* genügt, um die U. *civiliter* zu vollenden, wogegen höchft wahrfcheinlich bey der *lgi temp. praefcriptio* die *computatio naturalis* Anwendung fand. Weitere Belehrungen hierüber find zu finden in dem neueften Werke über diefen Gegenftand von *Hameaux:* die *ufucapio* und *longi tempor. praefcript.* Giefsen, 1835, §. 21.

Ferner wird (S. 147) behauptet, es habe keine *ufucapio* ohne *bona fides* und *juftus titulus* Statt finden können, ein Satz, der, abgefehen davon, dafs *ufucapio* hier im engsten Sinne, entgegengefetzt allen übrigen Arten der erwerbenden Verjährung, welche auch ohne jene Erfodernifle vollendet werden können, gebraucht wurde, offenbar zu allgemein ift, denn fchon die alte *pro herede ufucapio lucrativa* ift nach Gajus II, 52 ff. ohne *bona fides* vor fich gegangen.

Die fchwierige Lehre von der *longi temporis praefcriptio* hätte nicht in die Note auf S. 148 verbannt, fondern in dem Texte felbft einer umfaffenderen Erörterung gewürdigt werden müffen, da fie älter als die Kaiferzeit ift, und höchft wahrfcheinlich bereits durch das prätorifche *Edictum* eingeführt wurde; wobey denn die claffifchen Stellen in *Seneca Epift.* 79; *Sueton Domit.* 9, und *Aggenus Urbicus d. controv. agrorum* eine paffende Erklärung hätten finden können. Auch ift die Behauptung, „Juftinian habe die *lgi tp. praefcript. gänzlich aufgehoben*“, (S. 148) nach einer richtigen Interpretation der *Lex unica Cod. d. ufucap. transform. VII*, 31 nicht zu rechtfertigen. Jedenfalls hätte eine umfichtige Unterfuchung über die Unterfchiede der *ufucap.* und *lgi tp. praefcr.*, welche wir ungern vermiffen, zu richtigeren Refultaten geführt.

Oben haben wir bereits erwähnt, dafs das ganze *Actionenrecht* (S. 403—521) im Allgemeinen vorzugsweife eine gründliche Bearbeitung erfahren hat. Indeffen hat auch hierin wieder der Vf. die Schranken feines Planes, d. h. das Ciceronianifche Centrum, nicht felten überfchritten. Der alte *Legis-actionen-Procefs* (S. 458—465), obfchon trefflich dargeftellt, hätte übergangen werden müffen; denn es ift bekannt, dafs fchon im Jahre 234 v. Chr. diefe Procefsart verhafst, und durch *Lex Aebutia* und zwey *leges Juliae* förmlich abgefchafft wurde. Nach demfelben Grundfatze mufste felbft Vieles aus der Lehre vom *Ordo judiciorum publicorum* wegfallen, eben fo faft die ganze fchöne Abhandlung über das *Centumviralgericht*, deffen Alter von *Niebuhr* fogar bis auf Servius Tullius hinaufgeführt wird, und die gefchichtlichen Forfchungen über die *recuperatores*, die *manus injectio*, und Manches über das Verfahren *extra ordinem* (S. 494), welches feine eigentliche Bedeutung erft in der fpäteren Kaiferzeit fand.

Durch diefe kurzen Bemerkungen glauben wir fchon nachgewiefen zu haben, dafs der Vf. nicht felten an der Durchführung feines Planes, nur einen *Rechts-Durchfchnitt* aus der claffifchen Zeit Cicero's zu veranfchaulichen, gefcheitert ift, und dafs das Werk felbft einer angemeffenen inneren Rundung und Fülle entbehrt, welche ihm leicht dann gewonnen worden wäre, wenn der Vf. fich mit einer vollftändigen, fowohl die gefchichtlichen Grundlagen, als die fpätere Fortbildung der Rechtsinftitute berückfichtigenden Darftellung *einzelner* Gegenftände des Syftems begnügt hätte, anftatt das gefammte römifche Privatrecht und den Procefs *zugleich*, wenn auch nur durchfchnittlich, erfchöpfen zu wollen.

Schliefslich machen wir noch auf die zahlreichen, oft fehr gelungenen gefchichtlichen und polemifchen Erörterungen aufmerkfam, welche in den, dem Texte untergefetzten Noten enthalten find, und nennen unter denfelben befonders die über *res mancipi* S. 141 ff., *familia* S. 173 ff., *infamia* S. 110, *ftipulatio* S. 318, *nexum* S. 313, *ftatu liberi* S. 284, *equites* S. 412, *manus injectio* S. 492, *interdictum* S. 507. — Die dem Werke angefügten beiden Regifter über Sachinhalt und über die aus alten Autoren citirten oder erklärten Stellen find vollftändig und gewifs brauchbar. Am ftärkften benutzt unter den Schriftftellern find Cicero, Gajus, Ulpianus, Feftus, Livius, Gellius und Seneca. Druckfehler finden fich nur wenige, Typen und Papier find kräftig und fchön.

A. W.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

JANUAR 1837.

MEDICIN.

Hamm, b. Schulz: *Der Stockfischleberthran in naturhistorisch-chemisch-pharmaceutischer Hinsicht, besonders aber seine Heilwirkungen in rheumatischen und scrophulösen Krankheitsformen*, von Dr. *Franz Brefeld*, Physicus zu Hamm. 1835. 164 S. 8. (1 Thlr. 6 gr.)

Seit dem Jahre 1822, als *Schenk* den Leberthran in den Heilmittelschatz einführte, hat man zwar seine Heilkraft so bewährt gefunden, dass er als ein wichtiges Medicament nun fast allgemein anerkannt ist, jedoch hat sich noch keine, seine Indication feststellende Einheit der ärztlichen Meinung gebildet. Eine seine Heilpotenz prüfende Monographie ist desshalb ein recht zeitgemäfses Unternehmen, und erfreulich ist es, dass ein Mann sich diesem unterzog, der die Wirkung dieses Mittels in einer grofsen Zahl von Krankheitsfällen — er giebt sie zu 1000 an — erprobt hat, und, wie aus dieser Arbeit erhellt, ein recht gründlich rationeller, praktischer Arzt ist, dem wir gern und leicht, sowohl in seinen theoretischen Ansichten, als auch in seinen naturgetreuen Krankheitsgemälden und bündigen, erschöpfenden Krankheitsgeschichten folgen.

Die von dem Vf. in der Einleitung berührten menschlichen Schwächen, welchen wir das ephemere Erscheinen so vieler Heilmittel verdanken, sind bey dem Leberthran weniger in Conflict gekommen. Es hat derselbe mit vielen unserer wichtigsten Heilmittel das gemein, dass wir nicht wissen, wie und durch wen seine Heilkraft entdeckt wurde. Er war lange in Holland und Westphalen vielfach gebrauchtes Heilmittel, ehe die Aerzte von ihm redeten, und erst dadurch, dass unter dem Volke seine Wirksamkeit auffallend wurde, lenkte sich die Aufmerksamkeit Jener auf ihn. Haben ihn nun auch mehrere Aerzte schon längere Zeit in Anwendung gebracht, so gebührt doch *Schenk* das Verdienst, ihn zuerst als Heilmittel allgemein bekannt gemacht zu haben.

1 Kap. *Naturhistorische Darstellung.* Er wird von dem Geschlechte *Gadus* gewonnen, welche Species und welche Theile des Fisches ihn aber liefern, darüber existiren verschiedene Angaben, die der Vf. anführt. — 2 Kap. *Physisch-chemische Eigenschaften, qualitative und quantitative Analyse nach Dr. Marder.* (Woher die stärker saure Reaction des braunen, als des blanken — besser wohl des trüben, als klaren, denn es giebt eine ganz weisse, unkräftige, künstlich decoctirte Sorte — da nach der quantitativen Analyse letzter mehr Säure, als erster enthält?) — 3 Kap. *Anwendungsart als Heilmittel.* Die Landleute in der Umgegend des Vfs. nehmen vielfach grofse Dosen, $\frac{1}{4}$ — 1 Schoppen in längeren Zwischenräumen. Der Vf. giebt immer kleinere, $\frac{1}{2}$ bis 1 Efslöffel voll mehrmals täglich. Einige Formeln zur Einhüllung desselben und zu Salben sind angegeben. — 4 Kap. *Wirkungsart auf die thierische Oekonomie im Allgemeinen.* Aufser dass er Ekel macht, afficirt er die Verdauungswerkzeuge gar nicht, verdirbt durchaus den Magen nicht, nur taugt er nicht in acuten Krankheiten, wo die Digestion ganz danieder liegt, und in chronischen, wo die Integrität der Verdauungsorgane unheilbar verletzt ist; aber in Krankheiten, welche ins Bereich seiner Heilkraft gehören, wird er bey ausserordentlich tief stehender Vitalität nicht allein gut vertragen, sondern er hebt diese auch auf eine höchst merkwürdige Weise. Kritische Erscheinungen sah der Vf., den Erfahrungen Anderer widersprechend, durchaus keine nach ihm, weder im Urin, noch der Hautausdünstung, noch Stuhlentleerung, mit Ausnahme von zwey Fällen, wo etwas der Art sich zeigte. Die von ihm hervorgebrachte Veränderung in den Excretionen hängt nicht von einer directen Wirkung auf diese Organe ab, sondern nur secundär von der durch ihn bemerkten Veränderung und Beseitigung des kranken Vegetationsprocesses. Nach seiner Erfahrung weiss der Vf. desshalb über die Art seiner Heilwirkung nichts Anderes zu sagen, als dass dieselbe eine *specifike* gegen specifike, ihrem Wesen nach uns unbekannte Krankheiten: Rheuma und Scropheln sey. Diefs giebt dem Vf. nur Veranlassung, die Verwandtschaft dieser beiden Krankheiten hier nachzuweisen. Seine Gründe sind: dieselbe Constitution giebt Anlage zu beiden; wechselsweise Erblichkeit beider ist unverkennbar, nur sind Scropheln mehr dem jugendlichen Alter eigen, Rheumatismus der späteren Lebensperiode; Aufenthalt in verdorbener, ungesunder Luft und schlechte Nahrungsmittel veranlassen beide; beide gedeihen vorzüglich in nördlichen Ländern, feuchter, kalter Jahreszeit und Witterung; bey beiden ist grofse Neigung zu Säurebildung im Harne; beide haben ähnliche Einwirkung aufs Knochensystem; aus Rheuma entsteht Osteomalacie, aus Scropheln Rhachitis; bey beiden sind dieselben Heilmittel wirksam, Seebäder, Spiefsglanz, Quecksilber, Aconit, Guajac und vorzüglich Leberthran. (Bemerken wir hiebey, dem Vf. vorgreifend, dass er später einen wesentlichen Unterschied zwischen Rheumatismus und Arthritis

macht — freylich ohne diagnostische Merkmale anzugeben — so ist nicht unberührt zu lassen, dass, was der Vf. hier von Rheumatismus sagt, weit mehr von Gicht gilt, und daher eine weit grössere Verwandtschaft der Scropheln mit dieser, als mit jener Krankheit angenommen werden muss.) Da der Herd jener Krankheiten das vegetative System sey, so müsse dieses auch die Sphäre der Wirksamkeit des Thrans ausmachen, und zwar wird dasselbe nach dem Vf. durch ihn umstimmt und bethätigt, nicht aber, wie in *Rusts* Handbuche der Chirurgie angenommen ist, herabgestimmt, was hier weiter erörtert ist. Die Heilwirkungen des Thrans erfolgen langsam, und es ist dazu ein lang anhaltender Gebrauch nöthig, wenigstens gehören schnelle Wirkungen zu den Seltenheiten. — 5 Kap. *Heilkraft des Thrans in verschiedenen Krankheiten*, und zwar 1) *in Rheumatismus und Gicht.* Zuerst etwas zur Geschichte und einige literarische Nachweise. Diese sind unvollständig, was der Vf. selbst eingesteht und entschuldigt. So fehlen z. B. *Amelungs*, *Schapmanns*, *Wisbachs*, *Rahns*, *Andreä's*, *Reinholds* und *Doepps* Beobachtungen. Unrichtig ist die Angabe, *Kurd v. Helmenstreit* habe in Arthritis keinen Nutzen vom Thran beobachtet. Derselbe sagt nur, im Anfange der Krankheit sey er in zwey Fällen ohne Nutzen gewesen; aber gegen die Folgen der Gicht, Contracturen, chronische Anschwellung und Schmerz habe er sich specifik gezeigt. — Nach dem Vf. ist derselbe in allen chronischen und wahren Rheumatismen ein Heilmittel von sehr grosser und specifiker Wirksamkeit, das nie im Stiche läfst, mögen jene local oder allgemein, jung oder veraltet seyn, ohne jedoch jegliche nachtheilige Folgen desselben, namentlich eine leicht in den befallenen Theilen zurückbleibende Schwäche und Lähmung aufzuheben. Als Abstraction einer sehr grossen Anzahl von Fällen glaubt der Vf. den Satz aufstellen zu können, dass der Thran jeden Rheumatismus um so sicherer heile, je mehr derselbe in prädisponirten, durch Jahre langes Einwirken schädlicher Potenzen vorbereiteten, mit scrophulöser Diathese begabten Individuen auftritt, oder je mehr derselbe, wenn er blofs in Folge zufälliger Erkältungen bey mangelnder Anlage erscheint, veraltet ist. Für nutzlos wird er erklärt gegen 1) *acuten*, mit heftigem Fieber auftretenden, durch plötzliche Erkältung entstandenen Rheumatismus, in jungen, reinen, ungeschwächten Constitutionen. 2) *Arthritis*, 3) *Neuralgia*, 4) *sogenannte rheumatische Lähmung*, 5) *sogenannte rheumatische Kardialgie*, *Kolik* u. dgl. — Zu verkennen ist nicht, dass durch die in diesem Kapitel gegebenen Nosographieen und Krankheitsgeschichten wichtige Beyträge zur Stellung der Indication des Leberthrans geliefert sind; indessen vermissen wir leider einen der hier zur Sprache kommenden wichtigsten Puncte, nämlich die Diagnose von Gicht und Rheumatismus. In den hier gegebenen Schilderungen von rheumatischen Affectionen des Muskel- und Sehnen-Verbandes, universellem Rheumatismus, rheumatischer Kachexie, localem Rheumatismus, liegt jene Diagnose nicht, und keineswegs giebt uns der Vf. durch diese einen so bestimmten Begriff von dem, was er Rheumatismus nennt, dass er uns verständlich wird, wenn er S. 60 sagt, im engeren Sinne gehörten zu Rheumatismus nur die dort angedeuteten Affectionen der Muskeln, Sehnen und Bänder. Die Indicationen des Leberthrans werden um so weniger bestimmt durch diese Expositionen, indem nur reguläre, acute Gicht und Rheumatismus gut zu unterscheiden sind, hier aber der Thran nicht angezeigt ist, dagegen die anomalen, chronischen Formen beider so in einander laufen, so schwer *in praxi* zu sondern sind, dass selbst Aerzte von grossem Namen keinen Unterschied derselben Statt finden lassen wollen; und gerade diese sind es, in welchen der Thran nach dem Vf. und den meisten anderen Beobachtern sich heilbringend zeigt. Unser Autor meint zwar, die fast allezeit erfolgende Entwickelung der Erscheinungen der atonischen Gicht aus der reinen, podagrischen Urform dürfte immer das sicherste, diagnostische Zeichen abgeben. Diese Bemerkung ist aber auffallend bey der übrigen Gründlichkeit desselben, indem bekanntlich ächtes Podagra heutiges Tages fast zu den Seltenheiten gehört, die anomale Gicht meist jetzt primär als solche auftritt, und nur selten aus jener Urform sich entwickelnd beobachtet wird. Die fernere These des Vfs.: bey zweifelhafter Diagnose von Gicht und Rheuma werde der Leberthran ein zuverlässiges Reagenz zur Feststellung derselben seyn, erinnert gleich an die längst als unstatthaft erkannte Behauptung *Lentins*, welche Mercur und Schwefelsäure zu ähnlichen Reagentien erheben wollte. Wir müssen desshalb an der allgemeinen Gültigkeit der hier gegebenen Indicationen um so mehr zweifeln, da viele Beobachter den Thran in manchen der Fälle heilsam gefunden haben, wo ihn der Vf. für wirkungslos erklärt. Die Zeit muss eine Ausgleichung dieser Differenz geben; sie wird lehren, ob und wie weit dieselbe vielleicht in der Beschaffenheit des angewandten Thrans begründet ist.

2. *Scropheln.* Weit weniger bestritten, als in dem vorigen, ist die Wirksamkeit des Thrans in diesem Felde. Unter den historisch-literarischen Notizen fehlen die Beobachtungen von *Lüder*, *Roy*, *Bugze* (*Diss. de usu jecor. asell. Lugd. Bat.* 1824). Die Erfahrungen des Vfs. geben das Resultat, dass wir bis jetzt kein Mittel haben, welches der Wirksamkeit des Thrans in Scropheln gleichkommt, nur muss man diese von verwandten Krankheiten, z. B. aus Scharlach, Blattern u. dgl. entstandenen, gehörig scheiden, was freylich oft *in praxi* schwer ist. Bey dieser Wirksamkeit im Allgemeinen finden nun verschiedene Gradationen in den verschiedenen Formen der Krankheit Statt: 1) am heilsamsten ist er da, wo das *Knochengewebe* vorwaltend ergriffen ist, *Rhachitis*, *Arthrocace*, *spina bifida*, *caries scrophulosa* u. s. w.; 2) bey *Leiden der vasa lactea und inneren Drüsen*, besonders in der chronischen Form, *Atrophie;* 3) weniger schnell bey Leiden der *äusseren Drüsen*, besonders wenn es nicht zu Geschwürbildung gekommen ist; 4) fast gar nichts leistet er, *innerlich* gebraucht, bey

Hautausschlägen, Ophthalmieen, Ohrenfluss u. s. w., während er *äusserlich* hiebey, wie bey Drüsengeschwüren, vorzüglich wirksam ist. Für dieses führt der Vf. einen allerdings sehr sprechenden Krankheitsfall an, wo in einem und demselben Subjecte Knochenleiden und übrige Scrophulosis durch den inneren Gebrauch dieses Mittels beseitigt, das gleichzeitig existirende Hautleiden aber gar nicht davon berührt, und erst später nach fruchtlosem Gebrauche anderer Alterantien durch seine äussere Anwendung beseitigt wurde. Dass übrigens der innere Gebrauch des Thrans dem Vf. bey Hautausschlägen gar nichts leistete, ist dem Rec. sehr befremdend; in mehreren Fällen sah derselbe davon den auffallendsten Nutzen bey ganz dem nämlichen Dosenverhältnisse, welches der Vf. beobachtete, und hörte von mehreren Collegen gleiche Resultate. — Der Vf. geht nun die Wirksamkeit des Thrans gegen diese einzelnen Formen durch, zuerst ein allgemeines Krankheitsbild liefernd, und sodann einzelne, recht interessante Krankheitsgeschichten anfügend. Als Uebergangsformen zu ächten Scropheln betrachtet er jene Krankheiten, welche in der Regel zu grosser Vollsaftigkeit zugeschrieben werden. Gegen Milchbartausschläge, zu welchen sich die *Scrophula fugax Sauvagii* oft gesellt, leistete er innerlich nichts, äusserlich war es aber sehr nützlich. Das eigentliche Bereich seiner Wirksamkeit ist aber ächte Scrophelkrankheit. *Anlage* zu dieser und zu Rhachitis wird dadurch getilgt. Bey *beginnenden Krümmungen der Wirbelsäule* wird dem einen Factor derselben, zu grosser Nachgiebigkeit und Weichheit der Knochen, dadurch begegnet, während der ungleichen Muskelaction, dem anderen Factor, durch passende Bethätigung entgegengearbeitet werden muss. — *Anschwellung und Vereiterung der Drüsen*, innerlich und äusserlich. als *resolveus*, *maturans* und Heilmittel der Geschwüre, besonders in Salbenform. Bey den Geschwüren ist er ungleich wirksamer, als bey den Geschwülsten, wo der Vf. fast der Jodine den Vorrang einräumen möchte, besonders wenn nach gehobener Scrophelanlage Verhärtung zurückblieb. — *Scrophulose Geschwülste und Geschwüre in Muskeln, Sehnen, Gelenkbändern, Knorpel und Knochen, Paedarthrocace.* Hiebey unter Anderem eine sehr belehrende Geschichte der letzten Krankheit an einer 40jährigen Frau, wo nach Exarticulation eines hievon ergriffenen Fingers das Uebel sich auf der Hand verbreitete, und nach langer Dauer Heilung durch Thran erfolgte. — *Caries scrophulosa.* Auch ein sehr eclatant seine Heilkraft documentirender Fall bey einem Erwachsenen. — *Tumor albus* und *Gonarthrocace*, hier innerlich und äusserlich ein grosses Heilmittel *fracta phlogosi*, wenn gleich nicht immer das kranke Product, Deformität und Anchylose, dadurch beseitigt werden kann. — Bey *Coxarthrocace*, *Spondylarthrocace und schiefem Halse.* Ueber seine Wirksamkeit in dieser letzten hat der Vf. indess weniger evidente Erfahrungen, indem zugleich andere Mittel mit in Anwendung gezogen wurden; indessen sind die einzelnen Beobachtungen doch so wichtig, dass sie bey den günstigen Zeugnissen Anderer grosse Beachtung verdienen. — *Atrophia scrophulosa*, *scrophula meseraica*, von ausgezeichneter Heilkraft in allen Stadien der Krankheit, wenn die Lebenskraft nur nicht schon aufs Minimum reducirt ist, und man sich in Acht nimmt, anderweitige Krankheiten der Eingeweide damit zu verwechseln. Der innere Gebrauch reicht hin, doch scheint der äussere, damit verbunden, die Wirksamkeit zu erhöhen; entzündliche Zustände müssen, wie überhaupt bey seinem Gebrauche, besonders berücksichtigt werden. Der Vf. macht nun auf den Gebrauch des Leberthrans in der Species von *Phthisis pulmonalis* aufmerksam, die entschieden scrophulösen Ursprungs, vorzüglich in den Jugendjahren, vorkommt. Der Einfluss der Scropheln auf Tuberkelbildung kann nicht in Abrede gestellt werden. Die eigenen Erfahrungen genügen dem Vf. übrigens nicht, um auf seine Heilkraft in dieser Krankheit besonderen Werth legen zu können. Zu den angegebenen Beobachtungen Anderer zu Gunsten seiner Wirkung gehört noch die von *Hankel.* — Am auffallendsten ist die Heilkraft des Thrans in *Rhachitis*, d. h. in der aus Scropheln hervorgehenden, darin rühmt ihn der Vf. S. 140 ganz besonders. Der innere Gebrauch reicht hin; passende Lebensordnung, Bäder befördern seine Wirkung; doch zeigt diese sich auch in den ungünstigsten Lagen. — Es folgt nun die Darlegung seiner Heilkraft in *scrophulösen Hautkrankheiten* bey *äusserem* Gebrauche. Die leichten Formen sah der Vf. ohne Weiteres nach demselben weichen, die hartnäckigeren, schwereren unter Anwendung anderer Alterantien. Jeder unbefangene Praktiker wird die bey dieser Gelegenheit gemachten Bemerkungen über den geringen praktischen Nutzen der Eintheilung der Ausschlagskrankheiten nach ihrer äusseren Form unterschreiben, und dem Vf. beystimmen, dass eine auf den specifischen Charakter basirte Eintheilung viel praktischer wäre, diese aber ebenfalls ihre grossen Schwierigkeiten hat, und desshalb eine sorgfältige Erwägung aller Momente zur Diagnose nöthig ist. — Auch die verschiedenen Formen der *scrophulösen Augenentzündung* hat der Vf. auf das blosse Bestreichen mit Leberthran bald schwinden sehen. Besonders scheint diess Mittel dann alle anderen zu übertreffen, wenn das Uebel mehr in den Thränenorganen und Augenliedern seinen Sitz hatte; vorzüglich wichen bald die Empfindlichkeit und Lichtscheu nach demselben. In *Conjunctivitis scrophulosa* hat er noch keine Anwendung desselben gemacht. (*v. Ammon* rühmt seinen inneren Gebrauch gegen hartnäckige *Conjunctivitis corneae*, die sich der pannosen Degeneration nähert, wenn die Ursache dyskrasisch scrophulos psorisch war.) Der Thran 2 bis 4mal täglich leise auf die Augenlieder gestrichen, beisst sehr, es folgt Reizung der Augen, wie nach *Tr. opii*, und selbst leichte Exacerbation, die aber in wenig Tagen vorübergeht. Zweymal zeigte sich unter zwölf Fällen erysipelatöse Aufschwellung der Augenlieder, dass das Mittel ausgesetzt werden musste. Mitunter war der Erfolg überraschend; bey veralteten schien

ſeine Wirkung am günſtigſten. — Nachtheile ſah der Vf. nie von ſeiner äuſseren Anwendung; auch nicht in Fällen, wo das Uebel nicht ſcrophulöſer Natur war, dieſs aber nicht *a priori* diagnoſticirt werden konnte. — In den verſchiedenen Formen des *Lupus* reicht der Thran nicht aus. — Den Beſchluſs machen Krankheitsgeſchichten, *Caries*, *Necroſe*, *Oſteomalacie*, *Sarcocele*, wo der Thran nichts half.

Möge dieſe ſpecielle Darlegung des Inhalts zur Verbreitung dieſes die Wiſſenſchaft fördernden Werkes beytragen, und der Vf. dadurch bewogen werden, ſeine weiteren Forſchungen und Erfahrungen uns nicht vorzuenthalten.

F—e.

Leipzig, b. Hinrichs: *Sammlung auserleſener Abhandlungen und Beobachtungen aus dem Gebiete der Ohrenheilkunde*, herausgegeben von Dr. *C. G. Lincke*. Erſte Sammlung, mit 1 lithographirten Tafel. 1836. 192 S. 8. (1 Thlr.)

Dieſe Sammlung hat den löblichen Zweck, die zerſtreut liegenden Abhandlungen über Krankheiten des Gehörorgans dem ärztlichen Publicum zugänglicher zu machen, ein repräſentatives Centralorgan für die Fortſchritte zu bilden, welche die Ohrenheilkunde in den letzten funfzig Jahren gemacht hat, als Supplement für Hand- und Lehr-Bücher und zum Nachſchlagen in vorkommenden ſchwierigen Fällen zu dienen, und die Aufmerkſamkeit der Aerzte mehr auf dieſen noch ſo Viel zu wünſchen laſſenden Theil der Heilkunde hinzulenken. Dieſer erſte Theil enthält: 1) *Leſchevin Abhandlung über die Theorie und die Krankheiten des Ohres und die Mittel, welche die Chirurgie zu deren Heilnng anwenden kann*, 1763, gekrönte Preisſchrift aus den *Mémoires sur les sujets proposés pour les prix de l'Académie Royale de Chirurgie. Nouv. edit. Tom. IV. Part.* 1. *Paris* 1819. — 2) *Lentin Verſuch über die Heilung der Gehörfehler*, aus deſſen *Beyträgen*. Bd. 2. — 3) *Löffler von den Krankheiten des äuſseren Ohrs*, aus *Starks neuem Archiv für Geburtshülfe* u. ſ. w. Bd. 1. — 4) *Rauch über die Krankheiten des Gehörgangs und Trommelfells*. Aus den vermiſchten Abhandlungen u. ſ. w. von einer Geſellſchaft Aerzte zu St. Petersburg. 1 St. 1824. — 5) *Deleau über fremde Körper in dem Gehörgange*, und 6) *Ueber den krankhaften Zuſtand der Ohrenſchmalzdrüſen*. Beide aus *Gazette medicale de Paris. Tom. II.* 1834. — 7) *Bobe-Moreau's Beobachtungen über die Zufälle, die oft nach dem Durchſtechen der Ohrläppchen entſtehen, ſowie über diejenigen, welche durch ſchlecht eingehängte Ohrringe veranlaſst werden*. Aus v. *Siebolds Chiron*. Bd. III. St. 1. — 8) *Miscellen. Wolf, Erweiterung des inneren Ohres, mit Abgang der Gehörknöchelchen ohne Verminderung des Gehörs*. Aus *Gräfe's* und v. *Walthers Journal* u. ſ. w. Bd. VII. Heft 2. *Loder, Fall einer glücklich geheilten Verletzung des Trommelfells*, aus deſſen Journ. Bd. 3. St. 4. — *Autenrieth Einfluſs feuchter Luft auf das Gehör bey zerſtörtem Trommelfell. Tragen eines künſtlichen Trommelfells*. Aus *Tübinger Blätter für Naturwiſſenſchaft und Arzneykunde*. Bd. 1. St. 2. — *Dieffenbach über eine bis jetzt nicht erkannte Urſache von Taubheit*. Deſſen *Chirurgiſche Erfahrungen*. — *Krebs flores arnicae* gegen Taubheit Medocmilch. Annalen Bd. 1. Heft 1.

Wenn das Unternehmen durch den Beyfall, welchen es verdient, unterſtützt wird, werden die folgenden Hefte zum Theil ſeltene und in koſtbaren Sammlungen niedergelegte Aufſätze von *Hard*, *Deleau*, *Buchanan* und anderen verdienſtvollen Männern liefern.

F—e.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Grätz*, b. Damian und Sorge: *Praktiſche Darſtellung der ärztlichen Berufsobliegenheiten für Chirurgen, Diſtrictsphyſiker und Kreisärzte (,) mit Hinweiſung auf die in Steyermark gültigen Sanitätsverordnungen*. Entworfen von Dr. *Joſeph Onderka*, k. k. Kreisphyſicus zu Grätz. 1834. VIII u. 68 S. gr. 8. Nebſt 4 Tabellen. (12 gr.)

Nach dem allgemeinen Sprachgebrauche und nach logiſchen Begriffen verſteht man unter der Bezeichnung von Berufsobliegenheiten der Aerzte und Wundärzte ihre unmittelbare Verwendung am Krankenbette, keineswegs aber die amtlichen Verpflichtungen des im öffentlichen Dienſte angeſtellten Sanitätsperſonals. Der Vf. dieſer Schrift meint Letzte, indem er die in der Steyermark beſtehenden Vorſchriften in Bezug auf die Förmlichkeiten bey der Beſorgung von Medicinalgeſchäften aufzählt. Die Nützlichkeit nnd ſogar die Unentbehrlichkeit eines ſolchen Leitfadens kann, in Berückſichtigung der vielfachen Mühſeligkeiten, welche durch das fortſchreitende Umſichgreifen der Schreibewuth und ihrer Plackereyen nun auch ſogar über den ärztlichen Stand hereingebrochen ſind, keinem Zweifel unterliegen; wohl allein aber iſt es ſehr zweifelhaft, ob dieſes Handbuch auch ſelbſt nur in der Steyermark genügen dürfte. Es iſt jedenfalls lückenhaft, in Anordnung der verhandelten Gegenſtände überaus verworren, und die Schreibart des Hn. *O.* ſo veraltet und unbeholfen, daſs die ohnehin magere Koſt hiedurch im höchſten Grade unverdaulich wird.

Der Druck iſt gut, das Papier aber ſehr ſchlecht.

— e —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

JANUAR 1837.

PHILOSOPHIE.

Göttingen, in der Dietrich'schen Buchhandlung: *Analytische Beleuchtung des Naturrechts und der Moral*, zum Gebrauch beym Vortrage der praktischen Philosophie. Von *J. F. Herbart.* 1836. XVIII u. 264 S. 8. (1 Thlr.)

Der Vf. hat die Grundsätze, denen er hier eine indirecte Vertheidigung widmet, bereits vor neun und zwanzig Jahren in einem Lehrbuche vorgetragen, welches unter dem Titel: „Allgemeine praktische Philosophie" zugleich mit seinen „Hauptpuncten der Metaphysik" (Göttingen, 1808) erschien. Die vorliegende von ihm so genannte analytische Beleuchtung, über welche er bemerkt, dass sie nicht als etwas in ihrer Art Vollständiges, sondern nur als eine Probe anzusehen sey, besteht in einer beurtheilenden und mit seinen eigenen Principien vergleichenden Anführung der Behauptungen anderer, insbesondere den früheren Perioden der Philosophie angehöriger Bearbeiter der Vernunftrechtslehre und der Sittenlehre. Die hier vorkommenden Betrachtungen und Beurtheilungen lassen sich in keine unmittelbare Rechtfertigung, Befestigung und Erläuterung jener Principien ein, sondern sie setzen als schon entschieden voraus, dass die Wahrheit der Grundlagen der praktischen Philosophie, dass die zureichende Erklärung der sittlichen und rechtlichen Verhältnisse aus ihren letzten Gründen in dem genannten Lehrbuche des Vfs. enthalten sey, sie machen zum Kriterium der von ihnen mitunter angenommenen annäherungsweise Statt findenden Richtigkeit der vorgeführten fremden Lehrmeinungen die Annäherung an die des Vfs., zum Kriterium der Falschheit die Abweichung von den letzteren. Zur Billigung der gegebenen kritischen Reflexionen wird eben so sehr die unbedingte Uebereinstimmung mit dem Vf., als zu ihrem Verständnisse die genaue Bekanntschaft mit seiner Darstellung der allgemeinen praktischen Philosophie erfodert. Demzufolge dürfte dem Zweck einer Beleuchtung der Probleme des Naturrechtes und der Moral der Inhalt dieser Schrift nicht hinlänglich entsprechen, sie leitet auch nicht, wie Rec. bey dem Anblicke ihres Titels erwartete, durch eine analytische Untersuchung der hieher gehörigen Thatsachen des menschlichen Bewusstseyns zu den Moralprincipien des Vfs. hin, und so erscheint sie nur als zu einer subjectiven Befriedigung des Vfs. und etwa zu einem individuellen Gebrauche geeignet, den er bey seinen Vorlesungen von ihr machen kann.

Bey einer solchen Beschaffenheit der jüngsten Schrift des geehrten Vfs. würde Rec. sein Geschäft ihrer Anzeige für beendigt halten, sähe er sich nicht durch die eigenthümliche Bedeutung und Stellung, welche das *Herbart*'sche System unter den gegenwärtigen Bestrebungen der deutschen Philosophie einnimmt, im Interesse der Wissenschaft zur Benutzung der dargebotenen Veranlassung aufgefodert, auch seinerseits in die Beleuchtung des praktischen Theiles dieses Systems etwas näher einzugehen. Hiebey ist eine Berücksichtigung des theoretischen Theiles desselben nicht zu umgehen. Obgleich Hr. *H.* die Principien der praktischen Philosopie als von denen der theoretischen völlig getrennte betrachtet und behandelt, so ist doch seine Auffassung der ersten von seiner Erkenntnisstheorie abhängig. Sein System ist überhaupt eine Fortbildung des kritischen Idealismus, hat die ältere *Fichte*'sche Wissenschaftslehre (die sich selbst nur für eine Vollendung des *Kant*'schen Kriticismus ausgab) zu seiner nächsten Vorgängerin, durch welche seine Richtung sowohl direct als indirect hauptsächlich bestimmt worden ist, und beurkundet, obgleich es fortwährend mit grosser Rüstigkeit und mit den Hülfsmitteln einer ausgezeichneten Denkkraft und Sprachgewandtheit von ihm geltend gemacht und vertheidigt, auch von einigen achtungswerthen Schülern empfohlen, erläutert und angewandt wird, dennoch einen durch den fortschreitenden Gang der deutschen Philosophie bereits überwundenen Standpunct des einseitigen idealistischen Rationalismus. In seiner theoretischen Sphäre geht dieses System von der Annahme aus, dass die dem menschlichen Bewusstseyn wesentlichen, deshalb nothwendigen und allgemeinen Grundbegriffe der Erfahrung mit Widersprüchen angefüllt seyen, und dass sich das Daseyn der Einzelwesen, so wie wir sie in den Gattungen der unorganischen Körperlichkeit, des Organismus und des sinnlichen und sinnlich-geistigen Lebens erfahrungsmässig kennen, nebst der Veränderung, dem Causalzusammenhange der Veränderungen und dem Ich schlechterdings nicht denken lasse. Es liegt in der Natur der Sache, dass für ein Paradoxon solcher Art, welches die gesetzmässigen Thatsachen unseres Erkenntnissvermögens in Widersprüche verkehren will, kein anderes Beweismittel gefunden werden kann, als ein dialektischer Gebrauch erkünstelter Abstractionen, aus denen der natürliche und wahre Erkenntnissinhalt herausgezogen ist, als eine Argumen-

tation in der Manier des Zenon von Elea, durch welche demonſtrirt wird, daſs ein Achilles die Schildkröte, die einen Vorſprung vor ihm hat, im Laufe nicht einzuholen, und daſs ein Körper, der innerhalb einer begrenzten Linie ſich zu bewegen angefangen, zum Ende derſelben nicht zu gelangen vermag. Die Einzelweſen, wie wir ſie wirklich kennen, ſollen nach Hn. *H.* nicht denkbar ſeyn, weil der Begriff eines „Dinges mit mehreren Merkmalen“ nicht ſtatthaft ſeyn ſoll. Die Mehrheit der Eigenſchaften, behauptet er, vertrage ſich nicht mit der Einheit des Gegenſtandes. Eine Vielheit laſſe ſich in keiner Einheit verſchmelzen, ſondern bloſs in einer Summe zuſammenfaſſen. Man müſſe alſo das Ding als den Träger oder Beſitzer von Eigenſchaften betrachten, und es an demjenigen, was es habe, nicht an demjenigen, was es ſey, erkennen, wodurch man genöthigt werde, einzuräumen, daſs das Ding ſelbſt unbekannt bleibe. Die Veränderung und die Cauſalität der Veränderungen wird von Hn. *H.* aus verſchiedenen Geſichtspuncten erwogen, und für undenkbar ausgegeben, unter Anderem aus dem Grunde, weil das Wirkende nicht ohne das Leidende gedacht werden könne, weil es ſich ſelbſt nicht genüge, um ſeinem Begriffe zu entſprechen. Indem das Wirkende eine fremde Bedingung für ſeine Eigenthümlichkeit vorausſetze, ſo erſcheine es als abhängig von dem nämlichen Anderen, welches durch ſeine Einwirkung etwas erleiden, und ſeinem Einfluſſe unterworfen ſeyn ſolle. Das Ich endlich, meint er, ſey nicht denkbar, weil es als reines Selbſtbewuſstſeyn gefaſst werden müſſe, um als eigentliches Ich gefaſst zu werden. Aber dem reinen Selbſtbewuſstſeyn fehle das Object des Bewuſstſeyns. Das Ich ſtelle „ſich“, mithin ſein Sich-Vorſtellen vor, alſo ſtelle es vor das Vorſtellen ſeiner als eines Sich Vorſtellenden, und dieſes laufe in das Unendliche fort. Wollte man dem Widerſpruche dadurch ausweichen, daſs man ſagte, das Ich ſtelle ſich vor als ein die Welt Vorſtellendes, ſo wäre der Begriff des Ichs ſchon aufgehoben. Denn in dieſer Antwort diene zum Gegenſtande diejenige Thätigkeit oder Kraft, welche die Welt anerkenne, eine ſolche Thätigkeit ſey aber nicht dieſelbe mit dem Anerkennen ſeiner ſelbſt. Folglich würde das Ich ſich als dasjenige vorſtellen, was nicht Ich iſt. Oder wollte man dennoch ſagen, Beides ſey daſſelbe, es exiſtire nur eine einzige Kraft, welche ſowohl ihrer ſelbſt, als auch der Welt ſich bewuſst ſey, ſo würde auf die Frage, was dieſes Eine ſey, eine zweyfache Antwort erfolgen. Man würde zu einer unbekannten Einheit, gleichſam einer gemeinſchaftlichen Wurzel für beiderley Vorſtellen ſeine Zuflucht nehmen, und am Ende dennoch bekennen müſſen, daſs das Ich ihm ſelbſt unbekannt ſey, daſs es keinesweges die Vorſtellung von ſich ſelbſt beſitze, demnach kein Ich ſey. — In den auf ſolche Weiſe zum Vorſchein gebrachten vermeintlichen Widerſprüchen findet Hr. *H.* die Antriebe des aus dem Erfahrungsgebiete heraustretenden metaphyſiſchen Denkens, die Berechtigung und die Nothwendigkeit, in dieſem Denken über das erfahrungsmäſsig Gegebene ſich zu erheben. Geſtützt auf ſeine Entdeckung jener Widerſprüche, erklärt er die Körperwelt nebſt allen Thätigkeiten und Veränderungen, welche an den Körpern im Raume und in der Zeit und unter dem Cauſalzuſammenhange dem menſchlichen Erkennen ſich kund geben, für einen täuſchenden Schein, dem als das wirkliche, bloſs für die künſtliche philoſophiſche Reflexion entdeckbare Seyn das Daſeyn einfacher ausdehnungsloſer Weſen, und als das wirkliche Geſchehen die Selbſterhaltung dieſer Weſen wider die wechſelſeitigen Störungen, welche ſie einander bey ihrem Beyſammenſeyn bringen, zum Grunde liegen ſoll. So ſteht alſo und fällt die theoretiſche Seite des *Herbart*'ſchen Syſtemes mit der Gültigkeit der Annahme, daſs die angegebenen Grundbegriffe der Erfahrung, obgleich ſie mit einer natürlich geſetzmäſsigen intellectuellen Nothwendigkeit in unſerem bewuſstvollen, denkenden Wahrnehmen und Vorſtellen beſtändig ihre Anwendung finden, keinen denkbaren Inhalt beſitzen. Daſs aber nicht dem Inhalte jener Grundbegriffe ſelbſt, ſondern nur einer wunderlichen ſpitzfindigen Reflexion über denſelben die in Rede ſtehenden Widerſprüche zur Laſt fallen, daran wird kein unbefangener Leſer oder Hörer des *Herbart*'ſchen Raiſonnements auch nur einen Augenblick zweifeln, er wird das dialektiſch Spielende und unabſichtlich Sophiſtiſche in dieſem Raiſonnement ſogleich anerkennen, geſchähe es auch nicht mit ſolcher Deutlichkeit, daſs ihm die angemeſſene Widerlegung ſogleich zu Gebote ſtände, welche Rec. in der Kürze durch folgende Bemerkungen geben zu können glaubt. Hr. *H.* verwechſelt in ſeiner dialektiſchen Betrachtung des Dinges mit mehreren Merkmalen die erfahrungsmäſsig erkennbare Realität der Einzelweſen mit der in der logiſchen Form unſeres Urtheilens begründeten Vorſtellungsweiſe, nach welcher wir die Einzelweſen für die Träger der vereinzelten Merkmale anſehen, die wir von ihnen prädiciren. Aber die Träger der Merkmale auf der einen Seite, dieſe vermeintlich an ſich ſelbſt unbekannten Subſtanzen, welche wir nur an ihren Accidentien erkennen ſollen, und die vereinzelten Prädicabilien auf der anderen Seite beſitzen keine reale Erkenntniſsbedeutung ſowohl für unſer empiriſches, wie für unſer philoſophiſches Bewuſstſeyn, ſondern lediglich eine logiſch formale Bedeutung. Das Einzelweſen in ſeiner erfahrungsmäſsig erkennbaren und für die wiſſenſchaftliche Vernunftbetrachtung gültigen Wirklichkeit und Wahrheit *hat* nicht oder *trägt* nicht eine Summe von Merkmalen, ſondern es *iſt* die Einheit eines unterſcheidbaren Mannichfaltigen, welches Mannichfaltige wir gemäſs der Urtheilsform — die mit der Realform und realen Erkenntniſsform der Dinge nicht verwirrt werden darf — in einzelnen Prädicaten und in einer Summe ſolcher Prädicate auffaſſen. Nur die Verwirrung und Verwechſelung der logiſchen Vorſtellungsform und der realen Erkenntniſsform verleitet zu der Frage: was *iſt* das Ding, welches die Merkmale *hat?* Denn das Ding iſt nichts Anderes, als die

Totalität seiner Eigenschaften, die nur in der Einheit des Ganzen existiren und als wirkliche gedacht werden können, und die als eine Summe einzelner Merkmale blofs aus dem Gesichtspuncte sich betrachten lassen, aus welchem wir das Subject auf die eine Seite, und die einzelnen von dem Subject ausgesagten Prädicate auf die andere Seite stellen, mithin blofs aus dem Gesichtspuncte der logischen Form des Urtheiles. Ein Einzelwesen, welches nicht die Einheit des unterscheidbaren Mannichfaltigen wäre, nicht die beiden Seiten des Inneren und Aeufseren, d. h. die Fähigkeit, in Wechselwirkung mit anderen Einzelwesen zu wirken und zu leiden, und die räumliche Bestimmtheit in sich vereinigte, würde in der That für uns undenkbar seyn. Es ist ein entschiedener Widerspruch, den auch Hr. *H.* begeht, mit *Leibnitz* den Dingen, die für die wirklich subsistirenden gehalten werden sollen, blofs die Seite der Innerlichkeit beyzulegen, sie als blofse ausdehnungslose Kräfte zu betrachten, und sie dennoch, indem ihnen ein Beysammenseyn und ein gegenseitiges Verhalten zu einander zugeschrieben wird, als aufser einander neben einander vorhandene gelten zu lassen. Was zweytens den angeführten *Herbart*'schen Grund wider die Denkbarkeit der Veränderung und der Causalität betrifft, so ist die gegenseitige Abhängigkeit des Wirkenden und des Leidenden von einander keinesweges ein Widerspruch, wofür Hr. *H.* den Begriff einer solchen Abhängigkeit ausgiebt, sondern vielmehr die wahrhaft und einzig denkbare Weise der Wechselwirkung beschränkter Individuen. Der Begriff des Wirkens von Seiten eines Individuums auf das andere setzt eben so sehr den Begriff des entsprechenden Leidens von Seiten des anderen, als der Begriff dieses Leidens den Begriff jenes Wirkens voraus. Das Causalitätsverhältnifs der Individuen unter einander ist durchaus ein Verhältnifs der Wechselbedingungen, und jener Einwand Hn. *H's.* hat nicht mehr Grund, als wenn er behaupten wollte, diefs sey ein Widerspruch, dafs nicht nur keine Söhne und Töchter ohne Eltern, sondern umgekehrt auch keine Eltern ohne Kind gedacht werden können. Endlich den vermeinten Widerspruch im Begriffe des Ich's weift Hr. *H.* aus dem ganz unhaltbaren Gesichtspuncte nach, aus welchem er mit *Kant* und Anderen, die hierin der Autorität *Kant's* gefolgt sind, die nur scheinbar denkbare, täuschend abstracte und erkenntnifsleere Vorstellung eines reinen Ich's, eines reinen Selbstbewufstseyns festgehalten hat, welche Vorstellung in keiner Weise dem erfahrungsmäfsigen und natürlichen Bewufstseyn aufgebürdet werden darf. Das menschliche Ich sowohl des erfahrungsmäfsigen Bewufstseyns, als der ächten metaphysischen Erkenntnifs ist keine abstracte Form, sondern die ganze, zufolge ihres Wesens, ihrer selbst und der Aufsenwelt bewufste Person mit Leib und Seele, das leiblich-sinnlich-geistige Einzelwesen, das Individuum auf der dritten Stufe des Individuallebens, und dieses Ich kann nur einer falschen, etwa einer gegen die Realität des Dinges mit mehreren Merkmalen gerichteten Dialektik als ein Widerspruch erscheinen, und kann überhaupt nur in den irrigen Vorstellungsweisen des Dualismus, des Materialismus und des Idealismus verkannt werden. *Ich habe* nicht — nach dem gültigen Ausspruche der menschlichen Intelligenz in jedem Bewufstseyn, und dieser Ausspruch wird lediglich durch künstlich unwahre Reflexionen verdunkelt und verdreht — in dem Sinne einen Leib und ein Seele, als ob beide entweder blofs Accidentien wären, von denen ich als Substanz mich unterschiede, oder als ob sie zu einander als verschiedene Substanzen sich verhielten, sondern *ich bin* der beseelte Leib und die in dem leiblichen Organismus wirkende Seele, ich bin die Einheit der Eigenschaften des leiblichen, des sinnlichen und des geistigen Lebens, in denen das Menschenwesen ausgesprochen ist. Wie wenig diese natürlich vernünftige, in jedem menschlichen Bewufstseyn mit gesetzmäfsiger Nothwendigkeit vorhandene, aber häufig nicht deutlich genug gedachte und alsdann der Trübung, Verwirrung und Entstellung durch ein falsches Raisonnement unterworfene Anerkennung, welche keinesweges auf dem Standpuncte des Materialismus sich befindet, mit der Ueberzeugung von der endlosen Fortdauer unserer Persönlichkeit im Widerstreite steht, kann hier nicht auseinandergesetzt werden; mit Unrecht meint sowohl der Dualismus als der Idealismus darin eine Stütze zu haben, dafs nur er jener Ueberzeugung einen metaphysischen Halt zu geben vermöge.

Nachdem Hr. *H.* in dem idealistischen Untersuchungskreise, den er die Metaphysik und die Wissenschaft von der Begreiflichkeit der Erfahrung nennt, die wirkliche Welt für einen Schein und eine Schattenwelt von Monaden für die Wirklichkeit ausgegeben, nachdem er die Organisation der Erkenntnisse des natürlichen Bewufstseyns zu einem Gewebe von Täuschungen herabgesetzt, und an ihrer Statt ein dialektisches Bewufstseyn künstlich producirt, so konnte ihm für die philosophische Erklärung der Gesetze der sittlichen und der juridisch rechtlichen Lebensordnung auch nur die Erfindung einer künstlichen, mit den natürlichen Begriffen des sittlichen und rechtlichen Bewufstseins seltsam contrastirenden Vorstellungsweise als genügend erscheinen. Er *erfand* den *sittlichen Geschmack*, um aus demselben in letzter Instanz die ethische und die juridische Gesetzgebung zu erklären. Die philosophische Rechtslehre ist ihm ein Theil der philosophischen Sittenlehre, und die Sittenlehre eine angewandte Aesthetik. Die Aesthetik, nimmt er an, versetze uns in die Auffassung aller einfachen Verhältnisse, die bey einem vollendeten Vorstellen den Beyfall und das Mifsfallen erzeugen, und zu denen namentlich auch die Willensverhältnisse gehören. Jedem dieser Verhältnisse sey ein specifischer Beyfall und ein specifisches Mifsfallen als eine Aeufserung des ästhetischen Geschmackes ursprünglich eigen. Wie der Generalbafs für seine Intervalle, Accorde und Fortschreitungen eine absolute Beurtheilung gewinne, ohne etwas zu be-

weisen und zu deduciren, so beziehe sich in gleicher Weise die Sittenlehre auf Willensverhältnisse, die einen absoluten Beyfall und ein absolutes Missfallen uns abgewinnen. Der sittliche Geschmack sey als Geschmack überhaupt nicht verschieden von dem poetischen, musikalischen, plastischen Geschmacke, seine Verschiedenheit beruhe bloss darauf, dass in der Sphäre des Moralischen ein anderer Gegensatz zwischen der ästhetischen Beurtheilung und der Begehrung Statt finde, als in dem Gebiete der Künste. Seine Aeusserung soll durch fünf ursprüngliche, in ihrer Gewissheit und Gültigkeit von einander unabhängige Bestimmungen in Bezug auf das unbedingt Gefallende und Missfallende der Willensverhältnisse erfolgen, welche Bestimmungen von Hn. *H.* mit dem Ausdrucke „praktische Ideen“ bezeichnet, und folgendermassen angegeben werden. Zunächst, heisst es, komme in Betracht, ob der Wille dem vorzeichnenden sittlichen Geschmacke überhaupt entspreche. Die Einstimmung von beiden gefalle, und ihr Widerstreit missfalle unbedingt. Der hieraus sich ergebende Musterbegriff der Einstimmung sey die Idee der inneren Freyheit. Das zweyte Verhältniss sey das zwischen mehreren Willensäusserungen, welche in einem und demselben wollenden Wesen ihrer Quantität nach einander messen. An den einzelnen Willensäusserungen gefalle die Energie, an ihrer Summe die Mannichfaltigkeit, an ihrer systematischen Verbindung die Zusammenwirkung, und nach jeder dieser Beziehungen das Grössere im Vergleiche mit dem Kleineren. Zwar ein absoluter Masstab, wonach der Beyfall und das Missfallen sich richten können, werde in dieser Sphäre nicht angetroffen. Aber das in der Vergleichung vorkommende Grössere diene hier dem Kleineren zum Masse für die Beurtheilung, wohin Letztes gelangen müsse, um nicht zu missfallen. Den hieraus hervorgehenden Musterbegriff könne man die Idee der Vollkommenheit nennen. Das dritte Verhältniss finde sich zwischen der Vorstellung von einem fremden Willen und von dem entweder mit ihm einstimmigen oder ihm widerstrebenden eignen, welcher entweder die Befriedigung oder die Nichtbefriedigung des fremden unmittelbar zu seinem Gegenstande mache. Auf diesem Verhältnisse beruhe die Idee des Wohlwollens und die entgegengesetzte des Uebelwollens. Das vierte Verhältniss entstehe in dem Zusammentreffen des auf einen äusseren Gegenstand gerichteten Willens von je zwey Personen als Streit, als ein bloss missfallendes Verhältniss, in welchem jedoch kein Uebelwollen liege, da hier die Willensäusserungen der Personen unmittelbar auf den Gegenstand und nur mittelbar wider einander gerichtet seyen. Das Missfallen am Streite führe zu der Nothwendigkeit des Rechtes, dessen Idee und dessen Heiligkeit keinen anderen Grund, als das in diesem Missfallen sich aussprechende ästhetische Urtheil habe. Endlich das fünfte Verhältniss betreffe die absichtliche That, durch welche ein Wille dem anderen entweder Wohl oder Wehe bereitet, in sofern die That bloss als eine äussere Handlung, ohne Rücksicht auf den Werth der Gesinnung, betrachtet werde. Aus diesem Verhältnisse entspringe die Idee der Vergeltung oder der Billigkeit, indem die unvergoltene That eine Störung mit sich führe, welche durch die Vergeltung getilgt werde. — Diess sind nun die ursprünglichen praktischen Ideen des *Herbart*'schen Systemes, die angeblichen letzten Gründe der Sittlichkeit und des Rechtes, auf welche der Vf. in seiner „analytischen Beleuchtung“ beständig als auf die Fundamentalwahrheiten der praktischen Philosophie zurückblickt, und ohne deren Kenntniss diese Schrift unverständlich bleibt, da nach des Vfs. Meinung und Beurtheilungsweise, wie Rec. oben schon erwähnt hat, die Probe der mehr oder weniger vorhandenen Zulänglichkeit der angeführten fremden Ansichten darin besteht, dass sie auf jene Geschmacksurtheile, als auf ihre Principien, mehr oder weniger sich zurückführen lassen, so wie die Probe der völligen Verwerflichkeit der angeführten Ansichten in ihrer Unverträglichkeit mit der Annahme, dass in dem ästhetischen Geschmacke der letzte Realgrund und Erkenntnissgrund der Sittlichkeit und des Rechtes liege.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Alterthumskunde. *Tübingen*, b. Hopfer de L'Orme: *Historiae Thessalonicae, res gesta, usque ad annum Christi DCCCCIV complectens.* Scripsit *Theophilus Luc. Fridericus Tafel*, Phil. Dr. lit. antiq. in reg. literar. universitate. Tübing. P. P. O. 1835. 72 S. 4.

Eine treffliche Monographie über einen der wichtigsten Plätze der heutigen europäischen Türkey. Sie ist mit eben so vieler Gelehrsamkeit, als scharfer Kritik, mit eben so vieler Umsicht, als gründlicher Sachkenntniss geschrieben. Zwar für das eigentliche classisch-griechische Alterthum ist daraus wenig zu entnehmen, denn Thessalonice ist erst nach Alexanders d. Gr. Tode (315 oder 314 v. Chr.) eine bedeutende Stadt geworden; vorher hiess es Therme, und kommt nur selten unter diesem Namen bey den Alten vor. Desto wichtiger ist aber die Schrift für diejenigen, welche die Geschichte dieser Gegenden im Mittelalter, namentlich die Einfälle der slavischen Horden wollen kritisch untersucht und vollständig dargestellt haben. Wir empfehlen sie daher namentlich den Freunden der Geschichte der Griechen in dieser Zeit. Eine dem Werkchen beygefügte sehr ausführliche Inhaltsanzeige überhebt uns der Mühe, sie hier zu geben.

H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

JANUAR 1837.

PHILOSOPHIE.

Göttingen, in der Dieterichschen Buchhandlung: *Analytische Beleuchtung des Naturrechts und der Moral*, zum Gebrauch beym Vortrage der praktischen Philosophie. Von *J. F. Herbart* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Bemerkenswerth ist es, dass Hn. *Hs.* praktische Principien, obgleich von dem Standpuncte eines rationalistischen Idealismus aus gebildet, mit den Resultaten des Empirismus zusammentreffen. Wie es für den Empirismus charakteristisch ist, so bezeichnet es auch hier die *Herbart*'sche Methode, dasjenige aus einzelnen Thatsachen (hier aus Thatsachen einer ästhetischen Urtheilskraft) in letzter Instanz abzuleiten, was vernünftiger Weise aus der vernünftigen Ordnung des Weltganzen erklärt werden muss. Von der Unmittelbarkeit des Gefallens und Missfallens darf durchaus nirgends anders die Rede seyn, als im Bereiche des Angenehmen und Unangenehmen der Nervenreizungen, der leiblich-sinnlichen Lust und Unlust. Was jeden anderen Werth und Unwerth anlangt, der nur für unsere intellectuelle Auffassung theils bey der Sinneswahrnehmung der Gegenstände, theils bey einer bloss denkenden Erwägung derselben sich kund geben kann, so beruht die beurtheilende Anerkennung des einen und des anderen auf der Vermittelung von Gründen, welche in der sinnlich-geistigen Natur des Menschen und in der Angemessenheit und Unangemessenheit der Gegenstände hinsichtlich auf die Bedürfnisse und Anfoderungen unseres sinnlich-geistigen Lebens enthalten und nachweisbar sind. Diese Gründe dahingestellt seyn lassen und sie geradezu leugnen durch die Behauptung: die Gegenstände gefallen und missfallen unmittelbar, ist nichts Besseres, als auf der Oberfläche der Erscheinung verweilen, statt in die Tiefe der Untersuchung einzugehen. So findet das ästhetisch Schöne, indem es etwas ganz Anderes ist, als das der Sinnesempfindung Zusagende, und findet das Auffassen und Beurtheilen des Schönen seine Erklärung in der Weise, wie durch einen angemessenen, anschaulichen Ausdruck für uns bedeutender und interessanter und in einem solchen Ausdrucke verständlicher Ideen unsere Urtheilskraft, unsere Einbildungskraft und unser Gemüth harmonisch angesprochen werden. In jedem besonderen Bezirke der Naturschönheit und der schönen Kunst kann und soll das bestimmte Verhältniss des in ihm darstellbaren Idealen zu dem unmittelbar im Raum und in der Zeit Hervortretenden philosophisch nachgewiesen werden. Diess gilt zum Beyspiel von der Musik in einem Sinne, welcher die Erklärung des musikalisch Schönen aus dem unmittelbar Gefälligen der Tonverhältnisse als eine ganz ungenügende verwirft; wäre diese Erklärung statthaft, so müsste ein musikalisches Kunstwerk schon desshalb schön seyn, weil es hinsichtlich auf die Theorie der Musik regelrichtig ist. Wenn man nun gar das sittlich Gute und juridisch Rechte aus der Unmittelbarkeit von Geschmacksurtheilen herzuleiten unternimmt, so ist hiebey der Irrthum ein doppelter, da erstlich schon für das wissenschaftliche Verständniss des ästhetischen Urtheiles die Unmittelbarkeitslehre nicht genügt, und zweytens das Gute und Rechtsgemässe auf einer Bedeutung teleologischer Principien für die menschliche Freyheit beruht, welche von der Bedeutung des ästhetischen Princips sich wesentlich unterscheidet. Nur die Hartnäckigkeit eines auf dem Wege der philosophischen Bestrebungen gefassten Vorurtheiles kann gegen die intellectuelle Nothwendigkeit sich sträuben, in der wissenschaftlichen Causalbetrachtung der sittlichen und rechtlichen Lebensordnung über die einseitige Berücksichtigung irgend einer besonderen Fähigkeit des menschlichen Geistes, als wäre diese die letzte Quelle der Gründe und Gesetze jener Ordnung, zu der Anerkennung der gesetzgebenden Macht allgemeiner Wahrheiten emporzusteigen, welche in dem allumfassenden Zusammenhange der Wirklichkeit begründet sind, und welche von unserem Geist in der Sphäre des Erkennens und Gemüthsempfindens vernommen werden, um sie in der Sphäre des Wollens und Handelns als die Normen unserer praktischen Thätigkeit zu befolgen. Die Frage, welche das Gebiet der Sittlichkeit umfasst: warum sind gewisse Gesinnungen und Bestrebungen von unserem entschiedenen Beyfall, andere von unserem entschiedenen Tadel begleitet, wird nur abgeschnitten und nicht beantwortet durch die Annahme eines ursprünglichen Vermögens in der Reihe unserer Seelenthätigkeiten, dem gewisse Willensverhältnisse gefallen, andere missfallen; sie erlangt vielmehr ihre Beantwortung erst durch die verdeutlichte Anerkennung des Wesens der Menschheit und der Stellung, Bedeutung und Aufgabe, welche dem Menschenleben im Universum angewiesen ist. In Folge dieser Anerkennung findet sich mit der gültigen Bestimmung des Tugendbegriffes auch die des Rechtsbegriffes ein, und es wird hiemit der von dem Vf. verkannte Unterschied zwischen der Sphäre der Sittlichkeit und der Sphäre des juridischen Rechtes ein-

leuchtend. Da der Vf. an vielen Stellen seiner „Beleuchtung" seine Verkennung des besagten Unterschiedes beurkundet, und da er nur gegen eine solche Unterscheidung jener beiden Sphären, wie sie innerhalb des Gesichtskreises älterer Philosopheme gegeben worden, polemisirt, ohne den gültigen Unterscheidungsgrund in derjenigen Bestimmtheit und Deutlichkeit, mit welcher sich derselbe in dem philophischen Bewusstseyn unserer Zeit bereits ausgesprochen hat, zu berühren, so hält es Rec. nicht für überflüssig, diesen Unterscheidungsgrund hier den Meinungen des Vfs. entgegenzustellen. Die allgemeine Aufgabe, der überall gleiche Beruf für das Daseyn jedes einzelnen Menschen besteht darin, dem Begriffe der Menschheit durch seine individuelle Persönlichkeit in seiner Gemeinschaft mit anderen Menschen zu entsprechen, durch freye Selbstthätigkeit zu werden, was er zu werden vermöge der Anlagen seiner geistigen Natur geeignet ist, oder was dasselbe sagt, in Aufbietung seiner Willenskraft zu einer immer fortschreitenden harmonischen Entwickelung seines Erkenntnissvermögens, seines Gemüthes, seines Willens und seiner Thatkraft zu gelangen. In sofern der Mensch vernünftig denkt, empfindet und will, kann er nicht umhin, in diesem Berufe den obersten Zweck für sein gesammtes Streben und Handeln, den höchsten Endzweck unter allen Zwecken seiner Persönlichkeit zu erkennen und zu ergreifen. Der Mensch ist ein sittliches Wesen, weil er die Fähigkeit und die Anfoderung in seinen Lebenskräften findet, den höchsten Beweggrund und Zweck für alle seine Bestrebungen in der übereinstimmenden Ausbildung seines Erkennens, geistigen Empfindens, Wollens und Handelns sich zu setzen. Das für unsere Vernunft erkennbare, allgemein und bleibend Wahre, insoweit es nicht bloss eine theoretische, sondern auch eine praktische Bedeutung und Macht für uns besitzt, insoweit es von unserem Gemüth empfunden und in dem Wirkungskreis unserer Willens- und That-Kraft dargestellt werden kann und soll, enthält die sittliche Gesetzgebung für unseren Willen, die innere Gesetzgebung, welche unmittelbar an unsere Gesinnung sich wendet, und aus keinem anderen Grunde, als wegen unseres Interesse für die höchste Angelegenheit unseres Daseyns, auf unsere Befolgung Anspruch macht. Die wichtigste, von dem Freyheitsgebrauche der Menschen selbst abhängige, äussere Bedingung zur Erfüllung des allgemeinen Menschenberufs auf Erden ist die in der Form der bürgerlichen Gesellschaft geordnete Gemeinschaft der auf festen Wohnplätzen zusammenlebenden Personen. Deshalb leitet die göttliche Vorsehung den Menschen vermittelst aller Erfodernisse seiner Natur zur bürgerlichen Gesellschaft hin, und der Bürgerstand ist für uns der schlechthin naturgemässe Lebenszustand. Durch diesen Vernunftbegriff der obersten Zweckmässigkeit des Staates und der Staatenverbindung ergiebt sich in strenger Allgemeinheit, was von dem menschlichen Willen geschehen soll, damit die Idee der bürgerlichen Lebensordnung in der unmittelbaren Wirklichkeit sich ausspreche. Insoweit diess auf solche Weise sich ergiebt, macht es ein System von allgemein gültigen unveränderlichen Normen für die Thätigkeit unseres Willens, von Freyheitsgesetzen aus. Zunächst verlangen auch die Normen der bürgerlichen Lebensordnung, wie die übrigen Gesetze der Freyheit insgesammt die Uebereinstimmung der Gesinnung mit dem obersten Lebenszwecke. Sie gebieten, dass der Mensch vernunftmässig begehrend und strebend, und folglich in seiner Ueberlegung und Empfindung die anderen Motive, die ihn zum Handeln anregen, dem Interesse für seinen höchsten Beruf unterordnend, Alles, was von seiner Seite zur Verwirklichung und Erhaltung des bürgerlichen Vereins erfoderlich ist, vermöge des bezeichneten in ihm vorherrschenden Interesse, mithin aus Achtung gegen die menschliche Bestimmung und Würde, wie dieselbe in seiner und in der fremden Persönlichkeit sich ausspricht, wollen und thun soll. In dieser Form, in dieser unmittelbaren Richtung auf die Vernunftmässigkeit der Gesinnung gehören sie zu der inneren oder sittlichen Gesetzgebung, und enthalten nebst den übrigen praktischen Vernunftwahrheiten die Anfoderungen an den tugendhaften Charakter. Die innere Gesetzgebung bezieht sich ihrem Begriffe gemäss nur mittelbar auf die Regelung unserer äusseren Handlungsweisen. Sie schreibt unmittelbar vor, nicht dass der Mensch diese oder jene That ausführen oder unterlassen, sondern dass er zur Lenkung und Beherrschung seiner Vorstellungen und Gefühle und zur Fassung jedes Entschlusses nach den objectiv für sein Wollen gültigen Motiven sich entscheiden soll. Ob er nach solchen Beweggründen sich zu seinem Thun bestimmen und wie er überhaupt handeln wird, diess muss sie seiner Willkür ohne eine äussere Beschränkung derselben überlassen. Sie könnte nicht seyn, was sie ist, nicht die vernünftige Denkart des Menschen und die unbedingte Zweckmässigkeit seiner Absichten und Bestrebungen mit der ihr zukommenden Eigenthümlichkeit in Anspruch nehmen, wenn sie auf seine Willensfreyheit in einer anderen Weise beschränkend einwirkte, als durch Vorhaltung der unbedingten Wählenswürdigkeit des in der Achtung des allgemeinen Wesens und Berufes der Menschheit gegebenen Motives. Eben deshalb reicht die Form dieser Gesetzgebung nicht zu, um die unerlässliche Ordnung des menschlichen Zusammenlebens im bürgerlichen Vereine sicher zu stellen, welche nach dem Ausspruche der Vernunft und unter Leitung der Vernunfterkenntniss durch jedes angemessene Mittel sicher gestellt werden soll. Daher müssen die hieher gehörigen Willensnormen zugleich auch in der Form einer äusseren Gesetzgebung sich geltend machen, einer Gesetzgebung, welche ihrer Idee nach mit der zureichenden äusseren Macht bekleidet ist, um den willkürlichen Handlungen der mit einander in Berührung Stehenden in der Wechselwirkung auf einander von aussen her Schranken entgegen zu stellen, und welche ihrer Idee nach die Aufgabe und die Fähigkeit besitzt, sowohl unmittelbar durch Anwendung des

physischen Zwanges, als insbesondere auf dem Wege der psychologischen Beschränkung durch Bedrohung mit physischem Zwange zu der Befolgung ihres Inhaltes die Personen anzuhalten. Diese zweyte Form ist die der rechtlichen (juridischen) Gesetzgebung, an welcher sich die Seite der Idealität und die Seite der unmittelbaren äusseren Realität unterscheidet. Denn sie besitzt theils eine ideale Wirklichkeit und Wirksamkeit und bildet ein System allgemeiner unveränderlicher Wahrheiten, welche dazu geeignet und bestimmt sind, in der vernunftmässigen Anerkennung der Menschen sich auszusprechen als die bleibenden Normen für die rechtlichen Einrichtungen und Verfügungen innerhalb der vorhandenen bürgerlichen Gesellschaften; in dieser Idealität ist sie das Vernunftrecht. Theils tritt sie in der unmittelbaren Existenz hervor als der Inbegriff jener Einrichtungen und Verfügungen, welche in einer durch die Vernunft schlechthin gefoderten Uebereinstimmung mit den idealen Normen durch die gesetzgebende Gewalt der wirklich vorhandenen Staaten und Staatenverbindungen für alle Angehörige derselben festgesetzt werden, und ist das positive Recht. Die Rechtsgesetze machen unter dem ihnen eigenthümlichen Begriffe der äusseren Gesetzgebung ein Ganzes aus, in dessen Einheit, nach einer aus der Natur der Sache sich ergebenden Folge, drey Hauptsphären rechtlicher Normen Statt finden, welche von dem gemeinschaftlichen Mittelpuncte der Idee der bürgerlichen Lebensordnung ausgehen und auf denselben zurückführen. Die Idee dieser Ordnung umfasst nämlich die zu ordnenden Verhältnisse erstlich zwischen den einzelnen im Staate lebenden Personen als Personen überhaupt und ihren nach individuellen Zwecken geschlossenen Verbindungen (Privatrecht), zweytens zwischen der Staatsgewalt, ihren Repräsentanten und ihren Untergebenen (öffentliches Recht als inneres Staatsrecht), drittens zwischen den einzelnen mit einander in Verbindung stehenden bürgerlichen Gesellschaften (öffentliches Recht als äusseres Staatsrecht oder Völkerrecht). Auch die Sphäre des Privatrechtes, in ihrem Unterschiede von den durch die Form der sittlichen Gesetzgebung gebotenen Verhältnissen zwischen den einzelnen Personen, kann nur in der bürgerlichen Gesellschaft gedacht werden, und die Annahme eines sogenannten Naturstandes, in welchem das vernünftige oder ideale Privatrecht seine Stelle einnehmen soll, geht aus einer Verwirrung der Begriffe hervor. Auf der anderen Seite versteht es sich, dass gleichfalls zwischen den Verwaltern der Staatsgewalt und den Unterthanen, so wie zwischen den einzelnen Staaten nicht bloss ein Rechtsverhältniss durch die äussere Gesetzgebung, sondern auch ein sittliches Verhältniss durch die innere Gesetzgebung der praktischen Vernunftwahrheiten mit vernünftiger Nothwendigkeit gefodert wird. Hr. *H.* giebt die Bedeutung des Naturrechtes auf eine unzulängliche Weise an, indem er dasselbe (Analyt. Beleucht. Vorr. S. IV) als die „Lehre von Rechten bezeichnet, die vorhanden seyen ohne positives Gesetz.“ Die wahre Bedeutung des Naturrechtes erhellt nur aus der Hervorhebung des Verhältnisses, in welchem es zu dem positiven Rechte steht. Auch muss das Vernunftrecht von der Wissenschaft des Vernunftrechtes, von der philosophischen Vernunftrechtslehre unterschieden werden. Das Vernunftrecht äussert seine Wirklichkeit und Wirksamkeit selbst schon dann in gewissem Masse, wann es noch nicht von der philosophischen Forschung ergriffen worden, da es eine Einheit allgemeiner und vernunftnothwendiger Normen für das menschliche Handeln ist, und unter den Menschen mit dem ersten Beginn ihrer Gesittung dadurch sich zu verkünden beginnt, dass unter seiner Leitung das positive Recht — geschehe diess auch noch so mangelhaft — sich gestaltet. Seine Macht aber, während sie zugleich anderer Bedingungen zu ihrem Wachsthum bedarf, gelangt unter der Hauptbedingung fortschreitend mehr zu der ihr gebührenden Herrschaft, dass seine Vorschriften mit Hülfe der philosophischen Thätigkeit immer reiner, deutlicher und vollständiger von den Völkern anerkannt werden.

Rec. hat sich durch die Besorgniss vor Misshelligkeiten — welche dem Vf. nach dessen Geständniss (Vorr. S. XV.) vor Augen standen, als er die in seinem Buch angedeuteten historischen Linien bis in die Gegenwart zu verlängern beschloss — keinesweges von den hier unumwunden geäusserten Ausstellungen gegen die *Herbart*'sche Lehre abhalten lassen, da ein wissenschaftlicher Angriff kein persönlicher und die Hochachtung, welche diese Lehre wegen der Originalität, Kraft und Sorgfalt des in ihr ausgesprochenen Denkens verdient, mit der Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit ihres Standtpunctes und von dem Zurückstehen desselben hinter den Fortschritten der Zeit sehr wohl vereinbar ist. Unser gegenwärtiges Zeitalter beurkundet aber unter Anderem auch dadurch einen wesentlichen Fortschritt über den Gesichtskreis der Kantischen Periode hinaus, dass der damals vorherrschende einseitige idealistische Rationalismus, ein Ratonalismus, welcher die Aussprüche des gemeinen natürlichen Bewusstseyns für nothwendige Täuschungen ausgiebt, und die Philosophie zu einem erkünstelten Machwerke verkehrt, durch eine richtigere Erkenntnisstheorie überwunden worden ist, welche die Erfahrung mit der Philosophie und die Thatsachen des gemeinen Menschensinnes mit den speculativen Lehrbegriffen wahrhaft in Uebereinstimmung zu bringen vermag.

E. R.

BRUNNENSCHRIFTEN.

WIEN, b. Grund: *Die Bäder zu Gastein.* Ein monographischer Versuch von *Burkard Eble*, Dr. der Medicin und Chirurgie, Magister der Augenheilkunde und der Geburtshülfe, k. k. Regimentsfeldarzte, Bibliothekar und erstem Aufseher der Schüler des niederen Lehrcurses an der medicinisch-chirurgischen Josephs-Akademie so wie der feldärztlichen Praktikanten des Wiener Garnisons-Hauptspitals, u. s. w. 1834. VIII u. 268 S. kl. 8. (1 Thlr.)

Der durch eine gediegene Schrift vorzüglich zum Lobe der Filial-Badeanstalt zu Hofgastein bereits rühmlich bekannte Vf. dieses Werkes liefert hiemit eine umfassende Schilderung des gesammten Gasteiner Bezirkes, der dortigen Mineralquellen und Bäder nebst der Angabe der physikalischen und chemischen Eigenschaften jener Thermen, so wie ihrer heilkräftigen Beziehungen, ferner eine umständliche Anweisung über das dort erfoderliche Verhalten, die Andeutungen rücksichtlich der Unterkunft von Fremden, über die dortige Lebensweise und die Vergnügungen, im Betrachte des Medicinalwesens und der polizeylichen Vorkehrungen daselbst. Zum Schlusse folgt eine alle Ortsverhältnisse billig erwägende Abhandlung über den Vorzug hinsichtlich der Wahl der beiden Badeorte sammt einem die Eigenthümlichkeiten der Bewohner jenes Alpenthales, die Höhenmasse der Berge und Ortschaften desselben umfassenden Anhange und eine vollständige Literatur über Gastein. Hieraus dürfte zur Genüge erhellen, dass diese mit voller Sachkenntniss, mit unbestechlicher Wahrheitsliebe und eben so bündig als gut geschriebene Abhandlung über einen der vorzüglichsten Curorte in der österreichischen Monarchie ausser der unbedingten Bestätigung ihres seltenen Werthes jede weitere Empfehlung überflüssig mache.

— e —.

Berlin, b. Hirschwald: *Ueber den Gebrauch und die Wirkungen künstlicher und natürlicher Mineralbrunnen*, Ein Beytrag zur Begründung einer Pharmakodynamik der Mineralwässer. Von Dr. *August Vetter*. 1835. XVI u. 187 S. gr. 8. (20 gr.)

Diese Abhandlung entwickelt, unter vorzüglicher Berücksichtigung der für den innerlichen Gebrauch verwendeten Gesundheitswasser, die Wichtigkeit der Heilquellen und mineralischen Wasser im Allgemeinen gleichwie die Unterschiede der natürlichen und nachgebildeten Erzeugnisse dieser Art. Alsdann werden die Wirkungen der regelmässigen und arzneylichen Trinkcur durch die Erörterung des Einflusses vom Wasser und seiner salzigen Bestandtheile, insbesondere aber der Natronsalze, der Talk- und Kalk-Salze, nicht minder aber auch der Thon- und Kiesel-Erde angedeutet, worauf der Vf. die nach seinem Dafürhalten bey der Anwendung von Mineralbrunnen vorzüglich berücksichtigungswerthen Heilungsprincipien begründet. Diese sind: 1) die Veränderung der früher gewohnten Lebensweise; 2) der Eintritt von Auflösung der im Körper des Kranken bestehenden Stockungen; 3) die Bewerkstelligung einer gehörigen Thätigkeit im Blutsysteme und der Nervenkraft. Unter solchen Gesichtspuncten werden die Quellen von Salzbrunn; Selters, Ems, Pyrmont, Spaa, Eger, Marienbad und jene von Karlsbad beleuchtet. Schliesslich aber wird nicht nur eine Anweisung, auf welche Weise es am besten gelingen dürfte, künstliches Wasser gleich jenem vom Karlsbader Neubrunnen zu erzeugen, sondern auch allgemeine Winke von der Zusammensetzung aller Arten neuer Heilwässer zur Erfüllung bestimmter Heilanzeigen gegeben. Sämmtliche Behauptungen beruhen jedoch unverkennbar auf theoretischen Voraussetzungen, so dass es gar den Schein hat, als ob der Vf. die vorgedachten Mineralquellen weder ihren Eigenthümlichkeiten noch ihrer Wirksamkeit nach persönlich an Ort und Stelle erprobt habe, sondern vielmehr nur aus der Ferne und allein nach selbstgeschaffenen Ansichten beurtheile, wonach es wohl einigermassen auffallend, andererseits aber auch erklärbar und keineswegs empfehlend ist, Hn. Dr. *V.* einem Gebräu von Surrogaten der Mineralwässer, deren heilkräftige Principien noch immer unentschleiert sind, eine Lobrede halten zu sehen. — Die Ausstattung dieser Schrift macht übrigens dem Verleger Ehre.

— e —

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Reutlingen*, b. Mäcken jun. *Sagen aus Schwabenland.* Von *H. Scherr.* 1836. 256 S. 8. 14 gr.

Wie ein berühmter Name zu hohen Ansprüchen berechtigt, und solcher Name einem späteren Träger desselben öfters recht unbequem wird durch die unbilligen, daran geknüpften Foderungen: so verlangt man auch hier ein Aehnliches, und weil kein *Schiller*, kein *Uhland*, kein *Schwab* diese Sagen uns erzählt, findet man sie alltäglich. Wirklich könnten die meisten auch ausser Schwaben sich zugetragen haben; ein guter Geist zeigte auch anderswo Schätze, eine Nixe zog den Fischerknaben herab, und eine Nonne liess sich entführen. Die bestimmt schwäbischen Sagen, die Geschichte des Möringer (hier die Heimkehr), der Graf von Zollern und die Würtenbergerin, die Entstehung des Namens Achalm (hier der Burggeist) sind bereits in gebundener Rede oft und zu vortrefflich erzählt worden, als dass nicht eine Vergleichung sich darbieten, und dem neuesten Bearbeiter gefährlich werden sollte.

n.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

JANUAR 1837.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

STUTTGART u. TÜBINGEN, in der Cotta'schen Buchhandlung: *Ueber den Einfluss der Vertheilung des Grundeigenthums auf das Volks- und Staats-Leben.* Von Dr. *Carl Wolfgang Christoph Schüz,* Privatdocenten an der staatswirthschaftlichen Facultät zu Tübingen. 1836. X u. 180 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Eine zwar vielbesprochene, aber unstreitig hochwichtige Frage ist es, die der Vf. einer abermaligen Untersuchung unterzieht. Nimmt er sie auch allein aus der Reihe der mit ihr zusammenhängenden Fragen der Agriculturpolitik heraus, so beleuchtet er sie doch nach allen ihren Beziehungen und Richtungen, und übersieht keinen Gesichtspunct, aus dem sich ein neues Licht über die Frage gewinnen lässt. Der Vf. selbst legt ein besonderes Gewicht darauf, dass er das Stimmrecht, welches Recht, Moral und höhere Politik über diese Frage geltend machten, berücksichtigt, und sich nicht, wie seine meisten Vorgänger, begnügt habe, den privat- oder nationalökonomischen Gesichtspunct ins Auge zu fassen. Er gesteht zwar ein, dass neuere Bearbeitungen jene Rücksichten keineswegs übergangen haben, indess hätten sie dieselben, nach seiner Ansicht, nichts weniger, als erschöpft. Ist diess auch möglich? Der Vf. sagt ja selbst (S. VII), dass die wichtigsten Beyträge für sein Unternehmen die Geschichte und die Statistik liefern müssten, und dass in beiden Beziehungen der Betrachtung und Bearbeitung noch ein unendliches Feld offen stehe, wozu er nur Beyträge gesammelt habe. Seine Vorgänger haben sich begnügt, vorzugsweise die Seite der Frage zu beleuchten, über die sie schon jetzt ein Urtheil fällen konnten, und haben vielleicht geglaubt, dass diese die wichtigste sey. Bey allem Respect vor Recht, Moral und höherer Politik kann man doch behaupten, dass in Sachen der Güterwelt die Gesetze des Güterlebens entscheiden müssen, weil sie Naturgesetze sind. Stehen sie im Widerspruche mit den Foderungen des Rechts, der Moral und der höheren Politik, so setzt diess einen widernatürlichen Zustand der Letzten voraus, die Wahrheit jener Gesetze bleibt unangetastet, und nur die Auffoderung erwächst für die letzten Beziehungen, sich mit den Gesetzen der Güterwelt in Einklang zu setzen, um den verderblichsten Nachtheilen vorzubeugen, die aus bleibendem Zwiespalt erwachsen müssten. Uebrigens soll diese Bemerkung das Verdienst des Vfs. nicht schmälern. Er hat über seinen neuen Seiten die älteren nicht vernachlässigt; diese dürsten sogar noch in seiner Darstellung als die wichtigsten hervortreten, und er hat jedenfalls den Gegenstand so gründlich und scharf beleuchtet, dass für künftige Bearbeiter nur eine dürftige Nachlese übrig bleiben dürfte. Dabey müssen wir namentlich die Unbefangenheit rühmen, mit der er die Gründe von beiden Seiten erwägt, in redlichem Forschen nach Wahrheit Alles, was für oder wider sprechen kann, aufsucht, und nur nach dem Gewichte der Gründe sein Urtheil fällt. Ein Verfahren, das allerdings dem staatswissenschaftlichen Gelehrten vom Fach, wenn er nicht in den Parteymann aufgegangen, sehr natürlich ist; was aber von so Vielen, die sich herausnehmen, über staatswissenschaftliche Dinge zu schreiben, vernachlässigt wird. So lässt sich auch bey der hier besprochenen Frage, bey mancher Monographie darüber, recht leicht erkennen, dass und warum ihr Vf. sich im Voraus über das Endresultat entschieden hatte, folglich die Sache nur von der einen Seite ansah. Das sind bey allen staatswissenschaftlichen Untersuchungen zwey übele Umstände: einmal, dass Jeder bey ihnen mitsprechen zu können glaubt, während doch nur Wenige dazu berufen sind. Diese Materien sehen leichter aus, als sie sind. Dann, dass nur allzuoft ein Interesse sich beymischt, welches gegen die Wahrheit verblendet. Es giebt hier viele Wahrheiten, die vielen Leuten so unangenehm sind, dass sie sich gar nicht von ihnen überzeugen mögen. — Doch unser Vf. hat unleugbaren Beruf zu diesen Forschungen, und sucht redlich nach Wahrheit.

In der Einleitung giebt er zunächst geschichtliche Notizen über die Vertheilung des Grundeigenthums *a)* bey den Aegyptern, *b)* bey den Juden, *c)* bey den griechischen Völkerschaften, *d)* bey den Römern, *e)* bey den Germanen, *f)* in den mittleren Zeiten, *g)* seit der französischen Revolution. Ist auch in den Notizen über jene älteren Verhältnisse manches Bestreitbare, so sind es doch die gangbarsten Ansichten, die hier vorgetragen werden. Ist auch ferner das Meiste aus jener alten Zeit von keinem praktischen Interesse für unsere Frage, nun so mag es doch den Beweis geben, dass auch eine ganz andere Anordnung dieser Verhältnisse denkbar ist, als die bey uns geltende. Eine irrige Angabe ist es übrigens, wenn der Vf. S. 2—3 sagt: „Ueberdiess finden sich in allen Ländern Europa's, insbesondere in den deutschen Staaten, einzelne Strecken, wo die Gütertheilbarkeit herkömmlich erlaubt und herrschend ist,

wie z. B. im ganzen Leipziger Kreise in Sachsen“, und nun fortfährt: „*Anderwärts* bestehen gesetzlich oder herkömmlich mitten unter gebundenen Gütern sogenannte *walzende* Grundstücke.“ Es gilt im Leipziger Kreise kein anderes Recht der Gütertheilung, als im übrigen Sachsen. Wohl aber finden sich in ihm vorzugsweise viele walzende Grundstücke. Diese sind an sich auch nicht leichter theilbarer, als andere, sondern nur, weil sie zu keinem geschlossenen Gutscomploy gehören, wird ihre Veräusserung nicht als eine Dismembration von dem Gute, mit dem sie gerade vereinigt sind, betrachtet.

Die Literatur hebt von Aristoteles und Plato an, und ist bis auf die neueste Zeit exclusive ziemlich vollständig. Der Vf. begnügt sich auch nicht mit einer blossen Titelaufzählung, sondern giebt ein vernünstiges, wohlbegründetes Urtheil über die einzelnen Schriften.

Hierauf untersucht der Vf. unter I den Einfluss der Vertheilung des Bodens auf das Volks- und Staats-Leben (S. 49 ff.), also das Thema des ganzen Buches, und handelt zunächst von dem Einflusse der grossen Güter, und zwar *A.* von dem Einfluss ihrer Untheilbarkeit auf die materielle Seite des Volkslebens. Er untersucht mit Recht zuvörderst, was als grosse, mittlere, kleine Güter zu betrachten sey, und wie diese Frage in verschiedenen Gegenden verschieden beantwortet werden müsse. Dann betrachtet er die günstigen Umstände, welche bey grossen Gütern, was Capital, Arbeit und Betriebsart anlangt, auf deren Ertrag einwirken. Hier erfahren wir nichts wesentlich Neues. Wenn der Vf. S. 62 sagt: „Bey grossen Gütern komme in der Regel der Sohn des vorigen Besitzers auf das Gut, und so pflanze sich eine gewisse traditionelle Weisheit und Geschicklichkeit in Absicht auf den Betrieb der Landwirthschaft auf einem bestimmten Landgute von Geschlecht zu Geschlecht fort“, so ist doch auch zu bedenken, dass die grossen Güter am östersten verpachtet sind, und dass sich für die kleinen Güter jene traditionelle Weisheit weit sicherer und richtiger in der Gemeinde, unter den Nachbaren fortpflanzt. Hierauf die Umstände, welche nachtheilig auf den Ertrag der grossen Güter einwirken. Auch hier nichts wesentlich Neues; recht gut jedoch die Beleuchtung der Pachtverhältnisse (S. 75). Wenn über den Preis der grossen und kleinen Güter (S. 77) nur gesagt wird, dass er sich nach Angebot und Nachfrage richte, und dass das Vorhandenseyn vieler grossen Güter den Preis der kleinen steigern könne, so hätte doch auch untersucht werden sollen, ob nicht *in der Regel* die kleinen Güter mehr gesucht seyn müssten, als die grossen. Der Vf. prüft ferner den Einfluss der grossen Güter auf die Forstwirthschaft, auf die Gewerbe, auf den Handel. Darauf als Resultat: dass Untheilbarkeit grosser Güter ein Hemmniss der Volksvermehrung sey; dass aber damit noch nicht behauptet werde, sie sey auch ein Mittel gegen Uebervölkerung. Diese sey vielmehr bey der Untheilbarkeit der Güter um so eher möglich, als hier der Anbau des Bodens nicht in dem erfoderlichen Masse mit der Bevölkerung vorrücke. *B.* Der Einfluss der Untheilbarkeit grösserer Güter auf die geistige Seite des Volkslebens (S. 92 ff.). Das Resultat ist: dass grosse Güter der Entwickelung des moralischen Charakters der landbautreibenden Classe nicht günstig seyn können, wenn nicht der humane Charakter der Gutsbesitzer und sonstige günstige Verhältnisse die Nachtheile aufheben. *C.* Auf die bürgerliche Gesellschaft und den Staat (S. 99). Zuerst die privatrechtliche Seite. Beschränkung der freyen Disposition; grosse Rechtsungleichheit der Vererbung; Beschränkung des angeborenen Rechtes, Grundeigenthum zu erwerben. (Dieses Recht kann sich doch nicht weiter erstrecken, als die Möglichkeit. Das Gleichniss (S. 101) zwischen Gütern und Staatsämtern hinkt; denn das Gut kann verkauft werden, das Staatsamt rechtlicherweise nicht.) Doch stimmen wir dem Vf. darin bey, dass in der Idee der durchgeführten Untheilbarkeit der Landgüter eine Rechtsungleichheit oder Rechtswidrigkeit liegt, die ein Keim ist, der im Laufe der Zeit durch seine weitere Entwickelung den ganzen Rechtszustand zerreisst (zerreissen kann!). Ueber die politischen Nachtheile des überwiegenden Einflusses grosser Grundbesitzer dürfte sich mit dem Vf. noch rechten lassen. Diese Herrschaft dürfte noch die mildeste, gemässigste von allen, und z. B. der des kleinen Bürgers, oder des Journalisten, unendlich vorzuziehen seyn. Den Nachtheil des zu Gunsten der nachgeborenen Söhne getriebenen Nepotismus erwähnt der Vf. mit Recht. Für Besteuerung und Staatscredit hält er die grossen Güter vortheilhaft; wenigstens in sofern sie der Vermehrung der Bevölkerung nicht hinderlich seyen. Für die Kraft des Staates seyen sie aber nur da gut, wo sie der wirthschaftlichen und geistigen Cultur der Völker nicht im Wege ständen.

Nun geht der Vf. (S. 108 ff.) auf Betrachtung der mittleren Güter über, dann (S. 110) auf die der kleinen; ihren Einfluss auf die materielle Seite des Volkslebens, wobey die gewöhnlichen Vortheile und Nachtheile dargestellt werden, ohne dass der Vf. alle letzten genau genug geprüft hätte. Sein Resultat ist: Kleine Güter geben in der Regel den höchsten Rohertrag; der Reinertrag kleiner Güter wird in der Regel auch grösser seyn, als der Reinertrag grosser Güter, wenn gleich die Möglichkeit eines grösseren Reinertrags grosser Güter unter gleich günstigen Verhältnissen keineswegs geleugnet werden kann; dagegen ist die Wahrscheinlichkeit eines grösseren Reinertrags mittlerer Güter, unter gleichen äusseren Verhältnissen, ausser Zweifel. Der Forstwirthschaft sind kleine Güter ungünstig. Die Gewerbe anlangend, so sind kleine Güter mit ihrer grössten Bevölkerung für eine hauptsächlich auf den Absatz im Lande berechnete Gewerbsbevölkerung am vortheilhaftesten, wesshalb auch hier die Gewersbevölkerung sich mehr durch das Land verbreiten wird. Durch eine grosse ländliche Bevölkerung ist eine breite Unterlage für eine Gewerbsbevölkerung gegeben. Mit Recht fügt der Vf. hinzu, dass der Gewerbszustand, der hiedurch gebildet wird, auch sonst sehr vortheilhaft sey, weil er weniger Schwankungen unterliege. Grosse und mittlere Güter dagegen seyen geeignet, eine grössere Gewerbsbevölkerung zu nähren, weil ihr Ueberschuss

an Producten grösser sey. Der Vf. gesteht jedoch selbst, dass diese Bevölkerung erst entstehen werde, wenn ein Absatz ins Ausland möglich sey. Indess der ganze Satz ist nicht richtig; denn die Gewerbe brauchen zu ihrer Nahrung keinen Producten-Ueberschuss des Inlandes, sondern sie brauchen Absatz für ihre Waaren. Haben sie den, so findet sich die Nahrung, sie komme her, woher sie wolle. Wenn also auch die kleinen Güter noch so viel Producte selbst wieder verzehrten, sobald ihre Besitzer den Ueberschuss ihres Einkommens den inländischen Gewerben zuwenden, so werden Letzte einen Gewinn ziehen, für den sie sich die erfoderlichen Nahrungsmittel verschaffen können. Aber dieser Gewinn würde vielleicht aufgewogen, wenn die grossen und mittleren Grundbesitzer die Ueberschüsse ihres Einkommens vorzugsweise auf die Unterstützung der inneren Gewerbe wendeten. Indess theils überwiegt die kleine Consumtion Vieler die grosse Weniger; theils wird die Consumtion der grossen Grundbesitzer in der Regel mehr auf ausländische, als auf inländische Erzeugnisse gerichtet seyn. Jedenfalls hat der *Producten*-Ueberschuss keinen Einfluss, sondern der Ueberschuss des *Einkommens* und dessen Verwendung. Der Vf. bemerkt ferner, dass kleine Güter einen grossen Absatz von Getreide ins Ausland nicht begünstigen; dass aus der Erlaubniss der Gütervertheilung auch ein allmäliches Anhäufen von Gütermassen bey einzelnen Reichen entstehen könne; dass grosse Güter für Jahre des Mangels als Getreidemagazine wirkten, wobey jedoch der Vf. sehr richtig bemerkt, dass kleine Güter durch sorgfältige Vermehrung des Rohertrags gute Hülfsmittel (besser Schutzmittel) gegen Mangel seyen. Die Behauptung, dass der Preis der landwirthschaftlichen Producte mit der Vertheilung des Bodens steigen werde, zu der der Vf. selbst bemerkt, dass eine monopolistische Steigerung hier nicht, wie bey grossen Gütern, möglich sey, dürfte nicht genug motivirt und gegen mögliche Einwände gesichert seyn. Auf den Preis des Getreides, als einer Waare, die allenthalben erzeugt wird, und zugleich nothwendiges Bedürfniss der Erzeugenden ist, hat der Kostenpreis den mindesten Einfluss. Zuletzt fasst der Vf. seine Ergebnisse in die Sätze zusammen (S. 128 ff.): Die freye Theilbarkeit erzeugt bey den Armen einen Geist der Sparsamkeit und des Fleisses, vermindert die Armuth und die Gefahr der Besitzlosigkeit; sie begünstigt eine natürliche Entwickelung des Landbaues, das Wachsthum der Bevölkerung und ein Fortschreiten der Civilisation überhaupt, mehr, als die Untheilbarkeit; sie erhöht den Rohertrag des Volkes, vertheilt das Vermögen gleichmässiger, erzeugt eine grössere Landbaubevölkerung, sowie als Folge eine grössere, mit dem inneren Verbrauche beschäftigte Gewerbsbevölkerung; gefährdet die Waldungen; mindert die höhere Intelligenz des Wirthschaftsbetriebes, was sich durch das Fortbestehen einzelner grosser Güter ausgleichen, schützt vielleicht weniger bey Misswachs, was sich durch Vorkehrungen ersetzen lässt; steigert die Getreidepreise (?). — Den Einfluss der kleinen Güter auf die geistige Seite des Volkslebens drückt der Vf. in den Worten aus: Das Leben wird bewegter, aber grösser. Den auf Gesellschaft und Staat anlangend, so wird das Privatrecht billiger, aber mehr zu Processen Anlass gebend; die Gemeindeverwaltung wird freyer und lebendiger; der Geist der Freyheit verbreitet sich über das Volk, während doch Ruhe und Sicherheit besser verbürgt werden; die Steuererhebung wird reichlicher, aber weniger bequem; die Staatskraft wird durch die geistige Bewegung erhöht. — Ist diese Darstellung im Ganzen den kleinen Gütern, im Gegensatze zu den grossen, günstig, so urtheilt der Vf. allerdings über die *ganz kleinen* Güter (S. 126) anders. Nur sey bey dem Bestehen der Theilbarkeit das allmäliche Eintreten zu grosser Theilung, wenn nichts dagegen geschehe, allerdings zu erwarten.

Dadurch wird der zweyte Abschnitt der Schrift (S. 140 ff.) begründet, der von dem Einflusse des Staats auf die Vertheilung des Grundeigenthums, d. h. darüber handelt, was der Staat in dieser Beziehung thun soll. Der Vf. findet die Lösung des Problems darin, dass er das Einschreiten gegen zu grosse Theilung zu einer Sache der Gemeinden machen will. Von da geht er zu einer Untersuchung über das Recht des Staates dazu über, und verliert sich dabey in die *Mohl*'sche Theorie von den verschiedenen Staatszwecken verschiedener Staatsformen; spricht sich aber sehr bemerkenswerth (S. 151) über die Kämpfe der Zeit aus. Er sagt hier: „Das Volk, oder vielmehr die grossen Männer des Volks, gehen von der wahren Einsicht aus, dass eine höhere Entwickelung des Völkerlebens nur bey einer möglichst grossen Freyheit des Individuums gedeihen kann. Dafür und gegen eigensichtige Bestrebungen ihrer Gegner kämpfen sie; aber die Männer auf der Seite der Regierungen, ich meine die grossen Männer, kämpfen für das Princip der Allgemeinheit, für die Herrschaft des Staats, von der Einsicht geleitet, dass eine Individualfreyheit ohne höheres bindendes Gesetz der Ruin des Staats, des höheren Gemeinlebens ist. Der Kampf auf beiden Seiten ist ehrenvoll; aber grösser ist der Kampf für das Princip der Allgemeinheit; denn es ist das tiefere Princip und das von Wenigeren begriffene." Aber nicht um die persönliche Freyheit, wie es nach diesen Worten des Vfs. scheinen könnte, ist zwischen Volks- und Regierungs-Männern Streit, sondern um die politische. Nur so viel ist an seiner Behauptung wahr: dass es eine wichtige Aufgabe aller Staatskunst ist, die unmittelbaren Interessen der Individuen, welche in jedem Augenblicke die Gesellschaft bilden, mit den Interessen dieser Gesellschaft, als eines ewigen Institutes, folglich mit den mittelbaren Interessen Aller zu versöhnen. Die Demokratie ist geneigt, die ersten zu überschätzen; die Aristokratie, wohin auch Corporationen, Collegien, Staatsbeamte gehören, die letzten. Darüber besteht allerdings ein Kampf, in welchem die Regierungsmänner „ein tieferes und von Wenigeren begriffenes" Princip vertheidigen, oft ohne es in seiner Allgemeinheit selbst zu begreifen. Dieser Kampf ist wohlthätig; denn beide Principe fodern ihre gleichmässige Vertretung. Der Kampf wird ver-

mittelt, wenn die Ariſtokratie, unter dem Einfluſſe der Demokratie, regiert.

Der Vf. findet (S. 161) folgende Geſtalt der Bodenvertheilung wünſchenswerth: 1) öffentliches, dem Gebrauche jedes Staatsbürgers gewidmetes Eigenthum; 2) Staatseigenthum: Waldungen, Domainen als Muſterwirthſchaften; 3) Eigenthum der Gemeinden und Corporationen, namentlich für Schulen und zur temporären Austheilung an Arme; 4) Privateigenthum, in der Regel der freyen Dispoſition des Eigenthümers überlaſſen; in gröſsere oder mittlere Güter getheilt, wo Boden und Abſatz wenig Arbeitsanlage geſtatten; mehr zerſtückelt in der Nähe von Städten, in ſehr bevölkerten und fruchtbaren Gegenden. Wo aber bey freyer Dispoſition die wünſchenswerthe Grenze der Vertheilung überſchritten zu werden droht, die Beſtimmung: daſs ſich eine gewiſſe Anzahl von Gutsbeſitzern für die Untheilbarkeit ihrer Güter zu erklären habe, während der Reſt des Bodens dem ganz freyen Verkehr überlaſſen bleibe, ſo doch, daſs, wenn auch eine allzu groſse, den Ackerbau hindernde Zerſplitterung der einzelnen Stücke einreiſsen würde, auch die weitere Vertheilung einzelner Grundſtücke unterſagt ſey. Das Maſs der Gutsgröſse müſſe, wie der Vf. ſehr richtig bemerkt, ganz verſchieden ausfallen, das Abſehen nur im Allgemeinen darauf gerichtet ſeyn, in jeder Gemeinde eine Anzahl ſolider Beſitzer zu erhalten. — Gewiſs Vorſchläge, die vielen Werth haben, und beſſer, als die bisherigen, ein gewiſſes, gleichmäſsiges Verhältniſs zwiſchen groſsen, mittleren und kleinen Gütern vermitteln dürften. Die ſtatiſtiſchen Notizen, die der Vf. im Anhange mittheilt, ſind unbedeutend.

Rec. freut ſich, in dem Vf. des vorliegenden Werkes eine beachtungswerthe neue Erſcheinung auf dem Gebiete der Staatswiſſenſchaft begrüſsen zu können. L. B. F.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

Göttingen, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *De Corcyraeorum republica*, ſcripſit *Guil. Conr. Arm. Müller*, Springa-Hannoveranus, ſeminarii regii philologici et ſocietatis philologicae Gottingenſis ſodalis. Commentatio de ſententia ampliſſimi philoſophorum ordinis in certamine litterario civium Academiae Georgiae Auguſtae praemio regio ornata. 1835. VIII u. 69 S. 4. (16 gr.)

Die Inſel Corcyra verdiente eine ſolche Berückſichtigung, als ihr hier, auf Veranlaſſung einer Preisfrage, gewidmet worden. Sie iſt eine der gröſsten Inſeln im adriatiſchen Meere, hat eine dem Handel ſehr günſtige Weltſtellung; ihr Klima iſt vortrefflich, groſs ihre Fruchtbarkeit. Sie war im Alterthume von Griechen, von Doriern coloniſirt, ihre Bewohner gehörten alſo der griechiſchen Welt, dem Dorismus an in Abſtammung, Sitte und Einrichtungen. Korinth, die Mutter ſo vieler Städte, war auch die Mutter von Corcyra, die Corcyräer alſo von Hauſe aus Kauffahrer und Handelsleute. Sie ſelbſt legten wieder Colonieen an (Epidaurus, Apollonia, Leucas, Anactorium), und breiteten dadurch das Griechenthum in jenen Gegenden, und ihren Verkehr und ihre Macht weiter aus, und ſich bald fühlend, fängt Corcyra an, auf dem adriatiſchen und ioniſchen Meere zu dominiren, geräth mit dem Mutterſtaate Korinth in Kampf, und liefert ein ſiegreiches Seetreffen, das erſte auf dem adriatiſchen Meere. Später wird es die Urſache zu dem denkwürdigen Kriege, welcher den Untergang der griechiſchen Freyheit herbeyführte, des ſogenannten peloponneſiſchen, und nahm thätigen Antheil daran. Aber die darauf entſtehenden, nachtheiligen, politiſchen Verhältniſſe und die Kriege der Diadochen vernichteten die Kraft des Staates, er ward ein Spielball der benachbarten Mächte, und war noch glücklich, als er ſich 220 v. Chr. unter römiſchen Schutz retten konnte.

Die Schrift zerfällt in folgende Abſchnitte. Im *Prooemium* wird gegeben *Corcyrae incolae et urbis deſcriptio*. Der erſte Theil enthält die Geſchichte der Corcyräer, welche in drey Perioden (von Anlegung der Colonie bis zum Kriege mit den Korinthern, von da bis zum Ende des peloponneſiſchen Krieges, und von dieſem Zeitpuncte bis zur Oberherrſchaft der Römer) zerlegt iſt. Der zweyte Theil ſchildert die Einrichtungen des Staates, und zwar *Cap.* 1. *Civitatis formam; Cap.* 2. *Nonnulla, quae ad internam civitatis rationem ſpectant; Cap.* 3. *Commercia*, und *Cap.* 4. *Inſtituta nautica et bellica.*

Gegen dieſe Anordnung und Vertheilung des Stoffes läſst ſich Manches einwenden. Die allgemeinen Verhältniſſe der Inſel, ihre Weltlage, die ſo günſtig zum Handel und zur Seeherrſchaft war u. ſ. w., hätten zuerſt geſchildert werden ſollen. Bey der geographiſchen Beſchreibung hätte der Vf. beſſer gethan, immer von der jetzigen Topographie der Inſel auszugehen, nicht Altes und Neues unter einander zu miſchen. Die äuſsere politiſche Geſchichte hängt ſo vielfältig von der inneren Einrichtung des Staates ab; war es alſo nicht natürlicher, wenn die Geſchichte der Corcyräer den zweyten Theil füllte. Auſserdem iſt der Vf. dadurch zu dem Miſsgriffe verleitet worden, §. 11 aus der Verfaſſungsgeſchichte etwas einflieſsen zu laſſen, was nicht dahin gehört.

Dieſer Ausſtellungen ungeachtet, kann man dem Vf. mit allem Rechte das Lob ertheilen, daſs er mit Fleiſs die vielfach zerſtreuten Nachrichten geſammelt, und Alles, was er nur benutzen konnte, Stellen aus den Schriften der Alten, Inſchriften, Münzen, Reiſebeſchreibungen, frühere Werke über denſelben Gegenſtand, mit Sorgfalt benutzt hat. Wir wollen daher nicht an Einzelnheiten mäkeln, ſonſt könnten wir theils am Stile (z. B. p. 28. Not. *quae (?) firmavit lect. Thucyd.*, deſsgleichen p. 33 *plebe victore* (einige Verſehen, theils bey manchen Urtheilen (z. B. p. 9 *potius e figura — inſula Drepane videtur appellata eſſe*, wo es ohne Weiteres heiſsen ſoll: *appellata eſt;* und nachher: *nomen, quoniam pro antiquiſſimo habetur, nunquam fuerit uſu receptum;* es war vielmehr ein dichteriſcher Ausdruck, ein Epitheton!) Unbeſtimmtheit rügen. H.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

JANUAR 1837.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

1) Petersburg, in der Druckerey der Akademie der Wissenschaften: *Christiani Martini Fraehnii de Il-Chanorum seu Chulaguidarum numis commentatio.* Accedunt nonnulli aliarum dynastiarum muhammedanarum numi anecdoti eodem interprete. Cum quatuor tabulis aeneis. 1834. 84 S. 4.

2) Ebendaselbst: *Ueber die ehemalige mongolische Stadt Ukek im Süden von Saratow, und einen dort unlängst gemachten Fund;* von *Ch. M. Frähn.* 1835. 16 S. 4.

Auf den weiten Räumen der muhammedanischen Münzkunde hat bis jetzt unstreitig Niemand eine so ausgebreitete Erfahrung, wie der durch zahlreiche numismatische Schriften hochverdiente Vf. sich erworben, und zugleich Niemand eine so fruchtbare Anwendung der numismatischen Kenntnisse auf die Erläuterung der Geschichte und Geographie der muhammedanischen Staaten gemacht, wie er. Seine numismatischen Abhandlungen müssen wir daher dringend den Historikern empfehlen, welche ausführlich mit den Verhältnissen der muhammedanischen Dynastieen sich bekannt machen, oder gar Werke darüber ausarbeiten wollen. Glücklicher Weise vereinigen sich bey Hn. *F.* günstige Verhältnisse für die Erlangung vieler Münzen und gründliche Kenntniss der orientalischen Sprachen mit einem durchaus besonnenen und vorsichtigen Forschungsgeiste, so dass wir bey ihm sehr selten Gefahr laufen, irre geführt zu werden. In der Schrift No. 1 entfaltet er uns auf gewohnte Weise umsichtig und gründlich die Reihe der Münzen der Hulaguiden, oder Nachkommen Hulagus, welche ein Jahrhundert lang die schönsten Länder des muhammedanischen Asien, besonders Persiens, beherrschten, nämlich ungefähr vom J. H. 654—750. Die Hulaguiden werden auch Ilchâniden genannt, indem Hulagu den Titel *il-chân* ايل خان führte. Es entsteht die Frage, was dieser Titel eigentlich bedeute. In Ansehung des zweyten Theiles des Titels kann es kaum zweifelhaft seyn, dass er das bekannte tatarische Wort *Chân*, d. i. *Fürst* sey. Das tatarische Wort *il* bedeutet *Landschaft;* also wäre *il-chân* etwa *Provinzialfürst;* der Franzose *St. Martin* wollte diese Bedeutung erweitern bis zu dem Begriffe *Weltfürst*, dem jedoch weder die abhängige Stellung Hulagus, noch die Bedeutung des Wortes *il* gehörig entspricht. Herr *Schmidt* zu Petersburg, berühmt als Kenner der mongolischen Sprache, schlug die Erklärung *Friedensfürst* vor, da *il* im Mongolischen nd Tatarischen *Frieden* bedeutet. Endlich bringt Hr. *F.* noch die Erklärung *tapferer Fürst* in Vorschlag, indem in der chârismischen Sprache, worunter wir wohl eine tatarische Mundart zu denken haben, das Wort *il* tapfer bedeutet. In manchen türkischen Namen erscheint dieses Wort, z. B. *Ilgâsi* ايل غازى tapferer Streiter, *Il arslân* ايل ارسلان tapferer Löwe, *Il kilidsch* ايل قلج tapferes Schwert, *Il boga* ايل بوغا tapferer Stier. Unstreitig hat diese letzte Erklärung des Titels oder Beynamens *Il chân* viel Wahrscheinliches. Das Gebiet der Hulaguiden oder Ilchâniden erstreckte sich vom Oxus bis an den Euphrat, und war schon vor dem Anfange dieser Dynastie von den Mongolen besetzt worden, daher darin die Münze vor Hulagus Zeit im Namen der mongolischen Oberkaane geschlagen ward. Denn schon im J. 628 H. wurden unter der Regierung des mongolischen Oberkaan Uegetai diese Länder von den Mongolen unterworfen, und seitdem durch den mongolischen Statthalter von Karakorum regiert. Im Jahre 654 H. aber übernahm unter der Hoheit des mongolischen Oberkaanes als Provinzialfürst Hulagu die Regierung dieses mongolisch-persischen Gebietes, und überlieferte diese Regierung als Erbtheil seinen Nachkommen. Sie nannten sich anfangs nur *Daruga* d. i. *Statthalter* des mongolischen Oberkaanes oder Chagânes; aber als im J. 694 der Hulaguide Chasan die Regierung antrat, hörte die Verbindung zwischen seiner Familie und dem mongolischen Oberkaane auf. Die vor Hulagu im mongolisch-persischen Gebiete geschlagenen Münzen führen bloss den Namen des mongolischen Oberkaanes, theils vollständig ausgedrückt, wie كيوك قاان *Cujuk Kaan*, theils durch Prädicate angedeutet, wie قاان العادل *der gerechte Kaan.* Die zu Hulagus Zeit geschlagenen führen grösstentheils auch noch bloss den Namen oder Titel des Oberkaanes; doch auf einigen fügte Hulagu seinen eigenen Namen, begleitet von dem Titel *Il-chân*, hinzu, wie es auch schon andere, unter den Mongolen stehende Fürsten, wie die Pakratiden, gethan hatten. Auch die nächsten Nachfolger Hulagus bezeichneten ihre Münzen noch mit dem Titel der Oberkaane; doch nach Chubilais Tode verschwinden die Oberkaane ganz von den Münzen der Hulaguiden, welche nun nur noch

die Namen der Hulaguiden ſelbſt zeigen. Die Inſchriften der Hulaguidiſchen Münzen ſind auf den meiſten bloſs arabiſch; auf vielen arabiſch und mongoliſch; auf einigen arabiſch und mongoliſch und tibetaniſch; auf wenigen perſiſch, oder perſiſch und arabiſch; auf ſehr wenigen perſiſch und georgiſch. Diejenigen dieſer Münzen, welche aus den erſten funfzig Jahren der Hulaguiden herſtammen, zeigen in den Inſchriften bald chriſtliche, bald muhammedaniſche Formeln. Hr. *F.* bemerkt aber, daſs man daraus keinen Schluſs ziehen dürfe in Bezug auf die Religion dieſer Fürſten. Denn ſie hielten ſich alle noch, wenn man den einzigen zum Islâm übergegangenen Tegudar ausnimmt, zum mongoliſchen Heidenthum, beweiſen jedoch gegen ihre Unterthanen in Betreff der Religion die gröſste Toleranz; Einige zeigten etwas Neigung zum Chriſtenthum. Seitdem aber Chasan im J. 694 den Islâm annahm, ward dieſer die in den Staaten der Hulaguiden herrſchende Religion. Die Münzen der Hulaguiden ſind häufig mit Bidniſſen verziert, ohne daſs dieſe gerade durchgreifende hiſtoriſche Beziehungen zu haben ſcheinen. Die älteſten Münzen aus Hulagus und Abaghas Zeit, welche zu Moſul geſchlagen wurden, haben die ſchon von den früheren Fürſten Moſuls, nämlich Naſir eddîn machmûd und Bedr eddîn lulu, auf den Münzen gebrauchten Bilder, d. h. einen ſitzenden Mann, welcher mit den Händen einen ſichelförmigen Mond hält, und das mit einer Binde geſchmückte Haupt eines Mannes. Eine Münze Arghuns von Tebris hat einen Vogel mit der Sonne. Münzen Chaſans, Oeldſcheitu ſultans, und Abu saîds, haben den Löwen mit der Sonne, ein Sinnbild oder Wappen Perſiens, welches auch auf Münzen der Seldſchukiden vorkommt, und bekanntlich noch von den jetzigen Königen Perſiens gebraucht wird. Eine andere Münze Oeldſcheitu ſultans hat eine ſtrahlende Sonne; eine Münze Abu saîds einen reitenden Mann und einen Vogel; noch andere Münzen haben einen Becher zwiſchen zwey Tauben, oder einen Fiſch, oder eine Blume. Hr. *F.* iſt der Meinung, daſs dieſe Bilder bloſse willkürliche Verzierungen ſind, welche nach dem Gutdünken der Münzmeiſter angebracht wurden. Bey der Erläuterung der einzelnen Münzen, bemerkt er, habe er ſich beſonders angelegen ſeyn laſſen, die Namen dieſer mongoliſchen Fürſten richtig zu geben, ſo wie ſie der mongoliſchen Schreibart gemäſs ſind; er rühmt die ihm dabey von Hn. *Schmidt*, dem Kenner der mongoliſchen Sprache, geleiſtete Hülfe.

Zuerſt führt Hr. *F.* einige vor Hulagus Zeit unter den Mongolen in Perſien geſchlagene Münzen auf.

1) Mit der Aufſchrift: قاان العادل *Kaanus iustus*, und dem ſunnitiſchen Symbole: *non eſt Deus praeter Deum; Muhammed apoſtolus Dei eſt.* Das Prägejahr iſt 643. Hr. *F.* vermuthet, daſs der Kaanus iustus die mongoliſche Oberregierung bezeichnet, welche damals von Uegetais Wittwe, genannt Turakin, geführt ward, und daſs die Münze zu Tebrîs geſchlagen ſey, auf Anordnung des Batſchu nojan, Befehlshaber des mongoliſchen Heeres, welches damals in der Ebene Mughan lagerte.

2) Mit der Inſchrift:

بقوة خدا
بدولة كيوك قاان - -
داود ملك

i. e. Potentia Dei, fortuna Cujuk Kaani —— Dawûd rex; geſchlagen zu Tiflis. Sie iſt von dem georgiſchen Könige David, Sohn des Georg Laſcha, hat auch ein georgiſches Wort in der Aufſchrift, und muſs aus dem Jahre 645 oder 646 ſeyn.

3) Mit der Inſchrift:

مونككا قاان الاعظم العادل

i. e. Möngke Kaanus supremus, iustus. Sie ſcheint zu Tiflis geſchlagen zu ſeyn im J. 649, und iſt alſo aus der Regierung des Oberkaanes Möngke, deſſen Name in der mongoliſchen und tatariſchen Sprache *aeternus* bedeutet, und von einigen unſerer Gelehrten unrichtig *Munkaka* geſchrieben worden iſt. Aus deſſelben Regierung fügt Hr. *F.* noch mehrere Münzen hinzu. Eine derſelben führt eine mongoliſche Inſchrift mit ungewöhnlichen Schriftzügen, welche Hr. *Schmidt* zu leſen vorſchlägt; *kitad chaghan ilan mängkü chan, i. e. Sinarum chaghanus illustris mängkü chan.*

Hr. *F.* wendet ſich hierauf zu den während *Hulagus* Verwaltung ſelbſt geſchlagenen Münzen. Statt *Hulagu* ſchreibt er nach Hn. *Schmidt's* Anrathen *Chulagu*, indem die mongoliſche Sprache den Conſonanten H nicht hat, und jener Name wahrſcheinlich von dem mongoliſchen Worte *chulagucho*, d. i. rauben, abſtammt. Die Münzen Hulagus fallen in die Zeit der Oberkaane Möngke und Chubilai. Unter ihnen führt Hr. *F.* S. 16 unter No. 21 auch eine vom Fürſten Lulu zu Moſul geſchlagene auf, welcher ſich nach der Eroberung Bagdâds durch Hulagu ſogleich den Mongolen unterwarf. Die Münze beſtätigt dieſs von den Geſchichtſchreibern angeführte Factum durch ihre Inſchriften. Wir leſen nämlich auf ihr: *Mengü Kaanus supremus, orbis dominus, imperator superficiei supremus; Mosulaeao.* 65 ; *Lulu el melik errachîm bedr eddunja Weddîn, sultanus islamismi et moslemorum.* Dann folgen die Münzen des Sohnes Hulagus, nämlich *Abagas*, welcher gewöhnlich *Abaka* nach dem arabiſchen أباقا geſchrieben wird, und vom J. 663—681 regierte. Eine derſelben, No. 60, hat zuvörderſt die mongoliſche Inſchrift:

Chaganu darugha abaghanu
deledkegülüksen
Chagani vicarii, Abaghae,
moneta.

Die andere Seite zeigt das chriſtliche Kreuz, mit der chriſtlichen Formel umher:

بسم الاب والابن
وروح القدس اله

In nomine patris et filii,
et spiritus sancti, Dei.

Es ist diess also eine der oben erwähnten Münzen, welcher die Mongolen, aus Rücksicht auf ihre christlichen Unterthanen, eine christliche Inschrift gaben. Sie scheint vom Jahre 679 zu seyn.

Der dritte Hulaguide ist *Tegudar achmed* vom J. 681—683. Den zweyten, arabischen Namen, nämlich *Achmed*, nahm er erst an, als er zum Islam übertrat; sein erster, mongolischer Name wird wahrscheinlich تكدار oder تكودار *Tegudar* zu schreiben seyn Hr. *Schmidt* vermuthet, dieses mongolische Wort möge gleiche Bedeutung mit *Tegulder i. e. perfectus* haben. Der vierte Hulaguide ist *Arghun* ارغون vom J. 683—690. Auch von diesem giebt es Münzen mit christlichen Formeln, nämlich: *in nomine patris, et filii, et spiritus sancti, Dei unius;* von dem Kreuz begleitet. Von dem fünften Hulaguiden, Ghaichatu vom J. 690—694, hat Hr. *F.* bisher keine Münzen entdeckt; welches er dem Umstande zuschreibt, dass dieser Fürst, wegen Mangel des Silbers, im J. 693 das Papiergeld bey den Mongolen einführte; über welches Papiergeld, *Tschau* جاو genannt, zu vergleichen ist *Sacy cherst. ar. ed. 2 tom. 1 p.* 254. Vom sechsten Hulaguiden, nämlich *Beidu*, welcher im J. 694 nur einige Monate regierte, sind bisher gleichfalls keine Münzen gefunden worden. Der siebente ist *Chasan machmûd* vom J. 694—703, von den Moslemen غازان oder قازان geschrieben. Eine seiner Münzen, No. 90, ist dreysprachig; man liest darauf erst mongolisch: *tägrin kütschündur chasanu deledkegülüksen, i. e. dei numine Chasani moneta;* ferner tibetanisch: *tschakrarâdsch i. e. orbis rex;* ferner arabisch das sunnitische Symbolum. Geschlagen ist diese Münze zu Tebrîs im J. 695.

Der *achte* Hulaguide war *Oeldscheitu sultân* vom J. H. 703—716. Der Name *Oeldscheitu* bedeutet in der mongolischen Sprache: *felix*, und wird in der arabischen Schrift durch اولجايتو ausgedrückt. Aus der falschen Schreibung und Lesung dieser arabischen Schriftgruppe sind bey muhammedanischen und europäischen Schriftstellern sehr viele Varianten des Namens Oeldscheitu entstanden, z. B. Aldschaptu, Gabtu, Dschangu, Oladschaitu, Oldschatiu, Oldschainu, Asidchainu, Ondschaitu, Elgative. Dieser Fürst führt auf den Münzen ferner die Namen Chodabende Mohamed خدا بنده محمد. Auch wird ihm von seinem Zeitgenossen Abulfeda der Name Charbenda خربندا gegeben. Man könnte diesen freylich anfangs für eine blosse Corruption des Namens Chodabende halten. Allein der diesem mongolischen Fürsten gleichfalls gleichzeitige Geschichtscreiber Haithon schreibt jenen Namen auch Carbanda und Carbaganda, und der damals lebende Grieche Pachymeres schreibt den Namen Χαρμπάντας. Es scheint also ein von dem persischen Ausdrucke *Chodabende*, d. i. *Gottesdiener*, verschiedener mongolischer Name Charbanda üblich gewesen zu seyn, da auch *Bar Hebraeus pag.* 585 einen mongolischen Feldherrn ܟܪܒܢܕܐ Carbenda anführt. Die Bedeutung dieses mongolischen Namens konnte Hr. *F.* nicht ausmitteln, vermuthet aber, dass Oeldscheitu sultân ihn vor der Thronbesteigung geführt habe. Die Münzen Oeldscheitus führen bald das sunnitische Symbolum, bald das schiitische:

Non est Deus praeter Deum,
Muhammed apostolus Dei,
Ali amicus Dei.

على ولى الله

Im Jahre 705 verlegte Oeldscheitu sultân seine Residenz von Tebris nach der mongolischen Stadt Konghurtan, welche er neu erbaute oder wieder herstellte; ihr zugleich den Namen Sultânige سلطانية geben. Eine in dieser neuen Residenz geschlagene Münze findet sich denn auch in der *Rühl*'schen Münzsammlung zu Berlin, und ist von *Tychsen* bekannt gemacht; nur hat er die Inschrift nicht ganz richtig gelesen, und unter Anderem statt des Namens *Oeldscheitu* den Namem *Gabtu* gesetzt.

Der *neunte* Hulaguide ist *Abu saîd behadur chân* vom J. 716—736. Die mongolische Sprache verkürzt den ersten Namen, welcher arabisch ist, in *Busaîd.* Er kehrte zum sunnitischen Symbole ausschliesslich zurück. Auf der Münze, No. 158, führt er auch den Titel: *Sultanus*, *filius Sultani.* Hr. *F.* bemerkt dabey, man sage gewöhnlich, dieser Titel sey den osmanischen Sultanen eigen; aber man finde ihn auch auf den Münzen des Sefiden Hussein in Persien; so wie auf denen des vor Kurzem verstorbenen Katschariden, oder Königes von Persien aus der jetzigen Dynastie Fetch ali schah. Jene Münze, No. 158, hat Zweifel in Ansehung ihres wahren Prägfürsten erregt. *Adler* war geneigt, sie dem tscherkessischen Sultan Aegyptens, Abu saîd berkûk, zuzuschreiben. Aber da die richtige Lesung des Prägeortes *Ersendschchân* ist, eine Stadt am Obereuphrat in der Landschaft Ersrûm, so entscheidet sich Hr. *F.* unbedenklich für den Hulaguiden Abu saîd, welcher in jener Landschaft herrschte. Die Münze, No. 187, ist dadurch merkwürdig, dass auf ihr die Aera Il-chânica gebraucht ist; es heisst nämlich auf ihr:

cusum anno tricesimo tertio il-chânico

ضرب في سنة
ثلاث وثلاثين الخانية

Es folgen dann mehrere Münzen mit dieser Zeitrechnung. Die Münze, No. 206, gehört nach *Reiskes* Lesung gleichfalls diesem Halaguiden an, daher Hr. *F.* sie hier mit in die Reihe setzte. Doch nach späterer Untersuchung derselben erklärte er, dass statt *Abu saîd behadur* auf ihr zu lesen sey: *Abul*

modaffer ismaîl, und dafs sie alfo vom Sefiden Ismail ift, und in die Dynaftie der Hulaguiden nicht gehört.

Die übrigen Hulaguiden find:

10) *Arpa chân* im J. 736; eigentlich ein Ufurpator, der fich nur einige Monate behauptete; doch fand Hr. *F.* eine Münze von ihm.

11) *Mûssa chân* im J. 736. Eine Münze von ihm wird aufgeführt; er regierte auch nur einige Monate.

12) *Muhammed chân* vom J. 736—739. Mehrere Münzen von ihm find aufgezählt.

13) *Toghâ temur chân* vom J. 738—754. Er kam eigentlich nicht in den Befitz von Tebrîs, und hinterliefs in Dschordschân eine befondere kleine Dynaftie, aus welcher vier Fürften bis zum J. 800 regierten.

14) *Sati beg chân*, Tochter des Oeldscheitu sultan, welche als Wittwe im J. 738 auf den Thron von Tebrîs erhoben ward, aber ihn im folgenden Jahre auch fchon wieder verlor. Sie heifst auf den Münzen: *Sultâna iusta Sati beg chân, cuius regnum Deus diurnare iubeat.*

15) *Suliman chân* vom J. 739—745.

16) *Dschihan temur*, vom J. 739, gelangte auch nicht in den Befitz von Tebrîs.

17) *Nuschirwan chân* vom J. 745—751. Er war der letzte Hulaguide zu Tebrîs. Im Jahre 751 entfetzte ihn der Tschobanide Melik Eschref.

Die diefer Abhandlung beygefügten Tafeln 3 und 4 enthalten aufser Hulaguidifcchen Münzen auch noch Münzen anderer muhammedanifchen Dynaftieen, weil diefe Tafeln urfprünglich für ein anderes, fpäter zu erwartendes Werk des Vfs. beftimmt waren. Daher hat Hr. *F.* diefer Abhandlung zur Erklärung jener Münzen noch einen Anhang beygefügt: *Paralipomena numorum in tabulis 3 et 4 delineatorum, seu variarum dynastiarum muhammedanarum, maxime gentis seldschukidicae numi anecdoti.* Diefe Münzen find aus dem Mufeum der afiatifchen Akademie zu Petersburg, und aus dem Mufeum der Univerfität Charkow entnommen. Der Vf. bemerkt, dafs diefe beiden Mufeen noch viele andere fehr feltene und merkwürdige Münzen enthalten, welche er künftig bekannt machen werde. Die *erfte* der hier aufgeführten Münzen ift ein Soffaride, die bekanntlich überhaupt felten find; er ift vom dritten Fürften diefer Dynaftie, Tâhir ben mohammed, gefchlagen zu Fâris فارس d. i. Schirâs im J. 295. Eben fo felten ift die *zweyte* Münze, ein Subuktiginide oder Gasnewide, und zwar von dem berühmten Sultan Jemîn eddaule machmûd, gefchlagen zu Nîssabûr im J. 412. Die *dritte* Münze ift ein irânifcher Seldschukide, wie es fcheint, von Alp arlan, dem zweyten Sultan diefer Dynaftie; es fcheint auf der Münze auch der Name des abaffidifchen Chalifen El kâïm biemrilla vom J. 422—467 zuftehen. Hr. *F.* hat der Erklärung diefer feltenen Münzen das Verzeichnifs aller der von ihrer Art bisher bekannt gewordenen beygefügt. Dann folgen kleinafiatifche Seldschukiden, ein Timuride, ein tscherkessifcher Mamlukide vom Sultan Kansu el gauri, ein Osmanide, und einige Seididen d. h. Münzen der Imâme zu Sanaa im glücklichen Arabien. Hr. *F.* macht hiebey aufmerkfam darauf, wie wenige in Arabien felbft gefchlagene Münzen bisher bekannt geworden find.

Die Schrift No. 2 über *die mongolifche Stadt Ukek* im Süden von Saratow giebt uns Auffchlufs über eine der vielen Städte, welche einft unter den Tschinggisiden, oder Nachkommen des Tschingischâns, in den weiten Gefilden von Kiptschak blühten, aber durch die von fo vielen wilden Fehden und Kriegen herbeygeführten Verwüftungen jetzt faft fpurlos von der Oberfläche der Erde verfchwunden find. Dahin gehören die Städte *Bulgar*, ein lebhafter Stapelplatz des nordifchen Handels; *Sarai* an dem Fluffe Aktuba, die Refidenz der Tschinggisiden-Châne; *Gülistân* unweit diefer Refidenz gelegen; *Neu-Sarai*, welches bisher nur durch feine Münzen bekannt geworden; *Saraitschûk* oder Klein-Sarai am Uralfluffe, die Beftattungsftätte diefer Châne; *Madscher* an der Kuma. Aus den Hiftorikern der Muhammedaner und Ruffen, aus den Berichten älterer europäifcher Reifenden, und aus den dort gefchlagenen Münzen find diefe Städte bekannt. Aber blicken wir jetzt nach diefen Städten in jene Landfchaft hin, fo haben wir von Glück zu fagen, wenn auf ihre ehemalige Lage noch ein armfeliges Dörfchen, welches auf ihrem Schutte und unter ihren Trümmmern lagert, mit verdorbenen Namen hinweifet, oder wenn eine Volksfage ihr Andenken bewahrt hat, und vielleicht nur an einige unanfehnliche Hügel knüpft.

(Der Befchlufs folgt im nächften Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Kummer: *Die Geächteten*, oder *Valerio* und *Ifidora*. Ein hiftorifcher Roman von *Ernft Ortlepp*. 1fter Theil 222 S. 2ter Thl. 235 S. 8. (2 Thlr.)

Diefe Geächteten find gar wackere Männer, die fich um die Befreyung vom fpanifchen Joch und um die Erhebung des Haufes Braganza auf den portugiefifchen Thron es blutfauer werden laffen, nebenbey auch den Hörer diefer Begebenheiten tüchtig in Athem erhalten; es ift fo wirbelnde Bewegung in dem Roman, dafs jener unwillkürlich mit hineingeriffen wird, und von Glück fagen kann, wenn er das unmäfsig ftarke Perfonal nicht mit einander verwechfelt, und fich Rechenfchaft zu geben weifs, warum die Leute gehen und kommen, haffen und lieben.

Vir.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

JANUAR 1837.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

1) Petersburg, in der Druckerey der Akademie der Wiſſenſchaften: *Christiani Martini Fraehnii de Il-Chanorum seu Chulaguidarum numis commentatio.* Accedunt nonnulli aliarum dynastiarum muhammedanarum numi anecdoti eodem interprete etc.

2) Ebendaſelbſt: *Ueber die ehemalige mongoliſche Stadt Ukek im Süden von Saratow, und einen dort unlängſt gemachten Fund*, von *Ch. M. Frähn* u. ſ. w.

(Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.)

Zu dieſen verſchollenen mongoliſchen Städten gehört auch *Ukek*, von welchem wahrſcheinlich noch einige wenige, ſüdlich von Saratow am rechten Ufer der Wolga gelegene Trümmerhaufen herrühren. Der älteſte Schriftſteller, welcher ihrer erwähnt, ſcheint der Venetianer *Marco Polo* gegen d. J. 1267 zu ſeyn. Sein Vater Nicolao und ſein Oheim Matteo Poto, erzählt *Marco Polo*, ſeyen von Sudak zum Berkachan gekommen, welcher damals zu Bulgak und Sarai abwechſelnd ſich aufhielt. In Folge des Krieges, welchen Berka mit Chulagu in den Jahren 1264 bis 1266 zu führen gehabt hatte, ſchien den Venetianern die beabſichtigte Rückreiſe auf dem Wege, den ſie gekommen waren, unſicher zu ſeyn. Um dieſe jedoch zu bewerkſtelligen, vermuthlich wohl auch, um zugleich den Waaren, welche ſie mit ſich führten, anderswo Abſatz zu verſchaffen, ſchlugen ſie dazu fürs Erſte den Weg gegen Oſten ein. Sie reiſten nach einer Stadt Namens Ouchacca oder Oucaca,

„*qui étoit la fin dou reigne dou sire dou Ponent*"

alſo, welche die Grenzſtadt des Gebietes des Herrn des Weſtens, d. h. des Chân der weſtlichen Mongolen oder des Dſchutſchi-Ulus war. Von Oucaca weiter reiſend, kamen ſie über: „*le flum de Tigri*" zogen dann durch eine Steppe ſiebenzehn Tagereiſen lang, und gelangten darauf nach Bochâra. Der Name jener Stadt Oucaca iſt in den verſchiedenen Handſchriften und Ausgaben von *Marco Polo*s Reiſen freylich etwas verſchieden geſchrieben, z. B. Onchata, Ontacha, Buccata: indeſs die meiſten Handſchriften haben doch Oucaca und Ouchacha, und dieſs ſtimmt unſtreitig am Beſten zu derjenigen Stadt, deren Namen von den muhammedaniſchen Schriftſtellern اُكك *Ukek* geſchrieben wird. Hr. *F.* bemerkt, daſs Ukek ein mongoliſches Wort iſt, welches unter Anderem einen Wall bezeichnet, und wahrſcheinlich in dieſer letzten Bedeutung der Name der Stadt geworden iſt. Aus Mangel an Kenntniſs der älteren Geographie Ruſslands haben manche Gelehrte unter dem Oucaca oder Guthaca des *Marco Polo* ganz andere, zum Theil weit entlegene Städte verſtehen wollen; z. B. *Forster* dachte an die Stadt Urgendſch in Chiwa. Der Graf Caſtiglioni hielt Ouchacha für einerley mit der auf arabiſchen Münzen häufig vorkommenden Stadt El-ſchâſch, d. i. dem jetzigen Tâſchkend, auf dem rechten Ufer des Fluſſes Sirdarija. Hr. *F.* führt die ungemeinen Schwierigkeiten auf, welche dieſen Erklärungen im Wege ſtehen. Wie lieſse ſich z. B. in *Marco Polos* Erzählung ein ſolcher Sprung denken, welcher die Reiſenden plötzlich vom Ufer der Wolga an das Ufer des Sir-darija verſetzte? Dagegen paſst Ukek ganz für Oucaca, da Letzte die Grenzſtadt des Dſchutſchiden-Ulus geweſen ſeyn ſoll.

Nach *Marco Polos* Zeit erſcheint hierauf Ukek in den Inſchriften der dort geſchlagenen arabiſch-mongoliſchen Münzen, geprägt im J. 1306 unſerer Zeitrechnung mit dem Namen des Toktogu chan. Hr. *F.* hat dieſe Münzen ſchon früher beſchrieben, und Abbildungen davon geliefert in ſeiner groſsen *Recenſio numorum muham. acad. scient. Petrop.* p. 199 und 649, und in den Münzen der Chane vom Ulus Dſchutſchis, *tab.* 1, No. 16.

Sodann erwähnt der bekannte arabiſche Geograph Abulfeda in der Einleitung zu ſeinen geographiſchen Tafeln im J. 1321 im Kapitel von den Hauptflüſſen der damals bekannten Erde den Fluſs Itil, d. h. die Wolga, als denjenigen, an deſſen Ufer unter Anderem auch die Stadt Ukek liege; und in ſeiner Tafel 28 fügt Abulfeda hinzu, dieſe Stadt Ukek am weſtlichen Ufer des Itis zwiſchen Sarai und Bular oder Bulgar ſey die Grenze des Gebietes der Horde des Herrſchers der Tataren in den Ländern Berkas, d. h. in Deſchti Kiptſchak.

Hierauf gedenkt der bekannte arabiſche Reiſende *Ebn batûta* der Stadt Ukek, welche er ſelbſt im J. 1332 beſuchte. Er reiſte von Bulgar zur Horde oder Hoflager des Usbeg chân, und begleitete dieſen nach der Stadt Astrakan, deren bey uns gebräuchlicher Name entſtanden iſt aus dem arabiſchen Hadſchi Tarchan حاج ترخان d. i. der Pilger Tarchan. Von Astrakan zog Ebn batûta im Gefolge einer Gemahlin der Usbeg chân, nämlich der conſtantinopolitaniſchen Prinzeſſin Bilûn, بيلون, vielleicht

Apollonia oder Palaeogina nach Conſtantinopel, und auf dieſer Reiſe kam er über Ukek, wovon er ſagt, ſie ſey zehn Tagereiſen von Sarai entfernt, und eine Tagereiſe davon ſeyen die Berge der Ruſſen. In der gothaiſchen Handſchrift des Auszuges aus der Reiſebeſchreibung des Ebn batuta ſcheint zwar der Name der Stadt اكل, *Ukel*, geſchrieben zu ſeyn, daher auch in *Kosegartens* Diſſertation *de Muhamede ibn batuta pag.* 20 ſo gedruckt iſt. Allein bekanntlich werden im Arabiſchen von den Schreibern die Schriſtbuchſtaben Kef und Lâm leicht verwechſelt, und die Cambridger Handſchriften des Ebn batûta haben in der That die Lesart اكك, Ukek, vergleiche *Lee travels of Ibn batuta pag.* 79. 80.

Endlich berichtet uns der Biograph des Timur, in der *Histoire de Timur Bec trad. par Pet. de la Croix; ed. Delft* 1723 *tom.* 2 *pag.* 355 und 383, daſs im J. 1395 der Chan Toktamiſch, Fürſt der goldenen Horde, am Fluſſe Terek unweit des jetzigen Jekatherinograd aufs Haupt von Timur geſchlagen ward, und hierauf Timurs Heer bis an die Wolga kam, und an ihren Ufern weit nach Norden hinauf drang, auf welcher Expedition auch die Stadt Ukek von Timurs Truppen eingenommen, geplündert und verbrennt ward. Ob die Stadt von dieſem Schlage ſich wieder erholte, bleibt zweifelhaft; auf Münzen erſcheint ſie ſeitdem nicht mehr. Zwar erwähnen ſie noch ſpätere muhammedaniſche Schriftſteller, aber nur aus den Angaben der Früheren. Der Name *Ukek* war im Munde des Volkes inzwiſchen in *Uwek* übergegangen, eben ſo wie der tatariſche Namen *Asak* nunmehr bey den Ruſſen *Asow* lautet. So finden wir denn jetzt acht bis neun Werſt ſüdlich von Saratow am rechten Wolga-Ufer ein Dorf *Uwek*, welches noch Spuren und Anzeichen einer tatariſchen Stadt darbietet, und ohne Zweifel für die ehemalige Stadt Ukek zu halten iſt. Schon *Antoniotto Usodimare* gegen die Mitte des funfzehnten Jahrhunderts erwähnt dort eine Stadt *Vecina*, deren Name aus *Uwek* corrumpirt ſeyn wird. Die *Kaſaniſche Chronik*. ruſſiſch geſchrieben, erwähnt im J. 1521 die Stadt Uwek. Im Jahre 1579 beſuchte der Engländer Chriſtopher Burrough am Ufer der Wolga den Ort *Oueak*, und liefert uns eine genaue Bezeichnung der vielen dort von ihm noch vorgefundenen Ruinen, die Ueberreſte eines Caſtelles, Grabſteine mit dem eingehauenen Bilde eines Bogen und Pfeile tragenden Reiters, Wappenſchilder und Inſchriften in verſchiedenen Schriftarten, deren eine die Reiſenden für armeniſche Schrift hielten. Auch dieſe Ruinen ſind dort jetzt gröſstentheils verſchwunden. Der Profeſſor *Erdmann* von Dorpat beſuchte den Ort im Jahre 1815. Beym Graben ſtöſst man in der Erde öfters auf Gemäuer und Scherben und intereſſante mongoliſche Münzen werden dort gefunden.

Möge Hr. *F.* uns noch oft ſolche genaue Unterſuchungen über ſpecielle hiſtoriſche Puncte der Geſchichte der muhammedaniſchen Völker liefern; ſie dienen dazu, den Zuſtand und die Ereigniſſe jener Länder in beſtimmteren Umriſſen uns vor Augen zu führen, und verleihen der Geſchichte überhaupt überall ein gröſseres Intereſſe. Der wahre Hiſtoriker weiſs ihren Werth zu ſchätzen. Kn.

SCHÖNE KÜNSTE.

DRESDEN u. LEIPZIG, b. Arnold: *Sämmtliche Schriften* von *A. v. Tromlitz.* Zweyte Sammlung. 22ſtes Bändchen: *Das Bild. Die Häuptlinge von Eſenz.* 23 und 24ſtes Bändchen: *Selim.* Zweyter Theil. 1836. Zuſammen 399 S. 12.

[Vergl. Jen. A. L. Z. 1836. No. 92.]

Im „*Bilde*" geſchieht dem Herzoge von Nemours — aber keinesweges dem allerneueſten, ſondern einem, dem, wenn Menſchen ſo lange zu leben pflegten, jetzt ungefähr drey Jahrhunderte auf den Schultern laſten würden — mittelſt Schreibens von unbekannter Frauenhand, das Anſinnen eines Zweykampfes mit dem ſpaniſchen Marcheſe Pescara, weil dieſer die junge Wittwe Julie Gonfalieri zu Aſti öffentlich für die ſchönſte der Frauen erklärte, und jeden Bezweifler der Sache zum Kampfe auf Tod und Leben herausgefodert hat. Der Marcheſe iſt dem Herzoge von Perſon gerade ſo unbekannt, wie die neue Correſpondentin, doch kennt er ihn deſto beſſer ſeinem Rufe nach, der dieſen Spanier als den tapferſten Degen ſchildert. Der Handel wird hiedurch noch halsbrecheriſcher, aber auch allerdings viel pikanter. Einen beynahe noch gröſseren Reiz muſs dem wackeren Herzoge die Andeutung in dem Schreiben darbieten, daſs der Körperglanz der Gonfalieri als eine wahre Lumperey erſcheine gegen die hohe Schönheit einer gewiſſen anderen Dame, zu deren Ruhme Nemours eben den Piscara züchtigen ſoll.

Das kann allerdings Alles buchſtäblich wahr, eben ſo gut aber auch die unverſchämteſte Lüge ſeyn. Ein Uebermaſs von Vernunft verräth es daher aber nicht, auf das unverſchämte Anſinnen einzugehen. Aber die Vernunft mit Füſsen treten um der Galanterie willen, das war ja eine der Hauptaufgaben des damaligen Ritterthums. Mit Einem Worte, der Herzog beginnt das Unternehmen. Wenn auch ſeine Waffen dem Gegner nichts anhaben können, ſo vermag doch dieſer ihn eben ſo wenig zu bezwingen. Von einer anderen Seite hingegen trifft ihn Unluſt genug. Eine Dame, für die er, mit Erlaubniſs zu ſagen, ſo unbeſonnen ſein Leben wagte, ſcheint allerdings ein allerliebſtes Roſenknöspchen geweſen, aber bereits in den troſtloſen Zuſtand einer verſchrumpſten Hagebutte gerathen zu ſeyn, mithin der Lohn ſeiner Tapferkeit eine ellenlange Naſe werden zu ſollen. Ueber ſolche Naſen aber lachten die Menſchen ſchon damals, auch wenn ein Ritter im Dienſte der Galanterie dazu ganz unverſehens gekommen war.

Trotz allem ſo widrigen Anſcheine kommt indeſſen der Herzog von Nemours doch weit beſſer, als bloſs mit blauem Auge davon. Die Leſerinnen — denn offenbar hat Hr. *von Tromlitz* bey ſeiner

anmuthigen Historie sie weit mehr als uns Männer im Auge — sind beynahe noch besser daran. Nachdem ihre Erwartung durch eine Menge interessanter Bilder und Bildchen gespannt worden, fühlen sie sich zuletzt gewiss dem Vf. dieser sehr unterhaltenden Erzählung von Neuem innig verpflichtet, weil er alle ihre Wünsche auf das Beste errathen und befriedigt hat, indem Alles einen recht erwünschten Ausgang gewinnt.

„*Die Häuptlinge von Esenz*“ sind, mit kurzen Worten, ein fein krystallisirter Liebesseufzer aus dem veralteten empfindsamen Menschenleben. Aber nichts weniger, als ungeniessbar. Bruderliebe und weibliche Entsagung blitzen aus der modernen Façon so blendend in die Augen, dass das viel abgehandelte Thema dadurch beynahe mit dem Reize der Neuheit sich auszuschmücken weiss.

Die Geschichte *Zizims* (der, beyläufig zu bemerken, von Anderen auch *Gemes* oder *Zemes* genannt wird), eines Sohnes des gewaltigen Sultans Muhammed II, hat den Stoff zu der Novelle: „*Selim*“ geliefert. Der letzte Name ist, zufolge einer Anmerkung, hier bloss *Wohllauts wegen* dem Namen Zizim substituirt worden. Der Vf. bemühte sich, die äussere historische Grundlinie und die Verfolgung seines Helden durch dessen Bruder Bajazet, der ihm in der Einnahme des durch den Tod ihres beiderseitigen Vaters erledigten Thrones zuvorkam, mit Einwebung anziehender und abstossender Gestalten und Ereignisse zu beleben und zu verschönern. Eine Menge mitunter recht scharf und treffend gezeichneter Charaktere, eine Menge einander widersprechender Gesinnungen und Handlungen sind in anmuthigem buntem Wechsel mit grosser Geschicklichkeit verflochten. Die Theilnahme wird durch bedeutende geschichtliche Personen, wie z. B. den Papst Alexander VI und besonders seine Lucretia Borgia ungemein erhöht. Dass Hr. *v. T.* den Prinzen, der nach der Geschichte durch Gift umgekommen, welches seinem gewöhnlichen Zuckertranke beygemischt worden, an einer von der schönen Lucretia vergifteten Rose verenden lässt, ist eine sentimentale Verschönerung, die, da sich ihm der Tod nun einmal nicht ersparen lässt, die Romanfreundinnen schwerlich übel nehmen werden. Uebrigens ist der Strom der Erzählung so reissend und glänzend, dass man sich davon erfasst und unwiderstehlich bis an das Ende gezogen fühlt. Mehr noch als gewöhnlich, könnte man sagen, wovon die Fülle einer recht gedrungenen und doch äusserst zwanglosen Diction und besonders das Vermeiden allzuvielen Dialogs wohl besonders mit Ursache seyn möchte. Blanchefonts Mittheilung seiner Schicksale an Selim, Th. 1, S. 102—109, ist ein Meisterwerk in höchst natürlicher und doch lebendiger und gedankenvoller Erzählungskunst. Nur zuweilen, bey Darlegung der Widersprüche in liebender Brust, möchte wohl der erfahrenere Leser mancher (übrigens an sich höchst richtigen und nur zu breit ausfallenden) psychologischen Entwickelung eine blosse Hindeutung darauf im Allgemeinen vorziehen. Auch würde der Anhang (für den Leser eine blosse Wiederholung dessen, was er schon weiss) sich kürzer ungleich besser ausgenommen haben.

Obschon es ganz in der Natur der Türken begründet, und daher nur zu rühmen ist, dass der Held auch in der Liebe etwas *türkisch* zu Werke geht, und jeden Ort, ja selbst die heiligste Stadt der Christenheit, für einen ihm zur Verfügung gestellten Harem anzusehen scheint, in dessen süsse Blumen er nach Willkür eingreifen, ja wohl gar gleichzeitig mehr als eine davon an die Brust nehmen könne, so möchten wir dem Vf. doch nicht verbürgen, ob die *in diesem Puncte* äusserst christlich gesinnten Leserinnen, deren Gunst oder Ungunst zunächst über das Schicksal der Liebeshistorie zu entscheiden hat, sich mit des Prinzen Selim türkisch liebender Methode befreunden werden. Dass Dolch und Gift und Hölle und Galgen in der Novelle sehr im Schwange gehen, ist eine Eigenthümlichkeit, die dem Nachbildner die Zeit, welche er darzustellen hatte, selbst geboten hat. Auch sind die zarten Leserinnen neuerlich durch die etwas blutbefleckte Belletristik der vormaligen Unterthanen Sr. allerchristlichen Majestät an dergleichen vor Zeiten verschrieene Dinge, als an einen, wenigstens im Fache des Romans und der Novelle für gar nicht unchristlich zu betrachtenden Gebrauch zu sehr gewöhnt worden, um aus Ueberdelicatesse daran Anstoss zu nehmen. Uebrigens wünschten wir wohl, dass eben diese, auch von uns sehr verehrten Gönnerinnen der schönen Literatur dabey überhaupt eine Vergleichung anstellen möchten zwischen dem Stile und Ausdrucke des Herrn *von Tromlitz* und der Darstellung mehrerer der vorzüglich gepriesenen neuesten Romanendichter Frankreichs. Wahrlich, jenen Verehrten würde der ihnen inwohnende Sinn für das Natürliche, Einfache und Schöne eine recht hübsche Gelegenheit zu der Ueberzeugung darbieten, auf welcher von beiden Seiten diese ihnen selbst so angemessenen und lobenswürdige Eigenschaften, und auf welcher dagegen Unnatur, Ueberladung und Grimasse sich befinden.

m.

BRESLAU, b. Max: *Evremont.* Ein Roman. Herausgegeben von *Ludwig Tiek.* 1836. 1ster Th. VIII u. 303 S. 2ter Th. 361 S. 3tr Th. 356 S. 8. (3 Thlr. 12 gr.)

Wahrlich, nicht bestochene brüderliche Liebe lässt den Herausgeber das hinterlassene Werk seiner verstorbenen Schwester *Sophie von Knorring* ein vorzügliches nennen, es ist es im vollsten Sinne, und der Herausgeber hat sich eher bescheiden als übertrieben darüber ausgedrückt. Auch darin hat er Recht, dass Evremont gänzlich verschieden von den früheren Schriften unserer Verfasserin ist; sie ergingen sich gern in den Lüften und Düften und Tönen, und liessen uns Traumgebilde, die unter den Mühen des Tages entschwunden, denen die mütterliche Erde, in welcher sie fest wurzeln konnten, nicht allein

gebrach, ſondern deren Form an ſich zu ätheriſch war, als daſs ſie den gröberen irdiſchen Augen recht deutlich werden können. Hier hingegen iſt beſtimmte Geſtaltung, poetiſche und reale Wahrheit, das Ideale ſpielt leiſe, unbemerkt hinein, nicht mehr als nöthig iſt, um die Erzählung aus der gemeinen Wirklichkeit in das Gebiet der Dichtung zu erheben, welche nicht die Phantaſie als einzige Herrſcherin anerkennt.

Die Erzählung, ohne die Vorgeſchichte, faſst den Zeitraum von 1806 bis 1815 mit geiſtreichen Zügen, kein faſelndes, flatterndes Geſchwätz, noch dürres Vernünfteln, ſtellt ſie die Zuſtände, die Geſinnungen jener Zeit klar und unparteyiſch dar, wie eine deutſche Frau von hoch gebildetem Verſtande, untadelhaftem Gemüthe, die ſich nicht mit Vaterlandsliebe brüſtete, aber auch ohne flatternde Redensarten, die Schmach und die Erhebung ihres Geburtslandes tief empfand, jene Ergebniſſe ſah und beurtheilte. Sie bemüht ſich nicht, Napoleons Weſenheit eine neue Seite abzugewinnen, über manches Räthſelhafte in ſeiner Natur wenn nicht Licht verbreiten, doch den eigenen Scharfblick nicht im Dunkel zu laſſen, auch theilt ſie nicht hämiſche Seitenhiebe an die Gegenpartey aus, ſondern ſie lehrt die Geſinnungen, die Verhältniſſe von damals, die Gelenkten, nicht den Leiter kennen. Wir erfahren, wie der Officier, der Beamte, der Gutsbeſitzer, der Bürger und Bauer dachte und handelte, je nach ſeinem Naturell und Bildungsgrade. Der Erzähler ſelbſt iſt nicht zu erblicken, man lebt die Zeit noch einmal durch, und lernt die verſchiedenſten Charaktere kennen, die mit einer Gründlichkeit durchgeführt ſind, mit einem pſychologiſchen Scharfſinne, wie man von Frauenhand nicht erwarten durfte. Sogar die Nebenperſonen ſind mit Sicherheit gehalten, wie z. B. der Baron Löbau, deſſen gute Einfälle immer zum Verderben ausſchlagen, oder doch ihn lächerlich machen, weil ihn der Unſtern betraf, daſs ſeine Einbildungskraft kahnig wurde.

Die Schickſale des Grafen *Hohenthal*, eines ſchleſiſchen Gutsbeſitzers, mit denen die des Grafen *Evremont* ſich verbinden, ſind die Träger der Geſchichte. Jener ältere Mann ſteht als ein hohes, aber erreichbares Muſter vor uns, ohne die Herzenskälte, die Langweiligkeit des leeren Ideals. Gleich ausgeführt iſt der Charakter des alten Haushofmeiſters *Dubois*, deſſen gleichen wohl im alten Frankreich getroffen wurde, der uns den vollſtändigſten Begriff von Dienerehre giebt, wodurch das Dienen mit der Achtung für ſich ſelbſt, wohl beſtehen kann, ja von ihr unzertrennlich iſt. Dabey iſt dem trefflichen *Dubois* die franzöſiſche Volksthümlichkeit ſcharf aufgeprägt, wie auch dem jungen *Evremont*, der als Krieger und im Privatſtande das Gegenbild zu ſeinem Freunde, dem jungen Grafen *Hohenthal*, ausmacht, der die Arten und Unarten des Deutſchen an ſich trägt, wie Jenen die franzöſiſche Abkunft nicht verleugnet. Auch in anderen Kriegern der Franzoſen und Preuſſen, dem General *Clairmont*, den Officieren *v. Thalheim*, *Lehndorf* u. ſ. w. tritt die Nationalität hervor. Dem Pfarrer verzeiht man ſeine Neugier, die Sucht überall die Hand im Spiele zu haben, den Mangel an der höheren Weihe des Prieſters, von der er nicht einmal die Ahnung hat, ob ſeiner praktiſchen Brauchbarkeit, die er nur zu ſittlichen Zwecken mit unermüdlicher Thätigkeit anwendet. Auch des Arztes Trivialität überſieht man wegen der originellen Weiſe, wie ſie ſich äuſsert, und wegen innerer Tüchtigkeit. Auf gewiſſe Art iſt ſein Gegenſtück, ſeine Frau Baſe, die Profeſſorin, die freylich die Hoheit, die ſtille Würde der Gräfin Hohenthal weder beſitzt, noch begreift. Die Gräfin vereint in ſich, gleich ihrem Gemahl, das Edle mit dem Vornehmen. Die jungen Mädchen in dem anſpruchsloſen, lieblichen Reiz ihrer Jahre treten nicht in den Vordergrund, ihre unſchuldige Jugendlichkeit iſt voller Anmuth, und ihre Schüchternheit nicht blöde Albernheit.

Ausgenommen den alten tückiſchen Hausverwalter Lorenz und ſeinen frechen Sohn, iſt die Geſchichte ohne eigentliche Böſewichter zu Ende gebracht. Das Schlechte wird aus Unverſtand, oder dadurch verübt, daſs der Thäter ſich falſche Grundſätze anbildet, oder durch die Macht der Umſtände zum Böſen gedrängt wird.

Die Lebensanſichten im Buche, die einfach ausgeſprochenen Betrachtungen ſind ſo werthvoll, wie die Charakterzeichnungen. Wie wahr und bündig iſt z. B. die Beleuchtung des Lebens auf dem Lande, wie es iſt, und wie es ſeyn könnte, wie veranſchaulichend die Ueberſicht von Petersburg, als Stadt genommen.

Der gräſsliche Rückzug des franzöſiſchen Heeres aus Ruſsland, die Feldzüge in Spanien, die Schreckenszeit in der Vorgeſchichte konnten nicht unberührt bleiben, die bekannten Gegenſtände ergreifen immer von Neuem, auch wenn, wie hier, Vieles verſchwiegen, und die Farben eher zu ſchwach, als zu ſtark aufgetragen ſind.

Das Tadelnswürdigſte am ganzen Buche iſt der etwas zu kleine, bleiche Druck, der nicht einmal ganz fehlerfrey iſt.

n.

JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

JANUAR 1837.

LITERATURGESCHICHTE.

1) Neustadt a. d. Orla, b. Wagner: *Die deutschen Kanzelredner des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts.* Nach ihrem Leben und Wirken dargestellt von Dr. *Heinrich Doering.* 1830. VIII u. 590 S. 8. (2 Thlr. 6 gr.)

2) Ebendaselbst: *Die gelehrten Theologen Deutschlands im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert.* Nach ihrem Leben und Wirken dargestellt von Dr. *Heinrich Doering.* Erster Band. A — H. 1831. XII u. 792 S. Zweyter Band. I — M. 1832. XII u. 660 S. Dritter Band. N — Scho. 1843. XIV u. 921 S. Vierter Band. Schr. — Z. 1835. XII u. 912 S. gr. 8. (13 Thlr. 9 gr.)

3) Heidelberg, Frankfurt u. Leipzig, b. Engelmann: *Allgemeine deutsche Biographie oder Lebensbeschreibungen der berühmtesten und verdientesten Deutschen aller Zeiten.* Ein Nationalwerk für alle Stände. Herausgegeben unter Mitwirkung mehrerer Gelehrten von Dr. *Heinrich Doering.* Ersten Bandes, erste Lieferung. 1836. 88 S. 8. (4½ gr.)

Nach den einzelnen biographischen Vorarbeiten, welche der fleissige Vf. in den Lebensbeschreibungen *Schillers, Herders, Klopstocks, Goethe's, Bürgers* u. A. geliefert, war es weder ein befremdliches, noch allzu gewagtes Unternehmen, wenn er in den unter No. 1 und 2 aufgeführten Werken gleichsam eine Gesammt-Biographie der deutschen Theologen in den beiden letztverflossenen Jahrhunderten darzustellen, und in No. 3 sogar eine allgemeine deutsche Biographie zu schreiben versuchte. Um von den ersten beiden, bereits vollendeten Werken zuerst zu sprechen, so ist eine sorgfältige Benutzung der Quellen, welche in einem Anhange des vierten Bandes von No. 2 angegeben worden, richtige Auffassung der Hauptmomente in dem Leben der geschilderten Männer, und eine klare, auf Belehrung und Unterhaltung abzweckende Darstellung überall anzuerkennen, und dieser Vorzüge halber können diese Werke allen Theologen, die nicht in Besitz vieler literarisch-historischer Hülfsmittel sind, und selbst denen, welche sie besitzen, aber das beysammen wünschen, was sie in vielen Monographieen aufsuchen müssen, mit vollem Recht empfohlen werden. Die schwachen Seiten der Werke hat man bereits in einer gewissen Unvollständigkeit gefunden, und kann sie vielleicht hie und da in einem Mangel an treffendem, parteylosem Urtheile finden. Ueber den ersten Punct hat sich der Vf. selbst in den Vorreden zum dritten und vierten Bande von No. 2 erklärt; über beide Puncte will Rec. sich erklären.

Gewiss ist es eine unbillige Foderung, wenn man von einem solchen Werke bey seinem ersten Erscheinen verlangt, dass kein Schriftsteller dieses Faches, und von den aufgeführten keine Schrift, die er je ans Licht gefördert, übergangen werde. Wie langsam und durch wie viele Nachträge ist *Meusels* Gelehrtes Deutschland zu der Vollständigkeit gediehen, welche man gegenwärtig anerkennt, und wie manches Uebergangene liesse sich auch jetzt noch nachtragen! Ueberdiess ist Vollständigkeit bey einem Werke, das nur Ein Fach der Literatur umfasst, ein sehr relativer Begriff. Sollen z. B. den Theologen auch solche Männer angereihet werden, welche, wie z. B. *Lessing*, sich in anderen Fächern unsterbliche Verdienste erworben, und nur diesen und jenen, wenn auch höchst schätzbaren, Beytrag zur Theologie geliefert haben? Oder sollen von den berühmten Theologen auch solche Schriften aufgeführt werden, welche nicht zur Theologie gehören, wie z. B. von *J. A. Ernesti* und *S. F. N. Morus* auch die philologischen? Die Billigkeit erfodert, in solcher Hinsicht den Verfassern, wenn sie nur sonst Einsicht zeigen, den Plan zu überlassen; und man kann im Allgemeinen wohl behaupten, dass Hr. *D.* eher zu Viel, als zu Wenig gegeben hat. Hat er doch selbst *Salzmann* und den schwärmerischen *Sillig* in No. 1 (S. 374 u. 440) den Kanzelrednern Deutschlands zugesellt! — Aber wir nehmen dieses Mehrere dankbar an, wünschend, dass bey einer neuen Auflage der Verleger nicht (wie bey No. 2 geschehen) ihn in der Bogenzahl beschränke, damit er etwas ganz Tüchtiges und Vollständiges leisten könne. Und da wir von No. 2 wohl eher, als von No. 1, eine neue Auflage zu erwarten haben: so möchten wir noch den Rath hinzufügen, beide Werke in Eines zu verschmelzen. Es würde dadurch manche Wiederholung vermieden, auch mancher Raum für neue Zusätze gewonnen werden können; und wir sollten meinen, dass gelehrte Prediger, welche Amt und Neigung zunächst zu einer genaueren Bekanntschaft mit den deutschen Kanzelrednern hinziehen, sich bald mit diesen Notizen nicht begnügen, sondern eine umfassendere Kenntniss der gelehrten Theologen Deutschlands überhaupt erstreben würden.

Was nun zweytens die Urtheile anlangt, welche Hr. *D.* über die einzelnen, von ihm geschilderten

Männer gefällt hat, so kann man ihm das Lob grosser Mässigung und Bescheidenheit nicht versagen, sowie denn überhaupt seine Schilderung derselben, selbst bis auf die Persönlichkeit und das häusliche Leben, im Ganzen wahr und treffend ist. Rec. glaubt darüber um so sicherer urtheilen zu können, da er mit mehreren dieser Männer in vieljähriger, sogar persönlicher Bekanntschaft und Verbindung gestanden hat. Wir rechnen dahin (um nur bey No. 1 stehen zu bleiben) *Demme* (S. 26), *Hacker* (S. 70), *Herder* (S. 103), *Löffler* (S. 213), *Marezoll* (S. 225, wo Rec. S. 227 seine eigenen Worte wieder findet), *Niemeyer* (S. 271), *Oemler* (S. 284), *Reinhard* (S. 315), *Rosenmüller* (S. 341), *W. A. Teller* (S. 506; sein Bruder, der ehemalige Stiftsprediger in Zeitz ist übergangen, obgleich seine orthodoxen Predigten damals grosses Aufsehen erregten), *Tzschirner* (S. 525), *Zollikofer* (S. 586). Rec. muss bezeugen, dass die Darstellung und Charakteristik aller dieser Männer im Ganzen treu und der Wahrheit gemäss ist. Wenn hie und da das *de mortuis nil nisi bene*, welches bey solchen Werken nie zur Norm angenommen werden sollte, obgleich es als Maxime der Humanität, oder vielmehr der Höflichkeit im gesellschaftlichen Leben, alle Empfehlung verdient, in zu weiter Ausdehnung angewendet seyn möchte: so fällt der Tadel nicht sowohl auf den Vf. dieser Werke, als auf diejenigen, aus deren Schriften er geschöpft hat. Diese Schriften sind aber zum grössten Theile nicht eigentliche Literaturwerke, sondern Gedächtnissreden, Memorien, Enkomien auf die Verstorbenen, und *diesem* Zwecke entsprechend. Vielleicht wird Hr. *D.* bey neuen Auflagen einen richtigeren Mittelweg einschlagen, wenn er dasjenige beherziget, was unlängst *Schuderoff* in seinen „Vorlesungen zur Feststellung einiger Begriffsbestimmungen und zur Beurtheilung einiger gangbaren Maximen“ zur Beantwortung der Frage: „Lieber gut oder lieber wahr von Verstorbenen reden?“ mit Umsicht und Klugheit mitgetheilt hat.

Uebrigens ist in den einzelnen Artikeln die zweckmässige Anordnung getroffen, dass zuerst die äussere Lebensgeschichte der aufgeführten Männer kurz erzählt, hierauf ihre Charakteristik beygefügt, und zuletzt ein sehr vollständiges Verzeichniss ihrer sämmtlichen Schriften angehängt ist.

In der Wahl des Papiers und der Lettern zu diesen Werken ist der Verleger glücklicher gewesen, als in der Wahl des Correctors.

Von No. 3 ist zur Zeit wenig zu sagen, da es nur einen kleinen Anfang eines sehr umfangreichen Werkes enthält, welches, in solcher Ausdehnung fortgeführt, gar leicht das Dreyfache des ihm bestimmten Raumes von zwölf Octavbänden einnehmen dürfte. Der Vf. will nämlich eine Idee verwirklichen, die er zu einer National-Angelegenheit im höchsten Sinne des Wortes machen möchte; er will eine *allgemeine deutsche Biographie* liefern. Ohne Ausnahme soll in diesem Werke *jedes* wahre Verdienst, wie es in Thaten, Schriften, Erfindungen u. s. w. sich geltend gemacht — sey es nun für eine gewisse Periode, oder für die spätesten Zeiten — eine unparteyische Würdigung erhalten, in biographischen, aus den zuverlässigsten Quellen geschöpften Schilderungen, welche in alphabetischer Ordnung folgen. Durch eine solche Reihe von „Seelengemälden“ will der Vf. ein Volksbuch liefern für alle Stände, ein Vorbild für die Jugend, wie für das reifere Alter, und somit ein Gemeingut des gesammten deutschen Volkes.

Für alle Stände — sagt der Vf. ausdrücklich in seinem Vorworte, und hat dadurch sich eine sehr schwere Aufgabe gestellt. Denn werden wissbegierige Geschäftsmänner, werden gebildete Frauen Interesse finden an den Schriftenverzeichnissen, welche jedem biographischen Artikel angehängt, und allerdings gelehrten Lesern sehr erwünscht sind? Wird man da, wo bloss die äusseren Lebensverhältnisse geschildert werden konnten, ein lehrreiches Seelengemälde finden? Wo wird eine, allen Ständen genügende Grenze seyn, wenn Jedem eine Stelle in diesem Werke eingeräumt wird, der in einem Lande oder Orte geboren ward, wo Deutsch entweder ausschliesslich, oder doch vorzugsweise, als Muttersprache gilt; wenn auch diejenigen nicht ausgeschlossen werden, die von unbezweifelt deutscher Abkunft, durch elterliche Verhältnisse im Auslande das Licht der Welt erblickten? Werden endlich Theologen, für deren Bedürfnisse bereits durch No. 1 und 2 so gut gesorgt ist, jene Biographieen in diesem Werke zum zweyten Male ankaufen müssen?

Doch — es würde voreilig seyn, jetzt schon über ein Werk aburtheilen zu wollen, von welchem nur erst sechs Bogen im Publicum erschienen sind. Da übrigens dieselben eben die Vorzüge in sich vereinigen, welche wir an den ersten beiden Werken gerühmt haben, so sehen wir einer ununterbrochenen Fortsetzung dieses Pantheon der Deutschen mit Verlangen entgegen. Nur können wir es nicht gut heissen, dass dasselbe in einzelne, so kleine Lieferungen zersplittert werden soll: eine Sitte deutscher Buchhändler, welche immer mehr um sich greift, und, nach unserer Erfahrung, die Aufmerksamkeit auf wissenschaftliche Werke weniger spannt, als ermüdet. Ehemals pflegten auch bey uns, wie noch jetzt bey anderen Nationen, solche Werke gleich vollständig aufzutreten, und dadurch desto gewichtvoller und mit gegründeteren Ansprüchen auf allgemeine Beachtung.

Nach einer Anzeige der Verlagshandlung, welche dem Umschlage dieser ersten Lieferung beygegeben ist, sollen 48 Porträts deutscher Männer und Frauen in sauberen Stahlstichen das Werk zieren. Gewiss eine sehr gute Idee! Wiefern aber die Ausführung gelungen sey, und was man sich von der Auswahl sowohl, als von der Beschaffenheit dieser Porträts zu versprechen habe, können wir nicht sagen, da wenigstens unserem Exemplare des ersten Heftes keines derselben beyliegt.

N. v. G.

SCHÖNE KÜNSTE.

Stuttgart, b. Brodhag: *Die neue Medea.* Ein Roman von dem Verfasser des *Scipio Cicala.* In 3 Bänden. 1836. Erster Band 394 S. 2ter Bd. 442 S. 3ter Bd. 484 S. 12. (6 Thlr.)

Schon der Name des ungenannten, aber wohlbekannten Verfassers des Scipio Cicala giebt die Versicherung, daſs hier von keinem Machwerke von der Mittelmäſsigkeit für die Mittelmäſsigkeit die Rede sey, vielmehr, daſs man die psychologischen und philosophischen Blicke und Schlüsse des Denkers, die kenntniſsreichen, tiefen Betrachtungen des erfahrenen Staatsmannes zu erwarten habe, und gewiſs, die Erwartung täuschte nicht. Wenn auch das Ganze nicht völlig genügt, so wird gewiſslich jeder Leser, der nicht bloſs Dutzend-Fabrikate liebt, ein Einzelnes herausfinden, das ihm die höchste Befriedigung gewährt, sey es eine der unvergleichlichen Episoden, oder eines der köstlichen Landschaftsbilder, die der Pinsel nicht Leben athmender entwerfen kann.

Gegen den Titel möchte auch einzuwenden seyn, daſs die Rachsucht der Mutter zu dem Morde des Kindes, gegen das sie ohnehin nicht zärtlich ist, sich verspätete, indem die That fast in dem Augenblicke des Todes des Mannes geschieht, der sie beleidigte, der schwerlich Zeit zur Ueberlegung behielt, ob es Vorsatz, ob es Zufall war, was die geliebte Tochter ihm voranschickte.

Zwey Geschichten gehen in dem Buche mit, und öfterer neben einander her, die der neuen Medea und die des Ueberfalls auf Venedig, den zu Anfange des 17ten Jahrhunderts, unter Philipp III, Könige von Spanien, sein Vicekönig von Neapel, der humoristische Herzog von Ossuna, beabsichtigte. Beide Plane, die sich bald kreuzen, bald verschlingen, bald trennen, führen die unangenehme Nothwendigkeit eines steten Scenenwechsels, eines häufigen Rück- und Vorwärts-Schreitens der Erzählung mit sich, man verliert die Hauptpersonen häufig aus dem Gesichte, was besonders für Laura, die Titelheldin gilt, die zwar groſsartig, aber zu selten, und nicht so liebenswürdig hervortritt, als daſs man ein lebhaftes Interesse für sie nehmen könnte, was freylich auch die Uebrigen theilen, die wohl flüchtig anziehen, aber, so lebenswarm sie auch sind, doch keine dauernde Neigung uns abgewinnen können.

Die schöne Frau, Griechin von Landsmannschaft, schaut zu Anfange der Erzählung, mitten im Sturm und Unwetter, auf dem Molo in Neapel, nach ihrem Geliebten, dem Corsarencapitain Jaques Pierre, aus, dessen Schiff strandet; doch rettet er sein Leben und das eines jungen, griechischen Mädchen, gegen das sich Laura wenig freundlich erweist, und das er in der Verlegenheit, sie unterzubringen, in ein neu errichtetes Frauenkloster führt. Die leichtfertige, gefallsüchtige Schöne soll, ganz gegen ihren Willen, die Zahl der Nonnen vermehren, deren abweichende Selbstthümlichkeit, ihr Thun und ihre kleinen Ränke sehr gut dargestellt sind. Die ausgezeichnetste Persönlichkeit ist die der Aebtissin Orsola, eine Begeisterte, die am Schlusse des Lebens miſstrauisch gegen ihre Eingebungen wird, weil sie zu geistlichem Stolze verleiteten, und nicht gegen das Deuteln der Wahrheit, ja gegen offenbare Lüge, schützten. Nach manchem vergeblichen Versuche gelangt Zoe endlich in Freyheit, und mit ihr Jaques Pierre's Töchterchen, Laurette, die mehr an dem tändelnden, lustigen Mädchen hängt, als an der ernsten, äuſserlich kalten, innerlich glühenden Mutter, die sie wenig um sich hatte. Zoe ist schon durch ihren Namen ihrer Nebenbuhlerin Laura verhaſst, die schmerzliche Erinnerungen daran knüpft; sie entreiſst ihr bald ganz den tapferen Jaques Pierre, der, so ein unerschrockener Seemann er auch ist, doch nicht die moralische Festigkeit hat, um That und Einsicht in Uebereinstimmung zu bringen. Er achtet Zoe gering, und doch fügt er sich in ihre Launen, die eine niedliche Figurantin aus dem *corps de ballet* nicht bizarrer haben könnte. Auſserdem geht er in des Herzogs von Ossuna Absichten ein, Venedigs Macht in der Stadt selbst zu brechen. Der Herzog ist ein unvergleichliches Bildniſs, nach der Weise der Charakteristiken in *Schillers* Abfall der Niederlande, eben so billig, als geistreich gedacht, nur noch ausgeführter. Der Geschichtsforscher, denn als solcher tritt der Vf. zuweilen bestimmt auf, deutet auf eine Vergleichung Ossuna's mit Wallenstein hin; auch jenen läſst er den Verrath kaum denken, er hält ihn für unschuldig an dem böslichen Verdachte, der auf ihm haftet, den er aber durch Leichtsinn, unziemliche Spaſshaftigkeit und Geschwätzigkeit einigermaſsen verwirkte, so daſs die Meinung, wie er aus dem Statthalter zum wirklichen König von Neapel sich zu machen gedenke, nicht so ganz und gar als nichtige Einbildung der Zeitgenossen erscheinen muſste.

Theilnehmer jeder Art greifen in die Erzählung ein, der wackere, sanfte Steuermann Jaffier, der dissolute Trinker und Spieler Renaud und Andere. Bald führt uns der Vf. in das Haus des zweydeutigen venetianischen Botschafters, bald in den Palast eines sybaritischen Erzbischofs, bald unter Raufbolde und in Trinkhäuser, dann wieder zu Processionen und in Kirchen; er läſst eine halsbrechende Wanderung auf den Vesuv vornehmen, und lehrt vor Allem das neapolitanische Volk kennen, dessen Aufgeregtheit noch mehr vom Strohfeuer an sich hat, als die jeder anderen Nation. Was uns über die Eigenthümlichkeit der Neapolitaner in Scipio Cicala dunkel blieb, wird hier völlig aufgehellt; und weil zwey Jahrhunderte in den Hauptsachen wenig änderten, so haben wir zugleich ein getreues Abbild der Landsleute des Pulicinella von heute.

Die Gespräche werden häufig, als zu weitschweifig, unterbrochen, welche Bemerkung der Vf. klüglich hätte verschweigen sollen, indem sie erst dem Leser eine gewisse Breite der Rede auffallend macht. Auſser dem Roman und den historischen Begebenheiten der Gegenwart werden auch geschichtliche Ereignisse aus früherer Zeit, die in und auſser Neapel sich zutrugen,

vorgeführt, griechische Mythen und normännischer Aberglaube activ eingeflochten; man hört Traumdeutungen und Prophezeihungen, welche Letzte einem fluchenden Bettler, einem sterbenden Astrologen in den Mund, und einem stummen Neger in die Gebehrden gelegt sind, welche Grotesken, als überflüssige Einschiebsel, nur stören.

Die Gesellschaft des Romans verläfst Neapel, besteht tragische und gräfsliche Abenteuer, von denen die Reise durch die Abruzzen, die Versammlung der Waldenser, der Aufenthalt in der Räuberburg und der Seesturm, als Musterstücke der beschreibenden Gattung gelten können.

Obgleich die Episode der „offene Thron“ ohne eigentlichen Zusammenhang mit der Geschichte steht, ist sie doch so rührend, so innig, dafs wir ungern sie missen würden. In Spalatro finden wir die Hauptpersonen zusammen und neue dazu, eine nur den Gedanken der Sache festhaltende, wahnsinnige Alte, ihren verderbten Sohn, einen meineidigen Priester, Laura's nichtswürdige Halbschwester und abgedankte venetianische Söldner, die je nach ihrer Volksthümlichkeit in ihrer Bildung recht scharf bezeichnet sind, aber doch zu Viel sprechen. Nur die Verhandlungen über republikanischen und monarchischen Geist machen davon eine Ausnahme, sie sind so trefflich, so befriedigend, dafs man vergifst, wie sie hier nicht ganz am Platze sind, und den Fortgang der Handlung hemmen.

In Venedig werden die angeknüpften Fäden zu einem Gewebe des Betrugs, des Eigennutzes fortgesponnen, aber sie sind morsche Ueber- und Geringschätzung der Zustände, der Kräfte; das Vertrauen auf Unwürdige läfst Jaques Pierre den warnenden Genius in der eigenen Brust überhören; scheinbar im Dienste der Republik, sinnt er auf Mittel, sich zu ihrem Herrn emporzuschwingen; seine ungeliebte Frau in der Normandie ist gestorben, er kann Zoe die Hand reichen, welches Bündnifs er fast in dem nämlichen Augenblicke, in welchem es geschlossen ist, wieder bricht. Der weiche, gefühlvolle Jaffier hat sich in Liebe zu Laura gewendet, die einen Theil ihres Rachegefühls gegen Jaques Pierre auf ihn überträgt. Es wird verstärkt, als dieser, um das erregte Misstrauen von sich zu wälzen, Jaffier'n verdächtigt, der nun seinerseits den Capitain anklagt, welcher, von allen Seiten umstrickt, von der Staatsinquisition zum Tode verurtheilt wird. Die Gerichtsversammlungen und deren Erläuterungen geben uns den vollständigsten Begriff der künstlich zusammengesetzten Staatsverfassung Venedigs, in der sich die höchste Klugheit mit heimlicher Hinterlist, mit Grausamkeit und Erniedrigung des Menschen zur Maschine, der Doge an der Spitze, begegnen. Diese Darstellung ist aus den sichersten, zum Theil erst seit Kurzem zugänglichen, Quellen geschöpft; das Abweichende von früheren Meinungen hat eine sichere, unbeugsame Urtheilskraft ausgeglichen. — Wie uns vorher neapolitanische Sagen, Oertlichkeiten und Sitten, historische Bildnisse und Anekdoten vorgelegt wurden, so lernt man jetzt Venedig in seiner so stark ausgeprägten Eigenthümlichkeit kennen, wobey, auch in den heitersten Scenen die Ahnung des unglückseligen Ausgangs, gleichwie die des Geistes in *Mozarts* Composition zum Don Juan, durchgeht; die Verbrecher werden zum Tode im Meer abgefahren, Zoe und die gleichnamige Halbschwester der Laura in ein Pönitenzkloster gesperrt; beym Scheiden erwacht Laura's dämonische Natur, sie läfst das Kind fallen, wie sie es dem Vater zum letzten Kusse reichen soll; der Neger endet sein geheimnifsvolles Daseyn freywillig im Meere, wohin er Jaques Pierre folgt, dem er sich blind ergeben; Jaffier erleidet bald darauf den gleichen Wassertod, womit ernst und wehmüthig das sehr gehaltvolle Buch schliefst.

n.

Essen, b. Bädecker: *Gedichte*, von *Agnes Franz.* 1836. Erste Sammlung. 490 S. Zweyte Sammlung. XVI u. 400 S. Zweyte Auflage. 12. (3 Thlr.)

Bey der Schwierigkeit, die erste Auflage der Gedichte herbeyzuschaffen, um sie mit der zweyten vergleichen zu können, läfst sich nicht beurtheilen, ob Verbesserungen angebracht, ob die Zahl an Masse und an Strophen vermehrt oder vermindert wurde; aber dafs sie gut sind, läfst sich ohne Weiteres behaupten und mit Gründen belegen. Die Dichterin kennt ihre Kräfte sicherer, als Weiberfeinde es den Frauen zutrauen; sie weifs, was sie will, und will nicht, was sie nicht kann. Fromme Herzensergiefsungen, geistliche Lieder, wie ein *Gellert* unserer Tage sie gesungen haben würde, sind ihr das Angemessenste; in ihnen lebt, webt und ist sie; nichts Gemachtes ist darin, sie strömen aus der Dichterbrust, wie der Lebensathem. Ueberall in der Natur sieht und fühlt sie Gott; auch ihre didaktischen Gedichte führen auf den Urquell alles Guten, Grofsen und Schönen zurück.

Auch in den übrigen Gedichten, seyen sie nun für einen besonderen Fall entstanden, oder gilt es, ein bestimmtes Gefühl auszusprechen, regt sich ein liebender Geist, ein warmes, den zartesten Regungen offenes, Gemüth, ein lebendiger Sinn für die Natur, der auch nicht unempfänglich ist für das Grofse in der menschlichen Seele. Aber sie empfindet mehr, als sie erkennt; sie glaubt mehr, als sie glaubt, wefshalb ihren erzählenden Gedichten die feste Gestaltung fehlt, so lieblich sie auch sind, wenn sie in ahnende Symbolik, in holde, nicht tändelnde, Mystik übergehen. Ihr romantisches Gedicht, *Sonnenhold*, ist ein anmuthiges Mährchen, doch ist die Einbildungskraft zu zahm, zu unbeweglich. Die *Aphorismen* legen ein rühmliches Zeugnifs ihrer Denkkraft ab, und ihrer hellen, leichten Schreibart in Prosa. Die Räthsel und Charaden sind nicht allein scharfsinnig, sondern sie enden auch zierlich, und gefallen durch poetische Wendung und Form.

n.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

JANUAR 1837.

KIRCHENGESCHICHTE.

Stuttgart, in der Brodhag'schen Buchhandlung: *Geschichte der Ausbreitung und Unterdrückung der Reformation in Spanien im sechzehnten Jahrhunderte.* Aus dem Englischen des Dr. *Thomas M'Crie* übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von *Gustav Plieninger.* Nebst einer Vorrede von Dr. *F. C. Baur*, ord. Prof. der evang. Theol. zu Tübingen. 1835. XVI u. 439 S. 8. (2 Thlr. 6 gr.)

Gewiss hat Hr. *Plieninger* den rechten Zeitpunct getroffen, das unter dem Titel: *History of the progress and suppression of the Reformation in Spain* u. s. w. zu Edinburg und London im J. 1829 erschienene Werk des freysinnigen Vfs. in deutscher Sprache uns mitzutheilen. Denn wenn wir auch in dieser Reformationsgeschichte Spaniens im Wesentlichen weniger neue Aufschlüsse finden, auch Manches mit aufgenommen worden ist (namentlich in den beiden ersten Kapiteln), was wesentlich zur Sache nicht gehört: so gewährt doch die Anordnung des Ganzen eine sehr lehrreiche Darstellung, welche abermals unwiderlegbar darthut (auch Hr. Dr. *Baur* weist darauf hin S. IX), dass der römische Katholicismus, in consequenter Durchführung, dem wahren Bürger- und Staats-Wohle ganz und gar entgegen sey. Alle Apologieen desselben, alle politischen Trugschlüsse, womit man darzuthun versucht hat, dass der kirchliche Protestantismus alles Unheil über die Völker und ihre Regierungen gebracht habe, und noch bringe, finden in der Geschichte selbst ihre beste Abfertigung. Werfen wir in unseren Tagen einen Blick auf das von der Natur so begünstigte Spanien, so sehen wir abermals die Wahrheit des Grundsatzes in Erfüllung gehen, dass im grossen Staatenleben die Sünden der regierenden Väter heimgesucht werden an deren Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Spaniens Regenten seit Ferdinand dem Katholischen bis auf den Letztverstorbenen gleiches Namens wähnten durch den strengsten kirchlichen und politischen Absolutismus die Sicherheit des Thrones und das Heil ihres Volkes zu begründen; schauerlich nur konnte in ihren Ohren das Wort Reformation klingen, während das heilige Officium der Inquisition das Bollwerk ihrer despotischen Macht war. Jahrhunderte lang beherrschte sie dieser Wahn, verwahrloste den Charakter der Nation, hinderte die Fortschritte derselben in jeder Hinsicht, und — jetzt erst kommt die Zeit der Heimsuchung. Frankreich hat die Zeit der ersten Heimsuchung überstanden; sie würde nie über dasselbe gekommen seyn, wenn die kirchliche Reformation des sechzehnten Jahrhunderts nicht denselben Widerstreit gefunden, dieselbe Reaction veranlasst, und so der Könige, des Klerus und des Adels Sünden alles Unheil über das unschuldige Volk gebracht hätten. Spanien bestehet jetzt diese Krisis; und sollten Carl V und sein Sohn Philipp aus den Gräbern herauf beschworen, und Zeugen dessen, was jetzt geschieht und noch geschehen wird, werden können: beschämt würden sie dastehen, nicht bloss wegen der teuflischen Grausamkeit, womit sie die ersten Keime kirchlicher Reformation zu unterdrücken wussten, sondern eben so sehr wegen des endlichen Misslingens aller ihrer Versuche, ihrem Absolutismus eine ewige Stätte in Spanien zu bereiten.

Darum las Rec. das Werk des Hn. *M'Crie* mit besonderem Interesse, zumal da dasselbe einen gewandten Uebersetzer gefunden hat. Dieser hat es ausserdem mit einigen literarischen und geschichtlichen Noten begleitet: Zusätze hätten noch hie und da beygebracht werden können. Ausser den spanischen Geschichtschreibern dienten dem Vf. als specielle Quellen die Werke des in Deutschland nicht so ganz unbekannten, wie der Vf. zu glauben scheint, *Gonzalez de Montes (Montanus)*, ferner des *Cypr. de Valera*, und des *Ant. Llorente.* Was diese ihm darboten, hat er in eine zusammenhängende Erzählung verarbeitet. Das Ganze zerfällt in *neun* Kapitel, deren unverhältnissmässigen Länge man es ansieht, dass der Vf. oft nur sein Werk möglichst anzufüllen bemüht war. Gleich die ersten beiden Kapitel beweisen diess. Das erste giebt eine *Uebersicht der Kirchengeschichte Spaniens bis zur Reformationsperiode.* Die bekannte Sage, dass der Apostel Jacobus den Spaniern zuerst das Evangelium verkündigt habe, wird mit Recht als Fabel bezeichnet; dagegen nicht erwähnt, dass der Apostel Paulus (Röm. 16, 24. 28) nach Spanien über Rom zu reisen Willens war, vielleicht auch wirklich dahingekommen seyn mag, dass es mithin in jener Zeit schon christliche Gemeinden daselbst gegeben haben müsse, da der Apostel aufs Geradewohl eine so weite Reise zu unternehmen unmöglich sich würde entschlossen haben. Wahrscheinlich war das Christenthum durch Judenchristen zuerst dort ausgebreitet worden. Die bischöflich-apostolische Hierarchie scheint schon im dritten Jahrhunderte

ſich daſelbſt ausgebildet und ſpäter die Fabel veranlaſst zu haben, Jacobus der Apoſtel ſey Stifter der ſpaniſchen Gemeinden. Wie überwiegend dieſe Gewalt der Hierarchie geworden, und wie es ſchon ihr früheſtes Beſtreben war, den freyer denkenden Geiſt zu unterdrücken, zeigt im vierten Jahrhunderte das Schickſal der Priscillianiſten, die freylich unſer Vf. nicht richtig beurtheilen konnte (S. 9 f.). Wir halten es ihm zu Gute, wenn er nach herkömmlicher Anſicht uns berichtet, ſie hätten die Lehren der Manichäer und Gnoſtiker in ſich vereinigt. Dieſs iſt nur Miſsverſtändniſs oder Verleumdung der erbitterten Gegner, die es ihnen nicht vergeben konnten, daſs ſie, durch einen früheren Laien belehrt, auf ſtrenge Sittenzucht, namentlich von Seiten des Klerus, drangen. Als Manichäer oder Gnoſtiker würden ſie ſich zu ihrer Rechtſertigung weder an den mailändiſchen noch an den römiſchen Stuhl gewendet haben. Hätte der Vf. nach kritiſcher Prüfung der Nachrichten des Sulpicius Severus, Auguſtin u. ſ. w. ihre Grundſätze richtiger erkannt, ſo würde er dieſelben, zumal da ſie, trotz aller Verfolgung, ſich mehrere Jahrhunderte erhielten, als einen Lichtpunct des ſtrengen und ſtandhaften ſpaniſchen Charakters haben darſtellen können. Auch würden wir den Einfluſs der Dichter auf Religion und Cultus in Spanien, z. B. eines Juvencus, Prudentius u. A., hier oder im folgenden Kapitel nicht mit Stillſchweigen übergangen haben. Letzter trug bekanntlich viel dazu bey, die abergläubige Verehrung und Anrufung der Heiligen zu verbreiten. Dagegen hat der Vf. im Folgenden recht gründlich gezeigt, daſs und wie die ſpaniſchen Biſchöfe die Unabhängigkeit ihrer hierarchiſchen Gewalt viele Jahrhunderte hindurch zu behaupten wuſsten, aber doch endlich mehr durch die Schuld ihrer Könige von Rom abhängig wurden. Und in dieſem Abhängigkeitsverhältniſſe von Rom, wodurch die Mönchsorden und die Inquiſition die Oberhand erringen konnten, liegt der Grund, wie auch der Vf. im Folgenden richtig zeigt, daſs die Reformation in Spanien nicht durchdringen, und daſs der hierarchiſche Despotismus, eng verbrüdert mit dem politiſchen, dem ſonſt edlen ſpaniſchen Volkscharakter eine ſo ſeltſame Richtung geben, und die wahre Kraft und Wohlſahrt der Nation untergraben konnte.

Das *zweyte* Kapitel handelt vom *Zuſtande der Literatur in Spanien vor der Reformationsperiode.* Es freut uns, den Cardinal Ximenes, den Manche ſo hoch geſtellt haben, richtig chararakteriſirt zu finden. Wahre Geiſtes- und Charakter-Gröſse, Liebe zur Wiſſenſchaft und ächter Patriotismus fehlten ihm, ſo klug er als Prälat und Staatsmann den Schein davon zu erheucheln ſuchte. Was hätte er für Spanien gerade in der damaligen Periode werden und wirken können, wenn nicht pfäffiſcher und politiſcher Egoismus ſeine Schritte geleitet hätten? — Im *dritten* Kap. handelt der Vf. von der *Inquiſition und anderen Hinderniſſen der Reformation in Spanien.* Eine kurze Geſchichte dieſes grauſamen Inſtituts zeigt, daſs daſſelbe nur langſam in Spanien eingeführt werden konnte, und daſs es vorzüglich ſeit Ferdinand und Iſabelle ein eben ſo furchtbares Werkzeug des hierarchiſchen, wie des politiſchen Despotismus ſeyn ſollte. Der Vf. ſtellt S. 97 ff. hinreichende Thatſachen zuſammen, um zu zeigen, „daſs die Inquiſition eine Gewalt beſaſs, die ſie fähig machte, die Fortſchritte der Wiſſenſchaften auf eine unglaubliche Weiſe zu hemmen, und jeden Verſuch zu einer religiöſen und kirchlichen Reformation zu unterdrücken“. Er bezieht ſich unmittelbar auf die *Copilacion de las Instruciones del Officio de la sancta Inquisicion*, und giebt eine gedrängte, aber hinreichende, den *Llorente* oſt berichtigende Darſtellung des unmenſchlichſten aller Proceſſe, des Inquiſitionsproceſſes. Alles iſt bey dieſem Tribunal darauf angelegt (S. 105), alle ſeine Angehörigen dazu anzuleiten, die höchſten Grundſätze der Gerechtigkeit, welche jeder andere Gerichtshof anerkennt, zu verhöhnen, und ſogar ſeine eigenen Grundſätze zu übertreten, um nur zur Angeberey aufzumuntern, und einem krankhaften Argwohne Genüge zu leiſten. Bekannt iſt, und gereicht dem Volke zur Ehre, daſs der edlere Theil deſſelben ſich gegen die Einführung der ſogenannten neuen Inquiſition lange ſträubte; um ſo ſchandbarer bleibt es, daſs Könige und Päpſte mit einander wetteiferten, alle Gegenſtrebungen mit Gewalt zu unterdrücken, um ihre hab- und herrſchſüchtigen Zwecke zu erreichen, und endlich das daran gewöhnte Volk ſogar in den Wahn zu verſetzen, die Inquiſition für eine Ehre der ſpaniſchen Nation zu halten. Was bey dieſer Gelegenheit über Kaiſer Carl V geſagt wird, beweiſt wiederum, daſs dieſer verſteckte Despot nie ein wahrer Freund des deutſchen Reiches, viel weniger der Sache der kirchlichen Reformation nur im Entfernteſten geneigt ſeyn konnte. Schien er dieſs Letzte dann und wann zu ſeyn, ſo war es politiſche Schlauheit, die es mit keiner Partey ganz verderben wollte. Und gerade unter die Regierung eines ſolchen Mannes fällt die „Einführung der Reformation in Spanien“, wovon das *vierte* Kap. handelt. Kaum hatten Luther's und Erasmus Schriften in Spanien Eingang geſunden, als Mönche und Inquiſitoren darauf Jagd machten, und Proceſſe gegen verdächtige Perſonen begannen. Selbſt Günſtlinge des Kaiſers, die mit ihm in Deutſchland geweſen, wurden nicht geſchont, und die Maſsregeln des heiligen Officiums wurden immer ſtrenger. Nach unſerem Vf. war *Juan Valdez*, einige Zeit königlicher Secretär zu Neapel, der erſte Spanier (S. 148), welcher die Anſichten der Reformatoren entſchieden zu den ſeinigen machte, und in ſeinem Vaterlande zu verbreiten ſuchte. Da er früh ſein Vaterland verlieſs, wirkte er ſpäter mehr durch ſeine Schriften. Eifriger ſuchte ſeine freyeren Grundſätze der Ritter *Rodrigo de Valera*, aus Lebrixa gebürtig, unter dem Volke durch Predigen zu verbreiten; er griff den Klerus und die Mönche an, und gerieth natür-

lich bald in die Hände der Inquisition, die ihn mit dem Verluste seines Vermögens bestrafte. Er setzte jedoch seine Volksbelehrungen fort, bis er von der Inquisition in einem entlegenen Kloster eingekerkert starb, gegen das Jahr 1541. Sein Schüler D. *Egidius* predigte zu Sevilla evangelische Grundsätze, und gelangte zu solchem Ansehen, dass ihm Carl das Bisthum Tortosa übertrug; doch die Inquisition zog ihn trotz dem ein, verurtheilte ihn zu mehrjährigem Gefängniss, und liess, nachdem er diess überstanden hatte, aber bald darauf gestorben war, seine Gebeine ausgraben und verbrennen. *San-Roman*, der in Deutschland das Lutherthum kennen gelernt hatte, wurde im J. 1544 von der Inquisition zu Valladolid zum Scheiterhaufen verurtheilt, und erduldete so standhaft den Märtyrertod, dass sich die Freunde des Evangeliums daselbst ermuthigten und vermehrten.

Das *fünfte* Kap. führt die nicht ganz passende Ueberschrift: *Ursachen der Fortschritte der Reformation in Spanien.* Es erzählt nämlich die Schicksale einiger gelehrter Spanier, welche ausserhalb ihres Vaterlandes lebten, und auf dasselbe durch Schriften, vorzüglich Uebersetzungen der Bibel, für Verbreitung freyerer Grundsätze wirkten, der Gebrüder *Enzinas* oder *Dryander*, des durch seinen Bruder ermordeten *Juan Diaz*, des *Juan Perez* und *Cyprian de Valera.* Trotz der sorgfältigen Wachsamkeit der Inquisitions- und Polizey-Beamten an den Grenzen gelang es dennoch, mehrere Fässer mit Büchern nach Sevilla zu bringen, und von da aus unter die Freunde der Reformation zu vertheilen. — Das *sechste* Kap. erzählt *die Fortschritte der Reformation in Spanien.* Ein Freund des oben erwähnten Egidius, *Constantine Ponce de la Fuente*, nach seiner Rückkehr aus dem Auslande der beliebteste Prediger zu Sevilla, wirkte durch Wort und Schrift für Verbreitung der evangelischen Lehren, zu welchen sich nicht bloss Viele aus dem vornehmsten Adel und dem Volke, sondern auch die meisten Klöster in und um Sevilla bekannten. In Valladolid geschah dasselbe durch den Prediger *Domingo de Roxas* und *Augustin Cazalla.* Binnen kurzer Zeit hatte die Reformation fast in allen Provinzen Bekenner. Von Auswärts her darauf aufmerksam gemacht, begann die Inquisition gegen Ende des J. 1557 die *Unterdrückung der Reformation* (Kap. 7). Philipp und Paul IV thaten allen möglichen Vorschub, um dieselbe von Grund aus zu vertilgen. Wir übergehen die Greuel, welche in den J. 1559 und 1560 verübt wurden, um (wie der Vf. S. 262 sehr richtig sagt) die ganze Nation mit Schrecken zu erfüllen, und Europa das ruhmwürdige Schauspiel eines glühenden Eifers für den katholischen Glauben und eines glänzenden Sieges über die Ketzerey zu geben. Empörend ist die Beschreibung der Autodafes, die zu Sevilla und Valladolid gehalten wurden, empörend das Benehmen des Barbaren Philipp II, der mit sichtbarer Freude denselben beywohnte; aber rührend auf der anderen Seite das Betragen der unschuldig Dahingeopferten, männlichen und weiblichen Geschlechtes, die lieber auf dem Scheiterhaufen sterben, als widerrufen wollten. Wahrlich, das entartete Heidenthum hat nie auf eine solche Weise alle Menschlichkeit verleugnet, als ein sogenanntes rechtgläubiges, allein seligmachendes Christenthum in der Hand weltlicher und geistlicher Despoten! Im J. 1570 war die Reformation in Spanien unterdrückt, und nur selten werden in späteren Autos einzelne Personen erwähnt, die der Lutherischen Ketzerey wegen leiden mussten. Der Letzte, welcher als Märtyrer seiner evangelischen Ueberzeugung im Inquisitionskerker zu Saragossa im J. 1805 starb, war *Antonio Solano*, Vicar zu Esco im Kirchsprengel von Jaca. (S. 349 ff.)

Mit diesem Kapitel hatte eigentlich der Vf. seiner Aufgabe Genüge geleistet; er fügt jedoch zwey Abschnitte hinzu, die mit jener Aufgabe in naher Berührung stehen. Das *achte* Kap. nämlich erzählt die *Schicksale aus Spanien geflüchteter Protestanten*, von denen die Meisten zu Antwerpen, in Genf und in England sich aufhielten; das *neunte* schildert die Wirkungen, welche die *Unterdrückung der Reformation auf Spanien hervorbrachte.* Wohl ist es wahr, dass Spanien wenig Ursache hatte, sich zu den Folgen seiner blinden Politik, welche alle Reformationsversuche von seinem Gebiete vertilgte, Glück zu wünschen: denn (S. 385) „schwer hat es gebüsst, und büsst noch immer für seine Thorheiten und Verbrechen durch den Verlust bürgerlicher und religiöser Freyheit, und die niedrige Stufe, zu welcher es unter den Nationen herabgesunken ist". Hätte der Vf. einige Jahre später geschrieben, so würden ihm die neueren Ereignisse in jenem unglücklichen Lande theils zu noch manchen lehrreichen Bemerkungen Gelegenheit gegeben, theils zur vollen Bestätigung der von ihm mitgetheilten gedient haben. Man muss sich wundern, dass die Verwirrung nicht noch grösser geworden ist in einem Lande, das sich so eben von dem despotischen Joche einigermassen freyer zu machen begonnen hat, nachdem mehrere Jahrhunderte hindurch die Inquisition alle Geister gefesselt, und die Censur die strengste Aufsicht über alles Wissenschaftliche, über öffentliche und Privat-Bibliotheken ausgeübt hatte. Wurde doch noch unter Carl IV durch den ersten Minister ein Sendschreiben an alle Universitäten erlassen, um das Studium der Moralphilosophie zu verbieten! Kein Wunder, wenn unter dem wachsenden Reichthume des Klerus das Volk arm und träge geworden, Handel und Landbau gesunken, die Sittlichkeit gänzlich verfallen, die Religiosität zur blossen Bigotterie oder Heucheley geworden ist. Welch' ein ganz anderes Bild würde uns jenes in vieler Hinsicht so gesegnete Land darbieten, wenn seine geistlichen und weltlichen Oberen im sechzehnten Jahrhunderte der Reformation Eingang verstattet, und so ihrem Vaterlande dieselben Vortheile gesichert hätten, d.-

ren die evangelischen Länder sich schon längst erfreuen!

Ein *Anhang* enthält einige zum Theil interessante Urkunden. Wir zeichnen unter ihnen aus: 1) *Franc. de Enzinas* Zueignungsschreiben zu seiner spanischen Uebersetzung des N. T. an Carl V; 2) Auszüge aus der Vorrede des *J. Perez* zu seiner Uebersetzung des N. T.; 3) Proben altspanischer Uebersetzungen der heil. Schrift. — Ein Namenregister beschliesst das interessante Werk, das sich auch durch die äussere Ausstattung empfiehlt.

L. L.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

KARLSRUHE, b. Groos: *Predigten zu Karlsruhe gehalten.* Von Dr. *Ludwig Hüffell*, grossherzogl. badischem Prälaten, Ministerial- und Kirchen-Rathe. II Sammlung. 1833. 220 S. gr. 8. (1 Thlr.)

[Vgl.. J. A. L. Z. 1831. No. 140.]

Die Themen dieser Predigten sind folgende: 1) Dass nur der Entschluss, sich allein an Gott zu halten, allen Gefühlen des Menschen beym Wechsel der Jahre die Richtung geben könne, welche sie haben sollen. Am Sonntage nach Neujahr. 5) Ueber das Familienleben. Am 2ten Sonntage nach der Erscheinung Christi. 3) Von den unermesslichen Zeugnissen und Bürgschaften für den ewigen Gehalt des Guten. Am Sonnt. Sexages. 4) Wie sehr wir als Menschen und besonders als Christen zur Schonung gegen andere Menschen verpflichtet sind. Am Sonnt. Oculi. — 5) Wie der Abschied von der Erde recht leicht werden könne? Am Sonnt. Judica. — 6) Von den segensreichen Folgen des Todes Christi für die religiös-sittliche Welt. Am Charfreytage. — 7) Die Auferstehung. Eine Homilie. Am ersten heiligen Ostertage. — 8) Dass auch in dem Geiste des Evangeliums die Rettung und das Heil der Völker liege. Am Sonnt. Jubilate. — 9) Die Wiedergeburt unserer Zeit. Am Trinitatisfeste. — 10) Von einigen der hauptsächlichsten Mittel zur Pflegung und Förderung eines christlichen Lebens. Am 7ten Sonnt. nach Trinitatis. — 11) Wie gerecht der Schmerz des Menschenfreundes bey den Unruhen und Empörungen der Völker ist. Am 10ten Sonnt. nach Trinit. — 12) Die Veredlung unseres Herzens, der höchste Sinn unseres ganzen Lebens. Am 17ten Sonnt. nach Trinit. — 13) Das Gute und das Böse im Kampfe. Am 21sten Sonnt. nach Trinit. — 14) Das kirchliche Leben. Am 1sten Sonnt. des Advents. — 15) Unsere Weihnachtsfeier. Am Weihnachtsfeste.

Schon aus diesen Themen erhellet, wie interessant und gehaltvoll auch diese Vorträge des berühmten Homileten seyen. Sie haben das Eigenthümliche, dass sie die Religion mit dem praktischen Leben in die genaueste Verbindung bringen, und ihre Anwendung auf dasselbe in das klarste Licht setzen. Diess gilt namentlich von der Predigt: „Ueber das Familienleben", desgleichen von No. 8 u. 10.

Alles ist klar und gediegen, die Sprache edel und würdevoll, die Darstellung lebhaft und ergreifend, das Ganze erhebend. Als vorzüglich gelungen nach unserem Urtheile zeichnen wir aus No. 7, 11, 12. Vollkommen stimmen wir der Ansicht des Vfs. S. 76 über den Tod Christi bey, in welchem er den tiefer Eingeweihten — nicht eine Bestätigung seiner Lehre, nicht ein unausbleibliches Ereigniss in Beziehung auf die Verhältnisse Christi zu seinen Feinden, sondern „die Vollendung, die Krone, den Schlussstein einer, für alle Zeiten und Geschlechter weise berechneten *Verwirklichung* und *Offenbarung* des Höchsten und Erhabensten in religiöser und sittlicher Hinsicht" u. s. w. erkennen läst. Eben so sehr spricht uns des Vfs. Ansicht über den Zweck der Erscheinung Christi an, wenn er S. 173 sagt: „Und sein ganzes Leben, sein Leiden und Sterben, was beabsichtigt dieses? Besserung, Veredlung der Menschheit. Jesus kam nicht, im Sinne so Vieler, die sich vermessen, ihn allein zu verstehen, um Lehrmeinungen und starre Glaubenssätze dem menschlichen Geschlechte aufzudrängen; nicht, um eine besondere äussere Gottesverehrung in das Leben zu rufen, sondern er kam, litt und starb, um die Sünder zur Busse zu rufen, die Menschen zu bessern, und Alles, was er sprach, that und litt, hatte diesen *Einen* Zweck" u. s. w.

Nur dem unter No. 3 angegebenen Thema fehlt es an Einfachheit.

Die äussere Ausstattung ist ganz gut.

λα.

KURZE ANZEIGEN.

GESCHICHTE. *Mannheim*, b. Hoff: *Geschichte der französischen Revolution von* 1789 *bis* 1814 *von F. A. Mignet.* Nach der verbesserten und vermehrten fünften Originalausgabe übersetzt von *August Schaefer.* 1836. 476 S. 8.

Der geschichtliche Werth des unparteyischen Originals ist allgemein anerkannt. Die Uebersetzung ist treu und gut, und daher den Lesern empfehlungswürdig bey der Billigkeit des Preises und einem gefälligen Drucke.

R.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

JANUAR 1837.

GESCHICHTE.

STUTTGART, b. Rieger u. Comp.: *Die Befreyungskämpfe der Deutschen gegen Napoleon*, dargestellt von Dr. *W. Zimmermann.* Mit Portraits und Schlachtscenen. 1835. gr. 8. (1 Thlr.)

„Deutschlands Erhebung zu schildern, ist der Zweck dieser Blätter; aber diese Erhebung würde nicht in ihrem gehörigen Glanze erscheinen, wenn wir nicht auch die Tiefe der Erniedrigung im Umrisse zeichneten, aus der es sich erheben musste. — Von französischer und deutscher Seite ist über jene Tage und Thaten so viel geredet worden, geschrieben und gedruckt, dass Neues darüber zu sagen, schwer seyn möchte. — Unsere Absicht war, aus dem, was der Enthusiasmus der Einen, und die Leidenschaft und Parteylichkeit der Anderen gegeben, aus den besten Quellen auszuwählen und zu sichten, und die Bilder jener Zeit mit ihren wahrsten Farben und Schattirungen in den gedrängten Rahmen *eines* Gemäldes zusammenzufassen.“ Mit diesen Worten bezeichnet der Vf. selbst den Gesichtspunct, aus welchem die Kritik sein Werk, von welchem der grössere Theil in sieben Lieferungen vor uns liegt, zu beurtheilen hat.

Betrachtet man die grosse Masse der Ereignisse, welche hier in Einen Band zusammengedrängt sind, so kann natürlicherweise von einer ausführlichen Darstellung keine Rede seyn. Aber auch bey einer gedrängten Erzählung dürfte Viel gewonnen seyn, wofern der Vf. hält, was er in der oben angeführten Stelle seiner Vorrede verspricht. In wiefern diess geschehen sey, wollen wir hier näher untersuchen, wobey wir zugleich darauf aufmerksam machen, dass es für einen Nicht-Militär eine höchst schwierige Aufgabe ist, die Geschichte jener Zeit, die fast ausschliesslich Kriegsgeschichte ist, zu schreiben.

Der Vf. beginnt sein Werk mit einem Rückblicke auf den politischen Zustand Deutschlands nach der Revolution. Die Hauptereignisse bis zur Schlacht bey Austerlitz sind gut und in kurzen Umrissen angeführt. Wir haben hiebey nur zwey Ausstellungen zu machen: 1) den Mangel an Jahreszahlen, wodurch es dem unkundigen Leser schwer wird, sich zu orientiren; 2) die offenbar unrichtige Behauptung, Mack habe sich bey Ulm mit 60,000 Oesterreichern kriegsgefangen ergeben, während doch bekannt ist, dass die Truppen, welche dort das Gewehr streckten, nicht stärker waren, als 25,000 Mann.

Bey der Schilderung der Entstehung des Rheinbundes und der Auflösung des deutschen Reiches (S. 15—26) ist der Vf. ziemlich in das Detail gegangen. Uebrigens ist seine Darstellung sachgemäss, nur kann Rec. dessen Jammer über die Auflösung des morschen deutschen Reiches nicht theilen. Preussens Kriegsrüstungen und der Verlauf dieses Krieges bis zu den Schlachten bey Jena und Auerstädt, nebst ihren unmittelbaren Folgen, nehmen die nächsten Kapitel (S. 27—60) ein. Bey dem Raume, welcher zu der Darstellung dieser Schlachten verwendet ist, hätten dieselben militärisch richtiger dargestellt werden können. Napoleons Operationsplan, aus dem allein sich die nachfolgenden, überraschenden Ereignisse begreifen und richtig beurtheilen lassen, ist nur oberflächlich erwähnt. Die Schlacht selbst wird irriger Weise auf den 15 October verlegt, während sie am 14 Statt hatte; Behauptungen, wie folgende: „Napoleon besetzte Windknollenberg nicht, von wo aus Hohenlohe, wenn er in jener Nacht (vom $\frac{14}{15}$ Oct.) nicht ruhig in Kapellendorf geschlafen hätte, *ihn hätte vernichten können*“, zeugen von gänzlichem Mangel militärischer Einsicht. Hohenlohe's Heer lässt er theils nach Naumburg, theils nach Weimar fliehen, während doch der grössere Theil den Weg über Buttelstädt und Sömmerda einschlug. Ein Blick auf die Charte hätte den Vf. überzeugen müssen, dass eine Flucht über Naumburg zu den Unmöglichkeiten gehörte. Das so oft widerlegte Mährchen von einem Wege, den Napoleon in die Felsen hauen liess, um auf den Landgrafenberg zu gelangen, wird gläubig nacherzählt. — Bey der Darstellung der schimpflichen Uebergabe der preussischen Festungen sind die Commandanten derselben mit Recht mit Namen aufgeführt. Ob der Vf. bey den einzelnen Details, namentlich den Capitulationen von Magdeburg, nicht zu weit gegangen ist, mag von Augenzeugen untersucht werden. Behauptungen, wie folgende, hätten durch Quellencitate belegt werden sollen: „Wie weit auch die preussischen Befehlshaber bey den Capitulationen nur für sich sorgten, die von Hameln gingen noch weiter; sie trafen in ihrer Capitulation selbst auf den Fall Vorsehung, dass der König von Preussen einen Theil seines Reiches an Frankreich werde abtreten müssen; die höheren Officiere der Besatzung aus solchen Theilen Preussens, die an Frankreich abgetreten würden; sollten in diesem Falle Ansprüche auf französische Pensionen haben; und damit die edlen Herren Oberofficiere auch ein Reisegeld hätten, liessen sie es sich gefallen, dass die Stadt, deren Ver-

theidigung ihnen anvertraut war, um 1000 Thaler in Gelde von dem Feinde gebrandschatzt wurde, um ihren Verräthern die Zeche unterwegs zu bezahlen. —"

Ueber den Hergang der Schlacht bey Pultusk, der in zwölf Zeilen geschildert ist, erfährt man so viel, als nichts, und doch führt ein besonderes Kapitel diesen Namen. Das Loos der schlesischen Festungen ist ausführlicher erzählt; ein unverhältnissmässiger Raum wird der Darstellung der Vertheidigung von Kolberg gewidmet. 54 Seiten für dieses im Ganzen untergeordnete Ereigniss zu verwenden, ist, gelinde ausgedrückt, eine Versündigung gegen andere wichtigere Begebenheiten. — Die Schlachten bey Eylau und Friedland, die Operationen, welche denselben vorausgingen und folgten, sind nur im Fluge erzählt, und geben dem Leser durchaus kein Bild. Der Frieden zu Tilsit bildet dem Vf. gewissermassen den ersten Ruhepunct. Nachdem er die grosse Verminderung Preussens dargelegt hat, stellt er S. 135 in der Ueberschrift eines Kapitels die Frage: „Was war Schuld an dem Unglücke?" Seiner Ansicht nach waren es nicht bloss die Fehltritte eines einzelnen Stammes, oder seiner Regierung, nicht die Sünden einiger Feldherren und Minister, auf deren Rechnung die Erniedrigung Deutschlands kommt, sondern es waren Fehler, die seit Jahrhunderten bey allen deutschen Stämmen, ohne Ausnahme, auf gleiche Weise einheimisch gewesen waren, deren Folgen sich lange genug vorbereitet hatten; es war der Zwiespalt, die Selbstsucht, der Mangel an Vaterlandsliebe unter den einzelnen deutschen Stämmen; es waren die Missverhältnisse, welche von einer Verfassung, die auf solchen Grundlagen ruhte, wie die deutsche Reichsverfassung, unzertrennlich waren, mit Einem Worte, es war die seit einem Jahrhunderte gehäufte grosse Sündenschuld der Fürsten und der Völker, wodurch das endliche Unglück Deutschlands herbeygeführt wurde. Diese Ansichten entwickelt der Vf. näher. Müssen wir auch in der Hauptsache mit ihm übereinstimmen, so sind wir doch der Ansicht, dass er bey der Schilderung des preussischen Adels und des Officierstandes der damaligen Zeit die Farben zu stark aufgetragen habe.

Die Reformen im preussischen Staate schildert der Vf. mit Umsicht, hier bewegt er sich mehr auf seinem Boden, als bey Darstellung der Kriegsereignisse. Scharnhorsts und Steins Einwirkung trug bald Früchte, welche den französischen Agenten nicht entgingen. Nachdem der Vf. die Veränderungen in den Rheinbundesstaaten nachgeholt hat, geht er zu Oesterreichs Rüstungen zum Kriege gegen Frankreich über. Die damalige Stimmung im südwestlichen Deutschland ist von dem Vf. richtig aufgefasst, die allgemeine politische Lage Europa's gut dargestellt, aber in der Erzählung der militärischen Ereignisse dieses denkwürdigen Krieges herrscht Mangel an Klarheit; derselben ist verhältnissmässig viel zu wenig Raum gegönnt, und die wichtigen Schlachten bey Abensberg und an der Donau, sowie die gleichzeitigen Ereignisse in Italien, werden in wenigen Zeilen abgemacht, um zu den Thaten des Parteygängers Schill überzugehen, welche mit offenbarer Vorliebe und störender Weitläuftigkeit auf 18 Seiten abgehandelt werden. Offenbar streicht der Vf. seinen Helden zu sehr heraus. Da er insbesondere auch für die deutsche Jugend schreibt, so hätte herausgehoben werden sollen, in welche grosse Gefahr Schills unbesonnenes Losschlagen im Frieden den König und das Vaterland versetzte, ohne Beiden etwas zu nützen.

Die chronologische Reihenfolge führt den Vf. auf den Krieg in Tyrol, den er mit Ausführlichkeit, und, da es sich hiebey wenig um taktische und strategische Vorkenntnisse handelt, auch befriedigend beschreibt. Zuerst stellt er die Ursachen der Unzufriedenheit der Tyroler mit der baier'schen Regierung dar, schildert die Häupter der Insurgenten, und setzt den von *Hormayr* entworfenen Operationsplan aus einander; hierauf geht er zu den Kriegsereignissen über, welche am 9 April 1809 begannen. Die Wegnahme von Innspruck und die schimpfliche Capitulation der Franzosen unter dem General Bissou, Chastelers Thätigkeit zur Organisirung der Landesvertheidigung, die Ereignisse in Süd-Tyrol, das unglückliche Treffen bey Wörgl, in welchem die Baiern unter Wrede Sieger blieben, und die Wiedereinnahme von Innspruck durch Letzte. In dieser Zeit der Trübsal waren es Spekbacher und Hormayr allein, welche den gesunkenen Muth der Tyroler wieder anfachten, und das Land nicht ganz verloren gaben. Die lebendig vorgetragene Erzählung des Tyrolerkriegs geht bis zur zweyten Verdrängung der Baiern unter Deroy aus Innspruck, worauf sich der Vf. wieder nach Oesterreich wendet, und die Schlacht bey Aspern besser und ausführlicher, als alle vorhergehenden, erzählt. Nur die Angabe, der Verlust der Franzosen an Todten und Verwundeten habe über 40,000 Mann betragen, ist übertrieben.

Ehe der Vf. zur Darstellung der Schlacht bey Wagram übergeht, wirst er einen Blick auf den fruchtlosen Zug des Herzogs Wilhelm von Braunschweig-Oels, und auf den unbedeutenden Aufstand von Mergentheim zu Gunsten der Oesterreicher. Der Schlacht bey Raab wird nur kurz erwähnt. Es ist unrichtig, dass der Vf. den Oesterreichern (S. 270) am ersten Tage der Schlacht bey Wagram den Sieg zuschreibt, und sonderbar erscheint es, dass er die Stärke der beiderseitigen Heere in der Mitte der Darstellung nur im Vorbeygehen, und noch überdiess unrichtig und zu schwach angiebt. Nach Erwähnung des Waffenstillstandes bey Znaym, kehrt der Vf. zum *dritten* Kampfe nach Tyrol zurück. Die Schilderung Hofers, seines Charakters und seiner Fähigkeiten ist anziehend; nach des Vfs. Darstellung erscheint er nur als eine Maschine Hormayrs, der sämmtliche Fäden des Aufstandes in seiner Hand vereinigt hielt. Noch einmal erheben sich die Tyroler, von Oesterreich im Stiche gelassen, aus eigener Kraft. Der Herzog von Danzig, mit bedeutender Macht zu ihrer Unterwerfung abgesendet, erlitt, in Folge seiner ungeschickten Anordnungen, beträchtlichen Verlust, und zog sich

hinter Innspruck zurück. Die einzelnen Schicksale der Tyroler Helden sind, so angenehm sich auch das Ganze liest, über die Gebühr ausgesponnen. Das Ende des Kampfes in Tyrol unterbricht der Wiener Frieden und Friederich Stapss Mordversuch auf Napoleon. In den Beylagen theilt der Vf. A. Hofers letzten Brief aus Mantua an seinen Bruder und einige Gedichte auf dessen Tod mit. Die hier gegebene Darstellung des Tyrolerkriegs würde als selbstständiges Werkchen, das mit Fleiss und sichtbarer Liebe bearbeitet ist, ganz an seiner Stelle seyn. Hier aber bringt es ein Missverhältniss zum ungleich grösseren Ganzen hervor, das unangenehm auf den Leser einwirkt.

In dem Kapitel: *Deutschland in den Jahren* 1810 *und* 1811, S. 382 — 402, setzt der Vf., Napoleons berüchtigtes Continentalsystem aus einander, und weist nach, wie sehr derselbe in Deutschland Erbitterung hervorgebracht habe. Ungerecht erscheint folgende Stelle: „Napoleon hätte alle Freyheiten, politische und geistige, unterdrücken dürfen, ohne eine so ungeheuere Masse von allen Ständen in Deutschland, besonders vom schönen Geschlechte, nur halbwegs so gegen sich aufzubringen, als er dadurch gegen sich aufbrachte, dass er Zucker und Kaffee von den Engländern zu beziehen verbot.“ Besonders gehässig stellt der Vf. die Zustände jener Zeit in Würtemberg dar, indem er die grossen Eigenschaften des Königs Friedrich viel zu wenig würdigt, und nur dessen Schattenseite herauswendet.

Der *russische Feldzug* (S. 402 — 453). Die Ursachen desselben, die Stärke der französischen Heere und ihrer Verbündeten, die Convention mit Preussen und Oesterreich, und Napoleons Proclamation an sein Heer bilden den Eingang. S. 414 stellt der Vf. eine Ansicht auf, die — wenigstens dem Rec. — ganz neu ist: Der König von Westphalen sey zum Könige der Polen bestimmt gewesen. Dem militärischen Leser ist es unbequem, dass der Vf., statt Armeecorps, *Heerhaufen* sagt, und selten die Summe derselben benennt. Die würtembergischen Truppen versetzt er zum vierten Corps, während es ihm als Würtemberger leicht gewesen wäre, sich zu belehren, dass die würtembergische Division einen Theil des dritten Corps unter Ney bildete. Was der Vf. von Napoleons Sturze mit dem Pferde, von dem Ertrinken eines Theiles seiner Garde in der Wilna vor seinen Augen u. s. w. sagt, klingt zwar recht hübsch als Unglück verkündendes Omen, ist aber leider unwahr und ohne geschichtlichen Werth. Hätte doch, statt solcher Mährchen, der Vf. uns Napoleons Operationsplan mitgetheilt, oder auf die Fehler der Russen im ersten Theile des Feldzuges aufmerksam gemacht! S. 419 lässt der Vf. die polnische Deputation zum Kaiser Napoleon sagen: „Von der Duna bis zum Dnieper, von dem Borysthenes bis zur Oder wird ein einziges Wort Ihnen alle Herzen zu eigen machen.“ Aber Dnieper und Borysthenes sind einer und derselbe Fluss!

In der Beschreibung der Schlacht bey Borodino herrscht grosse Unklarheit. Der Leser wird weder über das Terrain des Schlachtfeldes, noch über den Operationsplan der beiden Gegner, noch über den speciellen Gang der Schlacht und die Verwendung der Divisionen und Corps belehrt, vielmehr sind es nur einzelne Waffenthaten, welche herausgehoben und aneinandergereiht werden. Auch das verdient Berichtigung, dass der Vf. dahingestellt seyn lässt, ob die Schlacht von den Russen oder von den Franzosen gewonnen wurde; dass Letztes der Fall war, ist längst entschieden, besonders wussten es Augenzeugen, zu denen auch Rec. gehört, längst. Der Darstellung und Heraushebung der taktischen Verhältnisse, auf welche bey Schlachtenbeschreibungen so Viel ankommt, ist der Vf. noch weniger gewachsen, als derjenigen der strategischen; man sieht bey jedem Schritte, dass derjenige, welcher erzählt, sich auf fremdem Boden befindet, und kein Soldat ist. Zum ersten Male, S. 439, entschlüpft ihm die Angabe einer Quelle, aber leider der unzuverlässigsten, die es über den russischen Krieg giebt: *Venturini*, wiewohl er bey der citirten Stelle zufälligerweise Recht hat.

Die Gefechte bey Krasnoi sind ganz entstellt und unrichtig aufgefasst. Nie zeigte Napoleon grössere Kraft, als gerade hier, und der Vf. lässt ihn im entscheidenden Augenblicke die Flucht ergreifen! Man muss jenen denkwürdigen Tagen beygewohnt haben, um das Verkehrte dieser Beschreibung recht innig zu fühlen. Wir geben das ermüdende Geschäft auf, alle Irrthümer, welche diese Darstellung des russischen Feldzuges enthält, zu berichtigen, und beschränken uns auf das allgemeine Endurtheil, dass der militärische Werth derselben ein sehr geringer ist.

Preussens Rüstungen nach General Yorks Abfall, der Anklang, welchen des Königs Aufruf in den Herzen seiner Unterthanen fand, und der Abschluss des geheimen Vertrags zwischen Preussen und Russland, worin die Wiederherstellung der preussischen Monarchie, wie sie vor dem Jahre 1806 war, ausgesprochen wurde, ist S. 453 — 475 ziemlich weitläuftig beschrieben. Die Stiftung des eisernen Kreuzes, die Errichtung einer allgemeinen Landwehr fallen in diese Zeit. In der Mitte des Monats März 1813 sagte sich Preussen von Frankreich los, und die wichtige Erklärung von Kalisch erfolgte, worauf das Vorspiel des Krieges begann. Der Vf. macht mit den Ereignissen von Hamburg den Anfang. Wir übergehen den kleinen Krieg, den der Vf. lebendig darstellt, und beschränken uns auf die Hinweisung einiger Irrthümer, welche sich in die Geschichte des Feldzugs von 1813 eingeschlichen haben. Der Gang der Schlacht bey Lützen wird von dem Vf. richtig beschrieben; es leuchtet jedoch nicht ein, warum er den Plan zu derselben erst am Ende, statt am Anfange, mittheilt. Auch hätte erwähnt werden sollen, dass die zahlreiche Reiterey der Verbündeten an diesem Tage nicht mit der gehörigen Energie geführt wurde.

Zur Schlacht bey Bautzen erlaubt sich Rec. folgende Bemerkungen: S. 546 ist es dem Vf. entgangen, dass die Entsendung Barclay de Tolly's am 18 Mai mit 18,000 Mann gegen Ney nach Königswartha und

Weiſsig eine ganz verkehrte, nicht zu rechtfertigende Maſsregel war. Auch hätte er noch von ihm ſagen ſollen, daſs *gegen* die Annahme der Schlacht bey Bautzen alle militäriſchen Gründe ſprechen, und daſs nur aus politiſchen Rückſichten dafür entſchieden wurde. Der Vf. erwähnt zwar, daſs der Gewinn der Schlacht bey Bautzen den Franzoſen faſt gar keine Reſultate gab; aber die Urſache dieſer Erſcheinung hat er unberührt gelaſſen: ſie lag darin, daſs Ney an dieſen beiden Tagen ſeinen Auftrag gänzlich verkannte, indem er, ſtatt fortwährend zu umgehen und zu überflügeln, dem Drange, zu bataillíren, nicht widerſtehen konnte. Der Ueberfall der Lützow'ſchen Freyſchaar bey Kitzen iſt ganz der Wahrheit gemäſs dargeſtellt, und zwar hier zum erſten Male, während er in den früher erſchienenen Werken höchſt gehäſſig und entſtellt erzählt wird. Der Vf. nennt ſeine Quellen; es wäre zur Ehre der Wahrheit zu wünſchen, daſs ſeine Darſtellung in Zukunft auch in kriegsgeſchichtliche Werke ernſterer Art übergehen möchte.

S. 588 geht der Vf. zur Kriegserklärung Oeſterreichs über, wobey er das vom 19 Auguſt datirte öſterreichiſche Kriegsmanifeſt wörtlich mittheilt. Wir vermiſſen nach beendigtem Waffenſtillſtande eine klare Auseinanderſetzung der gegenſeitigen Operationsplane, man muſs dieſe erſt aus der Darſtellung der einzelnen Operationen herausſondern, was nicht jedes Leſers Sache iſt, und die ohnedieſs ſchwierige Ueberſicht des Feldzuges noch verwickelter macht.

In der Darſtellung der Schlacht an der Katzbach wird Langerons Abneigung gegen Blücher und ſeine übelwollende Geſinnung gehörig herausgehoben. Die Schlacht iſt genügend dargeſtellt, nur hätten Macdonalds Fehler angedeutet werden ſollen. Nicht ſo gut iſt die Erzählung der Schlachten bey Dresden und Kulm ausgefallen. Namentlich bey Letzter hat ſich der Vf. viel zu kurz gefaſst. Gleiches müſſen wir auch von den Schlachten bey Dennewitz und Groſsbeeren ſagen, mit welchen die ſiebente und letzte Lieferung des Werkes ſchlieſst. Auf die noch nicht erſchienene achte Lieferung, mit welcher das ganze Werk beendet wird, werden wir ſeiner Zeit zurückkommen.

Für Leſer, welche nicht gerade militäriſche Belehrung ſuchen, hat das Werk des Hn. Dr. *Zimmermann* unbeſtrittenen Werth; es iſt wenigſtens aus einem Geſichtspuncte, dem des Franzoſenhaſſes, geſchrieben. Statt der jeder Lieferung beygegebenen Schlachtplane und Portraits, wären zweckmäſsige Ueberſichtscharten der verſchiedenen Kriegsſchauplätze für den gröſsten Theil der Leſer wünſchenswerther geweſen. — Druck und Papier ſind mittelmäſsig, der Preis billig.

— s —

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ALTORF, b. Z'graggen: *Gottes unerforſchliche Rathſchlüſſe bey der Lebensrettung der Einen und dem Untergange der Anderen, bey dem groſsen Bergſturze über Goldau und ſeine Umgegend im Canton Schwyz.* Von *Martin Ulrich*, z. Z. Kaplan in Goldau. Mit 1 Charte. 1836. 180 S. 8.

Dreyſsig Jahre ſind verfloſſen ſeit dem furchtbaren Bergſturze, der in einem Augenblicke 7111 Morgen Landes, an manchen Stellen über 100 Fuſs hoch, mit Felſentrümmern überdeckte, 110 Wohnungen und bey 200 andere Gebäude zerſtörte, 457 Perſonen in *ein* groſses Grab legte, und einen Schaden von zwey Millionen Schweizerfranken brachte. Ein Jahr nach dieſem furchtbaren Ereigniſſe gab Dr. *Zay* in Arth ſein noch immer leſenswerthes Buch: *Goldau und ſeine Gegend, wie ſie war, und was ſie geworden,* heraus. Der höchſt achtungswürdige Vf. der vorliegenden Schrift, welcher als Geiſtlicher und Jugendlehrer eilf Jahre auf jenen Trümmern wohnte, und die Herſtellung einer Kapelle mit unermüdetem Eifer betrieb, hat nur ein Kapitel der *Zay*'ſchen Schrift weiter auszuführen geſucht, nämlich die Nachrichten von den Lebensrettungen Einzelner. „Der Hauptgegenſtand dieſer Schrift," ſagt er ſelbſt S. X, „findet ſich in den Erzählungen einzelner Menſchen oder Familien, in welchen die Hinweiſung auf Gottes Führung mehr oder weniger deutlich erſcheint; denn immer ging des Vfs. Beſtreben dahin, der Jugend Weiſungen zu geben, auf das wunderbare Walten göttlicher Weisheit und Güte aufmerkſam zu ſeyn; auf das Kleinſcheinende im Inneren des Menſchen genau zu achten, woraus, wie aus dem kleinen Keime des Samenkorns, das Groſse erwächſt, und auf den Erfolg beachteter oder nicht beachteter Stimmen des Gewiſſens, kräftiger Ahnungen und erhaltener Winke von oben zu merken." In dieſem Sinne iſt das leſenswerthe Büchlein geſchrieben; es athmet die reinſte Frömmigkeit in ächtem Vertrauen auf Gott und in Anerkennung ſeiner unerforſchlichen Rathſchlüſſe. In ſolchem Sinne weiſs der Vf. die einzelnen Rettungsgeſchichten (welche alle nach den Ausſagen der Betreffenden treu erzählt ſind), anſcheinend bloſs von einem unbedeutenden Zufalle abhängend, mit Handlungen des Gehorſams, des Mitleids, der Dienſtfertigkeit in Verbindung zu bringen, ſo daſs wir das Büchlein, ſowohl ſeines Inhaltes (denn auch die Beylagen enthalten manche liebliche Züge des ſtillen, thätigen, einfachen und biederen Völkchens, welches ein ſo grauenvolles Grab deckt), als des rein chriſtlichen und frommen Geiſtes wegen, worin es geſchrieben iſt, vornehmlich den Kindern in die Hände gegeben wünſchte, die es zuverläſſig ſehr anſprechen wird, weſshalb es in keiner Jugendbibliothek fehlen dürfte.— Das Chärtchen iſt daſſelbe, welches bey *Zay's* gröſserem Werke ſich vorfindet, und dient, da es ſehr genau iſt, zur Veranſchaulichung des Erzählten.

P. T.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

JANUAR 1837.

ERDBESCHREIBUNG.

Stuttgart u. Tübingen, in der Cotta'schen Buchhandlung: *Reisen und Länderbeschreibungen der älteren und neuesten Zeit.* Eine Sammlung der interessantesten Werke über Länder- und Staaten Kunde, Geographie und Statistik. Mit Charten. Herausgegeben von Dr. *E. Widenmann* und Dr. *H. Hauff.* 1835 — 1836. 9 Lieferungen. gr. 8. (9 Thlr.)

Dieses Werk kündigt sich in einer Einleitung als eine Erweiterung des *Auslandes* an, indem in jenem gediegenen Tagblatte Aufsätze von grösserem Raume nur selten und ausnahmsweise Aufnahme finden. Die Herausgeber versprechen, darauf bedacht zu seyn, dass keine neuere bedeutende Erscheinung im Fache der Reisen ganz übergangen werde. Original-Arbeiten deutscher Reisenden sollen mit Uebersetzungen, auf welche aller Fleiss verwendet wird, wechseln, übrigens keine bestimmte Zeit mit den einzelnen Lieferungen eingehalten werden; artistische Beygaben und möglichst niederer Preis sind gleichfalls von der Verlagshandlung zugesagt.

Acht Lieferungen dieses höchst anständig ausgestatteten Werkes liegen vor uns, — mehr, als genug, um zu untersuchen, in wieweit die Herausgeber ihren Versprechungen nachgekommen sind.

Die erste Lieferung enthält auf 142 Seiten eine *Darstellung des gegenwärtigen Zustandes von Irland*, von einem mehrjährigen Beobachter. Der Vf. dieser Schrift hält für nöthig, in einer Einleitung eine Art von politischem Glaubensbekenntniss abzulegen. Hören wir ihn selbst darüber: „Ich bin ein Deutscher, in einem protestantischen Lande geboren und erzogen, bekenne mich aber mit Herz und Mund zur heiligen katholischen Kirche, der ich nicht aus blossem Zufalle, sondern aus tiefer, inniger Ueberzeugung ergeben bin, weil ich sie für die einzig wahre und von Gott entspringende halte. — In politischer Hinsicht gehöre ich zu denjenigen, welche dem Principe der Legitimität huldigen, denen die allgemeine Ordnung und das Recht heilig und theuer sind, und die daher die neuen revolutionären Ideen nicht bloss da verdammen, wo sie frech ihr schnödes Haupt erheben, sondern auch noch dort, wo sie sich in ein Lichtgewand zu kleiden streben, und unter den Masken der Gerechtigkeit, der Menschenliebe oder billiger Reform sich gern durch allerley gleissnerische Namen und schön glänzende Titel bey den Völkern einschwärzen möchten, — kurz: *Timeo Danaos et dona ferentes.*"

Die mancherley irrigen Urtheile, welche der Vf. bey seiner erst vor kurzer Zeit erfolgten Rückkehr nach Deutschland so oft, und wo er sie am wenigsten erwartete, hörte, bewogen ihn, seine Beobachtungen über Irland niederzuschreiben, und dem Publicum zu übergeben. Wir müssen uns darauf beschränken, hier nur eine kurze Ueberſicht des Inhalts mitzutheilen, und am Schlusse einige Worte beyzufügen. Wer über den Ursprung und das Wesen der Factionen und Parteyen in *Irland*, über *O'Connels* Einfluss und Charakter, sowie über die Ursachen seiner fortdauernden Popularität, über den kirchlichen Zustand, das Erziehungswesen, den Zustand des ländlichen Besitzthums, die Städteverwaltung, endlich den Zustand der Rechtsverwaltung in Irland sich unterrichten will, und zwar an der Hand eines unparteyischen, geistreichen Führers, der nehme diese erste Lieferung in die Hand. Das Bild, welches der Vf. am Ende von dem unglücklichen Lande entwirft, ist folgendes: „So lange den Umtrieben der Demagogen und den Anmassungen der Orangisten kein Ziel gesetzt wird, so lange den Gesetzen ungestraft Hohn gesprochen werden darf, so lange Eigenthum und Leben unsicher sind, und die Diener der Gerechtigkeit durch verschmitzte Advocaten und freche Verbrecherbanden an der freyen Ausübung ihrer Pflicht und der Erfüllung ihres Eides gehindert werden können: so lange ist für Irland kein Heil zu hoffen, so lange wird jede auch noch so wohlgemeinte Masregel ihren Zweck verfehlen. Ist aber das Ansehen der Gesetze erst wieder hergestellt, dann bietet die Insel der Verwaltung ein weites Feld für Verbesserungen dar, die jetzt höchstens als errungene Triumphe der einen oder der anderen Partey betrachtet werden würden."

2te Lieferung. *Algier, wie es ist.* 66 S., mit einer Charte. — Diese Abhandlung ist eben so unterhaltend, als belehrend geschrieben. Trifft sie ein Tadel, so ist es der, dass sie Algiers Schicksale nicht bis auf die neueste Zeit fortführt, sondern nur bis zur Verwaltung Drouet d'Erlous geht. Das erste Kapitel beschreibt die Stadt, das zweyte die Bevölkerung, im dritten werden Handel und Gewerbe geschildert, das vierte ist dem Landbau gewidmet, das fünfte stellt die Armee dar, und ist hiebey genauer, als wir es bis jetzt noch in irgend einem anderen Werke fanden. Das sechste und letzte Kapitel handelt von dem Gouvernement, das je nach den verschiedenen Militärchefs, welche einander bisher gefolgt

sind, in eben so viele Perioden eingetheilt wird. Die Periode Rovigo's wird durch folgende Anekdote am richtigsten bezeichnet. Zwey Beduinenchefs, welche auf Rovigo's besondere Einladung nach Algier kamen, wurden daselbst ergriffen und hingerichtet. Dieses nicht zu entschuldigende Ereigniss hat dem Rufe der Franzosen in den Augen der Landesbewohner nicht wenig geschadet, und ist vielleicht die Veranlassung zu dem unversöhnlichen Hasse der Beduinenstämme gegen dieselben. Zur Ehre der Beduinen muss ihr Benehmen bey dieser Gelegenheit angeführt werden. Als nämlich kurze Zeit nach der Hinrichtung jener beiden Chefs der jetzige Commandant der Zouaven, La Morisière, ein in jeder Beziehung sehr ausgezeichneter Officier, zu ihnen geschickt wurde, um über ihre Unterwerfung zu unterhandeln, warfen sie ihm die Wortbrüchigkeit der Franzosen vor, und erklärten, sie würden aus diesem Grunde niemals die französische Oberherrschaft, welche ohne Treue und Glauben sey, anerkennen. Der Commandant La Morisière hielt mitten unter diesem Kreise rachedürstiger Beduinen, und nach ihren drohenden Bewegungen zu urtheilen, war der Augenblick gekommen, wo er als Opfer der Vergeltung fallen sollte; schon blinkten mehrere Klingen über seinem Haupte, da wandte sich ihr Anführer mit den Worten zu ihm: „Ihr Franzosen haltet Euch für ein grossmüthiges Volk und uns für wilde Barbaren. Unsere beiden Häuptlinge sind, den heiligen Versicherungen des französischen Pascha's trauend, zu Euch gekommen. Man hat sie festgenommen und enthauptet. Du bist unter uns getreten, ohne Geleitsbrief, als unser Feind. Wir könnten uns mit vollem Rechte an Dir rächen; aber fürchte Nichts. Bey Gott! es wird kein Haar von Deinem Haupte fallen; kehre nach Algier zurück, und erzähle dem wortbrüchigen Pascha, dass wir die Franzosen zu sehr verachten, als dass wir ihrem treulosen Beyspiele folgen sollten."

3te Lieferung. *Alexander Burnes Reisen in Indien und nach Bukhara. Erster Band*, enthaltend 1) die Gesandtschaftsreise nach Lahur, 2) Reise nach Bukhara. — Lieutenant *Burnes*, vom englischen Generalstabe, wurde im Jahre 1831 bekanntlich von seiner Regierung ausersehen, Geschenke des Königs von England an Randschik Sing zu überbringen, und bey dieser Gelegenheit zu gleicher Zeit die Tiefe des Wassers im Indus, die Richtung und Breite des Stromes, die Möglichkeit, ihn mit Dampfbooten zu befahren, die Feuerungsmittel, welche sich an seinen Ufern befinden, endlich die Lage der angrenzenden Fürsten und Völker zu erforschen. *Burnes* entledigte sich dieses Auftrages nur nach Ueberwindung unzähliger Schwierigkeiten. Seine Reisebeschreibung enthält eine Menge neuer Angaben, welche sich insbesondere über das Reich Lahur verbreiten. Ausser dem General Allard, traf *Burnes* auch den Chevalier Ventura, einen anderen französischen General, in dieser Stadt an. Aus seinen Unterhaltungen mit diesen beiden Männern ging ihm hervor, dass die Franzosen über die Indus-Länder ungleich besser unterrichtet sind, als die Engländer. Ueber Randschit Sing äussert sich der Vf. sehr vortheilhaft. Der achtungswertheste Zug in seinem Charakter sey die Menschlichkeit; seit seiner Thronbesteigung habe er nur einen Verbrecher mit dem Tode bestraft; dagegen nehme er keinen Anstand, einen Uebelthäter verstümmeln zu lassen; gewöhnlich verbanne er sie in die Berge. Schlauheit und versöhnendes Betragen seyen die beiden Hauptwaffen seiner Diplomatik. Uebrigens sey es wahrscheinlich, dass seine Laufbahn bald zu Ende gehe; seine Brust sey eingeengt, sein Rücken gebeugt, seine Gliedmassen geschwunden, und bereits könne er nicht mehr seine gewöhnliche Dosis von geistigen Getränken vertragen, die hitziger sind, als der stärkste Branntwein. — Die Freygebigkeit, welche Randschit Sing gegen Burnes und seine Leute an den Tag legte, übertrifft jede Vorstellung. Nach vollendeter Mission kehrte *Burnes* nach Simla am Himalaya zurück, wo er dem Generalgouverneur von Indien, Lord William Bentink, Bericht erstattete, dessen volle Anerkennung ihm zu Theil wurde.

Die 2te Abtheilung dieser Lieferung bildet die Beschreibung der *Reise* des Vfs. *nach Bukhara*, welche er zu Ende des Jahres 1831 von Ludiana aus antrat. Bey dieser Gelegenheit sah er den Maharadscha Randschit Sing zum zweyten Male in seiner Hauptstadt Lahore, wo ihm gleichfalls wieder die freundlichste Aufnahme zu Theile wurde. *Burnes* reiste zuvörderst durch das Pentschab an den Indus. Unweit Dschellun gelangte er auf das Schlachtfeld Alexanders gegen Porus. Vom Indus ging die Reise in das Land des Fürsten von Peschawer. Hier musste *Burnes* ganz die Sitten der Afghanen nachahmen, mit den Händen essen, auf den Fersen sitzen u. s. w. — das einzige Mittel zur weiteren Fortsetzung der Reise. Sultan Muhamed Khan, der Fürst von Peschawer, überhäufte *Burnes* mit Freundschaftsbezeugungen, und unterstützte ihn bey der Weiterreise nach Cabul, wo er eine gleich gastfreundliche Aufnahme bey dem Fürsten Dost Muhamed fand. Cabul selbst und die Sitten der Afghanen werden ausführlich beschrieben, wozu ein dreywöchentlicher Aufenthalt reichen Stoff lieferte. Die Gefahren, denen *Burnes* sich in Khunduz ausgesetzt sah, in dessen Nähe der unglückliche Moorcroft den Tod fand, steigern das Interesse seiner Erzählung. Dass er inzwischen allen Hindernissen zum Trotze Bukhara erreichte, dort sich längere Zeit aufhielt, hierauf über Ispahan und Schiras nach Indien zurückkehrte, dürfte den meisten unserer Leser bekannt seyn. Der zweyte Band von *Burnes* Reisen, welcher bis jetzt in der Uebersetzung noch nicht erschienen ist, wird die geographischen und historischen Schilderungen der von ihm bereisten Länder enthalten.

4te Lieferung. *Ausflug auf die Prairien zwischen dem Arkansas und Red-River*, von *Washington Irving*. 136 S. — Gewährte die vorige Lieferung ein allgemeines, grossartiges Interesse, an welches sich Erinnerungen der grauesten Vorzeit knüpfen, so findet der Leser hier im Gegensatze leicht skizzirte

Genrebilder über das weidmännische Leben in den Prairieen an dem Arkansas, dem Grand-Canadian und dem Red-River. *W. Irving* schildert lebendig und treu. Man folgt ihm bis zur Mitte des Buches mit Spannung; von dort an leidet seine Erzählung an einer gewissen Einförmigkeit, wie die Prairieen selbst, was bey einem vierwöchentlichen Jagdzuge auf Wildpret, wilde Pferde und Büffel auch nicht wohl anders möglich ist.

5te Lieferung. *Reiseschilderungen und Umrisse aus südlichen Gegenden.* Von *Alfred Reumont.* 195 S. — Es sind 14 Skizzen, welche der vielgereiste Verfasser in dieser Lieferung seinen Lesern mittheilt; gesammelt scheinen sie alle auf einer Reise durch Italien und Griechenland nach Constantinopel, in welcher Hauptstadt der Vf. wenige Tage vor der Nachricht von der Vernichtung der Armee des Grossveziers in der Schlacht bey Iconium anlangte. Die *Johannisfeste zu Florenz* haben eigentlich bloss antiquarischen Werth, eben so die *alten Gefängnisse von Florenz.* Beide hätten vielleicht zweckmäsiger in einem historischen Journale untergebracht werden dürfen. Auch in den *Briefen über das Casentino* (Thal) herrscht, neben der topographischen Seite, antiquarische Forschung vor. Der *Ausflug in die toscanischen Maremmen, im Frühling* 1832, enthält, ausser einer trefflichen topographischen Beschreibung, werthvolle Untersuchungen über die Ursachen der in jenen Gegenden herrschenden tödtlichen Krankheiten, von denen der Vf. drey hauptsächliche namhaft macht: 1) die Ausdünstungen der vielen stehenden Gewässer; 2) die Verfaulung der hier in grosser Menge wachsenden, Giftstoffe enthaltenden Wasserpflanze, *Chara* genannt, endlich 3) die Beschaffenheit des Bodens, welcher, bey grosser Kargheit der Vegetation, Schwefel, Salz, Vitriol und Alaun in grosser Menge hervorbringt. — Was bis auf den heutigen Tag zur Gesündermachung der Maremmen gethan worden ist, wird von dem Vf. mitgetheilt. Ein *Besuch auf Malta* giebt bey aller Flüchtigkeit dennoch ein interessantes Bild dieser Insel und des dortigen Lebens. Gleiches läst sich von *Navarin* und *Modon* sagen. Die drey nächsten Skizzen handeln von Constantinopel, insbesondere von dessen Wasserleitungen. Lebendig erzählt ist die Skizze: *Die Russen am Bosporus* 1823. Von Constantinopel aus besuchte der Vf. Syra, Aegina und Athen, und erzählt — ein richtiger, mit gehöriger Vorbildung versehener Beobachter — die Eindrücke, welche der Anblick der alten Herrlichkeiten auf ihn machte. Den Rückweg nahm er über Corfu nach Italien.

6te Lieferung. *Briefe, in die Heimat geschrieben* 1829 und 1830, während einer Reise über Frankreich, England und die vereinigten Staaten von Nordamerika nach Mexico. 201 S. — Was der Vf. über Frankreich und insbesondere über Paris schreibt, hat sich bereits überlebt und total verändert, in sofern seine Beobachtungen in das Jahr 1829 fallen; dennoch beurkunden seine Mittheilungen einen seltenen politischen Scharfblick, und man liest seine Urtheile auch jetzt noch mit Interesse. Was er über England berichtet, hat noch seinen vollen Werth; obwohl die Bemerkungen desselben bey seinem kurzen Aufenthalt in London nur flüchtig hingeworfen sind, gewähren sie dennoch viele Unterhaltung und manche Belehrung. Von New York unternahm der Vf. einen Ausflug auf dem Hudsonflusse nach Albany und der Stadt Hudson. Ferner besuchte er Philadelphia und Baltimore, und schildert endlich seine Reise über Veracruz nach Mexico. Das Werkchen schliesst mit seiner Ankunft in der dortigen Hauptstadt. Es muss bemerkt werden, dass mehrere der hier enthaltenen Schilderungen bereits vor mehreren Jahren im „Auslande" mitgetheilt worden sind.

Die 7te Lieferung ist noch nicht ausgegeben; wahrscheinlich wird sie den zweyten Band von *Burnes* Reisen enthalten.

8te Lieferung. *Ein Besuch auf der Insel Island über Tronyem, im Sommer* 1834. Von *John Barrow jun.* Mit Holzschnitten. 186 S. — *Hendersons* Reise nach Island, in den Jahren 1814 und 1815 unternommen und ausgeführt, ist das letzte Werk, welches Nachrichten über dieses interessante Land mittheilte. Die Vermuthung, dass sich in einem Zeitraume von zwanzig Jahren doch manche Veränderung in der moralischen und physischen Welt ergeben haben dürfte, bestimmte den Vf., die günstige Gelegenheit, welche sich durch die Fahrt der Fregatte *the flower of Yarrow* von Liverpool nach Island darbot, zu benutzen. Sein Bericht ist ein wichtiger Beytrag zur Topographie dieses Landes. Auf der Reise nach Tornyem (Drontheim) ereignete sich nichts Ungewöhnliches; von Röraas aus unternahm er eine Reise zu den Lappländern, die ihm, freylich nur nach den wenigen Familien, die er zu Gesichte bekam, als ein schmutziges, unsauberes Volk erscheinen, wild und widerlich in ihrem Anzuge, so dass sie kaum Menschen ähnlich sehen. Auf dem Rückwege von Röraas besuchte er die Storvold-Grube, aus welcher Kupfer gewonnen wird. Die Stadt Röraas lebt so ziemlich von dem Bergbau in ihrer Nachbarschaft. Nach einem kurzen Aufenthalte zu Drontheim trat der Vf. am 16 Juli die Fahrt nach Island an. Es stellte sich heraus, dass die von *Arrowsmith* im Jahre 1808 herausgegebene Charte durchaus unrichtig, und dass eine im Jahre 1826 herausgekommene dänische Charte jener Gegend bey weitem der englischen vorzuziehen ist.

Nach der Ankunft in Island folgt eine ausführliche Beschreibung der Hauptstadt *Reikiavik* und ihrer Bewohner. Am 1 August trat der Vf. mit seiner Gesellschaft die Reise nach den Geysern an. Hier fand er vielfache Gelegenheit, die Irrthümer früherer Reisenden zu berichtigen. Ein Holzschnitt veranschaulicht die Zahl, Grösse und Lage der verschiedenen heissen Quellen in der nächsten Umgegend des grossen Geysers. Diese Beschreibung ist sehr ausführlich. In dem Bassin des grossen Geysers, das eine Temperatur von 190 Grad Fahrenheit hat, sotten die Reisenden einige Strandläufer, welche in 20 Minuten vollkommen

gahr waren. In einem Anhange theilt der Vf. diejenigen ftatiftifchen Notizen mit, welche er fich durch Erfragen (gefchriebene Quellen giebt es nicht) zu verfchaffen wufste. Die gefammte Bevölkerung der Infel wird zu 35,000 Seelen angegeben. Die Zahl der Schafe ift etwa 50,000, des Hornviehes 36,000, der Pferde 50,000. Räderfuhrwerk irgend einer Art giebt es auf der Infel nicht, mithin auch kein Zugvieh. Die Pferde werden als Laftvieh verwendet. — Auf der Rückreife von den Geyfern nach der Hauptftadt traf der Vf. mit dem Prinzen Friederich von Dänemark zufammen, und theilt die Unterhaltung mit demfelben mit. Am 30 Auguft traf der Vf. wieder wohlbehalten zu London ein.

9te Lieferung. *Südafrikanifche Skizzen*, von *Thomas Pringle.* 317 S. — Im Jahre 1819 fafste die englifche Regierung den Plan, das unbefetzte Gebiet an der Grenze des Kaffernlandes zu colonifiren; das Parlament beftimmte zur Deckung der Ueberfahrtskoften eine Summe von 50,000 Pfd. St. 5000 britifche Anfiedler, von 80,000, welche fich meldeten, wurden von der Regierung angenommen, unter ihnen unfer Vf. mit feiner Familie. Ende Aprils 1820 langte er mit einem Theile der fchottifchen Ausgewanderten, deren Führer er gewefen, beym Vorgebirge der guten Hoffnung an, und befchreibt feine Schickfale in dem neuen Vaterlande, anfpruchlos, aber anziehend. Sein Buch enthält einen Reichthum von Nachrichten und eine Vollftändigkeit in der Schilderung der Verhältniffe des Caplandes, die man in anderen Werken vergeblich fucht. Es ift nicht nur die Gefchichte der erften Begründung der Colonie und ihrer Vergröfserung, was man hier findet, fondern auch die landwirthfchaftlichen Verhältniffe derfelben, das Thierreich des Caplandes, das Leben der Hottentotten und Bufchmänner, und die Gefchichte der Unterdrückung der Erften, fowie das Verhältnifs der Kaffern zur Colonie, findet man hier ausführlich befchrieben, fo dafs wir nicht anftehen, diefe 9te Lieferung als die beftgewählte der ganzen Sammlung zu bezeichnen.

Den Herausgebern diefer *Reifen* und *Länderbefchreibungen* können wir das Zeugnifs nicht verfagen, dafs fie nur Gutes und Lehrreiches ihren Lefern darboten, wobey wir uns vorbehalten, auf die Fortfetzung diefes intereffanten, auch äuſserlich elegant ausgeftatteten Werkes zurückzukommen.

— s —

ENGLISCHE SPRACHE.

HAMBURG, b. Hoffmann u. Campe: *Neues englifches Lefebuch.* Kurze Lebensbefchreibungen u. f. w. (Auch unter dem Titel: *Biographical Sketches chiefly illustrative of English History*). Von *C. W. P. Sinnett.* 1833. IV u. 280 S. 8. (16 gr.)

In diefem Werke giebt der Vf., feiner eigenen Erklärung zufolge, eine von ihm felbft nach guten Quellen, die er vorn anführt, ausgearbeitete Compilation von Lebensbefchreibungen, nämlich *Alfreds*, *Th. a Beckets*, *Bacons*, *Knoxs*, *Howards*, *Hampdens*, *Nelfons*, *Franklins*, und zuletzt zwey Originalftücke aus *Hume* und *Franklin.* Er meint dadurch den höheren Schulen, wo man ernfte Sachen gern lieft, ein nützliches Hülfsmittel darzubieten, befonders da er den Stil erft ganz leicht, und dann fortfchreitend, immer fchwerer eingerichtet habe. Rec. hat in dem Buche felbft nichts Tadelnswerthes gefunden, vielmehr hält er folches für brauchbarer, als manches andere, weil der Stoff einheimifch ift. Auf die Correctur hätte freylich mehr Sorgfalt verwendet werden follen. Rec. ftiefs beym flüchtigen Lefen auf folgende, zum Theil den Anfänger irreleitende, Fehler: S. 19 *which his family had, possessed etc.*, S. 23, unten, *invested him, anew etc.*, S. 24 *who had been, condemned*, S. 37 *the church of the Rome*, S. 39 *he did not, however accept*, S. 40 *flce* ftatt *flee* u. f. w. Im Ganzen find jedoch diefer Fehler nicht viele, auch leicht erkennbar.

Mit der Idee diefes Buches ift Rec. nach feiner individuellen Anficht nicht einverftanden. Der Zweck des Studiums der englifchen Sprache auf Schulen kann nur zwiefacher Art feyn. Entweder follen die Schüler eine Fertigkeit erwerben, fich der englifchen Sprache zu bedienen, was in Handelsftädten gewöhnlich Bedürfnifs ift, oder man beabfichtigt eine gründliche Durchdringung des Sprachbaues, verbunden mit der Fähigkeit, die edelften Kunftwerke der englifchen Literatur zu geniefsen. Für den erften Zweck find Sammlungen von Auffätzen nöthig, in denen die möglichfte Mannichfaltigkeit der Gegenftände vorkommt, alle auf eine Weife behandelt, wie fie in verfchiedenen Zweigen des Gefchäfts und Umganges mit Leichtigkeit und Anmuth ausgedrückt werden; für den anderen Zweck bedarf man guter Compilationen aus den Claffikern des englifchen Volkes, und gediegener Erläuterung fo mancher Schwierigkeit, Seltfamkeit und Anfpielung. Keinem von beiden Zwecken aber dürfte eine blofs einfeitig bearbeitete Sammlung von einigen Biographieen genügen. Denn will man auch den Inhalt unbeurtheilt laffen, fo giebt doch ein folches Buch nur eine einzige Stilart und nur die Ausdrucksweife des Vfs., deren Muftergültigkeit erft zu erweifen wäre, und auf keinen Fall liefert es die erfoderliche Mannichfaltigkeit der Sache, oder andererfeits der Literaturkunde. Will man fich auf folche einfeitige Lectüre befchränken, fo ift es immer gerathener, Originalwerke, deren Claffīcität anerkannt ift, zu ediren, wie es bisher mit dem *Vicar of Wakefield* u. a. gefchehen ift. Eine gute Sammlung von Claffikern haben wir bereits in *Ideler* und *Nolte's* Handbuche, einiger Anderen nicht zu erwähnen. Eine für den erften Zweck aber wäre immer noch zu wünfchen, und ein tüchtiger Sachkenner würde fich durch Lieferung einer gediegenen Arbeit diefer Art kein geringes Verdienft erwerben.

Z. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

JANUAR 1837.

BOTANIK.

1) Freiburg, b. Groos: *Handbuch der angewandten Botanik, oder praktische Anleitung zur Kenntniss der medicinisch-technisch und ökonomisch gebräuchlichen Gewächse Deutschlands und der Schweiz*, von Dr. *F. C. L. Spenner*, Prof. der Botanik an der Univers. zu Freiburg u. s. w. Mit einer analytischen Bestimmungstabelle für alle Gattungen Deutschlands und der Schweiz. Erste Abtheil. 1834. IV u. 372 S. Zweyte Abtheil. 1835. 373—945 S. Dritte Abtheil. 1836. XX u. 325 S. 8. (5 Thlr.)

2) Heidelberg u. Leipzig, b. Groos: *Grundriss der allgemeinen ökonomisch-technischen Botanik, oder systematische Beschreibung der nutzbarsten Gewächse aller Himmelsstriche.* Ein Handbuch für alle Freunde des Pflanzenreichs, von Dr. *Johann Heinrich Dierbach*, Prof. der Medicin in Heidelberg u. s. w. Erster Theil. 1835. XV u. 263 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Das *Spenner*'sche Handbuch ist mit vieler Sorgfalt abgefasst, wie sich wohl kaum anders erwarten liess, indess glauben wir nicht, dass durch die in demselben befolgte *Lamark*'sche dichotomische Methode der Hauptzweck, das Kennenlernen unbekannter Pflanzen, sehr befördert, sondern dass er vielmehr nur durch grossen Umweg, und doch nicht immer sicher, erreicht werde. Denn weil hiebey nicht selten auf Eigenschaften ein besonderer Werth gelegt werden muss, die entweder untergeordnet oder schwankend sind, so entsteht hiedurch meist eine gewisse Unsicherheit für den Jünger, die sehr peinlich ist, zumal da doch nicht alle in Deutschland und der Schweiz vorkommenden wilden Gewächse mit aufgenommen worden sind. Dann bemerkt man häufig eine gewisse Inconsequenz, wovon wir nur ein Paar Beyspiele anführen wollen. Die artenreiche Gattung *Bromus* ist sicherlich in ökonomischer Hinsicht von nicht minderer Bedeutung als die Gatt. *Poa*, und dennoch hat nur Letzte eine analytische Darstellung der Arten erhalten. Eben so vermisst man eine solche Analyse der *Avena*-Arten, obgleich letzte Gattung nicht minder zahlreiche und nutzbare, hier auch mit ihren Diagnosen erörterte, Arten aufzuweisen hat, als viele andere mit solchen Analysen versehene. Im Allgemeinen ergiebt sich schon hieraus, dass, so lange nicht sämmtliche Gattungen und Arten des umgrenzten Bezirks auf gleiche Weise diagnostisch abgehandelt worden sind, man auch keine ganz genaue Kenntniss fraglicher unbekannter Pflanzen auf diesem Wege erlangen kann. Die Weglassung von Citaten der Abbildungen mögen wir gleichfalls nicht billigen, indem gute Bilder oft die letzten und belehrendsten Instanzen sind. Nur ausnahmsweise werden bey den sämmtlich auf *Polygala vulgaris L.* und *major* reducirten Poygalaformen, welche Andere für Arten halten, *Reichenbach's* Kupfer citirt, allein wenn der Vf. daselbst auch eine *Reichenbach*'sche Abbildung von *P. serpyllacea* angiebt, so ist er offenbar im Irrthume, da diese zur Zeit noch nicht erschien. Verdienstlich wäre ferner an geeigneter Stelle die Angabe der wichtigsten chemischen Bestandtheile gewesen, was namentlich für eine weitere rationelle Anwendung des Gewächses von Bedeutung wird. Selbst die Berücksichtigung der Hauptwirkung könnte nur Dank verdienen *). Wie *Ruta graveolens*, *die gemeine Gartenraute*, (III, p. 14) unter die Rubrik der Giftgewächse kommt, bleibt dem Rec. unerklärlich. Auch gegen die Giftigkeit der *Coronilla varia* und *Ervum Ervilia* sind bekanntlich sehr gegründete Zweifel erhoben worden, welche hier völlig unberücksichtigt blieben. Die erste Abtheilung beginnt mit den Zellpflanzen (*Plantae cellulares*, Akotyledonen), da die Gewächse nach natürlichen Familien (wobey *Bartling* besonders vorleuchtete) abgehandelt werden. Die Charakterisirung sowohl der Familien (wobey auch die Inflorescenz ihre gehörige Würdigung fand), als Gattungen und Arten, zugleich mit Angabe des Linne'schen Systems, der Standörter und des Gebrauches, wird deutlich geliefert. Manche (nicht alle) artenreiche Gattungen enthalten eine dichotomische Analyse der Arten, wie wir bereits früherhin erwähnten. Von Synonymen werden nur die wichtigsten aufgenommen. Dass bedeutende Reductionen der von Anderen als Arten aufgestellten Formen geschahen, war beym Vf. der *Flora Friburg.* vorauszusehen, indess sind es meist dieselben, welche bereits in jener *Flora Frib.* Statt fanden. Die zweyte Abtheilung führt die Familien in angegebener Weise vollends durch und schliesst mit den Leguminosen. Ausländische für Oekonomie, Technik und Medicin wichtige Pflanzen werden beyläufig in einer Anmerkung erwähnt, und wenn man schon bey den deutschen Gewächsen Angaben ihrer

*) Freylich findet man III, 21 einige solcher Nachweisungen, allein war es nicht zweckmässiger, gleich bey der ausführlichen Darstellung der besonderen Arten dieselben noch etwas genauer zu geben?

beſten Abbildungen vermiſst, ſo gilt dieſs in einem noch weit höheren Grade von exotiſchen. Ein Namenregiſter ſchlieſst dieſe Abtheilung ebenſo wie die erſte. In der Vorrede zur dritten Abtheilung werden die Gründe zur Abfaſſung dieſes Handbuches auseinander geſetzt, welche beſonders darin beſtehen, daſs noch kein bis jetzt in Deutſchland erſchienenes Handbuch die praktiſche Seite der Botanik gehörig bearbeitet habe, weſshalb das vorliegende Erfoderniſs ſey. Die Grenzen der darin behandelten Flora ſind ungefähr die, welche *Reichenbach* in ſeiner *Flora excurſoria* annimmt. Nach der Vorrede folgt eine Erklärung der analytiſchen Methode, dann eine Ueberſicht ſämmtlicher in dieſem Handbuche beſchriebenen Holzgewächſe, Getreide, Hülſenfrüchte, Obſtarten, Futtergewächſe Küchengewächſe, Fabrikgewächſe, Giftgewächſe und Arzneygewächſe, ferner ein ſyſtematiſcher Ueberblick der Pflanzengattungen Deutſchlands und der Schweiz nach *Bartling's ordines naturales plantarum.* Gött. 1830, Erklärung der in dieſem Handbuche vorkommenden terminologiſchen Ausdrücke (in Form eines Wörterbuches), Analyſe der Familien und Gattungen und endlich nach dem Regiſter ein Verzeichniſs angeführter Schriftſteller, Erklärungen der Zeichen, ſowie Nachträge, Zuſätze und Verbeſſerungen. Papier und Druck ſind lobenswerth, wenn ſchon die Anzahl der Druckfehler nicht ganz unbedeutend iſt. Schlieſslich aber glauben wir nicht, daſs der Vf. ſeinem in der Vorrede ausgeſprochenen Zweck, durch vorliegendes Handbuch alle übrigen beſonderen Werke über Terminogie und Syſtemkunde, oder wohl gar, wiewohl dieſs nicht ausdrücklich geſagt wird, alle übrigen ökonomiſch- und mediciniſch-botaniſchen Handbücher entbehrlich zu machen, erreichen werde, da ſelbſt durch alle dieſe Vorrichtungen der Anfänger nicht einmal in Stand geſetzt wird, die erſte beſte lateiniſch geſchriebene *Flora* verſtehen zu können. Auch würde ſich der Vf. ſicherlich noch mehr Dank erworben haben, wenn er in- wie ausländiſche hieher gehörige Gewächſe auf gleiche Weiſe behandelt, und demnach auch den Titel ſeines Buches abgeändert hätte. Denn wir wiſſen aus eigener Erfahrung, daſs die genauere Kenntniſs wichtiger ausländiſcher Pflanzen für Manche intereſſanter iſt, als die unſeren einheimiſchen. Wenn wir alſo die Anlage des Buches nicht ganz billigen können, ſo müſſen wir deſto mehr die Genauigkeit und Sorgfalt der Bearbeitung des Einzelnen rühmen, welche auch ſicherlich überall ihren verdienten Beyfall finden wird.

Als Ergänzung des *Spenner*'ſchen Werkes kann man gewiſſermaſsen den *Grundriſs der allgemeinen ökonomiſch techniſchen Botanik* betrachten, deſſen erſter Theil hier vorliegt. Er muſs aber um ſo willkommener erſcheinen, als ein neueres Werk, was in umfaſſender Weiſe die ökonomiſch-techniſch wichtigen Pflanzen aller Länder darſtellte, noch nicht vorhanden war. Wie viel ſolcher Theile noch erſcheinen werden, kann man wenigſtens aus der Vorrede muthmaſsen, da hiernach ein dritter und letzter Theil die Endogenen oder Monokotyledonen nebſt den Kryptogamen u. ſ. w. enthalten ſoll. Eine ſolche Reihenfolge der Familien, etwa wie ſie ſich in irgend einem unſeren neuen Handbücher findet, ſucht man hier vergebens, denn obſchon der Vf. die in Frage ſtehenden Pflanzen familienweis abzuhandeln für zweckmäſsig erachtete, ſo glaubt er ſich doch hinſichtlich der Anordnung an keine beſondere Autorität binden zu müſſen, worüber wir nicht eben beyfällig urtheilen. Denn wenn es auch wahr iſt, daſs man noch keine allgemein gültige Norm in dieſer Hinſicht zu finden hat, und auch für dieſen ſpeciellen Zweck einer ſolchen Darſtellung Syſtematik keine Hauptſache ausmachen kann, ſo ſcheint es doch gerade eben deſswegen für den Leſer ſowie für den Schriftſteller höchſt vortheilhaft, eine bereits bekannte und allgemeine angenommene Reihenfolge zum Leitfaden zu wählen, da ſich dergeſtalt das Neue um ſo leichter an das ſchon Bekannte und Erlernte anknüpft. Wir wenigſtens haben Mühe, uns in die hier vorgeſchlagene Anordnung der Familien hineinzufinden, da ſie auf wenig naturgemäſsen Principien beruht, in ſofern die Dicotyledonen in 2 Reihen getheilt werden, wovon die eine vorwiegend baum- oder ſtrauchartige, die andere vorherrſchend krautartige Gewächſe einſchlieſsen ſoll. Hiedurch entſpringt dann folgende Aufzählung der Familien im vorliegenden Buche: Hesperidenbäume, Theaceen, Meliaceen, Myrtaceen, Calycantheen, Magnoliaceen, Laurineen, Myriſticeen, Terebinthaceen, Guttiferen, Bixineen, Juglandeen, Artocarpeen, Cacteen, Euphorbiaceen, Apokyneen, Strychneen, Cinchonaceen, Meniſpermeen u. ſ. w., wobey man ſattſam erkennt, daſs die ganze zeither befolgte Rangirung verrückt wurde, und manche gegründete Einwendung vorgebracht werden muſs. So ſind die Guttiferen den Heſperideen in mehr als einer Hinſicht verwandter, als die meiſten der dazwiſchen ſtehenden Familie. Auch begreiſt man kaum, wie die Cacteen unter die vorherrſchend baumartigen Gewächſe gebracht werden konnten.

Was nun das Einzelne anlangt, ſo wird bey jeder Familie die Nomenclatur und Synonymik der bewährteſten Schriftſteller, ſo wie die *Linne*'ſche Claſſe und Ordnung, Letztes namentlich auch nöthigenfalls bey den einzelnen Arten, angeführt. Dann folgen allgemeine Bemerkungen über die geographiſche Verbreitung, das Ausſehen *(habitus)*, den Nutzen u. ſ. w., aber ohne Diagnoſtik der Familien. Auch bey den einzelnen Arten findet ſich nur eine ſehr kurze Beſchreibung, welche jedoch in den meiſten Fällen ausreicht. Die Bemerkungen über die Anwendung ſind ſchätzenswerth, nur vermiſst man ſehr ungern die Angabe der beſten Abbildungen. Bey dem chineſiſchen Thee ſcheint dennoch die Anſicht derjenigen die der Wahrheit am meiſten entſprechende zu ſeyn, welche ihn bloſs von einer einzigen Art *(Thea ſinenſis)*, freylich mit ſehr vielen Abarten, herleiten. Daſs er neuerdings auf dem Gebiete der oſtindiſchen Compagnie wildwachſend aufgefunden worden iſt, wird hier noch nicht erwähnt. Da ſelbſt Ziergewächſe in dieſer Schriſt nicht ausgeſchloſſen

bleiben, so ist die ausführlichere Darstellung der japanischen Camellie (*Camellia japonica L.*) keineswegs zweckwidrig, nur hätten um der Consequenz willen auch andere Ziersträucher nicht ausgeschlossen bleiben sollen, indem z. B. selbst *Aucuba japonica* der Erwähnung nicht unwerth scheint. Die S. 25 erwähnte *Myrtus tomentosa* der blauen Berge Ostindiens weicht in mehr als einer Hinsicht von der chinesischen gleichen Namens ab, und begründet vielleicht eine eigene *Species*, auch ist sie keine ächte *Myrtus*. Der arabische Weihrauchbaum heisst nicht *Amyris* oder *Balsamodendron Kasal*, sondern *A.* oder *B. Kataf.* Dass selbst *Philadelphus*, *Viscum* und *Loranthus* zu den Caprifoliaceen gerechnet werden, möchte schwer zu rechtfertigen seyn. *Berberis tinctoria* wird S. 257 als auf den Bergen von Neligaret in Ostindien einheimisch angegeben, worunter offenbar die blauen Berge Hindostans, welche *Nilagiri* oder *Neilgherries* heissen, gemeint sind. Ebendaselbst wächst die *Berberis Leschenaulthii Wall.*, welche gleiche Erwähnung verdient, da ihre Beeren von den Eingebornen gegessen werden. Lobenswerth ist die ausführliche Darstellung der verschiedenen Culturgewächssorten, wie namentlich beym Wein, woselbst auch, so wie bey vielen anderen, die Angabe der Hauptschriftsteller nicht vermisst wird. Leider fehlt es nicht an Druckfehlern, während die übrige Ausstattung tadellos ist. Die baldige Erscheinung der noch übrigen Theile kann nicht anders als sehr erwünscht seyn.

yx.

STUTTGART u. TÜBINGEN, b. Cotta: *Die Familie der Schmetterlingsblüthigen oder Hülsengewächse*, mit besonderer Hinsicht auf Pflanzenphysiologie und nach den Grundsätzen der physiologisch-systematischen Anordnung ihrer Gattungen bearbeitet von *G. A. Eisengrein*, Dr. d. Philos., grosherz. Bibliothekar u. Privatdocenten zu Freiburg u. s. w. Ein Beytrag zur comparativen Botanik. 1836. VIII und 462 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Wir erkennen den Fleiss und die Sorgfalt, welche auf vorliegendes Buch gewendet worden ist, gebührend an, glauben aber, dass das Verdienst des Vfs. sich um das Doppelte erhöht haben würde, wenn er zugleich eine kritische Revision aller Gattungen der Leguminosen oder doch der wichtigsten, oder auch nur selbst der Hauptabtheilungen geliefert hätte. Denn diess ist es, was jetzt vor Allem Noth, thut und dazu möchten wir gern den Vf. veranlassen, da er sich dieser Gewächsgruppe mit besonderer Liebe zugewandt hat. Freylich sind die dabey obwaltenden Schwierigkeiten nicht gering, allein die Mühe wird dafür durch allgemeine Anerkennung auch sicher reichlich belohnt, wenn anders die Arbeit beyfallswürdig ausfällt. Hiedurch würde der Vf. genöthigt werden, strenger die Grundsätze zu beleuchten, nach welchen bey dieser Gewächsabtheilung Gattungen gegründet werden müssen, und wie weit überhaupt sich dieser Formenkreis erstrecke, welche Gattungen ihre Präponderanz in diesem und jenem Lande, in dieser und jener Station haben, den Verhältnissen der Reizbarkeit mancher derselben nachzuspüren, und selbst ihre chemischen Bestandtheile nicht ausser Augen zu lassen. Als wir den Titel lasen, glaubten wir in der That alle diese Rücksichten schon jetzt beachtet zu sehen, und wenn wir auch nicht sagen wollen, dass wir uns völlig getäuscht hätten, so können wir doch nicht leugnen, dass noch manches hieher Gehörige vermisst werde. Doch werden unsere Leser selbst beurtheilen können, was sie hier zu suchen haben, wenn wir kurz den Inhalt specieller angedeutet haben. Der erste der zwey Theile, worein der gesammte Inhalt zerfällt, begreift die physiologische Entwickelung der Grundformen und ihrer Abweichungen in 10 Hauptstücken: 1) Benennung der Familie und Einleitung; 2) Totalhabitus und Schönheit; 3) die Schmetterlingskrone; 4) Kelch; 5) Verstäubungsorgane; 6) Fruchthülle; 6) der Same; 8) Blumenstand; 9) Blätter; 10) der Pflanzenkörper. Die Geschichte in der Folge und Metamorphose der Gattungen in 11 Hauptstücken bildet den zweyten Theil. Diese Hauptstücke sind: 1) Einleitung und Bemerkungen über die innere Geschichte der Papilionaceen überhaupt; 2) die den Papilionaceen vorausgesetzte Familie der Rosaceen; 3) Uebergang der Familie der Rosaceen in die der Papilionaceen; 4) Erster Kreis der Bildungsstufen in den Gattungen der Papilionaceen. Gruppen der Geoffroyen und Dalbergien; 5) Zweyter Kreis. Swartzieen und Bauhinieen; 6) Dritter Kreis. Caesalpinieen und Mimoseen; 7) Vierter Kreis. Hedysareen und Coronilleen; 8) Fünfter Kreis. Virgilieen und Genisteen; 9) Sechster Kreis. Galegeen und Phaseoleen; 10) Siebenter Kreis. Vicieen und Astragaleen, und Anhang von nur theilweis beschriebenen und zweifelhaften Gattungen; 11) Nächster Nachsatz der Familie der Papilionaceen in den Phyllantheen. — Aus diesem Inhaltsverzeichnisse ergiebt sich dem aufmerksamen Leser Mancherley, wovon wir nur Einiges zur Sprache bringen wollen. Zuerst erhellt, dass der Vf. sämmtliche Leguminosen unter dem Namen von *Papilionaceen* begreift, was trotz der Bevorwortung nicht füglich zulässig seyn dürfte. Denn unstreitig muss doch die Benennung vom Wesentlichen entlehnt seyn, wenn sie wissenschaftliche Geltung erhalten soll, nun ist hier die Frucht weit wesentlicher und daher auch für diese Pflanzengruppe weit bezeichneter, als *Schmetterlingsblüthige*, was sich streng genommen nur auf Schmetterlingsform der Blumenkrone Einer Unterabtheiung dieser Gewächse bezieht. Ferner erkennt man schon an dem Ausdruck: *Bestäubungsorgaue* für Befruchtungswerkzeuge den Schüler *Schelver's*, und in der That erscheint auch Letzter zunächst als Anstifter dieses Werks, denn theils war er derjenige von dem wohl die von der Heidelberger Universität aufgestellte Preisfrage über die Leguminosen zunächst ausging, theils veranlasste er auch unseren Vf., der im 1.

1820 bey Gelegenheit dieser Preisaufgabe das Accessit erhielt, diesen Gegenstand noch gründlicher und ausführlicher zu bearbeiten. Dass mithin vorliegendes Buch, welches jene Bewerbungsschrift nur in weiterer Ausführung darstellt, nicht das Erzeugniss eines einzigen Sommers ist, ersieht man deutlich, und hinsichtlich des darauf gewandten Fleisses steht sie wohl kaum einer anderen nach. Die Leguminosen aber mit dem Vf., nach Vorgange mehrerer Anderer als die am höchsten stehenden Gewächse zu erklären, nehmen wir billig Anstand. Die feine Zertheilung, die Reizbarkeit u. s. w. kann doch wahrhaftig nicht dazu berechtigen, zumal da auf der anderen Seite noch kein solches Lostrennen der einzelnen Blumentheile von der gemeinschaftlichen Achse Statt findet, als selbst bey den *Ranunculaceen* und überhaupt den sogenannten *Gamopetaleen*, sowie auch rücksichtlich der Frucht Manches eingewandt werden dürfte. Die nahe Beziehung der Leguminosen zu den Phyllantheen will uns durchaus nicht einleuchten. Wie sehr sich übrigens der Vf. auch bemühte, wenigstens eine vollständige Aufzählung der zu seiner Zeit bekannten Gattungen zu liefern, so hat er doch noch mehrere nicht mit aufgenommen, deren Publication schon im J. 1834 geschah. Namentlich vermissen wir viele von englischen Botanikern aufgestellte, wie: *Pycnospora RBr.*, *Shuteria WA.*, *Notonia WA.*, *Pseudarthria WA.*, *Geissaspis WA.*, *Nomismia WA.*, *Cantharospermum WA.*, *Atylosa WA.*, *Dunbaria WA.*, *Cyanospermum WA.*, *Millettia WA. etc.* — Was liessen sich nicht noch für interessante pflanzengeographische Betrachtungen anreihen?

Druck und Papier verdienen unser ungetheiltes Lob.

κρ.

Berlin, b. Haude u. Spener: *Grundriss der Pflanzengeographie, mit ausführlichen Untersuchungen über das Vaterland, den Anbau und den Nutzen der vorzüglichsten Culturpflanzen, welche den Wohlstand der Völker begründen.* Von *F. J. F. Meyen*, d. Med. u. Chir. Dr. u. ausserord. Prof. an d. k. Friedr. Wilh. Univers. zu Berlin. Mit einer bildlichen Darstellung des Ganges der mittleren Temperaturen für verschiedene Zonen. 1836. X u. 478 S. 8. (2 Thlr. 12 gr.)

Was dieses Buch besonders werthvoll macht, ist, dass der Vf. selbst Vieles aus eigener Erfahrung kennt und daher die Darstellung weit lebendiger und anschaulicher wird, als es sonst der Fall seyn dürfte, wenn wir auch wünschen, dass mehr Sorgfalt auf den Stil in einzelnen Partieen gewendet seyn möchte. Manche Angabe wollen wir freylich nicht unterschreiben, wohin namentlich die Behauptung gehört, dass selbst höher entwickelte Parasiten, wie die Orobancheen (*Orobanche*, *Lathraea*) sich nicht durch Saamen fortpflanzen sollen, sondern unmittelbar aus den Säften anderer Gewächse entständen. Allein im Ganzen hat der Vf. Dankenswerthes geleistet und wesentlich zu einer Wissenschaft beygetragen, die ursprünglich von *A. v. Humboldt* begründet, schon jetzt überaus lehrreich und nützlich wird. Denn kaum brauchen wir wohl an dieser Stelle aufmerksam zu machen, dass namentlich für die Acclimatisirung und überhaupt den Anbau ausländischer Gewächse das sorgfältigste Studium unserer Wissenschaft Bedürfniss wird. Indess durfte die urweltliche Flora nicht ganz übergangen werden, da sich aus den bereits, der Oeffentlichkeit übergegebenen Beobachtungen sogar für die Verbreitung der urweltlichen Gewächse manche wichtige Thatsache nachweisen lässt. Dieses, sowie dass die Literatur nicht hinlänglich benutzt, die in Aufgüssen erzeugten vegetabilischen Organismen unbeachtet geblieben und selbst die geognostischen Verhältnisse nicht gehörig gewürdigt sind, zählen wir unter die Hauptdesiderate. Möchte es daher dem Vf. gefallen, bey einer sicherlich bald zu erwartenden neuen Auflage dieser Schrift manchen Gegenständen noch grösseren Fleiss zu widmen, und derselben diejenige Vollständigkeit zu verleihen, deren sie würdig ist. Welchen Schatz von wichtigen Notizen enthalten nicht die im Anhange mitgetheilten Untersuchungen über die Cultur der Getreidearten, der vorzüglichsten Knollen-Wurzeln, der hauptsächlichsten Baumfrüchte und Culturpflanzen, welche mehr oder weniger zum Luxus benutzt werden u. s. w.? Diese aber lassen uns um so mehr bedauern, dass solche Untersuchungen nicht auch auf die übrigen gleich wichtigen Culturgewächse ausgedehnt wurden, wie namentlich auf Cacao, Ingwer, Orlean, Curcuma, Krapp u. s. w.

Doch wir brechen hier ab, um unsere Leser mit der Vertheilung und Anordnung der darin enthaltenen Gegenstände bekannt zu machen. Das Ganze wird mit einer Einleitung in die Pflanzengeographie und der Angabe der hauptsächlichsten hieher bezüglichen Literatur eröffnet, dann handelt die *erste Abtheilung* von den klimatischen Verhältnissen, welche das Vorkommen und die Verbreitung der Pflanzen bedingen. In der *zweyten* Abhandlung kommen die Verhältnisse zur Sprache, durch welche der Boden auf das Vorkommen und auf die Verbreitung der Pflanzen einwirkt; in der *dritten* Abtheilung ist die Vertheilung der Gewächse auf der Oberfläche der Erde mit besonderer Rücksicht auf die Physiognomie der Natur, Gegenstand der Betrachtung, und endlich im Anhange werden einige der wichtigsten Culturpflanzen erörtert. Besonderes Interesse gewährt die lithographirte Darstellung der mittleren Temperatur.

Dieses möge genügen, um auf dieses reichhaltige interessante Buch aufmerksam gemacht, und zu seinem genaueren Studium eingeladen zu haben.

Dasselbe empfiehlt sich auch vortheilhaft durch eine würdige äussere Ausstattung.

κρ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

JANUAR 1837.

UNIVERSITÄTSWESEN.

1) BERLIN, in der Plahn'schen Buchhandlung: *Ueber das angebliche Verderben auf den deutschen Universitäten* von Dr. *K. J. S. Alschefski*, 1836. 78 S. 8. (10 gr.)

2) LEIPZIG, b. Brockhaus: *Herr Dr. Diesterweg und die deutschen Uuiversitäten.* Eine Streitschrift von Dr. *Heinrich Leo.* 1836. 175 S. 8. (16 gr.)

3) BERLIN, b. Crantz: *Die deutschen, insbesondere die preussischen Hochschulen in unserer Zeit.* Eine Zuschrift an den Dr. *F. W. Diesterweg* von *Ernst Theodor Mayerhoff* 1836. 148 S. 8.

4) BERLIN, POSEN u. BROMBERG, b. Mittler: *Unsere Universitäten, und was ihnen Noth thut.* In Briefen an den Herrn Director Dr. *Diesterweg*, als Beytrag zur „Lebensfrage der Civilisation". Von Dr. *Friedr. Eduard Beneke*, Professor an der Universität zu Berlin. 1836. 103 S. (12 gr.)

5) BONN, b. Marcus: *Ueber die deutschen Universitäten* von *Eduard Puggé*, Prof. der Rechtswissenschaft zu Bonn. 1836. 68 S. kl. 8. (6 gr.)

6) MANNHEIM, b. Hoff: *Vertheidigung der Universitätsprofessoren gegen Dr. Diesterweg's Schmähungen und Recepte* von Dr. *K. E. Morstadt*, Prof. bey der Univ. Heidelberg. 1836. (8 gr.)

Es war zu erwarten, dass ein so heftiger, und wenn auch gewiss aus durchaus edeln Motiven hervorgegangener und in manchen Puncten begründeter, in anderen dagegen offenbar sehr einseitiger und auf ganz irrigen Voraussetzungen beruhender Angriff, wie ihn die deutschen Universitäten, und vornämlich deren Lehrer durch die *Diesterweg*'sche Schrift erfuhren, zu einer nicht minder kräftigen Abwehr und Entgegnung veranlassen würde; die denn auch in der That nicht lange ausgeblieben ist. Es wäre aber zugleich auch von dem so tief eingewurzelten Sinne der Deutschen für Wahrheit und Gerechtigkeit zu erwarten gewesen, dass in den Gegenschriften das Wahre und Richtige, das für jeden Unbefangenen in den Anklagen und Behauptungen *Diesterweg's* unleugbar liegt, von allen seinen Gegnern ohne Ausnahme würde anerkannt, und dass jedenfalls dem Angriffe desselben kein niedriges Motiv werde untergeschoben werden. Diese Erwartung ist nun zwar ebenfalls, jedoch nur theilweise, in Erfüllung gegangen, indem nämlich die Gegenschriften der HH. *Alschefski*, *Beneke* und *Mayerhoff* dem Hn. *D.* jene Gerechtigkeit widerfahren lassen, welche ihm in denen der HH. *Leo*, *Puggé* und *Morstadt* versagt worden ist. Hieraus lässt sich zugleich auf den Ton und die Haltung dieser Schriften schliessen, welche bey den erstgenannten durch Ruhe, Besonnenheit und Anständigkeit sich äussert, während bey den Letzten die bekannte Regel des *sine ira et studio* nur zu oft nicht befolgt ist. Hr. *D.* hat freylich, da er in seinem Angriffe, wie er selbst gesteht, seine Meinung sehr „derb" gesagt, für seine Person kein Recht, sich über die ebenfalls „derbe" Widerlegung, namentlich in Hn. *Leo's* Schrift, zu beklagen, und würde durch die Worte des Terentius:

> Tum si quis est, qui dictum in se inclementius
> Existimavit esse, sic existimet,
> *Responsum* non *dictum* esse, quia laesit prior!

sofort zum Schweigen gebracht werden können. Aber um der guten Sache der Universitäten selbst willen wäre es doch zu wünschen gewesen, dass *Alle*, die sich derselben anzunehmen für berufen hielten, diese Aufgabe mit der der Wissenschaft und Wahrheit und der Würde der Universitäten, als der wichtigsten aller Corporationen im Staate, ziemenden Würde und Unbefangenheit gelöst hätten.

Da in der früher in diesen Blättern (1836. Nr. 139) gegebenen Beurtheilung der *Diesterweg*'schen Schrift der Thatbestand des vorliegenden Streites in der Hauptsache bereits ausführlich zur Sprache gebracht worden, so begnügen wir uns hier, aus den Gegenschriften bloss diejenigen Puncte hervorzuheben, die dort weniger berücksichtigt werden konnten, oder die überhaupt für die bessere Gestaltung des Universitätswesens von Bedeutung sind. Denn es ist in der That dieser ganze Streit objectiv nur darum wichtig, weil bey dieser Gelegenheit so manche Dinge zur Sprache gekommen sind, die als Uebelstände unserer Universitäten öffentlich einmal anerkannt, und möglichst bald entfernt werden sollten, auch wirklich entfernt werden könnten, wenn nur die richtige Einsicht des Uebels noch mehr verbreitet, und der Wille, es zu bekämpfen, noch mehr gekräftigt wird.

Wir betrachten die vorliegenden Schriften in der Reihenfolge, wie sie erschienen sind. No. 1 ist, wie schon angedeutet worden, in ruhig gehaltenem Tone geschrieben, dabey aber etwas matt und breit, enthält jedoch einige einzelne gute Bemerkungen. Hr. *A.* scheint übrigens kein Universitäts-, sondern

ein Gymnasial-Lehrer zu seyn, indem er als Erster gewiss nicht in solche Irrthümer, wie sie sich in seinem Schriftchen finden, gerathen wäre. Unangenehm fällt auch gleich im Anfange (S. 7) die Aeusserung auf, Hn. *Diesterweg's* ausdrückliche Verwahrung, er meine mit seiner Anklage nicht *alle* Professoren, sey eine blosse Täuschung, und gelte nichts: sie wären *alle* gemeint und beleidigt". Das ist doch ein wunderlich Ding, wenn einem Schriftsteller die bestimmteste Erklärung über den Sinn seiner Worte und Protestation gegen Missdeutung nichts mehr helfen soll! Zu den erwähnten guten Bemerkungen gehören die über das für unsere Universitäten so höchst wichtige (leider! noch nicht genugsam überall in dieser Wichtigkeit anerkannte) *Privatdocententhum*, S. 11 ff. Hr. *D.* hatte behauptet und verlangt, dass vor dem 30 Jahre Niemand als akademischer Docent auftreten sollte. Unleugbar ist, dass der akademische Lehrstuhl oft zu frühzeitig bestiegen wird, was schon *Schelling* in seinen Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums S. 50 ff. rügte, so wie *Schiller* in der Xenie auf die Sonntagskinder:

„Was sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren,
Ach, was haben die Herren doch für ein kurzes Gedärm!"

Auf der anderen Seite aber ist eben so gewiss, dass man das Dociren nicht zu spät beginnen muss, sondern in der Periode, in welcher man den Studirenden noch nahe genug steht, um ihre Bedürfnisse richtig beurtheilen, sich in ihre Lage leicht versetzen, und dadurch das so unerlässlich *populäre* Element des akademischen Vortrags (*Schleiermacher* über Univers. S.) sich erwerben zu können. Die richtige Mitte scheint eine für die Akademie Jena vor einigen Jahren erlassene Verordnung zu treffen, nach welcher Jeder, der promovirt hat, und als Privatdocent sich habilitiren will, erst noch 2 Jahre, z. B. als Jurist in einem juristischen Collegio als Accessist, als Theolog in einem Predigerseminare, als Philolog oder Mathematiker an einem Gymnasium u. s. w. zubringt, und sich vorbereitet, bevor er den akademischen Lehrstuhl besteigt. Bezog ein Solcher die Universität im 19ten Jahre (früher sollte es Niemand), studirte er dann 4 Jahre (für einen künftigen Docenten das *minimum!*), so würde er nach jener Vorbereitungszeit gerade im 25 Jahre als Docent auftreten können, welches gewiss der passendste Zeitpunct ist.

Die schwächste Seite der *D*'schen Schrift, die Anpreisung der erotematischen Methode, die für die Universitäten nur nebenbey passt, wird natürlich von Hn. *A.* nicht übersehen, der übrigens (S. 29) nicht umhin kann, zuzugestehen, dass die *praktischen* oder Uebungs-Collegia auf unseren Universitäten mehr in Gang kommen sollten, als sie es sind (wie schon früher *Pölitz* in seinen Jahrbüchern vorgeschlagen, auch *Wurm* neuerdings, krit. Versuche üb. d. Rechtsverhältn. S. 218 ff.). Doch ist hiebey das gehörige Mass zu halten, damit der Hauptzweck der Universitäten, Belebung des wissenschaftlichen Sinnes und Geistes, nicht verfehlt werde. — S. 35 wird zugestanden, *D's* Vorwurf, die Professoren sähen zu sehr auf Geld und Ruhm, sey gegründet. Hr. *A.* gebehrdet sich darüber sehr betrübt und in einem fast weinerlichen Tone; allein die Sache ist doch wahrlich nicht so schlimm und in gewisser Hinsicht unserem modernen Leben unvermeidlich. Die Gelehrten unter den alten Griechen und Römern hatten im Besitze gehörigen Vermögens gut davon zu reden, dass es unedel sey, sich Lehre und Schriften bezahlen zu lassen (bekanntlich kamen die *Sophisten* eben dadurch so in Misscredit, da sie zuerst Beredsamkeit für *Geld* lehrten, vgl. *Heeren* Ideen u. s. w. Th. III S. 439); heutzutage *muss* der Gelehrte vor Allem auf seine Subsistenzmittel sehen. Sagt doch selbst einmal *Goethe* in einem Briefe an *Schiller:* bey aller geistigen Thätigkeit sey der „leidige Vortheil" doch schuldigermassen zu beherzigen; und in gleichem Sinne schreibt *Hegel* in einem Briefe an *Knebel* (*Knebel's* Nachlass II, 446): „Ich habe mich durch Erfahrung von der Wahrheit des Spruches in der Bibel überzeugt, und ihn zu meinem Leitstern gemacht: „„Trachtet am Ersten nach *Nahrung und Kleidung*, so wird euch das Reich Gottes von selbst zufallen"". Und dass man seine äussere Lage, wenn es dazu Gelegenheit giebt, zu verbessern sucht, ist doch ganz natürlich. Damit soll jedoch nicht bestritten werden, dass wirklich öfters es mit den Berufungen der Professoren in Hinsicht des Geldpunctes sehr hässlich zugeht, und dass zuweilen eine Art von höchst unwürdigem „*Feilschen*" vorkommt.

Weiter finden sich S. 41 richtige Ansichten über s. g. Testimonia, S. 44 über die längere Dauer der Herbstferien. — (Rec. kann hiebey nicht umhin, den Wunsch auszusprechen, es möchten, wie in Berlin, Bonn u. s. w. üblich, auf allen unseren deutschen Hochschulen die Osterferien um 3 Wochen gekürzt, und die Herbstferien um eben so viel verlängert, ihr Beginn also auf Ende August verlegt werden). Sehr zu beherzigen ist, was der Vf. S. 50 ff. darüber sagt, dass, wenn unsere Studenten nicht so sind, wie sie seyn sollten und könnten, die Hauptschuld davon auf die frühere Erziehung im elterlichen Hause und auf dem Gymnasium falle. Die hierauf S. 55 folgenden Bemerkungen über philologische Studien, ferner über Religionsunterricht u. s. w. sind zwar recht gut, gehören aber hier nicht zur Sache. Schliesslich wird (S. 72) Hn. *D.* ausdrücklich zugegeben, dass es mit dem *sittlichen* Zustande der studirenden Jugend schlecht stehe, und dass derselbe in dieser Hinsicht manchen beherzigenswerthen Wink gegeben. Der Vf. will nun seinerseits ebenfalls zu Verbesserung des Universitätswesens durch eine Reihe von Vorschlägen, 18 an der Zahl, beytragen, mit denen er seine Schrift schliesst. Diese sind recht gut gemeint, zum Theil aber ganz unpraktisch. Wir erwähnen hier nur einige. So heisst es sub 4: „Kein Student darf (!!!) in einem Semester mehr als *vier*, und in

den ersten fünf Semestern weniger als *drey* Hauptcollegia hören" (wo bleibt da die akad. Lernfreyheit?); sub 10: „Ueber jeden Studenten werden Personalacten geführt (!!)" — (wir haben wahrlich in Deutschland doch schon *Actenstücke* genug, und brauchen deren nicht eine jährliche Vermehrung von 12 bis 13000!), „in die auf das Gewissenhafteste Alles aufgenommen wird, was während der Universitätsstudien über den Einzelnen bekannt geworden"; sub 12: „Jeder Professor bezieht ein festes Gehalt, bekommt aber weiter kein Honorar, welches der Staat erhebt" (dass die Honorare nicht abgeschafft werden dürfen, ist bereits von *Schleiermacher*, *Thiersch* u. A. ausser allen Zweifel gesetzt worden); 14: „Bey Steitigkeiten über Studenten entscheidet eine *Jury* aus dem Universitätsrichter, Rector, Decan und zwey Studenten aus jeder Facultät" (das Wesentliche einer Jury besteht bekanntlich darin, dass der Angeschuldigte von *seines Gleichen (pares, pairs)* gerichtet wird, findet sich mithin nicht in dem vorgeschlagenen *mixtum compositum* so heterogener Elemente).

Wir wenden uns nun zu No. 2, der Schrift des Hn. Prof. *Leo*. Dass ein so geistreicher, genialer und dabey nicht nur ein so gelehrter, sondern auch mit dem Universitätswesen durch Geschichte und eigene Erfahrung so vertrauter Mann in dieser *Streitschrift* (die ihren Namen mit vollem Fug und Recht führt) seine geistige Superiorität, zumal in einer so guten Sache, siegreich geltend machen würde, war wohl natürlich. Zu wünschen wäre aber wohl gewesen, derselbe hätte seinem Gegner gegenüber das *Decorum* bey gelehrten Streitigkeiten nicht aus der Acht gelassen; giebt es doch auch im wirklichen Kriege eine s. g. *Kriegsmanier*, welche nicht alle Waffen für erlaubt hält, und manches Rohe verbietet und verhindert! Müssen wir gleich Hn. *L.* in der *Sache* selbst fast überall beystimmen, so können wir doch nicht umhin, die von ihm gewählte *Form* durchaus zu missbilligen, namentlich das arge Schimpfen und Verdächtigen des Gegners. Gleich auf der ersten Seite wird Hr. *Diesterweg* als ein „bornirter grober Mensch und Verläumder", seine Schrift als eine „widerwärtige literarische Erscheinung, als ein s. g. Libell, als Werk der Unwahrheit, ferner seine Vorschläge als geckenhaftes Kaffeehausgeschwätz, als wahrhaft bemitleidenswerth, albern", bezeichnet, seine eingestreuten Erzählungen als „erbärmliches Dorfschulzen- und Jägerburschen-Futter". Und in diesem Tone geht's fort bis zu den Schlussworten aus Sprüchwörter XVII, 28 und dem „Schuster bleib bey deinem Leisten!", wobey Hr. *L.* gar die Reinheit der Absicht des Hn. Dr. *D.* bey Abfassung seiner Schrift verdächtigt, und meint, derselbe scheine sie bloss verfasst zu haben, um selbst Professor werden zu wollen. Ein solches, alle Humanität, die einfachsten Foderungen des Rechtes und der Gerechtigkeit, so wie die Pflichten des Anstandes so arg mit Füssen tretendes Benehmen ist empörend an sich und gerade hier, wo es sich darum handelte, das Professorat von zwar übertriebenen, aber nicht ganz grundlosen Vorwürfen zu befreyen, sehr am unrechten Orte, und es hat gewiss auf alle akademischen Lehrer einen sehr unangenehmen Eindruck gemacht, dass in der gelesensten aller Zeitungen, der Allgemeinen, bald nach Erscheinung der Schrift des Hn. *L.* dessen Ton mit grosser Strenge als „knüppel- und jungenhaft" bezeichnet wurde. Ueberhaupt mischt Hr. *L.* in dieser Schrift seine *Persönlichkeit* zu stark ein, was auch der demselben befreundete Prof. *Rosenkranz* in den Berliner Jahrbüchern f. wissensch. Kritik unumwunden zugesteht, indem er meint, *L's.* Schrift sey keine Apologie der deutschen Universitäten, sondern nur der halleschen, und nicht eigentlich dieser, sondern nur Hn. *L's.* selbst. Auf der anderen Seite muss jedoch zugestanden werden, dass Hr. *L.* dafür durch viele treffliche Bemerkungen entschädigt, die vielleicht nur in einer durchweg in so keckem, fast übermüthigem Tone geschriebenen Schrift mittheilbar waren, und zu deren Aussprechen eben nur eine so originelle und ihrer Vorzüge und Kraft so stark sich bewusste Persönlichkeit den Muth geben konnte. Doch fehlt es auch hier nicht an mehreren Irrthümern. Dergleichen finden sich mehrere in den Stellen über die Honorare S. 37 ff. So heisst es daselbst: „Ueber Honorare haben Nichtprofessoren, namentlich Studenten, in der Regel völlig *absurde* Vorstellungen — bey den meisten Docenten ist die Honorareinnahme eine wahre *Lumperey* — er (Hr. *L.*) habe nie so viel Honorar gehabt, dass er es für irgend ein Bedürfniss seiner Wirthschaft auch nur mit einiger Sicherheit hätte in Rechnung bringen können". Letztes mag ganz richtig seyn, aber *a particulari ad generale non valet consequentia!* Hr. *L.* hat, wie er selbst sagt, *par la grace de Dieu* eine seltene Anlage und unwiderstehlichen Trieb, sich um Universitätssachen zu bekümmern; er hätte sonach als königl. preuss. Professor der Geschichte doch *ex professo* von den *geschichtlichen* und statistischen Nachrichten über die preussischen Universitäten vom Geh. Ob. Reg. Rath *Dieterici* Notiz nehmen sollen, aus denen er (S. 33, 82) erfahren haben würde, dass z. B. die Honorare in *Berlin* durchschnittlich auf 61,201 Thlr. (für 82 Lehrer, also durchschnittlich $554\frac{1}{6}$ Thlr. für jeden), in *Bonn* auf 19,080 Thlr. (für 57 Lehrer), die Besoldungen dagegen in Berlin auf nur 65,530 Thlr., in Bonn auf 16,340 jährlich sich belaufen.

S. 33 wird der *Diesterweg*'sche Vorwurf, die Professoren hätten kein Heimatsgefühl, gingen bloss der Ehre und dem Gelde nach, mit allerdings schlagenden Argumenten, widergelegt; dabey aber hat Hn. *L.* sein Gedächtniss, dessen Stärke (S. 130) er selbst rühmt, doch einen kleinen Streich gespielt. Er beginnt nämlich seine Widerlegung mit einer gross gedruckten Apostrophe. „Herr *Diesterweg*, *schämen Sie Sich für diese Unwahrheit vor ganz Deutschland!*" Allein er hat vergessen, dass er selbst im J. 1829 in einer Recension von *Dubarle histoire de l'université* im Octoberhefte der Berliner Jahrbücher f. wissensch. Kritik S. 568 den deutschen Professoren ganz den nämlichen Vorwurf, wie Hr. *D.* „nur mit ein bischen anderen Worten" gemacht, und bey Gelegen-

heit der „auswärtigen Rufe" mit den Worten seine Rede abgebrochen —: „doch von der *Professoren-auction* und den Auctionatoren zu reden, wagt Rec. nicht, aus Furcht, die *öffentliche Schamhaftigkeit* zu verletzen"!!! Irrig ist auch S. 70 die Behauptung: Körperliche Uebungen, Turnen u. d. m. regten den Geschlechtstrieb mehr auf u. s. w. Turnen und insbesondere Fechten thut diess durchaus nicht. Uebertrieben ist das Lob unserer Universitäten S. 98; ferner auch die Behauptung eines unberechenbar vortheilhaften Einflusses *Hegel's* auf die ganze deutsche Nation!! Nicht sonderlich passend scheint der S. 73 dem Hn. *D.* gemachte Vorwurf groser *Gemeinheit*, mit der derselbe die „Einweisung des Fuchses in die Universitätsverhältnisse" schildert; denn S. 78 ff. kommt auch Hr. *L.*, wie er selbst sagt, zu Dingen, bey denen man allerwege „die Nase zuhalten muss", und S. 92—95 steht eine Schilderung der „cannibalischeu Schweinereyen und bestialischen Ausschweifungen" des Studentenlebens, wie es überall vor 1808, und nach Hn. *L's.* Behauptung noch von 1816—1820 überall, wo die Landsmannschaften dominirten, Statt gefunden — (diess ist übertrieben!), deren Lesung etwas Schwachnervige als ein Brechmittel benutzen könnten!

Zu den vortrefflichen Stellen der *L*'schen Streitschrift rechnen wir die über die hohe Bedeutung der akademischen Freyheit (S. 9 ff., 22), über das Unpassende der dialogischen Methode (S. 24 ff.), die mit ächtem Humor geschilderten Plagen der Professoren, die von zudringlichen Studenten überlaufen werden (S. 13 ff.), über die Nothwendigkeit, Turnanstalten auf den Universitäten zu errichten (S. 26), über die Ferien (S. 44), über die akademische Lernfreyheit (S. 49). „Es muss einem Studenten, der sich zu Anfange des Semesters geirrt, der geglaubt hat, sich mehr zumuthen zu können, oder der während des Semesters unerwartet ganz von der einen Vorlesung in Anspruch genommen wird, erlaubt seyn, Vorlesungen ganz zu quittiren. Ueberhaupt scheint Hr. *D.* jenes jugendlich-stolze Bewusstseyn, das, um zu tüchtiger, selbstständiger Stellung im Leben fortzugehen, einmal der Wüste, d. h. eines Zustandes bedarf, wo es Niemanden giebt, der sich herausnehmen dürfte, in den individuellen Bildungsgang bestimmend einzugreifen, — er scheint diess Bewusstseyn nie gehabt zu haben, auch an Anderen nicht zu kennen; denn sonst würde er wissen, dass es sehr viele, und gerade die tüchtigsten, edelsten, stolzesten Geister unter den Studenten giebt, die eine *solche* Bekümmerniss um das Individuum, wie er sie verlangt, gar nicht ertragen können; die ungehindert nun einmal ein Vierteljahr bloss von Milch und nun einmal ein Vierteljahr bloss von Fleisch leben, die nun einmal eine ganze Menge Collegia fleissig und tüchtig hören und bestreiten, nun einmal bloss über ihren eigenen Gedanken der Musik ihres jungen Herzens zuhören, und zu diesem Ende alle Vorlesungen quittiren wollen. Solche Seelen und solche Zustände scheint Hr. *D.* so wenig zu kennen, wie die Achtung vor der Wissenschaft als solcher; — solchen Seelen aber die Freyheit, deren sie bedürfen, rauben, ihnen durch Aufdringen individueller Fürsorge und pedantischer Aufmerksamkeit eine gewaltsame, schiefe, sie aus ihrer Natur herauswerfende Richtung geben, wäre Seelenverrath. — Lieber lasse man hundert von dem ordinären Menschenpack zu Grunde gehen, als dass man Einen aus diesem Adelsstande der Geisterwelt mit einer unpassenden Behandlung zu Grunde richte!"

Sehr zu beachten ist auch die hieher gehörige und mehrmals wiederholte Bemerkung (S. 75, 115), dass ein Student, der Alles nur von den Lehrern und durch sie lernen will, eines der erbarmungswürdigsten Wesen ist. Ferner die kräftigen Worte (S. 68 vgl. 120) über den Unsinn der „Examinationshezjagd"; über das Unpassende und Schädliche des sich Anschliessens der Studenten an ihre Hauswirthe (S. 72). „Für einen Studenten können die besten Eigenschaften dieser Leute nur deprimirend einwirken, und am deprimirendsten, wenn, wie von solchem Umgange fast jedesmal die Folge ist, den jungen Herrn nun eine zarte Töpfer- oder Grobschmidts- u. s. w. Tochter mit ihrer Liebe und Treue beglückt. Das ist für eine junge Männerseele (auch gelegentlich wohl für den Körper! Rec.) Mark aushöhlendes, Sehnen zerschneidendes Unglück." Vortrefflich ist ferner (S. 98 ff.) die Exposition des wahren Wesens der Wissenschaftlichkeit und Gelehrsamkeit, so wie (S. 105) der Beweis, dass ein Universitätslehrer auch ein (selbstständiger) Forscher und nicht ein bloser (nur Resultate Anderer überliefernder) Lehrer seyn muss; ferner (S. 115) dass Studenten zur wissenschaftlichen Selbstständigkeit erzogen werden müssen, und (S. 118) dass das historische Wissen akad. Lehrer desshalb nicht unfruchtbar ist, weil mancher bornirte Student es nicht zu benutzen versteht; sodann (S. 120 ff.) dass die dialogische Form auf Universitäten, so weit sie dahin passt, sich schon in den s. g. praktischen Collegien findet; endlich (S. 132) die Nachweisung, dass die schlechthin eigenthümliche Lage eines akad. Professors auch eine schlechthin eigenthümliche Vorbereitung verlangt, die am besten durch die Sterbe- und *Hunger*-Perioden des Privatdocenten- und *ausserordentlichen* Professorthums (sehr wahr!) erreicht wird, dass das Privatdocententhum eine wesentliche, nothwendige, durch nichts zu ersetzende Einrichtung ist, und dass fast nie eine Regierung einen Mann zum ord. Professor berufen hat, der nicht vorher Privatdocent war, ohne dafür das schwerste und böseste Lehrgeld zu geben, nämlich einen halb oder ganz unbrauchbaren Professor zu bekommen. Hätte doch Hr. *L.* zur Einkleidung seiner grösstentheils so trefflichen Ideen über das deutsche Universitätswesen eine andere Form gewählt, die derselben gerade in dem Kreise, von welchem aus so viel Gutes oder Böses für die Universitäten geschehen kann, einen erfolgreicheren Eingang verschafft haben würde!

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

JANUAR 1837.

UNIVERSITÄTSWESEN.

1) Berlin, in der Plahn'schen Buchhandlung: *Ueber das angebliche Verderben auf den deutschen Universitäten*, von Dr. *K. J. S. Alschefski*, u. s. w.

2) Leipzig, b. Brockhaus: *Herr Dr. Diesterweg und die deutschen Universitäten.* Eine Streitschrift von Dr. *Heinrich Leo*, u. s. w.

3) Berlin, b. Crantz: *Die deutschen, insbesondere die preussischen Hochschulen in unserer Zeit.* Eine Zuschrift an den Dr. *J. W. Diesterweg*, von *Ernst Theodor Mayerhoff* u. s. w.

4) Berlin, Posen u. Bromberg, b. Mittler: *Unsere Universitäten und was ihnen Noth thut.* In Briefen an den Hn. Director Dr. *Diesterweg*, als Beytrag zur „Lebensfrage der Civilsation." Von Dr. *Friedr. Eduard Beneke*, u. s. w.

5) Bonn, b. Marcus: *Ueber die deutschen Universitäten*, von *Eduard Puggé*, u. s. w.

6) Mannheim, b. Hoff: *Vertheidigung der Universitätsprofessoren gegen Dr. Diesterwegs Schmähungen und Recepte*, von Dr. *K. E. Morstadt*, u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Einen durchaus wohlthuenden Eindruck macht dagegen die Schrift des Hn. D. *Mayerhoff*, No. 3. (der dem grösseren Publicum als neuester und bester Uebersetzer der herrlichen Frithiofssage Tegners sich vortheilhaft bekannt gemacht). Er zeigt durchweg seine Befähigung, über das Universitätswesen ein gültiges Votum abzugeben, seine Polemik gegen Hn. *D.* ist ruhig und würdevoll gehalten, in allen Puncten schlagend; und zugleich enthält seine Schrift manches hier zuerst zur Sprache Gebrachte, dessen Beherzigung von wichtigem Erfolge für die deutschen Universitäten seyn würde. Nur die zu lange Einleitung hätte Rec. abgekürzt gewünscht. Aus Mangel an Raum müssen wir uns darauf beschränken, kurz anzudeuten, dass S. 17 u. s. w. eine treffliche Erörterung über das Wesen der Universitäten im Vergleich mit s. g. Specialschulen, ferner über die Verkehrtheit der s. g. Semestralprüfungen sich findet, sodann S. 31 eine ziemlich ausführliche Entwickelungsgeschichte der bedeutendsten deutschen Universitäten in Hinsicht ihrer Reformen, ferner S. 63 u. s. w. eine gründliche und wegen der furchtlosen Freymüthigkeit mit der der Vf. die Missbräuche und Fehlgriffe bey Besetzung der Professuren rügt, besonders merkwürdige Erörterung des Verhältnisses zwischen dem Staate und den Universitäten und ihren Lehrern. Ueber das Verfahren des *preussischen* Cultusministeriums will der Vf. nach S. 82. Note noch eine besondere grössere Schrift herausgeben. Besondere Beherzigung verdient auch, was er S. 84 über die „nothwendige Foderung an den akademischen Lehrer, die leider! gar nicht berücksichtigt wird, nämlich die *pädagogische Bildung.*" sagt, in welcher Beziehung Rec. auf die sehr lesenswerthe Schrift des Hn. Prof. *Brzoska* „über die Nothwendigkeit pädagogischer Seminare, Leipz. 1834" hiemit aufmerksam machen will. S. 96 wird etwas empfehlend erwähnt, was gewiss für den akademischen Vortrag, der häufig noch vieler Verbesserungen bedürftig und fähig ist, vortheilhaft wirken möchte, nämlich wenn es mehr Sitte würde, dass Professoren bey einander hörten. Auch *Drobisch* in seiner trefflichen Schrift: *Philologie und Mathematik* S. 37 empfiehlt diess, und das Beyspiel von Männern wie *Savigny*, *Buttmann*, *Spalding* u. A., die bey *Niebuhr* 1812 über römische Geschichte, so wie *Kurt Sprengels*, der bey *Germar* über Mineralogie, ferner *Oken's*, der bey *Döbereiner* in Jena und bey *Vogel* in München über Chemie hörte, — beweist wenigstens, dass kein Professor so etwas als unter seiner Würde oder gar als ihm in den Augen der Studenten Eintrag thuend anzusehen hätte. Mehrfach weist der Vf. darauf hin, dass Mangel an ächter Religiosität und am wahren Christenthume ein Hauptgrund so mancher unleugbaren Mängel unserer Universitäten ist, und gewiss mit Recht! Liesse sich nur auch gleich ein Heilmittel gegen dies Uebel auffinden und angeben! — S. 116 finden sich gute Bemerkungen über die Unsitte des Heftlesens (welches der Vf. unter 150 Docenten, bey denen er selbst hörte oder doch hospitirte, bey mehr als der Hälfte gefunden haben will) und über die noch ärgere des *Heftdictirens.* Erfreulich war es endlich dem Rec., in dieser Schrift seine eigene früher geäusserte Ansicht, Hr. *D.* verdiene trotz der Einseitigkeit seiner Angriffe in mehrfacher Hinsicht den Dank der Universitäten, auch von dem Vf. an mehreren Stellen, namentlich am Schlusse (S. 148), ausgesprochen und bestätigt zu finden.

Alles diess von der *Mayerhoff*'schen Schrift Gerühmte gilt, und zum Theil noch in höherem Grade, auch von dem Sendschreiben des Hn. Prof. *Beneke* (No. 4). Derselbe giebt ebenfalls gleich zu Anfange desselben (S. 2) zu, dass man durch die Schrift des Hn. *D.*

über *mehrere Wahrheiten* klar werden kann, und „daſs jeder verſtändige Univerſitätslehrer, in welcher Art er auch über die *verhandelten* Gegenſtände denken möge, für die Verhandlung ſelbſt Hn. *D.* Dank wiſſen werde.“ Uebrigens beſchränkt Hr. *B.* ſeine Apologie der Univerſitäten auf *D's.* Anklage der *Lehrmethode*, und des *herrſchenden Geiſtes*, weil dieſs die Hauptpuncte, oder die dem Univerſitätsweſeu eigenthümlichen ſeyen, wogegen die anderen Anklagen in Hinſicht auf das Moraliſche, Finanzielle u. ſ. w. nicht ſowohl die Univerſitäten, als den ganzen Geiſt der Zeit oder dermaligen Entwickelungsgang der Verhältniſſe oder des Lebens überhaupt, träfen. Hr. *B.* erſcheint nicht nur durch ſeine zahlreichen philoſophiſchen Schriften, in denen er ein den geiſtigen Bedürfniſſen des wirklichen Lebens entſprechendes, wahrhaft praktiſches Syſtem der Philoſophie aufſtellt, ſondern auch namentlich durch ſeine treffliche, kürzlich erſchienene „Erziehungs- und Unterrichts-Lehre“ in den genannten Puncten als vollkommen ſpruchberechtigt in dieſer Streitſache. Wir erwähnen ſeines philoſophiſchen Syſtems hier beſonders um deſswillen, weil in der That die Hauptfrage über die (inneren) Reformen oder Fortbildungen, deren unſer Univerſitätsweſen bedarf, zuletzt davon abhängen wird, ob die Philoſophie in ihrer wahren Form und Weſenheit ſich endlich allgemein wird geltend machen können, oder ob die Form des Scholaſticismus (der in der *Hegel*'ſchen Philoſophie ſeinen Gipfelpunct erſtiegen) und die Verkennung des wahren Weſens der Philoſophie in Hinſicht ihres Verhältniſſes zur Erfahrung und zu den übrigen Wiſſenſchaften, namentlich aber zu dem Gebiete des moraliſchen, politiſchen und religiöſen Lebens, noch eine Zeit lang beſtehen wird. Ueber den durchgreifenden Einfluſs der Philoſophie in allen dieſen Beziehungen kann kein Zweifel ſeyn, die Geſchichte der Wiſſenſchaften und die Erfahrung überhaupt zeigen ihn namentlich in den wichtigſten Wiſſenſchaften, der Theologie, der Rechts- und Staats-Wiſſenſchaft, der Medicin, der Philologie und Pädagogik zu deutlich, und eben ſo zeigt er ſich in der durch religiöſe, politiſche und induſtrielle Aufklärung im weiteſten Sinne (welche in letzter Inſtanz immer von der Philoſophie ausgeht) bewirkten beſſeren Geſtaltung unſeres Lebens im Vergleich mit früheren Zeiten (man denke an den hierarchiſchen und politiſchen Despotismus, die Hexenproceſſe, Tortur, Sclaverey u. ſ. w., und den Einfluſs, welchen die Rechtsphiloſophie, Hugo Grotius, Thomaſius, Locke, Montesquieu, u. ſ. w. gehabt!). Aber noch viel Verdienſt iſt übrig! Die Aufgabe der Philoſophie iſt eine unendliche ihrer Natur nach, und unſere Zeit macht an ſie mit Recht gröſsere Anfoderungen, als die frühere, weil Alles ſo ſtark vorgeſchritten iſt. Sehr richtig bemerkt unſer Vf. (S. 90), daſs der tiefſte und umfaſſendſte Grund der in unſerer Zeit herrſchenden Spannung und zugleich die Urſache, warum unſere Univerſitäten und Gymnaſien, obgleich in jeder Beziehung vorzüglicher, als in irgend einer früheren Zeit, doch den Bedürfniſſen der jetzigen nicht genügen, darin liege, daſs die auf jenen Anſtalten Gebildeten, die Gelehrten, die als die natürlichen Organe der Regierung oder Staatsgewalt auf die Erreichung des höchſten Staatszweckes, der vollen Entfaltung der geiſtigen Wirkſamkeit in der geiſtigen Welt, unmittelbar hinzuwirken haben, und als die zur Leitung der Uebrigen Beſtimmten angeſehen werden müſſen, — daſs dieſe zur Leitung Beſtimmten den von ihnen zu Leitenden jetzt nicht in dem Maſse geiſtig, d. h. an Erkenntniſs überlegen ſind, wie es früher der Fall war (man denke an das entſchiedene Uebergewicht der Geiſtlichkeit im Mittelalter) und auch jetzt es ſeyn ſollte, und daſs, da von der Ueberlegenheit der Erkenntniſs ihre Macht abhängt, ſie wirklich nicht die Macht haben über Jene, welche ihnen ihre Stellung zuſpricht. Die Geiſtlichen z. B. ſind nicht wirklich dem gebildeten Theile der Gemeinen in einer richtigen und zugleich praktiſch-fruchtbaren Erkenntniſs der moraliſchen und religiöſen Natur des Menſchen voraus, ſondern werden von einem Theile derſelben darin überſehen. Und eben ſo in Hinſicht der übrigen Facultäten. Oder um noch tiefer zu den Gründen zurückzugehen: „die allgemeine Bildung hat während der letzten Zeit in der Auffaſſung und Beurtheilung der geiſtigen Welt unermeſsliche, ja vielleicht noch gröſsere Fortſchritte gemacht, als in der Auffaſſung und Beurtheilung der materiellen Welt; die Wiſſenſchaften aber von der geiſtigen Welt und die ſich daran anſchlieſsenden Kunſtlehren, deren Erwerbung das Gymnaſium von Weitem vorzubereiten, und welche die Univerſität vollſtändig anzueignen beſtimmt iſt, haben zwar auch Fortſchritte gemacht, aber die jenen kaum nachkommen. Und dieſs iſt das tiefſte Miſsverhältniſs in unſerer intellectuellen und moraliſchen Entwickelung: das eigentliche Grundübel, von welchem alle übrigen nur als Symptome anzuſehen ſind. Die poſitiv-hiſtoriſchen Wiſſenſchaften haben in der neueſten Zeit allerdings manche Erweiterungen erhalten, aber die Philoſophie, die wahre nämlich, hat, trotz alles Raketen- und Schwärmer-Glanzes, Rückſchritte gemacht, namentlich iſt die Maſſe ausgedehnter, mannichfaltiger, zum Theil feiner Menſchen- und Welt-Kenntniſs, deren ſich die Philoſophie früher (z. B. in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts) noch rühmen konnte, gegenwärtig nur in mehr unmittelbarer, unwiſſenſchaftlicher Form unter den durch die Weltverhältniſſe Gebildeten aller Stände zu finden, unter unſeren Philoſophen und auf unſeren Univerſitäten ſuchen wir danach vergebens! Noch einmal: *Erkenntniſs* iſt *Macht*, und in dem Maſse, wie die Erkenntniſs verloren gegangen, haben auch die zur Leitung der Uebrigen Beſtimmten, wie ſie in allen Facultäten auf den Univerſitäten gebildet werden, an Macht verloren: verloren in um ſo gröſserem Verhältniſſe, als, in Folge der erſtaunenswürdigen Fortſchritte der allgemeinen Bildung, für eine völlig befriedigende Leitung jetzt eine bey Weitem höhere Macht erfodert werden würde, als in irgend einer früheren Zeit. Ihnen dieſe Macht wieder zu verſchaf-

fen, muſs das angelegentlichſte Intereſſe aller Regierungen ſeyn. Macht kann nur diejenige Erkenntniſs verleihen, welche ſich eng an das Leben anſchlieſst, und daſſelbe in allen ſeinen Einzelnheiten treu in ſich aufnimmt; eine aus dem Abſoluten, dem Leeren conſtruirte Philoſophie iſt ſelbſt leer, und ſchwebt über dem Leben in einer Höhe, von welcher ſie nicht zu demſelben hinabreichen kann. Die Erfahrungsphiloſophie gleicht den Wolken, welche die Sonne aus der Erde ſelbſt entwickelt hat, und die, nachdem ſie in mannichfachen Farben und Geſtalten das Auge ergötzt, früher oder ſpäter zur Erde zurückkehren, Fruchtbringend ins Unendliche hin. Die Philoſophie des Abſoluten iſt ein Meteor, welches wohl für einen Augenblick durch ſeinen Glanz und durch den Lärm, mit dem es aus der Luft niederſchieſst, ein allgemeines Staunen erregt, aber dann zerſtoben und vorüber iſt für immer, oder nur noch allenfalls fortlebt in der Erzählung, mit welcher der Aufſeher eines Raritätencabinets das Vorzeigen ſeiner ſonderbar gebildeten Ueberbleibſel begleitet. Wollen wir von ſolchen Meteoren Fruchtbarkeit für unſere Felder hoffen?" Dieſen Anſichten, die den Kern der vorliegenden Schrift enthalten, wird jeder Unbefangene beyſtimmen, und eben ſo den hier ausgezogenen Folgerungen in Hinſicht deſſen, was unſeren Gelehrtenſchulen und den Univerſitäten Noth thut, um den auf ihnen Gebildeten jene erfoderliche Macht an Erkenntniſs wieder zu ſchaffen. Aus Mangel an Raum können wir hierüber nur die Andeutung hinzufügen, daſs der Vf. dieſe Wirkung theils von einer beſſeren Methode in dem geſammten Unterrichte (worüber er in ſeiner Unterrichtslehre das Weitere erörtert hat), theils von einer beſſeren, mit der Erfahrung oder dem wirklichen Leben vereinbarlichen Philoſophie erwartet, die er deſshalb als *Erfahrungsphiloſophie* im Gegenſatz gegen jene Luftgebilde und Hirngeſpinnſte des *Hegel*ſchen u. ſ. w. Idealismus oder Abſolutismus bezeichnet. Auf dieſes Ziel beziehen ſich nun auch die vielen trefflichen Bemerkungen, die ſich in dieſer Schriſt über die *Lehrmethode* auf den Univerſitäten finden. Nur ein Punct, der von groſser praktiſcher Wichtigkeit iſt, ſey hier ſpeciell erwähnt. Der Vf. ſtimmt Hn. *D.* darin bey, daſs auf unſeren Univerſitäten viel zu viel Heftſchreiberey herrſche, und daſs die Beſeitigung dieſer eines der dringendſten Bedürfniſſe für die Univerſitäten ſey.

Daſs der Vf. von No. 5 zu den Gegnern *D's.* gehört, die ganz ungerecht gegen ihn ſind, und ſein Gutes völlig ignoriren, iſt ſchon bemerkt worden. Hn. *Puggé's* Schriſt iſt übrigens, im Ganzen wenig bedeutend, obwohl auch ſie einige gute Bemerkungen enthält, z. B. S. 17 über den glückligen Blick in den Organismus der Wiſſenſchaft, der ſich dem Lehrer öfters nur auf dem Lehrſtuhl eröffne. Rec. erinnert an eine ähnliche Aeuſserung *Goethe's* an *F. A. Wolf* (ſ. deſſen Leben von Körte S. 356) und bemerkt nachträglich, daſs die in Hn. *Beneke's* Schrift S. 40 Note geäuſserte entgegengeſetzte Anſicht („die beſten Gedanken kommen nur, wenn wir *einſam* denken") ihm nicht richtig zu ſeyn ſcheint; ferner S. 25 über Entfernung der Studenten von der ſ. g. geſellſchaftlichen Welt, über Corporationen S. 41, über Honorare S. 46, über das Verhältniſs der Univerſitäten zum Staat u. d. m. Zum Schluſſe theilt der Vf. zum (obwohl überflüſſigen) Beweiſe, daſs es jetzt beſſer mit den Sitten auf unſeren Univerſitäten ſtehe als vor zweyhundert Jahren, eine Anzahl Stellen aus einer alten Schrift mit, die den Titel führt: „Chriſtliche Erinnerungen von den aus den evangeliſchen Hohen Schulen in Teutſchland an manchem Ort entwichenen ordnungen und Ehrbaren Sitten, und bei diſsen Elenden Zeiten eingeſchlichenen Barbareyen vor etzlichen Jahren aufgeſetzt durch *Johannem Matheum Mayfartum.* Schleuſsingen 1636."

Hn. *Morſtadt's* Polemik (No. 6) iſt bereits ſattſam, obwohl nicht eben rühmlich, aus ſeinen Angriffen gegen mehrere der würdigſten und berühmteſten unſerer Rechtsgelehrten, wie *Martin*, *Mittermaier* u. A., bekannt. Wie es demnach einem bloſsen „Bürgerlehrer-Seminar-Director (den er S. 36 Note gar zu einem Dorfſchulmeiſter-Lehrer degradirt; vgl. dazu noch S. 36 Note) ergehen würde, der nicht einmal die Würde eines Univerſitätslehrers hat, war vorauszuſehen. Der Titel redet von der Vertheidigung der Univerſitäts-Profeſſoren gegen Dr. *D's.* Schmähungen und *Recepte.* Eine Vertheidigung gegen *Recepte!!?* Der dem Schriftchen vorgeſetzte Avis *au lecteur* beginnt wie folgt: „Wer einerſeits die *Scharteke* von *Dieſterweg* über d. V. a. d. U. durchblättert hat, und andererſeits meine *Geſchäftsüberladenheit* (das klingt, als ruhte das halbe Badiſche Staatsgebäude auf Hn. *M.s.* Schultern!) kennt, weiſs *a priori*, daſs der Hr. Seminardirector in dieſer Defenſionsſchrift ſicherlich nicht die Rolle des *Eſels* ſpiele, ſondern bloſs allein die des *Sackes*, wiewohl freylich eines höchſt ſtaubigen Sackes, welcher des *Klopfſtockes* bedarf und ihn ertragen muſs, ſo lange noch ein Injurienretorſionsrecht gilt." *Ex ungue leonem!* Doch iſt die Beſcheidenheit zu rühmen, mit der Hr. *M.* ſich als bloſser „Klopfſtock" zu erkennen giebt! Sodann wird *D's.* Schrift als ein ſchnurriges Vademecum (!!) bezeichnet, und geſagt: „meine zufälligen Streitgenoſſen, die Herren *Leo* und *Alſchefski*, werden, bey Anblick dieſer Blätter, lächelnd der doppelten Wahrheit gedenken: „*duo cum faciunt idem, non eſt idem* und „*les beaux esprits se rencontrent.*" Gruſs und Handſchlag ſey ihnen andurch entboten.' Rec. glaubt allerdings, daſs die erſte Wahrheit jedem, auch den HH. *L.* und *A.* einleuchten werde, zweifelt aber, ob die zweyte hier paſſe, und ob jene ſich beeilen werden, in die dargebotene Hand unſeres *Klopfſtocks* einzuſchlagen. Hn. *Leo* insbeſondere möchte wohl einfallen, was *Polonius* zum *Laërtes* ſagt: „*but do not dull thy palm with entertainment of each new-hatch'd, unfledg'd camrade.*" Daſs es an anderen weidlichen Schimpfreden in dieſen Schriftchen nicht fehlt, verſteht ſich. Man könnte ſich davon wie aus *Fallſtaffs* Reden ein kleines Idiotikon entwerfen. Etwas komiſch macht es

ſich, wenn dicht neben dem „Charlatan," oder nach den Vorwürfen von Stumpfſinn, Geiſtloſigkeit, Unwiſſenheit, Albernheit, Lügenhaftigkeit, Ignoranz, Gedankenloſigkeit und Sprachunkunde, mit denen Hr. *M.* den „Ariſtarchen, den Pamphletiſten, Sykophanten, Streithahn" (wie er Hn. *D.* bezeichnet) überſchüttet, auch der der *Politurloſigkeit* ſich findet. „Der Keſſel ſchilt den Ofentopf, ſchwarz ſind ſie alle beide!" ſagt *Goethe.* Hr. *M.* ſelbſt läſst es übrigens nicht daran fehlen, in ſeiner Defenſion den Profeſſoren mancherley Böſes nachzureden, und ſie z. B. S. 16 ſehr der „obſequioſen Schmiegſamkeit" zu beſchuldigen! „Sieht man nicht die Mehrzahl der Profeſſoren um Ordensbänder und Titel um die Wette buhlen, Fürſten und Miniſter in Bücherdecatoren öffentlich räuchern, und die Univerſitätscuratoren in Literatur- und Politik-Zeitungen lobhudeln?" — Warum hat Hr. *M.* nicht auch erwähnt, daſs es Profeſſoren giebt, die ſich nicht ſcheuen, ein *Falſum* zu begehen, und das Publicum zu betrügen, indem ſie auf den Titel ihrer Bücher von einer 2ten ſehr vermehrten Ausgabe reden, während nur ein neuer Titel und neue Vorrede „angeſchuht" oder „angenietet" (um von ſolchen *Gewerbs*kniffen und handwerksmäſsigen Schriftſtellereyen angemeſſen zu reden) iſt? *Steinlein* führt als Beyſpiel eines ſolchen Falſums in ſeiner Volkswirthſchaftslehre S. 126 die angebliche 2te Ausgabe von *Say's* Darſtellung der Nationalökonomie, überſetzt von *Morſtadt*, an! Sehr ſtark erklärt ſich der Vf. S. 33 u. ſ. w. gegen Alles, was noch von *Zucht-* und *Corporations-Geiſt* oder Weſen ſich in den Univerſitäten findet, namentlich das „*Zünfttigkeitspatent*" (das ſ. g. Ordinariat als die „ausſchlieſsliche Theilnahme Befugniſs am Verkauf der Doctorhüte, und an den Senats- und Facultäts-Beſchlüſſen", S. 29), ferner gegen die Beſoldungen der Profeſſoren, die bloſs von Honoraren leben ſollen („dieſen *Beſoldungen*, heiſst es S. 60, widerfährt noch zu viel Ehre, wenn man ſie mit den *abſurden* Ausfuhrprämien vergleicht"). Rec. findet in allem dieſem nur eine einſeitge national-ökonomiſche Anſicht, wie ſie überdieſs ſchon *Ad. Smith* aufſtellte (V. Nat. Reichth. Bd. III. S. 111 nach der Garveſchen Ueberſ.); auch erklärt Hr. *M.* ſich (S. 52) gegen die *kleinen* Univerſitäten und die ſehr gegründete, von allen des Univerſitätsweſens Kundigen gebilligte Warnung des Hn. *D.*, die Univerſitätsſtädte nicht aus kleinen in groſse Städte zu verlegen, für ein eben ſo *verrücktes* Präſervativrecept, wie den Rath an einen Seereiſeluſtigen: „Hüte dich vor dem Beſteigen eines *groſsen* Schiffes." Rec. meint, um einmal in Hn. *M's.* Tone zu ſprechen, dieſe Vergleichung ſey ſelbſt „verrückt" und paſſend wie die Fauſt aufs Auge. Einige gute Bemerkungen finden ſich allerdings auch in dieſem Schriftchen, z. B. S. 8 über Vocationen, S. 13 u. 20 u. ſ. w. über den pſychologiſchen Grund, warum ſo manche Profeſſoren von den Studenten verſpottet werden; auch findet ſich für die Gelehrten-Geſchichte hie und da eine Notiz niedergelegt Aber im Ganzen iſt das Ergebniſs unbedeutend; die ganze angebliche Defenſion iſt durch ihre anſtöſsige Form höchſt zweckwidrig, und ruft nur zu ſehr das bekannte italiäniſche Sprüchwort den Univerſitäten in's Gedächtniſs; Gott bewahre uns vor unſeren *Freunden*, vor unſeren Feinden wollen wir uns ſchon ſelbſt bewahren!

K. H. S.

KURZE ANZEIGEN.

Medicin. *Prag* in Commiſſion b. Kronberger u. Weber: *Beyträge zur geſammten Natur- und Heil-Wiſſenſchaft*, herausgegeben von Dr. *W. R. Weitenweber*. Erſtes Heft. Mit zwey Steintafeln. 1836. 152 S. in gr. 8.

Eine in zwangloſen Heften erſcheinende Zeitſchrift, deren Tendenz der Titel bezeichnet. Sie enthält: Praktiſche Bemerkungen über den gieſshübler Sauerbrunn, vom Herausgeber; eine Abhandlung über den Bau der Kryſtall-Linze des Auges, von *Corda* (mit Abbildungen); über den Humboldtit, nach M. di Rivero; über die Rückenmarksentzündung, von *Schreiter;* eine Aufzählung und Beſchreibung der in Böhmen wildwachſenden Veroniken, vom Herausgeber; praktiſche Erfahrungen mit dem Schwefelalkohol, vom Prof. *Engel;* mykologiſche Beobachtungen, von *Corda* (mit Abbildungen); praktiſche Verſuche mit der Tinctur des Giftſumachs, vom Herausgeber; entomologiſche Beyträge, von *Fieber* (mit Abbildungen); Forſchungen im Gebiete der Epidemiologie, von *Tuwar;* Notizen über den Winter 1834 im Banate, und Beurtheilungen der Diſſertationen an der k. k. Univerſität zu Prag. Das lobenswerthe Streben der Redaction, durch die Sammlung einzelner Abhandlungen belehrend zu nützen, iſt unter der Beyhülfe wackerer Mitarbeiter, wovon namentlich, nebſt dem Herausgeber, die Herren *Engel* und *Tuwar* als denkende Aerzte ſich auszeichnen, vor der Hand von einem ſolchen Erfolge belohnt, daſs wir dieſem Unternehmen das beſte Gedeihen zu wünſchen Urſache haben.

— e —.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

JANUAR 1837.

MATHEMATIK.

1) München, b. Fleischmann: *Karl Christian Friedrich Krause's handschriftlicher Nachlass.* Herausgegeben von Freunden und Schülern desselben. Zweyte Abtheilung: *Mathematik.* Auch unter dem besonderen Titel: *Novae theoriae linearum curvarum originariae et vere scientificae, specimina quinque prima.* Ed. Prof. *H. Schroeder.* Cum figurarum tab. XV. P. I. 1835. XII u. 102 S. 4. (1 Thlr. 20 gr.)

2) Dresden, in der Walther'schen Hofbuchhandlung: *Neue Curvenlehre. Grundzüge einer Umgestaltung der höheren Geometrie durch ihre ursprüngliche analytische Methode,* von *Adolph Peters,* Dr. der Philosophie u. s. w. Mit 4 Steintafeln. 1835. XXII u. 263 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Wir verbinden die Anzeige der vorstehenden beiden Werke, nicht nur, weil sie Einen und denselben Gegenstand behandeln, Eine und dieselbe Idee auffassen, und mit deren Darstellung und Ausführung beschäftiget sind, sondern auch, weil die Vff. von beiden durch ihre Ideen in die Fortbildung der Wissenschaft bedeutend einzugreifen, und eine Umgestaltung der höheren Geometrie in dereinstigen Bearbeitungen und Darstellungen derselben herbeyzuführen behaupten, und folglich, wenn diese Behauptung wahr ist, es von geschichtlichem Interesse seyn muss, auf die gleichzeitige und von einander unabhängige Entdeckung derselben aufmerksam gemacht zu haben. Wenn auch die Grundgedanken, nämlich die Grundbegriffe vom Wesen der Curven, uns weniger, als neu erscheinen, und es auch in der That nicht seyn können, indem dieselben sich unstreitig jedem theoretischen Kopfe schon längst bey Betrachtung krummer Linien aufgedrungen haben mussten, sobald er nur über die Natur derselben nachdachte, so muss doch die Entwickelung der Theorie aus ihnen, und die wirkliche Ausführung und Aufbauung derselben über ihnen als neu anerkannt werden; ja, wir werden selbst jene als neu geltend machen müssen, wenn es uns nicht, wie bey vielen Entdeckungen gehen soll, dass sie nämlich, nachdem sie gemacht sind, uns wie alt erscheinen, weil sie, als so ganz einfach, uns im Gefühle lagen, dass man sie kaum neu finden kann, und durch ihre Entdeckung so überrascht wird, dass man sich wundert, nicht längst auf sie geführt worden zu seyn.

Diese neuen Lehren sind ein Werk des philosophischen Talents — Feststellung der Grundbegriffe vom Wesen der krummen Linien — Entfaltung des unter denselben stehenden Systems von Erkenntnissen — analytische Darstellung desselben, und Erweisung dieser analytischen Methode als der wahrhaft nothwendigen, d. i. aus der Natur und dem Wesen des Gegenstandes selbst unmittelbar hervorgehenden. *K. Ch. F. Krause* war, wie er selbst sagt, schon seit 1799 im Besitze dieser Auffassungsweise. Ihn befriedigte nicht die herkömmliche Theorie und Darstellung, weil sie nicht aus der Natur der krummen Linien selbst, sondern vielmehr aus gewissen äusseren Beziehungen derselben hergeleitet war. Er trug daher seine ursprüngliche Lehre (*theoriam genuinam s. originariam* — was wohl am zweckmässigsten durch *natürliche Lehre* zu übersetzen wäre) vom Kreise, so wie sie im zweyten Hauptstücke des vorliegenden nachgelassenen Werkes von ihm enthalten ist, schon in den Jahren 1802 bis 1804 in seinen Vorlesungen über reine Mathematik zu Jena vor, kündigte daselbst die auf dasselbe Princip gebaute allgemeine Theorie der Polygone in seiner Dissertation: *De philosophiae et matheseos notione, earumque intima conjunctione (Jenae* 1802) an, handelte auch in seiner Schrift: *Anleitung zur Naturphilosophie,* Jena 1804, S. 127 ff., über seine ursprüngliche Methode der Curven, und erwähnte wieder später in der Schrift: *Tagblatt des Menschheitlebens,* Dresden 1811, No. 1 des *literarischen Anzeigers* S. 3 jener Kreistheorie. Der Vf. sagt, dass er seit dem Jahre 1802 alle ihm übrige Musse der Ausbildung jener Theorieen der Polygone und der Curven gewidmet, und die Theorie und die Construction derjenigen Linien, welche seiner Lehre gemäss vom ersten und zweyten Grade sind, und derjenigen, die von trigonometrischen und logarithmischen Functionen abhängen, in den letzten Jahren zur Erledigung gebracht habe, um sie nun, sobald es die Zeit gestatte, zu veröffentlichen. Nach dem Tode des Vfs. vereinigten sich nun dessen Freunde, *H. Schröder* und *Hermann v. Leonhardi,* zur Herausgabe seines handschriftlichen Nachlasses. — Hr. *A. Peters,* unbekannt mit *Krausens* Forschungen und dem hierüber öffentlich Mitgetheilten, wurde ganz unabhängig und durch ein gleiches Bedürfniss seines erkennenden Geistes zu derselben Auffassungsweise getrieben, und kam erst in der neuesten Zeit mit der Darstellung zu Stande, war jedoch, als ihm obige Anzeige zu Gesichte kam, mit seinen Untersuchungen schon vorgerückt, und machte deshalb hievon dem Herausgeber Hn. *v. Leonhardi,* und hierauf auch Hn. *Schröder* die nöthige Anzeige. Dieser letzte Brief ist, nebst Hn. *Schröders*

Antwort, ſo wie auch der (oben von uns mitgetheilten) Geſchichte der *Krauſe*'ſchen Entdeckungen, der Vorrede beider der anzuzeigenden Werke eingeſchaltet. Vorliegendes Werk von *Krauſe* ſind, nach des Autors eigenen Worten: „*excerpta ex opere majore, quod de hac re proxime decennio exaravi*", und ſind, nach des Herausgebers Angabe: „*primordia longioris ſeriei operum de univerſa matheſi, quae clariſſimus auctor manu ſcripta reliquit.* Auch hat ſich Hr. *Peters*, um ſein Werk zugleich mit dem *Krauſe*'ſchen erſcheinen zu laſſen, genöthiget geſehen, manche Unterſuchung, als noch nicht vollendet, wegzulaſſen, und von den Curven, die er ſchon gezeichnet hatte, nur einige als bearbeitet mitzutheilen. Die Unabhängigkeit aber beider Forſchungen von einander ſcheint ſich uns am beſtimmteſten aus den Ausführungen ſelbſt zu erweiſen — beide ſind gleich geiſtreich, gleich philoſophiſch, und von einem höheren wiſſenſchaftlichen Geiſte gleich innig durchdrungen und geleitet; das Werk von *Krauſe* aber trägt gleichſam das Gepräge eines älteren Daſeyns an ſich, iſt von gröſserer Ausarbeitung, und ſelbſt zuweilen bis ins Kleine gehender Ausführung und mit vollſtändigerer mathematiſcher Schematiſirung der Begriffe, Sätze und Beweiſe, während Hn. *Ps.* Werk dagegen mehr das Jugendliche des Neuen, geiſtige Friſche und philoſophiſchen, ernſten, idealen Aufſchwung beurkundet, minder ausgearbeitet, mehr mit philoſophiſcher Entwickelung der Begriffe beſchäftiget, ſich in mehr begriffsmäſsige Darſtellungen verlierend, das forſchende Auge nach allen Gegenden der Wiſſenſchaft hinwendend, die neuen Aufgaben andeutend, die neuen Unterſuchungen einleitend. Nach gewiſſen Richtungen hin ſind die Unterſuchungen bey dem Einen mehr verſolgt, nach anderen bey dem Anderen; Beide aber theilen den gleichen Grad der Ueberzeugung von der wiſſenſchaftlichen Bedeutung ihrer Ideen, indem wir bey Hn. *Peters* leſen: „Möchten wir zum Beſten der Wiſſenſchaft bald durchdringen! Eine mächtige Wirkung, und zwar auf die ganze Mathematik, kann nicht ausbleiben, geſchehe ſie nun früher oder ſpäter; um dieſes zu ſehen, bedarf es keines Prophetenblickes" — und bey *Krauſe*: „*Imo per hoc meum inventum, quod Geometrae mox altius excolent, ac licuit mihi, tota regenerabitur Geometria et ad altius doctrinae et pulchritudinis perducetur faſtigium, idque multo citius, ac id per Carteſii methodum coordinativam et polarem fieri potuit, atque olim poteſt.*" In dieſem Sinne ſagt daher auch Hr. *P.*: „Eine thätige Theilnahme iſt im vorliegenden Falle unleugbar das Wichtigſte, und das, worauf es zuletzt ankommt. Schon die ebenen Curven eröffnen der neuen Forſchungsweiſe einen weiten Spielraum; wie unermeſslich iſt erſt das von dieſer Methode noch unbebaute Feld der doppelt gekrümmten Ebenen und gebogenen Flächen! — Auf dem kaum betretenen Wege laſſen ſich überall die reichſten Lorbeeren ernten, und es kommt nur darauf an, welche Geiſter die erſten ſind, die tiefer eindringen. Möchte deſshalb die neue Methode ſich alsbald der thätigen Mitwirkung fähiger Männer erfreuen!" Und in der That, bey etwas näherer Anſicht vorliegender Werke, kann es uns nicht entgehen, daſs, abgeſehen von der logiſch und kritiſch richtigen Beſtimmung der Begriffe, ſchon die reiche Entwickelung, die wir hier wahrnehmen, das Vorhandenſeyn wahrhaft conſtitutiver Begriffe und Principien gleichſam durch die That beweiſt. Demungeachtet können wir nicht zu entſcheiden wagen, ob die neuen Methoden den behaupteten Gewinn und die vermuthete Umwälzung in die Wiſſenſchaft herbeyführen werden. Es wird allerdings viel auf die geſchickte Handhabung jener Principien ankommen, und jedenfalls bietet ſich unſeren Forſchern ein reiches Feld der Unterſuchung dar, auf welchem es ſich bald zeigen muſs, ob jene ſogenannte natürliche Methode zugleich die gröſste Einfachheit und Bequemlichkeit gewährt. Denn, wie es uns ſcheint, ſo möchte nur durch dieſe leichte Beherrſchung des reichen, unendlichen Stoffes es ihr gelingen, den bisherigen Methoden den Vortheil abzugewinnen. Doch würde ſich leicht für die Wiſſenſchaft im Groſsen der Gewinn herausſtellen, daſs, bey gehöriger Ausbildung aller Methoden und gehöriger Beſtimmung ihres Verhältniſſes zu einander, ſich eine vollſtändigere Ueberſicht und gröſsere Einheit der räumlichen Formen erreichen lieſse, obwohl wir geſtehen müſſen, daſs uns die Bearbeitung aller Formen gar nicht Zweck, im Gegentheile die Bearbeitung unbrauchbarer überflüſſig, und, ähnlich einem chineſiſchen Räthſelſpiele, nur der Unterhaltung zu dienen ſcheint. Wir werden verſuchen, im Folgenden, in ſoweit es die Kürze geſtattet, von dem neuen Ideengange und der darauf gegründeten Methode einen Begriff zu geben. Wir werden uns dabey mehr an Hn. *Ps.* Darſtellung halten, weil ſie minder mit Figuren begleitet iſt, als jene von *Krauſe*, und ſich deſshalb eher mittheilen läſst; wobey wir jedoch auf den Parallelismus Beider Rückſicht nehmen werden. In der Einleitung wird über den Werth und die Nothwendigkeit der höheren Wiſſenſchaftlichkeit geſprochen, und eine Kritik der Coordinatenmethode gegeben. Die Griechen arbeiteten den *Gehalt* der niederen, die Neueren den der höheren Mathematik zuerſt heraus. Dieſe Bearbeitungen bilden nur *eine* Hauptepoche, da in ihnen entſchieden der Gehalt über die höhere wiſſenſchaftliche Form vorwaltet. Ihnen konnte es nur darum zu thun ſeyn, die Sätze zum Zwecke ihrer ſtrengen Beweisführung zu ordnen; aber der Begriff von einer *Nothwendigkeit der Form*, und daſs es auf dieſe eben ſo ſehr, als auf die Nothwendigkeit des Inhaltes ankomme, lag ihnen fern. Die entſcheidende Frage für jede theoretiſche Methode iſt jetzt die, ob ſie eine *nothwendige* ſey, d. h. ob ſie durch die Entfaltung des Wiſſenſchaftsbaues oder durch die Entwickelung der Grundidee der Wiſſenſchaft geboten ſey; durch ſie entſtehe ein natürliches Syſtem der Mathematik, und nach dieſem ſtrebe die höhere Wiſſenſchaftlichkeit, deren Weſen in einem Denk-Organismus mit innerlich nothwendiger Gliederung, kurz, in der Nothwendigkeit der Form beſtehe. Die höhere Wiſſen-

ſchaftlichkeit ſtelle die Foderung, die Wiſſenſchaft aus den Principien genetiſch zu conſtruiren, ſo daſs der Gang ihrer Entwickelung und ihr Stoff die äuſserſte Durchſchaulichkeit erhält. Daſs aber gerade und gewöhnlich die gröſsten mathematiſchen Talente für dieſe ächte, ſyſtematiſche Vollendung zu wirken abgeneigt ſeyen, möge wohl daher rühren, daſs dieſelben durch den Stoff zu ſehr angezogen würden, und dann, daſs nicht immer mit groſsem *mathematiſchen* Vermögen ſich *philoſophiſcher* Geiſt verbinde. — In Betreff dieſer philoſophiſchen Begründung ſagt *Krauſe*: „*Matheſeos hiſtoria educti ſcimus, omnes principales hujus ſcientiae progreſſus a philoſophis viris factos eſſe, a Pythagora atque Platone usque ad Carteſium et Leibnitium; et in ſpecie initia ſcientifica Geometriae analyticae Carteſio praecipue deberi notum eſt. Quin etiam mea haec curvarum originaria theoria et methodus per metaphyſica principia et organi ſcientiarum generalis ſupremas leges, ergo ope philoſophiae, a me et inventa et exculta fuit.*“ Hierauf führt nun Hr. *P.* jene Ideen insbeſondere in Bezug auf die Coordinatenmethode der höheren Geometrie durch. Ungeachtet ihrer, ſeit *Descartes*, faſt zweyhundertjährigen Ausbildung und ihrer ungemeinen Leiſtungen mit Hülfe der durch *Leibnitz* und *Newton* entdeckten höheren Analyſis, befriedigt ſie doch das Bedürfniſs des Geiſtes und der Wiſſenſchaft nicht vollkommen, denn ſie iſt *einſeitig*, und eine nur *relative* und *willkürliche* Methode. Ihre nothwendige Folge aus den Principien der Wiſſenſchaft läſst ſich nicht nachweiſen — daher ein mangelhaftes Lehrgebäude der analytiſchen Geometrie, die künſtliche Eintheilung der Curven, und die uneigentlichen Verfahrungsarten bey vielen einzelnen Unterſuchungen. *Relativ* iſt dieſe Methode, weil ſie räumliche Beſtimmungen vorausſetzt, die *auſser* dem definirten Gebilde liegen. Nimmt man nämlich die Sache rein begriffsmäſsig, und folgt der genetiſchen Darſtellung derſelben, ſo ſieht man leicht, daſs das Geſetz der Curven ganz für ſich beſteht, und unabhängig ſowohl von der Bewegung paralleler Coordinaten, als auch derjenigen polarer. Dieſe Methoden ſind daher nur in Bezug auf die geſetzmäſsig ſich verbreitenden Flächen, indem dieſelben durch *fortſchreitende* oder *drehende* Bewegung erzeugt werden, von abſoluter Bedeutung, dagegen ſie in Bezug auf die Begrenzung der Flächen nur relativ ſind. Darin liegt der Grund, weſshalb die Quadraturen und Alles auf die Fläche Bezug habende nach der Coordinatenmethode ſo leicht ausgeführt werden, dagegen die andere Unterſuchung in Rückſicht der Länge, der Krümmung, der Geſtalt, ihres Laufes durch charakteriſtiſche Puncte, und ferner eine ſtreng begriffsmäſsige Eintheilung, ein natürliches Syſtem der Curven nach derſelben Methode ſolche Schwierigkeiten darbieten. Beide Methoden erſcheinen hienach als einſeitig; aber die hier gemeinte iſt als Grundmethode anzuſehen, denn die Curve iſt nicht allein unabhängig von der Fläche, ſondern auch eher, als ſie, d. i. die Linie iſt elementarer, als die Fläche.

Der zweyte Abſchnitt enthält die Entwickelung, ſowie auch die allgemeine Bezeichnung des urſprünglichen Begriffs der ebenen Curve. Der Hauptunterſchied aller räumlichen Gröſsen nämlich gründet ſich 1) auf die räumliche *Ausdehnung an ſich*, und 2) auf *den Winkel* als Lagenverſchiedenheit. Die *gerade Linie* iſt die einfachſte Ausdehnung, der *ebene Winkel* dagegen ſtellt die einfachſte Lagenverſchiedenheit (zweyer geraden Linien) dar. Es müſſen daher alle Bildungen der Geometrie durch *fortſchreitende* und *drehende* Bewegung geſchehen. Durch Bewegung des Punctes entſteht die Linie; verändert er dabey ſeine Richtung nicht, ſo entſteht die gerade; verändert er ſie, ſo entſteht die gebrochene oder krumme, je nachdem die Veränderung discret (ſtellenweiſe) oder continuirlich (an allen Puncten) geſchieht. Demnach iſt das Weſen der Curven: eine Vereinigung des ſtetigen Fortſchrittes mit ſtetiger Drehung oder Richtungsveränderung. Dieſe beiden Gröſsen nun, des Fortſchrittes (oder der Bogenlänge) und der Drehung (oder des Winkels) in ihrer Vereinigung ſind Gegenſtand der Wiſſenſchaft, in ſofern ſie nämlich als *zwey von einander geſetzmäſsig abhängige*, *veränderliche Gröſsen* gegeben ſind. Dabey verſteht ſich von ſelbſt, daſs dieſe Gröſsen durch Zahlen ausgedrückt, und daſs dieſe (da ſie ſich auf verſchiedene Einheiten, nämlich auf irgend eine anzunehmende abſolute Längeneinheit und Drehungseinheit oder Winkelgröſse beziehen), als unbenannte Zahlen gedacht werden müſſen. Benennt man nun den Fortſchritt mit s, und die damit verbundene Drehung durch w, ſo iſt der allgemeinſte Ausdruck für alle ebenen Curven: $w = f(s)$, oder $s = \varphi(w)$ (wo f und φ die allgemeinen Functionszeichen ſind). Wäre z. B. die beſondere Function $w^2 = s$ gegeben, ſo hätte man für die Drehungen $\frac{1}{10}$, $\frac{1}{2}$, 1, 2, 10, reſpective die Längen $\frac{1}{100}$, $\frac{1}{4}$, 1, 4, 100, und wäre dabey die abſolute Einheit für s, 4 Zoll, die Einheit für w aber der rechte Winkel, ſo wäre für die Drehungen 9°, 45°, 90°, 180°, 900°, reſpective die Länge 0, ''04; 1'', 4'', 16'', 400''. — Das erſte Specimen bey *Kr.* zerfällt in zwey Abtheilungen; die erſte iſt eine rein philoſophiſche und weitläuftige Entwickelung der Grundbegriffe der Wiſſenſchaft, als Vorbereitung für die folgende Theorie, und die zweyte handelt nicht minder weitläuftig von dem allgemeinen Begriffe des Gegenſatzes der Gröſsen, namentlich der geometriſchen. Weit kürzer finden wir daſſelbe bey Hn. *P.* Die Gleichheit der Principien aber, von denen Beide ausgehen, führt ſie natürlich zu denſelben Reſultaten. Bey Hn. *P.* finden wir aber noch auſserdem eine Nachweiſung der Urſprünglichkeit der analytiſchen Methode für die höhere Geometrie überhaupt, und ſein Urtheil über analytiſche und ſynthetiſche Methode zieht durch Scharfſinn und Tiefe gleich ſtark an, und dringt ſich mit überzeugender Gewalt auf. Wir können die Ausführungen, welche beide Schriften enthalten, leider hier nur berühren, müſſen aber wünſchen, daſs ſich Viele mit ihnen beſchäftigen mögen, um den reichen, entwickelungsfähigen Stoff zu bearbeiten; denn ge-

wiſs — möge auch davon ſtehen und fallen, was da wolle — an fruchtbaren Keimen fehlt es in ihnen nicht. — Den Parallelismus beider Schriften bemerkt man leicht. *Kr.* ſagt S. 20. §. 44: „*Linea curva eſt extenſio ſimplex, ſeu longitudo directionem internam continuo mutans,*“ und alle weiteren Ausführungen dieſes Begriffes und der eben genannten des Fortſchrittes, der Drehung und des Gegenſatzes in den Bewegungen ſind völlig gleich bey Beiden. Derſelbe zweyte Abſchnitt bey Hn. *P.* giebt auch den Begriff der doppelt gekrümmten Linien und gebogenen Flächen auf ganz analoge Weiſe. Dieſe Betrachtungen, obwohl ganz allgemein gehalten, ſind doch höchſt klar geſchrieben, und wie alle anderen Darſtellungen des Vfs. durch Eleganz ausgezeichnet und erfreuend. Das allgemeine Reſultat iſt: „Die urſprüngliche Methode iſt diejenige Methode der höheren Geometrie, nach welcher jede Linie in der Ebene vermöge des Gröſsengeſetzes und die gegenſeitige Abhängigkeit ihrer veränderlichen Länge und ihrer Drehung oder Richtungsveränderung gedacht oder erzeugt, und nach allen ihren Beziehungen und Eigenſchaften durch zweckdienliche Handhabung dieſes Abhängigkeitsgeſetzes erkannt wird; diejenige Methode, die ferner auch die doppelt gekrümmten Linien und gebogenen Flächen vermittelſt Functionen zwiſchen den an ihnen vorkommenden einfachen Ausdehnungen und Richtungsveränderungen beſtimmt und erſchöpft.“

Im dritten Abſchnitte verbreitet ſich Hr. *P.* insbeſondere über die Eintheilung der Curven. Bisher theilte man die Curven nach den Graden ihrer Gleichungen ein, und dann dieſe Claſſen wieder nach Arten, dieſes aber nur in Beziehung auf Form und äuſsere Merkmale, mithin wieder nach einem ganz anderen Principe. Jedoch ſind dieſe Unterſuchungen noch nicht beendiget, und der Vf. giebt daher nur Andeutungen, nachdem er zwey Hauptſyſteme von Eigenſchaften unterſchieden, einen Umriſs eines allgemeinen Syſtems der abſoluten Eigenſchaften der ebenen Curven gegeben hat. Die Curve muſs als eine, nach allen Richtungen, die ſie einſchlägt, ohne Ende fortſchreitende und ohne Ende ſich drehende gedacht werden, alſo s ſowohl, als w, ohne Ende fortgehend, und nun werden in §. 26 und §. 27 Eintheilungsprincipien vorgeſchlagen (als: die *Länge* des Curvenarms iſt ohne Ende, oder die *Drehung* deſſelben iſt ohne Ende; ferner: gleiche Stärke der Krümmung an allen Puncten, oder ſtetige Veränderung derſelben). Dieſs bedarf freylich noch weiterer Unterſuchungen; aber wie wichtig es iſt, wird man zugeben, wenn man anders das Unbefriedigende der bisherigen Eintheilungen gefühlt hat. Auch bey *Kr.* vernehmen wir verſchiedentlich Andeutungen über denſelben Gegenſtand S. X: „*Secundum methodum a me inventam originariam lineae curvae ita dividuntur in claſſes, genera atque ſpecies, uti id ex curvitudinis eſſentia legibusque profluit, ita ut earundem genuinus organismus nunc primum in lucem protrahatur. Sed genuina haec curvarum diviſio, ab omnibus diviſionibus per omnes, adhuc excultas methodos factis, diverſa eſt. Sic verbi cauſa lineae, quae ſecundum methodum originariam ſunt primi gradus algebraici, ſunt circulus et antiloga, ſecundi vero algebraici gradus lineae ſunt numeri novemdecim etc.*“ — Und weiter leſen wir S. 23. §. 54: „*Linearum curvarnm in genera diviſio primaria nititur tribus ſpatii dimenſionibus. Aut enim extenſio ſimplex ſ. linea directionem internam continuo mutat intra extenſionem duplicem rectam, hoc eſt, in eodem plano, et vocatur* c u r v a p l a n a; *aut eadem mutat directionem ſecundum omnes tres ſpatii dimenſiones — ejusmodi lineae duplici reſpectu curvae ſunt, ergo* c u r v a e d u p l i c i s v a c a n t u r c u r v a t u r a e.“ Und §. 55: „*Sed interna curvarum et planarum et dupliciter curvarum in genera diviſio de curvedinis ipſius, qua talis, natura petenda eſt etc.*“ Und §. 57: „*Quodſi ergo curvedo h. e. curvitas qua talis nempe definita longitudinis et anguli relatio, determinetur ſecundum omnes categorias, orietur genuina ſ. originaria lineae curvae, per definitiones eſſentiales, totales et conſtitutivas, in genera et ſpecies diviſio.*“ Hienach werden die Curven nach den Begriffen von Quantität, Qualität und Relation eingetheilt in *identiſche* und nicht *identiſche*, oder *unicurvae* und *verſicurvae*, in *endliche* und *unendliche*, und der Relation nach iſt die Krümmung an ſich und nach äuſseren Verhältniſſen des Raumes betrachtet. Alle dieſe Momente ſcheinen uns jedoch noch zu wenig unterſucht und geprüft zu ſeyn, um eine beſtimmte reelle Anwendung zu geſtatten; es wird aber vielleicht gelingen, wenn man die Formen der Functionen noch damit verbindet. Doch die bisher mitgetheilten Begriffserklärungen ſind minder neu, als die analytiſchen Unterſuchungen, welche auf ſie gegründet und ihnen gemäſs ausgeführt ſind.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

K L E I N E   S C H R I F T E N.

Schöne Künste. *Freyburg* im Breisgau, b. Waizenegger: *Drillinge*, gefunden im Nachlaſſe eines Trappiſten. Herausgegeben von Dr. *Adolph Lewald.* (ohne Jahrzahl.) 90 S. 8. (12 gr.)

Sollte es unter Kritikern einen Optimiſten geben, ſo könnte dieſer mit dem angeſtrengteſten Bemühen doch weiter kein Lob für dieſe trivialen Erzählungen herausbringen, als daſs ſie nicht gemein und daſs ſie kurz ſind. Vir.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

JANUAR 1837.

MATHEMATIK.

1) München, b. Fleischmann: *Karl Christian Friedrich Krause's handschriftlicher Nachlass.* Herausgegeben von Freunden und Schülern desselben. Zweyte Abtheilung: *Mathematik.* Auch unter dem besonderen Titel: *Novae theoriae linearum curvarum originariae et vere scientificae, specimina quinque prima.* Ed. Prof. *H. Schroeder* etc.

2) Dresden, in der Walther'schen Hofbuchhandlung: *Neue Curvenlehre. Grundzüge einer Umgestaltung der höheren Geometrie durch ihre ursprüngliche analytische Methode*, von *Adolph Peters* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

In demselben zweyten Abschnitte spricht Hr. *P.* über die Gleichungen des ersten und zweyten Grades zwischen jenen beiden vareablen s und w (bey *Kr.* l und w). Die allgemeine Gleichung des ersten Grades zwischen ihnen ist $Aw + Bs + C = 0$, aus welcher sich für $C = 0$, $Aw + Bs = 0$, oder $w = -\frac{B}{A}s$, als Gleichung des Kreises (bey *Kr.* $w = \frac{q}{p}l$), ergiebt. Diese Discussion ist höchst einfach, aber die darauf folgende der Gleichung des zweyten Grades, weniger ausgeführt, scheint bedeutend schwieriger. Bemerkenswerth ist der Begriff von Wechselcurven, welcher hier gegeben wird, nämlich von zwey solchen Curven, in deren einer die Länge eben so von der Drehung, wie in der anderen die Drehung von der Länge abhängt, wie z. B. nach den Gleichungen $As = \frac{B.\log w}{w}$ und $Aw = \frac{B.\log s}{s}$. Diese Curven haben in den meisten Fällen entgegengesetzte Eigenschaften. Denselben Begriff giebt *Kr.* in jenem ersten Specimen, indem er S. 27. §. 67 sagt: „*Quaelibet ergo functio dupliciter per lineam curvam exprimi potest, nempe aut discutiendo* $l = f(w)$ *aut disutiendo* $w = f(l)$", und die jener Function entsprechende Linie *linea angularis*, die andere aber *linea longitudinaris* nennt, und ferner: „*Curva longitudinaris erit plerumque forma diversa a curva ejusdem functionis angulari. Ex gr. curva logarithmica spiralis longitudinaris, determinata per functionem* $w = b^a \log. l$ *ab angulari forma* ($l = b^a \log. w$) *plane differt..... Et hanc quidem lineam nomine specialis logarithmicae Geometrae bene norunt, sed secundum methodum polarem; angularis vero eosdem, quod sciam, plane effugit*" — und fügt hinzu: „*harum spiralium logarithmicarum constructionem equidem libro singulari inedito absolvi.*"

Im vierten Abschnitte verbreitet sich Hr. *P.* weitläuftiger über die allgemeinen Methoden zur Bestimmung der absoluten Eigenschaften der Curven (das System jener absoluten Eigenschaften hat er bereits im vorhergehenden Abschnitte skizzirt). Hier zeigt sich ohne Zweifel die neue Methode äusserst vortheilhaft; indem sich die sogenannten *besonderen* Puncte der Curven ohne allen weitläuftigen oder künstlichen Calcul unmittelbar durch eine einfache Betrachtung und Analyse der Function, und durch Vergleichung derselben für bestimmte Annahmen mit ihrer geometrischen Bedeutung ergeben. Sehr einfach sind auch die Untersuchungen über Krümmungsstärke, Krümmungskreise u. s. w.; warum aber über Concavität und Convexität so weitläuftig gehandelt wird, sehen wir nicht ein. Es sind diess an sich einfache Sachen, bey welchen uns aber der Vf. allzuweit auszuholen scheint.

Im fünften Abschnitte führt uns endlich Hr. *P.* zur Anwendung des bisher Gelehrten. Hier werden einzelne Curven untersucht. Zuerst die Kreislinien, deren Gleichung $w = a.s$ hier noch einmal discutirt wird, und aus welcher, nach den gelehrten Grundsätzen, die Eigenschaften und besonderen Puncte, Krümmungsverhältniss, Convexität und Concavität, und (nach des Vfs. eigenthümlicher Begriffsbestimmung) die Selbstbedeckung und Selbstausmessung bestimmt werden. Diese Lehre vom Kreise hat *Kr.* im zweyten Specimen seines Werkes abgehandelt; es ist jene Lehre, die er, wie wir oben gesagt haben, schon in früherer Zeit vorgetragen hat; wir finden sie auch am meisten entwickelt und am sorgfältigsten ausgebildet, daher sie auch fast eben so viel Raum einnimmt, als alle nachfolgenden Untersuchungen. Es zerfällt nämlich dieses Specimen in zwey Abtheilungen, deren erste weitläuftig die *elementare* Entwickelung der Lehre vom Kreise aus jenen einfachen Principien der Drehung und des Fortschrittes darstellt; und es ist eben so anziehend, als belehrend, zu sehen, wie die Gesetze des Kreises und die ganze Kreislehre unserer bisherigen Elemente der Geometrie sich auf diese Weise darstellen. Die zweyte und nur kurze Abtheilung giebt die analytische Behandlung, die Discussion jener Kreisgleichung $l = \frac{p}{q}w$, jedoch nur

in Bezug auf die ersten Eigenschaften derselben, als der einzigen, vollkommen gleichförmig gekrümmten Linie und in Bezug auf die Construction derselben nach jenen Principien, und erst im folgenden vierten Specimen werden die allgemeinen Eigenschaften der Curven betrachtet. Anordnung und systematische Folge sind in beiden Schriften oft verschieden; bey *Kr.* sind oft Einzelnheiten ausgeführt, bey Hn. *P.* sind mehr die allgemeinen Gesichtspuncte festgehalten, und seine einfache, systematische Anordnung, verbunden mit seiner meist klaren und sich immer durch Eleganz auszeichnenden Darstellung, erleichtert sehr den Ueberblick und die Einsicht in die neue Lehre. Ausgezeichnet in dieser Hinsicht, und überhaupt höchst anziehend sind die weiteren Untersuchungen, die Hr. *P.* in jenem fünften Abschnitte folgen läst. Es wird die Gleichung des zweyten Grades von der Form $Cs^2 + Dw + Es + F = 0$ für alle besonderen Fälle, die hinsichtlich der Coefficienten Statt finden können, untersucht, und dann die absoluten Eigenschaften dieser Curve, als der einfachsten nach dem Kreise, aus der Gleichung $Cs^2 + Dw = o$, oder $w = \frac{C}{D} s^2$, oder kurz $w = a \cdot s^2$ und $s = \pm \sqrt{\frac{w}{a}}$ abgeleitet (nachdem gezeigt worden ist, dass der obigen allgemeinen Gleichung, wenn nur C und D endlich gesetzt werden, nur eine einzige Curve entspricht, deren einfachste Lage durch die Gleichung $w = a \cdot s^2$ ausgedrückt erscheint). Die Curve hat zwey Aeste, die nach entgegengesetzten Seiten in sich gewunden sind. Hierauf wird ihre Wechselcurve $c = a w^2$, $w = \pm \sqrt{\frac{s}{a}}$ untersucht, welche eine nach aussen gewundene Doppelspirale ist. Dann wird die Linie $s = \pm \sqrt{(w - w^2)}$ oder $w = \frac{1}{2} \pm \sqrt{(\frac{1}{4} - s^2)}$ untersucht. Ihre äussere Gestalt fällt verschieden aus, je nachdem die Drehungseinheit angenommen wird. Jener Form, welche der Drehungseinheit von 8 Rechten entspricht, giebt der Vf., wegen ihrer Aehnlichkeit mit einer Lyra, den Namen *Lyracordis*. Hierauf wird die Linie $w = a \cdot \frac{1}{s}$ entwickelt, diejenige, für welche der Fortschritt im umgekehrten Verhältnisse mit der Drehung steht. Sie gehört der allgemeinen Gleichung des zweyten Grades von der Form $Bws + Dw + Es + F = 0$. Dieselbe Linie ist es, über welche sich *Kr.* am weitläufigsten verbreitet in seinem fünften und letzten Specimen, und welche er *Antiloga* nennt. Ueberdiess giebt Hr. *P.* noch, kurz andeutend, einige Beyspiele von höheren Curven. *Kr.* dagegen hat noch ein viertes Specimen: *de circuli linea evoluta atque evolvente*, eingeschaltet, worüber sich bey Hn. *P.* nichts findet. Endlich handelt Hr. *P.* im letzten Abschnitte noch in der Kürze über Rectification der ebenen Curven aus der ursprünglichen Gleichung; jedoch zeigt sich hier wenig Eigenthümliches und Vortheilhaftes der neuen Methode, weil diese Untersuchung eigentlich den Principien dieser Methode fremd ist, indem die Rectification auf eine relative Eigenschaft des Gegenstandes gerichtet ist. Doch ergeben sich nach dieser Methode allgemeine Sätze: 1) Alle Curven von algebraischer, ursprünglicher Gleichung haben eine transcendente Rectificationsformel, sind also *nicht* absolut rectificabel. 2) Alle absolut rectificabeln Curven haben eine transcendente, ursprüngliche Gleichung. — Den Schluss macht die Ableitung der ursprünglichen Gleichung aus der Gleichung für rechtwinkelige Coordinaten, und umgekehrt, die Ableitung der Gleichung für rechtwinkelige Coordinaten aus der ursprünglichen Gleichung. Hier wird aus der Coordinatengleichung $y^2 = px$ für die apollonische Parabel, als ursprüngliche Gleichung, folgende erhalten:

$$s = \frac{p}{4}\left[\frac{\text{tg. } w}{\text{cos. } w} + \text{log. nat. tg. } (45^0 + \tfrac{1}{2} w)\right] + \text{constans},$$

welche mit jener, die *Kr.* für diese Parabel in der Vorrede historisch anführt, vollkommen übereinstimmt. Freylich ist dieser Ausdruck nichts weniger, als einfach, und man sieht nicht, wie man ursprünglich zu dieser Gleichung gelangen mag; kurz, es wird das Bedürfniss einer systematischen Uebersicht der Functionsformen, und hiemit zugleich einer Eintheilung der Curven lebhafter, als je, angeregt. Möge daher der Wunsch des Hn. *P.* erfüllt werden, dass unsere Forscher diesem Gegenstande die gebührende Aufmerksamkeit widmen; wir zweifeln nicht, dass durch gehörige Ausbildung dieser neuen Methoden der Wissenschaft wesentlicher Gewinn erwachsen könne, wenn nur die verschiedenen Methoden in das richtige Verhältniss zu einander gebracht werden, und sich gegenseitig so unterstützen, wo dann die eine das zu ergänzen vermag, was nach der anderen nur mangelhaft sich erreichen lässt. Hr. *P.* spricht auch den Wunsch aus, dass eine grössere Mannichfaltigkeit von geometrischen Formen behandelt werden möge, als diess bisher geschehen sey. Aber wahr ist, was *Kr.* sagt, und was in der Natur der Sache liegt: *Quodsi Geometria velit omnium, quae dantur, curvarum genera, vel quoad eorum definitiones constitutivas recensere et intueri, hoc finito tempore nunquam exhauriet.* Wir brauchen doch eigentlich nur diejenigen Formen zu entwickeln, welche wirklich in der Anwendung vorkommen und gebraucht werden, und jederzeit hat die Wissenschaft diese ausgebildet, so weit es nöthig war, und daher mag es kommen, dass man daran einen Anstoss findet, dass man hier so unwichtige Formen vor sich hat, und dass man über die gewöhnlichen, namentlich die Kegelschnitte, so wenig Aufschluss erhält, so dass man gar nicht beurtheilen kann, wie die neue Lehre gerade auf diese Hauptgegenstände unserer analytischen Geometrie einwirken, und auf ihre Gestaltung oder Vollendung einen wohlthätigen Einfluss ausüben werde. Vielmehr scheint in letzter Hinsicht, wie wir gesehen haben, diese Methode auf sehr zusammengesetzte Resultate zu führen. Wichtiger, als die Betrachtung vieler Formen, scheint die Ausbildung, klare, einfache Darstellung und die bequeme, geschickte Handhabung der neuen Methode .Denn es kommt auf Mittel und Werkzeuge an, deren sich

die Wissenschaft zur Beherrschung ihres Gegenstandes bedienen kann. Doch alles diess wird sich mit der weiteren Bearbeitung der neuen Methode von selbst zeigen, Vortheile, wie Schwierigkeiten, Anwendbarkeit und deren Grenzen, und Ergiebigkeit für Altes und Neues. Möchte daher die Sache den Forschern der Wahrheit empfohlen, und dem Vf. gestattet seyn, auf dem betretenen Wege bis zu gewisser Weite und Tiefe zu dringen, um uns seine Ergebnisse, sowohl zur Bestätigung seiner Behauptungen, als zur Aufmunterung für fernere Bearbeitung, mitzutheilen.

m.

NATURGESCHICHTE.

BERLIN, b. Enslin: *Jahrbücher der Insectenkunde, mit besonderer Rücksicht auf die Sammlung im königlichen Museum zu Berlin.* Herausgegeben von Dr. *Fr. Klug*, königl. Geh. Med.-Rath und Professor, Ritter des rothen Adlerordens u. s. w. Erster Band. Mit 2 illuminirten Kupfertafeln. 1834. VIII u. 285 S. 8. (2 Thlr. 6 gr.)

Dieses Werk ist eigentlich mehr oder weniger ein Commentar zu der Berliner Sammlung, deren Reichhaltigkeit sowohl, als die vortreffliche Ordnung, sie zu dem Range einer der ersten erhebt.

Zuerst wird eine Uebersicht der *Cicindeletee* der Sammlung gegeben, worin nicht wenige neue Arten und viele Berichtigungen vorkommen; auch ist dabey *Platychile pallida* zum ersten Male abgebildet. — Es folgt dann eine Uebersicht der dort befindlichen *Carabici*. Hier ist auch eine neue Gattung *Schidonychus* aufgestellt, welche ganz mit *Ctenodactyla* übereinstimmt, nur dass die Klauen ungekämmt und gespalten sind. Die einzige Art ist *S. brasiliensis*. — Zu *Helluo* sind die früher getrennten Gattungen *Odontocheilus* und *Triaena* (*Aspistomus Schoenh.*) wieder als Unterabtheilungen gebracht.

Hr. Dr. *Erichson* giebt hierauf eine Uebersicht der *Histeroides* der Sammlung, eine schöne monographische Arbeit, von der wir nur Einiges andeuten wollen, besonders um der neuen Gattungen willen. Der Vf. bringt die Gattungen in drey Gruppen: I. Der Kopf vorgestreckt (das Prosternum ohne vorderen Lappen). Hieher die Gattungen *Hololepta*, *Phylloma* und *Oxysternus (Dej.)*. II. Der Kopf ins Halsschild zurückgezogen und von der eben erwähnten Verlängerung des Prosternums aufgenommen. *A.* Die Grube zur Aufnahme des Fühlerknopfs liegt am vorderen Rande der Unterseite des Halsschildes. *a)* Die Grube auf den Vorderschienen zur Aufnahme des Fusses ist auf beiden Seiten scharf begrenzt. — *Plaesius (nov. gen.)*, *Placodes (n. g.)*, *Platysoma Leach.*, *Omalodes Dej.* *Cypturus (n. g.)*. *b)* Gedachte Grube auf einer oder beiden Seiten verwischt. *Hister*, *Hetaerius Dej.*, *Epierus (n. g.)*, *Tribalus (id.)*. *B.* Die Fühlergrube liegt auf der Mitte der Unterseite des Halsschildes. *Dendrophilus Leach.*, *Paromalus (n. g.)*. III. Der Kopf zwar auch in den Halsschild zurückgezogen, aber die Verlängerung des Prosternums fehlt, und der Mund wird unmittelbar vom vorderen Rande desselben gedeckt. *A.* Die Fühler sind unter dem Stirnrande eingelenkt. — *Saprinus (n. g.)*, *Pachylopus (n. g.)*, *Tryponaeus Eichh.* *B.* Die Fühler auf der Stirn selbst eingelenkt. — *Teretrius (n. g.)*, *Plegaderus (id.)*, *Ontophilus Leach.*, *Abraeus Leach.*

Die Charakteristik der neuen Gattungen ist folgende: *Phylloma. Hololepta Payk.*, *Hister Fabr. Mandibulae porrectae, aequales, dentatae. Maxillae prope mentum insertae. Prosternum latum, planum, parum elevatum. Tibiae extus edentatae, subspinosulae, anticae intus dente basali. Tarsi omnes graciles, teretiusculi. Abdomen segmento dorsali penultimo maximo suborbiculari, horizontali, ultimo brevi subinflexo. Corpus quam maxime planum.* Nur eine Art. *Hololepta Payk. corticalis.* — *Plaesius. Mandibulae exsertae, aequales, dentatae. Mentum transversum, apice bisinuatum. Antennae funiculo sensim incrassato, capitulo ovali compresso. Scrobiculi antennales thoracis haud profundi. Prosternum postice rotundatum. Tibiae anticae dilitatae, posteriores integrae, extus triseriatim dense spinulosae. Unguiculi bini aequales. Abdomen segmento dorsali penultimo declivi, ultimo perpendiculari. Corpus oblongum, depressum.* Eine Art *Pl. Javanus*, abgebildet auf Taf. 2. Fig. 1. — *Placodes. Mandibulae exsertae, aequales, dentatae. Mentum transversum, apice medio incisum. Antennae funiculo sensim incrassato capitulo suborbiculari, compresso. Scrobiculi antennales thoracis orbiculares, haud profundi. Prosternum postice rotundatum. Tibiae anticae dilatatae posteriores subbidentatae biseriatim parce spinulosae. Unguiculi bini, aequales. Abdomen segmento dorsali penultimo declivi, ultimo subinflexo. Corpus oblongum depressum.* Eine Art *P. caffer*, abgeb. Taf. 2. Fig. 2. — Die Gattung *Platysoma* umfasst nur die dritte Familie der gleichnamigen *Leach's.* — *Cypturus. Mandibulae exsertae aequales, dentatae. Antennae funiculo sensim incrassato, capitulo globoso. Scrobiculi antennales thoracis profundi. Prosternum postice profunde emarginatum. Tibiae posteriores integrae biseriatim spinulosae. Unguiculi tarsorum anticorum singuli, posteriorum bini, inaequales. Abdomen segmento dorsali penultimo devexo, ultimo inflexo, orbiculari, utroque magno. Corpus crassum.* Nur eine Art *C. aenescens*, Taf. 2. Fig. 3, wahrscheinlich aus Ostindien. — In der Gattung *Hister* finden sich 75 Arten aufgezählt, darunter viele neue. — *Epierus. Mandibulae retractae. Maxillae mala exteriore apice barbata. Antennae in frontis margine insertae, funiculi articulo primo elongato, obconico, reliquis multo minoribus, inter se aequalibus, capitulo ovali compresso. Prosternum postice truncatum. Tibiae breves, anticae integrae, extus serrato spinulosae, posteriores teretiusculae, extus uniseriatim parce spinulosae. Corpus ovale.* Hieher *Hist. retusus Illig.* und viele Südamerikaner. — *Tribalus. Mandibulae retractae. Maxillae mala exteriore intus barbatae. Antennae in frontis margine insertae, funiculo apicem versus leviter incras-*

ſato, articulo primo ſequentibus parum majore, capitulo apice truncato. Proſternum poſtice truncatum. Tibiae anticae integrae, extus ſerrato ſpinuloſae, poſteriores teretiusculae, extus uniſeriatim parce ſpinuloſae. Corpus ſubquadratum, minutum. Hieher *Hiſt. capenſis Payk.* — Die Gattung *Paromalus* entſpricht der dritten Familie der Gattung *Platyſoma Leach.* — *Saprinus. Mandibulae exſertae. Antennae articulo ſecundo majusculo*, 3—8 *minutis aequalibus, capitulo aequali aut ſubgloboſo. Scrobiculi antennales thoracis, in proſterni lateribus ſiti. Proſternum compreſſum. Tibiae poſteriores compreſſae, biſeriatim ſpinuloſae. Abdomen ſegmento dorſali penultimo anguſto, declivi ultimo magno, perpendiculari. Corpus craſſum breve.* Zu dieſer Gattung gehört *H. rotundatus Payk.* Es ſind überhaupt 59 Arten aufgezählt. — *Pachylopus. Mandibulae exſertae. Antennae breves, articulo ſecundo majusculo*, 3—8 *brevibus, aequalibus, capitulo globoſo. Scrobiculi antennales thoracis in proſterni lateribus ſiti. Proſternum leviter elevatum argutum. Tibiae poſteriores tumidae, facie exteriore ſpinoſa. Abdomen ſegmento dorſali penultimo anguſto, declivi, ultimo magno, perpendiculari. Corpus craſſum breve.* Nur eine Art *C. dispar*, Taf. 2. Fig. 4. Vom Vorgebirge der guten Hoffnung. — *Teretrius. Mandibulae retractae. Antennae capitulo ovali, ſubcompreſſo. Scrobiculi antennales thoracis in medio ſiti. Proſternum antice ſubproductum, rotundatum, poſtice emarginatum. Pedes breves validi, tibiis compreſſis, denticulatis. Abdomen ſegmentis dorſalibus* 2 *ultimis declivibus. Corpus minutum cylindricum.* Hieher als einzige Art *H. picipes Payk.* — *Plegaderus. Mandibulae retractae. Antennae funiculi articulo* 1 *ſubgloboſo, reliquis paulo majore, reliquis breviſſimis. aequalibus, ſpiſſis, capitulo ſubgloboſo. Scrobiculi antennales thoracis prope proſternum ſiti. Proſternum latum, antice poſticeque ſubtruncatum. Pedes mediocres, tibiis inermibus. Pygidium deflexum. Corpus minutum, ſubquadratum depreſſum.* Arten ſind *H. caeſus Payk.*, *ſaucius* (*vulneratus Gylleach.*), *vulneratus Panzer Faun.* 37. 6.

Eine folgende Abhandlung ſpricht über die Arten der Gattung *Megalopus*, deren Anzahl ſich ſeit den Monographieen um das Doppelte vermehrte. Die Neuen ſind beſchrieben.

Es ſchlieſst ſich eine Ueberſicht der *Tenthredinetae* der Berliner Sammlung an. Die Gattungen, welche *Leach* aus *Cimbex* geſondert hat, ſind mit Recht wieder als Unterabtheilungen einrangirt. Neu iſt die Gattung *Plagioſera*, mit einer Art aus Braſilien. Auch die aus *Hylotoma* geſonderten Gattungen ſind eingezogen worden. Viele neue Arten ſind beſchrieben. Zwey neue Gattungen *Blaſticotoma* und *Cephalocera* ſchlieſsen ſich an, und in *Athalia* wird mancherley berichtiget.

Eine Zuſammenſtellung ſämtlicher Zwitterinſecten der Berliner Sammlung macht den Beſchluſs der Abhandlungen.

Das Ganze ſchlieſst mit einer Ueberſicht wichtiger Erzeugniſſe der Literatur. Mit der Behandlungsweiſe können wir uns aber nicht befreunden. Eine bloſse Namenaufzählung neuer Gattungen und Arten hilft dem nichts, der jene Werke entbehrt, und iſt Ueberfluſs für den Beſitzer. Hier iſt aber noch überdieſs eine groſse Ungleichheit: denn mitunter ſind die Kennzeichen gegeben, mitunter fehlen ſie. Einen kernigen, conſequent durchgeführten Auszug würden viele, ja wohl die meiſten, Entomologen mit groſsen Dank erkannt haben, ebenſo, wenn die in dieſem Aufſatze vorkommenden Namen wären ins Regiſter aufgenommen worden.

Druck und Papier ſind ſehr ſchön, die Kupfer von *Sam. Weber* vortrefflich.

— ω —

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Breslau*, b. Leuckart: *Liebe und Berufstreue.* Doppelnovelle aus den Papieren eines jungen Arztes, von *H. R. R. Belani.* 1836. Erſtes Bändchen. *Albert.* 165 S. Zweytes Bändchen. *Lyſinka.* 174 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Liebe und Pflicht laſſen den jungen Arzt einen harten Kampf an ſeinem Hochzeittage beſtehen; eine junge, ſchöne Polin ſucht Zuflucht bey ihm, den ſie mit ſeinem Oheim, einem renommirten Wunderdoctor, verwechſelt. Sie hat den Grenzcordon gegen die Cholera durchbrochen, weſshalb der Arzt ſich abſperrt, in einem räthſelhaften Briefe ſich gegen die Braut entſchuldigt, welche Geheimniſskrämerey zur Verlängerung des Romans nothwendig war; denn des Arztes Nebenbuhler hatte nun freyes Spiel, ſeine Ränke anzuknüpfen, den Arzt zu verdächtigen, und ſich bey der beleidigten Schönen als ſeinen Stellvertreter einzuſchmuggeln. Die Cholera befreyt die Reuige unmittelbar nach der Hochzeit von den unglücklichen Folgen ihrer Uebereilung; ſie reicht als Wittwe dem treuen erſten Bräutigam die Hand, die Polin findet den todtgeglaubten Gatten wieder, über den die ruſſiſche Regierung die Amneſtie ausſpricht. Die Beſchreibung des Aufſtandes in Polen hat Leben und Bewegung, und nicht mehr Beymiſchung des Schrecklichen, als zur Spannung des Intereſſe nöthig iſt, und ſo bleibt der vorzügliche Schluſs ungetrübt durch finſtere Rückerinnerungen.

F — k.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

JANUAR 1837.

ASTRONOMIE.

Stuttgart, Hofmann'sche Verlagsbuchhandlung: *Die Wunder des Himmels* oder *gemeinfasslìche Darstellung des Weltsystems* von *J. J. von Littrow*, Director der k. k. Sternwarte in Wien. Zweyte verbesserte Aufl. in Einem Bande. 1837. Mit dem Porträt des Verfassers und 117 Figuren. 788 S. 8.

[Vgl. Ergänzungsbl. zur Jen. A. L. Z. 1836. No. 32.]

Die in den letzten zwey Decennien so häufig erschienenen Lehrbücher über populäre Astronomie sind meistens von Dilletanten verfasst, welche nur gerade das geben, was sie eben verstanden haben, oder was ihnen besonders interessant zu seyn scheint. So finden sich in dieser Sammlung der Literatur Bücher für Leser von allen Graden der Fassungskraft.

Demungeachtet scheinen die richtigen Ansichten über die Verfassung des Weltsystems nicht eben sehr verbreitet zu seyn. Denn abgesehen davon, dass unter den sogenannten Gebildeten nur Wenige eine klare Vorstellung etwa von der Bewegung der Erde um die Sonne und dem davon abhängigen Wechsel der Jahreszeiten, oder auch nur von den Finsternissen und ihrem Wechsel haben, so giebt es selbst unter denjenigen, welche sich mit den Naturwissenschaften befassen, Männer, die den festen wissenschaftlichen Grund der Astronomie zum Tummelplatz leerer, wilder Träumereyen machen. *Schmiths* in Leipzig lässt die Erde von der Sonne sich allmälich immer weiter entfernen, während *Pfaff* in Erlangen die Erde der Sonne spiralförmig zuwandern lässt. Diese Herren haben leider dabey nicht bedacht, dass nach den Beobachtungen und nach der Theorie die siderische Umlaufszeit eines Planeten immer genau dieselbe bleibt, und dass daher nach dem dritten *Keppler*'schen Gesetze die Entfernung constant bleiben muss.

In der That scheint es auch den meisten Lesern astronomischer Schriften weniger um die Einsicht in den Zusammenhang der Erscheinungen, als um die behagliche Beschauung der einzelnen Weltkörper und deren besonderen Beschaffenheiten zu thun zu seyn. Da sich nun diese Letzten nicht geometrisch construiren lassen, und wegen der Mangelhaftigkeit unserer optischen Werkzeuge in den grossen Entfernungen nicht recht genau erkannt werden können, so behält die dichtende Phantasie hier einen grossen Spielraum frey, den sie mit Bildern aus der Näh' und Weite nach Belieben füllen kann. Dieses Bilderspiel, dessen Anordnung ein Jeder nach seiner Weise geschmackvoll oder geistlos versucht, mag wohl hauptsächlich die Astronomie zur sentimentalen Modesache gemacht haben. Seitdem der Postmeister *Nürnberger* von Sorau aus seine astronomischen Diligençen durch das Planetensystem gehen lässt, können alle zarten Seelen, die nur ihren schönen Gefühlen leben wollen, mit grosser Bequemlichkeit in den langweiligen Winterabenden die grosse astronomische Reise wagen. Wir aber wissen es den Meistern in der Wissenschaft besonders Dank, wenn sie uns die Wahrheit da, wo sie nicht mehr für Jederman zugänglich ist, durch ihr Ansehen und ihre Sachkenntniss schützen.

Herr *von Littrow*, bekannt als vollendeter Astronom und als astronomischer Schriftsteller durch seine theoretische Astronomie, seine populäre Astronomie und seine Vorlesungen über Astronomie, hat in vorliegendem Werke die Lehren der Sternkunde gemeinverständlich abgehandelt. Er setzt dabey in seiner hier gegebenen Darstellung den Thatbestand der astronomischen Lehren schon als gefunden voraus, ohne ihn vorher aufzusuchen, und beschränkt sich daher bloss darauf, denselben zu erläutern, und den Weg zu zeigen, auf welchem man dazu gelangte. Er geht nämlich nicht von der mathematischen Auffassung der ersten Beobachtungen allmälich zur geometrischen Construction der Erscheinungen hinüber, und von da bis zur Erklärung der Letzten aus den Grundkräften der Natur weiter fort, sondern beschränkt sich darauf, gleich anfangs die Richtigkeit des Copernikanischen Systems und die Uebereinstimmung desselben mit den Verwickelungen der Bewegungen am Himmel nechzuweisen. Dadurch möchte das Ganze wohl an Populärität gewonnen haben. Denn jener erste Weg lässt sich vollständig nur streng wissenschaftlich verfolgen, und dadurch kommt man entweder mit *H. Th. Schubert* und *Piazzi* auf alle Schwierigkeiten der Rechnung und höheren Analysis, oder mit *Bohnenberger* auf sehr künstliche Figurenvergleichung. Hr. *v. Littrow* hat hier Beides vermieden, indem er nur Resultate und Andeutungen zu ihrer Auffindung giebt. Dabey hat er aber sehr vollständig mit grosser Klarheit fast alle Lehren der Astronomie, selbst die schwierigsten, zu entwickeln gesucht. Das Werk zerfällt nach einer Einleitung in drey Abtheilungen und einen Anhang. Die erste, mit der Ueberschrift: „Theoretische Astronomie, oder allgemeine Erscheinungen des Himmels" handelt in 13 Kapiteln von der Gestalt der Erde, der täglichen Bewegung der Erde, der jährlichen Bewegung der Sonne, der jährlichen Bewegung der Erde, von der Parallaxe und

den Entfernungen der Gestirne, der Aberration, den Jahreszeiten, dem Planetensysteme, den *Keppler*'schen Gesetzen, den Folgen der elliptischen Bewegung der Planeten, von dem Monde und den Satelliten, der Refraction, Präcession und Nutation, dem Gebrauche des Himmels- und Erd-Globus. Die zweyte Abtheilung, „Topographie des Himmels" überschrieben, beschreibt die Sonne, Planeten, Kometen und den Fixsternenhimmel. Die dritte Abtheilung hat zwey Abschnitte, von denen der erste die Gesetze der himmlischen Bewegungen erklärt, und der zweyte den Gebrauch der astronomischen Instrumente lehrt. Im Anhange ist ein Verzeichniss der vorzüglichsten astronomischen Kunstwörter nebst Erklärung beygegeben.

Die Einleitung zeigt zuerst das Interesse am Studium der Astronomie, erwähnt dann der Vorurtheile, die wir ablegen müssen, um uns für ihre Wahrheiten empfänglich zu machen, gedenkt hierauf der Schwierigkeiten, welche der Erkenntniss derselben entgegen stehen, und zeigt sodann die Nothwendigkeit der Mathematik zur Ueberwindung derselben. Hier fand sich Rec. besonders angesprochen durch die S. 5 und 6 gegebene Schilderung der Schwierigkeiten, welche der wissenschaftlichen Ausbildung der Astronomie entgegenstanden. Sie enthält ein skizzirtes Bild von dem gesammten Mechanismus im Planetensysteme — kurz, aber treffend! Diesem folgt dann die Beschreibung der Kreise auf der Himmelskugel.

In den ersten beiden Kapiteln zeigt der Vf., dass die Erde eine im Raume freyschwebende Kugel ist, deren Durchmesser $859\frac{3}{10}$ deutsche Meilen beträgt, dass diese Kugel sich täglich um ihre Axe drehe, und dass aus dieser Achsendrehung die Phänomene des täglichen Auf- und Unterganges der Gestirne sich befriedigend erklären lassen. Um seine Leser von der Wahrheit dieser Sätze überzeugen, hat Hr. *v. L.* der systematischen Ordnung ein kleines Opfer gebracht, indem er die von der Schwere hergenommenen Beweise für die Axendrehung der Erde schon hier mit beybringt. Aber warum hat Hr. *v. L.* die für die gesammte Astronomie so höchst wichtigen, ja unentbehrlichen Gradmessungen der Erde, die den Astronomen allererst das Grundmass zur Ausmessung der himmlischen Räume geben, so ganz mit Stillschweigen übergangen? Wenn er derselben nicht S. 44 beyläufig gedacht hätte, so wären sie im ganzen Buche gar nicht genannt worden. Das 4te Kapitel beschreibt den Sonnenlauf in der Ekliptik und die dadurch bedingte Abwechselung der Jahreszeiten. Das folgende Kapitel erklärt Beides aus der jährlichen Bewegung der Erde um die Sonne. Das 5te Kapitel lehrt, wie man aus der Parallaxe die Entfernung der Gestirne finden könne. Es ist diess geometrisch die einfache Aufgabe, aus der bekannten Grösse der Grundlinie eines rechtwinkligen Dreyecks und dem bekannten Winkel an der Spitze eben dieses Dreyecks, unter welchem die Grundlinie erscheint, eine anliegende Seite (hier die Hypotenuse) zu finden. Die Länge der Grundlinie wird aus den Gradmessungen gefunden, und wie man den Winkel an der Spitze, d. h. der Parallaxe, durch Beobachtungen finden könne, zeigt Hr. *v. L.* S. 91 ff. Diesem folgen Betrachtungen über die wirklich gefundenen Parallaxen einzelner Gestirne, über die Genauigkeit der dazu führenden Beobachtungen, und über die jährliche Parallaxe der Fixsterne. Hr. *v. L.* erklärt mit *Bessel* die neuerdings von *Piazzi* und *Calandrelli* gefundenen bedeutenden Parallaxen am Sirius, an der Capella und Wega aus unbekannten Veränderungen am Instrumente, worin ihm Rec. beystimmt. Das folgende Kapitel behandelt hierauf mit grosser Klarheit und Vollständigkeit die Lehre von der Aberration der Fixsterne. Dieses Kapitel schliesst mit einer Betrachtung über die Wichtigkeit der erlangten Resultate und der Unbedeutendheit der Mittel, die dazu geführt haben — eine Linie von der Länge eines Zehntel Zolles und ein Paar Spinnewebfäden. Das 7te Kapitel erläutert die Vortheile, die für die Bewohner der Erde aus dem Unterschiede der Klimate und der Abwechselung der Jahreszeiten erspriessen, und zeigt, wie Beides aus der schiefen Stellung der Erdaxe auf ihrer Bahn, verbunden mit dem jährlichen Umlauf um die Sonne, entspringt. Das 8te Kapitel beginnt mit einem Ueberblick über das Planetensystem und einer Beschreibung der verwickelten Bewegungen in demselben. Es zeigt hierauf, dass eine graphische Darstellung derselben kein Gesetz und keine Ordnung erkennen lasse, und dass daher diese Bewegungen und ihre Verschlingungen nur scheinbar seyen. Hierauf werden die Versuche einer Censur unterworfen, welche von Ptolemäus bis Copernikus und Tycho de Brahe gemacht worden sind, die Oekonomie dieser beweglichen Planetenwelt zu erklären. Diese Darstellung ist besonders einfach und übersichtlich. An sie schliesst sich im folgenden Kapitel genau an die Auseinandersetzung der *Keppler*'schen Gesetze und der Theorie der elliptischen Planetenbewegung. Diese Darstellung findet Rec. ebenfalls gelungen und sorgfältig durchgeführt. Das 10te Kapitel, überschrieben „Nächste Folgen der elliptischen Bewegung der Planeten", handelt von der Bestimmung der Excentricität der Planetenbahnen, der Bestimmung der Lage der Apsidenlinie, der aus der Bewegung der Apsiden entspringenden Veränderung der Jahreszeiten in den verschiedenen Jahrhunderten und der Zeitgleichung.

Diese Gruppe von Lehren schliesst das 11te Kapitel mit der Beschreibung des Mondlaufes, seiner Phasen, der Eigenthümlichkeiten seiner Bewegung, den Finsternissen, den Bedingungen, unter denen sie stehen, und der Satelliten der übrigen Planeten. S. 221, Z. 9 v. u. steht durch einen Schreibfehler: „Uranus" statt „Saturn". Im 12ten Kapitel geht der Vf. wieder auf allgemeinere Lehren über. Es handelt von der Refraction, Präcession und Nutation. Die Theorie der astronomischen Strahlenbrechung ist einer von denjenigen Gegenständen, welche mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten umgeben zu seyn scheinen. Die scharfsinnigsten Geometer und ge-

wandteſten Analytiker haben dieſen Gegenſtand behandelt, und doch ſcheint jeder folgende mit den Verſuchen ſeiner Vorgänger wenig zufrieden geweſen zu ſeyn, *Simpſon*, *Bradley*, *Lambert*, *Oriani*, *Laplace*, *Kramp*, *Beſſel* und *Schmidt* haben nach einander ihre Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand bekannt gemacht. Beobachtende Aſtronomen behaupten, daſs die *Simpſon*'ſche Regel die Refraction am genaueſten darſtelle. Dieſs iſt um ſo auffallender, als ſeiner Theorie eine falſche phyſikaliſche Vorausſetzung zu Grunde liegt. *Simpſon* nimmt nämlich an, daſs die Dichtigkeit der Luft gleichförmig von unten nach oben abnehme; die Barometerbeobachtungen zeigen aber, daſs ſie in jeder Höhe dem Drucke der oberen Luftſchichten proportional ſey. Rec. hätte gewünſcht, daſs ein ſo genauer Kenner der Beobachtung und Theorie, wie Hr. *v. L.*, etwas hierüber geſagt hätte. Der Theorie wird wohl hier vollkommen nur durch die Entdeckung des Geſetzes der Wärmeabnahme in der Atmoſphäre geholfen werden können. Dieſen erſten Theil beſchlieſst im 13ten Kapitel die Unterweiſung im Gebrauche des Erd- und Himmels-Globus.

Der zweyte Theil, die Topographie des Himmels, giebt eine Beſchreibung der Eigenthümlichkeiten der einzelnen Weltkörper. Die neugierigen Schönen und die „gebildeten Leſer" werden es hier dem Hn. *v. L.* wenig Dank wiſſen, daſs er in der Aufſtellung der Bilder aus dem groſsen Weltpanorama nicht ſo freygebig geweſen iſt, wie in ſeiner populären Aſtronomie. Wie ſehr würden ſie ſich gefreut haben, wenn er ihnen den vollen Anblick der Schönheit einer Venuslandſchaft von einem jener hohen Bergesgipfel im friſchen Morgenglanze der aufgehenden Sonne hätte gönnen wollen! Wie ſehr würden ſie erſtaunt ſeyn, wenn er ihnen gezeigt hätte, wie jene dunkelen Streifen in der dichten Jupitersatmoſphäre eigentlich ſchwebende Semiramisgärten über einem ungeheueren Jupitersbabylon ſeyen, das eines ewigen Sommers genieſst! Wie ſehr würden ſie erſtaunt ſeyn, wenn ſie das coloſſale und pfeilſchnelle Treiben der rieſengroſsen Jovelliten in den unüberſehbaren Straſsen dieſer Hauptſtadt geſehen hätten, gegen welches alles buntſchäckige Leben unſerer Prado's und Corſo's nur ein winziges, langweiliges Maronettenſpiel iſt! Doch um dieſes Bild in ſeiner Rieſengröſse zu faſſen, hätte er ihnen erſt zeigen müſſen, daſs ſo eine Stadt, wie das hundertthorige Theben, welches im grauen Alterthume im alten heiligen Aegyptenlande ſtand, auf dem Jupiter nur ein unbedeutendes Provinzialſtädtchen am Rande der Tropengegenden iſt, in welchen $2\frac{1}{2}$ Million Jupitersmenſchen in munterer Geſelligkeit einem alten gemüthlichen, 80 Fuſs hohen Bürgermeiſter unterthan ſind, der ſeine 70 Fuſs lange Tabakspfeife mit einem Meerſchaumkopfe von der Gröſse einer Tanne, welche $\frac{3}{4}$ Ctnr. faſst, in der kurzen Zeit von 22 Minuten ausraucht. Neben dieſe rieſenhaften Freskobilder hätte er die ſchillernden Miniaturbilder aus der Veſta ſtellen müſſen. Auf dieſem Planeten, dem Lande der wahren Liliputaner, würde ein baskiſcher Schmuggler, welcher die gefährliche Pyrenäenſtation von 3 deutſchen Meilen in 4 Stunden zurücklegt, die Reiſe um die Welt mit der gröſsten Bequemlichkeit eines Spazierganges in einem Monat vollenden. Da nun aber die Rinde dieſes Planeten eine ſpiegelglatte Diamantfläche iſt, ſo würde man durch einen Schlittſchuhlauf dieſen Weg in ungleich kürzerer Zeit zurücklegen können. Auf dieſer glänzenden Spiegelfläche würde man aber keine wilden handfeſten Basken, ſondern kleine kryſtalliſirte und halbdurchſichtige Homunculi hinfahren ſehen, die ein Menſchenauge nur noch durch das Mikroſkop, wie die Infuſorien, erkennen könnnte.

Wollte er dann neben dieſe körperlichen Bilder ein feenartigeres ſtellen, ſo hätte er ſeine Leſer auf die leichtbewegliche glänzende Saturnwelt führen können. Um dieſen luſtigen Planeten würden ſie einen zarten, duftigen Fata Morganagürtel ſchweben ſehen, gewebt aus ſchimmernden Geſtalten des Aethers, auf welchen die Saturnsbewohner mit eben ſolcher Sehnſucht blicken, wie ehedem die Bewohner von Valencia auf das über ihrer Stadt hinſchwebende Eldorado.

Doch Hr. *v. L.* hat es dieſsmal verſchmäht, den Schieber vor dieſem Guckkaſten zu ziehen. Er hat uns nur das erzählt, was wir hier auf Erden an dieſen Weltkörpern meſſen und berechnen können. Doch durch die Reichhaltigkeit und Mannichfaltigkeit ſeiner Belehrungen hat er uns reichlich für dieſen Verluſt entſchädigt. Man wird mit Vergnügen dieſe Kapitel leſen, die noch mit 2 phyſikaliſchen Excurſen über Licht und Wärme bereichert ſind. S. 257 iſt durch ein Verſehen der Name des berühmten Naturforſchers *Seebeck* zweymal in „*Seebuch*" verdruckt worden. Ueberraſchend war es dem Rec., in dem Gemälde der Farbenwelt S. 255 *Brewſter*'ſche Farbengebung etwas verwiſcht wieder zu erkennen (vgl. *Brewſter's* Leben *Neuton's*, überſ. von *Goldberg*, S. 62). S. 336 und 337 gedenkt der Vf. der durch *Bouward's* Berechnungen der Störungen des Jupiters und Saturn veranlaſsten Discuſſionen über die Maſſe des Jupiters und die ſpecifiſchen Unterſchiede in der Gravitation der einzelnen Himmelskörper zu einander. Er führt dabey an, daſs *Airy* bey der Wiederholung der Beobachtungen *Pound's* die Maſſe des Jupiters $= \frac{1}{1043}$ gefunden habe. Hier muſs wohl ein kleiner Irrthum obwalten. Denn *Airy* ſelbſt giebt ſie $= \frac{1}{1047,65}$ (*Transact. of the roy astr. society* 1834).

Erfreulich wird es manchem Leſer ſeyn, S. 387 Anm. eine Möglichkeit eröffnet zu ſehen, mit den Seleniten einen Gedankenverkehr herzuſtellen, und zwar durch — Geometrie. Wenn die Seleniten nicht ſo nachläſſig in der Berichtigung des Honorars wären, ſo möchte Rec. den Vorſchlag thun, einen Lehrer anzuſtellen, welcher an der groſsen Rechentafel der Sandwüſte Sahara den Seleniten die Lehren Euklid's vortrüge. Für das Ganze dieſes Abſchnittes müſſen wir auf das Buch ſelbſt verweiſen.

Der dritte Theil behandelt die Lehren der phy-

fischen Astronomie; er spricht nämlich von den Kräften, welche den Mechanismus des Planetensystemes in Bewegung setzen und erhalten. Der Vf. hat im ersten Kapitel diesen Lehren einen kurzen Ueberblick über die Grundlagen der mathematischen Physik und der Mechanik vorangeschickt. Diese Sätze scheinen aber nicht mit der Hn. *v. L.* sonst eigenen Sorgfalt ausgearbeitet zu seyn; auch scheinen sie unter sich nicht recht zu harmoniren. Rec. muss bedauern, dass er Hn. *v. L.* in seiner Grundansicht von der Natur der Körperwelt und den Kräften der Natur nicht ganz beystimmen kann; auch muss er gestehen, dass er die Dunkelheiten nicht finden kann, die nach Hn. *v. L's.* Meinung (S. 528) das Gesetz der Trägheit, das Gesetz der Proportionalität der Kraft mit der Geschwindigkeit, das Gesetz der Gleichheit der Wirkung und Gegenwirkung und die Erklärung der Möglichkeit der Bewegung überhaupt umgeben sollen. Doch ist hier nicht der Ort, mit ihm hierüber zu streiten. Diesem ersten Kapitel folgt im zweyten die Erzählung der *Neuton*'schen Entdeckung des Gesetzes der allgemeinen Schwere. Daran knüpfen sich in den folgenden Kapiteln Erläuterungen über die Störungen und damit verwandte Betrachtungen. Der Vf. hat sich hier mehr noch, als in den übrigen Theilen dieses Werkes nur auf Mittheilung von Resultaten beschränken müssen. S. 530 sagt Hr. *v. L.*, dass man die Gültigkeit des Gesetzes der Schwere auf eine einfachere Weise nachweisen könne, als *Neuton* diess gethan habe: nämlich durch Verbindung des dritten *Keppler*'schen Gesetzes mit *Huyghen's* Gesetz der Schwungbewegung im Kreise: $K = \frac{4 r \pi^2}{t^2}$. Dieses Beweises hat sich ja auch *Neuton* wirklich bedient (vgl. *Pr. phil. nat. math. L. I. Prop. IV. theor. IV. coroll. VI.* und *L. III. Prop. I. theor. I).* Allein diess war für *Neuton* nicht ausreichend. Denn dadurch wird das Gesetz der quadratischen Abnahme der Anziehung nur bewiesen, für ein System von Körpern, welche nach dem dritten *Keppler*'schen um einen anziehenden Mittelpunct in kreisförmigen Bahnen sich bewegen. *Neuton* wollte aber dazu noch zeigen, dass dasselbe Gesetz auch gelte, wenn ein *einzelner* Körper in einer Ellipse um einen anziehenden Brennpunct sich bewegt. S. 563 giebt Hr. *v. L.* eine ungefähre Berechnung der Masse eines Doppelsternes. Er findet aus willkürlichen Annahmen die Masse eines Centralkörpers bey einem Doppelgestirn 4380 Mal grösser als die unserer Sonne. Allein wir müssen, abgesehen von der Willkürlichkeit der Voraussetzungen, vor der Annahme dieser Schlüsse besonders warnen. Denn sie setzen voraus, dass die Intensität der Anziehung zwischen diesen Weltkörpern dieselbe wie die unserer Schwere sey. Allein das könnte in jenen Regionen sich leicht anders verhalten. S. 624 glaubt Hr. *v. L.* aus den neuerdings gefundenen Wärmezunahmen in den Tiefen der Schachten, welche auf je 60 Fuss 1° Rea. betragen sollen, ganz sicher auf das Vorhandenseyn eines Centralfeuers der Erde schliessen zu dürfen. Allein man bedenke dagegen, dass wir mit unseren Schachten nicht in das Innere der Erde, sondern höchstens in das Innere ihrer Rinde langen; dass die in ihnen Statt findende Wärmezunahme leicht auch aus anderen Gründen herrühren kann; ferner, dass, wenn jene Behauptung richtig wäre, die Wärme im Mittelpuncte der Erde um 344000° R. höher stehen müsse, als an ihrer Oberfläche, und dass diese enorme Hitze eine bedeutend geringere mittlere Dichtigkeit der Erde bestimmen würde, als die Beobachtungen von *Maskelline* und *Cavendisch* geben. Rec. möchte daher um so weniger zur Annahme dieser Hypothese rathen, als sich zur Erklärung der hohen Temperatur, welche in früheren Zeiten an der Erde Statt gefunden hat, natürlichere Erklärungsgründe anbieten. Wenn man nämlich den jetzt in den Oxydationen an der Erdrinde gebundenen Sauerstoff in früheren Zeiten als frey in der Atmosphäre vorhanden voraussetzt, so erhält man eine dichtere, schwerere und sauerstoffhaltigere Erdatmosphäre, als unsere jetzige, aus der sich alle die Phänomene, die Hr. *v. L.* aus einem Centralfeuer und dessen allmälicher Zusammenziehung herleiten will, weit einfacher und natürlicher erklären lassen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Cassel, in der Burkhardt'schen Hofbuchhandlung: *Vorschule der Literargeschichte von Griechen, Römern und Deutschen*, zunächst für Gelehrtenschulen. Von Dr. *Erdmann Friedrich Petri*, Kirchenrathe, Metropolitan und Schulinspector zu Fulda, Mitgliede mehrerer auswärtiger Gelehrtenvereine. Zweyte, mit Berichtigungen und Zusätzen versehene Ausgabe. 1837. XVI u. 85 S. 8. (6 gr.)

Ebendaselbst: *Sieben Predigten von Johannes Schraub*, Pfarrer zu Calden in Kurhessen. Zur Unterstützung armer Kranker in seiner Gemeinde. Zweyte Auflage. 1837. 102 S. 8. (8 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

JANUAR 1837.

ASTRONOMIE.

Stuttgart, Hoffmann'sche Verlagsbuchhandlung: *Die Wunder des Himmels* oder *gemeinfasslische Darstellung des Weltsystems.* Von *J. J. von Littrow*, u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Besonders interessant dürfte es wohl vielen Lesern seyn, dass Hr. *von Littrow* im zweyten Abschnitt dieses letzten Theils die Lehren der beobachtenden Astronomie besonders abgehandelt hat. Er giebt in denselben ziemlich detaillirte Beschreibungen von den jetzt gebräuchlichen Instrumenten, dem Passagerohr, dem Meridiankreis, dem Multiplicationskreis, dem Theodolithen, Hadley'schen Spiegelsextanten u. s. w. Diesen folgen dann Betrachtungen über die Wahrscheinlichkeitsrechnung, als ein Mittel, die unvermeidlichen Beobachtungsfehler zu controlliren. Die Ausbildung dieses Zweiges der Wissenschaft in ihrer gegenwärtigen Gestalt ist ganz ein Werk der neueren Zeit. Kein Theil einer Wissenschaft hat vielleicht so häufige und totale Umänderungen erfahren, als wie die Instrumentalastronomie. *Tycho de Brahe*, der an die Stelle des Jakobsstabes, des Triquetrums, der Armillarsphäre und der *regula parallactica*, den Quadranten, Sextanten und Mauroquadranten setzte, ist als der Vater der neueren praktischen Astronomie zu betrachten. Die Einrichtung seiner schönen Sternwarte zn Uranienburg, die damals ihres Gleichen in ganz Europa nicht hatte, soll ihm nach *Hevels* Angabe 300,000 Gulden gekostet haben. Der Letzte, welcher zu Danzig die Beobachtungen des *Tycho* fortsetzte, erwarb sich durch die grossen Verbesserungen der Tychonischen Instrumente und die Genauigkeit seiner Beobachtungen, wobey ihn die grosse Sicherheit seines scharfen Auges sehr unterstützen mochte, den Ruhm des grössten Beobachters seiner Zeit. Er hat seine Methoden zu beobachten und seine Instrumente beschrieben in seiner *Machina coelestis.* Allein diese ersten Beobachter kannten weder die Verbindungen des Fernrohrs mit den Winkelinstrumenten, noch den Gebrauch der Uhren zur Zeitbestimmung. Noch in den letzten Jahren *Hevels* reiste *Halley* nach Danzig, um diesen grossen Astronomen zum Gebrauch des Fernrohrs bey seinen Messinstrumenten zu bewegen. Allein *Hevel* fand den Gebrauch eines so trüglichen Instruments unter der Würde eines christlichen Astronomen. Der geistreiche *Robert Hooke* sagt in seiner übertreibenden Manier, wenn *Hevel* sich der teleskopischen Dioptern hätte bedienen wollen, so würde er zehnmal bessere Beobachtungen geliefert haben; ja er versichert sogar, dass er mit einem Quadranten von nur einer Spanne im Halbmesser, der aber nach seiner Invention eingerichtet sey, zehnmal bessere Observationen anzustellen sich getraue, als *Hevel* an seinem grossen Quadranten. Indessen haben die Engländer doch immer *Hevels* Beobachtungen den Vorzug vor den seinigen eingeräumt. *Hooke* hat aber auch wirklich in seinen *Animadversionibus* und in seinen *Operibus posthumis* drey verschiedene Quadranten mit äusserst sinnreichen Vorrichtungen zur Messung kleiner Winkel beschrieben. Der eine ist mit einer äusserst künstlichen Mikrometerschraube, und der andere mit einem auf seiner Peripherie beweglichen Kreise versehen. Es scheinen aber diese Vorschläge von keinem Künstler in Ausführung gebracht worden zu seyn. Eben so wenig scheinen Astronomen und Künstler den vom Pater *Bonfa* vorgeschlagenen und in den *Journeaux des Sçavans* von 1686 beschriebenen Quadranten einer Beobachtung werth gefunden zu haben, welche nicht nur einzelne Sekunden, sondern sogar Tertien und einzelne Quarten noch angeben soll. Diese bewundernswürdige Genauigkeit glaubte *Bonfa* durch ein in der Alhidade des Quadranten angebrachtes Räderwerk erlangen zu können, dessen Getriebe und Zähne er in der angeführten Stelle genau berechnet hat. In der wirklichen Ausführung scheint *Graham* dieser Classe von Instrumenten die grösste Vollendung gegeben zu haben, namentlich durch den Bau des berühmten Mauroquadranten zu Greenwich, an welchem Halley und Flamstead beobachtet haben. Graham bereicherte die Astronomie noch mit einem neuem Instrumente, dem Zenithsector. Nachdem *Tobias Mayer* die Methode der Multiplicationen angegeben, und die englischen Künstler *Ramsden* und *Troughton* ihre besseren Methoden der Theilung erfunden hatten, vertauschte man den Quadranten mit dem Kreise, dessen Gebrauch jetzt allgemein geworden ist. Der Vorzug des letzten vor dem ersten besteht, abgesehen von der bewundernswürdigen Schärfe und Gleichförmigkeit der Theilung, die vorzüglich *Reichenbach* diesen Instrumenten gegeben hat, in der vierfachen Ablesung, der kreisförmigen Alhidade und dem besseren Gleichgewicht der einzelnen Theile. Um dieser Vortrefflichkeit der Instrumente selbst zu genügen, haben die

Aftronomen, wenn Rec. nicht irrt, zuerft veranlafst durch *Encke*, Methoden ausgebildet, um die *Fehler der Aufftellung* noch mit in Rechnung zu nehmen Um endlich die Beobachtungen felbft einer Controlle zu unterwerfen, hat *Gaufs* die Methoden der kleinften Quadrate ausgebildet. So find zwar die neueren Beobachtungsmethoden und Inftrumente weit künftlicher, als die alten geworden, haben aber auch jenen bewundernswürdigen Grad der Genauigkeit erhalten, der beynahe nichts mehr zu wünfchen übrig läfst.

Rec. hätte gewünfcht, dafs Hr. *v. Littrow* auch die Uhren befchrieben, und die Befchreibung der Fernröhre ausgeführt hätte.

Uebrigens empfehlen wir das Buch felbft fowohl zur Belehrung als zur Unterhaltung, und rühmen noch die wahrhaft pompöfe Ausftattung, welche die Verlagshandlung demfelben gegeben. Es enthält 23 Kupfertafeln, welche fich durch prächtigen Stich, reines und glänzendes Papier vortheilhaft auszeichnen.

A.

STATISTIK.

Weimar, im Landes-Induftrie-Comptoir: *Genealogifch-hiftorifch-ftatiftifcher Almanach.* Vierzehnter Jahrgang, für das Jahr 1836—1837. VIII, 810 u. 84 S. 12. (2 Thlr.)

Eines der nützlichften Bücher, das wir kennen, unentbehrlich nicht blofs dem Genealogen und Statiftiker von Profeffion, fondern überhaupt jedem gebildeten Manne, der, bey dem fteten Wechfel der Dinge, mit der Genealogie der Europäifchen Regentenfamilien in Bekanntfchaft bleiben, und einen ftatiftifchen Ueberblick der fämtlichen Europäifchen und aufsereuropäifchen Staaten fich verfchaffen will. Die ehrenwerthe Verlagshandlung, noch immer von dem Geifte befeelt, mit welchem Bertuch feine mercantilifchen Speculationen durch wiffenfchaftliche Kenntniffe zu fördern und zu heben verftand, hat auch in diefem neuen Jahrgange weder Mühe noch Koften gefpart, um den Almanach, feinem Zwecke gemäfs, zu vervollftändigen und zu berichtigen. Wir haben mehrere Artikel, in denen die uns genauer bekannten Fürftenhäufer nach ihren Gefchlechtern und Familien und ganzem Staatshaushalt behandelt find, mit Sorgfalt geprüft, und Nichts von Bedeutung in denfelben vermifst. *Die grofsen Mächte von Europa* machen den Anfang, in folgender Ordnung: Britifches Reich, Frankreich, Oefterreich, Preuffen, Rufsland; eine ftatiftifche Ueberfichtstabelle ift beygegeben. Dann folgt II *der deutfche Bund;* es werden hier die deutfchen Bundesftaaten (nebft einer ftatiftifchen Ueberfichtstabelle), die ftandesherrlichen Familien im Sinne der deutfchen Bundesacte, und die deutfchen Fürftenhäufer in den Deutfch-Oefterreichifchen, Preuffifchen, Baierifchen und Sächfifchen Staaten aufgeführt. Hierauf III *die fämtlichen übrigen Europäifchen Staaten*, als Belgien, Dänemark, Griechenland, Ionifche Republik, Kirchenftaat, Krakau, Lucca, San Marino, Modena, Niederlande, Osmanifcher Staat, Parma, Portugal, Sardinien, Schweden, Schweiz, beide Sicilien, Spanien, Toscana; mit einer ftatiftifchen Ueberfichtstabelle. Dann IV *die vornehmften aufsereuropäifchen Staaten*, nämlich Afien, Africa, America, Auftralien, zwar kürzer behandelt, jedoch jeder einzelne Staat durch eine Ueberfichtstabelle erläutert. Sodann folgt eine *Ueberfichtstabelle der ganzen Erde* und eine *ftatiftifche Ueberficht der Polarländer.* Den Befchlufs macht eine *chronologifche Ueberficht der Hauptbegebenheiten im Volks- und Staats-Leben bis* 1836, welcher noch einige, während der Bearbeitung der immer wechfelnden und die Zuftände verändernden Gegenftände nöthig gewordene *Nachträge und Berichtigungen* enthält.

Man erkennt aus diefer kurzen Ueberficht, wie umfaffend das Werk bey feinem kleinen Umfange ift, und wie fehr man überall nach Vollftändigkeit geftrebt hat. Diefe aber würde immer nur ein untergeordneter Vorzug deffelben bleiben, wenn wir nicht mit gleichem Rechte die Genauigkeit in den hiftorifchen und chronologifchen Angaben und den ficheren Tact in Auswahl und Anordnung rühmen könnten. Sollte hie und da (wie namentlich bey No. III) eine andere Reihenfolge zweckmäfsiger fcheinen, fo hilft jedem Wunfche des Suchenden das über den genealogifch-ftatiftifchen Theil angehängte vollftändige *Regifter* ab. Befonders müffen wir noch der grofsen Sorgfalt gedenken, mit welcher die ftatiftifchen Ueberfichtstabellen gefertigt find, fo wie der mit fcharfem Ueberblick und ficherer Hand entworfenen chronologifchen Ueberficht der Hauptbegebenheiten, welche uns an *Bredow's* mufterhafte Genauigkeit erinnert.

Was endlich die innere Anordnung der einzelnen Artikel anlangt, fo wählen wir, um dem Lefer einen Begriff davon zu geben, als Beyfpiel Einen Staat, und zwar den, der unferem Intereffe am nächften liegt, *Sachfen-Weimar-Eifenach*, da diefelbe Anordnung, mit wenigen Ausnahmen, auch bey den übrigen Statt findet, übrigens aber ein Auszug aus einem folchen Buche nur durch kritifche Reflexionen über die ftatiftifchen Eigenthümlichkeiten jedes Staates fruchtbar gemacht werden könnte, was wir den politifchen Staatsreformatoren gern überlaffen.

Hier wird nun zuvörderft der jetzige Beftand des *Grofsherzogl. Haufes*, mit genauer Angabe der chronologifchen Daten von Geburts- und Vermählungs-Tagen, dann werden die Grofsherzoglichen Vorfahren der Erneftinifchen Hauptlinie, Weimarifchen Zweiges, von dem Kurfürften Ernft an bis zu dem letztverftorbenen Grofsherzog, Carl Auguft, mit Beyfügung der Todesjahre, aufgeführt. Eine zweyte Rubrik begreift den *Staat*, wo die Provinzen nach dem Areal, der Volksmenge zu Ende 1835, der Städte, Marktflecken und Dörfer, die Gefamt-Bewohner nach männlichem und weiblichem Gefchlechte, nach Zahl der Vereh-

lichten, der von Almosen Lebenden, der Taubstummen, nach der National- und Religions-Verschiedenheit (Evangelische 229,576, Katholiken 9,956, Juden 1,416) angegeben, und zuletzt die Unterrichtsanstalten beygefügt werden. Sodann die *Finanzen*, nach jährlicher Ausgabe und Einnahme, wo die Bilance folgende ist:

Einnahme (mit Einrechnung des Ueberschusses vom J. 1836) -	749,845 Thlr.	1 gr.	$7\frac{6}{7}$ pf.	
Ausgabe - - - - - -	637,636 -	7 -	$1\frac{1}{21}$ -	
Ueberschuss	112,203 Thlr.	18 gr.	$6\frac{95}{168}$ pf.	

Hierauf das *Militär*. Eine dritte Rubrik berichtet über die *Staatsform*; eine vierte über den *Hof*, mit sorgfältiger Angabe des ganzen Hof-Personals. Dann V. *Titel* des Grossherzogs; VI. *Wappen*; VII. *Ritterorden*; VIII. *Staatsministerium* und *obere Behörden* bey der Justiz, bey der Administration und Polizey, bey den Finanzen, und kirchliche Oberbehörden; ferner *Unterbehörden*; endlich IX. *Diplomatisches Corps* sowohl *in* als *von* Weimar.

Der Druck des Buches ist sehr anständig, die Lettern zum Theil sehr klein, aber scharf und deutlich, und, was leider bey uns immer seltener wird, durch eine treffliche, sich gleich bleibende Schwärze gehoben.

N. v. G.

MARBURG, b. Garthe: *Was gebieten in einem constitutionellen Staate Recht und Politik in Hinsicht der Behandlung der Fremden?* Eine publicistische Diatribe mit besonderer Anwendung auf Kurhessen, von *Friedrich Murhard*. 1834. V u. 42 S. 8. (16 gr.)

Haben wir in den constitutionellen Staaten Mühe genug, die anfangs von den Fürsten aus Gutmüthigkeit oder Landesväterlichkeit bewilligten Verfassungen in ihren wichtigsten Stützen aufrecht zu erhalten zum Besten der Unterthanen: so sollten unsere klügeren Publicisten nicht zu heiss die Rechte der Fremden verfechten, z. B. der Polen, deren Genius überall Unruhen anstiftete. Man sollte sich damit begnügen, die Rechte der Bürger zu bewahren, und die Fremden, wenn es nicht zu ändern ist, ihrem Schicksale zu überlassen. Hr. *M.*, ein gewesener westphälischer Beamter, sollte besser als jeder Andere einsehen, dass man, seit dem Untergange der französischen und westphälischen Herrschaft, doch so glücklich geworden ist, der ministeriellen Willkür einige Fesseln anzulegen, und dass unsere junge Freyheit nicht trachten darf, schon jetzt die Extreme in England und in Nordamerika in Deutschland einbürgern zu wollen. Denn dass die Fremden bisweilen die Gastfreundschaft übel belohnen, ist notorisch. Die Praxis Englands ist bekannt. So lange dort die Aristokratie am Ruder war, behaupteten die Minister, dass sie autorisirt werden müssten, jeden ihnen verdächtigen Fremden über die Grenze zu schicken; sie haben jedoch dieses Recht nur mit Glimpf ausgeübt, weil ihre Mitbürger einen Stolz darein setzten, dass England das Asyl der Unterdrückten bleiben müsse. Jetzt meldet sich beym *Alien Office* jeder Fremde, und erhält beym ruhigen Betragen einen Erlaubnissschein, dort frey ein Jahr lang zu leben, auch verlängert man diese Frist ohne grosse Bedenklichkeit. Der Nordamerikaner sieht die Einwanderungen sehr gern, aber nicht aus Humanität wie Hr. *M.* glaubt, sondern aus Eigennutz; entweder um die Dienste der Eingewanderten zu benutzen, oder um sich von ihnen, wenn sie Geld mitbringen, halb eingerichtete Güter abkaufen zu lassen. Ein Theil der Nordamerikaner will die Sclaverey abschaffen; aber er hütet sich, wie alle Virginier, Karoliner, Georgier u. s. w., selbst zu arbeiten, er hat folglich ein Bedürfniss, weil er immer mehr Land urbar macht, die Einwanderung der tagelöhnernden Weissen ganz anders, als bisher, zu befördern; seine ärmere Jugend kann dann noch zahlreicher nach Westen wandern, während die unsrige bey ihm an der Küste als Handwerker oder Tagelöhner sich ernährt. Man kann also nicht zu viel von der amerikanischen Gastfreundschaft rühmen; sie ist, wo sie geübt wird, sehr beschränkt, dürfte aber sich erweitern, wenn unser Bundestag in jenen Häfen Consulate begründete, und das Schicksal der oft sehr Verlassenen und um Arbeit Verlegenen erleichterte. — Sehr Recht hat Hr. *M.* in der Bemerkung: dass die spartaner Aristokraten ihr Gebiet jedem Fremden, welcher nicht irgend einen Beruf seines Kommens legitimiren konnte, hermetisch verschlossen, und dass man in den constitutionellen Staaten jeden Schatten der Willkür misstrauisch bewacht, den sich etwa die ausübende Macht erlauben könnte. Es ist ferner wahr, dass §. 19 der kurhessischen Verfassung den Fremden verpflichtet, die Gesetze zu beobachten, und dass er dann Schutz geniessen soll. Die Constitution verhindert jedoch die Regierung nicht, unwillkommene Fremde, die einwandern, oder durchreisen wollen, abzuweisen. Denn der Vf. kann nicht beweisen, dass die Verfassung allen Fremden gegeben ist, welche sich bewogen finden, einzuwandern, wofür sich die hessischen Gemeinden jedenfalls bedanken würden. Auch hatte die Regierung eine ältere Autorisation durch die Bundesacte, jeden ihr missfälligen Fremden fortzuschicken. Nun hat zwar §. 155 der kurhessischen Verfassung alle älteren, mit der Verfassung im Widerspruch stehenden, Gesetze aufgehoben, woraus der Vf. unrichtig folgert, dass die gedachte Verfassung jenes polizeyliche Abweichungsrecht der Minister aufgehoben habe, da er wörtlich einräumt, dass der Regierung frey stehe, aus bewegenden Ursachen missfällige Fremde abzuweisen. Dieses Missfallen kann nun begründet werden durch die Autorisation des Bundestages, oder durch persönlichen Verdacht wider den Abgewiesenen. Die Superiorität der Mehrheit des Bundestages über die Bundesfürsten und die von den Letzten gegebenen Verfassungen hat der Erste bisher durch die That in Anspruch genommen und behauptet. Die These übertriebener, in den

Verfassungen begründeter, Volksfreyheiten wäre wohl niemals beym Bundestage zur Sprache gekommen, ohne die unbesonnene Gewalt und die Sturmschritte des jungen Deutschlands und derer, welche dieses begünstigten. Der Wahn des Letzten, man müsse nur augenblicklich recht Viel fodern, wo man die Schwärmerey der Freyheit in den Centralverwaltungen so ungünstig betrachtet, hat viel Misstrauen erregt, und viel Gutes verzögert. — Der Vf. räth übrigens den abgewiesenen Fremden, sich zuerst an das Ministerium des Inneren und dann an das Gesamtministerium zn wenden, welches nach der Verfassung den Grund seiner Entscheidung angeben müsse, und glaubt, was wir dahin gestellt seyn lassen, dass aus Gefälligkeit gegen auswärtige Behörden, oder wegen Staatsgefährlichkeit ein Fremder nur dann abgewiesen werden müsse, wenn die Selbsterhaltung, oder die vorauszusehende Gefahr, durch die Aufnahme solcher Personen mit der Bundesversammlung oder anderen Regierungen in unangenehme Verhältnisse zu gerathen, diese Vorsicht fodere. Noch weniger, meint der Vf., dürfte man Deutsche aus anderen Bundesstaaten abweisen. Also auch wohl dann nicht, wenn sie öffentliche oder geheime Ausweisungen empfingen, wie es zum Schaden Kassels angeblich früher oft geschehen seyn soll! — Rec. denkt, dass schon die Gemeinden, und gewiss mit Recht, Schwierigkeiten machen werden, vermögenlosen Deutschen oder Undeutschen das Bürgerrecht zu verleihen, und dass kein Ministerium Fremden von unbescholtenem Rufe, die einiges Vermögen besitzen, abweisen, aber eben so wenig den Gemeinden aufdringen wird.

X.

GESCHICHTE.

Franfurt a. d. O., in Commission b. Tempel: *Lebensbeschreibung des Herzogs Maximilian Julius Leopold von Braunschweig.* Zum Besten des Gurschschen Gestifts für verwahrloste Kinder herausgegeben von Dr. *Christ. Spieker*, Super., Prof. u. Oberpfarrer, Ritter u. s. w. 1835. VII u. 72 S. gr. 8.

Diese zwar zunächst nur zu einem Localzweck, zu der von der Stadt Frankfurt a. d. O. veranstalteten Feier das am 27 April 1835 vor 50 Jahren in den Fluthen der Oder erfolgten Todes des Herzogs Leopold von Braunschweig, und zugleich in wohlthätiger Absicht geschriebene Biographie verdient eine allgemeinere Verbreitung, da sie sich durch Klarheit, fliessende Erzählung, edle Sprache und Wärme des Gefühls vortheilhaft auszeichnet. Der Vf. konnte durch seine Verbindungen, ausser den gedruckten, handschriftliche Nachrichten aus Archiven und von Privatpersonen, so wie selbst mündliche Mittheilungen von Leuten, welche noch dem edlen Leopold von Braunschweig nahe gestanden hatten, und ihm Zeitgenossen gewesen waren, benutzen. So ist es ihm gelungen, ein recht lebendiges Bild dieses liebevollen Menschenfreundes aufzustellen. In allen Beziehungen und nach allen Seiten hin verfolgt der Vf. die kurze, aber segensreiche Wirksamkeit dieses Heros der Menschenliebe. — Wenig bekannt dürfte es ausserhalb Frankfurt a. d. O. seyn, wie er für Kunst und Wissenschaft begeistert gewesen, wie er rastlos für Schulen gearbeitet, und, nach dem Muster der *v. Rochow*'schen Rekaner Schule, eine noch jetzt seinen Namen führende Garnisonschule und selbst eine Spinnschule gestiftet, wie er für jüngere Officiere in seinem Hause eine eigene Lehranstalt errichtet und drey Lehrer besoldet, wie er sich der Armuth in jeder Gestalt, selbst der verachteten Juden, angenommen, und in den Strassen die Nächte umher nach den Jammertönen des Elends und der Krankheit gelauscht, wie er kärglich gelebt, und Alles der Armuth, ja mitunter seinen Rock vom Leibe dem Nackten hingegeben habe. Und dabey voll Regsamkeit des Geistes, durch *Jerusalem* gebildet, mit *Lessing* Italien durchreisend, mit den Gelehrten in Frankfurt am liebsten verkehrend, kein bloss weichherziger Schwachkopf, sondern ein Mann, der mit wissenschaftlichem Geiste das Kriegswesen auffasste; selbst über militärische Gegenstände die Früchte seines Nachdenkens in Schriften niederlegte (wie noch eine dergleichen Handschrift von ihm existirt), von dem Friedrich der Grosse, sein Oheim, sagte, dass er bey längerem Leben ein trefflicher Feldherr geworden seyn würde, und in dem Prinz *Heinrich* den Heldengeist seiner Brüder erkannte, wie er sich denn auch seinen Oheim, den Herzog *Ferdinand*, den Helden des siebenjährigen Kriegs, zum Muster genommen hatte. Seine edlen Gesinnungen hatte er geweckt an der Geschichte seines Hauses, selbst zu einer Geschichte der Guelfen hatte er Collectaneen und einen Entwurf gemacht, und dazu nicht bloss das Archiv zu Braunschweig, sondern auch seine italiänische Reise benutzt, ja sich späterhin noch Abschriften aus dem Vatican au diesem Zwecke verschafft. Und dieser edle geistvolle Mensch starb in dem blühenden Alter von 33 Jahren den Tod der Menschenliebe! — Es ist wahrlich gut, dass dem jetzigen, egoistischen, industriellen, genusssüchtigen, raisonnirenden Geschlechte das Bild solcher Menschen wieder aufgefrischt wird. Möchte diese wohlgelungene Schrift vielen Eingang finden!

A. Schr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

JANUAR 1837.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Berlin, b. Schröder: *Predigten und Reden bey feierlichen Gelegenheiten* von *Johann Olof Wallin*, Dr. der Theol., Ordensbischof und Pastor prim. in Stockholm, aus dem Schwedischen übersetzt und herausgegeben von *Johann Rothlieb*, deutschem Prediger in Stockholm. 1835. 309 S. (wovon 12 S. Vorrede) 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Wenn bey der täglich grösseren Ueberfüllung unserer Predigtliteratur auch noch ausländische Producte herübergebracht werden, so muss ein besonderer Beruf dazu obwalten; diess hat auch der Uebersetzer, Hr. *R.*, gefühlt, glaubt aber „gebildeten Laien und jüngeren Geistlichen hier Befriedigendes darzubieten." — Dass er diess mit Grund glaubt, und auch wir in den vorliegenden ausgezeichneten Arbeiten diesen Beruf nach der sorgfältigsten Prüfung gefunden haben, müssen wir nachdrücklichst versichern, und diese ächt evangelischen Stimmen aus dem Bruderlande, dem wir schon zu unvergesslichem Danke verpflichtet sind, weil es uns einst unsere unschätzbaren Heiligthümer mit dem Blute seiner edelsten Kinder erkämpfen half, freundlichst begrüssen, und auch unserem Landsmanne für diese wahre Bereicherung unserer Literatur aufrichtigen Dank wissen.

Hr. *J. O. W.*, geb. zu Stora Tuna in Dalecarlien, 1806 ins Predigtamt berufen, 1809 schon Dr. d. Theol., und nach schnellen Beförderungen und wissenschaftlichen Auszeichnungen 1818 schon *Pastor prim.* und *Praeses Consistorii* zu Stockholm, 1824 Ordensbischof, 1830 Oberhofprediger des Königs, ist *eine ungewöhnliche Erscheinung*, an die wir den gewöhnlichen Masstab nicht legen dürfen. Die Fülle dieses schönen Lebens durchbricht bisweilen die gewöhnlichen Schranken, die des wahrhaft Schönen aber nie; und wir finden uns darin über die Art und die grössere Ausdehnung unserer Recension, wie wir sie den gewöhnlichen homiletischen Arbeiten und auch bereits bekannten und anerkannten Männern nicht zu widmen brauchen, vollkommen gerechtfertigt, und bedauern nur, dass sie durch ein Versehen verspätet wurde.

Wir wollen zuerst eine *allgemeine Charakteristik des Ganzen* geben, seiner Grundsätze, seines Geistes, seiner Art und seiner Sprachdarstellung; alsdann in einige *einzelne Arbeiten* kurz eingehen, und zum Schlusse auch *die deutsche Sprache der Uebersetzung* kurz würdigen.

Die *Grundsätze* des Vfs., wie er sie selbst in der Vorrede eines anderen Werkes, nach der Relation Hn. *R's.*, angiebt, und in diesen Erzeugnissen seines Geistes überall bewährt, sind: *lauteres apostolisches Christenthum zu predigen;* eine höhere göttliche Offenbarung durch den Sohn Gottes ehrfurchtsvoll glaubend, aber auch die Vernunft und ihre mannichfaltige Gottesoffenbarung dankbar schätzend, denn „das Christenthum sey das Licht der Seele, aber die Vernunft das Auge", habe der Prediger die besonderen Bedürfnisse seiner Anbefohlenen sorgfältigst zu berücksichtigen, und für die Kraft seiner Rede ausser dem Worte Gottes Alles zu benutzen, was Heiliges in der Menschenbrust liege, und die Natur und Weltgeschichte und eigene Erfahrung darbiete, um Alle zuletzt „auf den Einen Grund zurückzuführen, den niemand anders legen könne", nicht in blindem Glauben, sondern um in wohlbegründeter Ueberzeugung und in einem Glauben, der durch die Liebe thätig ist, und die wahre Seelenruhe herbeyführt.

So ist denn *der Geist*, der in diesen trefflichen Geisteswerken athmet, wahrhaft *Christi Geist*, ein Geist der *lichtesten Wahrheit*, der *mildesten Liebe* und der *verklärtesten Hoffnung*, und in ihm, nach des Meisters Vorbild, der von Himmelsgeheimnissen sprach, und zugleich durch das freundliche Bild der Lilie des Feldes lehrte, die *edelste Hoheit* mit *kindlicher Einfalt* vereint, dass er sanft, aber mächtig jedes fühlende Christenherz ergreift, und jeden ahnen lässt: Alles kam aus einem höchst edlen, durch das Christenthum und des Lebens Uebung verklärten Herzen. Heil der Kirche, worin dieser Geist, wie „in der schwedischen", nach Hn. *R's.* Aussage, „als der herrschende anzusehen ist".

Hn. *Wallin's Art* ist *sehr eigenthümlich*, aber nie gesucht und sonderbar: das sonn- oder festtägliche *Evangelium* liegt zu Grunde, aber ein anderer biblischer *Eingangsspruch* giebt meistens das *Thema*, wird oft wörtlich als Thema beybehalten, und das Evangelium bietet die *Materialien* und die *einzelnen Puncte* der Disposition dar, und es ist zu bewundern, wie schicklich und natürlich er Beides zu verbinden weiss; bisweilen aber ist auch die Disposition aus dem Eingangsspruch entnommen, und das Evangelium geht nur, wie zur Hülfe, nebenher, z. B. bey der IIten. Seine *Disposition* ist immer höchst *einfach* und *na-*

türlich und ohne alle Subdivifionen, doch überall Ordnung und Zufammenhang, die Ordnung des Geiftes, der in Ordnung denkt und fühlt, bey der fich wohl ein geiftiger Faden, woran die einzelnen Perlen gereiht find, aber oft keine logifchen Puncte angeben laffen, welches Letzte freylich der beftimmter hervortretenden logifchen Klarheit und dem Behalten nachtheilig ift. Oft ift *locker*, bisweilen wirklich etwas zu locker das Band, das die Betrachtung an Text und Bibelwort bindet: der begeifterte Schwung erhebt fich in die Höhen und fenkt fich in die Tiefen, immer den einen Hauptgegenftand als Leitftern im Auge behaltend; es ift ein freyer Gang, oft Flug der Ideen, der vom Bibelworte nur den erften Schwung erhielt, und fich nur bisweilen auf ein im Evangelium gegebenes Gotteswort niederläfst, und darauf ruht, wie um neue Flugkraft zu fammeln; fo bey der VI, VIII, X, XI, XIV. Bisweilen ift *inniger* und *fefter* das Band und der Ideengang am Worte Gottes, wie bey der II und III, und diefe find gewifs die gelungenften. Glaubensbegründung und Willenserweckung find nie gefchieden, fondern beide in innerfter Lebendigkeit vereinigt, wie er denn auch in der I und X Predigt „Wahrheit" als die innerfte Einheit des Glaubens und der Sittlichkeit, wenn auch nicht dem gewöhnlichen Sprachgebrauche gemäfs, doch nicht blofs biblifch richtig, fondern auch pfychologifch tief behandelt. In feiner ganzen Art ift überrafchende Neuheit und oft wunderbar ergreifende Eigenthümlichkeit.

Seine *Sprachdarftellung* ift *reine Natur*, eine beynahe poetifche Einheit und Verfchmolzenheit der Form mit dem Inhalte, *edel* und *einfach*, *kraftvoll* und *lebendig*, ohne allen fremdartigen Schmuck, auffer dem, welcher aus der inneren Schönheit des Gedankens fich felbft erzeugt. In feinem *Ernft* ift feine Rede bisweilen ein Hammer, der Felfen zerfchlägt, in feiner *Milde* eine Frühlingsluft, vor der das Eis herunterfchmilzt, oder welche die Blumen fanft beugt und erquickt. Bisweilen *feierlich erhaben*, wie Sprache mit Gott, oder wie ein feftlicher Hymnus (vgl. den Eingang zur III), bisweilen *fanft rührend*, wie die Herzensfprache des fcheidenden Freundes, bisweilen fo *lieblich*, wie die freundliche Rede eines Kindes. — Dabey ift feine Sprache *Bibelfprache*, und wir müffen Hn. *W.* zugeftehen, dafs er Bibelftellen anzubringen weifs, wie Wenige, fo ungefucht und natürlich in das Ganze verwebt, dafs fie es mit *biblifchem Geifte* innigft befeelen, denn er denkt und fühlt in chriftlichen Bildern und Gefühlen, und weifs die fchönften Stellen fo natürlich in Beziehungen und Umgebungen feiner Rede zu fetzen, dafs fie, wie mit wunderneuem Reize, das Gemüth tief ergreifen. — Bisweilen fliefst in feine Rede auch eine *poetifche Strophe* ein. Obgleich wir nun für diefe in Predigten nicht find, weil fie leicht etwas Spielendes der Rede geben, und durch die Poefie des Inhalts und den Rhythmus einen für die vorhergehende und nachfolgende Profa nachtheiligen Contraft bilden, und alfo nur etwa zum Schluffe paffen möchten, fo ftehen doch diefe einfach fchönen Strophen, meiftens heiliger Lieder, mit der blühenden, begeifterten Nähe in fo geringem Contrafte, dafs fie wie unwillkürlich als liebliche Blüthen an feinem fchönen ftarken Lebensbaume hervorgetrieben fcheinen; wir wollen darum wegen ihrer mit dem edlen Geifte nicht rechten, der auch diefe Blümlein aus heiligem Lande in feinen fchönen Feftkranz zu flechten wufste. Verfchmäht doch auch felbft der gothifche Dom unter feinen himmelanftrebenden Palmenfäulen u. hohen Apoftelbildern nicht das lieblich verfchlungene Laubwerk.

Nun über Einzelnes noch einige kurze Andeutungen. Mit Ausnahme der VIII und IX find diefe Arbeiten fämmtlich Cafualpredigten und Cafualreden, in denen Hr. *W.* beweift, dafs er den homiletifchen Grundfatz, die allgemeine Predigt durch Individualifirung fpeciell, und die Cafualpredigt durch allgemein gültige und anwendbare Ideen allgemein zu machen, verftehe. Die drey erften find Antrittspredigten, mufterhaft durch die wohlwollende Herzlichkeit und durch Mäfsigung in Verfprechungen. In der II dürfte der Text etwas willkürlich und von der exegetifchen Bedeutung abweichend benutzt erfcheinen, befonders wenn bey Angabe der wichtigften Eigenfchaften des Seelforgers nach Luc. 5, 1 ff. „fahre auf die Höhe" die Grundlage zu der Eigenfchaft eines „hohen Ernftes" wird. Zugleich ift wohl nicht zu verkennen, dafs die S. 40 unter dem „furchtlofen Muth" vorgetragenen Ideen mit diefem in weniger oder gar keiner Berührung ftehen. In der III herrlichen Predigt, „die Stadt Gottes", möchte die Abficht, „den Guten zu gefallen und den Anderen zu *mifsfallen*", wohl ein wenig zu ftark ausgedrückt feyn. Bey der IV läfst fich aus dem Eingangsfpruche: „wir haben hier keine bleibende Stadt", nicht das Thema ableiten: „was der Menfch für unbeftändig hält, ift dem Chriften beftändig", diefer *Gegenfatz* liegt nicht darin. Auch zeigt fich bey der Ausführung, dafs dasjenige, was der Menfch (beffer: der weltliche Menfch), für unbeftändig hält, keinesweges *daffelbe* ift, was dem Chriften beftändig ift, fondern er hat etwas Anderes und Befferes dafür. Auch find die einzelnen Puncte deffen, was die Welt für unbeftändig hält, „das Leben", „die Arbeit" und „die Freude" nicht natürlich aus dem Ofterevangelium Marc. 16, 1 ff. *herauserklärt*, fondern ein wenig künftlich *hineingelegt*, z. B. die Vergänglichkeit des *Lebens* in die Worte: „der Sabbat, der vergangen war", der *Arbeit*: „vergebens ward der Stein vor des Grabes Thür gewälzt" u. f. w. Ueberdiefs enthält auch das *Exord.* fchon das Wefentliche der ganzen Predigt. Und S. 70 enthalten die Worte: „frifst der Same der Zerftörung am Inneren", ein uns nicht paffend fcheinendes Bild; „der Same" „*frifst*" nicht an etwas. Doch hat wohl die fehlerhafte Behandlung des Textes in dem Mifsftand ihren Grund, dafs ein befonderer Fall, eine Abfchiedspredigt, auf ein Ofterfeft gelegt wurde, das doch feine ungetheilte Bezie-

hung auf seinen *eigentlichen* Gegenstand fodert, so dass ein solches Festevangelium nur künstlich einem speciellen Fall angepasst werden konnte. Indess muss man auch diese Predigt lesen, um, ihrer angedeuteten Mängel ungeachtet, ihren Gehalt und ihre Vortrefflichkeit anzuerkennen. Die V, eine der herrlichsten in der ganzen Sammlung, eine Abschiedspredigt über die Worte des Mosaischen Segens, enthält ebenfalls ein Bild, das wir nicht verstehen, S. 95: die Zeit flieht dem Glücklichen „wie *Stoppeln* vor dem Winde", soll es wohl heissen: wie „*Spreu*" vor dem Winde", denn Ps. 83, 14 wird das Bild durch das Feuer deutlich, welches hier fehlt. Bey der VI dürfte wohl ein specielleres Eingehen in die besonderen Pflichten und Beziehungen des Thronerben, dessen erste Abendmahlsfeier die Veranlassung derselben war, zu wünschen seyn, da sie, einige Beziehungen am Schlusse ausgenommen, auf jeden Confirmanden passt. Bey der XV möchte die Anwendung des Textes 1 Macc. 1, 3: „er ist immer fortgezogen" (d. h. vorwärtsgezogen), nicht ganz passend seyn zu dem Thema: „der Weg vorwärts", da doch eigentlich dort von dem gewaltthätigen Zug eines ungerechten Eroberers (Alexanders des Gr.) die Rede ist. Auch fallen der erste und zweyte Punct: „der gerade Weg" und „der rechte Weg", in der Behandlung zusammen.

Den Schluss machen 2 Kirchhofsweihen (bey denen eigenthümlich, aber sehr schön, ist, dass von den Assistenten nach dem Eingange zahlreiche passende Bibelstellen verlesen werden, um zu weihen „durch das Wort, das nicht vergeht") und 8 Leichenreden. Ausser der ersten Leichenpredigt bey der Leichenfeier des Erzbischofs, welche hinreissend schön das Thema behandelt: „der Hirte nach dem Herzen Gottes", haben alle diese Reden keinen Text und kein bestimmtes Thema; sie sind überhaupt weder logisch abgemessene Parentationen, noch prunkende Panegyriken, sondern ein tiefrührender Herzenerguss, das fromme trost- und weihevolle Wort der Christen über den Gräbern ihrer Geliebten voll der mildesten Tröstungen und weltverachtender Himmelsweisheit und Himmelshoffnung. Die Letzte auf einen Zweyjährigen ist ein wunderliches Fragment, wie das Leben des kleinen Schlummerers selbst, ein wehmüthig süsses Morgenbild, eine sanftgerührte Naturpoesie von Christi Geist verklärt. — Nach diesem Allen dürften wir wohl unserem verehrungswürdigen Gaste einen Ehrenplatz neben unserem gemüthvollen *Dräseke* anweisen. Denn sind Beide auch darin verschieden, dass der zuletzt Genannte sich fester noch an das Gotteswort hält, und daraus den Geist und das Leben in bestimmten Formen entwickelt, jener im freyen Gange seiner Ideen es mehr gelegentlich, aber doch sehr fromm und ehrfurchtsvoll und ächt christlich benutzt: so spricht uns doch in Beiden ähnliche Lebendigkeit und Fülle der Ideen und des Gefühles und eine ähnliche, Geistes- und Gemüths-Verwandtschaft andeutende, eigenthümliche Art an.

Die Uebersetzung endlich ist *vortrefflich*, weil Hr. *R.* der deutschen Sprache Meister ist, und in beiden Sprache *lebt:* sie ist *ganz deutsch* und gewiss auch *treu;* es geht einem bey ihr, wie bey manchem gelungenen Porträt, bey dessen erstem Anblicke man, ohne das Original zu kennen, sogleich sagen muss: es gleicht. Uebrigens wollen wir Hn. *R.*, aus Interesse für seine rühmliche Arbeit, einige Sprachmängel, aber, wegen Enge des Raumes, nur ganz kurz andeuten. S. 32: „gefolgt von den Thränen", *verba*, die einen *dat.* regieren, lassen sich nicht so *passive* gebrauchen, also: „begleitet". S. 33 ist das Thema schwerfällig ausgedrückt, auch „antretender Seelsorger" so allein stehend ohne „sein Amt" nicht üblich. S. 35: „einverleibe dich mit hohen Gegenständen", doppelt unrichtig: „ein" gehört zu den trennbaren Vorsylben, und sich „*mit*" etwas einverleiben sagt man nicht, sondern: sich einem Gegenstand einverleiben, oder hier besser: „verleibe dir die hohen Gegenstände ein". S. 46: „dort", unbestimmt st. „darin". S. 48: „Macht gebracht", ein zu vermeidender Gleichklang, eben so S. 98 der Reim in der Prosa „sehnt" und „ertönt". S. 61: „in Gebet und Lobsingen *des* einigen Gottes", sprachwidriger *Genit. object.*, st. „in Lobsingen und Beten zu dem einigen Gott". S. 83: „Abhandlung", besser: „Betrachtung". S. 97: „wenn die Pulse stille *gestanden sind*" st. „stille stehen", das Präteritum ist ein Pleonasmus. S. 98: „Unser *Umgang* ist im Himmel" st. „unser Wandel". S. 100: „die die" Gleichlaut st. „welche die". S. 110 u. 183: „die Band*en*" (z. B. der Liebe), unrichtiger *plur.*, st. „die Band*e*", die Banden ist *plur.* von: die Bande, z. B. die Räuberbande, die R.banden. S. 112: „her*vor vor* das Angesicht", Misslaut und Pleonasmus, st. „her vor das A.". Z. 28: „wo", richtiger: „worin" oder „wobey". S. 123: „unversucht", bestimmter nach dem Zusammenhange: „unerprobt". S. 127: „*Untiefe*, in die er sich *stürzen* will", unrichtig, st. „Abgrund", Untiefe ist keine *bodenlose* Tiefe, sondern eine Stelle *ohne* Tiefe, „un" das griech. *α priv.* oder *νη*. Z. 9: „um sie zu beschwichtigen zu suchen", schleppend, st. „sie zu beschwichtigen suchend". S. 128: „beherzt", ganz gegen den Sprachgebrauch, st. „beherzigt", etwas beherzen sagt man nicht. Z. 7 v. u.: „verwahre deine Kinder, o Gott, uns", ein verrenkter und besonders am Schlusse des Perioden und Absatzes ganz tonlos ersterbender Satz, st. „verwahre, o Gott, uns deine Kinder". S. 129: „denn dann", Misslaut, st. „denn alsdann", zugleich verfehlte Construction, weil „denn" nothwendig auf „*kein* Hinderniss" geht, wodurch aber der entgegengesetzte Sinn, als beabsichtigt ist, herauskommt. S. 132: „Freybrief *für* die Beobachtung", hier meint wohl Jeder einen Brief, der freye Beobachtung gewährt, z. B. ein Freybrief für den Verkauf einer Sache, Hr. *R.* meint aber, gegen den Sprachgebrauch, einen der freyspricht *von* der Beobachtung; besser also: „Freybrief für die *Nicht*beobachtung". S. 196 ein sehr schwerfällig ausgedrückter Satz Z. 23—30, den der Raum uns nicht gestattet näher zu erörtern. S. 234:

„du neuer Gesandte", fehlerhaft, st. Gesandt*er*. Doch genug; denn S. 62 „waltete" (vom Meere) st. „wallete"; S. 105: „*Kriegs*paläste" st. „*Königs*paläste"; S. 157: „Ehr*furcht*" st. „Ehr*sucht*"; S. 219: „glücklich" st. „unglücklich"; S. 231: „an *den*" st. „an *dem*"; S. 234: „*Ster*benden" st. „*Stre*benden", rechnen wir zu den offenbaren Druckfehlern, und noch Anderes zu berühren gestattet nicht der Raum. Wenn wir aber von dem Angeführten Veranlassung nehmen, Hn. *R.* in seinen weiteren Gaben, wozu wir ihn freundlichst ermuntern, bey seiner sonst vortrefflichen Sprache, auch eine noch grössere Sorgfalt für ihre feineren Verzweigungen zu empfehlen, so geschieht diess lediglich aus der gutgemeinten Absicht, dass wir gern seine Leistungen auch von diesen kleineren Mängeln frey zu sehen wünschten.

Der Druck ist (ausser den genannten und einigen geringeren Druckfehlern), sowie auch das Papier, recht schön.

G. K. N* χ. φ.

NÜRNBERG, in der Raw'schen Buchhandlung: *Mitgabe fürs Leben.* Der confirmirten Jugend gewidmet. Ein Confirmations- und Fest-Geschenk. Neue, umgearbeitete, vielvermehrte und verbesserte Auflage. 1835. XXIV u. 302 S. 8. (geh. 16 gr.)

Frommer Sinn durchdringt diess Buch des ungenannten Vfs., und das Streben, diesen Sinn in die jugendlichen Herzen zu senken, ist unverkennbar. Sehr gern lassen wir, in dieser Hinsicht, dem Vf. alle Gerechtigkeit widerfahren. Eben so offen müssen wir aber hinzusetzen, dass dessen dogmatische Richtung uns durchaus nicht zusagt. Wir finden nämlich in ihm einen Mann, der, als ein warmer Verehrer und Anhänger der mystischen Partey, nichts höher schätzt, als *Arndt's* Paradiesgärtlein und die schönen Tractätlein, welche, Jahr aus Jahr ein, dem Wupperthale ihr Daseyn verdanken. Besonders aus seinen Lieblingsschriften schöpfte er das, was er hier giebt. Wenn wir nun auch gern zugeben wollen, dass sich manches Goldkörnlein in den Schriften jener Partey findet, so ist doch eben so wahr, dass das, was sie für Christenthum ausgeben, nimmermehr die Lehre ist, welche uns Christus gegeben, und dass, so sehr sie immer gegen Menschenwort eifern, am meisten von ihnen Menschenwort verkündigt wird. So sehr wir daher für die Idee sind, der Jugend, bey ihrem Austritte aus der Schule, eine christliche Mitgabe für das Leben zu reichen, so sehr sind wir gegen eine Mitgabe, in welcher der Geist weht, welcher in vorliegender Schrift gefunden wird. Die erste Auflage ist wenig oder gar nicht in den Buchhandel gekommen, da dieselbe zunächst nur für die Confirmanden des Vfs. bestimmt war. Wir können daher nicht beurtheilen, in wiefern diese zweyte eine „vielvermehrte und verbesserte genannt werden kann." Uebrigens ist das Buch reich an Ermahnungen, und enthält in Prosa und Versen sehr viele Lebensregeln und dogmatische Wahrheiten. Die Gedichte und Lieder sind meist den evangelischen Liederpsalmen *Woltersdorf's* entnommen; doch rühren auch einige von dem Vf. selbst her. Die erste Abtheilung enthält einen Zuruf und Unterweisung in Beziehung auf die Confirmation. Es werden unter Anderem den Confirmanden recht gute Rathschläge gegeben, z. B.: „Sey vorsichtig in der Wahl deines Umganges. Versäume keinen Tag das Gebet." Wenn der Vf. hier auch die Regel giebt: „Traue nie dir selbst und deinen eigenen Kräften", so möchten wir nur die Beschränkung machen, dass man nicht zu Viel sich selbst vertrauen dürfe. Ein Mensch ohne alles Vertrauen zu sich selbst wird nie etwas Grosses vollbringen. — Gebete und biblische Mahnstimmen machen den übrigen Theil dieses Abschnittes aus. — Der zweyte enthält: Mitgabe verschiedener Lehren, Betrachtungen und Anweisungen für den Glauben und Wandel des Christen. In diesem Abschnitte finden wir zunächst: „den heiligen und sicheren Glaubensweg eines evangelischen Christen von *H. A. Franke*, der allerdings manches Beherzigenswerthe enthält; sodann Lieder und Gebete bey dem Bibellesen; ferner eine Beantwortung der Frage: wie muss man in der heil. Schrift lesen, um sie mit rechtem Segen zu gebrauchen? ferner Sonntagsgedanken (nach *Tresch*); Heiligung der Morgen- und Abend-Stunden, Lehren der Weisheit, einige lehrreiche Erzählungen und Aeusserungen, Sprüche der Weisheit von oben." Am besten haben uns die Lehren der Weisheit gefallen, die, wenigstens zum Theil, sehr zweckmässig und gut sind. Desto weniger aber andere Lehren, die aus seiner Ultra-Orthodoxie entsprungen sind. So verdammt er z. B. alle weltlichen Lustbarkeiten und Vergnügungen, ohne Ausnahme. Aber darf der Christ sich nicht auch Vergnügen erlauben, wenn sie nur rein und schuldlos sind, wenn er nur dabey Mass und Ziel hält, und auch in der Freude seines Gottes nicht vergisst? Christum lieb haben, ist besser, denn alles Wissen, versteht der Vf. immer noch wörtlich, da es doch ausser allem Zweifel liegt, dass die Stelle, von Luther falsch übersetzt, in der Ursprache nichts weiter heisst, als: die Liebe Christi zu uns übersteigt alles Wissen, oder: wir sind nicht im Stande, die grosse Liebe Christi zu uns gehörig einzusehen.

R. K. A.

INTELLIGENZBLATT
der
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

JANUAR 1837.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

Hr. *Friedrich Krügelstein*, Director des Lyceum zu Ohrdruf, dessen eifrigen, vieljährigen Bemühungen das dortige Schulwesen, sowohl im Lyceum selbst, als in einer Real- und Sonntags-Schule, eine verbesserte Einrichtung und zeitgemäfse Erweiterung verdankt, ist von dem Fürsten Hohenlohe-Kirchberg und Langenberg zum Kirchen- und Schul-Rathe ernannt worden.

Den Bruder desselben, Hrn. Stadtphysicus D. *Krügelstein* daselbst, hat der Verein der Badischen Medicinal-Beamten zu Offenburg zu Beförderung der Staatsarzneykunde als correspondirendes Mitglied aufgenommen.

Hr. Prof. *Berzelius* zu Stockholm ist in den Freyherrnstand erhoben worden.

Hr. Prof. Dr. *Dieffenbach* in Berlin hat wegen merkwürdiger Heilung eines Marineofficiers vom Kaiser von Rufsland den St. Wladimirorden erhalten.

Der bisherige Repetent in den Fächern der Geodäsie und des Maschinenwesens bey der *Ecole polytechnique* zu Paris, Hr. *Duhamel*, ist an des verstorbenen *Navier* Stelle zum Professor der Analyse und Mechanik bey derselben Anstalt ernannt worden.

Hr. Appellations- und Landesgerichts-Rath *v. Woringen* zu Düsseldorf hat das Prädicat eines geheimen Justizrathes erhalten.

Hr. Prof. *Jac. Thomander* in Upsala ist von der theol. Facultät zu Copenhagen zum Doctor der Theologie *honoris caussa* ernannt worden.

Hr. Prof. *Eilles* zu Dillingen hat, mit Vorbehalt seines Ranges, eine Professur am neuen Gymnasium zu München, und Hr. Prof. Dr. *Pollack* zu Neuburg die Professur am Lyceum zu Dillingen erhalten.

Der auch als Schriftsteller bekannte Hr. Rittergutsbesitzer Freyherr *von Kloch* auf Massel in Schlesien ist zum Obercommissarius bey der Generalcommission zu Breslau ernannt worden.

Hr. Domprobst und Prälat *Maximilian* Freyherr *von Sommeraubekh*, früher kais. Uhlanenofficier, dann Pfarrer an der Leopoldskirche in Wien u. s. w. ist zum Erzbischof von Olmütz durch das Metropolitankapitel erwählt worden.

Dem bisherigen Professor der Medicin zu Greifswald, Hn. Hofrath Dr. *Mandt* zu St. Petersburg, ist bey seiner Entlassung aus dem preuss. Staatsdienste der Charakter eines Geheimen Medicinalrathes ertheilt worden.

Der ordentliche Professor an der Universität München, Hr. Dr. *H. F. Mafsmann*, ist mit Beybehaltung seines Ranges und Gehaltes zum Ministerialsecretär im kön. baier. Ministerium des Inneren ernannt worden.

Hr. Prof. *Hans Schnell* zu Zürich ist zum Stellvertreter des Vicepräsidenten des grofsen Rathes ernannt worden.

Der Oberlieutenant bey der königl. Militärbildungsanstalt in Dresden, Hr. *Hnr. Ad. Oertel*, als Schriftsteller rühmlichst bekannt, ist zum Hauptmann der Infanterie befördert worden.

Der bekannte niederländ. Gelehrte *Roorda von Eysinga*, früher Lehrer der malayischen Sprache und der Länder- und Völker-Kunde der ostindischen Provinzen an der königl. Militärakademie hat das Prädicat „Hoogleeraar" (Professor) erhalten.

Der ordentliche Professor der Oekonomie und Technologie an der Universität Tübingen, Hr. Dr. *Joh. Heinr. Martin Poppe*, hat das Ritterkreuz des Ordens der würtembergschen Krone erhalten.

Hr. Generalcommissär *von Schenk* in Regensburg ist zum Präsidenten des kön. baier. Oberappellationsgerichtes und Hr. Appellationsgerichtspräsident *von Hörmann* zum Generalcommissär und Regierungspräsidenten in Regensburg ernannt worden.

Der berühmte Gelehrte, Hr. Minister *Guizot* in Paris, ist zum Grofsofficier der Ehrenlegion ernannt worden.

Der Präsident der französischen Deputirten-

kammer, Hr. *Dupin* in Paris, ist zum Director der französischen Akademie ernannt worden.

II. Nekrolog.

Am 4 Nov. vor. J. starb zu Paris *Et. Jos. Bern. Delrieu*, ehemaliger Professor der schönen Literatur zu Versailles und bekannter dramatischer Dichter, geb. 1760.

Am 12 Nov. zu Thorn Dr. *C. W. Keferstein*, kön. Professor und interimistischer Director des dasigen Gymnasium, geb. 1787.

Am 26 Nov. zu Naumburg an der Saale der kön. preuss. Oberlandesgerichtsrath *Gneist*.

Am 27 Nov. zu Paris *Charles Vernet*, Mitglied des Institutes, Officier der Ehrenlegion, als Historien-, besonders als Schlachten-Maler sehr ausgezeichnet, geb. 1758.

Anfang December zu München *Bernhard von Ernsdorfer*, geistlicher Rath und Mitglied der Akademie der Wissenschaften u. s. w., Begründer und Director des seit 32 Jahren in Freysing und dann in München bestehenden Taubstummen-Institutes, in dieser Beziehung und als Schriftsteller sehr verdient, geboren zu Landshut, am 20 Aug. 1767.

Am 2 Dec. st. auf seinem Gute Brunna nahe bey Upsala der Erzbischof Dr. *von Rosenstein*, der in früherer Zeit in der schwedischen Literatur einen bedeutenden Namen hatte.

Am 10 Dec. zu Wiesbaden der evangelische Landesbischof, Dr. *Georg Em. Christ. Th. Müller*, 71 J. alt.

Am 11 Dec. zu München der besonders durch seine chirurgischen Instrumente bekannte Mechanikus *Schönlein*, als ein Opfer der Cholera.

Den 12 Dec. zu Bayreuth der Regierungsrath *Schieber*, nach dreyjährigen Leiden an der Halsschwindsucht.

Am 14 Dec. zu Stockach der königl. würtembergische Hof- und Finanz-Rath *Paul Gottl. von Tscheppe*.

Am 26 Dec. zu Zürich der als Componist bekannte Dr. *Georg Nägeli*.

Am 3 Jan. 1837 der königl. baier. Münzdirector, Ritter *von Leprieur*, 75 J. alt. Er war im Fache der Numismatik ein sehr kenntnissreicher Mann.

An dems. Tage zu München der Reichsrath Graf *v. Töring-Seefeld*, 79 J. alt.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodische Schriften.

Anzeige für Rechtsgelehrte.

Von den bereits früher angekündigten:

Kritischen Jahrbüchern für deutsche Rechtswissenschaft, herausgegeben vom Prof. Dr. *A. L. Richter*,

ist das erste Heft nunmehr erschienen und in allen Buchhandlungen zu finden.

Leipzig, am 3 Januar 1837.

Carl Focke.

Zur Nachricht für Gebildete aus allen Ständen.

Die ästhetische Zeitschrift:

Unser Planet. Blätter für Unterhaltung, Literatur, Kunst und Theater,

herausgegeben unter Mitwirkung mehrerer jungen Literaten, welche sich bisher durch Reichhaltigkeit des Unterhaltungsstoffs, durch geistreiche und anstandsvolle Freymüthigkeit ihres Tones, und durch die Theilnahme einer respectabeln Anzahl bekannter und berühmter Schriftsteller und junger hoffnungsvoller Talente, sowie durch eine sorgfältige Redactionsleitung ausgezeichnet hat, wird auch im nächsten Jahre erscheinen, und mit dem isten Januar 1837 ihren *achten* Jahrgang beginnen.

Es erscheinen wöchentlich 6 Nummern, von denen 5 der Unterhaltung, Kunst und Literatur, sowie einer *Reisezeitung* gewidmet sind. Die 6te Nummer ist den Theater-Angelegenheiten ausschliesslich vorbehalten und bietet ein vollständiges Repertorium aller neuen dramaturgischen und Bühnenerscheinungen (als solches vorzüglich *wichtig* für Schauspieler und Schauspielerinnen, die sich mehr als oberflächlich über die Interessen ihres Berufs unterrichten wollen) dar. Der Preis für den Jahrgang ist 10 Thlr. oder 18 fl. rhein. wofür ihn alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes liefern können.

In demselben Verlage erscheint ausserdem noch folgende Zeitschrift in Commission:

Unterhaltungsmagazin für die elegante Welt. Tutti frutti der in- und ausländischen Unterhaltungsliteratur, 3r Jahrgang pro 1837. Wöchentlich 4 Nummern oder 2 Bogen in gr. 8. Ladenpreis des ganzen Jahrgangs 6 Thlr. oder 10 fl. 48 kr. rhein.

Dieses Journal ist nicht allein für Leseinstitute, Leihanstalten und Journalcirkel berechnet, sondern vorzüglich auch für Privat- und Haus-Bibliotheken zur Unterhaltung in den langen Winterabenden, namentlich an Orten (z. B. auf dem Lande), wo man fern von den gewöhnlichen Hülfs-

mitteln des geistig literarischen Zeitvertreibes ist. Das Unterhaltungsmagazin gewährt in reichhaltiger Abwechselung eine Romanenbibliothek *en miniature*, und empfiehlt sich ausserdem noch durch seine zierliche Ausstattung zu einem Toilettengeschenk für Damen, welche gewiss mehr Stoff zur anständigen Unterhaltung und Erheiterung daran finden werden, als in den gewöhnlichen, dem Luxus fröhnenden Modejournalen.

C. H. F. Hartmann
in Leipzig.

Anzeige für Juristen.

In meinem Verlag erschien so eben:

Zeitschrift für Civilrecht und Process.

Herausgegeben
von *Linde*, *Marezoll*, *von Schröter*.
10ten Bds 1s Hft. Ladenpreis des Bandes von 3 Heften. gr. 8. brochirt 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Inhalt dieses Hefts.

I. Nur einer Verbesserung, keiner Reform von Grund aus, bedarf die Civilrechtspflege in Deutschland. Von Hn. Dr. *W. H. Puchta*, Landrichter in Erlangen. — II. Von den Intercessionen überhaupt und einigen Arten derselben im Besonderen. Von Hn. Oberappellationsgerichts-Advocaten Dr. *Sintenis* in Zerbst. — III. Zu der Lehre von den *bona vacantia*. Von *v. Schröter*. — IV. Ueber das Verbot der Einsegnung der zweyten Ehe in der katholischen Kirche. Von Hn. Hofgerichts-Advocaten Dr. *Uihlein* in Heidelberg.

Die früheren 9 Bände dieses in der juristischen Literatur als wahrhaft ausgezeichnet allgemein anerkannten Werkes — das bey keinem mit der Rechtswissenschaft fortschreitenden Juristen und in keinem Lesecirkel vermisst werden sollte — sind fortwährend durch alle Buchhandlungen zu dem Ladenpreise von 18 Thlr. — oder 32 fl. 24 kr. zu erhalten.

Giessen, im December 1836.

B. C. Ferber.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

Bruchstücke
aus einigen Reisen nach dem
südlichen Russland
in den Jahren 1822 bis 1828.
Mit besonderer Rücksicht auf die Nogayen-Tartaren am Asowschen Meere.
Von *Dl. Schlatter.*
Mit 14 lithographirten Abbildungen und 1 Charte.
Neue wohlfeilere Ausgabe.
gr. 8. 1836. geh. 1 Thlr. 12 gr.

Wer in Länder- und Völker-Kunde Vergnügen und Belehrung sucht, findet in diesem Werke beides vereint. Der Verfasser, der sich bey 6 Jahren in der Tartarey aufhielt, hatte alle Gelegenheit, die Sitten und Gewohnheiten, den Charakter, die Sprache, Erziehung, Beschäftigungen, den Landbau, die Viehzucht etc. dieser interessanten und noch wenig bekannten Völkerschaften zu beobachten, und beschreibt solche in populärer Sprache in seiner eigenthümlichen Weise. Die Abbildungen erläutern Manches und sind eine angenehme Zugabe. Seine 3 Reisen hin und zurück bieten auch vieles Anziehende und Unterhaltende; und kaum wird irgend Jemand das Buch unbefriedigt aus der Hand legen.

Um das Werk auch minder begüterten Personen zugänglich zu machen, ist diese wohlfeile Ausgabe veranstaltet und der Preis von 3 Thlr. 8 gr. auf 1 Thlr. 12 gr. vermindert worden, für welchen dasselbe in allen Buchhandlungen zu finden oder auf Bestellung zu erhalten ist.

St. Gallen, den 15 Decbr. 1836.

Huber und Comp.

Grammatik der lateinischen Sprache für die unteren Classen der Gymnasien, nach dem heutigen Standpuncte der lateinischen Sprachwissenschaft auf eine leicht fassliche Art bearbeitet von Dr. *Fr. Wilh. Otto*, Lehrer am Gymnasium in Giessen und Collaborator am philol. Seminar daselbst. 2te Ausgabe. gr. 8. 24 Bogen Preis 12 gr.

Ueber dieses Werk meldet uns ein so eben erhaltenes Schreiben vom Rector Prof. *G. Stallbaum* wörtlich Folgendes:

„Es ist ein wesentlicher Vorzug des Buches, dass es, obgleich für den ersten Unterricht bestimmt, dennoch den Schüler gleich beym Beginn der Erlernung der Sprache dahin zu bringen sucht, dass derselbe sich des Grundes und Zusammenhanges der Sprachregeln, so weit es nur seine Bildungsstufe zulässt, bewusst werde, und fern von dem gewöhnlichen Mechanismus sich derselben, als eines geistigen Eigenthums, bemächtige. Dabey ist die Darstellung fasslich, indem nicht nur die einzelnen Regeln mit möglichster Bestimmtheit gegeben werden, sondern auch die Uebersicht alles dessen, was in das Gebiet der lateinischen Grammatik gehört, auf eine dem heutigen Standpuncte der Sprachwissenschaft angemessene Weise erleichtert wird. Es füllt daher dieses Buch in der That eine fühlbare Lücke in unserer Literatur aus, und wird namentlich von praktischen Schulmännern als eine willkommene Erscheinung betrachtet werden."

Carl Berger's Verlagsbuchhandlung
in Leipzig.

Bey Unterzeichnetem erſchien:

Ideen zu einer Methodik des Gymnaſialunterrichts aus Vernunft und Erfahrung.

Einige Monographieen von *A. Händler.*

15 Gr. oder 18¾ Sgr.

Dieſe Schrift nimmt bey der allgemeinen Aufmerkſamkeit und Beachtung, welche namentlich neuerdings von allen Seiten dem Gymnaſialunterrichte zu Theil wird, nicht nur die Beachtung aller derer, die am Gymnaſio arbeiten, ſondern auch jedes wiſſenſchaftlich gebildeten Mannes in Anſpruch.

Magdeburg, im Dec. 1836.

Rubach'ſche Buchhandlung.
(*E. Fabricius.*)

Dr. *Wilcke's* Schrift gegen *Strauſs*: Das Leben Jeſu.

In der unterzeichneten Verlagshandlung iſt ſo eben erſchienen:

Tradition und Mythe. Ein Beytrag zur hiſtoriſchen Kritik der kanoniſchen Evangelien überhaupt, wie ins Beſondere zur Würdigung des mythiſchen Idealismus im Leben Jeſu von Strauſs. Von Dr. *Wilh. Ferd. Wilcke*, Paſtor zu Rothenburg. gr. 8. 1837. Preis 1 Thlr. 12 gr.

Der den chriſtlichen Himmel ſtürmende idealiſtiſche und mythiſirende Gigant *Strauſs* iſt bis jetzt nur pygmäenartig bald an den Beinen, bald an den Armen, bald an den Ohren gepupft worden, und hat dieſes von der Höhe ſeiner reellen Gelehrſamkeit und *Hegel*-philoſophiſchen Bahn ruhig belächelt und geduldet; den nicht nur betäubenden, ſondern auch zerſchmetternden Schlag auf ſein kühnes Haupt erwartete er noch.

Mit gegenwärtigem Werke, welches zur Höhe der *Strauſs*'ſchen Gelehrſamkeit hinaufdringt, und mit den Waffen der Geſchichtskunde, ſo wie mit einem frommen Blick zum Himmel den Feind von dem Schwindelpuncte der Identitätsphiloſophie herabſtürzt — mit der *Wilcke*'ſchen Schrift iſt jener zerſchmetternde Schlag gefallen. Die Theologie, hiſtoriſche Kritik und Hermeneutik, die Religionsphiloſophie und der Rationalismus, die Erkenntniſs der Baſis der chriſtlichen Religion, haben einen ſchönen Gewinn mit dieſem Buche gemacht. Jungen und alten Theologen, Studirten und Studirenden, Geiſtlichen und Laien kann im Kampfe der jetzigen theologiſchen Parteyungen nichts *Belehrenderes*, *Aufklärenderes* und *Beruhigenderes* geboten werden.

C. H. F. Hartmann's Verlagsbuchhandlung
in Leipzig.

Bey *Carl Wigand* in Wetzlar iſt erſchienen:

Wetzlar'ſche Beyträge für Geſchichte und Rechtsalterthümer,

herausgegeben von Dr. *Paul Wigand.*

Erſtes Heft. gr. 8. geh. 8 Gr.

III. Vermiſchte Anzeigen.

Die kaiſerliche Akademie der Wiſſenſchaften zu St. Petersburg

hat in Erfahrung gebracht, daſs die Preiſe ihrer Verlagsartikel in mehreren deutſchen bibliographiſchen Werken unrichtig und zwar meiſt zu hoch angegeben ſind, namentlich aber in der neueſten Ausgabe von *Kayſer's Bücherlexikon*, in welchem z. B.

		Thlr.	gr.		Thlr.	gr.
Stritter memoriae populorum . . .	ſtatt	9	9	mit	24	—
Pallas, Reiſen, 3 Bände	ſtatt	9	9	mit	27	4
— Nachrichten über die mongoliſchen Völkerſchaften . . .	ſtatt	3	16	mit	14	12
— Flora rossica .	ſtatt	24	9	mit	76	—
— Zoographia . .	ſtatt	9	9	mit	16	16
— Tableau de la Tauride	ſtatt	—	9	mit	1	4
Falk, Beyträge zur topographiſchen Kenntniſs des ruſſiſchen Reichs	ſtatt	5	12	mit	17	—
Fiſcher, ſibiriſche Geſchichte . . .	ſtatt	1	21	mit	2	18
Gmelin, Flora Sibirica	ſtatt	11	6	mit	25	6
Güldenſtaedt, Reiſen .	ſtatt	5	15	mit	13	6
Georgi, Reiſen . .	ſtatt	3	18	mit	6	18
Lehrberg, Unterſuchungen . . .	ſtatt	2	20	mit	5	—
Acta acad. Petropolit.	ſtatt	37	12	mit	32	—
Nova acta acad. Petrop.	ſtatt	46	21	mit	58	12
Commentarii acad. .	ſtatt	45	—	mit	42	—
Novi Commentarii acad.	ſtatt	71	6	mit	60	—
Mémoires de l'académie XI Bände . .	ſtatt	37	12	mit	94	2

angeſetzt ſind.

Indem die Akademie dieſe Berichtigungen bekannt macht, unterläſst ſie nicht, in Erinnerung zu bringen, daſs die Kataloge ihrer Verlagswerke bey ihrem Commiſſionär, dem Herrn Buchhändler *Leopold Voſs* in Leipzig, *gratis* zu haben ſind.

INTELLIGENZBLATT
der
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

JANUAR 1837.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Ankündigungen neuer Bücher.

Hinweiſung auf ein wichtiges, dem deutſchen Fleiſs und Wiſſen Ehre machendes Werk für jeden nach Bildung ſtrebenden Deutſchen.

Im Verlage der *Belgiſchen Buchhandlung* in Leipzig erſcheint regelmäſsig und zwar alle 6 Wochen eine neue Lieferung von 5 zweyſpaltig und eng gedruckten Bogen (im Subſcr.-Preiſe à Lief. auf weiſsem Druckpapier 8 Gr. pr. Cour. oder 36 Kr. rhein., auf feinem Patentpapier 12 Gr. pr. Ct. oder 54 Kr. rhein.):

Deutſches
Univerſal - Converſationslexikon,
oder
vollſtändiges Wörterbuch
der für Kunſt und Wiſſenſchaft, Gewerbe, Umgang und Lectüre aus allen fremden, lebenden und todten Sprachen entlehnten und gebräuchlichen Ausdrücke, Bezeichnungen und Redensarten. Für alle Stände des deutſchen Volkes nach den beſten Quellen der alten und neuen Literatur bearbeitet von einer Geſellſchaft deutſcher Gelehrten und herausgegeben als Supplement zu allen vorhandenen Ausgaben von Encyklopädieen und Converſationslexicis.

Ueber das vorſtehende zur Bereicherung der encyklopädiſchen Literatur dienende wichtige Sammelwerk in bis jetzt, trotz aller Concurrenz in dieſem Fache, noch nicht dageweſener Vollſtändigkeit, welches, als das

wahre und eigentliche Supplement

aller gröſseren Encyklopädieen und Converſationslexika, den Beſitzern derſelben faſt unentbehrlich iſt, haben ſich bis jetzt mehrere kritiſche Stimmen deutſcher Gelehrten und Redactoren geachteter Journale öffentlich auf das Ehrenvollſte ausgeſprochen. Wir erwähnen unter Anderem nur folgende Journale von 1836: der Planet (Nr. 211), der Eremit (Nr. 96), der Freymüthige (Nr. 149), die Frankfurter Didaskalien (Nr. 281, 82), das Leipziger Tageblatt (Nr. 282), das Frankfurter Converſationsblatt (Nr. 241), der Anzeiger der Deutſchen (Nr. 308), und der Phönix (Nr. 278).

Statt aller ferneren Anpreiſung von unſerer Seite, laſſen wir hier die im *Anzeiger* der Deutſchen 1836, Nr. 308 unter A, und im Phönix, Nr. 278 unter B, abgedruckte öffentliche Anerkennung der Leiſtungen der Herren Herausgeber des Univerſal - Converſationslexikons wörtlich folgen:

A. *Auffoderung an das deutſche Publicum.*

Gewiſs nur ſelten hat eine Buchhandlung mit einem ſo bedeutenden und allgemein nützlichen Verlagswerke ihr Geſchäft begonnen, als die, in dieſem Jahre erſt zu Leipzig errichtete „*Belgiſche*“ mit dem „*deutſchen Univerſal-Converſationslexikon*, oder vollſtändiges Wörterbuch u. ſ. w. für alle Stände des deutſchen Volks, als Supplement zu allen Encyklopädieen und Converſationslexicis.“

Es iſt, nach des Unterzeichneten Einſicht, das *umfaſſendſte* und *vollſtändigſte* aller bisherigen Werke dieſer Art. Der Zweck deſſelben iſt nicht allein: eine, ſchon längſt als weſentliches Bedürfniſs empfundene, *Ergänzung* jener Werke zu liefern, ſondern zugleich auch eine ſelbſtſtändige Erſcheinung in der deutſchen Literatur zu bilden, die eine möglichſt erſchöpfende Ueberſicht des geſammten jetzigen Wort- und Sach-Reichthums in allen Fächern des menſchlichen Wiſſens umſchlieſst.

Dieſes zeitgemäſse Unternehmen iſt durch einen Verein von vaterländiſchen Gelehrten in allen Gebieten der Wiſſenſchaften und Künſte, welche, den gegenwärtigen Culturzuſtand der gebildeten Welt kennend, ſich ſeit mehreren Jahren ſpeciellen Darſtellungen deſſelben mit dem angeſtrengteſten Fleiſse gewidmet haben, entſtanden, und die Ausführung dieſes Planes, nach den bis jetzt erſchienenen Heften, ihm vollkommen entſprechend. Eben darum aber kann es unmöglich gelingen, das Ganze in nur 100

Druckbogen, wie der vorgedruckte Prospect ankündigt, zusammen zu fassen. Diess beweisen auch schon die erschienenen drey Hefte, die bereits 15 Bogen umfassen und doch erst bis zu den Buchstaben Ar gehen. Indessen wer wird nicht, zumal bey einer solchen Gabe, das Mehr, sollte es auch das Doppelte des Versprochenen betragen müssen, lieber nehmen, da hier überdem die billigsten Bedingungen der Verlagshandlung sich damit verbinden? Es ist daher zu wünschen, dass dieses Unternehmen durch die zahlreichste Unterzeichnung unterstützt werden möge, um so mehr, da dieses mit Recht dem eigentlichen Gelehrten, dem Künstler, dem Geschäftsmanne und allen gebildeten Ständen zu empfehlende Werk eine sehr fühlbare Lücke ausfüllen wird.

Professor *S.*

B. Drey Lieferungen dieses ausgezeichneten, braven Werkes, jede zu fünf Bogen, liegen bereits vor uns, und geben uns das vollste Recht, ihm das so eben erwähnte rühmende Prädicat zu ertheilen.

Bisher erwiesen die *Heyse*'schen Fremd- und Hand-Wörterbücher dem stets mehr und mehr sich geltend machenden Bedürfnisse, über tausende von Ausdrücken und Bezeichnungen Erläuterung einzuziehen, sich hinreichend gefällig; aber der Markt des Wissenwürdigen wird jeden Tag grösser; aus allen Ländern empfängt er seine Waaren, und so war es an der Zeit, nach einem umfassender angelegten Plane das umfassender gewordene Bedürfniss zu befriedigen.

Der Plan des deutschen Universal-Conversationslexikons nimmt viel mehr in Aussicht, als insbesondere das *Heyse*'sche allgemeine Fremdwörterbuch. Der Käufer des Ersten soll in ihm nicht nur einen Dollmetscher für Ausdrücke haben, welche ursprünglich fremden Sprachen angehören, sondern zugleich einen kundigen Führer durch eine Masse deutscher Ausdrücke, deren Bedeutung nicht auf flachster Hand liegt: sowie durch die Gebiete der Geschichte, der Medicin, der Pflanzenkunde, der Mineralogie, der Chemie, der Pharmakologie, der Militärwissenschaften, der Tonkunst, der Handlungswissenschaften, der Münz-, Mass- und Gewichts-Kunde, der griechischen und röm. Literärgeschichte, der Mythologie, der Alterthumskunde u. s. w. u. s. w. Dabey hat das neue Werk mit Recht zugleich mehr Bedacht auf die Bedürfnisse *der Gelehrten* genommen. Diese Verhältnisse müssen bey einer Vergleichung des Inhalts der erwähnten beiden Werke wohl in Anschlag gebracht werden. Dennoch bleibt bey dem neuen Werke, verglichen mit dem älteren, ein ungeheueres Plus zurück.

Der Beleg für diese Behauptung ergiebt sich aus dem Nachstehenden.

Heyse's Wörterbuch, splendid gedruckt, braucht nur 67 Seiten, um bis zu dem Worte „Armogan" zu gelangen, während das Werk, welches wir hier anzeigen, bey *weit* grösserer Oekonomie des Drucks und mit zwey Spalten auf jeder Seite, 240 Seiten dazu nöthig hat.

Gehen wir etwas mehr in's Einzelne: so finden wir z. B. über die Bedeutung des Buchstabens A im Lateinischen auf Münzen, in der Musik, in der Mathematik, in der Kabbala, auf Inschriften u. s. w., im neuen Werke nicht weniger, als über *eine Spalte* der mannichfaltigsten Notizen, während das *Heyse*'sche in Bezug hierauf nur einige dürftige Angaben bringt. Unter Anthr— des neuen Werkes finden sich 67 Ausdrücke, welche mit dieser Sylbe beginnen; das *Heyse*'sche hat deren nur 30. Parallelen mit ähnlichen Resultaten liessen sich noch *hunderte* anführen.

Fassen wir das in's Auge, wo das *Heyse*'sche Wörterbuch, bey seinem enger gezogenen Plane, kein Rival seyn *kann*, so erstaunt man auch da über den wahrhaft überfluthenden Reichthum des neuen Werkes. So erhalten wir z. B. unter dem Worte Aal zugleich 30 Worte, von welchen das Wort Aal einen Theil ausmacht, jedesmal mit der betreffenden kurzen Erklärung; eine Masse anderer Belege für unsere Behauptung nicht zu gedenken.

Der Preis des Buches (36 Kr. für die Lieferung) ist, bey zugleich wackerer Ausstattung an Druck und Papier, und, da der Umfang bereits genau im Voraus erwogen scheint, nur billig zu nennen, und wir sind der Meinung, dass die Verlagshandlung nicht würdiger debütiren konnte, als mit diesem ihren ersten Verlagswerke. Auch zweifeln wir gar nicht, dass, beym steigenden Bekannterwerden der inneren und äusseren Vorzüge dieses neuen Lexikons, dessen Debit jenem Debüt entspreche.

B.

Der Ausspruch eines der geistreichsten deutschen Universitäts-Lehrer über das Werk, dessen Manuscript er zur Beurtheilung erhalten hatte, lautete, wie folgt:

„Das Unternehmen ist eben so zweck- als zeitgemäss; es kündet sich als ein durch jahrelanges Studium der geistigen Bedürfnisse der Jetztwelt erzeugter Schatz von Wissenswürdigkeiten und Terminologieen an, der eben so für den Gelehrten, Künstler, Gewerbtreibenden, wie für den Mann von Welt und gutem Ton überhaupt unentbehrlich ist; es wird dieses wahrhafte Katholikon, in Form und Vollständigkeit ohne seines Gleichen, als ein unentbehrlicher Supplementband zu allen bis heute erschienenen Encyklopädieen und Conversationslexicis erkannt werden, viele schlecht combinirte und complicirte Fremdwörterbücher und andere fehlerhafte und unvollständige Hülfsmittel für Conversation und Lecture vernichten, und durch seine wohldurch-

dachte Ausführung die Theilnahme und den Beyfall der ganzen deutschen Nation verdienen und erwerben."

Von diesem auf solche Weise dem Publicum wohl hinlänglich empfohlenen Werke sind bis jetzt 5 Lieferungen erschienen, und in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes entweder vorräthig oder durch selbe zu beziehen.

Der Zweck des neuen deutschen Universal-Conversationslexikons ist also:

Nicht allein die bereits vorhandenen Ausgaben aller Encyklopädieen und Conversationslexika zu vervollständigen, und also ein Supplement für die Besitzer früherer Sammelwerke dieser Art zu seyn, sondern er geht auch dahin, eine selbstständige Erscheinung in der deutschen Literatur darzustellen.

Privatpersonen, welche sich der Sammlung von Subscribenten gütigst unterziehen wollen, erhalten auf 10 Exemplare *eines* gratis.

Die Verlagsbuchhandlung.
Ch. de Bowens.

Durch alle Buchhandlungen ist von mir zu beziehen:

Neurologische Beobachtungen

von

Dr. *F. H. Bidder*,

Prosector am anatomischen Theater zu Dorpat.

Mit 2 lithographirten Tafeln.

4. Dorpat. 1836. Geh. 20 Gr.

Leipzig, im Januar 1837.

F. A. Brockhaus.

So eben ist bey mir erschienen:

Insectorum protogaea specimen,
cura *E. F. Germar*, 8.

welches auch das 19 Heft der *Fauna insectorum Europae* bildet. Es enthält die Beschreibungen und Abbildungen von 25 Insecten aus der Braunkohlenformation, mit Bemerkungen über ihr Vorkommen und ihre Beziehungen zu der gegenwärtigen Insectenwelt, und liefert daher einen wichtigen Beytrag zu der Versteinerungskunde.

Halle, den 3 Dec. 1836.

Kümmel.

Bey *G. C. E. Meyer sen.* in Braunschweig sind nachstehende Werke so eben erschienen und an alle Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz versandt:

Cooper, *J. F.*, Lebensbilder aus Frankreich, den Rheinländern und der Schweiz. Frey nach dem Englischen von Dr. *Fr. Steger.* 2 Bände 8. geh. 2 Thlr.

Washington Irving, Astoria, oder Abenteuer in den Gebirgen und Wäldern von Canada. Aus dem Englischen von Dr. *Ed. Brinckmeier.* 3 Bände. 8. geh. 3 Thlr.

Memoiren der Herzogin von Nevers (Ritterin des königlichen Ordens von St. Michael) von 1713 bis 1793 oder Achtzig Jahre aus der geheimen Geschichte Frankreichs und des französischen Hofes. Aus dem Französ. übersetzt von Dr. *E. Brinckmeier* u. *Fr. Steger.* 1r u. 2r Bd. gr. 8. geh. 2 Thlr.

Für Freunde der Rechnenkunst.

So eben ist in meinem Verlage erschienen:

praktische Anleitung

zur Bildung und Berechnung magischer oder sogenannter

Zauber - Quadrate.

Herausgegeben
von *Gustav Hohndell.*

kl. 4. elegant broschirt. Preis 1 Thlr. 18 gr.

Leipzig, im Januar 1837.

Aug. Lehnhold.

So eben ist erschienen:

Winer, Dr. Kirchenrath, *Handbuch der theologischen Literatur*, hauptsächlich der protestantischen, nebst kurzen biographischen Notizen über die theologischen Schriftsteller 1ste Abthl. 3te ganz umgearbeitete Auflage. 17 Bogen gr. 8. Preis 1 Thlr. 8 gr.

Leipzig, im Januar 1837.

C. H. Reclam.

Bey *C. A. Kümmel* in Halle ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Bley, Dr. *L. F.*, Fortschritte und neue Entdeckungen im Gebiete der Chemie und Pharmacie und der damit verbundenen Hülfswissenschaften, für Chemiker, Apotheker, Techniker, Künstler u. s. w. IIten Bandes 2s Heft. gr. 8. geh. 18 Gr. ($\frac{3}{4}$ Thlr.)

II. Herabgesetzte Bücherpreise.

Preisherabsetzung.

Um den von vielen Seiten an mich ergangenen Anfoderungen zu entsprechen, habe ich mich entschlossen, den Preis des

Allgemeinen
Bibliographifchen Lexikons
von
Friedrich Adolph Ebert,
zwey Bände in gr. 4. 1821—27,

welche bisher auf Druckpapier 20 Thaler, auf Schreibpapier 26 Thlr. 16 gr. kofteten,

in der Ausgabe auf Druckpapier auf 10 *Thlr.*,
in der auf Schreibpapier auf 13 *Thlr.* 8 *gr.*

zu ermäfsigen, für welchen Betrag daffelbe durch alle Buchhandlungen zu beziehen ift.

Zur Empfehlung diefes allgemein fo vortheilhaft bekannten claffifchen Werkes mich ausführlicher auszufprechen, halte ich für überflüffig.

Leipzig, im Januar 1837.

F. A. Brockhaus.

III. Vermifchte Anzeigen.

Erklärung.

Die im Herbfte 1835 von der juriftifchen Facultät zu Jena für die dortigen Studirenden bekannt gemachte Preisaufgabe über die *Bona vacantia* veranlafste mich, diefen Gegenftand von Neuem zu unterfuchen, und die darüber gewonnenen Refultate im vorigen Winter in meinen Vorlefungen ausführlich mitzutheilen. Nachdem ich Jena im *Mai* v. J. verlaffen hatte, verarbeitete ich hier diefen Abfchnitt meiner Vorlefungen zu einer Abhandlung, welche in dem, im *November* v. J. ausgegebenen Heft 1. Band X der Zeitfchrift für Civilrecht und Procefs erfchienen ift.

Dagegen erfahre ich jetzt aus der mir heute zugegangenen Vorrede einer in Jena erfchienenen Schrift über denfelben Gegenftand: dafs diefelbe am 30 *Juni* v. J. der dortigen juriftifchen Facultät als Bewerbungsfchrift übergeben, im *September* mit dem erften Preife gekrönt, und um *Weihnachten* im Drucke vollendet worden fey; dafs der Verf. in ihr diefelbe Anficht ausgeführt, wie ich, und dafs er fich nun über den Abdruck meiner Abhandlung befchwert: „*quippe quum vir ill. eo tempore, quo quaeftio illa propofita erat, Jenenfium illuftri Ordini adfcriptus ipfe effet, quumque meam commentationem tuliffe palmam poftea non ignoraret.*"

Ich habe hierauf nichts zu erwidern als die obigen Thatfachen. Da ich Jena fchon im *Mai*

v. J. verlaffen hatte, da mir die fpäteren Erfolge jener Preisaufgabe *gänzlich unbekannt geblieben waren*, und da das Jahr, für welches die Aufgabe geftellt worden, *abgelaufen war:* fo konnte ich um fo weniger Anftand nehmen, meine Abhandlung, in den letzten Tagen des Septembers, dem Drucke zu übergeben, als die fämmtlichen Refultate derfelben, feit dem vorigen Winter, in den Heften meiner Zuhörer in Jena verbreitet gewefen waren.

Deffen ungeachtet bin ich weit entfernt, dem mir unbekannten Verfaffer die Originalität feiner, mir ebenfalls noch unbekannten Schrift irgend ftreitig machen zu wollen.

Parchim, am 21 Januar 1837.

v. Schröter.

Erklärung.

Man hat mich darauf aufmerkfam gemacht, dafs vielleicht die Vermuthung entftehen könne, ich fey der Verfaffer der Recenfion vom 3ten Bande des *Buchnerfchen Grundriffes der Chemie*, welcher die analytifche Chemie enthält, in Nr. 238 der Jenaifchen Allgemeinen Literatur-Zeitung (December 1836). Allerdings könnte die, hoffentlich nicht abfichtlich gewählte Chiffer des Recenfenten *H. R.* zu diefer Vermuthung berechtigen. Ich fehe mich defshalb genöthigt, hiemit zu erklären, dafs ich nicht nur der Verfaffer jener Recenfion nicht bin, fondern auch noch nie eine Recenfion irgend eines Werkes für ein literarifches Blatt geliefert habe.

Berlin, den 20 Januar 1837.

Heinrich Rofe.

Auffoderung.

Um bey der neuen Auflage meines Handbuchs der theolog. Literatur das biographifche Verzeichnifs der Autoren möglichft vollftändig und richtig mittheilen zu können, erfuche ich diejenigen Gelehrten, die als Schriftfteller im theologifchen Fache fich bekannt gemacht haben, mir eine *zuverläffige* Notiz *über ihren ganzen Namen*, ihre gegenwärtigen und früheren Aemter *bis Ende Juni diefes Jahres* durch Buchhändlergelegenheit (*C. H. Reclam* in Leipzig) zukommen zu laffen.

Leipzig, im Januar 1837.

Dr. *Winer.*

JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

FEBRUAR 1837.

BIBLISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Meissner: *Libri Veteris Testamenti apocryphi graece.* Accurate recognitos brevique diversarum lectionum delectu instructos edidit *Henricus Eduardus Apel*, Ph. D. et AA. LL. Mag. 1837. XVI u. 288 S. gr. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Hr. *Apel*, der, wenn wir nicht irren, hier zum ersten Male als Schriftsteller auftritt, hat dem wohl allgemein empfundenen Bedürfnisse einer bequemen, und besonders zum Gebrauche bey akademischen Vorlesungen geeigneten, mit zweckmässiger Auswahl von Varianten und Conjecturen versehenen Ausgabe der Apokryphen des A. T. auf eine im Allgemeinen lobenswerthe Weise zu entsprechen gesucht. Denn welche Ausstellungen auch an dieser neuen Ausgabe zu machen seyn mögen, so behauptet sie doch vor den bis jetzt vorhandenen, wenigen Separatabdrücken der alttestamentlichen Apokryphen entschiedene Vorzüge.

Neue *handschriftliche* Hülfsmittel standen dem Vf. freylich nicht zu Gebote; dagegen zog er die besseren *gedruckten* Ausgaben, namentlich die von *Bos* und *Breitinger*, desgleichen die meisten Commentatoren sowohl sämmtlicher Apokryphen, als auch einzelner derselben, als die *Critici sacri*, *Gaab*, *Michaelis*, *Hasse*, *Ilgen*, *Bretschneider* und *Bauermeister*, endlich auch monographische Forschungen, wie die von *Bendtsen*, *Bretschneider (Disputt. de libri sapientiae parte priore, Viteb.* 1804), *Thilo* u. A. gewissenhaft zu Rathe. Das von dem Vf. am Schluss der Vorrede aufgestellte Verzeichniss der von ihm in den kritischen Noten gebrauchten Abbreviaturen kann zugleich als Verzeichniss der von ihm benutzten kritischen und exegetischen Hülfsmittel dienen. So reich dasselbe ist, so haben wir doch in ihm manche treffliche, und für den Zweck des Vfs. nothwendige Arbeit vermisst, namentlich *Lorini Comment. in Sapientiam. Lugd.* 1607. 4. *Ed. II. Colon.* 1624. *Cornelii a Lapide Comment. in libr. Sap. Antv.* 1638. *Ejusd. Comm. in Ecclesiasticum. Ibid.* 1633. Diese sehr gelehrten Werke bieten freylich nicht das angenehmste Studium, stützen sich aber vielfach auf *handschriftliche* Lesarten, und führen bey schwierigen Stellen öfters solche Lesarten an, über welche sich in neueren Apparaten, namentlich dem von *Holmes*, keine Notiz findet, z. B. *Sap.* II, 23: ἰσότητος st. ἰδιότητος. Ferner gehört hieher die wahrscheinlich von *Gottfried Arnold* besorgte deutsche Uebersetzung von *Jesus Sirach*, „mit *variantibus lectionibus* nöthigen Anmerkungen und Erklärungen versehen", Halle 1706, und unter demselben Titel vom *Buche der Weisheit*, Halle 1705, welche sich durch reiche Mittheilungen von Varianten, besonders aus den Kirchenvätern und alten Versionen, auszeichnet; — *Houbigantii Notae criticae in universos Vet. Test. libros tum hebraice, tum graece scriptos. II Tom. Frcf. ad M.* 1777, welcher freylich hie und da verwegene, aber doch wenigstens der Discussion werthe Conjecturen macht; — *Engelbreth libr. Sap. interpretandi specimina*, *Hafniae* 1816; — *Heydenreichs Commentar zum Buche der Weisheit* in *Tzschirners Memorabilien*, Bd. V, St. 2 bis Bd. VIII, 2 St.; — *Schleusneri Thesaurus.* Vor Allem aber ist es zu beklagen, dass Hr. *A.* das kritische Hauptwerk, die von *Holmes* und *Parson* besorgte Ausgabe der LXX und der Apokryphen, nicht benutzt hat. Zwar entschuldigt er sich desshalb (p. VI sq.) mit folgenden Worten: „*Quis tandem tantae caritatis* (es kostet bekanntlich 126 Reichsthaler) *opus item frustra in publicis bibliothecis Lipsiae ac Dresdae quaesitum emat? Quis porro dicet, eam* (editionem) *sic esse institutam, ut justae librorum apocryphorum recensioni satisfaciat? Non enim reddit nisi exemplar Vaticanum cum rudi indigestaque variarum lectionum mole.*" Allein der erste dieser Gründe kann natürlich, als von rein subjectiver und localer Beschaffenheit, in der Wissenschaft auf keine Geltung Anspruch machen. So Viel aber auch jener kritische Apparat in der That zu wünschen übrig lässt, namentlich in Hinsicht auf Anordnung und Genauigkeit in dem Verzeichnisse der Varianten, so ist er doch zu kritischen Forschungen über die LXX, oder die Apokryphen, insonderheit zu einer neuen Herausgabe derselben, unentbehrlich. Denn durch seine Vergleichung so vieler Handschriften bestätigt er vielfach entweder die Lesart des *Cod. Vat.* oder die des *Alex.*, oder er weist von Kritikern gemachte Conjecturen als *handschriftliche* Lesart nach, oder aber er giebt sonst zu interessanten kritischen Betrachtungen und Discussionen Veranlassung. Der Vf. hat sich daher der Gefahr ausgesetzt, dass seine Ausgabe ausser Curs kommt, sobald eine neue Ausgabe mit Benutzung jenes Apparates und zweckmässiger Auswahl seiner Varianten besorgt wird.

Fragen wir nun, welche kritische Grundsätze den Herausgeber leiteten, und welche Methode er befolgte, so wird man ihm im Allgemeinen seinen Beyfall nicht versagen können. Hr. *A.* legte, nach dem Vorgange von *Bos*, *Reineccius*, *Augusti* und *Holmes*, den Va-

ticanifchen Text, als welcher vor dem alexandrinifchen Vorzüge hat, zu Grunde, jedoch mit der Einfchränkung, dafs, wo jener offenbar fehlerhaft ift, die richtigeren Lesarten anderer Autoritäten, insbefondere des *Cod. Alex.*, aufgenommen, die des *Vat.* aber im Variantenverzeichnifs angemerkt wurden. Sonft follte das Letzte hauptfächlich nur folche Lesarten enthalten, welche auf die Beftimmung des Sinnes von Einflufs find. Die Abweichungen des *Cod. Alex.*, als welche die Mehrzahl bilden, find ohne befondere Namhaftmachung ihrer Quelle aufgeführt. Nicht berückfichtigt fanden wir die Lesarten in den Citaten der Kirchenväter, was wir indefs entfchuldigen mögen, da diefelben, bey der Freyheit, welche fie fich im Citiren erlauben, meiftens zweifelhafter Autorität find, obfchon fie in einzelnen Fällen wiederum das gröfste Gewicht haben, da ihre Lesarten weit über das Alter der meiften noch vorhandenen Handfchriften hinaufreichen. Dagegen hat Hr. *A.* an fchwierigen Stellen häufig die Lesarten der alten Verfionen, der *Vulgata* fowohl, als der *femitifchen*, und die der letzten in lateinifcher Sprache mitgetheilt. Endlich hat derfelbe, und felbft häufiger, als es nöthig war, Conjecturen der Kritiker und Commentatoren mitgetheilt. Nur hat er fich in diefer Beziehung bey dem *Buche der Weisheit* eine auffallende Nachläffigkeit zu Schulden kommen laffen, indem er hier ftets als *Breitingers* Conjecturen anführt, deren Urheber *Grabe* ift. Stand Hn. *A.* auch nicht die von *Grabe* felbft beforgte *Editio Alexandrina* zu Gebote, fo hätte er doch im vierten Bande der *Breitinger'*fchen Ausgabe, in der, von den vorausgeftellten *Prolegomenis* abgefonderten, *Praefatio in hanc novam editionem* (*i. e. Breitingeriam*) erfehen können, dafs jene *Prolegg.*, in welchen die meiften der in Rede ftehenden Conjecturen befprochen werden, nicht *Breitingers*, fondern *Grabes* Werk find. So aber fcheint fich der Vf. auf *Bauermeifter* verlaffen zu haben, der bereits denfelben Fehler begangen hatte. Wenigftens mufs diefer Verdacht rege werden, da Hr. *A.* blofs Ein Mal, gerade da, wo auch *Bauermeifter* das Richtige hat, nämlich Kap. 8, 6, die ungrammatifche Conjectur ἐράζεται ft. ἐργάζεται unter *Grabe's* Namen aufführt. Ganz richtig dagegen verfuhr derfelbe bey dem Buche *Sirach*, wo er fich ftets der Formel: „*Grb. et Brtg. conj.*" bedient; aber freylich war ihm hier *Bretfchneider* in feinem Commentare mit dem Richtigen vorausgegangen.

Hr. *A.* felbft ift bey feiner Textesrecenfion mit möglichfter Vorficht, ja, wie Rec. glaubt, mit hie und da übertriebener Aengftlichkeit zu Werke gegangen, und hat, wo er nur irgendwie die *Lectio vulgata* vertheidigen zu können glaubte, diefelbe beybehalten. Ein Verzeichnifs von p. VII—XII enthält diejenigen corrupten Stellen, in welchen er, meiftens unter Anleitung kritifcher Autoritäten, dem Vulgärtexte andere Lesarten vorgezogen hat. — Auch in der Interpunction und Eintheilung der einzelnen Abfchnitte und Kapitel brachte er mehrfache Verbefferungen an.

Den meiften Lefern kann es nur erwünfcht feyn, dafs Hr. *A.* durch zwey, in den meiften Ausgaben der LXX und der Apokryphen (auch in der jüngften, der von *Augufti*) fehlende Bücher, nämlich das *vierte Buch der Maccabäer* und die *apokryphifchen Zufätze zum Buche Efther*, mit aufgenommen hat. — Uebrigens hat der Vf. die einzelnen Bücher in der von *Cramer* aufgeftellten Ordnung folgen laffen, als 1) *ethifch-didaktifche* Schriften (*Sap. Sirach*), 2) *prophetifch-poetifche* (Baruch, Br. des Jerem.), 3) *Moralifche Dichtungen* (Tob., Zufätze zu dem B. Efther, Sufanna, Judith), 4) *hiftorifche* Schriften.

Um nun fowohl unfer über diefe neue Ausgabe aufgeftelltes Urtheil zu beftätigen, als auch, um von dem kritifchen Verfahren des Vfs. einige Beyfpiele zu geben, wollen wir mehrere der kritifch fchwierigen Stellen des *Buches der Weisheit* durchgehen, theils weil diefes das wichtigfte Apokryphon ift, theils, weil uns zu demfelben ein reicher Apparat für einen fpeciellen Zwecke vorliegt.

Kap. I, 7 bemerkt der Vf., nach *Bauermeifters* Vorgange, zu τὸ συνέχον, dafs mehrere *Codd.* ὁ συνέχων fc. θεός läfen; uns aber ift hierüber nichts bekannt, und *Bauermeifter* hat keine Quellen namhaft gemacht. — V. 8 ift mit Recht οὐδὲ μή aufgenommen worden; auch die meiften *Codd.* bey *Holmes* ftimmen dafür; daffelbe ift dem vorhergehenden οὐ μή conformer, als οὐδὲ μήν. — Ferner Kap. II, 7 ἔαρος nach *Cod. Alex.* (und 5 Handfchriften bey *H.*) ftatt des unfinnigen ἀέρος im *Vat.* — V. 23 ift dagegen ἰδιότητος mit Recht beybehalten; innere Gründe fowohl, als die Mehrzahl der äufseren Zeugniffe, entfcheiden dafür, obfchon *Thilo* ἀϊδιότητος vorzieht; — desfsgleichen Kap. 5, 12 die Textes-Lesart ἀνελύθη, im Gegenfatze zu mehreren Conjecturen; denn indem die Luft durch den Pfeil getheilt wird, verdichtet fie fich zu beiden Seiten, bis fie fich nach dem Durchfluge deffelben *wieder in fich auflöfet.* — Warum dagegen Hr. *A.* Kap. 7, 14 die ganz ungrammatifche Lesart des Vulgärtextes: ὃν οἱ χρησάμενοι beybehielt, und nicht mit der richtigeren des *Cod. Al.* κτησάμενοι, welche auch durch 6 *Codd.* bey *Holmes* und durch die Parifer *ABCDEFG* beftätigt wird, vertaufchte, war uns rein unbegreiflich. Hr. *A.* hätte da, wo er Lesarten beybehält, an denen alle Erklärungsverfuche gefcheitert find, diefelben wenigftens durch *feine*, in den Noten beygefügte Erklärung rechtfertigen follen, fo z. B. auch Kap. 18, 20. — Kap. 7, 15 ift mit vollem Rechte λεγομένων aufgenommen worden ftatt δεδομένων. Denn für jenes fprechen alle äufseren und inneren Gründe. — V. 21 ift ἀφανῆ ft. ἐμφανῆ nicht *Breitingers* (d. i. *Grabe's*) Conjectur, fondern fchon *Eufebius* las fo; *Vulg.: improvifa.* Vergl. *Bendtfen fpecim. crit. p.* 63. — Kap. 8, 8 hat der Vf. nach der Mehrzahl der kritifchen Autoritäten (zu denen wir noch 4 *Codd.* bey *H.* und 8 Parifer nennen) εἰκάζει vorgezogen; es fprechen dafür auch die inneren Gründe, unter welchen wir blofs den anführen, dafs nach der gewöhnlichen Lesart, εἰκάζειν, diefes Verbum in der Bedeutung *vergleichen* ftände,

eine Vergleichung der Vergangenheit mit der Zukunft aber nicht denkbar ist. — Kap. 9, 1 hätte Hr. *A.* das offenbar fehlerhafte, in vielen *Codd.*, namentlich in den meisten der Pariser, wirklich fehlende σου nach ἐλέους streichen, und, statt des nicht minder corrupten κατεσκεύασας, nach *Cod. Alex.*, *Ed. Compl.*, *Ald.* und 7 Handschriften bey *Holmes*, κατασκευάσας lesen sollen. — Kap. 10, 1 verdiente die von *Bauermeister* (wie schon früher von *Schleusner*) gebilligte Lesart: ἐξέτεινε der *Aldina*, kaum einer Erwähnung. Auch hat nach ἰδίου die *Vulg.* den Zusatz: *et eduxit illum de limo terrae*, der aber in mehreren *Codd.* dieser Version fehlt. Bey der kritisch schwierigsten Stelle des ganzen Buches, Kap. 12, 5. 6, hat sich der Herausgeber fast ganz an *Bauermeister* angeschlossen; Rec. wird seine Meinung über diese merkwürdigen Verse nächstens an einem anderen Orte aussprechen. — Kap. 12, 20 ist nach προσοχῆς das schwierige καὶ δεήσεως mit Recht beybehalten. — Das Kap. 13, 5 vom Herausg. vor καλλονῆς eingesetzte καὶ, für welches die dringendsten inneren Gründe sprechen, findet sich zwar nicht im *Cod. Alex.*, wie p. VII irrig angegeben ist, wohl aber in 5 anderen *Codd.* und in 5 Citaten bey den Kirchenvätern. — Kap. 14, 23 liest Hr. *A.* gegen alle handschriftliche Autorität mit *Bauermeister* ἐξάλλων st. ἐξ ἄλλων; Letztes hat aber für uns keine Schwierigkeit, es bedeutet mit θεσμῶν verbunden: *ex aliis institutis, sc. quam quae erant mysteria.* — Kap. 16, 2 würde Rec., zur Vermeidung des lästigen Asyndetons, οἷς vor εἰς in den Text aufnehmen; es ist dieses nicht erst *Breitingers* Conjectur, wie Hr. *A.* nach *Bauermestiers* Vorgange angiebt, sondern es findet sich in den *Codd.* 55 und 248 bey *Holmes;* auch die *Vulg.* setzt ein *quibus* ein, und bereits *Baduellus* billigte diese Lesart. — V. 23 hätte der Lesart des *Cod. Alex.* und vieler anderen Handschriften: ἐπελέλησται, wenigstens gedacht werden sollen, da durch dieselbe die *Constructio variata* entfernt wird, welche bey der gewöhnlichen Lesart, ἐπελελῆσθαι, Statt findet. — Kap. 17, 3 hat der Vf. zwar mit Recht ἐσκοτίσθησαν aufgenommen nach dem *Cod. Alex.*, wofür, ausser den inneren Gründen, auch 4 *Codd.* bey *Holmes* und die Pariser *BCH* sprechen; desgleichen hat er ganz richtig das Komma, welches in den meisten Ausgaben nach ἁμαρτήμασι steht, gestrichen; warum er aber ein solches nach νομίζοντες gesetzt habe, begreifen wir nicht, wahrscheinlich ist dasselbe bloss Druckfehler. — V. 11 ist mit Recht ἰδίῳ πονηρία μάρτυρι aufgenommen. Dagegen ist Kap. 18, 2 zu εὐχαριστοῦσι der Variante des *Cod. Alex.:* ηὐχαρίστουν, nicht gedacht worden, obschon sie wegen der Imperfecta ἐμακάριζον und ἐδέοντο offenbar den Vorzug verdient, und auch von allen *Codd.* bey *Holmes*, mit Ausnahme des *Cod.* 68, bestätigt wird. — V. 20 ist, wie wir schon oben andeuteten, das gewöhnliche ὄχλον im Texte beybehalten worden, obschon wir nicht wissen, wie es Hr. *A.* vertheidigen will. Hier conjicirt nun *Bauermeister* höchst treffend χόλον, und *de Wette* in seiner Bibelübersetzung ist ihm beygetreten. Für diese Conjectur sprechen die parallelen Ausdrücke ἀντέστη τῷ θυμῷ, V. 21, und ἀνέκοψε τὴν ὀργήν, V. 23. Beide Worte konnten bey ihrem fast gleichen Klange sowohl, als äusserem Aussehen, leicht verwechselt werden, wie es z. B. auch bey *Aquila* in Ps. 6, 2 geschehen zu seyn scheint, wo die hebr. Worte אַל־בַּחֲמָתְךָ תְיַסְּרֵנִי durch μὴ ἐν ὄχλῳ σου παιδεύσῃς με übersetzt werden, offenbar statt χόλῳ σου. Uebrigens findet sich die Lesart ὀλοθρεύοντα, welche der Herausg. erwähnt, nicht zuerst in der *Editio Complutensis*, sondern bereits in Handschriften.

Rec. bricht hier ab, um den engen Raum einer Recension nicht zu überschreiten. Er bemerkt nur noch, dass der Vf. die Vorrede zu seiner Ausgabe in gutem Latein geschrieben, und in dieser Beziehung der Leipziger Schule, der er angehört, sich würdig gezeigt hat. Nur bedürfen einige in dieser Vorrede über die Apokryphen des A. T. aufgestellte Behauptungen einer Berichtigung. Wir heben bloss diess hervor, dass in der römisch-katholischen Kirche die Apokryphen gleiche Autorität mit den kanonischen Schriften haben sollen. Allerdings hatte sich das *Concil. Trid. sess. IV, decr. I* hiefür erklärt; aber die nachherige Orthodoxie entschied sich in ihren vorzüglicheren Repräsentanten für die Unterscheidung in *protocanonicos*, d. i. die bey uns kanonisch schlechthin genannten Schriften, und *deuterocanonicos*, als „*de quibus non semper eadem viguit fides*," oder die Apokryphen, vgl. *Dobmayeri Institutiones theologicae in compendium redactae, ed. Salomon. Tom. I. p.* 65.

Das Buch ist correct, der Druck deutlich und scharf, und das Papier stark, wie bey einem so häufig zu gebrauchenden Buche doppelt nöthig ist.

Wb. Gr.

PASTORALTHEOLOGIE.

Weimar, b. Voigt: *Pastoralspiegel, oder Musterbild eines evangelischen Geistlichen*, in besonderer Bezugnahme auf die Bedürfnisse und Foderungen unserer Zeit. *Ein Wegweiser für Geistliche und Candidaten.* Aus den Papieren eines bejahrten Geistlichen. Herausgegeben von Dr. *Friedr. Theod. Wohlfahrt*, Pf. z. Kirchhasel b. Rudolstadt, u. Dr. *Mor. Wilh. Gotthard Müller*, Pf. zu Berka a. d. Ilm. 1836. VI u. 372 S. kl. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Wie die Herausgeber dieser Schrift die oben bezeichneten Papiere überkommen, welcher Antheil dem Einen und dem Anderen von Beiden an der Redaction derselben zuzusprechen sey, und ob überhaupt die 138 Seiten füllende Lebensgeschichte „des bejahrten Geistlichen", wo nicht als eine völlig erdichtete, doch als eine aus Wahrheit und Dichtung sehr gemischte gelten möge; darüber lässt sich aus dem Buche selbst und seiner Vorrede kein entscheidendes Urtheil fällen. Doch scheint es uns, wenigstens grossentheils, aus *Einer*, und zwar sehr gewandten, Feder geflossen zu seyn; die Lebensgeschichte des bejahrten Geistlichen ist von ihm interessant und in sehr an-

sprechender Weise erzählt; derselbe flösst durch seinen ehrenfesten Charakter, durch seine tüchtigen Kenntnisse, umfassende Belesenheit, reichen Erfahrungen, warme Berufsbegeisterung und edle Gemüthlichkeit, Liebe und Verehrung ein, und hält in seinem Leben und Wirken, so wie in seinen Mittheilungen, der theologisch-praktischen Welt einen Spiegel vor, in welchem Jung und Alt nicht ohne Nutz und Frommen sich beschauen wird. Jedenfalls müssen wir den Gedanken, die in ihrer gewöhnlichen abstracten Form für jüngere Theologen oft so wenig verständlichen und nutzbaren Lehren der Pastoralweisheit in einem lebendigen Musterbilde gleichsam zu verkörpern, einen sehr glücklichen nennen. Bey dieser Art der Darstellung hat auch das sonst Trockene und weniger Anziehende eine Anschaulichkeit, innere Belebtheit und ein Interesse gewonnen, wodurch sich gewiss das Buch, vorzüglich jüngeren Lesern, sehr empfehlen wird, zumal da bey Bearbeitung desselben die betreffende Literatur bis auf die neuesten Zeiten herab ziemlich vollständig benutzt und beachtet worden ist. Es zerfällt in zwey Haupttheile. Der erste schildert in VII Kapiteln die Erziehung des bejahrten Geistlichen im Elternhause, seine frühzeitige Wahl des Predigerberufes, seine Bildung für denselben auf Schule und Universität, sein Candidaten- und Hauslehrer-Leben, und endlich sein Wirken in den allerverschiedenartigsten, zum Theil höchst schwierigen, Amtsverhältnissen in einer um so lehrreicheren Weise, da der Erzähler, welcher sich hier oft wirklich auf historischem Grund und Boden zu bewegen scheint, stets freymüthig gesteht, und es an seinem eigenen Beyspiele erläutert, wie und in wiefern er in manchen Puncten sich in seiner pfarramtlichen Praxis vergriffen und übereilt habe. — Der zweyte Abschnitt giebt von dem Wesen, Beruf, Wichtigkeit und Würde des geistlichen Lehramtes, von dem häuslichen Leben des Geistlichen nach seiner eigenthümlichen Schatten- und Licht-Seite hin, von Ehe und Kinderzucht, Oekonomie, Selbstbetreibung derselben — Verpachten — Verbauern — von der Fortbildung des Geistlichen, vorzüglich auch durch Predigervereine, und von seinem Walten als Prediger, Liturg, Seelsorger, Katechet, Schulaufseher, sowie von seinem Umgange mit der Welt, in VIII Kapiteln eine in manchen Puncten sehr ausführliche und genügende Darstellung, ohne in den kürzer behandelten Abschnitten das wesentlich Nothwendige ganz zu übergehen. — Uns ganz aus der Seele gesprochen ist, was S. 211 ff. über Pfarrökonomie und die jetzt so häufig auftauchende Frage in Betreff der Fixirung der Geistlichen, unter Einziehung und Veräusserung des kirchlichen Grundeigenthums, mit lichtvoller Zusammenstellung der Gründe *pro et contra* bemerkt wird. Wäre man nicht in früheren Zeiten in jener Operation allzu voreilig gewesen, so würden jetzt unstreitig viele Predigerstellen in der Stadt und auf dem Lande nicht so elend besoldet seyn, als es in vielen Gegenden Deutschlands der Fall ist. Käme nun erst das beliebte Zeitprincip, nach welchem die Kirche ganz im Staate *aufgehen* soll, in jener Hinsicht zu allgemeiner Anwendung, so würde in der That das Kirchengut bald genug aufgehen, und seine Abstammung vergessend, würde man dann binnen Kurzem anfangen, viele geistliche Stellen als staatslästig einzuziehen, und die beybehaltenen möglichst zu beschneiden. — Was das Verbauern anbelangt, so trifft das stets nur gewisse, besondere Naturen. Die edleren werden sich, wie zahlreiche Beyspiele deutlich zeigen, auch bey einer nicht zu grossen, lediglich für den Hausbedarf berechneten Landwirthschaft als solche halten und bewähren, die unedleren aber bey fixer Besoldung nur um so leichter in Schlaffheit und Trägheit versinken. — Ueber manche andere Puncte sind wir mit den Herausgebern weniger einverstanden, oder sie haben sich darüber nicht entschieden genug erklärt; das gilt z. B. die wichtigen Fragen: Memoriren — Extemporiren der Predigten. Die Sache scheint uns nach dem unzweifelhaften Grundsatze entschieden werden zu müssen: Du sollst auf der Kanzel nichts als die wohlerwogene, klare und baare Wahrheit aussprechen, und nichts sagen, wovon der eine oder andere Zuhörer mit Recht behaupten möge, es sey übertrieben, zweifelhaft, schief, einseitig, ja falsch. Das aber ist, soweit es überhaupt möglich ist, nur bey wörtlicher Aufzeichnung und Recitation der Vorträge möglich, während dem extemporirenden Prediger, auch nach tüchtiger Meditation, es nur zu leicht begegnet, dass er ein Wort zu wenig oder zu viel sagt. — Wir haben für uns das Beyspiel fast aller als classisch geltenden Kanzelredner, welche sich stets des wörtlichen Concipirens und Memorirens beflеissigt haben, ohne dabey an Lebendigkeit des Vortrags zu verlieren. — Abgesehen von manchen anderen Puncten, deren nähere Erörterung die Grenzen dieser Blätter überschreiten würde, nahmen wir auch Anstoss an der S. 302 ausgesprochenen Behauptung: „Bey ansteckenden Krankheiten und bey Kranken, welche an solchen danieder liegen, kann dem Geistlichen der Besuch derselben nicht angemuthet werden." — Wir sind da ganz der entgegengesetzten Meinung, und haben die Gründe für die unsrige in einer ausführlicheren Erörterung vor 5 bis 6 Jahren in der praktischen Predigerzeitung angegeben. — Hier nur so Viel über den Gegenstand: Wollen wir treue Hirten seyn nach dem Beyspiele unseres göttlichen Meisters, so dürfen wir die Heerde auch dann nicht verlassen, noch versäumen, wenn der Wolf kommt. — Es giebt Sicherungsmittel, deren sich die Aerzte in jenem Falle zum Theil auch zu bedienen pflegen. Lasst uns sie benutzen, und dann der Gefahr muthig die Stirn bieten. So haben auch wir die Macht, zu treten auf Schlangen und Scorpionen, und über alle Gewalt des Feindes, und nichts wird uns beschädigen.

Gern schriebe Rec. noch einige vorzüglich schöne Stellen des gehaltreichen Buches aus; allein er hofft, dass es in recht Vieler Hände kommen, und sich dann von selbst genügend empfehlen werde. Die äussere Ausstattung ist lobenswerth, nur finden sich in den lateinischen Citaten zahlreiche Druckfehler. K.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

FEBRUAR 1837.

JURISPRUDENZ.

München, in der Weber'schen Buchhandlung: *Theorie des Concursprocesses nach gemeinem Rechte*, von Dr. *Hieronymus Bayer*, k. baier. Hofrathe u. s. w. Mit k. würtemb. Privil. 1836. IV u. 228 S. gr. 8. (1 Thlr. 6 gr.)

Unter die vorzüglicheren Erscheinungen der neuesten juristischen Literatur gehört unstreitig diese lichtvolle und vollständige Darstellung des gemeinrechtlichen Concursprocesses eines durch seine schon zur fünften Auflage gediehenen Vorträge rühmlichst bekannten, verdienten Lehrers der Münchner Universität, wodurch derselbe zugleich seine Theorie der summarischen Processe ergänzt, und dem praktischen Juristen eine sehr gelungene Entwickelung der meisten concursrechtlichen Controversen liefert. Es wird in dieser Schrift, nach Erläuterung des Begriffes eines Concursprocesses, der Ursprung und die Ausbildung des heutigen Concursprocesses, und daher 1) das Verfahren nach dem Zwölftafelgesetze, 2) die *bonorum venditio* mit *succ. in univ.*, 3) die *distractio bonorum* ohne Universalsuccession, 4) das Verfahren nach Justinians Vorschriften, nebst der *cessio bonorum*, geschildert, dann eine Vergleichung des römischen Concursverfahrens mit dem jetzigen angestellt, der Ursprung der Abweichungen des Letzten entwickelt, die Eintheilung und die Arten des Concurses nach den jetzigen Begriffen, nämlich *a*) in imminenten, materiellen und formellen, *b*) dann in Universal- und Particular-Concurs geprüft, die rechtlichen Folgen des Concurses mit dem Zeitpuncte, in dem sie eintreten, theils in Bezug auf den Schuldner, und zwar seine Person, sein Vermögen, theils in Ansehung der Gläubiger, einzeln und in ihrer Gesamtheit, theils in Rücksicht der Schuldner des Cridars, sowie des Gerichtsstandes und des Verfahrens angegeben, hienächst die Abwendung des Concurses durch Moratorien, *pacta moratoria*, und Nachlassverträge erörtert. Darauf folgen die im Concursverfahren vorkommenden Personen, namentlich der *curator bonorum* und der *contradictor*, endlich die Beschreibung des Concursverfahrens insbesondere, die Veranlassung, Vorbereitung und wirkliche Eröffnung des Concursprocesses, das präparatorische Verfahren, provisorische Massregeln, das Concursverfahren selbst, Edictalcitation, Professions- oder Liquidations-Termin, Folgen des Ausbleibens in demselben, Liquidationsverfahren, Prioritätsurtheil, Beendigung des Concurses, Distribution der Masse und Vorbereitung hiezu. — Bey der Entwickelung der Controversen und Darstellung der verschiedenen Meinungen und Ansichten, sowie der Aufstellung eigenen Urtheils, darf die dem gelehrten Vf. eigene Bescheidenheit nicht verkannt werden. Ein Mann von seiner Erfahrung und seiner Einsicht hätte gewiss vollkommen Recht, sich überall kategorisch zu äussern. Fast überall aber findet man ein allzubescheidenes: *scheint*, *möchte*, *sollte* u. dgl. Der Stil ist correct; bloss in Note 1 zu S. 12 möchten wir lieber statt: „dass es üblich war, sich *ob aes alienum nexum* zu *dare*," ganz einfach gesagt haben: „dass es üblich war, *se ob aes alienum nexum dare*." Auch kommen wenig Druckfehler vor: S. 37 6. *seneriores* st. *severiores*, S. 38. 8. *detentatoribus* st. *detentoribus*, S. 43 das *curator* st. des *curator*, S. 44. 27. *vendiore* st. *venditore*, S. 180 *Larsion* st. *Läsion*. Dass aber an neun Orten (S. 45. 48. 55. 115. 117. 120. 201. 202 und 206) immer *chyrographarisch* st. *chirographarisch* gesetzt ist, und erst S. 218 die richtige Schreibart (χειρόγραφον) vorkommt, ist wahrscheinlich ein bey jenen erstgenannten Stellen vorgefallener Fehler eines Correctors, über den man sich an einem Druckorte, wie München, nicht wundern darf, da man dort selbst in amtlichen, von gebildeten Personen herrührenden Aufsätzen manchmal auch *chyrurgisch* und *phylosophisch* lesen kann! Gleiche Bewandtniss wird es mit *Authorität* st. *Autorität* S. 124 haben. In Ansehung der äusseren Einrichtung des Buches vermissen wir ein Sachregister, — welches gerade bey solchen Monographieen den Gebrauch sehr erleichtert, und desshalb auch ihren praktischen Werth erhöht, — wenigstens ein ausführlicheres Inhaltsverzeichniss; — in der *inneren* Oekonomie aber: häufigeren Bezug auf *Particularrechte*. Der Vf. selbst erkennt an, dass der Concursprocess in *der* Gestalt, in welcher er gegenwärtig in Deutschland vorkommt, sich weder im römischen, noch im kanonischen Rechte, noch in den deutschen Reichsgesetzen finde, sondern sich vielmehr *unter dem Einflusse particulärer Gesetzgebungen* durch den Gerichtsgebrauch ausgebildet habe (S. 8 §. 2). Um so wichtiger würde es daher gewesen seyn, diese deutschen Particulargesetze betreffenden Orts überall anzuführen. Das Werk würde dadurch für den praktischen Juristen, und vorzüglich für Beamte und Facultisten, sowie für diejenigen Rechtscandidaten, welche schon in ihren theoretischen Studien auf deren künftige Anwendung im Leben die verdiente Rücksicht nehmen, sehr an Werthe gewonnen haben, und diess würde in Bezug auf Facultisten und Aspi-

ranten für das Lehr- und akademische Spruch-Fach besonders dann erreichbar gewesen seyn, wenn die Gesetzgebungen derjenigen Länder, in denen noch *Actenversendung* üblich ist, einer vorzüglichen Aufmerksamkeit gewürdiget worden wären. *Kori's* bekannte Schriften ersetzen diesen Mangel nicht vollkommen; *Dabelow* aber hat, der Ausführlichkeit, eigentlich Weitläuftigkeit, der zweyten Ausgabe seiner „Entwickelung der Lehre vom Concurse der Gläubiger" (Halle 1801 — die erste erschien 1792) ungeachtet, — für diesen Zweck gar nichts gethan. — Einzelne Anführungen solcher Art kommen allerdings in der vorliegenden Theorie auch vor, jedoch sehr sparsam, und da nicht in Bezug auf die Originalquellen, sondern meist nur auf Allegationen in anderen Werken. Blos S. 57, Note 2 sind im allgemeinen Bezug auf das Daseyn eines eigenthümlichen deutschen Concursverfahrens die Nürnberger Reformation von 1564, die Frankfurter von 1578, das Hamburgische Stadtrecht von 1603, das Würtembergische Landrecht von 1610, und die Baierischen Landrechte und Gantprocess von 1616 speciell allegirt. Dagegen bezieht sich S. 111, Note 6, wegen Aufhebung der Moratorien, auf Oesterreich, Kurhessen, Sachsen und Baden, ohne Anführung der Quellen, S. 204, Note 5 und 6, wegen des Prioritätsverfahrens in Mecklenburg und Hannover, auf *Mittermaier*, *Bülow* und *Hagemann*, nicht auf die dortigen Ordnungen selbst, und die bisher genannten vier Citate sind zugleich *alle* in dieser Theorie aufgeführten *nicht* baierischen Particularitäten. Alle anderen Citate dieser Art (S. 6, Note 3. S. 69, N. 10. S. 181, N. 3. S. 186, N. 1. S. 203, N. 2. S. 218, N. 4. S. 223, N. 3. S. 224, N. 3) sind aus dem baierischen Verfahren entnommen, welches jedoch für die gemeinrechtliche, doctrinelle Analogie unbrauchbar ist, da es eine, von dem Verfahren im gemeinen Concursprocesse, und von den meisten Particular-Ordnungen ausser Baiern gänzlich abweichende, Form hat, indem es nämlich das Liquidations- mit dem Prioritäts-Verfahren verbindet, und alle Sätze der Creditoren nach den vier Abtheilungen: 1) Liquidation und Production, 2) Exception, 3) Replik, und 4) Duplik, nicht in nach den Parteyen gesonderten, sondern in vier zu jedem Satze für alle Parteyen vereinigten Protocollen verhandeln lässt. (Man sehe *Bayer* Theorie S. 186, Note 1, und, ausser den dort S. 4, Note, bereits allegirten *Mindler* und *Welsch*, auch *v. Wendt* Handbuch des baierischen Civilprocesses. 2te Ausgabe. Bd. II. §. 202. S. 84.) Mit Recht wurde der baierische Gantprocess von 1616 (S. 57, Note 2), und zwar dessen Tit. III, Art. 3, als die älteste baierische Anordnung eines Edictal-Verfahrens bey dem Concurs der Gläubiger citirt, womit auch *Miltners* historische Notizen in dessen baierischen Gantprocesse, Landshut 1814, S. 57, übereinstimmen, und es scheint der bekannte Commentator jenes altbaierischen ersten Gant- oder Edictal-Processes, Baron *Schmid*, vorzüglich die Zweckmässigkeit dieser neuen Anordnung im Auge zu haben, wenn er in *Semicent. I, controvers. XIX, p.* 46 erklärt: „*Inter caetera, quae pro administratione justitiae in patria nostra laudabilissime statuta sunt, non minimum locum sibi vindicat processus edictalis, quo creditoribus subvenitur. Tam enucleate enim omnia perscribuntur, maxime quae ad formalitatem processus pertinent, ut nihil superaddi posse videatur, nisi hoc unicum votum, ut religiosior terminorum esset observantia, quam hactenus plurimi cum suo damno experti sunt.*" Dennoch aber giebt der Inhalt dieses Gantprocesses selbst schon zu erkennen, dass höchst wahrscheinlich schon vor dessen Promulgation ähnliches Verfahren in Baiern vorkam und üblich war, obgleich die jüngst vorhergegangene Gerichtsordnung von 1520 (man vergl. über dieselbe *Miltner* die baierische Gerichtsordnung Max Jos. III. Landshut 1816. S. 8), Edictalcitationen — „*ainen offen verkundbriefe*" — nur bey einzelnen abwesend Beklagten (Tit. II, Gesetz 3, Blatt .iij) anordnet; denn der Gantprocess von 1616 Tit. I, Art. 3, S. 64 bezieht sich hinsichtlich seiner Form darauf, dass bis dorthin an etlichen Orten, sonderlich bey etlichen Städten und Märkten in diesem Fürstenthume „*im GandtProcess, sonderlich in endtlicher Vergandtung der ligenden Stucken*", aus Mangel besseren Unterrichts, Unordnung eingerissen, und solcher Process sehr ungleich gehalten worden sey, mit dem bemerkenswerthen Beysatze: „*Als sollen fürterhin angerührte Misbräuch im Gandt-Process nach dieser Ordnung verbessert, abgethon, vnd in diesen Landen hierinnen eine durchgehende Gleichheit gehalten werden, weil hiedurch keinem Standt in seiner Gerichtbarkeit, die er hat, was benommen: sondern allein das Recht desto schleiniger vnd richtiger befördert würdet; wie dann solche verbesserung vnd gleichheit allein auf Formen der Gandtordnung, vnd gar nit dahin zu verstehen, dass einem oder anderem Standt, oder desselben zugethonen, an ihren besondern Rechten vnd Freyheiten, die sie dess Vorzugs halben haben mögen, etwas soll benommen seyn.*" — Der Zeitpunct des ersten Gebrauches der Edictalform für das Zusammentreffen mehrerer Gläubiger, wenigstens in Baiern, bleibt daher noch immer Gegenstand einer näheren Forschung.

Wenn wir nun, nach dieser nöthigen Episode, auf den Inhalt der vorliegenden Theorie zurückkommen, so zählen wir unter die vorzüglich beachtungswerthen Sätze der Abhandlung dasjenige, was darin über die Zweckmässigkeit *anticipirender Zahlung an unbezweifelt bevorzugte Creditoren* zur Ersparung von Kosten und weiter laufenden Zinsen, also zur Minderung der Passivmasse, und eigentlich auch zur Mehrung der disponiblen Activmasse gesagt wird (S. 89, N. 3 und S. 224). Zum Theil erinnert es an die Bemerkungen, welche in ähnlicher Tendenz in den jetzt nicht mehr erscheinenden, und auch früher wenig gekannten und noch weniger benutzten, baierischen Annalen, 1835. No. 39 und in No. 31 des Blattes für Vaterlandskunde gewiss beherzigungswerth gemacht sind. Auch dafür hätten sich wichtige particularrechtliche Bestimmungen anführen lassen, z. B. die herzoglich s. go-

thaische vermehrte und verbesserte Gerichts- und Process-Ordnung vom 15 April 1776 P. I. Kap. XXXVII. §. 10. S. 201, welche eine desfsfallsige nachahmungswürdige Vorschrift enthält, sowie auch die Bestimmungen ebenderselben über den während des Concursverfahrens von dem Gerichte von Amtswegen zu versuchenden Vergleich, ebend. §. 7. S. 190 f. alle Aufmerksamkeit verdienen. — Die hier in Erinnerung gebrachte Berücksichtigung der Particularrechte würde auch um desswillen zur Vervollständigung des Ganzen wesentlich beygetragen haben, weil sie für das Verfahren in denjenigen Ländern, in welchen gemeines Recht gilt, bey allen solchen Gegenständen, für welche das römische Recht keine jetzt noch anwendbare Anordnungen enthält, ganz natürlich die hauptsächlichsten Quellen sind. Wenn daher in der Theorie §. 42. S. 134 ganz richtig bemerkt wird, dafs das Justinianeische Recht eine eigene, zur Bestreitung der Liquidität neu angemeldeter Foderungen bestimmte Person — einen *Contradictor* — im Concurse gar nicht kenne, so müssen über seine jetzige Existenz nur Gerichtsgebrauch und Landesrechte entscheiden, und die Regeln, die hinsichtlich eines Contradictors gelten sollen, sind nur aus diesen Quellen zu schöpfen. Da ist es denn, wenigstens in seiner Allgemeinheit, ein keineswegs ganz richtiger, obgleich beynahe überall in anderen Concurslehren zu lesender Satz, wenn in der Theorie §. 42 a. E. S. 138 gesagt wird: „Mit den Prioritätsstreitigkeiten hingegen hat der Contradictor gar nichts zu schaffen.“ Es sollte vielmehr heissen: „Ob der *Contradictor*, wo überhaupt ein solcher bestellt wird, auch mit dem Prioritätsverfahren zu thun habe oder nicht, hängt von Particularverordnungen, oder, wo diese mangeln, von dem besonderen Gebrauche eines Gerichtes ab.“ — Dafs es Particularrechte gebe, welche das Gegentheil der eben erwähnten allgemeinen Negation enthalten, das beweist, um bey diesem einmal angeführten Beyspiele zu bleiben, die nämliche goth. G. O. von 1776; denn sie läfst im §. 5. S. 198 a. a. O., wenn die *Creditores* in dem rechtlichen Verfahren „ihre *Liquidationes*, nebst Beyfügung der Documente oder des sonst dazu gehörigen Beweises *und Ausführung der Priorität* beygebracht haben“, hierauf von dem *Curator litis*, oder *Contradictor* antworten, und gestattet solches auch dem Gemeinschuldner, wenn dieser ohne Bedenken der Gläubiger oder des Richters zu solcher Antwort zugelassen ist, und zwar wohl mit vollem Rechte, da auch der *Cridar* sehr wesentlich dabey betheiligt seyn kann, ob ein Gläubiger sich nicht gröfseren Vorzug anmafse, als der Schuldner ihm zu gewähren sich verpflichtete, und andererseits, ob ein Gläubiger auch wirklich dasjenige Recht erhält, was der Schuldner zur Zeit seiner Dispositionsfähigkeit ihm zuführte, und, solcher Zuführung gemäfs, auch einräumte. Selbst wenn in *Baiern* ein *Contradictor* zur Concursverhandlung gelangt, hat er sowohl über Liquidation, als Priorität, sich zu erklären; und dafs zuweilen auch in *Baiern* ein Contradictor vorkomme, das ist gegen S. 135, Note 9 der Theorie zu bemerken. Das dort aufgestellte Cessat des Gegentheils ist zwar der in *Cod. jud. bav.* enthaltenen Regel gemäfs; allein die allegirte Stelle spricht nur von den Orten, wo die Bestellung eines Contradictors (seit 1753) nicht üblich war, und so haben denn die ehemals preufsischen Landestheile in *Baiern* auch jetzt noch die Aufstellung eines Contradictors beybehalten, der dann sowohl über Liquidation, als Priorität excipirt, wie ihm auch die Preufs. A. G. O. Th. I. Tit. 50. §. 72 diese doppelte Pflicht auflegt. Kämen nicht noch jetzt *Contradictoren* im baierischen Concurse vor, so würde nicht ein Rescript vom 10 März 1818 sich über ihre Appellationsbefugnisse verbreiten, die jedoch hier allerdings auf Liquidationsgegenstände beschränkt werden. Ob dort mit Recht, ist eine andere Frage. Vergl. *Moritz* Mor. zur baier. G. O. III. S. 247. 2te Aufl. — In der älteren, sogenannten *Ernestinischen* G. u. P. O. vom 28 März 1670, welche ungeachtet jener neuen, noch in einzelnen Landestheilen, z. B. in Coburg, gilt, ist noch keine Rede von einem *Contradictor;* wohl aber sind Th. I. Kap. 18. S. 85. §. 3 die Prioritätsverhandlungen mit der Liquidation verbunden.

Ein sehr weites Feld der Bearbeitung würde der würdige Verfasser gefunden haben, wenn er die particularrechtlichen Abweichungen hinsichtlich des *Retentionsrechts* der Pfandgläubiger hätte erörtern, oder wenigstens die desfsfallsigen abweichenden Bestimmungen hätte allegiren wollen. Die in dem §. 28, S. 90, und in den Noten 1 und 2 aufgestellten gemeinrechtlichen, allgemeinen Sätze über die Unzuläfsigkeit solcher Retention müssen in der gerichtlichen Praxis gewöhnlich particularrechtlichen Bestimmungen weichen. So z. B. sagt die *Frankfurter* W. O. von 1739, §. L, in Bezug auf das (§. XLIX ebend.) gegebene Vorzugsrecht: „Diejenigen nun, welche *vor* des Schuldners ausgebrochener Insolvenz sich mit einigen Unterpfändern zu ihrer Sicherheit bedeckt, sind *nicht schuldig*, diese ihre Unterpfänder *ad massam* zu liefern, ehe und bevor sie für ihr zu fodern habendes Capital, Interessen und Unkosten völlig sind befriediget worden.“

Es ist ein äuserst strenger Grundsatz, welcher S. 73 und 74, Note 5 die Aeusserung veranlaſst, *leider* werde die höchst weise Bestimmung des dort allegirten R. A. Entw., dafs die Schuldner selbst dann, wann sie wieder „zu häuslichen Wohnungen“ kommen, nicht mehr zu Aemtern und Würden zu lassen seyen“, nicht mehr beobachtet; und gewifs ist er in seiner Allgemeinheit verwerflich, besonders in einer Zeit, in welcher auch die redlichsten Menschen ohne ihre Schuld in Vermögensverfall gerathen können. Wollte man gegen solche jene Bestimmung anwenden, so würde man sich gegen das: *Afflictis non est addenda afflictio* allerdings verfehlen. Wenn aber noch überdiefs der gelehrte Vf. S. 73, Note 4 behauptet, das Gesetz habe nicht blofs *Betrüger*, sondern auch *leichtsinnige* Schuldenmacher treffen wollen, so verdient diefs eine nähere Untersuchung. Die hier anwendbaren gesetzlichen Bestimmungen finden sich in den Reichs-Polizey-Ordnungen von 1548, Tit. 22, §. 1

und 1577 §. 2, dann in dem Reichsgutachten vom 1 Aug. 1668. — Neue Samml. des R. A. Th. IV. S. 78. — *Bergmann Corp. jur. jud. p.* 293 *et* 459. Das Letzte wiederholt die Dispositionen der beiden ersten, und es genügt daher die Anführung seines Inhalts allein. Der Eingang bezieht sich auf den grofsen Nachtheil, welchen die Fallimente von Kaufleuten und *Anderen*, welche keine Kaufleute sind, bringen, und auf die Nothwendigkeit, die bestehenden Verordnungen zu verbessern und zu erneuern. Dann heisst es weiter: „*Erstlich*, demnach in denen Polizeyordnungen *de annis* 1548 Tit. 22, und 1577 Tit. 23 bereits versehen, dafs diejenigen Handthierer und Gewerbsleute, welche *gefährlich und betrüglicher Weiß, in Schein Treue und Glaubens*, Geld oder Waare bey andern entlehnt und aufgebracht, und durch übermäfsige Pracht, unordentliches Leben, und sonsten in andern Wege (ohne dafs ihnen an Leib oder Gütern einige Schadung, Gefängnufs, Abschätzung oder andere verderbliche Unfälle zugestanden) in Abnehmen und Verderben kommen, hernacher austretten, und sich in andere Gebiete begeben, von keiner Herrschaft oder Obrigkeit angenommen, noch ohne Willen der Gläubiger vergleitet und geduldet, sondern ihr Geld, Kleinodien, Schuldbücher und andere Briefe und Güter, so sie mit sich hinweg genommen, von ihnen gefordert, und gemeinen Gläubigern zum Guten gerichtlich hinterlegt, ihre Personen, wo sie betretten, zur Hafft genomm, den Klägern zu Recht gehalten, und nach Gestallt der Sachen gestrafft, auch, so sie wieder zu häuslichen Wohnungen kommen, alsdann zu keinen Aemtern oder Dignitäten gezogen werden sollen: Als hat es desfalls bey ernannten Policey-Ordnungen sein Bewenden."

Also nur wirkliche *Betrüger*, *betrügliche Banquerotteurs* sind nach Gestalt der Sachen zu bestrafen, und, in Folge dieser strafrechtlichen Behandlung, auch selbst in dem Falle, wann sie wieder zu Vermögen, zu häuslichen Wohnungen kommen, fortwährend unfähig zu Aemtern und Würden. Diese Unfähigkeit auch jetzt noch nach einer Criminalstrafe wegen *betrüglichen* Banquerotts eintreten zu lassen, wird kein Hindernifs obwalten; in neuen Landesgesetzen ist sie namentlich ausgesprochen. Das *preuſſ.* allg. Landrecht Th. II. Tit. 20. §. 1453 läfst denjenigen, der, in der Absicht, sich mit dem Schaden seiner Gläubiger zu bereichern, ein Unvermögen, zu zahlen, fälschlich vorgiebt, öffentlich ausstellen, für ehrlos erklären, und noch mit lebenslänglicher Festungsarbeit bestrafen. Selbst derjenige, welcher durch Aufstellung erdichteter Gläubiger, oder durch betrügliche Begünstigung solcher, deren Foderungen ungegründet oder übertrieben sind, oder sonst die zur Bezahlung richtiger Schulden vorhandene, obgleich unzureichende Masse schmälert, wird nach §. 1454 des *gerichtlichen Glaubens und aller bürgerlichen Ehren* verlustig, und soll fünf- bis zehnjährige Zuchthausstrafe leiden. Das *baierische* Strafgesetz von 1813 Th. I. Art. 278 verbindet für den oben gedachten ersten Fall, als betrügerischen Banquerot dritten oder höchsten Grades, die Erklärung der *Unfähigkeit* zu allen Würden, Staats- und Ehren-Aemtern, sowie zur Ausübung des Geschäfts oder Gewerbes, welches zur Verübung des Betrugs mifsbraucht wurde. — Der weitere, in obiger Anmerkung in Bezug genommene Inhalt des Reichsgesetzes bestätiget dieselbe Ansicht. Es heisst darin weiter: „Und ist *zweytens* nicht weniger billig, dafs nach Anleitung solcher Constitutionen, mit denjenigen, so aus kündlichen und unversehenlichen, zugestandenen Zufällen, oder Schaden, in Verderben und Umstand kommen, zwar ein Mitleiden zu haben, und gegen dieselbe den gemeinen Rechten nach zu handeln sey; Gleich wie aber bey solcher Beschaffenheit sie zu entweichen nicht Ursach haben, auch samt ihrem übrigen Vermögen den Gläubigern in alle Wege verhafftet und der Excussion unterworfen bleiben, worzu, wenn der Schuldner nicht bey der Hand ist, schwehrlich zu gelangen, noch auch sonsten darinnen mit Bestand zu verfahren: Also wollen und verordnen Wir, dafs alle diejenige, welche Banquerout machen, *und austrünnig werden*, ohne Unterschied, ob sie aus eigenem Verschulden, oder aus anderen Zufällen ins Unvermögen gerathen, an Ort und Enden, wo sie betreten werden, auf Begehren ihrer Herrschaften und Obrigkeiten des Orts, von dannen die Weichung geschehen, ohne ferner gestattenden Schutz und Auffenthalt, Ihnen, sammt alle dem, das sie mit dahin gebracht, ohnweigerlich verabfolgt, und alsdann vorgedachtermafsen mit denselben, und ihrem Vermögen, den gemeinen Rechten nach, verfahren werden soll."

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Dresden und *Leipzig* in der Arnoldschen Buchhandlung: *Gespräche für das gesellschaftliche Leben, zur Erlernung der Umgangssprache im Deutschen und Französischen*, von *Franz Beauval*. Fünfte Auflage. 1837. Erstes Bändchen 216 S. Zweytes Bändchen 192 S. kl. 8. (1 Thlr. 8 gr.)
[Vgl. Jen. A. L. Z. 1832. No. 237 u. 238.]

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

FEBRUAR 1837.

JURISPRUDENZ.

München, in d. Weber'schen Buchhandl.: *Theorie des Concursprocesses nach gemeinem Rechte*, von Dr. *Hieronymus Bayer* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Nur also dann, wenn solche, obgleich nicht betrügerische, Banqueroteurs „*austrünnig werden*", sind sie, ohne Unterschied eigenen Verschuldens, oder aus anderen Zufällen entstandenen Unvermögens, wie Betrüger zu behandeln. Der *dritte* Punct des Gesetzes enthält die Bedingungen, unter welchen Jemandem das *beneficium cessionis bonorum* gestattet ist, und fährt fort: „Da sich aber *e contrario* findet, dass der Schuldner durch seine oder der Seinigen geübten Pracht, Spielen, Trinken, sonderen Unfleiss und Nachlässigkeit und dergleichen unordentliches Wesen in Abfall gekommen: der solle nicht allein des *beneficii cessionis* nicht zu geniessen haben, sondern alsbalden dessen Güter versperrt und beschrieben, ob auch nichts versteckt, verwendet, oder verhalten worden, mögliche Erkundigung, entweder vermittelst Beeydigung, sowohl des Schuldners selber, als dessen Handelsbedienten und Hausgenossen, oder durch andere dingliche Wege eingezogen, und, *wo er nicht zu bezahlen hat*, alsdann derselbe, und *bevorab* diejenigen, welche zuweilen nur etliche wenige Zeit vor ihrem *boshaften Austreten* zu mehr hundert und tausend Gulden an Geld oder Waaren, *betrüglich* aufnehmen, und darmit in die Freyungen, oder anderweitige Bottmässigkeiten *durchgehen*, *nach Umstand und Beschaffenheit des Verbrechens* (also ganz sicher *nicht* ohne Unterschied zwischen *culpa* und *dolus*, zwischen *Leichtsinn* und *Betrug*) und der Personen an Ehr, Leib und Leben, vermittelst Entsetzung aller habenden Ehren-Aemter, öffentlicher Anschlagung der Namen an eine hierzu jedes Ortes anordnende schwarze Tafel, Steckung in den Schuldthurm, oder Anthuung öffentlichen Spotts, der Relegation, Stellung auf den Pranger, ja wohl gar, anderen zum Exempel, mit der Fustigation, oder wirklichen Lebensstrafe, den *berüchtigten Dieben* gleich, angesehen und belegt werden." Sofern nun die Criminalität des Banquerots nach diesen Gesetzen nur unter den Kategorieen des *Betrugs* vorkommt, und desshalb auch mit der Strafe des *Diebstahls* bedroht wird, so ist von selbst die juridische Existenz eines criminell strafbaren *culposen* Banquerots ausgeschlossen. Nur dort würde die *culpa* bey dem Banquerot einer criminellen Strafe unterliegen, wo ein bestimmtes Landesgesetz solche Strafe vorschriebe. Diesem steht nicht entgegen, dass Lehrer des *gemeinen* Criminalrechts die Gradationen des dolosen und culposen strafbaren Banquerots annehmen; sie haben Recht, wenn sie die reichsgesetzliche Criminalstrafe nur auf *dolosen* Banquerot für anwendbar erklären; aber nicht, wenn sie den culposen Banquerot *ohne* bestimmtes Landesgesetz ebenfalls für criminell, obgleich minder strafbar, halten. Die Analogie neuerer Landesgesetze kann sie darin nicht bestätigen; denn so gross auch der Nutzen des *vergleichenden* Gesetzstudiums und die Kenntniss seiner Quellen ist, so kann doch die Beziehung auf solche nicht inländische Landesgesetze in keinem Falle der richterlichen Entscheidung da, wo sie nicht promulgirt und nicht recipirt wurden, zum Grunde gelegt werden. Aus diesen Gründen erkannte noch am 29 Aug. 1831 eine mit Criminalstrafen sehr vielfältig beauftragte deutsche Juristenfacultät, auf geführte weitere Vertheidigung, das Straferkenntniss erster Instanz aufhebend, dass Inculpat von der Beschuldigung betrüglichen Banquerots gänzlich loszusprechen sey, und substituirte auch *keine* Strafe für culposen Banquerot, da ein Landesgesetz dieselbe *nicht* anordnete.

Dem hier angezeigten Werke wird übrigens eine neue Auflage in kürzester Zeit nicht fehlen, und wir haben nur *den* Wunsch hinzuzufügen, dass es dem verdienten, auf die mannichfachste Weise in Anspruch genommenen Vf. nicht an Zeit gebrechen möge, dann keine bloss neue Auflage, sondern vielmehr eine neue *Ausgabe* zu liefern, und bey deren Bearbeitung unseren Bemerkungen und Wünschen einige Aufmerksamkeit zu schenken.

— κλ —

Giessen, b. Heyer: *Lehrbuch des gemeinen in Deutschland gültigen peinlichen Rechtes*, von Dr. *Anselm* Ritter *von Feuerbach*. Mit vielen Anmerkungen und Zusatzparagraphen herausgegeben von Dr. *L. J. A. Mittermaier*, Geheimenrathe und Professor in Heidelberg. Zwölfte Originalausgabe. 1836. XXVIII und 546 S. 8. (2 Thlr.)

Das *Feuerbach*'sche Lehrbuch ist zu bekannt, als dass über die grossen Vorzüge und die nicht minder bedeutenden Mängel desselben hier noch etwas bemerkt zu werden brauchte. Die bedeutende Autorität, welcher sich dieses Lehrbuch zu erfreuen hat, und die Brauchbarkeit desselben ist hinlänglich beur-

kundet durch die eilf rechtmäſsigen Auflagen, welche es noch bey Lebzeiten ſeines Verfaſſers erlebte. Auch iſt ihm die, freylich dem Verfaſſer und dem Verleger gleich verdrieſsliche, Ehre des Nachdruckes widerfahren. Die gegenwärtige zwölfte, nach dem Tode des Verfaſſers von Hn. GR. *Mittermaier* beſorgte Ausgabe iſt bloſs der Zweck dieſer Anzeige, um zu berichten, was derſelbe an *Feuerbach's* Buche gethan, und in wie weit daſſelbe durch ſeine Bearbeitung gewonnen habe. Hr. *M.* hat ſich ſchon früher Verdienſte um dieſes Lehrbuch erworben, indem er zu der fünften Auflage die Inhaltsanzeige fertigte, und auch bey den ſpäteren Auflagen öfter literariſche Zuſätze und die Nachträge der neueren Literatur lieferte. Bey Weitem wichtiger aber iſt, was er gegenwärtig für daſſelbe gethan hat, und Rec. nimmt keinen Anſtand, zu behaupten, daſs der materielle Werth dieſes Lehrbuches durch die jetzige Bearbeitung ſo zugenommen habe, als es bey einer von *Feuerbach* ſelbſt beſorgten neuen Auflage wohl nicht mehr zu erwarten geweſen ſeyn dürfte. Denn um ſelbſt noch bedeutende Verbeſſerungen an demſelben vorzunehmen, war *Feuerbach* verhindert theils durch ſeine ausgebreiteteten Berufsgeſchäfte, welche ihm nicht die hinlängliche Muſse geſtatteten, den hiſtoriſchen und dogmengeſchichtlichen Theil, der in ſeinem Werke vorzüglich mangelhaft war, gehörig zu bearbeiten, theils aber auch und vorzüglich durch ſeine eigenen Anſichten, in welche er ſich ſo feſt hinein gedacht hatte, daſs ſie zu einer Ueberzeugung in ihm geworden waren, von der er ſich nicht mehr trennen konnte.

Hr. *M.* hatte urſprünglich den Gedanken, das *Feuerbach*'ſche Lehrbuch ganz neu zu bearbeiten. Denn von den zehn Anſoderungen, welche er S. IV und V der Vorrede an ein Lehrbuch des peinlichen Rechtes ſtellt, muſste er in dem *Feuerbach*'ſchen viele unbefriedigt finden. Ein ſolches Lehrbuch, welches dieſen Anfoderungen genügte, hat Hr. *M.*, wie er allen Freunden der Wiſſenſchaft in erfreuliche Ausſicht ſtellt, zu einer Aufgabe ſeines Lebens gemacht, und bey der Bearbeitung der neuen Ausgabe von *Feuerbach's* Lehrbuche wollte er wenigſtens die Materialien dazu in den Noten zu *Feuerbach* ſammeln. Allein er überzeugte ſich bald, daſs auf dieſe Weiſe ein ganz neues Werk entſtehen, und das Ganze einen zu groſsen Umfang erhalten würde, während es doch wünſchenswerth war, daſs das Buch von *Feuerbach*, ſo vielfach in der Praxis verbreitet, wieder abgedruckt würde. Darum richtete er denn ſeine Bearbeitung in der Weiſe ein, daſs er *Feuerbach's* Lehrbuch unverändert wieder abdrucken lieſs, und in Zuſatznoten die Berichtigungen der im Lehrbuche aufgeſtellten Anſichten, vorzüglich die Angabe des wahren Verhältniſſes der Quellen, die Aufſtellung des richtigen Geſichtspunctes, der in jeder Lehre entſcheiden ſoll, und die Andeutung der wichtigſten Streitfragen (vorzüglich mit Beziehung auf die Fortſchritte der gerichtlichen Medicin und Pſychologie), mit den nöthigen literariſchen Nachweiſungen gab. In mehreren Zuſatzparagraphen, die mit Bezeichnung von Buchſtaben eingeſchaltet ſind, ſorgte er noch für die nöthige Ergänzung und Vollſtändigkeit des Lehrbuches in Beziehung auf einige Lehren, welche *Feuerbach* entweder gar nicht, oder nur ſehr dürftig behandelt hatte. Dieſe Zuſätze und Bereicherungen hat er hauptſächlich dem Haupttheile des Lehrbuches, welcher das eigentliche Criminalrecht enthält, angedeihen laſſen. Zu den §§., welche den Criminalproceſs betreffen, hat er, auſser literariſchen Ergänzungen, keine weiteren Zuſätze gemacht, weil die Dürftigkeit dieſer §§. zu viele derſelben nöthig gemacht haben, und der Umfang des Buches dadurch zu ſehr vermehrt worden ſeyn würde. Ueberdieſs hat er ja ſelbſt ein eigenes gröſseres Werk über den Criminalproceſs geſchrieben, und in demſelben nach eigenem Plane und im Zuſammenhange entwickelt, was er in Zuſätzen zu *Feuerbach's* Lehrbuche doch nur ſehr kurz und gebunden an die Anordnung eines Anderen hätte ſagen können. Die gegenwärtige Ausgabe iſt aber durch die Zuſätze Hn. *M's.* um acht Bogen ſtärker geworden, als die letzte Auflage, und ſchon daraus läſst ſich, zumal bey dem ſehr engen Drucke, auf die ungemeine Reichhaltigkeit derſelben ſchlieſsen.

Es liegt nicht in dem Plane dieſer Anzeige, eine in das Einzelne eingehende Kritik der von Hn. *M.* gegebenen Zuſätze zu liefern. Rec. begnügt ſich bloſs, zu bemerken, daſs dieſelben dem allgemeinen und beſonderen Theile in gleichem Maſse zu Theil geworden ſind, und auf einige der vorzüglichſten aufmerkſam zu machen. In den §. 5 *a* und 5 *b* iſt eine zwar gedrängte, aber recht befriedigende Geſchichte des römiſchen und des deutſchen Strafrechtes eingeſchaltet; §. 7 *a* giebt eine ziemlich vollſtändige Ueberſicht ſämmtlicher Strafrechtstheorieen, ohne jedoch eine Kritik derſelben beyzufügen; der Kritik der *Feuerbach*'ſchen Theorie iſt ein eigener §. 20 *a* gewidmet, der jedoch noch nicht alle Einwendungen enthält, welche gegen dieſelbe erhoben werden können; §. 75 *a* beſpricht die Auslegung der Strafgeſetze, wo der Herausgeber für den Richter eine analogiſche Anwendung des Strafgeſetzes und das Recht in Anſpruch nimmt, das Geſetz auch auf Fälle anzuwenden, die nicht ausdrücklich im Geſetze bezeichnet ſind. Der Herausgeber billigt aber ſehr richtig nur *Geſetzes*analogie, nicht *Rechts*analogie, und hiemit hängt der gröſsere Zuſatz zuſammen, den er in der Note zu §. 2 über den Satz: *nulla poena ſine lege*, gemacht hat. Sehr gehaltreich ſind die Erläuterungen, welche §. 90 *a* zu dem *Feuerbach*'ſchen §. 90 über die Aufhebungsgründe der Zurechnung giebt. Die Seelenſtörungen theilt der Herausgeber ein in Geiſteskrankheiten und Willenskrankheiten, und ſehr vortrefflich ſind die charakteriſtiſchen Merkmale, welche er von Wahnſinn, Blödſinn, Narrheit, Raſerey und einfacher Manie angiebt. §. 132 *a* entſcheidet ſich der Herausgeber dafür, daſs der Rückfall kein allgemeiner Straſſchärfungsgrund ſey nach gemeinem Rechte. Eben ſo iſt Rec. vollkommen mit ihm ein-

verſtanden, wenn er ſich entſchieden gegen die in neueren Geſetzen vorkommende Vorſchrift erklärt, nach welcher die ordentliche Strafe des Verbrechens wegen Rückfalls immer verdoppelt wird. Rec. findet ſelbſt bedenklich, was der Herausgeber annimmt, daſs bey unbeſtimmten Strafgeſetzen der Richter den Rückfall immer als Straferhöhungsgrund ſolle berückſichtigen dürfen. Noch reichhaltiger aber als dieſe Zuſatzparagraphen ſind die übrigen Zuſätze, welche als Noten des Herausgebers den einzelnen §§. des Lehrbuches beygefügt ſind, und ſich faſt bey jedem derſelben finden. Dieſe Noten haben vorzüglich getroffen §. 53 über Begünſtigung der Verbrechen, §. 55 das Weſen der *culpa*, §. 57 über den Einfluſs des Irrthumes, §. 59 über Zurechnung mediciniſcher Fehler, §. 71 über die Wirkungen der Strafe auf die bürgerliche Ehre, §. 84—88 über das Princip der Zurechnung, §. 94 über richterliches Milderungsrecht, §. 97 über Mangel an Thatbeſtand, §. 102 über Anwendung unbeſtimmter Strafgeſetze, §. 126—131 über Concurrenz der Verbrechen, §. 145 über Todesſtrafen, §. 149 über Einrichtung der Freyheitsſtrafen, und §. 159 über Strafverwandlungsrecht. Die Anſichten, welche der Herausgeber in dieſen Noten über die betreffenden Gegenſtände ausſpricht, ſind groſsentheils ſchon als die ſeinigen bekannt aus ſeinen zahlreichen und gediegenen Abhandlungen, durch welche er ſich ſo groſse Verdienſte um die Criminalrechtswiſſenſchaft erworben hat. Auch von den übrigen §§. des allgemeinen Theiles iſt faſt keiner unbereichert geblieben, theils an Widerlegung und Berichtigung einzelner von *Feuerbach* aufgeſtellter Anſichten, theils an einer reichen Zugabe literariſcher und dogmengeſchichtlicher Bemerkungen.

In gleicher Weiſe reich ausgeſtattet iſt der beſondere Theil. Zuſatzparagraphen ſind in demſelben enthalten: §. 162*a* über das Verhältniſs der Rechtsquellen in der Lehre vom Hochverrathe; §. 168*a* über Verſuch des Hochverraths; §. 209*a* über Tödtlichkeit der Wunden; §. 238*a* über Verheimlichung der Schwangerſchaft und Niederkunft; §. 240*a* über Einfluſs der Seelenſtörungen bey Kindesmord; §. 296*a* über die Gründe der Aufhebung des Rechtes, wegen Injurien zu klagen; §. 315*a* über Unterſchlagung; §. 364*a* über Anzündung der eigenen Sache des Thäters; §. 416*a* über Beſtrafung des Bankerotts. Ferner ſind in den Zuſatznoten treffliche und ausführliche Bemerkungen enthalten über die ſyſtematiſche Anordnung der Verbrechen, über Thatbeſtand des Hochverrathes, über Majeſtätsbeleidigung, über Münzverbrechen, über Duell, über Aufruhr, über das Verhältniſs von Mord und Todtſchlag, über *parricidium*, über Kindesmord, über Selbſtmord, über das Verhältniſs der Quellen in der Lehre von der Körperverletzung, über daſſelbe in der Lehre von den Injurien, über Thatbeſtand der Injurien und Verhältniſs derſelben zu der Verleumdung, über das Verhältniſs der Quellen in der Lehre von der Brandſtiftung, über Brandſtiftungstrieb, über Ehebruch, über das Verhältniſs der Quellen bey dem *crimen vis* und die Anwendbarkeit römiſcher Beſtimmungen u. ſ. w.

Der Druck des *Feuerbach*'ſchen Textes iſt in dieſer neuen Ausgabe mehr zuſammengedrängt als in der vorigen. Dadurch iſt an Raum gewonnen, und an Deutlichkeit nichts verloren worden. Die Zuſatznoten Hn. *M's.* ſind ſehr enge gedruckt, ohne dem Auge im Geringſten wehe zu thun. Das Papier iſt ſchön. Dankbar anzuerkennen iſt es, daſs der Verleger dieſer neuen Ausgabe, ungeachtet ſie enger gedruckt und um acht Bogen ſtärker als die frühere, dennoch den Preis derſelben nicht erhöhet hat.

H. L. F.

RÖMISCHE LITERATUR.

Stuttgart, in der Metzler'ſchen Buchh.: *Publius Ovidius Naſo's Werke. Verwandlungen*, überſetzt von *Heinrich Chriſtian Pfitz*, Pfarrer in Eishauſen bey Hildburghauſen. Erſtes bis viertes Bändchen. 1833. 511 S. 16. (1 Thlr.)

Auch unter dem Titel:

Römiſche Dichter in neuen metriſchen Ueberſetzungen, herausgegeben von *G. L. F. Tafel*, Profeſſ. zu Tübingen, *C. N. Oſiander* und *G. Schwab*, Profeſſoren zu Stuttgart. Fünftes bis achtes Bändchen.

Eine *vollſtändige* Ueberſetzung der Werke des *P. Ovidius Naſo* hielt ſchon *J. H. Voſs* für ein bedenkliches Unternehmen, zumal wenn dieſe Arbeit allen gebildeten Männern und Frauen gewidmet ſeyn ſollte, und es läſst ſich, abgeſehen von anderen Mängeln, nicht leugnen, daſs, um die eigenen Worte der Vorrede der vorliegenden Verdeutſchung S. 32 zu gebrauchen, „der einem verdorbenen Zeitalter huldigende Dichter überall, ſelbſt in ſeinen Gedichten von ernſterem Inhalte, Schlüpfrigkeiten einſtreute." Es war uns daher eine auffallende Erſcheinung, daſs man die Werke dieſes Dichters in einer Sammlung, welche geradezu die oben berührte Beſtimmung zu haben vorgiebt, vollſtändig zu überſetzen ſich angeſchickt hat, und wir können dieſes Unternehmen nur für verfehlt halten. Aber auch ohne dieſes Bedenken wird die vorliegende Arbeit, auf welche übrigens der Vf., wie wir an vielen Stellen zu bemerken glaubten, groſsen Fleiſs verwandt hat, einer wiederholten, ſehr ſorgfältigen Feile unterworfen werden müſſen, um einigermaſsen ihrem Vorgänger nahe zu kommen. Uns ſcheint es nämlich, daſs der Vf. 1) zwar überall geſucht hat, den Sinn des Originals treu wiederzugeben, daſs es ihm aber nicht immer geglückt iſt, den von ihm richtig ergriffenen Gedanken auch ſo in Worte zu faſſen, daſs er für Andere, welchen eine Vergleichung des Originals nicht zu Gebote ſteht (und für ſolche iſt die Ueberſetzung eigentlich beſtimmt), ganz verſtändlich wäre, und daſs 2) der Versbau noch an vielen Mängeln leidet. Der erſte Tadel betrifft alſo die Verſtöſse gegen die Deutlichkeit, gegen welche Hr. *P.* nicht allein durch undeutſche, den Sinn nicht genau wiedergebende, Wortü-

gungen, sondern auch durch einzelne Wörter gefehlt hat, welche er in einem, ihnen nicht zukommenden, Sinne gebraucht, oder welche bereits veraltet sind, oder die er selbst geschaffen hat, ohne dass sie die Probe halten. Rec. theilt mehrere Beyspiele aus *Met.* IV (Bd. II. S. 138 fg.) mit. Daselbst heisst es Vs. 10:

Legen Geweb' und Korb und das unvollendete Tagwerk;

ferner IV, 39:

Leichtern das nützliche Werk der Hände durch allerley Reden;

IV, 51—54:

— — wie ein Baum, der weissliche Früchte
Trug, nunmehro besudelt durch Blut nur schwarze hervorbringt.
Dieses beliebt; sie beginnt, dieweil sie mit nichten gemeint ist,
Folgendermassen die Mähr', und es folgte dem Faden die Wolle;

Vs. 126:

Sich in schwarze Gestalt und die blutanschluckende Wurzel;

vgl. auch IV, 136. 160. 244. 254. 270. 315 u. s. f., wo wir den Gebrauch der Zeitwörter *legen* (für *ablegen*), *leichtern* (für erleichtern), *wahren* (für bewahren), der Partikeln *nunmehro*, *dieweil* u. s. w., und der neugeschaffenen Wörter *blutanschluckend*, *gehöchst*, *unscheinlich*, *entgeistert*, *mählig*, und (IV, 316) den Gebrauch des Partic. *gesehn* st. den Gesehenen (*visum*) missbilligen. Mehr der Art findet sich noch IV, 308 (gebilderten Köcher, *pictas pharetras*), 313 (umschmeidiget, *circumdata*), 317 (ehender für eher, *ante*). Aber auch der Versbau lässt gar Manches zu wünschen übrig. Unter die Mängel, an welchen er leidet, rechnen wir namentlich den häufigen Gebrauch der Trochäen an der Stelle von Spondeen, wo sie mit Recht in neuerer Zeit immer mehr aus dem Hexameter schwinden; z. B. IV, 24:

Lenkest das Doppelge*spann* der Luchse am Nacken bezeichnet;

IV, 33:

Störten da*heim das* Fest mit Minerva's Geschäften zur Unzeit.

Dasselbe findet sich IV, 45 (Form die), 48 (Rest der), 50 (Leib der), 77 (Ohr den), 111 (Furcht des), 127 (Schmelz die), 163. 175. 185. 189. 215. 232. 245. 248. 256. 264. 266. 285. 313. 332. 348. 349 u. a. v. a. O. Ferner treffen oft, was sehr unangenehm auffällt, die Wortfüsse mit den Versfüssen zusammen, z. B. IV, 56:

Diese der | Jungfraun | Kron' im | Orient. | Beide be | wohnten;

IV, 60:

Wuchs mit der | Zeit, auch | hätt' ein | ehelich | Band sie ver | einigt;

IV, 79:

Sagten sie | gegen die | Nacht: Leb' | wohl! und der | eigenen | Seite,

desgleichen IV, 82. 93. 96. 123 u. s. w. Häufig leiden auch viele auf einander folgende Verse an schwachen Ausgängen; z. B. IV, 78 (gesprochen), 79 (eigenen Seite), 80 (hinüber gelangten), 81 (Lichter verscheuchten), 82 (Kräutern getrocknet), 83 (leisem Geflüster), 84 (die Wächter), 85 (schlüpfen versuchen), 86 (hinter sich lassen), 87 (zu verirren), 88 (unter dem Schatten), 89 (Obste belastet); und, worauf in der Regel zu wenig geachtet wird, in vielen Versen folgt der schwächliche Amphibrachys mehrmals auf einander, was den Charakter des Hexameters ganz verwischt; z. B. IV, 4:

Ihre Geschwister. Das Fest zu be | gehen | gebietet | der Priester | ;

IV, 24:

Lenkest das Doppelgespann | der Luchse | am Nacken | bezeichnet | ;

IV, 33:

Störten daheim das Fest mit | Minerva's Geschäften | zur Unzeit | u. s. w.

Noch mehr. Hatten wir es tadeln müssen, dass der Trochäus nur zu häufig die Stelle des Spondeus vertritt: so ist es auf der anderen Seite eben so sehr zu rügen, dass öfters lange Sylben an der Stelle von kurzen stehen; z. B. IV, 1:

Doch nicht Alcithoe meint, sie des Minyas Tochter, des Gottes;

IV, 26:

Die und der trunkene *Greis*, *der* (= welcher) *den* wankenden Gliedern am Treibstock;

ferner IV, 43. 145. 151 u. s. w., wo Hr. *P.* die Wörtchen *denn*, *schon*, *hin* als Kürzen gebraucht, während er sie doch selbst in ähnlicher Zusammenstellung richtig als Längen anwendet. Am misslichsten ist der Verstoss in IV, 151, wo auf der kurz gebrauchten Anfangssylbe des Wortes *Hingeschiedner* noch überdiess der besondere Nachdruck ruht. Wir machen schliesslich noch darauf aufmerksam, dass der Vf. viel zu oft die Verse mitten im Sinne geschlossen hat, z. B. IV, 206—209, wo es heisst:

Klytie nicht, die, wenn auch verschmäht, nach deiner Umarmung
Schmachtete, und zu der Zeit nur um so tiefere Wunden
Hatte. Leukothoë bringt in Vergessenheit alle die vielen,
Die Eurynome einst, des rauchwerktragenden Landes
Schönste, gebar u. s. w.;

und dass die Verse hie und da minder prosaisch gebildet seyn dürften, vgl. z. B. IV, 40 fg.:

Wollen im Wechsel die Mähr', die lang uns währen die Zeit nicht
Lässt, zu müssigem Ohr in Erzählungen lassen gelangen.
Beyfall geben die Schwestern, zuerst sie heissend erzählen.
Jene bedachte sich, was sie aus Vielem erzähle, denn Vieles
Weiss sie u. s. f.

Vgl. auch IV, 245. 246 u. s. w.

a.

JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

FEBRUAR 1837.

MEDICIN.

Leipzig, in der Weygand'schen Verlags-Buchhandlung (*L. Gebhardt*): *Handwörterbuch der gesamten Chirurgie und Augenheilkunde*, herausgegeben von den Professoren Dr. *W. Walther* in Leipzig, Dr. *M. Jäger* in Erlangen, Dr. *J. Radius* in Leipzig. (Mit königl. würtemb. Privilegium gegen Nachdruck.) Erster Band, (bestehend aus 4 Lieferungen). 1836. VIII u. 640 S. gr. 8. *Abbinden — Atresia vulvae.* (2 Thlr. 12 gr.)

Werke, wie dieses, verpflichten ihren Rec. um so mehr zu einer ausführlichen und genauen Anzeige, je grössere Verbreitung und Einfluss sich von denselben, bey der grossen Zahl an Schülern und Verehrern der Vff., mit Recht erwarten lässt. Zwar erregt das Wort *Lieferungen* heutiges Tages leicht ein übeles Vorurtheil, weil es das gewöhnliche Aushängeschild ist, um recht viele Käufer durch den Schein der Wohlfeilheit anzulocken. Allein diess Vorurtheil muss hier schwinden, da die Namen der ehrenwerthen Vff. und deren Stellung als öffentliche Lehrer es verbürgen, dass nur edle Uneigennützigkeit und der Wunsch, für recht Viele segensreich zu wirken, sie veranlasste, sich der jetzt beliebten Methode des lieferungsweisen Erscheinens zu bedienen. Das Unternehmen wird man gewiss nicht für etwas Ueberflüssiges halten, wenn man der weiten Verbreitung gedenkt, deren sich die chirurgischen Handwörterbücher von *Bernstein* und später von *Rust* zu erfreuen hatten, obschon, bey der Kostspieligkeit des Letzten, dessen Anschaffung für Viele nur ein frommer Wunsch bleibt. Das vorliegende Handwörterbuch ist zwar minder ausführlich, zeichnet sich aber durch grössere Wohlfeilheit aus. Für die Zweckmässigkeit des Unternehmens spricht wohl noch der Umstand, dass gleichzeitig *Blasius* das Bedürfniss eines ähnlichen Werkes fühlte, und ebenfalls ein chirurgisches Handwörterbuch ankündigte, welchem wir eine nicht minder freundliche Aufnahme besonders bey dessen Schülern versprechen dürfen, obgleich wir es im Interesse der Wissenschaft wünschten, dass auch er sich jenem Triumvirate angeschlossen hätte. Selbst als chirurgisches Handbuch betrachtet, müssen wir das vorliegende Werk als ein willkommenes betrachten. Denn ein solches, dem jetzigen so weit vorgeschrittenen Standpuncte der Chirurgie in ihrem ganzen Umfange angemessenes, fehlt uns wirklich, indem *Textors* Werk, zwar anerkannt tüchtig, zu wenig Werth auf das Neuere legt, und oft unnöthigerweise zu ausführlich ist, das von *Chelius* aber mehr zum Leitfaden bey Vorlesungen als bey der Praxis dient. Aus diesem Grunde hätten wir es freylich viel lieber gesehen, wenn uns der in jeder Hinsicht dazu befähigte D. *Jäger* in Erlangen seine reichen Erfahrungen, seine gediegenen Ansichten in einem vollständigen Handbuche der Chirurgie mitgetheilt hätte. Allein er scheint in dieser Beziehung ganz den Ansichten *Schönleins* zu huldigen, und uns aus Bescheidenheit ein solches Werk noch länger vorbehalten zu wollen, daher müssen wir in Geduld ausharren, und uns mit den hier mitgetheilten einzelnen Artikeln begnügen, welche uns darum doppelt willkommen sind. Ueberhaupt wäre es gewiss für jeden der Vff. viel leichter und angenehmer gewesen, wenn jeder für sich ein selbstständiges Werk hätte bearbeiten können, statt dass sie hier in steter Gemeinschaft, sich gegenseitig ergänzend und berücksichtigend, eingeengt durch die Tendenz des Ganzen, dem Gelehrteren, wie dem minder Geübten und Erfahrenen gleich viel Belehrung zu verschaffen, beengt durch die Schranken der alphabetischen Ordnung, welche durch öftere Wiederholungen ermüdet, arbeiten mussten. Desshalb müssen aber gerade diese nicht gescheueten Schwierigkeiten das Verdienst der Vff. in unseren Augen sehr erhöhen. Das Werk ist keineswegs bloss ein Auszug aus dem grossen *Rust's*. Mag auch einer oder der andere der Vff., welcher vielleicht zugleich Mitarbeiter an jenem grösseren Werke war, seine dorthin gelieferten Artikel hier wieder benutzt haben, so erfoderte diess theils die Natur der Sache, theils geschah es gewiss mit der gehörigen Umsicht, so dass das Werk des Originellen genug enthält. — Der Vorrede zufolge bezwecken die Vff., die Masse von neuen Entdeckungen, Erfahrungen und Beobachtungen, welche hie und da zerstreut ist, nach sorgfältiger Prüfung und Würdigung, in diesem Handbuche der gesamten Chirurgie mit ihren Hülfswissenschaften, also chirurgische Pathologie und Therapie, Instrumenten-, Operations-, Verband-, und Arzneymittel-Lehre, Augenheilkunde, syphilitische und Ohrenkrankheiten umfassend, in alphabetischer Ordnung zusammenzutragen, und zwar nicht bloss für Anfänger, sondern auch für Geübtere und für Praktiker, welche literarische Hülfsmittel entbehren. Die Vff. rechtfertigen die encyklopädische und lexikalische Form; sie haben sich ganz zweckmässig in der Art in die Arbeit getheilt, dass alle Augenkrankheiten von *Radius*, alle Knochenkrankheiten, Amputationen, Resectionen, Syphilis u. s. w.

von *Jäger*, die Arzneymittellehre, der gröfsere Theil der speciellen Instrumenten- und Verband-Lehre u. s. w. von *Walther* bearbeitet werden. Vollständigkeit mit möglichster Kürze und Klarheit ist das schöne Losungswort der Unternehmer, sie wollen weder der Theorie noch der Praxis einseitig huldigen, sondern beide innig zu einem Ganzen verbinden. Um die unvermeidlichen Nachtheile, welche die unsystematische lexikalische, aufserdem aber sehr bequeme Form bietet, möglichst zu beseitigen, wurde das Allgemeine, besonders dem Anfänger Wichtige, in bestimmte Artikel, wie *Akiurgie*, *Akologie*, *Augenheilkunde*, *Chirurgie*, *Desmologie* zusammengefafst, ferner auch die genau zusammengehörenden Gegenstände absichtlich nicht getrennt, so dafs z. B. die Artikel *Fracturen*, *Hernien* ganze vollständige Monographieen bilden, und ferner alle Exarticulationen mit unter *Amputatio*, *Telangiectasis* unter *Angiectasie* u. s. w. vorkommen. Die dadurch entstehende Verletzung der alphabetischen Form wird ein besonderes ausführliches Register beseitigen. In wiefern durch das Werk selbst verwirklicht wird, was uns die Vorrede verheifst, werden wir aus der Aufzählung der sämtlichen Artikel, und aus der näheren Betrachtung der umfangreicheren erfahren. Gleichsam als Probe für das Ganze dienten im ersten Lieferunshefte die Artikel *Abscefs* von *Walther*, *Akiurgie* von *Jäger* und *Amaurosis* von *Radius*, welche bald eines Näheren gewürdigt werden sollen.

Das Werk selbst beginnt mit dem Artikel *Abbinden*. Er enthält die Definition, die Wirkung, Indicationen, Bedarf zur Operation, Beschreibung derselben nach allen Modificationen. Hierauf folgen *Abfeilen der Zähne*, *Abmeifseln*, wobey nicht erwähnt wurde, dafs man sich des Hammers und Meifsels selbst in neuerer Zeit noch öfters bedient, theils bey Nekrose, um die Kloaken zu erweitern, theils bey Resectionen, um partielle Caries an Gelenkenden, besonders an den Fufswurzelknochen zu entfernen, wenn man mit *Heine's Osteotom* nicht beykommen kann. *Abrasio*, *Abscessus*, sämmtlich von *Walther* bearbeitet. Letzter Artikel, der erste ausführlichere und mit besonderer Vorliebe bearbeitet, bedarf einer näheren Beachtung. Er giebt uns die Definition des Abscesses dadurch, dafs es heifst „so wird eine Eiter oder dem Eiter ähnliche Flüssigkeit enthaltende und absondernde Höhle im Zellgewebe genannt." Wenn hier der Vf. vielleicht absichtlich vermied, beyzusetzen: „in Folge irgend einer Entzündung entstanden", um seine Definition auf alle Arten des Abscesses, auch den Congestionsabscefs u. s. w. anwendbar zu machen, so hätten wir sie doch etwas umfassender und klarer ausgesprochen gewünscht (und warum blofs im Zellgewebe? Kennen wir nicht auch parenchymatöse Abscesse, Gelenkabscesse, Knochenabscesse u. s. w.? Das Zellgewebe ist nur vorzugsweise der Heerd derselben). Wir Chirurgen sind einmal daran gewöhnt, nur von derjenigen Eitergeschwulst, welche in Folge einer Entzündung entstand, den Namen *Abscefs* zu gebrauchen, und nennen ohne vorhergegangene Entzündungen, z. B. durch Infiltration oder Aufsaugung entstandene Eiteransammlungen, wie sie sich z. B. öfters nach gröfseren Operationen finden, lieber blofs *Eiteransammlung*. Doch vielleicht findet der Vf. Gelegenheit, diesen Punct unter dem wichtigen Artikel *Eiterungen* näher zu erörtern. — Wir erfahren zunächst die Erscheinungen oder Symptome des Abscesses, bey welchen der dabey waltenden Entzündung ihr volles Recht eingeräumt wird; aber nur vom acuten, entzündlichen Abscefs handelt der Vf. ausführlicher, während er die chronischen, lymphatischen, kalten Abscesse u. s. w. nur im Vorbeygehen anführt, auf die Artikel *Abscessus per congestionem*, *abdominalis*, *hepatis* verweisend, gewifs mit grofsem Unrecht, denn die allgemeinen Symptome dieser zweyten Hauptclasse gehörten um so mehr hieher, als der wichtige Artikel *Abscessus lymphaticus* gänzlich fehlt! Wir getrauen uns zu behaupten, dafs die Abscefslehre unter die wichtigsten Kapitel nicht nur der Anfangsgründe, sondern des ganzen chirurgischen Wissens gehört, besonders wenn, wie hier, von der Belehrung aller Aerzte und nicht blofs der wirklichen operirenden Chirurgen die Rede ist; denn Abscesse kommen dem Arzte, wie dem Chirurgen täglich vor, und sind wegen der Verschiedenheit ihres Sitzes, ihrer Verbreitung u. s. w. nicht immer so leicht zu erkennen, wie der meint, welcher noch nicht Gelegenheit hatte, sie in ihrer Mannichfaltigkeit öfters zu beobachten, und sie daher für eine nur der niederen Chirurgie zugehörende Kleinigkeit hält. Wie mancher Kranke mufste das Verkennen eines Abscesses nicht nur mit seinem Leben, sondern noch überdiefs mit den unsäglichsten Leiden bezahlen, während auf der anderen Seite sich gerade bey solchen Leiden schon mancher Chirurg im edleren Sinne des Wortes den herrlichsten Lorbeer pflückte, und durch entschlossenes Handeln langjährige Leiden mit *einem* Messerzuge beseitigte. So sehr wir daher die anerkannten Verdienste des Vfs. dieses Artikels achten und ehren, so sehr müssen wir es ihm verübeln, dafs er, bey dieser Erörterung der Abscesse im Allgemeinen, mit keinem Worte der Diagnose derselben, weder in Beziehung auf die einzelnen Arten unter sich, noch rücksichtlich der unterscheidenden Merkmale von anderen Geschwülsten gedachte; denn wir wollten hier mehr, als in jedem älteren Handbuche finden, finden aber sonach weniger. Ebenso besteht die Eintheilung, die Aetiologie und Prognose der Abscesse nur in ganz kurzen Aufzählungen. Ausführlicher ist die Behandlung gegeben, namentlich die örtliche nach den Indicationen, der Zertheilung oder Zeitigung, der Entleerung, der Heilung. Auch bey der Angabe der Zertheilung hätte Hr. *W.* etwas ausführlicher seyn und angeben sollen, welche Abscesse mehr zur Zertheilung neigen, z. B. die Drüsenabscesse, und bey welchen alle Zertheilungsversuche gewöhnlich fehlschlagen, wie bey den Hautabscessen; ferner, wie lange die Zertheilungsversuche fortgesetzt werden dürfen oder müssen u. s. w., denn der Kranke will auch gern schnell geheilt seyn. Sehr schwierig würde es immer bleiben, nur nach des Vfs. Anleitung einen Abscefs be-

handeln zu wollen, da er wohl für die Abſceſſe mit erhöhter Vitalität die antiphlogiſtiſche Behandlung, für die mit erniedrigter Vitalität eine mehr erregende angiebt, aber ſchon früher verſäumte, die äuſseren charakteriſtiſchen Erſcheinungen dieſer verſchiedenen Abſceſsarten näher zu erörtern. Uebrigens ſteht die ganze Indication der Zertheilung geradezu in Widerſpruch mit der oben gegebenen Definition von dem Abſceſs. Denn für eine Eiter enthaltende Höhle ſind doch Zertheilungsverſuche gewiſs nicht anwendbar. Daher muſste der Vf. entweder den Abſceſs anders definiren, oder, was freylich höchſt unpaſſend geweſen wäre, dieſen Theil der Behandlung übergehen. Auſserdem glauben wir, durch die Erfahrung dazu berechtigt, daſs in der Wirklichkeit die reizende Behandlung ſelbſt torpide Abſceſſe immer eher reifen, und nur höchſt ſelten zertheilen wird. Die indicirten Mittel ſind zahlreich und ausführlich angegeben. Die Angabe der Nachbehandlung iſt recht gut. Die angeführte Literatur iſt ſpärlich; warum überſah z. B. der Vf. den gediegenen Aufſatz von *Fränkel* in *von Gräfe* und *von Walthers* Journ. d. Ch. u. A. 1832 XVII. 3, S. 391—423? — Nach dieſer allgemeinen Abhandlung des Abſceſſes überhaupt folgen die einzelnen Arten deſſelben als für ſich beſtehende Artikel. *A. abdominalis.* Er zerfällt in den äuſseren (umſchriebenen und verbreiteten, Rec.) und den inneren. Erſter bildet ſich unter den bekannten Erſcheinungen des Abſceſſes, Letzter unter denen einer chroniſchen Bauchentzündung. *A. ani*, iſt wieder mehr äuſserer oder mehr innerer. *A. antri Highmori*, *A. articuli*, wird durch den Artikel *Arthrocace* ſpäter ergänzt, *A. aurium*, äuſserer und innerer. *A. axillaris*, *A. burſalis*, *A. capitis*, zerfällt in inneren und äuſseren, *A. capitis ſanguineus neonatorum.* Wie ſollen wir uns die ſonderbare Verwirrung erklären, daſs wir die Kopfblutgeſchwulſt der Neugeborenen, von der uns der Vf. ganz richtig ſelbſt lehrt, daſs ſie Blut enthalte, hier unter Geſchwülſten finden, welche nach des Vf. eigener Definition nur Eiter oder eiterähnliche Flüſſigkeit zum Inhalt haben dürfen? Vielleicht, und einen anderen Grund können wir uns kaum denken, ward der Vf. durch die wenig gebräuchliche und jedenfalls unrichtige Benennung *Abſceſſus ſanguineus* dazu verführt; allein in dieſem Fall hätte er wohl dieſer Benennung gedenken, aber auf den Artikel *Cephalaematoma* verweiſen, und dort die Krankheit abhandeln ſollen. Denn daſs auch eiterartige Flüſſigkeit bey der Eröffnung ſolcher Geſchwülſte entleert wurde, ſichert ihnen nicht die Benennung *Abſceſs*, weil dieſs nur als Ausnahme bey zu ſehr verzögerter Oeffnung, wo der blutige Inhalt zerſetzt werden muſste, der Fall war. Hinſichtlich der Behandlung ſtimmt der Vf. für Zertheilung und Eröffnung, welche Letzte Viele, namentlich in neuerer Zeit wieder *Chelius* und *Brandau*, für höchſt ſelten indicirt halten. Die Anwendung des Druckes, von welcher *Henſchel* und *Schneemann* ſo trefflichen Erfolg ſahen, verwirft er als nachtheilig. *A. colli*, wieder einer der ſchwierigſten und intereſſanteſten Abſchnitte der Chirurgie, aus dem ſich gewiſs ſo Mancher gern recht oft Raths erholen möchte; allein leider beſteht er hier nur aus 19 Zeilen. *A. faciei*, *A. faucium*, *A. glandularum*, *A. hepatis*, *A. internus*, *A. lacteus metaſtaticus*, gehörte ſtreng genommen auch mehr zu den Geſchwülſten, wenn ſich nicht wirklich in Folge unterdrückter Milchabſonderung öfters wahre Eitergeſchwülſte entwickelten. *A. lienis*, *A. metaſtaticus*, *A. oculi*, iſt kurz und auf andere Artikel verweiſend von *Radius* verfaſst. *A. parotitis* (ſoll heiſsen *parotidis*) 17 Zeilen. *A. pectoris internus;* warum wird hier wie bey anderen nicht auch bloſs *A. pectoris* zur Ueberſchrift gewählt und des *A. p. externus* nur ganz kurz gedacht, da dieſer doch wirklich vorkommt? Uebrigens iſt dieſer Artikel recht zweckmäſsig abgefaſst. *A. per congeſtionem*, iſt vollkommen befriedigend ausgefallen. *A. perinaei*, *A. peritonaei*, verdient eigentlich keiner beſonderen Erwähnung, ſondern gehört beſſer zu *A. abdominis*, auf welchen auch verwieſen iſt; nur Schade, daſs man dort auch keine ausführlichere Belehrung findet. Die Art, bey welcher der Eiter zwiſchen den Platten des Bauchfelles und den Bauchmuskeln angeſammelt iſt, gehört gewiſs mehr zum *A. abdom. ext.*, denn Rec. ſah ſie nun ſchon einigemal nach *Peritonitis* entſtehen, bey welcher zu bald warme Ueberſchläge gemacht wurden, allemal ſchwanden dann die Schmerzen zu gehöriger Zeit nicht, ſondern nahmen unter beängſtigender Aufſchwellung der Bauchdecken immer mehr zu, bis Letzte ſich rötheten, Eiterpuncte bekamen und ſich öffneten, worauf ſich zur groſsen Erleichterung des Kranken eine groſse Maſſe bräunlicher Jauche, ſehr ſtark nach Darmgas riechend, entleerte. *A. proſtatae*, *A. pſoadicus;* auch dieſer wichtige Artikel verdiente gewiſs nicht vom Vf. mit 12 Zeilen abgefertigt zu werden. Möge uns dieſer daher die Bitte nicht miſsdeuten, das hieher Gehörige unter dem Artikel *Pſoitis* nachzutragen. *A. renum*, *A. ſcroti*, *A. ſinuum frontalium*, *A. teſticulorum*, *A. urethrae*, *A. urinoſus;* dieſen definirt der Vf. ſo: „Harnabſceſs iſt eine durch Austretung des Harnes aus einem krankhaften Harnbehälter entſtandene Eitergeſchwulſt.“ Wie reimt ſich das zuſammen? Entweder iſt er eine Harn enthaltende Geſchwulſt, dann gehört er nicht zu den Abſceſſen, oder er enthält Eiter, dann kann er nicht *urinoſus* heiſsen, ſondern *abceſſus ureteris*, *veſicae etc.*; aus dem Weiteren erhellt aber, daſs der Vf. hier nur von den Ergieſsungen und dem Austritte des Urins ſprechen will. *A. vaginae*, *A. ventriculi*, *A. veſicae felleae*, *A. veſicae urinariae*, *A. vulvae.* Dieſer Artikel ſchlieſst die ganze Abſceſslehre. Eine Literatur zu dieſen Artikeln, welche bey einzelnen ſehr ſelten vorkommenden Arten und bey der groſsen Kürze, deren ſich der Vf. befleiſsigte, gewiſs ſehr wünſchenswerth geweſen wäre, fehlt ganz. Leider ſehen wir uns nach dieſem kurzen Ueberblicke zu dem Urtheile veranlaſst, daſs manche dieſer Artikel wenig mehr als Sacherklärungen ſind, daſs wir ein tieferes Eingehen auf die Diagnoſe und die beſonderen Indicationen für die Behandlung faſt durchgehends

ungern vermiſſen. Auf der anderen Seite iſt ſehr lobenswerth, daſs der Vf. jedes unnütze, nicht ſtreng zur Sache gehörige Wort vermeidet, dagegen immer eine ziemliche Auswahl paſſender Mittel bietet, daſs er weder zu operationsluſtige, noch auch meſſerſcheue Rathſchläge ertheilt, und durchaus nur wenige, und überhaupt keine complicirten Verbände angiebt. Höchſt ungern vermiſsten wir hier Artikel, wie *A. gangraenoſus*, *inguinalis*, *laryngis*, *lumbalis*, *lymphaticus*, *mammae*, *nucleatus*, *oris*, *phlegmonodes*, *ſpurius* u. ſ. w. Denn wenn auch einzelne dieſer Gegenſtände unter anderen Benennungen theils ſchon vorkamen, theils noch vorkommen werden, ſo erwartet man doch wenigſtens deren namentliche Aufführung; es kann dann immer noch auf die ausführlicheren Artikel verwieſen werden. Von einem Handwörterbuche der Chirurgie fodert man mit Recht, daſs es über alles darauf Bezügliche wenigſtens Auskunſt gebe, ſollten es auch nur Worterklärungen ſeyn, ein bedeutender Vorzug des *Ruſt*'ſchen Werkes. Derſelbe Vorwurf trifft auch Hn. *Radius*. Denn von ihm erwarteten wir wenigſtens die namentliche Anführung von *Abſceſſus carunculae lacrymalis*, *corneae*, *glandulae lacrymalis*, *ſacci lacrymalis* u. ſ. w. Hoffentlich wird aber dieſes Verſehen durch das Regiſter ausgeglichen werden.

Abſciſio, eine bloſse Worterklärung. *Abſciſio linguae.* Sie wird nicht bloſs vorgenommen, wenn die Zunge zu lang, ſondern auch wenn ſie zu breit iſt, daher hätten wir dieſen Artikel lieber unter *Exſtirpatio partis linguae* geſehen, als hier unter *Abſciſio. Abſciſio tonſillarum.* Hier fehlen wieder die Indicationen zur Operation, und dieſe ſelbſt iſt viel zu umſtändlich; warum 2 Einſchnitte, wo man recht gut mit Einem auskommt? Uebrigens halten wir es nicht für ganz recht, daſs der Vf. bey allen Operationen nur das einzige Operationsverfahren angiebt, welches ihm das zweckmäſsigſte ſcheint. Denn für die Praxis iſt es ſogar nothwendig, des Individualiſirens wegen mehrere Methoden zu kennen, ebenſo wie man mehrere Arzneymittel kennen muſs; natürlich müſsten die verſchiedenen Methoden ganz kurz angegeben werden, was ſich auch recht gut thun lieſse. Daſſelbe gilt von *Abſciſio uvulae*, denn es hätte vielleicht eine Zeile gekoſtet, zu ſagen, dieſe Operation ſey urſprünglich von *Celſus*, nun aber verbeſſert, man habe auch beſondere, jetzt nicht mehr gebräuchliche Werkzeuge dazu gehabt (*Canut Thorbern*, *Deſault*). *Abſetzung*, bloſse Definition. *Abweichung der Knochenanſätze*, *Abweichung unbeweglicher Knochen;* recht gut bearbeitet. *Accipiter*, *Acetum*, *Acetum ſaturni* ebenfalls. *Achromatopſia*, von *Radius*, recht anſprechend, doch theilt er ſich nicht genügend über die vermuthliche nächſte Urſache des Leidens mit, da wir doch beſtimmte Meinungen über dieſen Gegenſtand beſitzen. So meint *Dalton*, daſs wenn man das Rothe nicht unterſcheiden könne, der Glaskörper eine blaue Färbung haben müſſe, durch welche die rothen Strahlen abſorbirt würden, während ein Anderer behauptet, die Retina ſelbſt habe in ſolchen Fällen eine blaue Färbung, und abſorbire die rothen Strahlen. *Young* glaubt, in ſolchen Fällen ſeyen einzelne Faſern der Retina, welche gerade für die Auffaſſung einer beſtimmten Farbe disponirt ſeyen, gelähmt, und *Galls* Anhänger ſind der feſten Ueberzeugung, daſs dieſer Fehler nicht im Auge ſelbſt, ſondern in dem für den Farbenſinn beſtimmten Organe des Gehirns liege. Wir müſſen uns demnach doch vor Allem darüber zu vereinigen ſuchen, ob die nächſte Urſache des Leidens in den Medien des Auges ſelbſt, oder tiefer in den Organen der Perception, zu ſuchen ſey, und dürfen nicht eher der Kunſt allen Einfluſs abſprechen, bevor wir genügende Verſuche mit gefärbten Gläſern, Prismas u. ſ. w. angeſtellt haben, wozu uns die immer mehr in ihrer Vervollkommnung fortſchreitende Farbenlehre hinreichende Anleitung geben wird. Nur ſind die Fälle dieſes Leidens zu ſelten, als daſs wir bald weitere Aufklärungen erwarten dürften. *Achſeldrüſengeſchwulſt*, ſowie die nun folgenden Artikel, ſind wieder von Hn. *Walther* bearbeitet; jene Krankheit iſt genügend ausgeführt. *Achterbinde*, *Achtzehnköpfige Binde*, *Acidum aceticum*, *Acidum muriaticum*, *Acidum nitricomuriaticum*, *Acidum muriaticum oxygenatum*. *Acidum nitricum*, *Acidum phosphoricum*, *Acidum ſulphuricum*. *Acupunctura* und *Acus* ſind recht zweckmäſsig. Warum finden wir aber nur bey *Acutenaculum* die vorzüglichſten Werke über *Akologie* als Literatur angegeben? *Adeps ſuillae.* Auch andere Fette hätten wenigſtens eine Erwähnung verdient, weil man z. B. in neuerer Zeit wieder gröſseren Werth auf *A. urſinus* bey Gelenkſteifigkeit legt. *Adhaeſio*, *Adhäſive Entzündung*, *Aduſtio*, *Aedoeoitis*; *Aedoeopſia*. Der Vf. ſpricht hier nur von der Anwendung des *Speculum vaginae et uteri*, hätte ſich aber auch über die anderweitige Art, die weiblichen und männlichen Geſchlechtstheile zu unterſuchen, verbreiten ſollen, da hiezu immer beſondere Cautelen nothwendig ſind, und beſondere Umſicht erfodert wird. *Aerugo*, *Aeuſserliche Krankheiten*, kurz, aber gut. *Aeuſserliche Mittel.* Wo blieb aber hier der nicht zu entbehrende Artikel *Aetzen*, *Aetzmittel* u. ſ. w.? *Agaricus*, *Agglutinatio*, *Agraffe*. Werden auch deutſche Benennungen, wie oben *Abweichung*, als Hauptartikel angenommen, was ganz lobenswerth iſt, ſo vermiſſen wir bis hieher wieder die namentliche Aufführung und weitere Verweiſung mehrerer Gegenſtände, wie: *Acampſia*, *Acatapoſis*, alle Artikel mit *Achſel-*, *Achlys*, *Acineſia*, *Acne*, *Acrochordum*, *Acroteriasmos*, *Acyanoblepſia*, Artikel mit dem Anfange *Aden* und *Ader* und *Aedoeo-*, *Aegis*, *Aegilops*, *Aether*, *Aethiops*, *After-*, *Agglutinantia*.

(*Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

FEBRUAR 1837.

MEDICIN.

Leipzig, in d. Weygand'schen Verlags-Buchhandlung (L. Gebhardt): *Handwörterbuch der gesamten Chirurgie und Augenheilkunde*, herausgegeben von den Professoren Dr. *W. Walther* in Leipzig, Dr. *M. Jaeger* in Erlangen, Dr. *J. Radius* in Leipzig u. s. w. Erster Band u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Akiurgia ist der erste Artikel Hn. *Jaeger's*, und zugleich unter den bisherigen der umfangreichste, von S. 62 bis 119. Er bildet gleichsam eine Einleitung in die ganze Chirurgie, und beginnt mit der Definition des Begriffes Akiurgie, den aber der Vf. etwas über die etymologische Bedeutung des Wortes ausdehnt, welche nur die sogenannten blutigen Operationen damit bezeichnet. Er fasst hier die methodische Anwendung mechanischer Agentien überhaupt zusammen unter Akiurgie, was wir um deſshalb nicht billigen können, weil er dann auch eine andere, dem erweiterten Begriffe mehr entsprechende Benennung hätte wählen sollen. Der Vergleich der Instrumenten- und Bandagen-Lehre mit der Pharmakologie, und der Operationslehre mit Pharmacie, ist, wie alle Vergleiche, nicht treffend; denn eigentlich sollte es heissen: Pharmakognosie und Pharmakologie, weil gleichsam die erste Lehre die einzelnen Mittel kennen lernt, und die letzte die ärztliche Anwendung derselben, aber nicht, wie die Pharmacie, die blosse Zubereitung. Es folgen nun Erörterungen über die Eintheilung einer Operation in Acte, die zweckmässige Benennung einer Operation, die Operationsmethode, den Unterricht in der Operationslehre, die Eintheilung der chirurgischen Operationen, die Umstände, welche man bey allen Operationen berücksichtigen muss: I. Abwägung der Indicationen und Contraindicationen, und die Stellung der Prognose. II. Vorbereitungen zur Operation, und zwar: 1) des Kranken. 2) Bestimmung der Zeit der Operation. 3) Bestimmung der Operationsstelle und Entwerfung des Operationsplanes. 4) Vorrichtung des Operationsbedarfes. 5) Bestimmung und Stellung der Gehülfen. 6) Stellung des Operateurs. 7) Lagerung des Kranken. 8) Mechanische Vorbereitung gegen die Blutung und die Schmerzen. III. Benehmen während der Operation. IV. Bestimmungen nach der Operation. 1) Lage des Operirten, 2) Nachbehandlung. Diesem schliesst sich eine Uebersicht der speciellen Akiurgie an, an deren logischer Anordnung wohl nichts ausgesetzt werden kann; dagegen die darauf folgende sehr reiche und vollständige Literatur nicht historisch geordnet ist. Einen weitläuftigeren Abriss von dem Inhalte dieses Artikels zu geben, erlaubt uns der Raum nicht. Wir bemerken daher nur Folgendes. Wenn auch die Sprache des Verfassers an einzelnen Stellen nicht sehr fliessend, und manche seiner Aussprüche etwas schwankend erscheinen, so bringt dieses nur der Stoff und Gegenstand selbst mit sich; denn im Ganzen ist des Vfs. Vortrag sehr lebendig, und es wird auch dem Leser fühlbar, mit welchem warmen Interesse für die Sache und für seine Kunstgenossen er die Feder führte. Alles ist sehr klar und verständlich, immer wieder durch passende Beyspiele erläutert, daher im vollesten Sinne des Wortes instructiv vorgetragen, und wir sagen gewiss nicht zu Viel, wenn wir behaupten, Hr. *Jaeger* habe unter seinen Mitarbeitern den Standpunct und die Tendenz des vorliegenden Werkes am wahrsten erfasst. Denn zunächst ist es für Praktiker und Kliniker geschrieben, und diese finden hier viel Treffliches; Manches ist auch für den Theoretiker sehr beherzigenswerth. Die zwischenlaufende Polemik darf dem Vf. nicht zum Vorwurfe gereichen, denn sie ist da, wo sie vorkommt, gerecht und passend. Dass aber das Meiste des hier Vorgetragenen mehr unter die Artikel *Operatio*, *Operationslehre*, als unter *Akiurgia* gehört, musste der Vf. selbst recht wohl fühlen. Allein wir können ihn, vielleicht in seinem eigenen Sinne, damit entschuldigen, dass, weil der ganze Aufsatz gleichsam als Einleitung in die ganze Chirurgie dient, er lieber die Form einigermassen verletzen, als jenen zu lange zurückhalten wollte. — Auch der folgende von Herrn *Jaeger* verfasste Artikel *Akologia* (S. 119—134) ist lobenswerth. Es sind wieder wahre Kernworte, die uns derselbe hier zur Einleitung giebt; ihnen folgt die Angabe der verschiedenen Eintheilungsarten der Instrumente. Der Vf. theilt sie mit Recht in allgemeine Instrumente, d. h. solche, die zu verschiedenen Operationen und zu mehreren Zwecken gebraucht werden, und in specielle, welche nur zu besonderen Operationen anwendbar sind. Warum der Vf. die Nadeln nicht eben so gut, wie die Haken, zu den allgemeinen Instrumenten rechnen will, sehen wir nicht ein. Unter der sehr belehrenden Aufzählung der Umstände, welche bey allen Instrumenten zu berücksichtigen sind, wird gewiss jeder Chirurgie Treibende so manches Interessante finden. Es wird namentlich gehandelt vom Stoffe, von der Bearbeitung, der Reinigung und der Auf-

bewahrung der Instrumente. Als eine dankenswerthe Zugabe betrachten wir die Beschreibung des Inhaltes verschiedener Etuis. Die wieder sehr reichhaltige Literatur ist hier ganz chronologisch geordnet. Hierauf folgen mehrere kürzere Artikel von Hn. *Walther: Albumen ovi*, *Allenthesis*, *Allium cepa*, *Aloe*, *Alopecia*, *Alopecia unguium*, *Althaea*, *Alumen*, die sämtlich sehr zweckmäsig bearbeitet sind. Vermisst könnten hier nur werden: *Albugo*, *Alcali*, *Alcohol*, *Alphitidon*, *Alphus*. Es folgt nun der erste ausführlichere Artikel von Hn. *Radius* (S. 136 bis 157): *Amaurosis*. Definition, Sitz, Grade, werden in gewöhnlicher Weise abgehandelt, die Arten sind kurz, aber gut und naturgetreu charakterisirt; nur vermissen wir dabey ungern die gebräuchliche und recht zweckmäsige scharfe Trennung der objectiven Symptome von den subjectiven. Ferner wäre es vor Allem wünschenswerth gewesen, der Vf. hätte zuerst ein treues Bild der Amaurose im Allgemeinen gegeben, ohne alle, durch die zwey besonderen Charaktere, den erethischen und torpiden, erzeugte Schattirung, und nach diesem erst die einzelnen Modificationen. Dann hätte sich zugleich Gelegenheit gefunden, die mehr wechselnden Symptome von den constanten oder wenigstens allgemein als constant angenommenen zu trennen, und die letzten besonders hervorzuheben. Denn nach der vorliegenden Schilderung tritt das Charakteristische der Amaurose, namentlich, dass die objectiven Erscheinungen zu den subjectiven in einem höchst ungleichen Verhältnisse stehen, nicht so hervor, wie es sollte. Ausserdem hätte der Vf. bey Aufzählung der Symptome wohl eine mehr chronologische Ordnung beobachten sollen, da es gerade bey diesem Leiden höchst nothwendig ist, auf dessen erstes Auftreten, meistens als geringere Trübung des Sehvermögens oder als Mückensehen, ganz besonders aufmerksam zu machen. Als ein gewöhnliches Symptom bey der erethischen Amaurose wurde der Schmerz im Inneren des Kopfes und des Auges mit Schwindel nicht mit aufgeführt; eben so nicht, was öfters sogar als diagnostisches Hülfsmittel dient, dass sich beym Bücken des Kranken alle Erscheinungen steigern, während sie sich bey der torpiden Amaurose durch dasselbe Manöver mindern. Die Thränensecretion ist nicht immer vermehrt, sondern auch bey der erethischen Form gar oft unterdrückt, Augen und Nase widernatürlich trocken; in Folge der Statt findenden Congestionen findet man hier öfters die Iris entfärbt. Bey der torpiden Amaurose bildet die Pupille nicht nur ein liegendes Oval, sondern auch ganz andere Formen; man findet sie öfters zitternd, sogar concav, und die Pupille nicht immer schwarz, sondern öfters grünlich schillernd u. s. w. Rec. erklärt sich ganz offen für einen abgesagten Feind der immer mehr überhand nehmenden und nur zu grosem Missbrauche führenden Mode, aus jedem ursächlichen Moment, aus jeder Complication gleich eine neue Form des Grundleidens machen zu wollen, wie man z. B. von einer *Amaurosis menstrualis*, *haemorrhoidalis etc.* liest, und freut sich, bey dem Vf. eine gleiche Ansicht, wenn auch nicht ausgesprochen, doch befolgt zu finden. Nur wäre es zweckmäsig gewesen, Formen anzuführen, welche sich durch abweichende Erscheinungen vom allgemeinen Krankheitsbilde besonders charakterisiren, z. B. die *A. rheumatica*, welche gewöhnlich nur ein Auge befällt, einseitigen, reissenden, mehr äusserlichen, sich auf die *Orbita* und deren Umgegend concentrirenden Kopfschmerz, Thränenfluss u. s. w. zum Begleiter hat, so die *A. arthritica*, *syphilitica* u. s. w. Die Angabe der anatomischen Veränderungen ist musterhaft, und zeugt besonders von der Belesenheit des Vfs. Rec. fügt nur noch bey: Verwandelung des Sehhügels in eine gelbbraune schmierige Masse *(Andrae)*, Verdünnung der Anfänge der Augennerven mit Erweiterung der *Art. ophthalmica* neben weiteren Degenerationen *(v. Ammon)*, Geschwulst an der *glandula pinealis* (*Behr*). Es folgen nun die Ursachen, zuerst die prädisponirenden. Gleich neben der Erblichkeit hätte erwähnt werden können, dass man die *A.* auch als angeboren beobachtete. Dann die veranlassenden; es ist diess unstreitig der beste Theil der ganzen Abhandlung, denn er ist mit grosem Fleiss und besonderer Vorliebe behandelt. Ihm folgt die Diagnose, welche keinesweges befriedigen kann, denn sie ist viel zu kurz und zu allgemein gehalten, indem wir wohl erfahren, mit welchen anderen Leiden man die Krankheit verwechseln könne, aber keine scharfen Grenzen gezogen finden. Der *Retinitis*, des amaurotischen Katzenauges, der *Phthisis Chorrideae* wird dabey nicht gedacht. Der Vf. hält überhaupt die Schwierigkeit der Diagnose der Amaurosis für gering; wir halten sie aber im Gegentheile für sehr gross, weil dieses Leiden nur zu oft sehr complicirt und unbestimmt auftritt, und es schmerzt, von sonst wirklich ausgezeichneten Aerzten jedes Augenleiden, das sie nicht auf den ersten Blick näher zu bestimmen wissen, kurzweg Amaurosis nennen zu hören, was gewiss nicht der Fall wäre, wenn wir uns bemüheten, eine strengere Diagnose aufzustellen, die das Leiden selbst in seinen verschiedenen Masken charakterisirte. Die Prognose ist wieder mit der gehörigen Umsicht bearbeitet. Da aber in dem ganzen bisherigen Verlaufe der Abhandlung keine Rede von den verschiedenen, zum Theil recht häufigen Complicationen unserer Krankheit mit anderen Leiden, z. B. Cataracta, Glaucoma, Synchysis u. s. w. war, so hätten wir wenigstens deren Erwähnung in Beziehung auf Prognose hier erwartet. Die nun folgende Angabe der Behandlung ist recht ausführlich und vollständig bearbeitet; nur springt ihr Werth nicht so sehr ins Auge, weil auch hier der Vf. keine bestimmte, klare Reihenfolge beobachtete, sondern bald von diesem Zustande, bald von jenem Mittel spricht, und hiedurch selbst zu Wiederholungen verleitet wird. Mit Recht warnt er vor dem zu häufigen Gebrauche des Mercurs, und wir möchten nur noch *Wedemeyer's* Ausspruch beyfügen, dass er bey jedem varicösen Zustande des Auges unbedingt schadet. Auf Jod und harntreibende Mittel scheint der Vf. besonderen Werth zu legen, während er die Pul-

satilla, so angelegentlich neuerdings wieder von *Ortelli* empfohlen, und das Strychnin (nicht Strichnin, denn von στρύχνος, nicht von στρίγξ), welches nun allgemein als Hauptmittel gerühmt wird, zu sehr in den Hintergrund stellt. Wenigstens erwähnt hätten werden sollen die bekannte empirische Methode von *Dupuytren*, so wie die Cauterisation des Hornhautrandes mit *Argent. nitr.* nach *Serres*, deren Erfolg nur leider bisher ziemlich zweydeutig war. Die Anwendung der Moxen erfodert, wie *Lisfrank* sehr richtig bemerkt, ganz besondere Cautelen. Denn Rec. selbst sah Fälle, wo sie sogar bey torpider Amaurose das Leiden sehr verschlimmerten. Die Literatur ist ziemlich kurz abgefertigt. Ueberblicken wir nun noch einmal kurz das Ganze, so können wir die recht fassliche und gewandte Darstellung nur lobend anerkennen, und glauben, dass das wenige Mangelhafte und unlogisch geordnet Erscheinende nur daher rühre, dass der Vf. sich nicht gern in den beengenden Schranken der Schulform bewegen wollte. Es ist diess allerdings sehr lobenswerth, nur nicht gerade da anwendbar, wo auch für Schüler und Anfänger geschrieben werden musste, welche nicht alle sich eines mündlichen Commentars zu erfreuen haben, und wo es gilt, eine Krankheit abzuhandeln, die für den Ophthalmologen, Chirurgen und Arzt gleich wichtig, denselben noch so manche Schwierigkeit darbietet, und recht oft Veranlassung geben wird, sich nach einem guten Rath in diesem Artikel umzusehen.

Es folgt nun der kurze Artikel: *Ambe Hippocratis* von Hn. *Walther*, und diesem der grosse *Amputatio* von Hn. *Jaeger;* dieser geht von S. 157 bis 257. Der Inhalt ist folgender: Definition, Eintheilung in *A. in continuitate* und *in contiguitate*, werthvolle geschichtliche Bemerkungen, die, so anziehend und willkommen sie sind, freylich etwas viel Raum wegnehmen. Die Indicationen zur Operation, als das Wichtigste, sind recht genügend und bestimmt abgehandelt. Bey Pseudoerysipelas und verbreiteten Eiterungen wird die A. gewiss nur selten angewendet werden; denn dem Kranken scheint gewöhnlich das Leiden zu geringfügig, und der Arzt wird sich durch Einschnitte zu helfen suchen, so lange es geht. Helfen aber auch diese nicht mehr, dann sind meistens schon Zustände vorhanden, welche die A. contraindiciren. Ueberhaupt scheint der Vf. bey allen Krankheiten der weichen Theile, als Indicationen, weniger die lebensrettende Nothwendigkeit der A., als den Vortheil für den Kranken, der Welt und sich wieder nützlich werden zu können, im Auge gehabt zu haben, was wir aber keinesweges tadeln, sondern im Gegentheile als sehr beherzigenswerth loben. Die Zeit der Amputation, die Amputationsstelle, die Prognose, sind mit bewundernswerther Umsicht abgefasst, und können nicht genug zum öfteren Lesen empfohlen werden. Es folgen nun: Vorbereitung zur Amputation von S. 181 bis 190, von da bis S. 233 Beschreibung der Operation selbst, nach den einzelnen Acten. Der erste Act: die Trennung der weichen Theile, zerfällt wieder in Methoden, und diese in Arten. Diese streng logische Ordnung trägt sehr Viel zur leichteren Uebersicht des reichen, ausserdem wirklich Verwirrung veranlassenden Stoffes bey, ist eine sehr gute Nachhülfe für das Gedächtniss, lässt auch dem minder Erfahrenen das Wesentliche, die Vorzüge oder Nachtheile der einzelnen Operationsverfahren recht leicht erkennen, ist daher vor Allem lobend anzuerkennen. Der Vf. gedenkt neben der A. zugleich immer auch der Exartikulation, was nur in sofern zu billigen ist, als dadurch spätere Wiederholungen vermieden können. Der zweyte Act schildert die Trennung der Knochen oder der Gelenkbänder, der dritte giebt die Stillung der Blutung, der vierte die Vereinigung der Wunde, diesem folgt von S. 232 bis 251 die Nachbehandlung. Dass auch ihr ein ziemlicher Raum gegönnt wurde, ist um so mehr zu loben, da es sonst sehr berühmte Kliniker giebt, welchen die Verrichtung der Operation bey Weitem mehr am Herzen liegt, als die Nachbehandlung, obgleich diese so nothwendig zu einem guten Erfolg ist. Freylich wird dann erfodert, dass der Chirurg nicht nur ein guter Operateur, sondern auch ein umsichtiger Arzt sey, ein Umstand, welcher, mehr berücksicht, die Chirurgie als Wissenschaft immer höher stellen wird. S. 234 oben heisst es: „Ist aber das Individuum kräftig u. s. w., und ist eine heftigere Entzündung des Stumpfes und Fieber mit synochalem Charakter zu befürchten, so muss man derselben (denselben? Rec.) durch die Anwendung des directen antiphlogistischen Apparates zuvorkommen, theils um die Eiterung, oder die zu starke (was? Reaction? Rec.) oder den Uebergang in Brand u. s. w. zu verhüten." Dieser Satz ist ziemlich unklar ausgedrückt, denn die Eiterung wird man nicht verhüten, nur beschränken wollen, was der Vf. weiter unten selbst bestätigt. Was uns derselbe über das Wundfieber oder eigentlich Eiterungsfieber sagt, weicht etwas von den herrschenden Ansichten ab, bezeugt uns aber gerade darum sein tieferes Eindringen in das wahre Wesen dieses leider oft verkannten Zustandes, wesshalb wir uns im Voraus auf den Artikel: *Wundfieber*, freuen. Die Nachblutung erörtert der Vf. mit einer diesem wichtigen Gegenstande angemessenen Ausführlichkeit. Der Verband ist sehr genau angegeben, und einfach. Eine werthvolle Zugabe ist der anatomische Charakter des Amputationsstumpfes und die vollständige Literatur. Diesem Artikel schliessen sich die beiden folgenden ganz genau an, daher gelten die gegebenen allgemeinen Bemerkungen auch von diesen. Der Artikel: *Amputatio in continuitate* (S. 257 bis 313) enthält die Amputation der Finger und Zehen, der Mittelhandknochen, der Mittelfussknochen, in der Handwurzel, des Mittelfusses, des Vorderarmes, des Unterschenkels, des Oberarmes, des Oberschenkels, jede dieser Operationen besonders und genau nach den einzelnen Methoden, Acten u. s. w. abgehandelt. *Amputatio in contiguitate* (S. 313 bis 433); hier wäre es gewiss schicklicher und passender gewesen, von diesem Artikel auf *Exarticulatio* zu verweisen, und dort die vollständige Abhandlung zu geben. Sie giebt

uns wieder *Exart. phalangum*, wobey die anatomischen Vorbemerkungen, theils für das Verständniſs der Abhandlung, theils für Verrichtung der Operation ſelbſt, ſehr ſchätzenswerth ſind. *E. digitorum manus*, *E. digitorum pedis*, *E. oſſium metacarpi*, *E. oſſium metatarſi*, *E. manus in carpo*, *E. pedis in tarſo*, *E. manus*, *E. pedis*, *E. antibrachii*, *E. cruris ſ. genu*, *E. humeri*, *E. femoris*. Jeder dieſer einzelnen Artikel iſt mit eigenen anatomiſch-chirurgiſchen Bemerkungen und der nöthigen Literatur ausgeſtattet. Dieſe drey Artikel, ſo wie ſie hier gegeben ſind, bilden eine vollſtändige und gediegene Monographie über Amputation, welche wegen ihres individuellen Charakters, deſſen hervorſtechende Seiten praktiſche Brauchbarkeit, verbunden mit Gelehrſamkeit, ſind, ein Muſter iſt, und den gleichen Artikel in *Ruſt's* Handbuch wirklich übertrifft. Wir ſind begierig, wo uns die Vff. den Artikel *Amputatio penis* geben werden, da er weder unter *Abſciſio*, noch hier aufgeführt wurde, und unter *Exciſio* doch nicht recht paſst. Es folgen nun zwey kurze Artikel von Hn. *Walther: Amylum* und *Anatripſis* (unter dieſem Ausdrucke verſteht man auch die Zermalmung des Steines), und dieſen der gröſsere *Anchilops* von Hn. *Radius;* die Auseinanderſetzung der Etymologie, der Entſtehungsweiſe, der Symptome, Complicationen, Urſachen und Behandlung, laſſen nichts zu wünſchen übrig. *Aneurysma* (S. 439 bis 489), von Hn. *Jaeger*, iſt in ſeiner allgemeinen Bearbeitung, wie in der der beſonderen Arten, namentlich hinſichtlich der diagnoſtiſchen Symptome, ausgezeichnet zu nennen. *Angiectaſie* (S. 490 bis 498), ebenfalls von Hn. *Jaeger*, verdient gleiches Lob, und zeigt uns, daſs der Vf. auch kurz ſeyn kann, wo es der Gegenſtand erlaubt. *Angina* (S. 498 bis 504), von Hn. *Walther*, iſt recht zweckmäſsig und vollſtändig abgehandelt; nur wünſchten wir die *Angina rheumatica* von der *A. ſyphilitica* genauer getrennt, da ſich beide wirklich recht gut unterſcheiden laſſen, und von ihrer Diagnoſe die Richtigkeit der Behandlung vollkommen abhängt. Die Angabe des Heilverfahrens iſt ausgezeichnet, doch möchten wir das Gurgeln mit Branntwein wenigſtens nicht für alle Fälle empfehlen. *Ankyloblepharon*, von Hn. *Radius*, und *Ankylogloſſum*, von Hn. *Walther*, befriedigen vollkommen. Eben ſo gröſstentheils die folgenden Artikel: *Ankyloſis*, *Antlia lactea*, *Antlia ſanguiſuga*, *Anus artificialis*, *Anus praeternaturalis*, *Aphthae*. Der letzte Artikel gehört nur in ſofern hieher, als auch der Vf. mit ſo vielen, zum Theil ſehr berühmten, Vorgängern noch von der gewiſs unrichtigen Anſicht ausgeht, als ſeyen die Aphthen ein örtliches Leiden, und wenigſtens bey Kindern von geringerer Bedeutung. Dieſer Glaube und die in deſſen Folge noch immer gebräuckliche örtlich reizende Behandlung gereicht den kleinen Kranken zu groſser Qual, und ſelbſt öfters zum Verderben. Denn wer ſich nur irgend die Mühe nehmen will, das Auftreten, den Verlauf und das ganze Verhalten der Schwämmchen recht genau und vergleichsweiſe in mehreren Fällen zu beobachten, der wird gewiſs mit der neueren und beſſeren Anſicht übereinſtimmen, daſs eben die für unbedeutend gehaltenen Schwämmchen ein ziemlich ernſtes Leiden ſind, eine Entzündung der Schleimhaut der ſämtlichen Deglutitions- und Digeſtions-Organe, die ſich recht oft auch auf die Schleimhäute der ſämtlichen Reſpirationsorgane erſtreckt, und nur durch reizmindernde, ſchleim-ölige Mittel u. ſ. w. behandelt ſeyn will. Man leſe nur hierüber den ſehr beherzigenswerthen Aufſatz von *Oeſterlen* in den *Heidelb. klin. Ann.* B. VII. H. 1. 1831. S. 57 bis 129, und vergleiche ihn mit der Natur ſelbſt. Rec. wenigſtens hat nach vielfältigen Erfahrungen hinreichende Belege für ſeine Anſicht erhalten, welche ihn berechtigen, die Schwämmchen mehr für ein inneres Leiden zu erklären. Bey der Literatur hätte mehrerer wichtiger Schriften gedacht werden ſollen, z. B. *Naumann*, *Piper* u. ſ. w. *Apoſkeparnismus*, *Apparatus chirurgicus*, *App. deligationis*, *App. inſtrumentorum*, *App. medicamentoſus*, *Aqua* (dieſer Artikel, mit den dazu gehörigen nachfolgenden, iſt, wiewohl etwas kurz, doch recht gut bearbeitet), *Aq. calcis vivae*, *Aq. nigra*, *Aq. ophthalmica*, *Aq. phagedaenica*, *Aq. picis*, *Aq. vulneraria Thedenii*. Alle letzten Artikel waren von Hn. *Walther*. *Arcus ſenilis* iſt von Hn. *Radius*, und gut; ebenſo tadellos ſind die folgenden von Hn. *Walther: Arena*, *Arenatio*, *Arnica*, *Arſenicum*, *Arteriotomia*. Dieſen folgt der gröſsere Artikel *Arthrophlogoſis* (S. 529 bis 616) von Hn. *Jaeger*. Wir werden zuerſt belehrt, daſs hiebey nicht immer das ganze Gelenk, ſondern öfters nur einzelne der das Gelenk conſtituirenden Theile, welche näher angegeben werden, von einem entzündlichen Leiden ergriffen ſind. Hierauf ſtützt ſich die Eintheilung in *A. fibroſa*, *tumor albus*, in *A. ſynovialis* und in *A. totalis ſ. Arthrocace*, welche nun nach ihren beſonderen Symptomen, Verlauf u. ſ. w. einzeln näher und wirklich muſterhaft erörtert werden. (Rec. verfehlt nicht, bey Gelegenheit der Verlängerung des ganzen Beines, bey *Coxarthrocace* auf eine ſehr intereſſante Bemerkung von *Ed. Weber* in Leipzig in *Müllers* Archiv, 1836. Heft 1, aufmerkſam zu machen.) Auch dieſer ganze Artikel bildet eine vollſtändige, ausgezeichnete Monographie, und möchte durchaus Manches vor dem gleichen Artikel in *Ruſts* Handbuche voraus haben. Uebrigens theilt hier Hr. *Jaeger* die Anſichten *Ruſts* gröſstentheils, namentlich aber in Beziehung auf den Unterſchied zwiſchen *Tumor albus* und *Gonarthrocace*. Die Literatur iſt, wie gewöhnlich, ſehr reich.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

FEBRUAR 1837.

MEDICIN.

Leipzig, in d. Weygand'schen Verlags-Buchhandlung (L. Gebhardt): *Handwörterbuch der gesamten Chirurgie und Augenheilkunde*, herausgegeben von den Professoren Dr. *W. Walther* in Leipzig, Dr. *M. Jaeger* in Erlangen, Dr. *J. Radius* in Leipzig u. s. w. Erster Band u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Es folgen *Artomeli*, *Asa foetida*, *Aspasia*, *Atonia ani et intestini recti*, von Hn. *W.*; *Atonia glandulae lacrymalis* von Hn. *Rds.*; *Atonia ligamentorum*, *Atonia oesophagi*, von Hn. *W.*; *Atonia sacci lacrymalis*, von Hn. *Rds.*; *Atonia vesicae urinariae*, *Atresia*, *Atresia ani* (sehr gut), *Atresia meatus auditorii*, *Atresia narium*, *Atresia oris*, *Atresia praeputii*, sämtlich recht vollständig von Hn. *W.* bearbeitet; ebenso *Atresia pupillae* von Hn. *Rds.*, dann wieder *Atresia tubae Eustachii*, *Atresia urethrae*, *Atresia uteri*, *Atresia vaginae*, *Atresia vulvae* von Hn. *W.* Einzelne dieser Atresieen kommen seltener vor, und machen oft ein weiteres Nachlesen recht nothwendig, daher vermisst man gerade hier die Angabe irgend einer literarischen Notiz recht sehr. Von *Amaurosis* an könnte man, wenigstens für Mindergelehrte, theils die nähere Erörterung, theils wenigstens die namentliche Aufzählung folgender Artikel wünschen: *Amblyopia*, *Ambustio*, *Amma*, *Ammonium*, *Ammoniacum*, *Amphiblestroiditis*, *Anabrochismus*, *Anacollema*, *Anaphalantiasis*, *Anaplerotica*, *Ancteriasmos*, *Angeiotomia*, *Anthracophlyctis*, *Anthrax*, *Antimonium* u. s. w.

Wir können nicht umhin, den verehrten Vffn. im Interesse unserer Wissenschaft die aufrichtigste Anerkennung und unseren freundlichsten Dank auszusprechen. Wenn es vielleicht Einigen scheint, dass in diesem ersten Bande mancher Artikel zu kurz, mancher dagegen wieder zu lang ausgefallen sey, so brachten diess theils die abgehandelten Gegenstände selbst mit sich, theils lässt sich diess in den kommenden Bänden recht gut ausgleichen. Rec. kann zwar nicht ahnen, von wem die erste Idee zu diesem Werke ausgegangen, doch erwähnte er bereits, dass Hr. *Jaeger* den richtigen Standpunct in seinen Bearbeitungen am besten getroffen und durchgängig erhalten habe, weil seine Auseinandersetzungen für den Anfänger und Studirenden, wie für den Operateur und selbst den Lehrer gleich wichtig sind. Möchten es daher auch die anderen Vff. nicht verschmähen, um der Einheit und Nutzbarkeit des Ganzen willen, nach ähnlichen Principien zu verfahren, namentlich in Bezug auf Operationen, Diagnosen und rein praktische Cautelen, damit der, welcher sich hier Raths erholt, auch im Stande sey, ganz unbedingt nach den gegebenen Vorschriften in allen Fällen zu handeln. Möchten überhaupt die Vff. sich bestreben, auch ferner in stetem Vereine ganz nach einerley Ansichten und Grundsätzen zu arbeiten; man setzt diess zwar ohnehin voraus, und an schönen Beweisen hiefür fehlt es keineswegs, aber es dürfte sehr auffallen, und dem Ganzen sehr nachtheilig werden, wenn vielleicht später die einzelnen Artikel in ihrer Bearbeitung zu sehr von einander abstechen, oder gar sich widersprechen sollten. Daher ist es sehr zu wünschen, dass sich auch die Vff. hinsichtlich der Verweisungen von einem Artikel auf den anderen von einem anderen Bearbeiter, recht genau verständigen, und sich gegenseitig recht passend ergänzen. „Vollständigkeit mit möglichster Kürze und Klarheit" ist der Wahlspruch unserer Vff., möge er diess auch bleiben, und namentlich nie die Kürze auf Kosten der *Vollständigkeit* in Anwendung kommen. In dieser Beziehung wollen wir denn auch die Herausgeber dieses Handwörterbuches recht dringend gebeten haben, sich durchaus nicht durch einen grösseren Umfang des Werkes, durch ein nothwendiges Uebertreten der gesteckten Schranken, zu Abkürzungen irgend einer Art verleiten zu lassen, zumal da die Bedingungen für den Ankauf dieses nützlichen Werkes so billig sind, dass auch bey *grösserer Ausdehnung* sich Jeder dasselbe leicht anschaffen kann.

Druck und Papier sind sehr gut; in dem ganzen Bande sind kaum einige, ganz unerhebliche, Druckfehler zu finden. Der baldigen Fortsetzung und Vollendung des Werkes sehen wir erwartungsvoll entgegen.

—r.

Leipzig, b. Kollmann: *Neue Versuche und Beobachtungen über den Magensaft und die Physiologie der Verdauung*, auf eine höchst merkwürdige Weise während einer Reihe von sieben Jahren an einem und demselben Subjecte angestellt von Dr. *Wilh. Beaumont*, Wundarzt(e) in der Armee der vereinigten Staaten Nordamerika's. Aus dem Englischen übersetzt von Dr. *Bernh. Luden*, prakt. Arzt(e) in New-York. Mit 3 lithographirten Abbildungen. 1834. 228 S. 8. (1 Thlr. 6 gr.)

Eine wahrhaft einzige Gelegenheit zu diesen Beobachtungen gab dem Vf. die in der Einleitung er-

zählte (schon früher im 21sten Bande von *Rusts* und *Caspers* kritisch. Repert. mitgetheilte), hinlänglich beglaubigte Heilung einer Magenwunde, welche nebenbey einen sehr wichtigen Beytrag zu der Lehre von der Tödtlichkeit der Magenverletzungen liefert. Eine mit bedeutender Läsion der allgemeinen Bedeckungen, Muskeln, fünften und sechsten Rippe, des Zwergfells und unteren Theils der Lunge linker Seits verbundene grosse Schusswunde des Magens, ungefähr drey Zoll von der *Cardia* in der Nähe der grossen Curvatur, heilte in Jahresfrist durch Verwachsung der Wundränder mit den weichen Theilen so, dass zwey Zoll unter der linken Brustwarze eine Oeffnung des Magens von $2\frac{1}{2}$ Zoll blieb. Anfangs musste durch Bandagen der Ausfluss des Magensaftes verhindert werden; im zweyten Jahre trat aber, von dem oberen Wundrande ausgehend, eine Falte der inneren Magenhaut hervor, und bildete eine Klappe, welche bey vollem Magen die Oeffnung vollständig schloss, sich jedoch zurückdrücken liess, und dann einen freyen Gang in den Magen gestattete, durch welchen das Innere desselben bis zur Tiefe von 5—6 Zoll untersucht werden konnte. Drey Abbildungen stellen die durch die Klappe verschlossene, durch Niederdrücken derselben geöffnete Magenapertur und einen sich bey leerem Magen oft bildenden Vorfall der inneren Magenhaut dar. Der Verletzte befand sich ganz wohl, und konnte als Taglöhner arbeiten. Im Laufe von sieben Jahren stellte der Vf. an diesem eine Menge interessanter Beobachtungen und mehrere Hundert, die Physiologie der Verdauung betreffende, Versuche an, welche er hier mit lobenswerther Bescheidenheit, nebst den ihm daraus sich ergebenden Folgerungen darlegt, ohne übrigens eine systematische Abhandlung über die Verdauung liefern zu wollen. Zuerst giebt er in sieben Abtheilungen seine Betrachtungen über 1) Nahrungsstoffe, 2) Hunger und Durst, 3) Befriedigung und Sättigung, 4) Kauen, Einspeicheln und Verschlucken der Nahrungsmittel, 5) Verdauung durch den Magensaft, 6) Erscheinen der Zottenhaut und Bewegung des Magens, 7) Chylification und Nutzen der Galle und des Bauchspeicheldrüsensaftes, mit Berücksichtigung mehrerer darüber aufgestellter Lehren. Hierauf folgen *in extenso* seine vielen Beobachtungen und Experimente über die innere Beschaffenheit des Magens in gesundem und krankem Zustande, dessen Bewegung und Temperatur, Absonderung des Magensafts, Chymification, Beschaffenheit des aus dem Magen genommenen Magensaftes und dessen Wirkung auf Speisen, im Vergleiche mit der natürlichen Verdauung und der Wirkung anderer Flüssigkeiten, namentlich der Salz- und Essig-Säure, auf Nahrungsstoffe, Verdaulichkeit und Verdauungszeit der Nahrungsmittel, Wirkung der Galle und des Bauchspeicheldrüsensaftes auf den Chymus u. s. w. Dann finden wir eine Tabelle über die Verdauungszeit vieler Nahrungsstoffe im Magen bey Ruhe und Activität des Individuums, und mit Bemerkung der Zubereitung derselben; eine andere über Durchschnittszeit der natürlichen und künstlichen Verdauung vieler Nahrungsmittel, und eine dritte über die Temperatur des Magens.

Den besten Ueberblick über den Inhalt des Ganzen geben die vom Vf. am Schlusse zusammengestellten Folgerungen, an welchen nur mehrfache Incorrectheit des Ausdrucks auffällt, und die wir hier mit einigen Bemerkungen begleitet mittheilen: Thierische und mehlige Substanzen sind leichter verdaulich, als Vegetabilien. Die Verdaulichkeit hängt aber nicht allein von der natürlichen und chemischen Beschaffenheit ab, sie wird durch bessere Vertheilung und Zartheit der Faser erleichtert. Die aus den Speisen gebildeten Grundstoffe sind immer dieselben, die genossene Speise mag gewesen seyn, welche sie wolle. (In dieser These geht der Vf. weiter, als er nach seinen Untersuchungen berechtiget ist. Dieselben beschränken sich grossentheils auf das physische Verhalten des Magenbreyes. Die mikroskopischen Untersuchungen (S. 182) zeigten verschiedene Erscheinungen im Chymus; die chemischen dringen durchaus nicht zu den aus den Nahrungsmitteln gebildeten Grundstoffen, und sind mit den, obige Annahme nicht zulassenden, von *Tiedemann* und *Gmelin* gar nicht zu vergleichen.) Die Wirkung des Magens und seiner Flüssigkeit ist auf alle Arten von Speisen dieselbe. (Ebenfalls nicht in den Versuchen begründet.) Die Verdaulichkeit der Speisen wird nicht durch die Quantität des darin enthaltenen Nahrungsstoffes bestimmt. Gewöhnlich wird mehr genossen, als der Körper bedarf; durch fortgesetztes Uebermass der Speisen entstehen oft Störungen des Verdauungsprocesses und Krankheiten. Umfang sowohl, als Nahrungsstoff der Speisen sind ein nothwendiges Erfodernis zu ihrer Verdauung. Oelige Substanzen sind nahrungsstoffreich, aber schwer zu verdauen. Feste Substanzen von einer gewissen Textur sind leichter verdaulich, als flüssige. Gewürze und geistige Getränke sind dem gesunden Magen nachtheilig, und ziehen Krankheit nach sich. Hunger ist die Wirkung einer Ausdehnung der Gefässe, welche den Magensaft absondern. (Der Vf. gründet diese Hypothese darauf, dass im nüchternen Magen kein Magensaft abgeschieden ist; sobald aber Nahrungsmittel in denselben gelangen, ein so reichlicher Erguss desselben Statt findet, dass eine frühere Secretion und Stagnation in den Gefässen angenommen werden müsse. Mit dieser Entleerung gebe sich das Gefühl des Hungers, es sey also anzunehmen, dass die durch den angesammelten Magensaft ausgedehnten Gefässe ebenso Schmerz hervorbringen, wie diess durch Gefässüberfüllung in Entzündung der Fall sey. Es wäre nur zu erwarten, dass zu weiterer Begründung dieser Ansicht die Beobachtungen des Vfs. darlegten: 1) in dem hungerigen Magen fände nach Genuss von Nahrungsstoff oder nach mechanischer Reizung — denn auch diese bewirkt Aussonderung von Magensaft — eine raschere Ergiessung dieser Flüssigkeit Statt, als in nicht hungerigem; 2) das Gefühl des Hungers werde gestillt, wenn diese Ergiessung auch nicht durch Speise, sondern nur mechanischen Reiz bewirkt werde; 3) derselbe bleibe gestillt, wenn

auch die Speisen bald wieder aus dem Magen genommen würden. Von allem diesem findet sich aber nichts beobachtet. Der Vf. macht selbst den Einwurf gegen seine Theorie, dass unter diesen Verhältnissen bey starkem Hunger ein Bersten der Gefäfse erfolgen könne, widerlegt denselben aber mit der Bemerkung, die angesammelte Flüssigkeit werde alsdann resorbirt, und vergleicht diess mit der Resorption des Samens. Hiedurch ruft er aber einen neuen Einwurf hervor: denn wäre dem so, so müsste durch diese Resorption der Hunger ebenso gestillt werden, als das Bedürfniss der Samenejaculation durch dessen Einsaugung gestillt werden soll. Wir haben also hier nichts, als eine grundlose Hypothese über den Hunger mehr. Uebrigens stillte direct durch die widernatürliche Oeffnung in den Magen gebrachte Speise den Hunger ebenso, als wenn dieselbe verschluckt wäre. (Ob auch der Durst auf diese Weise beschwichtiget werden könne, darüber fehlen Versuche.) Kauen, Einspeicheln, Verschlucken haben nur den Einfluss auf die Verdauung, dass dadurch die Speisen verkleinert, schlüpferig gemacht und in den Magen gebracht werden. Speisen, fein genug zertheilt und direct in den Magen gebracht, werden eben so leicht verdaut, als wenn sie jene Acte durchgegangen sind. Speichel ist kein Auflösungsmittel der Speisen. (Die Untersuchungen des Vfs. über den Einfluss des Speichels sind zu ungenügend, als dass sie diese Behauptung gehörig begründen könnten.) Der Anfang der Verdauung geschieht im Magen. Die natürliche Wärme des Magens ist 100° F. Verdauung erhöht diese Temperatur nicht. Bewegung erhöht sie. (Das hier zugesetzte ist ein Fehler.) Ruhe und Schlaf vermindern sie. Magensaft ist das wirksame Princip bey der Verdauung. (Diess ist durch eine Menge vergleichender Versuche mit dem aus dem Magen gezogenen Magensafte so unzweydeutig dargethan, dass die neuerlich dagegen wieder aufgeworfenen Zweifel völlig beseitigt sind.) Er löst die Speisen auf, und verändert deren Eigenschaften. Bewegung und Wärme befördert diese Wirkung. (Die Einwirkung desselben ist bey künstlicher Verdauung ebenso, wie bey natürlicher, nur langsamer; auch Knochen werden davon aufgelöst.) Er enthält freye Salzsäure und einige andere Grundstoffe. (Die Analyse einer Portion desselben von *Dunglison* und *Ennuet* ergab freye Salz- und Essig-Säure, Kali, Natron, Magnesia, Kalk und eine in kaltem Wasser auflösliche, in warmem unauflösliche, thierische Substanz. Die vergleichenden Versuche des Vfs. über die Wirkung des Magensaftes und jener Säuren auf Nahrungsstoffe ergaben so verschiedene Resultate, dass man in ihnen allein das wirksame Princip des Magensaftes nicht finden kann.) Er wird nie vorräthig im Magen gefunden, erst durch Speise und andere Reizmittel (durch erste reichlicher) herausgelockt; wird von Gefäfsen abgesondert, welche von den Schleimbälgen (nicht Häuten, wie es hier heisst) verschieden sind; ist meist mit Schleim und Speichel gemischt. (Bestätigen sich die Ergebnisse der Forschungen *Eberle's*, wonach die innere Haut einer Schleimhaut mit Essig- und Salz-Säure behandelt, künstlichen Magensaft giebt, so ist diese Beymischung von Schleim etwas sehr Wesentliches.) Rein ist er lange Zeit haltbar, flüssig, hell, durchsichtig, geruchlos, salzig säuerlich schmeckend. Er coagulirt Eyweissstoff, und löst ihn hernach auf; hält die Fortschritte der Fäulniss auf; beginnt seine Wirkuug, sobald er mit den Speisen in Berührung kommt; verbindet sich nur mit einer gewissen Menge derselben; durch ein grösseres Quantum von Nahrung, als er verdauen kann, entsteht Indigestion. Er ist unveränderlich dieselbe Substanz, nie durch Beymischung anderer Flüssigkeiten modificirt. (Eine incorrecte These. Versuch 110 zeigt schwächere Wirkung eines nach stärkerer Transpiration und Bewegung gewonnenen, helleren, dünneren Magensaftes, der S. 63 als schwächer säuerlich nach solchen Veranlassungen angeben wird, was der Vf. von wahrscheinlicher Vermischung desselben mit anderen Flüssigkeiten ableitet. Untersuchungen Anderer sprechen ferner dafür, dass die Säuerlichkeit des Magensaftes verschieden sey nach Verschiedenheit der Reizung durch Nahrungsstoffe. Die vom Vf. angestellten chemischen Untersuchungen des Magensaftes sind zu ungenügend, und berechtigen nicht zu solchem Schlusse.) Galle ist gewöhnlich nicht im Magen, auch nicht eigentlich zur Verdauung nöthig, unterstützt jedoch die Verdauung öliger Substanzen. Chymus ist homogen in Farbe und Consistenz, aber veränderlich (nicht unveränderlich, welchen Fehler wir hier finden; übrigens ist jene These auch nicht durch die Untersuchungen des Vfs. gehörig basirt). Gegen Ende der Verdauung ist er säuerlicher und stimulirender. Wasser und geistige Getränke werden nicht von dem Magensafte afficirt, verlassen den Magen bald wieder, nachdem sie in denselben gekommen sind. Die innere Magenwand ist blassroth, wechselt in Tiefe der Farbe, je nachdem der Magen voll oder leer ist; ist im gesunden Zustande mit einer Schleimdecke überzogen. Das Aussehen des gesunden und kranken Magens ist verschieden. (Recht belehrend ist die im 6ten Abschnitte und in den einzelnen Beobachtungen gegebene nähere Beschreibung des Inneren des Magens, des Hervortretens des Magensaftes, der krankhaften Erscheinungen, Eruptionen von Bläschen u. s. w. auf der inneren Fläche, um so interessanter, als sich dabey eine geringere, allgemeine Affection und selbst geringere Alteration der Function des Magens zeigte, wie zu vermuthen wäre.) Magensaft und Magenschleim sind in ihren Eigenschaften sehr verschieden (doch wird oft ein Ausdruck statt des anderen gebraucht!). Die Bewegungen des Magens verursachen ein beständiges Kneten seines Inhaltes, und Vermischung der Speisen und des Magensaftes gehen in zwey Richtungen nach Länge und Breite vor sich. Das Herauspressen des Chymus wird durch ein Transversal-Muskelband bewirkt. Nun folgen noch einige weniger erhebliche Thesen über Chylusbildung u. s. w.

Liefern die Ergebnisse der Untersuchungen des Vfs. nun gleich meistens nur Bestätigung der Resultate

früherer Forschungen, so wurden doch noch nie so reine, so wenig durch störende Nebenumstände getrübte Beobachtungen der Beschaffenheit und Verrichtung des Magens, seiner Temperatur, der Verdauung durch den Magensaft, und Vergleichung der natürlichen und künstlichen Verdauung angestellt. Es ist dieses Werk deshalb ein sehr schätzbarer, die Beachtung jedes Physiologen verdienender Beytrag zu den durch grössere Wissenschaftlichkeit ausgezeichneten Verhandlungen der neueren Zeit über die Verdauung. Uebrigens wäre sehr zu wünschen, dass das hier Gegebene an demselben Individuum durch zu einer tiefer eindringenden Untersuchung qualificirte Physiologen und Chemiker weiter verfolgt und ergänzt werde, damit diese Gelegenheit zu einer genaueren Erforschung der Veränderungen, welche die Nahrungsstoffe durch Verdauung erleiden, noch mehr benutzt werde.

In wie weit die mehrfach vorkommenden, oft ganz sinnentstellenden Unrichtigkeiten des Ausdrucks dem Uebersetzer zur Last fallen, kann Rec. nicht beurtheilen, da er das Original nicht besitzt. Jedenfalls hätten aber manche durch aufmerksameres Uebersetzen vermieden werden können.

F — e.

Wien, bey den Mechitaristen: *De respiratione et de glandulae thyroideae functione.* Auctore *Julio Octaviano Nobili de Vest*, Medicinae et Chirurgiae Doctore. Mit einer Kupfertafel. 1831. 21 S. gr. 4. (12 gr.)

Nachdem eine Taube unter einer Glasglocke blosse atmosphärische Luft, sodann dieselbe mit dem Zusatze eines Raumdritttheiles an Oxygengas, endlich aber ein Gemenge aus Sauerstoff, Azot und Hydrogen, jedesmal ungefähr eine Stunde lang, einzuathmen genöthiget worden war, zeigte die Untersuchung des Mischungsverhältnisses der in Folge jener Athmungsproben innerhalb der Glocke vorgefundenen Luft, dass die Menge des in der Atmosphäre enthaltenen Azot bey dem ersten Experimente durch das Athmen unverändert bleibe, dass bey dem zweyten eine bestimmte Quantität des Sauerstoffes verbraucht, und eben so viel an Azot (Kohlensäure?) dagegen erzeugt werde, endlich aber in letztem Falle nicht das Oxygen, sondern der Wasserstoff sich vermindere, und an dessen Statt eine ganz gleiche Menge von Azot trete. Die hier aufgestellte Frage, ob die Veränderung des Blutes allein in den Lungen vor sich gehe, beantwortet Hr. Dr. *V.* verneinend, indem er nicht allein unter dem Rückblick auf die Versuche von *Jurine*, *Gattoni* und *Abernethy* zugesteht, dass selbst die Oberfläche der Haut Sauerstoff an sich ziehe, und Kohlensäure von sich gebe, sondern auch behauptet, dass die Schilddrüse insbesondere die Bestimmung habe, zur normalen, hier jedoch keineswegs speciell bezeichneten Umänderung des Blutes mitzuwirken. Diese Behauptung ist aber nirgends auf Beobachtungen gestützt, sondern sie beruht bloss auf Annahmen und Voraussetzungen. Letzte bestehen vorzugsweise in der Hindeutung, dass die Schilddrüse eine weit grössere Quantität vom Blute aufnehme, als sie zu ihrer Ernährung bedarf, und als sie bey dem sichtbaren Nichtvorhandenseyn irgend einer materiellen Aussonderung nöthig zu haben scheint, sowie endlich die ungewöhnliche Beschaffenheit des Blutes in den Venen der Schilddrüse und die Entstehung des Kropfes als Beweisgründe angeführt werden.

Wenn wir auch die vom Vf. mit lobenswerther Genauigkeit durchgeführten Athmungsproben ganz unbezweifelt lassen wollen, so müssen wir doch bemerken, dass seine Hypothese über den physiologischen Werth der Schilddrüse weder neu, noch ohne Mängel ist. Es ist nämlich aus den gründlichen und vielseitigen Untersuchungen, welche Hr. Dr. *Hofrichter* desfalls angestellt hat, bekannt, dass die Schilddrüse bey der Blutbereitung wesentlich mitwirke, indem sie eigentlich die dafür nöthige Menge Kohlenstoff dem Blute zuführt. Den Beweis hievon liefert nicht nur die ganz eigenthümliche Beschaffenheit des aus ihr hervorkommenden Blutes, sondern auch die Lage dieses Organes, nicht minder der Umstand, dass dasselbe nur bey warmblütigen Thieren vorhanden ist, welche die zur Unterhaltung ihres Lebens nöthige Wärme lediglich der Respiration und der Luftzersetzung zu danken haben, während es bey jenen warmblütigen Geschöpfen, denen es mangelt, durch anderweitige Organe und eigenthümliche Apparate ersetzt wird, welche stets in der Nachbarschaft der Lungen sich befinden, und die Verkohlung des Blutes unterstützen, wie z. B. die Luftsäcke der Vögel, und die Kanäle, welche die Luft in die Höhlen ihrer Knochen und bis in die Räume ihrer Federn führen.

Indem wir den Vf. auf diese gründlichen Vorarbeiten aufmerksam machen, danken wir ihm gern für die überaus gelungene und unübertreffliche Abbildung der feinsten Verästelungen der Luftröhre, wünschen übrigens, dass es ihm künftig gefällig seyn möge, seine Schriften nicht nur zur Erzielung eines richtigeren Lateins sprachkundigen Freunden, sondern auch zur Vermeidung arger Druckfehler, wie sie hier so häufig vorkommen, und worunter der schon auf dem Titel bey dem Worte *thyroideae* vorkommende Uebelstand noch immer nicht der störendste ist, einem tüchtigen Corrector zur genauen Durchsicht zu übergeben.

— e —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

FEBRUAR 1837.

STAATSWIRTHSCHAFT.

Leipzig, in der Rein'schen Buchhandlung: *Die Eisenerzeugung Deutschlands, aus dem Gesichtspuncte der Staatswirthschaft betrachtet*, nebst Angabe der Ursache ihrer Verminderung und einigen Vorschlägen zur Vermehrung derselben. Ein Versuch von *T. L. Hasse*, königl. sächsischem Zehntner u. s. w. zu Schneeberg und Hammerinspector im Erzgebirge und Voigtlande. 1836. XVI u. 442 S. gr. 8. (2 Thlr. 18 gr.)

Ein mit sachkundiger Umsicht bearbeitetes Buch, das gerade zu einer Zeit erscheint, in welcher das Bedürfniss nach Eisen täglich steigt. Seit einigen Jahren lieferten manche Flugblätter und Zeitschriften über die in verschiedenen Ländern Deutschlands Statt findende Eisenerzeugung kurze statistische Notizen, theils aus *Karstens*, theils aus *Heron de Villefoss* und anderen Schriften entlehnt. Allein nirgends fand man diesen, in staatswirthschaftlicher Hinsicht wichtigen, Gegenstand der Production so erschöpfend, genau und vollständig, wie es bey den immer noch sehr mangelhaften Quellen möglich seyn konnte, als in oben genannter Schrift, deren Vf. bereits im Jahre 1820 und 1822, in seinem „*Wichtigsten aus der Eisenhüttenkunde*," nach einem in Frankreich erschienenen Werke bearbeitet, und in mehreren Schriften, als Mann vom Fache sich ausgezeichnet hat.

Aus einer früheren, im *Allg. Anzeiger der Deutschen* und in der Allg. Lit. Zeit. 1820. No. 112 befindlichen „*Einladung zur Theilnahme an einer statistisch-technischen Bearbeitung der Geschichte des Eisenhüttenwesens in der neuesten Zeit*" wird dem betheiligten Publicum bekannt seyn, dass der Vf. gegenwärtiger Schrift schon seit jener Zeit mit dem Plane umgegangen war, einen geschichtlichen Umriss der Eisenerzeugung in der Vergangenheit, und ein statistisches Bild derselben von der Gegenwart darzustellen. (Man vgl. dessen Vorwort S. X.)

Rec. findet auch in der schon in einigen politischen Zeitungen mit Empfehlung erwähnten Schrift bestätiget, „dass der Vf. die praktische Tendenz seines umfassenden Werkes auf die durch den Zollverein immer kräftiger hervortretenden materiellen Interessen der deutschen Nation und auf die statistischen Unterlagen des ungleichen Vorhandenseyns von Rohstoff, Production, Bedarf und Nachfrage, gegründet hat. Aus Letzten beweist er die Nothwendigkeit, aus jener Vereinigung aber die Ausführbarkeit seiner Vorschläge zur Verbesserung und grösseren Aufnahme der Eisenerzeugung in technischer, mercantilischer und polizeylicher Beziehung, durch zweckmässige Massregeln von Seiten der Regierungen und Ständeversammlungen, oder, mit anderen Worten, durch einen *staatswirthschaftlich geordneten Organismus* der Eisenproduction in Deutschland."

Diese Idee entwickelt der Vf., nach des Rec. Meinung, mit Recht auf dem historischen Wege; also durch Erfahrung. Da er seine Schrift „allen hohen Regierungen, Ständeversammlungen, Fürsten, Magnaten und Privaten, welche Eisen-, Berg- und Hütten-Werke besitzen, zugleich aber auch allen Landwirthen, dem Fabrik- und Handels-Stande, welche Eisen bedürfen, gewidmet hat, so dürfte sie schon allgemein verbreitet seyn. Doch bedarf auch die interessanteste Sache in unserer von Ereignissen gedrängten Zeit öfterer Anregung, um durch das Interesse am Neueren nicht überboten zu werden.

Wir theilen daher das Interessanteste aus dieser Schrift mit. Der geschichtliche Theil, welcher gewissermassen die Grundlage dieses Werkes ausmacht, und der Mangel einer, die Eisengewinnung befördernden Gesetzgebung wird schon im Vorworte berührt. Der Vf. sagt nämlich S. VIII unter Anderem: „Die deutschen Kaiser, Fürsten und Herren würdigten den Bergbau auf edle Metalle einer fast ausschliessenden Aufmerksamkeit. Gold und Silber aus den Tiefen der Erde zu gewinnen, war, wie die alten Reichsgrundgesetze in der zu Nürnberg am 9 Januar 1356 feierlich publicirten güldenen Bulle, auch neuere Landesgesetze und Bergordnungen beweisen, ein Vorrecht der Landeshoheit; *der Bergbau auf Eisen* blieb dagegen in vielen deutschen Ländern weniger beachtet, und wurde in einigen Staaten den Vasallen und Privaten überlassen."

S. 2 heisst es: „Wo und wenn in Deutschland zuerst die Eisenerzeugung Statt gefunden hat, darüber mangelt uns zwar alle Kunde; indessen ist es mehr als wahrscheinlich, dass die ersten deutschen Völker, da sie Jagd und Krieg vorzüglich liebten, auf die Bereitung des Metalles, welches ihnen Lanzen, Schwerter und Hufbeschlag für ihre Rosse gab, die grösste Aufmerksamkeit verwendeten; ja, es ist möglich, dass in Deutschland zuerst Eisen, und später Gold, Silber, Kupfer und Bley gewonnen worden seyn mag." S. 7 wird ein römischer Hauptmann genannt, welcher bald nach Christi Geburt gelebt, und in Hessen Eisensteingruben besessen hat. Nassau und Hessen wird für die Wiege der Eisenerzeugung in

Deutſchland gehalten. Doch kann auch die Kunſt der Erzeugung dieſes Metalles, und die Fertigung eiſerner Waffen und Ackergeräthe von Steyermark und Kärnthen, und dann von Baiern oder von Oſtpreuſſen aus, den an der Elbe und Weſer ſich angeſiedelten Deutſchen und Sachſen, in dieſem Falle aber doch ſpäter, als dort am Rhein, vielleicht gegen Ende des vierten Jahrhunderts, durch die aus Aſien und Griechenland vorgedrungenen Hunnen, Alanen und Gothen, in Folge der groſsen Völkerwanderung, bekannt geworden ſeyn. Nach S. 9 und 12 hält es der Vf. für wahrſcheinlich, daſs zur Zeit Wittekinds und Karls des Groſsen im Paderborn'ſchen, wo die Irmenſäule ſtand, und in der Gegend von Siegen und Dillenburg Zerrenfeuer oder Luppenheerde betrieben wurden. Die alten Schriften des Plinius, Tacitus und Strabo, ſowie die neueren von *Chriſtoph Entzel* aus Saalfeld und Pater *Deucer* in Schlackenwalde ſind dabey benutzt worden. In Agricola's Schriften hat der Vf. wenig vom Eiſen-, Berg- und Hütten-Weſen der Alten gefunden. Dagegen haben *Bechers* „mineralogiſche Beſchreibung der Oranien-Naſſauiſchen Länder", einige Chronikennachrichten, welche *Karſten* geſammelt hatte, und des Prof. *Moſch* „Geſchichte des Bergbaues in Deutſchland" ihm dabey mehr genützt.

Die Nachrichten über die Entſtehung der Eiſenerzeugung in den k. k. Staaten in der älteſten Zeit, z. B. in Steyermark, Kärnthen, Böhmen u. ſ. w. werden vielen Leſern groſses Intereſſe gewähren. S. 303 enthält Nachrichten von den groſsen Waffen- und Schild-Schmieden, welche noriſches Eiſen verarbeiteten. In Aquileja, 180 Jahre vor Chr. von den Römern erbaut, war dem Schutzgott aller Eiſen-Gruben und Arbeiter, dem *Apollo Belenus*, ein prachtvoller Tempel errichtet.

Die Schrift enthält in ihrer *erſten* Abtheilung „Blicke in die Vergangenheit und allgemeine Angaben der zur Erzeugung vorhandenen Naturproducte in der Gegenwart", in der *zweyten* Abth.: „Betrachtung des Eiſen-, Berg- und Hütten-Weſens aus dem Geſichtspuncte der Staatswirthſchaft", und in der *dritten* Abth.: „Angaben der Urſachen der Erhebung der Eiſenerzeugung in Deutſchland in älterer Zeit und des Sinkens in neuerer Zeit." In der *vierten* Abth. werden höchſt zweckmäſsige „*Vorſchläge* zur gemeinnützigen Vermehrung und ausdauernden Erhaltung der Eiſenerzeugung in Deutſchland," welche von Seiten der Regierungen anzuordnen ſeyn dürften, geliefert. Aus den Erfahrungen, welche geſchichtlich nachgewieſen ſind, iſt die Nothwendigkeit zu erſehen, daſs der Staatshaushalt die Ausführung der in §. 12 angegebenen Maſsregeln zur Aufhülfe und Erhaltung des Eiſen-, Berg- und Hütten-Weſens jetzt mehr, als je, erfodert.

Die Statiſtik der Eiſenerzeugung von S. 122 bis 415, in zwey Kapiteln der fünften Abtheilung, iſt von gröſster Wichtigkeit. Das *erſte* Kap. enthält die Nachweiſung der Eiſenproduction *a*) von den Staaten, welche dem gröſseren deutſchen Zoll- und Handels-Vereine beygetreten, *b*) von den Staaten, welche noch für ſich beſtehende Zoll- und Handels-Syſteme haben, oder dem deutſchen Zollvereine noch nicht beygetreten ſind.

Dieſem Kapitel folgen tabellariſche Zuſammenſtellungen aller Staaten Deutſchlands, in Bezug auf Gröſse, Bevölkerung und Eiſenerzeugung, drey Haupttabellen, und eine Angabe der Länder Deutſchlands, welche das zu den Eiſenbahnen nöthige, gröſsere Bedürfniſs dieſes Metalles liefern können (S. 366), nebſt Anmerkung (S. 368), die Entbehrlichkeit der Einfuhr des Eiſens aus England und Schweden betreffend.

Im *zweyten* Kap. iſt die Eiſenerzeugung in eben ſolcher tabellariſcher Zuſammenſtellung von allen übrigen Staaten Europa's angegeben. Der Vf. hat ſich durch dieſe mühevolle Arbeit, zu welcher er ſeit mehreren Jahren geſammelt zu haben ſcheint, als Begründer der erſten eiſenhüttenmänniſchen Statiſtik beurkundet. Denn nur erſt durch ihn iſt ausgemittelt worden, wie ungleich die zur Eiſenerzeugung nöthigen Naturproducte in Güte und Menge überall vorhanden ſind. Daher kommt es, daſs z. B. laut erſter Haupttabelle, S. 352 und 353, in Oſt- und Weſt-Preuſſen, Poſen und Pommern nur 0,^{29} Pfund Roheiſen auf einen Einwohner kommt, während in Schleſien 31,^{65} Pf., und in Rheinpreuſſen und Weſtphalen 22,^{17} Pf. auf den Kopf, dagegen in Baiern und Sachſen nur 5 bis 6 Pfund, in Würtemberg, Kurheſſen und Groſsherzogthum Heſſen zwiſchen 8 und 9 Pfund, im Herzogthum Naſſau aber 28,^{57} Pfund, in Baden wieder nur 1,^{60} Pfund Roheiſenproduction auf einen Einwohner kommt. In den thüringiſchen Ländern liefert das Fürſtenthum Schwarzburg-Rudolſtadt 28,^{33} Pf., das Groſsherzogthum Weimar nur 1,^{73} Pfund auf den Kopf; das Herzogthum Altenburg aber *nichts*. Im Königreiche Böhmen liefern die Eiſenwerke 7,^{63} Pf., im Königreiche Hannover nur 5,^{38} Pf., im Herzogthume Braunſchweig aber 28,^{16} Pf. Roheiſen auf den Kopf. Im Herzogthume Steyermark findet man die gröſste Eiſenproduction von ganz Europa: es kommen 70,^{11} Pf. auf den Kopf; und laut der vierten Haupttabelle, S. 412 bis 415, in England nur 62,^{36} Pf. und in Schweden nur 55^{34} Pf. auf den Kopf.

Die zur Erzeugung von 100 Pfund Roheiſen nöthigen Erze und Kohlen ſind ſehr verſchieden. Der Grund dieſer Verſchiedenheit iſt angezeigt. Vom Betriebe der Hohöfen im Königreiche Sachſen, in Baiern, Böhmen, Würtemberg, in Schleſien und am Rhein ſind vergleichende Schmelz-Reſultate, auch in tabellariſcher Form, angegeben, welche für die Beſitzer von Eiſenwerken, auch für die Beamten der Werksadminiſtration ſehr nützlich ſind.

Die Schmelzreſultate, von den mit zwey und drey Blasformen betriebenen Hohöfen, im Siegenſchen, in Baiern, im Würtembergiſchen, am Harz u. ſ. w. ſprechen ſehr für Anwendung mehrerer Blasformen beym Eiſenſchmelzproceſſe.

Mehrere Hohöfen, bey denen die Gebläſeluſt erwärmt wird, ſind genannt worden. Die Reſultate

scheinen indessen der warmen Gebläseluft vor der kalten nicht überall einen unbedingten Vorzug einzuräumen. Bey den zwey neu erbauten Hohöfen zu *Rothehütte* bey Elbingerode am Harze können belehrende Beobachtungen angestellt werden, da, nach S. 338, im Jahre 1835 der eine mit *heisser*, der andere mit *kalter* Luft betrieben worden ist. Der Vf. konnte nur von den ersten 18 Schmelzwochen einige Nachrichten mittheilen. Man sieht daraus, dass bey dem Hohofen, mit heisser Luft betrieben, weniger Gichten gingen, als bey dem mit kalter Luft, und bey gleichem Kohlenquantum (250 Pf. Holzkohlen pro Gicht) jede Gicht bey jenem mehr Erz getragen hat. Es betrug aber das wöchentliche Ausbringen bey jenem 530, bey Letztem mit kalter Luft 580 Centner Roheisen.

Der Vf. empfiehlt, Beobachtungen über den Hohofenbetrieb durch sachkundige Beamte zu veranstalten, weil dadurch die Directionsbehörden und die Regierungen selbst am sichersten Aufschluss über die Fortschritte, oder über das Sinken der Erzeugung des wichtigsten aller Metalle erlangen können. Und in den Ländern, wie im Königreiche Sachsen, in denen die Eisen-, Berg- und Hütten-Werke lediglich in Privathänden sich befinden, empfiehlt er den Regierungsbehörden, von allen Hohöfen im ganzen Lande *solche* Schmelzresultate durch technische Commissarien einsammeln zu lassen, wie er, in gleicher Stellung als Staatsdiener, Amts halber von den Hohöfen der sächsischen Eisenwerke eingesammelt, und von einigen Hohöfen, z. B. S. 230, S. 255 bis 259, von den Jahren 1829 und 1830 mitgetheilt hat.

Auch die Unterhaltung einer Probiranstalt zur Untersuchung der Eisenerze, auf Kosten des Staates, hält er für alle Länder nützlich, in denen die Eisenproduction Privaten überlassen ist, und erläutert diess durch mehrere Erfahrungen.

Die in den statistischen Tabellen gezeigte Ungleichheit des Vorkommens der zur Eisenerzeugung nöthigen Erze und Kohlen in den verschiedenen Ländern Deutschlands hat, wie der Vf. in seiner vierzigjährigen Amtirung beobachtet haben will, zunächst Veranlassung gegeben, dass die Fabrikate in Eisen, Blech, Draht, in Guss- und anderen aus diesem Metalle gefertigten Waaren, zu so verschiedenen Preisen in den Handel kommen. Denn weil in Steyermark, in Schlesien, im Thüringer Walde, am Fichtelgebirge, in Böhmen, im Hennebergischen und im braunschweigischen Antheile des Harzes weit mehr producirt wird, als die Bewohner jener Gegenden brauchen, so ist dort überall der Werth dieses Metalles so gering, dass nur selten die Anstalten mit sicherem Vortheile betrieben werden können, und dabey ein Theil der Naturproducte, entweder Erz oder Brennmaterial, werthlos dazu verwendet werden muss. In anderen Gegenden, in welchen der Bedarf in Eisen und Stahl und in den daraus gefertigten Waaren weit grösser ist, als die Production, steigt zwar der Preis, allein nicht in den Händen der Producenten, also nicht in *erster* Hand, sondern nur im Handel durch die *dritte* und *vierte* Hand. „Um desswillen," sagt der Vf. S. 104, „dürfte wohl jeder mit Umsicht für das allgemeine Wohl des Landes sorgenden Staatsbehörde die Bemerkung nicht entgangen seyn, dass die Producenten, wenn sie bey den gesteigerten Erzeugungskosten nicht mit denjenigen Staaten ausserhalb des deutschen Vaterlandes, deren Eisenproduction durch die Natur und sonst begünstigt und erleichtert wird, gleich niedrige Preise halten können, dann ihre Producte in Eisen und Stahl, ohne billige Verzinsung ihrer Anlags- und Betriebs-Capitale, an die Eisenhändler und Consumenten abzugeben genöthigt würden; endlich — wenn ihre Geldkräfte erschöpft sind, und sie keine neuen Fundörter für den Bergbau auf Eisen aufsuchen können — Hohöfen, Hütten und Maschinen zu Bruche gehen lassen, und die vielen dabey und dadurch beschäftigten Menschen verabschieden müssen."

„Darum sind (nach S. 105) die zur Eisenerzeugung nöthigen Naturproducte, da, wo sie vorhanden sind, mit grösstmöglichster Aufmerksamkeit zu bewirthschaften; auch muss der haushälterische Betrieb im Walde, auf den Gruben, in den Hohöfen und Hütten vom Staate gleichförmig beaufsichtigt werden, und in den Staaten, in welchen die grösste und billigste Production jenes Metalles zu ermöglichen ist, sollen sachkundige Commissarien den Werth und Verkaufspreis der aus der *ersten* Hand kommenden Producte, unter genauer Berücksichtigung aller Anlags- und Erzeugungs-Kosten, sorgfältig ausmitteln, und mit den benachbarten Staaten vereinigt feststellen."

Rec. glaubt, dass solche Massregeln allerdings am sichersten zum Ziele führen, wodurch die dabey concurrirende Landeswohlfahrt in allen deutschen Staaten befestigt werden dürfte; auch ist, neben dem Ackerbau, der Bergbau allerdings geeignet, die Selbstständigkeit der Staaten zu befördern. Und unter dem Bergbau gebührt dem auf *Eisen* und *Stahl* unstreitig der Vorzug vor dem auf Gold, Silber, Zinn, Bley u. s. w.

Wenn die Eisenproductionsanstalten der Privaten in Schlesien, im Hennebergischen und am Rhein, sowie die in Sachsen und Baiern, im Würtembergischen, im Hessischen und in Nassau, von Seiten der betreffenden Regierungen, durch Fürsorge für ausdauernde Erlangung der zur Eisen- und Stahl-Erzeugung nöthigen Naturproducte, für Sicherheit beym Absatz und Versilberung ihrer Fabrikate, unter angemessenen Schutz und Obhut gestellt werden: so können dann auch die in jenen Ländern befindlichen landesherrlichen Anstalten dieser Art besser gedeihen. Es würde dann in ganz Deutschland die Production dieses Metalles sich heben, eine gleichförmigere Versorgung der Consumenten in allen von Eisenwerken entfernten Gegenden erzielt, und die Eisenbahnen, sowie viel andere Eisen bedürfende Unternehmungen würden nicht nöthig haben, ausserhalb Deutschland aufzusuchen, was hier im Ueberfluss erlangt werden kann, da es weder an guten Eisenminen und Brennmaterialien, noch an geschickten und fleissigen Menschenhänden fehlt.

Der Vf. hat auch angegeben, mit welchem grofsen Aufwande die Monarchen von Preuffen, Würtemberg u. f. w. neue Eifenwerke angelegt, und alte Anlagen vergröfsert haben. Auch giebt er Nachrichten von dergleichen Unternehmungen in Sachfen, nebft Angabe der Gründe, warum fie in diefem Lande nicht gedeihen konnten.

Rec. glaubt, dafs die Regierungsbehörden in Berlin, München, Stuttgart, eben fowie die in Dresden u. f. w. einen fo wichtigen Gegenftand der deutfchen Induftrie nicht unbeachtet laffen werden. Diefs hofft auch der Vf.; denn er fagt S. 103: „In jedem Staate Deutfchlands, er werde nach monarchifchen oder conftitutionellen Grundfätzen regiert, ftreben die erhabenen Fürften und weifen Regierungen eben fo, wie die Vertreter des Volkes, nach *einem* Ziele, nämlich: das Gedeihen der ihrem Schutze und ihrer landesväterlichen Fürforge anvertrauter Völker zu befördern, die Macht und Selbftftändigkeit des deutfchen Vaterlandes zu erhalten." Zu diefem hohen Zwecke führt allerdings weder Leinewand, noch Baumwolle, weder Gold, noch Silber, wohl aber *Eifen* und *Stahl*, und die daraus gefertigten Waffen und Werkzeuge.

Damit aber die Producenten nicht auf Koften der Confumenten begünftigt und gleichfam monopolifirt werden, fo hat der Vf. im §. 19 S. 431 die Regulirung des Eifen- und Stahl-Abfatzes in Deutfchland, namentlich in den Zollvereinftaaten, und eine gleichförmige Beftimmung des Preifes diefes Metalles vorgefchlagen. Allerdings kann die angemeffene Erhöhung der Eingangszölle einen wefentlichen Schutz und Sicherheit bey Abfatz und Verfilberung der Eifen- und Stahl-Production aus der *erften* und *zweyten* Hand gewähren, befonders, wenn die in der *dritten* und *vierten* Hand daraus gefertigten Schloffer-, Schmiede-, und anderen feinen Eifen- und Stahl-Waaren, insbefondere aus England, Frankreich und Schweden einen höheren Eingangszoll geben müffen, als fie nach dem jetzigen Tarif in den Zollvereins- und in den öfterreichifchen, auch hannöverifchen, braunfchweigifchen, oldenburgifchen und anderen Staaten des deutfchen Bundes jetzt zu entrichten haben.

Der Vf. hat S. 109, 368 und 433 von Frankreich und Rufsland Beyfpiele erwähnt, dafs der Vorfchlag, die Einfuhr der Schienen zu Eifenbahnen durch einen herabgefetzten Impoft zu erleichtern, verworfen, und die allgemeine Befteuerung auf Eifen, z. B. in Frankreich 20 Fr. von 100 Kilogr. (alfo etwa 2 Thlr. 12 gr. für 1 Leipz. Centner) auch für die Schienen beybehalten, und in Rufsland, bey Ertheilung der Erlaubnifs zur Anlage von Eifenbahnen, auf die inländifchen Eifenproducenten Rückficht genommen worden ift.

Da die Eifen-, Berg- und Hütten-Werke Deutfchlands, als National-Induftrie-Anftalten, Berückfichtigung verdienen, fo wünfcht der Vf. S. 433, dafs die hohen Regierungen fich, zu Gunften derfelben, über Erhöhung der Eingangszölle gegen England, Schweden und Frankreich vereinigen möchten.

S. 434 bis 436 folgt eine Zufammenftellung der Preife von Roheifen, von der Metallproduction aus *erfter* Hand: *a*) Gufswaare, *b*) Schmiedeeifen (auch Schienen zu Eifenbahnen), und *c*) Stahl; von der Metallproduction aus *zweyter* Hand: *a*) Bleche, gefchmiedet oder gewalzt, *b*) Pflug- und Schaar-Eifen, *c*) Eifen- und Stahl-Draht. Dabey foll jedoch die Preisbeftimmung der feineren Fabrikate und Waaren dem freyen Handel und der Concurrenz zwifchen den Producenten überlaffen bleiben, vorausgefetzt, dafs der Eingangszoll für alle dergleichen feinere Waaren auf angemeffene Weife erhöht wird, damit den Inländern der Vorzug bleibt.

Diejenigen, welche den Völkern unbedingte Freyheit im Handel wünfchen, werden an diefem Vorfchlage nichts Anftöfsiges finden, wenn fie bedenken, dafs jeder Staat die entopifchen Productionsanftalten, welche feine Selbftftändigkeit begründen: d. h. *Brod*, *Salz* und *Eifen* liefern, fchützen und dafür forgen mufs, dafs diefe unentbehrlichen Erzeugniffe mit der Zunahme der Bevölkerung und des Bedürfniffes fteigen. Ein Anderes ift es mit allen übrigen Productionen, welche entweder fchon im Ueberflufs erzeugt werden, oder zum Luxus gehören, alfo entbehrlich find. Auch werden die Vaterlandsfreunde, welche Zollerhöhung für nachtheilig halten, dem Vf. beypflichten, wenn fie deffen Schrift genauer prüfen. Denn nicht auf Eifenproduction aus erfter Hand rathet er den Eingangszoll zu erhöhen, fondern auf feinere Eifen-, Stahl-, Blech- und Draht-Waaren, weil Taufende von Menfchen fonft erwerblos würden.

Dafs die Amerikaner das Eifen zu ihren Eifenbahnen von England kommen laffen, darf die deutfchen Völker nicht beftimmen, ein Gleiches zu thun; denn jene erzeugen bey Weitem noch nicht ihr Eifenbedürfnifs felbft. Wenn einzelne Stimmen in Frankreich meinen, die hohen Eingangszölle feyen Schuld, dafs fich die Eifengewinnung dort nicht verbeffere, fo find fie im Irrthume. Die vorliegende Schrift beweift das Gegentheil (man f. S. 109 und 433). Aus den in §. 12 vorgefchlagenen Mafsregeln zur Aufhülfe und Erhaltung des Eifen-, Berg- und Hütten-Wefens, und aus den S. 108 angegebenen Mafsregeln, welche von Seiten der Regierungen anzuordnen find, ift zu erfehen, dafs Fürforge für ausdauernde Erlangung der zur Eifen- und Stahl-Erzeugung nöthigen Naturproducte in erfoderlicher Güte und Menge, *um billige Preife*, „das *erfte*, Auffichт und Controle wegen deren haushälterifcher Anwendung" das *zweyte*, endlich „Schutz und Sicherheit der Productionsanftalten durch Conceffionen und Aufrechthaltung technifch-polizeylicher Mafsregeln, *welche den Eigenthümlichkeiten diefer National-Inftitute angemeffen find*" (alfo Hammerordnungen, Conceffionen, Regulative, oder wie dergleichen Schriften heifsen, nur aber zeit- und fachgemäfs), als *drittes* Mittel zur Aushülfe vom Vf. vorgefchlagen worden ift.

(Der Befchlufs folgt im nächften Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

FEBRUAR 1837.

STAATSWIRTHSCHAFT.

Leipzig, in der Rein'schen Buchhandlung; *Die Eisenerzeugung Deutschlands, aus dem Gesichtspuncte der Staatswirthschaft betrachtet*, nebst Angabe der Ursache ihrer Verminderung und einigen Vorschlägen zur Vermehrung derselben. Ein Versuch von *T. L. Hasse* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wenn die drey oben angeführten Massregeln nicht ausreichen, dann erst schreite man zum *vierten* Mittel: „Schutz und Sicherheit beym Absatz und Versilberung der Eisen- und Stahl-Production aus der ersten Hand.“ Die vorliegende Schrift zeigt, dass selbst in den Ländern, in welchen die Eisenerze und Brennmaterialien beynahe nichts, als ein geringes Gewinner- und Fuhr-Lohn gelten, die jetzigen niedrigen Eisenpreise doch die Capitale für die Anlagskosten der Hohöfen, Hütten und Maschinen kaum verzinsen, und den jetzigen Betriebs- und Arbeits-Lohn kaum decken. In Oesterreich, Preussen, Baiern, Würtemberg, Hessen, Hannover und Braunschweig findet man für landesherrliche Rechnung musterhaft eingerichtete Eisenschmelz-, Giesserey-, Schmiede-, Walz- und Streck-Anstalten zur Anfertigung aller Sorten von Eisen-, Blech- und Draht-Fabrikaten. Sie decken aber, wie S. 138 und 143 gesagt worden ist, vielleicht kaum 4 Proc. Zinsen, weil viele Privaten eigenthümlich gehörende Anstalten in Schlesien, Böhmen u. s. w. mit grossen Waldungen oder guten Eisenerzen froh sind, diese Naturproducte auf ihren Eisenwerken zu versilbern. Diese Privatanstalten können, wenn sie sich selbst überlassen bleiben, oder auch ohne sachgemässen Plan und Ordnung betrieben werden, leicht dem gesamten Hüttenwesen, und besonders den Productionsanstalten schaden, welche theuere Eisenerze oder theuere Brennmaterialien verarbeiten. Denn wenn von jenen, bey welchen beide Naturproducte wohlfeil oder fast umsonst zu haben sind, kaum mässige Zinsen zu erwarten sind, wie sollen die letzten rentiren? Wenn aber eine Sache nichts einbringt, welcher Privatmann wird Lust behalten, dann noch auf Verbesserung und Fortschritte etwas zu verwenden?

Muss aber die politische Staatsökonomie wünschen, dass die *Selbsterzeugung* des wichtigsten aller Metalle, welches der Industrie Werkzeuge und der Macht die Waffen liefert, im Lande erhalten wird, so muss sie auch dafür sorgen, dass die Erzeugungsanstalten rentiren, dann werden sie auch gedeihen.

Vermag der Bergbau nicht wohlfeiles Eisenerz zu liefern, und wollen die Staatsforsten ihren Ertrag durch hohe Holzpreise steigern, so müssen die Staatsbehörden jene Productionsanstalten, wenn sie für Erz und Kohlen mehr zu bezahlen haben, auch schützen, und durch ihre Gesetzgebungen dafür sorgen, dass die Producenten demungeachtet nicht monopolisirt werden, und die Consumenten durch übermässig hohe Eisenpreise drücken können.

Diess richtig zu beurtheilen, dazu sind sachkundige Beamte, die nicht *nur den Silber-Bergbau kennen*, sondern *als Eisenhüttenkundige* sich bewährt haben, den Regierungen nöthig.

In der *sechsten* Abtheilung hat der Vf. einige zur Beförderung der Eisenerzeugung vorhandene Landesgesetze und Verordnungen angegeben. In den früheren Zeiten hatten die Gesetzgebungen mehr zum Zwecke, die fiscalischen Einkünfte und die Gerechtsame der Gruben- und Hütten-Besitzer zu sichern. In neuerer Zeit sahen die Gesetzgeber aber (man s. S. 418) ein, „dass der Nahrungsstand, dessen Grund auf Landwirthschaft, Berg- und Hütten-Werken, Manufacturen und Fabriken beruhet, sich in einem guten Zusammenhange befinden muss, wenn er blühen soll, dass aber nicht alle Privaten die Einsicht haben, ihr wahres Interesse zu erkennen, und oft ein grösserer, schnell vorübergehender Vortheil sie verblendet, daher der Nahrungsstand in civilisirten Staaten ohne sachgemässe Gesetzgebung nicht blühend erhalten werden kann.“

Aus diesem Grunde entstanden im Siegenschen, in Steyermark, in Westphalen u. s. w, Kurbriese oder Gesetze für die Massenbläser, in Sachsen eine Hammerordnung, Forst- und Holz-, auch Eisen-Ordnungen, auch wurde ein Hammerinspector angestellt, aus dessen S. 419 und 420 im Auszuge befindlichen Instruction man sieht, dass derselbe aus staatswirthschaftlichen Gründen für das Beste und die Aufhülfe des sächsischen Eisenhüttenwesens zu sorgen verpflichtet war. — Hienach dürften die dagegen ausgesprochenen Meinungen zu berichtigen seyn. — Auch ist der in Schweden und Frankreich ausgeführten organischen Einrichtungen gedacht, und S. 421 die „Sammlung von Gesetzen und Verordnungen in Berg-, Hütten-, Hammer- und Steinbruchs-Angelegenheiten,“ welche in Bonn in den Jahren 1826, 1828 und 1829 herausgegeben worden sind, erwähnt worden.

Mehrere Mängel der alten Gesetzgebung hat die höchste Behörde in Berlin in dem neuesten „Regu-

lativ zur Verwaltung des Berg-, Hütten- und Hammer-Wesens im Lande Siegen“ abgeſtellt.

Der Vf. hat auch S. 422 und 423 einen Auszug aus dem unter weſtphäliſcher Regierung in Kaſſel im Jahre 1809 erſchienenen — wenig bekannt gewordenen — Geſetze geliefert, in dem mehrere für das Eiſen-, Berg- und Hütten-Weſen der Privaten nützliche und die Eiſenerzeugung befördernde Beſtimmungen enthalten ſind.

Rec. war früher der Meinung, daſs nur darum das Eiſenhüttenweſen in einigen Staaten Deutſchlands geſunken ſey, weil es ſchwere Abgaben zu tragen habe. Allein aus der vorliegenden Schrift hat er die Einſicht gewonnen, daſs die geſtiegenen Preiſe der Erze und Kohlen und die Verminderung in Güte und Menge eine koſtſpieligere Eiſenproduction herbeygeführt haben, und nun Betrieb und Abſatz in techniſcher und merkantiliſcher Hinſicht unter eine zeit- und ſachgemäſse Ordnung geſtellt werden muſs, wenn die Regierungen nicht wollen, daſs dieſe jedem Staate ſo wichtigen National-Inſtitute durch die fehlerhafte Verwaltung einzelner Privatwerke und durch die ſeit dem Zollvereine vermehrte Concurrenz, bey den unter den Beſitzern ſolcher Werke ſich kreuzenden Intereſſen, unter einander ſich ſelbſt ruiniren ſollen.

Rec. glaubte ferner, daſs der Betrieb der Eiſenwerke gewinnen würde, wenn die von den Regierungen in den Zollvereinsſtaaten zu ihrem Schutz und ihrer Aufhülfe angeſtellten techniſchen Commiſſarien ſich vor Allem unterrichteten, wie die Eiſenhüttenwerke in England bey den vorigen niedrigen Preiſen beſtehen konnten, wie ſie das ſchwediſche Eiſen zum Stahl bereiten, benutzen und auf eine wohlfeile Art ihr Eiſenblech auswalzen, und daſs nach der Zollunion Sachſens mit Preuſſen die inländiſchen Eiſenhütten fähig ſeyn ſollten, in der Union die Concurrenz mit den engliſchen Hütteneigenthümern auszuhalten. Allein da es bekannt iſt, welcher groſse Reichthum an vortreſſlichen Eiſenerzen und Steinkohlen, namentlich in Süd-Wales und Staffordſhire, die Eiſenproduction begünſtigt, alſo die Natur dort der Kunſt auf eine ſo ausgezeichnete Weiſe die Hand bietet, ſo möchten unſere Eiſenproducenten wohl klüger ſeyn, wenn man bedenkt, wie karg in einigen Gegenden Deutſchlands die Naturproducte dieſen Metallurgen die Hand bietet, und ſie dennoch gutes Eiſen liefern, welches in England bey Steinkohlen nicht der Fall ſeyn kann.

Aus den ſtatiſtiſch-techniſchen Vergleichungen der Eiſenerzeugung und der dazu nöthigen Mineralien und Kohlen, welche Hr. *H.* geliefert hat, ſieht der Sachkundige, daſs die Eiſenproducenten in einigen Ländern der Zollunion mit groſsen Schwierigkeiten zu kämpfen haben. In England und Schweden kennt man dieſe nicht; da, wo die Güte, Menge und Wohlfeilheit die Eiſenerzeugung, z. B. in Schleſien, in Steyermark, am Rhein, im Naſſauiſchen u. ſ. w. begünſtigt, da leiſten die deutſchen Producenten mehr, als jene in England und Schweden; auch wiſſen ſie ihre Eiſenbleche noch wohlfeiler zu walzen: denn da, wo die *erſte* Metallproduction wenig koſtet, kann man auch wohlfeile Bleche fertigen.

Wenn die Landwirthe im Braunſchweigiſchen, vielleicht auch in anderen Ländern Deutſchlands, eben ſo wie jene in Frankreich über den zu hohen Impoſt auf das ausländiſche Eiſen klagen: ſo bedenken ſie nicht, daſs ihre eigenen Productionen nur durch Vermehrung der Induſtrie in ihrem Werthe ſteigen. Wenn die Staaten, um den Werth ihrer Naturproducte in Erz und Kohlen durch eigene Eiſenproduction zu ſteigern, und einer Menge Unterthanen durch Verarbeitung und Verfeinerung dieſes ſelbſterzeugten Metalles einen ſicheren Verdienſt zu ſichern, den Eingang ſolcher Erzeugniſſe und Fabricate aus fernen Zonen durch Zölle erſchweren, ſo wird zwar Ackerpflug und Senſe um eine Wenigkeit theuerer; allein der Landwirth kann auch ſeine Erzeugniſſe dann zu höheren Preiſen in Geld umſetzen. Alſo gleicht ſich die Mehr-Ausgabe durch die Mehr-Einnahme wieder aus, und jene Klage würde nur Engherzigkeit verrathen.

Auch darf man nicht glauben, daſs dann die Eiſengewinnung leichter und wohlfeiler werde, wenn die Eiſenbahnen einſt die Steinkohlengruben den Eiſenminern und Schmelzöfen näher bringen. Denn erſtens wird dieſs nicht überall, wo Eiſenerze vorhanden ſind, der Fall ſeyn, und zweytens wollen die Eiſenbahnen-Geſellſchaften ihren groſsen Koſtenaufwand auch wieder einziehen, folglich wird der Steinkohlentransport auf Eiſenbahnen, wenn auch wohlfeiler, als auf gewöhnlichen Straſsen, doch ebenfalls die Koſten vermehren.

Rec. glaubte auch, der Vf. halte es, bloſs um der Unabhängigkeit willen, für beſſer, die Aufſicht und Controle der Eiſenproduction vom übrigen Bergbaue zu trennen. Allein, wenn man erwägt, daſs der Bergbau auf Eiſen uud die Erzeugung dieſes Metalles in techniſchen Beziehungen ganz verſchieden vom Berg- und Hütten-Weſen anderer Metalle iſt, und in vielen Ländern, wie z. B. in Böhmen, Baiern, Sachſen, in den thüringiſchen Ländern, in Schleſien, am Rhein, in Steyermark u. ſ. w. entweder ausſchlieſsend oder doch zum gröſseren Theil in Privathänden ſich befindet: ſo iſt es wohl eine ganz natürliche Folge, daſs die Regierungen für dieſen Theil der Metallurgie ein anderes Reſſortverhältniſs organiſiren müſſen, und Privatbeſitzungen einer für landesherrliche Beſitzungen angeordneten Verwaltungsbehörde beſonders da, wo, wie in Sachſen, der Bergbau auf Silber und das Blaufarbenweſen als Haupt-, das Eiſenhüttenweſen dagegen als Neben-Sache betrachtet wird, in gleichem Verhältniſſe *nicht* unterordnen können. Auch kann dem Vf. eine ſolche Abſicht nicht zum Vorwurfe gemacht werden, denn er hat unter den Maſsregeln S. 113 ſelbſt „eine techniſche Commiſſion, beſtehend aus der oberſten Bergwerksbehörde und einem ſachkundigen Beamten“ vorgeſchlagen.

Diejenigen, welche glauben, daſs, weil die Eiſengewinnung in England ſich in neuerer Zeit, ohne

Auſſicht und Controle von Staatswegen, gehoben habe, eine ſolche in anderen Ländern mehr nachtheilig als nützlich ſey, irren ſich ſehr. Sachkundige wiſſen, daſs die Eiſengewinnung in England von der Natur durch gute Steinkohlen und Eiſenerze, die oft in Einer Grube gewonnen werden, auf eine ausgezeichnete Weiſe begünſtigt wird; daher iſt dort ein ſachgemäſser Organismus zur Beförderung dieſer Induſtrie eben ſo wenig, als groſses Studium in dieſem Theile der Metallurgie nöthig. Wo die Natur Alles darbietet, was man braucht, da kann man künſtliche Hülfsmittel entbehren. Das wird jedem Landwirth auch leicht begreiflich ſeyn. Iſt der Ackerboden gut, und hat der Landwirth gute Gelegenheit, ſeine Erzeugniſſe gut zu verſilbern, ſo braucht er weniger Mühe, ihn zu cultiviren, oder Schutz, um ſeine Erzeugniſſe zu verwerthen.

Auf die Vorzüge des deutſchen Eiſens vor dem ſchwediſchen hat der Vf. der Schrift S. 369 mit Recht aufmerkſam gemacht, um dem Vorurtheile zu begegnen, in deſſen Folge das ſchwediſche Eiſen zu Eiſenbahnenſchienen von Belgien aus empfohlen worden war.

Rec. macht die Zweifler auf die vom Vf. aus der Geſchichte über das Steigen und Fallen der Eiſenproduction mitgetheilten Erfahrungen aufmerkſam, und wer dennoch glaubt, *daſs ein ſtaatswirthſchaftlich geordneter Organismus* zur ausdauernden Vermehrung und Verbeſſerung der Eiſenerzeugung in Deutſchland gar nicht nöthig ſey, den belehren vielleicht neuere Nachrichten aus Schweden, *wo ſelbſt die Beſitzer* der dortigen Eiſen-, Berg- und Hütten-Werke die Regierung *um zeit- und ſachgemäſse Verbeſſerung der dortigen Hammerordnung gebeten haben*, damit dieſer Zweig der Metallurgie, der durch Zeitereigniſſe und Concurrenz dort zu ſinken anfängt, ſich wieder erhebe.

Welcher deutſche Patriot ſollte nicht mit dem Vf. (S. 441) hoffen, daſs alle Eiſen-, Berg- und Hütten-Werke Deutſchlands, als National-Induſtrie-Anſtalten, der huldreichen Beachtung aller Monarchen und Fürſten, der wohlwollenden Fürſorge aller Volksvertreter und Regierungsbehörden nicht ohne Erfolg in dieſer Schrift empfohlen werden, weil ſie das Wichtigſte aller Metalle produciren, welches der Macht und Selbſtſtändigkeit der deutſchen Staaten, dem Acker- und Berg-Baue, dem Militär und Gelehrten, ſo wie jedem Zweige der Induſtrie unentbehrlich iſt.

Können ſich die National-Inſtitute nun bald einer möglichſt gleichförmigen organiſchen Einrichtung erfreuen, dann wird die allgemeine Wohlfahrt der arbeitenden Volksklaſſe auf eine ſicher ausdauernde Weiſe befördert. Und nachdem Rec. ſelbſt das Für und Wider der vom Vf. vorgeſchlagenen Maſsregeln erwogen hat, zweifelt er nicht, daſs deſſen Vorſchläge den Anklang finden werden, den ſie verdienen.

Die Verlagshandlung hat dieſe Schrift mit einem lithographirten Umſchlage geziert. Auf der Vorderſeite ſieht man in den Waldgebirgen Bergbau und Eiſenhütten, auf einem Poſtamente ſind Attribute des Fleiſses, Waffen und eiſerne Werkzeuge der Landwirthſchaft gelegt, auch Schlegel und Eiſen zu ſehen; ein „*Glückauf!*" wird von Blumen, Früchten und Immergrün beſchattet. Auf der Rückſeite ſieht man die Eiſenbahn, welche nach Dresden führt.

Aus Allem ſieht man, daſs der Verfaſſer und Verleger nichts geſpart haben, um für dieſe zeitgemäſse Schrift das Publicum zu gewinnen, welcher kein unbefangener Staatswirth und Metallurg ſeinen Beyfall verſagen wird.

X.

ERDBESCHREIBUNG.

PRAG, b. Calve: *Lehrbuch der Erd- und Staaten-Kunde*, von *Johann Gottfried Sommer*. Erſter Band. 1835. IV, CVIII u. 428 S. gr. 8. (1 Thlr. 15 gr.)

Von dem berühmten Herausgeber des geographiſchen Taſchenbuchs und mehrerer ſchätzbarer Werke über die allgemeine Erdkunde und die ſpecielle Geographie und Statiſtik muſste etwas Gediegenes erwartet werden, wenn er es unternimmt, die Literatur mit einem Lehrbuche ſeiner Lieblingswiſſenſchaft zu bereichern. In dieſer Erwartung wird ein billiger Leſer des erſchienenen erſten Bandes ſich nicht betrogen finden, ſobald er nur den rechten Maſsſtab anlegt. Das Buch ſoll nach der Abſicht des Vfs. „die Mitte halten zwiſchen einem dürren, nur die Elemente der Erd- und Staaten-Kunde umfaſſenden Compendium und einem weitläuftigen Handbuche, deſſen Zweck gröſstmögliche Vollſtändigkeit und Neuheit der Daten ſeyn muſs."

Die Stellung, welche das Werk zu der jetzigen Umgeſtaltung der geographiſchen Wiſſenſchaft einnehmen will, bezeichnet es ſelbſt durch die in der *allgemeinen Einleitung* aufgeſtellten Begriffsbeſtimmungen, worin die hergebrachte Trichotomie der mathematiſchen, phyſiſchen und politiſchen Erdbeſchreibung beybehalten und der letzten die Statiſtik einverleibt wird. Dieſe Einleitung verbreitet ſich noch über die verſchiedenen Beziehungen der Geographie als alte, mittlere, neue, als univerſelle, ſpecielle, über die Quellen und Hülfsmittel derſelben. Die mathematiſche Erdkunde wird nach gewöhnlicher Manier, dabey kurz, klar, gründlich abgehandelt. Auf weniger als einer Seite ſind die *fünf* Beweiſe für die Kugelgeſtalt der Erde (das allmäliche Auftauchen hoher Körper über den Horizont, die regelmäſsige Ungleichheit der Zeit in verſchiedenen geographiſchen Längen, das Emporrücken der Geſtirne vom Horizonte zum Zenith, wenn man einem Pole ſich nähert, die Erdumſegelungen, die Mondfinſterniſſe) mit evidenter Klarheit aufgeführt. Beſonders iſt zu rühmen, daſs der Vf. ſein Buch nicht, wie ſo gern geſchieht, mit überflüſſigen aſtronomiſchen Notizen beladen, ſondern das Nothwendige über Planeten und Kometen auf vier Seiten zuſammengedrängt hat. Nur glauben wir nicht, daſs die Mittheilung dieſer Kenntniſſe *nach* denen von der Erde an ihrem geeigneten Orte ſey. Die hypſome-

trifchen Eintheilungen der Gebirge dürften nach *Ritters* beftimmterem Mafsftabe, ftatt nach den bekannten drey Stufen, gemacht feyn. Schärfer find die geognoftifchen Unterfchiede im Allgemeinen angezeigt. Der Abfchnitt von der Temperatur ift ziemlich reich, zu kurz und zu wenig überfichtlich der von Pflanzen und Thieren und ihrer Verbreitung, fowie der von Menfchen. Die politifche Geographie liefert die bekannten Definitionen.

Von der fpeciellen Befchreibung enthält diefer erfte Band *Europa*, mit Ausnahme Deutfchlands, der flawifchen Länder in Oft-Europa, der Türkey und Griechenlands. In der überfichtlichen Schilderung befolgt Hr. Prof. *S.* die bekannte Methode, nach welcher zuerft die horizontalen Raumverhältniffe, dann die verticalen ihre Stelle bekommen. Minder paffend hat er das *Klima* zwifchen beide eingefchoben, und dann erft von den Meeren, Flüffen (letzte nach den Meeren geordnet, in welche fie fliefsen) und Seen gefprochen, während doch diefe einen Hauptfactor des Klima bilden. Die Erzeugniffe find nicht, wie es Manche thun, naturwiffenfchaftlich hergezählt, fondern geographifch, freylich gar fehr kurz, geordnet. Die Ethnographie folgt im Ganzen *Bory de St. Vincent*, und wird mit der an dem Vf. bekannten Nettheit und Pünctlichkeit fo dargeftellt, dafs mit wenigen Worten doch nichts Wefentliches übergangen ift.

Die einzelnen Länder finden wir, was die reine Geographie betrifft, zu kurz, mit einigen allgemeinen Zügen, wiewohl mit aller der Deutlichkeit, welche diefe Manier noch zuläfst, gezeichnet. Immer aber richtet der Erdbefchreiber fein Augenmerk zu ausfchliefslich auf die Gebirge, fo dafs die weiter verbreiteten Länderformen kaum zur Sprache kommen. Ueber klimatifche Verhältniffe bleibt der Vf. bey der pyrenäifchen Halbinfel ziemlich im Allgemeinen ftehen, während er bey Frankreich, England, Schweden viel belehrender auf die Einzelnheiten eingeht. Freylich fieht man durchgängig wohl, wie es ihm mehr um die ftatiftifchen, als um die geographifchen Daten zu thun ift. Den Uebelftand aller Lehrbücher diefer Art theilt auch das gegenwärtige, dafs eine Maffe von Namen und Dingen blofs genannt, nicht eigentlich befchrieben wird. Die Topographie hauptfächlich hat Hr. *S.* mit mufterhafter Genauigkeit behandelt, übrigens die Wohnorte nicht nach ihrer natürlichen Lage in den geographifchen Gebieten, fondern nach der politifchen Eintheilung zufammengeftellt. Ein guter Gedanke ift der, Frankreich eben fo wohl nach den alten Provinzen, als nach den Departements, welche jeder derfelben angehören, England zugleich nach den angelfächfifchen Königreichen und den Graffchaften mitzutheilen. Eben fo hätten bey Spanien die alten, noch jetzt im Volkscharakter und den Sitten erkennbaren Königreiche aufgeführt werden können. — Die Schweiz, freylich nicht das Leichtefte der europäifchen Länder für den Geographen, findet Rec. zu wenig eigentlich gezeichnet, fo dafs der Lefer von ihrer Configuration fich eine Vorftellung zu machen wüfste. Von der Alpennatur hätte der kundige Vf. gewifs einige bezeichnende Züge kurz mitzutheilen gewufst, wenn er nicht der alten claffificirenden Manier zu fehr huldigte.

Sind die ftatiftifchen Zahlen nicht immer die neueften, fo erklärt fich diefs durch den in der Vorrede angezeigten Umftand, dafs fchon im Jahre 1831 die Hälfte des vorliegenden Bandes vollendet war, fowie durch die veränderliche Natur folcher Daten.

Wem es um ein brauchbares Buch zum Nachfchlagen zu thun ift, oder wer ein Lehrbuch fucht, an welches er weitere Kenntniffe erft anzuknüpfen gedenkt, oder wer felbft noch nach der alten Methode unterrichtet, dem kann das vorliegende nicht genug empfohlen werden. Das Regifter ift vollftändig, die typographifche Ausftattung ift vortrefflich.

W. H. D. V.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. *München*, b. Fleifchmann: *Kurze Darftellung der Unterfuchung gegen Maria Anna Birnbaum aus Nürnberg wegen Mordes.* (Mit allerhöchfter Genehmigung aus den Unterfuchungs-Acten gezogen.) 1836. 98 S. 8. (12 kr.)

Das b[illegible]eits durch viele öffentliche Blätter bekannt gewordene, in feiner Art vielleicht einzige Verbrechen der auf dem Titel genannten Concubine eines Staatsdieners, die einer ehelichen Tochter diefes Letzten durch *ganze funfzehn* Jahre hindurch fortgefetzte planmäfsige Mifshandlungen den Tod bereitete, nahm mit Recht die Aufmerkfamkeit des nahen und entfernten Publicums in hohem Grade in Anfpruch. Die verfchiedenartigften Gerüchte über die zur Vollendung diefes Verbrechens gebrauchten Mittel erregten vielfach den Wunfch, das actenmäfsig Wahre kennen zu lernen. Es war daher ein zweckmäfsiges Unternehmen, eine gemeinfafsliche Darftellung der Unterfuchungsrefultate dem Drucke zu übergeben, in welcher S. 64 bis 90 der wörtliche Abdruck einer fehr intereffanten gerichtärztlichen Deduction über den Zufammenhang der *allmälich tödtenden* phyfifchen und moralifchen Mifshandlungen, welche jene unglückliche Tochter vom 6ten bis zum 21ften Jahre zu erdulden hatte, aufgenommen wurde. Dagegen mangelt gänzlich eine Darftellung der gewifs höchft wichtigen Vertheidigung in erfter und zweyter Inftanz, und ebenfo ein Auszug aus den Entfcheidungsgründen der darüber erfolgten Erkenntniffe, auf deren befonderes Intereffe, vorzüglich in Rückficht des Widerrufs früherer Bekenntniffe der Inquifitin und der mehr als fünfjährigen Dauer des Unterfuchungs-Arreftes, bereits der fränkifche Merkur 1836. No. 236 und 321 aufmerkfam gemacht hat. Es ift daher fehr zu wünfchen, dafs ein gründlicher Criminalift eine folche wiffenfchaftliche, juridifche Bearbeitung diefes wahrhaft denkwürdigen Falles noch nachliefere.

— κλ —

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

FEBRUAR 1837.

GESCHICHTE.

Schaffhausen, b. Hurter: *Erinnerungen aus der Geschichte der Stadt Schaffhausen*, zunächst für die reifere Jugend. 1836. Zweytes Bändchen, erste Lieferung. IV u. 228 S. Zweyte Lieferung. 266 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1824. No. 89.]

Mit wahrem Vergnügen zeigen wir die Fortsetzung und Vollendung dieses lieblichen, von gesundem, christlichem Sinne des Vfs. zeugenden Werkchens an. Dasselbe zieht sich herab von der Zeit der Reformation bis an das letzte Drittheil des verflossenen Jahrhunderts. „Aus dieser mehr als dritthalbhundertjährigen Zeit," sagt der Vf. S. 2, „in der unsere Stadt in der That ein *Gemeinwesen* war, und zwar ein freyes und ehrliebendes (heut zu Tage hat man Cantone), von welchem ein Jeder mehr oder minder das Gefühl, Mancher auch das Bewusstseyn hatte, eben so, wie jedes Glied in einem Hauswesen sich zu allervörderst als solches fühlt, aus dieser schönen, ehrenfesten Zeit wollen wir Erinnerungen schöpfen, die uns ebenfalls, wie die früheren, den heimatlichen Boden werth machen können." — Und wahrlich, sie könnten es, wenn hiefür noch Sinn vorhanden, wenn nicht dieser vorzüglich erstorben wäre! Wenn aber die Bürger einer durch ehrenfeste Vorfahren, auf ehrenvollen Wegen, zu dieser Ehre gelangten Stadt lieber bey der Tabackspfeife mit einem abgeriebenen Liberalismus sich ekelhaft spreitzen, als an dergleichen Erinnerungen erkräftigen, dann mögen sie jeden Augenblick ihren Stadtmaler bestellen, um über jedes Thor nicht blofs *salus exeuntibus*, sondern *mene*, *mene*, *tekel upharsin* schreiben zu lassen. — Der Vf. kommt nochmals auf die Reformation und auf die Männer zurück, welche vorzugsweise für dieselbe thätig waren, und hebt im 2 Kap. den Einfluss der Glaubensänderung auf Sittenzucht, Armenbesorgung und Bildung würdiger Geistlichen hervor. Das Kap.: *Ausdehnung unseres Gemeinwesens*, verdient von Allen gelesen und beherzigt zu werden, welche von Neid und Hass gegen die ehemals souveränen Städte schwellen; sie können daraus ersehen, wie rechtmäfsig und makelfrey Schaffhausen zu dem Besitze seines Gebietes gekommen sey. Neben diesen Käufen, die erst im Jahre 1723 durch Erwerbung der dürren Hoheitsrechte über den Rheyat für 220,000 Gulden (Alles aus dem Beutel der Bürger, oder den Ersparnissen des Gemeinwesens, d. h. der Stadt) vollendet wurden, sehen wir im Jahre 1564 noch 100,000 Gulden auf den, in seiner meisterhaften Ausführung jetzt noch bewunderten Bau eines Bollwerkes (Munoth genannt) verwendet. Als Repräsentant eines geistigthätigen, kräftigen, weil glaubensfreudigen, Geschlechtes finden wir den Decan *Ulmer* herausgehoben, der es auch würdig ist, dass ihm der Vf. einen bedeutenden Abschnitt der ersten Abtheilung widmete. Dieser, in jeder Beziehung tüchtige Mann, der an Seelenstärke, Gelehrsamkeit und einer nach allen Seiten sich erstreckenden Thätigkeit seinem älteren Zeitgenossen, dem züricherischen Antistes *Bullinger* an die Seite gestellt werden darf, studirte in Basel, Strafsburg und Wittenberg, und wurde als junger Mann von 24 Jahren von Melanthon dem Grafen Philipp von Rheineck (richtiger Reineck) empfohlen, um die Reformation in dessen Gebiet einzuführen. *Ulmer* bekleidete die Stelle eines Predigers in Lohr 23 Jahre durch, und erklärte dem Rathe seiner Vaterstadt, auf einen dahin erfolgten Ruf im Jahre 1559, da eben mit dem Tode des Grafen dessen Geschlecht erloschen war: er müsste ein Miethling seyn, wenn er in dieser kritischen Lage (Churmainz und Würzburg machten auf den gröfsten Theil der Verlassenschaft, als auf heimgefallene Lehen, Anspruch) seine Gemeinde verlassen wollte. Erst sieben Jahre später folgte er einem zweyten Ruf als Pfarrer an die Münsterkirche, worauf er bald zu der Würde eines Antistes erhoben ward. Anfangs hatte er viel mit dem Neid und dem Widerstreben der übrigen Geistlichen zu kämpfen (witterten sie sogar bey der angerathenen Einführung silberner Abendmahlskelche, statt der hölzernen, Rückfall in den Papismus); aber *Ulmers* Klugheit und Milde behielt zuletzt den Sieg. In seinem freundlich rathenden Einfluss auf talentvolle Jünglinge, durch Einführung der Kinderlehre in die Kirche, durch Anschaffung von Büchern zu gemeinem Gebrauche der Geistlichkeit, wirkte er segensvoll lange über seine Lebenszeit hinaus. Am 1 August 1596 rührte ihn der Schlag auf der Kanzel, er starb aber erst nach vier Jahren im 82sten Altersjahre. Sein ausgebreiteter Briefwechsel ist Zeugniss sowohl des Vertrauens, dessen er genoss, als seiner unermüdeten Thätigkeit, die er auch durch viele Druckschriften bewährte. — Der Historiograph von Schaffhausen, *Jacob Rüger*, ein fleifsiger Sammler und vertrauter Freund des Numismatikers *Adolph Occo* (von dem vier dicke Foliobände Briefe an jenen noch vorhanden zu seyn scheinen), verdiente ebenfalls die ehrenvolle Erwähnung. — Ein schönes Bild der Wirksamkeit einer Behörde, die aus tüchtigen, für die geistige

Entwickelung und die wissenschaftliche Ehre ihrer Vaterstadt regsamen Männern bestand, giebt uns das 8 Kapitel, der *Scholarchrath* überschrieben. Kirche und Schule waren der Obsorge desselben anvertraut, und, wie aus Allem erhellet, vorzüglich berathen. Man freut sich des schönen Zusammenwirkens, da die weltlichen Mitglieder dieses Rathes den geistlichen an Frömmigkeit und gründlicher Gelehrsamkeit nicht nachstanden. Diese Männer zogen aus der lateinischen Schule die fähigsten Knaben in ein Alumnat, wo sie für die Universität vorbereitet wurden. Auf dieser leiteten und beobachteten sie ihre Studien, beriefen sie bisweilen nach Hause, um sie zu prüfen, oder Disputationen anzustellen; Professoren, die sich um dieselben verdient machten, wurden häufig mit Ehrengeschenken bedacht (*Grynäus* in Basel z. B. erhielt einst ein Fass des besten Schaffhauser Weines und einen silbernen Becher); die Studenten selbst wurden durch Stipendien unterstützt, den fleissigen vergütete man zur Ermunterung die Druckkosten ihrer auf den Universitäten gehaltenen Disputationen; so kam es, dass damals gründliche wissenschaftliche Bildung unter allen Ständen verbreitet wurde (heut zu Tage begnügt man sich mit Zeitungsgeschwätz). — Das Kapitel über *die Sitten* vereinigt viel Lesenswerthes. Bey grossen Anlässen, z. B. dem Besuche deutscher Fürsten, herrschte gediegene Pracht (der Adel war damals noch begütert, wahrhaft adelig), in dem gewöhnlichen Leben Einfachheit; Zucht und Ehrbarkeit hatten noch ihren Werth; ein frommer Sinn durchdrang das Ganze. „Die Verwischung alles dessen durch unsere Zeit," sagt der Vf. S. 163, „könnte man sich unmöglich anders erklären, als durch die entsetzliche Schärfe und den tief vergiftenden Hauch des Windes, der, man weiss ungefähr seit wann, über ganz Europa zu wehen anfing." Erschütternd, doch durch einzelne liebliche Züge von Hingebung und Pflichttreue (an entgegengesetzten fehlt es freylich auch nicht) mildernd, ist die Schilderung der grossen Pest, die im November 1628 begann und erst im Januar 1630 aufhörte, und allein in der Stadt 4,200 Menschen das Leben kostete (im August kam ein Tag mit 45 Leichen auf Einmal), worauf drey Jahre später die Erscheinung eines österreichischen Heeres unter Altringer die Stadt fünf Tage lang in Schrecken setzte, mehrere Dörfer mit Brand und Plünderung heimsuchte, über das umliegende Schwaben aber solche Noth verbreitete, dass ganze Schaaren Bettler der Schweiz zuströmten. Ueberhaupt seufzte dieser Theil Deutschlands mehrere Jahre unter tiefer Noth, und die Einwohner suchten oft Hülfe in der angrenzenden Schweiz. Zürich liess sie an einem Tage aus seinem Gebiete heraustreiben, so dass am 14 Juni 1635 deren 7,400 über die Rheinbrücke bey Eglisau gejagt wurden, davon fanden 2,500 in Schaffhausen Erquickung durch Geld und Lebensmittel. Gleicher milder Sinn kam den Auswanderern entgegen, die des Glaubens wegen aus verschiedenen Ländern flüchteten; nebenbey laufen die Summen, die man durch das ganze 17te Jahrhundert zu ihrer Unterstützung ins Ausland schickte, ins Grosse — nicht, weil grosse Gewerbigkeit, wohl aber grosser Edelmuth, in der Stadt waltete. Diesem verdankt auch das *Collegium humanitatis*, eine noch jetzt bestehende höhere Lehranstalt, seinen Ursprung; denn auch dieses wurde bloss durch freywillige Beyträge der Bürger gestiftet. Solches rühmliches Bewusstseyn kann durch keine, wie Pilze über Nacht aus der Fäulniss aufgeschossene, Verfassung als angebliches Vorrecht streitig gemacht, wohl aber das Gestiftete selbst durch Liquidations-Commissionen und Schiedsgerichte geraubt werden; der Radicalismus ist das radicalste Heilmittel gegen freundliches Wohlwollen für die Nachwelt in segenverbreitenden Stiftungen. Von gedachter Anstalt zeugt der Vf.: „Sie sey ein Kleinod, das von seiner Wurzel aus, wie in seinem Wesen, aus freyer Wohlgesinntheit Einzelner, aus ächter Humanität hervorgegangen sey und fortbestehe, und nicht aus Theorieen entstanden sey, und nicht zu Staatszwecken bestehe." (Wiewohl die Haushaltung — treffliche Bemerkung S. 48 über das hochtrabende, windige Wort *Staat* — ihren gesegneten Gewinn von derselben zieht).

Wie in der ersten Abtheilung in dem Decan *Ulmer* uns eine tüchtige, markigte Individualität des geistlichen Standes entgegentritt, so ziehen uns in der zweyten die Geschäftsmänner *Stockar* und *Tobias Holländer* von Berau an; jener von der Eidgenossenschaft zum (glücklichen) Vermittler zwischen Cromwell und den Generalstaaten ausersehen, dieser als Gelehrter, Staatsmann, Bürgermeister, so innerlich, als äusserlich hochgestellt. Weil *Holländer* einst in einer Bewillkommnungsrede an einen französischen Gesandten (Ludwigs XIV) den Ausdruck einfliessen liess: *qui nutu temperat orbem*, wurde er des Hochverraths und der Gotteslästerung beschuldigt. Dass diess Reminiscenz eines mit den Classikern Vertrauten, nicht Schmeicheley, war, sieht man daraus, dass er früher gegen die Foderung *des Königs selbst*, stehend und mit entblösstem Haupte von ihm Audienz zu empfangen, protestirt hatte. Grössere Unbill erregte *Holländern* der Neid nach einer glücklichen Unterhandlung in Wien; wer aber hiebey am schlimmsten davon kam, war die Stadt, welche 22 Jahre später froh seyn musste, die Hoheit über einen Gebietstheil, welche er für 17,500 Reichsthaler erwerben konnte, sich für 220,000 Gulden überlassen zu sehen. An diese beiden reiht sich ein wackerer Stadtschreiber (*Speissegger*), der im 50jährigen Dienste an seiner Stelle unendlich mehr that, als was er eben nur musste. Ein Bettagsmandat von 1686, worin er sich starker Ausdrücke über die Verfolgung der Hugenotten bediente, wurde durch die katholischen Orte zu einer eidgenössischen Sache; um „der Ruhe und Einigkeit willen" musste der Rath seinen Stadtschreiber bestrafen: dahin war man durch die Glaubenstrennung in der Schweiz gekommen! Sonst führt uns die zweyte Abtheilung vorzüglich in die Kreise Geistlicher, Gelehrten, Künstler, Frauen. Unter der Ueberschrift: *Die Hirten*, finden wir Züge aus dem Leben treu wirkender, frommer, gelehrter Geistlichen gesammelt.

Als im Jahre 1650, wegen wiederholter Erdbeben, ausserordentliche Bettage gehalten wurden, wogte am 25 Oct. während der Mittagspredigt die Erde sechsmal unter den Füssen der in der St. Johanniskirche versammelten Zuhörer, die Wände wankten, Alles wollte fliehen, da konnte der Rector, *Melchior Hurter*, die Erschrockenen mit dem einzigen Worte: *State, Christus nobiscum!* zurückhalten, und ruhig seine Tröstungen fortsetzen. Die beiden folgenden Kapitel schliessen sich diesem an. Kap. XXI berichtet zuerst den Bau eines Waisenhauses, welches der Pfarrer *J. G. Hurter* im Kleinen auf ähnliche Weise, wie *Franke* denjenigen des Waisenhauses in Halle, ohne andere Mittel, als festes Vertrauen auf Gott und auf Unterstützung von Wohlthätern unternahm, und unter mancherley Hindernissen glücklich ausführte. Unerfreulich dagegen ist das Ankämpfen einer starren Orthodoxie gegen die Regungen eines lebendigeren Christenthums (wohlverstanden, nicht des Rationalismus), was am Ende den Separatismus herbeyführte. Kap. XXII schildert den Decan *Joh. Wilhelm Meyer* († 1767), von dessen Predigten *Joh. v. Müller* rühmt, dass sie ihn gewöhnlich vom Sonntage bis Mittwoch frömmer gemacht hätten. — Unter dem *neuen Adel* versteht der Vf. Kap. XXIII Gelehrte und Künstler, deren es oft ganze Geschlechter gab. So waren die *Wepfer* und *Ammann* berühmte, auch in den Jahrbüchern der Wissenschaft namhafte Aerzte (der Vf. des *Surdus loquens* wird noch heut zu Tage als einer der ersten Begründer des Taubstummen-Unterrichts gewürdigt); die *Spleise* zeichneten sich durch mathematische und physikalische Bestrebungen aus. Von den *Stimmern* wird, bis auf *Trippel* herab, eine Reihe wackerer Künstler, die aber begreiflich den Boden ihres Gedeihens grossen Theils im Auslande suchen mussten, vorübergeführt. Dass den beiden *Müllern*, *Johannes* und *Joh. Georg*, ein eigenes Kapitel gewidmet ist, wird wohl Niemand für ein *hors d'oeuvre* halten. Das letzte Kapitel spricht von geistreichen, gelehrten, edelmüthigen Frauen. — Um des Vfs. Gesinnungen, Art und Weise zu bezeichnen, heben wir aus dem Schlusse noch eine Stelle aus: „Wie es," sagt er, „öfters gegen die Grenzen eines Landes zu, entweder, wo es oben in seinen Gebirgsgipfeln in die Wolken reicht, oder unten an eine Wüste oder an das gewächsleere Moor stösst, immer unwirthbarer wird, so wird auch in unserer Geschichte gegen das Ende der hier beschriebenen Zeiten dessen, was Aug und Herz erfreuen kann, immer weniger, je näher man dem kalten, öden und scharfen, sturmumbrausten Gebirgskamm der Zeitenscheide kommt." — Unter den Beylagen hat uns die Rathssignatur vom 16 Nov. 1626 über eine Schulreform, als warmer Ausdruck des christlichen, freundlich bedachten Sinnes einer wahrhaft frommen, vorsichtigen, väterlichen Obrigkeit in ihrer würdevollen Einfachheit besonders wohlgefallen; so versteht man heut zu Tage nicht mehr zu reden. — Die Sprache des Vfs. ist einfach, gemüthlich, lieblich; die Darstellung schlicht, anziehend, mit geistreichen Bemerkungen untermischt. Wir wüssten Weniges auszusetzen; etwa I, 31 wäre der Ausdruck *Chef* besser an einen deutschen und minder modernen vertauscht worden, wie wir auch dem XIV Kap. lieber die Ueberschrift: die *Auswanderer*, anstatt: die *Emigranten*, gegeben hätten. — Zwey Ausdrücke hätten wir, als unedel, ganz weggewünscht: II, 173: *Müller* fand auf der Bibliothek zu Wien seine liebste *Weide*, und S. 176: ein Kapitel aus der heiligen Schrift war sein *Frühstück*. — Das Buch verdient auch im weiteren Kreise bekannt und gelesen zu werden, da es Gelehrten und Ungelehrten des Anziehenden so Viel bietet, und dessen Preis so auffallend niedrig gestellt ist, bloss 40 Groschen für alle drey Bändchen.

P. T.

Glogau, b. Heymann: *Joachim vom Berge und seine Stiftungen.* Ein wichtiger Beytrag zur Geschichte Schlesiens, von *K. Benj. Gottl. Keller.* Mit einer Steintafel. 1834. 8. (1½ Thlr.)

Wie sich die dunkleren Theile der schlesischen Particulargeschichte allmälich durch Benutzung und Ausbeutung der Archive aufhellen, kommen immer mehr Einzelnheiten von Interesse und Bedeutung zu öffentlicher Kenntniss, welche die ernste, historische Forschung zu neuen Entdeckungen anleiten. Unter diesen geschichtlichen Particularschriften nimmt die eben angezeigte Monographie über einen Mann, dem Schlesien Viel verdankt, weil er nicht allein mit allen seinen Kräften zum Siege des Protestantismus in diesem Lande mitwirkte, sondern auch nach seinem Tode durch Stiftungen mannichfacher Art dem Geiste der Wissenschaft förderlich war, welcher unter dem äusseren, politischen Drucke Muth und Mittel gewährte, dem Glaubenszwange Widerstand zu leisten — eine ganz vorzügliche Stelle ein. Diese Stiftungen waren es vorzugsweise, welche jene kräftigen Stützen einer geläuterten Religionslehre hervorriefen, die in einer Zeit des Druckes, in der kaum für den entschlossensten Kampf die Hoffnung eines Sieges übrig blieb, dem Geiste der Forschung und eines verbesserten Religionsbekenntnisses treu blieben, und die nach zwey trüben Jahrhunderten dasselbe aus der Unterdrückung wieder zum Siege führten.

Gleichzeitig ist diese Schrift aber auch durch die Schicksale der Institute selbst merkwürdig, die sie erzählt. Nach dem Tode des edlen *Joachim vom Berge* (1520 aus einem schon alten schlesischen Geschlechte zu Herrndorf bey Glogau geboren, und 1602, als kaiserlicher Rath und Gesandter Ferdinands I an vielen fremden Höfen, gestorben, ein Freund der Fugger, Camerarius, Zanchi's u. A., und einer der kräftigsten Beförderer des Reformationswerkes in seinem Vaterlande, durch Charakterstärke und glühenden Wahrheitseifer gleich ausgezeichnet) bemächtigte sich die katholische Kirche des von ihm hinterlassenen und meistens zu wissenschaftlichen Zwecken bestimmten Vermögens mit ungestrafter Gewalt. Hundert Jahre lang blieben alle wohlbegründeten Beschwerden, so-

wohl der Bergeſchen Erben, als der Intereſſenten, zu deren Beſten dieſe Stiftungen nach klaren Teſtamentsvorſchriften gegründet waren, am Kaiſerhofe zu Wien unbeachtet. Nicht einmal die Eröffnung des Rechtsweges darüber konnte man erlangen, und die Jeſuiten zu Glogau blieben fort und fort im Gewaltbeſitze der Güter und Stiftungen, welche von ihrem Gründer auf das Deutlichſte *proteſtantiſchen* Lehranſtalten und Theologen beſtimmt waren. Da fiel Schleſien an Friedrich den Groſsen. Die Bergeſchen Fideicommiſs-Erben erneuerten ihre Beſchwerden; ſie baten um nichts, als um Eröffnung der Pforten der Juſtiz für ſie. Friedrichs Correſpondenz hierüber mit dem Cardinal Zinzendorf, die wir ſonſt nirgend wiederfinden, gehört zu den hiſtoriſch-wichtigen Documenten für die Geſchichte des groſsen Königs. Lange Zeit ſtritt Friedrich mit Gründen für die Eröffnung des Rechtsweges; man hielt ihm eine verkehrte Auslegung des Breslauer Friedensſchluſſes entgegen, wonach die Sache „*res religioſa*“ katholiſcher Glaubensverwandter ſeyn ſollte. Nun befahl Friedrich die Eröffnung des Proceſſes; und da dieſer gegen die Jeſuiten und ihren Beſitzſtand ausfiel, dieſe aber in ihrer Widerſetzlichkeit nicht nachlieſsen, ſo wurden ſie endlich aufgehoben, und die alten, urſprünglichen Stiftungsgeſetze zum Beſten proteſtantiſcher Bürger- und Bauer-Söhne bey ihren Studien wiederhergeſtellt. Solche Dinge aber erwarben ſchon vor 80 Jahren dem neuen Regentenhauſe ſchnell die Liebe der Schleſier, und noch heute ſtärkt ſich dieſe Liebe in der Betrachtung ſo wahrhaft königlicher Gerechtigkeit. — Auſser dieſen anziehenden Documenten iſt die Schrift ſelbſt in ihrer geſchmackvollen Darſtellung und mit dem Ernſt ihrer Forſchung als ein Muſter monographiſcher Behandlung anzuſehen, und giebt uns den Wunſch ein, den Vf. mit gröſseren Arbeiten, etwa mit einer Geſchichte der proteſtantiſchen Kirche in Schleſien, hervortreten zu ſehen.

v. S.

Berlin, b. Enslin: *Hiſtoriſches Taſchenbuch.* Siebenzehnter Jahrgang. Oder: *Geſchichte der europäiſchen Staaten ſeit dem Frieden von Wien,* von *Friedr. Buchholz.* Ein und zwanzigſter Band. Begebenheiten des Jahres 1831. 1836. 538 S. 12. (2 Thlr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1835. No. 235.]

Es ſcheint immer mehr einzuleuchten, daſs es gut iſt, wenn die Darſtellungen nicht zu ſchnell den Begebenheiten folgen. Der Vf. zeigt in dieſem Bande den nämlichen Geiſt und Stil, beurkundet dieſelbe Unparteylichkeit und denſelben natürlichen Widerwillen wider alle Gefahren und Greuel gewaltſamer Revolutionen, die den Süden ſo erſchütternd bedrohen, und von Unpatrioten früher oder ſpäter geleitet, viele Mitbürger ins Unglück ſtürzen. Immer ſind des Vfs. Bemerkungen etwas ſarkaſtiſch, und der von Volksverführern eingeleiteten Pöbelherrſchaft abhold. Ueber die einzelnen Begebenheiten des merkwürdigen Jahres, und wie der Vf. darüber denkt, erwähnen wir nichts wegen der engen Schranken unſerer kritiſchen Anzeigen, und verweiſen, in Bezug auf den leitenden Faden der Begebenheiten, auf die Recenſionen der früheren Jahrgänge. Mit Klugheit verſchweigt der Vf. ſein Urtheil, wo das Wohl und das Wehe unregelmäſsiger Begebenheiten noch im Dunkeln ſchwebt, und die grelle Farbe der Parteynachrichten zwar die Plane der Gegner und der freyen Preſſe verunglimpft, aber ſelten den Balken im eigenen Auge ſieht. In einem glücklich regierten Staate lebend, hängt der Vf. der conſervativen Partey an, und nimmt die Nothwendigkeit vieler abzuſtellender Miſsbräuche und die Weisheit allmälicher Reformen in redneriſchen Humanitätsſchutz. — Die Herabſetzung des hohen Preiſes auf die Hälfte dürfte dem Verleger und dem Publicum nützlich ſeyn.

Rd.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Klein: *Die Werſchowitze.* Hiſtoriſch-romantiſches Gemälde aus Böhmens Vorzeit. Von Dr. *Ewald Dietrich.* Zweyte Abtheilung: *Wiedererhebung dieſes Geſchlechtes im Mittelalter.* Zweyter und letzter Band. Oder: *Der Einſiedler des Lochotins*, oder *Pilſens Bürgertreue und Tapferkeit.* Hiſtoriſch-romantiſches Gemälde aus dem vierzehnten Jahrhunderte. 1837. 205 S. 8. (22 gr.)

[Vgl.. J. A. L. Z. 1836. No. 60.]

In unſeren begehrlichen, viel wiſſenwollenden Zeiten begnügen ſich ſelbſt die Schneidermamſells nicht mit einer Ritter- und Räuber-Geſchichte ſchlechtweg, ſie beſtehen auf hiſtoriſchen Thatſachen, ja der Liebſte ſchlägt gelegentlich im Converſationslexikon nach, ob unter der Regierung benannten Königs auch die Vorfälle in der grauſenvollen Geſchichte ſich wirklich ereignen. Gewiſſenhaft hat unſer Autor jedem Zweifel gegen Glaubwürdigkeit des Romans vorgebeugt; er friſcht das Erfundene durch eingewebte, hübſche Sagen auf, bringt die Werſchowitze zu Ehren, verdirbt es weder mit den Royaliſten, noch mit den Demokraten, indem er König und Bürger herausſtreicht, und an den Wegelagerern Männlichkeit und beyläufig an den Anführern Groſsmuth preiſt; und da auſserdem noch recht Viel geſchieht, ſo dürfte die Erzählung bey dem groſsen Publicum des Beyfalls gewiſs ſeyn.

Vir.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

FEBRUAR 1837.

KIRCHENGESCHICHTE.

QUEDLINBURG, in der Becker'schen Buchhandlung: *Geschichte des Christenthums, oder: Schilderung des christlichen Glaubens und Lebens seit der Begründung des Christenthumes bis auf unsere Zeiten.* Ein Handbuch der christlichen Kirchengeschichte für Studirende und gebildete Leser aller Stände. Herausgegeben von Dr. *August Christiani.* 1835. VIII und 358 S. gr. 8. (1 Thlr. 6 gr.)

Es muss dankbar anerkannt werden, dass Hr. Dr. *Christiani* diese Geschichte des Christenthumes, die sich, laut der Vorrede, in dem Nachlasse eines sehr geachteten Gelehrten vorgefunden, durch den Druck bekannt gemacht hat. Sie enthält das, was der Titel ankündigt, und zwar meist in einer Vollständigkeit, Gedrängtheit und Uebersichtlichkeit, dass sie bey dem vielseitig in ihr hervorleuchtenden Pragmatismus der geschichtlichen Resultate und einer häufigst classischen Diction fast für ein Meisterwerk gelten, und als eine Bereicherung unserer Literatur angesehen werden mag.

Desto mehr bedauern wir es an einem so vorzüglichen Werke, dass es hie und da nicht vom theologischen Parteygeiste frey gehalten, und durch eigene Reflexionen des Vfs. kund geworden ist, dass derselbe, nach unserem Dafürhalten, die fremden Auffassungsweisen der N. Tl. Lehren nicht immer gehörig ergründet und gewürdigt hat. Hiezu rechnen wir die kahle und oberflächliche Darstellung von der Bildung der ersten Christengemeinde zu Jerusalem (S. 17), das absprechende nur theilweise richtige Urtheil über Augustinus (S. 69, vgl. S. 221 ff. 232) und die seichte modalistische Erklärung der Trinität (S. 222). Wenn der Vf. dort nur die einfache N. Tl. Relation wiedergegeben, und sich in den beiden letzten Stellen — wie es auch wegen der Gleichförmigkeit in der Behandlungsweise des historischen Stoffes erwartet werden konnte — des eigenen theologischen Urtheils entschlagen hätte, so würde das Buch auch den Beyfall derjenigen Theologen erwarten dürfen, die aus anderen als traditionellen Gründen der kirchlichen Orthodoxie ergeben sind. Für solche Classe von Lesern geben wir nun insbesondere dieses Urtheil auch darum ab, dass sie sich der bemerkten Einseitigkeit halber nicht von dem Gebrauche eines Werkes zurückschrecken lassen, welches, im Verhältnisse zu seinen Mängeln, der Vorzüge ungleich mehrere hat.

Dasselbe ist in sechs Perioden abgetheilt. Jede derselben beginnt mit einer Uebersicht der politischen Geschichte, sofern die Letzte nämlich mit der christlichen Kirchengeschichte in Verbindung steht. Die *erste Periode* geht vom Auftritte Jesu in Galiläa bis Constantin d. Gr. 324 n. Chr. (S. 2—46). *Zweyte Periode.* Von Constantin d. Gr. bis zum Tode des Papstes Gregorius M., oder auch bis auf den gleichzeitigen Muhamed 324—604 (S. 48—71). Wenn es hier S. 49 heisst: „*Diocletian* am Ende des vorigen Zeitraumes, ein weiser und thätiger Regent, blieb zwar dem Heidenthume treu, *aber weit entfernt, dem unaufhaltsamen Strome wehren zu wollen*": so wird letzter Behauptung offenbar durch die bekannte und von dem Vf. selbst S. 26 angeführte Christenverfolgung dieses Kaisers widersprochen. Das Wahre an der Sache ist, dass Diocletian, bey seiner notorischen Anhänglichkeit an die alt-römische Staatsreligion, den damit nothwendig verbundenen Widerwillen gegen das Christenthum *anfänglich* zurückhielt, bis es seinem Schwiegersohne Galerius (im J. 303) gelang, ihn zu jenen fanatischen Masregeln zu bewegen, durch welche die christliche Religion vertilgt, und das Heidenthum zu seinem früheren Glanze wieder zurückgebracht werden sollte. S. 50 hätten mit einigen Worten die Motive angedeutet werden sollen, durch welche sich Julian der Abtrünnige zur Unterdrückung des Christenthumes bewegen liess. S. 57 wird Rom als eine vom Apostel *Paulus gegründete* Kirche bezeichnet, wiewohl es aus dem vom Apostel an die dortige Gemeinde gerichteten Briefe deutlich erhellet, dass er der Stifter derselben nicht kann gewesen seyn. — *Dritte Periode.* Vom Tode Gregors d. Gr. oder von Muhamed bis zum Tode Gregors VII, 604—1085 (S. 74—117). Die S. 82 wiederholte Bemerkung, dass *Gallus* Stifter der Abtey St. Gallen sey, hätte S. 55 wegbleiben können. S. 90 findet sich eine sehr treffende und prägnante Darstellung von dem Entstehen der päpstlichen Macht im Abendlande: „Petrus war nach der Lehre der Päpste der *erste Apostel* (ein evangelisches Falsum) und der *erste* Bischof von Rom (ein zweytes, historisches Falsum, das N. T. kennt nur Paulus besondere Wirksamkeit daselbst); wer diesen Bischofsstuhl inne hat, kann nicht irren (anthropologisches Falsum); wer nicht so glaubt und meint, wie die römische Kirche, der der Papst vorschreibt, ist seiner Seligkeit verlustig. Welcher Dumme oder Aengstliche wird nicht gern so glauben, um nur nicht die Seligkeit zu verlieren! Man sieht,

wie leicht man Herr über die Gewissen werden konnte! Auf diesen Grundirrthümern und schändlichem Volksbetruge ist von Hause aus die päpstliche Hoheit gebaut". S. 108 hätte bey der Nachricht über die Entstehung des *Homiliarium Caroli M.* zugleich auf den Ursprung des Wortes „Postille" hingewiesen werden sollen. — *Vierte Periode.* Vom Tode Gregor's VII (nicht d. Gr.!) bis Luther oder bis zur Reformation, 1085—1517 (S. 119—170). S. 119 lesen wir: „Mit *Heinrich IV* schloss die Reihe der Kaiser aus dem sächsischen Stamme." Diess ist unrichtig. Der Letzte von den sächsischen Kaisern war, wie auch S. 78 zu sehen ist, Heinrich II, und von den fränkischen war es Heinrich V. S. 143 ist *Thomas Aquinas*, mit dem Todesjahre 1247, unter den Scholastikern, und S. 144 *Thomas von Aquino* († 1274) unter den Mystikern aufgeführt. Wer daher nur durch vorliegendes Buch mit der Kirchengeschichte vertraut würde, müsste zu der irrigen Annahme geführt werden: dass Beide *zwey verschiedene* Personen wären. Allein Thomas von Aquino oder Aquinum ist kein Anderer, als Thomas Aquinas, und in erster Stelle das Todesjahr verdruckt, da nicht 1247, sondern 1274 gelesen werden muss; wie Thomas aber in der letzten unter die *Mystiker* gerathen seyn möge, ist uns unerklärlich. — *Fünfte Periode.* Von der Reformation bis zum westphälischen Frieden 1517—1648 (S. 174—260). S. 185 wird *Eck* ein gelehrter Theolog in *Leipzig*, der Universität des Herzogs Georg, genannt; allein nicht dort, wo die berühmte Disputation gehalten ward, sondern in *Ingolstadt* war Eck (eigentlich *Johann Meier*) Professor der Theologie, und starb an letztem Orte im J. 1543. S. 202 lesen wir, dass Luther während des Reichstages zu Augsburg (1530) in Koburg zurückgeblieben wäre, weil der Kurfürst von Sachsen dessen Eifergeist gefürchtet hätte. Der historisch nachweisliche Grund von Luther's damaligem Aufenthalte in Koburg lag aber in dem Umstande, dass er sich in des Papstes Bann und des Kaisers Acht befand. S. 208 wird der Kurfürst Moritz von Sachsen Philipp's des Grossmüthigen *Schwiegervater*, und S. 210 Letzter Moritzens Schwiegersohn genannt. Das verwandtschaftliche Verhältniss Beider war bekanntlich gerade umgekehrt. S. 239 findet sich der häufig vorkommende Irrthum, dass *Georg Calixtus* der erste Theolog der christlichen Kirche gewesen sey, welcher die Glaubenslehre von der Sittenlehre getrennt habe. Vor Calixtus geschah solches in seiner im J. 1634 zu Helmstädt erschienenen *Epitome theologiae moralis P. I*, während *Lambert Daneau* in der reformirten Kirche schon über ein halbes Seculum früher die Sonderung der beiden Disciplinen in seiner Schrift: *Ethices christianae libri III Gen.* 1577 vorgenommen hatte. S. 240 wird der *Synkretismus* nicht ganz genau als Gleichgültigkeit gegen alle Religionsparteyen erklärt, da jenes Indifferentismus und als solcher wohl die Quelle, nicht aber der Begriff des Synkretismus selbst ist. — *Sechste Periode.* Vom westphälischen Frieden bis auf die neueste Zeit 1648—1834 (S. 262—347). Bey Anführung der Klöster aus neuester Zeit (S. 291—94) hätte insbesondere auch noch auf Baiern Rücksicht genommen werden sollen, und in dem letzten §., der von der Ausbreitung des Christenthumes durch die Missionsgesellschaften handelt, durften die Bibel- und Missions-Anstalten in Deutschland nicht vergessen werden.

Ausser den von uns bezeichneten und den S. 358 angegebenen vier Druckfehlern machen wir noch auf folgende aufmerksam: S. 17 *Maschalim* l. *Meschalim* (מְשָׁלִים); 65 Z. 8 v. u. behielt l. behielten; S. 69 Z. 5 v. u. ein*em* l. ein*en*; S. 85 Z. 8 v. o. fromm*en* l. fromm*em*; S. 106 Z. 12 v. o. italiänische l. italiänisch*en*; S. 150 Z. 12 v. u. *die* l. *der*; S. 162 dies*en* l. dies*em*; S. 176 Z. 7 v. o. *dem* Herzoge l. *den* Herzog; S. 206 Z. 16 v. o. sein*e* völlig*e* Zustimmung l. sein*er* völlig*en* Zustimmung; S. 240 Z. 4 v. u. 1538 l. 1558; S. 256 Z. 4 v. o. *Probalismus* l. *Probabilismus*; S. 264 Z. 16 v. o. 15ten Juni l. 18ten Juni; S. 277 Z. 4 v. o. *in* l. *im*; S. 280 Z. 12 v. u. Apost*el* l. Apost*els*; S. 332 Z. 12 v. u. Spengenberg l. Sp*a*ngenberg; S. 335 Z. 4 v. u. philan*tr*opische l. philan*th*ropische.

Druck und Papier machen der Verlagshandlung Ehre.

Br.

Mainz, b. Kupferberg: *Die Ehe.* Eine dogmatisch-archäologische Abhandlung von Dr. *Heinrich Klee.* Zweyte wohlfeilere Ausgabe. 1835. IV und 145 S. gr. 8. (14 gr.)

Der katholische Vf. will in dieser Abhandlung einen Beytrag zu einer reinen und vollen Position und Exposition des Begriffs der Ehe liefern. Unstreitig verdient ein solches Streben Beyfall, weil allerdings die hohe Würde und Bedeutsamkeit der Ehe nicht zu sehr erkannt, zur Anerkennung gebracht, und im Bewusstseyn erhalten werden mag. Das Schriftchen ist in 14 Kapitel eingetheilt.

Kapitel I. *Begriff der Ehe.* Der Vf. definirt die Ehe als „die vollkommene d. i. vollständige, rückhaltlose, aus dem Geiste hervorgehende, und auf ihn hingehende Wechselhingabe der männlichen und weiblichen Individualität, so dass jede sich selbst als andere, die andere als sich selbst hat". Unnöthige Weitläuftigkeit und eine gewisse Unbeholfenheit im Ausdrucke, die uns auch anderwärts in dem Buche entgegengetreten ist, haben wir gegen die Form dieser Definition einzuwenden. Weil der Vf. indessen die Letzte durch die von ihm citirte Stelle 1 Kor. 7, 4 begründen will, und darauf ferner von ihm Bezug genommen wird, so hätte jene „Wechselhingabe" auch als eine *christliche* bezeichnet werden sollen. — Kapitel II. Den *Zweck der Ehe* setzt der Vf. in die Erhaltung und Vervollkommnung der Individuen, nach ihrem wahren Seyn. — Kapitel III wird die *Heiligkeit der Ehe* aus den Stellen der KVV. und der H. S. dargethan. — Kapitel IV leitet die *Einheit der Ehe* aus dem lebendigen Urgesetze der Ver-

mählung Adam's und Eva's und der Institution des N. T. her. — Kapitel V, welches sich mit der *Unauflösbarkeit der Ehe* (im Allgemeinen) beschäftigt, ist, wie es vornehmlich in polemischer Richtung gegen die protestantische Praxis erwartet werden konnte, sehr ausführlich ausgefallen. Die vielen Belege, welche der Vf. für die Unauflöslichkeit der Ehe aus der Tradition beygebracht hat (S. 30—58), können wir, auf unserem Standpuncte, nicht für gültig erachten, und haben darüber, auf die grundsätzliche Verschiedenheit des Protestantismus und Katholicismus in der Lehrnorm verweisend, hier weiter Nichts zu erinnern. Was aber die N. T'lichen Schriftsteller anlangt, auf welche sich Hr. *K* zu Begründung seines Satzes beruft, so vermögen wir weder die Art und Weise zu billigen, die er dabey befolgt, noch auch die Deutung für richtig anzuerkennen, welche er ihnen gegeben hat. Als Commentar der beiden Stellen des Matthäus Kap. 5, 32 und 19, 3 ff, gebraucht Hr. *K.* die Worte Christi, welche sich bey Marcus Kap. 10, 9. 12 und Luc. 16, 18 finden. Diess nun müssen wir für einen falschen hermeneutischen Kunstgriff erklären, den der Vf. zu Gunsten seiner Kirche anwendet. Denn die ausführlicheren und genaueren Stellen sollen nicht durch kürzere, sondern diese vielmehr durch jene erläutert und bestimmt werden. Den vollständigen Kanon über die Ehescheidung finden wir demnach Matth. 19, 9 (vgl. 5, 32). Eine genaue Ansicht dieser Worte und des ganzen Zusammenhanges, worin sie stehen, bürgt dafür, dass Christus hier zwischen dem *Ideal* einer christlichen Ehe und ihrer *Verwirklichung in der sichtbaren* Kirche einen Unterschied mache. Bey seinen wahren Reichsgliedern, in welchen sich dieses Ideal realisirt, wird sich weder die von dem Herrn angeführte Scheidungsursache (πορνεία) ergeben, noch auch, wenn sie anderen Theils vorläge, gegen denselben von ihnen zur Scheidung in Anwendung gebracht werden. Denn es ist wohl zu beherzigen, dass Christus auch im vorkommenden Falle der πορνεία dem schuldlosen Gatten die Scheidung nicht *gebietet*, sondern sie ihm nur *zulässt* (ἐπιτρέπει). Aber eben diese Zulassung beweist, dass er auch auf diejenigen Christen Rücksicht nehme, die noch nicht zu der vollkommenen Freyheit der Kinder Gottes hindurchgedrungen sind, und in denen sich auch in dem Puncte der Ehe die Sünde noch mächtig erzeiget. Wie der Herr aber den Moses nicht tadelt, der es den Israeliten (Deut. 24, 1) wegen ihrer religiösen und moralischen Abgestumpftheit (קְשֵׁה לֵב, σκληροκαρδία) erlaubte, dass sie sich von ihren Weibern, wenn sie daran etwas wirklich Schlechtes (עֶרְוַת דָּבָר) fänden, mittelst eines Scheidebriefes (סֵפֶר כְּרִיתֻת) trennen und wieder verheirathen möchten, so giebt er selbst es nach, dass Beides auch unter Christen, bey dem von ihm angegebenen obwaltenden Grunde, Statt finden könne. Danach muss auch die Stelle 1 Kor. 7, 10, 11 erklärt werden. Kann uns Hr. *K.* nun beweisen, dass unter den Christen sich keine σκληροκαρδία mehr finde, so haben wir gegen die von ihm behauptete absolute Unauflöslichkeit des Ehebandes Nichts zu erinnern; so lange Erste aber noch währt, halten wir uns gedrungen, die Ehescheidung (*divortium*) und Wiederverheirathung nach der von uns gewonnenen Auffassungsweise des N. T. und zur Verhütung grösserer Uebel einzuräumen. Uebrigens wissen wir wohl, dass die vom Vf. gewählte Interpretation sehr gut zu dem römischer Seits aufgestellten Begriffe von der Kirche passt. Die im VI Kapitel (*Unauflöslichkeit der Ehe nach ihrem Begriffe*) zugestandene *separatio quoad thorum et mensam* halten wir für eine willkürliche Bestimmung, da sie dem N. T. eben so fremd ist, als dem älteren Kirchenrechte. Bis zum vierten Jahrhunderte findet sich keine Spur davon, dass die Wiederverheirathung dem unschuldigen Ehegatten, der sich des Ehebruchs halber geschieden hatte, verboten sey. — Kapitel VII. *Sacramentlichkeit der Ehe.* Die Würde des *Sacraments* will der Vf. schon in der Stiftung der Ehe von Anfang, dann in dem Worte Christi: „was Gott verbunden hat", und in der Stelle des Apostels Eph. 5, 23 ff. finden. — Kapitel VIII. *Subject der Ehe.* Diess ist dem Vf. der ihrer physisch und moralisch fähige Mensch. — *Hindernisse der Ehe.* Unter den bekannten Ehehindernissen in der römischen Kirche erklärt sich der Vf. bey der *disparitas cultus* unter Anderem (S. 111) folgendermassen: „Da die gemischte Ehe ohne die Bedingung der katholischen Erziehung der Kinder unstatthaft ist, so kann der Priester in keiner Weise an derselben Antheil nehmen, weder durch seine Gegenwart und Einsegnung, was eine directe Mitwirkung zum Unrechte, Vollendung, Besiegelung eines an den Kindern der Kirche, an der Ehe nach ihrem höheren Charakter selbst begangenen Unrechts, im Namen der Kirche und Christi wäre; noch durch Dimission, welche der eigenen Assistenz offenbar vollkommen gleich ist: noch durch Proclamation, welche, ob zwar eine entferntere, dennoch eine wahrhaftige Theilnahme und eine öffentliche kirchliche Anerkennung der Vermählung als einer kirchlichen ist, von den Leuten auch so angesehen ist." Hier können die protestantischen Geistlichen es aufs Neue lernen, wess sie sich bey der Schliessung gemischter Ehen Seitens der römisch-katholischen Klerisey zu versehen haben, aber auch die Staatsbehörden erfahren, was von Letzter für ein Gewicht auf die Verordnungen gelegt wird, die alle bezüglichen Eingriffe in die Gerechtsame und das Gebiet der protestantischen Kirche abzuwehren, ergangen sind. Der Apostel Paulus hat in diesem Puncte (1 Kor. 7, 12 ff.) glimpflicher gegen die Heiden, als Hr. *K.* gegen die evangelischen Christen gedacht. Diess und Luthers Ansichten über das angeführte Bündniss (*Walch.* Ausg. Thl. X S. 715 u. Thl. XIX S. 120 f.) halten wir für sehr beherzigenswerth. — Kapitel X. *Ehescheidung in Matrimonialfällen.* — Kapitel XI. *Heiligkeit der Ehe.* — Kapitel XII. *Zeit und Ort der Vermählung.* — Kap. XIII. *Vermählungsfeier.* Der Vf. giebt über die in den Ueberschriften bezeichneten Materien archäo-

logische Bemerkungen, ausgestattet mit jenem bekannten symbolischen Schmucke, womit der Katholicismus auch in der neueren Zeit bey Denen sein Glück zu machen versucht, welche die Klarheit und Gründlichkeit des Gedankens um einen behaglichen Nimbus ihrer Phantasie daran zu geben geneigt sind. — Kapitel XIV. *Cölibat.* Hievon sagt der Vf. (S. 144): „Die in verschiedenen Zeiten und Orten zu bemerkenden praktischen und theoretischen Widersetzlichkeiten beweisen gegen das Cölibat Nichts; für seine Erhabenheit, für die Wirklichkeit und Nothwendigkeit seines Gesetzes, und gegen die Materialität, Ohnmacht und Brutalität im Denken und Leben einzelner Menschen, Zeiten und Orte — Alles.“ Und S. 145: „Durch Aufhebung des Cölibats würde das Heiligthum mehr Menschen, aber nicht mehr Priester erhalten (*multiplicasti gentem et non multiplicasti laetitiam*)“. Eine Consequenz, die unwidersprechlich in dieser Behauptung enthalten ist, überlassen wir dem Leser selbst, ohne dass wir glauben könnten, der Vf. habe seiner Kirche damit einen Dienst geleistet.

Druck und Papier sind gut, und bedeutende Druckfehler nicht von uns aufgefunden worden.

Br.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Prag, b. Haase, Söhne: *Moralischer Leitstern auf der Bahn des Lebens.* Eine Sammlung von auserlesenen Erzählungen, Parabeln, Mährchen u. s. w., sittlichen und religiös-erbaulichen (!) Inhalts aus der hebr. Literatur, von *M. Thalheimer.* Der ganze Ertrag ist der neubegründeten Kleinkinderbewahr-Anstalt in Pilsen gewidmet. 150 S. 1836. (40 Kr. Conv.)

Dem Vf., dessen edle Absicht bey Herausgabe dieses Büchleins wir gern anerkennen, möchten wir einen guten Rath geben. Wenn er künftig wieder zu irgend einem Nutz und Frommen die Fundgrube des hebräischen Orients ausbeutet, uns lieber das gewonnene Gut in ursprünglicher Eigenthümlichkeit, ohne allen Zusatz verfärbender, abschwächender Phrasen, zu geben, und am wenigsten das gediegene Gold mit weither geholten, in comfortabler Breite sich streckenden Ungehörigkeiten mitzutheilen. — Wir wollen, ihrer Kürze wegen, die 6te Erzählung herausheben, um daran die Behandlungsweise des Vfs. unseren Lesern anschaulich zu machen. — Im *tr. Schabbath fol.* 31, *a.* wird erzählt: Wieder einmal begab sichs, dass ein Heide zu *Schamai* kam und zu ihm sprach: Nimm mich als Proselyten auf, unter der Bedingung, dass du mich das ganze Gesetz lehrest, während ich auf Einem Fusse stehe. — *Schamai* stiess ihn von sich mit dem Messstocke, den er in der Hand hielt. — Da ging er (mit demselben Anliegen) zu Hillel, der nahm ihn auf und sagte zu ihm: Was dir missfällt, thue deinem Nächsten nicht. Das ist das ganze Gesetz; das Uebrige ist die Erklärung dazu; gehe hin und lerne sie. — Diese schlichte, bündige Erzählung, die in ihrer hohen Einfalt des Eindrucks auf keinen Leser verfehlen kann, zerfliesst unter der Feder des Vfs. zu folgender gespreizten Geschichte, mit der von der Hauptpointe ablenkenden Ueberschrift: *Nur Ungestüm stösst zurück, Sanftmuth gewinnt.*

„In den Zeiten Herodes des Grossen, wie man ihn fälschlich nennt, kam eines Tages zu dem, eben finster und mürrisch seines Weges dahin wandelnden Rabbi *Schamai* ein Heide. — „„Ich will ein Jude werden““, redete er den Rabbi an, „„wenn du mir dein ganzes Gesetz lehren kannst, so lange ich auf Einem Fusse stehe““. Höchst entbrannt ob solches frechen Hohnes stiess *Schamai*, sich nicht bezähmend, den Spötter ungestüm hinweg. — Der Heide aber meinte es wahrlich nicht böse. Wirklich verlassen wollte er seine Götzen, und zum einzigen Gott, dem Vater aller Wesen, sich bekehren. Beschämt wandte er sich daher mit eben diesem Anliegen an R. Hillel, jenen Lehrer Israels, um dessen weises Haupt sich, wie bekannt, Demuth und Sanftmuth zur schönsten Krone dieses Lebens schmiegten. Freundlich ward der Frager aufgenommen. — „„Ich will dich unterrichten, doch vergiss nicht, was ich dich lehre““ — begann der Lehrer nach kurzer Pause — „„was dir selbst nicht gefällt, das thue auch deinem Nächsten nicht! Diess, mein Lieber, ist das ganze jüdische Gesetz, und alles Andere dient nur zu seiner näheren Erklärung. Gehe also und *handele* danach““ (*sic!* גְּמַר heisst: *complere*, *discere*)! Herzlich dankte der überraschte Heide dem guten Lehrer, und bekehrte sich in der Folge zu einem recht frommen und braven Israeliten.“

Was *nie* Stolz und Hochmuth *je* (!) vermögen,
Bringt durch Sanftmuth man sehr leicht zuwegen;
Wem jetzt jene (!!) ihren Rücken kehren,
Den wird zärtlich diese noch belehren.

Wir wünschen dem hübsch gedruckten Buche von ganzem Herzen recht viele Käufer, die ihr Scherflein zu der wohlthätigen Anstalt in Pilsen tragen wollen; nur müssen sie sichs nicht verdriessen lassen, in *allen* Erzählungen, Parabeln u. s. w. die *orientalischen Juwelen* aus dem Wuste *böhmischer Steine* herauszulesen.

u.

JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

FEBRUAR 1837.

CHEMIE.

Breslau, b. Max u. Comp.: *Handbuch der pharmaceutisch-chemischen Praxis*, oder Anleitung zur sachgemäsen Ausführung der in den pharmaceutischen Laboratorien vorkommenden chemischen Arbeiten, zur richtigen Würdigung der dabey Statt findenden Vorgänge und zweckmäsigen Prüfung der officinellen chemischen Präparate, mit Benutzung der neuesten Erfahrungen im Felde der pharmaceutischen Chemie, entworfen von *Ad. Duflos*. Mit einer Steintafel und einer Tabelle. 1835. XVII u. 621 S. 8. (2 Thlr. 8 gr.)

Lemgo, in der Meyerschen Buchhandlung: *Handbuch der Reagentien- und Zerlegungs-Lehre, oder chemisch-analytische Studien*, nach einem neuen erprobten Plane, vornehmlich zum Selbstunterrichte, bündig und mit sorfältiger Benutzung älterer und jüngster analytischer Schriften, wie auch eigener Erfahrung, für Freunde der praktischen Chemie, als Pharmaceuten, Aerzte, Mineralogen, Fabricanten, Landwirthe. Mit einem dreyfachen Register bearbeitet vom Hofrath Dr. *du Menil*, königl. grosbrit. hannöverschem Obergcommissär u. s. w. Erstes bis drittes Heft. 8. 1836. Erstes u. zweytes Heft. 263 S. Drittes Heft 128 S.

Fast alle sogenannten Anleitungen zur qualitativen, oder quantitativen chemischen Analyse, wie sie seit einigen Jahren von mancher Hand geliefert worden, sind in einer Form behandelt, in welcher dem Gedächtnisse Alles, Nichts aber dem Verstande anvertraut wird, in welchen nämlich gewöhnliche Reagentien, Instrumente und Manöver der Analyse nach der Reihe paradiren, nach welcher aber der Anfänger nie so weit in die Kunst eingeführt wird, dass er, nach erworbener Uebersicht der Mannichfaltigkeit des Verhaltens der verschiedenen Stoffe gegen die einzelnen Reagentien und Einsicht in den Gang der Untersuchung, in den Stand gesetzt würde, die Bestandtheile der wichtigsten Körper mit Leichtigkeit aufzufinden und zu bestimmen. Mit Einem Worte, fast alle die analytische Chemie behandelnden Werke setzen die Chemie mehr zu einem Handwerke herab, statt dieselbe zu einer Wissenschaft zu erheben. Wir brauchen nur an die Anleitungen von *Otto Kühn, Stucke* u. Anderen zu erinnern, welche in der That um nichts besser sind, als gewöhnliche *Register* zur chemischen Analyse. Nur Wenigen fiel es ein, dass eine andere über solche Registerform sich erhebende Methode der Behandlung möglich sey, und unter diesen ist vorzüglich *Hrch. Rose* zu nennen, durch dessen herrliche Arbeiten mit jedem Jahre der Wissenschaft eine neue grosse Bereicherung zu Theil wird. Er war der Erste, welcher mit Glück dem Bedürfnisse eines durch diejenige wissenschaftliche Form sich auszeichnenden Handbuches der analytischen Chemie abgeholfen hat, welche von dem bezeichneten Gesichtspuncte aus sich nur fodern läst. Die Vff. vorliegender Werke dagegen verwandeln die analytische Chemie wiederum in dasjenige Skelett von Reagentien und Reactions-Beschreibungen, mit welchem früher schon für die Wissenschaft nichts ausgerichtet wurde. Hr. *Duflos* bezeichnet im Eingange zu seinem, zugleich der pharmaceutischen Chemie gewidmeten Werke im Allgemeinen die Arten der Stoffe, indem er sie zunächst in einfache und zusammengesetzte eintheilt. Die letzten zerfallen nach ihm in Legirungen, Säuren, Basen, Salze, Pseudosalze und organische Verbindungen, gleichsam als gebe es nicht auch organische Verbindungen, welche den Charakter einer Säure oder Basis oder eines Salzes an sich tragen. Zunächst erfährt man auch, was ein Salz nicht sey, vergeblich aber sieht man sich nach einer Bestimmung dessen um, was eigentlich ein Salz ist. Genauer verfährt der Vf. bey Aufführung der einzelnen chemischen Operationen. Die auf sie folgende Beschreibung der einzelnen Elemente und ihrer gegenseitigen officinellen Verbindungen ist zwar recht vollständig, indess die Wissenschaft eben nicht bereichernd, hin und wieder wohl auch manche Unrichtigkeiten enthaltend. So rechnet der Vf. den Zucker zu den indifferenten Stoffen, und versteht unter indifferenten Stoffen solche, welche in keinem ausgezeichneten Grade weder Säure, noch Base sind, noch aber auch auf einfachem Wege in diese beiden Bestandtheile zerlegt werden können. Gemäss dieser Bestimmung hätte der Zucker den Salzen einverleibt werden müssen, in wiefern die Salze auch sauer und basisch indifferent sind, und zum grossen Theil nur auf eine eben so umständliche Weise in Säure und Basis zerlegt werden können, als sich der Zucker in diese beiden Bestandtheile zerfällen lässt. Haben wir nur einer Zuckerauflösung irgend ein Ferment zugefügt, so erfolgt bald eine Zerlegung derselben in Kohlensäure und Alkohol, woraus unzweydeutig hervorgeht, dass der Alkohol die Rolle der Basis über-

nommen, und somit der Zucker ein Salz ist, das keineswegs einer besonderen Classe indifferenter Körper angehört.

Einen Hauptheil des *Duflos*'schen Buches bildet die Anleitung zur chemischeu Analyse, auf welche Hr. *du Menil* ausschliesslich sein Hauptaugenmerk gerichtet hat.

Die Hauptaufgabe, welche sich beide Vff. dabey gestellt haben, ist, die Reihe der Reagentien und die dadurch auf andere Stoffe verursachten Reactionen näher zu bezeichnen. So einseitig dieser Plan ist, so mangelhaft ist seine Ausführung im *Duflos*'schen Werke. Denn einseitig bleibt es, vorzugsweise dem Gedächtnisse des Anfängers die Mittel aufzudrängen, durch welche man Zersetzungen, Verbindungen, Niederschläge u. s. w. bewerkstelligen kann, und dagegen nur auf wenigen Seiten zu erörtern, in welcher Reihe dergleichen Mittel, die Reagentien, anzuwenden sind, da es doch in allen analytischen Untersuchungen vor Allem darauf ankommt, immer engere Kreise zu gewinnen. Und mangelhaft muss die Ausführung Hn. *Duflos* genannt werden, wenn unter Anderem rücksichtlich der vor dem Löthrohre anzuwendenden Reagentien sowohl die verglaste Boraxsäure, die zur Entdeckung der Phosphorsäure unentbehrlich ist, als auch das regulinische Zinn, welches in Form von Stanniolstreifen zur Beförderung vollkommener Reduction der Metalloxyde dient, so wie das ebenfalls zur Erkennung der Phosphorsäure dienende Eisen (in Form von Klaviersaiten) und die Kieselerde, welche im Conflicte mit Natron zur Entdeckung des Schwefels und der Schwefelsäure wichtig ist, gänzlich übergangen sind, und wenn rücksichtlich der Anwendung des Jodkaliums es heisst, dass dasselbe, aufgelöst, als Reagens auf Platin diene, dagegen seine Benutzung zur Diagnose des Quecksilberoxyds oder Quecksilberchlorids, so wie zur Entdeckung des Quecksilberoxyduls oder Quecksilberjodörs, auch nicht mit einer Sylbe gedacht wird, und eben so die löslichen Quecksilbersalze in Beziehung auf ihre Anwendung zur Entdeckung des Jods unbeachtet geblieben sind. Dagegen vollständig in allen diesen Beziehungen verdient Hn. *du Menils* Werk genannt zu werden. Denn da möchte es kein Verhalten der in diesen Heften besprochenen Substanz geben, welches hier übergangen wäre. Und zwar sind nicht nur die tropfbarflüssigen und starren, sondern auch die gasförmigen Körper mit abgehandelt. In den ersten 10 Kapiteln (das 1ste Heft) werden nämlich berücksichtigt der Stickstoff, der Schwefel, der Phosphor, das Chlor, das Brom, das Jod, das Fluor, der Kohlenstoff, das Boron und das Silicium. In den folgenden Kapiteln der beiden anderen Hefte sind zum Gegenstande der Untersuchung gemacht: das Kalium, das Natrium, das Lithium, das Ammonium (das Amoniak), das Baryum, das Strontium, das Calcium, das Magnium, das Alumium, das Beryllium, das Yttrium, das Zinkonium, das Thorium, das Gold, das Osmium, das Iridium, das Platin, das Palladium, das Rhodium, das Silber, das Mercur, das Kupfer, das Uran, das Wismut, das Zinn, das Bley, das Cadmium, das Zink, das Nickel, das Kobalt, das Eisen, das Mangan und das Cerer. Dabey vereinigt das Werk auf eine in der That sehr bündige Weise die qualitative Analyse mit der quantitativen. Ausserdem beschliesst jeden Abschnitt, welcher einem der oben genannten Stoffe gewidmet ist, die Reihe sämtlicher Reagentien, mittelst deren man ihn überhaupt entdecken kann, mögen sich nun die anzuwendenden Reagentien auf die hydrochemische oder pyrochemische Analyse beziehen.

Um wie Vieles würde sich aber die Brauchbarkeit dieses Werkes erhöhen und erweitern, wenn sich die Aufgabe, einen Stoff durch Analyse zu erkennen, nicht sowohl auf specielle Fälle beschränkte, sondern sich zugleich auf allgemeine Regeln erstreckte, durch welche der Anfänger in immer determinirtere Grenzen, über die er zu urtheilen hat, geführt würde, bis endlich alle Zweydeutigkeit für die fraglichen Substanzen verschwunden, und somit der Weg vom Allgemeinen zum Speciellen gebahnt ist.

K — n.

NATURGESCHICHTE.

REUTLINGEN, b. Mäcken jun.: *Naturgeschichte für die deutsche Jugend*, von *Heinrich Rebau.* Dritte Ausgabe, nochmals durchgesehen und verbessert von dem Bearbeiter der zweyten Ausgabe M. *Chr. J. Hochstetter*, Professor u. s. w. — Erster Theil, welcher das *Thierreich* enthält. Mit 283 Abbildungen auf 19 Tafeln und einem Titelkupfer. Mit k. würtemberg. Privilegium gegen den Nachdruck. 1833. X u. 496 S. ohne das Register. — 2ter Theil. VIII u. 446 S. 8. In Pappe mit bunten Umschlag gebunden. (3 Thlr. 21 gr.)

Der jetzige Bearbeiter dieses Werkes hat dasselbe bereits bey der zweyten Auflage ziemlich umgestaltet, noch mehr aber ist dieses bey der vorliegenden dritten der Fall gewesen. Nicht bloss sind zahlreiche Zusätze und bessere Eintheilungen dazu gekommen, sondern es ist auch das Mineralreich ganz umgearbeitet worden. Eine Hauptänderung ist aber mit den Tafeln der Abbildungen vorgenommen worden, durch welche das Werk vor vielen anderen einen besonderen Werth erhält. Es ist nämlich, was sich von den früheren nicht rühmen liess, das Grössenverhältniss der verschiedenen Thierarten in der Darstellung sehr genau beachtet, und dadurch für die richtige Anschauung Viel gewonnen worden. Die Zahl der in der früheren Ausgabe unverhältnissmässig gehäuften Abbildungen der Vögel hat sich vermindert, dagegen die der Säugthiere und der Insecten vermehrt. Man kann diesem Werk seinen Werth nicht absprechen, den es durch einen ansprechenden Stil und eine gewisse Vollständigkeit, so wie durch zweckmässige Auswahl erhält, aber leider theilt es manche Fehler mit ähnlichen, welche ebenfalls Geistliche, nicht aber Naturforscher von Profession, zu Verfassern hatten. Denn

da die Naturgeschichte ein unendlich umfangreiches Feld ist, auf dem täglich neue Entdeckungen gemacht werden, so laufen diejenigen, welche mit anderen Dingen beschäftigt sind, und, ohne Zugang zu Hauptwerken des Faches zu haben, zu abgeleiteten Quellen ihre Zuflucht nehmen müssen, leicht Gefahr, die wichtigsten Erscheinungen entweder zu übersehen, oder doch eine falsche Vorstellung von denselben sich anzueigenen.

So haben sich denn auch hier derartige Irrthümer eingeschlichen, von denen wir als besonders auffallend einige erwähnen wollen: Der Vf. wärmt z. B. die alte Fabel von der List des Fuchses, sich seiner Flöhe zu entledigen, allen Ernstes wieder auf. Er behauptet ferner, dass der Elephant in Europa sich nicht paare, wovon das Gegentheil in Paris beobachtet wurde. Von dem Lämmergeier erzählt er die alte Geschichte von dem Wegschleppen eines Kindes. Dass aber der Lämmergeier zu solcher That gar nicht der Vogel ist, sondern das Ganze vielmehr auf einer Verwechselung mit einer der grösseren Adlerarten beruht, hat ein aufmerksamer Beobachter in der Schweiz in einem dortigen Journal mit schlagendem Gründen dargethan. Eben so ist die Geschichte von dem Fange der Kolibris durch die grosse Buschspinne schon seit längerer Zeit widerlegt. Wenn der Vf. angiebt, dass die Kröten auch von Feuchtigkeit lebten, und zum Beweise dafür die im Keller lebenden Kröten anführt, so hat er offenbar nicht bedacht, dass es in den Kellern eine Menge Insecten, als Spinnen, Asseln und einige Käferarten giebt. Auch die Vergiftung durch den Gesko beruht auf unrichtigen Angaben. Die Beschreibung von *Vipera berus* und *Chersea* ist so unrichtig, dass Niemand diese Schlange darnach erkennen wird. Nicht allein aber hätte der Vf. Besseres schon in *Bechsteins* Uebersetzung von *Laçepede*, noch mehr aber in *Brandt's* und *Ratzeburgs* Arzney-Thieren finden können. Was aber das Aussaugen der Bisswunde dieser Schlange betrifft, so ist diess Mittel keineswegs so gefahrlos, als des Vfs. Angabe glauben lässt. Denn das Schlangengift ist zwar allerdings in so kleinen Portionen im Magen unschädlich, es wird aber auch beym Ausspucken des ausgesogenen im Munde nicht allein nicht unschädlich bleiben, sondern so gar noch heftiger wirken, wenn auch nur die kleinste Verletzung in demselben sich vorfindet. Eben so wenig kann man die sonst angegebenenen Mittel billigen, wie es denn überhaupt bedenklich ist, wenn ein Laie solche medicinische Gegenstände behandelt. Weiterhin begeht der Vf. einen groben Irrthum, wenn er die Läusesucht den *Milben* zuschreibt; denn sie rührt durchaus von einer eigenen Lausart her, über welche sich der Vf. sowohl aus der Dissertation von *Alt* (*de phthiriasi*, Bonn. 1824), als auch aus *Goldfuss* zoologischem Atlas hätte belehren können. Die Milben kommen bloss bey der Krätze in Betracht, aber auch hier ist ihr Daseyn bekanntermassen noch problematisch. Die Infusorien hat der Vf. sehr spärlich behandelt, ungeachtet ihm *Ehrenbergs* Entdeckung recht gut bekannt seyn konnte; und gerade hier war der Platz, wo sich von der Allmacht des Schöpfers recht Viel sagen liess, zu welchen Betrachtungen der Vf. sehr geneigt ist. Auch hat er die Essigalchen unter die Infusorien geworfen, die nicht hieher gehören.

Bey der Behandlung des Pflanzenreichs hat derselbe eine ziemlich bunte Eintheilung angenommen, welches sich indessen bey diesem Werk allenfalls und um so mehr entschuldigen lässt, als er bey dem anderwärts aufgeführten Pflanzen immer dahin verweist, wo dieselben abgehandelt sind. Was wir aber durchaus nicht billigen können, ist die Angabe der Benutzung der Pflanzen als Heilmittel, wodurch namentlich auf dem Lande Veranlassung zu Quacksalberey gegeben wird, da man dann glaubt, diese oder jene Pflanze, welche eben zur Hand ist, anwenden zu können, wie z. B. das Ackerveilchen u. dgl. Noch weniger möchte es zu billigen seyn, wenn solche Heilkräfte mit dem Wörtchen *soll* angeführt werden. Für ein Buch, was in die Hände solcher Personen, wie der Vf. voraussetzt, gegeben werden soll, genügt es anzuführen, dass eine Pflanze arzneylich ist.

Unter den Giften aus dem Mineralreiche führt der Vf. auch die Schmalte an, und zwar aus dem Grunde, weil sie oft noch Arseniktheile enthalte, und verwirft sie besonders als Farbe für Kinderspielzeug und Conditorwaaren. Er scheint demnach nicht zu wissen, dass die Schmalte ein aus Kobold bereitetes, blaues, fein gemahlenes Glas ist, daher sich nicht auflöst, und nur eben so schädlich werden kann, als jedes andere fein gemahlene Glas, welches indessen bey solcher Feinheit kaum einen Nachtheil bringen dürfte, sofern es nicht in grossen Massen verschluckt wird. Die Zuckerbäcker dürften sich aber schwerlich veranlasst fühlen, ihre Waare mit Schmalte zu bestreuen, da das Knirschen zwischen den Zähnen die Käufer bald verscheuchen würde.

Die Kupfer sind im Ganzen recht hübsch ausgeführt, dessgleichen auch die Illumination; die beiden grossen Affen aber haben ganz unrichtige, rein menschliche Gesichter, der Saki dagegen einen Hundskopf.

Druck und Papier sind gut.

— w —

Dresden u. Leipzig, b. Arnold: *Systematische Uebersicht des Thierreichs;* ein Leitfaden, zunächst für die Vorlesungen über Zoologie bey der königl. Akademie für Forst- und Land-Wirthe zu Tharand, von Prof. *C. A. Rossmässler.* Zweyte vermehrte Auflage mit einem Atlas von 12 Tafeln. 1835. VI u. 164 S. gr. 8. Der Atlas in Folio. Steindruck. (Erstes u. zweytes Heft kosten 5 Thlr.)

Dieses Werkchen ist in Bezug auf den Atlas ganz ausgezeichnet zu nennen, und kann derselbe den vorzüglichsten französischen und englischen Arbeiten in diesem Fache ganz gleichgestellt werden. Dabey ist der Preis für die grosse Menge der abgebildeten Gegenstände (auf den bis jetzt vorhandenen 6 Tafeln

208 Gegenstände) wahrhaft spottwohlfeil. Man kann aus dieser Aufzählung abnehmen, wie eng sie zusammen gedrängt sind; nichts desto weniger stehen sie einander nicht im Wege und ist jedes auch zu gleicher Zeit gefällig für das Auge gestellt. Ueberall sind die besten Originale gewählt, und mehrere Gegenstände scheinen uns nach der Natur gezeichnet zu seyn. Dass dieses auch mit Figur 106 auf Tafel 4 geschehen seyn möge, wäre um so mehr zu wünschen, als dieser kleine Krebs fast überall in Bächen einheimisch, hier aber offenbar aus *Desmarest* copirt, ganz schlecht gezeichnet ist.

Der Text ist eigentlich bloss ein erklärender Rahmen zu den Tafeln, und er beginnt auch zunächst mit einer ausführlichen Erklärung derselben, welche die bis jetzt erschienenen 10 Tafeln umfasst und bis S. 31 reicht. Der Text selbst ist höchst unterhaltend geschrieben; überall sind nur die hauptsächlichsten Gegenstände hervorgehoben, die Verwandtschaften der Thiere angedeutet, und die wichtigsten entweder als Typen oder wegen ihrer Benutzung genannt, von einzelnen auch Näheres über Nutzen oder Schaden angegeben. Die Eintheilung des Vfs. ist folgende:

A. Wirbellose Thiere, *animlia evertebrata.*
 a) Contractile Thiere, *animalia contractilia.*
  1 Classe. Urthiere, *Protozoa.*
  2 - Strahlthiere, *Radiata.*
  3 - Mantelwürmer, *Palliata.*
  4 - Ringelwürmer, *Annulata.*
 b) Gelenkthiere, *animalia articulata.*
  5 Classe. Vielgelenkthiere, Polymerieen, *Polymeria.*
  6 - Insecten, Kerfe, *Insecta.*
B. Wirbelthiere, *animalia vertrebrata.*
  7 Classe. Fische, *Pisces.*
  8 - Lurche, Amphibien, *Amphibia*, *Reptilia*
  9 - Vögel, *Aves.*
  10 - Säugethiere, *Mammalia.*

Das Werkchen ist ganz zu Vorlesungen geeignet, und lässt dem Vortragenden hinlängliche Zusätze übrig. Dass es auch zum Selbststudium bestimmt sey, fanden wir nirgends erwähnt. In diesem Falle wäre die angeführte Literatur etwas unvollständig zu nennen, indem z. B. bey dem Amphibien *Wagler* und *Lenz* (Schlangenkunde); bey den Insecten *Meigen*, *Ochsenheimer*, bey den Vögeln *Brehm* und Andere unerwähnt geblieben sind.

Auch Papier und Druck des Textes ist zu loben.

— W —

KLEINE SCHRIFTEN.

MUSIK. *Aachen* u. *Leipzig*, b. Mayer: *Der Jugend Morgentöne* oder *Sechzig leichte Chorallieder mit Orgelbegleitung*, zum Gebrauche für Schüler der höheren und niederen Classen der Elementarschulen beym täglichen Gottesdienste. Herausgegeben von *Jacob Wagner*, Lehrer an der Ursulinenschule in Aachen. 1833. 56 S. 8. (10 gr.)

Seit mehr als zwey Decennien war der Geist des Choralgesanges, der früher beseligend in den Herzen der Jugend, wie des erwachsenen Alters wohnte, und sich im Hause, Schule und Kirche offenbarte, fast ganz entflohen. Das Herz wurde allenthalben vom Reize des Sinnlichen gefesselt und immer unempfänglicher für das Göttliche. Kaum, dass die Zeiten sinnlicher Betäubung vorüber waren, erkannte man auch lebendig, wie nothwendig es sey, jenen Geist wieder zu wecken. Deshalb richtete man hauptsächlich seine Aufmerksamkeit auf die heranwachsende Jugend, um durch sie auf das erwachsene Alter zu wirken, und den fast vergessenen Choralgesang wieder ins Leben zu rufen. Ob aber der Erfolg ganz und überall dieser wohlgemeinten Absicht entsprochen habe, möchte Rec. bezweifeln. Die durch Weltsinn verdrängte Weihe und Inbrunst des Herzens, mit welcher ehemals der gläubige Gottesverehrer an heiliger Stätte oder im häuslichen Tempel ein Lied sang, kehrt nicht leicht wieder. Eine grosse Anzahl von Anweisungen zum Choralgesange sind in neuerer Zeit für die Jugend erschienen, unter welchen die von *Hering* wegen ihres Umfangs und ihrer nützlichen Bemerkungen über den wahren Choralgesang besonders genannt zu werden verdient. Auch die vorliegende Choralsammlung reiht sich an die früheren, und zwar nicht unwürdig, an. Sie enthält 60 Melodieen. Sie sind zum vierstimmigen Gebrauche auf der Orgel eingerichtet, werden aber nur einstimmig gesungen. Als bekannte unter den Melodieen fand Rec. No. 10. Dir, dir Jehova; No. 11. Sollt ich meinen (unter: Du, der Menschen). Abweichend von jenen sind: No. 12. Er ist erstanden, wie No. 29. Gott des Himmels u. s. w. Was den vierstimmigen Satz betrifft, in welchem diese Choräle abgefasst sind, so ist der in der Grundbassstimme immer sehr einfach und einerseits der Würde des Chorals gemäss. Jedoch könnte nach des Rec. Ansicht hin und wieder der Bass abwechselnder seyn, ohne darum jene zu beeinträchtigen. Die Zwischenspiele sind einfach und natürlich zwey- und dreystimmig, zuweilen auch nur einstimmig, enthalten nur wenig Noten, und sind darum besonders Anfängern leicht und zur Nachahmung empfehlungswerth. Auch leiten sie, wie es seyn soll, natürlich zum Wiederanfange der Melodie hin. Manche darunter sind jedoch zu kurz, wenn sie nicht der Bezeichnung nach ungebührlich ausgedehnt werden sollen. Rec. macht darum den Vf. auf No. 8, 11, 14, 32, 38 u. s. w. aufmerksam, welches bey einer neuen Auflage dieser Sammlung leicht abzuändern ist. Der zwar kleine, jedoch deutliche Notendruck ist auf dem weissen Papier hinlänglich lesbar. Die Sammlung verdient Empfehlung.

D. R.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

FEBRUAR 1837.

BOTANIK.

1) Brünn, b. Rohrer: *Vorarbeiten zu einer Flora des mährischen Gouvernements*, oder *systematisches Verzeichniss aller in Mähren und in dem k. k. österreichischen Antheile Schlesiens wildwachsenden, bis jetzt entdeckten phanerogamen Pflanzen.* Von *Rudolph Rohrer*, Buchdruckereybesitzer u. s. w. und *August Mayer*, Oekonomieverwalter u. s. w. 1835. gr. 8. XLIV u. 217 S. und ein nicht paginirtes Register von $1\frac{1}{2}$ Bogen. (1 Thlr. 12 gr.)

2) Göttingen, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Chloris Hannoverana*, oder *nach den natürlichen Familien geordnete Uebersicht der im Königreiche Hannover wildwachsenden sichtbar blühenden Gewächse und Farn*, nebst einer Zusammenstellung nach ihrer Benutzung im Haushalte, in den landwirthschaftlichen Gewerben und den Künsten, von *G. Friedr. Wilh. Meyer*, Dr., königl. grossb. hannöv. Hofrathe, Physiograph des Königr. und ord. Prof. an der Georg-Augusts-Universität zu Göttingen. Mit dem Motto: „Die Kenntniss des Vaterlandes gehört der Ehre der Nation an." 1836 4. VIII u. 744 S. (4 Thlr. 16 gr.)

3) Leipzig, b. Hofmeister: *Iconographia botanica s. plantae criticae.* Icones plantarum rariorum et minus rite cognitarum florae europaeae, iconographia et supplementum inprimis ad opera *Willdenowii*, *Schkuhrii*, *Personii*, *Roemeri et Schultesii*, delineatae et cum commentario succincto editae. Auctore *H. G. Ludovico Reichenbach*, Cons. aul. reg. Sax. etc. Centur. XI. Auch mit dem Titel: *Agrostographia Germanica* sistens icones Graminearum et Cyperoidearum, quas in Flora Germanica recensuit auctor. Cent. I. Die *Gräser und Cyperoideen der deutschen Flora*, in getreuen Abbildungen auf Kupfertafeln dargestellt von *H. G. Ludwig Reichenbach.* 1834. 4. 50 S. (lat. u. deutsch) u. 110 Taf. (6 Thlr. 16 gr.)

4) Freiburg, b. Groos: *Deutschlands phanerogamische Pflanzengattungen* in analytischen Bestimmungstabellen nach dem natürlichen und Linnéischen Systeme. Von Dr. *F. C. L. Spenner*, Prof. d. Bot. zu Freiburg u. s. w. Mit einem latein. und deutschen terminologischen Wörterbuche. 1836. 8. XLII u. 322 S. (1 Thlr. 8 gr.)

No. 1 möchten wir allen denjenigen zum Muster empfehlen, welche die Flora eines grösseren Landstriches zu bearbeiten gedenken, und einstweilen einen Vorläufer (*prodromus*) des weiter ausgeführten grösseren Werkes ins Publicum senden wollen. Denn kaum ist hier irgend Etwas von Bedeutung unberücksichtigt geblieben, was in diesem Falle zur Sprache kommen könnte, und wir wünschen blos, dass noch mehr Rücksicht auf Abänderungen, deutsche Synonymen und bey den einzelnen Angaben der Standörter auf den geognostischen Charakter der Gegend, wo die fraglichen Pflanzen wachsen, genommen worden wäre. Diess Alles erachten wir besonders desshalb für nöthig, damit auch andere Freunde der Botanik, welche das Werk zu unterstützen und brauchbare Materialien zur vollständigen Bearbeitung der fraglichen Flora herbeyzuschaffen gesonnen sind, das Mangelnde mit Einem Blick überschauen, und die noch vorkommenden Lücken nach Kräften besser auszufüllen im Stande seyn mögen. Dass sich hieraus auch ein bedeutender Gewinn für Pflanzengeographie ergeben werde, steht nicht zu bezweifeln und vielleicht bringen unsere wackeren Vff. noch das zur Ausführung, was wir hier blos andeuten konnten. Selbst das, was sie über die Pflanzengeographie ihres Districts in der Einleitung S. XI—XLIV beybrachten, verdient unsere ganze Anerkennung. Wie interessant erscheint nicht die tabellarische Uebersicht der mährisch-schlesischen Flora nach natürlichen Familien, worin nach dem von *Reichenbach* vorgeschlagenen natürlichen Systeme sowohl die aufgefundenen und verzeichneten Arten im Ganzen, dann in Mähren und Schlesien, als auch das Verhältniss der Arten einer Familie zur Gesamtzahl der ganzen Flora, der mährischen und schlesischen Pflanzen aufgeführt wird. Schon hieraus ergiebt sich, dass die mährische Flora weit reicher an Arten ist, als die schlesische, indem Erste 1346, Letze nur 1172 Arten aufzuweisen hat, wovon in Mähren 312, in Schlesien aber nur 138 eigenthümliche Arten vorkommen Als solche mährische Pflanzen, welche bis jetzt als Bürger der deutschen Flora nur innerhalb dieses Gebietes aufgefunden worden sind, nennen wir *Digitalis lanata Ehrh.*, *Aster canus WK.*, *Scabiosa ciliata Spr.*, *Crambe tatarica Jacq.*, *Conioselinum Fischeri Wim. et Grab.*; *Lathyrus incurvus W.*, *Lactuca sagittata WK.* und einige andere. Die geographische Lage, Klima, Gebirge, deren höchste Puncte eine Höhe von 4200—4500 Wien. F. über dem Meere haben, Gewässer, forstliche und landwirthschaftliche Cultur kommen sämtlich in der Einleitung zur Sprache. Dann folgt die Aufzählung der einzelnen Pflanzen nach dem Linnéi-

schen Sexualsystem, wobey blos der systematische lateinische und deutsche Name der Pflanze genannt, die Standörter, Blüthezeit und Dauer angegeben sind. Damit auf dem ersten Blick das Eigenthümliche in den Standörtern Schlesiens und Mährens erkannt werde, wurde im Druck eine zweckmäsige Einrichtung getroffen. Sehr erfreulich ist es auch zu erfahren, dass die Vff. durch ihre Freunde aufs Beste unterstützt wurden, unter denen sich *Hochstetter*, *Wimmer* und *Grabowsky* schon längst als botanische Schriftsteller eine ehrenvolle Anerkennung ihrer Verdienste erwarben. Fasst man nun alles Diess zusammen, so gewinnt immer mehr die Aussicht Raum, dass eine recht tüchtige Flora von Mähren von einem Vereine solcher Kräfte zu erwarten sey, wobey wir nur wünschen wollen, dass auch dann die Kryptogamen ihre gebührende Berücksichtigung finden mögen, die gerade noch in Mähren so manche Ergänzung zu erwarten haben.

No. 2. In ähnlicher Weise, aber in einzelnen Hinsichten noch weit ausgeführter, ist die *Chloris Hanoverana*, welche sich durch grösseres Format und fast verschwendeten Raum auszeichnet. Sie rührt von einem Manne her, der sich zur Hauptaufgabe seiner wissenschaftlichen Forschungen, ja seines Lebens gemacht hat, die Flora seines Vaterlandes nach allen Seiten und Verhältnissen hin zu bearbeiten. Vorliegendes Werk macht nun die zweyte Abtheilung des beschreibenden Theils der Flora des Königreichs Hannover aus, indem der zweyte Theil das Geschichtliche, der dritte das Geographische, und der vierte das Angewandte umfasst. Jeder bildet wieder für sich ein Ganzes, und so enthält denn auch vorliegende Abtheilung einen vollständigen, systematischen (nach *De Candolle* ausgeführten) Ueberblick der wildwachsenden Pflanzen Hannovers, indem nur die Moose, Flechten, Algen und Pilze ausgeschlossen wurden. Doch hoffen wir, dass der kenntnissreiche Vf. sie noch späterhin nachliefern werde. Jede Pflanze wird nach Namen, Angabe der wichtigsten Synonymen, Abbildungen, Dauer, Blüthezeit, Fruchtreife, natürlichem Standorte und Verbreitung in abgegrenztem Districte erörtert, wobey noch hervorgehoben zu werden verdient, dass sämtliche Phanerogamen und Farrn des Brockens, ja selbst die wichtigsten Pflanzen des von hannöverischen Landen eingeschlossenen Braunschweigs mit aufgenommen wurden. Kaum dürfen wir bey der bekannten Sorgfalt unseres Vfs. hinzusetzen, dass diess Alles mit groser Genauigkeit und Kritik ausgeführt worden sey. Wenn wir irgend noch etwas zu wünschen hätten, so wäre diess, dass die zuerst hier vom Vf. erwähnten Arten, Abarten u. s. w. ihre kurze Charakteristik erhalten haben möchten. Einen besonderen Werth für einen weiteren Kreis von Lesern hat das Werk durch die in demselben zuerst nach einerley Norm und vollständig durchgeführte Aufstellung der Pflanzenformen als Arten, Unter-, Schein-Abarten u. s. w., sowie die Vergleichung der Gewächse mit den von *Ehrhart* veranstalteten Sammlungen (deren bey Weitem grösster Theil sich in den Händen des Vf's. befindet) manches sehr wichtige Resultat zweifelhafter Pflanzen gewährt, da in jene Sammlungen auch unter den Augen *Linné's* aufgenommene Arten enthalten sind. Hiedurch ist der Vf. auf manche von den zeitherigen Meinungen abweichende Ansicht gekommen, welche namentlich von den neuesten Herausgebern der phytographischen Werke in Betrachtung zu ziehen seyn möchte. Zudem finden sich noch schätzenswerthe Einschaltungen über Verwandtschaft, Systematik, Synonymik, Pflanzenverbreitung u. dergl. Gegen 150 Spielarten und 2 Arten (*Lasiogrostis variegata* und *Sideritis hercynia*) werden hier zuerst erörtert, so dass sich die Gesamtzahl auf 113 Familien, 501 Gattungen, 1,285 Arten, 5 Unterarten, 14 Scheinarten, 29 Abarten, 583 Spielarten, 190 Abänderungen und Umbildungen wildwachsender Pflanzen, wovon viele von anderen Floristen als wirliche Arten betrachtet werden, beläuft.

Dass mehrere zeither nicht in Hannover oder überhaupt in Norddeutschland als wildwachsend nachgewiesene Pflanzen vom Vf. aufgefunden wurden, ist leicht zu erachten. Dahin gehören z. B. *Triticum acutum DC.*, *Salix stipularis Sm.*, *Wahlenbergia hederacea Schrad.*, *Cochlearia danica Linn.* u. A. Eine werthvolle Ueebersicht der nutzbarsten einheimischen Gewächse macht samt genauem Register den Schluss, und wir scheiden mit Achtung von diesem Theile eines Unternehmens, das die vollständigste Flora, die je ein solcher abgegrenzter Bezirk hervorbrachte, zu werden verspricht, und welches nicht nur dem Vf., sondern auch seinem Vaterlande zur Ehre gereichen muss.

3. Der um die Flora Deutschlands so hoch verdiente *Reichenbach* hat sich um dieselbe durch Herausgabe vorliegender Sammlung trefflicher Abbildungen deutscher Gräser ein neues Verdienst erworben. Sie macht, wie schon aus dem Titel erhellet, eine Fortsetzung der *iconographia botanica* desselben Vf's. aus, über deren Vorzüglichkeit in dieser A. L. Z. zu sprechen wir schon früherhin Gelegenheit gefunden hatten, doch stellt sie auf der anderen Seite die erste Centurie der deutschen Gräser und Cyperoideen dar, und ist daher auch für sich zu haben. Inzwischen darf man den Begriff von Centurie nicht wörtlich nehmen, da hier 110 Tafeln mit über 400 grösseren Figuren geboten werden. Die Zartheit und überhaupt Schönheit des Stiches, die Genauigkeit der Darstellungen einzelner Theile, die vorzüglichste Raumersparniss, indem sich öfters da wo es thunlich war auf einer Tafel 4—6 Arten abgebildet finden, ohne verwirrend zu werden, kurz die Ausstattung kann als musterhaft gelten, und giebt abermals den Beleg dafür, was Autoren und Verleger Hand in Hand leisten können, wenn sie von gleichem wissenschaftlichen und künstlerischen Geiste beseelt sind

Die schwierigsten Grasgattungen sind so schön auseinandergesetzt und abgebildet worden, dass es jetzt eine wahre Freude wird, da Untersuchungen anzustellen, wo es sonst nur ein trostloses unerquickliches Geschäft war. Denn nicht allein dass die Grundtypen vor allen hervorgehoben wurden, sahen wir auch mit gleicher Liebe wichtige Abänderungen behandelt. Der Text enthält ausser den Namen und Synonymen noch die Citate von *Reichenbach flora excursoria*, *Schrader's fl. germ.*, *Mertens* und *Koch* Deutschl. Flora, *Kunth Agrostogr.* u. s. w. sowie meist nur kurze Erläuterungen einzelner Figuren, bisweilen aber auch noch bey selteneren Arten kritische Bemerkungen. Indem wir aber dem Vf. und Verleger unseren aufrichtigen Dank zollen, wünschen wir nichts sehnlicher, als dass auf ähnliche Weise die deutschen Cyperoideen behandelt und recht bald dem Publicum übergeben werden mögen. An allgemeiner Anerkennung wird es diesem Unternehmen bey so augenfälligen Vorzügen gewiss nicht mangeln, zumal da das Bedürfniss gross ist, recht treue Abbildungen sämtlicher vaterländischer Gräser und Cyperoideen zu besitzen, um darnach genauere Bestimmungen vornehmen zu können, als es mit den zeitherigen Hülfsmitteln der Fall gewesen war.

No. 4 ist eigentlich nicht viel mehr als ein besonderer Abdruck des terminologischen Wörterbuchs und der analytischen Bestimmungstabelle nach natürlichem Systeme aus dem von uns bereits (Jen. A. L. Z. 1837. No. 13) angezeigten Handbuche der angewandten Botanik desselben Vfs., wesshalb wir auf unsere Relation über dieses Werk verweisen können, indem wir nur noch mit ein Paar Worten das Eigenthümliche desselben andeuten wollen. Diess besteht vorzüglich darin, dass auch noch ausser der deutschen ausführlicheren Erklärung der terminologischen Ausdrücke ein deutsch-lateinisches Wörterbuch beygegeben, das Verzeichniss der angeführten Schriftsteller gleich vorgedruckt, und die bloss zu jenem Werke gehörigen Zusätze und Verbesserungen weggelassen wurden. Druck und Papier sind eben so beschaffen, wie in dem Handbuche. Wir aber wünschen von Herzen, dass des Vf's. Absicht, Anfängern die Kenntniss der vaterländischen Flora zu erleichtern, und vorzüglich sie noch mehr mit dem natürlichen Systeme auf praktischem Wege zu befreunden, auch wirklich durch dieses Buch erreicht werde.

κρ.

OEKONOMIE.

KÖNIGSBERG, b. Gebrüder Bornträger: *Landwirthschaftskunde für Staatsbeamte und andere Nichtlandwirthe, denen solche nützlich und nöthig ist.* Enthaltend eine wissenschaftliche Grundlage zur richtigen Erkenntniss, Beurtheilung und praktischen Leitung aller Gegenstände der Landwirthschaft, von *W. A. Kreissig*, ostpreussischem Landwirth und Ehrenmitgliede der königl. preuss. mathematisch-ökonom. Gesellschaft u. s. w. 1832. XVIII. u. 771 S. gr. 8. (2 Thlr. 16 gr.)

Der Vf. sucht in der Vorrede die Herausgabe dieses Lehrbuchs in sofern zu rechtfertigen, als bey dem Betriebe der Landwirthschaft die Anschauung zwar die Hauptsache sey, dennoch aber von dem der Sache Unkundigen bey der blossen Anschauung Vieles übersehen werde, und daher theoretische Vorkenntnisse nothwendig seyen. Die schon in Menge vorhandenen Lehrbücher der Landwirthschaft seyen für den Staatsbeamten aus dem Grunde nicht wohl brauchbar, weil sie so sehr in das Einzelne gehen, da dieser doch nur eine kurze Uebersicht bedürfe. Sehr bescheiden hofft er etwas Brauchbares und Nützliches geliefert zu haben, und gesteht gern, dass er manches Vorhandene benutzt habe, namentlich in den Naturwissenschaften von *Hermbstädt* und *Schübler*, in der Schafzucht von *Petri* und *Wagner* u. s. w.

Nach einer kurzen Einleitung wird im *ersten* Abschnitt vom Boden des Feldbaues oder von den Aeckern und Wiesen gehandelt. Es werden die allgemeinen chemischen Gesetze und Kräfte, die physikalischen Eigenschaften und Wirkungen der Luft, die Eigenschaften und Wirkungen des Wassers kürzlich betrachtet, ehe der Vf. zu den näheren Bestandtheilen des Bodens, zu der eigentlichen Bodenkenntniss, zur Beurbarmachung und zum Anbau kommt. Eine solche etwas weit ausgedehnte Einleitung dürfte vielleicht Manchem nicht am richtigen Platze scheinen, ist aber gewiss den Meisten sehr willkommen, weil man durch sie der Mühe überhoben ist, anderwärts nachzuschlagen, und weil Lehrbücher der Chemie und Physik für den Staatsbeamten den Gegenstand nicht so mit specieller Hinsicht auf das hier Nöthige behandeln.

Im *zweyten* Abschnitt handelt der Vf. von den Pflanzen des Feldbaues, und beschäftigt sich einleitend auch erst mit dem Hauptsächlichsten der Pflanzenphysiologie, ehe er zu der Beschreibung der Pflanzen selbst übergeht. Er theilt dieselben in Gräser oder Halmgewächse und in Blattgewächse, wogegen Nichts einzuwenden ist, da es allerdings beym Feldbau nicht auf eine botanische Classification ankommt. In Bezug auf die Beschreibung der Gewächse selbst hat Hr. *K.* ein eigenes Schema angenommen, nämlich: Vorkommen, Vegetation, Aneignungsvermögen (worunter er die Kraft versteht, sich die Nahrungsstoffe anzueignen oder zu assimiliren), Production und Reproductionsvermögen, Bestaudungsfähigkeit (der Halmfrüchte), Gewöhnungsfähigkeit, Verhalten gegen das Klima, Ansprüche an den erzeugenden Boden, Abarten und Ausartungen, Krankheiten, bildende Bestandtheile, Anbau im Feldbau, welcher wieder zerfällt in die Wahl des Bodens, Zubereitung desselben, Wahl der Saat (richtiger des Samens), Menge, Ausstreuen und Unterbringen der Saat, Zeit der Saatbestellung, Pflege während der Vegetation, Ernte. Es ward in diesem Abschnitt dann noch von

den Unkräutern und von den Wirkungen der Gewächse auf den Reichthum und die Cultur des Bodens gehandelt.

Der *dritte* Abschnitt hat die Feldsysteme zum Gegenstand, und handelt von der Wahl eines Feldsystems, liefert eine kritische Darstellung des alten Dreyfelder-Systems, worauf die schleswig-holsteinische Koppelwirthschaft, die mecklenburg'sche Schlagwirthschhaft, die niederländische Wirthschaft und die Fruchtwechsel-Wirthschaft der Engländer betrachtet werden.

Dem *vierten* Abschnitt, der landwirthschaftlichen Thierzucht, geht ebenfalls erst eine Einleitung, oder wie es der Vf. genannt hat „Begründung der Thierzuchtskunde in den Gesetzen des animalischen Lebens" voraus. Derselbe hat sich lediglich auf Pferde-, Rindvieh-, Schaaf- und Schweine-Zucht beschränkt, wogegen denn freylich in den Handbüchern für eigentliche Oekonomen auch nicht die Federviehzucht und eben so wenig Fischerey, Bienen übergangen werden dürfen. Das aber den Fischen gar keine Aufnahme zu Theil geworden ist, wundert uns in sofern, als doch später von der Veranschlagung der Fischerey gesprochen wird. Eben so hat der Vf. in dem folgenden Abschnitte die Runkelrüben-Zuckerfabrication nicht erwähnt, da er doch von der Oelfabrication spricht, und von der Ziegelfabrication, welche beide wohl weniger mit der Landwirthschaft in Verbindung stehen als jene, die fast überall ausgeführt werden kann, dagegen die Anlage einer Oelmühle so wohl als einer Ziegelbrennerey besondere Localität erfodert.

Der *sechste* Abschnitt behandelt die landwirthschaftliche Oekonomie, und zwar bezüglich der Einrichtung, der Berechtigungen eines Gutes, der Benutzung des productiven Bodens, der Thierzucht und der technischen Gewerbe.

Im *siebenten* Abschnitt endlich folgt die landwirthschaftliche Veranschlagung oder Abschätzungskunde. Bey der Letzten ist besonders auf die in Preussen bestehenden Gesetze und Annahmen Rücksicht genommen.

Wie man von dem Vf. schon gewohnt ist, dass er sowohl als tüchtiger Praktiker, als auch als Theoretiker seinen Gegenstand zu behandeln weiss, so kann man auch diesem Lehrbuch den Beyfall nicht versagen. Den cameralistischen Staatsbeamten, von denen man jetzt so unendlich Viel verlangt, wird eine solche Ueberſicht gewiss willkommen seyn, welche ihnen das Hauptsächlichste aus dem grossen Gebiete der Landwirthschaft gegenwärtig erhält.

Druck und Papier sind zu loben.

Oec. pr.

KURZE ANZEIGEN.

KINDERSCHRIFTEN. *Magdeburg*, b. Wagner und Richter: *Vetter Anselmus, oder der Zwergpathe.* Ein schauriges Mährchen für die reifere Jugend beiderley Geschlechts, von *Carl Glocke.* Mit 3 colorirten Kupfern. 1836. IV u. 204 S. 8. (18 gr.)

Wir bezweifeln sehr, dass die „reifere Jugend," zumal wenn sie etwa mit den trefflichen *Houwald*'schen und *Hoffmann*'schen Kindermährchen bekannt geworden, diesem Vetter Anselmus Geschmack abgewinnen werden. Die ganze Geschichte treibt sich zu sehr auf ausgetretenen Gemeinplätzen, in Unflat und Gemeinheiten herum, um Kindern ohne Nachtheil in die Hände gegeben zu werden. — Die Kupfer sind sehr schlecht.

Ebendaselbst; *Legenden zur* (Beförderung der) *religiösen und sittlichen Bildung der reiferen Jugend* auswählend (*sic*), bearbeitet und mit einem Vorworte *Herders* über die Legende, im Auszuge, versehen, von *Karl Blumauer.* Mit 5 Abbildungen. 168 S. 8. Ohne Jahrzahl. (1 Thlr. 8 gr.)

Der Titel, „Legenden" passt nicht auf alle hier gegebenen Stücke. Auch ist es dem Vf. nicht überall gelungen, den rechten Legendenton zu treffen. Doch wird das Büchlein, das des Guten Viel enthält, seinen löblichen Zweck nicht verfehlen. — Die Abbilduugen sind schlecht.

Ebendaselbst: *Der Blumenstrauss.* Ein Bund (*sic*) neuer Idyllen, Sagen, Mährchen und Geschichten, der Jugend beiderley Geschlechts, dargereicht von *Karl Blumauer.* Mit 7 colorirten Kupfern. Ohne Jahrzahl. (VIII u. 206 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Es fehlt diesem Blumenstrausse nicht an einzelnen duftigen Blüthen, deren sich die Kinderwelt gewiss erfreuen wird. Doch haben sich auch einige Gänseblümlein eingeschwärzt. Einen ziemlichen Theil der hier gebotenen Stücke haben wir sonst schon viel anmuthiger erzählt gefunden. Die so schöne Legende vom grossen Christoph erscheint hier sehr matt und unerquicklich, Kennt der Vf. nicht die treffliche Bearbeitung von *Kind?* — Die Kupfer sind mittelmässig.

1) *Reutlingen*, b. Mäcken jun.: *Der Wohnort.* Ein planmässiges, unterhaltendes Geschichten-Lese- und Bilder-Buch u. s. w. für Kinder von 7—9 Jahren, von *Raimund Wurst*, Oberlehrer am königl. Waisenhause zu Weingarten. Mit 21 (z. Theil colorirten Kupfern.) 1835. 262 S. 8.

2) Ebendaselbst: *Die Wunder der amerikanischen Wildniss* Ein Natur- und Sitten-Gemälde für die Jugend. Nach *Washington Irving.* Mit Kupfern. 1836. 109 S. 8. (14 gr.)

3) Ebendaselbst: *Die Wunder der nördlichen Polarwelt*, oder *Abenteuer in den Eisgefilden des Nordens.* Zur belehrenden Unterhaltung für die reifere Jugend. Mit 4 Kupfern. 1835. 130 S. 8. (14 gr.)

Die 3 Schriften werden nicht bloss Kindern, sondern (zumal No. 2 u. 3) auch Erwachsenen eine so interessante als lehrreiche Unterhaltung gewähren, und wir können sie unbedingt empfehlen. No. 2 enthält Auszüge aus einem bekannten Werke von *Irving*, und No. 3 gut zusammengestellte Auszüge aus verschiedenen Reisebeschreibungen, unter anderen von denen der Expeditionen Parry's und des Kapitän Ross. Die Kupfer sind in No. 1 und 3 recht artig, in No. 2 erträglich.

K.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

FEBRUAR 1837.

LITERATURGESCHICHTE.

Göttingen, b. Vandenhoek und Ruprecht: Dr. *Gottlieb Jacob Planck*. Ein biographischer Versuch. Nebst einem erneuerten, hie und da verbesserten Abdruck einer biographischen Mittheilung über Dr. *Heinrich Ludwig Planck*. Von Dr. *Friedrich Lücke*, Consistorialrath und ord. Prof. d. Theol. zu Göttingen. Mit einem Brustbilde Dr. *G. J. Plancks*. 1835. XII und 168 S. gr. 8. (1 Thlr.)

In die Reihe der ausgezeichnetsten Theologen unseres Zeitalters gehört unstreitig der ehrwürdige, erst vor einigen Jahren (1833, d. 31 Aug.) im 82sten Jahre verstorbene *G. J. Planck*. Die vorliegende wohlgelungene Biographie desselben wird daher gewiss den Wünschen eines grossen Theils unserer Glaubensgenossen höchst willkommen seyn, wenn sie auch nicht selbst Theologen sind, und *Planck* nur aus seinem bekanntesten Hauptwerke als Geschichtschreiber des Protestantismus kennen. Was die Biographieen eines *Nösselt*, *Griessbach*, *Reinhard* auch für Laien und das ganze gebildete Publicum so anziehend macht, ihre edle und liebenswürdige Persönlichkeit in ihrem ganzen Leben, das findet sich ebenfalls und in einem weit grösseren Grade bey *Planck*, als wohl diejenigen erwarten möchten, welche denselben bloss aus seinen historischen Schriften kennen. — Uebrigens ist diese Biographie im Auftrage der theologischen Facultät der Georgia Augusta geschrieben worden, welche nach alter löblicher Sitte dem würdigen Manne, der fast ein halbes Jahrhundert lang eine ihrer glänzendsten Zierden war, zur Bezeugung ihrer dankbaren Verehrung ein biographisches Denkmal zu stiften beabsichtigte. Diesem Zwecke entspricht sie vollkommen, zumal da dem Vf. (ohnehin früher selbst Schüler und Schützling, später mehrjährigem Collegen *Pl.'s*) reichliche Quellen aus Privatmittheilungen der Familie, älterer Freunde und Collegen, aus Tagebüchern, Briefen u. s. w. flossen, die Anderen meistens unzugänglich gewesen seyn würden. Ganz besonders ist diese Schrift den Theologie-Beflissenen zu empfehlen, die gerade heutzutage bey dem Streite der Systeme oder Schulen und Ansichten in einer übeln Lage sich befinden, und vor Allem in den Stand gesetzt werden müssen, über die verschiedenen dogmatischen Richtungen selbstständig urtheilen und unter denselben vernünftig wählen zu lernen. Die dabey zu befolgende Methode können sie am besten an *Plancks* hier näher dargelegtem ganzen theologischen Entwickelungsgange lernen, sowie derselbe auch selbst bereits 1796 darüber in einer kleinen, aber inhaltsschweren Schrift („Abriss einer hist. und vergleichenden Darstellung der dogmat. Systeme" u. s. w.) Rechenschaft abgelegt hat. Noch deutlicher ergiebt sich diess Alles aber aus vorliegender Biographie. Hinsichtlich dieser wäre nur in formeller Beziehung zu wünschen gewesen, dass der Vf. das Buch in gewisse Abtheilungen (etwa nach den Lebensperioden, oder nach den Beziehungen des Geschilderten als akademischer Lehrer, Schriftsteller, Bürger und Familienvater u. s. w.) gebracht, und diese mit besonderen Ueberschriften versehen hätte, wie diess bey fast allen Biographieen von einigem Umfange Sitte ist. In Hinsicht des Inhalts lässt sie nichts zu wünschen übrig. Sie enthält zugleich eine Menge treffender Bemerkungen über den gegenwärtigen Stand der theologischen Ansichten und Systeme, die von der Zeit gefoderte Nothwendigkeit einer Versöhnung zwischen Glauben und Wissen u. s. w., die besonders beherzigt zu werden verdienen. Wir müssen uns hier natürlich darauf einschränken, einen kurzen allgemeinen Umriss von *Plancks* Leben mitzutheilen, so wie einige der Charakterzüge des trefflichen Mannes hervorzuheben.

Geboren am 15 Nov. 1751 in Nürtingen, einem am Neckar schön gelegenen Städtchen in Würtemberg, und das älteste von sechszehn Kindern, erhielt *Pl.* den ersten Unterricht in der Stadtschule, wo er, obwohl anfangs als ein „trockener, linkischer Junge" geltend (wie er selbst erzählte), doch bald durch Fleiss und leichtes Lernen sich auszeichnete, und als 14jähriger Knabe dem Studium der Theologie bestimmt, 1765 als Alumnus in die niedere Klosterschule zu Blaubeuren, sodann 1767 in die höhere zu Bubenhausen kam. Die Universität Tübingen bezog er 1769, woselbst er in das theologische Stift aufgenommen wurde, und die ersten zwey Jahre den s. g. philosophischen Wissenschaften widmete. Damals lehrte dort der berühmte Logiker *Ploucquet*, und der Vf. findet es (S. 5) wohl mit Recht sehr wahrscheinlich, dass jener auf *Pl.*, wie auf *Spittler*, ebenfalls Mitglied jenes Seminars und *Pls.* Freund) grossen Einfluss gehabt, indem *Planck* wenigstens den Grundton dieser philosophischen Schule, das *Formell-Logische*, nie verleugnet habe. Auch das besondere Interesse an *psychologischen* Betrachtungen und Untersuchungen, welches später seine eigenthümliche Richtung in der Kirchengeschichte bestimmte, scheint um diese Zeit erwacht zu seyn, indem er bey seiner Magister-

promotion 1771 und dann 1773 einige pſychologiſche Abhandlungen (gegen *Bonnets* Analyſe der Seelenkräfte, und über das menſchliche Herz) lieferte. Im Jahr 1771 trat *Pl.* in den theologiſchen Curſus ein, ſchloſs ſich (wie auch *Spittler*) vornämlich an den Kanzler *Reuſs* an, der ſeit 1757 an der Spitze der Tübinger theologiſchen Facultät ſtand, und in der Würtemberger Schule und Kirche den Uebergang von der milderen *Spener*'ſchen Richtung ſeiner Lehrer *Bengel* und *Pfaff* zu der Theologie von *Storr* bildet, welche der Vf. als eine verſtändige, vorzugsweiſe auf exegetiſchem Intereſſe und Gewiſſen beruhende, und auf das Praktiſche ſich beziehende Milderung und Vertheidigung der kirchlichen Orthodoxie charakteriſirt. In dieſem Geiſte ſchrieb und vertheidigte auch *Pl.* 1774 ſeine *Diſſertatio theologica de canone hermeneutico, quo ſcripturam interpretari jubemur*, die zugleich gegen *Tellers* damals erſchienenes, die alte orthodoxe Regel der „Glaubensanalogie" beſeitigendes Wörterbuch des N. T. gerichtet, und ein treffliches *Specimen* von *Pl's.* wiſſenſchſtlichem Sinn und Tact war. Bereits im folgenden Jahr (1775) wurde *Pl.* als Repetent des theologiſchen Stifts nach Tübingen zurückberufen, und bekleidete dieſe Stelle 5 Jahre. In dieſer Periode entſchloſs er ſich nun, die Kirchengeſchichte zum Hauptſtudium zu machen, wozu wahrſcheinlich das Beyſpiel und der frühere Umgang *Spittlers* (der um jene Zeit bereits in Göttingen lebte) der Anlaſs war. Daſs er die Geſchichte des Proteſtantiſchen Lehrbegriffs wählte, lag, wie der Vf. S. 14 ff. treffend bemerkt, in den Bedürfniſſen der damaligen Zeit. Ein literariſches *Curioſum* fällt noch in dieſe Periode. *Pl.* gab nämlich 1779 anonym einen humoriſtiſchen kleinen *Roman* „Tagebuch eines neuen Ehemannes" heraus, der damals viel Beyfall gefunden zu haben ſcheint: denn 1782 folgte ein 2ter Verſuch „Briefe Jonathan Aſhleys, in Deutſchland geſchrieben und aus dem Engliſchen überſetzt". Noch merkwürdiger werden dieſe Verſuche dadurch, daſs 40 Jahr ſpäter die Luſt zur Romanſchriftſtellerey wieder in *P.* aufwachte, obwohl nur zum Dienſte ſeiner theologiſchen Wirkſamkeit (das „erſte Amtsjahr des Pfarrers von S., eine Paſtoraltheologie in Form einer Geſchichte," dieſe lehrreiche und treffliche theologiſche Novelle erſchien bekanntlich 1822). Im J. 1780 ward indeſſen *Pl.* nach Stuttgart als Vicarius berufen, und im folgenden Jahre zum Prediger und Profeſſor an der damals zu einer Art von Univerſität umgeſchaffenen Karlsſchule befördert. In demſelben Jahre erſchien der erſte erſte Theil der Geſchichte der Entſtehung, Veränderung und Bildung des proteſtantiſchen Lehrbegriffs, die mit Recht nicht nur als bedeutende Bereicherung der kirchengeſchichtlichen Literatur, ſondern auch als claſſiſches Nationalwerk des deutſchen Proteſtantismus angeſehen und geſchätzt werden muſs, und Letztes auch weit mehr ſeyn würde, wenn man es im gröſseren Publicum nicht, dem Titel nach, für ein bloſs *theologiſches* gehalten hätte und noch hält. Sehr leſenswerth iſt, was der Vf. S. 21 in Beziehung auf daſſelbe von *Pk's.* hiſtoriſcher Art und Kunſt ſagt. — Der 2te Band folgte bereits 1783 (das Ganze, aus ſechs Bänden beſtehend, wurde im J. 1800 vollendet) und da *Pl.* dadurch von ſeinem eminenten kirchenhiſtoriſchen Talente den genügendſten Beweis geliefert, ſo erhielt er, als der berühmte Veteran der Kirchenhiſtorie, *Walch* in Göttingen, 1784 ſtarb, vornehmlich durch *Spittlers* Betrieb (welcher zwar ſelbſt Kirchengeſchichte mit dem gröſsten Beyfalle las, ſich aber immer mehr und mehr der politiſchen Geſchichte zuwendete), einen Ruf dahin an Jenes Stelle, den er auch ſofort annahm. Der Vf. macht bey dieſer Gelegenheit die Bemerkung, daſs Göttingen ſeit ſeiner Stiftung den Ruhm behauptet habe, die ausgezeichnetſten Kirchenhiſtoriker zu beſitzen (es genügt die Namen *Mosheim*, *Walch*, *Spittler* und *Planck* anzuführen), was ihn zu der noch allgemeineren über den akademiſchen Grundcharakter Göttingens leitet, mit dem *Pl's* Weſen in inniger Wahlverwandtſchaft ſtand. Da dieſe Bemerkung eben ſo richtig, als von allgemeinerem Intereſſe und ſehr bezeichnend in Hinſicht auf *Pl's.* akademiſche Wirkſamkeit in Göttingen iſt, ſo theilen wir hier wenigſtens die Hauptſätze mit: Göttingen hatte von Anfang an einen ſehr beſtimmten Charakter, und iſt demſelben bis auf die neueſten Zeiten treu geblieben. Zeichnen ſich andere Univerſitäten aus durch eingreifende *philoſophiſche* Bewegungen, ſpeculative Richtungen, raſche Uebergänge, ſo war in Göttingen von jeher die *hiſtoriſche* Betrachtung und Forſchung überwiegend; man vermied gern ſchroffe Gegenſätze und heftige Uebergänge, und liebte ein zögerndes, beſonnenes Eingehen in die neueren Richtungen der Zeit. Bey dem Allen hat es der Univerſität nie an ſchöpferiſchen Genien gefehlt, und manche neue Richtung in der Wiſſenſchaft iſt von hier ausgegangen, oft ſtill und ohne groſses Aufſehen. Denſelben Charakter hatte *Planck.* Er brachte ihn mit, und bildete ihn in der entſprechenden Gemeinſchaft immer beſtimmter aus. Aber dieſer Aſſimilationsproceſs war gegenſeitig. *P's.* eigenthümliche Art hat weſentlich dazu beygetragen, Göttingen in ſeiner charakteriſtiſchen Art zu erhalten. Dadurch iſt ihn freylich der Ruhm Aufſehn machender Erregungen und Umwälzungen entgangen. Aber das unzweydeutige Verdienſt edel ruhiger Wirkſamkeit und naturgemäſser Bildung der Jugend ohne alle Verſchrobenheit wird die Nation hier nie vergeſſen.

Sehr anziehend iſt die Schilderung von *P's.* akademiſcher Wirkſamkeit, die allerdings gröſstentheils auf ſeine Lehrvorträge (über Kirchen- und Dogmen-Geſchichte, Encyklopädie und Methodologie der Theologie) beſchränkt, aber ſehr ausgezeichnet, und, indem er immer das *Praktiſche* des Chriſtenthums als die Hauptſache hervorhob, überaus ſegensreich war; obwohl der Vf. in edler, lobenswürdiger Unparteylichkeit nicht verhehlt, daſs *Pl.* der philoſophiſchen Speculation gar zu abhold, und auf der anderen Seite doch auch nicht der eigentlichen ſupranaturaliſtiſchen Anſicht zugethan, oft mehr zurückhaltend als mittheilend, mehr vorſichtig als zuverſicht-

lich erschien, dass er in streitigen Puncten mehr das abwägende Suchen der Wahrheit als die Entscheidung liebte, und dass die meist formell logische Haltung seiner Argumentationen weder das speculative noch gläubige Bedürfniss befriedigte. Hierauf folgt eine Darstellung der schriftstellerischen Thätigkeit *Pls.* Wie gross diese war, zeigen seine einzelnen theologischen Programme, die Fortsetzung von *Walchs* neuester Religionsgeschichte, die (noch immer brauchbare) Einleitung in die theologischen Wissenschaften (2 Bände), der schon früher erwähnte Abriss des dogmat. Syst., sodann vornehmlich die Geschichte der christlich kirchlichen Gesellschaftsverfassung, das zweyte Hauptwerk von *Pls.* historischer Kunst, (1803—1809, 5 Bände) der Grundriss der Encyklopädie der Theologie, so wie eine Reihe kirchlich-publicistischer Schriften (über Trennung und Wiedervereinigung der christlichen Hauptparteyen, über die Veränderungen in der katholischen Kirche und über Concordate u. s. w., über die gegenwärtige Lage der kathol. und protest. Partey in Deutschland) welche sämtlich bleibenden Werth haben. Bey Gelegenheit des Reformationsjubiläums (1817) erschien eine zweyte Schrift über den gegenwärtigen Zustand der protestantischen Kirche, sowie die Geschichte des Christenthums in der Periode seiner ersten Einführung in die Welt (1818, 2 Bde.), welches nur der Anfang eines grösseren Werks, einer Geschichte des Christenthums in grossen Umrissen bis auf unsere Zeit war, von *Pl.* aber nicht fortgesetzt wurde. Bey Erwähnung der *Pl.*'schen Schrift über die Behandlung, die Haltbarkeit und den Werth des *historischen* Beweises für die Göttlichkeit des Christenthums (1821) geht der Vf. (S. 74 ff.) sehr geistreich auf die bekannte, noch immer nicht erledigte, Streitfrage über Rationalismus und Supranaturalismus ein, welche Denkarten hier in kurzen aber treffenden Zügen charakterisirt werden. In diese Zeit fällt auch die Abfassung des (1833 erschienenen) oben schon erwähnten theologischen Romans, „das erste Amtsjahr des Pfarrers in S", eine Schrift, die auch in dem grösseren Publicum bekannt und geschätzt genug ist. Seine letzte grössere Arbeit war die Geschichte der protestantischen Theologie von der Concordienformel an bis in die Mitte des 18ten Jahrhunderts (Götting. 1831), die Fortsetzung (obwohl nicht die Vollendung, da er die Geschichte der Theologie nicht bis auf die neuesten Zeiten führen konnte) seines Hauptwerks, ganz in der Art gearbeitet, und so trefflich gelungen, dass man nirgends eine Spur seines 80jährigen Alters gewahr wird. Ueberhaupt wird wohl jeder Kundige in die Schlussworte des Vfs. bey dieser Charakteristik *Pl's.* als Schriftsteller einstimmen (S. 92): „Seine Wirksamkeit als Schriftsteller gehört nicht zu den übermächtigen, überwältigenden; dazu fehlte ihm der strahlende Glanz oder das brennende Feuer. Seine Rede ist weder Blitz noch Donner, sie ist verständig und herzlich mild, geistig belebt, u. s. w. Er hat sehr wenig geschrieben, was schon vergessen ist; das Meiste wird seine Leser haben auch unter den künftigen Geschlechtern."

Nach einer kurzen Schilderung von *Pl's.* übrigen Lebensverhältnissen als Mitglied (Präsident während der westphälischen Regierung) des Consistoriums, als Prorector u. s. w. folgt die seines häuslichen Lebens, welche überaus anziehend durch eine Menge charakteristischer Züge ist, die den liebenswürdigen Mann im freundlichsten Bilde darstellen. Viele Aehnlichkeit wird man (wie schon angedeutet) hierin finden mit der Biographie *Griesbachs* von *Abken*, nur dass *Pl.* in sofern ein weit reicheres, begünstigteres Familienleben führte, als er sechs Kinder gross zu ziehen, und die goldene Hochzeit zu feiern (2 Oct. 1831) das Glück hatte. Wie feierlich sein Amtsjubiläum (15 Mai 1831) begangen ward, wozu ihm von den dreyzehn vorzüglichsten deutschen Universitäten Glückwünschungsschreiben zugesendet wurden (unter anderen auch von der katholischen Facultät in Tübingen), ist noch in guter Erinnerung. Leider war des Trefflichen Gesundheit schon seit einigen Jahren (1829) durch einen schlagartigen Zufall sehr erschüttert worden, seit welcher Epoche er sich hienieden mehr fremd als einheimisch fühlte. Dazu kam nun der im September 1831 erfolgte Tod seines ältesten Sohnes, *Heinrich Pl.* (dessen kurze Biographie dieser Schrift beygefügt ist), sodann dass (am 7 Febr 1833) der Tod seine Gattin nach 52jähriger herzlicher Lebensgemeinschaft von seiner Seite riss, — „ungeachtet (wie er sagte) wir miteinander ausgemacht hatten, dass sie erst eine Stunde nach mir sterben sollte." Diesen Schmerz verwand er nicht; das stärkste Band, das ihn an's Leben knüpfte, war gelöst, uud nach mancherley körperlichen Leiden, wie sie dem hohen Greisenalter gewöhnlich sind, entschlummerte er noch in demselben Jahre in der Nacht vom 30—31 Aug., fast 83 Jahre alt. Am 3 Sept. wurden seine irdischen Ueberreste feierlich beygesetzt. *Ruperti's* Rede am Grabe, so wie dessen Gedächtnisspredigt auf *Pl.*, sind in dem Anhange dieser kleinen Schrift, der wir recht viel Leser wünschen, ebenfalls mitgetheilt

K. H. S.

ZEICHNENKUNST.

GLOGAU, b. Flemming: *Empfehlung der Peter Schmidschen Methode, durch wissenschaftliche Behandlung der Aufgaben*, versucht von Dr. *G. G. Röller*, Oberpfarrer am evang. Gymnasium zu Glogau. 1834. 80 S. 8. Steindrucktafel gr. Fol. geheftet. (12 gr.)

Der Vf. ist ein grosser Anhänger der *Schmid*'schen Methode, obgleich er erst später mit derselben vertraut worden; indess weicht seine Lehrweise etwas von derselben ab. Sehr zweckmässig bestimmt er nämlich z. B. in jeder Unterrichtsstunde, welche sonst dem Zeichnen der Linien, Winkel und Figuren gewidmet ist, die letzte Viertelstunde zu Uebungen, um der Hand die nöthige Leichtigkeit und Sicherheit zu

verschaffen, indem er nach einer gewissen Stufenfolge schraffiren läfst, wobey besonders die absolut senkrechte und wagerechte Linie unter immer anderen Störungen und nachtheiligen Einwirkungen der Hand und des verwöhnten Auges dadurch eingeprägt wurden, dafs sie an links' und rechts' schräge Linien auf allen Seiten gezogen werden mufsten. Zu den Fehlern, gegen welche diese Uebung gerichtet war, gehörte es z. B., dafs senkrecht seyn sollende Linien sich rechts zu neigen, wagerecht verlangte rechts höher zu seyn pflegen; dafs, wenn absolut senkrechte auf linksschräge gezogen werden sollen, sie sich gewöhnlich links neigen, und statt der wagerechten an linksschrägen Linien immer rechtsschräge zum Vorschein kommen. Damit wurde denn eine wesentliche Verbesserung in der Methode herbeygeführt.

Bey dem Studium der *Schmid*'schen Schriften aber, zu welchem Ende er selbst Alles genau durchnehmen mufste, machte der Vf., wie er sich ausdrückt, eine „treffliche Entdeckung" nach der andederen: „Auf der einen Seite drang *Schmid* mit unerbittlicher Strenge auf absolute Richtigkeit, auf der anderen fehlte es in dem Buche theils an den Bestimmungen, durch die entschieden werden sollte, was richtig wäre, theils waren die Figuren so fehlerhaft gestochen, dafs von allen 42 auch nicht eine einzige die wissenschaftliche Probe aushielt. Und zwar waren die Fehler weder von der Art, dafs sie auf die veränderliche Ausdehnung des Papiers geschoben werden konnten, noch so unbedeutend, dafs sie nur der angestrengten Aufmerksamkeit eines erbitterten Gegners bemerklich wurden. Selbst der flüchtige und ungeübte Blick eines Verehrers konnte sie nicht übersehen. Oft war bey der Aufstellung der Körper nicht einmal der Wille des Vfs. zu errathen, oder auf dem gewöhnlichen Wege der Kunst auszumitteln." Der Vf. fährt nun fort: „Die Alternative lag nun vor mir, wenn ich nicht die ganze Sache aufgeben wollte, entweder bey der Beurtheilung der Schülerzeichnung die Rolle eines Heuchlers durchzuführen, und lauter Machtsprüche zu thun, dabey aber eine Menge Zweifel unserer mathematisch gut vorgebildeten Schüler mit Hohn zurückzuweisen, oder *P. Schmids* Plan, dessen ausgezeichneten Werth selbst noch gröfsere Mängel der Ausführung nicht vermindern würden, zwar unverändert zu lassen, aber durch eine wissenschaftliche Begründung haltbar, ja erst praktisch möglich zu machen. Jetzt hatte ich schon zu viel Interesse an dem Gegenstande gewonnen, ich hatte mich zu fest von dem hohen Werthe des *P. Schmid*schen Hauptgedankens überzeugt, als dafs ich ihn hätte aufgeben können, und wagte es also, eine an sich nicht leichte, für den Neuling aber besonders schwierige Berichtigung und Vervollständigung der *P. Schmid*'schen Anleitung zu versuchen. Dafs ich selbst Fehler in Menge machen würde, war vorauszusehn, aber dadurch, dafs ich überall die nöthigen Bestimmungen deutlich angab, nach welchen ich verfuhr, und verfahren wissen wollte, wurde es leicht, die eigenen Fehler zu entdecken und zu verbessern."

Der Vf. zeigt nun im Allgemeinen an, was er in dem *Schmid*'schen Werke vermifst, und was er unrichtig befunden habe, verwahrt sich aber dabey feierlich gegen allen Verdacht, als wolle er jene Methode herabsetzen, oder der Verbreitung der *Schmid*schen Schriften entgegenarbeiten. Sodann geht er zur Prüfung der einzelnen Tafeln über, und weist überall die Fehler derselben nach. Nachdem diefs geschehen ist, behauptet er dann die gänzliche Untauglichkeit der *Schmid*'schen Kupfer, indem es unmöglich sey, nach denselben gründlich zu unterrichten, läfst aber dabey immer der Methode volle Gerechtigkeit widerfahren. Er thut dann noch mehrere Vorschläge in Beziehung auf Lehrmittel und Geräth, die durchaus sehr zu beherzigen sind, namentlich in Beziehung auf Letztes, welches einen so wesentlichen Theil der *Schmid*'schen Methode ausmacht. Eben so verbreitet er sich über Vorübungen und Hülfskenntnisse für das Naturzeichnen, wobey das schon erwähnte Schraffiren, als sehr die Hand übend, mit Recht hervorgehoben wird, er verlangt ferner, dafs die Schüler nicht ohne Denken ihre Arbeiten machen sollen, und dafs man bey der Demonstration der perspectivischen Erscheinungen eine Glastafel mit zu Hülfe nehmen soll, und bringt einige Beyspiele zur Erläuterung seiner Methode bey. Er fragt ferner: Was mufs ein Zeichnenlehrer wissen? und ist gar nicht damit zufrieden, dafs *Schmid* von einem solchen so Wenig verlangt, worin man ihm allerdings Recht geben mufs. Eben so verbreitet er sich gründlich über Verfahren beym Unterricht. Zum Schlusse liefert er noch einige Bemerkungen über *Frankes* methodische Anleitung zum Unterricht im Zeichnen, bezüglich deren wir nicht in das Einzelne eingehen können.

So wird dieses Schriftchen allerdings zur weiteren Anwendung der *Schmid*'schen Methode beytragen, indem es derselben zu einer festeren Basis verhilft; auch zweifeln wir nicht, dafs *Schmid* selbst dasselbe bey einer zweyten Auflage seiner Schriften berücktigen wird.

Druck und Papier, so wie die Steindrucktafel, sind gut.

Chalcogr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

FEBRUAR 1837.

SPRACHENKUNDE.

München: *Ueber die Sprache der Zakonen*, vom Hofrath Prof. Dr. *Fr. Thierſch*. Eine Abhandlung, geleſen in der Sitzung der I Claſſe der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu München. 1837. 4.

Je mehr man in der heutigen Zeit einſieht, wie das Sprachſtudium in ſeinem Selbſtzwecke der Geſchichte als Licht oft vorleuchtet oder mitleuchtet, um ſo willkommener muſs dem Kreiſe der Sprachforſcher, wie der Hiſtoriker, die Ueberreichung eines neuen Sprachidioms ſeyn, welches jenen, wie dieſen durch jenen, zur Beſtätigung oder Ausforſchung ſicher geleitet.

Ein ſolches Geſchenk überreichte nun der berühmte Vf. dem gewiſs dankbaren Kreiſe der Gelehrten in ſeiner gründlichen Abhandlung „*über die Sprache der Zakonen*" (Ζάκωνες ſind bekanntlich die Bewohner der Gebirge zwiſchen Argolis und Lakonien), welche einen um ſo gröſseren Werth noch beſonders darum hat, weil derſelbe mit aller Umſicht ſelbſt an Ort und Stelle ſo Viel ſammelte, daſs man ſich mit leichter Mühe von der Sprache, wie dem Charakter dieſes Volkes ein ziemlich getreues Bild entwerfen kann.

Dieſe Gabe muſs um ſo dankbarer hingenommen werden, als dieſes Volk einen Theil des zur neuen Freyheit berufenen Griechenlandes umfaſst, deſſen Abkunft man zum Theil in Zweifel zog, zum Theil in übeln Ruf zu bringen ſuchte, und zum Theil in eine unrichtige Kategorie der Verwandtſchaft zu bringen ſich bemühte. Obgleich nun der Vf., beſonders auf den Charakter der Sprache an ſich, wie auf deſſen Vergleichung zu dem jetzigen und alten Griechenthume fuſsend, durch dieſe Abhandlung zu einem hiſtoriſchen Reſultate gelangt, wodurch die jüngſt verbreiteten Nebel einigermaſsen zerſtreut werden: ſo glauben wir doch, daſs man, auch ohne weitere Data zu erhalten, noch Etwas weiter gehen darf, um endlich zu einem ähnlichen, nur durch ſeine Mittelglieder anderen Reſultate zu gelangen. Wie dieſes zu verſtehen und zu erreichen ſey, wird aus Folgendem klar werden.

Der Vf. theilt ſeine Abhandlung in zwey Theile, in deren erſtem uns eine ziemlich vollſtändige Grammatik, nebſt lexikaliſchen und ſprachlichen Proben gegeben werden. Der zweyte, hiſtoriſche, Theil fragt in ſeinem erſten Abſchnitte, ob die zakoniſche Sprache *ſlawiſch*, oder aus dem *Neugriechiſchen* verdorben ſey, in dem zweyten werden die Zakonen von ihrem Anfangspuncte bis auf jetzt, in Rückſicht auf die Sprache, beleuchtet.

Es handelte ſich in neueſter Zeit unter einigen ausgezeichneten Gelehrten um die Abſtammung der heutigen Bewohner des alten Hellas; es handelt ſich darum, ihnen einen beſtimmten hiſtoriſchen Platz anzuweiſen. Darüber erhob ſich denn ein gewaltiger Federkampf, der noch fortdauert. Ueberall ſchien (wenn auch nicht immer klar bewuſst) die Tendenz zum Grunde zu liegen, die Ehre der Mutterſchaft oder Verwandtſchaft den alten Griechen zu erhalten, oder herzuſtellen. Man lieſs dabey die Ehre der heutigen Griechen fallen, mit einer mehr oder weniger zarten Behandlung. Einige nämlich behaupten, und zwar mit ſcheinbaren Gründen, es flieſse in den Adern der heutigen Griechenlandsbewohner kein Tropfen helleniſchen Blutes, da alle Hellenen in den blutigen Kriegen des Mittelalters niedergemetzelt ſeyen, und beſonders Slawen das entvölkerte Land zu ihrem Wohnſitze gemacht hätten. Dieſs wird nun dadurch zu beweiſen geſucht, weil man ſoviel Slawartiges antreffe. Andere behaupten dagegen, dasjenige, was man als Slawiſch anſehe, ſey eigentlich nicht ſowohl Slawiſch, als recht Griechiſch, wie ſich daſſelbe hätte geſtalten *müſſen*. Beide Parteyen ſcheinen eine bedeutende Idioſynkraſie gegen das ſogenannte Slawiſche zu haben. Es ſcheint, barbariſch nennen ſie, wie einſt Griechen und Römer, Alles, was nicht *ſie* waren. Eine dritte Partey dagegen, welche zwar von einer ſolchen Idioſynkraſie nicht befangen iſt, vielmehr durch ein fleiſsiges, vergleichendes Studium, glottiſch, wie hiſtoriſch, eine Verwandtſchaft des Slawiſchen und Griechiſchen, d. h. ſchon des Altgriechiſchen, erkannt hat, allein ſich doch nicht ganz von einer Art ſprachariſtokratiſcher Denkart losſagen kann, giebt die Zunge der Hellenen für eine gebildete Tochter der ſlawiſchen Mutter aus, und glaubt ſo Keinem von Beiden zu nahe zu treten, weder durch Erniedrigung, noch durch Erhebung. — Wiewohl nun dieſe letzte Anſicht von jenem ununterſuchten Barbarismus in Etwas fern iſt, ſo iſt ſie doch nicht ganz frey von demſelben; oder ſind wir vielleicht nicht einverſtanden über das Wort *Tochter*, *Mutter*, kurz, über die Genealogie in dem Sprachgebiete? Unſerer Meinung nach ſtehen diejenigen Sprachen in einem gleichmütterlichen, d. h. ſchweſterlichen, Verhältniſſe, welche von gleicher Grundlage in innerer, wie äuſserer Wortbildung ſind, und ſich, jede indi-

viduell, hiſtoriſch weiter gebildet haben. Sobald aber eine dieſer Schweſtern aufhört, in dem genannten Geleiſe zu bleiben, und hiſtoriſch, oder ſonſt veranlaſst, eine neue Richtung nimmt, dann iſt das neue Gebilde als töchterlich gegen das Frühere zu betrachten, und zu den Schweſtern derjenigen, aus welcher ſie entſprungen, halbtöchterlich. So iſt die franzöſiſche Sprache eine Tochter der altrömiſchen, die deutſche eine Schweſter derſelben römiſchen, griechiſchen, dagegen gleichſam eine Tante der italiäniſchen, franzöſiſchen, ſpaniſchen und anderen Sprachen, eben weil der Deutſche in ſeinem eigenen Leben bleibt. In dieſem (einzig richtigen) Sinne den Begriff „Schweſter- und Tochter-Verhältniſs" genommen, iſt das Altgriechiſche offenbar eine Schweſter des Slawiſchen, ohne Rückſicht darauf, ob Letztes erſt jetzt zu einer höheren hiſtoriſchen Bedeutung hervortritt. Sonſt dürfte man ja auch das Deutſche keine Schweſter des Römiſchen nennen. Die Germanen traten ſpäter in der Geſchichte auf, und ſind dennoch Brüder der ſie Barbaren ſchimpfenden Römer; die Slawen bleiben Brüder der Hellenen, wenn ſie ſelbſt auch erſt ſpäter zu einer hiſtoriſchen Rolle beſtimmt waren; ebenſo ſtehen die Sprachen der beiden Letzten in einem ſchweſterlichen Verhältniſſe, wie ſchon eine flüchtige Vergleichung lehrt. Daſs nun aber beide Sprachen als Schweſtern ihren verſchiedenen Charakter in ſich tragen müſſen, liegt klar vor Augen. Dieſes Verſchiedene beſteht vorzüglich in dem Charakter, in dem Verhältniſſe der Buchſtaben ſelbſt. Ein eigenes Conſonantenthum, eine ſonſt wohl nicht leicht anzutreffende Harmonie derſelben zeichnet das Slawiſche vor dem Griechiſchen und anderen Schweſtern aus; dabey aber ſtehen die Vocale in keinem Miſsverhältniſſe. Wenn nun aber das Griechiſche dieſen auch noch im Sanskrit ſichtbaren Conſonanten-Charakter in ſeiner früheſten Periode nicht zeigt, ſo folgt daraus nicht, daſs die Sprache als Tochter derſelben Mutter denſelben nicht auch in der Potenz in ſich tragen könne. Entwickeln ſich nicht bey den Einzelnen oft ſpät groſse Anlagen, die nur auf den Moment des Erwecktwerdens harrten? Zeugen nicht oft Kinder von ihren Groſseltern? und woher haben ſie dieſes, als von ihren eigenen Eltern, in denen dieſer groſselterliche Charakter als Potenz ruhte? Eben ſo iſt es mit den Sprachen, und namentlich mit der griechiſchen: ſie hatte ſlawiſche Conſonantheit in ſich als Anlage, und hat dieſelbe durch Berührung mit denjenigen Völkern, deren Sprache gleichen Charakter hatten, entwickelt, dabey aber Vieles aus ihrem früheren Leben verloren. Daſs ein derartiges Slawiſche im ſogenannten Neugriechiſchen ſich vorfinde, erkennen wir als hiſtoriſch nothwendig an.

Bekannt iſt, wie in Griechenland ſchon im graueſten Alterthume die verſchiedenſten Dialekte (Sprachnüancen) vorkamen, ob hiſtoriſch, oder wie ſonſt begründet, darauf kommt es hier nicht an. Jeder einzelne, freylich nirgends ganz reinbegrenzte, Dialekt lebte fort mit und in dem Leben des Volkes. Je nachdem das Volk für ſich oder mehr in Berührung mit ihm Fernerſtehenden lebte, war dieſe Entwickelung eine mehr gleichmäſsige oder mehr von anderen abhängige. Jenes fand bey den Zakonen Statt, welches man beſonders leicht in der *ihr* (nicht dem Neugriechiſchen) eigenen Weiſe eines Erſatzes für die von ihr gefühlten Verluſte eines früher geweſenen Lebens erſieht. Nicht weniger nimmt das Zakoniſche an der allgemeinen Abwickelung (Rückbildung, Verluſt des Organiſchen) Theil. Es gehen Verluſte und Verwandlungen auch in dem Gebiete dieſer Sprache vor, und zum Theile nach den aus anderen Sprachen bekannten Geſetzen. Wir werden im Verlaufe der Betrachtung ſehen, in wieweit ſich in unſerem Idiome Alterthümliches bewahrte, in wieweit Abſchleifungen, Verſchwindungen Statt gefunden, und Neubildungen eigener Art, oder nach einer ſich ſonſt analog findenden Weiſe vorgenommen worden ſind.

Was die Vocale betrifft, ſo erlauben wir uns, wegen Kürze des Raumes, nur Weniges über dieſelben im Allgemeinen zu ſagen. Von den reinen, Ur-Vocalen *a*, *i*, *u* iſt *a* der erhabenſte, *u* der niedrigſte, *i* liegt in dieſer Hinſicht in deren Mitte. Nach dem Getrübtſeyn des Lebens und nach den damit im Zuſammenhange ſtehenden trüben Anſichten und Vorſtellungen der Seyenden verloren ſich die *gefühlten* Lebensmomente dieſer Wortbeleber, ja es wandelte ſich einer in den oder zu dem anderen, eben als Anzeige des Getrübtſeyns. Wir erſehen daraus, welche Stellen *o* und *e* zu *a*, *i* und *u* einnehmen, und ſehen wieder, wie das Sanskrit in ſeinem erſten Falle Griechiſch, und in dem zweyten erſt Lateiniſch wird, indem für ſanskritiſches *a* im Griechiſchen oft *o*, im Lateiniſchen oft *u* die Stelle vertritt. Wie aber der Uebergang vom *a* zum *i* (= *e*), vom *a* zum *u* (= *o*), wie vom *i* zum *u* (= *v*) ein Gefallenſeyn ausdrückt, ſo das Sich-heben des *i* zum *a* = *e*, das *u* zum *a* = *o*, und *u* zum *i* = *v*; zugleich wird klar, wie ein Uebergehen des *a* in *i* nicht ſo ſehr geſunken iſt, als von *a* zu *u*; die natürliche Reihenfolge der Vocale iſt demnach *a*, *e*, *i*, *ü*, *o*, *u*, und zeigt ſich ſo zugleich deren Verwandtſchaft.

a *e* *ü* *i* *u* *o*

— Wie das Griechiſche für das urſprüngliche *a* nicht *u*, ſondern *o* aufweiſet, ſo das Slawiſche wohl nirgends *u*, lieber auch *o* und *y*. Allein dieſes *o* iſt nicht überall für *a*, oft blieb dieſes ſtehen, oder nahm auch ſeinen Fall nicht ſo tief, nur zum *i*, und ward *e* (η); dabey iſt aber erkenntlich, wie den Dialekten, welche das α behalten, der Vorzug gebührt. Auf dieſe Weiſe hat nun die Sprache der Zakonen das α, gleich den Doriern, bevorzugt, anſtatt η; alſo τάν für τήν, σάμερε für σημερον u. a. Hier haben das Ruſſiſche, Polniſche, kurz das Slawiſche und Lateiniſche, auch ſtets das *a* bewahrt, z. B. *magna*, *charta*, (Ruſſ.) *korowa*, *dobraja*, *ta*, dagegen Sanskr. Maſc. *a*, Griech. *o*, Lat. *u* Ruſſ. *o*, (Sanskr.) *ſas*, ὁ, *magnus*, (Ruſſ.) *tot*. Es ſcheint, daſs man die Weiblichkeit am längſten als ſolche gekannt hat, und ſie in der Bezeichnung auch ſo gelaſſen. Wie im Zakoniſchen aus ε ι werden kann (ἔννια —

ἐννέα), find Uebergänge, die fich fchon im Altgriechifchen reichlich belegen laffen. Ebenfo ift es mit dem, wenn fich im Zakonifchen für υ ου findet, das freylich einen gröfseren Fall anzeigt, allein wohl meiftentheils wegen feiner gröfseren Materialität den Wegfall irgend eines Buchftaben zu erfetzen hatte. Wie diefes die gefühlte Abficht der Sprache war, fehen wir darin, dafs fie an einzelnen Stellen, um nicht *ganz* die Höhe des υ aufzuopfern, aber auch den Verluft auszudrücken, noch ein ι vorfetzt, z. B. νιουτα für νυκτα (*nox*), für κτυπῶν κτιουποῦ, für ψυχή ψιούχα u. v. a. (Etwas Aehnlichkeit findet im Englifchen bey der Ausfprache des *u* Statt.) An anderen Stellen fetzte die Sprache auch für ο und ω aus demfelben Gefühle ου, z. B. τοῦμα (στόμα), γράφου (γράφων). (Wir fchreiben hier nicht γράφω, wie der Verfaffer, weil die zakonifche Form keine Präfens-Indicativ-Form in fich trägt, fondern die des Particips derfelben Zeit, wie fich unten zeigen wird.) Uebrigens findet fich dergleichen in Menge bey den einzelnen Dialekten des Alterthums. Aufserdem kommt noch Verfchiedenes mehr zufällig, als fprachlich begründet vor; Wegfälle von vorn, νύχα für ὄνυχα, τοῦμα für στόμα, fo haben wir ja im Lateinifchen *nomen*, das im Griechifchen noch *(F)*ονομα (wo man recht den Werth des *fpir. lenis* fehen kann) lautet. So viel von den Vocalen.

Die Confonanten, welche einft recht einfach, oder einfach neben einander etwas hart ftanden, bekommen im Munde des Zakonen, wie es in flawifchen Sprachen als Hauptcharakter dafteht, eine gröfsere Gerundetheit und vereinigte Abgliederung. Zum Theil kommt auch eine gleichartige Verwandlung vor. Zifchlauter find es denn vorzugsweife, die fich hier, wie zum Theil auch in anderen Sprachen [z. B. *cher (carus)*, fchaffen *(fcapan)*, *sheep*] zeigen z. B. πᾶσχα, πόσχι = πᾶσα (diefes heifst im Ruffifchen noch *wesj)*, πόσις; ἔνθσχεν für ἔνθεν; τσχὶ (Ruff. *tfchto*, *tfcherwj* = *ferpens)* (Sanskrit *srip*, Griechifch ἕρπω); ζ fteht für π (alfo ζοιᾶς = ποιας, im Ruff. *tfchj)* für κ vor ε, ι, ου (wo fich daffelbe Sinken, wie im Lateinifchen zeigt, in welchem fich *c* in *k* und *z* der Ausfprache nach theilte — *Kaifer*, *Kirfche*, *Ceder*, Ruff. *zarj* = κάρα, *zerkowj* = *Kirche*, γυναῖκα und γυναῖζε. Die Verwandlung des γ in ζ ift auf gleiche Weife ein Verderbnifs (φύζουμεν für φύγωμεν; im Ruff. kann man hier *knesj*, König, und *knegine*, Königin, vergleichen. ζ für ϑ ift in feinem Laute an fich fehr begründet, es kommt im Schkipetarifchen felbft ϑυς für Sau vor, und dann vergleiche man Ζεύς, ϑεός, Διός.

Eine dem Zakonifchen eigene Verwandlung foll, wie hier angeführt wird, die des ρ in σχ nach δ, τ, ϑ feyn. So fteht τσχία, βότσχυ, ἀϑσχουπος für τρεῖς, βότρυς, ἄνϑρωπος. Rec. fcheint es aber, dafs ρ, als in diefer Verbindung zu rauh, wegfiel, und dafs nun eine Confonanzverdickung zum Erfatze dienen mufste, fo dafs alfo σχ nicht aus ρ entftand, fondern als eine Umwandlung der *T*-Laute anzufehen ift. Vocalifch zeigt fich eine folche Umwandlung beym Wegfalle des λ, z. B. ϑέον, ϑᾶσσα, aus ϑέλων, ϑάλασσα, gerade fo, wie in κοῦε, ποῦα, δίον u. a. für κύων, πόδα, δίδωμι, wie hier die Vocalverdickung, fo dort die Confonantenverdickung der *Erfatz* des Weggefallenen.

Die Stelle des π wird oft vom κ vertreten. Auch diefs möchte wohl keine Sprachwandlung, vielmehr eine urfprüngliche Verfchiedenheit feyn, bezüglich auf die Sprachorgane. Ebenfo mag es mit dem τ feyn, welches für κ vorkommt. Als Beyfpiele ftehen hier κεινοῦ = πεινῶν, κίνου = πίνων, κιάνω = πιάνω, ἔτεινου = ἐκεῖνον. Aufser folchen und anderen Umänderungen kommen, neben dem Ausfall in der Mitte, neben dem Wegfalle von Vorn (νύχα, ϑᾶσσα), häufig Abfälle ganzer Sylben vor, die nicht felten (eben wie im Albanefifchen) zur Unkenntlichmachung beytragen mögen. So fteht δῶ für δῶμα, γά für γάλα, κρῖ für κρίϑη.

Die *Declination* der Zakonen ift fehr arm, und weifs auch diefe Armuth nicht, wie diefs im Albanefifchen der Fall ift, durch irgend Etwas zu erfetzen. Das ς des Nominativs erfter und zweyter Declination ift überall verfchwunden, ja das ο hat fich in manchen Fällen fogar zu ε gefchwächt, fo πολίτα (πολίτης), νόμο, οὐρανέ. Die dritte Declination hat entweder auch Abkürzung, und dabey zuweilen, gleich manchen aus der römifchen Sprache geborenen Sprachen, den Stamm, wie er fich in den übrigen Cafus zeigt, d. h. unabgekürzt *(action*, *raison*, *sermon*, *salut)*, z. B. πόδα, γυναῖκα, νιοῦτα, oder es hat fich fonderbarer Weife (als halber Verfuch, Verlorenes zu erfetzen) ein neues Nominativ -ος angefetzt, wie in μηνός für μήν.

Die Mehrzahl bildet fich theils, wie im Altgriechifchen, wo auch fchon der Abfall durch Vocaländerung erfetzt wurde (χῶραι für χώραες, νόμοι u. a.), oder es fallen die in jenen noch ftehengebliebenen Endungen ab, fo χέρε, γυναῖζε für χεῖρες, γυναῖκες. Aufser dem Accufativ auf αν giebt es in der erften Declination keine Cafus befonderer Endungen; in der zweyten ift noch mehr des Organifchen geblieben, es findet fich in derfelben ein Dativ der Einzahl auf ῳ, im Accufativ fiel ν meift weg, alfo von ὁ νόμο, Acc. τὸν νόμο. Genitiv und Accufativ des Plurals lauten gleichmäfsig; allein fie find darum nicht daffelbe. Wie oben gefagt, giebt ου für ω den Erfatz eines Confonantenwegfalls, daher τοῦ νόμου für τῶν νόμων *(legum)*; im Accuf. τοὺ νόμου *(leges)* ift blofses ς weggefallen. So kommt der Gleichlaut zweyer Cafus ganz verfchiedenen Urfprungs, wie verfchiedener Bedeutung. Ein Aehnliches findet bey Genitiv und Accufativ im Slavonifchen Statt. Uebrigens läfst fich diefe Erfahrung allgemein in denjenigen Sprachen machen, die nach und nach mit dem Verlufte des Sprachgefühles auch den in ihrem Aeufseren nicht mehr verftandenen Organismus verlieren. Wir finden diefs fogar fchon häufig im Altgriechifchen, πόλεις für πολεες und -ας, λέγη für *legas* und *legeris*. Von der dritten Declination wollen wir hier zwey Para-

digmen herſtellen, aus welchen man die erlittene Schwächung durch Abfall leicht erſehen kann:

ὁ μηνός (*menſis*)	ἁ γουναῖκα (*femina*)
τοῦ μηνέ	τᾶ γουναῖζε
τῶ μηνί	τᾶ γουναῖζι
τõν μῆνα.	τάν γουναῖκα.
οἱ μήνε (*menſes*)	αἱ γουναῖζε (*feminae*)
τοῦ μηνέ	τοῦ γουναῖζε
. . . . . .	. . . .
τού μήνε.	τού γουναῖζε.

In §. 5 werden uns mehrere Wörter aus dem Zakoniſchen aufgeführt, und die meiſten als vergleichbar mit Neu- und Alt-Griechiſchem hingeſtellt, andere als nicht zu vergleichen angegeben. Mit der Vergleichung der meiſten ſind wir einverſtanden; aus den wenigen, die wir nicht ganz unterſchreiben möchten, heben wir Folgendes hervor, aus denen nämlich, wovon ſich nach dem Ausdrucke des Vfs. im Helleniſchen keine, oder wenigſtens keine ſichere, Spur vorfindet. Zuerſt meinen wir ἀϑί und ἀϑυιά, *Bruder* und *Schweſter*, unſeres Bedünkens ſehr leicht entſtanden aus ἀδελφός und ἀδελφή. Eben ſo, wie in ϑέον (ϑέλων) das λ der Weichung wegen ausfiel, ſo hier; es bleibt noch ἀδφός, dann fällt φ auch aus, oder es tritt vielmehr (*navis*, *naufragium*, *nuper* = *novper*) ſein entſprechender Vocal hervor, mit Uebertragung der Aſpiration auf δ alſo ἀϑυέ, das, noch mehr abgekürzt, zu ἀϑί werden muſs; bey ἀϑυιά iſt das υ in ſeiner Fülle zugleich mit der Feminal-Endung geblieben. Sollte das mit καώ verglichene κάλη (*lignum*) nicht auch mit ξ(σκ)ύλον zuſammenzuſtellen ſeyn? Σχάϑη *kann* nicht anders, als aus ϑ(σ)υγάτηϱ entſtanden ſeyn.

Ein beſonders für die Sprachvergleichung wichtiger § iſt der ſiebente, in welchem die ſogenannten Fürwörter mit vielem Scharfſinne und für den Sprachforſcher ſchönen Winken abgehandelt werden. Wir wollen das Wichtigſte aus demſelben herausheben. Zur Ueberſicht ſteht hier zuerſt das ſubſtantive Fürwort:

		ἐκτού (*tu*)	
Sing.	ἐσού = *ego*	τί	σί *ſui*)
	μί = *mei*	νί	νί
	μί = *mihi*	κίου.	σί
	ἐνίου = *me*.		
Plur.	ἐνύ (ἐμύ) = *nos*	ἐμού (*vos*)	. . . .
	νάμου = *noſtrum*	νιούμου	σού (*ſui*)
	νάμου = *nobis*	νιούμου	σού
	ἐμούνανε = *nos*.	ἐμού.	. . . . .

Ueber ἐσού bemerkt der Vf. wohl mit vollem Rechte, daſs es ſich zu ἐγώ verhalte, wie das ſendiſche σεζω (*azem*) zu *aham* im Sanskrit. Hiezu kann man im Allgemeinen die Verwandtſchaft des *h* (ʽ) mit dem *ſ* (ἕξ, *ſex*; ἑπτά, *ſeptem*) hinſtellen. (Merkwürdig iſt der Vergleich des erſten Pronomens in den heutigen europäiſch-indiſchen Sprachen, wie aus oder zu dem alten Sanskrit *aham* und gothiſchen *ik*, griechiſch. ἐγώ, im Deutſchen *ich*, im Schwediſchen *jag*, im Däniſchen *jeg*, im Engliſchen *I*, im Franzöſiſchen *je*, im Italiäniſchen *io*, im Spaniſchen *yo*, im Portugieſiſchen *eu*, im Polniſchen *ja*, im Böhmiſchen *gá*, im Ruſſiſchen *ja*, im Serbiſchen *jâ*, im Schkipetariſchen οὔ (οὔνε) ſtehen.) Das ου in ἐσού iſt dem Abfall eines Conſonanten zuzuſchreiben. Der Nominativ der zweyten Perſon iſt richtig abgeleitet, indem ιου für υ und κ, wie im Accuſ. (κίου) für ς ſteht. (Man vergleiche hier die ſtetige Vergleichung des *h* in *g* bey den Slaven, *gospodar*, *gastz* (Gaſt); ferner im Alban. das *verbum ſubſt.* γιαμ, γε u.ſ.w., wo γ direct für σ ſteht; vergleiche in letztgenannter Sprache noch γιατρό (ἰατρός), γιάβε (ἑβδομός), γιοτέ, dein u. v. a.) Obgleich in dieſen beiden Perſonen der gegenſeitige Wechſel des *h* (*k*) in einen *S*-Laut und umgekehrt Statt gefunden, ſo ſind ſie doch keineswegs unter ſich zu verwechſeln, da in der letzten Perſon das organiſche υ (*v*) in ιου repräſentirt iſt. Den Genitiv aller drey Perſonen möchten wir nicht für ſo rein erklären, als es der Vf. thut; am wenigſten verderbt ſcheint noch das μί zu ſeyn, demnächſt σί und dann τί. Wie das *t* und *s* wechſeln, und zwar in derſelben Sprache, ſehen wir z. B. in *amas*, *amato*, *amatis*. In σι iſt gleichſam aufbewahrt das υ des Stammes, wie es verdünnt wurde zu ι, wie oben in ἀϑί (*frater*), τι hat höchſtens ι als Anſpielung ſeines vocaliſirten υ (*v*). Alle drey Formen haben aber weiter nichts, als den Stamm in ſich, von einer Endung, als Bezeichnung der Relation, iſt kein Zeichen, keine Rede. Der Dativ μί hat ebenfalls nur ſeinen Stamm als Abkürzung aus ἐμ (ἐμ) aufzuweiſen. Der Dativ der beiden anderen Perſonen lautet gleich νί, welches wir entweder für die Einſchleichung eines neuen Stammes für den Verluſt des rechten, bezeichnenden anſehen, oder, was noch wahrſcheinlicher, aus einer Präpoſ. (ε)ν und dem hier unkenntlichen Stamm beider Pronomina. Der Abfall des Vocales kann uns nicht auffallend erſcheinen; finden wir z. B. nicht ᾿ς τὸν οὐρανέ für εἰς, ἐς, μβαῖνου für ἀναβαίνων u. a. Haben wir nicht Aehnliches in *zwar* (zu wahr), *Gnade*, *Erbarmen?* Iſt nicht im Slawiſchen die Conſonantwerdung und dann enge Verknüpfung der Präpoſitionen allgemein? Wie nun bey einem Conſonanten, wie ν, ein folgendes σ mit einem dünnen ι bald verſchwinden könne, iſt erklärlich in dem allgemein ſich kund gebenden Geſetze des Lebens des Zakoniſchen. Was das Lateiniſche und Griechiſche betrifft, ſo erlauben wir uns über die σι-Endung des Dativs der zweyten und dritten Perſon einen leiſen Zweifel, ob dieſe nicht des Stammes σ-Laut, wie er in *tvam* (Sanskr.) und *ſuus*, (Sanskr.) *ſva* ſteckt, aufbewahrten. Eine Gleichheit zeigt ſich wenigſtens im Slawiſchen. Ueber den Accuſ. κιού ſiehe oben; in ἐνίου ſcheint das ι nicht das ου, als aus υ geworden, gleichſam erſetzen, es ſcheint vielmehr mit der Umwandlung des μ in ν zuſammenzuhängen; σί zeigt die abgekürzte Form, wie im Genitiv.

(*Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

FEBRUAR 1837.

SPRACHENKUNDE.

München: *Ueber die Sprache der Zakonen*, vom Hofrath Prof. Dr. *Fr. Thierſch.* Eine Abhandlung, geleſen in der Sitzung der I Claſſe der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu München u. ſ. w.

(Fortſetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.)

Die Mehrzahl hat überall mehr Ein- und Gleichheit, ähnlich dem Altgriechiſchen, und zugleich kündet ſich, wie in dieſen Sprachen, eine innige Verwandtſchaft mit dem nominativen Singular-Stamme, der im Lateiniſchen, ja ſelbſt im Sanskrit, zum Theile verwiſcht iſt.

Die Stämme der erſten und zweyten Perſon ſind nach dem Sanskrit *aham*, *tvam* (ἐγώμ, σύ, τυνή). (Im Albaneſiſchen heiſst οὔνε ich, und τίνε (τί) du.) Nun erkennen wir in ἡμεῖς das (*a*)*ham* offenbar, ſo wie im Sanskr. *a-mân*, *asmâbis* das *s* wahrſcheinlich das alte *h* zu erſetzen hat. Wie ſich im Griechiſchen der Spiritus Asper leniſirt (ἄμμες iſt wohl aus ἀσμές), ſo hier im Zakoniſchen ἐμύ für ἑμύ; daraus ward nachher ἐνύ, wie z. B. auch im Lateiniſchen aus *s*(*h*)*mos*, wie es eigentlich heiſsen ſollte, *nos* ſich bildete. Man ſieht hier auch, wie der Sing. eigentlich *deſſelben* Stammes gebildet iſt; nur weil man die Objectivität mehr einſah, verkürzte ſich jener, und verlor ſich endlich ganz; zum Theil erſicht man dieſes noch aus dem griech. ἐμοί, ἐμέ, das enklitiſch ja auch μοι, με wird, wie es im Lat. *nur* vorkommt.

Die zakoniſche Form ἐμού (*vos*) wird nach obigem ἡμεῖς auch klar ſeyn, wenn wir die Fallung des υ zu ε nur erkennen wollen. Ὑμεῖς enthält den alten Stamm συ(ύ)μ in der reinſten Form. und εις giebt, wie in der erſten Perſon die Mehrheit. Unterſcheidung des υ und η (α) dieſer beiden Perſonen finden wir im Genitiv und Dativ νάμου und νιούμου; in letztem vertritt ιου das υ. Das beiden vorſtehende ν (ν) iſt wohl gar nicht mit dem Slawiſchen zu vergleichen, wie der Verfaſſer meint; bey *nam* iſt das *na* zum Stamme gehörig, wie bey *nos*, dagegen *m* Relations-Endung. Das υ im Zakoniſchen iſt entweder wirklich gefühlter Erſatz des *H*-Lautes (anfangs Naſenton, lautet ja g *h*-artig), oder es bildet, was aber nicht ſo wahrſcheinlich iſt, die oben ſchon berührte, ε entblöſste Präpoſition ἐν. Ἐμούνανε und ἐμού, als Accuſative *nos* und *vos*, haben das ε verſchiedenquellig, alſo aus ύ und ά, wie oben erklärt. Die zweyte Perſon, wie die erſte, verloren ihre Endung; allein bey dieſer, als der lebenderen, hat die Sprache einen Erſatz verſucht, es müſste urſprünglich wohl ἐμουν gelautet haben (vergleiche φιλεομεν) als Nominativ; der Accuſ. drückt ſeine Objectivität durch ein neues ν aus, dieſes fügt ſich aber, wie im Albaneſiſchen, mit einem ihm folgenden Vocale an, und muſs dann natürlich auch einen ſolchen vor ſich nehmen, um ſich mit dem anderen zu verbinden; ſo entſteht denn ἐμούνανε. Das Gefühl für eine ſolche ν-Relation hat ſich in ſpäteren Zeiten ſo geſteigert, daſs es ſogar lebende Maſculina zu bezeichnen erhält, wo früher lebende σ und τ waren. (Es findet ſich dieſes unter Anderem im Altgriechiſchen im ν ἐφελκυστικόν, welches eben ſo wenig, wie z. B. das *t* in *y a-t-il*, *aura-t-il* und ähnliche, ſo euphoniſcher Weiſe *willkürlich* daſteht, ſondern urſprünglich etwas Wirkliches, Organiſches bedeutet; in ἔκρινε iſt eigentlich ein τ als dritter Perſon Zeichen weggefallen, denn es heiſst ἐτύπτετο; im Präſens hat ſich dieſes erſetzt durch Erweiterung des Vocales, im Imperf. nicht, da läſst man nur in denjenigen Fällen, wo ein folgender Vocal einen unangenehmen Laut hervorbrächte, einen Pronominal-Buchſtaben wieder hervortreten, wie in *aime-t-il?* und dieſer iſt der etwas todtere, wie im Zakoniſchen, nämlich ν.) Hieher gehört ἔτεινονι (*illi*), wo ebenfalls ein Folgevocal in dem ι ſteht. [Dieſs iſt daſſelbe ι, wie bey δείκνυμι, ὅτι (eigentliches Neutrum von ὅς), wo das τ ſich eben durch das ι erhalten konnte, es entſpricht alſo, wie ὅς dem *qui*(*s*), dem lateiniſchen *quod* (*hwat*).] Die dritte Perſon hat in σού aller Caſus-Endung entſagt.

Wie ſehr das Leben bey rein bezüglichen Wörtern bleibt, wenn das übrige Gefühl nicht mehr in gewohnter Wärme gluthet, zeigt ſich auch in zweyen, vom Vf. der Eigenthümlichkeit wegen mitgetheilten, Wörtern in ihrer Declination; dieſe ſind ἔτειν ερι und ἔντερι, von denen wir der Merkwürdigkeit wegen, und um deren neugefühltes Leben der Sprache zu zeigen, die Declination des erſten herſetzen; das zweyte geht nämlich mit dem erſten gleich.

Einzahl.

N.	ἔτειν ερι (*ille*)	ἔτειναϊ	ἔκεινι
G.	ἔτεινου	ἔτειναρι	ἔτινου
A.	ἔτεινενι	ἔτειναvι	ἔκεινι.

Mehrzahl.

N.	ἔτεινονι	ἔτεινεϊ	ἔτειναϊ
A.	ἔτεινου	. . . .	. . . .

Befonders zu bemerken find hier die Functionen, welche man dem *ϱ* und *ν* angewiefen hat. Wie in den germanifchen Sprachen das *r* die Function früherer *s* (*z*) vertritt, wie im Lateinifchen *r* und *s* häufig wechfeln (*arbor* und *arbos; facinus, -noris*), fo hat hier *ϱ* diefelbe Rolle eines Stellvertreters. Richtig, fagt der Vf., ift es im Femin. weggefallen; der Genitiv dagegen, welcher eben wegen feiner intimen Relation länger die alte Endung erhält, und eher Erfatz bekommt, zeigt das Mafcul. in der alten Form; das Femin. hat dagegen das *ϱ* für *ς*; das Neutrum befleifsigt fich mit Recht aller möglichen Kürze. Der Accuf. Sing., wie Nom. Plur., zeigen das *ν*, von welchem wir oben fprachen, welches als Accuf. fich im Schkipetarifchen überall als neue Bildung in *νε* kündet; im Femininum und Neutrum des Zakonifchen ift es fchon ausgefallen, dafür das *α* von jenem gummifirt zu *ε*, und von diefem rein geblieben. Wir glauben hier im Allgemeinen wohl davor warnen zu müffen, dafs man folche *ν* und *ϱ* etwa für leere Einfchiebungen halte; es find reine, gefühlte Relations-Endungen. Aehnliche *ϱ* finden fich im Albanefifchen bey einigen Pluralen, z. B. *καϱτε* (Buch, Papier), Plur. *καϱτεϱα*; dagegen ift im Genitiv Singul. *σ*, alfo *καϱτεσε*.

Nächft dem Pronomen ift es merkwürdig, wie fich das Verbum, und unter Anderem zuerft das fogenannte *Verbum fubftantivum* erhalten oder umgebildet hat. Da müffen wir in Bezug aufs Zakonifche fagen, es hat fich in der Alterthümlichkeit weiter gebildet, befonders im Gegenfatze des Neugriechifchen. Die Vergleichungen, welche der Vf. bey diefer Gelegenheit anftellt, find dem Wifsbegierigen gewifs recht willkommen. Wir befchränken uns hier nur auf die einfache Angabe der Formen und blofse Nebenftellung.

Ἔνι (*ἔμι, ἔμμι, ἔσμι*), *ἔσι* (*ἔσσι*), *ἔννι* (ift neueren Urfprungs, fo dafs auch hier das todtere *ν* den alten *τ*-Stamm vertritt, alfo für *ἔσνι*), *ἔμμε* (*ἔσμε, ἔσμες*), *ἔτε* (*ἔττε, ἔστε, ἔστετ*), *ἴννι* (*εἴσνινι*).

Die Formen für das Imperf. diefes Zeitwortes enthalten in dem Stamme nichts Befonderes; allein die Vocale der Perfon anzeigenden Endungen zeigen durchgehends ein *α* (*ἔμα, ἔσα, ἔκι, ἔμμαϊ, ἔταϊ, ἴγκιαϊ*). Ueber die Bedeutung diefes *α*, ob mehr zufällig, ob mehr mit Willen des Sprachebildenden, liefse fich ohne weitere Formen früherer Zeit nichts Beftimmtes fagen, wohl aber halb fichere Vermuthungen anftellen. Der Vf. ftellt es zufammen mit dem *a* und *α* des Lateinifchen und Griechifchen in vergangener Zeiten Formen, ohne weiter in diefes *α* einzugehen. Wir möchten lieber darin eine nicht fo grofse Abkürzung der Perfonal-Endung fehen, und zwar aus dem Grunde, weil die eigentliche innere Bezeichnung verloren gegangen, und man fich nun auf andere noch mögliche Weife das Auszudrückende auszudrücken bemühte. Ein Aehnliches, nur zur Ausdrückung einer *anderen Bezeichnung*, findet im Altgriechifchen bey den paffiven und medialen Formen Statt, z. B. *δίδωμι, δίδομαι, δίδως, δίδοσαι*, wo in dem *αι* eigentlich nicht das Paffive ausgedrückt ift, es erhält fich nur ftärker (*αι* für *ι*), eben als Erfatz eines weggefallenen Buchftaben, vielleicht *ς*, eben wie im Nom. Plur. I Dual. *αι* für *ας*. Dafs in beiden Fällen übrigens die Form von hohem Alter fey, erfieht man aus der Accentuirung. Daraus ergiebt fich auch wieder, dafs die Griechen nothwendiger Weife das *αι* in *χαῖϱε* anders ausfprachen, als in *φιλεῖσθαι*. Noch mehr gefallen ift es in dem Neugriechifchen, wo alle *αι* wie *e* gefprochen werden; eben fo ift es mit dem *οι* und *η*, welche jetzt gleichmäfsig zu ihrem zweyten Vocale herabgefunken find, alfo ihre Höhung verloren haben.

Von der Bildung der übrigen Verba theilt uns der fleifsige Sprachfammler Vieles mit, welches nicht nur wegen des befonderen Ganges, den diefer Theil der Sprache genommen hat, merkwürdig ift, fondern auch vorzüglich dadurch, dafs es uns theils dem Uebrigen in ihr felbft, theils in anderen Sprachen, Analoges darbietet, und doch wieder in feiner Art befonders dafteht. Dazu erfahren wir in der Verbal- und Perfonal-Bildung nicht nur möglichft viele Thatfachen bey einem Volke der Art, fondern auch oft recht treffende Zufammenftellungen mit anderen und Vermuthungen über den Urfprung des Einzelnen.

An Zeiten ift das Zakonifche reich geblieben, oder neuerdings geworden; es weift uns ein Präfens, Imperfectum, Perfectum, Plusquamperfectum, Aorift und Futurum auf, und dazu ein Paffiv mit Aehnlichen.

Das Präfens und Imperfectum, fcheint es, find von allen Zeiten zuerft gefunken in ihren Endungen; allein es befand fich in der Sprache noch ein fo grofses Lebensgefühl, welches, gleich der türkifchen (es heifst da z. B. von *sevmeq* lieber *sever-im, seversin, sever, sever-iz, sever-siz, sever-ler*), bengalifchen und anderen Sprachen, eine mechanifche, aber doch noch zufammenfügbare Anftellung zuliefs. Es ift nämlich der Stamm zu einer Adjectivform gebildet, deffen Endbuchftabe nach den allgemein geltenden Gefetzen abfiel, und dafür den Vocal-Erfatz erhielt; alfo für *οντ, ους, ου*, für das weibliche war eine befondere Endung, *α* für *αϱ*; felbft der Plural ift da auf *ουντε* für *ουντες*; ihnen fetzt fich zur Bildung des Präfens und Imperfectum die gleiche Zeit des *Verb. fubft.* vor, oder, und diefs ift eben die neue Form, es tritt diefes hinten eng verknüpft an, und dann müfsten natürlich, wegen fonftigen Zufammenftofses mehrerer Vocale, die urfprünglichen Formen hervortreten, alfo das *ϱ* für *ς* des früheren Griechifchen. Für das Paffivum gilt daffelbe, nur find die Participial- (Adjectiv-) Formen anders, und zwar die Endung *μενεϱ, μεναϱ*, und zwar Plural und Singular gleich, nicht, weil man *eine Form für die andere braucht*, fondern weil fich beide gleich geworden find, wo man denn noch befonders das zu merken hat, wie hier im Nomin. Plur. der erften und zweyten Declination ein urfprüngliches *ϱ* ftatt *ς* hervortritt (Brett, Bretter). So bildet fich alfo *γϱαφουϱενι* und *γϱαφάϱενι* männlich und weiblich (*fcribo*), im

Plural γραφουντέρεμμε (*scribimus*); γραφούρεμα (*scribebam*), γραφουντέμαϊ und im Passivum γραφουμενέρενι und γραφουμενάρενι (*scribor*), γραφουμενέρεμα (*scribebar*).

Da der Conjunctiv an sich schon selteneres und eigeneres Gebrauchs ist, so konnte er nicht so leicht hinabsinken, und behielt seine alten Endungen möglichst bey. Diese sind denn ου (ω), ερε (für εσε), ει (ετε), ουμε (μες), ετε (ετες), οϊ (οντι, οντι). Das Futurum und Plusquamperfectum werden unscheinbar, wie auch im Neugriechischen, Deutschen und vielen anderen Sprachen; das erste durch eine Abkürzung von θέλων, also θέου und ἔνε (εἰμί), und den abgekürzten alten Infinitiv auf ει, θεούρενι γράφειν heisst also *scribam*, *ich werde schreiben;* das Plusquamperf. umschreibt sich durch eine vergangene Zeit vom alten ἔχειν, εἶχα, mit dem Perf., passiven Particip, also εἶχα γραφτέ. Die Aoriste bilden sich, wie im Altgriechischen, auf σα, z. B. γραψα. (Das Augment ist bis aufs Perfectum, in welchem es die Reduplication vertritt, ausgestorben.) Das Perfectum hat bey den Puris κα, mit gleichen sonstigen Endungen, oder Milderung des Consonanten bey Mutis, also ἔγραβα. Ohne über jenes κ für jetzt etwas entscheiden zu wollen, stellen wir neben die Ansicht des Vfs., als sey es, wie im Altgriechischen, mehr leere Einschiebung, die Vermuthung, es sey eine innige Verwachsung eines anderen Zeitwortes. Vergleichen wir z. B. das Albanesische, welches doch in seiner Verwandtschaft zum Griechischen mit dem Zakonischen wetteifern darf, und oft mehr und reinere Formen, und sonst grösseren Reichthum aufzuweisen hat, dann können wir dort ein besonderes Verbum ausgebildet finden, welches *haben* bedeutet, also κάμ, κέ, κά, κέμι, κίνι, κάνε. Die Erklärung des Perfectums im Passiv (ὡρᾶμα, ὡράτερε, ὡρᾶτε, ὡράμαϊ, ὡράτατε, ὡράταϊ), als hätten wir hier mit den Subst. Verbum-Formen ἔμα, mit weggeworfenem ε zu thun, scheint uns nicht nur unzulänglich, sondern sogar etwas unpassend, da wir nachher mit dem τ und ρ in Verlegenheit kommen, um dem Ersten getreu zu bleiben. Wir haben hier offenbar mit einem Participium (ὡρατός) passivum, das wir schon oben kennen lernten, zu thun, an welches sich die Pronominal-Endungen schliessen; τ kann vor μ nicht stehen bleiben, fällt also weg; das α ist aber, wie oben beym Imperf., von ἔνι nicht als Verbal-Ausdruck in innerer Bedeutung, wie etwa bey singen, sang, gesungen zu nehmen; es sind dieses vielmehr alles noch nicht so gesunkene Formen der Pronominal-Endungen, welche sich eben in der höheren Bedeutung der Zeit erhielten. Eine Zusammenstellung mit einem solchen passiven Particip findet sich selbst im Altgriechischen, nur dass es hier mit einem wirklichen *verbo substantivo* zusammentritt, wir meinen hier die passivischen Aoriste ἐγράφθην, eine Form, die sich vom lateinischen *scriptus eram* nur durch eine innigere Verschlingung unterscheidet.

Der Optativ als Form kommt im Zakonischen wohl nicht vor; Participien hat die Sprache viele, und ausserdem noch ein perfectisches γραμμένε. So viel in Kurzem vom Zeitworte.

Der diesem folgende § giebt sehr interessante Notizen unter dem Namen: „*Lexikologisches über die Verba.*“ Das Meiste erkennen wir dankbar an; nur etwa Folgendes möchten wir erinnern. S. 549, 9 heisst es „γινουμέρενι (γίνομαι), und aus der Wurzel γα, welche in γέγαμεν und γεγάλοι erscheint, aber mit ν statt γ *perf. pass.* ἐνᾶμα, ἐνάτερε, ἐνᾶτε, ἐνάμαϊ, ἐνάτατε, ἐνάταϊ.“ Wie könnte man hier wohl behaupten ν für γ? Offenbar ist hier das γ in der Aussprache verschwunden und ν geblieben; ebenso, wie gleich darauf richtig bemerkt wird, im *Aor. pass.* ναθοῦ, ναθῆρε u. s. w. das γ, gleichwie im *Nomen*, weggefallen sey. Warum musste der Vf. bey der Ableitung von ταΐχου (549), *ich stehe auf*, auf ἀΐσσω, welches sein τ abgeworfen hätte, kommen? Würde nicht in dem Stamme στα (ἵστημι) eine allgemeinere Sprachregel dargeboten werden? Beym *Aor. conj.* desselben Zeitwortes heisst es in der dritten Person Plural. ταντι, wo ν wiederkehrt, wie in ἀβρᾶνι, ὁραθοῦνι „bey gleicher Accentuirung und gleicher Wirkung.“ Was soll man hier unter Wiederkehr verstehen? Bey ὁραθοῦνι heisst es S. 543: „in der dritten Person Plural. ὁραθοῦνι, statt ὁραθοῦϊ, schiebt sich ein ν zwischen die offenen Sylben verbindend ein.“ Hier dürfte man gewiss das Gegentheil behaupten, dass nämlich das ν noch Ueberbleibsel der organischen Endung sey, und wo es wegfiel, ein Mangel desselben Statt habe. Warum wird S. 550 σκοτούνου nur mit dem neugriechischen σκοτόνω, *ich tödte*, verglichen? Es würde bey dem Vergleiche mit dem altgriechischen κτείνω wieder ein neues Beyspiel des Auseinanderziehens der Wurzel, die im Slawischen noch nicht so verschwistert sind, als im Griechischen, und der allgemeinen Vorsetzung des *s* gegeben haben, wie in θνήσκω, θάνατος, σμικρός, *snegj* (altslawisch) = *nigs* (*x*). Die auf derselben Seite gegebene Zusammenstellung des νιου in seinen Formen νιάου, Perf. ἐνιᾶκα mit ἀΐω ist als Vermuthung aufgestellt; wir möchten daneben stellen entweder ἀκούω mit vorgesetztem ἐν, dessen ε wegschliff nach allgemeinem zakonischem Grundsatze, das κ hat sich dagegen auch wieder nach einem Grundsatze der Euphonie dieser Sprache vocalisirt; oder, wenn man das für zu gewagt hielte, könnte vielleicht eine grössere Anzahl Formen auf eine Verwandtschaft mit dem Stamme γνω (γιγνώσκω, *nosco*, *novi*) führen, wo denn gleichfalls, wie oben bey γίγνομαι (*natus*, *notus* ist ganz ähnlich), das Stamm-γ weggefallen wäre.

Die im letzten § des ersten Theils enthaltenen drey Sprachproben (das Vaterunser, die Frau und die Henne, der Hund und sein Bild im Wasser) werden dem Leser willkommen seyn, und wir freuen uns, dass der Vf. die Meinung hegte, die er zu Anfange dieser Proben dahin äussert: „Da das Zakonische nur gesprochen wird, und nie geschrieben wurde, schien es mir nöthig, einige Uebersetzungen in dasselbe zu veranstalten, um die Sprache gleichsam in ihrer Anwendung zu sehen. Zu diesem Behufe las ich meinen

Zakonen griechische Texte vor, und zeichnete sofort auf, wie sie diese in ihrer Sprache wiedergaben."

Nach diesem folgt der *zweyte, historische*, Theil. Zuerst wird die Frage untersucht, *ob das Zakonische slawisch, oder ein verdorbenes Neugriechisches sey*. Von Beidem sucht der Vf. das Zakonische freyzusprechen. In Bezug der ersten *Ehrenrettung* bemüht er sich besonders, *Kopitars* Aeusserung in den Wiener Jahrbüchern für Literatur, 17ter Band, S. 96, 1822, zu widerlegen, indem er unter Anderem sagt, Σλαβοχωρίον sey *nicht* im Lande der Zakonen zu suchen (beweist denn eine oder mehrere Städte, die wirklich slawische Namen tragen, dass das Volk slawischer Abkunft?). Die ängstliche Nachweisung, als laute es ἐσού, nicht ἐζού (*ich*), wie im Slawischen *jez*, wo doch *z* = *s*, ἔμι (εσμι), zakonisch ἔνι, ἔσσι, freylich *jesi* ähnlich sey, aber noch mehr dem ἐσσί — begreift Rec. nicht, zumal da der Vf. selbst sagt und erkennt: „*Die Sprachen laufen hier, wie in vielen anderen Puncten, zusammen wegen ursprünglicher Verwandtschaft, ohne dass die Eine die Andere wäre.*" Die ursprüngliche Verwandtschaft ist hier aber eine schwesterliche, und nicht etwa enkelige, wie z. B. die des Hebräischen und Griechischen oder Slawischen. Und was thut es zur Sache, slawisch ausgebildete Wörter hin und wieder anzutreffen; hört unser Deutsch auf, seinen Quell in der Mutter der indo-germanischen Sprachen zu suchen, weil es einzelne mogolische oder türkische Wörter in sich aufgenommen hat? Was das zakonische Wort μποςότζιο, *die Fichte*, slawisch *borobi* (polnisch *borbu*, *Kieferwald*), betrifft, welches der Vf. nicht aufgeschrieben, so haben wir es ja auch im Deutschen „*Föhren*", „*Fohre*", und mag es herkommen, wo es will: — *wir* bleiben *Deutsche. Einzelne Wörter bekunden den Ursprung nicht!* Die Wurzelbildung aber und die Bezeichnung der Relationen nnd sonstige Bildungen geben einen Beweis des Näher- oder Entfernter-Stehens, und eine Betrachtung der Art zeugt unwiderleglich von der schwesterlichen Verwandtschaft des Slawischen mit dem Altgriechischen. Das muss sich diese Sprache gefallen lassen, und sie braucht sich dessen nicht zu schämen: die Zeit hat gelehrt, dass sich die slawische Schwester in einem reineren Leben zu erhalten verstanden, als sie selbst. Ja offenbar hat die neugriechische Sprache im Angesicht ihrer Schwester und der osmanischen Verwandtin ihr eigenes Leben minder oder mehr verloren, und sich von beiden genannten theils so einhauchen lassen, weil wieder die verwandtschaftliche Anlage vorhanden war. Das muss Jeder zugeben. Nun kommt es noch darauf an, zu untersuchen, ob das Zakonische diesem gleich einen ähnlichen Gang, eine Annäherung zum Slawischen gemacht hat; und da muss man frey gestehen, dass gerade die in Rede stehende Zunge vielleicht noch Mehr, als das Neugriechische, aufzuweisen hat. Allein das ist nicht so sehr der Berührung, als dem inneren Leben zuzuschreiben, da man deutlich wahrnimmt, wie es kein Anpassen, vielmehr ein natürliches Lebensmomente-Entwickeln ist. Da hat man z. B. bey der Betrachtung von μάτη gar nicht nöthig, seine Zuflucht zum Slawischen zu nehmen. Es fiel hier erstlich wohl nach dem Endwegfall-Princip dieses *r* weg, und dann sind ja gerade die Wörter auf *r* im sanskrit. Nominativ *ohne r*, wie im Lateinischen und Griechischen Wörter oft ohne anderen Consonant. (Vergleiche hiemit *homo*, *actio*, σῶμα u. a.) So heisst es im Sanskrit *mâtâ* und *pitâ*, deren Accus. *mâtaram* und *pitaram*, *mater* und *matrem*, da ist der Abfall im Zakonischen eher einem gleichmässigen, anlagsmässigen Verfahren, als einem Herübernehmen aus dem Slawischen zuzuschreiben, welcher letzten Sprache denn natürlich auch diese Anlage zukommt, und zwar erweitert, wie im Sanskrit, wie es aber nicht in der Art das Griechische und Lateinische aufzuweisen haben.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

PÄDAGOGIK. *Essen*, b. Bädecker: *Erinnerungen aus meinem Leben*, nebst Bemerkungen über Erziehung, Unterricht und verwandte Gegenstände, von Dr. *Johann Friedrich Wilberg*, Schulinspector in Elberfeld. 1836. IV u. 211 S. 8. (20 gr.)

Diese zunächst mit Rücksicht auf Familie und Freunde vom Vf. bearbeitete Biographie enthält gar Manches, was ausser diesem engen, auch in weiteren Kreisen, namentlich des Schul-, Unterrichts- und Erziehungs-Wesens, lehrreich, anregend und beherzigungswerth seyn muss. Mit Lebendigkeit, mit einer durch Erfahrung und Beobachtung bewirkten Genauigkeit und Wahrheit findet man in diesen Mittheilungen das Bild des wahren und ächten, sowie des falschen und gehaltlosen, des verdienstvollen, wie des unwürdigen Schulmannes gezeichnet; für die Mehrzahl der Elementarlehrer vielleicht noch immer ein Ideal; für die kleinere Zahl denkender und erfahrener Pädagogen und wackerer Schulmänner dagegen nicht ohne interessante und überraschende Züge. Rec. möchte darum genannte Schrift, ausser Schulbehörden, insbesondere allen Schullehrern, denen es mit ihrem Berufe Ernst ist, zur fleissigen Lectüre empfehlen. Einen Auszug aus der Selbstbiographie verstattet der Plan dieser Blätter nicht.

D. R.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

FEBRUAR 1837.

SPRACHENKUNDE.

München: *Ueber die Sprache der Zakonen*, vom Hofrath Prof. Dr. *Fr. Thierſch.* Eine Abhandlung, geleſen in der Sitzung der I Claſſe der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu München u. ſ. w.

(Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.)

Was das Verhältniſs des Zakoniſchen zum Neugriechiſchen anlangt, ſo haben wir, auſser dem ſchon Geſagten, noch zu bemerken, daſs beide Sprachen aus einem nahſchweſterlichen Quell, jede aber verſchiedene, getrennte Lebenspfade durchlief; jene mehr ſelbſtſtändig, in eigener Entwickelung, dieſe in Einwirkung von anderen. Dieſes beweiſt ſich aus den aufgenommenen fremdartigen Theilen und dem Verſtummen eigenes Lebens. Wir ſind daher ganz der Anſicht des Vfs., wenn er jetzige Aehnlichkeiten nicht gegenſeitigem Einfluſſe, ſondern dem Urquell, aus welchem beide ſchöpften, zuſchreibt, und aus ihm ſehr Vieles im heutigen Leben herleitet. Nur müſſen wir noch einen Punct berühren, über welchen wir mit dem Vf. nicht ganz einverſtanden ſeyn können. Dieſes betrifft die *Bildung* oder *Verbildung* der Sprachen. Während der gelehrte Vf. von der Meinung auszugehen ſcheint, als könne eine Sprache in ihrem Leben, in ihrem wahren Organismus einen wahren Fortſchritt machen, müſſen wir uns entſchieden dagegen erklären. Doch iſt es möglich, und geſchieht ſehr oft, daſs nach dem Verluſte des höheren (Lebens) Organismus das Gefühl für daſſelbe erwacht, und nun das Verlorene möglichſt zu erſetzen ſucht. Man könnte uns entgegnen, es läge zwiſchen dem Verlieren und Erſatzgeben ein Zeitraum. Darauf aber erwidern wir: von einem eigentlichen Zeitraume kann nicht die Rede ſeyn; vielmehr iſt dann Verlieren, Verluſt fühlen, Erſetzen faſt Eins, und wenn auch erſt *nach* dem Verluſte einiger analogen Fälle das Neue zum Vorſcheine kommt, und dem Verſtümmelten mitgetheilt wird. Und dann bleibt es doch wieder nur ein Erſatz des Verlorenen. Betrachten wir hier das uns zunächſt Liegende, unſere deutſche ſchwache und ſtarke Declination und Conjugation. Da hat man mit dem Erſatze (die ſchwachen) nicht ſo lange gewartet, bis alle ſtarken fehlen; ja, es herrſchen von einzelnen ſogar ſchwache und ſtarke neben einander, alſo Zeichen des Faſteinsſeyns des Sterbens und neuen Erlebens.

Daſs im Zakoniſchen aus λόγε oder λογο mit der Zeit λόγος geworden, und nur die Sprache die urſprüngliche ſey, welche jenes aufbewahrt, alſo die ältere, beſſere, höhere, können wir nicht annehmen. Man würde durch eine ſolche Annahme, abgeſehen davon, allem Lebensgange der Sprachen zu widerſprechen, der zakoniſchen Sprache einen ſchlechten Dienſt erweiſen, und ihr dann nur Armuth vorzuwerfen haben. In dieſer Beziehung ſind wir der Anſicht, manche Formen, welchen der Vf. aus angeführtem Grunde eine hohe Alterthümlichkeit zuzuſchreiben ſich geneigt fühlt, einer viel jüngeren, uns näheren Zeit, als die ihrer Geburt, zuweiſen zu müſſen. Damit wollen wir aber nicht behaupten, daſs nicht auch ſchon in den älteſten Zeiten in einzelnen Fällen bey verſchiedenen Völkertheilen Griechenlands Ablebungen vorgekommen ſind. — Vergleicht man nun Sprachen, welche dergleichen Verluſte im Organismus erlitten haben, ſo wird diejenige natürlich den Vorzug verdienen, welche am gefühlvollſten erlittene Verluſte zu erſetzen vermochte, und deren am meiſten hat. In der Hinſicht räumen wir der zakoniſchen in Bezug ihrer Verba und in anderer Beziehung, beſonders gegen das gewöhnliche Neugriechiſche, den Vorzug ein; allein eben hierin liegt nur noch das nicht ganz verlorene Leben nach dem Verluſte eines Theiles deſſelben ausgeſprochen, keineswegs iſt es Zeichen der höchſten Alterthümlichkeit. Dazu gehört etwas Anderes; man muſs in einigen Puncten die Sendſprache ſelbſt mit dem Sanskrit vergleichen.

Im 2ten § des hiſtoriſchen Theiles geht der Vf. zu dem Wohnſitze der Zakonen zurück bis auf die älteſten Zeiten, und wann zuerſt der Name vorkommt (unter Michael Paläologus 1662 — 1283). Sie dehnten ſich nicht über ganz Laconica aus, Einige weiſen ihnen die Küſte von Navplion bis Monembaſia an. Seit den älteſten Zeiten, heiſst es, beſaſsen das Hochland zwiſchen Sparta und Argos die Kynurier, dieſe waren Ioner, daher die Weichheit, Lieblichkeit der zakoniſchen Sprache; jedoch ſind die anderen Färbungen, die ſich auch in anderen Dialekten Griechenlands fanden, aus einer Berührung mit dieſen gekommen, oder einem gemeinſchaftlichen Urquell zuzuſchreiben, und in ſofern iſt nun das Aechtbewahrte, ſpäter mit Fremdem ungemiſcht Gebliebene dem pelasgiſchen Quell einſtens entſprungen, und hat ſeinen Lebenspfad in ſeiner eigenen Entwickelung bis jetzt zurückgelegt. Das iſt in Kurzem die Anſicht des Vfs., und wir haben dem in der Hauptſache nichts zu entgegnen. Das Reſultat deſſelben iſt mit dem

unſerigen ſo ziemlich daſſelbe; nur ſind unſere Mittelglieder hin und wieder andere.

Möge Hr. Hofr. *Th.* aus ſeinen gewiſs noch ſehr ergiebigen, nach Deutſchland über Griechenland mitgebrachten Quellen recht bald noch Vieles der gelehrten Welt mittheilen, damit das noch immer nicht aufgehellte Dunkel endlich ganz von dannen ziehe, um geſchichtlich, ſprachlich klar ſchauen zu können auf dieſen Fluren der claſſiſchen Wiege Europens.

E. R.

ERDBESCHREIBUNG.

STUTTGART u. TÜBINGEN, in d. Cotta'ſchen Buchhandlung: *Rom im Jahre* 1833. Mit einem Grundriſſe der Stadt Rom. 1834. VI u. 207 S. (1 Thlr. 20 gr.)

Rec. ſteht nicht an, gleich von vorn herein das vorliegende Buch für ein Meiſterwerk zu erklären, welches nur von einem ſcharf beobachtenden, geiſtreichen Manne, der Jahre lang in Rom in zu Auffaſſungen jeder Art ſehr günſtigen Verhältniſſen lebte, herrühren kann. Er geht noch weiter, und behauptet, es gehöre dieſes Buch zu den wenigen, welche durch keine Zeit veralten und an ihrem Werthe verlieren können; denn ſelbſt nach Jahrhunderten muſs es die Aufmerkſamkeit noch mehr erregen, als jetzt, wo ſein Inhalt, wenn auch nicht allgemein, doch denen, wenigſtens zu einem bedeutenden Theile, bekannt iſt, welche ſich längere Zeit in der ewigen Stadt aufhielten, und Gelegenheit hatten, in ſo mannichfaltige Verhältniſſe zu kommen, als diejenigen ſind, in denen der Vf. gelebt haben muſs. Rec. hielt ſich zu Rom im Jahre 1835 auf, und glaubt alſo, da auch er ſeine Zeit möglichſt zu benutzen ſuchte, einigermaſsen competent zu ſeyn, ein Urtheil dieſer Art auszuſprechen. — Unter *vier und ſechzig* Ueberſchriften (z. B. Geſtaltung der Stadt — Einwohner — Handel — Gewerbe — Landbau — Adel — Mittelſtand — Advocaten — Aerzte — Alterthümer — Buchhandel — Phyſiognomie — Häuſer — Anmahnungen an das alte Rom — u. ſ. w.) iſt der Zuſtand des heutigen Roms in ſo treuen Bildern geſchildert, daſs dieſe Stadt demjenigen, der ſie ſah, von Neuem wieder vor die Augen tritt; dem, welchem dieſes Glück aber nicht zu Theil ward, wie in einem Zauberſpiegel ſich darſtellt. Es iſt unſeres *Ungenannten* Buch völlig der *Goethe*'ſchen Beſchreibung des römiſchen Carnevals an die Seite zu ſetzen; ja, durch dieſe einzige Bemerkung möchte es am beſten charakteriſirt werden. So wird z. B., wer Rom kennt, folgende Schilderung, die ſich ſo einfach darſtellt, daſs man glauben möchte, ein Jeder, der Rom ſah, könne ſie leicht machen, meiſterhaft finden. (S. 63.) Rec. kann nicht unterlaſſen, dieſe Stelle hieher zu ſetzen, da aus ihr ſo recht klar das römiſche Straſsenleben hervorgeht. — „Das Leben in den Straſsen Roms wechſelt auf folgende Weiſe an gewöhnlichen Tagen: kaum ſind die Theater geendigt, und kaum iſt das Rollen der etzten Wagen verhallt, und der nächtliche Kothwagen geladen und abgeführt, ſo ruft der Branntweinverkäufer ſein „Aquavit" in einem Tone, welcher an den Schlag der Wachteln mahnt; die Buden öffnen ſich früh. Frachtwagen und Lohnkutſcher und die in Rom wohnenden Landwirthe zu Roſs oder in Kaleſchen, Jäger in ihren eigenthümlichen Fuhrwerken beleben die Straſsen. Die Victualienverkäufer rufen ihre Waare aus, die Kinder Iſraels erbieten ſich zur Flickarbeit oder Einkauf der Trödelwaaren, Geldeintreiber, Agenten und Advocaten, Laienbrüder, welche für ihre Klöſter ſammeln; die liebe Schuljugend iſt ebenfalls früh auf den Beinen. Gegen Mittag erblickt man die elegante Welt in den Buden und Müſſiggänger vor den Kaffeehäuſern; zur Eſſenszeit, und Sommers nach ihr, von 2—4 Uhr, iſt es öde. Manche Buden ſind geſchloſſen. Hierauf neues Leben. Man könnte ſagen, der Römer habe in ſeinem Nachmittage einen zweyten Morgen, wie in ſeinem Herbſte einen zweyten Frühling. Gegen 22 Uhr füllt ſich der Corſo mit den Wagen der eleganten Welt, und dieſe macht wohl auch den Weg bis Pontemola, nach Villa Borgheſe und den neuen Spaziergang. Kurz vor *Ave Maria* ſind die Straſsen am lebendigſten. Jeder kommt vom Geſchäfte, oder geht auf ſein gewohntes Kaffeehaus. — Sommers werden die Straſsen nie ganz öde, Winters aber und bey Regenwetter ſehr früh. — Ein Kranker, welcher viele Jahre hindurch den ganzen Tag am Fenſter ſaſs, will bemerkt haben, daſs man dreymal mehr Männer, als Frauen, und unter zehn Männern einen Livreediener, und unter funfzehn einen Geiſtlichen rechnen könne, wenn man die auf der Straſse Wandelnden zähle. — Sonntags nach der Meſſe iſt eine Art Pantoffelparade auf dem Corſo zwiſchen S. Carlo und Platz Colonna und Via del Babbuino. Um dieſe Tageszeit zeugt es vom ſchlechteſten Ton, ſich im Wagen im Corſo blicken zu laſſen. An den Abenden der Sonn- und Donnerstage des Octobers fährt die elegante Welt vor die Porta Pia; in der Woche von Aller Seelen geht und fährt Alles nach S. Gregorio."

Nur von dem jetzigen Papſt, *Gregor XVI*, ſelbſt hat uns der geiſtreiche Vf. nichts mitgetheilt, und doch konnte es nach der Stellung, welche er offenbar in der Geſellſchaft einnimmt (dem Rec. iſt jedoch in dieſer Beziehung nichts bekannt), wohl nicht gefehlt haben, daſs er die perſönliche Bekanntſchaft Sr. Heiligkeit gemacht habe. Rec. würde nicht verfehlen, in dieſer Beziehung hier gleichſam ergänzende Mittheilungen zu machen, wäre dieſes nicht ſchon von ihm im zweyten Bande ſeiner „*Darſtellungen aus einer Reiſe durch Italien*" geſchehen. — Dieſes aber darf er hier wiederholend ſagen, daſs Gregor XVI eben ſo liebenswürdig als Menſch, und hoher Achtung werth als Gelehrter iſt, als er ehrwürdig durch ſeine erhabene Würde ſich darſtellt. Es iſt unmöglich, von dem Papſte zu gehen, ohne ihn für den ganzen Reſt des Lebens lieb gewonnen zu haben. Hier iſt keine Spur von der oftmals den Fürſten eigenen Kälte: ein Wohlwollen ergiebt ſich aus Worten und Mienen, welches die Herzen zu gewinnen, nicht verfehlt. — Jedoch glaubt Rec. annehmen zu müſſen, daſs nur

derjenige in ganzer Kraft dieses fühlen könne, der sich mit dem Papste geläufig in italiänischer, oder vielleicht auch lateinischer Sprache zu unterhalten im Stande ist. — Der Italiäner liebt überhaupt nicht sehr, französisch zu sprechen; und thut er es, so fehlt ihm ein Bedeutendes an der wahrhaft italiänischen Liebenswürdigkeit. — Von Kniebeugungen und Pantoffelküssen ist bey den Vorstellungen der Protestanten nicht die Rede. Der Katholik wird dagegen willig dem sichtbaren Oberhaupte seiner Kirche Ehrfurchtsbezeugungen widmen, die, da hier religiöse Ideen in Betracht kommen, nicht erniedrigend erscheinen können. — Eine allgemeine Freude bewirkte es, als der Papst (durch einen Deutschen, den Dr. *Ahlers* aus Aachen) im verwichenen Jahre von einem Gesichtsübel geheilt wurde, an welchem mehrere Wundärzte Italiens — dieses Landes, wo eben die medicinischen Wissenschaften so kräftig unterstützt werden, und so herrlich blühen — ihre Kunst vergeblich versucht hatten. Wenigen bekannt ist es ausser Rom geworden, dass es ein daselbst sich aufhaltender deutscher General — der Baron *von Lepel*, General-Adjutant des Prinzen Heinrich von Preussen — war, welcher die Veranlassung wurde, dass diese Heilung Statt haben konnte: denn als der Papst nicht einwilligen wollte, dass der genannte Arzt aus so weiter Ferne zu ihm berufen würde, veranlasste dieses jener vortreffliche Mann auf eigene Verantwortung. Die Dankbarkeit des Papstes gegen den Arzt ist ganz eines grossen Fürsten würdig gewesen, und den gedachten General beehrt er seitdem mit dem höchsten Grade seiner Gunst.

Das Aeussere des Buches ist leider nur mittelmässig, und der Druck mit kleinen lateinischen Lettern ausgeführt und keinesweges von Druckfehlern frey. So steht z. B. S. 65 statt *Porta Pia — Porta Via* u. s. w. Der hinzugefügte Grundriss von Rom ist für seine geringe Grösse — ein gewöhnlicher Folio-Bogen — reich an Einzelnheiten, und zweckmässig eingerichtet.

F. K. v. Str.

STUTTGART u. TÜBINGEN, in der Cotta'schen Buchhandlung: *Reise nach Italien im Frühjahr* 1835, von Dr. *Wolfgang Menzel.* 1835. XVI u. 350 S. 8. (2 Thlr.)

Die Reisebemerkungen eines geistreichen Mannes sind die Beschreibung von einem Theile seines Lebens, und die Darlegung seiner eigenthümlichen Ansichten über Gegenstände von mehr oder weniger erheblicher Wichtigkeit. Schon in dieser Hinsicht müssen solche Bemerkungen anziehend seyn. — Aus diesem Gesichtspuncte das vorliegende Werk betrachtet, wird es jedem Gebildeten in einem hohen Grade merkwürdig erscheinen, und Rec., welcher wenige Monate nach Hn. *Menzel*, mit geringen Ausnahmen, auf demselben Wege, als dieser (von Verona bis nach Neapel), Italien durchreiste, hat es mit immer steigendem Interesse zweymal gelesen. Wollte er in den gewöhnlichen Fehler der Menschen verfallen, jedes Urtheil zu tadeln, welches nicht mit ihrem Urtheile, das doch stets aus eigenthümlichen Ansichten entspringt, übereinstimmt, so würde er eine Reihe sogenannter „*Berichtigungen*" aufstellen können; denn eine Menge von Gegenständen machte auf Hn. *M.* einen Eindruck, der sehr von dem unterschieden ist, den sie auf den Rec. machte. Weit davon entfernt, dass ihm dieses unangenehm gewesen, und zu Widerlegungen angespornt hätte, hat er solche Stellen mit doppeltem Interesse beachtet, indem sie ihm Gelegenheit gaben, darüber nachzudenken, woher wohl ein so verschiedenartiges Urtheil über denselben Gegenstand entstehen möge. — Das Vergnügen bey solchen Vergleichungen kam aber, wie er bald inne wurde, daher, dass unser Schriftsteller durchaus geistreich erschien, und dass, wenn man sich in die Gemüthsstimmung völliger Unparteylichkeit versetzt — welches vielen Sterblichen gänzlich unmöglich zu seyn scheint — man ihm zu einem guten Theile auch da Recht zu geben gezwungen ist, wo man im Ganzen und vielleicht Wesentlichen sehr abweichende Ansichten von den besprochenen Gegenständen hat. — Obwohl z. B. das Amphitheater zu Verona keineswegs „klein" (auch selbst in Vergleichung mit dem römischen), genannt werden kann, welches Beywort ihm der Vf. S. 18 giebt; denn sein grösster Durchmesser — es ist nämlich oval — beträgt 450, sein kleinster 360 veronesische Fuss (der von dem Pariser Fuss wenig abweicht), und seine 45 Sitzreihen können bequem, wenn man nämlich jedem Zuschauer anderthalb Fuss einräumt, noch jetzt 22,000 Menschen fassen: so ist doch sein erster Anblick nicht so überraschend, als man glauben sollte, wenn man von solchen Zahlen hört, welches aber unstreitig daher kommt, dass dem Auge ein Massstab fehlt, die ungeheure Grösse zu erkennen. Wäre der Krater (denn als ein solcher stellt sich das Innere eines Amphitheaters dar) mit Menschen erfüllt, so würde man an dem Körper eines jeden einzelnen Menschen einen Massstab haben, und eben so sehr in Erstaunen über den Umfang des Gebäudes gerathen, als einst Joseph II erstaunte, wie sich ihm dieser Anblick bey seinem Eintritte in das Amphitheater darbot. Das römische Amphitheater ist zwar bey Weitem grösser; sein Anblick im Inneren würde aber (leer) nicht viel grossartiger erscheinen, als der des veronesischen, wenn jenes nicht in Ruinen läge. Das ist das grosse Vorrecht der Ruinen, dass sie einen grossartigeren malerischen Effect, als ein wohlunterhaltenes Gebäude machen. Auch in Beziehung auf die Peterskirche zu Rom stimmt Rec. nicht mit Hn. *M.* überein. Ist sie zwar nicht im Sinne des grossen Michel Angelo vollendet, und ist ihre Façade zu palastartig, so sah er dieses unermessliche Bauwerk doch stets, sowohl von aussen, als von innen, mit neuem Vergnügen, und er darf sagen, mit neuem Erstaunen; weit entfernt, die herrliche Kuppel, welche das römische Pantheon noch etwas an Grösse übertrifft, mit „*einem Affen, der auf dem Bäre sitzt*" (S. 244) zu vergleichen. — Doch, mit Aeusserungen

dieser Art muss man es nicht so genau nehmen: sie sind gewöhnlich nur der gesteigerte Superlativ des Ausdrucks, und selten wahrer Ernst. — Wunderschön sind dagegen des Vfs. Bemerkungen über den Dom zu Mailand — welches Gebäude der grosse *Goethe* so ganz und gar verwerflich fand —, die Beschreibung seiner stürmischen Seefahrt von Genua nach Livorno, seine Darstellung eines Ausbruchs des Vesuv — den gesehen zu haben, Rec. den Hn. *M.* beneiden möchte — und vorzüglich der ganzen Südseite von Neapel bis nach Pestum hin. — Nicht weniger anziehend ist Alles, was der Vf. über das Leben und Treiben in Italien sagt, so weit es sich dem Reisenden öffentlich darbietet. Allenthalben erkennt man den geistreichen Beobachter. — Die Künstlerwelt zu Rom, in welcher der Vf. so recht eigentlich lebte, lernen wir durch ihn vorzüglich kennen. In dieser Beziehung ist Hn. *Menzels* Werk selbst als eine Ergänzung von „*Rom im Jahre* 1833" zu betrachten. Durch Ihn leben und wirken vor unseren Augen *Thorwaldsen*, *Wagner*, *Reinhard*, *Koch* u. s. w. Auch wurde er von den deutschen Künstlern freundlich in ihren *Orden* aufgenommen: denn auch zu Rom verkennt man die Hinneigung der Deutschen zu ähnlichen, das Leben erheiternden Formen nicht.

Bey Werken der vorliegenden Art ist Stil und Darstellungskunst eine Hauptsache. In beiden ist Hr. *M.* bekanntlich Meister, und so auch in diesen Hinsichten sein neuestes Buch vortrefflich zu nennen. Es reisst zum Fortlesen hin; wir sehen mit ihm das schöne Italien von Neuem, wir mögen es nun wirklich gesehen, oder nur in der Einbildung geschauet haben. Freylich sehen wir es, wie es sich einem Einzelnen, der doch wohl nicht stets unbefangen schaute, darstellte; aber auch so überwiegt das Grosse und Schöne bey Weitem das Kleinliche und Abschreckende. Wenn aber auch nicht Alles, so muss doch Vieles von dem Letzten auch der wärmste Verehrer Italiens einräumen. — Diese schöne Land völlig unparteyisch zu würdigen, muss unendlich schwer seyn. Welch eine unglaubliche Kluft liegt zwischen den Uebertreibungen *Goethe's*, der schon zu *Roveredo* in solch ein Entzücken gerieth, dass er in seinem Weimar und Frankfurt nur ein Polar- und Wallfisch-Land erblickte, und nun gar zu Verona sich in einer neuen und besseren Welt zu befinden glaubte, und den Jeremiaden eines *Nicolai*, welcher der Meinung ist, dass derjenige „*eine Eselshaut*" haben müsse, und sich „*bis zum Viehe erniedrige*", der in Italien mit Wohlgefallen zu reisen vermöge! — So trägt Jeder sein *Ich* auch nach Italien, und nicht einmal stets das *wahre Ich*, sondern nur zu oft ein geheucheltes. Schämte sich doch eine gelehrte deutsche Dame, als sie Genua und das Mittelmeer verliess, darüber: „*dass sie nicht von Sinnen käme.*"

Möchte Hr. *M.* Musse finden, in einem der nächsten Jahre uns *Frankreich* und *England* auf eine ähnliche Weise vorzuführen. Wir werden stets gern mit ihm reisen, sollten wir auch nicht immer mit ihm einerley Meinung hegen.

F. K. v. Str.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Danzig*, b. Gerhard: *Schul-Disciplin für Landschulen.* 1836. 15 S. 8. (12 gr.)

Vorliegende (nach der Marienburger Schuldisciplin vom J. 1812) ausgearbeitete Schrift kann allerdings auch in anderen Landschulen brauchbar und nützlich seyn. Denn obgleich jetzt nach dem Standpuncte der Erziehung und des Unterrichts mit Recht vorausgesetzt werden darf, dass auch jeder Landschullehrer die dem jugendlichen Alter zukommenden und angemessenen Disciplinar-Gesetze kenne und auszuüben verstehe, so lehrt doch die tägliche Erfahrung, dass nicht nur Elementar-, sondern wohl gar Gymnasial-Lehrer sich hierin nicht in den nothwendigen Grenzen zu halten wissen, und jeden Augenblick Gefahr laufen, eine Ungerechtigkeit zu begehen. Von oben herab sollte daher diese wichtige Angelegenheit nicht nur einer allgemeinen Anordnung, sondern einer genauen Nachforschung und Prüfung in einzelnen Fällen unterworfen seyn, damit der grausame Dämon des Schul-Egoismus (übertriebene Strenge ist doch wohl Zeichen eines dürren, liebeleeren Herzens) sein Unwesen nicht treiben könne.

Zuerst wird das Aeussere der Schule behandelt. Aber besser war es wohl, wenn Aufmerksamkeit, Fleiss und sittliches Verhalten des Schülers als Sterne obenan standen, worauf das Auge desselben stets gerichtet seyn soll.

D. R.

Darmstadt, in Heyers Hofbuchhandlung: *Leitfaden beym Unterrichte in der Naturlehre, Geographie, Naturgeschichte, Geschichte und deutscher Sprache*, für Schüler in der Stadt und in den unteren Classen der Realschulen und Gymnasien von *Paulus Müller*, Freyprediger und Lehrer an der ersten Stadt-Mädchenschule zu Darmstadt. 1836. (8 gr.)

Der Vf. beabsichtigt, mit diesem Leitfaden unbemittelten Eltern ein Hülfsmittel für mehrere Unterrichtsgegenstände, als: Naturlehre, Geographie, Naturbeschreibung, Geschichte und deutsche Sprache, zu liefern, um sie des Ankaufs besonderer Lehrbücher darüber zu überheben. Eine wohlgemeinte und dankenswerthe Absicht. Ein dergleichen zweckmässig abgefasstes Buch kann dem Schüler zu Hause noch überdiess auch zur Wiederholung dienen, um sich den Lehrvortrag desto tiefer einzuprägen. Ueber die genannten Gegenstände ist immer das Wesentliche in der Kürze mit möglichster Deutlichkeit beygebracht. Nur in der Geschichte hätten wir da und dort Einzelnes hervorgehoben gewünscht. Der Anhang, welcher eine Uebersicht der wichtigsten Erfindungen enthält, wird als Zugabe auch für Erwachsene willkommen seyn.

D. R.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

FEBRUAR 1837.

KRIEGSWISSENSCHAFT.

Magdeburg, b. Bühler: *Umriſs einer pragmatiſchen Geſchichte des Kriegsweſens im Herzogthume Braunſchweig*, von der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts bis auf gegenwärtige Zeit, ausgearbeitet von einem herzogl. braunſchweig'ſchen Officier. Herausgegeben von Dr. *Carl Venturini*. 1837. 254 S. 8. (1 Thlr.)

Verfaſſer und Herausgeber haben ſich in die Arbeit getheilt, die dem Leſer hier dargebracht wird. Jener giebt (S. 1—211) die Geſchichte des Militärs, welcher dieſer einige Nachrichten über die Zeughäuſer und die Bürgergarden folgen läſst. Eine vollſtändige Entwickelung der Kriegsverfaſſung des Herzogthums Braunſchweig darf man hier nicht ſuchen, und namentlich wird die Vorzeit nur kurz berührt, und in Beziehung darauf bloſs wiederholt, was die bekannten geſchichtlichen Quellen darbieten. Dann folgt, in einer ganz zweckmäſsigen Zuſammenſtellung, eine kurze Geſchichte der Theilnahme des herzoglich braunſchweigiſchen Militärs an den verſchiedenen kriegeriſchen Ereigniſſen der angegebenen Zeiträume, mit einer Angabe der Stärke und Zuſammenſetzung der jedesmaligen Heerhaufen, ſowie ihrer Führer. Die von Zeit zu Zeit in der Bildung des Corps vorgenommenen Veränderungen, deſſen Eintheilung und Kleidung werden ſodann mitgetheilt, und endlich über die neueſte Geſchichte ſeit 1809, unter Beybringung von Namenregiſtern der jeweiligen Officiere, Liſten von Todten und Verwundeten u. d. mit einer Ausführlichkeit ſich verbreitet, wie ſie der glorreichen Theilnahme der braunſchweig'ſchen Krieger an den Kämpfen jener thatenreichen Zeit würdig iſt, und den Zeitgenoſſen wenigſtens, obwohl nicht in gleichem Maſse für die Geſchichte, wichtig erſcheinen wird. In den einzelnen Angaben ſind uns einige Irrthümer aufgeſtoſsen. Von der Landmiliz und einem ſtehenden Militär finden ſich die erſten Spuren erſt während und als Folge des dreiſsigjährigen Krieges. Die Erſte ward nicht im J. 1550 durch Herzog Heinrich den Jüng., ſondern unter Friedrich Ulrich durch den Ausſchuſsabſchied vom 5 Febr. 1624 eingeführt; denn die Bewaffnung des Landmanns unter Herzog Julius bezog ſich auf die, zum allgemeinem Aufgebote gehörige Rüſtung. Die Belagerung von Maſtricht durch die Franzoſen i. J. 1794 ward, nicht ſowohl wegen der, übrigens pflichtmäſsigen Vertheidigung der Garniſon, als in Folge des, unter Prinz von Coburg durch die Oeſterreicher bey Aldenhoſen erfochtenen Sieges aufgehoben, welchem bald darauf die groſse Schlacht bey Neerwinden folgte.

Bey der löblichen Mühe, welche der Vf. ſich gegeben, die mitgetheilten Nachrichten möglichſt vollſtändig zu liefern, iſt zu bedauern, daſs er über den Sold der Truppen keine Angaben zu machen, die Koſtenetats für das Militär in den verſchiedenen Zeitabſchnitten beyzubringen nicht vermocht hat. Es würden daraus belehrende Aufſchlüſſe, wie über die verhältniſsmäſsige Koſtbarkeit des Miltärs überhaupt, ſo auch über die Stellung der Officiere und Gemeinen gegeneinander hervorgehen. Vormals war die Löhnung nicht ſo ſehr verſchieden, wie ſie jetzt unter den einzelnen Stufen der Angeſetzten es iſt. Aus der ſchrofferen Unterſcheidung der Geſellſchaftsclaſſen allmälig hervorgegangen, ſcheint jetzt, wo alle Stände gleichmäſsig kriegsdienſtpflichtig ſind, eine rückgängige Annäherung zu dem alten Soldverhältniſſe der Billigkeit zu entſprechen. Uebrigens ſtellt dieſe geſchichtliche Mittheilung den kriegeriſchen Geiſt der Fürſten des Hauſes Braunſchweig in ein helles Licht. Wer auch von ihnen nicht als Heerführer aufgetreten, hat mit wenigen Ausnahmen eine Vorliebe für den Kriegerſtand dargelegt, und, ohne Rückſicht auf den Bedarf und die Verhältniſſe des Landes, Heerhaufen gehalten, die deſſen Kräfte weit überſtiegen. Man half ſich mit fremden Subſidien, zugeſichert, um die Politik des Herzogs zu feſſeln, und von dieſem benutzt, um Einfluſs zu gewinnen, oder warb, den Condottieren des Mittelalters gleich, Heerhaufen zu fernen und dem Lande durchaus gleichgültigen Kriegszügen. Sollte nicht hieraus der auffallende Mangel an würdigen fürſtlichen Gebäuden ſich erklären, durch welchen das Land den meiſten anderen deutſchen Fürſtenthümern ähnlicher, und ſelbſt viel geringerer Gröſse nachſteht? Schon vor den Zerſtörungen der neueſten Zeit, und als die Schlöſſer in Braunſchweig, Salzthalen und Antoinettenruhe noch ſtanden, fand ſich kein Fürſtenhaus, welches u. A. denen zu Coburg, Gotha, Deſſau und Zerbſt hätte verglichen werden können.

Die beiden Beylagen gleichen dem Haupttheile des Buchs in ihrer Anlage, indem ſie die ältere Geſchichte übergehen. Die erſte, von den Zeughäuſern, enthält kein Wort über das frühere Geſchützweſen, die Einführung des Schieſspulvers, der Kanonen u. ſ. w., und beſchränkt ſich gröſstentheils auf Anführung der Namen der beym Zeug- und Rüſt-Weſen ſeit etwa einem Jahrhunderte angeſtellt geweſenen

Officiere. Die zweyte, die Bürgergarde betreffend, geht allerdings in die Vorzeit zurück, aber nur, mit kurzer Andeutung desjenigen, was bekannte Geschichtsschreiber und selbst der Vf. in seiner braunschweigischen Geschichte bereits mitgetheilt haben. Die Hauptsache ist hier, das Recht der Bürgerschaften zu bewaffneten Verbindungen, als durch altes Herkommen begründet, und nie gesetzlich abgeschafft, darzustellen, und gegen Anfechtungen zu vertheidigen, welche wegen einer zwischen der Bürgergarde und dem Militär bemerkten Spannung und einiger Maßregeln der herzoglichen Regierung befürchtet, oder wahrgenommen zu seyn scheinen. So wie das Institut der Bürgergarden in neuerer Zeit erst durch die Ereignisse des Septembers 1830 wieder in Thätigkeit gekommen ist, und einen grösseren Umfang gewonnen hat; so bezieht sich diese Ausführung auch bloss auf gewisse Erscheinungen dieser Zeit öffentlicher Aufregung. Ihr Ziel scheint jetzt schon der Vergangenheit anzugehören; wie denn jene Spannung eben durch die Ausdehnung und das Gewicht hervorgerufen seyn wird, welche man von einer gewissen Seite dem Institute zu geben und beyzulegen trachtete. War in der Benutzung des Tumults jener unruhigen Tage in verschiedener Hinsicht eine unverkennbare Gallomanie in Wirkung getreten, so hatte sie sich auch bey Ausbildung der Bürgergarde thätig gezeigt. Wenn das altdeutsche Institut der Stadtmilizen, für innere Ruhe und Abwehrung auswärtiger Gewalt, in jeder Stadt vereinzelt bestanden, und Verbindungen der bewaffneten Bürgerschaften nur in Fällen besonderer Bündnisse, oder allgemeiner Landeskriege Statt gefunden hatten, so sollten jetzt die Bürgergarden aller Städte in Einen Verein treten, und dem selbstgewählten Befehlshaber derselben in der Hauptstadt, als gemeinsamen Chef, unterworfen seyn, und so, wie in Frankreich unter Lafayette, eine grosse Körperschaft bilden, welche durch fortgesetzte Correspondenz zu einem gemeinschaftlichen Ziele, auch in staatsrechtlicher Hinsicht, mit vereinten Kräften zu wirken, wo nicht bestimmt, doch geeignet gewesen wäre. Der Gegensatz einer solchen Einrichtung zu dem monarchischen Princip überhaupt, und zu der braunschweig'schen Verfassung besonders, musste einer übereinstimmenden Beurtheilung derselbem entgegenwirken, und die Zeit diejenigen Modificationen herbeyführen, welche später dem Institute die gebührende Stellung angewiesen haben. Dass diese Modificationen keineswegs von einer Eifersucht der Fürstengewalt ausgegangen, vielmehr zum eigentlichen Besten der Bürgerschaften getroffen worden sind, wird Niemand verkennen, dem die Wirkungen des anfänglich in Anspruch genommenen strengeren Dienstes nicht unbemerkt geblieben sind. Die Kosten der Dienstkleidung und ungewöhnlichen Lebensweise auf Wachen, bey Uebungen und Revüen, der Wetteifer des Aermern mit dem Bemittelten, die Entwöhnung von stiller Häuslichkeit und einförmiger Arbeit, haben eben so nachtheilige Früchte gebracht, als zwecklos die damals dem Institute zugedachte Ausdehnung gewesen seyn würde, unter Umständen, wo dem Lande ein Krieg, nur in Verbindung mit den anderen Bundesstaaten, bevorstehen, und dann nur in den seltensten Fällen ein Aufgebot aller Staatsbürger erfodert werden kann.

Druck und Papier sind mittelmässig, jener ist durch viele Druckfehler entstellt.

V — W.

Berlin, b. Schlesinger: *Handbuch der Geschichte der Feuerwaffen-Technik*, von Dr. *Moritz Mayer*, königl. preuss. Hauptmann. 1835. VI u. 298 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Das Bestreben des Vfs., die Militär-Technik von der Artillerie zu emancipiren und derselben eine eigene Geschichte zu widmen, ist um so verdienstlicher, als bey Beachtung der reifen Ansichten, welche der Vf. in dem Vorwort über diesen wichtigen Zweig der Kriegswissenschaften entwickelt, die Militär-Technik aus ihrem bisherigen untergeordneten Verhältnisse herausgerissen, und die Grundlage für die wissenschaftliche Bildung des Artilleristen wesentlich vereinfacht wird. Die Militär-Technik, als ein selbstständiges Institut, wird sich dann durch freye Entwickelung schnell erheben, und über jede Waffengattung gleiches Licht verbreiten.

Dieses Werk zeigt uns die Geschichte der einzelnen Gegenstände der Militär-Technik bis zum Jahr 1832 inclusiv in lobenswerther Kürze und Deutlichkeit. Wir können jedoch den Wunsch nicht unterdrücken, dass bey einer zweyten Auflage den neueren Erfindungen und Entdeckungen gleiche Aufmerksamkeit, wie den älteren, geschenkt werden möge, was sich von einem so kenntnissreichen Vf. auch erwarten lässt. Man findet z. B. den Einfluss nicht erwähnt, welchen die Elektricität auf das Schiesspulver in vielfacher Beziehung ausübt, worauf schon Graf *Lamartiellerie* in seinen Schriften vom Jahr 1819 hinweist, und welchen *L. v. Breithaupt* in seinem Werke über die Artillerie 1831 durch viele sorgfältig angestellte Versuche bewiesen hat. Zwey Register schliessen dieses Werk; in dem 1sten findet man die Geschichte der einzelnen Gegenstände in chronologischer Ordnung, in dem 2ten sind sie nach Ländern und Artillerieen geordnet. Wenn man in denselben einige Irrthümer antrifft, so muss man die Schwierigkeit der Bearbeitung solcher Register berücksichtigen. So ist es ein Irrthum, wenn man in dem ersten Register, S. 266, unter der Aufschrift „Theorie der Verbrennung des Schiesspulvers“ Jahr 1826. No. 16. S. 247 auf die Versuche hingewiesen wird, welche man in Schweden mit einem Percussionsschloss am Infanteriegewehr und an der Pistole gemacht hat. In dem zweyten Register findet man verschiedene Gegenstände mehrmals aufgeführt, z. B. Brandenburg und Preussen S. 293 und S. 296. No. 5. S. 297 kommt Jahr 1832, No. 17 *drey*mal vor. Auch hätten die im Register vom Jahr1824 mit 3. 4. 7. 8. 9. 10 und 13. bezeichneten Versuche, wie die S. 241 und 242 No. 1. 2. 5. 6. 11

und 12 den betreffenden Ländern oder Artillerieen zugeschrieben werden sollen.

Schliesslich können wir nicht unterlassen, dieses Werk jedem Militär zu empfehlen.

B. W.

LITERATURGESCHICHTE.

MAGDEBURG, b. Rubach: *Handbuch der abendländischen Literaturen und Sprachen* u. s. w., *erläutert durch eine Sammlung übersetzter Musterstücke.* Ersten Bandes zweyte Abtheilung. A. u. d. T.: *Handbuch der Geschichte der italiänischen Literatur.* Herausgegeben von Dr. *F. W. Genthe. Italiänische Dichter.* 1834. 654 S. gr. 8. (2⅓ Thlr.)

Desselben Werkes: Vierten Bandes erste Abtheilung: *Französische poetische Literatur.* 562 S. (2⅓ Thlr.)

Diese alles Lobes würdige Unternehmung, von deren Zwecken und Tendenzen diese A. L. L. 1832. No. 207 bereits Rechenschaft gegeben hat zeigt sich in ihrem Fortgange tüchtig und erfreulich. Die vorliegenden beiden Bände bieten zu einem Urtheil über ihre Gründlichkeit und Vollständigkeit hinreichendes Material dar, und entsprechen durch Geist und Geschmack ganz den Erwartungen, die wir davon selbst hegen, und bey Anderen erwarten durften. In der ersten der hier angezeigten Abtheilungen sind die italiänischen Dichter zur Darstellung gekommen. Ihre Reihe beginnt mit *Guido Guinicelli*, und endet mit *Foscolo* und *Niccolini*, 84 Biographieen von Dichtern und eine entsprechende Anzahl von übersetzten Musterstücken aus diesen enthaltend, so dass das Ganze eine ziemlich lückenlose Uebersicht der gesamten poetischen Literatur Italiens, in ihren wechselvollen und oft contrastirenden Bestrebungen, ergiebt. Es ist zwar unzweifelhaft, dass für den Kenner der Poesie Italiens eine Reihe von feineren Nüancen in den poetischen Tendenzen Italiens auf diesem Umwege durch die Uebersetzung verloren geht, Nüancen, welche keine Kunst des Uebersetzers wiederzugeben vermag; allein der Herausgeber dieser Handbücher hat sich darüber bereits dahin erklärt, dass er bey seinem Unternehmen gerade den Theil von Literaturfreunden im Auge hat, deren sprachliches Wissen entweder noch nicht zu einem vollständigen Ueberblick aller poetischen Erscheinungen eines Volkes ausreicht, oder denen es überhaupt mehr um eine Summe von Uebersichten, wie sie zu einem allgemeinen Urtheil ausreichen, als um sprachliche Vollendung zu thun ist. Diesem besonderen Zwecke entspricht seine Arbeit vollkommen; ja sie gewährt in den genau und höchst sorgfältig gearbeiteten Biographieen und Literatur-Notizen selbst mehr, als zu diesem Zwecke erfoderlich wäre, indem dieser Theil der Arbeit den strengsten und wissenschaftlichsten Bedingungen durchaus genügt. So z. B. gehört die Abhandlung über *Dante* einem ganz wissenschaftlichen Kreise an, und der Reichthum, die Fülle und die Genauigkeit in anderen Biographieen, welche selbst die polemischen Beziehungen erschöpfen, sind nicht bloss an sich Zeugen von dem Fleisse, dem Ernst und dem Urtheile des Vfs., sondern sie scheinen auch zu jedem wissenschaftlichen Gebrauch genügend!

Von den Vorgängern des *Dante* erhalten wir die Biographieen und Dichterproben der drey, *Guido Guinicelli*, *Guittone v. Arezzo* und *Guido Cavalcanti.* Einige geringere Namen werden nebenbey berührt; indess wird uns hier doch eine Lücke fühlbar. Der Sicilianer, Friedrichs von Schwaben und Anderer, gar nicht zu gedenken, hätte doch des *Bonagiunta von Lucia*, des *Brunetto Latini* und Anderer gedacht werden müssen. Von *Dantes* grosem Gedicht theilt uns der Vf. einen vollständigen Auszug und Proben aus dem zweyten Gesange der „Hölle" dem 15, 17, 30 und 33sten, dem 4, 7, 16te u. s. w., des „Fegfeuers" und dem 1, 7, 20, 24sten des Paradieses nach eigenen Uebersetzungen mit, welche von Verständniss und Geschmack zeugen. Ein Paar Bruchstücke aus den lyrischen Gedichten, der „*vita nuova*" und des „*Convito*" scheinen uns hier zu mangeln, sie würden die Ansicht von *Dante* bey dem Leser wesentlich erweitert haben. *Cino von Pistoja*, *Tazio Uberti* nehmen den Raum zwischen *Dante* und *Petrarca* ein, von dem eine Reihe schöner Sonnette gegeben, auch eine Ballata und eine Canzone beygefügt ist. Von *Boccaccio* ist die Einleitung zum Admet und Canzonen gewählt; von *Pucci*, *Conti*, *Burchiello*, *Pulci* entsprechende Proben, *Bojardo* tritt mit einem Bruchstück des *Orlando inam.* auf, *Lorenzo Medici*, *Poliziano*, *Sannozaro*, *Macchiavell* (Scenen aus der Komödie *Mandragola* (das Abraumentränkchen) *Bembo* und *Ariost* (*Orlando*, erste Satyre und Sonnette) sind eben so treffend biographisch charakterisirt, als durch geschmackvoll übertragene Proben aus ihrem poetischen Nachlass repräsentirt. Von *Michel Angiolo* hätten wir andere Bruchstücke erwählt, *Ruccellais* Lehrgedicht (die „Bienen") ist auch nicht sein bestes Werk, *Trissin*, *Castiglione*, *Fracastoro*, *Molza*, *Berni*, *Aretino*, *Bern. Tasso*, *Alamanni*, *Casa*, *Caro*, *Guarini*, *Tansillo* waren vielleicht kürzer abzuthun, da sie einer wenig erfreulichen Epoche der italiänischen Poesie angehören; dagegen vermissen wir doch eine Probe der „*Gerusalemme*" von *Tasso* sehr ungern (der zweyte Gesang hätte sie leicht und kurz dargeboten), wenn diess grosse Gedicht auch Vielen ganz bekannt ist. *Chiabrera*, *Tassoni*, *Marini*, *Testi*, *Redi* und *Salvator Rosa* sind erfreuliche Erscheinungen, aber von *Marchetti*, *Lemone*, *Maggi* lässt sich diess kaum sagen. *Tilicaja* steht mit seiner Odengluth allein, zwischen *Menzini*, *Guidi*, *Zappi* und Anderen, von schwachem poetischem Anhauch. Nur *Fortiguerra*, geistvoll, heiter und tiefblickend, erhellt einigermasen das Dunkel von 1650 — 1750. *Metastasio* erscheint nach diesem leeren Jahrhundert als ein poetischer Heros, und selbst *Algarotti*, *Passerini*, *Parini*, *Frugoni* nehmen ihre Stelle mit Recht ein. Gross in dieser Zeit ist eigentlich nur *Carlo Gozzi*, in dem die poetische Kraft seines ganzen Jahrhunderts zusammen gedrängt erscheint.

Savioli und *Pignotti* sind wenig mehr als Lückenbüsser; *Alfieri*, den *L. Tieck*, neuerlich als den Prototyp der *Nichtpoesie* darstellte, dünkt uns nicht solcher Verachtung werth, wenn gleich sein wahrhaft poetisches Gemüth sich in den Mitteln des Ausdrucks vergriff. Unter den Zeitgenossen sind auch ausser *Pindemonte*, *Bertola*, *Gherardo Rossi*, *Aeonti*, *Manzoni*, *Foscolo* und *Niccolini* noch Manche, die zwar noch nicht den in Italien nothwendigen classischen Stempel erkämpft, nichts desto minder aber für die Erweiterung der poetischen Ansichten in ihrem eng umschränkten Vaterlande Verdienste erworben haben. — Unter den zu rügenden Auslassungen ist uns keine so auffallend als *Casti's*, des Vfs. der „*Animali parlanti*" geb. 1721, gest. 1803, der weder in sprachlicher, noch in poetischer Beziehung diese Auslassung verdient, dessen „*Poesie anacreontiche*" zu den originellsten Erscheinungen in diesem Gebiete der italiänischen Poesie gehören, während sein komisches Heldengedicht den Preis witziger Ironisirung der gesellschaftlichen Zustände in Anspruch nimmt, seiner komischen Opern (*il Rè Teodora* u. a.) gar nicht zu gedenken. Die Auslassung dieses Dichters ist daher ein offenbarer Fehler. Auch die *Goldonis* ist nur bedingungsweise zu rechtfertigen, da er in der That mit mehreren seiner Lustspiele auch der *Form* nach poetischen Bestrebungen huldigt. Warum *Silvio Pellico* noch keine Aufnahme gefunden hat, sehen wir gleichfalls nicht ein, da es weder an Nachrichten über ihn, noch an poetischen Leistungen von ihm fehlt. Dieser Mängel ungeachtet, befriedigt uns diess Werk des Fleisses und des guten Geschmaks in dem, was es giebt, durch treffliche Uebersetzungen und einsichtsvoll gearbeitete literarische und biographische Notizen. Zum Schluss müssen wir es noch lobend anerkennen, dass auch die einzelnen Bände gesondert feil geboten werden.

Wir kommen nun zu der vierten Abtheilung, welche in ihrer ersten Hälfte die *französischen Prosaisten* darstellt, und es gereicht uns zum Vergnügen, hier mit unserer Anerkennung nicht zurückhaltender seyn zu dürfen. Die Geschichte der französischen Literatur, welche von S. 1—147 den Sprachproben vorausgeht, ist mit grosser Umsicht und nach reichfliessenden Quellen gearbeitet. Vielleicht verweilt der Vf. zu lange bey der provenzalen Poesie, die im eigentlichen Frankreich doch nie recht *national* war, und ihre besondere Abtheilung erfodert hätte; aber der Ueberblick gewinnt dabey, und eine Menge scharfsinniger Bemerkungen und reicher Notizen theilt dieser Abhandlung den Charakter der Neuheit und einer eigenthümlichen Kritik mit. Die vier Abschnitte dieser Einleitung: „Aelteste (romanische) Literatur und Sprache bis 1050; Provenzale Sprache und Literatur, altfranzösische Literatur und Eigentlich nationale Literatur in Frankreich" umfassen und sondern die sprachlichen Formen des französischen Idioms in seiner Vorbildung gut, und die wechselseitigen Einflüsse der einen auf die andere, bis zur Entwickelung einer ganz nationalen Form, stellen sich deutlich und klar heraus. Die Beyspielsammlung selbst beginnt mit *Ville-Hardouin*, und schliesst mit *Ségur* und *Ch. Nodier*, in der letzten Periode allerdings mit fühlbaren Lücken, und kaum in ihren Hauptrichtungen genügend repräsentirt, da zu ihrer Vervollständigung, ausser den *Rednern*, *Philosophen* und *Geschichtsschreibern*, unser's Bedünkens auch *Salvandy*, *Hugo*, *Balzac* und *Janin* gehört haben würden. Doch wollen wir hier nicht tadeln, was vielleicht zur Vermeidung allzu grosser Ausführlichkeit, auch wenn es wünschenswerth schien, wegfiel; denn die gewaltige Bewegung in der neuesten französischen Literatur mag allerdings der stoffartigen Bewältigung grosse Schwierigkeiten entgegen stellen. Verhältnissmässig scheint uns der Vf. jedoch mit alten Literaturproben allzu freygebig gewesen zu seyn, und die grossen Bruchstücke aus *Ville-Hardouin*, *Joinville*, *Troissarp*, *Sippade*, dem *Anonymus Comines*, hätten kürzer gefasst werden mögen. Von *Rabelais*, aus *Gargantua* und *Pantagruel* dagegen läsen wir gern mehr. Die Uebersetzung ist von trefflicher Farbe, und erweckt den Wunsch, den ganzen unvergleichlichen *Rabelais* in dieser Form zu besitzen. Auch das *Heptameron* der Königin von Navarra und *Marot's* Auslegung des Rose-Romans, giebt ein Verlangen nach grösseren Bruchstücken, und dasselbe lässt sich von *Montaigne* sagen. *Charron*, *d'Urfé* und Cardinal *Richelieu*, *Scarron*, *Pascal*, *Segrais* haben ausgezeichnete Biographieen erhalten. Die Damen *La Fayette* und *Sevigné*, *Réal*, *Bossuet*, *Flechier*, *Racine*, *Boileau*, *Boursault*, *La Bruyère*, *Fénélon*, *Fontenelle*, *Le Sage*, *Montesquieu* der durch die Pers. Briefe, doch nur sehr unvollständig repräsentirt ist, befriedigen durch die lebensgeschichtlichen Notizen, wie durch die mitgetheilten Proben. Mit *Crebillon*, *Barthelemy*, *St. Pierre* und *La Harpe* nahen wir uns einer Periode entschiedener Ausartung, nicht der Sprache, aber der Gesinnung. Von *Voltaire*, der in sich allein ein nicht unwürdiger Repräsentant der gesamten franz. Literatur seyn würde, hätten wir allerdings gern mehr mitgetheilt gesehen, als einen einzelnen Brief an *Deotati*; aber überhaupt scheint es ein leitender Grundsatz des Vfs. gewesen zu seyn, von unbekannteren Namen mehr, als von ganz bekannten zu geben, ein Grundsatz, der sich ohne Weiteres nicht verwerfen lässt. So tritt *Ludwig XVI*. als Autor nicht nennenswerth, mit vier Briefen an *Pius VI* und *Malesherbes* hier auf, die mehr als Curiositäten, denn als Literatur- und Schrift-Proben zu betrachten sind. Neben ihnen hätte *Napaleon* eine Stelle einnehmen müssen. *Chenier*, Md. *Stael*, *Picard*, *Pougens*, *Chateaubriand*, *Ségur* und *Nodier* machen den Beschluss, ohne Zweifel ungenügend, wenn es darauf ankam, die vorzüglichsten Richtungen des neuen Geistes der Literatur oder auch nur der *Sprache* für sich zu versinnlichen.

Druck und Ausstattung sind zu loben: denn die Schrift, klein und eng, ist trotz dem klar und leicht lesbar.

v. L.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

FEBRUAR 1837.

SCHÖNE KÜNSTE.

DRESDEN u. LEIPZIG, in der Arnold'ſchen Buchhandlung: *Sämtliche Schriften von A. v. Tromlitz.* Zweyte Sammlung. 25ſtes Bändchen, *Der Zweykampf.* 1836. 208 S. 8.

26ſtes Bdchen. *Die Berennung von Hohentwiel. — Die Reiſe in die ſächſiſche Schweiz.* 179 S.
27 „ „ *Das Carneval. — Ritter Franz.* 212 S.
28 „ „ *Schloſs Rödelheim. — Das Lotterieloos.* 204 S.
29 „ „ *Der Ordensbruder.* Erſter Theil. 199 S.
30 „ „ „ „ Zweyter Theil. *Die Erſcheinung.* 183 S.

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1837. No. 8.]

Daſs das deutſche Ritterthum am Schluſſe des funſzehnten Jahrhunderts, oder der Periode, worein die Novelle *der Zweykampf* fällt, bereits in den letzten Zügen lag, ſtellt ſich klar heraus durch die Geſchichte des vielfältig im Kampſe erprobten, noch nie bezwungenen, rieſenhaften, franzöſiſchen Ritters *von Bator*, welcher während des Reichstages zu Worms jeden der deutſchen Ritter zum Streite ſodernd, keinen hiezu bereitwillig fand, ſo daſs der ritterliche Kaiſer Max bewogen wurde, durch Annahme des Kampfes die Ehre des deutſchen Namens zu retten.

Der Vf. hat dieſen intereſſanten Stoff zu einer ſeiner ſchönſten Novellen zu verarbeiten gewuſst. Nächſt dem erhabenen Monarchen, den er mit wenigen kraftvollen Strichen in ſeiner ganzen Gediegenheit hinzeichnete, wird der Charakter der jungen Wittwe Gräfin *Adelaide Monbusson* durch ſcharfe Umriſſe hervorgehoben. Die mächtige Gewalt ihrer heimlichen Leidenſchaft für den bereits Vermählten wird von Sitte und Stolz in den Schranken des Anſtandes feſtgehalten. Ein dritter Hauptcharakter iſt ihr Page *Conſtant*, ein junger Troubadour, welcher der ſeiner hohen Dame einzig gewidmeten Gluth der innigſten Gefühle in zarten Liedern und Tönen Luft zu machen ſtrebt. Sich ſelbſt beſcheidend, daſs es ihm von ſeinem Standpuncte aus nicht vergönnt ſey, die Hand nach der beſonderen Gunſt der Herrin auszuſtrecken, erſpäht der Seherblick ſeiner Liebe den wahren Zuſtand ihres Herzens. Und trotz den Qualen des Schmerzes, als ſein Ohr die volle Beſtätigung ihrer Neigung zu Maximilian erlauſcht, bringt er ſich zum Opfer, und wird der geheime Vermittler ihrer mit aller Macht der Vernunft gehüteten Leidenſchaft.

Hr. *von Tromlitz* zeigt offenbar eine groſse Vorliebe für Charaktere, wie ſein junger Provençale. Mehr als einmal hat er bereits in den zahlreichen Schilderungen, die wir ſeinem Talente verdanken, Pagen aufgeſtellt, die im Inneren groſse Familienähnlichkeit mit einander haben, und nur durch beſondere Nüancirung und die eigenthümlichen äuſseren Verhältniſſe ſich unterſcheiden. Dieſen Conſtant ſchmückt vorzugsweiſe eine entſchiedene Sittenreinheit.

Der vierte Hauptcharakter iſt der Ritter *Bator*, dem, auf den Fall ſeines als gewiſs vorausgeſetzten Sieges über den mit ihm kämpfenden Deutſchen, von der franzöſiſchen Königin, *Anna von Bretagne*, Adelaide zur Gemahlin verheiſsen worden. Dieſen vier Charakteren wird noch hauptſächlich in einem frommen Klausner eine freundliche Hülfsperſon beygeſellt.

Ausgezeichnet, wie der Vf. in ſeinen Darſtellungen aus dem dreyſsigjährigen Kriege und früherer Zeit, das vormalige Schlachtenweſen und Landsknechtstreiben anſchaulich zu machen weiſs, ſo iſt über dieſe Novelle das anziehende Blendwerk der chevaleresken Galanterie mit vorzüglichſten Farben hingehaucht.

Bekanntlich unterlag der franzöſiſche Herausfoderer der Kraft oder Gewandtheit des ritterlichen Kaiſers. Die Umſtände ſind ſo, daſs in dieſer Novelle, wenn ſie befriedigend ausfallen ſollte, der Entſagung ihr bereits vielbebautes Feld nicht ſtreitig gemacht werden konnte. Die von ihrem franzöſiſchen Vaterlande und jeder ehelichen Verbindung durch das liebende Herz abtrünnig gewordene Adelaide endete in einem Kloſter zu Speier ihr Leben, gerade ein Jahr vor dem Hintritte Maximilians. Für Conſtants Herzenswunden fand ſich keine Heilung, als in der Schlacht von Ravenna durch den Tod.

So kurz und verſchieden auch von der eben erwähnten Novelle, dem Inhalt und Tone nach, *die Berennung von Hohentwiel* iſt, ſo ſteht ſie doch der gerühmten von gröſserem Umfange an Intereſſe durchaus nicht nach. Hier waltet wieder das alte, eigentliche Soldatentreiben vor. Tüchtige, kernvolle Kriegergeſtalten, der biedere, ſtarrſinnige Oberſt *Widerhold* und der edle Menſchenfeind Oberconſtabler *Benedict Kraaz*. General *Mercy's* Strenge und Rechtlichkeit nimmt nicht minder ein, als ſie und die beiden

Hauptperſonen, Lieutenant *Werner* und die holde, achtzehnjährige *Johanna.*

Schwerlich ſtammt der uns nunmehr bey Gelegenheit der „*Reiſe in die ſächſiſche Schweiz*" in Dresden auf der Brühlſchen Terraſſe begegnende *Aſſeſſor Werner* von dem im Jahre 1644 lebenden ehrenfeſten Lieutenant dieſes Namens ab. Wenigſtens hätte gewiſs der Vf. es berührt, wenn die Namensgleichheit kein Werk des blinden Zufalls allein wäre. Die Verwandtſchaft des geckenhaft windigen Aſſeſſors gereichte auch dem mehr als zwey Jahrhunderte älteren, wackeren Kriegsmanne keineswegs zur Ehre. Vielleicht bezweifelte ſogar aus ähnlichem Grunde mancher Leſer die Schweſterſchaft dieſer (übrigens heiter gehaltenen und mit einigen hübſchen Einfällen verſehenen) Novelle aus der neueſten Zeit mit den beiden alterthümlichen, von denen ſo eben die Rede war, hätte nicht der gemeinſchaftliche Erzeuger durch Hinzufügung ſeines Namens auch dieſe Reiſe in die ſächſiſche Schweiz als ſein Kind anerkannt.

Im *Carneval* erhalten wir die Fortſetzung der mehrgenannten Reiſe. Wir wünſchen mehr, als wir hoffen, daſs die heilige Ehe, mit welcher der luſtige Aſſeſſor Werner am Schluſſe des „Carnevals" einen wirklichen Verſuch machen zu wollen ſcheint, ihm den hiezu erfoderlichen Grad von Stetigkeit und Solidität einflöſsen möge.

Ritter Franz iſt eine dem Kriegstreiben im ſiebzehnten Jahrhunderte ganz eigenthümliche Erſcheinung. Zum Heere des Grafen von *Mannsfeld* ſtoſsend, vermehrt er ſolches um anderthalb hundert tapſere Bewaffnete, ohne Sold für ſie zu begehren, und ohne Aufſchluſs über ſein Herkommen zu geben. Zwiſchen ihm und der heldenkühnen *Ida*, des Grafen natürlicher Tochter, beſteht ein Liebesbündniſs, das am Vermählungsabende ſelbſt durch einen Giftbecher zerriſſen wird, welchen die Rache der verſchmähten Liebe einer Nebenbuhlerin Ida's dem Bräutigam zureichte. Dieſer iſt, wie ſich nunmehr ausweiſt, ein Sohn des unglücklichen *Gebhard*, *Truchſeſs von Waldburg*, den ſein Abfall von der katholiſchen Kirche um das Kurfürſtenthum Cöln gebracht hatte. Eine vorzügliche Friſche der Farben und der lebendigſte Wechſel der Geſtalten und Ereigniſſe verſehen die Novelle mit ungemeinen Reizen. Unter Kriegsmuſik, Jagdhörnerklang und Harfentönen zum Minneſange flieſsen die Begebenheiten in eine einzige ſüſsmelancholiſche Melodie zuſammen.

Etwas trockener, überhaupt mehr kriegeriſch, als poeſiereich, erſcheint das belagerte *Rödelheim*. *Peter Drilling* und *Speerreuter* ſind zwey derbe, tüchtige Soldatengeſtalten der Vorzeit.

Obgleich Hr. *v. Tr.* die Letzte in der Regel weit öfter, als die Gegenwart, zum Schauplatze für ſeine Schilderungen erwählt, ſo hat er doch ſchon mehrfach bewieſen, daſs er auch unſere Zeit mit dem günſtigſten Erfolge zu benutzen verſteht. Sein *Lotterieloos* bietet hier einen neuen Beleg. Voll Natur und Leben finden wir die Darſtellung des bereits etwas in die Jahre gekommenen Huſarenmajors, dem, als er ſich aus dem Dienſte auf ſein Gut zurückgezogen, die dortige Einſamkeit unwiderſtehlich antreibt, aus der Rolle des Hageſtolzen herauszutreten, und ſich mit einer noch unverehelichten Nichte zu vermählen. Bey 26 Jahren erſcheint das ſchöne Fräulein noch in vollem Jugendglanze. Gleichwohl kann man nicht ſagen, daſs ſie die letzten zehn Jahre ungenoſſen verſtreichen lieſs. Eine Zeit lang hatte Keinem der vielen Bräutigame, deren ſie gewöhnlich in Kurzem überdrüſſig geworden, der baldige Nachfolger gefehlt. Aber eine Kataſtrophe dieſer Art naht heran. In Ermangelung eines jüngeren wird daher der Antrag des veralteten Oheims von ihr angenommen. Doch ſchon nach wenigen Wochen ſtellt ſich ihr die Grauſamkeit ihrer Zukunft in ſolchen Armen vollſtändig heraus. Gleichwohl kann die Huldigung eines jungen Referendars, den ſie kennen lernt, darum keinen Anlaſs zum Bruche mit dem nicht mehr jugendlichen Bräutigam werden, weil der neue Anbeter ſo arm iſt, wie ſie ſelbſt. Der Alte ſchöpft Argwohn, und zweifelt bereits ebenfalls an einem glücklichen Erfolge der projectirten Ehe. Da erſcheint der bekümmerten Braut in der Perſon des aus der Reſidenz herzueilenden Referendars ein Glücksbote, und zugleich das Glück ſelbſt. Er bringt die Nachricht, daſs dem Lotterieloofe, welches der Major, auf die Bitte der Braut, dieſer in der Reſidenz kaufte, der Hauptgewinn zugefallen ſey. Der Oheim und Bräutigam ſcheint die Gefühle und Wünſche in dem Sturme des Buſens der Nichte und Braut wahrzunehmen. Unter der Vorſtellung, daſs der Reichgewordenen eine beſſere Partie nunmehr gar nicht fehlen könne, erbietet er ſich zum Zurücktritt. Nach kurzer, ſchwächlicher Weigerung, ſoviel Groſsmuth anzunehmen, entſchlieſst ſich die Nichte dazu, und der Oheim bietet ſeine Hand ihrer jüngeren Schweſter an, die, wie ihm inzwiſchen bekannt geworden, beſondere Neigung zu ihm gefaſst hat, und in ſittlicher Hinſicht groſse Vorzüge vor ſeiner zeitherigen Verlobten beſitzt. Unter ſolchen Umſtänden ſteht die Gewinnerin des groſsen Looſes nicht an, eine gleiche Verbindung mit dem Referendar einzugehen. Aber die Nemeſis kommt, ihr, wegen ſo manches früher durch ſie düpirten Bräutigams, das neue Glück wieder aus der Hand zu reiſsen. Es findet ſich nämlich, daſs ein Irrthum eingetreten, daſs eine andere Numer, als die ihrige, das groſse Loos gewonnen hat. — Der gänzliche Mangel an Neuheit in dieſer ſchon gar oft vorgekommenen Löſung wird vergeſſen über der lebenvollen und anmuthigen Darſtellung.

In dem *Ordensbruder* führt unſer Dichter ſeine Leſer weiter, als gewöhnlich, in die Tage der Vergangenheit zurück. Die Erzählung ſtammt aus dem vierzehnten Jahrhunderte. In den Kämpfen des deutſchen Ordens mit den Heiden hin- und hergezogen, taumelt der Leſer unter dem bunteſten Wechſel, zum Theil gar wilder Situationen, raſch herum. Allerdings iſt das Thema, der Streit zwiſchen Chriſtenthum und Paganismus, mehrere Jahrzehente früher durch die unabläſſigen Verſuche dichtender und zeich-

nender Kunst in Deutschland so gründlich ausgefochten worden, dass abermals noch zwey Bände davon Manchem zu viel dünken könnten. Doch muss man dem Vf. die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dass er gegen das Heidenthum nicht ganz so lieblos handelt, wie es der damalige Gebrauch mit sich brachte.

Die Erscheinung, welche das Bändchen beschliesst, ist eine von dem Vf. während seiner militärischen Laufbahn in Saragossa selbst gemachte Erfahrung. Recht einnehmend vorgetragen, hält diese Gespenstergeschichte in fortdauernder Spannung. Freylich aber theilt sie mit allen dergleichen Historien, an die eine natürliche Auflösung sich anknüpft, die unangenehme Eigenheit, von dem Momente an, wo sie aus dem höheren Kreise des Wunders in die wirkliche Welt herabfallen, das Interesse immer mehr einzubüssen.

— m —

Leipzig, b. Köhler: *Miss Sedgwicks Erzählungen und Novellen.* Aus dem Englischen (,) mit Einleitung von *L. Rellstab. Hope Leslie*, oder *sonstige Zeiten in Massachusetts.* Erster Band. 260 S. Nebst Bildniss der Verfasserin. Zweyter Band: *Hope Leslie.* 2ter Bd. 268 S. Dritter Band: *Die Familie Linwood* (,) oder: *Es sind nun sechzig Jahre in Amerika.* Nebst Vorwort. XVI u. 400 S. 1ster Theil. Vierter Band: *Die Familie Linwood.* 2ter Theil. 390 S. 8. (5 Thlr. 12 gr.)

Ein früherer witziger Schriftsteller meinte, es werde mit aller Romanen-Schriftstellerey in Deutschland ein Ende nehmen, wenn die Polizey strenger und die Postwagen schnellfahrender würden. Was würde der Mann erst von nordamerikanischen Romanen sagen, würde er an deren Möglichkeit bey einem Volke glauben, das Alles, was nur entfernt an Einbildungskraft streift, von sich warf, das bloss die crasseste Realität anerkennt, bey Leuten, die beym Anblick des Niagarafalles von einer kleinen Diffidenz in einer Rechnungsbilanz reden können? — Dass die heutigen Bürger der amerikanischen Freystaaten zu Romanenhelden völlig unbrauchbar sind, geben stillschweigend selbst ihre Schriftsteller zu; wo sie Begeirung, poetische Gefühle und Ideen brauchen, nehmen sie frühere Zeiten, vor allen die des Freyheitskampfses, zu Hülfe, wo der jetzige Geldhochmuth und sich überhebende Eitelkeit noch ein auf Thaten sich gründender edler Stolz war; das Meer thut seine Unermesslichkeit auf, und die Ueberreste der Indianer stechen mit ihren dichterischen Auffassungen und Ausdrücken recht erquicklich gegen die puritanische Langweiligkeit und die kaufmännische Nüchternheit ab. — Auch unsere Schriftstellerin hat ein Gleiches gefühlt, und daher die erste Erzählung ins 17te Jahrhundert, die zweyte in die Zeit kurz vor, während und nach dem Befreyungskriege versetzt. Dass sie eine Amerikanerin mit Leib und Seele ist, dass sie in ihrem Gleichheitsgefühle keine intellectuellen Grössen anerkennt, wollen wir ihr nicht so hoch anrechnen, auch nicht, dass sie auf die Europäer geringschätzende Blicke wirft. Ist auch ihre Sittlichkeit keine lieblose Splitterrichterey, nimmt sie doch an, dass der Methodismus nicht Alle nach seinen Meinungen messen und zugeben solle, dass man ein guter Christ seyn könne, wenn man auch Gott nicht als einen finsteren Geist sich denke, abhold jeder freudigen Regung in der Menschenbrust. — Einmal sogar kommt ihr eine Ahnung, dass es in den Urwäldern, an den Flüssen mit den beblümten Ufern schöner gewesen seyn könne, als auf dem ausgerodeten Lande, bey den durch klappernde Mühlen eingeengten Strome; doch diese unwillkürliche Ergiessung büsst sie gleich durch die Bemerkung ab, dass es „dem Vernünftigen und Gebildeten nicht gestattet sey, Stämme menschlicher Wesen zu bedauern oder zu bewundern, welche lebten und starben, ohne ein Zeichen ihres Daseyns zu hinterlassen.“

Hope Leslie, obgleich unter Puritanern erzogen (deren Gespräche mehr abgekürzt werden konnten, als es, laut Vorwort, der Uebersetzer gethan), ist ein heiteres, anziehendes Wesen, wohlwollend, klug und von thätiger Geistesgegenwart, die keine Gefahr, keine Anstrengung scheuet, wo es gilt, ihre Freunde zu schützen, und das natürliche Recht gegen das eingebildete, das des Buchstabens, zu vertheidigen. Ein Häufchen Indianer rächt die Unbilden, welche ihr Volksstamm erfahren, an Hopes unschuldigen Pflegeältern; ihre Schwester wird mit hinweggenommen, die Pflegemutter und die Kinder getödtet, bis auf dessen ältesten Sohn, zu dessen Retterin sich später die Tochter des Häuptlings aufwirft, und für ihn den Arm verliert. Diese Indianerin, Majawisla, ist bedeutender, als Hope, erhaben, ihr Verstand durch den Aufenthalt in einer gesittigten Familie gebildet, ohne dass sie an der poetischen Gesinnung, der geistigen Kraft eines Naturvolkes dadurch einbüsste. Bald Beschützerin, bald Beschützte, liebt sie, gleich Hope, und eine sanfte, etwas farblose Puritanerin, Esther, den muthigen, fröhlichen, geistvollen Everell, der seine Ausbildung in England vollendete, der bey den Ueberfällen, Entführungen und Rechtsstreiten überall die Hand im Spiele hat, und sich eben so entschlossen, als gewandt und wohlwollend zeigt. Durch sonderbare, aber nicht unnatürliche Verwickelungen, glaubt sich Everell nur von Esther geliebt, mit der er sich verlobt, bis diese die Wahrheit entdeckt, und der Freundin, die schon als Kind Everell geneigt war, nicht mehr ein Hinderniss für die Rechtmässigkeit ihrer Liebe ist. Alles Unrecht ist gleich im Anfange der Erzählung abgethan; dann entsteht auch aus dem scheinbar Schlimmsten nur Gutes, die Ränke fallen auf die zurück, welche sie geschmiedet; die unglückliche Rosa, welche einem nichtswürdigen Verführer übers Meer folgte, tödtet, ausser ihrem zerrütteten Daseyn, kein edles Daseyn, als sie das Schiff des Corsaren in die Luft sprengt.

Die *Familie Linwood* in der bewegten Zeit des amerikanischen Krieges, lässt mehr in das Innere der Familien blicken, und dort den Parteyenkampf wahrnehmen, als dass sie sich mit Schilderungen von Gefechten und Schlachten und diplomatischen Verhand-

lungen abgäbe. Die Vfn. hat wohl erwogen, dafs Dinge der Art aufser dem Bereiche der Frauen liegen, nur das durchaus Nothwendige in ihrer, die Spannung bis zuletzt aufrecht haltenden Gefchichte hat fie angeführt. Washington tritt mit ernfter Würde, La Fayette mit fröhlicher Gutmüthigkeit, der englifche General Sir Henry Clinton mit Anftand auf. Der Schein mufs dem Seyn weichen, die Tory's werden zu Whigs, und Vernunftheirathen kommen an die Reihe. Auch hier wird entflohen, entführt und gerettet, wobey der fich willig aufopfernde, bey allem Blödfinne pfiffige Kifel gar tüchtig eingreift. Er würde uns noch mehr anziehen, wenn er nicht fchon als Davie Gallatley in *Scotts* Waverley uns eine bekannte Figur wäre.

Die Ueberfetzung ift vortrefflich, und *a priori* zu urtheilen, verbeffert fie ficherlich das Original durch Erläuterungen im Texte felbft, und durch Zufammenziehen. Eine wunderliche Verdeutfchung eines Motto's kann nicht für Unkenntnifs, fondern blofs für Grille genommen werden; denn „ward, unverändert, ftatt Stab, in dem Vergnügen ift die magifche Wand, die recht geführt", entftellt zu fehr den Sinn, als dafs ein Ueberfetzer von folchem Werthe, wie diefer, fich eine folche Nachläffigkeit erlauben follte.

n.

Berlin, b. Duncker u. Humblot: *Wilibald Alexis neue Novellen.* 1836. Erfter Band. 408 S. Zweyter Band. 374 S. (3 Thlr. 8 gr.)

Die Welt liebt Abwechfelung, und diefe reicht uns hier der Dichter. Es wäre das Zeichen eines ganz verdorbenen, abfichtlich eigenfinnigen Gefchmacks, wenn keine der dargebotenen Gaben anfprechen follte. Dafs dem Einen die, dem Anderen jene mehr zufagt, ift im Laufe der Dinge gegründet. Rec. ift weit entfernt, der Neigung Gefetze vorzufchreiben, und will daher mehr den Inhalt angeben, als auf Afs und Gran den Werth auf feiner Wage beftimmen. Bey einem Autor, wie *Wilibald Alexis*, ift im Voraus anzunehmen, dafs ein ganz unwichtiges Werk ein undenkbares fey.

Victoire Charpentier mufs in dem Papierdamme der Revolutionsgefchichten eine treffliche Unterlage geben; fie ift originell, von innerer und äufserer Wahrheit; die Gefinnung, fowohl im Werden, als im Beharren und im Wechfel, fehr gut motivirt; die Zuftände, die Rettungen fpannend und überrafchend; das Gefühl kräftig, ohne weinerliche Empfindeley.

Das *Dampfschiff* perfiflirt das Dampfwefen im Allgemeinen, was fich von den Waffer- und Landftrafsen, Fabriken und Manufacturen, in die Köpfe der Menfchen, vor Allen, wenn fie Reifeberichte fabeln, verftiegen hat.

Der *Begnadigte* fpottet über Mädchenlaunen und Ueberfchwenglichkeit der Empfindungen und Ideen junger Schwärmer, deckt aber auch die Nachtheile der buchftäblichen Auslegung der Gefetze auf, die durch ihre Vollftreckung den Verirrten zum Böfewicht erzieht.

Der *Vater im Schnee* ift durch feine rührende Wehmuth ein Balfam auf die Wunden, welche das Herbe, Unverföhnbare in der vorangehenden Erzählung dem fühlenden Herzen fchlugen.

Die *Grofsmutter*, welche den zweyten Band eröffnet, künftlich entworfen und verwickelt, und in fteter Spannung erhalten, deutet darauf hin, dafs nur in der Wahrheit dauerndes Glück beftehe, dafs die Lüge immer neue erzeuge, und zuletzt den tödtlichen Fallftrick dem anlege, der das Seyn über dem Schein verlernte, und der das Gewiffen durch den oft beftrittenen, noch öfters ausgeübten Satz befchwichtigte, dafs der Zweck die Mittel heilige.

Es weifs Niemand, woher der Wind kommt, bringt einem Präfidenten den Schwiegerfohn, welchen er am wenigften leiden mag, gleichfam aus der Luft ins Haus, wobey der wackere Mann noch allerley witzige Invectiven über Rechtspflege, und was damit zufammenhängt, zu hören hat.

Die *Parlamentswahl* kann nur dem übertrieben fcheinen, der nie erfahren, wie wankelmüthig das wahlfähige England fey, und auf welche wunderliche Ueberredungsgründe man finnt, die Stimmen zu gewinnen. Ein heiterer Schlufs ift bey den meiften Dingen der beffere. Diefes Glaubens eingedenk, hat unfer Novellift auch mit dem ergötzlichen Schwank die Sammlung gefchloffen, die wir jedoch nicht beendigt, vielmehr bald fortgefetzt wünfchen.

n.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Strafsburg*, b. Treuttel, Würz u. Schuler: *Blätter aus dem Hain.* 1836. VII u. 104 S. 12.

Leider nur Blätter, ohne Duft und Mark, welche, in mitunter recht kraufen Krümmungen, Abftracte, Tugenden, Gröfsen, Helden, Frankreichs Auferftehen 1789, und Aehnliches befingen, fich ohne fonderliches Glück in der dramatifchen Form verfuchen, und fchliefslich den Beweis liefern, dafs zwar die Strafsburger Mundart der allemannifchen verwandt ift, aber dafs es zweyerley fey, ob *Hebel* darin dichtet, oder ob ein Anonymus Verfe darin fchreibt, die in dem Augenblicke, wo fie entftanden, wie die Decadenzeit, für Gedichte aufgenommen werden konnten, aber von den Nachkommen eine folche Meinung nicht erwarten dürfen.

n.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

FEBRUAR 1837.

MATHEMATIK.

Göttingen, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Lehrbuch der reinen Mathematik*, von *Georg Carl Justus Ulrich*, Doctor der Philosophie und ordentlichem Professor der Mathematik zu Göttingen. Mit 5 Steintafeln. 1836. XII u. 674 S. 8. (2 Thlr. 20 gr.)

So viel wir auch Lehrbücher der sogenannten reinen Mathematik besitzen mögen, so machen doch dieselben eine fernere Bearbeitung nicht unnöthig; denn im Allgemeinen findet hier gar viel Nachsprechen und Wiederholen desselben Statt. Eine wahrhafte Bearbeitung verdient daher immer dankenswerthe Anerkennung. Durch vorliegende hat sich der Vf. aber um so grösseren Dank erworben, als sie das Resultat des anhaltendsten, sorgfältigsten Fleisses, und einer beynahe zwanzigjährigen Erfahrung ist, die derselbe als Lehrer im Vortrage der Wissenschaft gemacht hat. Des Vfs. Vortrag und Darstellung der Wissenschaft ist schon längst durch dessen treffliches Lehrbuch der Stereometrie und der beiden Trigonometrieen, und durch dessen ausgezeichnetes Lehrbuch der praktischen Geometrie und Geodäsie (in 2 Bänden) rühmlichst bekannt. Schon hievon darf man den Massstab an diese neue Arbeit legen; Rec. aber gereicht es nur zum Vergnügen, das Verdienstliche derselben auszusprechen. Es ist bekannt, was der geistreiche *Thibaut* gewirkt, und wie viele Schüler er gebildet hat. Seine Wirksamkeit war indess vorzüglich an sein lebendiges Wort geknüpft; seine Schriften aber, namentlich sein Grundriss der reinen Mathematik, enthält, neben vielem Guten, Wahren und wahrhaft Verdienstlichen, auch viel Falsches und Irriges. Können sich nun auch seine Schriften jetzt nicht mehr jener bedeutenden Wirksamkeit erfreuen (aus sehr nahe liegenden Gründen): so sind doch durch dieselben wissenschaftliche Vorurtheile und Irrthümer ziemlich mit in Umlauf gekommen. Hier zeigt sich uns nun der Vf. als würdiger Nachfolger und Schüler *Thibauts*, indem derselbe wohl das Gute und Brauchbare, das wissenschaftlich Werthvolle des Vorgängers zu würdigen versteht, das Irrige aber zu vermeiden und zu verbessern, und das Mangelhafte zu ergänzen bemüht ist. Diess gilt namentlich von der Potenzenlehre (deren willkürlicher Begriff hier mit Recht verworfen worden ist) und in der Lehre von den entgegengesetzten Zahlen. Diess Verdienst war zu erringen. Wie sehr jene Irrthümer noch herrschen, das sehen wir in vielen neueren Büchern, namentlich in den Lehrbüchern von *Ludowieg* und *Hunäus*. Erinnern wir uns, welche reiche Schule von Mathematikern immer jene Hochschule war, an welcher der Vf. wirkt, so ist es, wenn überhaupt eine grössere Theilnahme an mathematischen Vorträgen und ein lebendigeres Interesse für mathematische Wissenschaften wünschenswerth ist, als eine höchst erfreuliche Erscheinung zu betrachten, dass der thätige und rüstig fortstrebende Vf. auf solche Weise seinen Beruf erfüllt. Noch ist zu bemerken, dass sich des Vfs. Buch auch ferner auszeichnet durch genaue, strenge Erörterung der Irrationalgrössen, ferner durch ausführliche Behandlung irrationaler Verhältnisse, und endlich durch seine Parallelentheorie. Der Vf. hat sich überall derselben Klarheit befleissiget, welche aus seinen vorhergehenden Schriften bekannt ist, und dadurch zugleich einen nicht geringen Grad von Eleganz im Ausdruck, in den Bezeichnungen, sowie in den Demonstrationen überhaupt, erreicht. Die systematische Anordnung des Ganzen müssen wir als sehr naturgemäss und richtig bezeichnen, und hiedurch sowohl, als auch durch die Gliederung der Lehren im Einzelnen nach Unterabtheilungen mit zweckmässigen Ueberschriften, ist der Vf. dem Zwecke der genaueren Nachweisung des inneren Zusammenhangs der einzelnen Lehren, den er sich gesetzt hatte, nicht weniger förderlich gewesen. Plan und Anordnung gründen sich auf richtige, längst bewährte, speculative, wie auch methodische und praktische Principien, und unterscheidet sich dadurch vortheilhaft von gewissen neueren Darstellungen, die, möchte man sagen, sich in gänzliche Allgemeinheit auflösen, und eine ganz eigene, ideale und einseitige Didaktik befolgen. Des Vfs. Lehrbuch wird sich nicht minder durch seinen reichen Inhalt, als durch seine Darstellung und systematische Form zu einem Leitfaden beym Unterrichte für Lehrer und Schulen eignen. — Wir wollen nun seinen Inhalt näher betrachten, und uns einige Bemerkungen hinzuzufügen erlauben.

Die Arithmetik zerfällt in drey Abschnitte. Der erste umfasst die Grundoperationen, nebst den durch sie unmittelbar zu bewerkstelligenden Rechnungen und Anwendungen. Die Grundbegriffe sind vollständig und allseitig betrachtet, und streng wissenschaftlich entwickelt. Der Vf. hat sehr zweckmässig den Gebrauch der Buchstaben mit dem der Ziffern verbunden, indem er die Fundamentalsätze stets durch ein Zahlenbeyspiel erläutert, alsdann den allgemeinen Ausdruck in Buchstaben hinzufügt, hiedurch aber auf eine sehr leichte, ungezwungene Weise die allgemeine Zeichen-

ſprache einführt, und ſo mit fortſchreitender Entwickelung des Syſtems ſich immer allgemeinerer Darſtellungen bedienen kann, dabey ſich aber nicht in Abſtractionen verliert, ſondern den Blick auf Anwendung gerichtet hat, und deſshalb nicht die nöthigen Specialiſirungen verſäumt. In dieſer Weiſe ſind die Grundoperationen mit ganzen und gebrochenen Zahlen trefflich ausgeführt und mit einer ſo ſyſtematiſch vollſtändigen Begriffsentwickelung, als es ſich nur für den Standpunct wünſchen läſst, von welchem aus und für welchen wir dieſes Lehrbuch zu betrachten haben. Denn es kann hier nicht von Beybringung der erſten Begriffe die Rede ſeyn, wie in einer Elementarclaſſe, ſondern wir müſſen hier wenigſtens allgemeine Schulbildung vorausſetzen, an welche ſich der akademiſche Vortrag, oder überhaupt der eines wiſſenſchaftlichen Lehrers anſchlieſst, um den höheren wiſſenſchaftlichen Geiſt hinzuzubringen. Sehr geeignet iſt für dieſen Zweck die Anordnung, wie im Ganzen, ſo im Einzelnen (hier die Trennung der zuſammengeſetzten von den einchiffrigen Zahlen). Auch an reichlichen Zuſätzen und Folgerungen (über Theilbarkeit der Zahlen, Primzahlen, Rechnungsproben u. ſ. w.) hat es der Vf. nicht fehlen laſſen, und von beſonderem praktiſchem Intereſſe iſt die Darſtellung deſſelben der Näherungsrechnungen bey unvollſtändigen Decimalbrüchen. Den Schluſs dieſes Abſchnitts machen, mit dem Vf. zu reden, die nächſten Anwendungen der Grundoperationen. Dieſe werden hier unter der Lehre von den entgegengeſetzten Zahlen und von den Gleichungen verſtanden. Es iſt zu bemerken, daſs der Vf. um die richtige Darſtellung jener Lehre ſich unverkennbares Verdienſt erworben, insbeſondere dadurch, daſs er die fehlerhafte *Thibaut*'ſche Lehre weſentlich verbeſſert hat. Allerdings bedarf es nicht zweyer urſprünglich einander entgegengeſetzter Einheiten, durch deren wiederholtes Setzen die entgegengeſetzten Zahlen entſtanden gedacht werden ſollen, es findet eine äuſsere (entgegengeſetzte) Beziehung, und durchaus kein Vorrang der einen Beziehung, als der urſprünglichen, gegen die nachfolgende Statt. Die Darſtellung des Vfs. nähert ſich der von *Fries*, welche wir unſtreitig für die einfachſte und richtigſte halten müſſen. Nach des Vfs. Anſicht erſcheint dieſe Lehre als eine angewandte der Arithmetik, indem ſie auf das Beyſpiel wirklich gegebener entgegengeſetzter Gröſsen geſtützt wird. Nach *Fries* aber iſt die Trennung von wirklicher Gröſse und gedachter (Gröſsenbegriff oder Zahl) die Hauptſache in dieſer Lehre; jene Beyſpiele ſind nur Fälle der Anwendung, und die Lehre von den entgegengeſetzten Zahlen iſt eine *reine* Lehre. Dieſe Lehre dringt ſich auf mit der Einführung des allgemeinen Calculs; denn hier, wo die mathematiſchen Operationen ganz allgemein genommen und combinirt werden, müſſen nothwendig die Zahlen bald unter der Bedingung der Addition, bald unter der ihr entgegengeſetzten der Subtraction in Rechnung gebracht erſcheinen. Entgegengeſetzte Zahlen ſind nur ſolche Zahlen, die unter den entgegengeſetzten Bedingungen der Vermehrung und Verminderung, d. h. der Addition und Subtraction in Rechnung gebracht, oder welche ſchlechthin als Vermehrungs- oder Verminderungs-Zahlen gedacht werden — dieſs iſt der reine Begriff der Sache — ein rein ſyntaktiſcher der allgemeinen Arithmetik. Daher iſt die Bezeichnung nothwendig, und keineswegs willkürlich, + und —. Statt jener *äuſseren Beziehungen* müſſen wir alſo ſagen *äuſsere Bedingungen*, denn jene Zeichen ſind *Bedingungszeichen*, und des Vfs. Unterſchied zwiſchen *Beziehungszeichen* und *Beſtimmungszeichen* erſcheint uns als kein anderer, als der von *Operationszeichen* und *Bedingungszeichen*. Unter jenen einfachen Begriffsbeſtimmungen finden wir dieſe Lehre, unſerer Ueberzeugung nach, auf die einzig richtige Weiſe gefaſst, ſo daſs wir den Streit über dieſe Sache durch *Fries* als vollkommen entſchieden und beygelegt betrachten müſſen. — Die Lehre von den Gleichungen iſt ſehr einfach und ſyſtematiſch dargeſtellt, die Begriffe von bedingter und unbedingter Gleichung ſind zum Grunde gelegt, die allgemeinen Geſetze und beſonders bemerkenswerthen Eigenſchaften entwickelt und erläutert, und die Eliminationsmethoden vollſtändig dargeſtellt, auch Winke über das Verhalten und Verfahren bey wirklich gegebenen Aufgaben mitgetheilt, und endlich eine gar nicht ungenügende Anleitung zur Behandlung unbeſtimmter Gleichungen gegeben. Die Grenzen dieſes Abſchnitts ſind nach einem richtig gewählten Plane gezogen, wie ſie uns immer als die natürlichen vorgeſchwebt haben. Dieſe richtige Syſtematik iſt ſehr beachtenswerth. Der zweyte hierauf folgende Abſchnitt bildet wieder ſein geſchloſſenes Ganze durch die Einheit ſeines Princips, nämlich durch den Potenzbegriff, welcher ihm zu Grunde liegt; er enthält die Lehren unter jener Trias der Potenz, Wurzel und Logarithme, und iſt reich an theoretiſch, wie praktiſch intereſſanten Bemerkungen; beſonders verdienen die trefflichen und klaren Erläuterungen über das Weſen der irrationalen Zahlen, dann über die Beſtimmung der Fehler in der Quadratwurzel u. dgl. m., genannt zu werden; auch haben hier die quadratiſchen Gleichungen ihre paſſende Stelle gefunden. Wie der Vf. verſtanden hat, die Vortheile der *Thibaut*'ſchen Entwickelung zu benutzen, und die Mängel derſelben zu vermeiden und zu verbeſſern, wird man auch in der allgemeinen Lehre von den Potenzen und in der Lehre von den Logarithmen ſehen; jene iſt durchaus auf die richtigen arithmetiſchen Principien zurückgeführt, während ſie bey *Thibaut*, wir möchten ſagen, auf eine Illuſion gegründet, und nichts weniger als wiſſenſchaftlich war; nur ſcheint uns die Durchführung derſelben in allen Formen, nach der neueren Weiſe, etwas Allzubreites und Ueberflüſſiges, und die combinatoriſche Vollſtändigkeit über die Grundformen und Hauptſätze hinaus iſt uns ein unbedeutendes Spiel. Denn ſind einmal die Principien und die Bedeutung dieſes einfachen Algarithmus beſtimmt, ſo ergiebt ſich die Beurtheilung und Behandlung aller dieſer Fälle von ſelbſt. Von dieſer Lehre findet der Vf. einen ſehr bequemen und zweckmäſsigen Ueber-

gang zu jener von den Logarithmen, indem er zum Schluſse die Möglichkeit, ein Zahlenſyſtem als ein Potenzenſyſtem zu betrachten, darthut, und der einfachen, richtigen *Thibaut*'ſchen Auffaſſung treu bleibt. Die Bemerkungen und Sätze über die logarithmiſchen Tafeln und die Fehler beym Gebrauche derſelben gereichen dem Buche zum Vorzuge vor anderen, indem ſie beſonders das wiſſenſchaftlich Intereſſante dabey, nämlich das, was die Einſicht in den Gebrauch der Tafeln und in die Anwendung des logarithmiſchen Rechnens überhaupt auf dieſem elementaren Standpuncte gewährt, vollſtändiger liefert. Zu dieſen zwey Abſchnitten der reinen ſynthetiſchen Arithmetik kommt nun noch ein dritter analytiſcher (wozu freylich auch die Gleichungen überhaupt gehört hätten), nämlich von den Verhältniſſen, Proportionen und Reihen, nebſt einem Anhange von den Kettenbrüchen. Mit Recht nimmt der Vf. die Lehre von den Verhältniſſen und Proportionen in Schutz, und nur mit Unrecht und aus Miſsverſtand behandelte ſie *Thibaut* gering, obwohl gewiſs nicht mit vollem Ernſte, da er ſie doch nicht vermeiden konnte. Nur ihre Terminologie kann man verwerfen, und ſich über ſie luſtig machen; aber ſchon die Unvermeidlichkeit dieſer Lehre nach Begriff und Anwendung zeugt für ihre Realität. Der Begriff des Verhältniſſes iſt überhaupt ein philoſophiſcher Grundbegriff, der in der Beurtheilung der Dinge überhaupt, und daher auch der Gröſsen und Zahlen von nothwendigerer Anwendung iſt, und ihn als einen mathematiſchen zu determiniren, kommt eben ſo ſchwierig heraus, als es beym Begriff von Gröſse überhaupt der Fall iſt. Der Vf. ſagt zwar: „Man verſteht im Allgemeinen unter Verhältniſs zweyer Gröſsen oder Zahlen irgend eine aus der gegenſeitigen Vergleichung derſelben abgeleitete Art und Weiſe, nach welcher aus einer von ihnen die andere beſtimmt werden kann.“ Aber wer wird hierauf einen anſchaulich klaren, einen mathematiſchen Begriff von dem, was man Verhältniſs zweyer Gröſsen oder Zahlen nennt, haben, wenn er ihn nicht ſchon anderweit durch Anſchauung und *in concreto* erhalten hat, wo er ihn auch überall mit Leichtigkeit anwendet, ſo gut, wie den von Gröſse. So ſieht man ihn durch alle Anſtrengungen nicht deutlicher werden, und ſo *in abſtracto* kann er es auch nicht werden, man müſste denn glauben, jene philoſophiſchen Kategorieen noch einer weiteren Definition unterwerfen zu können, als ſie bloſs aus den logiſchen Denkformen abzuleiten. In obigen Worten iſt der Begriff nur unbeſtimmt gebraucht, ſowie man ihn bey jeglicher Beziehung zweyer Gröſsen gebrauchen kann; beſtimmt zu reden aber, wird man ihn in mathematiſcher Anwendung nicht anders ausdrücken können, als: die Vergleichung zweyer Zahlen in Beziehung auf Addition und Subtraction, oder in Beziehung auf Multiplication und Diviſion, kurz, hinſichtlich des Gröſseren oder Kleineren, und zwar entweder des *um wie viel* oder *um wie viel mal* Gröſseren oder Kleineren, und die Benennung des *mathematiſchen* und *geometriſchen* Verhältniſſes ſcheint uns demgemäſs eine ganz natürliche zu ſeyn, indem jenes auf bloſses Ab- und Zuzählen zurückkommt, dieſes aber, auf Summiren gleicher Theile, oder Vervielfachung und Theilung in gleiche Theile zurückkommend, ein Meſſen in Begriffen, d. h. der Zahlform nach, iſt, welcher rein geometriſche Begriff ſchon der Bildung der Zahl zu Grunde liegt, indem ſie ſelbſt nichts iſt, als der Begriff von dem beſtimmten *Verhältniſs einer Gröſse zu ihrer Einheit*, ſo daſs alſo hier ſchon der Verhältniſsbegriff da iſt. Er iſt aber auch da bey der Vergleichung nach irgend einem Principe, und namentlich hier bey der Vergleichung der Zahlen hinſichtlich ihrer Gröſse, ihrer gegenſeitigen Ausmeſſung, und durch dieſe Anwendung des Begriffs ſcheint ſich uns die Lehre von den Verhältniſſen und Proportionen nicht nur als eine nützliche, vortheilhafte, und ihrer Alterthümlichkeit wegen zu beachtende, ſondern vielmehr als eine nothwendige und ſelbſtſtändige, herauszuſtellen, indem ſie nichts als die nothwendige Entwickelung und Anwendung eines eigenthümlichen Grundbegriffes iſt. Die Darſtellung des Vfs. zeichnet ſich nicht nur durch Vollſtändigkeit, ſondern auch vorzüglich durch die Ausführungen über irrationale Verhältniſſe aus; der Begriff des irrationalen Verhältniſſes indeſs (welcher doch mit dem der irrationalen Zahl zuſammenfällt, wie z. B. $\sqrt{2}:1$) iſt ſchon früher deutlich gemacht worden; daſs aber die ungleichen Verhältniſſe in der gleichen Weiſe ausgeführt worden ſind, wie die gleichen, ſcheint uns eben ſo überflüſſig, als weitläuftig. Die Lehre von den Ungleichungen überhaupt wäre dann mit gleichem Rechte zu erwarten geweſen. Beſonders verdienen die Bemerkungen des Vfs. über irrationale Verhältniſſe Aufmerkſamkeit, da man in neuerer Zeit dieſen Gegenſtand ſo wichtig zu nehmen begonnen hat. Uns ſcheinen in dieſer Sache zuviel Weitläuftigkeiten gemacht zu werden, indem man ſich nicht darauf beſchränken mag, bewieſen zu haben, daſs ſich Gröſsen, ſie mögen nun commenſurabel ſeyn oder nicht, doch immer wie Zahlen verhalten. Uns ſcheint der Vf. dieſe Lehre ins rechte Licht geſtellt zu haben. So ſehr ſich übrigens dieſes ganze Kapitel durch ſeine einzelnen Partieen auszeichnet, ſo iſt es doch theils durch die durchgehends beobachtete allgemeine und abſtracte Darſtellung, theils dadurch, daſs der Vf. etwas in das andere Extrem der Weitläuftigkeit gerathen iſt, etwas ermüdend. Ein Lehrer aber wird leicht hier für jeden Bedarf den nöthigen Stoff auswählen, und durch beyſpielsweiſe Veranſchaulichung beleben. Die beiden folgenden Kapitel über Reihen und Kettenbrüche, welche hier den Curſus der reinen Arithmetik ſchlieſsen, zeichnen ſich durch ſehr zweckmäſsig gewählten Inhalt bey mäſsigem und angemeſſenem Umfang aus, und ſind nicht weniger durch ihre elegante, als klare Darſtellung erfreuend und anziehend.

Die Geometrie des Vfs. zeichnet ſich durch Reichhaltigkeit und ſyſtematiſche Vollſtändigkeit, und eben ſo durch die Form ihrer Darſtellung, als ihren Gehalt aus, und iſt überhaupt in einer ſolchen Geſtalt geliefert, wie ſie für den Schüler der Wiſſenſchaft

erfoderlich ist, welcher, über die ersten Begriffe und Elemente hinaus, nach höherer wissenschaftlicher Vervollkommnung strebt. Sie gehört zu den vollständigeren Systemen der Wissenschaft, und ist ganz angemessen jener Stufe wissenschaftlicher Reife, welche der Vf. vorzugsweise bey seinen Schülern vor Augen haben musste. Manches Eigenthümliche wird man finden. Im Ganzen beobachtet der Vf. den streng Euklidischen Gang, versteht sich, nach den bequemeren Anordnungen der Neueren, und mit Berücksichtigung der besten neueren Darstellungen. Ueberall aber bemerkt man die selbstthätige Durcharbeitung des Stoffes. Ueber die Grundbegriffe läfst sich der Vf., unseres Dafürhaltens, etwas zu weitläuftig aus; denn diese sind doch von so unmittelbarer schematischer Klarheit, dafs sie durch vieles Definiren eher dunkler, als klarer werden. Die evidenteste Wissenschaft hat auch die evidentesten Grundbegriffe, und es scheint uns gegen das Interesse der mathematischen Darstellung, eine philosophische Behandlung einzumischen. Wir halten dafür, dafs es unmittelbar klar sey, wenn man sagt: *gerade* ist, dessen Theile alle in *einer* Richtung liegen, und eine *gerade Linie* insbesondere ist die Vorstellung von einer einfachen Richtung, und eine *krumme* ist diejenige, die sich mit stetiger Veränderung in der Richtung aller ihrer Theile ausdehnt, so dafs also der Begriff von gerader Linie nur durch den der Richtung definirt erscheint, oder mit ihm ganz zusammenfällt. Der Vf. sagt: „Ohne eine entweder vorhandene oder gedachte gerade Linie ist keine Richtung möglich; eine bestimmte Richtung setzt also eben so, wie eine gerade Linie, zwey Puncte als gegeben voraus u. s. w.“ Allein in diesen Worten liegt eben so, wie in den obigen, dafs die eigentlichen Grundvorstellungen, Ort und Richtung im Raume sind, welche ohne alle weitere Ableitung unmittelbar da sind. — Insbesondere verdient die Parallelentheorie des Vfs. hervorgehoben zu werden; die Lehre vom Dreyecke geht voraus, wobey aber der Satz von der Winkelsumme im Dreyecke weitläuftiger erscheint. Für das eilfte Euklidische Axiom giebt der Vf. einen Beweis durch Anwendung einer fallenden geometrischen Reihe vom Exponenten $\frac{1}{2}$, zu welcher man durch fortgesetztes Halbiren des einen inneren Winkels gelangt, dessen Halbirungslinien sämtlich schneidende sind. Wir müssen uns hier nur auf diese Andeutung beschränken, und diejenigen unserer Leser, die diesen Beweis noch nicht kennen, auf das Buch selbst verweisen. Es ist gegen die Evidenz desselben nichts einzuwenden, wir gestehen aber, dafs wir dem von *E. G. Fischer* unbedingt den Vorzug einräumen zu müssen glauben, der sich unmittelbar auf die einfachen und demonstrative Klarheit habenden Begriffe von Richtung, Richtungsgleichheit und Richtungsunterschied stützt. Wenn es auch nicht pedantisch wäre, einzuwenden, dafs hier der Begriff des unendlich Kleinen mit arithmetischen Wahrheiten angewendet werde (indem ja doch dadurch, wie auch auf viele andere Weisen, deutlich ist, dafs die Sache ihre Richtigkeit hat), so ergiebt sich doch jene Darstellung mit grofser Einfachheit und Ungezwungenheit, und befördert zugleich eine eben so einfache und ungezwungene systematische Entwickelung der Geometrie. Hierauf folgt die Lehre vom Parallelogramm, dann vom Kreise, und dann folgen in einem Kapitel die zu den vorhergehenden Kapiteln gehörigen Aufgaben. Hierauf folgt die Lehre von der Flächenberechnung, und dann von der Aehnlichkeit der Figuren, und endlich die Lehre von den regelmäfsigen Polygonen, der Quadratur und Rectification des Kreises, sämtlich sehr reichhaltig, vollständig und schön ausgeführt. Der Vf. nimmt auch hier stets auf die Verhältnisse irrationaler Gröfsen Rücksicht, und folgt überhaupt oft den *Legendre*'schen Beweisführungen. Dieselben mögen Vorzüge haben, namentlich hinsichtlich einer gewissen Einheit und Gleichmäfsigkeit; aber doch scheinen uns dieselben etwas Unbefriedigendes zu enthalten. Nachdem behauptet ist: „Das Mafs der Fläche eines Kreises ist dem halben Producte des Kreisumfanges in dem Radius desselben gleich,“ wird gezeigt, dafs es unmöglich sey, dafs diese Zahl die Fläche eines mit gröfserem oder kleinerem Radius beschriebenen Kreises bezeichnen könne. Dabey bleibt aber ganz die Frage unberücksichtiget, wie man eigentlich zu der Behauptung jenes Mafses gelange, indem man gleichsam vom Polygon auf den Kreis überspringt, während uns der Uebergang durch die Idee eines Polygons von unendlich vielen Seiten, ganz der Natur stetiger Gröfsen gemäfs, sehr einfach zu geschehen scheint, so dafs sich dann der obige Satz von selbst aufdringt.

Zum Schlusse giebt der Vf. im letzten Kapitel die ebene Trigonometrie. Da des Vfs. Darstellung derselben schon aus dessen gröfserem Werke bekannt ist, so haben wir hier nur zu bemerken, dafs sie hier in derselben Weise, wie dort, gegeben ist, jedoch gedrängter, kürzer und mit Hinweglassung der Theorie des Hülfswinkels, so dafs sie einen Grundrifs abgiebt, welcher eine sehr klare und systematische Uebersicht dieser Wissenschaft gewährt.

Die äufsere Ausstattung des Buches ist sehr lobenswerth. n.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

FEBRUAR 1837.

LITURGIK.

1) Karlsruhe, b. Groos: *Agende für die evangelisch-protestantische Kirche im Grossherzogthum Baden.* 1836. VIII u. 184 S. Royal-Quart. (2 Thlr. 12 gr.)

2) Jena, in der Bran'schen Buchhandlung: *Handagende, oder liturgisches Hülfsbuch für evangelische Geistliche.* Grossentheils nach älteren, und mit besonderer Berücksichtigung der königl. preussischen und sächsischen und anderer Agenden, bearbeitet von Dr. *Gustav Adolph Keferstein*, Garnisonprediger und Diakonus zu Jena. 1835. VIII u. 224. 8. Nebst zwey Musikbeylagen. (1 Thlr.)

Mit dankbarer Anerkennung bezeichnen wir die vorstehenden Agenden als Beyträge zur Ausbildung desjenigen Theiles unseres evangelischen Gottesdienstes, dessen vielfache Mängel und Gebrechen von allen Verständigen und an der Sache Theilnehmenden längst erkannt worden sind. Jemehr nämlich in der protestantischen Kirche das liturgische Princip hinter dem vorher verdrängt gewesenen, von den Reformatoren wieder in seine Rechte eingesetzten doctrinalen Principe schon urspünglich zurücksteht, da jene Männer bey der Feststellung des evangelischen Cultus mehr von dem Grundsatze der Negation gegen die katholische Kirche, als von positiven Grundsätzen geleitet wurden, und je weiter man besonders in neuerer Zeit in den noch bestehenden Cultusformen von der ursprünglichen kirchlich-evangelischen Basis abgekommen war: ein um so erfreulicherer Eifer zu einer durchgreifenden Verbesserung derselben ist nun hervorgetreten. Auch durch Bewegungen, welche das Erscheinen der preussischen Agende hervorrief, ist ein längst gefühltes Bedürfniss zur öffentlichen Angelegenheit geworden. Eine Menge, zum Theil sehr gehaltvoller und gewichtiger Urtheile über diese Angelegenheit sind in Folge desselben hervorgetreten. Man hat erkannt, dass die Willkür und Ungleichförmigkeit, welche bisher in den Kirchen vieler protestantischer Länder in liturgischer Hinsicht herrschte, einen grossen Nachtheil für die christliche Gottesverehrung hat, und auf die Kirche selbst den Schein der Unbestimmtheit und Unsicherheit wirft. Man hat sich über die wesentlichen Principien des evangelischen Cultus verständigt; man fühlt lebhafter den Wunsch einer besseren, zeitgemässeren, glaubensvolleren Bestimmung der liturgischen Formen beym Gottesdienst, und einige neuere Verbesserungsversuche zeigen, wie schon jetzt aus dem Kampfe der widerstrebenden Ansichten und Meinungen das Rechte und Wahre hervorzugehen beginnt.

Unbedenklich zählen wir hiezu die vorliegende badensche Agende, über deren Entstehung wir folgende Bemerkung vorausschicken müssen. Schon im J. 1821 hatte die Generalsynode von B. den Beschluss gefasst, dass zum Behuf der Union beider evangelischer Kirchen dieses Landes eine neue Liturgie für die vereinigte Kirche verfertigt werden sollte. Die Sache ruhete aber, bis endlich der Grossherzog im J. 1830 den Versuch machte, die neue preussische Agende einzuführen. Wirklich wurde auch der Gebrauch der Liturgie nach der preussischen Agende in der Hof- und bald darauf in der Stadt-Kirche zu Karlsruhe eingeführt. Die evangelische Kirchensection lehnte jedoch, mit wenigen Ausnahmen, den Antrag, jene Agende einzuführen, entschieden ab. Ueberhaupt zeigte sich die Geistlichkeit Badens derselben abgeneigt, hauptsächlich auch aus dem Grunde, weil man ihre Einführung als eine Verletzung der Unionsurkunde ansah, und, mit Recht, nur eine Generalsynode für berechtigt hielt, eine neue Agende anzufertigen und einzuführen. Die Regierung beschied sich daher, die Bestimmung der neuen Liturgie der Generalsynode zu überlassen, aus deren Beschlüssen diese Agende hervorging, und durch einen Erlass des Landesregenten vom 26 Mai 1835 die Bestätigung als *Landesagende* erhielt. Mit Recht wurde in demselben den vorgeschriebenen Formularen ein fester, stabiler Charakter gegeben, und Gleichförmigkeit in den liturgischen Verrichtungen gefodert, welche von der ganzen Kirche, als wesentlich und ihren Grundcharakter bezeichnend, anerkannt sind, namentlich bey der Taufe, dem Abendmahle, und den Einweihungsformeln bey der Confirmation, Copulation und Ordination, hingegen soll dem Geistlichen die Freyheit nicht benommen seyn, bey ausserordentlichen Fällen andere Formeln und Gebete zu gebrauchen, wofern nur dieselben im Sinne und Geiste unserer Kirche, die in Christo den Grund ihres Glaubens findet, und in der heil. Schrift „die einzige Norm desselben erkennt" verfasst seyen. Hiemit ist auch der Geist bezeichnet, der in dieser Agende weht. Gleichweit entfernt von einem unbiblischen, traditionalen Dogmatismus, wie von einem nüchternen, inhaltsleeren Deismus, fusst sie auf ächt kirchlich-evangelischen Grundsätzen, und nähert sich in hohem Grade jenem wahr-

haft liturgischen Charakter, welcher den evangelischen Geist, die kirchliche Geschichte und die erbauliche Kraft für sich hat. Die Eigenthümlichkeit und der ausschiessende Charakter des Christenthums, wie er sich besonders in der evangelischen Kirche ausgeprägt hat, ist durch das Hervorheben der Person Christi und die Verbindung derselben mit allen Momenten des Cultus in den Formularen festgehalten. Die Gebete, unter denen auch mehrere umgearbeitete ältere, sind einfach, kräftig, herzlich und salbungsvoll, und haben durchgängig eine ächt biblische Fassung. Eben so gelungen sind die Formulare zu den Anreden bey den Sacramenten uud den übrigen heiligen Handlungen. Sie stehen immer in genauer Angemessenheit zu ihrem Gegenstande, und vereinigen mit Eindringlichkeit, Kraft und Würde eine prägnante Kürze der Sprache. Zugleich gestattet der verhältnissmäsige Reichthum an solchen Formularen die nöthige Abwechselung, und auch die besonderen liturgischen Fälle sind sorgfältig berücksichtigt.

Die wenigen Ausstellungen, die wir zu diesem allgemeinen Urtheile über den Werth dieser Agende hinzufügen, betreffen nur einzelne, zum Theil unerhebliche Mängel. Zunächst bedauern wir, dass es der badenschen Generalsynode nicht gefallen hat, mit den Gottesdienst eröffnenden Altargebeten die in den meisten evangelischen Ländern üblichen sogenannten Collecten und Responsorien zu verbinden, da sie nicht nur den Gebrauch der älteren Kirche, sondern auch ein psychologisch-religiöses Moment für sich haben, indem sie anerkannter Massen sehr geeignet sind, die thätige Theilnahme der Gemeinde an der Gebetshandlung zu wecken und zu unterhalten, und so die Andacht und Feierlichkeit des Gottesdienstes zu erhöhen. Ferner haben viele Formulare zu den Festgebeten einen zu engen Ideenkreis, und lassen eine reichere Anwendung der christlichen Thatsachen und Feste vermissen. — Störend ist es sodann, dass in dem IIten Taufformular der sehr zweckmäsig angezogene evangelische Abschnitt Marc. 10, 13 ff. nicht in den ursprünglich biblischen Worten, sondern durch Umschreibung gegeben ist. — Das Formular zu der Confirmationshandlung läst zwar dem Geistlichen mit Recht in der speciellen Einrichtung derselben Freyheit, und giebt nur Anreden, Gebete u. s. w. zu beliebiger Auswahl. Wir vermissen aber unter den Einsegnungsformeln gerade jene, sowohl durch Alter als Inhalt ehrwürdige und gewichtvolle: „Nimm hin den heiligen Geist“ u. s. w., deren eigenthümliche Kraft die hier gegebenen modernisirten Formeln bey Weitem nicht erreichen. — Die für die Abendmahlsfeier verordneten Anreden und Gebete sind etwas zu lang. Sie sollten wenigstens, zumal da auch die in sie hineinverwebten Einsegnungsworte nicht gesungen, sondern gesprochen werden, um Abspannung der Andacht zu verhüten, und zugleich die Feierlichkeit zu erhöhen, durch einen angemessenen Zwischengesang, etwa das an vielen Orten übliche *Agnus dei*, unterbrochen werden. — Die vorgeschriebene Dispensationsformel theilen wir wörtlich mit. Sie lautet, bey der Darreichung des Brodes: „Christus spricht: nehmet hin und esset! das ist mein Leib, der für euch gegeben wird. Das thut zu meinem Gedächtniss.“ Bey der Darreichung des Kelches: „Christus spricht: nehmet hin und trinket, das ist der Kelch, das neue Testament in meinem Blute, das für euch vergossen wird.“ Es ist nicht zu leugnen, dass diese Formel nicht nur dem Zwecke der Union entsprechend ist, sondern zugleich auch die möglichste Uebereinstimmuug mit den ursprünglichen Stiftungsworten für sich hat.

Wir geben noch eine Uebersicht des Inhaltes dieser Agende: I. *Altargebete;* für die sonntägliche Gottesverehrung 5 Formulare, für die Festtage je eins, zusammen 13. II. *Kanzelgebete;* für den sonntäglichen Frühgottesdienst 4 Formulare; für den nachmittäglichen 2 Formulare; für die festtäglichen Gottesverehrungen — Früh und Nachmittags — zusammen 26. III. *Gebete bey verschiedenen Veranlassungen.* IV. *Gebete am Krankenbette.* V. *Gebete am Sterbebette.* VI. *Gebete bey Beerdigungen.* VII. *Die heilige Taufe;* 6 Formulare, worunter eins für dringende Fälle, eins nach geschehener Nothtaufe, eins bey der Proselytentaufe. VIII. Die *Confirmation;* 3 Formulare. IX. *Das heil. Abendmahl* 4 Formulare, und eins für die Krankencommunion. XI. *Die Trauung;* 2 Formulare. XII. *Die Vorbereitung zum Eide.* — Den Schluss bilden: das unser Vater (?); Segenswünsche am Schlusse des Gottesdienstes; der Segen; Zwischengesänge (bey den Altargebeten am hohen Festtagen), die in einzelnen Liederversen bestehen. — Kostbar ist die äussere Ausstattung dieser Agende.

No. 2 stützt sich auf keine öffentliche Autorität, sondern will nur als Privatsammlung liturgischer Formulare und Andeutungen zum Handgebrauche theils solchen Geistlichen zu Hülfe kommen, denen nur ganz veraltete, oder gar zu dürftige Agenden zu Gebote stehen, theils solchen, denen auch besser ausgestattete Agenden eine zwar genügende, aber doch in sofern unbequeme Handreichung gewähren, als sie gewöhnlich in zu grossem Formate gedruckt und zu voluminös sind, als dass man sie auf Filial- und sonstigen Amts-Wegen ohne Beschwerden bey sich tragen könnte. Wenn nun diese Handagende schon in sofern vielen Geistlichen willkommen seyn dürfte, so verdient sie besonders auch wegen mancher guten Eigenschaft Verbreitung. Zuerst und vor Allem rechnen wir dahin den christlich frommen Sinn, der sich in den darin enthaltenen Gebeten und Formularen ausspricht. Mit sicherem liturgischem Tacte hat der Vf. aus den werthvollsten Agenden, besonders der älteren und mittleren Zeiten, aus den liturgischen Anhängen mehrerer Gesangbücher, so wie aus den besseren liturgischen Sammlungen geschöpft, und auch solche Formulare, welchen der eigenthümliche kräftige und erbauliche Grundton, der in den besseren evangelischen Agenden anklingt, abzugehen schien, nicht ohne Glück in denselben umzustimmen gesucht. Nicht

minder werthvoll und empfehlenswerth sind die muthmasslich von dem Vf. selbst herrührenden Formulare und Gebete. Ein anderer Vorzug dieser Sammlung ist die Reichhaltigkeit derselben und die Sorgfalt, mit welcher darin auf alle nur gedenkbare liturgische Vorkommenheiten Rücksicht genommen ist. Die Angabe der benutzten Quellen unter den einzelnen Abschnitten, so wie die in besonderen Anmerkungen angedeuteten Abweichungen verschiedener Agenden von einander in einzelnen Formularen und Ritualien gewährt das besondere Interesse der Vergleichung derselben nach ihrem eigenthümlichen besonderen Geiste. Zugleich sind die vielen schätzbaren liturgischen Winke und Andeutungen nicht zu übersehen, die der Vf. hie und da eingeschaltet hat. Die das Buch eröffnenden Altargebete (32) sind kurz, kräftig und ihrem Zweck entsprechend. Zu tadeln haben wir nur eine gewisse Monotonie in der gar zu häufig gebrauchten Formel: Gott, *Urquell* des Lichts — der Liebe — des Lebens u. s. f. — Mit Recht hat der Vf. unter den aufgenommenen Responsorien den von Luther herstammenden, durch ihren ächten, unmittelbaren, kindlich gläubigen Gebetston so werthvollen Collecten eine vorzügliche Stelle eingeräumt, und zugleich die Haltpuncte für den Gesang derselben besonders angedeutet. Darin aber können wir Hn. *K.* nicht beypflichten, dass er in mehreren Intonationen die ursprünglichen Bibelworte willkürlich geändert hat, z. B. wenn es heisst: „Das Volk, das im Finstern wandelt, siehet ein grosses Licht. *Respons. „welches ist Christus, der Herr.*" „Herr, kröne das Jahr mit *deiner Güte. Respons. Wir hoffen auf dich.*" Ganz unpassend sind Intonationen, wie die: *Freuet euch mit den Fröhlichen* u. s. w. — Unter den Kanzelgebeten für Sonn- und Fest-Tage befinden sich mehrere treffliche altkirchliche, von dem Vf. mit Recht hie und da abgekürzte und von grellen dogmatischen Vorstellungen und veralteten Ausdrücken gereinigte Formulare. Unter besonderen Abschnitten ist eine reiche Auswahl von Gebeten in Wochengottesdiensten, ingleichen von Formularen zu Fürbitten, Danksagungen, und Abkündigungen geboten. Am reichsten ausgestattet ist die Rubrik der Taufformulare. Sie enthält 12 Formulare für gewöhnliche Fälle (mit Beyträgen aus der alt- und neusächsischen, preussischen, kurpfälzischen, schleswig-holsteinischen und sondershäusischen Agende) und 11 Formulare für besondere Fälle. — In den Confirmations-, Trau-, Beicht- und Abendmahls-Formularen sind die mehr in das Gebiet der Homiletik fallenden Theile mit Recht weggelassen, und nur Andeutungen gegeben worden. — Als eine dankenswerthe Zugabe zu dem Abschnitte der Beichthandlung bemerken wir 28 Themata zu Beicht- und Abendmahls-Reden, desgleichen eine Sammlung meist sehr gut gewählter Bibelsprüche, bey Krankencommunionen zu gebrauchen. — Unter den Taufformularen für besondere Fälle ist unter anderen auch eins bey der Trauung verwittweter Personen, die einander Kinder zubringen, und eins bey Personen, welche in Unehren zusammenkommen. — Auch für die Begräbnisshandlung sind passende Bibeltexte beygefügt. — Die Musikbeylagen enthalten die Melodie des Vater unser nach den ältesten Agenden, und die der Einsetzungsworte aus Luthers: „Deutsche Messe und Ordnung u. s. w. Wittenb. 1526."

Nach dieser schon zu ausführlich gewordenen Anzeige glauben wir diese, von der liturgischen Einsicht, wie von dem Sammlerfleisse ihres Vfs. zeugende so reichhaltige Handagende, in der wir, ausser einer Litaney, nichts Wesentliches vermisst haben, praktischen Geistlichen als ein werthvolles Hülfsmittel sicher empfehlen zu dürfen. Auch der Druck ist gut, nur das Papier etwas zu dünn.

K....r.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Adorf, Verlags-Büreau: *Die biblische Geschichte mit den Worten der heiligen Schrift alten und neuen Testamentes.* Für Schulen geordnet und bearbeitet von *C. E. Sparfeld*, ordentl. Lehrer an der Bürgerschule zu Leipzig. 1836. XVI u. 494 S. gr. 8. (1 Thlr. 4 gr.)

In den „biblischen Geschichten," oder „Auszügen aus der Bibel," welche in der neuesten Zeit für Volksschulen verfasst wurden, wird häufig darin gefehlt, dass man theils die Thatsachen der biblischen Geschichte mehr als vereinzelte Erzählungen, aus aller historischen und psychologischen Verbindung gerissen, als nach ihrem inneren, geschichtlichen Zusammenhange darstellt, wodurch nur ein oberflächliches, anekdotenmässiges Wissen, ohne Halt und Uebersicht, erzeugt wird; theils dass man sich in der Erzählung der heiligen Geschichte zu sehr von der biblischen Sprache entfernt, oder diese zu häufig durch Glossen und Erklärungen von dieser oder jener dogmatischen Farbe unterbricht, wodurch wieder die eigenthümliche Einfalt der biblischen Geschichte und deren hohe Gewalt auf das Kindesgemüth verloren geht.

Diese beiden Fehler nun hat der Vf. unseres Buches glücklich vermieden, und eben darin besteht dessen hauptsächlichstes Verdienst. Er ging nämlich von der ganz richtigen Ansicht aus, dass die biblische Geschichte, als *die Geschichte der göttlichen Offenbarungen*, der Jugend nach ihrer ursprünglichen inneren Verbindung, als eine in sich zusammenhängende Geschichte, mitgetheilt werden müsse, und genau diesem Grundsatze ist der Vf. in der Auswahl des in seinem Buche zusammengestellten Stoffes, so wie in der Art und Weise der Zusammenstellung, gefolgt. Zugleich hielt er sich in der Erzählung möglichst an die Worte der Schrift, nach der altehrwürdigen, noch immer unübertroffenen Uebersetzung Luthers, und erlaubte sich nur dann Abweichungen vom biblischen Ausdrucke, wenn derselbe sprachlich veraltet und unklar, oder sittlich anstössig war. Dass er aber alle und jede Erklärung gänzlich ausschloss, können wir doch nicht ganz billigen, da er bey allem Bemühen, überhaupt nur das Verständlichere zu geben, es doch

nicht hat vermeiden können, eine Menge in der eigenthümlichen Denk- und Sprech-Weise der alten morgenländischen Welt gegründeter Ausdrücke und Begriffe aufzunehmen, die ohne eine erklärende Beyhülfe dem Kinde, oft auch dem gewöhnlichen Volksschullehrer, nicht verständlich sind. Eben so wenig sind wir mit dem Vf. darüber einverstanden, dass er in seiner Darstellung die biblischen Bücher, woraus die einzelnen Abschnitte genommen sind, ganz unerwähnt gelassen hat.

Die Anordnung ist durchaus zweckmäsig zu nennen. Der Inhalt des A. T. ist in folgenden Abschnitten dargestellt: I. allgemeine Vorgeschichte; II. Leben der Patriarchen; III. Geschichte des jüdischen Volks in 7 Zeitabschnitten. Die neutestamentliche Geschichte: I. das Leben Jesu Christi; II. die Geschichte der Apostel, bis zur Reise des Paulus nach Rom. Ungern vermissten wir eine Zeittafel, wie sie höchst zweckmäsig der Inhaltsanzeige des A. T. beygefügt ist. Lobenswerth ist dagegen die Art und Weise, wie im A. T. die gediegensten Stellen aus den poetischen und prophetischen Büchern, und zwar überall möglichst nach ihrer geschichtlichen Bedeutung eingewebt sind. Bey aller Ehrfurcht gegen das heilige Schriftwort, die der Vf. in der Vorrede ausspricht, hat er sich doch in einigen Stellen Willkürlichkeiten in der Darstellung einzelner Facta erlaubt, die wir mit derselben nicht gut vereinbaren können. Wir erinnern zum Beweise unserer Behauptung nur an seine Erzählung der Versuchungsgeschichte, S. 360. Der Vf. sagt: „Jesus ward *vierzig Tage* lang vom Teufel versucht"; unser griechischer Text, so wie auch Luther, wissen nichts von einer vierzigtägigen Versuchung, sondern lassen diese erst am Schlusse jener Zeit anheben. Der Vf. erzählt ferner: „und Jesus ass *nichts* in denselben Tagen;" Matthäus sagt bloss, er habe gefastet. Eben so willkürlich und gegen die schlichte evangelische Erzählung sind folgende Zusätze: und er zeigte ihm „alle" Reiche der „ganzen" Welt „in einem Augenblicke;" und zuletzt: und da der Teufel „alle" Versuchungen vollendet hatte, u. s. w. Doch diess sind Einzelheiten, die dem Werthe dieses Buches im Wesentlichen keinen Eintrag thun, wohl aber ist zu befürchten, dass der hohe Preis, der freylich aus der kostbaren äusseren Ausstattung zu erklären ist, der wohlverdienten und wünschenswerthen Verbreitung desselben werde im Wege stehen. K....r.

Leipzig, b. Schreck: *Die schönste Ostergabe. Ganz kurze und deutliche Beweise für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele.* Ein sehr passendes Confirmations- und Prüfungs-Geschenk. Herausgegeben von *C. F. A. Engelmann.* 1836. 72 S. 12. (12 gr.)

Kein Vorwort giebt uns über Plan und Zweck des Vfs. näheren Aufschluss. jedoch ergiebt sich seine Absicht genugsam aus dem Büchlein selbst. In kurzen, abgerissenen Sätzen, mit Liederversen und Bibelsprüchen untermischt, werden nämlich die Beweise für die Unsterblichkeit der Seele, mit praktischen Anwendungen, angegeben. Die Gründe, welche für diese wichtige Glaubenslehre angeführt werden, sind die gewöhnlichen. Mehrere derselben beweisen freylich nur die Fortdauer der Seele, aber nicht die mit Bewusstseyn verbundene, welche doch allein diesen Namen verdient. Mehr beweiset auch der erste hier angegebene Grund nicht: „dass schon in der Natur nicht das Geringste vernichtet oder verwandelt wird." — Eben so wenig hält der dritte hier angegebene Grund Stich. Der Vf. sagt nämlich: „die Seele ist, ihrem Wesen nach, Gott ähnlich, folglich muss sie ihm auch darin ähnlich seyn, dass sie so, wie Er selbst, ewig ist." Mit gleichem Rechte könnte man sagen: da die Seele Gott ähnlich ist, so muss sie ihm auch in seiner Allmacht, Allwissenheit, Allgegenwart u. s. w. ähnlich seyn. — Als Hauptbeweis für die Unsterblichkeit der Seele, führt der Vf. an: „die grosse Veranstaltung, die Gott durch Jesum Christum, zu unserem Besten, machte. „Hätte er ihn wohl — zur Vergebung unserer Sünden — so viel leiden lassen, wenn es mit uns nach unserem Tode völlig aus wäre? — Gewiss nicht!" Das ist uns keineswegs der Hauptbeweis, wohl aber die Weisheit, die Gerechtigkeit, die Liebe Gottes, und der Umstand, dass Christus die Unsterblichkeit der Seele gelehrt und zur Gewissheit erhoben hat. Wozu übrigens Hr. *E.* bey dieser Gelegenheit alle im A. T. befindlichen Weissagungen auf Christum wörtlich anführt, ist uns nicht klar geworden, um so weniger, da er Stellen beybringt, welche offenbar nicht auf den zu erwartenden Messias gehen; z. B. 4 Mos. 24, 17. oder Ps. 40, 8. u. s. w. — Weiterhin finden wir in dem Büchlein die Gründe für unsere körperliche Auferstehung. Den wichtigsten Grund dafür setzt der Vf. in die Auferstehung Jesu. Wir sagen dagegen: Bleibt auch die Auferstehung Jesu jedem Christen äusserst wichtig, und wird dadurch uns auch ein schönes Sinnbild unserer Unsterblichkeit gegeben: so können wir doch nicht annehmen, dass auch uns das zu Theil werden müsse, was Christo zu Theil wurde. Dass wir übrigens in jener Welt wieder einen Körper oder ein Organ des Geistes, verklärter und für jene Welt passender Art, erhalten werden, ist gewiss, nur wolle man nicht wähnen, dass der Körper, der bald in seine Theile aufgelöst wird, aus dem Grabe erstehen werde. Der Gott, der Macht hatte, uns den jetzigen Körper zu geben, wird auch Macht haben, uns einen anderen, feineren Körper zu verleihen, ohne dass er dazu die Bestandtheile des alten, abgelegten, verwesten Leibes nöthig hätte.

Grossen Werth hat das Büchlein nicht, es behandelt Alles zu kurz, zu abgerissen, zu fragmentarisch. Die äussere Ausstattung ist recht freundlich, aber der Preis, für so wenige Bogen viel zu hoch.

R. K. A.

INTELLIGENZBLATT
der
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

FEBRUAR 1837.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Nekrolog.

Karl Ludwig August Heyno Freyherr *von Münchhausen*,
kurhessischer Obristlieutenant und Ritter des Ordens *pour la vertù militaire*.
Geb. den 11 Febr. 1759 zu Oldendorf im Hessen-Schaumburgischen, gest. den 16 Dec. 1836, zu Laumau, unweit Nenndorf.

Hr. *von Münchhausen*, der im December des vorigen Jahres, nach einer langwierigen Krankheit, im Kreise seiner ihn sorgsam pflegenden Kinder, entschlief, verdient es, als trefflicher, geist- und gefühlvoller Dichter, als ein durch eigene Studien und Erfahrungen vielseitig gebildeter Mann, als braver Krieger, als biederer, ächter Deutscher und edler Mensch, dass auch diese literarischen Blätter seiner rühmlich gedenken. Seine erste Bildung erhielt er durch seinen originellen, kenntnissreichen und biederen Vater, *Karl Ludwig Philipp* Freyherr *v. Münchhausen*, der Mathematiker, Ingenieur, Artillerist, Kunst-Feuerwerker, Mechaniker, Stückgiesser, Bergmann, Seefahrer und Schiffbauwerker, und diess Alles durch sich selbst, war. Unser Hr. *von Münchhausen* hat nie ein Gymnasium und nie eine Universität besucht; in der Mathematik und in der Kunde deutscher Alterthümer blieb sein Vater stets sein Hauptlehrer; in der Zeichnenkunst und Malerey hatte er einige geschickte Lehrer; eine Zeit lang unterrichtete ihn selbst der berühmte *Tischbein* zu Kassel; in andern Fächern des Wissens suchte er sich durch eigene Studien zu vervollkommnen. Die Erzählungen und Beschäftigungen seines Vaters erweckten in ihm den lebhaften Wunsch, Seereisen zu machen. Der hessische Kriegsdienst gab ihm dazu die Aussicht, da Landgraf *Friedrich* II Hülfstruppen nach Amerika sandte. *v. M.* trat daher im J. 1781 in hessische Dienste, und ging im Frühjahr 1782 mit dem letzten Recruten-Transport, einem bunten Gemisch aus allen Ständen, nach Amerika ab, wo die Hessen ein Lager an der Küste zwischen Halifax und den endlosen Binnenwäldern bezogen. Dort war es, wo er seinen nachherigen Freund und Waffenbruder, den bekannten Dichter *Seume*, welchen hessische Werber einst auf einer einsamen Wanderung bey Vach, damals noch zu Hessen gehörig, nach Ziegenhayn brachten, von wo er nach Kassel geführt und als Recrut nach Amerika geschickt wurde, — kennen lernte. Ein von *Seume* verfasstes und von Soldaten gesungenes Lied gab dazu die erste Veranlassung. Beide waren seitdem unzertrennlich, und *Seume* machte seinen Freund *v. M.*, dessen dichterisches Talent er bald erkannte, vertrauter mit den Regeln des Versbaues. Auf der Rückreise nach Europa, im Sommer 1783, kamen die beiden Freunde auf zwey verschiedene Schiffe, ein Sturm trennte die Flotte, und in vielen Jahren sahen sie sich nicht wieder. *v. M.* wurde im J. 1788 von dem Landgrafen von Hessen, nachherigen Kurfürsten *Wilhelm* I, bey das Feldjägerkorps versetzt, und trug Vieles zu der guten taktischen Ausbildung bey, wodurch dasselbe sich späterhin auszeichnete. In den Feldzügen gegen die Franzosen am Rhein 1792 und 1793 rückte er bis zum Hauptmann auf, erwarb sich Ruhm, Achtung und den Orden *pour la vertù militaire*, zeichnete sich aus in den Actionen bey Spielberg, bey Jokrim im Bösewalde, wo er eine Batterie verbörte, im Treffen bey Bingen, in der Action bey Hochheim und am Karlsberge. Die ihm von zwey österreichischen Generalen angebotenen Zeugnisse zum Theresienkreuz verbat er sich. Dem preussischen Generale Prinzen *von Hohenlohe*, der ihm, wegen des Treffens bey Bingen, den preussischen Verdienstorden anbieten liess, „wenn er nur einige Zeilen an ihn schreiben wollte," gab er zur Antwort: „*Erfochten* habe ich ihn, *erschreiben* will ich ihn mir nicht. Ich danke!" — Nach geendigtem Kriegszuge, lebte er eine Zeit lang ruhig, anfangs als Hauptmann, dann als Major des Jägerbataillons; verheirathete sich im J. 1802 mit Fräulein *Mariane Louise Eleonore von Schenk* zu Schweinsberg, und fühlte sich glücklich im stillen Kreise seiner hochgebildeten

Gattin, seiner hoffnungsvollen Kinder und einiger biederer Freunde. Bald aber traten stürmische Zeiten ein, welche manches wackeren Mannes Lebensfreuden trübten. Zu Schmalkalden besuchte ihn, nach einer langen Reihe von Jahren, sein Freund und Waffenbruder *Seume* wieder, als er von seinem „Spaziergange nach Syrakus“ über Paris zurückkehrte, und blieb 8 Tage bey ihm; doch hatten sich die Ansichten beider Freunde im Laufe der Jahre in mancher Hinsicht sehr geändert, und standen zum Theil im schroffen Gegensatze mit einander; nur in dem Urtheile über Napoleon, den *Seume* früher angebetet hatte, seit seinem Aufenthalte in Paris aber haßte, waren beide Freunde einig. Der Einfall der Franzosen in Hessen führte für *v. M.* traurige Zeiten herbey. Das im J. 1806 über sein Vaterland eingebrochene Mißgeschick hatte unser ernster Loos-Zeichendeuter bestimmt vorausgesagt, und sogar einen kühnen Plan entworfen, um es abzuwenden, den er auch der höchsten Behörde überreichen ließ, der aber keinen Eingang fand, und der vielleicht nicht einmal an die Behörde gelangt ist. Um, nach Auflösung der hessischen Truppen, nicht nach Luxemburg geschleppt zu werden, hielt er sich zurückgezogen, und nahm den Charakter eines fürstlich waldeckschen Oberforstmeisters an. Die ihm späterhin angebotene Obersten-, und nachher sogar Divisions-Generals-Stelle bey'm westphälischen Heere lehnte er ab, weil er nicht in diesem Heere dienen wollte; er nahm daher im J. 1808, nach geheimer Rücksprache mit dem Kurfürsten (der ihm, so wie den anderen nicht abgefallenen Officieren, zwey Drittheile seines Gehalts auszahlen ließ), eine Oberförsterstelle an, und glaubte nun in seiner Waldecke still, unbeachtet und sicher leben zu können. Auch hinderte er, wo er nur konnte, unbemerkt manchen Unfug einer vergeudenden Verwaltung, die besonders auch die Wälder lichtete. Sein deutscher Patriotismus und die Kunde von seiner Anhänglichkeit an den Kurfürsten (wiewohl er an dem v. Dörnbergschen Aufstande keinen Antheil genommen hatte) brachten ihn in das schwarze Buch der geheimen Polizey. Er wurde auf seinem einsamen Waldsitze von 16 Gensd'armen zu Pferd überfallen, arretirt, in einem Zimmer zu Treysa von 4 Gensd'armen im Vorzimmer, zwey Schildwachen mit geladenen Gewehren und bajonettirt, bewacht, — wobey er ruhig und lächelnd zusah, dann nach Kassel in's Castell abgeführt, wo er, wie der brave Hauptmann *Hasseroth*, auf dem Forst erschossen werden sollte. Seine Gewandtheit und Geistesgegenwart in den Verhören aber, — vielleicht auch die stille Mitwirkung eines edlen Mannes in K. — rettete ihn nach vier Wochen, wo man ihn wieder auf seinen einsamen Waldposten abgehen ließ, ihn aber unter eine lästige polizeyliche Aufsicht stellte. Noch einmal ward er arretirt, aber auch bald wieder entlassen. Nach einer überstandenen schweren Krankheit, gab er seine Oberförster-Stelle, ohne Abschied, auf, verließ im August 1813 seinen bisherigen Wohnort, und begab sich auf eine alte Familienburg Swedestorp, bey Laumau, unweit Nenndorf, um in stiller Abgeschiedenheit den Gang der Ereignisse abzuwarten; und erst hier fand er die verlorene Ruhe wieder. Nach der Rückkehr des Kurfürsten in sein Land, ernannte ihn dieser (ihm die 7 Jahre westphälischer Zwischenregierung nicht anrechnend), zum Obrist-Lieutenant, und zwar, da *v. M.* im thätigen Militär nun nicht mehr dienen wollte, mit einer kleinen jährlichen Pension. Jetzt zog er sich ganz mit seiner Gattin und seinen geliebten Kindern auf seine alte Familienburg zurück, sah ruhig der Umwandlung der Dinge aus seiner Einsamkeit zu, und erholte sich von den früheren Zerstörungen und Leiden. Leider traf ihn jedoch nach einigen Jahren schon das bittere Loos, seine Gattin, die ihm drey Söhne und eine Tochter geboren hatte, durch den Tod zu verlieren. Fortan lebte er noch stiller, zwischen seinen Gebirgen, voll vaterländischer Alterthümer, in seinen väterlichen Mauern. Nur selten erklang seine Harfe noch, nur selten vernahmen seine vertrauteren Freunde harmonische Töne seiner noch immer wohlklingenden Telyn. „In den Jahren der französischen Tyranney, so schreibt er selbst, war nicht zu singen; denn für wen? Es blieb also Alles im Pulte für andere Zeiten. Tönt meine Harfe auch manchmal, so ist es einsamer Waldgesang, der öffentlich selten vernommen wird.“ In der letzten Zeit seines Lebens fing der sonst so kräftige und stattliche Mann an zu kränkeln; indessen bemerkte man an seinen sehr interessanten Briefen, deren der Unterzeichnete — seit einer Reihe von Jahren ein vertrauter Freund des Entschlafenen — eine große Menge besitzt, selbst in den in der letzten Lebensperiode geschriebenen, keine Abnahme seiner Geisteskräfte, manche waren sogar mit witzigen Epigrammen gewürzt.

Als lyrischer Dichter trat *v. M.* zuerst in *Schillers* neuer Thalia auf. Seine und seines Freundes und Waffengefährten *Seume's* „Rückerinnerungen“ (Frankf a. M. 1797), seine „*Versuche*“ (Poesie und Prosa, Neustrelitz u. Leipzig, 1801), seine *Stimme Europa's im letzten Jahre des achtzehnten Jahrhunderts, von einem freyen Bürger Deutschlands* (Marburg, 1800), seine lyrischen Gesänge in den Göttingischen und *Vossischen* Musenalmanachen, in *Wieland's* N. T. Merkur, in dem von ihm und *Gräter* herausgegebenen *Bardenalmanache* (Neustrelitz, 1802), worin sich besonders das treffliche Gedicht: *die Götter Thuiskon's*, auszeichnet, in *Kind's* Harfe, in den *Beckerschen* Taschenbüchern, in *v. Wildungen's* Neujahrsgeschenk für Forst- und Jagd-Liebhaber, im *Genius der Zeit*, — aus welchen

Sammlungen mehrerer Stücke in *Mathissons* „lyrische Anthologie", Theil 16, in die „Sonette der Deutschen", Th. I. u. a. wieder aufgenommen wurden; — desſgleichen viele einzelne gedruckte Gedichte, wie die schöne Romanze: *der neue Schiffer*, an *Justi's* Bundesfeste gesungen; seine schätzbaren alterthümlichen Aufsätze in *Gräters* „Braga und Hermode", in *Justi's* „hessischen Denkwürdigkeiten", und in mehreren Zeitschriften, — diese und andere Früchte seines reichen Geistes und edeln Gemüths werden sein Andenken rühmlich erhalten. Im 18n Bande der von *Justi* herausgegebenen *Striederschen* hessischen Gelehrten-Geschichte (Marburg, 1818), und in dem dritten Bande des „Leipziger Conversations-Lexikons der neuesten Zeit und Literatur" (1833) finden sich Nachrichten von seinem Leben; die ersteren hatte er dem Herausgeber selbst mitgetheilt; auch findet man bey *Strieder* ein Verzeichniss seiner Schriften bis zum Jahre 1818.

M. *K. W. J.*

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodische Schriften.

In meinem Verlage erscheint und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen:

Allgemeine medicinische Zeitung.

In Gemeinschaft mit Professor Dr. *J. B. Friedreich* und Obermedicinalrath Dr. *C. Hohnbaum* herausgegeben von Dr. *Karl Pabst*.

Jahrgang 1837.

Wöchentlich erscheinen 2 Nummern von einem Bogen in gr. 4. Preis des Jahrgangs 6 Thlr. 16 Gr.

Diese Zeitschrift, auf deren Redaction besondere Sorgfalt verwandt werden soll, wird von diesem Jahre ab wieder in meinem Verlage erscheinen, und namentlich enthalten: *Originalabhandlungen über irgend einen besonders zeitgemäfsen Gegenstand der theoretischen und praktischen Medicin; Auszüge aus den besten und neuesten Schriften deutscher oder fremder Sprachen; Kritik der neu erscheinenden medic. Schriften*, zu welchem Behufe die Herren Verleger um Einsendung eines Freyexemplars an die Redaction gebeten werden; *Miscellen und Correspondenznachrichten*.

Probenummern sind durch alle Buchhandlungen *gratis* zu bekommen.

Leipzig, im Januar 1837.

F. A. Brockhaus.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

Verlags-Bericht 1836

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

**Abulghasi Bahadür Chani Historia Mongolorum et Tatarorum nunc primum tatarice edita.* Fol. Casani, 1825. 6 Thlr.

**Adernson, E.*, die Regenwürmer auf den Feldern der oriental. Numismatik. gr. 8. geh. 8 Gr.

Agardh, C. A., Icones algarum Europaearum. Représentation d'algues Européennes suivie de celle d'espèces exotiques les plus remarquables récemment découvertes. Livr. 4me et dernière avec 10 planches coloriées. gr. in 8. 1 Thlr. 16 gr.

*—, *J. G., Synopsis generis Lupini.* Acced. tabb. II. lithogr. 8. Lundae, 1835. geh. 16 Gr.

**Argelander, F. G. A., Stellarum fixarum DLX positiones mediae ineunte anno 1830. Ex observationibus Aboae habitis deduxit, aliorum astronomorum positionibus comparavit subsidiaque ad supputandos locos apparentes inservientia adjecit.* 4 maj. Helsingforsii. 1835. 1 Thlr. 12 gr.

*— —, *Observationes astronomicae in specula universitatis litterariae Fennicae factae. Universitatis nomine instituit.* Tom. I—III. Aboae 1824—28. Fol. Helsingforsii, 1830—32. 9 Thlr.

†*Barkow, J. C. L., Disquisitiones neurologicae.* Acced. tabula lith. 4. Vratislaviae, 1836. 6 Gr.

— —, *Monstra animalium duplicia per anatomen indagata. Habito respectu ad physiologiam, medicinam forensem et artem obstetriciam.* Tom. II. et ultimus. 4 maj. cart. 4 Thlr. 12 gr.

(Tom. I. Acced. tabb. 15 aen. 1828. 5 Thlr.)

*Bericht an S. M. den Kaiser über das Ministerium des öffentlichen Unterrichts für das J. 1835. gr. 8. St. Petersburg, 1836. geh. 6 Gr.

Berthier, P., Handbuch der metallurgisch-analytischen Chemie. Nach d. Franz. bearbeitet und mit Zusätzen und eigenen Erfahrungen vermehrt von *C. M. Kersten*. 2r und letzter Bd, mit 1 Kupfertafel. gr. 8. 5 Thlr.

(1r Bd, mit 5 Kupfertafeln, 1835. 3 Thlr. 12 gr.)

**Boetticher, C.*, die Holzarchitektur des Mittelalters. Mit Anschluss der schönsten in dieser Epoche entwickelten Producte der gewerblichen Industrie. In Reisestudien gesammelt.

2r Thl. mit 6 in Farben gedruckten Steintafeln. Fol. Berlin, 1836. 2 Thlr. 12 gr.
(1r Thl. mit 6 in Farben gedruckten Tafeln. 1835. 2 Thlr. 12 gr.)

*Boetticher, *C.*, Ornamenten-Buch zum praktischen Gebrauche für Architekten, Decorations- und Stuben-Maler, Tapeten-Fabrikanten, Seiden-, Woll- und Damast-Weber. Neue Folge. 1s Heft. Mit 6 farbigen Steintafeln. Querfol. Berlin, 1836. 3 Thlr. 8 gr.

*Brandt, *J. F.*, *Mammalium exoticorum novorum vel minus cognitorum musei academici zoologici descriptiones et icones.* Acced. tabb. XIX color. 4 maj. Petropoli, 1835. 5 Thlr. 8 gr.

*— —, *Prodromus descriptionis animalium ab H. Mertensio in orbis terrarum circumnavigatione observatorum.* Fasc. I. 4 maj. Petropoli, 1835. 18 Gr.

*— —, Bemerkungen über die Mundmagen- oder Eingeweid-Nerven (*Nervus sympathicus seu nervi reproductorii*) der Evertebraten. Mit 3 Kpft. gr. 4. 1 Thlr. 8 gr.

*— —, *Descriptiones et icones animalium Rossicorum novorum vel minus rite cognitorum. Aves.* Fasc. I. Cum 6 tabb. pictis. 4 maj. Petropoli, 1836. 2 Thlr. 12 gr.

**Bulletin scientifique de l'academie Impériale des sciences de St. Pétersbourg.* Tom. I. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 1 Thlr. 12 gr.

Burdach, K. F., die Physiologie als Erfahrungswissenschaft. *Erster Band*, mit Beyträgen von *K. C. von Baer* und *H. Rathke*. Zweyte berichtigte und vermehrte Auflage, mit Beyträgen von *E. Meyer*, *H. Rathke* und *G. Valentin*. Mit 6 Kupfertafeln. gr. 8. 3 Thlr. 18 gr.

Central-Blatt, pharmaceutisches. 7r Jahrgang f. 1836. In wöchentlichen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 gr.

Central-Blatt, polytechnisches. 2r Jahrgang für 1836. In 5tägigen Lieferungen. gr. 8. 3 Thlr. 12 gr.

Choulant, Ludwig, Anleitung zur ärztlichen Praxis. gr. 8. 1 Thlr. 9 gr.

*Chrysostomi, *S. Joannis*, *Opera omnia quae exstant, vel quae ejus nomine circumferuntur, ad mss. codices Gallicanos, Vaticanos, Anglicanos, Germanicosque, nec non ad Savilianam et Frontonianam editiones castigata, innumeris aucta etc.* Tom. VII. Pars I. 8 max. Parisiis, 1836. 4 Thlr. 16 gr.

Drobisch, M. W., neue Darstellung der Logik nach ihren einfachsten Verhältnissen. Nebst einem logisch-mathematischen Anhange. gr. 8. 18 Gr.

*Eichwald, *E.*, *Memoria Ludovici Henrici Bojani.* (Acced. catalogus musei zootomici academiae medico-chirurgicae Vilnensis.) Cum icone Bojani. 4 maj. Vilnae 1835. 2 Thlr.

*Eichwald, *E.*, *Discours sur les richesses minérales de quelques provinces occidentales de la Russie qui pourroient devenir un objet de commerce.* gr. in 4. Vilna 1835. 20 Gr.

*— —, *Plantarum novarum vel minus cognitarum, quas in itinere Caspio-Caucasico observavit.* Fasc. II. et ult. Cum tabb. 20 lith. Vilnae, 1835. 4 Thlr.
(Fasc. I. cum tabb. 20 lith. 1832. 4 Thlr.)

*Gräfe, *F.*, das Sanscrit-Verbum in Vergleich mit dem Griechischen und Lateinischen. Aus dem Gesichtspuncte der classischen Philologie dargestellt. (Aus d. *Mémoires de l'Académie* abgedruckt.) gr. 4. St. Petersburg, 1836. 1 Thlr. 21 gr.

Hartmann, Ph. C., Glückseligkeitslehre für das physische Leben des Menschen, oder die Kunst das Leben zu benutzen und dabey Gesundheit, Schönheit, Körper- und Geistes-Stärke zu erhalten und zu vervollkommnen. Dritte, verbesserte Auflage. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Herschel, J. F. W., Einleitung in das Studium der Naturwissenschaft. Nach dem Englischen von Dr. *Albert Weinlig*. 8. 1 Thlr. 12 gr.

Hülsse, J. A., die einfache und zusammengesetzte Zinsrechnung mit ihrer Anwendung auf Rechnung von Interessen, Discont, Zahlungstermine, mittlere Zahlungen, Zeit- und Leib-Renten, Lebensversicherungen und Schuldentilgung. 8. 6 Gr.

*Jomini, *Baron de*, *Tableau analytique des principales combinaisons de la guerre et de leurs rapports avec la politique des états.* 4me édition consid. augmentée. Avec 2 planches. gr. in 8. St. Pétersbourg, 1836. 3 Thlr.

Leti, Calvidii i. e. Claudii Quilleti Callipaedia seu de pulchrae prolis habendae ratione poema didacticum. Secundum editionem alteram seu Parisiensem cum integra lectionis varietate editionis primae seu Leidensis edidit *Ludovicus Choulant*. 12. cart. 18 Gr.

**Mémoires de l'Académie Impériale des sciences de St. Pétersbourg. Sixième Série.*
Sciences mathématiques et physiques. Tome III. gr. in 4. St. Pétersb. 1836. 6 Thlr. 18 gr.
Sciences naturelles. Tome II. gr. in 4. St. Pétersb. 1836. 11 Thlr. 6 gr.
Sciences politiques, Histoire et Philologie. Tome IV. gr. in 4. St. Pétersb. 1836. 4 Thlr. 12 gr.
Mémoires présentés par divers savans. Tome III. gr. in 4. St. Pétersbourg, 1836. 6 Thlr. 18 gr.
Recueil des actes des séances publiques. Partic. XI. gr. in 4. St. Pétersb. 1836. 1 Thlr. 12 gr.

(*Der Schluss folgt im nächsten Stück.*)

INTELLIGENZBLATT
der
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

FEBRUAR 1837.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Universitäten-Chronik.

Jena.

Verzeichniſs der auf der Univerſität zu Jena für das Sommerhalbjahr 1837 angekündigten Vorleſungen.

(Der Anfang iſt auf den 24 April feſtgeſetzt.)

I. *Allgemeine Wiſſenſchaften.*

Hodegetik lieſt Hr. Prof. *Scheidler*, nach ſeinem „Grundriſs der Hodegetik" (Jen. 1832) und „deducirtem Plane zu Vorträgen über Hodegetik" (Jena 1835).

II. *Theologie.*

Theologiſche Encyklopädie und *Methodologie* trägt Hr. GCR. *Danz* vor, nach ſeinem Lehrbuche (Weim. 1832); *Einleitung ins A. T.* Hr. KR. *Hoffmann*; den *Jeſaia* erklärt *Derſelbe*; die *Pſalmen* Hr. Prof. *Stickel*. *Einleitung ins N. T.* lehrt Hr. Prof. *Frommann*. Die *Johanneiſchen Schriften* erklärt Hr. GKR. *Baumgarten-Cruſius*; die *Briefe des Paulus an die Römer und Galater* Hr. Prof. *Grimm*; den *erſten Brief Pauli an die Korinther* Hr. Prof. *Hoffmann* öffentlich; den *Brief an die Hebräer* und die *Briefe an die Korinther* Hr. Prof. *Frommann*. *Dogmatik* trägt Hr. Prof. *Haſe* vor; *Einleitung in die Kirchengeſchichte* Hr. GCR. *Danz*; den *erſten Theil der Kirchengeſchichte* erzählt Hr. Prof. *Lange*, den *zweyten derſelben* Hr. Prof. *Haſe*; das *Leben Jeſu* mit homiletiſcher Nutzanwendung Hr. KR. *Schwarz*. *Homiletik* lehrt Hr. GCR. *Danz*; *Katechetik, Kirchenrecht* und *Paſtoralklugheit* Hr. Prof. *Hoffmann*. Das theologiſche Seminar leiten Hr. GKR. *Baumgarten-Cruſius* und Hr. KR. *Hoffmann*; das homiletiſche Hr. KR. *Schwarz*; die Uebungen ſeiner *theologiſchen Geſellſchaft* leitet Hr. Prof. *Haſe*, die ſeiner *exegetiſchen Geſellſchaft* Hr. Prof. *Frommann*; *Examinatoria über Dogmatik und Dogmengeſchichte* Hr. Prof. *Grimm*; *Examinatoria* über *Dogmatik* Hr. Prof. *Lange*.

III. *Jurisprudenz.*

Encyklopädie und Methodologie des Rechtes Hr. OAR. *Heimbach* und Hr. Prof. *Luden*. Die *Inſtitutionen des röm. Rechts* nach ſeinem Lehrb. Hr. OAR. *Konopak* und Hr. OAR. *Francke*; die *Pandekten* Hr. OAR. *Guyet*; über *römiſchen Proceſs* Hr. Prof. *Danz* öffentlich; *Geſchichte des römiſchen Rechts* Hr. OAR. *Walch* und Hr. Prof. *Danz*. *Deutſches Privat-* und *Lehn-Recht* nach ſeinen „Grundzügen" u. ſ. w. (Jena 1828) Hr. OAR. *Ortloff*. Das *Wechſelrecht* Hr. Rath *Paullſen* unentgeltlich. *Allgemeines und deutſches Staatsrecht* Hr. GR. *Schmid*. *Katholiſches* und *proteſtantiſches Kirchenrecht* Hr. Prof. *Danz*. Das *Criminalrecht* nach ſeinem Lehrbuche (Heidelberg 1829) Hr. GJR. *Martin* und Hr. Prof. *Luden*; den *Criminalproceſs* Hr. OAR. *Konopak* und Hr. Prof. *Asverus*, Beide nach *Martins* Lehrbuche. Ueber *gerichtliche Praxis* lieſst Hr. Rath *Paullſen*. Ein *Proceſspraktikum* hält Hr. Prof. *Asverus*; *Referirkunſt* Hr. Prof. *Schnaubert* und Hr. Prof. *Asverus*. Ein *Examinatorium* über *Civilrecht* hält Hr. OAR. *Heimbach*. Die Uebungen ſeines *juriſtiſchen Seminars* leitet Hr. Prof. *Danz*.

IV. *Medicin.*

Geſchichte der Medicin erzählt Hr. Prof. *Walch*. *Mediciniſche Encyklopädie und Methodologie* trägt Hr. Dr. *Martin* vor, unentgeltlich. *Vergleichende Anatomie* nach *Blumenbachs* Handbuche Hr. Prof. *Renner*. *Phyſiologie* Hr. HR. *Huſchke*. *Anthropologie* Hr. Dr. *Martin*. *Allgemeine Pathologie* Hr. Dr. *Brehme*; *allgemeine Pathologie und Therapie* Hr. Dr. *Häſer*, nach *Kieſers* Syſtem der Medicin (Halle 1817), *ſpecielle Pathologie und Therapie* Hr. GHR. *Succow*; der *ſpeciellen Pathologie und Therapie zweyte Abtheilung* Hr. GHR. *Kieſer*; *Pathologie und Therapie der veneriſchen Krankheiten* Hr. KR. *v. Hellfeld* öffentlich; die *Augenkrankheiten* Hr. GHR. *Stark* der Aelt.; über die *enantiopathiſche, homöopathiſche* und *ableitende Heilmethode*, verbunden mit pharmakologiſchen Uebun-

gen Hr. Dr. *Martin*. *Gerichtliche Medicin* nach *Henke*, verbunden mit prakt. Uebungen Hr. GHR. *Stark* d. J.; üb. *medicin. Polizey* hält Vorträge Hr. Dr. *Schömann*. *Pharmakologie* Hr. Prof. *Walch*; Hr. Dr. *Schömann* u. Hr. Dr. *Haeser*. *Receptirkunst* *Derselbe* unentgeltlich. *Allgemeine Chirurgie* mit Erläuterung an anatomischen und chirurgischen Präparaten Hr. GHR. *Stark* der Jüng. *Chirurgische Operationen* zeigt an Cadavern Hr. GHR. *Stark* der Aelt. *Einleitung in die Entbindungskunst*, verbunden mit Uebungen am Phantom Hr. Dr. *Martin*; *theoretisch-praktische Entbindungskunst*, nebst den *Krankheiten der Neugeborenen* Hr. GHR. *Stark* der Aelt. Die *klinischen Uebungen*, sowohl die ambulatorischen, als die im grofsherzogl. Krankenhause leiten *Derselbe* und Hr. GHR. *Succow*. *Klinische Uebungen*, sowohl medicinische als chirurgische und ophthalmologische leitet nach seinen „klinischen Beyträgen" Hr. GHR. *Kieser*. *Die Uebungen in der Entbindungskunst* im grofsherzogl. Entbindungshause leiten Hr. GHR. *Stark* der Aelt. und Hr. Prof. *Walch*. Ein *augenärztliches Prakticum* leitet Hr. Dr. *Haeser*. Ein *lat. Disputatorium* leitet Hr. GHR. *Stark* der Jüng. *Medicinische Examinatorien* halten Hr. Dr. *Brehme*, Hr. Dr. *Martin*, Hr. Dr. *Schömann* und Hr. Dr. *Häser*. Die *Uebungen seiner medicinischen Gesellschaft* leitet Hr. Dr. *Häser*.

Veterinärchirurgie trägt Hr. Prof. *Renner* vor. *Veterinärgeburtshülfe* nach *Günther* *Derselbe*. *Gerichtliche Veterinärgeburtshülfe* *Derselbe*. *Aeufsere Pferdekenntnifs und Gestütskunde* nach *Ammon* *Derselbe*. Die *Knochen- und Glieder-Krankheiten der Hausthiere* *Derselbe* öffentlich. *Praktische Uebungen* und *Examinatorien* leitet *Derselbe*.

V. *Philosophie*.

Logik lehrt Hr. Prof. *Scheidler*; *Psychologie und Logik* Hr. HR. *Bachmann*, Hr. HR. *Reinhold* und Hr. Prof. *Mirbt*: *Metaphysik* mit *Religionsphilosophie* Hr. HR. *Bachmann*; *Ethik* und *Religionsphilosophie* Hr. HR. *Reinhold*; *praktische Philosophie* Hr. Prof. *Scheidler*. *Geschichte der Philosophie* trägt Hr. Prof. *Mirbt* vor. Zu Privatissimis über *einzelne philosphische Disciplinen* erbietet sich Hr. HR. *Reinhold*.

Pädagogik lehrt Hr. Prof. *Brzoska*. *Geschichte derselben* trägt vor *Derselbe*.

VI. *Mathematik*.

Reine Mathematik lehren Hr. Prof. *Schrön*, Hr. Prof. *Mirbt* und Hr. Dr. *Temler*, Letzter nach *Ulrich's* Lehrbuch (Gött. 1836); *praktische Geometrie* mit Uebungen unter Benutzung der Instrumente der grofsherzogl. Sternwarte Hr. Pr. *Schrön*; *dieselbe*, verbunden mit Excursionen Hr. Dr. *Temler*; *Goniometrie* und *Trigonometrie* sowohl *ebene* als *sphärische*, *reine* und *angewandte*, Hr. Prof. *Schrön*; *ebene* und *sphärische Trigonometrie* nebst *Stereometrie* Hr. Dr. *Temler*; *höhere Mathematik* *Derselbe*. *Elemente der mathematischen Analysis des Endlichen* Hr. GHR. *Fries*; *mathematische Physik* und *angewandte Mathematik* *Derselbe*. *Angewandte Mathematik* und *Technologie* Hr. Dr. *Temler*. *Praktische Astronomie* Hr. Prof. *Schrön*. Zu Privatissimis über *einzelne Theile der Mathematik* erbietet sich Hr. Dr. *Temler*.

Im pharmaceutischen Institute lehrt Hr. Prof. *Schrön* Geometrie.

VII. *Naturwissenschaften*.

Medicinische Zoologie trägt Hr. Prof. *Thon* vor. *Allgemeine Botanik*, verbunden mit Excursionen, lehren Hr. GHR. *Voigt* und Hr. HR. *Zenker*, Letzter nach seinem Compendium und nach *Möfslers* Handbuch; *medicinische Botanik* Hr. GHR. *Voigt*; *medicinisch-pharmaceutische Botanik* Hr. HR. *Zenker*; *allgemeine Mineralogie*, nebst Anleitung, die Natur der Fossilien mit Hülfe des Löthrohrs zu erforschen, Hr. Prof. *Succow*.

Theoretische und *Experimental-Physik* mit vorauszuschickender *Encyklopädie der physikalischen Wissenschaften* Hr. Prof. *Succow*. *Allgemeine Chemie* nebst *Stöchiometrie* nach Anleitung seines „Grundrisses" (Jena 1827) Hr. HR. *Döbereiner*. *Dieselbe* Hr. Dr. *Artus*. *Phytochemie* Hr. HR. *Wackenroder* öffentlich; *Phytochemie* und *Zoochemie* Hr. Dr. *Artus*; *Zoochemie* und *Anthropochemie* Hr. HR. *Wackenroder*. *Chemische Pneumatologie* nebst *Atmologie* Hr. HR. *Döbereiner*. *Metalytische Chemie* *Derselbe*. *Analytische Chemie* Hr. Dr. *Artus*; *Agriculturchemie* nebst *technischer Chemie* *Derselbe*. *Gerichtliche Chemie* Hr. HR. *Wackenroder* öffentlich; *dieselbe* Hr. Dr. *Artus* unentgeltlich. Die Uebungen seiner *physikalischen Gesellschaft* leitet Hr. Prof. *Succow*. *Chemische* und *chemisch-pharmaceutische Uebungen* leitet Hr. Dr. *Artus*. Auch erbietet sich *Derselbe* zu *Examinatorien*.

Im *pharmaceutischen Institute* lehrt Hr. HR. *Zenker* den *zweyten Theil* der *Pharmakognosie*. *Mineralogie auf Chemie und Pharmacie angewandt* Hr. HR. *Wackenroder*. Der *analytischen Chemie ersten Theil* nach seiner „Anleitung zur qualitativen chemischen Analyse" u. s. w. (Jena 1836) und nach seinen chemischen Tabellen (Jena 1834) *Derselbe*. *Chemische* und *chemisch-pharmaceutische Uebungen* leitet *Derselbe*; *mineralogisch-praktische Uebungen* *Derselbe*; ein *chemisch-pharmaceutisches Examinatorium* *Derselbe*.

VIII. *Geschichte*.

Ueber die *historische Kunst* hält Hr. Prof. *Wachter* Vorträge. *Geschichte des Alterthums* erzählt Hr. GHR. *Luden*; die *der neueren Zeit*

Derselbe; *deutsche Geschichte Derselbe*. *Geschichte der nördlichen europäischen Völker*, mit Berücksichtigung der Poesie und Mythologie derselben Hr. Prof. *Wachter*. *Geschichte der nordamerikanischen Freystaaten* Hr. Prof. *Fischer*.

IX. *Staats- und Cameral-Wissenschaften*.

Encyklopädie der Staats- und Cameral-Wissenschaften Hr. Prof. *Fischer*. *Nationalökonomie* Hr. Prof. *Scheidler*.

X. *Philologie*.

1) *Orientalische Literatur*. — *Hebräische Grammatik* nach *Gesenius* lehrt Hr. Prof. *Stickel*. *Syrische Grammatik* nach seinem Lehrbuche (Halle 1827) Hr. KR. *Hoffmann* öffentlich. *Kosegartens arabische Chrestomathie* erklärt Hr. Prof. *Stickel* öffentlich; *de Sacy's arabische Chrestomathie* und *Hariri's Makamen Derselbe* privatissime. Den *Nalus*, eine Episode des Mahabharata, erklärt nach *Bopps* Ausgabe (Berlin 1832. 4.) Hr. KR. *Hoffmann*.

2) *Griechische und Römische Literatur*. — *Lateinische Grammatik* lehrt Hr. HR. *Göttling*. *Lateinische Stilübungen* leitet Hr. GHR. *Hand*. *Griechische* und *römische Literaturgeschichte* trägt Hr. GHR. *Eichstädt* vor. Der *Iliade Homers ersten und zweyten Gesang* erklärt Hr. Pr. *Brzoska*; des *Sophokles König Oedipus* Hr. GHR. *Hand*; das *siebente* und *achte Buch der Politik des Aristoteles* Hr. HR. *Göttling*; die *Oden des Horaz* Hr. GHR. *Eichstädt*; *Catulls Gedichte* Hr. HR. *Hand*. Die *Uebungen des philologischen Seminars* leiten Hr. GHR. *Eichstädt*, Hr. GHR. *Hand* und Hr. HR. *Göttling*. *Privatissima* im *Griechischen* und *Lateinischen* leitet Hr. GHR. *Eichstädt*.

3) *Neuere Literatur*. — *Theorie des deutschen Stils*, verbunden mit Uebungen, trägt vor Hr. Prof. *Wolff*. *Geschichte der lyrischen Poesie der Deutschen Derselbe* öffentlich. *Französische* und *englische Grammatik*, verbunden mit praktischen Uebungen Hr. Dr. *Ficken*. *Shakspeares* Komödie: *As you like it* erklärt öffentlich Hr. Prof. *Wolff*. Auch erbietet sich *Derselbe* zu Privatissimis in den *neueren Sprachen*.

XI. *Freye Künste*.

Reiten lehrt Hr. Stallmeister *Sieber*. *Fechten* Hr. Fechtmeister *Bauer*. *Tanzen* Hr. Tanzmeister *Helmke*. Die *Kupferstechkunst* Hr. Kupferstecher *Hess*. *Zeichnen* Hr. Dr. *Schenk*. *Musik* Hr. Concertmeister *Domaratius* und Hr. Musikdirector *Reichardt*. Die *Mechanik* Hr. Mechanikus *Schmidt*. Die *Verfertigung mathematischer* und *chirurgischer Instrumente* Hr. Mechanikus *Tilly*, die *Verfertigung meteorologischer Instrumente* Hr. Dr. *Körner*.

Die durchl. Erhalter der Universität *Jena* haben geruhet zu der im vorigen Jahre von dem regierenden Herzog von S. Altenburg Durchl. gestifteten naturwissenschaftlichen Prämie (s. Intelligenzbl. 1836. No. 42.) einen zweyten Preis, bestehend in einem silbernen Exemplare der auf die 14te Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte geschlagenen Medaille, in der Masse auszusetzen, dass der dadurch im September dieses Jahres zum ersten Male, und dann alle zwey Jahre erwachsende Aufwand aus dem bey der akademischen Rentamts-Casse zu Preisaufgaben bestimmten Fonds bestritten werde.

Wir theilen ferner mit, dass nachbenannte Lehrer hiesiger Hochschule von Sr. k. H., dem Grossherzoge von Weimar folgende wohlverdiente Auszeichnungen erhalten haben: der Geh. Hofr. und Prof. der Medicin, Hr. Dr. *Kieser*, hat das Ritterkreuz des grossherzogl. Ordens der Wachsamkeit oder vom weissen Falken; der Hofrath und Prof. der griech. Sprache, Hr. D. *Hand*, das Prädicat Geheimer Hofrath, Hr. Super. und Prof. Dr. *Schwarz* das Prädicat Kirchenrath und der ordentl. Honorarprofessor der Medicin Hr. D. *Huschke* das Prädicat Hofrath erhalten.

Auch sind die seitherigen Privatdocenten und Doctoren der Philosophie, Hr. Lic. *Wilibald Grimm* und Hr. Lic. *Karl Frommann* in Jena, zu ausserordentlichen Professoren in der theologischen Facultät ernannt worden.

---

von *Stenzel.* — Ob die Arbeitskraft des Menschen zum Vermögen zu zählen sey, von *K. Murhard.* — Vor- und Nachtheile des Fabrik- und Maschinen-Wesens u. s. w. von *v. Blumenröder.* — Zulässigkeit der Anekdoten im Geschichtsvortrage von *Schulze.* — Krisen der Verfassungen u. s. w. von *Pölitz.* — Weitzel, von *Pölitz.* — Recensionen über *Pfister, Zirkler, Hegner, Droysen, Maurenbrecher, Varnhagen v. E., Julius, Böttiger, Knapp, Ricardo* u. m. A.

Die früheren 9 Jahrgänge werden von jetzt an complet zu 20 Thlr. —, einzelne Jahrgänge zu 3 Thlr. erlassen.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

Verlags-Bericht 1836

von

Leopold Voss in Leipzig.

(Die mit * bezeichneten sind Commissions-Artikel.)

(*Beschluss.*)

**Meyer, E. H. F., Commentariorum de plantis Africae Australioris quas per octo annos collegit observationibusque manuscriptis illustravit J. F. Drege.* Vol. I. Fasc. I. 8 maj. 1 Thlr. 20 gr.

Minding, J., das Leben der Pflanze. Ein Gedicht. gr. 8. geh. 12 Gr.

Mises, Dr., Schutzmittel *für* die Cholera, nebst einem Anhange, enthaltend die vornehmsten Meinungen der Aerzte über den Sitz und das Wesen oder die nächste Ursache, die Contagiosität oder Nichtcontagiosität dieser Krankheit. *Zweyte* verbesserte Auflage. 8. 15 Gr.

**Pallas, P. S., Icones ad geographiam Rosso-Asiaticam.* Fasc. III. Cum 8 tabb. aen. pictis. 4 maj. Petropoli, 1836. 1 Thlr. 21 gr.

Pinder, E., das Provincial-Recht der königl. preuss. vormaligen königl. sächs. Landestheile mit Ausschluss der Lausitz, nebst Beweisstellen, Gründen und Bemerkungen. Im Auftrag des königl. Justiz-Ministeriums für die Gesetz-Revision bearbeitet. 2 Theile gr. 8. 5 Thlr.

Pogodin, Michael, historische Aphorismen. Aus dem Russischen von *E. Göring.* gr. 8. geh. 12 Gr.

Prinz, C. G., das Verschneiden oder die Castration der Milchkühe, eine landwirthschaftliche Operation für Oekonomen und Thierärzte. 8. geh. 6 Gr.

Radius, J., auserlesene Heilsformeln zum Gebrauche für praktische Aerzte und Wundärzte. Mit Berücksichtigung der neuesten Bereicherungen der Arzneymittellehre. 16. cartonn. 1 Thlr. 18 gr.

Schmidel, C. T., Verwandlungstafeln verschiedener Masse in pariser Fusse, Zolle und Linien berechnet. I Heft. Millimeter, Meter u. engl. Fusse. 12. 6 Gr.

**Schmidt, J. J.*, die Thaten des Vertilgers der zehn Uebel in den zehn Gegenden des verdienstvollen Helden Bogda Gesser Chan; eine mongolische Heldensage, nach einem in Peking gedruckten Exemplare aufs Neue abgedruckt. Herausgegeben von der k. *Akademie der Wissenschaften.* gr. 4. St. Petersburg, 1836. 3 Thlr.

Spieker, C. W., Emiliens Stunden der Andacht und des Nachdenkens. Für die erwachsenen Töchter der gebildeten Stände. *Fünfte, durchgängig verbesserte Auflage.* 2 Bände, mit Titelkupfer. 8. geh. 1 Thlr. 18 gr.

**Trinius, C. B., Species graminum iconibus et descriptionibus illustravit.* Fasc. 29 et 30. 4 maj. Petropoli, 1836. 3 Thlr.
(Complet III Vol. f. 30 Fasc. cum 360 tabb. 1823—1836. 45 Thlr.)

Wagner, R., Prodromus historiae generationis hominis atque animalium sistens icones ad illustrandam ovi primitivi, imprimis vesiculae germinativae et germinis in ovario inclusi, genesin atque structuram, per omnes animalium classes multosque ordines indagatam. Acced. tabb. II. aere incisae. Fol. maj. cart. 3 Thlr. 12 gr.

**Weinmann, C. A., Hymeno- et Gastero-Mycetes hucusque in imperio Rossico observatos.* Pars prodromi florae rossicae. 8 maj. Petropoli, 1836. 3 Thlr.

Weissenbach, C. G. A. von, Abbildungen merkwürdiger Gangverhältnisse aus dem sächsischen Erzgebirge. Mit 32 lithographirten Tafeln. gr. 8. geh. 2 Thlr. 16 gr.

Zeitung für die elegante Welt. 36r Jahrgang für 1836. Herausgegeben von *F. G. Kühne.* In wöchentlichen Lieferungen. gr. 4. 8 Thlr.

Bey *Friedrich Fleischer* in Leipzig sind so eben erschienen:

Reichard, Dr. H. G., Monarchie, Landstände und Bundesverfassung in Deutschland. Nach der historischen Entwickelung und dem gegenwärtigen Standpuncte der Staats- und Bundesgesetzgebung beleuchtet. 1r Bd. gr. 8. 3 Thlr.

Freyberg, M. v., pragmatische Geschichte der baierschen Gesetzgebung und Landesverwaltung seit Maximilian I. Nach den Acten bearbeitet. 1r u. 2r Bd. gr. 4. 5 Thlr.

Beide Werke haben sich bereits gründlicher Beurtheilungen zu erfreuen gehabt, und werden bestimmt vollendet werden.

INTELLIGENZBLATT
der
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

FEBRUAR 1837.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Universitäten-Chronik.

In diesem Winter-Semester zählt *Kiel* 263 Studirende; *Göttingen* 823, nach dem Vaterlande 467 Inländer und 356 Ausländer, aus folgenden Staaten: Braunschweig 96, Oldenburg 29, Mecklenburg 28, Kurhessen 27, Schweiz 23, Lippe 17, Nassau 16, Hamburg 15, Preussen 10, Waldeck 9, Grossbritanien 9, Schwarzburg 6, Bremen 6, Lübeck 6, Frankfurt 5, Sachsen-Gotha 5, Sachsen-Meiningen 4, Baiern 3, Würtemberg 3, Curland 3, Nordamerika 2, Baden 2, Sachsen-Altenburg 2, Anhalt 2, aus jedem der folgenden Länder: Cap der guten Hoffnung, Griechenland, Frankreich, Hessen-Darmstadt, Königreich Sachsen, Grossherzogthum Sachsen, Reuss nur 1; nach den Facultäten 198 Theologen, 331 Juristen, 204 Mediciner, 90 Philosophie u. s. w.; *Tübingen* 664, darunter 54 Ausländer; *München* 1320, darunter 127 Ausländer, unter welchen 25 Griechen; *Bonn* 701, darunter 65 Ausländer; *Heidelberg* 456, unter welchen eine beträchtliche Zahl Schweizer, 36 aus Hannover, Holstein, Mecklenburg, Oldenburg und Sachsen, 1 Belgier, 2 Engländer, 2 Irländer, 9 Griechen, 2 Amerikaner und 2 vom Cap der guten Hoffnung; *Würzburg* 461, darunter 88 Ausländer, unter Letzteren ein Engländer und ein Türke; nach den Facultäten 79 Theologen, 97 Juristen, 185 Mediciner und 100 Philosophen; *Breslau* 768, darunter nur 17 Ausländer; *Berlin* 1696, darunter 467 Ausländer; endlich *Jena* 419, darunter 178 Ausländer.

II. Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

Der König von Sachsen hat dem Hn. Staatsminister *von Lindenau* das Amt eines Ordenskanzlers für die sämmtlichen königl. sächs. Orden übertragen.

Der Grossherzog von S. Weimar hat Sr. Excellenz, dem Hn. Geheimen Rathe *von Krafft* zu Meiningen das Grosskreuz des Ordens der Wachsamkeit oder vom weissen Falken verliehen.

Der Herzog von S. Altenburg hat den Hnn. Geheimen Räthen *Hermann* und *Wüstemann* das Comthurkreuz 1r Classe des Ernestinischen Hausordens verliehen.

Der als juristischer Schriftsteller bekannte Dr. jur. *J. H. Bender* zu Frankfurt a. M. ist am 20 Dec. v. J. zum Director des dasigen Hauptzollamtes ernannt worden.

Der Leibarzt des Kronprinzen von Baiern, Hr. Dr. *Gietl*, ist zum Vorstande der chirurgischen Abtheilung des Krankenhauses zu München (nachdem Hr. Geh. Rath Prof. Dr. *von Walther* auf sein Ansuchen dieser Stelle enthoben worden) und zum ausserordentlichen Professor der Chirurgie an dasiger Universität ernannt worden.

Der Docent an der Universität Edinburg Hr. Dr. *Sharpey*, ist zum Professor der Anatomie und Physiologie an der Londoner Universität ernannt worden.

Der bisherige Oberwundarzt am Seehospitale, Hr. Dr. *Seidlitz*, ist zum Professor der therapeutischen Klinik an der medicinisch-chirurgischen Akademie zu St. Petersburg ernannt worden.

Der bekannte Reisende, Hr. *C.* Freyherr *von Hügel*, ist zum Director der botanischen Anstalten in Wien ernannt worden.

Der k. k. Rath und Kreisarzt, Hr. Dr. *Anton Kroczack* zu Brünn, ist zum Director der dasigen allgemeinen Versorgungsanstalten ernannt worden.

Hr. Appellationsgerichtsrath *Madihn* zu Cöln ist zum Senatspräsidenten bey dem dasigen Appellationsgerichtshofe ernannt worden.

Der Verf. der Preisschrift: *de re tragica Romanorum*, Hr. Dr. *Gust. Fr. Regel*, ist zum Collaborator am Gymnasium in Hildesheim ernannt worden.

Hr. Physicus Dr. *Riecke* in Birkenfeld hat einen Ruf als Leibarzt Sr. Maj. des Königs der Belgier erhalten und angenommen.

Hr. Staatsrath D. *Sagorski* in Petersburg ist

zum Ehrenmitgliede des Medicinalcollegiums ernannt worden.

Der König von Baiern hat den bisherigen Generalcommissär und Regierungspräsidenten, Dr. *Ignaz von Rudhard* zum Staatsrathe im ausserordentlichen Dienste ernannt, denselben zur Uebernahme der ihm vom Könige von Griechenland zu übertragenden Geschäftsführung beurlaubt, und ihm für solche Geschäftsführung den Titel eines Staatsministers verliehen.

Am Krönungs- und Ordensfeste zu Berlin, den 22 Jan. 1837 erhielt den Stern zum rothen Adlerorden zweyter Classe mit Eichenlaub der wirkliche geh. Legationsrath und Director der zweyten Abtheilung im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, Hr. Dr. *Eichhorn*; den rothen Adlerorden zweyter Classe mit Eichenlaub der geh. Legationsrath Dr. *Bunsen* in Rom; die Schleife zum rothen Adlerorden zweyter Classe: Hr. Prof. D. *Ehrenberg* in Berlin, Hr. Prof. Dr. *Nees v. Esenbeck* in Breslau, Hr. Prof. *Schadow* in Düsseldorf, Hr. Prof. D. *Voigt* in Königsberg; den rothen Adlerorden vierter Classe: Hr. Prof. *Bethmann-Hollweg* in Bonn, Hr. Prof. *Bopp* in Berlin, Hr. Prof. *Nöggerath* in Bonn und Hr. Prof. *Tieck* in Berlin.

Hr. Dr. *Fr. Wilh. Aug. Argelander* zu Helsingfors ist zum Professor der Astronomie an der Universität zu Bonn und Director der dasigen Sternwarte ernannt worden.

Die Gesellschaft für nordische Alterthümer in Kopenhagen hat den Professor und Bibliothekar, Hn. Etatsrath *E. C. Werlauff*, zu ihrem Präsidenten erwählt.

Hr. Pastor primar. *Sudendorf* zu Badbergen im Königreich Hannover hat den Charakter eines königl. Kirchenrathes erhalten.

Der seitherige ordentl. Professor der Philosophie in Bonn, Hr. Dr. *Brandis*, geht als kön. griech. Cabinetsrath nach Athen.

Hr. Prof. Dr. *Rob. Froriep* in Berlin ist zum Medicinalrath und Mitglied des Medicinalcollegiums der Provinz Brandenburg ernannt worden.

Der bisherige Privatdocent Dr. *Kneip* in Greifswald ist zum ausserordentlichen Professor in der medicinischen Facultät ernannt worden.

Der ordentliche Professor der Medicin an der Universität Prag, Dr. *J. V. Krombholz*, ist von Sr. k. k. Majestät in den Adelstand erhoben worden.

Der bisherige Diakonus in Pirna, Hr. M. *Franz Ed. Schleinitz*, als homiletischer Schriftsteller bekannt, ist zum Archidiakonus daselbst erwählt worden.

Der königl. preuss. geh. Obermedicinalrath Generalstabsarzt Dr. *Joh. Nep. Rust* zu Berlin, hat den königl. baier. Civilverdienstorden erhalten.

Hr. geh. Regierungsrath und Prof. *Fr. von Raumer* in Berlin ist vom königl. grossbrit. Institut zu London zum Ehrenmitgliede ernannt worden.

Hr. Generallieutenant *von Lossau* in Berlin, Vf. des Werkes „Ideale der Kriegführung" u. s. w. (3 Bde. Berlin 1835—37), hat den rothen Adlerorden 1r Cl. erhalten.

Der bekannte Historiker Hr. *A. F. Mignet* ist zum Mitgliede der *académie française* ernannt worden.

Der bisherige Professor der politischen Wissenschaften an der Universität Lemberg, Hr. Dr. *Nowack*, ist zum Professor der Statistik an der Universität zu Prag ernannt worden.

III. Nekrolog.

Am 28 Oct. v. J. starb zu Freysing Dr. theol. *Friedr. Wiederspick*, Subregens im dasigen erzbischöfl. Clericalseminar, ein fleissiger Mitarbeiter an mehreren kathol. Zeitschriften, geboren 1808.

Anfangs November zu Paris der berühmte botanische Schriftsteller *Chr. Heinrich Persoon*.

Am 3 Nov. zu Spalatro Graf *Vincenzo Drago*, Vf. der *Storia dell' antica Grecia* (Vol. 1—6. Milano 1820—36. gr. 8), geb. 1770.

Im Nov. zu Vincenza *Bernardin Bicego*, als didaktischer Dichter geachtet und als Schulmann sehr verdient.

Am 2 Dec. zu Neudietendorf im Herzogthume Gotha der praktische Arzt und medicinische Schriftsteller, *Hier. Jac. Conr. Luther*, 78 J. alt.

Am 16 Dec. zu Paris *G. D. F. Boissard*, Senior der Geistlichkeit Augsburgscher Confession daselbst, auch homiletischer und asketischer Schriftsteller.

Am 18 Dec. zu Lübeck Dr. *Friedr. Aug. Joach. Ludw. Tiburtius*, Lehrer am dasigen Catharinäum, 53 J. alt.

Am 19 Dec. zu Seidenberg in der königl. preuss. Oberlausitz der Superintendent und Oberpfarrer daselbst, *Joh. Aug. Gerdessen*, als homiletischer Schriftsteller bekannt.

An demselben Tage zu Dorpat Dr. *J. Mart. C. Bartels*, kais. russ. Staatsrath und Ritter, Prof emer. an dasiger Universität, gebor. zu Braunschweig 1769.

Am 26 Dec. zu Stäfa im Canton Zürich *Casp. Tobler*, seit 1802 Pfarrer daselbst, als Geistlicher und Volksschriftsteller sehr geachtet.

Am 27 Dec. zu Bremen Dr. jur. *Arnold Gerhard Deneken*, seit 51 Jahren Senator dieser Stadt, als Schriftsteller bekannt.

Am 29 Dec. zu Dresden der als praktischer Arzt, wie als Schriftsteller gleich ausgezeichnete kön. sächs. Leibarzt, Hof- und Medicinal-Rath Dr. *Hedenus*, 76 J. alt.

Am 29 Dec. zu Wien *Johann Schenk*, der Componist des altbekannten und beliebten Dorfbarbiers.

Am 4 Januar zu Berlin der Staatssecretär *Friese*, Chef der königl. Hauptbank und Präsident der Oberexaminationscommission für den Geschäftskreis der Regierungen.

Am 8 Jan. zu München als ein Opfer der Cholera der königl. Hofschauspieler *Vespermann*. Im Fache der feineren Komiker und Intrigants gehörte er zu den ersten Schauspielern, und reihte sich an die Berühmtesten dieses Faches, als *Wurm*, *Seidelmann*, *Pauli* u. A.

Am 10 Jan. zu Wiesbaden der als Schriftsteller bekannte Hofrath Dr. *Weitzel*.

Am 11 Jan. zu Paris *Franz Gérard*, einer der ausgezeichnetesten Maler der französischen Schule.

Am 19 Januar früh 1 Uhr zu Rostock der grossherzogliche mecklenburg. geh. Medicinalrath, Leibarzt und Professor Dr. *Samuel Gottl. v. Vogel*, 87 J. alt.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodische Schriften.

Bey *Beck* und *Fränkel* in Stuttgart ist erschienen:

Correspondenz-Blatt
für *Lehrer* an den *Gelehrten* und *Real-Schulen* Würtembergs. Erstes Heft (Bogen 1—3). gr. 8. Preis für einen Band von 24 Bogen 1 Thlr. oder 1 fl. 36 kr.

Inhalt: I. Pädagogik. Vorschlag zur Hebung eines *Hauptgebrechens* bey der höheren *Jugendbildung* unserer Zeit. — II. Methodik. 1. Philologie. Die *Hamilton*'sche Methode in der Anwendung auf den Unterricht in der *griechischen* Sprache. 2. Geometrie. Geisttödtende, geistbildende *Methode* bey dem *Vortrag* derselben. III. Recensionen. IV. Miscellen.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

SANCHUNIATHONIS
historiarum Phoeniciae
LIBROS NOVEM
Graece versos a Philone Byblio
edidit
latinaque versione donavit
Frid. Wagenfeld.
Geh. 2 Thlr.

Endlich haben wir das Vergnügen, die baldige Vollendung eines Werkes anzeigen zu können, welches, wie wohl selten ein anderes, seit der ersten Kunde davon, bereits so vieler Gelehrten Köpfe und Federn in Bewegung gesetzt, ja dem, man kann es unbedenklich sagen, alle wissenschaftlich Gebildeten der ganzen civilisirten Welt mit der gespanntesten Sehnsucht entgegen gesehen haben. Das grosse Interesse dieses Werkes hat in der Vorrede zu dem im Verlage der Hahnschen Hofbuchhandlung bereits im vorigen Jahre veröffentlichten Auszuge der Herr Director *Grotefend* mit Gelehrsamkeit und Scharfsinn entwickelt und mit Freuden anerkannt. Und hat gleich dieser seine Meinung geändert, haben gleich gelehrte Wissbegierde, unwissenschaftliche Neugierde, unbescheidene Zudringlichkeit dem Herrn Herausgeber das Leben sauer zu machen, und das Erzeugniss seines gelehrten Fleisses schon vor der Veröffentlichung todt zu schlagen gestrebt; er hat dadurch sich nicht irre machen lassen, und indem er seinen Gegnern all' ihre Lästerungen und Ungebührlichkeiten verzeiht, hofft er für die Fehler Verzeihung zu erhalten, welche er dabey sich hat zu Schulden kommen lassen. Haben Manche schon vor dem Erscheinen des griechischen Originals zu beweisen sich bemüht, dass es keinen Obersten Pereira, kein Kloster Santa Maria de Merinhao, keine Handschrift des Sanchuniathon gebe: so überlässt der Herr Herausgeber getrost jetzt dem Gelehrten zu entscheiden, ob der nunmehr aus der in seinem Besitze befindlichen Handschrift veranstaltete Abdruck ein Werk des Philonischen Sanchuniathon sey, oder einer spätern Zeit seine Entstehung verdanke.

Geographie für die Gebildeten jeden Standes.

Die *Hoffman*'sche Verlags-Buchhandlung in Stuttgart versendet so eben ein Werk, dessen Tendenz und Ausführung jeden Gebildeten lebhaft interessiren, und vielen Wissbegierigen Belehrung und Nutzen bringen wird; es ist die

Allgemeine
Länder- und Völker-Kunde;
nebst einem Abriss
der physikalischen Erdbeschreibung.
Ein Lehr- und Hausbuch für alle Stände
von
Prof. Dr. *Heinrich Berghaus.*
6 Bände von 40—50 Bogen auf Velinpapier, ganz gr. 8.
Mit 6 Stahlstichen.

In Lieferungen zu 10 Bogen à 36 Kr. — 9 Gr.

Erschienen ist davon des ersten Bandes erste Lieferung: 10 Bogen nebst Haupttitel und Stahlstich.

Dieſes Hand- und Hausbuch der Geographie wird ſeinen Zweck, allgemein nützlich zu werden, erreichen, da es — vollſtändig, mit den neueſten Entdekungen bereichert, in klarer, jedem Gebildeten verſtändlichen Sprache geſchrieben — zum erſten Male ein *getreues lebendiges Gemälde des ganzen Weltalls* bietet; wir können daher dieſs gediegene Werk, welches von Neuem deutſchen Fleiſs und deutſche Gelehrſamkeit beurkundet, *jedem Freunde und Förderer der Wiſſenſchaft, den Männern vom Fache, Lehrern und Aeltern, wir können es Jedem, der Belehrung ſucht und belehrende Unterhaltung liebt, mit vollſter Ueberzeugung empfehlen.* Die Ausſtattung und der äuſserſt geringe Preis verdienen *unbedingtes* Lob!

Naturwiſſenſchaften.

Bey *Friedrich Fleiſcher* in Leipzig ſind neu erſchienen:

Keferſtein, C., Naturgeſchichte des Erdkörpers in ihren erſten Grundzügen dargeſtellt. Die Phyſiologie der Erde, Geognoſie, Geologie und Paläontologie. 2 Bände. gr. 8. 5½ Thlr.

Siebold, P. F. v., Nippon. Archiv zur Beſchreibung von Japan. 5s Hft. Fol. illum. 14 Thlr. Quarto ſchwarz 8½ Thlr.

Siebold, P. F. de, Fauna Japonica, ſive deſcriptio animalium quae in itinere per Japoniam 1823—30 *collegit; notis et illuſtr.* Conjunctis ſtudiis *C. J. Temmink, H. Schlegel* et *W. de Haan.* Cruſtacea fasc. 1 et 2. Chelonii fasc. 1. Ophidii fasc. 1. Royal 4. jedes Heft 6⅔ Thlr.

Schönherr, C. J., Genera et ſpecies Curculionidum cum Synonymia hujus familiae. Species novae aut hactenus minus cognitae deſcriptionibus a L. Gyllenthal, C. H. Bohemann et entomologiis aliis illuſtr. Vol. 1—3. 8 maj. 16 Thlr.

(Der 4te und letzte Band erſcheint in Kurzem.)

Sternberg, C. de, Eſſai d'un expoſé géognoſtico-botanique de la flore du monde primitif. Cahier 5 et 6. 10 Thlr. Vollſtändig 44 Thlr.

Im Verlage von *Julius Klinkhardt* in Leipzig iſt ſo eben erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Neue Teſtament

überſetzt und mit kurzen Anmerkungen verſehen von Dr. *J. K. W. Alt*, Hauptpaſtor und Scholarch zu Hamburg. *Erſte Abtheilung. Die Evangelien des Matthäus, Markus und Lukas.* gr. 8. 1837. Preis 18 gr.

Eine treue Ueberſetzung der Urkunden unſerer Religion, begleitet mit kurzen Anmerkungen, welche das Verſtändniſs vermitteln und zugleich den Leſer in ſeiner Selbſtſtändigkeit erhalten, indem ſie nicht bloſs den Zuſammenhang fördern und Einzelnes erläutern, ſondern auch abweichende Leſearten und anderweitige Auffaſſungen der Stellen angeben.

Schulatlas der neueren Erdkunde

für Gymnaſien und Bürgerſchulen. Nach den Foderungen einer wiſſenſchaftlichen Methode des geographiſchen Unterrichtes bearbeitet und zuſammengeſtellt vom Director der vereinigten Bürgerſchulen Dr. *Karl Vogel* zu Leipzig.

(14 Blatt.)

Erſte Lief. *Europa, Aſien, Afrika, Nord-, Süd-Amerika, Oceanien, Königr. Sachſen. 7 ſchön geſtoch. und color. Charten mit naturhiſtoriſchen und geſchichtl. Randzeichnungen von F. A. Brauer und erklärendem Text. Klein Querfol.* 16 *Ggr.*

Wir brauchen die Freunde der Erdkunde und Schulvorſteher nur auf die Erſcheinung dieſer 1 Lief. aufmerkſam zu machen, um des allgemeinſten Beyfalls für das Werk ſo gewiſs zu ſeyn, als ihm derſelbe bis jetzt von Kennern — unter denen wir nur *A. v. Humboldt* nennen — zu Theil geworden iſt. Jeder war überraſcht von dieſer ganz neuen Idee. Die Ausführung iſt *vortrefflich*, der Preis *höchſt billig.* Eine ausführliche Anzeige liefert jede Buchhandlung.

*J. C. Hinrichs*ſche Buchh. in Leipzig.

So eben erſchien bey *G. Reichardt* in Eisleben und iſt in allen Buchhandlungen zu haben:

Elf Taufreden, nebſt einer Trau- und einer Confirmations-Rede, von Dr. *J. A. Schröter*, Prediger in Eisleben. 8. geh. 8 Ggr.

INTELLIGENZBLATT
der
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

Februar 1837.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

Hr. Dr. *Ludw. Friedr. Hesse*, der sich als Director und erster Professor eine lange Reihe von Jahren hindurch um das Gymnasium in Rudolstadt ausgezeichnete Verdienste erworben hat, wird mit dem 1sten März dieses Jahres diese Stellen niederlegen, und als Hofrath und geheimer Archivar, mit Beybehaltung der Aufsicht über die dortige fürstl. Bibliothek, in ein neues Geschäftsverhältnifs eintreten. Dasselbe wird ohne Zweifel auch der gelehrten Welt um so erspriesslicher werden, als dem würdigen Manne nunmehr grössere Musse zu Theil wird, so viele bereits von ihm unternommene antiquarische Forschungen zu vollenden und öffentlich mitzutheilen. Auch ist Hr. Hofrath *Hesse* unlängst als Ehrenmitglied in die lateinische Gesellschaft zu Jena aufgenommen worden.

Der kaiserl. russ. Collegienrath und Prof. der Rechte zu Dorpat, Hr. Dr. *Clossius*, und Hr. Dr. *Sintenis* in Zerbst sind als Professoren der Rechte nach Giessen berufen worden.

Der bekannte Generalstabsarzt und Prof. Dr. *Rust* in Berlin ist zum wirklichen geheimen Obermedicinalrath und Director des Medicinalwesens im Ministerium der geistl., Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten ernannt worden. Auch hat Derselbe das Ritterkreuz des k. k. österreich. Leopoldordens erhalten.

Die königl. baier. geheimen Räthe und Leibärzte Dr. *v. Breslau* und Dr. *v. Walther* haben das goldene Ritterkreuz des königl. griech. Erlöserordens erhalten.

Der königl. Astronom zu Greenwich, Prof. *G. B. Acry* ist zugleich zum Oberaufseher der Chronometer der Admiralität mit einer Gehaltszulage von 300 Lstr. ernannt worden.

Hr. *Veron* in Paris, Begründer der Zeitschrift „*Revue de Paris*" ist zum Mitgliede der Ehrenlegion ernannt worden.

Der bisherige Privatdocent Hr. Dr. *Ludw. Arndts* in Bonn ist zum ausserordentlichen Professor in der dasigen juristischen Facultät ernannt worden.

Der Vorstand des kön. sächs. Haupt-Staats-Archivs, geh. Archivar Dr. *Friedr. Wilh. Tittmann* in Dresden, ist von der kön. norweg. Akademie der Wissenschaften in Drontheim zum Ehrenmitglied ernannt worden.

Hr. *Albr. von Haller* hat das Secretariat bey der päpstl. Nunciatur in der Schweiz übernommen.

Der bisherige ausserordentl. Professor der Rechte an der Universität München, Hr. Dr. *Erhard*, ist zum zweyten ordentlichen Professor ernannt worden.

Der Oberconsistorialpräsident u. Reichsrath Hr. *K. J. Fr. v. Roth* zu München, hat das Commandeurkreuz, und der Ministerialrath im Ministerio der Justiz, Hr. *T. v. Schmitt*, das Ritterkreuz des kön. baier. Civilverdienstordens erhalten.

Der ordentl. Professor der Theologie und Senior der katholisch-theologischen Facultät zu Bonn, Hr. Dr. *Joh. Mart. Aug. Scholz*, ist zum Domcapitular bey der Metropolitankirche zu Cöln ernannt worden.

Hr. Graf *Portalis*, Pair von Frankreich, ist zum Mitgliede der Gesellschaft der moralischen und politischen Wissenschaften ernannt worden.

Die ordentlichen Professoren der katholischen Theologie zu Giessen, Hr. Dr. *Staudenmaier* und Hr. Dr. *Kuhn*, werden zu Ostern ihren bisherigen Wirkungskreis verlassen, indem der Erste einen Ruf an die Universität zu Freyburg im Breisgau, der Andere einen an die Universität Tübingen angenommen hat.

Der als Schriftsteller bekannte bisherige Vicepräsident bey dem Tribunal erster Instanz des Departem. der Seine, Hr. *Buchot*, ist zum Rath bey dem königl. Gerichtshofe in Paris ernannt worden.

Der fürstl. schwarzburg. und herzogl. anhalt. Oberappellationsgerichtsrath *Dammann* zu Zerbst ist von dem regierenden Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen in den Adelstand erhoben worden.

Der bisherige Privatdocent, Hr. Kammergerichtsassessor Dr. *Gust. Fr. Gärtner* zu Greifswald, ist zum ausserordentlichen Professor in der juristischen Facultät daselbst ernannt worden.

Der Director der Bildungsanstalt für Chirurgen und Hebammen, Hr. Prof. Dr. *Schilling* zu Bamberg, hat Titel und Rang eines königl. baier. Hofrathes erhalten.

Der kön. baier. Generalcommissär und Regierungspräsident, Hr. *v. Schenk*, und der Director des Oberappellationsgerichtes zu München, Hr. Freyherr *von Freyberg*, sind zu erblichen Reichsräthen ernannt worden.

Die Gesellschaft für russ. Geschichte und Alterthumskunde an der kaiserl. Universität zu Moskau hat Hn. Bibliothekar Dr. *Gust. Klemm* zu Dresden zum ordentl. Mitgliede gewählt.

Der bisherige Lehrer an der Kreislandwirthschafts- und Gewerbs-Schule zu Amberg, Hr. Dr. *Kuhn*, hat die Stelle als Präparator an der zoologisch-zootomischen Sammlung des Staats zu München erhalten.

Hr. geh. Legationsrath *von Olfers* und Hr. Prof. Dr. *H. W. Dove* zu Berlin sind zu ordentlichen Mitgliedern der physikalisch-mathematischen Classe der dasigen königl. Akademie der Wissenschaften, und der kön. baier. Regierungsrath Hr. Graf *zu Münster* zum Ehrenmitgliede derselben erwählt worden.

Der k. k. niederösterreichische Regierungsrath Hr. *Andr. Pichler* hat das Ritterkreuz des k. k. Leopoldordens erhalten.

Der bisherige Leibarzt des Fürsten von Bentheim-Steinfurth und Badearzt zu Steinfurth, Hr. Dr. *Plagge*, hat einen Ruf als ordentlicher Professor der Medicin zu Giessen erhalten und angenommen.

II. Nekrolog.

Am 30 Aug. 1836 starb zu Pendlebury bey Manchester Dr. med. *Charles Henry*, als Lehrer wie als Praktiker und Schriftsteller einer der ausgezeichnetsten Chemiker Englands, durch zahlreiche Schriften und Abhandlungen bekannt, 61 Jahre alt.

Am 7 Sept. zu Greenwich *John Pond*, Esq., kön. Astronom, Mitglied des Instituts von Frankreich, durch wichtige Untersuchungen in der Chemie sehr verdient.

Am 5 Oct. ertrank mit seiner Frau und Mutter an der Küste von Guernsey *Ge. J. Pelly White*, Prof. der Mathematik an der Universität zu London, 25 J. alt.

Am 14 Oct. zu London *James Wyld*, Esq., berühmt als geographischer Schriftsteller.

Am 18 Oct. zu Amberg *Ge. Bened. Wisnet*, kön. baier. geistl. Rath und ehemaliger Rector und Professor der Physik und Mathematik am dasigen Lyceum, geb. 1766.

Am 26 Oct. zu London *Ge. Colman*, Esq., seit 1782 einer der bedeutendsten und fruchtbarsten Dichter Englands, geb. 1762.

Am 25 Dec. zu Mailand Dr. *Luigi Sacco*, Oberarzt am dasigen grossen Hospitale, Generaldirector der Vaccination und um die Verbreitung und Verbesserung derselben durch Schrift und That sehr verdient.

Am 5 Jan. 1837 zu Heina bey Römhild im Herzogthum Sachsen-Meiningen der dasige Pfarrer *J. Casp. Heusinger*, als ökonomischer Schriftsteller bekannt.

Am 9 Jan. zu Thalbürgel im Grossherzogthume Weimar der emeritirte Pfarrer M. *Paul Chr. Glo. Andreae*, als Verfasser einiger kleiner theologischer Schriften bekannt, geboren zu Leipzig 1766.

Am 13 Jan. zu Rostock Dr. *Gerh. Phil. Hnr. Normann*, grossherzogl. mecklenb. schwerinscher Hofrath und seit 1789 ordentl. Prof. der Geographie und Geschichte an das. Universität, geb. zu Hamburg den 24 Febr. 1753.

Am 23 Jan. zu München *Geo. v. Sutner*, k. b. Staats- und Reichs-Rath, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, als Schriftsteller im Fache der vaterländischen Geschichte bekannt, geb. zu München 1763.

An demselben Tage zu Waldheim der dasige Superintendent Dr. theol. *Joh. Aug. Leber. Hoffmann*, Verf. mehrerer homiletischer und pädagogischer Schriften.

Am 25 Jan. zu Dresden *Geo. Wilh. Sigm. Beigel*, kön. sächs. geh. Legationsrath und ehem. Oberbibliothekar, geb. 1753.

Am 26 Jan. zu Paris *J. A. Amar*, Conservateur der Mazarinischen Bibliothek, ehemaliger Prof. an der königl. Universität, als Verf. vieler philologischer und literarhistorischer Schriften rühmlichst bekannt, geb. zu Paris 1765.

Am 27 Jan. zu München Dr. *Friedr. v. Popp*, erster Director am k. b. Oberappellationsgericht, Ritter des b. Civilverdienst- und des Ludwigs-Ordens, als publicistischer Schriftsteller bekannt, geb. zu Nürnberg 1757.

Am 30 Jan. zu Paris der amerikanische Major, *Heinrich Lee*, Verf. des Lebens Napoleons und einiger anderen Werke.

Anfang des Februar zu Berlin der als Staatsbeamter, kenntnissreicher Forstmann und Schriftsteller rühmlichst bekannte Oberlandforstmeister und *Prof. honorar.*, Ritter Dr. *Hartig*.

Am 1 Febr. zu Paris *Jean Franç. Mimaut*, königl. französ. Generalconsul in Aegypten, als Schriftsteller durch die Werke: „*Histoire de Sardaigne ou la Sardaigne ancienne et moderne*" (2 Vol. Paris 1825. gr. 8.); und *Mémoire sur la nature des maladies endémiques à Carthagène etc.* (Paris 1819. gr. 8.) 60 J. alt.

Am 3 Febr. zu Paris Dr. *René Nic. Dufriche*

Baron *des Genettes*, durch zahlreiche medicinische Schriften bekannt.

Am 5 Febr. zu Paris *von Praet*, Mitglied des Instituts, Conservator der königl. Bibliothek, einer der ausgezeichnetsten Bibliothekare in Europa.

Am 10 Febr. zu St. Petersburg der bekannte russ. Dichter *Alex. Puschkin*, 38 J. alt.

Am 11 Febr. zu Hamburg nach längerer Kränklichkeit *G. Ph. Leonhard Wächter*, seit fast 50 Jahren der literarischen Welt unter dem Namen *Veit Weber* durch seine Sagen der Vorzeit bekannt. Er war geboren zu Hamburg 1762 und bis in seine letzten Lebensjahre mit wissenschaftlichen, auf die hamburgsche Geschichte bezüglichen, Arbeiten beschäftigt.

Am 12 Febr. zu Dresden der königl. Commissar bey der Ständeversammlung, der geh. Justizrath Dr. *Kreysig*.

An demselben Tage Abends zu Paris der bekannte Dr. *Börne* an der Lungenschwindsucht im 53sten Lebensjahre.

Am 13 Febr. zu Paris der beliebte Komiker *Tiercelin* im 74 Lebensjahre.

In der Mitte des Februar zu Ipswich Sir *J. J. Dillon*, ehrenvoll bekannter Schriftsteller über Gesetzgebung und Civilrecht.

Um dieselbe Zeit in London Dr. *Turner*, Professor der Chemie an der Londoner Universität.

Am 16 Febr. zu Frankfurt a. M. der berühmte Publicist Dr. *Joh. Ludw. Klüber*.

An dems. Tage zu Bremen der als praktischer Arzt und ausgezeichneter Physiolog bekannte Prof. *Treviranus*, 61 J. alt.

An dems. Tage zu Carlsruhe der grossherzogl. Staats- und Cabinets-Minister Freyherr *v. Berstett*, 68 J. alt.

Am 18 Febr., Nachmittags nach 2 Uhr, der ordentl. Prof. der Rechte zu Erlangen, Dr. *Alexander Lang*.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Ankündigungen neuer Bücher.

Ankündigung eines wichtigen historischen Werkes.

Zur
Geschichte Trajans
und seiner Zeit
von
Dr. *Heinrich Francke*,
ordentlichem Lehrer am Gymnasio zu Wismar.

Das unter obigem Titel bey Unterzeichneten zu Ostern 1837 erscheinende Werk zerfällt in folgende Disposition.

Erster Abschnitt.
Aeussere Angelegenheiten des römischen Reichs unter Trajan.

Trajans Leben und Kriege.

I. *Trajans Heimat.*
II. *Trajans Namen, Würden und ihre Zeit.*
  A. Filius. B. Tribunitia potestas. C. Consul. D. Pater patriae. E. Optimus princeps. Optimus. F. Germanicus. G. Dacicus. H. Parthicus. I. Caesar. K. Imperator.
III. *Trajans Familie.*
  A. Trajanus pater. B. Pompeja Plotina. C. Marciana und Matidia. D. Hadrianus.
IV. *Trajan in Germanien.*
V. *Geten und Dacier.*
  A. Das Land. B. Kriege der Dacier vor Trajan. C. Cultur des Landes und Volkes.
VI. *Trajans erster Krieg gegen die Dacier.*
  A. Das Heer. B. Der Heerführer u. Heereszug. C. Kriegsbegebenheiten. D. Hölzerne Brücken.
VII. *Trajans zweyter Krieg gegen die Dacier.*
  A. Vorbereitungen zum Kriege. B. Die steinerne Donaubrücke. C. Beendigung des Krieges.
VIII. *Alterthümer Daciens.*
  A. Heerstrassen. B. Wälle, Pässe und Gräben.
  C. Daciens Eintheilung. Municipien. Colonieen.
  D. Isis, Anubis und Canopus in Dacien. Erweiterung der Provinz.
  E. Trajans Büste und Marstempel, mit Grabmonumenten.
IX. *Trajans Säule.*
X. *Trajans Feldzüge in Asien.*
  A. Völker und Staaten Asiens vor und zu Trajans Zeit.
  B. Palma's Feldzug nach Arabien.
  C. Trajans Feldzug gegen die Parther.
  D. Trajans Tod.

Zweyter Abschnitt.
Innere Angelegenheiten des römischen Reichs unter Trajan.

Trajans Staatsverwaltung.

I. *Politischer Zustand des Reichs.*
  A. Monarchisches und polyarchisches Princip.
  B Glückseligste Periode der Menschheit. Recht.
  C. Trajans Gesetzgebung.
II. *Religiöser Zustand des Reichs.*
  A. Römisches Heidenthum und Christenthum.
  B. Christen unter Trajan.
III. *Zustand der schönen Künste unter Trajan.*
  A. Ueber den Begriff der classischen Kunst.
  B. Baudenkmale Trajans.
    a) Strassen. Posten. *b*) Brücken. *c*) Wasserbauten. Bäder. Häfen. Canäle. Wasserleitungen. *d*) Gebäude. Porticus. Circus. Forum Odeum. Gymnasium. Bibliothek u. s. w.

C. Bildhauerey.
D. Malerey.
E. Oeffentliche Spiele. Geschmack und Leben der Grofsen.

IV. *Zustand der Wissenschaft unter Trajan.*
A. Erziehung und Unterricht.
B. Trajans gelehrte Bildung und sein Verhältniss zu den Gelehrten.

V. *Quellen und Hülfsmittel zur Geschichte Trajans und seiner Zeit.*

VI. *Rückblick auf Trajans Charakter und Zeit.*

Eine kritische Geschichte des römischen Kaisers *Trajan* gehört ganz gewifs unter die eben so schwierigen, als interessanten Resultate der historischen Forschung. *Trajan* muss unter die gröfsten Regenten-Genien gezählt werden, welche die Geschichte aufzuzeigen hat; er hat überall nur Wenige seines Gleichen gefunden. Er war ein gewaltiger Krieger, Gesetzgeber, Staatsmann, und — was man bey dem Gröfsten so oft vermifst — ein vortrefflicher Mensch.

Unter seiner Herrschaft waren die Grenzen der römischen Welt am ausgedehntesten, und die Macht der Römer stand auf ihrem höchsten Puncte. Leider aber fliefsen die Hauptquellen seiner Geschichte nur sparsam, das Beste ist verloren gegangen; daher eine vollständige und erschöpfende Darstellung des grofsen Mannes und seiner Wirksamkeit nur mühsam und von vielen Seiten her nicht ohne scharfe Kritik und kunstvolle Combination zusammengebracht werden kann.

Wir vertrauen indessen, dafs dieses in reichlichem Mafse in dem Werke geschehen sey, welches wir einem verehrlichen Publico hierdurch ankündigen. Der Verfasser desselben, Herr Dr. *Francke* in Wismar, ist der historischen Welt nicht unbekannt mehr; sein *Arnold von Brescia*, schon vor vielen Jahren geschrieben, so wie sein *Feldzug der Mecklenburger im Befreiungskriege* haben sich einen rühmlichen Namen gemacht. Jahrelange unabläffige und mühsame Studien haben ihn endlich zu der Hoffnung ermuthigt, als Herold eines der gröfsten Menschen nicht unwürdig auftreten zu können.

Der Umfang und die Bogenzahl des Werkes mögen im Allgemeinen die Umständlichkeit bezeichnen, womit er seinen Gegenstand behandelt hat, nnd die angegebenen Rubriken die Genauigkeit verbürgen, die man über jedes Einzelne in dieser mächtigen Reichsverwaltung zu erwarten hat.

Das Werk wird 40 Bogen in grofs Octav umfassen und 3½ Thaler kosten. Das schönste Druck-Velinpapier entspricht dem Gegenstande. Alle Buchhandlungen nehmen Bestellungen an.

Güstrow, im Januar 1837.

Opitz und *Frege.*

In der *Nauck*'schen Buchhandlung in Berlin ist erschienen:

Die Verordnungen vom 4 März 1834 über die Execution in Civilsachen und über den Subhastations- und Kaufgelder-Liquidationsprocefs, nebst sämmtlichen gesetzlichen und ministeriellen Abänderungen, Ergänzungen und Erläuterungen,

unter Benutzung der Acten des hohen Justiz-Ministeriums,

herausgegeben von
Dr. Loewenberg,
königlichen Kammergerichts-Assessor.

26 Bogen in gr. 8. Preis 2 Thlr.

Die Verordnung vom 14 December, über das Rechtsmittel der Revision und der Nichtigkeitsbeschwerde, nebst sämmtlichen gesetzlichen und ministeriellen Abänderungen, Ergänzungen und Erläuterungen,

unter Benutzung der Acten des hohen Justiz-Ministeriums,

herausgegeben von
Dr. Loewenberg,
königlichen Kammergerichts-Assessor.

18 Bogen in gr. 8. Preis 1½ Thlr.

Im Verlage der unterzeichneten Buchhandlung ist erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig zu finden:

Schul-Atlas der neuen Geographie von *A. Herr*, Lehrer am königl. Gymnasium in Wetzlar. In 18 Blatt, sauber colorirt, Qu. 4. auf gutem Kupferdruck-Velin. Cartonnirt 22½ Sgr. oder 1 fl. 21 kr.

Dieser Atlas, von einem rühmlichst bekannten, erfahrnen Schulmanne bearbeitet, von mehreren königl. preuff. Provinzial-Schulcollegien bereits zur Einführung in Schulen empfohlen, zeichnet sich aus durch Bearbeitung und Einrichtung, artistische Ausführung und äufserst billigen Preis. Er enthält nur das, was das Bedürfnifs unserer Schulen erheischt, und ist daher nicht mit zu vielen Namen überladen. Die Meere, Meerbusen und Meerengen sind so gezeichnet, dafs Land und Inseln hervortreten. Die Gebirge im Zusammenhange dargestellt erleichtern die Uebersichtlichkeit der Flufsgebiete; Länder und Staaten mit sauberem Colorit enthalten die wichtigsten Städte u. s. w. Die artistische Ausführung ist als wohlgelungen anzusehn. Wir glauben daher diesen Atlas allen Schulanstalten als höchst zweckmäfsig empfehlen zu dürfen.

W. Friedrichs Buchh. in Siegen.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

MÄRZ 1837.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Weidmann: *Kurze Erklärung des Evangeliums Matthäi.* Von Dr. *W. M. L. de Wette.* 1836. 247 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Kurzgefasstes exegetisches Handbuch zum Neuen Testament. Erstes Stück. Von Dr. *W. M. L. de Wette.* 1 Bds. 1 Theil. (1 Thlr.)

Auch der Exeget, wie der Lehrer jeglicher Wissenschaft, hat ein zweyfaches Publicum. Freylich hat er immer nur eine und dieselbe Aufgabe als letzten Zweck, nämlich die, seinen Lesern das richtige Verständniss der vorliegenden Schrift zu vermitteln. Allein zur Vermittelung dieses Verständnisses brauchen und verlangen die Leser nicht alle gleich Viel, Gleichartiges und Gleichgestaltetes. Wir unterscheiden sie hier in *lernende Jünger* der Wissenschaft (denen wir zugleich die eine encyklopädische Uebersicht suchenden Laien beygesellen wollen) und in *Männer vom Fache*, welche in ihrem Gebiete immer einheimischer zu werden verlangen. Für beide Classen würde nicht ein und dasselbe exegetische Werk zweckdienlich seyn; für jene werden wir ein Handbuch, für diese einen ausführlichen Commentar fodern. Dem lernenden Jünger werden wir die bewährten und sicheren Ergebnisse der exegetischen Forschung mittheilen, mit kurzer Andeutung des Ganges, den die Forschung genommen, also der Gründe, auf denen jenes Ergebniss ruht, und er wird sich mit demselben um so schneller befreunden, je mehr es ein Verständniss der Schrift ist, welches aus dem wissenschaftlichen Bewusstseyn der Zeit hervorgegangen, in dem er ja, ebenfalls von anderen Seiten her angeleitet, lebt. Der Mann vom Fach aber, der ja selbst forscht, und keineswegs an Allem sich genügen läst, was die Wissenschaft der Zeit als Frucht hervortreibt, opponirt vielfach gegen das Ergebniss, das ihm der Exeget hinstellt, und es fodert daher sowohl die Achtung vor ihm, als auch der Wunsch, ihn zu überzeugen, dass ihm das Verständniss nicht kurz mitgetheilt, sondern auch der Gang der Verhandlung, in dem es gewonnen wurde, vor seinen Augen wiederholt wird (Gründe und Gegengründe). Dazu kommt bey ihm noch ein historisches Interesse; er will auch die Verschiedenheit der Meinungen sehen, es soll ihm auch vorliegen, wie frühere Zeitalter, wie andere Schulen (grammatische, dogmatische) die Schrift aufgefasst haben; das exegetische Buch für ihn wird daher mehr oder weniger immer eiu exegetisches Repertorium seyn. Diesen Charakter haben nun auch die bey Weitem meisten Commentare über neutestamentliche Schriften, die in unserer Zeit erschienen sind; die Verfasser derselben wendeten sich, theils klar bewusst, theils mehr in Folge herrschenden Gebrauchs, an die Männer des Fachs. Das Bedürfniss der theologischen Jünglinge liess man befriedigen, und glaubte man befriedigt durch die betreffenden Vorlesungen auf den Hochschulen. Rec. meinte jedoch lange schon, dass, wenn auch diese Vorlesungen noch so zweckgemäss eingerichtet sind, und nicht zu Viel geben, was den Lernenden weniger fördern, als aufhalten werde, doch auch es gut sey, dem Jünger ein exegetisches Handbuch zu übergeben, aus dem er sich vorbereiten und wiederholen könne. Er erinnerte sich gar wohl, welchen Nutzen gerade in diesem Bezuge die *Rosenmüller*'schen Scholien gestiftet, und denkt mit Freuden daran, wie er einst in der ersten Zeit seines akademischen Studiums aus diesem Buche — fast memorirte, — ehe er in das Colleg ging, und wann er herauskam. Dass die *Rosenmüller*'schen Scholien jetzt nicht mehr als Handbuch der theologischen Jünger dienen können, ist schon darum klar, weil sie noch auf grammatischen und lexikalischen Ansichten ruhen, welche grossentheils als antiquirt anzusehen sind. Um so mehr aber, meinen wir, stellte sich das Bedürfniss heraus, das wir bezeichneten. An die Befriedigung desselben hat ein Mann gedacht, und sich gemacht, der einen der obersten Plätze in der Kammer der Theologen einnimmt, und, wieviel auch dem gerechten Urtheile über wissenschaftlichen Werth in unseren Tagen das leidenschaftliche Hadern um den Schleier des Evangeliums Eintrag thut, doch allgemein als der Meister in Israel Einer anerkannt wird, — Hr. Dr. *de Wette.* Nach solchen Arbeiten, weil sie nicht voluminös seyn dürfen, und darum noch nicht so viel Mühe und Zeit in Anspruch zu nehmen scheinen (das aber ist gerade ein hier sehr gefährlicher Irrthum), greifen sonst gern jüngere Hände. Wir freuten uns sehr, als wir sahen, dass Hr. Dr. *de Wette* sich mit der Aufgabe befasst hat, namentlich noch, da er, was er schon so oft gezeigt, die Gabe der übersichtlichen Darstellung so sehr besitzt.

Um nun über das vorliegende Buch ein Urtheil abgeben zu können, müssen wir vor Allem nach dem Standpuncte fragen, den der Vf. selbst ankündigt, und daher einen Blick in die Vorrede werfen, welche derselbe seiner 1835 in demselben Verlage erschienenen „kurzen Erklärung des Briefes an die Römer" (vgl. deren

Anzeige durch einen anderen Recenſ. in dieſer A. L. Z. 1836. Nr. 21), die zwar nicht der erſte Theil des ganzen Handbuchs der Ordnung nach ſeyn ſoll, aber die erſte Erſcheinung von demſelben der Zeit nach iſt, beygab. In der Vorrede zu dem Commentare, den wir hier anzuzeigen haben, nämlich, ſpricht ſich der Vf. faſt ausſchlieſslich über das Verhältniſs deſſelben zu *Strauſs* Leben Jeſu aus. Dort nun erklärt Hr. Dr. *de Wette:* „nicht nur dem angehenden Exegeten, und denjenigen, welche mit der ſo fruchtbaren neueren exegetiſchen Literatur nicht Schritt halten können, wird eine kurzgefaſste Erklärung willkommen ſeyn; ſelbſt der Mann von Fach wird gern einmal, wenn ihn das Studium der weitläuftigen Commentare eines *Fritzſche*, *Rückert*, *Reiche* u. A. ermüdet hat, bey einer fruchtbaren, gehaltvollen Kürze ausruhen.“ Danach bemerkt er über die Weiſe, die er beobachten wolle: „Ich habe mir alle nur mögliche philologiſche Schärfe und Genauigkeit zum Geſetze gemacht, und eben ſo ſehr der Sacherklärung durch Andeutung des Weſentlichſten zu genügen geſucht. Für die Kritik des Textes glaube ich noch das Nöthige gethan zu haben. Nur für die Geſchichte der Exegeſe habe ich wenig geleiſtet. — Nur bey den wichtigſten Stellen habe ich die verſchiedenen Meinungen der vorzüglichſten Ausleger kurz angedeutet.“ Und zum Schluſſe ſpricht er noch den Wunſch aus: „Möge dieſe Arbeit dazu beytragen, die neuteſtamentliche Exegeſe vor zwey Abwegen zu bewahren, auf welche ſie ſich in den neueſten Zeiten zu verirren droht, ich meine die philologiſche Kleinmeiſterey der Einen, und den neu aufgeputzten Dogmatismus der Anderen“, und kündigt damit den exegetiſchen Charakter ſeines Commentars an. Es iſt derſelbe alſo nach des Vfs. eigener Erklärung für den theologiſchen Jüngling beſtimmt, und die Kritik hat daher zuerſt die Frage zu ſtellen und zu beantworten: Iſt der Commentar ſo abgefaſst, daſs er die exegetiſchen Studien des angehenden Theologen gut leiten kann? Wir glauben nach dem fleiſsigſten Studium des Buches und nach reiflicher Ueberlegung jene Frage im Allgemeinen bejahen zu können, obſchon wir, was die Erklärung der Stellen anlangt, keineswegs immer mit der Auffaſſung des Hn. Dr. *de Wette* einverſtanden ſind, keineswegs alle ſeine Urtheile unterſchreiben, und noch hie und da eben *in uſum tironum* etwas Anderes wünſchten. Indem wir jene Bejahung begründen, weiſen wir zuerſt auf den compendiariſchen Charakter, den dieſer Commentar durchweg an ſich trägt. Wo verſchiedene Erklärungen einer Stelle dem Leſer vorgelegt werden, geſchieht dieſs in wahrer Bündigkeit, und der Vf. zeigt ſich dabey in wirklicher Meiſterſchaft. Man vergl. z. B. zu III, 16 über das *ἀνεῴχθησαν αὐτῷ οἱ οὐρανοί* und das *πνεῦμα καταβαῖνον;* S. 41 — 42 über die Verſuchung Jeſu, zu V. 17 über das *τὸν νόμον — καταλῦσαι;* S. 64 über das Nichtſchwören; S. 86 über das *υἱὸς ἀνθρώπου;* S. 142—143 über das *λύειν* und *δέειν* XVI, 19; S. 143 über die Unwahrſcheinlichkeit, daſs Jeſus ſeinen Tod u. ſ. f. vorhergeſagt; S. 211 — 212 über die Frage, wer unter den *πάντα τὰ ἔθνη*, welche vor das Gericht des Meſſias kommen werden, XXV, 31 ff., zu verſtehen; zu I, 21 die treffliche Expoſition über *πληροῦσθαι.* Ebenſo hat der Vf. immer nur ein Paar geſchickte und raſche Handgriffe nöthig, wenn er, was er durchgehends thut, und was er auch gleich in der Vorrede gleichſam als eine Gewiſſensſache bezeichnet, erſt die Widerſprüche der Evangeliſten unter einander, oder auf des Matthäus Unrichtigkeiten oder Selbſtwiderſprüche aufmerkſam macht, wie S. 23 zu I, 11. S. 33 zu III, 14. S. 44 zu IV, 12. S. 46 über die Berufung der erſten vier Apoſtel; S. 107 wegen des Täufers; S. 27 — 28 wegen des *ἔρημος* III, 1; S. 120 wegen des Jonaszeichen; S. 139 wegen der Verbindung der Phariſäer und Sadducäer; S. 173 wegen der zwey Eſel beym Einzuge Jeſu in Jeruſalem. In gleicher Weiſe giebt er, wenn er eine Anſicht oder Erklärung verwirft, öfters den Hauptgrund an, auf den dieſelbe von Anderen geſtützt wurde, wie S. 24, in Bezug auf die Bedeutung *fliehen*, welche nach *Kühnöl* das *ἀνεχώρησεν* II, 14 haben ſoll; S. 27 wegen *ἐν = μετά;* S. 80 wegen der falſchen Deutung der *καρποί* VII, 16 als *Lehren;* S. 132 wegen des *ἐλυπήθη* XIV, 9. Allerdings iſt bey dieſer Raſchheit des Ganges und bey dieſer Kürze mitunter etwas weggefallen, was wir wohl zu ſehen gewünſcht hätten, mitunter auch wohl eine gewiſſe Unbeſtimmtheit entſtanden. So ſteht bisweilen die kurze Entſcheidung des Vfs. da ohne ein *warum*, wie S. 120 die Note zu *ἀναστήσονται* XI, 41; S. 123 der Tadel gegen *Fritzſche* wegen Erklärung des *αὐτοῖς* XIII, 14, und die Kürze hat dann das Imperatoriſche des corrigirenden Lehrers, und in ſofern etwas Verletzendes. Dieſes Corrigiren trifft den Roſtocker Matthäus-Interpreten öfters; der muſs es öfters hören: „falſch *Fritzſche*“, und es wird ihn wohl herausfodern, gegen die Anklagen des „übertriebenen Purismus“, der „Künſteley“, des „Wortſtreites“, der „flachen Auffaſſung“ (S. 23. 24. S. 53. 54. S. 66 u. a.) ſich zu vertheidigen. Es iſt nämlich offenbar, daſs der Vf. dieſen mächtigen, von der philologiſchen Seite der neuteſtamentlichen Exegeſe übermächtigen und unübertrefflichen Interpreten als den Repräſentanten der „philologiſchen Kleinmeiſterey“, gegen deren Ueberhandnehmen dieſer Commentar ein Damm mit ſeyn ſoll, betrachtet. Ob *Fritzſche's* Rieſenſtudium, — denn ſo erſcheint es dem, der mit treuem Herzen dem Manne nachgeht und nachlieſt, und dankbar iſt für die Ausbeute, die ſeine beiden Bände zum Matthäus und Marcus geben (neuerdings wieder zum Römerbriefe) — die Brandmarkung mit ſolchem Namen verdient, bezweifelt Rec. gar ſehr, und zur Begründung ſeines Zweifels werden ſich im Laufe dieſer Anzeige vielleicht auch Belege finden. Wie wir den Grund der Entſcheidung bisweilen vermiſſen, ſo hätten wir an einzelnen Stellen noch eine Angabe gewünſcht, die ſich unbeſchadet der Kürze hätte machen laſſen. S. 107 bemerkt Hr. Dr. *de Wette* zu XI, 6, daſs die Beziehung des *σκανδαλισθήσεται* auf den Täufer, gegen welche die Ausleger ſich ſträuben, die einzig richtige ſey. Hier

hätte wohl angegeben werden sollen, auf wen ausserdem (Schüler des Täufers) die Worte von den Interpreten bezogen worden seyen. Die Bemerkung zu IX, 4. S. 90 „ἰδών ist durch die Lesart εἰδώς gut erklärt", hätten wir durch irgend einen erläuternden Zusatz vergrössert gewünscht, damit sie nicht etwa den jungen Leser verleite, über den Unterschied beider Worte hinzuschlüpfen. Wenn S. 32 zu III, 13 das τότε erklärt wird „darauf, nachdem das Vorhergehende geschehen", so wäre es vielleicht zum Behufe der Auffassung des geschichtlichen Zusammenhanges dienlich gewesen, wenn das „*Vorhergehende*" näher bezeichnet worden wäre, ob darunter summarisch die Thätigkeit des Täufers, wie sie von V. 1—12 erzählt wird, oder bloss seine Rede an die πολλοὶ τῶν φαρισαίων καὶ σαδδουκαίων, V. 7 ff., oder lediglich seine Ankündigung des bereits auftretenden Messias, darunter zu verstehen. Wenn z. B das Letzte, so würde sich das nun folgende Kommen Jesu zur Taufe, als in Verbindung mit des Johannes öffentlichem Ausspruche, dass der Messias bereit sey, stehend, schärfer herausstellen. — Mit des Vfs. compendiarischer Kürze hängt es wahrscheinlich auch zusammen, dass er die Leser nicht selten über seine eigene Ansicht ungewiss lässt. Wir bedauern diess, theils weil ein unangenehmes Gefühl der Spannung zurückbleibt, wenn man die Bedenken gegen eine Sache gehört, und dann die Ueberzeugung des die Bedenken Aufstellenden nicht vernimmt, theils weil wir Hn. *de Wette's* Ansichten immer gern vernehmen. S. 143 z. B., eine Stelle, auf die wir schon einmal verwiesen haben, schreibt unser Commentator: „Jesu bestimmte Vorhersagung seines Todes und seiner Auferstehung, besonders der Letzten, ist von Vielen — — — als unglaublich und ungeschichtlich angesehen worden. Der Hauptgrund ist, dass die Jünger und Freunde Jesu seine Auferstehung gar nicht erwarten; seinen Leichnam einbalsamiren, oder es noch thun wollen; als sie das Grab leer finden, verlegen oder betroffen sind; — die Kunde von der Erscheinung des Auferstandenen als ein Mährchen ansehen, und Manche fortwährend daran zweifeln — —. Diess aber ist selbst in dem Falle undenkbar, wenn sie Jesu Vorhersagung nicht verstanden hätten —; denn die Erinnerung und das Verständniss hätte ihnen doch bey dem Eintreffen derselben kommen müssen. Joh. XX, 9 wird noch die Thatsache, dass die Jünger die Auferstehung nicht erwarteten, deutlich eingestanden, und ihr Mangel an Schrifterkenntniss als einziger Grund davon angegeben. Nämlich Johannes hat, ausser der erst späterhin auf die Auferstehung gedeuteten Rede II, 19, und einer dunkeln Andeutung X, 17 u. s. f. keine solche Vorhersagung. Die bildliche Deutung unserer (Matth. XVI, 21 nämlich) und ähnlicher Stellen — ist unzulässig." Wer hätte hier nicht um so verlangender des Vfs. Ansicht erwartet, je theilnehmender er dieser bündigen Aufstellung der Gründe gegen die Glaublichkeit einer bestimmten Vorhersagung Jesu über seinen Tod u. s. f. gefolgt war! Aehnlich geht es uns S. 203; Hr. Dr. *de Wette*, nachdem er zu XXIV, 29 wegen der δυνάμεις τῶν οὐρανῶν σαλευθήσονται von der Sympathie, welcher nach der Ansicht der alten Völker der Himmel bey Katastrophen im Völkerleben unterworfen sey, trefflich gesprochen hat, bemerkt zuletzt, dass demohngeachtet die Frage entstehe, „in wieweit die Propheten, welche in der Darstellung Dichter sind, dergleichen Schilderungen ernstlich gemeint, ob sie sich derselben nicht als eines poetischen Farbestoffes bedient haben," und fügt hinzu: „die gleiche Frage lässt sich in Beziehung auf das vorliegende, offenbar auch prophetische, Stück aufwerfen." Wie gern hätten wir es gesehen, wenn Hr. *de Wette* nun zur Erledigung der aufwerfbaren und von ihm doch wirklich aufgeworfenen Frage mit seiner Meisterhand einige Zeilen noch geschrieben. Hätte er diess auch wirklich für die angehenden Exegeten nicht nöthig erachtet, so wäre es den „Männern vom Fach", an die er ja auch dachte, doch interessant gewesen. Dagegen scheint es uns, als hätte hie und da etwas weggelassen werden können, z. B. die Digression gegen das Missverstehen der Vorstellung vom Lohne für sittliche Handlungen, S. 53 zu V, 12; die Bemerkung S. 65 zu V, 38, dass der Spruch „nicht unbedacht, ohne Berücksichtigung der Umstände, anzuwenden" sey; S. 66 die letzte Bemerkung zu V, 45; S. 93 zu IX, 15 die über einen Grund, womit die Katholiken das Fasten rechtfertigen; S. 154 die Note, dass das Uebergewicht der Freude am Wiederfinden des Verlorenen (XVIII, 14) Gott nicht eigentlich beygelegt werden könne. Bemerkungen dieser Art scheinen uns nicht sowohl in den Grenzen der, zumal compendiarischen, Exegese zu liegen, als vielmehr über ihr, in einer Wissenschaft, welche sie unter sich hat, wie eine Apologie des durch die Exegese gefundenen dogmatischen und moralischen Stoffes. Mit diesem Bedenken wollen wir jedoch nicht etwa zugleich die Gewohnheit unseres Commentators angreifen, nach der er, wenn er die grammatisch-historische Behandlung der Stellen vollendet hat, meist in die Innerlichkeit des Spruchs, der Rede einen Blick wirft, und das eigentlich geistige Element desselben andeutet, die ewige Wahrheit aus der zeitlichen Fassung hervorhebt. Gerade diess ist ein wesentlicher Vorzug dieses Commentars und eine Eigenschaft, durch die er höchst anregend auf die junge Theologenwelt wirken, sie vor manchen Zweifeln gegen die christliche Lehre, und vor manchen wunderlichen Erklärungen, die diese Zweifel lösen sollen, bewahren, und ihnen den Kampf, den Jeder zur Aussöhnung zwischen dem neutestamentlichen Buchstaben und der vom philosophischen Katheder empfangenen Ueberzeugung durchstreiten muss, erleichtern wird. Wir möchten in diesem Bezuge den Commentar einen praktischen nennen, d. h. mit reichen Andeutungen für die Praxis des Theologen, des Homileten, des Christen. Wir verweisen nur auf einige solcher Andeutungen; S. 77 zu VII, 1, wo der anscheinende Beweggrund der Klugheit auf die Idee der sittlichen Wechselwirkung zurückgeführt wird; S. 72 bey VI, 13, wo eine gewichtige Warnung gegen die Ueberschätzung

der „Vermittelung" beygefügt ist; S. 74 zu VI, 23; S. 105 zu X, 37; S. 128 zu XIII, 39; S. 142 zu XVI, 18; S. 159, wo die Grundsätze, aus denen Jesus XIX, 6 sprach, aufgelöst werden; S. 184 über Sinn und Tendenz von Jesu Antwort auf die Steuerfrage XXII, 20. S. 191 zu XXIII, 15; S. 212 zu XXV, 40 wegen der Ewigkeit der Höllenstrafen.

Aus Manchem, was wir bisher bemerkt haben, geht schon hervor, dass der Commentar in dem freyen Sinne abgefasst ist, den wir an Hn. *de W.* kennen. Eben durch diesen Charakter der Freyheit, die nichts mystificirt, das Menschliche nicht apotheosirt, das Irrige nicht wahrdeutelt, oder der Betrachtung und dem Zweifel verweigert, wird der *de Wette*'sche Commentar dem unbefangenen Geschlechte der Jugend, das sich nicht gern in Fesseln schlagen lässt, und den zudringlichen Proselytenfischern gewöhnlich entschlüpft, wenn es anderwärts Liebe und gesunde Kost weiss, sehr willkommen seyn, und kann daher ein Zeichen neuer Niederlage werden für die, welche einen „neuaufgeputzten Dogmatismus" verfechten. Diese werden freylich nicht zufrieden seyn, wenn sie S. 166 zu XIX, 28 lesen: „Es ist wahrscheinlich, dass von Jesu Rede nur die Schlagworte aufbehalten, die verdeutlichenden und bestimmenden Zwischenglieder aber ausgelassen sind, wodurch sie einen etwas materiellen Charakter erhalten hat", und sie werden klagen, dass man so revolutionäre Grundsätze in die Exegese der Bibel bringe. Aber wir freuen uns, dass die Emancipation von der Tyranney der Literal-Inspiration auch hier wieder ihre Fürsprache gefunden hat, und — wohl bald durchgängig gegen alle Proteste angenommen seyn wird. Die Freunde der Wunder, die das Christenthum und die Kirche gefährdet meinen, wenn die Schriftgelehrten nicht mehr an die Verfluchung und sofortige Verdorrung des unschuldigen Feigenbaums an der Landstrasse, den Stater im Maule des Fisches, die Speisung der Fünftausend mit wenig Brod und Fischlein und Aehnliches glauben wollen, und unter die Bürger und Bauern einige der Bedenken fahren, — diese freylich werden verdriesslich seyn, wenn sie sehen, wie dieser Commentar aus den Wundern wenig macht, und durch Hinweisung auf die Mythen und Legenden anderer Länder und des israelitischen Alterthums den etwaigen Rest von Staunen auch paralysirt. Wir aber freuen uns, dass den angehenden Exegeten auch hier der Parallelismus der heiligen Sagen angedeutet wird, an dem jeder engherzige Particularismus leicht zu freyerer Luft sich erhebt. Ja vielleicht wird sogar die Klage ertönen, der Vf. unseres Commentars sey hämisch gegen das Christenthum, wenn man S. 41 lesen wird: „Der Unwille Jesu bricht los gegen den Versucher, den er als Satan *(zu spät)* erkennt und bezeichnet"; oder S. 40 bey den Worten τὴν δόξαν αὐτῶν IV, 8: „Die reichen Fluren, die herrlichen Städte und Paläste, *vielleicht auch (obgleich man diess nicht von einem Berge sehen kann), die Reichthümer derselben*"; oder S. 90 zu VIII, 23 — 34: „Der Vorwurf, dass Jesus seine geistige Wohlthätigkeit auf Kosten der irdischen Angelegenheiten der Gedarener geübt habe, ist nicht ganz leicht abzuweisen. Die Evangelisten (ob auch Jesus selbst?) bedauerten den Verlust der Schweine desswegen nicht, weil es unreine Thiere waren; Jesus war auch sonst in Ansehung des gemeinen Nutzens nicht sehr bedenklich"; oder wenn man die Wundererzählungen mit dem Namen der „Anekdoten" S. 81. 85. 86. 112, das Jonaswunder als „Abenteuer" S. 121, den Marcus als „Nachtreter" des Matthäus bezeichnet sehen wird. Allein wir erkennen in Aeusserungen, wie die obigen, keine Insinuation gegen Christus und Christenthum, sondern nur die Action, welche die Kritik mit der in den Evangelien überlieferten Geschichte Jesu vornimmt, und freuen uns der Harmlosigkeit und Unbefangenheit, mit der Hr. Dr. *de Wette* bey solchen Operationen sich gleich bleibt, und dem aufblühenden Geschlechte der Theologen ein Beyspiel von Ehrlichkeit aufstellt, damit sie nicht werden, wie Viele ihrer Väter, die mit einer in sich unwahren Starkgläubigkeit coquettiren, um — der Welt willen. Was die letzten Ausdrücke aber anlangt (Anekdote u. s. f.), die allerdings auch für das Gefühl des Rec. etwas Verletzendes haben, so beruhigen wir uns damit, dass Hr. Dr. *de Wette*, indem er sie rasch brauchte das ihnen anklebende Verächtliche nicht beachtet hat, und hoffen, dass er sich, wenn er uns Recht giebt, in den folgenden Bänden ihrer enthalten, und bey einer zweyten Auflage sie ausmerzen wird.

Es liegt hier nahe, zugleich über die Art ein Wort zu sagen, in welcher der Vf. die Wunder der Evangelien auffasst. In der Vorrede erklärt er, dass er mit *Strauss* „die natürliche Erklärung der Wunder" verwerfe. Dem können wir nur beystimmen, und zwar aus dem Grunde, weil bey der Kürze dieser Wundererzählungen in den verrathenden Nebenangaben, die zu leitenden Fäden werden können, und bey der offenbaren Absicht der Erzähler, ein Unbegreifliches mitzutheilen, jegliche Zurückführung auf Data, die mit unserer Kenntniss der Naturgesetze sich vereinigen, und zugleich der Tradition in der Urkunde entsprechen, unter den Händen entschlüpft. Zahlreiche Versuche haben zu dieser Einsicht geführt. Dabey aber kann Rec. nie einstimmen, wenn in neueren Zeiten auf diese sogenannte natürliche Erklärung verächtlich geblickt wird. Sie ging auch aus einer jugendlichen Begeisterung für die Wahrheit hervor; sie erfoderte tüchtiges Studium, und musste viel Apparat gegen die supernaturale Ansicht aufbieten, gegen die sie der erste, und natürliche und nothwendige Gegensatz war; sie hat in ihrer Forschung viel Archäologisches u. s. f. zu Tage gefördert; sie hat Ausbeute geliefert, von der gar Manches geblieben, und — dass sie in ihren Resultaten öfters lächerlich wurde, das wollen wir ihr jetzt nicht mehr zur Schuld rechnen, da das gerade ihre ärgste Strafe war. Und haben andere Ansichten mit einzelnen ihrer Resultate und in der Consequenz nicht gleiches Loos gehabt?

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

MÄRZ 1837.

THEOLOGIE.

Leipzig, b. Weidmann: *Kurze Erklärung des Evangeliums Matthäi.* Von Dr. *W. M. L. de Wette* u. s. w.

Auch unter dem Titel:

Kurzgefasstes exegetisches Handbuch zum Neuen Testament. Erstes Stück. Von Dr. *W. M. L. de Wette.* 1 Bdes. 1 Theil u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Auch gegen „die übernatürliche Ansicht von den Wundern" erklärt sich der Vf., als welche, „wenn sie mit der geschichtlichen Wirklichkeit in Einklang gesetzt werden solle, grosse Schwierigkeiten mit sich führe"; er sagt, dass er in diesem Puncte nicht „starkgläubig" sey; er bemerkt, dass der „Glaube an die buchstäbliche Geschichtlichkeit der Wunder für Denkende unmöglich" sey. Diess ist auch des Rec. Ueberzeugung, und es bleibt nun nur die verzweifelte Frage, wie man sich denn die Wundergeschichten zu erklären hat, wenn man sie so, wie sie erzählt sind, nicht glauben kann, — durch Abstreifen des Einen und Zudenken des Anderen, und Combiniren aller Art von möglichen Umständen und Ursachen, sie in die Reihe der begreiflichen Facta herabzuschieben nicht vermag, — und durch den Sublimationsprocess der *Strauss*'schen Mythik aus dem Reiche der Realität in das transcendentale Gebiet der Ideen sie nicht verflüchtigen soll, — ohne im ersten Falle als abergläubisch verspottet, im zweyten als Naturalist verlacht, und im dritten als Phantast bemitleidet, oder auch in beiden letzten Fällen als Antichrist gebrandmarkt, und dann am Ende verjagt zu werden. Hr. *de W.* bietet einen Auskunftsweg; er schlägt vor: „das, worin Alle, ihre Ansicht von den Wundern mag seyn, welche sie wolle, sich vereinigen können, ist *die ideal-symbolische Bedeutung* derselben." Mit diesem Vorschlag ist aber der Streit nicht geschlichtet, nämlich die Frage, ob die Wunder (gerade so, wie sie erzählt sind) vorgefallene Facta, oder ob sie Ereignisse mehr oder weniger gewöhnlicher Art sind, welche durch die Befangenheit der Augenzeugen, durch das vergrösserende Gerücht u. s. f. in das Gebiet des Uebernatürlichen nach und nach versetzt worden, oder ob sie nur religiöse (Zeit- oder ewige) Ideen zur Basis haben, welche das Bedürfniss des apostolischen Zeitalters in Thatsachen verkörpert zu sehen, foderte, und welche nur die schaffende und modelnde Sage, hie und da an historische Reminiscenzen den Faden anknüpfend, zu Wunderthaten und Wundererscheinungen ausspann. Was wir historisch an den Wundererzählungen haben, und wie sie entstanden sind, das ist mit der ideal-symbolischen Bedeutung nicht erklärt, sondern damit ist nur ihre Benutzung für die Praxis angezeigt, eine Benutzung, deren sich auch die Homileten aus den verschiedensten Schulen immer bedient haben. Wenn nun Hr. *de W.* weiter sagt, er behaupte keineswegs, „dass die Wundererzählungen bloss aus Ideen zusammengewebt seyen," so lässt sich doch nicht leugnen, dass die „ideal-symbolische Bedeutung" derselben, die er vorschlägt, und bey der die Frage der Kritik nach dem historischen Inhalte der Erzählung in den Hintergrund geschoben wird, der Ansicht von *Strauss*, die er hier von sich weist, allen Vorschub leistet, ja ein sehr natürlicher Uebergang zu ihr, und ihr nahe verwandt ist. Wenn der Vf. ferner bemerkt: „Die *Strauss*'schen Untersuchungen sind meistens negativ, und in sofern unklar in ihren Resultaten, als nicht genug erhellt, wie viel und welchen historischen Inhalt er als Grundlage der neutestamentlichen Mythologie anerkennt," so dürfen wir nicht vergessen, dass wer die Wundererzählungen ideal-symbolisch auffasst, ebenfalls jene Ermittelung der historischen Grundlage unerörtert liegen lässt; und wenn auch nicht negativ dagegen auftritt, doch gleichgültig dazu sich verhält, mithin das eigentlich verlangte Resultat nicht gewinnt. Der Vf. sagt weiter: „So viel ist jedoch klar, dass ihm *(Strauss)* die Person Jesu in der Bedeutung, welche sie für den Gläubigen hat, verschwunden ist." Aber sollte sie nicht ebenfalls immer mehr denen zurücktreten, welche von dem Standpuncte des Vfs. aus die Wundererzählungen betrachten, — ein Standpunct, auf dem doch die Frage, ob das Erzählte ein Factum war, ihr Gewicht verliert? Der Vf. zwar glaubt, „dass diejenigen, welche sich zwar von der Unkritik und Willkürlichkeit der sogenannten Orthodoxen befreyt, aber zugleich den ächt historischen Glauben an Christus bewahrt haben, zu anderen Resultaten gelangen können"; wir können jedoch darüber, wenigstens nach diesem Commentare, noch nicht urtheilen. Hr. *de W.* nämlich weist die „Untersuchung, wie viel historischer Gehalt noch nach der strengsten und freyesten Sichtung in der evangelischen Geschichte übrig bleibe," aus seinem Commentare weg, weil dafür „in einem exegetischen Werke kein Raum." Ehe wir hiemit enden, fügen wir noch einige Hinweisungen auf die ideal-symbolische Bedeutung der Wundererzählungen bey, die sich in diesem Commentare finden. S. 18:

„Die Vorſtellung, Jeſus ſey vom heiligen Geiſte erzeugt, verhält ſich zu der reinen chriſtlichen Glaubenswahrheit, daſs er dem Geiſte der Heiligkeit, d. h. ſeinem ſittlich religiöſen Charakter nach (Röm. 1, 4), Gottes Sohn iſt, ſo, daſs eine Idee als eine in der Natur, aber übernatürlich, geſchehene Thatſache vorgeſtellt wird, und hängt mit der Anſicht zuſammen, daſs der eheliche Beyſchlaf ſündlich ſey.“ S. 26: „Die ganze Erzählung des 2ten Kap. iſt mehr mit dogmatiſch-religiöſem, als ſtreng hiſtoriſchem Blicke betrachtet worden; denn als Geſchichte bietet ſie groſse Schwierigkeiten dar, nicht nur, weil ſie theils ſo viel Wunderbares, das ſogar den Geſetzen der Optik zuwiderläuft und Unheil ſtiftet, übrigens nutzlos verſchwendet iſt, enthält, ſondern auch, weil keine Vereinigung mit dem von Lucas Erzählten möglich iſt. — Der dogmatiſche Geſichtspunct für die zweyte Hälfte iſt dieſer: die Gefahren, welche das neugeborene Kind bedrohen, ſind ein Vorbild der Verfolgung und Leiden, welche dem Meſſias und ſeiner Kirche bevorſtehen, und haben hinwiederum in den Gefahren, welche das Leben des neugeborenen Moſe umgeben, ein Vorbild, ſo wie die Flucht nach Aegypten mit der Flucht Moſes nach Arabien vergleichbar wird. Dieſelbe tragiſche Idee wiederholt ſich in den Gefahren, unter welchen Romulus, Cyrus, Semiramis u. A. ins Leben traten.“ Die Verſuchung Jeſu betrachtet der Vf. als Mythus, und giebt als Bedeutung deſſelben S. 42 — 43 an: „Der Satan iſt der Feind des Meſſias und ſeines Reiches, und dieſer — ohnehin dem ſittlichen Kampfe unterworfen — muſste, wie während ſeines ganzen Wirkens und am Ende ſeines Lebens, ſo auch gleich bey ſeinem Auftritte, mit ihm kämpfen.“ Von der Sturmbeſchwichtigung (VIII, 18 — 27) heiſst es: „Der Evangeliſt will ein Wunder erzählen: es iſt eine Wirkung der Kraft Jeſu auf die nichtorganiſche Natur durch bloſses Wort. Erklärungen, wie ſie *Paulus* u. A. geben, können höchſtens dann zuläſſig ſeyn, wenn man annimmt, die evangeliſche Erzählung ſey durch Miſsverſtändniſs und Uebertreibung entſtanden. Sowie ſie vorliegt, erlaubt ſie eher eine ſymboliſche, als metaphyſiſche Anſicht.“ Ueber das Speiſungswunder (XIV, 13 — 21) ſagt der Vf.: Die Annahme des Dr. *Paulus* (daſs Jeſus durch gaſtfreye Darbietung des kleinen Speiſevorrathes der Jünger zu einer allgemeinen Mittheilung von denen, die etwas bey ſich hatten, an die, denen Alles ausgegangen war, Anlaſs gegeben habe) könnte als das vermuthliche Factum bey der Erzählung angenommen werden, wenn man glauben dürfte, daſs die Evangelien, ſelbſt das Johanneiſche, ſo weit von der Geſchichte abſtehen. Es ſey faſt noch natürlicher, eine ideale Grundlage anzunehmen, und als Mythus die Erzählung zu faſſen. „Dieſe Grundlage wäre einmal die ſymboliſche Vorſtellung des Lebensbrodes (Joh. VI, 32 ff.) oder des Brodes der chriſtlichen Gemeinſchaft (1 Cor. X, 16), ſodann die Speiſungskraft der Propheten (1 Regg. XVII, 10 ff. II, IV, 42 ff.), worin ſelbſt eine ähnliche Idee liegt, und endlich die Speiſewunder der Manna- und Wachtel-Spenden.“ Die Verklärung Jeſu (XVII, 1 — 13) betrachtet der Vf. als „ſymboliſches Vorſpiel ſeines Todes“, als „Vorſpiel oder Sinnbild, oder einen ſichtbaren Reflex jener geiſtigen und himmliſchen Verklärung“ S. 145. Aus dieſen Anführungen ergiebt ſich theils, was wir oben über die Auffaſſungsweiſe, die Hr. *de W.* empfiehlt, äuſserten, theils auch, wie anregend ſeine Andeutungen ſind, und wir konnten uns der Zwiſchenbemerkungen enthalten.

Es iſt uns nur noch übrig, auf einige einzelne Stellenerklärungen das Auge zu richten, wie das ja Sitte bey der Beurtheilung eines exegetiſchen Buches, Erklärungen nämlich, mit denen Rec. nicht einverſtanden iſt. Zu dem *ἔνοχος ἔσται εἰς τὴν γέενναν* ſagt der Vf., es bedürfe weder der Ergänzung *βληθῆναι*, noch der Erklärung *usque ad (Fritzſche)*, ſondern es ſtehe für den Dativ, ſey alſo grammatiſch parallel mit dem vorhergehenden *τῇ κρίσει* und *τῷ συνεδρίῳ*. Allein wenn wir daran denken, daſs die *κρίσις* und das *συνέδριον* Orte ſind, wo verurtheilt werden ſoll, die *γέεννα* aber der Ort, wo die Strafe erlitten wird, ſo zeigt ſich ein Grund, warum das Letzte nicht in gleiche grammatiſche Form geſtellt wurde mit dem erſten, und wir werden es auch in anderem Sinne auffaſſen müſſen. Rec. meint in localem Sinne; freylich ellipſirt er auch beym *βληθῆναι*, was ſchon *Fritzſche* verwirſt; aber er erkennt eine Breviloquenz der populären Rede darin. Wenn S. 62 geſagt wird, die Aufforderung zum Ausreiſsen, Abhacken der verlockenden Glieder (Auge u. ſ. w.), V, 29. 30, ſey „nicht eigentlich, auch nicht hyperboliſch, ſondern bildlich zu verſtehen, ſo — daſs das Werkzeug der Luſt und des Genuſſes für dieſe ſelbſt genommen wird,“ — ſo müſſen wir auf die Schwierigkeit hinweiſen, von welcher dieſe Erklärung gedrückt wird, indem nach ihr die Zuſätze, „es ſey beſſer, ein Glied einzubüſsen, als mit dem vollſtändigen Leibe in die Geenna geworfen zu werden“, ihre Bedeutung gar nicht finden, und wir glauben doch weit richtiger die Worte zu verſtehen, wenn wir annehmen, Jeſus habe den glühendſten ſittlichen Eifer hier dargeſtellt, den, hat er kein anderes Bändigungsmittel gegen die Luſt, dieſe durch die Entfernung des reizenden Gliedes zu unterdrücken ſich entſchlieſst. VII, 6 wird das *ἐν τοῖς ποσὶν αὐτῶν* durch „*mit* ihren Füſsen“ überſetzt; wir meinen aber, daſs es gemäſser ſey, durch „*unter* u. ſ. f.“ zu erklären, wobey das abſichtsloſe Zertreten angedeutet, alſo das thieriſche Nichtachten der Wahrheit mehr hervorgehoben wird. S. 82 äuſsert ſich der Vf. bey VIII, 4, daſs, da Jeſus mehrfach Stillſchweigen den Geheilten auflege, auch nach dem Bekenntniſſe des Petrus XVI, 20, und nach der Transfiguration XVII, 8 es gebiete, ſo möchte ein allgemeiner Grund aufgeſucht werden, und dieſs ſey vielleicht der, „daſs Jeſus den Glauben an ihn, als den Meſſias, nach und nach, und zwar aus unmittelbarer Anregung, erwachſen ſehen wollte.“ Allein, da dieſes Verbot nicht immer nach der Heilung vorkommt, da auch das Gegentheil geſchieht, wie der Vf. ſelbſt auf Luc. VIII, 39 verweiſt, und da gegen die Annahme, er habe den Glauben nur auf unmittelbare Anregung erwachſen ſehen wollen, die Ausſendung der Jünger und manches Andere ſtreitet, ſo wird der Erklär-

doch immer wieder dazu genöthigt, in dem einzelnen Falle einen speciellen Grund jenes Verbotes auszuforschen. S. 95 heisst es zu V, 28: „Jesus versichert sich vorher des Glaubens der Hülfsbedürftigen, und es scheint diess eine Bedingung seiner Wirksamkeit gewesen zu seyn.“ Aber doch nicht immer, doch da nicht, wo er aus der Entfernung heilte oder Todte erweckte. S. 107 wird *Fritzsche*, der XI, 2 διά mit εἶπεν construirt, und nicht mit πέμψας, getadelt, und doch hat *Fritzsche* die schlagendste Parallele dazu in Apok. I, 1 angeführt, mit der doch wohl erwiesen ist, dass diese Gedankenverbindung, wie sie *Fr.* auffasst, dem Sprachgebrauche des N. T. nicht fremd ist: Zu XII, 43 — 45 bemerkt Hr. *de W.*, „man fehle wahrscheinlich, wenn man in der Vergleichung mehr finde, als den Gedanken: dieses Geschlecht ist unverbesserlich, wie gewisse Dämonische unheibar.“ Diesen Gedanken finden wir auch in der Rede; allein es liegt noch offenbar darin die Idee des Rückfalls aus der Besserung; und so können wir doch der Frage nicht ausweichen: Was veranlasste Jesum, diese Idee auf die anwesenden Pharisäer anzuwenden, hatten sie einen Eindruck von seiner Lehre empfunden, von dem er sich keinen Nachhalt versprach, oder dachte er nur problematisch an mögliche Eindrücke, die wieder verlöschen werden? S. 122 nennt es der Vf. Subtilität, das ἐπὶ τὸν αἰγιαλόν, *dem Ufer entlang*, *über das Ufer hin*, erklären, und „die Anschauung der Bewegung, wohin, hier noch festhalten zu wollen.“ Wir nennen es auch Subtilität, aber loben sie, weil man mit ihrer Hülfe gar manche feine, sonst übersehene, Schattirung in den evangelischen Erzählungen gewahr wird. Was nun diese Stelle hier anlangt, so verweist unser Vf. für seine Ansicht („*am Ufer*“) auf XVIII, 12. Aber gerade da spricht *Fritzsche* dieselbe Bedeutung des ἐπί an, und wir glauben mit Recht, es mag nun das ἐπὶ τὰ ὄρη mit ἀφεὶς oder mit πορευθεὶς verknüpft werden. S. 124 zu XIII, 10 — 17 erklärt sich der Vf. gegen die gewöhnliche Auffassung, als habe Jesus sagen wollen, das Volk versteht das Abstracte nicht, und bedarf der bildlichen Rede, und sagt, er denke sich's so: „Jesus trug das Gleichniss vor, um durch einen lebhaften Eindruck die Wissbegierde zu wecken, und sein Zweck war, dass die Angeregten kommen und ihn fragen sollten.“ Er denkt sich nun die, welche das thaten, mit dem Worte μαθηταί (V. 10) bezeichnet; diesen habe nun Jesus die Erklärung gegeben, zu ihrer Empfänglichkeit Glück gewünscht, die übrige Volksmasse bedauert, und auf sie die Stelle aus Jesaias angewendet. Aber die μαθηταί des Matthäus stehen in zu schroffem Gegensatze zu dem Volke, das die μυστήρια nicht fasse, und erscheinen in der Frage V. 10 διὰ τί u. s. f. schon zu bekannt mit Jesus, als dass man sie für eben erst angeregte Leute aus der Masse der Zuhörer halten könnte, und ebenso erscheinen die οἱ περὶ αὐτὸν σὺν τοῖς δώδεκα (welche δώδεκα wohl = den μαθηταί des Matth.) bey Marcus, auf den sich Hr. *de W.* beruft; sie sind noch bey Jesus, als er καταμόνας ist. Rec. hat sich schon länger folgende Ansicht gebildet. Jesus hatte V. 9 ὁ ἔχων u. s. w. geschlossen. Da streiten und fragen sich die Leute um den Sinn der Rede. Die Jünger, die diess sehen, treten heran und fragen: Warum redest du in Gleichnissen, da sie dieselben nicht verstehen? Jesus antwortet nur zweyerley: 1) wundert euch nicht, dass sie es nicht verstehen; das ist euch vorbehalten, und zwar nach dem Erfahrungssatze ὅστις γὰρ ἔχει u. s. f. V. 12. 2) ich rede in Gleichnissen, und richte meine Belehrung wegen des Volkes deshalb nicht anders ein, weil dasselbe bey allem Sehen doch nicht sieht, und, wenn ich auch in anderer Weise lehrte, doch nicht besser mich verstehen würde. Ihr dagegen seyd glücklich, weil ihr seht u. s. w. Dass nun Jesus das Gleichniss den Jüngern erklärt, d. h. die einzelnen Bilder anwendet (denn um was es sich handele, wussten sie wohl), diess war theils überhaupt natürlich, wie es auch Matthäus darstellt, konnte aber auch durch besondere Frage veranlasst seyn, wie Marcus und Lucas es erzählen. S. 131 wird *Fritzsche* wegen seiner Auffassung des ἔχειν ὡς προφήτην XVI, 4 getadelt; allein die Stellen, in denen ἔχειν ohne ὡς steht, zeugen nicht wider *Fr.*, und die, in denen es mit ὡς, erklärt er mit seinem Rechte, wie die vorliegende. S. 143 sagt der Vf. bey XVI, 21 — 28: „bey der Eröffnung Jesu über seinen Tod trete Petrus sehr in Schatten“; aber der Wunsch des Petrus war ja so natürlich, wenn er sich die Gegenwart des Messias als nothwendig zur Errichtung des Reiches dachte, wie er ja nach der Rede V. 18 — 19 sich die Nähe der Errichtung desselben gar leichtlich denken konnte. Auch scheint der Vf. ihn nur einer „kindlichen Selbstsucht“ (S. 146) anzuklagen. Die Erklärung des ἐπὶ τὰ ὄρη XVIII, 12 passe nicht zu ἀφεὶς, sagt der Vf. S. 154; allein sie passt, wenn wir das ἀφιέναι als *lassen*, nicht als *verlassen*, gerade auffassen. Dem S. 180 befindlichen Urtheil über die Parabel bey Matth. XXII, 1 — 14, im Vergleich zu der ähnlichen bey Luc. XIV, 16 ff., können wir nicht beytreten; beide haben, nach unserer Ansicht, Nuancen im Zwecke, und daher auch in der Anlage. Die Verfänglichkeit der Frage XXII, 34 ff., die nach unserem Commentare nicht „einzusehen“ sey, ist vielleicht dann einzusehen, wenn man nicht gerade voraussetzt, dass die Pharisäer nicht eine Jesu „gefahrbringende“ Antwort ihm abdrängen, sondern vielleicht nur versuchen wollten, ob sie glücklicher, als die Sadducäer (s. V. 34) seyen, und ihn etwa zum Schweigen bringen und öffentlich beschämen könnten. S. 209 erklärt sich der Vf. gegen die gewöhnliche Annahme eines Anakoluth XXV, 14, und fasst ὥσπερ u. s. w. als „die Form einer eingliederigen Vergleichung“ auf. Allein da bleibt ja wieder eine Weglassung, und das Nöthige und Erwartete folgt nicht. S. 69 wird *Fr's.* Erklärung des οὕτως in VI, 9 (οὕτως οὖν προσεύχεσθε ὑμεῖς), das er von der Kürze des Betens versteht, „eine sehr leere Auffassung“ genannt. Aber das ist doch nicht zu übersehen, dass sie sehr nahe liegt, indem sie an den Inhalt V. 7 u. 8 sich anschliesst, und das darauf zurückweisende οὖν berücksichtigt. Auch kommt uns der Gedanke, der mit dieser Erklärung gewonnen wird, gar nicht leer vor; Jesus hatte ihn vorher negativ ausgesprochen, indem er die Battologie der Heiden

verbot, und nun deutet er im Uebergange zum Gebete noch einmal an, was er so entschieden getadelt hatte, und wovor er nun auch die Unwürdigeren schützen will, indem er ihnen selbst ein wörtliches Gebet zum Anhalte giebt. S. 96 wird das *οὐδέποτε οὕτως ἐφάνη* IX, 33 durch *τοῦτο (τοιοῦτο τι)* erklärt, wie es von den Meisten geschieht. Wir können aber dieser Erklärung, bey der die Verwechselung des Adverbs und des Pronomens vorausgesetzt wird, nicht beystimmen, und fassen die Stelle, wie *Fritzsche*, der hier nicht „künstelt", sondern lediglich nach dem „*usus pervulgatus*" das *τὶς* „*mente addi*" verlangt, oder, indem er noch einen anderen Weg weist, Jesum selbst als Subject des *ἐφάνη* anzunehmen vorschlägt. *Παλ.*

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Glogau, b. Flemming: *Gott war in Christo: Sieben Predigten zur Erweckung und Stärkung des Glaubens, dass in Jesu Christo der Sohn Gottes zum Heile der Menschen erschienen sey.* Von Dr. *D. L. Köhler*, königl. Superint. u. Pastor zu Gross-Glogau. 1836. VII u. 90 S. 8. (14 gr.)

Diese Vorträge sind rein apologetischen Inhaltes. Der Vf. lernte in seinem Wirkungskreise viele, zum Theil höchst achtungswerthe, für religiöse Wahrheit empfängliche Menschen kennen, welche aber an der höheren, göttlichen Autorität des Christenthums entweder zweifelten, oder sie geradezu als falsch verwarfen. Um nun solchen den unmittelbar göttlichen Ursprung des Christenthums zu beweisen, oder sie wenigstens zur Prüfung anzuregen, auf welche Autorität dasselbe sich gründe, hielt er diese Vorträge, und gab sie, um sicherer und in grösserem Umfange durch sie zu wirken, in Druck.

Der Standpunct des Vfs. ist der supernaturalistische. Die Beweise, die er aufstellt, bilden eben so viele besondere Vorträge. Nachdem er in der ersten Predigt: „Wie erwecken wir uns zur innigen Freude über die Geburt des Weltheilandes?" das religiös-sittliche Moment des Glaubens an einen unmittelbar göttlichen Ursprung des Christenthums angedeutet hat, führt er in der zweyten den Beweis dafür aus den Vorbereitungen auf die Erscheinung Christi, und begreift darunter die Weissagungen auf Christum, und die Geschichte des jüdischen Volkes; in der dritten aus den Wundern, die an und durch Christum geschehen sind; in der vierten aus dem Charakter Jesu, und den Aeusserungen desselben von sich selbst; in der fünften aus der Lehre Jesu Christi; in der sechsten aus der Art der Einführung des Christenthums in die Welt und in die Herzen der Menschen; in der siebenten aus den Veränderungen, welche es in der Welt hervorgebracht hat.

Je schwieriger nun die Aufgabe ist, einen solchen Gegenstand auf populäre Weise zu behandeln, eine desto rühmlichere Anerkennung verdient die Art, wie der Vf. zu Werke gegangen ist. Er will weder überreden, noch durch die Gewalt erregter Gefühle den nach Gründen fragenden Verstand betäuben, sondern sein Zweck ist eine auf Gründen beruhende Ueberzeugung, wobey jedoch die gebrauchten Beweise stets mit dem erbaulichen Elemente so verwebt sind, dass mit dem Verstande zugleich überall das Gemüth interessirt wird. Die Beweise sind mit der nöthigen Klarheit entwickelt und fasslich dargestellt. Dabey können wir es nur billigen, dass sie mehr in der Form von Demonstrationen und Deductionen, denn als eigentliche philosophische *Erweise* erscheinen. Nur auf diesem Wege konnte die Popularität erzielt werden, durch welche der Zweck dieser Vorträge wesentlich bedingt ist, und welche auch einen grossen Vorzug derselben ausmacht. Zugleich zeichnet sich die Sprache des Vfs. durch eine edle Einfachheit, sowie durch jene Unmittelbarkeit aus, die es stets mit der Person und der Sache zu thun hat, mit kräftiger Kürze einen geschickten Wechsel der Darstellung verbindet, und, indem sie den Zuhörer mit dem Redner in stete Wechselwirkung setzt, das Interesse des Ersten fesselt. — Was nun die Beweise selbst betrifft, so ist es uns aufgefallen, dass der Vf., während er in den äusseren Beweisen so ausführlich ist, und besonders dem Beweise aus Wundern und Weissagungen ein Gewicht beylegt, das er doch in der That nicht hat, von den weit wichtigeren und entscheidenderen inneren Beweisen fast keinen Gebrauch macht, da doch alle äusseren Kriterien des Christenthums keine Ueberzeugung wirken, ja nicht einmal anerkannt werden können, wenn nicht die inneren hinzukommen, und wenn nicht das Gemüth zugleich von der Kraft und Wahrheit desselben ergriffen, und dadurch dieselbe anzunehmen geneigt gemacht wird. Wir wollen hiemit keineswegs die Berufung auf jene äusseren Beweise für ganz überflüssig erklären. Wer mag berechnen, wie viel jeder derselben, der eine hier, der andere dort zur Ueberzeugung beyträgt? Wo nur zuerst eine allgemeine Empfänglichkeit für den Glauben ist, da mögen Wunder, Weissagungen, und besonders die äusseren Wirkungen des Christenthums die Aufmerksamkeit auf dasselbe ziehen. Soll jedoch eine haltbare, feste Ueberzeugung begründet werden, so muss zu ihnen die Erfahrung der Wirkungen des Evangeliums auf das Gemüth hinzukommen. Das Christenthum muss sich innerlich beweisen als eine göttliche Kraft, bestimmt, eine vollständige Harmonie unseres ganzen inneren Lebens zu bewirken, und den Menschen zu der Stufe sittlich-religiöser Entwickelung zu erheben, für die er ursprünglich geschaffen ward, und auf welche er, erfahrungsmässig, sich durch sich selbst nicht zu erheben vermag. Eben so haben wir daran Anstoss genommen, dass der Vf. in dem 5ten Vortrage, wo er den Beweis in die Lehren des Christenthums setzt, welche die sich selbst überlassene Vernunft nicht auffinden könne, einseitig mehr auf gewisse einzelne geheimnissvolle Lehren, wie die von dem dreyeinigen Gott, von der Menschwerdung u. a. sieht, da es doch nur das grosse Geheimniss im Sinne des N. T., Matth. 13, 11, vergl. mit Col. II, 2, ist, der ewige Rathschluss der Erlösung, aus welchem ein Beweis geführt werden könnte. — Auch bey den angedeuteten Mängeln werden diese werthvollen Vorträge für Wahrheit empfängliche Gemüther zur Prüfung ihrer Ueberzeugung anregen. Mögen sie daher auch in weiteren Kreisen Verbreitung finden! K....r.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

MÄRZ 1837.

JURISPRUDENZ.

Göttingen, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Abhandlungen aus dem gemeinen deutschen Strafrechte* Von Dr. *Heinrich Luden*, ausserord. Professor zu Jena. Erster Band. *Ueber den Versuch des Verbrechens nach gemeinem deutschem Rechte.* 1836. XVI u. 524 S. gr. 8. (2 Thlr.)

Göttingen, b. Dieterich, *Die Lehre vom Versuche der Verbrechen* von Dr. *H. A. Zachariä*, ausserord. Professor der Rechte und Beysitzer des Spruchcollegiums zu Göttingen. 1836. XVIII u. 288 S. gr. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Bey keiner Lehre des Criminalrechts findet sich ein grösseres Schwanken in Theorie und Praxis als bey derjenigen über den strafbaren Versuch der Verbrechen. In vielen Fällen wird hier dieselbe Handlung von dem einen Gerichtshof als ganz straflos betrachtet, während der andere dieselbe als strafbaren Versuch mit mehrjähriger Zuchthausstrafe belegt. Die Ausmittelung richtiger Grundsätze in dieser Lehre ist daher sowohl in theoretischer als praktischer Hinsicht von der grösten Wichtigkeit.

Die erste der angezeigten beiden Abhandlungen soll nach dem Willen ihres Vfs. der erste Band einer Reihe von Abhandlungen aus dem Gebiete des gemeinen deutschen Strafrechts bilden, welche der Vf. nach und nach zu liefern gedenkt. In diesem ersten Band ist die Lehre des Versuchs vollständig enthalten. No. 2 umfasst dagegen noch nicht die ganze Lehre vom Versuche, sondern der angezeigte erste Theil enthält die Lehre vom Begriff und der absoluten Strafbarkeit desselben; dagegen der zweyte Theil, welchen der Vf. bald möglichst folgen lassen will, die relative Strafbarkeit (dabey von den Eintheilungen oder Graden des Versuchs) und die Aufhebung der Strafbarkeit des Versuchs enthalten wird.

Den Vorzug von beiden verdient No. 1. Hr. *Luden* befolgt die historische Methode, und prüft mit vieler Gründlichkeit die Quellen des gemeinen deutschen Rechts über den Versuch. (Nur ist derselbe zuweilen etwas zu weitschweifig.) Die Gründe des Vfs. für die eine oder die andere Ansicht stützen sich stets auf das positive Recht. Darum hat derselbe (wie er in der Vorrede selbst sagt) jedes philosophische Räsonnement, zu welchem der Gegenstand so leicht verleiten konnte, durchaus unterdrückt. Eben so wenig lag es im Plane des Vfs., auf die neuen Strafgesetzgebungen und Entwürfe Rücksicht zu nehmen.

Hr. *Zachariä* sucht dagegen die historische Methode mit der philosophischen zu verbinden, auch hat sich derselbe nicht bloss auf das gemeine Recht beschränkt, sondern auch die neueren Strafgesetze und Entwürfe berücksichtigt; mit der älteren sowohl als der neueren Literatur ist er ziemlich bekannt; sein Werk ist jedoch mehr eine Compilation, als eine selbstständig durchdachte Arbeit.

Daraus ergiebt sich nun auch die grosse Verschiedenheit beider Vff. in Ansehung der zu befolgenden Anordnug. Hr. *L.* befolgt streng, mit lobenswerther Consequenz, den historischen Entwickelungsgang. Nach einer vorausgeschickten Einleitung (S. 1—56) folgt im zweyten Kap. das System des römischen Rechts über den Versuch (S. 57—301), sodann im dritten Kap. das System des einheimischen deutschen Rechts vor der *Carolina* (S. 302—397), im vierten Kap. überschrieben: „System der italiänischen Praktiker" werden die Ansichten der älteren italiänischen (398—426) und deutschen (426—434) Praktiker dargestellt, endlich im fünften Kap. das System der *Carolina* (435—524). Dagegen sucht Hr. *Z.*, nachdem in der Einleitung (III—XVIII) die ältere und neuere Literatur ziemlich vollständig angegeben worden ist, in der Anordnung seinen Gegenstand systematisch zu behandeln. Im ersten Kap. wird vom Begriffe des Versuchs und vom Unterschiede zwichen Versuch und Vollendung (S. 1—33), im zweyten Kap. von den Erfodernissen des Versuchs (S. 34—76) im dritten von der absoluten Strafbarkeit des Versuchs (S. 77—263) in folgenden 3 Titeln gehandelt: 1) ist der verbrecherische Versuch überhaupt strafbar? (S. 78—181); 2) über den Anfangspunct der Strafbarkeit der Versuchshandlungen (S. 182—232); 3) von der zur Strafbarkeit des Versuchs erfoderlichen objectiven Gefährlichkeit (232—263). Endlich wird im vierten Kap. von der Concurrenz versuchter und vollendeter Verbrechen (S. 264—288) gehandelt.

In der Einleitung der ersten Abhandlung (S. 1—56) sucht der Vf. die Nothwendigkeit eines Strafgesetzes, wenn von dem Versuche des Verbrechens als einem Gegenstande der Strafe und des Strafrechts die Rede seyn solle (S. 4), darzuthun, und bemerkt, dass der Gesetzgeber, um den Versuch als strafbar zu erklären, zwey Wege einschlagen könne (S. 7). Entweder er könne Handlungen, welche nichts seyen als der Anfang eines Verbrechens, wenn man die Absicht des

Handelnden im Auge habe, so bezeichnen, dass sie der Form nach als vollendete Verbrechen erscheinen, oder er könne im Allgemeinen den Grundsatz aussprechen, dass angefangene Verbrechen strafbar seyn sollen, so dass alsdann diese Handlungen als nicht vollendete, als unternommene oder versuchte Verbrechen zu betrachten und zu bestrafen seyen; den letzten Weg schlage das deutsche Gesetzbuch Art. 178 ein (S. 9); den ersten dagegen das römische Recht *l.* 14. *D.* 48. 8: *in maleficiis voluntas spectatur, non exitus*; ebenso *l.* 7. *D.* 48. 8: *in lege Cornelia dolus pro facto accipitur*, und andere enthielten keine allgemeinen Vorschriften über den strafbaren Versuch; im römischen Rechte gebe es daher kein allgemeines formelles Gesetz über die Strafbarkeit des Versuches (S. 31). Hinsichtlich des Verhältnisses, in welchem der Art. 178 zum römischen Rechte stehe, bemerkt der Vf. (S. 36), dass der Art. 178 auf die nach römischem Recht formell vollendeten Verbrechen, welche ihrem materiellen Inhalte nach nichts weiter als versuchte Verbrechen seyen, und überhaupt auf alle diejenigen Verbrechen nicht bezogen werden können, für welche das römische Recht die einzige Quelle sey (S. 40). Hier bleibe es lediglich bey den Bestimmungen des römischen Rechts, und nur diejenigen Handlungen, welche in demselben als strafbar anerkannt seyen, könnten auch bey uns mit Strafe belegt werden. Ein strafbarer Versuch dieser Verbrechen könne indessen nicht angenommen werden.

Dagegen könne es bey denjenigen Verbrechen, von welchen das einheimische deutsche Recht namentlich handle, nicht unmittelbar angewendet werden, und könne hier nur als erläuternder Commentar dienen (S. 42). Eben so scheine auch für diejenigen Fälle, auf welche der Artikel 178 keine unmittelbare Anwendung finde, doch das Princip, nach welchem der Versuch eben so hart als die Vollendung gestraft werden müsse, aufgehoben, weil nicht zwey entgegengesetzte Principien in einer Gesetzgebung neben einander bestehen könnten.

Auch wir stimmen Hn. *L.* hierin bey. Aber warum hat derselbe den Grundsatz, dass nicht zwey verschiedene Principien in einer Gesetzgebung neben einander bestehen könnten, auch auf solche Verbrechen bezogen, für welche das römische Recht die einzige Entscheidungsquelle ist? Warum sollen hier nur solche Versuchshandlungen, welche in demselben namentlich als strafbar anerkannt sind, bey uns mit Strafe belegt werden können, da dieses doch den deutschen Rechtsprincipien durchaus widerspricht? Wiewohl man dem Vf. darin Recht geben muss, dass auf solche im römischen Rechte mit Strafe bedrohte Handlungen, welche ihrem materiellen Inhalte nach nichts weiter als versuchte Verbrechen sind, der Art. 178 in soweit nicht anwendbar ist, als an denselben keine weitere Versuche mehr Statt finden können. Dieses versteht sich aber um so mehr von selbst, als dieselben nach den Principien unseres einheimischen Rechts überhaupt nicht als selbstständige Verbrechen, sondern nur als versuchte Verbrechen aufgefasst werden können. Ferner werden in der Einleitung die vorzüglichsten Streitfragen, welche sich auf die Lehre vom Versuch beziehen, angegeben. Von der Abtheilung des Versuchs in mehrere Grade glaubt der Vf., dass sie dem positiven Rechte völlig fremd sey, und dass, wenn einmal der Anfangspunct überschritten, von welchem an die menschliche Handlung überhaupt als Versuch in das Gebiet des Strafrechts falle, an und für sich alle Handlungen auf einem gleichen Grade der Strafwürdigkeit stehen, und dass die grössere oder geringere Strafe, welche die Carolina für die verschiedenen Fälle vorschreibe, nicht danach bestimmt werden dürfe, ob der Handelnde mehr oder weniger Handlungen begangen habe, welche der Vollendung näher oder entfernter stehen, sondern danach, ob der Versuch an und für sich einen grösseren oder geringeren rechtsverletzenden Erfolg gehabt habe (S. 47). Der Vf. behandelt dann die Frage, ob mit untauglichen Mitteln ein strafbarer Versuch begangen werden könne, dann ob die Eintheilung der Verbrechen in versuchte und vollendete auf den physischen Urheber zu beschränken sey, oder ob dieselbe auch auf den intellectuellen Urheber und die Gehülfen und Begünstiger gehe, endlich ob sich die Eintheilung in versuchte und vollendete auf alle Verbrechen beziehe (S. 52). Im zweyten Kap.: „System des römischen Rechts" (S. 57—301) sucht der Vf. zuerst nachzuweisen, dass nach dem ältesten römischen Rechte zu den Zeiten der XII Tafeln ohne einen verletzenden äusseren Erfolg gar keine Strafe eingetreten, sondern dass der Erfolg nur als solcher berücksichtigt worden sey, ohne Rücksicht, ob derselbe mit Vorbedacht oder Unüberlegtheit, ob er dolos, culpos, oder vielleicht gar nur zufällig verursacht war, oder ob er vielleicht nur als Mittel dienen sollte, einen noch schlimmeren hervorzubringen. Eine Handlung, welche wir jetzt einen Versuch eines Verbrechers nennen, würde daher nicht als Versuch, sondern nur in soweit, als sie für sich einen rechtsverletzenden Erfolg hervorgebracht hätte, bestraft worden seyn (S. 70). Bey klarer Einsicht in das Wesen von Recht und Staat hätte sich aber dieser Gesichtspunct durchaus verändert; man hätte einsehen müssen; dass jedes Verbrechen ein Unrecht enthalte, einen Angriff wider Recht und Gesetz, bey welchem der Staat interessirt, und dass dieses Interesse wichtiger sey, als das Interesse des materiell verletzten Einzelnen. Die öffentliche Seite des Verbrechens sey in den Vordergrund getreten, anfänglich freylich nur bey den schwersten Verbrechen; denn so wie das Verbrechen aufgehört habe, Privatsache zu seyn, habe die Handlung als solche ohne Rücksicht auf den Erfolg gestraft werden müssen, weil der Staat ein Interesse dabey habe, dass die dem Rechte zuwiderlaufende Handlung unterbleibe. Es sey daher durch Auslegung aus dem Gesetze der XII Tafeln genommen worden, was ursprünglich nicht in denselben gelegen, und so z. B. das Gesetz über *Parricidium* nicht bloss

auf denjenigen angewandt werden, welcher einen freyen römischen Bürger wirklich getödtet habe, sondern auch auf eine solche Handlung, die in dieser Absicht unternommen, aber den beabsichtigten Erfolg nicht gehabt habe, und hierin liege der Grund der auffallenden Erscheinung des im römischen Rechte angenommenen Grundsatzes, welcher sich in der *Lex Cornelia de sicariis* ausgesprochen finde, und durch die ganze fernere Jurisprudenz durchgehe, dass eine Handlung ohne Erfolg ebenso hart als eine Handlung mit Erfolg gestraft werde (S. 78). Der Vf. giebt hierauf die Versuchshandlungen zu den einzelnen Verbrechen an, welche nach römischem Rechte bestraft worden sind. Zuerst die Tödtung (S. 88), den Verwandtenmord (S. 119), die *Abactio partus* (S. 128), Selbstmord (S. 128), Verbrechen gegen die Gesundheit (S. 130), Menschenraub (S. 142), das Verbrechen der Gewaltthätigkeit (S. 146), der Entführung (S. 162), der gewaltsamen Unzucht (S. 167), *Crimen falsi* (S. 174), Diebstahl (S. 187), Brandstiftung (S. 200), Ueberschwemmung (S. 206), bey einzelnen Fällen öffentlich strafbare Vertragsverletzung (S. 206), das *Crimen repetumdarum* (S. 207), dem *Crimen ambitus* (S. 219), *Crimen de residuis* (S. 225), Verbrechen der Gefangenwärter (S. 224), *Crimen majestatis* (S. 225), Verbrechen gegen die Polizey (S. 239), Ketzerey (S. 240) Apostasie (S. 240), Wiedertaufe (241) und andere Religionsfrevel. Ferner Verbrechen gegen die Sittlichkeit (S. 243), als *Stuprum* (S. 243), widernatürliche Unzucht (S. 251), Incest (S. 251) und Kuppeley (S. 253), endlich Verbrechen gegen den ökonomischen Wohlstand (S. 255) als Zinswucher (S. 255), Dardanariat (S. 256) und Zollvergehen (S. 257). Aus dem bey diesen einzelnen Verbrechen vorkommenden Gesetze über den Versuch leitet der Vf. folgende allgemein für das römische Recht geltende Grundsätze ab:

1) Eine Handlung wird nur alsdann als Versuch betrachtet, wenn sie in dem erweisbaren determinirten *Dolus* unternommen war, ein Verbrechen einer bestimmten Art, und wenn die Grösse des Verbrechens von Einfluss ist auf die Bestimmung des Strafquantums, eine bestimmten Grösse hervorzubringen; es giebt weder Versuche von Verbrechen die in undeterminirtem *Dolus* begangen (S. 260) werden, noch von culposen Verbrechen.

2) Eine Handlung wird nur alsdann als Versuch betrachtet, wenn sich der Verbrecher durch dieselbe in die Lage versetzt hatte, das Verbrechen ohne neue Vorbereitungen und weitere Unterbrechungen vollenden zu können. Von diesem Momente an giebt es aber keine weiteren Grade des Versuchs, welche eine verschiedene Strafe begründen (S. 267). — Ebenso drückt sich in Ansehung des Anfangspunctes der Strafbarkeit des Versuchs auch *Mittermaier* aus im Archiv des Crim. R. Bd. 2. S. 605. Indessen ist dieses unrichtig. Wer eine Pistole nach dem Gegner in der Absicht, ihn zu tödten, abgedrückt, ihn aber verfehlt hat, von dem kann man doch wohl nicht sagen, dass er sich in die Lage versetzt habe, das Verbrechen ohne neue Vorbereitungen und weitere Unterbrechungen vollenden zu können; und doch würde hier auch nach der Ansicht des Vfs. ein strafbarer Versuch vorliegen. Auf der anderen Seite kann aber derjenige, welcher sich an den Ort begeben, wo sein Gegner sich befindet, um denselben wörtlich zu beleidigen, sobald er hier angelangt ist, seine Absicht ohne neue Vorbereitungen und weitere Unterbrechungen vollenden, und doch wird hier auch der Vf. keinen strafbaren Versuch annehmen. Besser hätte sich derselbe ausgedrückt: Eine Handlung wird nur alsdann als Versuch betrachtet, wenn mit der Ausführung bereits der Anfang, oder von den herbeygeschafften Mitteln Gebrauch gemacht worden ist.

3) Nachdem der Versuch einmal in das Gebiet des Strafbaren getreten, kann sich der Verbrecher nicht auf Reue berufen, um sich von der Strafe zu befreyen, (S. 271). — Dieses folgert der Vf. consequent daraus, dass nach römischem Rechte der Versuch zum Verbrechen der Form nach als vollendetes Verbrechen betrachtet und mit Strafe bedroht worden sey; und so wenig also bey einem vollendeten Verbrechen Reue die Strafbarkeit aufhebe: so wenig habe nach römischem Rechte das freywillige Abstehen beym Versuch die Strafbarkeit aufheben können.

4) Der Grund der Strafbarkeit des Versuchs liegt in der durch die Handlung zn erkennen gegebenen Absicht, das Verbrechen zu vollenden; darum ist strafbarer Versuch auch alsdann vorhanden, wenn die Versuchshandlung an und für sich rechtlich erlaubt oder gleichgültig seyn, oder wenn dieselbe aus irgend einem Grunde nicht im Stande seyn sollte, das Verbrechen zu seiner Vollendung zu bringen, sowie nur aus der Versuchshandlung auf jene Absicht mit Sicherheit geschlossen werden kann (S. 279).

5) Es giebt keine versuchte Theilnahme, noch Beyhülfe zu dem Verbrechen, weder physisch noch intellectuell, und die Strafbarkeit des physischen Urhebers hängt nicht zusammen mit der Strafbarkeit der Theilnehmer (S. 292). Im dritten Kap. „System des einheimischen deutschen Rechts" (S. 302—397) zeigt der Vf., wie das germanische und römische Strafrecht in ihren ersten Anfängen mit einander übereinstimmten, indem beiden dasselbe Princip zum Grunde liege, dem Verletzten Genugthuung für die erlittene Kränkung zu verschaffen, und den gebrochenen Frieden in der Gesellschaft wieder herzustellen, dass jedoch im germanischen Rechte mehr der objective Gesichtspunct, im römischen dagegen der subjective der vorherrschende sey. Der wahrscheinliche Grund jener Eigenthümlichkeit sey, dass nachdem man einmal die Nothwendigkeit erkannt gehabt hätte, den Versuch zu bestrafen, man sich dabey an das Gesetz der XII Tafeln gebunden habe, welches ursprünglich nicht hierauf berechnet gewesen sey, während sich das germanische Recht unabhängig von solcher Einwirkung entwickelt habe. Da sich nun in den germanischen Rechtsquellen eben so wenig als in dem römischen

Rechte ein allgemeiner Grundſatz über die Strafbarkeit des Verſuchs ausgeſprochen findet, ſo weiſet auch hier der Vf. die Grundſätze über den Verſuch in den einzelnen Verbrechen nach, beym Verbrechen der Tödtung (S. 306) der Kinderausſetzung (S. 366), der Abtreibung der Leibesfrucht (S. 367), gegen die Geſundheit (S. 368), der Gewaltthätigkeit (S. 370), des Menſchenraubes (S. 373), der Nothzucht (S. 376), der Entführung (S. 379), des Raubes (S. 381), des Diebſtahls (S. 383), der Unterſchlagung (S. 391), der Fälſchung (S. 393) und der Brandſtiftung (S. 395).

Im vierten Kap. „Syſtem der italiäniſchen Praktiker" (S. 398 bis 434) erklärt ſich der Vf. zuerſt über den Grund, aus welchem die Lehre der italiäniſchen Praktiker von Bedeutung iſt für das richtige Verſtändniſs der Carolina. Auch hier bemerkt man mit Vergnügen die conſequente Durchführung der hiſtoriſchen Methode. Der Grund der Bedeutſamkeit, ſagt derſelbe, liege nicht in der inneren Vortrefflichkeit und Gediegenheit der Worte dieſer Männer, daher es auch natürlich nicht in dem Plane des Vf. liegt, nachzuweiſen, in wieweit ſie den Rechtsſtoff, welchen ſie bearbeiteten, richtig oder unrichtig aufgefaſst haben, ſondern darin, daſs in ihnen die Praxis der damaligen Zeit beſchrieben iſt, und daſs dieſe von unleugbarem Einfluſs geworden iſt auf die deutſche Praxis und Geſetzgebung. Die Praktiker, auf welche der Vf. hier Rückſicht genommen hat, ſind nicht nur ſolche, welche vor der Zeit der Abfaſſung der Carolina, ſondern auch ſolche, welche gleichzeitig und etwas ſpäter geſchrieben haben; und dieſes verdient vollkommene Billigung. Denn die gleichzeitigen und ſpäteren ſind zwar keine Quellen, aus denen die Carolina geſchöpft haben kann, und können daher auf dieſe Art nicht unmittelbar zur Erklärung etwas beytragen. Da indeſſen dieſe Praktiker nur dasjenige weiter ausführen, was ihre Vorgänger gelehrt haben, ſo tragen ſie wieder zur Erklärung ihrer Vorgänger, wie die letzteren zur Erklärung der Carolina bey.

Der Vf. ſtellt hierauf S. 408 ff. die Syſteme des *Gandinus*, *Bartolus*, *Angelus*, *Bonifacius*, *Julius Clarus*, *Johannes Baptiſta Bajardus* und *Jacobus Menochius* über den Verſuch dar.

Hierauf zeigt der Vf., daſs ſie ſämtlich einverſtanden geweſen wären über den Punct, daſs der Verſuch bey leichteren Verbrechen nicht geſtraft werde, daſs ſie ebenſo ſich faſt einſtimmig zu der Anſicht bekannten, daſs der Verſuch eine gelindere Strafe verdiene als die Vollendung, daſs ſie dagegen nicht verlangten, daſs der Verſuch in dem concreten Falle wirklich geeignet geweſen ſey, das Verbrechen hervorzubringen. Die Strafe ſolle zwar nach ihrer Lehre härter oder gelinder ſeyn, je nachdem der Verſuch ein näherer oder entfernterer geweſen ſey; aber die Italiäner hätten ſich bey ihrem nahen und entfernten Verſuch etwas Anderes gedacht als die Neueren, denn ihre Eintheilung bezöge ſich lediglich auf den Erfolg, je nachdem derſelbe mehr oder weniger erreicht ſey. Der Vf. ſucht nun den Satz, daſs die Lehre der italiäniſchen Praktiker im Weſentlichen dieſelbe ſey, welche durch die Carolina habe beſtätiget werden ſollen, dadurch zu beweiſen, daſs er die Anſichten der deutſchen Praktiker, welche unmittelbar nach der Carolina ſchreiben, hiemit vergleicht, welche von der Lehre der Italiäner hätten abweichen müſſen, wenn die Carolina, da dieſe zunächſt Rechtsquelle geweſen wäre, etwas Anderes verordnet hätte; im Gegentheil hätten ſie aber die Italiäner wörtlich abgeſchrieben. Die älteren deutſchen Praktiker, welche der Vf. S. 426 ff. anführt, ſind: *Nicolaus Vigelius*, *Georg Remus*, *Chilian König*, *Heinrich Rauchdorn*, der Niederländer *Jacobus Damhönder*, *Benedict Carpzov*.

Im fünften Kap. „Syſtem der Carolina" (S. 435 — 524) bemerkt der Vf., daſs das in den vorigen Kapiteln Erörterte die Grundlage des Gegenwärtigen bilde. Das römiſche Recht komme neben der Carolina zur Anwendung (jedoch iſt in der Art, wie es zur Anwendung kommen ſoll, Rec. mit dem Vf. nicht einverſtanden, wie dieſs bereits oben bemerkt worden iſt). Das einheimiſche deutſche Recht (d. h. das ältere) und die Lehre der italiäniſchen Praktiker ſeyen nur Hülfsmittel zur Auslegung der Carolina, und die Fälle über welche die Carolina Stillſchweigen beobachte, kämen nicht, ſondern die Grundſätze des römiſchen Rechts zur Anwendung.

Hiernächſt ſchreitet der Vf. zur Auslegung des Art. 178 und gelangt zu folgenden Reſultaten:

1) Verſuch iſt weder Polizeyvergehen, noch Milderungsgrund der Strafe (S. 436). Daſs der Verſuch ein bloſses Polizeyvergehen enthält, wie *Martin* in ſeinem Lehrbuch §. 49 will, iſt unſeren poſitiven Geſetzen durchaus entgegen. Eben ſo wenig kann derſelbe als bloſser Milderungsgrund betrachtet werden, da wie der Vf. richtig bemerkt, ſobald von einem Milderungsgrunde die Rede ſeyn ſoll, die Handlung, wodurch Strafe bewirkt worden iſt, vollſtändig vorliegen muſs.

2) Der Art. 178 bezieht ſich nur auf den phyſiſchen Urheber (S. 439).

Rec. kann dem Vf. hierin nicht beyſtimmen. Freylich ſcheinen die Worte der Carolina, wenn man ſich ſtreng an dieſe hält, nur auf den phyſiſchen Urheber zu gehen; da jedoch nicht auf dieſe Art allein, ſondern auch durch intellectuelle Thätigkeit ein Verbrechen begangen werden kann, ſo kann auch auf dieſem Wege ein Verſuch begangen werden.

(Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

MÄRZ 1837.

JURISPRUDENZ.

Göttingen, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Abhandlungen aus dem gemeinen deutschen Strafrechte* von Dr. *Heinrich Luden*, u. s. w. Erster Band. *Ueber den Versuch des Verbrechens nach gemeinem deutschem Rechte* u. s. w.

Göttingen, b. Dieterich, *Die Lehre vom Versuche der Verbrechen* von Dr. *H. A. Zachariä*, u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Eben so wenig kann man darin mit dem Vf. einverstanden seyn, wenn er behauptet, dass der Mandant, welchen der Mandatar zu gewinnen suche, aber nicht wirklich gewonnen habe, mit demjenigen auf gleicher Linie stehe, welcher sich ein Mittel anzuschaffen suche, und dass selbst diejenigen, welche den entferntesten Versuch für strafbar hielten, und den Anfangspunct der Strafbarkeit schon dann annehmen, wenn sich der Verbrecher die Mittel zur Ausübung der That angeschafft hätte, doch inconsequent handeln würden, wenn sie den intellectuellen Urheber bestrafen wollten, ehe er sich mit seinem Mittel, dem physischen Urheber versehen, hätte. Denn derjenige, welcher einen Auftrag zu einem Verbrechen giebt, welcher aber nicht angenommen wird, steht keineswegs mit demjenigen auf gleicher Linie, welcher sich die Mittel anzuschaffen sucht. Man würde sonst mit gleichem Rechte behaupten können, dass derjenige, welcher einen Hund von der Stärke, dass er einen Menschen überwältigen kann, in mörderischer Absicht auf Jemand hetze, sobald sich der Hund ruhig verhielte, sich nur das Mittel zur That anzuschaffen gesucht habe, was nach Hn. *L.* erst dann der Fall seyn müsste, wenn der Hund wirklich gewonnen gewesen wäre, das heisst, wenn er den Menschen angefallen hätte. In gleichem Falle wäre der, welcher einem Vogel einen brennenden Schwefelfaden an den Fuss bände, und denselben fliegen liess, um eine Brandstiftung zu veranlassen, sobald der Vogel gar nicht an den Ort flöge, wohin der Thäter erwartet hätte, und wo eine Feuersbrunst veranlasst werden könnte. Daher scheint sich auch *Mittermaier* keineswegs selbst zu widersprechen, wie Hr. *L.* glaubt, wenn er im neuen Archiv des Criminalrechts Band 8. S. 178 behauptet, dass was den intellectuellen Urheber beträfe, ein Versuch der verbrecherischen Thätigkeit so lange vorhanden wäre, als er nicht im Stande wäre, denjenigen, welcher die That physisch ausführen sollte, zum Entschlusse und zur That wirklich schon zu bestimmen, z. B. wenn er seinen Rath, seinen Auftrag ertheilt, und der Andere noch nicht förmlich eingewilliget habe; dann ferner, habe der Anstifter den physischen Thäter bestimmt, und habe dieser das Verbrechen nur versucht und nicht vollenden können, so werde die Strafe des Versuchs des physischen Thäters auch auf die Strafbarkeit des intellectuellen wirken. Obwohl zwar sein eigenes Unrecht, z. B. Rath oder Auftrag geben, vollendet sey, so existire doch der Begiff des Verbrechens noch nicht, der intellectuelle Urheber werde in Bezug auf Strafe völlig gleich mit dem physischen behandelt, weil noch kein anderes strafwürdiges Unrecht da sey; denn in beiden genannten Fällen liegt nur ein versuchtes Verbrechen vor: ebenso wie nach den angegebenen Beyspielen derjenige wegen Versuchs strafbar, welcher den Hund hetzt oder den Vogel mit brennendem Schwefel fliegen lässt; nicht nur wenn Erster wirklich einen Angriff machte, welcher aber glücklich abgewehrt wurde, oder wenn Letzter an den Ort, wohin der Thäter es wünschte, flog, aber der Schwefelfaden nicht zündete, sondern auch dann, wenn der Erste sich ruhig verhielt, und Letzter an einen Ort flog, wo keine Feuersbrunst entstehen konnte.

3) Die Anfangsgrenze des Versuches liegt in dem Beginnen derjenigen Handlung, durch welche das Verbrechen ohne neue Vorbereitungen und ohne weitere Unterbrechungen vollendet werden sollte. Es ist aber gleichgültig, ob die Handlung eine wirkliche positive war, oder ob sie nur in einer Unterlassung bestand. Eben so gleichgültig ist es, ob das Verbrechen im einzelnen Falle vollendet worden seyn würde, wenn auch der Verbrecher nicht durch äussere Hindernisse unterbrochen worden wäre (S. 459). Dass die Art, wie sich hier der Vf. hinsichtlich der Anfangsgrenze des strafbaren Versuchs ausdrückt, unrichtig sey, ist bereits bemerkt worden.

4) Die Ausgangsgrenze des Versuchs ist die Vollendung des Verbrechens (S. 477). Der Vf. geht hier die einzelnen Verbrechen durch, von welchen die Carolina namentlich handelt, um zu zeigen, wenn jedes derselben bis zur Vollendung gekommen ist.

5) Zwischen den angegebenen beiden Grenzen des Versuchs giebt es keine verschiedenen Grade desselben, in sofern man darunter die grössere Nähe oder Entfernung versteht, welche der Verbrecher bis zur Vollendung der Haupthandlung noch zurückzulegen hatte. Dagegen hat der Versuch desselben Verbrechens verschiedene Grade der Strafbarkeit, je nachdem er einen grösseren oder geringeren verbre-

cherischen Erfolg bereits wirklich hervorgebracht hatte, oder mit Wahrscheinlichkeit hervorgebracht haben würde (S. 510).

Der Grund, welche der Vf. dafür anführt, nämlich, dass der eigentliche Grund, aus welchem die Carolina überhaupt den Versuch für strafbar erkläre, sey der *Dolus*, oder der böse Wille, ein Verbrechen zu begehen. Dieser böse Wille aber lasse selbst keine verschiedenen Grade zu, darum bestrafe auch das römische Recht consequent den Versuch der Vollendung ganz gleich. Dieser Grund ist aber durchaus unhaltbar; denn so wie der böse Wille nicht allein strafbar ist, sondern erst dann, wenn sich derselbe durch äussere Handlungen kund gethan hat, so ist es auch consequent, Jemanden für strafbarer zu erklären, durch je mehr Handlungen derselbe seinen entschiedenen Entschluss, das Verbrechen zu begehen, kund gethan hat, je weiter derselbe auf der verbrecherischen Bahn fortgeschritten ist.

Von grösserer Erheblichkeit ist der Grund, den der Vf. (S. 514) in der Note anführt, dass in der Lehre der italiänischen Praktiker keine Grade des Versuchs im Sinne der Neueren vorkommen, und dass auch die älteren deutschen Praktiker, welche unmittelbar nach der Zeit der Carolina schrieben, keine solchen Grade annahmen, vielmehr hier ganz den italiänischen Rechtslehrern folgen, was sie nicht hätten thun können, wenn solche Grade nach der Carolina anzunehmen gewesen wären, dass daher dieselben als im Sinne der Carolina nicht begründet angenommen werden müssen. Rec. hätte erwartet, dass sich der Vf. hauptsächlich auf diese Gründe gestützt hätte, er wäre alsdann auch consequenter und seiner historischen Methode getreuer geblieben, als durch das Anführen solcher unhaltbaren Gründe.

6) Zu dem Versuche gehört der determinirte *Dolus*, ein bestimmtes Verbrechen vollenden zu wollen. Wo der Wille der Vollendung fehlt, der während der Versuchshandlung erlischt, ist kein strafbarer Versuch vorhanden (S. 514).

7) Der Versuch ist peinlich zu strafen, und zwar im Verhältniss zu der Strafe des vollendeten Verbrechens (S. 522). — Der Vf. nimmt an, dass die Strafwürdigkeit des Versuchs durch den Art. 178 nur für solche Verbrechen anerkannt sey, welche peinliche Strafe begründeten, wodurch der Gesetzgeber der alten schwankenden Lehre der italiänischen Praktiker, welche den Versuch nur bey *delictis atrocioribus* und *atrocissimis* für strafbar erklärten, eine bestimmte Richtung gegeben habe. Wenn aber der Vf. behauptet, dass auf den Versuch wo möglich dieselbe Strafgattung, als auf die Vollendung erkannt werden müsse, und dass selbst wenn das vollendete Verbrechen mit qualificirter Todesstrafe bedroht ist, wegen Versuchs einfache Todesstrafe Statt finden könne: so kann man demselben nicht beystimmen; und wenn die Praxis stets den Versuch bedeutend geringer als die Vollendung straft: so stehen ihr wenigstens die Worte des Art. 178 nicht entgegen.

Während der Vf. No. 1 bey der Anordnung seiner Lehre streng den historischen Entwickelungsgang befolgt hat, sucht der Vf. von No. 2 seine Lehre hinsichtlich der Anordnung systematisch zu behandeln; wie unlogisch derselbe aber dabey zu Werke gegangen ist, wird sich aus der Darstellung ergeben.

Im ersten Kap. S. 1—33, welches vom Begriffe des Versuchs handelt, fodert Hr. *Zachariä* ebenfalls, dass ein Strafgesetz den Versuch der Verbrechen für strafbar erklärt habe, damit dasselbe mit Strafe belegt werden könne. In Berücksichtigung der Ansichten der Gesetzgebung über die Beschaffenheit und den Grund der Strafbarkeit der einzelnen Verbrechen entscheidet der Vf. zwischen denjenigen Verbrechen, welche die Gesetze aus dem Grunde mit Strafe bedrohen, weil sie die Verletzung eines bestimmten Rechts eines Individuums in sich enthielten, eine Grundbedingung für die Ausübung anderer Rechte vernichteten oder factisch aufhöben, und zwischen solchen, welche schon deshalb mit Strafe bedroht seyen, weil sie den ganzen rechtlichen Zustand oder Rechte Einzelner gefährdeten. Bey den ersteren müsse, wenn die Gesetzgebung nicht ausdrücklich etwas Anderes verordne, so lange ein Versuch angenommen werden, bis eine Aufhebung oder Verletzung wirklich erfolgt sey; bey der letzteren dagegen könne nur so lange von einem Versuche die Rede seyn, als nicht die zur Erreichung des verbrecherischen Zweckes nothwendige Haupthandlung, nebst der sie unmittelbar begleitenden Wirkung, vorliege (S. 15). Versuch eines Verbrechens ist nach dem Vf. eine absichtliche, auf Begehung eines Verbrechens gerichtete, äussere Handlung oder Unterlassung, mit welcher oder durch welche noch nicht Alles geschehen oder bewirkt worden ist, was zur Beendigung des Verbrechens, vermöge seines gesetzlichen Begriffs gehört (S. 27). In dieser Begriffsbestimmung hat der Vf. schon diejenigen Erfodernisse aufgenommen, von welchen er erst im zweytem Kap., welches seiner Ueberschrift nach von den Erfodernissen des Versuchs handelt, zu beweisen gedenkt, dass sie zum strafbaren Versuch gehören. Diejenigen Erfodernisse des Versuchs, welche im dritten Kap. (denn obgleich dieses die Ueberschrift führt: „von der absoluten Strafbarkeit des Versuchs“, so handelt dasselbe doch in dem 2ten und 3ten Titel, wie sich später zeigen wird, auch noch von einigen Erfodernissen desselben) vorkommen, sind noch nicht in den Begriff mit aufgenommen, derselbe ist also nach der eigenen Ansicht des Vfs. unvollständig.

Im zweyten Kap. (S. 33—76) erklärt sich der Vf. mit Recht gegen die Annahme eines culposen Versuchs, indem er eine vorsetzliche auf Begehung des Verbrechens gerichtete Handlung zum Begriffe desselben erfodert. In der neuesten Zeit hat den culposen Versuch wieder *Hepp* vertheidigt (im Archiv des Criminalrechts, neue Folge, Jahrgang 1836 (S. 35), in dem er sagt, „es gehöre zu den unbestreitbaren Sätzen, dass kein Verbrechen vollendet werden könne, ohne dass es zuvor angefangen worden, und der Versuch bestehe ja eben in dem Anfange eines Verbrechens, oder sey, negativ ausgedrückt, ein nicht

vollendetes Verbrechen. Gebe es daher, was Niemand bezweifeln werde, ein vollendetes culposes Verbrechen, so müsse es eben daher auch ein nicht vollendetes (angefangenes, versuchtes) culposes Verbrebrechen geben können.“ Indessen ist dieses Raisonnement durchaus grundlos, denn ein culposes Verbrechen, was nicht vollendet worden ist, ist auch nicht angefangen worden.

Von Jemandem, welcher unvorsichtiger Weise in eine Richtung schiesst, wo Menschen stehen, welche er vielleicht hätte treffen können, wird doch *Hepp* nicht sagen wollen, er habe angefangen, Jemand zu tödten; selbst wenn Jemand getroffen, aber nur verwundet worden ist, wird man vernünftiger Weise von keinem Anfange der Tödtung reden können. Da auch *Hepp* selbst zugiebt (S. 40), dass weder nach dem gemeinen Rechte der culpose Versuch strafbar sey, noch auch in legislativer Hinsicht die Nothwendigkeit, den culposen Versuch einer peinlichen Bestrafung zu unterwerfen, sich erweisen lasse: so läuft das Ganze auf einen Wortstreit hinaus. Die Abhandlung von *Stübel* über gefährliche Handlungen, als für sich bestehende Verbrechen, zur Berichtigung der Lehre von verschuldeten Verbrechen, nebst Vorschlägen zur gesetzlichen Bestrafung derselben, in welcher *Stübel* im neuen Archiv des Criminalrechts Band 8 No. 10, solche Handlungen, welche Andere unter den culposen Versuch begreifen, bestraft wissen will, scheinet Hr. Z. nicht gekannt zu haben. Auch bey dem unbestimmten *Dolus* (*Dolus indeterminatus*) nimmt der Vf. einen Versuch an (S. 42), ebenso die Möglichkeit eines versuchten Todtschlags. *Mittermaier* hat diess in neuerer Zeit bestritten (im Archiv des Criminalrechts, Band 4. S. 28 und Band 10. S. 543), er sagt: „Die Handlung des Todtschlägers, welche diesen Erfolg nicht hatte, könne keine Versuchshandlung seyn, weil ja der im Affect Handelnde keinen *animus occidendi* hat; zuckte er das Messer nach dem Gegner, und verwundete er ihn, so werde er nach den Gesetzen über Körperverletzung bestraft; trete gar keine Verwundung ein, so mag die Handlung des Messerzuckens als polizeylich strafbar nach Landesgesetzen bestraft werden.“

Allein diese Ansicht ist durchaus unrichtig. Allerdings hat der Todtschläger den *Animus occidendi*, und unterscheidet sich nur dadurch von dem Mörder, dass jener seine That in der Hitze des Affects beschliesst und ausführt, dieser aber mit kalter Ueberlegung; anderenfalls würde sich die schwere Strafe, welche nach der Praxis und den meisten Gesetzgebungen den Todtschläger trifft, auf keine Weise rechtfertigen lassen. Welchen ungeheueren Einfluss würde auch der Zufall auf das Criminalrecht äussern, wenn man die Möglichkeit des versuchten Todtschlags leugnen wollte! Für dieselbe Handlung, wofür der Eine (wenn sie Erfolg gehabt hätte) mit lebenslänglicher Zuchthausstrafe belegt würde, ginge der Andere (wenn sie durch einen glücklichen Zufall keinen Erfolg gehabt hätte) ganz straffrey aus. Es ist auffallend, wie *Mittermaier*, ein Anhänger der Gerechtigkeitstheorie, eine solche Ansicht vertheidigen kann! Neben der absichtlichen, auf Begehung des Verbrechens gerichteten Handlung fodert der Vf. ferner zum Versuche, dass durch dieselbe noch nicht Alles bewirkt worden sey, was zur Beendigung des Verbrechens, vermöge seines gesetzlichen Begriffs, gehört (S. 51), was man demselben gern zugestehen kann. Ferner nimmt der Vf. die Möglichkeit eines Versuchs bey intellectuellen Urhebern, Begünstigen und Gehülfen an (S. 55—66). Bey den Unterlassungs-Verbrechen (S. 66 und folg.) unterscheidet derselbe zwischen solchen, bey welchen der Eintritt eines gewissen rechtswidrigen Erfolgs, welcher durch positive Thätigkeit hätte abgewendet werden können, und solchen, wo die Gesetze, ohne Rücksicht auf einen bestimmten Erfolg, von Jemand ein gewisses Handeln verlangen, und die Unterlassung mit Strafe bedrohen, z. B. Nichtanzeige eines begangenen Verbrechens; bey der letzten Gattung hält der Vf. (was auch sehr einleuchtend ist) einen Versuch für nicht wohl möglich, bey der ersteren dagegen allerdings. Beym Schlusse dieses Kap. (S. 70—76) handelt der Vf. von einzelnen bestimmten Verbrechen, bey welchen kein Versuch möglich seyn soll.

Das dritte Kap., „von der absoluten Strafbarkeit des Versuchs“ (S. 77—263), lässt der Vf. nach einer kurzen Einleitung in drey Titel zerfallen. Erster Titel: Ist der verbrecherische Versuch überhaupt strafbar (S. 78—181)? Im Anfange dieses Kapitels werden zuerst die verschiedene Strafrechtstheorieen und die Folgerungen daraus für den Versuch durchgegangen (S. 78—89), sodann wird über die Strafbarkeit des Versuchs nach römischem Rechte gehandelt (S. 99—162). Nachdem hier der Vf. zuerst die Ansichten der Glossatoren der älteren italiänischen Schriftsteller, der neueren deutschen und italiänischen durchgegangen, kommt derselbe nach genauer Prüfung aller über diesen Gegenstand handelnder Gesetzesstellen zu dem Resultate, dass es nach römischem Recht kein allgemeines Gesetz gegeben, wodurch der Versuch überhaupt für strafbar erklärt worden sey, wenn gleich einzelne Fälle, welche nach unserer Ansicht nur Versuchshandlungen wären, für strafbar erklärt worden seyen; die Fälle, in welchen solche Versuchshandlungen für strafbar erklärt worden wären, seyen zwar durch Gesetze der Kaiser und die Praxis vermehrt worden, aber gerade in dieser Bedrohung einzelner Fälle liege ein neuer Beweisgrund für die Ansicht, dass es dem römischen Rechte gänzlich an einem allgemeinen Princip über die Strafbarkeit des Versuchs gefehlt habe.

Warum (S. 162—164) auch das Mosaische Recht über den Versuch aufgeführt ist, und in welchem Zusammenhange diess mit dem Uebrigen stehen soll, kann Rec. nicht einsehen. — Nach dem Mosaischen Rechte werden die Bestimmungen des germanischen (S. 164—167) und kanonischen (S. 168—171) Rechts, der P. G. O. (172—177) und der neueren Legislationen (178—181) über den Versuch aufgeführt. Auch der Vf. ist der Meinung, dass die Carolina den Versuch nur bey peinlichen Verbrechen habe strafen wollen, und dass sich auch in legislativer Hinsicht die Straf-

losigkeit desselben bey geringen Verbrechen vertheidigen lasse.

Der zweyte Titel des dritten Kap. S. 182 — 232 handelt über den Anfangspunct der Strafbarkeit der Versuchshandlungen. Der Vf. erfodert hier mit Recht zum strafbaren Versuch eine äussere erkennbare Handlung (S. 182 — 192) (denn dass der blosse Gedanke nicht strafbar ist, darin stimmen wohl alle Gesetzgebungen mit einander überein), ferner eine auf Hervorbringung des Verbrechens gerichtete äussere Handlung (S. 192 — 197) und endlich eine Handlung, welche einen Anfang der Ausführung enthält (S. 192 — 232). Denn wollte man Vorbereitungshandlungen einer Strafe unterwerfen, so würde man in der That nur den blossen Gedanken strafen. Derjenige, welcher Gift kauft, um einen Anderen zu vergiften, ist noch nicht weiter vorgeschritten, als derjenige, welcher das Gift besitzt und den Entschluss gefasst hat, einen Anderen damit vergiften zu wollen. In dem ersten Falle so wenig als in dem letzten hat sich der böse Wille durch eine äussere Thathandlung kund gegeben. Nur kann man dem Vf. darin nicht beystimmen, wenn er (S. 217) behauptet, dass diejenige Mutter, welche ihr Kind verhungern lassen wolle, wegen Versuchs mit Anfang der Ausführung bestraft werden könne, sobald sie dem Kinde zu einer Zeit, wo es hätte geschehen müssen, keine Nahrung gereicht habe, denn durch die einmalige Unterlassung des Nahrungsgebens kann das Kind nicht verhungern. Diese Unterlassung an und für sich allein enthält daher noch kein Attentat gegen das Leben des Kindes, und dass sie fortfahren will, dem Kinde keine Nahrung zu geben, ist ein Entschluss, der sich noch durch keine äussere Handlung kund gegeben hat. Es ist ein blosser Gedanke. Nur dann, wenn der Zweck des Unterlassenden durch eine bestimmte Unterlassung erreicht werden sollte, aber nicht erreicht worden ist, könnte man von einem strafbaren Versuch eines Unterlassungsverbrechens reden; z. B. die Mutter unterläst es, ein Mittel anzuwenden, welches der Arzt verordnet hat in der Absicht, dass das Kind hiedurch das Leben verliere.

Der dritte Titel des dritten Kap. (S. 253 — 263) handelt von der zur Strafbarkeit des Versuchs erfoderlichen objectiven Gefährlichkeit der Handlung. Zuerst wird hier über die Frage entschieden, ob Tauglichkeit des angewendeten Mittels zur Strafbarkeit erfoderlich sey (S. 234 — 248). Der Vf. ist der Meinung, dass eine Bestrafung des Versuchs mit untauglichen und unzulänglichen oder unwirksamen Mitteln unterschieden werden müsse. Wenn daher der Mörder wegen zu schwacher Ladung sein Ziel nicht erreiche, wenn die gegebene Dosis Gift zu gering sey, so zweifelt Hr. Z. nicht an der Rechtmässigkeit einer Versuchsstrafe, auch glaubt derselbe, dass der wesentliche Unterschied zwischen einem unzulänglichen oder unwirksamen Mittel auf der einen Seite, und einem untauglichen auf der anderen Seite nicht schwer einzusehen sey. Der bekannten Geschichte des Todtbetens von *Feuerbach* ist hier ein eigener Paragraph §. 126 gewidmet.

Endlich ist der Vf. der Meinung, dass die verschiedenen Ansichten über die Begründung des Strafrechts Einfluss auf die Beantwortung der aufgeworfenen Frage hätten; der Präventionist oder der Anhänger des Pönitentiarsystems müsse auch bey einem Versuche mit absolut untauglichen Mitteln eine Strafe für nothwendig halten. Indessen würde man doch irren, wenn man glauben sollte, dass vielleicht nur die Abschreckungstheorie zu dem von *Feuerbach* aufgestellten Resultate führe; denn *Mittermaier*, welcher weit davon entfernt sey, der Theorie des physischen Zwanges zu huldigen, habe aus der absoluten Gerechtigkeitstheorie seine Folgerung abgeleitet. Indessen kann Rec. mit diesem Raisonnement des Vfs. durchaus nicht einverstanden seyn. Denn bey genauerer Prüfung wird man finden, dass alle Mittel, welche den vom Thäter bezweckten Erfolg nicht hatten, im vorliegenden Falle, nach der Art der Anwendung untaugliche Mittel waren, wovon jedesmal der nicht eingetretene Erfolg den besten Beweis liefert, dass also nach dieser Theorie von einem strafbaren Versuche gar keine Rede seyn könne, und dass zwischen untauglichen auf der einen und unzulänglichen und unwirksamen Mitteln auf der anderen Seite kein wahrer Unterschied ist. Wenn der Vf. nur ein wenig über das, was er geschrieben, nachgedacht hätte, würde er nicht zu dieser Behauptung gekommen seyn.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Bunzlau*, in der Appun'schen Buchhandlung. *Aloisia* Nach den Papieren eines Staatsgefangenen. Von *Formica*. 1836. 368 S. 8. (1 Thlr. 6 gr.)

Ein Knabe und ein noch jüngeres Mädchen lieben und verloben sich, sie werden später, da des Knaben Vater und des Mädchens Mutter sich verbinden, zugeheirathete Geschwister, halten sich dann für wirkliche, dann wieder nicht, worauf sie eine Gewissensehe eingehen, die zu einer geheimen, durch Priesterhand eingesegneten wird, jedoch erst, nachdem der junge Mann erfahren, dass in der That seine Schwester auch seine Gattin wurde. Um diese Entdeckung ihr und der Welt zu verbergen, begiebt er sich zu einer Gesellschaft, der schon sein Vater anhing, die darauf ausgeht, die Pöbelherrschaft einzuführen, den Thron zu stürzen, und auf seinen Trümmern ein neues Reich für die Priester zu gründen; der Plan missglückt, der Bruder-Gatte wird gefangen, getödtet, die Frau mit samt ihren Kind stürzt sich aus dem Fenster, und die Geschichte ist aus.

t.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

MÄRZ 1837.

JURISPRUDENZ.

GÖTTINGEN, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Abhandlungen aus dem gemeinen deutschen Strafrechte.* Von Dr. *Heinrich Luden* u. s. w. Erster Band. *Ueber den Versuch des Verbrechens nach gemeinem deutschem Rechte* u. s. w.

GÖTTINGEN, b. Dieterich, *Die Lehre vom Versuche der Verbrechen*, von Dr. *H. A. Zachariä* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Durch einige Beyspiele wird man sich von der Grundlosigkeit der Theorie des Vfs. am besten überzeugen können. So z. B. zählt es der Vf. zu dem ganz untauglichen Mittel, wenn Jemand irrthümlich statt Zucker Gift greift, ein ungeladenes Gewehr oder ein solches auf seinen Feind abdrückt, an dem der Stein abgeschraubt, oder durch ein Stückchen Holz, das der Thäter nicht bemerkt hatte, ersetzt war. Eben so gut würde es indessen ein untaugliches Mittel seyn, wenn sich beym Laden das Zündloch dermasen verstopft hätte, z. B. durch ein Sandkorn, dass das Pulver auf der Pfanne mit dem im Rohr in keiner Verbindung mehr stände; will hier der Vf. dem Thäter auch Straflosigkeit angedeihen lassen? Aber mit wie weniger Ueberlegung der Vf. bey Behandlung dieser Untersuchung zu Werke gegangen ist, zeigt sich darin, dass er oft der That nach dasselbe bald zu den untauglichen, bald zu den unzulänglichen Mitteln gezählt hat. So z. B. zählt er es zu dem unzureichendem Mittel, wenn der Mörder wegen zu schwacher Ladung sein Ziel nicht erreichte (S. 239), und (S. 234) ausdrücklich, wenn Jemand nach einem zu weit entfernten Menschen schiesst, so dass die Kugel kraftlos vor ihm niederfällt; und dann heisst es wieder in der Note zu S. 239: natürlich müsse der Mensch in einer solchen Entfernung stehen, dass er mit einem ordentlich geladenen Gewehr erreicht werden könnte. Wer dagegen einen Versuch mit ganz untauglichem Mittel annehme, müsse auch denjenigen strafen, welcher mit einer Pistole nach einem eine halbe Stunde Wegs entfernten Menschen schiesse. Also einmal wird die zu grosse Entfernung zu den unzulänglichen, das andere Mal zu den untauglichen Mitteln gezählt; denn ob ich wegen zu schwacher Ladung oder wegen zu weiter Entfernung mein Ziel nicht erreiche, ist ganz einerley. Im Gegentheile würde man in dem ersten Falle noch mit weit grösserem Rechte von einem untauglichen Mittel reden können, da mit einem zu schwach geladenen Gewehre unter keinen Umständen die beabsichtigte Tödtung erreicht werden kann; dagegen im letzten Falle, bey der zu grossen Entfernung, ein an sich taugliches Mittel gewählt, aber dasselbe nicht richtig angewendet wurde, und erst hierin als untauglich erscheint. Ueberdiess würde man den Vf. in grosse Verlegenheit setzen, wenn man ihn fragte, wie viel Pulver dann in das Mordgewehr geladen seyn müsse, damit es nicht mehr ein bloss untaugliches, sondern ein unzulängliches Mittel wäre; oder soll schon ein in dasselbe geladenes Pulverkorn hinreichen, es zu einem unzulänglichen Mittel zu erheben? Hätte er sich diese Fragen aufgeworfen, so würde er nicht die Behauptung aufgestellt haben, dass der Unterschied zwischen untauglichen Mitteln und unzulänglichen oder unwirksamen Mitteln so leicht sey.

Wenn wir sehen, welche grosse Rolle die Erzählung *Feuerbachs* von dem Bauer, welcher in eine Kapelle wallfahrtete, um seinen Nachbar todt zu beten, spielt, so fällt uns der Sinnspruch von *Schiller*, Kant und seine Philosophen, ein:

> Wie doch ein einziger Reicher so viele Bettler in Nahrung
> Setzt! Wenn die Könige bauen, haben die Kärner zu thun.

Denn dieses Beyspiel ist gar nicht dazu geeignet, das zu beweisen, was es beweisen soll, da derjenige, der Gott bittet, er möge Jemanden zu sich nehmen (was oft von Eltern in Beziehung auf ihre kranken Kinder geschiehet, und schon aus diesem Grunde war das angeführte Beyspiel das Aufsehen nicht werth, das es gemacht hat), selbst kein strafbares Attentat vornimmt, sondern nur den *Herrn* über Leben und Tod bittet, dass er den Anderen sterben lassen möge. Würde aber auch Jemand böse Geister anrufen, um dem Anderen zu schaden, so würde sich derselbe hiedurch schon in subjectiver Rücksicht als nicht zurechnungsfähig darstellen. Wie wenig der Vf. selbstständig urtheilt, geht daraus hervor, dass er sich, um zu beweisen, dass auch nach der Gerechtigkeitstheorie der Versuch mit untauglichen Mitteln straflos bleiben müsse, auf *Mittermaier* beruft, welcher auch ein Anhänger der Gerechtigkeitstheorie sey, und doch diese Ansicht vertheidige, anstatt dass er hätte suchen sollen, darzuthun, wie diese Ansicht aus Principien der Gerechtigkeitstheorie hervorgehe, und sogar *Mittermaier* selbst hat nachher, wiewohl er der Gerechtigkeitstheorie treu blieb, diese Ansicht wieder verlassen, und einen Versuch mit untauglichen Mitteln für strafbar erklärt (im neuen Archiv des Crim.-Rechts. Bd. 4. S. 105); später freylich ist er zu seiner irrigen Ansicht wieder zurückgekehrt (im neuen Archiv des

Crim.-Rechts. Bd. 10. S. 553). Auch Rec., wiewohl ein Vertheidiger der Gerechtigkeitstheorie, hält aus den angeführten Gründen einen Versuch mit untauglichen Mitteln für strafbar, und durchaus vereinbar mit den Grundsätzen der Gerechtigkeitstheorie. Denn wer einen Anderen vergiften will, und sich bey einem Apother Arsenik fodert, von diesem aber irrthümlich statt dessen Zucker erhielt, und dieses unter die Speisen mischte, hat denselben rechtswidrigen Willen an den Tag gelegt, und von seiner Seite ganz dasselbe gethan, als derjenige, welcher von dem Apotheker wirklich Arsenik erhielt, unter die Speisen mischte, und dem Anderen vorsetzte, der es aber glücklicher Weise zur rechten Zeit entdeckte. Dass sich in dem ersten Falle der Apotheker vergriffen hat, kann nach Grundsätzen der Gerechtigkeit Jenem nicht zu Statten kommen. Beide sind im Gegentheile nach ihr ganz gleich strafbar, Beide haben ihren rechtswidrigen Willen durch äussere Handlungen kund gethan, Beide haben ihrerseits Alles vorgenommen, was an ihnen lag, um ihre rechtswidrige Absicht zu erreichen, Beide haben indessen ihren Zweck verfehlt. Wählt freylich absichtlich Jemand solche Mittel, von denen jeder vernünftige Mensch voraussehen muss, dass sie keinen Erfolg haben können, so wird derselbe, in subjectiver Rücksicht als nicht zurechnungsfähig, straflos erscheinen, und schon desswegen wird derjenige, welcher Mittel gebraucht, wie *Feuerbachs* Bauer, in der Regel mit Strafe verschont bleiben müssen.

Der Vf. entscheidet hierauf (S. 248 — 252) über die Frage, ob ein strafbarer Versuch an einem Gegenstande begangen werden könne, welcher nicht existirt, und spricht sich auch hier aus denselben Gründen, welche nach seiner Ansicht gegen die Strafbarkeit des Versuchs mit untauglichen Mitteln streiten, dafür aus, dass derselbe nicht begangen werden könne. Man habe zwar dieser Ansicht entgegengesetzt, dass sie für die bürgerliche Ordnung, namentlich in Kindermordsfällen gefährlich sey, indem die Mutter, welche ihr neugeborenes Kind lebensgefährlich misshandle, straflos bleiben müsse, wenn das Leben des Kindes nicht erwiesen werden könnte; allein man solle sich durch einen solchen criminal-politischen Grund nicht täuschen lassen; die Politik könne zwar gebieten, eine Handlung nicht zu strafen, wo sich sonst wohl eine Strafe rechtlich begründen liesse, sie könnte aber umgekehrt nicht die Strafbarkeit einer nach Rechtsgründen strafbaren Handlung rechtfertigen. (Sollte man hienach nicht glauben, der Vf. wäre ein eifriger Vertheidiger der Gerechtigkeitstheorie?) Aber auch hier können wir mit dem Vf. nicht einverstanden seyn, indem wir der Ansicht sind, dass der Versuch an einem Objecte, welches nicht existirt, nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit strafbar sey; indem z.B. die Mutter, welche ihr neugeborenes Kind, dessen Leben nach der Geburt nicht ausgemittelt ist, zu tödten beabsichtigte, und zu dem Ende zweckdienliche Handlungen vornahm, ihren rechtswidrigen Willen unzweydeutig kund gegeben hat; auch criminal-politische Gründe fodern, wie der Vf. selbst zugiebt, hier Strafe. Ein sehr interessanter Fall kommt in dieser Beziehung im Archiv des Criminalrechts, neue Folge, Jahrgang 1836. Nr. 3 vor, wiewohl Rec. aus den angeführten Gründen mit dem Urtheile, was hierin erlassen wurde, nicht einverstanden seyn kann. Am Schlusse dieses Titels (S. 252 — 263) prüft der Vf. die Ansichten des römischen Rechts, der P. G. O. und der neueren Strafgesetzgebungen und Entwürfe über die in diesem Titel abgehandelten Fragen.

Das vierte und letzte Kapitel in diesem Theile (S. 264 — 288) handelt von der Concurrenz vollendeter und versuchter Verbrechen. Zuerst redet hier der Vf. von den verschiedenen Fällen der idealen Concurrenz. Er entscheidet hier auch über die Frage (S. 272), wie die Handlung desjenigen juristisch zu beurtheilen sey, welcher in der Absicht, ein Verbrechen zu verüben, eine andere Person oder Sache verletzte, als diejenige, welche er zu verletzen gedachte. Derselbe nimmt hier die Meinung *Gesterdings* (im neuen Archiv des Criminalrechts, Band 3. Nr. 21) an; er unterscheidet nämlich zwey Fälle: entweder der Verbrecher verletzt denjenigen nicht, gegen welchen die Verletzung gerichtet war, sondern durch einen Fehlschlag einen Anderen, den er nicht verletzen wollte. Z. B. es schiesst A, in der Absicht, zu tödten, nach B, und tödtet durch diesen Schuss zufällig den nicht weit davon stehenden C. Hier nimmt der Vf. kein vollendetes Verbrechen, sondern nur Concurrenz eines versuchten, mit einem fahrlässigen Verbrechen an: also in dem gegebenen Beyspiele wäre A wegen versuchten Mordes und culposer Tödtung zu bestrafen. Oder es hat ein Irrthum im Objecte Statt gefunden, z. B. A geht in ein dunkles Zimmer, er wähnt darin seinen Feind zu finden, und tödtet irrthümlich den B, welchen er für diesen hält; hier ist nach der Ansicht des Vfs. ein vollendetes Verbrechen vorhanden, also in dem angeführten Beyspiel ein vollendeter Mord; auch Rec. ist hiemit einverstanden. Bey der materiellen Concurrenz (S. 279 ff.) unterscheidet der Vf. zwey Fälle: 1) Es hat Jemand, nachdem er unabsichtlich, aber doch auf eine schuldhafte Weise, einen rechtswidrigen Erfolg bewirkt hat, in der irrthümlichen Voraussetzung, dass dieser Erfolg noch nicht eingetreten sey, denselben durch eine vorsätzliche Handlung zu erreichen gesucht; 2) der vorsätzliche Verbrecher, in der Meinung, dass er den beabsichtigten Erfolg bewirkt habe, nimmt eine andere Handlung vor, durch welche der ursprünglich beabsichtigte Erfolg (unrichtig ist es, wenn der Vf. anstatt dessen sagt: strafbare Wirkung) ohne sein Wissen herbeygeführt wird. Dass im ersten Falle kein vorsätzlich vollendetes Verbrechen vorliegt, darin stimmt Rec. bey; wenn diess aber auch der Vf. von dem zweyten Falle behauptet, so kann ihm Rec. hierin nicht beystimmen; denn in diesem wollte der Verbrecher einen rechtswidrigen Erfolg, und hat denselben auch erreicht. Ob er sich in Ansehung der Handlung, durch welche er denselben erreicht, geirrt hat, darauf kann es nicht ankommen; daher ist auch Rec. in dem

in *Kleins* Annalen, Band 16, vorkommenden Falle, wo der Schreiber Tarnow dem Amtmann Truchs, in der Absicht, ihn zu tödten, mehrere Schläge mit dem Hammer auf den Kopf versetzte, und ihn dann, in der Meinung, er sey todt, aufhing, damit man glauben sollte, er habe sich selbst entleibt, des vollendeten Mordes schuldig, wiewohl nach dem Gutachten der Kunstverständigen der Tod erst durch das Aufhängen bewirkt wurde, der Meinung, dass hier ein vollendeter Mord vorliege, denn Tarnow hatte die Absicht, den Amtmann Truchs zu ermorden, und hat dieselbe auch erreicht. Ob er sich in Ansehung der Handlung irrte, durch welche er dieselbe erreichte, kann rechtlich keinen Unterschied begründen.

Druck und Papier beider Werke sind sehr schön. Möge übrigens Hr. *Luden* auch die von ihm versprochenen künftigen Abhandlungen mit gleicher historischer Gründlichkeit bearbeiten.

D. v. P.

Braunschweig, b. Vieweg u. Sohn: *Lehrbuch des deutschen gemeinen Criminalprocesses, mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Particularrechte*, bearbeitet von Dr. *Wilhelm Müller*, ordentlichem Professor der Rechte an der Universität zu Giessen. 1837. XXVII u. 586 S. gr. 8. (2 Thlr. 16 gr.)

Der Vf. motivirt die Ausarbeitung und Herausgabe des vorliegenden Werkes durch folgende Mittheilungen in der Vorrede: „Schon seit neun Jahren (sagt er) hielt ich theils Privat-, theils öffentliche Vorlesungen über den deutschen gemeinen Criminalprocess, und bediente mich dabey *nach und nach* der vorzüglichsten Compendien Anderer. Allein so sehr ich auch hiebey immer die vortrefflichen Seiten dieser Werke kennen, und Letzte selbst als Muster schätzen lernte: so wenig fand ich — (man verzeihe mir diese aufrichtige Aeusserung meiner fern von aller Anmassung ausgesprochenen individuellen Ansicht) — in jedem einzelnen *allein* alle diejenigen Eigenschaften vereinigt, mit welchen ich mir einen Leitfaden für meine Vorlesungen ausgestattet wünschte . . . . . . Es erklärt sich hieraus sehr einfach der Gesichtspunct, aus welchem ich bey der Bearbeitung selbst ausging, und der bey der Beurtheilung des gegenwärtigen Versuchs namentlich zu würdigen ist. Es sollte nämlich in dem Letzten das zerstreut vorhandene Gute und Brauchbare verbunden benutzt, nach Kräften vervollständigt, und in einer solchen Ordnung dargestellt werden, welche ein treues und deutliches Bild des heutigen gemeinen Criminalprocesses gewährt, in das Studium der Particularrechte einführt, und das, so zeitraubende, Dictiren möglichst erspart.“

Ist nun Rec. gleich der Meinung, dass schon nach den vorhandenen, zum Theil vortrefflichen, Darstellungen des deutschen Criminalprocesses, ohne alles Dictiren — welches billig, als etwas nicht allein Zeitraubendes, sondern, was noch mehr sagen will, Geisttödtendes, aus allen akademischen Hörsälen verbannt seyn sollte — der Zweck erreicht werden könne, und auch erreicht worden ist, hegt er auch ferner die Meinung, dass das *Particularrechtliche* nebenbey, und, der Natur der Sache nach, doch nur sehr unvollständig in Werken, gleich dem gegenwärtigen, vorgetragen, von sehr zweydeutigem Nutzen, sowohl für die Wissenschaft, als für das praktische Leben sey: so erkennt er doch mit wahrem Vergnügen, dass Hr. Prof. *Müller* hier ein sehr brauchbares Buch, sowohl für akademische Vorlesungen, als selbst für den praktischen Criminalisten, geliefert habe. — Bey den ersten kommt es vorzüglich auf die Ordnung an, in welcher in dem Compendium die Wissenschaft dargestellt ist. Nichts erleichtert mehr das *Erlernen*, als dass es dem jungen Manne klar werde, wie sich die Wissenschaft in ihren Einzelnheiten aus ihrem Wesen und aus einem allgemeinen Principe entwickelt; — abgesehen davon, dass ein richtiges System so recht eigentlich zur praktischen Anwendung der Logik hinführe. Wie nun eine genauere Prüfung der unserem Buche vorgesetzten *besonderen tabellarischen Uebersicht* darweist, so hat der Vf. zum Vortrage seiner Scienz eine Ordnung gewählt, die in ihrer Natürlichkeit völlig wissenschaftlich ist. Diese Ordnung ist im Zusammenhange nirgends unterbrochen, sondern wo besondere Excurse nothwendig erschienen, sind solche in die *Anmerkungen* verwiesen, wo sie hin und wieder kleine Abhandlungen bilden. Eben diese Excurse und die in denselben, so wie überall, wo es angemessen, hinzugefügte, sehr reichhaltige Literatur, sind es vorzüglich, was das vorliegende Werk den praktischen Criminalisten (nicht nur den angehenden, sondern auch den in der Praxis ergrauten) angenehm und nützlich machen muss. — Rec. gehört zu diesen alten Praktikern, denn er hat in seinem langen Leben vielleicht zu mehreren Tausenden von Criminal-Erkenntnissen in höchsten Gerichten Vorträge gehalten, und so glaubt er competent zu seyn, darüber urtheilen zu dürfen, was für Bedürfnisse bey seinen Arbeiten ein praktischer Criminalist habe. — Dieser findet hier stets ein wohlmotivirtes selbstständiges Urtheil, und mit einer lobenswerthen Unparteylichkeit selbst für diejenigen Meinungen, welche der Vf. bekämpft, das Erfoderliche angeführt. — Was, ausser einem sehr richtigen kritischen Blicke, diesen ganz vorzüglich charakterisirt, ist eine ausgezeichnete *Gelehrsamkeit*, wodurch denn freylich die Anmerkungen eine Ausdehnung gewonnen haben, die, wenn man den kleineren Druck der Noten berücksichtigt, dem Umfange des Textes nicht nachstehen möchte. So schrieben freylich die classischen Alten nicht; diese hatten aber auch keine Compendien, wohl aber, dessen ungeachtet, grosse Rechtsgelehrte. — Da es zu weit führen würde, die Anordnung des Ganzen in seinen Einzelnheiten hier darzulegen, und mit den von den Vorgängern des Vfs. befolgten Systemen zu vergleichen, so beschränkt sich Rec. darauf, nach dem obigen im Allgemeinen dargelegten Urtheile, noch über ein Paar einzelne Materien seine Bemerkungen niederzulegen.

Vorzüglich sprach ihn an, was der Vf. §. 77 von

der Garantie für *die richtige Beurtheilung des Daseyns der Schuld oder Nichtschuld* vorträgt, wo mit Recht vorzüglich auf *Mittermaiers* vortreffliches Werk: „*Die Lehre vom Beweise im deutschen Strafprocesse, nach der Fortbildung durch Gerichtsgebrauch und deutsche Gesetzbücher*“ hingewiesen ist. Diese ganze Lehre von der *gesetzlichen Beweistheorie* bleibt jedoch für den praktischen Criminalisten der gröfste Stein des Anstoses, und diese Verlegenheit desselben wäre vielleicht in einem Excurse deutlicher zu entwickeln gewesen. — Das abscheuliche Wahrheits-Erforschungsmittel der peinlichen Gerichtsordnung Carls des Fünften, *die Tortur*, ist so ganz und gar *ein wesentlicher* Bestandtheil des Beweisverfahrens im deutschen gemeinen Criminalprocesse, dafs, nachdem sie mit Recht abgeschafft, oder doch aufser Gebrauch gekommen, nun eine wahre und vielleicht gar nicht ausfüllbare Lücke in demselben vorhanden ist. — Die Tortur ist verabscheuungswerth aus Gründen, die zum tausendsten Male zu wiederholen überflüssig erscheint; aber eben so gewifs ist, dafs durch sie sehr häufig, ja vielleicht in der Regel, die Wahrheit ergründet wurde. Wäre dieses nicht gewesen, so müfsten doch wahrlich die grofsen Juristen der Vorzeit des Verstandes beraubt gewesen seyn, wenn sie solche in sorgfältig ausgearbeitete Gesetzbücher aufgenommen hätten. Auf *Anzeigen* (Indicien) konnte nur auf *Tortur*, nicht auf *Bestrafung*, erkannt werden. — Wiche nun jetzt der deutsche Praktiker, da er der Tortur sich nicht mehr bedienen kann, nicht von der Strenge der Theorie ab, sowie sie auch Hr. *M.* unstreitig mit vollem gesetzlichem Rechte, darstellt: so würde bald eine solche allgemeine Unsicherheit überhand nehmen, dafs die Verbrecher, die sich nur für *Zeugen* und *Eingeständnisse* in Acht zu nehmen hätten, so recht in ihrem Eldorado, die Redlichen aber in der bedenklichsten Lage befinden würden. So ist es denn gekommen, dafs auch in denjenigen Ländern, wo noch nicht, wie in dem Königreiche Hannover und dem Fürstenthume Schaumburg-Lippe, Verordnungen bestehen, welche auch auf zusammentreffende Indicien zu verurtheilen vorschreiben, die Richter sich, von Nothwendigkeit getrieben, die Erlaubnifs genommen haben, solche Verurtheilungen auf eigene Hand vorzunehmen. Freylich gingen sie hier in die Sphäre des Gesetzgebers über, welches billig nicht seyn sollte; aber wie häufig ist das bestehende Recht von den Rechtsgelehrten auf ähnliche Weise umgebildet? — Erwähnt ist jedoch auch von Hn. *M.* des hier in Frage stehenden Gerichtsgebrauchs und der hieher gehörenden neueren Particulargesetze (f. §. 131, Note 6), wie denn auch die Lehre von den Indicien vorzüglich gründlich bearbeitet ist. — Eine besonders zu beachtende Unsicherheit des Inculpaten, eine weit bedenklichere, als diejenige, welche für ihn aus dem Beweise durch Indicien entstehen kann (wie vielleicht auch hätte in einer Note gerügt werden mögen), liegt in der Mangelhaftigkeit der Besetzung der meisten deutschen Untersuchungsgerichte. Jedes Surrogat der altdeutschen Oeffentlichkeit fehlt gewöhnlich. Es giebt keine *Schöppen*, ja nicht einmal einen gehörig selbstständigen *Gerichtsschreiber*. Ein Auditor, ein beeidigter unstudirter Protocollführer (wie denn zu jetziger Zeit besonders an der Tagesordnung ist, Unstudirte, die nie ein Examen überstanden, zu den höheren Staatsämtern zu befördern), ein gänzlich untergeordneter Actuar, diese sind die Personen, die knechtisch hinschreiben müssen, was ihnen der Inquisitor dictirt. Da möchten wir es denn einem solchen Subjecte nicht rathen, die *Prügel* zu protocolliren, welche dem Inculpaten zugetheilt werden, wenn er auf „*Lügen*“, oder was der Inquirent für Lügen hält, ertappt wird. — Hin und wieder werden bey allem diesem nun noch die Inquisiten viele Stunden hinter einander, bis tief in die Nacht verhört, besonders wenn der Inquirent es darauf anlegt, in ausgezeichneten, besonders beobachteten Sachen „*Diensteifer*“ zu zeigen. Da bekennt denn „*der Arme*“ am Ende gern Alles, was man von ihm verlangt. — Wahrlich, *Salzmann* kannte das menschliche Elend noch lange nicht hinlänglich! Ein Mann, der einen guten Theil seines Lebens damit hinbrachte, Criminalacten zu lesen, könnte noch einen Nachtrag dazu liefern. — Rec. hätte gewünscht, dafs in diesem Sinne die Missbräuche im Criminalprocesse — zum Vortheile der praktisch angewandten Wissenschaft — in den Noten noch mehr hervorgehoben wären. — In einem akademischen Compendium ist dieses schon in der Hinsicht vorzüglich zweckmäfsig, weil so in das noch weiche jugendliche Gemüth der Same zu Verbesserungen gelegt wird, der zu schönen Fruchtbäumen emporwachsen kann. — Nichts ist gewisser, als dafs die Staaten zu einem sehr bedeutenden Theile die Verbrechen, die in ihnen Statt finden, durch mangelhafte Anstalten selbst verschulden, und zu diesen mangelhaften Anstalten gehörten auch schlechtbesetzte Gerichtsstellen, und unklare und verworrene Procefsgesetze. — Wenn mit vielen Rechtsgelehrten Hr. *M.* §. 85 behauptet, dafs ein Staat nur diejenigen Verbrechen zu bestrafen befugt sey, welche auf *seinem* Gebiete begangen werden, so widerstreitet dieses der deutschen Praxis. Soll der Grundsatz, der streng theoretisch freylich kaum zu bestreiten seyn möchte, durchgeführt werden, so ist wenigstens die *Auslieferungspflicht* anzunehmen.

Rec. schliefst damit, dafs er nicht zweifelt, es werde das angezeigte schöne Werk auf seinem Arbeitspulte den Platz behaupten, und ihm oft von Nutzen seyn.

F. K. v. Str.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

MÄRZ 1837.

MEDICIN.

HALLE, b. Schwetſchke u. Sohn: *Periodologie, oder die Lehre von den periodiſchen Veränderungen im Leben des geſunden und kranken Menſchen,* von Dr. *A. M. Baumgarten-Cruſius.* 1836. XX u. 457 S. gr. 8. (2 Thlr.)

Der Vf. dieſer Schrift iſt ein tüchtiger Mann, welcher mit ruhigem und nüchternem Sinne einen zwar ſchon von Mehreren beſprochenen, aber noch immer dunkeln, Gegenſtand behandelt. Die periodiſchen Erſcheinungen im geſunden und kranken Leben ſind es, die, lange unbegriffen, nur angeſtaunt wurden, die, lange falſch verſtanden und gemiſsdeutet, dem Aberglauben in der Medicin, der Aſtrologie und der ſympathetiſchen Pfuſcherey Eingang verſchafften, die jeder Schule ein Stein des Anſtoſses, nur der naturphiloſophiſchen ein willkommener Tummelplatz waren, und die erſt jetzt durch rein auf phyſiologiſchen Grund geſtützte pathologiſche Lehren, denen eine geſunde Philoſophie keineswegs fremd iſt, vielmehr zur Stütze dienen muſs, enträthſelt werden, und zu klarer Verſtändigung kommen. Wir wollen zwar keineswegs behaupten, daſs dieſes Werk ſeinen Gegenſtand abgeſchloſſen habe, und alle weiteren Unterſuchungen überflüſſig mache; aber gewiſs giebt daſſelbe eine feſte Grundlage für künftiges weiteres Forſchen ab.

Nach dem Vorworte beabſichtigte der Vf. eine genaue Darſtellung der Perioden des geſunden und kranken Lebens, und namentlich die Vergleichung derſelben mit der ähnlichen Periodicität in der äuſseren Natur, welche uns erſt die neuere Zeit genauer kennen lehrte, um dadurch vielleicht zur Erklärung des Typiſchen in den Krankheiten mit beytragen zu können. Er machte es ſich zur Pflicht, wenigſtens das Problematiſche von dem Thatſächlichen zu ſondern, und Letztes feſtzuſtellen und zu ordnen. Leider wurde aber der jugendliche Vf. noch vor dem Drucke dieſes Werkes ſeinem ſchönen Wirken durch ein Nervenfieber entriſſen, das er ſich durch zu groſse wiſſenſchaftliche Anſtrengung zuzog, weſshalb des Entſchlafenen Freund, Hr. *J. G. Gruber*, die Herausgabe des Werkes beſorgte. Gern würden wir zum Belege unſeres Urtheils einzelne Stellen aus dem Ganzen mittheilen, wenn nicht das Gegebene ein logiſch geordnetes Gebäude bildete, dem nicht wohl ein Theil entriſſen werden darf. Wir ſchildern daher bloſs das gut conſtruirte Baugerüſte, um zur weiteren Benutzung des Werkes ſelbſt aufzufodern.

Das erſte Buch handelt von *den periodiſchen Veränderungen im Allgemeinen.* Kap. I. *Veränderungen im geſunden und kranken Leben überhaupt.* Alle periodiſchen Erſcheinungen ſind ein charakteriſtiſches Zeichen für das Organiſirtſeyn der Weſen im geſunden und kranken Zuſtande, daher iſt Krankheit nichts dem Organismus Fremdartiges, ſondern nur eine Reaction der Lebenskraft gegen Fremdes; in dem Zuſtande der Geſundheit wirkt die Lebenskraft ungeſtört, in der Krankheit von auſsen her alienirt und geſchwächt; hierin liegt das Unterſcheidende und Uebereinſtimmende zwiſchen Geſundheit und Krankheit, bey beiden erregende Einflüſſe von auſsen, nur bey jedem verſchieden; von ſelbſt erkrankt der Organismus nicht. Dieſe tiefgedachten Sätze werden klar und deutlich ausgeführt und nachgewieſen. Definitionen von Geſundheit und Krankheit giebt es genug, beſonders ſolche, die ſich ſchon durch ihre Länge das Todesurtheil ſprechen, kaum aber eine ſo kurze und gehaltvolle, wie ſie uns der Vf. giebt. — Wie aber Geſundheit und Krankheit dem Weſen nach Eins ſind, ſo ſind ſie es auch nach den Erſcheinungen; dieſs wird in einer wirklich erhabenen und dichteriſch ſchönen Darſtellung der Aehnlichkeit und Unähnlichkeit der Kindheit und des Alters im geſunden und kranken Zuſtande auseinandergeſetzt. Wie das Leben, ſo hat auch die Krankheit ihre Entwickelungsperioden, ihre Stadien; und wie jenes immer vor-, nie rückwärts ſchreitet, ſo auch dieſe; als daſſelbe Product, haben beide — den Tod. Bemerkbar bleibt nur überhaupt, daſs bleibende und ſich nicht wiederholende Veränderungen eine längere Zeit zu ihrer Entſtehung brauchen, als periodiſche, welche an kleinere Zeitabſchnitte gebunden, in demſelben Maſse häufiger wiederkehren, als ſie ſchneller vergehen. Kap. II. *Von den periodiſchen Krankheiten und ihrer Eintheilung.* Dieſe charakteriſiren ſich durch einen Paroxysmus und eine Apyroxie, welche beide zuſammen eine Periode bilden. Den Unterſchied zwiſchen intermittirenden und remittirenden Krankheiten hält der Vf. zwar für bemerkenswerth und intereſſant, keineswegs aber für weſentlich, ebenſo den zwiſchen intermittirenden und periodiſchen, und zwiſchen fieberhaften und fieberloſen, weil dieſe entgegengeſetzten Zuſtände gegenſeitig in einander übergehen. — Dieſs iſt wohl praktiſch nicht ganz unrichtig; allein theoretiſch hätten dieſe Unterſchiede doch näher begründet werden müſſen. — Bey dieſer Gelegenheit geſchieht auch der unächten und falſchen Wechſelfieber Erwähnung, welches nur remittirende Fieber ſind,

die fich anderen Zuftänden beygefellen, und einzelne intermittirende Anfälle machen, z. B. bey Schwindfucht, Eiterungen u. f. w. (Des in der neueren Chirurgie nach gröfseren Operationen bekannten intermittirenden Wundfiebers wird nicht gedacht) Dafs man fagte, die einzelnen Fieberanfälle feyen lauter neue Krankheiten, ift höchft unftatthaft, denn alle Anfälle haben eine Grundurfache, ebenfo, wie auch in einem ruhenden Muskel die Muskelkraft nicht erlofchen ift, fondern nur in ihrem Wirken intermittirt, und bey neuer Bewegung nicht erft wieder neu entfteht. Periodifch können beynahe alle Krankheiten werden, die Ephemera ausgenommen. Die verfchiedenen Eintheilungen der periodifchen Krankheiten von *Haen*, *Medicus*, *Torti*, *Reydelet*, *Dumas* u. f. w. werden angegeben, und ihnen S. 35 die nun folgende des Vfs. entgegengeftellt. Er gründet fie auf Berückfichtigung der Symptome, weil, wie er nicht ganz unpaffend bemerkt, bey den Krankheiten fo wenig, wie bey den Pflanzen, die Eintheilungen von dem Orte u. f. w., fondern von den Kennzeichen herzunehmen find. I Ordnung. Periodifche Fieber. Das Fieber wird hier als wefentliches Symptom genommen; fie zerfallen wieder in 3, 4tägige, entzündliche, nervöfe, örtliche u. f. w. II Ordn. Periodifche Congeftionen. III Ordn. Periodifche Entzündungen. IV Ordn. Periodifche Blutungen. V Ordn. Periodifche, fpecififche Se- und Excretionen. VI Ordn. Periodifche Retentionen. VII Ordn. Periodifch verlaufende acute und chronifche Hautausfchläge. VIII Ordn. Period. Nervenkrankheiten: *A.* Schmerzen, *B.* Krämpfe, *C.* Lähmungen. IX Ordn. Geifteskrankheiten. Jede diefer Ordnungen hat natürlich wieder ihre Unterabtheilungen in Arten. Die Ueberficht aller Krankheiten, die nur irgend, wenn auch blofs einmal, periodifch vorkamen nach dem eben angezeigten Schema, ift fehr vollftändig und gewifs recht intereffant. Kap. III. *Literatur der Periodologie.* Auffallend ift, dafs die erftaunliche Maffe der über diefen Gegenftand erfchienenen Schriften, von welchen der Vf. kaum Eine übergangen haben dürfte, auch in gar keinem Verhältniffe zu unferer jetzigen geringen Kenntnifs des Gegenftandes fteht. Kap. IV. *Gefchichtliche Darftellung der Periodologie.* Kap. V. *Kritifche Bemerkungen.* Sie beftehen hauptfächlich in der Vertheidigung der Krifenlehre des Hippokrates, und fchliefsen mit dem Wunfche, dafs diefe alte angefochtene Lehre doch erhalten und von Neuem begründet werden möchte. Der Vf. fetzt fich hiedurch in Oppofition mit dem neueren Ausfpruche eines ausgezeichneten Arztes, dafs das Vorkommen von Krifen nur beweife, wie wenig wir noch Meifter der Natur feyen. Leider erlaubt der Raum uns nicht, den Gegenftand näher zu beleuchten.

II Buch. *Von den periodifchen Veränderungen insbefondere.* Da das gefunde und kranke Leben aufs Innigfte mit einander verbunden, und denfelben Gefetzen unterworfen find, fo kommt es darauf an, zu zeigen, wie fich die Erfcheinungen des Erften in dem Letzten wiederholen, und wie das, was in dem Letzten die auffallende Erfcheinung des Typus bildet, fich auch fchon im gefunden Leben ausgebildet findet. Kap. I. *Von den periodifchen Veränderungen im gefunden Leben des Menfchen;* täglicher Wechfel, Wachen, Schlaf, Geniefsen, Verdauen, Ausfondern, Athmen u. f. w.; monatliche Veränderungen: Menfes, Hämorrhois, Verlauf der Schwangerfchaft, Entwickelung des Foetus; vierteljähriger, halbjähriger, jähriger Typus der Witterungs- und Jahres-Zeiten, des Wachsthums und der Stufenjahre, durchgehends lebendig und anziehend gefchildert. Kap. II. *Von den periodifchen Veränderungen im kranken Leben des Menfchen.* I. tägliche, z. B. *Exaberbatio*, *Paroxysmus*, *Quotidiana intermittens.* Sehr intereffant ift die nun folgende Ueberficht: 1) der Krankheiten, welche Morgens erfcheinen, und den ganzen Tag über beftanden, als: Schlaffucht, Epilepfie, Starrfucht, Blindheit, Stimmlofigkeit, Kopffchmerz, Narrheit, Liebesfucht, Harnverhaltung, Harnruhr; 2) folcher, welche Abends eintraten, und die Nacht durch dauerten, gegen Morgen aber verfchwanden, als Hemeralopie, Hemicranie u. f. w.; 3) folcher, welche am Morgen zu beftimmter Stunde erfchienen, eine grofse Reihe; 4) gerade um Mittag erfcheinender; 5) ebenfo Abends, und 6) in der Nacht; 7) folcher, die täglich mehrmals ihre Anfälle wiederholen. II. Dreytägige, rein intermittirende Krankheiten, mit derfelben Ausführlichkeit abgehandelt (nur fehen wir nicht ein, warum die Augenentzündungen unter die nichtfieberhaften Krankheiten gerechnet werden); ebenfo III. die viertägige, IV. die 5, 6, 7, 8, 9, 10, 14tägige, monatliche, vierteljährige, halbjährige, jährige, 3 und 7jährige Periode, welche manchen Krankheiten eigen ift. Den Schlufs machen die Krankheiten, welche den Stufenjahren eigen find, und die erblichen oder Familienkrankheiten. S. 193 ift: des Nabels, ftatt: des Uebels, und S. 212: Leib, ftatt: Urin, als Druckfehler ftehen geblieben.

Auch ohne die weitere wörtliche Aufzählung des reichen Inhaltes diefes Buches, wie es oben unter I. begonnen worden, fieht man doch, mit welchem unermüdeten Fleifse der Vf., gleich einer Biene, die vielfach zerftreuten Notizen hier zu einem Schatze von Erfahrungen zufammenträgt, wie wir fie noch nicht befitzen, was fein Werk nicht nur theoretifch, fondern auch praktifch werthvoll macht.

III Buch. *Von den Urfachen der periodifchen Veränderungen.* Hier foll, nach des Vfs. Plane, unterfucht werden, welchen Momenten man von jeher eine befondere Gewalt zur Hervorbringung periodifcher Veränderungen im Menfchen zugefchrieben hat, diefe geprüft, und ihr wahrer Einflufs beftimmt werden. Kap. I. *Von den Urfachen der periodifchen Veränderungen im Allgemeinen.* Diefe find: 1) äufsere periodifche Einflüffe, z. B. der Geftirne, des Lichts, der Wärme, der Luft, der Nahrung u. f. w. Recht anfprechend führt diefs der Vf. aus, nur geht er nicht tief genug auf das hier fo fehr in Betracht kommende, gegenfeitig fich bedingende Verhältnifs des Mikrokosmus zum Makrokosmus ein. In der Erklärung des

Periodischen spielt kaum irgend ein Gegenstand eine grössere Rolle, als der Mond, auch der Vf. lässt ihm sein volles Recht und seine Gewalt unbestritten, während Rec. Beides doch sehr beschränken möchte, weil man hier nur gar zu gern das *post hoc, ergo propter hoc* in Anwendung bringt. Auch die Frage, wie oder durch was der Mond eigentlich wirke, ob durch seine Bewegung, durch sein Licht oder durch seine Anziehungskraft, erörtert der Vf. sehr ungenügend, und keineswegs dem Stande unseres jetzigen physikalischen, meteorologischen und astronomischen Wissens angemessen. Dagegen ist das über Luft, Wärme und Kälte u. s. w. Gesagte wieder sehr befriedigend. 2) Innere Ursachen der Periodicität. Sie bestehen, ausser den schon erörterten täglichen Veränderungen, noch in denen, welche das Wachsthum des Körpers, Menstruation, Schwangerschaft, Gewohnheit, Idiosynkrasie, erbliche Anlage und psychische Thätigkeit im menschlichen Körper erzeugen, und prädisponiren eigentlich den menschlichen Körper für die Einwirkung der äusseren periodischen Einflüsse. Auch hier spricht der Vf. manche eben so neue, als geistreiche Ideen aus. Interessant ist die ausführliche Aufzählung aller Krankheiten, welche man bisher zur Zeit der Schwangerschaft bey verschiedenen Individuen beobachtete. Der Vf. unterscheidet streng *Gewohnheit* von *Gewöhnung*, indem er sagt: Oeftere Wiederholung durch Letzte erzeuge die Erste. Also bedingen sie sich doch gegenseitig als etwas Passives und Actives, und der Wille ist nicht ausgeschlossen, während man unter Gewohnheit im gewöhnlichen Leben etwas Unwillkürliches sich denkt. Auf die Gewohnheit legt aber der Vf. hier zu viel Werth; so ist sie ihm der Grund für alle habituellen Krankheiten, während wir diesen doch viel tiefer in ganz besonderen Zuständen des Organismus selbst, zum wenigsten in einer bleibenden und dauernden Disposition eines bestimmten Theils für bestimmte Affectionen, unterhalten und bedingt durch jene besonderen Zustände, suchen müssen. Auch können wir dem Vf. nicht ganz beystimmen, wenn er mit *Reydelet* behauptet, auch die Wiederholung der Wechselfieber-Anfälle sey nur einer Art von Gewohnheit zuzuschreiben, welche die leidenden Theile des Körpers, durch den ersten Anfall dazu geneigt gemacht, annähmen. Denn dann müsste eine feste Willenskraft und das Versetzen des kranken Körpers in eine Lage, die *alle* seine Theile, also auch die leidenden und krankhaft disponirten *zwingt*, ganz anders gegen äussere Einflüsse zu reagiren, wie früher, die Anfälle unterdrücken, was nach des Rec. sorgfältiger und vielfacher Beobachtung nur sehr selten der Fall ist. Sehr unterhaltend und bemerkenswerth ist die Aufzählung aller bis jetzt beobachteten Idiosynkrasieen, nicht minder die verschiedener psychischer Zustände, bey denen aber grösstentheils nur der Schrecken als veranlassendes Moment in Betracht kommt. Kap. II. *Von den Ursachen der periodischen Veränderungen insbesondere.* Der nächste Grund aller Periodicität ist in der Erregbarkeit und Reizbarkeit des Organismus und in den Gesetzen derselben zu suchen; durch Letzte, welche im Nervensystem waltet, wird er für alle Einflüsse empfänglich, durch Erste, welche im Muskelsystem herrscht, wird er zu den Reactionen befähigt und bestimmt. Gerade das quantitative Gesetz dieser beiden Eigenschaften bedingt den allernächsten Grund der Periodicität. Denn wenn nach der gehörigen Reaction des Organismus gegen irgend einen Reiz wieder Ruhe eintritt, so wird der Organismus für einen neuen, oder auch denselben wiederholt einwirkenden Reiz wieder empfänglich, und so wiederholt sich dieser Vorgang fortwährend, und gerade durch das öftere Eintreten der Ruhe und Erholung, und des Wiedererwachens der Reizbarkeit und Erregbarkeit und der darauffolgenden Reaction entsteht das, was man periodisch nennt. Erwachen Erregbarkeit und Reizbarkeit nicht wieder, dann tritt Lähmung oder Tod ein. In Beziehung auf das so eben ausgesprochene Gesetz, welches mit den äusseren und inneren Ursachen der Periodicität in Harmonie gebracht wird, werden nun die wirklichen Perioden näher erläutert: 1) die tägliche, und zwar wieder zuerst die des gesunden Lebens, dann die des kranken. Als ein Beyspiel der kürzeren Periode möge der Wechsel des Pulsschlages dienen, als das einer längeren Wiederholung der Wechsel zwischen Schlaf und Wachen. Recht schön sagt rücksichtlich des letzten Vorganges der Vf.: „Jedes Organ hat eine doppelte Thätigkeit, die für den ganzen Organismus, die es während des Wachens entfaltet, und die für seine eigene Unterhaltung, oder besser Erhaltung, die es während der Zeit des Schlafes, also bey relativer Ruhe verwirklicht." Ebenso schön werden Schlaf und Traum besprochen. Dass diess durchgängig eigene Ansichten des Vfs. seyen, steht um so mehr zu vermuthen, da hier alle Citate fehlen, mit denen er ausserdem sehr freygebig ist. In Bezug auf Krankheiten entwickelt derselbe nach seinen im Eingange gegebenen Bestimmungen ganz folgerecht, dass das kranke Leben denselben Gesetzen gehorchen müsse, wie das gesunde, demnach der tägliche Typus nichts Anderes sey, als ein Abdruck der täglichen Periodicität im gesunden Leben des Menschen und in den Vorgängen der äusseren Natur. Das Blut und seine reizende Beschaffenheit werden hauptsächlich durch die Verdauung vermehrt, daher treten auch die Exacerbationen der Krankheiten gewöhnlich zur Zeit derselben ein, also meistens gegen Abend, und nehmen mit der Vertheilung des Blutes in den ganzen Körper wieder ab. Diess wird natürlich im kranken Zustande, bey sehr erhöhter Reizbarkeit um so leichter und sicherer Statt finden; gehen ja doch auch mit dem Eintritte des Abends in der äusseren Natur bedeutende Veränderungen vor, und, dass äussere Momente ebenfalls keinen geringen Einfluss auf die Reizbarkeit und Erregbarkeit des menschlichen Organismus ausüben, wurde bereits früher gezeigt. Der Grund dafür, dass sich solche Zustände wiederholen, liegt einmal in einer ganz gleichen Erscheinung im gesunden Leben, dann auch in dem Gesetze der Gewohnheit und dem der Verkettung. Im Verlaufe der weiteren Auseinander-

ſetzungen über dieſe Dinge erhalten wir bedeutende Beyträge zur Aufhellung und zur feſteren Begründung einer rationellen Fieberlehre. Fragt es ſich z. B., warum erſcheinen manche Fieber täglich, warum andere nur in 3 und 4tägigen Perioden? ſo antwortet der Vf., daſs ſich dieſes auf die verſchiedene Urſache der Krankheit gründe. Denn wirkte dieſe ſtark und durchdringend ein, ſo wurde das Gefäſsſyſtem ergriffen, und zu ſtärkeren, ſich öfter wiederholenden Reactionen aufgefodert; wirkte ſie ſchwächer, vielleicht auch länger ein, das Nervenſyſtem, das gewöhnlich ſchon auf ſchwächere Reize reagirt, und an und für ſich zu periodiſchem Wechſel geneigt iſt. Uebrigens iſt es im geſunden Leben nicht ſo bemerkbar, was bey einer emſigen Beobachtung des kranken ſich leichter ergiebt, nämlich, daſs der Wechſel der Lebenskraft nicht an jedem Tage gleich ſtark, ſondern abwechſelnd einen um den anderen Tag ſtärker hervortrete. Dieſs wuſsten ſchon die Alten, deſshalb behaupteten ſie, die Galle komme nur alle drey Tage in lebhaftere Bewegung, und deſshalb brächen die meiſten Krankheiten erſt am dritten Tage recht aus, und erſt an dieſem dürfe man laxiren. Die viertägige Periode iſt bloſs eine hinausgezogene dreytägige in reactionsarmen und mit Unterleibsſtockungen verſehenen Körpern, weſshalb bey Quartanfiebern weniger die antifebrile, als die jene Stockungen beſeitigende Curmethode angezeigt iſt und fruchtet. Es gilt aber auch von den Tertianfiebern, daſs nur dann periodiſche Krankheiten unterdrückt werden können und dürfen, wenn ſie bloſs mit Störungen der Verrichtung verbunden, keineswegs aber, wenn wirkliche Organiſationsſtörungen vorhanden ſind; denn dann bleiben dieſe, es wird bloſs das Typiſche unterdrückt, an deſſen Stelle dann ein anhaltendes Fieber tritt; ſo wird z. B. bey der *Intermittens tertiana*, nach zu ſchneller Beſeitigung des Typiſchen aus der periodiſchen Congeſtion, eine wirkliche Entzündung. Der fünftägige Typus beſteht bloſs in einem doppelten dreytägigen, deſſen einer Anfall ausgeblieben, ebenſo entſteht der ſiebentägige durch den Ausfall eines Quartananfalles. Die monatliche Periode betreffend, ſagt der Vf.: „Bey der Menſtruation iſt die Urſache der Blutung das Beſtreben der weiblichen Natur, einen Foetus zu ernähren; die Urſache des periodiſchen Eintretens dieſes Beſtrebens aber — der Mond (!) und die Gewohnheit." Er ſucht dieſs näher zu begründen durch den Ausſpruch, daſs, weil viele andere Erſcheinungen, z. B. die tägliche Periode, eine genaue Uebereinſtimmung mit den äuſseren ſideriſchen Einflüſſen zeigen, man auch hier die Einwirkung der Mondperiode durchaus nicht verwerfen könne. Allein wir ſehen nicht ein, warum der Vf. zur Erklärung der monatlichen Periode ſo weit ausgeholt, und ſie nicht ſeinen bisher ausgeſprochenen Anſichten gemäſs für eine Wiederholung des ſiebentägigen Typus erklärt hat. Geſtehen wir dem Monde einen zu gewaltigen Einfluſs zu, ſo müſſen wir uns am Ende ganz unter ſeine Herrſchaft beugen, und auch annehmen, daſs, ſo regelmäſsig und durch die allgemeine Weltordnung beſtimmt der Stand und Lauf des Mondes iſt, eben ſo unwiderruflich feſt und beſtimmt die durch ſein Wirken bedingten Veränderungen eintreten müſsten, was jedoch keineswegs der Fall iſt. — Der dreymonatliche Typus hängt meiſtens mit den Uebergängen von einer Jahreszeit zur anderen zuſammen. Der Abortus tritt im dritten oder vierten Monate gewöhnlich deſshalb ein, weil ſich erſt um dieſe Zeit der Mutterkuchen entwickelt. S. 405 giebt der Vf. als Grund der Aehnlichkeit zwiſchen Groſsvater und Enkel den an, daſs Erſte ihre Enkel vorzugsweiſe lieben, und am liebſten ſich mit ihnen abgeben und ſpielen; warum wagte der geiſtreiche Vf. hier nicht einen anderen Erklärungsverſuch?

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Berlin*, b. Nauck: *Gedichte* von *Heinrich Beitzke.* VI u. 186 S. 12. (15 gr.)

Es wäre ſchon in unſerer antipoetiſchen Zeit der Poſitiv *gut* für Gedichte gültig, die nur negativ zu loben wären, ſobald ſie ſich fern halten von dem krampfigen Verzweifeln, dem Höhnen jedes Schönen und Heiligen; ſobald ſie frey bleiben von der Manie überkünſtlicher Versmaſse. Geſellt ſich nun vollends activ Gutes dazu, ſo gilt, wo nicht der Superlativ, doch der Comparativ, und wirklich iſt dieſen Gedichten das Prädicat *beſſer* mit dem vollſten Rechte zu ertheilen.

Die Sonettenform iſt dem Dichter die geläufigſte; er geht dabey nicht auf Stelzen, noch treibt er verwegenes Spiel mit Worten, ſie fügen ſich gefällig, ohne halsbrechende Seiltänzerkünſte, und wohl zu merken, ſie hegen Gedanken. Bloſs „Maria Zell" hat Wortbildungen, denen man den Zwang des Reims anmerkt; die übrigen Sonette, ſowie auch die Lieder in anderen Formen, flieſsen ſanft, und doch nicht ſeicht und ſchaal dahin. Die Sonette und Lieder an „Evoa" tönen anmuthig und herzlich; ein wahres Empfinden giebt ihnen Werth, wenn auch nicht die wenigen Lieder von Laura's Sänger.

Die vermiſchten Gedichte, verſchieden an Ton und Weiſe, erfüllen jeden, nicht übertriebenen Anſpruch an ein Gelegenheitsgedicht vollkommen, und auch die romantiſchen Gedichte hauchen in lieblichen Klängen das Weſen, den Geiſt der Romanze, des in dieſe verſchmelzende Liedes.

Die Reiſebilder ſind friſch aus der Anſchauung gegriffen, und werden doppelt den erfreuen, der namentlich die Landſchaftsgemälde aus den herrlichen öſterreichiſchen Gebirgen in Natur ſah, und in dieſen Bildern ſeinen ſtummen Empfindungen nur Worte gegeben hört, ſeine innerlich aufgenommenen Anſchauungen nun in ihnen dargeſtellt ſieht.

t.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

MÄRZ 1837.

MEDICIN.

Halle, b. Schwetschke u. Sohn: *Periodologie, oder die Lehre von den periodischen Veränderungen im Leben des gesunden und kranken Menschen,* von Dr. *A. M. Baumgarten-Crusius* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Mit dem Schlusse des dritten Buches ist eigentlich das Ganze beendet, indem das noch Folgende mehr als Anhang dient. Nach der Anlage des Ganzen sollte man glauben, der Vf. werde zu vielen Wiederholungen veranlasst worden seyn, und würde besser gethan haben, das in den drey Büchern Abgehandelte zusammenzuziehen und kürzer zu besprechen. Allein diess ist keineswegs der Fall, vielmehr hat er eine erstaunliche Menge Stoff gesammelt, so dass man Gegenstände ausführlich abgehandelt findet, welche man hier keineswegs suchte, und diesen Stoff so bewältigt, dass weder irgend eine Wiederholung, noch das geringste Abschweifen von dem gewählten richtigen Gedankengange, den Genuss des Lesenden, welcher durch einen sehr gewandten, bald unterhaltenden, bald dichterisch erhabenen und blühenden Stil erhöht wird, durchaus nicht stört. Einen besonderen Werth erhält diese Schrift noch dadurch, dass sich der Vf. sichtlich bemüht, bey seinen theoretischen Untersuchungen nie deren Anwendbarkeit auf das praktische Leben aus dem Auge zu verlieren, sondern absichtlich in stete Beziehung mit demselben zu bringen. Er verdient daher mit Recht den schönen Namen eines philosophischen Arztes im wahren Sinne des Wortes. Sind auch manche seiner unter bescheidenem Zweifel vorgetragenen Behauptungen wirklich Hypothesen, so sind es doch weder Hirngespinnste, noch leere Träumereyen, sondern suchen stets ihren Grund in physiologischen Hergängen, und entspringen aus dem lobenswerthen Bestreben, nichts unerklärt zu lassen.

IV Buch. *Praktische Bemerkungen.* Zuletzt ist es noch interessant, durch den Vf. besonders auf die einzelnen Momente hingewiesen zu werden, durch welche die Kenntniss der Gesetze der Natur und der Verhältnisse der Aussenwelt zum Menschen und dieses zu jenen uns wieder auf besondere Regeln für die ärztliche Praxis hinleitet, wiewohl diese gelegentlich und beziehungsweise schon an mehreren Stellen des Werkes geschehen ist. Kap. I. *Diagnostische Bemerkungen.* Gerade bey den periodischen Krankheiten bedingen sich Theorie und Praxis am nächsten. Die diagnostischen Momente der Periodicität sind, gleich denen aller Krankheiten, keineswegs nach einem einzelnen Symptome, sondern nach dem Complex aller zu betrachten. Diese sind: starkgefärbter Harn, der bey längerem Stehen einen ziegelmehlähnlichen Bodensatz fallen lässt, das plötzliche Eintreten und unvermuthete Wiederkehren der einzelnen Anfälle selbst, die Uebereinstimmung der einzelnen Anfälle mit einander, der *Genius epidemicus* und endlich die Wirksamkeit specifischer Mittel. Kap. II. *Prognostische Bemerkungen.* Da bey periodischen Krankheiten die Prognose immer keine kleine Rolle spielt, so hat man sich vor Allem zu bemühen, den bestimmten Anfang der Krankheit und den Eintritt des ersten Anfalles zu constatiren. Tägliche Fieber entscheiden sich meistens an ungleichen Tagen, besonders am siebenten; die 3 und 4tägigen entscheiden sich gern mit eben so vielen Anfällen, als jene mit Tagen, also meistens mit dem siebenten oder neunten Anfalle. Je schneller sich die Paroxysmen wiederholen, um so gefährlicher ist die Krankheit, aber auch um so leichter zu beseitigen u. s. w. Kap. III. *Therapeutische Bemerkungen über periodisches Heilen und Heilen des Periodischen*, erläutern nur das schon Bekannte.

r.

Würzburg, b. Ettinger: *Physiologie der Verdauung, nach Versuchen auf natürlichem und künstlichem Wege.* Von Dr. *J. N. Eberle*, ord. Mitgliede der königl. philosophisch-medic. Gesellschaft zu Würzburg. 1834. XVIII u. 404 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Wir müssen uns mit einer blossen Anzeige dieser Schrift begnügen, weil dieselbe Versuchen auf natürlichem und künstlichem Wege ihr Daseyn verdankt. Eine Kritik derselben kann nur der geben, der im Stande ist, dem Vf. nachzuexperimentiren, was uns aus sehr erheblichen Motiven nicht möglich war. Das Resultat, welches durch das Experiment gewonnen wird, ist freylich nicht als absolut zu betrachten, da das Experiment selbst so leicht Täuschungen unterworfen ist; aber durch wiederholtes Nachexperimentiren kann dasselbe der Wahrheit näher gerückt werden. Daher glaubte der Vf. nicht ohne Grund, in dem Umstande eine Auffoderung zu grossen Anstrengungen zu finden, dass die Angaben grosser und glaubhafter Männer über einen Gegenstand nicht allein von einander abweichen, sondern auch recht häufig

sich geradezu in den wichtigsten Puncten widersprechen. Diess war, laut der Vorr., S. 4, der Fall mit der Beantwortung der von der französischen Akademie der Wissenschaften zu Paris aufgegebenen Preisfrage über den Verdauungsprocess. Die Arbeiten der Deutschen *Tiedemann* und *Gmelin* und die der Franzosen *Levret* und *Lassaigne* widersprechen sich in ihren Angaben über die Ergebnisse ihrer Untersuchungen. Die französische Akademie liess, nachdem sie die Arbeiten geprüft und ihre Vortrefflichkeit anerkannt hatte, diese Widersprüche auf sich beruhen, oder entfernte sie nicht durch Wiederholung der Experimente, und dieser Umstand ist es denn hauptsächlich, welcher, Vorr. S. 5, den Vf. bewog, seine höchst mühsamen Untersuchungen über die Verdauung zu beginnen, zumal da es ihm schon früher gelungen war, bey der Untersuchung über den Einfluss der Milzfunction auf die Verdauung, auszumitteln, dass die Milz nichts mit der Magenverdauung zu schaffen habe, sondern dieselbe rein dem Chylusapparate angehöre.

Bey dem Beginne der Arbeiten stellte sich der Vf., nach S. 11 der Vorr., die Aufgabe: Welche Veränderungen erleiden die verschiedenen, sowohl einfachen, als zusammengesetzten Nahrungsstoffe während der Verdauung in den verschiedenen Abtheilungen des Alimentations-Apparates, und wie verhalten sich dabey die sogenannten verdauenden Säfte? Demnächst giebt er den Gang der Untersuchung an, und beginnt S. 1 mit der Darstellung der Verdauung im Allgemeinen, des Verdauungsapparates, der Bildungsgeschichte der Verdauungsorgane, des Actes des Verdauungsprocesses, des Ergiessungsactes, des Kauens, Bespeichelns und des Schlingens. S. 42 folgt die Magenverdauung. Nachdem der Vf. bis S. 54 über den Magensaft, seine Bestandtheile, die in Salzsäure, Essigsäure und Buttersäure bestehen, und die Art seiner Einwirkung auf die Speisen geredet hat, werden S. 55 die Veränderungen, welche die Nahrungsmittel während ihres Aufenthaltes im Magen erleiden, angegeben, und durch Versuche mit künstlichem Magensafte näher nachgewiesen. Von S. 134 — 148 handelt der Vf. von der Natur des Magensaftes, und trägt dann bis S. 168 die Theorie der Magenverdauung vor. Das Resultat dieser Forschung ist folgendes: die Magenverdauung besteht in blosser Mischung und Auflösung der einfachen Nahrungsstoffe mit und in dem Magensafte; die zusammengesetzteren Nahrungsmittel erleiden auch noch eine Umänderung und Verähnlichung durch den Process der Chymification; der ganze Process der Magenverdauung im Allgemeinen kann mit *Auflösung* der Nahrungsmittel bezeichnet werden.

Die zweyte Abtheilung beginnt S. 169 mit der Darmverdauung und dem Uebergange des Chymus aus dem Magen in den Darm. S. 172 folgen die chemische Beschaffenheit, und S. 176 Bildung der Galle. S. 190 Wirkung der Galle auf den Chymus, und fünf Versuche, diese zu erforschen. Das Resultat dieser Untersuchungen ist S. 215 und 216: dass die Galle zur eigentlichen Verdauung durchaus nichts beyträgt, wohl aber wesentlich zur Bildung des Excrements. S. 217 erörtert der Vf. die Wirkung des pancreatischen Saftes auf den Chymus. Die Resultate der Versuche sind folgende: Der pancreatische Saft vermischt sich im Dünndarme mit der Galle, indem seine Säure eine Verbindung mit dem kohlensauren Natron der Galle eingeht, wodurch dann die Galle flüssiger und mehr verdünnt wird; die Säuren des Chymus fällen in etwas die Pancreas-Flüssigkeit, aber er zerstört dieselbe nicht u. s. w.; der pancreatische Saft wirkt auflösend, wie der Speichel- und Magen-Saft auf die Nahrungsmittel. Der irrige Meinung der Physiologen, dass der pancreatische Saft eine Scheidung des flüssigen Darminhaltes vom Excremente bewirke, ist demnach hiedurch entfernt, sowie die Meinung sich nicht erwiesen hat, dass die Galle die fetten Bestandtheile der Nahrungsmittel subigire, sondern vielmehr vermag der pancreatische Saft etwas Fett aufzunehmen, und dasselbe in einer emulsiven Suspension zu erhalten; der pancreatische Saft trägt zur Assimilation der Chymusstoffe und zur Chylusbildung selbst viel bey u. s. w. S. 254 folgt die Beschaffenheit des Dünndarms und seines Inhaltes, und S. 268 Wirkung des Darmsaftes auf den Chymus durch Versuche erforscht. S. 293 ff. Betrachtungen über den Darmsaft, seine Bildung und Absonderung, die sich eben so verhält, als wie die Bildung und Absonderung des Magensaftes u. s. w. S. 304 werden die aus den Versuchen gewonnenen Resultate über die Einwirkung des Darmsaftes auf den Chymus hervorgehoben; sie bestehen darin, dass bey Vermischung des künstlichen Darmsaftes mit natürlichem sowohl, als künstlichem Chymus eine starke, weisse oder grauweisse Trübung entsteht, und das Gemisch als grossflockiges Gerinsel erscheinen lässt, und dass diess flockige Gerinsel nicht Chylus ist, wie viele Physiologen geglaubt haben; dass der Darmsaft Verflüssigung und Auflösung der im Magen noch nicht vollständig aufgelösten Nahrungsmittel bewirkt u. s. w. Die Säuren des Chymus verbinden sich mit dem Alkali des Darmsaftes, welches im letzten Drittel des dünnen Darms abgesondert wird. Der Darmsaft vermischt sich mit dem Chymus, nachdem sein Schleim durch die Säuren des Letzten gefällt ist, und wird mit den aufgelösten Theilen des Chymus resorbirt. S. 308 folgt die Theorie der Dünndarm-Verdauung. Die Verdauung geht in diesem Theile des Nahrungscanals auf eine ganz andere Art vor sich, als in der Höhle des Magens. Die erste Erscheinung beym Eintritte des Chymus in den Dünndarm ist: fortdauerndes Streben, sich zusammenzuziehen; die zweyte: Zunahme der Darmbewegungen; die dritte: stärkere Blutcongestion nach dem Darme, die Schleimhaut erscheint desshalb jetzt röther, die Temperatur wird erhöht, und vermehrte Absonderung ist die Folge dieser Vorgänge u. s. w. S. 315 bemerkt der Vf. nochmals: dass die Milz zur Magenverdauung auch nicht im Mindesten beyträgt, eben so wenig, als die Leberfunction; er beruft sich hier sowohl auf seine, wie auf die auf Versuche gestützten Beobachtungen von *Tiedemann*

und *Gmelin*, und sucht diess durch weitere Erörterungen anschaulicher zu machen. S. 333 folgt die Verdauung der Dickdärme. Nachdem der Vf. die Beschaffenheit des Blinddarms und seines Inhaltes, sowie die in ihm enthaltenen Stoffe, betrachtet, die chemische Beschaffenheit der Schleimhaut desselben untersucht, und die Bildung und Absonderung des Blinddarmsaftes angegeben hat, wird S. 345 die Wirkung dieses Saftes auf den aus dem Dünndarm in den Blinddarm gelangten Inhalt erörtert, und die Theorie der Blinddarm-Verdauung S. 347 vorgetragen. Von S. 350 — 364 folgt die Verdauung im übrigen Dickdarme. Von S. 364 — 378 wird die Bildung und Einsaugung des Chylus vorgetragen. Nach dem Vf. ist im Inhalte des Darmcanals kein Chylus vorhanden, und verdient diejenige Flüssigkeit, welche sich im Milchbrustgange befindet, nur diesen Namen, die der Vf. aber lieber Lymphe genannt wissen will. Demnächst wird die organische Einrichtung für die Einsaugung des Chylus physiologisch erwogen, und der wesentliche Vorgang bey der Chylusresorbtion mit Umsicht und Gründlichkeit dargestellt, und die Veränderung in Erwägung gezogen, welche der Chylus auf seinem Wege vom Darmcanale bis in den Milchbrustgang erleidet. S. 378 folgt die Erörterung der Wirkung der Gekrösdrüsen auf den Chylus und die chemische Analyse derselben. S. 384 die Beschaffenheit der Milz, und S. 387 nähere Bestimmungen über die Verrichtung der Gekrösdrüsen. S. 389 Verrichtung der Milz, anatomisches Verhältniss derselben. Unter der Ueberschrift: „Lymphe der Milz," stellt der Vf. als Resultat seiner Untersuchungen und der Beobachtungen Anderer heraus: dass sie dem Lymphsysteme ganz angehöre, und zur Verähnlichung, sowie dazu beytrage, dass er eine höhere organische Stufe erreiche. Von S. 399 folgt der Chylus des Milchbrustganges und seine Endschaft in der Schlüsselbeinvene.

Wir können versichern, dass durch die gründlichen Untersuchungen des Vfs. der Verdauungsprocess, sowie die physiologische Bedeutung mehrerer Organe des Unterleibes, einer klareren Einsicht näher gerückt, und durch wiederholtes Nachexperimentiren die bisher noch obwaltenden Zweifel werden entfernt werden. Er hat durch seine Bemühungen und Anstrengungen etwas sehr Verdienstliches geleistet, und wir wünschen daher, dass die Bekanntschaft mit den Resultaten seiner Forschungen recht Vielen zu Theil werden möge.

W....r.

BERLIN, b. Hirschwald: *Erforschung der alleinigen Ursache des immer häufigeren Erscheinens der Menschenblattern bey Geimpften, nebst Angabe der Methode, wodurch eine mögliche Schützung gegen Menschenblattern durch einmalige Impfung und ohne Revaccination erreicht werden kann.* Von Dr. *A. H. Nicolai*, Physicus und Privatdocenten zu Berlin. 1833. 49 S. 8. (6 gr.)

Das in den letzten Decennien so häufige Erscheinen der Menschenpocken bey Vaccinirten ist von verschiedenen Ursachen abgeleitet worden. Der Vf. tritt der Ansicht derjenigen bey, welche dieselbe in Entartung des Kuhpockenstoffs wegen seines millionfachen Durchgangs durch den Menschenkörper finden. Davon ausgehend, dass die von *Jenner* dargethane Schutzkraft der Kuhpocken sich zur Zeit der Entdeckung bey allen Gegenproben bewährt, *Jenner* aber nur mit Schutzpockenstoff bis zur fünften Generation im Menschenkörper geimpft habe, sieht er jene Ansicht begründet: 1) in dem jetzt häufigen Wiedererscheinen der Menschenblattern *(circulus in probando)*; 2) in der Verschiedenheit der localen und allgemeinen Erscheinungen, welche die jetzige Schutzpocken-Impfung gegen die frühere hervorbringe (eine unrichtige Behauptung, die durchaus widerlegt wird durch eine genaue Vergleichung der ersten Beschreibung der Schutzpocken, besonders der von *Ballhorn* und *Stromeier* in *Hufelands* Journ. 10 Bd. 3 St. gelieferten ausführlichen Symptomatologie mit den heutigen Tages hervorgebrachten Symptomen; die grössere oder geringere Heftigkeit der allgemeinen Erscheinungen kann dabey um so weniger so richtig erscheinen, wie sie es dem Vf. ist, da *Jenner* in seinen fortgesetzten Bemerkungen u. s. w., übersetzt von *Ballhorn* S. 47 und 66, diese Heftigkeit nur für accidental, und keineswegs wesentlich erklärt, was durch viele andere Aerzte bestätigt wird); 3) in der Analogie mit anderen thierischen Contagien, welche durch Ueberpflanzung auf andere Thierkörper eine Veränderung erlitten, namentlich mit dem im Menschenkörper sich nicht reproducirenden Wuthgifte. (Wenn aber dieses Gift sich wirklich gar nicht im Menschenkörper reproducirt, was doch noch nicht ganz ausgemacht ist, so ist das eben ein Beweis, dass es nicht mit dem Schutzpockenstoffe verglichen werden darf, dessen urkräftige Reproduction, wenigstens in den ersten Generationen, vom Vf. selbst zugestanden wird.) Im Laufe der an diese Gründe geknüpften Speculationen liefert der Vf., eine Abnahme der Schutzpockenkraft des originellen Kuhpockenstoffs bey der Reproduction im Menschenkörper nach geometrischer Progression unterstellend, eine Berechnung der ins Unendliche gehenden Reduction der Urschutzkraft, und, damit nicht zufrieden, eine weitere, welche darthun soll, dass jenes Resultat noch weit über die Wirklichkeit günstig sey. Solche Calcüle gehören zu den nutzlosen Curiositäten. Mehr Beachtung verdienen die Verdünnungsversuche, welche der Vf. mit der Impfmaterie anstellte, wonach Speichel, Milch, Blut und Quellwasser unschickliche Auflösungsmittel der trockenen Lymphe sind, dagegen Regen- oder destillirtes Wasser, vorzüglich aber aus einer wund gemachten Stelle aussickernde seröse Flüssigkeit sich am besten dazu eignen. Mit der in Haarröhrchen flüssig aufgehobenen Lymphe war der Vf. bey seinen Impfungen nicht glücklich. — Die Vorschläge desselben bezwecken die Errichtung von Anstalten zur Erlangung frischen, ächten Kuhpockenstoffes. Nur bis zur vierten Generation soll das Gift im Menschenkörper reproducirt, und dann durch Uebertragung auf Kühe erneuert

werden. (Es ist aber die Frage, ob die so reproducirten Blattern die ächten Kuhpocken sind. Bey dem noch immer nicht erwiesenen Ursprunge der Kuhpocken ist diess sehr zu beachten; so wie auch das häufige Versagen der Impfung von Menschen auf Kühe diesem Vorschlage nicht günstig ist.) Ausserdem soll auf die spontane Kuhpocken-Krankheit gehörig geachtet werden. Die Revaccination will der Vf. nicht angewendet wissen aus nicht stichhaltigen Gründen.

In einer die ganze menschliche Gesellschaft so sehr interessirenden Angelegenheit muss jeder Versuch, etwas zur Aufklärung des über derselben schwebenden Dunkels beyzutragen, nicht unbeachtet gelassen werden. Deshalb möge auch diess Schriftchen nicht ganz unberücksichtigt bleiben. Doch hat der Vf. zu wenig *Jenners* Ausspruch: „dass nur die Erfahrung allein die obschwebenden Nebel verscheuchen könne", im Auge behalten, und durch zu weit getriebenes Theoretisiren die zu Beurtheilung dieses Gegenstandes nöthige Unbefangenheit verloren. Nach dem dermaligen Standpuncte dieser Angelegenheit ist es noch nicht möglich, erfahrungsgemäss *eine alleinige* Ursache des häufigen Wiedererscheinens der Menschenblattern anzunehmen. Noch sind die Ansichten über die Natur des Varioloids getheilt, obgleich sich die Majorität dahin ausspricht, dass es durch Vaccina modificirte Blattern sey. Noch ist nicht entschieden, ob durch die Kuhpocken die Receptivität für Variola dauernd oder temporär getilgt wird. Noch ist überhaupt der Grad der Schutzkraft der ächten Kuhpocken im Vergleich zu der der einmal überstandenen natürlichen Blatterkrankheit, viel weniger zu der der durch Reproduction im Menschenkörper erzeugten Schutzpocke nicht völlig ermittelt. *Sacco* fand z. B. den seit einer langen Reihe von Jahren nur im Menschenkörper regenerirten Impfstoff, der Annahme des Vfs. widersprechend, noch eben so gegen spätere Versuche der Impfung mit Menscheblatterstoff schützend, als diess zu Anfang dieser Entdeckung der Fall war (*de vaccinationis necessitate etc. Mediolani* 1832) Welchen Einfluss der Krankheitsgenius auf das jetzt häufigere Vorkommen der Blattern hat, kann erst die Folge lehren. Gewiss ist aber, dass Sorglosigkeit in Betreibung des Impfgeschäfts von Unberufenen oder Nachlässigen einen grossen Einfluss auf die Resultate hatte. Bald nach dem Beginne der Schutzpocken-Impfung, wo man sogar der Meinung war, dieses Geschäft müsse aus den Händen der Aerzte ganz heraus (Neues Hannov. Magaz. 15 Dec. 1800), klagten Viele über diese Nachlässigkeit, und prophezeyten schlechte Erfolge, z. B. *Jawandt* in Bremen, und bald lieferte ein recht auffallendes Beyspiel dafür die zu ihrer Zeit viel besprochene Folge der schlechten Impfung zu Oebisfeld (*Hufelands* Journ. Bd. 14. S. 87). Hätten wir deshalb eine genaue Geschichte des Betriebs der Schutzpocken-Impfung, besonders als man sicher vor den natürlichen Blattern zu seyn glaubte, so würden wir uns vielleicht gar nicht über das jetzt so häufige Erscheinen der Menschenblattern wundern. Schon aus diesen Rücksichten ist es unpassend, die Revaccination zu verwerfen; um so mehr aber, da wir kein einzelnes sicheres Kennzeichen einer vollständig guten Impfung haben, die Beobachtung des ganzen Verlaufs diese Sicherheit nur giebt, diese aber nur in den wenigsten Fällen den Impfärzten möglich ist. Der gewissenhafte Arzt wird darum gern die Mühe einer selbst mehrfachen Revaccination übernehmen. Hiezu fodert ihn endlich — und das ist der Anker, an welchem wir Aerzte uns halten müssen, bey diesem nebst Homöopathie und Cholera den Laien nur zu leicht Angriffswaffen gegen unsere gemeinschaftliche Sache zu Hand gebenden Uebel — die feststehende Erfahrung auf, dass in allen Epidemieen Vaccination und Revaccination das sicherste Mittel zur Beschränkung der Variola waren.

F — e.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Bonn*, b. Habicht: *Beobachtungen über die Heilung der Rhachitis*, von Dr. *Fr. Carvela* aus Zante. Aus dem Italiänischen übersetzt von Dr. *Fr. Xav. Melicher*. Herausgegeben von *Fr. Nasse*, Geh. Med.-Rathe zu Bonn. 1835. 43 S. 8. (6 gr.)

Das Wesentliche dieser Uebersetzung der 1817 erschienenen *Considerazioni sulla Rachitide memoria di Francesco Carvelà Zaciutis* ist die S. 32 beschriebene, auf der Insel Zante unter dem Volke gebräuchliche Behandlungsweise jener Krankheit. Diese beruht 1) auf Einreibungen von venetianischem Theriak längs der Wirbelsäule, des Brustbeins und der inneren Seite der Arme und Fussgelenke, Bestreuung der eingeriebenen Stellen mit fein gepulverter *Aloe soccotrina* und Einwickelung der Theile in Binden von Leinewand — was gewöhnlich 3 bis 4mal, selten öfterer, wiederholt wird; 2) auf dem inneren Gebrauche einer Abkochung von *Flor.* und *Fol. Centaur. minor., Lonicer, capi, Fol. berbea officinal., Teucrii chamaedr., Prunell. vulgar., Centaur. benedict., Plantag. psyll., Aristoloch rotund. rad.*; 2 bis 3 *Unc. pro dos.*, mit Honig oder Zucker, und 3) auf Abführungen von *Aloe soccatr.* nach jeder Einreibung, neben passender Diät.

In das Lob, welches der Vf. dieser complicirten Behandlung zu Theil werden lässt, stimmt Hr. *Nasse* hier, wie er sagt, nach vielfältiger Erfahrung ein, und rühmt ihr nach, dass sie das für Rhachitis sey, was das *Zittmann'sche* Decoct für Syphilis. Wegen dieser Empfehlung möge das ärztliche Publicum diese Schrift nicht übersehen, wenn gleich dieselbe übrigens nichts Neues enthält.

F — e

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

MÄRZ 1837.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Gerhard Fleischer: *Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo.* De arte hujus scriptoris historica exposuit; ejus vitas a veteribus grammaticis conscriptas addidit; codicum rationem atque auctoritatem examinavit; Graeca ex iis emendavit; scripturae diversitates omnes, commentarios rerum geographicarum, scholia Graeca et notas tum Dukeri omnes atque aliorum selectas tum suas; denique indices rerum et verborum locupletissimos subjecit *Ernestus Fridericus Poppo*, Gubenensis. Pars II. Contextus verborum cum scholiis et scripturae discrepantiis. Volumen I. Thucydidis liber I, cum disputatione: De artis criticae apud Thucydidem exercendae ratione et subsidiis. 1825. VI u. 422 S. Volumen II. Thucydidis liber II et III. 1826. VIII u. 411 S. Volumen III. Thucydidis liber IV et V. 1827. XVIII u. 445 S. Volumen IV. Thucydidis liber VI. VII et VIII, cum tabula Syracusarum (Goelleriana). 1828. VI u. 695 S. — Bey Ernst Fleischer: *Thucydidis etc.* Pars III. Commentarii. Volumen I. Adnotata ad librum I, cum Stephani Proparasceue. 1831. X u. 765 S. Volumen II. Adnotata ad libros II et III. 1834. VIII u. 928 S. Volumen III. Adnotata ad libros IV et V. 1835. XVI u. 744 S. gr. 8. (Der Preis des ganzen Werkes ist 30 Thlr. 6 gr.)

Das zwar langsame, aber sichere Fortschreiten dieses grossen und mühevollen Werkes, dessen zwey erste Theile in den Jahren 1821 und 1823 erschienen, und in dieser Zeitung 1822 Nr. 115 f. und 1824 Nr. 136 von einem anderen Beurtheiler angezeigt worden sind, gereicht dem Verleger und dem Verfasser zur Ehre, und der Freund einer gründlichen Behandlung der alten Classiker ersieht daraus mit Vergnügen, dass, sie zu fördern, nicht unbedeutende geistige sowohl, als Geldkräfte, noch immer bereit sind, sollte er auch nach unparteyischer Prüfung des vielen hier Gebotenen sich gestehen müssen, dass in beiderley Hinsicht überflüssiger Aufwand gemacht worden ist, und dass es mit dem Hesiodeischen: *Die Hälft' ist mehr, als das Ganze*, seine Richtigkeit hat.

Die kritische Abhandlung, welche den ersten der jetzt zu beurtheilenden Bände eröffnet, fängt, wie in einer Vorrede, mit den beiden Nachrichten an, dass Xenophon die Bücher des Thucydides nach dessen Tode ans Licht gezogen, und dass Demosthenes dieselben, als sie durch den Brand einer Bibliothek in Athen vernichtet gewesen, aus dem Gedächtnisse wieder hergestellt habe. Beide werden als unwahrscheinlich verworfen, und durch die Bemerkung, dass, wiewohl von solchen, die dergleichen Geschichtchen geglaubt hätten, leicht an der Aechtheit der Bücher hätte gezweifelt werden können, dieses doch in Bezug auf die sieben ersten von keinem, weder der Aelteren, noch Neueren, geschehen sey, die folgenden Untersuchungen *über die Aechtheit des achten Buches und aller grösseren Theile der übrigen* eingeleitet. Zwischen jenen beiden Nachrichten hätte wohl ein Unterschied gemacht, und die erste nicht darum mit der zweyten auf dieselbe Stufe der Unwahrscheinlichkeit gestellt werden sollen, weil Diogenes von Laerte sie mit einem λέγεται anführe, und sich keine Verbindung des Thucydides und Xenophon nachweisen lasse, und Letzter bey und nach dem Tode des Ersten im Peloponnes gelebt zu haben scheine. Man vergleiche *Krügers Untersuchungen über das Leben des Thukydides*, S. 80 ff. Der Uebergang aber von diesen Nachrichten zu den folgenden Untersuchungen hat etwas Schielendes, indem Leichtgläubigkeit zwar von Zweifelsucht begleitet seyn kann, es aber gewöhnlich nicht ist. Dass nun das achte Buch von Thucydides sey, wird auf zwey Wegen zu zeigen gesucht; zuerst daraus, dass es von keinem derjenigen seyn könne, denen es die Zweifler bey Marcellinus beylegen, weder von Thucydides Tochter, noch von Xenophon, noch von Theopomp. Die erste verwerfe schon Marcellinus desswegen, weil ein Weib von Natur nicht fähig sey, solche Trefflichkeit und Kunst nachzuahmen, und wäre jene es gewesen, sie wohl noch mehr geschrieben haben würde. Dieser Beweis sey zwar nicht eben der bündigste, indessen lasse sich nicht leugnen, dass es der weiblichen Natur völlig zuwider laufe, die Geschichte des schrecklichsten Bürgerkriegs zu schreiben, und nicht zu wehklagen, sondern wie ein unerschrockener Krieger und kluger Feldherr Schlachten und Gefechte zu schildern, und wie ein erfahrener Staatsmann über die geheimen Künste der Vornehmen zu sprechen. Damit wird also doch Marcellinus Beweis angenommen; denn die ἀρετή und τέχνη, deren Nachahmung dieser der weiblichen Natur abspricht, zeigt sich bey Thucydides eben in jenen Schilderungen, die auch Hr. *Poppo* unweiblich findet. Es läst sich aber über diesen Punct weder aus der Natur des Geschlechtes, noch aus der Erfahrung etwas mit Sicherheit folgern, und unsere eigene Literatur der neuesten Zeit hat einen grossen Beweis geliefert, dass einem Weibe auch das

Schreiben besser, als tausend Männern gelingen kann. Wegen des anderen angeblichen Verfassers begnügt sich Hr. *P.* noch mit Wenigerem, als was Marcellinus anführt. Dieser sagt, dass Xenophon es nicht seyn könne, zeige die Schreibart: πολὺ γὰρ τὸ μέσον ἰσχνοῦ χαρακτῆρος καὶ ὑψηλοῦ. Dieses ist denn doch etwas, wenn gleich wenig. Hier aber heisst es, man brauche bloss ein Paar Seiten beider Schriftsteller gelesen zu haben, um das Irrige jener Behauptung einzusehen, so sehr sey der Eine vom Anderen verschieden. Gründlicher und befriedigend wird der Anspruch des Dritten zurückgewiesen aus dem, was Dionysius Halicarn. von Theopomps schriftstellerischem Charakter sagt. Die andere Beweisführung besteht in der Angabe der für Thucydides sprechenden äusseren und inneren Gründe. Jenen, den Zeugnissen der Handschriften und anderer alter Schriftsteller, wird weniger Gewicht beygelegt, als diesen, die von der Behandlung des Stoffes und von der Sprache hergenommen sind. Der Mangel der Reden, der bereits im siebenten Buche eintrete, müsse daher erklärt werden, dass Thucydides über die letzten Jahre blosse Entwürfe hinterlassen habe, welche auszuführen, er durch den Tod verhindert worden sey. Uebrigens finde man dieselbe Behandlung der Sachen, dieselben Gesinnungen und Urtheile, hin und wieder Beziehungen auf früher Gesagtes, endlich denselben Stil und Sprachgebrauch, wie in den unbezweifelten Büchern, und zum Beweise werden mehrere, dem Thucydides eigene Wörter und Redensarten angeführt. Aber alles dieses reicht nicht aus, uns zu überzeugen, dass wir hier nicht die Arbeit eines glücklichen Nachahmers, sondern des Thuc. selbst vor uns haben, oder wir müssen uns dazu verstehen, auch z. B. das achte Buch vom gallischen Kriege für Cäsars Werk zu halten. Auf die äusseren Gründe muss mehr Gewicht gelegt, die Reihe der Zeugen so vollständig, wie möglich, aufgeführt, und von den Grammatikern, die mehr, als eine Stelle aus dem achten Buche anführen, nicht bloss, wie hier geschieht, ein einziges Beyspiel angezeigt werden. Neben dem auch in den anderen Büchern Vorkommenden muss das, was diesem eigenthümlich ist (und dergleichen muss es geben, wenn es unausgearbeitete Entwürfe seyn sollen), zusammengestellt, und in der ersteren, nachlässigeren Conception die Spur desselben Griffels, aus dem das Prooemium, die Leichenrede und das Gespräch auf Melos geflossen ist, nachgewiesen werden. Gerade das Abweichende, wie der Mangel der Reden, den ein so glücklicher Nachahmer ohne Zweifel zu beseitigen geschickt gewesen wäre, und, da er sich doch Thucydides nannte, auch wohl zu beseitigen für nöthig gehalten hätte, muss hauptsächlich geltend gemacht, und mit den anderen inneren Gründen für die Aechtheit verbunden werden. Es ist zu erwarten, dass uns der Commentar eine umfassendere Abhandlung über diesen Gegenstand bringen wird, wie er sie über einen ähnlichen Zweifel, den die Einleitung auf einer halben Seite abthut, schon gebracht hat. Dieser betrifft die unter den Neueren zuerst von *Bekker* angegriffene Aechtheit des 84 Kap. im 3 Buche, wozu die Einleitung nach ein Paar Worten über den unächten Schlusssatz des achten Buches übergeht, um sie ohne viel Umstände für ausgemacht zu erklären. Das von *Bekker* mitgetheilte Scholion selbst, welches zum Zweifel Anlass gegeben: τὰ ὠβελισμένα οὐδενὶ τῶν ἐξηγητῶν ἔδοξε Θουκυδίδου εἶναι· (so Viel theilte schon *Duker* aus der Casseler Handschrift S. 642 seiner Ausgabe mit) ἀσαφῆ γὰρ καὶ τῷ τύπῳ τῆς ἑρμηνείας καὶ τοῖς διανοήμασι πολὺν ἐμφαίνοντα τὸν νεωτερισμόν diene zum Beweise, dass das Stück auch von jenen Zweiflern in allen Handschriften gefunden, und nur wegen seiner Dunkelheit und der etwas ungewöhnlichen Sprache verworfen worden sey, was aber kein Verdammungsurtheil begründen könne, wie sich denn auch ächt Thucydideisches, z. B. ἐν ᾧ μή für εἰ μή, ἀπαλλαξείω, τὸ πλέον für μᾶλλον u. A. darin nachweisen lasse. Dass damit die Sache nicht abgethan sey, ist dem Herausgeber selbst später fühlbar geworden, und im Texte des dritten Buches hat er sogar, obwohl noch auf seine Einleitung verweisend, aber *Göllers* Gegengründe gewichtvoll nennend, die von *Bekker* gebrauchten Klammern auch angewendet, im Commentar aber fünf ganze Seiten der Untersuchung gewidmet, und zuletzt die Aechtheit für sehr zweifelhaft erklärt. Diesem Urtheile stimmen wir gewissermassen bey; glauben aber, dass es besser begründet werden konnte, als im Commentare geschehen ist, wovon die Ursache vielleicht in jener zu Anfange dieser Recension angedeuteten Eigenthümlichkeit gesucht werden muss, vermöge welcher der Herausgeber Alles, was die Anmerkungen früherer Bearbeiter, insonderheit der Engländer *Bloomfield* und *Arnold*, Gutes zu enthalten schienen, mit den eigenen Worten ihrer Urheber (die englisch geschriebenen ins Lateinische übersetzt) mitzutheilen, was er zur Ergänzung oder Berichtigung für nöthig hielt, in Parenthesen einzuschalten, oder am Schlusse kurz beyzufügen, nicht aber das Ganze über eine Stelle zu Sagende in seiner eigenen ausgearbeiteten Rede darzustellen, für gut befunden hat. Eine solche Beschäftigung mit den Meinungen Anderer kann eben so leicht den Blick beschränken, als erweitern, und wo ihre Mittheilung schon vielen Raum und viele Zeit gekostet hat, da geschieht es wohl, dass Raum und Zeit für die Darlegung der eigenen zu fehlen scheint. Wenn Hr. *Arnold* die von ihm angenommene Aechtheit des Abschnittes durch eine ausführliche Widerlegung der Einwürfe *Göllers* beweisen zu müssen glaubte, so konnte das für Hn. *P.* kein Grund seyn, diese Widerlegung in ihrer Ausführlichkeit mitzutheilen, da die Einwürfe grösstentheils schwach sind, und auf diejenigen, welche Hr. *A.* nicht widerlegen konnte, war nicht so viel zu geben, weil sie Stellen betreffen, deren Sinn noch nicht ermittelt war. Solche Stellen kommen in unbezweifelt ächten Stücken mehrmals vor, und sie können den Verdacht der Verdorbenheit, aber nicht den der Unächtheit erwecken, der, sofern er sich auf innere Gründe stützt, nur gegen verstandene Stellen und deren erkannte Unangemessenheit und

Nichtübereinſtimmung mit des Schriftſtellers Charakter, Stil u. ſ. w. erhoben werden kann. Hier nun erſcheint uns die Stelle im zweyten § des erwähnten Kapitels: *οὐ γὰρ ἂν τοῦ τε ὁσίου τὸ τιμωρεῖσθαι προὐτίθεσαν τοῦ τε μὴ ἀδικεῖν τὸ κερδαίνειν* vorzüglich verdächtig. Es ſoll das der Grund für die Behauptung ſeyn, daſs die menſchliche Natur damals (oder zu allen Zeiten) an Rachſucht und Ungerechtigkeit (oder an deren offener Aeuſserung) ein Vergnügen empfunden habe, und dieſer Grund ſoll ſeyn: daſs die Menſchen zu jener Zeit auf Korcyra (oder zu allen Zeiten und an allen Orten) der Rachſucht mehr, als der Frömmigkeit, der Gewinnſucht mehr, als der Gerechtigkeit folgten. Wer möchte dem Thucydides eine ſolche Beweisführung zutrauen? Auch das zu Beweiſende ſelbſt klingt uns mehr Auguſtiniſch: *ἡ ἀνθρωπεία φύσις ἀσμένη ἐδήλωσεν ἀκρατὴς μὲν ὀργῆς οὖσα, κρείσσων δὲ τοῦ δικαίου, πολεμία δὲ τοῦ προὔχοντος,* was vielleicht von einzelnen Menſchen, aber nicht von der menſchlichen Natur und Gattung behauptet werden kann. Daſs der Menſch in der Leidenſchaft Böſes thue, war dem Thuc. nicht unbekannt, und er ſpricht im Anfange des 82 Kapitels von der menſchlichen Natur als ihr Kenner. Dieſs kann das Thema geweſen ſeyn, was der Schreiber dieſes Abſchnittes nach ſeinen Anſichten weiter ausgeſponnen hat. Ein ähnliches Verhältniſs finden wir zwiſchen dem dritten §: *ἀξιοῦσί τε τοὺς κοινοὺς περὶ τῶν τοιούτων οἱ ἄνθρωποι νόμους, ἀφ᾽ ὧν ἅπασιν ἐλπὶς ὑπόκειται σφαλεῖσι κἂν αὐτοὺς διασῴζεσθαι, ἐν ἄλλων τιμωρίαις προκαταλύειν καὶ μὴ ὑπολείπεσθαι, εἴ ποτε ἄρα τις κινδυνεύσας τινὸς δεήσεται αὐτῶν*, und dem, was die Melier im 90 Kap. des 5 Buches (welche Stellen auch *Arnold* zu vergleichen rieth) ſagen, um die Athener zu einem gemäſsigten Gebrauch ihrer Uebermacht zu bewegen. Den Schwächeren mit Billigkeit behandeln, nennen ſie *τὸ κοινὸν ἀγαθόν*, weil Jeder, auch der Mächtigſte, in den Fall kommen könne, die Billigkeit in Anſpruch nehmen zu müſſen, und rathen den Athenern, dieſes *κοινὸν ἀγαθὸν* nicht aufzuheben, *μὴ καταλύειν.* Aus jenem einfachen Grundſatze iſt hier eine Mehrheit von Geſetzen gemacht (*τοὺς κοινοὺς περὶ τῶν τοιούτων νόμους*), und als eine Verkehrtheit der Menſchen angegeben, daſs ſie, wo es auf Befriedigung der Rache ankommt, dieſe Geſetze vorweg zerſtören, und ſich ſo ſelbſt der Rettung berauben für den Fall, daſs Einer in Noth gerathen, und des einen oder anderen dieſer Geſetze bedürfen wird. Dieſes ſcheint nach einer Sittenlehre, die auf einzelnen Geboten und Sprüchen beruhet, geſagt. Daſs aber der erſte §, der die verſchiedenen Beweggründe zu jenen Unthaten angiebt, eine weitere Ausführung des achten § im 82 Kap. mit Bezug auf Korcyra ſey, dürfte kaum bezweifelt werden können. Was dort *πλεονεξία* im Allgemeinen heiſst, iſt hier nach den Veranlaſſungen dazu unterſchieden in das Streben der Armuth (die Kap. 82 §. 2 unter einem anderen Geſichtspuncte erwähnt wird) nach einem beſſeren Zuſtande, und in das aus Leidenſchaft (*διὰ πάθους*) entſpringende Begehren nach des Nächſten Gut, und zur Ergänzung hinzugefügt iſt das rohe Zürnen, was von der Rachſucht verſtanden werden muſs. Das zuerſt erwähnte aber (*ὁπόσα ὕβρει μὲν ἀρχόμενοι τὸ πλέον ἢ σωφροσύνῃ ὑπὸ τῶν τὴν τιμωρίαν παρασχόντων οἱ ἀνταμυνόμενοι δράσειαν*) geht auf den Parteygeiſt (82, 8 *φιλονεικία*), der im Bürgerzwiſt entweder muthwillig anfängt, Böſes zuzufügen (*ὕβρει ἀρχόμενοι*), oder gemäſsigter, und von den Anderen, welche ihn veranlaſſen, ſich zu rächen, genöthigt Feindſeligkeiten übt. Iſt Letztes der Fall, dann pflegen die Thaten nicht ſo unmenſchlich zu ſeyn, wie ſie auf Korcyra waren. *Οἱ ἀνταμυνόμενοι* ſind die ſich gegen einander Wehrenden, die im Kampfe begriffenen Parteyen. Dieſer Satz ſcheint uns wohl von Thuc. geſchrieben ſeyn zu können, und er ſchlieſst ſich, wie auch der Herausgeber bemerkt, ſehr gut und ohne alle Spur von Einſchwärzung, ſowohl an das Vorhergehende, als, wenn man den Anfang des 85 Kapitels (bis *ἐχρήσαντο*) wegdenkt, an das Folgende an. Daher wären wir geneigt, die verdammenden *Obelos*, welche in der Caſſeler Handſchrift gar nicht, in der Augsburgiſchen aber vor alle Zeilen des 84 Kapitels geſetzt ſind, entweder für die Worte *ξυνταραχθέντος τε τοῦ βίου* 84, 2 bis *ἐς ἀλλήλους ἐχρήσαντο* 85, 1 in Anwendung zu bringen, oder 84, 1 (bis *ἀπαραιτήτως ἐπέλθοιεν*) für den erſten Entwurf des Schriftſtellers zu halten, den er nachher zu jenem Anfange des 85 Kapitels: *οἱ μὲν οὖν κατὰ τὴν πόλιν Κερκυραῖοι τοιαύταις ὀργαῖς ταῖς πρώταις ἐς ἀλλήλους ἐχρήσαντο*, verkürzt und zu ſtreichen vergeſſen habe, woraus ſich auch erklären lieſse, wie §. 2 und 3 interpolirt werden konnten. Ja wir würden auch §. 2 und 3 für ſolche erſte zufällig ſtehen gebliebene Entwürfe erklären, wenn die angedeuteten inneren Merkmale nicht fremden Urſprungs wären (zu denen wir auch das von *Heilmann* am richtigſten, wie es ſcheint, verſtandene *ἐν ᾧ μὴ βλάπτουσαν ἰσχὺν εἶχε τὸ φθονεῖν* zählen), die uns auch allein jenes Verdammungsurtheil, wie es in der Caſſ. Hdſchr. ſteht, begründet zu haben ſcheinen. Von der in der Augsb. hinzugeſetzten Begründung können wir bloſs das in *τοῖς διανοήμασι* Enthaltene gegründet finden.

Das zweyte Kapitel der kritiſchen Abhandlung kennt und beſchreibt *die benutzten Handſchriften.* Es ſind das aber Alles von Anderen verglichene: ſelbſt angeſehen hat Hr. *P.* keine einzige, und ſich dem, was er als die erſte Pflicht eines Herausgebers aufſtellt, *ut antiqua monumenta, quae pro fontibus ſcripturae habenda ſunt, diligenter inſpiciantur,* nicht unterziehen mögen. Wir können bey dem beſten Willen dieſes nicht entſchuldigen, ja es uns gar nicht erklären, da die vorhandenen Verzeichniſſe der abweichenden Lesarten ſich keineswegs durch den äuſseren Schein der Genauigkeit und Vollſtändigkeit dermaſsen empfehlen, daſs eine wiederholte Vergleichung wenigſtens einiger der älteſten Handſchriften für etwas Ueberflüſſiges gehalten werden durfte, und da gerade dieſe in Bibliotheken ſich befinden, die mit preiswürdiger Liberalität die Benutzung ihrer Schätze auch dem entfernten Gelehrten verſtatten, nämlich in

denen zu München und Heidelberg. Indeſſen hat Hr. *P.* den kritiſchen Apparat durch eine von *Frommel* für ihn beſorgte vollſtändige Vergleichung der Heidelberger Handſchrift und durch Mittheilung der von *Göller* erhaltenen Lesarten dreyer Münchner, ſowie einiger wenigen „*emendationes Victorii exemplo Aldiane adſcriptae*", und vom vierten Buche an durch die auf *Bake's* Veranlaſſung von *Nauta* gemachten Excerpte aus der Leidener vermehrt. — Die Beſchreibung der Handſchriften giebt meiſtens die eigenen Worte derer, welche ſie zuerſt bekannt gemacht haben, und läſst nur gröſsere Correctheit, und hie und da einen Zuſatz wünſchen. Mehrere Fehler ſind in den *Corrigendis et Addendis* berichtigt, aber nicht alle. Z. B. S. 19 Z. 13 v. u. muſs ſtatt *a b. Gottlebero* ſtehen *ad b. Gottleberum*, S. 23. Z. 15 *inerant* ſtatt *inedita*, Z. 2 v. u. 69 ſtatt 96. Von *Graeve's* Handſchrift erfährt man S. 17. Z. 16 nicht, auf welcher Bibliothek ſie ſich befand, wenn man nicht weiſs, daſs *Duker* jenes zu Utrecht ſchrieb, von der Bodlei'ſchen (Barocc.) nicht, daſs ſie auch VIII, 76 enthält, und von der Wiener nicht S. 21, ſondern erſt gelegentlich S. 50, daſs ſie mit dem 14 Kap. des 6 Buches aufhört.

Die vier folgenden Kapitel von S. 28 bis 61 beſchäftigen ſich mit der *Beſtimmung des Werthes und der Verwandtſchaft der Handſchriften*, welchen wichtigen Gegenſtand zuerſt genauer unterſucht zu haben, der Herausgeber ſich zum Verdienſte anrechnen darf. Auch die Ergebniſſe dieſer Unterſuchungen verdienen zwar nicht durchgängig, aber doch groſsentheils gebilligt und angenommen zu werden, in ſofern ſie den *verhältniſsmäſsigen* Werth der Handſchriften betreffen, nach welchem ſie in vier Claſſen getheilt ſind, deren erſte und beſte die Caſſeler, Augsburger, Clarendoniſche, erſte Venediger, erſte, dritte und ſechſte Pariſer, die zweyte die Heidelberger, Cisalpiniſche, Vaticaniſche, ſiebente und achte Pariſer, zweyte Venediger, die dritte die Baſeler, Graeviſche, Florentiniſche, Wiener, vierte, fünfte und neunte Pariſer, und die vierte die zehnte Pariſer, Moskauer, Arundeliſche, Claymondiſche, Bodlei'ſche, Däniſche, erſte und zweyte Münchner enthält. Von der Leidener wird geurtheilt, daſs ſie ziemlich gut, von der zweyten Pariſer, daſs ſie mittelmäſsig zu ſeyn ſcheine, und Beide werden, ſowie die dritte Münchner und die von Stephanus am Rande ſeiner (erſten) Ausgabe erwähnte, desgleichen die Quellen der von Victorius in einer Münchner, von Tuſanus in einem Wiener, und von unbekannter Hand in einem weimariſchen Exemplare der Aldina und in einem ebendaſelbſt befindlichen der Florentina angegebenen Lesarten, in eine fünfte Claſſe geſetzt, deren Werth hauptſächlich wegen der geringen Anzahl des daraus Bekanntgewordenen ſchwer zu beſtimmen ſey. (Nach der Vorrede zum dritten Bande des Textes ſoll die Leidener an Werth ungefähr der ſiebenten Pariſer und der Gräviſchen, die freylich ſelbſt in zwey verſchiedene Claſſen geſetzt ſind, gleich kommen) Nicht ebenſo aber können wir das Urtheil des Herausgebers über den Werth dieſer Handſchriften *an ſich* billigen. Die erſte Claſſe, ſo wahr es iſt, daſs ſie die beſten enthält, iſt darum doch nicht ſo gut, daſs ſie um ihrer ſelbſt willen vorzugsweiſe Glauben verdiente, und wenn auch gewöhnlich in einer und der anderen derſelben die Lesart gefunden wird, mit der man zufrieden ſeyn kann, ſo weichen ſie doch insgeſamt zu oft von einander, und zu ſtark von dem Wahren ab, als daſs die Autorität einer unverdorbenen Quelle der geſamten Claſſe überzeugend hervorträte. Z. B. I. 3, 2 (um nur ſolche Stellen anzuführen, über deren Lesart kein Zweifel obwalten kann) ſteht *φθιωτίαι* oder — *τία* ſtatt *Φθιώτιδι* in der Caſſ., Augsb., erſten Ven., erſten, ſiebenten, achten, neunten Par., Cisalp., Vat., Wiener, erſten Münchner (der aus Chios) und Tuſan., ſo daſs aus der erſten Claſſe nur die Clarend., und dritte und ſechſte Par. das Richtige geben, und von dieſen haben die beiden erſten bald nachher mit den übrigen 7, 1 *ἀντισχοῦσαι* und 8, 1 mit der Caſſ., erſten Ven., Wien. und dem Rande des Steph. *καθαιρουμένης*, wo *ἀντισχοῦσαν* und *καθαιρομένης* das Richtige iſt, und die Letzte irrt überhaupt vielfältig. 9, 2 fehlt das nöthige *μείζω* in der Caſſ., Augsb., 1, 3, 5 Par. und Baſeler; 13, 4 das nöthige *δὲ* zwiſchen *ἔτη* und *μάλιστα* in der Caſſ., Augsb., 3, 5 Par.; 13, 5 wird das richtige *υἱέος* aus der einzigen Clar. in der erſten Claſſe, auſserdem aus der Cisalp., Vat., Graev., Arundel., Claym. und erſten Münchner angeführt: die anderen haben alſo *υἱέως*. 13, 6 ſteht das falſche *ἀνελών* für *ἑλών* in der Caſſ., Augsb., Clarend., erſten Ven. und Baſeler, und *Μεσσαλίαν* für *Μασσ.* in der Caſſ., Augsb., Clar., 1, 3, 7 Par., Heidelb., Baſ., Mosk.; 14, 3 *οἵτινες* für *εἴ τινες* in der Caſſ., Augsb., 1 Ven., 3, 5 Par., Wiener. 15, 2 *ἐξίασιν* für *ἐξῄεσαν* in der Caſſ., Augsb., Clar., 1 Ven., 1 Par. 22, 2 *δοκεῖ* für *ἐδόκει* in der Caſſ., Augsb., 1 Ven., 1, 7, 8 Par., Heidelb., Cisalp. und Vat. Noch weniger aber ragt in dieſer erſten Claſſe eine einzelne Handſchrift ſo hervor, daſs ſie als reiner Ausfluſs aus der Quelle in zweifelhaften Fällen den ſicheren Ausſchlag gäbe. Der Herausgeber zeichnet die Caſſeler als die beſte aus; und da wir die Stellen nicht gezählt haben, wo ſie und die Augsburger, die ihr zunächſt ſteht, oder die Clarendoniſche, oder eine andere, das Richtige oder Falſche giebt, ſo können wir über dieſes Urtheil nicht entſcheiden; daſs aber der abſolute Werth auch dieſer Handſchrift nicht ſo groſs iſt, wie ihn der Herausgeber ſchätzt, und daſs ſie von Interpolationen und Schreibfehlern und allen Irrthümern verdorbener Handſchriften mehr hat, als ein ſicherer Führer auf dieſem Wege haben darf, davon haben wir uns hinlänglich überzeugt.

(Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

MÄRZ 1837.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Gerh. Fleischer: *Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo. Ed. Ern. Frid. Poppo.* Pars II, Vol. I—IV. — Bey Ernst Fleischer: Pars III, Vol. I—III u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die fünf Stellen, die S. 31 als Zeugen ihrer Vortrefflichkeit angeführt sind, haben schon darum wenig Beweiskraft, weil die Abweichung der anderen in ihnen so gering ist, dass das Richtige mit eben so viel Wahrscheinlichkeit für das Werk des Zufalls oder eines nicht ungewöhnlichen Scharfsinns eines späteren Recensenten, wie für die Folge treuer Ableitung aus der ersten Quelle gelten kann. II. 22, 3 nämlich, wo die Meisten den Namen *Πειράσιοι* haben, giebt sie allein *Πυράσιοι*, was der Herausg. deswegen, weil Strabo eine Stadt *Πύρασος* nennt, für das wahre hält. Da bey Thuc. kurz vorher auch *Παράσιοι*, und nicht ohne Abweichung einiger Handschr., erwähnt werden, und *Πειράσιοι* auch bey Stephanus Byz. vorkommen, so ist die Sache noch nicht ausgemacht, auch schwerlich jemals auszumachen. Aber gesetzt, die Casseler hat Recht, ihre Autorität wird dadurch nicht sehr begründet, da sie gerade in den Namen gar oft irrt, und ihre Quelle also in diesem Stücke schon sehr verdorben gewesen seyn muss, so dass die kleine Abweichung ins Richtige hier auch für zufällig angesehen werden kann. Von den anderen Stellen aber, III. 57, 3. IV. 4, 1. 98, 7 und 125, 1, wo die Casseler *ἀπολλύμεθα* für *ἀπολλύμεθα*, *περιστᾶσιν* für *περὶ στάσιν*, *τὰ μὴ πρέποντα* für *τὰ πρέποντα*, und *στρατόπεδα ἀσαφῶς* für *στρ. σαφῶς* hat, gilt theils das oben Bemerkte, theils treten noch andere Bedenken ein: *ἀπολλύμεθα* ist nicht ganz unstatthaft; für *τὰ μὴ πρέποντα* hat die von *Arnold* verglichene Turiner nach der Vorrede zum dritten Bande des Commentars S. 9 *τὰ μὴ προσήκοντα*; *στρατόπεδα σαφῶς* ist vielleicht nur anders abzutheilen: *στρατόπεδ᾽ ἀσαφῶς*. Sollte aber auch aus mehreren und bedeutenderen Stellen der Vorzug dieser Handschrift erwiesen werden können, immer muss ihr Werth als ein sehr bedingter gelten. Nicht genug, dass sie überall, wo wir vorhin die meisten dieser Classe im Irrthume fanden, den Irrthum theilt, sie hat auch nicht selten entweder etwas Falsches allein, z. B. I. 3, 2 *καὶ τὰ ἔθνη* statt *κατὰ ἔθνη*; 4, 1 *παλαιώτατος* statt *παλαίτατος*; 8, 3 *κτίσιν* statt *κτῆσιν* (obgleich mit übergeschriebenem *η*); 10, 2 *τοῦ χρόνου* statt *χρόνου*, 18, 2 *ἐκλειπεῖν* statt *ἐκλιπεῖν*, oder mit anderen aus den niedrigeren Classen, z. B. II. 67, 1 das Glossem *παῦσαι βοηθεῖν τε αὐτοῖς*, und 78, 1 ein ähnliches *τὸ δὲ λοιπὸν ἀφέντες*, jenes mit den Münchenern, den Parisern, die 7 und 8 ausgenommen, der Arundel., Claym., Dän., Wien., Mosk., Graevischen, dieses ebenfalls mit den Münchn. u. Par., ausgenommen die achte, und mit der Heidelb., Flor., Wien. und Graev.; 80, 4 *Μάχων* für *Μαχάων* mit der Moskauer; 87, 5 *τολμηρότερον* für *τὸ τολμ.* mit der Arund., Claym., Dän.; 102, 1 *ἔκ τε* für *καὶ ἔκ τε* mit denselben und der ersten Münchner; III. 21, 2 *τὸ τεῖχος* für *τεῖχος* mit denselben und der 4. 9 Par.; 22, 3 *ἑκατέρων* für *ἑκάτερον* mit der Clarend., Mosk., Arund., Claym.; 40, 6 *ξὺν δίκῃ* für *ξὺν ἀνάγκῃ* mit der Clar., Wien., Arund., Claym. und der Augsb. von zweyter Hand. Steht es nun auf solche Weise mit dem absoluten Werthe der ganzen Classe sowohl, als der einzelnen Handschriften in ihr (denn wie die Casseler, so irrt auch jede der anderen), nicht zum Besten, so erregt zweytens das schon aus dem Angeführten sich deutlich ergebende Ueberschreiten der Handschriften einer und derselben Classe in eine oder die andere von den übrigen Classen ein grosses Bedenken und Zweifel, ob wir überhaupt an diesen Classen wirkliche Geschlechter haben, deren Eigenthümlichkeiten sich aus Abweichungen, Lücken, Dittographieen, Glossemen herschreiben, welche die Handschriften jener Zeit, darin die ältesten unserer Classen geschrieben wurden, bereits von einander unterschieden, und nicht vielmehr nur stärker oder schwächer getrübte Ausflüsse aus einem tief unter dem Urquell liegenden und selbst schon sehr verfälschten Brunnen, in denen sich die individuelle Willkür, Sorgfalt, Nachlässigkeit der Schreiber unserer ältesten Handschriften thätig erwiesen, und eben jene Abweichungen, Lücken u. s. w. hervorgebracht hat. Wir müssen uns für das Letzte entscheiden, wenn wir sehen, wie Handschriften, die offenbar aus sehr ähnlichen geflossen sind, diese Aehnlichkeit wieder durch so viel Abweichungen verdunkeln, dass von getreuer Fortführung einer bestimmten Textesform oder Recension nichts zu verspüren ist. Z. B. die dritte und sechste Pariser gehören unstreitig mehr zu einander, als die meisten anderen Paare, und der Herausg. stellt sie daher als die dritte Familie der ersten Classe zusammen (die erste Pariser, die er derselben Familie zutheilt, ist sehr abweichend), und weist S. 32 ihre Verwandtschaft durch acht oder zehn Fälle nach, wo sie allein eine gewisse Lesart haben. Wir können ihm

aber aus einem ungefähr eben fo weiten Bereich eben fo viel Stellen und mehr angeben, wo die dritte, von der fechften abweichend, mit der fünften übereinftimmt (II. 70, 1. 79, 1. 87, 3. 88, 3. 91, 2. 94, 3. 97, 1. 3. III. 3, 1. 9, 1. 13, 2. 16, 1. 29, 2), fo wie fie in gewiffen Dingen wieder zur zweyten und achten fich hält (II. 73, 2. 3. 74, 1. 75, 4. 6. 76, 4. 79, 3. 6. 7 in *Πλαταιῆς*, *ἱππῆς*, *Χαλκιδῆς*), und befonders im fünften Buche, nach des Herausg. Bemerkung, zur vierten und neunten. Welches Recht werden wir alfo haben, diefe dritte Parifer in die erfte Claffe vielmehr, als in die zweyte oder dritte zu fetzen, oder fie mit der fechften vielmehr, als mit der zweyten, vierten, achten, neunten zu einerley Familie zu zählen? Als wirklich von einander abhängig erfcheinen die Caffeler und Augsburger, die erfte Venediger und Clarendonifche, die Vaticanifche und achte Parifer von VI. 92, 4 an, die Arundelifche, Claymondifche und Dänifche, und diefe, fo wie die vierte und neunte Parifer, mögen als Verwandte und Familienglieder betrachtet werden, aber das Original, aus welchem jene Paare und diefe drey abgeleitet find, war vermuthlich ein und daffelbe und kein anderes, als welches allen anderen zum Grunde lag, nämlich nicht das von Thucydides verfafste, fondern ein nicht lange vor der Zeit, wo etwa die Augsburger, oder welches die ältefte unter den verglichenen feyn mag, gefchrieben worden ift, entftandenes, welches am getreueften in die erfte und zweyte, weniger treu und mit ftärkerer Interpolation in die anderen der von dem Herausg. angenommenen Claffen übergeleitet worden ift. Dafs wenigftens die Handfchriften der niedrigeren Claffen nicht aus denen der höheren gefloffen find, fcheint uns keinem Zweifel zu unterliegen. Denn wäre z. B. die erfte die Quelle der übrigen, fo würden diefe da, wo jene lückenhaft ift, eine Verfchiedenheit der Lesarten zeigen, an welcher die Willkür des Ergänzers zu erkennen wäre. Aber IV. 110, 2 haben alle geringeren ohne Abweichung die unftreitig ächten Worte *ἦρχε δὲ αὐτῶν Λυσίστρατος Ὀλύνθιος*, welche in der Caff., Augsb., Clar., Heidelb., Cisalp., Vatic. und achten Parifer fehlen. V. 103, 2 ftehen die Worte *ἐπὶ τὰς ἀφανεῖς καθίστανται, μαντικήν τε καὶ χρησμοὺς, καὶ ὅσα τοιαῦτα μετ᾽ ἐλπίδων λυμαίνεται* in der Caff., Augsb. und Clarend., und die zehn letzten auch in der 7ten Parifer nur am Rande: alle übrigen haben fie, eine wie die andere, im Texte. VII. 67, 1 ift *τὰ δὲ πολλὰ πρὸς τὰς ἐπιχειρήσεις ἡ μεγίστη ἐλπὶς* in der Caff., Augsb., Heidelb., Cisalp., 5. 7. 10 Par., 2 Ven., Mosk., 1 Münchn., Arund. und Claym. wegen eines Homoeoteleuton ausgefallen, in den anderen aber übereinftimmend fo gefchrieben. Daraus folgt, dafs diefe anderen in einem nicht durch jene vermittelten Zufammenhange mit dem Urquelle ftehen, weil fonft die Lücke wohl in der einen fo, in der anderen anders ausgefüllt feyn würde, wie z. B. in der Leidener, in der VIII. 64, 3 die Worte *προσδεόμενοι τὴν δὲ ἀπὸ Λακεδαιμονίων ἐλευθερίαν ὁσημέραι* im Texte ausgelaffen find, am Rande *προσδεόμενοι ἀλλὰ ἀπὸ τῶν Λακεδαιμονίων ἰσονομίαν* fteht. Diefelbe gegenfeitige Unabhängigkeit der Handfchriften ift ferner daran zu erkennen, dafs äufserft felten in ihnen die ftufenweis bewirkte Verderbung des Textes fichtbar wird, und der gröfste Theil der Varianten in einfachen Abweichungen von dem Richtigen befteht. Wir fetzen zum Beweis einige zufällig aufgefchlagene Kapitel nach Hn. *P's*. Recenfion mit den von ihm unter dem Texte vermerkten Abweichungen der Handfchriften her. I. 112, 1. *Ὕστερον δὲ, διαλιπόντων ἐτῶν τριῶν, σπονδαὶ γίγνονται Πελοποννησίοις καὶ Ἀθηναίοις πενταετεῖς* (*πενταέτεις* Heidelb.). 2. *καὶ Ἑλληνικοῦ μὲν πολέμου* (*πόλεμον* Cisalp.) *ἔσχον* (*ἐπέσχον* eine Par., die alten Ausg., der Rand des Steph. und die Caff. und 7te Par. von zweyter Hand über *ἔσχον*) *οἱ* (fehlt in der 7ten und 8ten Parifer) *Ἀθηναῖοι, ἐς δὲ Κύπρον ἐστρατεύοντο* (*ἐστρατεύσαντο* dritte Par.) *ναυσὶ διακοσίαις αὐτῶν τε* (fehlt in der 3ten Par.) *καὶ τῶν ξυμμάχων, Κίμωνος στρατηγοῦντος.* 3. *καὶ ἑξήκοντα μὲν νῆες ἐς Αἴγυπτον ἀπ᾽ αὐτῶν ἔπλευσαν, Ἀμυρταίου μεταπέμποντος, τοῦ ἐν τοῖς ἕλεσι βασιλέως· αἱ δὲ ἄλλαι Κίτιον* (*κίττιον* Vatic., 7. 8 Par.) *ἐπολιόρκουν.* 4. *Κίμωνος δὲ ἀποθανόντος, καὶ λιμοῦ γενομένου, ἀπεχώρησαν ἀπὸ Κιτίου* (*κιττίου* diefelben)· *καὶ πλεύσαντες ὑπὲρ Σαλαμῖνος τῆς ἐν* (*σαλ. τοῖς* 4te Par.) *Κύπρῳ, Φοίνιξι* (*Φοίν. καὶ Κυπρίοις* die Ausg. vor *Haacke* — *καὶ Κυπρ.* fehlt in der Caff., Augsb., Clar., Heidelb., Cisalp., Vatic., Graev., 3. 4. 6. 7. 8. 9 Par. und bey *Valla*) *καὶ Κίλιξιν ἐναυμάχησαν καὶ ἐπεζομάχησαν ἅμα· καὶ νικήσαντες ἀμφότερα, ἀπεχώρησαν ἐπ᾽* (*ἀπ᾽* 3te Par.) *οἴκου, καὶ αἱ* (fehlt in der Mosk., Arund., Claym., Dän.) *ἐξ Αἰγύπτου νῆες πάλιν αἱ ἐλθοῦσαι* (*πάλ. διελθοῦσαι* Flor. und der Rand des Steph.) *μετ᾽ αὐτῶν* (*αὐτοῦ* 1fte Münchn.). 5. *Λακεδαιμόνιοι δὲ μετὰ ταῦτα τὸν ἱερὸν καλούμενον πόλεμον ἐστράτευσαν* (*ἐπολέμησαν* Mosk., Ar., Claym., Dän.)· *καὶ κρατήσαντες τοῦ ἐν Δελφοῖς ἱεροῦ, παρέδοσαν Δελφοῖς. καὶ αὖθις ὕστερον Ἀθηναῖοι, ἀποχωρησάντων αὐτῶν, στρατεύσαντες καὶ κρατήσαντες, παρέδοσαν Φωκεῦσι.* 113, 1. *Καὶ χρόνου ἐγγενομένου* (*ἐγγινομένου* Clar.) *μετὰ ταῦτα Ἀθηναῖοι, Βοιωτῶν τῶν* (fehlt in 4. 6 Par.) *φευγόντων ἐχόντων* (fehlt in 2 Par.) *Ὀρχομενὸν καὶ Χαιρώνειαν* (*χαιρωνίαν* Mosk., Ar., Claym., *χειρωνίαν* Heidelb.) *καὶ ἄλλ᾽* (*ἄλλα* Mosk., Ar., Claym., Dän.) *ἄττα* (*ἅττα* Caff., Augsb.) *χωρία τῆς Βοιωτίας, ἐστράτευσαν ἑαυτῶν μὲν χιλίοις ὁπλίταις, τῶν δὲ ξυμμάχων ὡς ἑκάστοις, ἐπὶ τὰ χωρία ταῦτα, πολέμια ὄντα, Τολμίδου* (*τολμήδου* 7te Par.) *τοῦ Τολμαίου στρατηγοῦντος· καὶ Χαιρώνειαν* (*χειρώνειαν* Caff., *χειρωνία* Heidelb., *χειρωνεία* 1fte Münchn. von zweyter Hand, *χερώνειαν* Mosk., Ar., Claym., Dän.) *ἑλόντες* (*ἀνδραποδίσαντες* 2te Par., *ἑλόντες καὶ ἀνδραποδίσαντες* die früheren Ausg. mit den anderen Handfchriften aufser der Caff., Augsb., Clar., Cisalp., Vatic., Graev., 4. 6. 7. 8 Par.) *ἀπεχώρουν, φυλακὴν καταστήσαντες.* (Diefe drey Worte fehlen in der Caff. und Augsb., find aber in Letzter von derfelben Hand, in Erfter von einer neueren beygefchrieben.) 2. *πορευομένοις δὲ αὐτοῖς ἐν Κορωνείᾳ* (*κορωνίᾳ* Heidelb.,

κωρωνείᾳ Ar.) ἐπιτίθενται οἵ τε ἐκ τῆς Ὀρχομενοῦ φυγάδες Βοιωτῶν (Βοιωτοὶ 7te Par. von erſter Hand), καὶ Λοκροὶ μετ᾽ αὐτῶν, καὶ Εὐβοέων φυγάδες, καὶ ὅσοι τῆς αὐτῆς (αὐτῶν 7te Par.) γνώμης ἦσαν· καὶ μάχῃ κρατήσαντες, τοὺς μὲν διέφθειραν (ἐκράτησαν Vat.) τῶν Ἀθηναίων (beides ſteht in der 6ten Par. hinter κρατήσαντες, in Vat. fehlt τῶν) τοὺς δὲ, ζῶντας ἔλαβον. 3. καὶ τὴν Βοιωτίαν ἐξέλιπον Ἀθηναῖοι (οἱ Ἀθ. 3te Par. von erſter Hand) πᾶσαν, σπονδὰς ποιησάμενοι, ἐφ᾽ ᾧ τοὺς ἄνδρας κομιοῦνται. II. 85, 1. Πέμπουσι δὲ καὶ οἱ Λακεδαιμόνιοι τῷ Κνήμῳ ξυμβούλους (ξυμμάχους Ar., Claym., Dän.) ἐπὶ τὰς ναῦς, Τιμοκράτην καὶ Βρασίδαν (βασιλίδην Clar., βρασίδα 4. 5. 9 Par.) καὶ Λυκόφρονα, κελεύοντες ἄλλην ναυμαχίαν βελτίω (fehlt in der 9 Par.) κατασκευάζεσθαι (παρασκευάζεσθαι Graev., Wien., Mosk., 5. 9 Par., Ar., Claym., Dän.), καὶ μὴ ὑπ᾽ ὀλίγων νεῶν (νεῶν ὀλίγων 3. 6 Par.) εἴργεσθαι τῆς θαλάσσης. 2. ἐδόκει γὰρ αὐτοῖς (dieſe drey Worte fehlen in 3. 6 Par.), ἄλλως τε καὶ πρῶτον ναυμαχίας πειρασαμένοις (πειρασαμένους 3te Par.) πολὺς ὁ παράλογος εἶναι, καὶ οὐ τοσούτῳ (τοσοῦτον 6. 7 Par., τοσούτων 3 Par.) ᾤοντο σφῶν τὸ ναυτικὸν λείπεσθαι, γεγενῆσθαι δέ τινα μαλακίαν, οὐκ ἀντιτιθέντες τὴν Ἀθηναίων ἐκ πολλοῦ ἐμπειρίαν τῆς σφετέρας δι᾽ ὀλίγου μελέτης (μελέτην Wien. mit Weglaſſung der acht vorhergehenden Worte). ὀργῇ οὖν ἀπέστελλον. 3. οἱ δὲ, ἀφικόμενοι, μετὰ Κνήμου (τοῦ κν. Flor., 1ſte Münchn., Ar., Claym.) ναῦς τε περιήγγελλον (προσπεριήγγειλαν dieſelben und 5te Par., προσπεριήγγελλον Wien., περιήγγειλαν der Rand des Steph.) κατὰ πόλεις, καὶ τὰς προϋπαρχούσας ἐξηρτύοντο (ἐξήρτυον Flor., 5 Par.) ὡς (fehlt 7 Par.) ἐπὶ ναυμαχίαν. Nicht deutlicher, als in dieſen Kapiteln, zeigen in den meiſten anderen die Leſarten eine Abſtammung der Handſchriften von einander oder allmäliche Ausartung edlerer Geſchlechter in gemeinere, und die Stellen, die einer Genealogie zur Grundlage dienen könnten, ſind theils ihrer geringen Anzahl, theils anderer Gründe wegen nicht dazu geeignet. Z. B. VI. 62, 5, wo πολεμίαν οὖσαν der 10 Par. in πολεμίαν πόλσαν und in Arund., Claym., Dän. in πολεμίαν πόλιν verdorben iſt, könnte verglichen mit VI. 69, 1, wo durch das in Caſſ., Heidelb., Graev., 3 Par. angefügte ν προσμίξειε καθίσταντο in der 10 Par. zu προσμίξει ἐγκαθίσταντο, und dann in Arund. zu προσμίξειεν ἐγκαθ. geworden iſt, und verglichen VII. 56, 3, wo das aus προκύψαντες entſtandene προκάψαντες der 10 Par. προκάμψαντες in der Däniſchen erzeugt hat, dieſe Stellen könnten eine Spur zu geben ſcheinen, wie aus den beſten Handſchriften die ſchlechteſten hervorgegangen ſeyen, wenn es nicht eben nur drey, und an hundert anderen keine dergleichen durch die 10 Par. vermittelten Uebergänge ſichtbar wären. Oder wenn IV. 119, 1 als richtige Leſart diejenige gelten könnte, welche aus der Augsb., Clarend. und 1 Venediger angeführt wird: ταῦτα ξυνέθεντο Λακεδαιμόνιοι καὶ οἱ ξύμμαχοι, und als erſter Grad der Verfälſchung τ. ξ. καὶ ὤμοσαν Λ. κ. οἱ ξ., was Caſſ., Wien., 1 Münchn., eine Cambridger bey *Arnold*, Mosk., Arund., Claym., Dän. und der Rand des Steph., als zweyter τ. ξ. Λ. καὶ ὤμοσαν καὶ οἱ ξ., was Vat., Baſ., Graev., Flor., 3—7 Par., als dritter endlich τ. ξ. Λ. καὶ ὡμολόγησαν καὶ οἱ ξ., was die übrigen mit der Vulgata (die 9 Par. noch οἱ vor Λ.) haben; oder wenn VII. 86, 5 διὰ τὴν νενομισμένην ἐπιτήδευσιν der Augsb., Heidelb., Ciſalp., 5. 7. 10 Par., 2 Ven., 1 Münchn., Mosk., Ar., Claym. das richtige, und ſowohl πᾶσαν ἐς ἀρετήν, was Caſſ., Vat., Graev., 3. 4. 6. 9 Par. vor νενομισμένην, als ἐς τὸ θεῖον, was die übrigen und die alten Ausg. nach νενομ. einſchieben, Interpolation wäre, ſo würden das Stellen ſeyn, auf welche ſich ein Verſuch, die Handſchriften nach Geſchlechtern zu ordnen, gründen lieſse. Sieht man ſich aber nach ähnlichen um, ſo wird man, auſser V. 16, 3. VII. 56, 2 und VIII. 44, 2, wo die Abweichungen in δόκησιν und αὐτοὶ σωθῆναι und πρώτῃ ebenfalls aus einander abgeleitet werden können, ſchwerlich noch viele finden, bey denen ſich daſſelbe thun lieſse, und auch dieſe werden zu keinem Reſultate führen; was denn auch wohl der Herausg. gemerkt, und darum dieſen Weg nicht nur nicht einzuſchlagen verſucht, ſondern auch ſeiner, obwohl er der einzige war, der zum Ziele führen konnte, gar nicht gedacht hat. Nun mag es ſeyn, daſs eine ſorgfältigere Vergleichung der Handſchriften mehr Licht über Manches verbreiten, und auch ihren Zuſammenhang deutlicher machen würde. Schon jetzt iſt durch *Bekker's* Mittheilung der von ihm in der Augsburger, Heidelberger und erſten Münchner gefundenen Leſarten (in der Ausgabe von 1832) und durch *Arnold's* theils wiederholte, theils vervollſtändigte Vergleichung der Clarendoniſchen und Venediger das Verhältniſs dieſer Bücher um Vieles klarer geworden, und wir zweifeln nicht, daſs eine abermalige Durchſicht der Caſſeler und der von *Gail* vielleicht gewiſſenhaft, aber ungeſchickt verglichenen Pariſer zu ähnlichen Erweiterungen unſerer Einſicht in den Zuſammenhang aller führen wird. Aber aus dem bereits durch *Bekker* Gewonnenen zu ſchlieſsen, dürfte das Claſſenſyſtem des Herausgebers und ſein Urtheil über den Werth mancher Handſchriften durch genauere Kenntniſs derſelben nicht beſtätigt, ſondern widerlegt werden. Von der Heidelberger kann es nicht mehr zweifelhaft ſeyn, daſs ſie ſowohl mit der Augsburger, als mit der Ciſalpiniſchen in Eine Claſſe gehört, und daſs folglich der Unterſchied der erſten und zweyten Claſſe des Herausg. auf die Vaticaniſche und achte Pariſer von der oben bezeichneten Stelle des ſechſten Buchs an beſchränkt werden muſs: eine Nothwendigkeit, welche dem Herausgeber, wenn er ſich von der kritiſchen Thätigkeit nicht gänzlich zur exegetiſchen abgewendet hat, fühlbar geworden ſeyn muſs, obgleich wir eine ausdrückliche Anerkennung derſelben und offenherzige Zurücknahme des früher Aufgeſtellten noch nicht bey ihm gefunden haben. Von jenen fünf Stellen aber, die wir als eben ſo viel Zeugniſſe für die Vortrefflichkeit der Caſſeler Hdſchr. angeführt ſahen, weil ſie allein dort das Richtige habe, ſind vier nun auch darum als nicht

beweisend zu betrachten, weil ἀπολλύμεθα III. 57, 3 auch in der Augsburger, περιστᾶσιν IV. 4, 1 in derselben, der Clar. und noch vier anderen, μή IV. 98, 7 ebenfalls in zwey anderen, und ἀσαφῶς IV. 125, 1 in eben so vielen gefunden worden ist, und zwar περιστᾶσιν und μή, wenn *Bekkers* Stillschweigen zu trauen ist, in derselben ersten Münchner, die der Herausg. unter die schlechtesten setzt. Als Zeichen und Wirkung der bisher besprochenen gegenseitigen Unabhängigkeit unserer Handschriften ist auch dieses noch anzusehen, dass zuweilen eine und die andere von geringerem Werthe die richtige Lesart allein unter ihres Gleichen hat, was da, wo wirkliche Geschlechter sind, nur das Werk des Zufalls oder der Conjectur seyn kann, wie etwa VIII. 91, 3 διαβολὴ μόνον in den wenigen, die es haben, durch Conjectur aus dem falschen διαβόλιμον ὂν der meisten und besten gemacht seyn kann. Aber Λευκαδίας, was III. 94, 1 die alten Ausgaben und von Handschriften nur die Heidelberger, und nach dem Stillschweigen der Vergleicher die Bas., Mosk. u. 8 Par. geben, scheint nicht auf solche Weise aus Ἀρκαδίας, der Lesart aller anderen, entstanden zu seyn, so wenig wie οὐ καλλιεπούμεθα VI. 82, 2 in der 6 Par., Bas. u. Graev. aus οὐκ ἄλλῳ oder ἄλλο ἑπόμεθα der anderen, oder ἀνεπειρῶντο VII. 51, 2 in der Cisalp., Graev., der des *Camerarius*, der Leidener, wie es scheint, und am Rande des Steph., aus ἀνεπαύοντο der übrigen. Auch αὐτοὶ statt αὐτοὺς vor σωθῆναι in der 5. 9. 10. Par. VII. 56, 2, und προσβολαῖς VII. 85, 4, was in Cass., Augsb., Heidelb., Cisalp., Mosk., Ar., Claym., 4. 5. 7. 9. 10 Par., 2 Ven. fehlt (Clar. hat ἐσβολαῖς), und πρώτῃ VIII. 44, 2 statt πρὸς τὴν deutet auf unmittelbaren Zusammenhang der Baseler, Moskauer, Graevischen, Dänischen, 5. 9 u. 10 Pariser mit einem unverdorbenen Originale.

Im siebenten Kapitel werden zuerst gewisse *kritische Regeln* als Ergebnisse der Untersuchung über die Geschlechter und Familien der Handschriften aufgestellt. Jedes der beiden ersten Geschlechter nämlich ist wieder in drey Familien getheilt, deren erste und beste im ersten die Casseler und Augsburger, im zweyten die Heidelberger und Cisalpinische, die andere weniger gute dort die Clarendonische und erste Venediger, hier die Vaticanische und achte Pariser, die dritte am wenigsten gute aber die erste, dritte und sechste Pariser im ersten, die siebente nebst der zweyten Venediger im zweyten Geschlechte begreift. Das dritte Geschlecht, zu welchem die Baseler, so wie zum vierten die zehnte Pariser, den Uebergang mache, zerfällt in zwey Familien, eine weniger verdorbene, zu der die Graevische und die neunte und vierte Pariser, und eine schlechtere, zu der die Florentinische, fünfte Pariser und Wiener gezählt werden. Im vierten wird die Moskauer für ein wenig besser als die erste Münchner und die Bodleische erklärt, als die verdorbenste Familie aber die der Arundelischen, Claymondischen, Dänischen und zweyten Münchner bezeichnet. Die erste Regel nun ist, dass, wo die beiden ersten Geschlechter übereinstimmen, sobald Sinn und Sprachgebrauch es irgend gestatten, ihnen gefolgt werden müsse. Diesen auf eine zu hohe Meinung von dem absoluten Werthe der ersten Classe gegründeten Ausspruch beschränken wir dahin, dass, wo irgend eine der Interpolation nicht vorzugsweise verdächtige Handschrift eine gewähltere Lesart, und deren Umänderung leicht begreiflich ist, darbietet, diese für wahrscheinlicher zu halten sey; z. B. ἐν τοῖς πρῶτον VII. 27, 3 (für ἐν τοῖς πρώτοις), wenn die von *Gail* falsch bezeichnete Pariser nur nicht gerade die achte ist. Zweytens sey die Uebereinstimmung aller sechs Familien der beiden ersten Geschlechter nicht nöthig, sondern, wenn ausser der ersten nur noch die zweyte und fünfte, oder die vierte und fünfte, ja selbst nur die zweyte oder fünfte eine Lesart (unter denselben Bedingungen des Sinn- und Sprach-Gemässen) haben, so sey sie vorzuziehen. Hier ist der Herausgeber mit sich selbst in Widerspruch gerathen, indem er die fünfte Familie (die Vat. und achte Par.) plötzlich zur Hauptfamilie des zweyten Geschlechts macht, nachdem er ihr immer nur den zweyten Rang in demselben angewiesen hat. Uebrigens tritt dem früher von uns Gezeigten zufolge die Beschränkung, die sich für die erste Regel ergab, für diese zweyte noch mehr ein, und namentlich kann dem Zeugnisse der Vat. und achten Par., da sie in dem Theile, in welchem sie überhaupt Bedeutung haben, entschieden interpolirt sind, kein so grosses Gewicht beygelegt werden. Drittens dürfe man, wenn nicht innere Gründe dazu kommen, keiner Familie allein folgen, sondern alsdann entscheide die Menge der Zeugen. Diese Regel billigen wir vollkommen, finden sie aber vielmehr in unserer, als des Herausgebers Meinung, von dem Verhältnisse sämtlicher Handschriften zur Wahrheit begründet. Eben so die vierte, dass im Falle des Widerspruchs der besten Handschriften der beiden ersten Geschlechter oder dieser Geschlechter selbst unter einander nach dem Beytritte der übrigen, vorzüglich des dritten, entschieden werden müsse.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

MÄRZ 1837.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Gerhard Fleischer: *Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo. Ed. Ern. Frid. Poppo.* Pars II, Vol. I—IV. — Bey Ernst Fleischer: Pars III, Vol. I—III u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der andere, grössere Theil des Kapitels (S. 64—76) handelt *von den alten Ausgaben*, *von den Scholien und von Valla's Uebersetzung*, als den nach den Handschriften in Betrachtung kommenden kritischen Quellen. Da die Ausgaben im neunten Kapitel noch einmal unter den kritischen Hülfsmitteln vorkommen, so wird ihrer hier nur kurz gedacht, und der Herausgeber ist geneigt, ihnen allen Nutzen für die Kritik abzusprechen. Die erste von *Aldus Manutius* im Jahre 1502 besorgte sey aus einer einzigen Handschrift geschöpft, die wegen der sehr häufigen Uebereinstimmung der Lesarten des *Aldus* mit der Arund., Claym. und Dänischen, und an anderen Stellen mit der Grävischen, zweyten Pariser und ähnlichen als unbedeutend zu achten, und in die dritte oder vierte Classe zu setzen sey. Die Florentinische des *Bern. Junta* von 1526 sey eine Wiederholung der Aldinischen, mit der sie selbst in den unbedeutendsten Dingen übereinstimme, desgleichen die der drey ersten Bücher von *Vascosanus*, Paris 1548, obgleich sie nach *Duker* in einigen Kleinigkeiten von der Aldinischen abweiche. Vor *Vascosanus* habe *Wechel* die Reden (des ersten Buches) 1531 und 1535 das erste und zweyte Buch herausgegeben. In der Baseler Ausgabe von 1540 habe *Camerarius* Einiges nach der von ihm (für ihn) verglichenen Baseler Handschrift geändert, aber dieses werde besser aus der Handschrift selbst geschöpft, aus welcher *Camerarius* zwar in jener Ausgabe einige Lesarten mitgetheilt, dieses aber so selten gethan habe, dass wir ohne die wiederholte Vergleichung derselben bey *Duker* wenig von ihr wissen würden. Einige Male, aber sehr selten, finde man in den Excerpten des *Camerarius* etwas, was in *Dukers* Vergleichung fehle; aber dem sey natürlich nicht zu trauen. Uebrigens habe *Duker* zwey Exemplare dieser Ausgabe, beide von 1540, an einigen Stellen von einander abweichend gefunden, und sie sey durch viele Druckfehler entstellt. Da nun keine dieser Ausgaben zur Wiederherstellung des Textes etwas beytrage, was nicht anderswo besser gefunden werde, und die Aldinische, Florentinische, Vascosanische und Baseler von *Hudson*, die beiden letzten hin und wieder abermals von *Duker* verglichen worden, so habe der Herausgeber, obgleich wohl wissend, dass dieses keineswegs durchgängig, und mit den *Wechel*'schen Drucken vielleicht noch gar nicht geschehen sey, der Mühe einer neuen Vergleichung mit Recht sich überheben zu können geglaubt. Er füge also nur hinzu, dass *H. Stephanus* in seiner ersten Ausgabe von 1564 selten von den Früheren abgewichen sey; in der zweyten von 1588 aber mit Hülfe einer Handschrift Mehreres verbessert, und den Grund zu der von *Hudson*, *Wasse*, *Duker* und *Gottleber* mit sehr wenigen und geringen Aenderungen bis auf die neueste Zeit fortgeführten Vulgata gelegt habe. Wenn wir uns nicht erklären konnten, wie der Herausgeber keine Handschrift zu vergleichen für nöthig gehalten, so sind wir hier in dem Falle, noch weniger zu begreifen, wie er sich der Vergleichung von Ausgaben, die er selbst als kritische Quellen anerkannte, überheben zu dürfen glauben, und über die eingestandenermaßen nicht genau oder gar nicht verglichenen in der angegebenen Weise abzuurtheilen sich erlauben konnte. Stimmt die Ausgabe des *Aldus* mit den bezeichneten verschiedenartigen Handschriften überein, wie läst sich behaupten, dass sie aus einer einzigen geschöpft sey? Und giebt nicht *Aldus* selbst am Schlusse seiner Dedications-Epistel deutlich zu verstehen, dass er ihrer wenigstens drey gehabt hat? *Eram daturus*, sagt er, *una cum Thucydide* τά τε Ξενοφῶντος, καὶ Πλήθωνος, γεμιστοῦ παραλειπόμενα· *sed quia non habebam minimum tria exemplaria· distulimus in aliud tempus.* Ob aber *Wetstein*, der für *Duker* die Baseler Handschrift verglich, richtiger gelesen habe, als *Hervagius*, der dasselbe für *Camerarius* gethan, kann niemand entscheiden, der die Handschrift nicht von Neuem verglichen hat. Die Zahl der in der Baseler Ausgabe mitgetheilten Lesarten beläuft sich auf ungefähr zweyhundert und sechzig; und wenn einige darunter sind, die bey *Wetstein* fehlen, so ist ihnen deswegen noch nicht zu mistrauen, zumal da sie zufolge der Ueberschrift ihres Verzeichnisses: *Ex libro primo historiarum Thucydidis annotata loca, quae aliter in aliis exemplis scripta, et animadvertenda visa essent*, nicht bloss aus der einen von *Camerarius* in seiner Dedications-Epistel erwähnten (Baseler) Handschrift, sondern aus mehreren excerpirt zu seyn scheinen. Sey es auch, dass aus der Vergleichung dieser Ausgaben für die Kritik des Textes nicht viel zu gewinnen ist, dass sie nicht ganz ohne Werth sind, musste dem Herausgeber bey Stellen, wie VI. 91, 7,

wo das richtige *οἱ* für *οἰ* ſchon in der Ald. und Baſ. zu finden iſt, einleuchten; und abgeſehen von jedem Gewinn für die Herſtellung des Textes, war zur Geſchichte deſſelben ihre genaueſte Vergleichung eben ſo nothwendig, wie die einer jeden Handſchrift, da ja auch aus den Handſchriften bey Weitem die meiſten Abweichungen zu keinem anderen Zwecke mitgetheilt werden, als zu zeigen, welchen Veränderungen der Text ausgeſetzt geweſen iſt. Daſs aber das Verzeichniſs der Aldiniſchen und Baſeler Lesarten noch ſehr unvollſtändig iſt, hat der Herausgeber nicht unrichtig geahnet. In der Rede des Diodotus, III. 42 — 48, ſind folgende noch nicht angezeigt: 42, 2 *διαφέρει*) *διαφέροι* Ald., Baſ., wie die Caſſ., Heidelb., Cisalp., Wiener, 2, 5, 7 Par. In der Gräviſchen ſteht daſſelbe über der Vulgata. 43, 4 *προνοοῦντας*) *προνοῦντας* Baſ. 45, 4 *ἐξάγουσιν ἐς*) *ἐξάγουσι ἐς* Baſ. §. 5 *ἡ δ'*) *ἧδ'* Ald., Baſ. §. 7 *εὐηθείας*) *εὐθείας* Baſ. — *ἄλλῳ τῳ* (*ante Gottleberum ἄλλῳ τῷ*, ſagt der Herausg.) ſteht in Beiden richtig. 46, 2 *δὲ τίνα*) *δέ τινα* Ald., *δὲ τινα* Baſ. — *σχολῇ*) *σχολὴ* auch Baſ. §. 3 *τε πῶς*) *τέ πως* Ald., Baſ. 47, 1 *ἁμαρτάνοιτε*) *ἁμαρτάνοι τε* Baſ. §. 3 *ζημίαν*) *ξημίαν* Baſ. VIII. 23, 4 *αἱ*) *αἰ* Ald., Baſ. — *μία*) *μὶ* Baſ. — Nach *ὁπλίσας* haben Beide auch ein Comma. — *Μήθυμναν, ἐλπ.*) *μήθυμναμ ἐλπ.* Baſ. 24, 6 *πορθουμένοις*) *πορθυμένοις* Baſ. — *ἐνεχείρησαν*) *ἐνεχείρισαν* auch Ald. (mit der Caſſ., Augsb., Cisalp., Gräv.) — *ἄλλῳ τῳ* haben auch hier Beide richtig. Eben ſo 25, 2 *Τισσαφέρνους τι ξενικόν*, nicht *τὸ ξ.* Vielleicht entſchlieſst ſich Hr. *P.*, dieſe Nachläſſigkeit in den verſprochenen Supplementen wieder gut zu machen, wo er denn auch von allen ſolchen Zweifeln befreyt werden wird, wie er ſie an einigen Stellen ganz naiv äuſsert; z. B. zu VI. 4, 5, wo er hinter das irgend woher ihm bekannt gewordene *οἱ κισταὶ* der Ald. (für *οἰκισταί*) ein Fragzeichen ſetzt, desſgleichen zu VIII. 1, 4 hinter *πάντες* (ſtatt *πάντας*), und dieſes mit mehr Grund. Zu VI. 85, 2 ſagt er von einem *καί*, daſs es entweder in der Moskauer Handſchrift oder in der Baſeler Ausgabe fehle. (*Bauer* giebt ziemlich unzweydeutig die Mosk. als die weglaſſende an.) Zu VIII. 7, 1 wird *αἴσθονται* nach *Hudſon*, *αἴσθωνται* nach *Bauer* der Baſeler beygelegt. In unſerem Exemplare ſteht *αἴσθονται*. Doch könnte dieſs eine der von *Duker* angedeuteten Verſchiedenheiten der Exemplare dieſer Ausgabe ſeyn, und wir würden den Supplementen Dank wiſſen, wenn ſie uns auch darüber Aufklärung gäben. Von den Verfaſſern der Scholien, Antyllus, Aſclepius oder Aſclepiades, Phoebammon, Tzetzes, wird das, was *Stephanus*, *Fabricius* und *Duker* angemerkt haben, mit den Worten dieſer Gelehrten und einigen Zuſätzen mitgetheilt, und der kritiſche Nutzen der Scholien als ein ſehr bedingter nachgewieſen. Höher wird der von *Valla's* Ueberſetzung, die aus Handſchriften gemacht iſt, angeſchlagen, obgleich ihre Abweichungen nicht überall auf Handſchriften zurückzuführen ſeyen. (Ausführlicher verbreiten ſich hierüber, ſowie über den kritiſchen Gebrauch der Scholien des Herausgebers *Obſervationes criticae in Thucydidem* im erſten und zweyten Kapitel.) Auch wird auf die von *Stephanus* ſtillſchweigend in *Valla's* Text vorgenommenen Aenderungen aufmerkſam gemacht.

Im achten Kapitel (S. 76 — 93) wird *von denjenigen Schriftſtellern, welche Worte des Thuc. anführen oder nachahmen, und von dem aus ihnen für die Kritik zu ziehenden Nutzen* gehandelt. Unter jenen werden Dionyſius Halic., Plutarch, Lucian, Demoſthenes, Polyän, Corn. Nepos, Cicero, Quintilian, Strabo, Pauſanias, Stephanus Byz., Gregorius Cor., Phrynichus, Moeris, Thomas Mag., Heſychius, das Etymologicum m., Harpokration, Zonaras, Pollux, Suidas, Photius, die Bekkerſchen Lexica, Phavorinus, die Scholiaſten des Ariſtophanes und Plato, Lecapenus namentlich aufgeführt; wegen dieſer wird auf P. I. Vol. I. S. 354 ff. verwieſen, wo als die vornehmſten Nachahmer Dionyſius Halic., Dio Caſſius, Arrian und Appian erwähnt ſeyen, und Procopius zu ihnen gefügt, aus welchem ungefähr funfzig einzelne Wörter und Redensarten als Nachahmungen Thucydideiſcher angezeigt werden. Von den Anführungen ſowohl, als von den Nachahmungen, wird ſodann bemerkt und mit Beyſpielen belegt, daſs ihre Vergleichung zwar nicht geradezu unfruchtbar für die Kritik des Textes, aber doch im Ganzen wenig ergiebig und mit groſser Vorſicht anzuwenden ſey. (Auch hierüber ſind die *Obſerv. crit.* p. 38 — 50 zu vergleichen.) Angehängt iſt aus *Dukers* Vorrede das Verzeichniſs mehrerer von den Grammatikern irriger Weiſe als Thucydideiſch angeführten Wörter und Redensarten, mit einigen fremden und eigenen Zuſätzen.

Das neunte Kapitel giebt von S. 94 bis 118 eine *Ueberſicht der kritiſchen Hülfsmittel*, worunter die Ausgaben, die Ueberſetzungen, und die kritiſchen und exegetiſchen Bearbeitungen und Erläuterungen des Schriftſtellers verſtanden werden, nach dem in der Vorrede (zum zweyten Theile) der Leipziger Ausgabe von S. 54 bis 58 enthaltenen *Elenchus*, mit Nachträgen und Ausſprüchen über den Werth der einzelnen Ueberſetzungen und nicht kritiſchen Bearbeitungen. Hier hat es uns gewundert, wie der Herausgeber jenem Elenchus in der Anzeige des Titels der Baſeler Ausgabe hat nachſchreiben können: *Acceſſit praeterea diligentia Joachimi Camerarii in caſtigando tum commentariis una cum textu tum annotationibus ejus.* Für die Vertilgung dieſes Unſinns würde ihm der alte *Camerarius* gewiſs mehr gedankt haben, als für die Ausputzung ſeines harmloſen *Autor*, was jetzt wohl jeder Primaner mit dem c zu ſchreiben weiſs. Auf dem Titel der Baſ. ſteht *tum textu tum commentariis una cum annotationibus ejus.* Ferner haben wir die verſprochene Selbſtſtändigkeit des Urtheils über den Werth der Ueberſetzungen vermiſst. „*Laudatur haec verſio, quanquam non admodum diligens eſt et fida*" heiſst es hier, wie im Elenchus, von *Thomas Hobbes* Ueberſetzung, die entweder gar nicht oder anders beurtheilt werden muſste. Endlich, wenn der Herausgeber

Italiänisch versteht, wie wir nicht zweifeln, da er S. 177 eine Probe von *Strozzi's* Uebersetzung als Beweis ihrer Schlechtigkeit mittheilt, so hätte er in dieser Probe Druckfehler, wie *amoi giudizio*, *appareochiò* und *bastanto* in den Corrigendis nicht unberichtigt lassen sollen.

Im zehnten Kapitel wird bestimmt, *was in den im Vorigen angeführten Werken für die Berichtigung des Textes geleistet worden sey* (S. 118—136). *Stephanus*, *Hudson*, *Wasse*, *Duker*, *Reiske*, *Abresch*, *Alter*, *Gottleber*, *Bauer*, *Dukas*, *Gail*, *Seebode*, *Benedict*, *Haacke* und *Bekker* sind es, deren Bemühungen hier mehr oder weniger ausführlich und gründlich gewürdigt werden. *Stephanus*, *Duker* und *Bekker* erhalten, wie billig, das meiste Lob (*Duker* vielleicht im Verhältnisse zu *Stephanus* etwas zu viel), *Wasse's* Gelehrsamkeit wird gerühmt, *Benedicts* und *Haacke's* kritisches Bestreben anerkannt. Auch seine eigenen *Observationes criticas* durfte Hr. *P.* nicht übergehen, und wir können nicht sagen, dass er sie überschätzt habe.

Das eilfte Kapitel handelt *von der Anwendung gewisser allgemeiner kritischer Regeln, namentlich der, dass die kürzere Lesart vorzuziehen sey, auf die Gestaltung des Thucydideischen Textes* (S. 136 bis 143). Hier werden zuerst mehrere Glosseme, die in den alten Ausgaben vorkommen, und in den besseren Handschriften fehlen, oder auch in diese sich eingeschlichen haben, dann aber einige mit Unrecht, oder doch ohne überzeugende Gründe für interpolirt gehaltene Stellen erwähnt. Da weder jene, noch diese unter allgemeinere Gesichtspuncte gebracht sind, auch keine besondere Aehnlichkeit mit einander haben, so dass sie sich gegenseitig aufklärten, so müssen wir ihre, ohnehin nicht vollständige, Aufzählung für überflüssig erklären, und das um so mehr, da an den einzelnen Stellen selbst ihre Aechtheit abermals zur Sprache kommt, wo sich denn der Herausgeber wiederholt, wie z. B. in dem, was er im Commentare zu III. 57, 1 gegen *Benedict* vorbringt.

Das zwölfte Kapitel fängt S. 144 mit der Bemerkung an, dass auch im Thuc. Stellen gefunden werden, wo alle Handschriften verdorben seyen, wo man also durch Conjectur den Text wiederherstellen müsse; doch sey ihre Zahl wegen der Menge und Vortrefflichkeit der Handschriften, und weil dieser Schriftsteller von Wenigen gelesen und verstanden worden sey, sehr gering, und man könne sich fast überall bey dem, was die Handschriften geben, beruhigen. Dieses gelte jedoch nicht von den Interpunctionszeichen, bey denen es nicht nöthig sey, sich viel um die Handschriften zu bekümmern, auch nicht von den Accenten und einigen anderen die Orthographie betreffenden Dingen; und von der Interpunction und diesen Orthographicis wird dann bis zu Ende des Kapitels von S. 145 bis 156 gesprochen. Man sieht, dass die Ueberschrift: *de crisi conjecturali*, für diesen Abschnitt nicht recht passt. Wenigstens pflegt das Setzen oder Streichen eines Comma, die Anwendung eines Acutus oder Circumflex u. dgl. nicht zur Conjecturalkritik gerechnet zu werden. Ehe aber der Herausgeber auf die den Sinn ändernde, und allerdings oft mehr, als jede Conjectur leistende Interpunction kommt, schickt er Einiges über die Interpunction im Allgemeinen voraus. Sie richte sich entweder mehr nach dem Vortrage, oder nach der logischen Verbindung der Worte; die letzte Art zu interpungiren, die grösstentheils in den neueren Sprachen herrsche, sey von den Leipziger Herausgebern auf den Thuc. angewendet, und der Text mit Comma's überladen worden, durch welche nicht nur der Vortrag erschwert, und das Auge verwirrt, sondern oft auch unnützer Streit, zu welchen Satztheilchen ein Wort gehöre, erregt werde; auch widerspreche öfters die Natur der griechischen Sprache, wie wenn vor der Attraction, oder bey weggelassenem Demonstrativum vor dem Relativum ein Comma gesetzt werde, z. B. ἔπαισεν, ὅνπερ εἶδε, und nicht viel anders verhalte sich die Sache, wenn ein Substantivum vorhergehe, wie ἔπαισε τὸν ἄνθρωπον ὅνπερ εἶδε, weil man auch hier im Vortrage nach ἄνθρωπον nicht inne halten könne, indem die Bedeutung dieses Wortes durch das Hinzukommende bestimmt werde, und der Sinn sey τὸν ἄνθρωπον τὸν ὀφθέντα, wesshalb auch der Franzose ohne Interpunction schreibe *il frappa l'homme qu'il vut.* (So nämlich ist in den Corrigendis das im Texte S. 146 befindliche *qu'il a vut* verbessert!) Noch unrichtiger aber werde das im Accusativ mit dem Infinitiv oder im Participium enthaltene Object von seinem Verbum getrennt: ἔλεξε, ταῦτα γενέσθαι, αἰσθόμενος τοῦτον, προσελθόντα; und auch, wenn ὅτι dabey gebraucht werde, sey ohne Comma zu schreiben: ἔλεξεν ὅτι ταῦτα ἐγένετο, αἰσθόμενος ὅτι οὗτος προσῆλθεν, weil sich das objective Verhältniss nicht ändere; auch spreche niemand: *er merkte — dass dieser kam*, sondern ohne Pause: *er merkte dass dieser kam;* und der Franzose thue wiederum recht, dergleichen nicht zu interpungiren. In Sätzen dagegen, wie οἱ δὲ Ἀθηναῖοι λαμπρὰν μάχην νικήσαντες, πολλοὺς τῶν πολεμίων ἀπέκτειναν und τοὺς δὲ πολεμίους τρεψάμενοι, σῶοι ἐπ' οἶκον ἐπανῆλθον, und überall nach dem Participium, wenn beym Lesen etwas inne gehalten werden müsse, sey ein Comma nothwendig, ausgenommen in kurzen Sätzen, besonders wenn das Participium kein Object bey sich habe, und in die Bedeutung des Adjectivum übergehe, wie in οἱ δὲ Ἀθηναῖοι νικήσαντες ἐπανῆλθον. Aus diesen Gründen habe er lieber *Stephanus* und *Dukers* Interpunction, als die der Leipziger Ausgabe angenommen. Da die geschriebene Rede nichts Anderes seyn soll und kann, als das Abbild der gesprochenen, so darf und muss auch für die Interpunction der Vortrag zur Richtschnur genommen werden. Aber der Vortrag selbst hängt nicht von der Willkür des Sprechenden ab, sondern folgt Regeln, die in der Natur des Gesprochenen begründet sind. Es ist also eine fehlerhafte Eintheilung, die der Herausgeber zum Grunde legt, wenn er sagt, dass die Interpunction sich entweder mehr nach dem Vortrage, oder nach der logischen Verbindung der Worte richte. Die von ihm

getadelte letzte Art richtet sich eben nicht nach der Logik, und er deutet dieses selbst an, indem er sagt, dass sie östers der Natur der griechischen Sprache zuwider sey, und die Gründe, mit denen er gewisse Interpunctionen bekämpft, sind logische. Wir erkennen sie in Bezug auf die Weglassung des Demonstrativum und auf den Accusativ des Objects als gültig an, aber nicht so in Bezug auf die übrigen drey Stücke. Was zu näherer Bestimmung eines Wortes hinzugesetzt wird, braucht darum nicht Theil desselben Satzgliedes zu seyn; und wenn in ἔλεξεν, ὅτι ταῦτα ἐγένετο etwas gesagt ist, woraus das Object des Verbum erkannt werden kann, so ist darum ὅτι nicht, wie der Accusativ, das Zeichen des Objects. Die Trüglichkeit des Argumentes aber, dass niemand spreche: *er merkte — dass dieser kam*, wird leicht erkannt, wenn man den Vordersatz ein wenig erweitert, etwa: *er musste merken*, oder: *da merkte er endlich.* Ob aber nach νικήσαντες und τρεψάμενοι inne gehalten werden müsse oder nicht, das ist eben die Frage. Der Herausgeber geht sodann zu der den Sinn verändernden Interpunction über, und führt einige Beyspiele davon an, wobey wir dieselbe Bemerkung, wie bey den Glossemen des vorigen Kapitels, zu machen haben, und zuletzt werden die übrigen Orthographica erwähnt: die falschen oder zweifelhaften Accente in Σπαρτιᾶται, γῆ ἐστι, μεμηνύσθαι, παροξῦναι, Ἡρακλεῖον, Ἕρμαιον und ähnlichen, in ἕτοιμος, τἄλλα u. ähnl., das ι *subscriptum* in κἂν, ὁρᾶν, ὅπη, σημῆναι, σώζειν, der Spiritus in εἵργειν, ἀθρόος, ἅμαξα, die Ausgänge in ὠφέλεια, ἀνδρία, πανδημεὶ u. ähnl., endlich das Wort Συρακόσιος. Eigene Untersuchungen über das noch Zweifelhafte haben wir nicht gefunden: der Herausgeber hält sich dann entweder an das Hergebrachte, oder an die Handschriften oder alten Ausgaben; freylich nicht eben die zuverlässigsten Führer in diesen Dingen. Indessen hat er, unserer Meinung nach, meistens das Richtige getroffen. Nur κἂν und Aehnliches und τἄλλα wüssten wir nicht zu rechtfertigen. (In den ältesten Ausgaben steht ὁρᾷν u. Aehnl., während *Aldus* sonst — ᾷν zu setzen pflegt, aber auch seltsam genug τᾀναντία und τᾀγαθά.)

Das dreyzehnte und letzte Kapitel spricht so, wie die Ueberschrift ankündigt, *von den Conjecturen* (S. 156 — 162). Es fodert die grösste Behutsamkeit, mit möglichster Geringfügigkeit der Aenderung, und giebt ein Verzeichniss sowohl einiger von *Benedict*, und der von *Lindau* und *Matthiä* gemachten und von dem Herausgeber grösstentheils gemissbilligten Conjecturen (die aber nachher bey den Stellen selbst gewöhnlich nochmals erwähnt sind), als auch der weniger für gut und nöthig erklärten, die theils von *Bekker* und anderen Gelehrten, theils von dem Herausgeber selbst herrühren. Doch erstreckt sich das Letzte nur über die vier ersten Bücher, worin sich, wie in Manchem, die Abhängigkeit dieser ganzen *Disputatio* von den *Observationes criticae* verräth. Es ist klein, und zeigt eine löbliche Besonnenheit. Auch in den vier letzten Büchern verspricht Hr. *P.*, eben so behutsam in der Aufnahme von Conjecturen zu seyn, und in der That erinnern wir uns von eigenen nicht mehr, als drey, in den kritischen Anmerkungen als aufgenommen angezeigt gefunden zu haben: οὔτε für οὐδὲ V. 2, 3, ὑποδεέστερος für ὑποδεεστέρους V. 8, 2, und οἱ τύραννοι οὗτοι für τύραννοι οὗτοι VI. 54, 5, von denen wir aber nur die erste gut heissen können. Wegen des Artikels in der letzten Stelle wird auf P. I. Vol. I. S. 196 verwiesen, wo man eben überzeugt wird, dass er überflüssig ist.

Mit dieser Abhandlung sind die *Prolegomena* geschlossen, und es folgt nun der Text selbst mit den Scholien unter dem Texte und den kritischen Anmerkungen zu demselben unter den Scholien. Jedem Buche und dann auch jedem Kapitel, oder wenn die hergebrachte Eintheilung in Kapitel dem Zusammenhange nicht angemessen schien, jedem kleinen Ganzen, ist eine kurze Anzeige seines Inhaltes vorgesetzt, und zwar in griechischer Sprache, indem der Herausgeber im Texte, wie auch in den Scholien, Alles griechisch giebt, was man gewöhnlich lateinisch ausgedrückt sieht, nicht nur die Zahlen der Bücher und Kapitel (bloss für die kleinsten Abschnitte und Zeilen sind die arabischen, und in den Inhaltsanzeigen der Bücher für die grössten die lateinischen Zeichen I. II. III u. s. w., auch *C. a.* u. s. w. in Anwendung gebracht, und über den Scholien zu den drey letzten Büchern steht *Lib. VI. Lib. VII. Lib. VIII*), sondern auch die neuen Namen, wie Κασσ., Αὐγ., Ῥοστγ., Βασ., Παλ., ferner die Citate, wie ἰδὲ κεφ. λβ.' §. 4, und die chronologischen Bestimmungen, wie Ὀλ. πϚ.' ἔτ. *d.* πρὸ Χρ. υλϚ.' Da das Auge des Lesers doch auf jeder Seite Lateinisches zu sehen bekommt, nämlich unten in den kritischen Anmerkungen, so begreift man nicht, warum es oben so ängstlich vermieden ist. Fürchtete aber der Herausgeber durch lateinische Ueberschriften der Abschnitte dem Texte ein allzu buntes und zerstückeltes Ansehen zu geben, so würden wir ihm gerathen haben, sie lieber ganz wegzulassen, zumal da durch die einem jeden Buche vorgesetzte Inhaltsanzeige für die Uebersicht hinlänglich gesorgt war, und was etwa noch nöthig schien, für den Commentar zurückzulegen, der denn auch wirklich jene griechischen Anzeigen lateinisch wiederholt.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

MÄRZ 1837.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Gerhard Fleischer: *Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo. Ed. Ern. Frid. Poppo.* Pars II, Vol. I — IV. — Bey Ernst Fleischer: Pars III, Vol. I — III u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Das Griechische des Hn. *P.* selbst haben wir meist verständlich gefunden, und im ersten Buche nur einmal den Text zu Hülfe nehmen müssen, um die Ueberschrift zu verstehen, I. 142, 2, wo es heisst, dass Perikles die Athener belehre: *οὐδὲ τὴν ἐπιτείχεσιν οὐδὲ τὸ ναυτικὸν αὐτῶν* (der Feinde) *δεῖν φοβηθῆναι, οὐδὲ μὴν τό γε βούλεσθαι ὑπολαβεῖν τοὺς ξένους τῶν ναυτῶν.* Letztes wurde uns erst klar, als wir 143, 1 gelesen hatten: *εἴ τε καὶ μισθῷ μείζονι πειρῷντο ἡμῶν ὑπολαβεῖν τοὺς ξένους τῶν ναυτῶν.* Befremdet aber hat uns der Vorwurf der Unordnung, der in der Inhaltsanzeige (*διάθεσις*) des ersten Buches stillschweigend dem Schriftsteller gemacht ist, indem die Haupttheile desselben so angegeben und bezeichnet sind:

I. *Προοίμιον. Κεφ. ά — κγ.'*
  1. *Αἰτία ταύτης τῆς ξυγγραφῆς* u. s. w. *ά.*
  2. *Τὸ μέγεθος τούτου τοῦ πολέμου* u. s. w. *Κεφ. β' — ιθ'.*
  3. *Τὸ εἶδος τῆς τε ἱστορίας* u. s. w. *κ' — κγ'.*
II. *Αἱ αἰτίαι τοῦ πολέμου.*
  A. *Αἱ ἐς τὸ φανερὸν λεγόμεναι. Κεφ. κδ' — ξς'.*
    1. *Τὰ Κερκυραϊκά. κδ' — νε'.*
    2. *Ποτιδαίας ἀπόστασις. νς' — ξς'.*
III. A. *Οἱ Λακεδαιμόνιοι ψηφίζονται τὸν πόλεμον*
  1. *ἄνευ τῶν πάντων ξυμμάχων. Κεφ. ξζ' — πζ'.*
II. B. *Ἡ ἀληθὴς αἰτία τοῦ πολέμου* u. s. w. *Κεφ. πη' — ριη'.*
  1. *Ὅπως οἱ Ἀθηναῖοι ηὐξήθησαν* u. s. w. *πθ' — ϟς'.*
  2. *Ὅπως οἱ Ἀθηναῖοι τοὺς ξυμμάχους ἐδουλώσαντο* u. s. w. *ϟζ' — ριη'.*
III. A. *Οἱ Λακεδαιμόνιοι ψηφίζονται τὸν πόλεμον*
  2. *κοινῇ μετὰ τῶν ξυμμάχων. Κεφ. ριθ' — ρκε',*
II. B. *Ἐγκλήματα ἀλλήλων καὶ προφάσεις τοῦ πολέμου. Κεφ. ρκς' — ρλθ'.*
  1. *Τὸ Κυλώνειον ἄγος. ρκς'. ρκζ'.*
  2. 3. *Τὸ ἀπὸ Ταινάρου καὶ τὸ τῆς Χαλκιοίκου ἄγος. ρκη' — ρλη'.*
  4. *Ἄλλα ἐγκλήματα ἑκατέρων* u. s. w. *ρλθ'.*
III. C. *Οἱ Ἀθηναῖοι ψηφίζονται τὸν πόλεμον. Κεφ. ρμ' — ρμς'.*

Was kann uns berechtigen, beym 67 Kapitel den Anfang eines Hauptabschnittes anzunehmen, dessen Ausführung dann Kap. 88 durch Anfügung des zweyten Theils eines früheren Hauptabschnittes unterbrochen, Kap. 119 fortgesetzt, Kap. 126 zum zweyten Male durch den dritten Theil jenes früheren unterbrochen, und erst Kap. 140 zu Ende gebracht wird? Weder im Commentare zum 67 Kapitel, wo ein anderer Irrthum in Ansehung der kleineren mit a, b, c bezeichneten Unterabtheilungen, die wir übergangen haben, berichtigt wird, noch im ersten Theile der *Prolegomena*, wo S. 73 ff. der Ort, darüber zu sprechen, war, finden wir eine Aufklärung, und rathen also, bis auf Weiteres jenes zweymalige III. A. zu streichen.

Etwas Neues, und wofür dem Herausgeber Dank gebührt, ist zweytens die Eintheilung der längeren Kapitel in kleinere Abschnitte oder Paragraphen, die innerhalb des Textes durch Zahlen, 2, 3 u. s. w., angedeutet, eine genauere Bezeichnung der Stellen und leichteres Finden derselben möglich machen. Wenn nur der Herausgeber selbst, sowohl in den kritischen Anmerkungen, als im Commentare, häufiger nach diesen seinen Paragraphen citirt hätte!

Eine andere Eigenheit des griechischen Textes ist die Menge und Mannichfaltigkeit kritischer Zeichen, mit denen er gleichsam gespickt erscheint. Wohl pflegen auch andere Herausgeber an ganz verzweifelten Stellen ihrer Texte ein Kreuzchen als Zeichen grosser Noth aufzurichten, und was ihnen dringenden Verdacht der Unächtheit ohne überzeugenden Beweis, oder das Gefühl der Unentbehrlichkeit bey zweifelhafter oder gänzlich fehlender Beglaubigung von Aussen erregt, in Klammern einzuschliessen: hier aber sehen wir oft mehrere Seiten nach einander, theils mit Sternchen versehen, ja Sternchen und Klammern, und Kreuzchen und Klammern treten in bedenklicher Vereinigung neben und über einander auf, wie I.

                    ον   ως
39, 3: [* *ἐγκλημάτων δὲ μόνων ἀμετόχους, οὕτω τῶν μετὰ τὰς πράξεις τούτων μὴ κοινωνεῖν.* *], und VII.
        δὲ Γέτα[ς]
2, 3: *ὁ † δέ γε τὸ τε † τεῖχος*, und wir fragen erstaunt, ob denn dieser Schriftsteller, von dem wir so viele treffliche Handschriften besitzen sollen, so sehr oft bis zur Unverständlichkeit und Unkenntlichkeit entstellt ist; denn die Zahl jener Zeichen beläuft sich auf nahe an achthundert! Indessen werden wir bald gewahr, dass es damit nicht so viel zu bedeuten hat, dass die Klammern oft das Richtige, was aber in einem Theile der Handschriften fehlt, oder das Zulässige, was aber wenig beglaubigt ist, einschliessen, und dass sich auch das Bekreuzte und das Besternte nicht selten aufs Reine bringen läst, und wir fragen nun, zu welchem Zwecke diese Menge von Zeichen? Genügte es denn nicht, in den Noten unter dem Texte das Urtheil, was sie voraussetzen und andeuten, mit

Worten auszuſprechen, wie ja doch ohnedieſs geſchieht? Sollte aber dem Leſer das Herunterſehen in die Noten erſpart, und die kritiſche Beſchaffenheit des Textes unmittelbar vor Augen geſtellt werden, ſo hätte die Bedeutung der Zeichen zuerſt beſtimmt angegeben, ſodann feſtgehalten, und jedes überall in dieſer ſeiner beſtimmten Bedeutung gebraucht werden ſollen, was aber der Herausgeber nicht gethan, ſondern jede Art des Zweifels zuweilen ſo, zuweilen anders ausgedrückt hat. Die Klammern, welche öfters das in einem Theile der Handſchriften Ausgelaſſene, und darum entweder wegen der Menge oder wegen der Güte dieſer Handſchriften Verdächtige bezeichnen, ſind dann auch bey Wörtern geſetzt, die in allen Handſchriften ſtehen, aber den Sinn zu ſtören ſchienen, z. B. bey δέ I. 28, 5, τε I. 133, II. 100, 2, τό V. 9, 9, und wiederum bey ſolchen, die in keiner Handſchrift gefunden, als nothwendige Ergänzungen in den Text aufgenommen ſind, wie ἐν II. 8, 5, ἐς V. 2, 3. Ja, auch Interpunctionszeichen erſcheinen mit Klammern umgeben, z. B. II. 50, 2 τεκμήριον δὲ [,] τῶν, deſsgleichen V. 47, 12. VII. 46, 1. Es ſcheint alſo, daſs ſie beſtimmt waren, den auf Ausſtoſsung oder Zulaſſung ſich beziehenden Zweifel anzuzeigen, der freylich unter viererley Geſtalten ſich einfinden kann, je nachdem es innere oder äuſsere Bedenklichkeiten ſind, welche die eine oder die andere Maſsregel zweifelhaft machen, ſo daſs eigentlich viererley Arten von Klammern gemacht werden muſsten, zwey für das aus inneren, und eben ſo viel für das aus äuſseren Gründen wahrſcheinlich für unächt oder für ächt zu Haltende. Aber nun erſcheinen auch bisweilen die Kreuzchen da, wo Ausſtoſsung oder Aufnahme gegen die Handſchriften gemuthmaſst wird, z. B. I. 144, 2: οὔτε γὰρ ἐκεῖνο κωλύει † ἐν † ταῖς σπονδαῖς, wo ἐν von Dionyſius und Valla übergangen iſt; II. 13, 4 † ἦν †, was *Abreſch* und *Kiſtemaker* ſtreichen wollten, und *Haacke* und *Bekker* eingeklammert haben; ib. 70, 5 † τὸ †, was dem Herausgeber unächt ſcheint, weil es Thucydides ſonſt in dieſer Redensart nicht gebraucht; ib. 89, 9 † καὶ †, was zwar in den beſten Handſchriften ſtehe, aber in den Ausgaben fehle und zu verwerfen ſcheine; ib. 101, 3 † καὶ Δρῶοι †, welche Worte *Gatterer* mit Recht ſtreiche; V. 23, 1 † Λακεδαιμονίους †, was von *Schäfer* für verdächtig erklärt wird. Auch IV, 48, 3 und 133, 1 ſteht das einfache Kreuzchen als Zeichen des Verdachtes, daſs ein Wort ausgefallen ſey. Hiedurch wird es alſo wieder ungewiſs, was wir uns denn eigentlich bey den Klammern zu denken haben. Die Kreuzchen ſelbſt ſtehen öfters als Zeichen verdorbener, und durch Aenderung einzelner Wörter nicht leicht zu heilender Stellen; ſo I. 142, 3. II. 7, 2. 22, 3. 43, 6. V. 16, 3. VII. 69, 2 (an welcher Umſtellung vermuthet wird); dann anzudeuten, daſs die Leſart aller Handſchriften in einzelnen Wörtern geändert werden zu müſſen ſcheine, wie I. 100, 3 † ξυμπάντων † wahrſcheinlich in ξύμπαντες, II. 65, 12 † τρία † vielleicht in δέκα, ib. 84, 3 † διωθοῦντο †, wofür man διεωθοῦντο erwarte, ib. 4 † Μολύκρειον †, wo Μολύκριον beſſer wäre; deſsgleichen wenn eine Aenderung der Leſart aller Handſchriften vorgenommen worden iſt: II. 89, 9 † ὅ ἐς τε †, nach *Stephanus* Conjectur für ὥστε, ib. 93, 3 † οὔτ' † und † οὔτε † für οὐδ' und οὐδέ, ib. 94, 3 † ὅ τι †, nach *Abreſch* für ὅτε, ib. 101, 1 † δὲ † für τε, ib. 102, 2 † δὲ ἐξιεῖς † für διεξιεῖς; ferner wo äuſserlich ſchwach Beglaubigtem ein Vorzug zugeſtanden wird: I. 136, 3 † ἀσθενεστέρου †, wofür man ἀσθενέστερος wünſchen könne, was die Gräviſche von zweyter Hand hat; II. 39, 2 † καθ' ἑκάστους †, welchem καθ' ἑαυτοὺς am Rande des weimariſchen Exemplars der florentiniſchen Ausgabe vorzuziehen ſcheine; ib. 101. 5 † μεθ' αὐτὸν †, wo die Vulgata μετ' αὐτὸν weit mehr gefalle; II. 44, 3 ἰδίᾳ † γάρ τε †, wo die Vulgata ἰδίᾳ τε γὰρ iſt. Hienach wären denn die Kreuzchen eigentlich als Zeichen der muthmaſslich durch Schreibfehler verunſtalteten ächten Leſart zu betrachten, ihre Erſcheinung aber von doppelter Bedeutung, je nachdem ſie dem wahrſcheinlichen Schreibfehler, oder dem wahrſcheinlich Richtigen beygegeben ſind. Aber was wollen nun die Sternchen? Dieſe erblicken wir nicht ſelten da, wo ſonſt Kreuzchen zu ſtehen pflegen, wo die Leſart aller Handſchriften als wahrſcheinlich verdorben geändert iſt, wie II. 8, 1 τότε * δὲ * καὶ ſtatt δή; ib. 23, 3 τὴν γῆν τὴν * Γραϊκὴν * καλουμένην für Πειραϊκήν; IV. 128, 1 und 131, 2 * ἐπόντας * für ἐπιόντας; V. 19, 2 * Λάφιλος * für Λάμφιλος; ib. 35, 1 * Διῆς *; dann öfters auch, wo Zweifel gegen die Leſart der beſten Handſchriften obwaltet: II. 79, 6 * ἀποχωροῦσι * (die Vatic. und 8 Par. haben ἀναχ.); ib. 100, 2 * κρείσσονι * (die Clarend. und Mosk. κρεῖσσον); V. 1, 1 * Ἀτραμύττειον * (die Ciſalp. und Wiener, nebſt fünf anderen, Ἀτραμύττιον); ib. 10, 4 * σχολὴ * (die Arund. σχολῇ), und eben ſo, wo etwas gegen die beſten Handſchriften im Texte gelaſſen, oder in denſelben aufgenommen iſt: II. 81, 4 * ῥύμη * (ῥώμη haben die meiſten und beſten); ib. 84, 2 * παρέξειν * (παρέχειν die beſten); V. 10, 8 * ἔφυγε * nach der Ciſalp. und Vat. (ἔφευγε die übrigen mit der Vulgata). Daraus muſs denn wiederum Zweifel entſtehen, ob wir die Kreuzchen richtig gedeutet haben, wenn die Sternchen daſſelbe ausdrücken, was uns jene zu bedeuten ſchienen. Ja auch für Klammern ſtehen Sternchen, wie V. 16, 1 * οἱ ἐν *, welche Worte in der Vulgata fehlen, und aus der 6 und 7 Par., der Leid. und Gräv. aufgenommen ſind; gewöhnlich aber zeigen ſie an, daſs der Herausgeber noch ſchwankte, und daſs die inneren und äuſseren Gründe im Widerſpruche mit einander ihm die Wahl zwiſchen zwey Leſarten erſchwerten; und dieſes war vermuthlich die eigentliche Bedeutung dieſes dritten Zeichens, die aber ſo wenig, wie die der anderen beiden, überall feſtgehalten worden iſt.

Gehen wir nun von dieſen Aeuſserlichkeiten zur Beſchaffenheit des Textes ſelbſt über, welchen der Titel als einen aus den Handſchriften verbeſſerten bezeichnet, ſo erkennen wir leicht das ſelbſtſtändige und gewiſſenhafte Beſtreben, ihn durchgängig zu einem ſolchen zu machen; und iſt auch die Uebereinſtimmung

mit dem von *Bekker* gelieferten groſs, ſo können wir doch nicht zweifeln, daſs wir hier eine eigenthümliche, aus unabhängigem Daſürhalten hervorgegangene Recenſion vor uns haben, wie es denn auch nach den Prolegomenen und nach den kritiſchen Zeichen, von denen wir ſo eben ſprachen, nicht anders zu erwarten iſt; und vergleichen wir dieſe Recenſion mit der, welche der Herausgeber die Vulgata nennt, d. h. mit dem durch *Stephanus* gegründeten, von *Duker*, *Gottleber* und *Bauer* wenig veränderten Texte, ſo iſt ein vielfältiges Fortſchreiten zum wahrſcheinlicheren und zum richtigen ſelbſt ebenfalls nicht zu verkennen. Zweyerley aber iſt es, was wir im Allgemeinen — und auf das Allgemeine müſſen wir uns hier um ſo mehr beſchränken, je zahlreicher das, ein verſchiedenes Urtheil zulaſſende Einzelne in dieſem Schriftſteller iſt — gegen die Kritik des Hn. *P.* einzuwenden haben, nämlich, daſs ſie in Allem, was den Dialekt betrifft, zu kühn, in der Unterſcheidung aber des Aechten und Unächten zu zaghaft iſt, von der einen Seite alſo zu wenig, von der anderen zu viel auf die Handſchriften giebt. Der Gleichförmigkeit, welche der Herausgeber in ξύν und ἐς (obwohl in dieſem doch nicht überall), in γίγνεσθαι, in πράσσειν u. dgl., in Πλαταιῆς u. Aehnl. dem Schriftſteller zum Geſetze gemacht, und hin und wieder gegen die beſten Handſchriften aufgedrungen hat, widerſpricht nicht allein die Freyheit, welcher ſich in Einigem ſelbſt Ariſtophanes, der doch den Volksdialekt am meiſten zu berückſichtigen hatte, dann nach dem Zeugniſſe glaubwürdiger Handſchriften auch Plato und Xenophon, um nicht der Tragiker und des Herodot zu gedenken, hierin bedient haben, ſondern auch der Wohllaut und der künſtleriſche Gebrauch überhaupt, der von einer gewiſſen Abwechſelung in dieſen Dingen zu machen war, und der von den groſsen Meiſtern der Kunſt zu ſchreiben wahrſcheinlich nicht vernichtet worden iſt; und gerade hier iſt treues Feſthalten an den Handſchriften um ſo nothwendiger, je wünſchenswerther es ſeyn muſs, zur Einſicht in dieſen Theil der alten Kunſt zu gelangen. Freylich dürſte bey der an ſich betrachtet nicht hoch zu ſtellenden Zuverläſſigkeit auch der beſten Handſchriften des Thucydides von ihnen nicht viel zu dieſem Ziele Führendes zu erwarten ſeyn, und einige derſelben ſind insbeſondere in dieſer Beziehung verfälſcht, wie die Heidelberger, die überall αἰεί und — ῆς hat, während ſie im Uebrigen die Mängel der anderen theilt; aber dennoch, was wir erlangen können, können wir dermalen nur von ihnen erlangen, und unſerem Herausgeber ſchienen die beſten auch an ſich vortrefflich, daſs er alſo deſto vorſichtiger hätte ſeyn ſollen. Die Gründe, die er im erſten Theile der Prolegomena S. 207 ff. aufſtellt, ſind zum Theile ſehr oberflächlich. Z. B. S. 209: *ξύν ſemper a Thucydide ſcriptum videtur. Quodſi σύν decies fere in vulgaribus exemplaribus (a quibus tamen plerumque pars codicum diſſentit) et ſaepius in uno alterove libro ſervatum eſt (qui loci in Farragine lectionis discrepantis colligentur), haec inconſtantia librariorum eſt, non ſcriptoris. Teſtimoniis Luciani et Suidae a Maittario et Sturzio p. 91 prolatis adde Photii Lexicon cum Suida conſentiens.* Hätte er die Stellen ſchon geſammelt gehabt, ſo würde er ſich wahrſcheinlich eines anderen Ausdrucks, als *in uno alterove libro* bedient haben (man vergleiche ebenda S. 399 — 405); und hätte er die Stellen des Lucian, und des Suidas und Photius erwogen, ſo würde ihm ſchwerlich entgangen ſeyn, daſs die der beiden Lexikographen nichts beweiſen, weil ſie zu Viel beweiſen, Lucian aber nur das lehrt, was auch durch die Handſchriften gewiſs iſt, daſs Thucydides oft ξύν geſetzt hat. Ein entſchiedenes Auftreten dagegen hätte, unſeres Bedünkens, an den meiſten jener Stellen ſich geziemt, die Hr. *P.* mit kritiſchen Zeichen verſehen, und dadurch eigentlich von ſeinem Richterſtuhle weggewieſen hat. Wer ſoll aber das Urtheil fällen, wenn ein Herausgeber ſich für incompetent erklärt? Wir geben zu, daſs das *Non liquet* bisweilen ſchwerer auszuſprechen iſt, und überall das Ergebniſs gründlicherer Unterſuchung ſeyn kann, als ein Verdammungs- oder Rechtfertigungs-Urtheil, und wir ſind weit entfernt, die Behutſamkeit im Entſcheiden zu tadeln; aber entſcheiden, meinen wir, muſs wenigſtens da, wo der Sinn zweyer Lesarten klar, und die äuſsere Begründung Beider bekannt iſt, derjenige, der es unternimmt, einen Schriftſteller zu recenſiren, welches Unternehmen nicht beabſichtigt, dem zu recenſirenden Werke eine für alle Zeiten und unter allen Umſtänden gültige Geſtalt zu geben, ſondern es ſeiner urſprünglichen Geſtalt ſo weit zu nähern, als es eben jetzt möglich iſt. Zweifel bleiben natürlich dem gewiſſenhaften Kritiker genug, und es iſt ſeine Pflicht, ſie klar auszuſprechen, und Alles, was ſie in ihm erregt und begründet hat, dem Leſer vorzulegen; aber nur ſelten werden ſie, wenn nicht etwa die Handſchriften lückenhaft, oder, wie z. B. im Aeſchylus zuweilen, bis zum Unſinne verdorben ſind, die Feſtſtellung einer Lesart, welche die wahrſcheinlichere heiſsen könnte, unmöglich machen, und an ſolchen Stellen wollen wir uns auch ein oder das andere Zeichen des Zweifels im Texte, ſey es als Denkmal einer groſsen, aber vergeblichen, Anſtrengung, oder als Fingerzeig für nachfolgende Kritiker, gefallen laſſen. Aber das Urtheil des Hn. *P.* zeigt ſich oft ſchwankend, wo nach hergebrachten und wohlbegründeten kritiſchen Regeln die Entſcheidung nicht zweifelhaft ſeyn konnte. Wir wollen, um den Leſer zu überzeugen, nicht eine Anzahl Stellen, die ohne hinlängliche Gründe zweifelhaft gelaſſen zu ſeyn ſcheinen, herausheben, ſondern eine Reihe Kapitel nach einander durchgehen, und Alles, was in ihnen bezeichnet iſt, betrachten. Wir nehmen dazu gleich den erſten Abſchnitt des ganzen Werkes, das Prooemium, in welchem Hr. *P.* die Klammern zehnmal, die Sternchen einmal gebraucht hat. Gleich die erſten Worte, die er als verdächtig einklammert, I. 1, 1 καὶ τὸ ἄλλο Ἑλληνικὸν ὁρῶν ξυνιστάμενον [πρὸς ἑκατέρους], τὸ μὲν εὐθὺς, τὸ δὲ καὶ διανοούμενον, ſind zur Bezeichnung der ξύστασις, die der Schriftſteller meinte,

ſo nothwendig, und drücken das, was hier angedeutet werden muſste, ſo bündig und kräftig aus, daſs, wenn ſie auch in allen Handſchriften der beſſeren Art fehlten (ſie fehlen aber nur in vieren derſelben, und auſserdem in zwey geringeren), ſie doch als ächt anzunehmen wären, zumal da ſie mit einem Gloſſeme durchaus keine Aehnlichkeit haben, Weglaſſungen aber in allen Handſchriften häufiger zu ſeyn pflegen, als Zuſätze. Nicht weniger unverdächtig ſcheint uns das zweyte, was Hr. *P.* eingeklammert hat, I. 7 zu Ende: *καὶ μέχρι τοῦδε* [*ἔτι*] *ἀνῳκισμένοι εἰσί*, nicht, als ob wir dieſes für eben ſo nothwendig, wie jenes *πρὸς ἑκατέρους* hielten, ſondern weil es bloſs in der Augsb. von erſter Hand (was jedoch *Bekker* in ſeiner Vergleichung dieſer Handſchrift nicht meldet), in der Clarend. und 8 Par. fehlt, in der Caſſeler, 1 Vened. und Vatic. dagegen, welches die nächſten Verwandten von jenen ſind, ſich findet, woraus deutlich hervorgeht, daſs es in jenen bloſs durch ein Verſehen ausgelaſſen worden iſt. I. 9, 2 ſchreibt der Herausg. *καὶ ὕστερον τοῖς ἐκγόνοις ἔτι* [*μείζω*] *ξυνενεχθῆναι*, weil *μείζω* in der Caſſ. von erſter Hand, Augsb., 1, 3, 5 Par. und Baſ. fehlt, und weil, wie im Commentare geſagt iſt, der Schriftſteller vielleicht anfangs beabſichtigte, auf dieſes *ξυνενεχθῆναι* etwa *τῶν Μυκηναίων τὴν βασιλείαν Ἀτρέα παραλαβεῖν* folgen zu laſſen. Daſs Atreus Herr von Mycenä wurde, konnte nicht gut etwas den Nachkommen des Pelops Widerfahrenes genannt werden. Alſo nicht *Ἀτρέα παραλαβεῖν*, ſondern bloſs *παραλαβεῖν τὴν τ. Μ. β.* könnte als das zu *ξυνενεχθῆναι* zu Setzende dem Schriftſteller vorgeſchwebt haben. Aber warum hätte er dann *ἔτι* gebraucht? Die Bedeutung, welche dieſes Wort nun haben müſste, *noch dazu*, würde das vorher Erwähnte, daſs Pelops dem Lande, in das er als Fremdling kam, den Namen gegeben, nicht paſſend als etwas ihm Widerfahrenes dargeſtellt, und wahrſcheinlich auch die Verſchiebung des beabſichtigten Zuſatzes verhindert, und unmittelbare Anfügung des den Pelopiden noch dazu Widerfahrenen angerathen haben. Ferner iſt der Ausdruck: *ἔτι μείζων δύναμις ξυμφέρεταί μοι*, *es wird mir noch gröſsere Macht zu Theil*, zwar gut und nicht ohne Beyſpiel (Herodot ſagt IV. 151 *οὐδὲν γάρ σφι χρηστὸν συνεφέρετο*), aber ungewöhnlich, und *μείζω* auch deſswegen nicht für ein Gloſſem zu halten. Da nun auch die Scholiaſten, ſowohl der, welcher *ξυνενεχθῆναι* durch *συναχθῆναι* erklärt, als der, welcher *εὐτυχυθῆναι* dafür ſetzte, ohne Zweifel *μείζω* laſen, und in der einen jener Handſchriften, denen *μείζω* fehlt, der Augsburger, unmittelbar vorher ein offenbares Gloſſem im Texte ſteht (*τοῖς ἐκγόνοις οἷον Ἀτρεῖ Ἀγαμέμνονι*), wodurch die Glaubwürdigkeit derſelben an dieſer Stelle noch zweifelhafter wird, die Clarend. und 1 Vened. aber *μείζω* haben: ſo nehmen wir auch hier einen Auslaſſungsfehler vielmehr, als ein Gloſſem an. Das nächſte von dem Herausg. Eingeklammerte iſt das *τε* nach *ναυτικῷ* im dritten § deſſelben Kap., in den Worten: *ἅ μοι δοκεῖ Ἀγαμέμνων παραλαβὼν, καὶ ναυτικῷ τε ἅμα ἐπὶ πλέον τῶν ἄλλων ἰσχύσας, τὴν στρατείαν οὐ χάριτι τὸ πλεῖον ἢ φόβῳ ξυναγαγὼν ποιήσασθαι.* Es fehlt in der 7 Par., und ſcheint zu ſtreichen, da *ἅμα* das, was *καί* bedeuten müſste, wenn *τε* richtig wäre, vollſtändig enthält; die pleonaſtiſche Häufung von *ἅμα* und *καί* aber, die nicht unſtatthaft iſt, *ἅμα* vor *καί* zu haben pflegt, ſo daſs Thucydides entweder *καὶ ἅμα καὶ ναυτικῷ*, oder *ἅμα τε καὶ ναυτικῷ* geſchrieben haben würde. Da es indeſſen äuſserlich ſtark beglaubigt, und die Möglichkeit der Nachſetzung von *ἅμα* nicht beſtimmt zu leugnen iſt, ſo wollen wir den Gebrauch der Klammern hier nicht tadeln. Der Herausg. aber hielt es, wie man aus dem Commentar erſieht, bloſs darum für zweifelhaft, weil er auſser dieſer Stelle nur noch eine einzige kannte, wo Thucydides *καί — τε* in der Bedeutung von *etiamque* gebraucht (VIII. 68, 2). Dieſe einzige Stelle würden wir in Verbindung mit der Autorität der Handſchriften, wenn *ἅμα* nicht dabey ſtünde, zur Vertheidigung von *τε* für hinreichend erachtet haben. Viel weniger begründet ſcheint uns der Verdacht, welcher die nächſten Klammern im Texte erzeugt hat. I. 10, 2 heiſst es von den Lacedämoniern: *καίτοι Πελοποννήσου τῶν πέντε τὰς δύο* [*μοίρας*] *νέμονται, τῆς τε ξυμπάσης ἡγοῦνται.* Hier haben fünf Handſchriften der geringſten Claſſe *δυνάμεις* ſtatt *μοίρας*; und weil der Herausg. nicht einſah, wie das Eine aus dem Anderen habe entſtehen können, *μοῖρα* aber auch ſonſt bisweilen hinzugedacht werden muſs, ſo kam ihm *μοίρας* wie ein Gloſſem vor. Da es zweifelhaft iſt, ob der Schriftſteller *μοίρας* hier in politiſcher oder natürlicher Bedeutung genommen habe, ſo ſcheint *δυνάμεις*, als Auslegung in erſterem Sinne, als gleichbedeutend mit *πόλεις* in den Text gekommen zu ſeyn. So finden wir I. 24, 3 *δύναμις* als Gloſſem von *πόλις* in mehreren Handſchriften, und der Scholiaſt zu V. 87 braucht *δύναμις* für das im Texte ſtehende *πόλις*. I. 10, 3 ſchreibt Hr. *P.* *ἀλλὰ δι' ἀχρηματίαν τά τε πρὸ τούτων ἀσθενῆ ἦν, καὶ αὐτά* [*γε*] *δὴ ταῦτα, ὀνομαστότατα τῶν πρὶν γενόμενα, δηλοῦται τοῖς ἔργοις ὑποδεέστερα ὄντα τῆς φήμης.* Da *γε* in der Caſſ., Augsb., Clar., 1, 3, 4, 5 Par., 1, 2 Münchn., Gräv., Arund., Claym. und Dän. fehlt, ſo hätte es nach den in der kritiſchen Abhandlung aufgeſtellten Regeln geſtrichen werden ſollen. Nachdem aber, was wir zur Beſchränkung jener Regeln beybringen zu müſſen geglaubt haben, kann es allerdings auch ächt ſcheinen, und wir billigen die Klammern. Nicht ſo die drey nächſten, welche wir I. 15, 2 kurz nach einander finden: *Κατὰ γῆν δὲ πόλεμος, ὅθεν τις καὶ δύναμις παρεγένετο, οὐδεὶς ξυνέστη· πάντες δὲ* [*ἦσαν*], *ὅσοι καὶ ἐγένοντο, πρὸς ὁμόρους τοὺς σφετέρους ἑκάστοις· καὶ ἐκδήμους στρατείας* [*πολὺ ἄπο τῆς ἑαυτῶν*] *ἐπ' ἄλλων καταστροφῇ οὐκ ἐξῄεσαν οἱ Ἕλληνες· οὐ γὰρ ξυνειστήκεσαν πρὸς τὰς μεγίστας πόλεις ὑπήκοοι, οὐδ'* [*αὖ*] *αὐτοὶ ἀπὸ τῆς ἴσης κοινὰς στρατείας ἐποιοῦντο, κατ' ἀλλήλους δὲ μᾶλλον ὡς ἕκαστοι οἱ ἀστυγείτονες ἐπολέμουν.*

(Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

MÄRZ 1837.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Gerh. Fleischer: *Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo. Ed. Ern. Frid. Poppo.* Pars II, Vol. I—IV. — Bey Ernst Fleischer: Pars III, Vol. I—III u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

In der Gräv., 2. 9 Par., 2 Münchn., Arund., Claym. und Dän. Handschrift, zu welchen der Commentar noch die Leidener fügt, so wie in den Ausgaben vor Stephanus und an dessen Rande, steht ἦσαν nicht vor, sondern nach ὅσοι: dieses und der Umstand, dass ξυνέστησαν oder ἐγένοντο leicht hinzugedacht werden könne, hat es dem Herausg. verdächtig gemacht. Er vermuthete also, wie es scheint, dass es zuerst zur Ergänzung an den Rand gesetzt, dann von Einigen hier, von Anderen dort in den Text eingeschoben worden sey. Diese Vermuthung wäre nicht ganz unwahrscheinlich, wenn es wenigstens in Einer oder zweyen der besseren Handschriften fehlte, obgleich die Ellipse nicht eben zu den leichtesten gehören würde. Da es aber alle haben, so muss die Umstellung vielmehr einem an καὶ genommenen Anstosse, der so zu beseitigen schien, zugeschrieben werden. Der Verdacht gegen die Worte πολὺ ἀπὸ τῆς ἑαυτῶν (ἄπο ist hier wegen πολύ unzulässig) gründet sich ebenfalls theils auf die Verschiedenheit des Ortes, den sie in einigen Handschriften einnehmen, indem die Clar., Cass. und Augsb. ἀπὸ τῆς ἑαυτῶν nach καταστροφῇ, und πολύ, die erste hinter ἑαυτῶν, die dritte (nach *Bekker*) vor ἐπ' ἄλλων, die zweyte gar nicht, haben, theils auf die Meinung, dass sie überflüssig und dem Sinne nach schon in ἐκδήμους στρατείας enthalten seyen, und hinzu kommt noch, dass sie wirklich in der 1sten Ven. und 1sten Par. (in dieser aber auch die drey nächsten ἐπ' ἄλλων καταστροφῇ) fehlen. Bey der Vorstellung, welche der Herausg. von dem Werthe jener Handschriften hatte, können wir seinen Verdacht nicht verwerflich finden, obgleich sowohl die Auslassung der Worte ἐπ' ἄλλων καταστροφῇ in der einen, als auch das aus ἐκδήμους nicht abzuleitende πολύ ihm einzig Bedenken machen musste. Verhält es sich aber mit jenen Handschriften so, wie wir gezeigt haben, so ist es wahrscheinlicher, dass alle sieben Worte durch ein Versehen in derjenigen, aus welcher sie zunächst geflossen sind, weggelassen waren, und indem sie aus anderen nachgetragen wurden, an verschiedene Orte gesetzt worden sind; und als verdorben zeigt sich die Quelle jener fünf Handschriften auch darin, dass sie alle ἔξλασιν für ἐξῄεσαν haben. Was aber αὖ betrifft, so hätte das Druckfehlerverzeichniss der *Duker*'schen Ausgabe Hn. *P.* belehren können, dass nicht ἄν, sondern eben αὖ in der Cass. und am Rande der 7ten Par. steht, und *Bekker* hat dasselbe in der Augsb. gefunden, aus welcher *Gottleber*, der jenes Verzeichniss hier auch nicht berücksichtigte, ἄν anführt. Aber auch in dem Glauben, dass diese drey ἄν haben, konnte bey der häufigen Verwechselung von (dem hier ganz unpassenden) ἄν und (dem hier so sehr passenden) αὖ Letztes aus der 1sten und 3ten Par., Bas. und Flor. und dem Rande der Mosk. um so unbedenklicher aufgenommen werden, je leichter es vor αὐτοὶ von den Abschreibern zu übersehen war. Dass in den Worten I. 17, 2 οὕτω πανταχόθεν ἡ Ἑλλὰς ἐπὶ πολὺν χρόνον κατείχετο μήτε κοινῇ φανερὸν μηδὲν κατεργάζεσθαι, κατὰ πόλεις δὲ ἀτολμυτέρα εἶναι nach denselben 5 Handschriften, die wir 15, 2 von allen anderen abweichend fanden, μηδέν in οὐδέν umzuändern scheinen könne, hat der Herausg. durch Sternchen angezeigt, und in der Anmerkung mitgetheilt, dass *Hermann* οὐδέν nicht verwerfe. Aber *Hermann* verwarf nicht nur οὐδέν nicht, sondern hielt es auch, wie uns der Commentar mit dessen eigenen Worten sagt, für das wahre, und μηδέν für eine Emendation, und wusste nur kein zweytes Beyspiel einer solchen Uebertragung der Form des unabhängigen Satzes (οὔτε κοινῇ φανερὸν οὐδὲν κατειργάζοντο) in die des abhängigen. *Hermann* würde also wahrscheinlich οὐδέν in den Text gesetzt haben, und zwar ohne Sternchen, und der Herausg. hätte bey seiner Ansicht von den Handschriften es auch gesollt. Uns jedoch scheint bey unserer geringeren Meinung von jenen Handschriften μηδέν nicht zu ändern, obgleich wir eine ähnliche Uebertragung bey Plato im *Staate* IV. 445 A. gefunden haben, wo δοκεῖ οὐ βιωτὸν εἶναι in den durch εἰ, *wenn*, als abhängig bezeichneten Satz übergegangen ist. (Man vergleiche ebendas. III. 401 A.) Endlich I. 18, 1 schreibt Hr. *P.* ἡ γὰρ Λακεδαίμων μετὰ τὴν κτῆσιν τῶν νῦν ἐνοικούντων [αὐτὴν] Δωριέων, und meint, da die Heidelb. αὐτήν gar nicht, die 1ste Ven. dasselbe nach Δωριέων, Hermogenes aber, der diese Worte anführt, statt dessen ἐν αὐτῇ habe, und dieses Pronomen öfters, z. B. I. 26, 4, von den Auslegern hinzugesetzt worden sey, so scheine es auch hier verdächtig. Bey solcher Neigung zum Verdachte müssen wir uns nur wundern, dass ihm nicht noch viel mehr verdächtig geworden ist.

Von der Betrachtung des Textes wenden wir uns

ſogleich zu den kritiſchen Anmerkungen, da die den Scholien gewidmete Thätigkeit des Herausg. nur in Verbindung mit dem auch ihnen zu Theil gewordenen Commentare, der dem zum Texte beygefügt iſt, gewürdigt werden kann. Die kritiſchen Anmerkungen dagegen geben ſich durch ihre Ueberſchrift: *Scripturae discrepantia*, als bloſses Variantenverzeichniſs zu erkennen, und laſſen als ſolches, obgleich ſie ſchon im 3ten Kap. mehr zu ſeyn und ſeyn zu wollen anfangen, eine ausſchlieſsende Betrachtung zu. Es war aber die Abſicht des Herausg., wie er in der Vorrede zum zweyten Textesbande S. 5 f. ſagt, alle Varianten, mit Ausnahme der im erſten Theile der Prolegomena in der *Farrago discrepantis ſcripturae* ſchon angezeigten, zu geben, alſo wegzulaſſen, was ſich auf das γ in γίγνομαι und γιγνώσκω, auf ξ oder σ in ξύν, auf σσ oder ττ in πράσσω u. Aehnl., auf εἰς und ἐς, μέχρις und μέχρι, οὕτω und οὕτως, μετὰ und μετ' u. dgl., auf das ν ἐφελκ. vor Conſonanten, auf das nicht aſſimilirte ν, endlich auf Verbindungen und Trennungen, wie διαπαντός, μή, δέ u. dgl. bezieht; und ſo findet man auch zwar im Anfange einige Mal γιν. ſtatt γιγν., und in Bezug auf das Uebrige da, wo die Vulgata geändert iſt, die Lesart der Handſchriften angeführt, das andere aber alles übergangen. Dieſs ſcheint uns nicht zweckmäſsig. Wäre es auch ausgemacht, daſs Thucydides überall γιγν. und ξύν und πράσσω und ἐς und μέχρι geſchrieben, immer war es zur Würdigung der Handſchriften an den einzelnen Stellen nöthig, ihr Verhalten auch in dieſen Dingen dem Leſer anzuzeigen, der ſich nun freylich das alles aus der *Farrago* holen kann, aber damit ein Geſchäft bekommt, welches ihm der Herausg. eben hätte erſparen ſollen. Was die angezeigten Varianten betrifft, ſo hat ſich Hr. *P.* unſtreitig ein groſses Verdienſt erworben, und etwas ſehr Nützliches gethan, indem er Alles, was die Ausgaben *Duker's*, *Gottleber's* und *Bauer's*, *Gail's* und *Bekker's* in dieſer Beziehung enthalten, wohl geordnet und klar zuſammengeſtellt, und viele Fehler, die in *Bekker's* Ausgabe, wo man eine ähnliche Zuſammenſtellung beabſichtigte, begangen worden ſind, verbeſſert, auch einiges Neue theils aus Handſchriften, theils aus den Anführungen anderer Schriftſteller hinzuthan hat. Ganz zuverläſſig iſt jedoch ſein Variantenverzeichniſs nicht. Da er weder eine Handſchrift, noch eine alte Ausgabe von Neuem verglichen, ſondern nur von Anderen Aufgefundenes zuſammengetragen hat, ſo iſt nicht nur jeder Irrthum, den dieſe ſich zu Schulden kommen lieſsen, auch von ihm abermals begangen, alſo Alles z. B., was in der Leipziger Ausgabe von den Augsburger, in der *Duker*ſchen von den Caſſeler Lesarten oder von denen der alten Ausgaben Falſches ſteht, auch bey ihm falſch, ſondern jede Abweichung beym Abſchreiben und Abdrucken dieſer vielen Varianten hat die Zahl der Irrthümer nicht anders als vermehren können; und da er die in *Duker's* Ausgabe aus der *Hudſon*'ſchen aufgenommenen Notizen mit der *Hudſon*'ſchen ſelbſt zu vergleichen und aus ihr zu berichtigen unterlaſſen, ja nicht einmal *Duker's* Ausgabe ſelbſt, wie billig war, eingeſehen hat (nicht bloſs I. 15, 2, ſondern auch VI. 70, 4 iſt der in *Duker's Erratis* verbeſſerte Druckfehler aus der Leipziger Ausgabe beybehalten, und Ὀλυμπιπεῖον ſtatt Ὀλυμπιεῖον der Caſſeler und 7ten Par. beygelegt), ſo iſt auch dadurch des Falſchen mehr geworden, als früher war. In der Anmerkung zu I. 1, 1 S. 168 *a* Z. 4 fehlt das *fere* vor *ſemper*, womit *Duker* andeutete, daſs auch im Folgenden in der Caſſeler zuweilen das eine ν in dem Worte Πελοποννήσιος nicht von erſter Hand weggelaſſen, ſondern ausgekratzt ſey, und Z. 9 iſt nicht geſagt, daſs auch Kap. 2 und 9 und 23, 4 die 5te Par. daſſelbe Wort nur mit einem ν ſchreibt, und Z. 5 v. u. iſt nicht bemerkt, daſs die 1ſte Par. εὐθύς zugleich mit dem Gloſſem ἤγουν (*Gail* ſchreibt ἤγουν) αὐτίκα und nicht bloſs das Gloſſem im Texte hat. S. 169 *b* Z. 15 erfährt man nicht, daſs nach *Bekker* die Heidelb. ἀδύνατον hat. S. 171 *b* Z. 3 v. u. iſt die genauere Bezeichnung der Stelle des Maximus Tyr., die *Gottleber* giebt (T. II. p. 84 *Reisk.*), überſehen. S. 172 *a* Z. 4 v. u. iſt nicht klar, ob die Claym. oder Dän. oder beide die angegebene Lesart am Rande haben. Es iſt von der Dän. die Rede. S. 175 *a* Z. 4 und *b*, Z. 2 iſt der von *Hudſon* erwähnte Rand des Steph. weggelaſſen. Ebendaſ. *b*, Z. 12 war nach *Hudſon* nicht ἀλλήλων ὁμόφωνοι, ſondern ἀλλήλων ἀλλήλοις ὁμόφωνοι der Claym. und Arund. beyzulegen, und ſo erſt iſt das Gloſſem vollſtändig ſichtbar. Ebendaſ. Z. 2 v. u. iſt nachzutragen, daſs in der Augsb. nach *Gottleber* πλεῖῳ ſtatt πλείω ſteht. S. 176 *a* Z. 12 f. muſs die Lesart der Heidelb. nach *Bekker* θαλάσσης. ἐπὶ τόπου νῦν τὸ πλεῖστον. ἐπὶ πλεῖστον heiſsen, nicht, wie hier ſteht, θαλάσσης ἐπὶ τόπου νῦν τὸ πλεῖστον ἐπιπλεῖστον. S. 177 *b* Z. 6 v. u. bleibt es zweifelhaft, ob die angegebene Variante am Rande der Mosk. oder der Dän. zu leſen iſt. Sie ſteht in der Mosk. S. 178 *a* Z. 13 heiſst es, daſs *Gail* δέ empfohlen habe. Er rieth aber τε in der Bedeutung von *quippe*, *nimirum*. S. 179 *a* Z. 10 iſt nicht geſagt, daſs nach *Hudſon* auch der Verfaſſer des *Etym. M.* ἐνέρσει geleſen habe. *Hudſon* bezog ſich wahrſcheinlich auf p. 340, 2, wo ἐνέρσει, freylich ohne Autorität, ſteht. Ebendaſ. *b*, Z. 11 iſt zwar richtig aus *Gail's* Anmerkung mitgetheilt, daſs die 4te Par. κρωβύλον habe, aber deſſen Zuſatz, daſs über ων von zweyter Hand ους geſetzt ſey, macht es wahrſcheinlich, daſs er κρωβύλων darin gefunden. S. 180 *a* Z. 1 fehlt die Notiz, die *Gottleber* giebt: *In Aug. ſpatium eſt inter* ἡ *et* σκευή *relictum, cui inſeri poſſit* κατά. *Nil tamen videtur eraſum.* (*Bekker* glaubte, es ſey etwas ausradirt. Im Commentar iſt bloſs nachgetragen: *in Aug. ſpatium relictum inter articulum et* σκευή.) S. 183 *a* Z. 7 v. u. wird die 9te Par. unter denen erwähnt, die wahrſcheinlich ἀντισχοῦσαν haben. Aber in dieſer Handſchrift fehlt Alles von I. 5, 1 ἐποιοῦντο bis zu Ende von I. 9. Statt ihrer kann die zweyte Par. geſetzt werden. Nach *Hudſon* gehört auch der Rand des Steph. hieher. S. 182 *a* Z. 6 v. u. heiſst es, daſs in der 1ſten

und 2ten Par. ὄκησαν stehe. Es muss ᾤκησαν heissen. Die vorher erwähnten 4. 5. 6 Par. haben nach *Gail* ὤκησαν, nicht ᾤκησαν. Ebendas. in der letzten Zeile ist übersehen, dass die 1ste Par. γάρ nicht weglässt. Ebend. *b*, Z. 8 v. u. ist τεθνηκότων aus der 1sten Par. angeführt. *Gail* führt τηθν. an. S. 183*b* Z. 2 ist übergangen, dass die 4te Par. ἀλλήλοις für ἀλλήλους hat. Ebend. Z. 4 v. u. ist *C*, das Zeichen der 3ten Par., zu streichen. S. 184*b* Z. 4 v. u. fehlt ξυνεχθῆναι aus der 5ten Par. S. 185*a* Z. 9 heisst es, dass die 3te Par. τῶν zwischen καί und Μυκηναίων weglasse; aber nicht dieses, sondern das nächste τῶν vor Μυκην. lässt sie weg, und setzt für Letztes Μηκυν. Ebend. *b*, Z. 2 ist *a* bey *Gail* wahrscheinlich ein Druckfehler, und muss ον heissen. Ebend. Z. 5 v. u. ist *A*, das Zeichen der 1sten Par., willkürlich gesetzt. *Gail* hat die Handschrift zu bezeichnen vergessen. S. 186*a* Z. 4 heisst es, dass in der Bas. die Worte καὶ γὰρ ἐν in Folge einer Correctur so gelesen werden; nach *Duker* haben auch die zwey nächsten, τοῦ σκήπτρου, die Correctur erfahren. Ebend. Z. 6 v. u. wird gesagt, dass alle Handschriften στρατιᾷ haben; von der 8ten Par. sagt *Gail* es nicht. S. 188*b* letzte Z. ist hinzuzufügen, dass, wie die 7te Par. bey *Duker* und die Mosk., so auch eine oder die andere Pariser bey *Gail*, der das Zeichen weggelassen hat, liest. S. 189*b* Z. 2 ist in der Angabe der Clarend. Lesart δέ, was von *Duker's* Setzer herrührt, zu streichen. S. 190*b* Z. 9 v. u. ist zu denen, die παρόντι haben, nach *Hudson* auch die Florentinische Ausgabe zu setzen. S. 191*b* Z. 1 ist nach *Hudson marg.* vor *Flor.* zu streichen. S. 192*b* Z. 5 wird behauptet, in der Clar. stehe καὶ αὐτῶν statt αὐτῶν καί. Nach *Hudson* steht aber καὶ αὐτῶν καὶ darin, und *Duker*, der καὶ αὐτῶν aus ihr anführt, wollte damit nicht Umstellung, sondern Vermehrung der Vulgata anzeigen. Dass die 1ste und 3te Par. καί wegzulassen *scheinen*, wie der Herausg. sagt, ist aus *Gail's* Anmerkung nicht zu schliessen: ihr zufolge lassen sie es gewiss weg. Dieses ist ungefähr die Hälfte von dem, was wir in den kritischen Anmerkungen zu den ersten zwölf Kapiteln des ersten Buchs aus den Quellen zu ergänzen und zu verbessern gefunden haben; die andere Hälfte haben wir zurückbehalten, weil der Herausg. selbst den vierten Theil davon in den am Ende des Bandes befindlichen *Corrigendis*, die anderen drey Viertel aber im Commentar an den betroffenen Stellen angezeigt und berichtigt hat. In den nächsten zwölf Kapiteln fanden wir ungefähr funfzig ähnliche kleine Irrthümer, Auslassungen, Verwechselungen, von denen vier in den *Corrigendis* dieses Theils und gegen zwanzig im Commentar berichtigt sind. Dieses schien uns zur Begründung des Urtheils, dass das Variantenverzeichniss des Hn. *P.* nicht ganz zuverlässig sey, genug. Es ist aber schon angedeutet worden, dass die kritischen Anmerkungen mehr als blosses Variantenverzeichniss sind und seyn wollen. Sie verweisen oft auf die Prolegomena, die manches zur Kritik Gehörige enthalten, öfters auf den damals, als sie geschrieben wurden, noch zu erwartenden Commentar und dessen ausführlichere Belehrung, oder auf den heute noch zu erwartenden *Index verborum*, und Mehreres, was in der Kürze durch blosses Urtheil oder durch Citate oder mit den Worten anderer Kritiker, die dann selbst entweder allein redend, oder mit den Gegenreden Anderer und mit einer kurzen Entscheidung des Herausg. aufgeführt sind, vorläufig oder auch für immer abgemacht werden zu können schien, behandeln sie so, dass die Erwartung umständlicherer Erörterung weder erweckt, noch abgeschnitten wird. Für den Herausgeb. mag dieses Verfahren bequem, und bey seinem damals noch schwankenden Urtheile über die Lesarten sogar nothwendig gewesen seyn; dem Leser aber wäre mit einmaligen, gleichviel wo angestellten und zu Ende geführten Untersuchungen mehr gedient gewesen, und er würde dann auch überall einen bestimmten Bescheid bekommen haben, indem der Herausg. Alles gleich so vielseitig und gründlich als möglich hätte ansehen und behandeln müssen, während nun oft das in den kritischen Anmerkungen Gegebene, weil es mehr als nichts ist, alles geblieben ist. Wie unbefriedigend diese Art von Anmerkungen sowohl in Verbindung mit dem Commentar, als auch für sich selbst sind, werden einige Beyspiele zeigen. I. 49, 7 ist die Rede von der Nothwendigkeit, in welche die den Korcyräern zu Hülfe geschickten athenischen Schiffe zuletzt versetzt wurden, mit den Korinthern selbst in Kampf sich einzulassen: Anfangs hatten sie es vermieden; als aber die Korcyräer fliehen mussten, und die Korinther nachdrangen, τότε δὴ ἔργου πᾶς εἴχετο ἤδη, καὶ διεκέκριτο οὐδὲν ἔτι, ἀλλὰ ξυνέπεσεν ἐς τοῦτο ἀνάγκης, ὥστε ἐπιχειρῆσαι ἀλλήλοις τοὺς Κορινθίους καὶ Ἀθηναίους. Die kritische Anmerkung hiezu heisst: *Ξυνέπεσεν. Ita Caſſ. Aug. G. Pal. It.* (Cisalp.) *Vat. H. Reg. B. Vind. Vaſc. marg. Steph. Schol. Valla: „quum eo necessitatis ventum esset.“* (*Cf. Tac. Hist. I,* 16.) *Olim ξυνέπεσον. „Non video qui admitti possit ξυνέπεσεν.“ STEPH. „In Reg. et Caſſ. [it. Aug.] adscriptum erat scholion τὰ πράγματα.“ DUK. „Recepi optimam lectionem pro ξυνέπεσον.“ GOTTL. Secuti sunt Haack. et Bekk.* Stephanus entschiedene Verwerfung, des Scholiasten willkürliches Supplement, *Gottlebers* unbegründetes Gutheissen, welches übrigens trotz *Bauers* Nachgiebigkeit die beabsichtigte Veränderung im Texte der Leipziger Ausgabe nicht zur Folge gehabt hat, lassen den Leser durchaus zu keinem Urtheile kommen. Er sieht, dass Hr. *P.* ξυνέπεσεν billigt, aber er erfährt nicht, warum, noch wie er es verstand. Auf den Commentar ist er zwar nicht verwiesen, aber er schlägt ihn mit der gewissen Erwartung nach, dass er dort etwas finden wird. Indessen seine Hoffnung wird getäuscht: der Commentar zu diesem Kapitel sagt nichts von ξυνέπεσεν. Nur dass das *G* im Anfange der kritischen Anmerkung in *C* zu ändern sey, wie bereits in den *Corrigendis* erinnert worden, und dass anstatt der Vat. die Laur. (Florentinische) Handschrift hätte erwähnt werden sollen,

findet er hinter *Bauers* Erklärung der Worte διεκέκριτο οὐδὲν ἔτι. Nun sucht er im Commentare zum Scholiasten, ob dort etwa dessen Supplement gebilligt oder berichtigt werde, und da findet er denn auch Folgendes: *Ceterum hac ellipsi non opus est; sed verbum intransitive accipiendum. Cf. adnot. ad I, 7 et ad Schol. I, 46.* Intransitiv ist ja aber auch ξυνέπεσον zu nehmen, und wie anders kann ξυμπίπτειν überhaupt verstanden werden, als intransitiv? Doch er soll die Anmerkung zu I. 7 und zum Scholiasten zu I. 46 vergleichen. Der Commentar zum 7 Kap. füllt vier Seiten: er fängt an ihn durchzugehen, und stösst bald auf ähnliches Elliptische, was aber nicht elliptisch sey, wie ἐπεὶ παρεσκεύαστο, *quum finita esset praeparatio*, ἔτι δ' ὄντων ἀκρίτων, ἐν τῷ ἀσφαλεῖ ἐγίγνετο, ἐν καταλήψει ἐφαίνετο, ἐν παύλῃ ἐφαίνετο, τούτου ἐνδεᾶ ἐφαίνετο, welche Ausdrücke er alle an den angezeigten Stellen nachschlagen, zu einigen auch den Commentar vergleichen soll. Er hat aber erst noch die Anmerkung zum Scholiasten zu I. 46 zu vergleichen, wo eben jenes ἐπεὶ παρεσκεύαστο von dem Scholiasten durch Ergänzung von τὰ τῆς μάχης erklärt wird. Da heisst es nun: *nihil omnino supplendum, verum hoc verbum impersonaliter positum, qui usus ejus Thucydidi frequentissimus est.* Also *impersonaliter*, merkt er nun, soll auch ξυνέπεσεν verstanden werden, nicht *intransitive*. Aber kommt es auch so mit ἐς bey Thucydides oder irgendwo vor? und was heisst es? Das fragt er vergebens, und findet in allen jenen Citaten keine Antwort. Ja in einer Anmerkung zu III. 33, 3, auf welche er beym Nachschlagen der in jenen Citaten abermals citirten Anmerkungen gewiesen wird, sieht er den vorher gemachten Unterschied zwischen *impersonaliter* und elliptisch Gesetztem wieder zweifelhaft werden, indem er dort liest: ἐφαίνετο *impersonaliter positum seu obscure subjectum* τὰ πράγματα *scriptoris animo obversari intelligimus. Vid. adnot. ad I, 7.* Aber von diesen *adnot.* kommt er eben her. — Zu I. 24, 3, wo im Texte προελθόντος δὲ τοῦ χρόνου ἐγένετο ἡ τῶν Ἐπιδαμνίων [πόλις] μεγάλη καὶ πολυάνθρωπος steht, ist Folgendes die kritische Anmerkung: *Πόλις. C. Cam. D. E. Laur. Vind. Mosqu. b.* (die 2 Münchner) *Ar. Chr.* (Claym.) *Dan. marg. Steph.* δύναμις. *Pal.* δύναμις, πόλις. *Cl. Gr.* δύναμις καὶ πόλις. *Utrumque nomen interpretibus deberi conjicimus, quum frequens sit in talibus formulis ellipsis voc.* πόλις. *Quamquam idem saepe etiam cum aliis, quorum affinis est significatio, confunditur. Vid. ad Cyrop. Xenoph. III, 3, 15 et infra II, 15.* An dieser letzten Stelle haben drey geringe Handschriften διεκόσμησε (Θησεὺς) τὴν πόλιν statt τὴν χώραν, und bey Xenophon steht gleichfalls in einer Handschrift ἐν τῇ σῇ πόλει für — χώρᾳ, und der Herausg. vermuthet dort auch ein Glossem, und hat χώρᾳ eingeklammert. Zur Begründung des Verdachtes hätte doch wenigstens ein Beyspiel, wo Thucydides πόλις so weggelassen, und ein anderes, wo dessen Abschreiber δύναμις so als Glossem eingefügt, beygebracht werden sollen. Im Commentare wird ganz über den Verdacht geschwiegen, und überhaupt nichts weiter gesagt, als dass Gregorius Cor. (zu Hermogenes) πόλις hier gefunden habe. Eben so wird zu I. 43, 3 die ganze Frage über die Worte καὶ Κερκυραίους [δὲ] τούσδε (μήτε ξυμμάχους δέχεσθε) in folgender Anmerkung abgethan: *Καὶ Κερκυραίους τε. Sic vulgo. Particulae* καὶ — τε, *etiamsi, quod nondum ad liquidum perductum, etiamque significent* (*vid. not. ad I, 9*), *hic saltem idonea vi carere videntur.* Τε *om. F. It. Vat. H. Reg.* (*G.*) *E.* (*In postremo simul* καὶ *s. v.*) *Contra Cass. Aug. Gr. Mosqu.* Κερκυραίους δέ. *Neque hoc nec* καὶ — γε *placet, sed particula cum Bekk. delenda.* Der Commentar enthält nichts als die Anzeige, dass δέ in der Leid. fehle.

In der Vorrede zum zweyten Textesbande sagt der Herausg., dass ihm *Göllers* erster Theil, der die vier ersten Bücher enthält, und *Frommels* Ausgabe der Scholien zu Aristides erst, nachdem der Druck des zweyten Buchs beynahe beendigt gewesen, zugekommen, auf Ersten daher in diesem Bande nur selten (wir haben *Göllers* Namen in den kritischen Anmerkungen dieses Bandes nirgends gefunden), auf Letzten erst von II. 71 an Rücksicht genommen worden sey. Das auf II. 1—70 sich Beziehende ist in der Vorrede selbst S. 4 f. nachgetragen. Auch erklärt der Herausg., künftig nicht, wie bisher, διαπαντός, διαταχέων, διατάχους, sondern διὰ παντός u. s. w. schreiben zu wollen, weil kein Grund sey, dieses anders als κατὰ τάχος u. dgl. zu schreiben. Gewiss sind die Handschriften, denen er bisher gefolgt war, hierin für uns nicht bindend, zumal da sie weder unter einander, noch mit sich selbst übereinstimmen, und wir würden also auch ἐπιπολύ, was er, obwohl zweifelnd, noch festhält, der Analogie gemäss, getrennt haben. Dagegen scheint uns durch das, was in der kritischen Anmerkung zu I. 36, 1 für ὅτ' ἂν angeführt ist, die von dem Herausg. überall angewendete Trennung nicht hinlänglich begründet. Es ist nichts als die schwankende Autorität einiger Handschriften, und das ein Paar Mal vorkommede ἡνίκ' ἂν δέ, wovon *Elmsley* meinte, dass Niemand werde ἡνίκαν δὲ schreiben wollen. Wäre ὅτ' ἂν üblich gewesen, so würde man wohl auch bisweilen ὅτε ἂν finden.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

MÄRZ 1837.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Gerhard Fleischer: *Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo.* Ed. *Ern. Frid. Poppo.* Pars II, Vol. I — IV. — Bey Ernst Fleischer: Pars III, Vol. I — III u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Vorrede zum dritten Bande giebt die dem Herausgeber von *Bake* mitgetheilte Beschreibung der Leidener Handschrift (die überall die Lioner, *Lugdunensis*, genannt ist), und das von *Nauta* gemachte Verzeichniss ihrer abweichenden Lesarten zum vierten Buche (die zum fünften und den folgenden stehen in den kritischen Anmerkungen unter dem Texte) mit Uebergehung eines grossen Theils jener, wie sie in der mehrerwähnten *Farrago* zusammengestellt sind, nebst den theils am Rande, theils zwischen den Zeilen befindlichen Glossemen zu demselben vierten Buche. (Die zu den folgenden Büchern sind in die Scholien unter dem Texte eingeschaltet, doch die ganz unbrauchbaren weggelassen worden.) Auch benachrichtigt sie uns von einer in der Reihenfolge der Handschriften in den kritischen Anmerkungen vorgenommenen Aenderung, zufolge welcher die dritte und sechste Pariser wegen sichtbarer Ausartung nicht mehr neben den Handschriften der ersten Classe, sondern hinter denen der zweyten erwähnt seyen: eine Anordnung, von welcher der Herausg. erklärt, dass er sie wegen des geringen Ansehens jener beiden Handschriften schon früher befolgt haben würde, wenn ihre Trennung von der ersten Classe schon früher thunlich oder rathsam gewesen wäre. *(Qualem ordinem ob exiguam librorum C. et F. auctoritatem jam prius secuti essemus, si eos a primo codicum genere ibi commode potuissemus divellere.)* Mit dieser Erklärung ist die Unstatthaftigkeit jener Classeneintheilung zugestanden.

Zu der dem vierten Bande beygefügten *tabula Syracusarum*, die in des Rec. Exemplare wahrscheinlich durch einen Zufall fehlt, giebt die Vorrede dieses Bandes die Erklärung *Göllers*, aus dessen Ausgabe auch die Tafel selbst, Syrakus und dessen nächste Umgebungen darstellend, entlehnt ist.

Wir haben nun noch den Commentar zu beurtheilen, der sich theils auf den Text des Thucydides, theils auf die Scholien bezieht, und in beiden Beziehungen der Betrachtung eine kritische und eine exegetische Seite darbietet, indem er entweder auf Feststellung der Lesart, oder auf Erläuterung der Sprache oder der Sachen Abzweckendes getrennt oder verbunden abhandelt. Auf beiden Seiten zeigt sich viel Fleiss und emsiges Bemühen, das von Anderen Gefundene und Aufgestellte zusammenzutragen und zu berichtigen, zu widerlegen, oder zu bestätigen, zu erweitern, zu beschränken, damit der Leser nicht nur alles irgend Beachtenswerthe, was über Thucydides geäussert, und in vielen Schriften zerstreut ist, beysammen habe, und der Mühe, jene Schriften selbst zu lesen, überhoben sey, sondern auch ein Urtheil über das bisher Geleistete und die eigene Ansicht des neuesten Auslegers über das noch Zweifelhafte erhalte. Unstreitig ein hohes Ziel, welchem unverdrossen nachgestrebt zu haben, immer ehrenwerth ist, auch wenn es nicht überall erreicht seyn sollte. Dass hinsichtlich der Kritik nicht allen Wünschen entsprochen ist, welche die kritischen Anmerkungen erregen oder übrig lassen, haben wir schon Gelegenheit gehabt, wahrzunehmen, und wir müssen hier im Allgemeinen bemerken, dass der Fleiss des Vfs. auf dieser Seite dem auf der exegetischen nicht gleich kommt. Zu I. 36, 3 z. B., wo die Handschriften dreyerley haben, *τὸ Κορινθίων*, *τῶν Κορινθίων*, *τὸ τῶν Κορινθίων*, welches Letzte der Herausg. mit Klammern um *τῶν* in den Text gesetzt hat, wird nur ein Zweifel gegen das Zweyte, was die besten Handschriften für sich hat, erhoben; vom Ersten aber, welches die Vulgata und die Lesart der Clar., 3 Par., Graev. und mehrerer jüngeren ist, gar nichts erwähnt, und das Schwanken, wie es im Texte sich darstellt, fortgesetzt. Nicht anders zu I. 51, 4, wo *αἱ εἴκοσι νῆες* [*αἱ*] *ἀπὸ τῶν Ἀθηνῶν αὗται* im Texte steht, weil *αἱ* in den besten Handschriften fehlt, und im Commentare die Nothwendigkeit des Artikels zwar nicht behauptet, aber auch nicht bestimmt verneint wird, wie unserer Meinung nach wegen des folgenden *αὗται* unbedenklich geschehen darf. Eben so schwankt oder verstummt die Kritik im Commentar über *οἱ Ἀθηναῖοι* I. 54, 2, *ἄρα* 68, 3, *μέν* 69, 4, *ἐπί* 70, 3, *τούς* 71, 1, *τῆς* ib. 3, und es geschieht verhältnissmässig selten, dass sie entschieden sich ausspricht, wie über *τοὺς ἑκατέρους* I. 1, 1 und *τῆς* 52, 2. Dagegen ist jener mehr äusserliche Fleiss rühmend anzuerkennen, welcher viele in den kritischen Anmerkungen, namentlich zum ersten Buche begangene Versehen berichtigt, und was unterdessen Neues von Varianten hinzugekommen war, nachgetragen hat. Zu Letztem gehören die von *Bake* erhaltenen Lesarten der Leidener Handschrift zu den drey ersten Büchern, *Morstadts* Excerpte aus der Heidelberger, vom zweyten Buche an *Bekkers* An-

gaben der von ihm gefundenen Augsburger, Münchner und Heidelberger Lesarten, und vom dritten an das, was in des Engländers *Arnold* Ausgabe aus der Florentinischen, ersten und zweyten Venediger, Clarendonischen, einer Parmesanischen, zwey aus Venedig stammenden Bodlei'schen, drey anderen Venediger, einer Turiner, einer Cambridger und noch zwey englischen im Privatbesitze sich befindenden mitgetheilt ist. Das noch Fehlende, insbesondere zu den ersten Büchern, wird in Supplementen nachgeliefert werden. Der grössere Theil des Commentars ist der Exegese gewidmet, und hier wird man nicht oft eine Anzeige von dem vermissen, was sowohl die Ausleger älterer, neuerer und neuester Zeit über die einzelnen schwierigeren Stellen bemerkt oder gelegentlich geäussert haben, als auch, was der Vf. selbst von den Auslegungen hält, und wie er die Stellen versteht. Was uns neben diesem sehr zu lobenden Fleisse an der Methode des Vfs. weniger beyfallswürdig erscheint, haben wir da, wo von der Aechtheit des 84 Kap. im dritten Buche die Rede war, und in der Beurtheilung der kritischen Anmerkungen zum Theil schon angedeutet. Zu vollständigerer Begründung des Urtheils wollen wir nun ein Stück des Commentars selbst vorlegen, und mit unseren Bemerkungen begleiten, wobey wir auch auf die Scholien und auf des Herausgebers Verdienste um dieselben Rücksicht nehmen werden. Wir wählen dazu das zur Erklärung der ersten Kapitel des Gesprächs auf Melos (V. 85 ff.) Gegebene, weil dieses das zuletzt vom Vf. Ausgearbeitete ist, und durch seine verhältnissmässige Kürze am ersten zur Mittheilung sich eignet.

Vorangestellt ist als Einleitung *Dukers* Anmerkung über den von Dionysius gegen das Gespräch auf Melos (zwischen den athenischen Gesandten und den Vorstehern der Insel) ausgesprochenen Tadel, und *Bloomfields* Vertheidigung des Thucydides gegen denselben, sowie gegen *Milford*, worauf in zwey Zeilen auf das im ersten Theil der Prolegomena S. 50 f. von dem Herausg. in gleicher Absicht, und, wie hier gesagt ist, in gleichem Sinne Beygebrachte verwiesen wird. *Bloomfield* nimmt an, dass das Gespräch wirklich gehalten, und von dem Schriftsteller mit jener Treue, die er I. 22 bey Aufzeichnung des Gesprochenen überhaupt sich zum Gesetz gemacht zu haben erklärt, wiedergegeben worden sey, und der Herausg., der an der angezogenen Stelle seiner Prolegomenen diese Ansicht nicht ganz so bestimmt ausgesprochen hatte, erklärt sich damit einverstanden. Da auch sonst Beyspiele von so gepflogenen Unterhandlungen vorkommen, und Thucydides im 84 Kap. als Thatsache berichtet, dass die Gesandten nicht in die Volksversammlung geführt, sondern vor den Behörden und Machthabern der Insel (*ἐν ταῖς ἀρχαῖς καὶ τοῖς ὀλίγοις*) zu sprechen aufgefodert worden seyen, worauf sie nicht ohne einige Empfindlichkeit dem ihnen angewiesenen kleinen Kreise von Zuhörern gerathen hätten, in ihrer Vorsicht noch einen Schritt weiter zu gehen, und auf jeden einzelnen Punct, den sie vorbringen würden, sogleich das nöthig Scheinende zu erwiedern, und zu allererst eben darüber, ob dieser Vorschlag ihnen annehmlich dünke, sich zu äussern, so scheint die Sache allerdings nicht bezweifelt werden zu dürfen, und es war genug, dieses mit Angabe dieser Gründe in ungefähr so viel Worten auszusprechen. *Bloomfields* weitläuftiges, mehr als funfzig Zeilen füllendes Räsonnement, in dessen Uebersetzung S. 680, Z. 3—6 die Auslassung eines Wortes Dunkelheit gebracht hat, konnte dann entbehrt werden. Das 85 Kapitel selbst, welches wir zu grösserer Bequemlichkeit unserer Leser mit den Scholien und kritischen Anmerkungen hersetzen wollen, lautet nach Hn. *P.*'s Recension II. 3. p. 420 f. so: *πέ.* [*ΑΘ.*] „*Ἐπειδὴ οὐ πρὸς τὸ πλῆθος οἱ λόγοι γίγνονται, ὅπως δὴ μὴ ξυνεχεῖ ῥήσει οἱ πολλοί, ἐπαγωγὰ καὶ ἀνέλεγκτα ἐς ἅπαξ ἀκούσαντες ἡμῶν, ἀπατηθῶσι (γιγνώσκομεν γὰρ ὅτι τοῦτο φρονεῖ ὑμῶν ἡ ἐς τοὺς ὀλίγους ἀγωγή), ὑμεῖς οἱ καθήμενοι ἔτι ἀσφαλέστερον ποιήσατε· καθ' ἕκαστον γὰρ καὶ μηδ' ὑμεῖς ἑνὶ λόγῳ, ἀλλὰ πρὸς τὸ μὴ δοκοῦν ἐπιτηδείως λέγεσθαι εὐθὺς ὑπολαμβάνοντες, κρίνετε. καὶ πρῶτον, εἰ ἀρέσκει, ὡς λέγομεν, εἴπατε.*“ *οἱ δὲ τῶν Μηλίων ξύνεδροι ἀπεκρίναντο.*

Scholien: *πε'.* 10. (Diese Zahlen beziehen sich auf die der Zeilen im Texte.) *Ἐπειδὴ —*] *ἐν πᾶσι* [*μὲν*] *ὁ Θουκυδίδης ἔφυγε τὴν συνήθειαν τοῦ λόγου, οὐχ ἥκιστα δὲ ἐνταῦθα· ἀντὶ γὰρ δημηγορίας διάλογόν τινα τῶν Μηλίων καὶ Ἀθηναίων ἐτόλμησε συνθεῖναι.* [*ἐπεὶ δὲ ἐργάζεται τὴν ἀσάφειαν μάλιστα* † *διὰ* † *τὸ δύσκριτον τοῦ παρ' ἑκατέρων λόγου, διαιρετέον κατὰ πρόσωπον τὴν ῥῆσιν.* (*Κασσ.*, *Αὐγ.*)] — *Ἐπειδὴ οὐ πρὸς τὸ πλῆθος — —*] *ἐπειδὴ οὐ παρὰ τῷ δήμῳ κελεύετε ἡμᾶς ποιεῖσθαι τοὺς λόγους, ἵνα μή, συνεχοῦς ῥήσεως γινομένης καὶ ἑνὸς ἀποτεινομένου λόγου, ὑποπτεύσῃ τὸ πλῆθος ὑμῶν ἀπατᾶσθαι, ὡς ἂν ἅπαξ ἀκούσαντες πιθανῶν μὲν λόγων, ἐλέγχους δὲ οὐ παρεχομένων οὐδ' ἀποδείξεις· γιγνώσκομεν γὰρ ὅτι, ταῦτα ὑπονοήσαντες, πρὸς τοὺς ἄρχοντας ὑμῶν μόνους ἠγάγετε ἡμᾶς·* [*ὃ*] *ὑμεῖς οἱ προεστῶτες ἀσφαλέστερον ποιήσατε· ἕκαστον γὰρ ὧν λέγομεν δοκιμάζοντες, πρὸς τὸ μὴ δοκοῦν ἐπιτηδείως ἔχειν ὑποκρούετε, τουτέστι διὰ πλειόνων λόγων κρίνετε.*

2. *Ἡμῶν*] *τῶν Ἀθηναίων.* (*λ.* (d. h. *λείπει*, *deest*) *Αὐγ.*) — 4. *Τοῦτο φρονεῖ*] *βούλεται. τοῦτό ἐστι σκοπὸς τῆς εἰς τοὺς* † *Ἕλληνας* † *προσαγωγῆς* (*λ.* *Κασσ.*, *Αὐγ.*). — 4. *Ἀγωγή*] *προσαγωγή* (*λ.* *Κασσ.*).

Kritische Anmerkungen: Cap. LXXXV sqq. „*Vide Dion. Hal., qui dialogum hunc ob varietatem venuste interpositam acerbe nimis exagitat in Judic. de Thuc. §. 37.*“ Wass. *Cf. adnot. Nomina collocutorum, quae ab interpretibus addita esse scholiastae adnotatio declarat, omittit aut in marg. ponit Vat. In Pal. modo leguntur modo desunt. In m. ad marg. scripta, in Mosqu. ubique desunt vel Latine scripta sunt. His et prox. cap.* Ἀθ. *et* Μηλ. *om. Bekk.* Δή *om. K. Ar. Chr. Dan., post* μή *ponit H. Mox Mosqu.* ῥήσεις. Ἀνέλεγκτα. *Aug. Reg. Mosqu.* ἀνέλεκτα. Ὑμῶν. *Ar. et Dion. Hal. p.* 907. ὑμῶν, *quod mavult Krueg.* Καθήμενοι. *Ante hoc H. s. v. habet* προ. Ποιήσατε. *Dion. Hal.* ποιήσετε. *Sic etiam Schol. in cod. Aug.* Καὶ μηδ'. Καί *om. m.* Ἑνὶ λόγῳ. *Coss. Aug. Pal. Il. Vat. H. Reg.* (*G.*) *F. Lugd. Gr. D. E. Vind. K. m. Ar. Chr. Bar.* (d. h. die Bodl., welche nur die Reden enthält) *Ald. Flor. Bas. Dion. Hal.* ἐν ὀλίγῳ, *sed in Coss. Reg.* (*G.*) *D. E. in marg.* γρ. ἑνὶ λόγῳ (*in Coss. et Reg. man.*

rec.). „*Merito plerorumque librorum lectionem rejicit Hemſterh. ad Luci. T. I. p.* 244. [*Nigr. p.* 263]. *Supra ſcriptor dixerat eodem ſenſu* ξυνεχεῖ ῥήσει. [*Valla etiam hic perpetua oratione vertit.*] *Iſta confuſio ſatis frequens eſt.*“ Krueg. *ad Dion. p.* 172. *Similis permutatio VI*, 34. Ἀρέσκει. *Ar. Chr. Bar. Ald. Flor. Baſ. Steph.* 1 *et fortaſſe B., ex quo noſtrum temere affertur*, ἀρέσκοι.

Der Commentar: Cap. LXXXV. a) *Adnotata ad verba Thucydidis.*

Ἐπαγωγά. *De hoc agit Bloomf. in ed. hic et ad VI*, 8. *Tu vid. ad IV*, 88.

Φρονεῖ. „[*Valet*] *ſpectare*, [*ſibi*] *velle.*“ Bav. *poſt Schol.* „*Vid. Valck. ad Herod. IV*, 131.“ Krueg. *ad Dion. p.* 172.

Ὑμῶν — ἀγωγή. „*A vobis ad paucos facta inductio.*“ Goell. Εἰσαγωγή *fruſtra malebat Reisk.* [Ἑνὶ λόγῳ. *Etiam Ven. Laur.* ἐν ὀλίγῳ.]

Ἐπιτηδείως. *Port. opportune. Bloomf. commode, grate, vult eſſe, conferens IV*, 54, *quo loco aptiores alios excitare potuit, ut V*, 82.

Ὑπολαμβάνοντες, κρίνετε. „Ὑπολαμβάνοντες, *excipientes nos et reſpondentes. Cf. Demoſth. Lept. p.* 501. *Reisk.* ἃ δὴ πρὸς τούτους ὑπολαμβάνοιτ᾽ ἂν εἰκότως, ἀκούσατε.“ Arn. *Quam verbi notionem jam a Schol. agnitam ignorantes quum alii hic lapſi ſunt tum Bloomf. in transl. ad* ἑνὶ λόγῳ *ſupplendum* λέγοντες, *in ed.* κρίνετε *bis intelligendum atque cum duobus enunciatis, et cum priore quidem diverſa ſignificatione, conjungendum eſſe dicens.* Κρίνετε, *quod Reisk.* ἀποκρίνεσθε *valere falſo putavit*, „*ſignificat dijudicate, discernite.*“ Krueg. Ἀνακρίνετε, ἐξετάζετε *mavult eſſe Bloomf., cf. c.* 89 *ſed haec parum differunt.*

Ξύνεδροι. „Cf. IV, 22. [*et ibi adnot.*]“ Krueg.

b) *Adnotata ad Scholia.*

Ad p. 420. *v.* 10. Ἐπειδὴ —] ἐν πᾶσι — συνθεῖναι. *Haec vulgo in extremo Scholio proximo poſt* κρίνετε *leguntur. Sed* „*pars poſterior Scholii inde a verbis* ἐν πᾶσι *ſeparatim et ante partem priorem ſcripta eſt in cod. Aug.* [*Recte, quia ad totum colloquium pertinet.*] *Poſt* πᾶσι *add.* μέν *et poſt* συνθεῖναι *add. haec:* ἐπεὶ δὲ — ῥῆσιν.“ Bav. — διά *abeſſe malumus.* — πρόσωπον *operarum error eſt pro* πρόσωπα.

Ibid. Ἐπειδὴ οὐ πρὸς —] — ἑνὸς ἀποτεινομένου *Aug.*, *et* ἑνὸς *ſententiae convenientiſſimum. Vulgo et Bekk.* ἐναποτεινομένου, *quod ignorant lexicographi.* — *Verba* ἐλέγχους δὲ — *in Aug. ſic. leg.* ἐλέγχους δὲ καὶ ἀποδείξεις οὐ παρεχομένων. — ὃ *delendum eſſe cohaerentia verborum Thucydideorum demonſtrat.* — ποιήσατε. *Aug.* ποιήσετε. — ὧν λέγομεν *Caſſ. Aug. Bekk. Vulgo* ὃ λέγ. — ὑποκρούετε *Caſſ. Aug. Bekk. Vulgo* ἀποκρίνετε, *pro quo* ἀποκρίνεσθε *dicendum erat.* „*Non ſine ratione ſuſpicari quis poſſit pro* ὑποκρ. *ſubſtitutum verbum uſitatius* ἀποκρίνετε. Ὑποκρούειν *ea ſignificatione, quam hic locus poſtulat, non raro apud Ariſtophanem legitur.*“ Duk.

Ad p. 421. *v.* 3. Τοῦτο φρονεῖ] — „Ἕλληνας *hic plane locum habere non poteſt; non enim hos, ſed* τοὺς ὀλίγους *dicit Thuc.*“ Duk. „*Abr. legit* ἐσσῆνας, *principes; contorte, ut ſolet, et contra indolem Scholiorum, utut* Ἕλληνας *hic merito improbaveris; ſed* ὀλίγους *utique ex ipſo textu ſcr. Schol.*“ Bav.

Die erſte Bemerkung zum Texte iſt ſo abgefaſst, als ſeyen *Bloomfields* an zwey Orten zerſtreute Aeuſserungen über ἐπαγωγά eben nur der Erwähnung ihres Vorhandenſeyns werth, die nöthigen Aufſchlüſſe aber aus der Anmerkung zu IV, 88 zu ſchöpfen. Und doch giebt uns dieſe Anmerkung wiederum etwas von *Bloomfield*, der alſo wenigſtens an drey Stellen über ἐπαγωγόν handelt, nämlich die Citate VI. 8: ἐπαγωγὰ καὶ οὐκ ἀληθῆ, unſer ἐπαγωγὰ καὶ ἀνέλεγκτα, und Herodot. III. 53: ἐπαγωγὰ εἰπεῖν, oder, wie in einer Parentheſe berichtigt wird, λέγειν, ſodann vom Herausgeber IV. 108 ἐφολκά und I. 21 προσαγωγότερον mit einem abermaligen *ubi vid. adnot.* Schlagen wir nun dieſe nach, ſo finden wir, daſs προσαγωγός und ἐπαγωγός ganz unſerem *anziehend* entſprechen, woraus ſolgen würde, daſs beide Worte gleichbedeutend ſeyen, und daſs ἐπαγωγά an unſerer Stelle *anziehend* bedeute, welches Letzte der Herausg. gewiſs ſo wenig, wie das Erſte, lehren wollte. Wäre es alſo nicht zweckmäſsiger geweſen, die Bemerkung zu ἐπαγωγά in einer bloſsen Verweiſung auf IV. 88 und VI. 8 ſelbſt beſtehen zu laſſen, oder, da das Wort für ſich klar und in den Lexicis richtig erklärt iſt, lieber gar keine Bemerkung darüber zu machen?

Durch die Einſchaltung von *ſibi* kann *Bauers* Erklärung von φρονεῖν, in der er nicht bloſs den (zweyten) Scholiaſten, ſondern auch *Valla*, *Acacius*, *Hobbes* zu Vorgängern hatte, allerdings als unſtatthaft bezeichnet, und durch die von *Krüger* (der übrigens auch τοῦτο φρονεῖ, *hoc ſibi vult*, überſetzt) entlehnte Verweiſung auf *Valckenaer* angedeutet ſcheinen, daſs φρονεῖν hier nicht in dem Sinne von σκοπεῖν oder βούλεσθαι, den es als Prädicat eines lebloſen Subjectes auch nur unter beſonderen Umſtänden haben könnte, ſondern vielmehr in dem von βούλεσθαι λέγειν, δύνασθαι zu nehmen ſey; aber da *ſibi velle* doch auch ſo viel, wie σκοπεῖν oder βούλεσθαι, heiſsen kann (z. B. *Caeſar b. Gall.* I. 44, 15), und *Bauer* nicht bloſs jene zwey Worte, *ſpectare*, *velle*, gebraucht, ſondern Mehreres zur Beſtätigung ſeiner Erklärung beyfügt, und *Valckenaers* Anmerkungen nicht Jedem zur Hand ſind: ſo würden wir entweder *Bauer* und *Valckenaer* gar nicht erwähnt, und die richtige Erklärung mit Berufung auf den erſten Scholiaſten und aus dem übrigen Gebrauche des Wortes angegeben, oder die Anmerkung *Bauers* vollſtändig mitgetheilt und widerlegt, *Valckenaers* Andeutung aber wiederholt, und weſſen ſie bedürftig war, näher beſtimmt haben. Er ſagt nämlich T. V. p. 289 *Schweigh.*: *Semel apud Thucydidem pro* βούλεται εἶναι *reperitur* φρονεῖ, *p.* 367, 5; εἶναι aber iſt ihm dort ungefähr daſſelbe, was λέγειν.

Die dritte Note bezieht ſich wahrſcheinlich auf die in den kritiſchen Anmerkungen erwähnte Meinung *Krügers*, daſs ἡμῶν beſſer ſey, als ὑμῶν, was auch *Reiske* meint; und da keiner von beiden einen Grund angiebt — *Reiske* ſagt: *utique* ἡμῶν *praeſtat, ſed* εἰσαγωγή *malim, h. e. noſtra ad paucos inductio, h. e. quod ad ſenatum adducti fuimus. Krüger:* ἡμῶν, *e ſolo Ar. enotatum, mihi quoque aptius videtur; non item* εἰσαγωγή — ſo glaubt auch der Herausg. wohl nichts weiter, als den Sinn der von den Handſchriften gefoderten Lesart zeigen zu müſſen, und zwar mit *Göllers* Worten, der alſo auch ὑμῶν billige. ἡμῶν

ist freylich etwas minder gewöhnlich, indem ἀγωγή dann passiv zu nehmen ist, und das Subject etwas leichter zu suppliren, als das Object, und darum mögen Jene ἡμῶν vorgezogen haben. Wir halten indessen auch an der Autorität der Handschriften, und vermissen nur die Anzeige eben dieses Festhaltens und etwa des Unterschiedes beider Lesarten.

Auffallend ist es, dass fast alle Handschriften, auch die Clarendon'sche, die von *Hudson*, und nach diesem von *Duker* und *Gottleber* ausdrücklich erwähnt, von dem Herausg. aber übergangen worden, ἐν ὀλίγῳ für ἑνὶ λόγῳ haben, und von *Krügers* Anmerkung hätte immer auch der Schluss aufgenommen werden können, wo auf eine Platonische Stelle, in der dieselbe Verwechselung vorkommt, hingewiesen ist. (Phaedon. 97 B. Noch passender zur Vergleichung war Civ. IV. 437 D., wo alle Handschriften ἐν ὀλίγῳ haben. Thucyd. VI. 34 (4) ist κατ' ὀλίγον in κατὰ λόγον verdorben.) Dass demungeachtet ἑνὶ λόγῳ das Rechte sey, was unter den Handschriften die Mosk. und 3 Par., unter den Ausgaben zuerst die von *Stephanus* zu geben scheinen, und auch der Scholiast, sowie *Valla*, vorfand, darin stimmen wir mit dem Herausg. *Krügern* und *Hemsterhuisen* bey, finden aber den Sinn dieser Worte nicht so einleuchtend, dass des Ersten *merito rejicit Hemsterh.*, oder das ἐν ὀλίγῳ *sententiae repugnat Hemsterhuisens* selbst, oder was der Herausg. zu ὑπολαμβάνοντες bemerkt, genügen könnte. Denn was Letztes betrifft, so folgt daraus, dass ὑπολαμβάνειν hier *erwiedern*, *einwerfen* heisst, was nicht bloss der Scholiast, sondern auch *Valla* und wohl die meisten Uebersetzer einsahen, weder, dass nicht λέγοντες zu ἑνὶ λόγῳ gedacht werden könne, wie ja auch *Krüger* und vielleicht der Herausg. selbst, als er die kritische Anmerkung schrieb, annahm — denn warum sollte nicht der, welcher seine Erwiederung in einer einzigen Rede vorträgt, ἑνὶ λόγῳ ὑπολαμβάνων heissen können? — noch auch, was ἑνὶ λόγῳ denn nun bedeute. Oder soll vielleicht jene Uebersetzung des Verbum, verbunden mit der Verwerfung dieses Supplements, sagen, dass der Dativ bey ὑπολαμβάνειν dasselbe gelte, was der bey *respondere*, also ἑνὶ λόγῳ dasselbe, was πρὸς ἕνα λόγον? Diess wäre aber nicht glaublicher, als dass *excipere*, welches für *respondere* steht, auch wie dieses den Dativ zu sich nehme, und Stellen, wie Plato Symp. 193. B.: μή μοι ὑπολάβῃ Ἐρυξίμαχος, bewiesen nichts. Doch vielleicht verband der Herausg. ἑνὶ λόγῳ gar nicht mit ὑπολαμβάνοντες, sondern mit κρίνετε, dachte zu μηδ' ὑμεῖς als Gegensatz die Gesandten, welchen Eine Rede vor dem Volke zu halten, nicht gestattet worden war, und fand in κρίνετε die Auffoderung, das Urtheil auszusprechen? Dann wäre zu übersetzen: *particulatim et ne vos quidem una oratione, qua nobis quoque interdicitis, utentes judicium facite*, und dagegen wäre vielleicht nichts zu erinnern. Wie hätte dann aber *Bloomfields* Supplement ohne Weiteres verworfen, und aus dem Irrthum über ὑπολαμβάνοντες hergeleitet werden können? Auch stimmt *Krügers* gebilligte Uebersetzung von κρίνετε nicht recht dazu. Hier fehlt also dem Commentare die Deutlichkeit. Auch das über *Bloomfields* Ansicht von κρίνετε Erwähnte, und der Zweck dieser Erwähnung will uns nicht einleuchten.

Die *Bloomfieldische* Erklärung von ἐπιτηδείως wird so mitgetheilt, dass man wohl sieht, sie schien dem Herausg. an dieser Stelle nicht die passendste. Warum spricht er sich aber nicht bestimmt darüber aus, und giebt der des *Portus*, welche auch die des *Valla* ist, den ihr gebührenden Vorzug? Wiewohl *commode* ohne den Zusatz nicht zu tadeln wäre.

Was das Citat zu ξύνεδροι betrifft, so hätte diese Stelle, nebst der in der Anmerkung dazu von dem Herausgeber angezeigten (V. 27), schon in der Einleitung zur Beglaubigung dieses Gesprächs, und der Ausdruck IV. 22, 1: οἵτινες λέγοντες καὶ ἀκούοντες περὶ ἑκάστου ξυμβήσονται κατὰ ἡσυχίαν ὅτι ἂν πείθωσιν ἀλλήλους, zur Erklärung von καθ' ἕκαστον γὰρ u. s. w. benutzt werden können.

Den Scholien möchte man fast den geschickten und glücklichen Fleiss missgönnen, mit dem unser Herausgeber sie bearbeitet, besser geordnet, hin und wieder vermehrt, oft emendirt, und, wo es nöthig war, erklärt hat, wenn sie nicht wegen des Lichtes, das sie über so viele dunkele Stellen des Geschichtschreibers verbreiten, allerdings auch eine sorgfältige Behandlung verdienten. Eins nur bedauern wir, dass Hr. *P.* nicht noch die Mühe der Vergleichung ihrer ersten Ausgaben übernommen, und dadurch seiner Arbeit eine festere Unterlage gegeben hat. Zu unserem Kapitel hätten wir Folgendes zu erinnern. Die Worte τοῦ λόγου, gleich zu Anfange des ersten Scholion, finden wir weder in der Baseler Ausgabe, noch irgendwo bey *Duker*, *Bauer* oder *Bekker*, und müssen sie als auch an sich unpassend verwerfen. Ἐναποτεινομένου scheint nichts, als ein Schreibfehler, und mehr noch durch sich selbst, als weil es in den Lexicis fehlt, verwerflich. Dass ὃ zu tilgen sey, ist nicht sowohl wegen des Textes, den ja der Scholiast anders gelesen haben könnte, als wegen des Zusammenhangs im Scholion selbst, glaublich. Wenn es gleich darauf heisst οἱ προεστῶτες, so führt diess auf das in der 8 Par. über καθήμενοι geschriebene προ, oder dieses Letzte verdankt jenem seine Entstehung. Auch ὑποπτεύσῃ hat in unserem Texte nichts ganz Entsprechendes. Ποιήσετε steht nicht bloss in der Augsb. Handschrift, sondern auch in der Bas. Ausgabe, und erst *Hudson*, dann *Duker* u. s. w. haben ποιήσατε.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

MÄRZ 1837.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Gerh. Fleischer: *Thucydidis de bello Peloponnesiaco libri octo. Ed. Ern. Frid. Poppo.* Pars II, Vol. I—IV. — Bey Ernst Fleischer: Pars III, Vol. I—III u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Ueber *Abresch*'s Conjectur ἐσσῆνας scheint uns *Bauer* nicht treffend geurtheilt zu haben. Verschroben wenigstens möchten wir das eine, klare, wenn auch sehr ungewöhnliche Wort, über welches Herodian περὶ μον. λέξ. p. 17, 6 *Dind.* zu vergleichen ist, nicht nennen, und der Stil oder Charakter dieser Scholien ist höchst verschieden. Aus ὀλίγους aber kann Ἕλληνας schwerlich entstanden seyn.

πς΄. [ΜΗΛ.] „Η μὲν ἐπιείκεια τοῦ διδάσκειν καθ' ἡσυχίαν ἀλλήλους οὐ ψέγεται· τὰ δὲ τοῦ πολέμου, παρόντα ἤδη, καὶ οὐ μέλλοντα, διαφέροντα αὐτοῦ φαίνεται. ὁρῶμεν γὰρ αὐτούς τε κριτὰς ἥκοντας ὑμᾶς τῶν λεχθησομένων, καὶ τὴν τελευτὴν ἐξ αὐτοῦ κατὰ τὸ εἰκὸς περιγενομένοις μὲν τῷ δικαίῳ, καὶ δι' αὐτὸ μὴ ἐνδοῦσι, πόλεμον ἡμῖν φέρουσαν, πεισθεῖσι δὲ δουλείαν."

πς΄. 10. Ἡ μὲν ἐπιείκεια τοῦ διδάσκειν καθ' ἡσυχ. — —] τῆς μὲν περὶ τοὺς λόγους εὐγνωμοσύνης οὐκ ἄν τις μέμψαιτο ὑμῖν· ἠρέμα γὰρ καὶ κατὰ σχολὴν ἀλλήλους ἀξιοῦτε πείθεσθαι· ἤδη δὲ πολεμοῦντες ἡμῖν οὐκέτι εὐγνωμονεῖτε, οὐδὲ ὅμοια οἷς λέγετε ποιεῖτε. κριταὶ γὰρ ἥκετε τῶν λόγων ὧν λέγετε αὐτοί· καὶ γνώριμον ἡμῖν τὸ τέλος ἐκ τῆς κρίσεως, ὅτι νικῶντες μὲν ὑμᾶς τοῖς δικαίοις, καὶ διὰ τοῦτο μὴ θέλοντες προσχωρεῖν, εἰς πόλεμον εὐθὺς καταστησόμεθα· πεισθέντες δὲ, ἴσως δικαιότερα ὑμῶν λεγόντων, δουλείαν καθ' αὐτῶν καταψηφιούμεθα. 2. Τῶν λεχθησομένων] ὑπό τε ὑμῶν καὶ ἡμῶν δηλονότι (λ. Αὐγ.). — 3. Καὶ τὴν τελ.] τῶν λόγων. (Αὐγ.) ἀπὸ κοινοῦ τὸ ὁρῶμεν ἡμῖν δηλονότι.

Cap. LXXXVI. Ἐπιείκεια. *m.* γρ. ἐπιεικέα. *Mox in* κριτάς *litera* $\overline{\tau}$ *a sec. man. in K.* [*ia* above] Περιγενομένοις *Aug. It. Vat. Vind. omnes libri ante Wass. collati et omnes Parr.* Περιγιγνομένοις *ex uno Gr. reposuit Wass., quod cum Abresch. merito rejecerunt Haack., Bekk., Goell.* Πεισθεῖσι δέ. Δέ *om. It. Vat. H.*

Cap. LXXXVI. a) *Adnotata ad verba Thucydidis.*

Ἡ — ἐπιείκεια τοῦ διδάσκειν. „*Aequitas, commoditas docendi, i. e. posita in eo, ut doceamus.* Ἐπιείκεια *hic est facilitas, commoditas, quasi civilitas obsequiosa.*" Bau.

Οὐ ψέγεται. „*I. e.* οὐ ψεκτέα ἐστί." Bau. *Ita Krueg. quoque, sed non apparet, quo jure. Rectius Bloomf.* ὑφ' ἡμῶν *supplens* ψέγεται *urbane pro* ψέγομεν *dictum esse vult.* „*Imitatur Dion. Arch. VII,* 28. p. 1375 ἡ ἰσομοιρία τῆς τύχης — οὐ ψέγεται." Krueg.

Τὰ δὲ τοῦ πολέμου. „*Pro* ὁ [δὲ] πόλεμος. — *Vid. Steph. Append. ad Script. al. de Dial. Att.* p. 178." Huds. *Cf. Duk. ad VIII,* 77. *Accuratius tamen Bloomf. these hostile manifestations seu measures. Cf. adnot. ad II,* 60. *III,* 59 *al.*

Διαφέροντα αὐτοῦ. „*Dionysius Hal. dicit genitivum* αὐτοῦ [*in quo soloecismum invenit*] *neque cum feminino* ἐπιείκεια *neque cum neutris* τὰ παρόντα *et* μέλλοντα *convenire, et, ut apta et congruens esset oratio, debuisse dici* διαφέροντα αὐτῆς, *nempe* τῆς ἐπιεικείας. *Fortassis Thucydides genitivum* αὐτοῦ *retulit ad* διδάσκειν." Duk. „*Perite vidit Duk.* αὐτοῦ *respicere ad* διδάσκειν· *nam quum* ἡ ἐπιείκεια τοῦ διδάσκειν *in re idem sit, ac si legeretur* τὸ ἐπιεικῶς διδάσκειν, *quis dubitet, recte quin procedat per synesin, cujus generis structuras jam habuimus. Sed et geminus fere locus est IV,* 105 πυνθανόμενος τὸν Θουκυδ. κτῆσίν τε ἔχειν τῶν χρυσείων μετάλλων ἐργασίας, καὶ ἀπ' αὐτοῦ δύνασθαι ἐν τοῖς πρώτοις. *Ubi non magis construi potest* αὐτοῦ *cum* κτῆσις, μέταλλα *aut* ἐργασία, *verum [si] migrare jusseris verbalia in sua verba* ἐργάσασθαι *et* κτᾶσθαι, *statim se prodit constructionis ratio.*" Abr. *At nec IV,* 105 *illa verba pro substantivis cogitanda, sed* αὐτοῦ *ad* ἔχειν κτῆσιν *refertur, nec hic* ἡ ἐπιείκεια τοῦ διδάσκειν *per synesin dicta sunt, sed* αὐτοῦ, *ad quod* πράγματος *Bloomf. subaudiri jubet, ad* τὸ διδάσκειν καθ' ἡσυχίαν *spectat. Ita Haack. Ceterum cf. I.* 1. p. 105 *sq.*

Ἐξ αὐτοῦ. „*Vix apparet, quo referas* αὐτοῦ, *nisi ad* λεχθησομένων· [*quod fieri nequit;*] *tamen et ad illa retuleris* κριτὰς ὑμᾶς ἥκοντας· *ergo* ἐξ αὐτοῦ, *nempe* ἐκ τοῦ ἥκειν ὑμᾶς κριτάς." Bau., *cui Haack. in ed.* 1 *fidem habuit, dubitantius nunc loquens. Rectius jam Abr., cui Goell. et Arn. suffragantur, rursus ad* τὸ διδάσκειν (καθ' ἡσ.) *respicere statuit.*

[Περιγενομένοις *etiam Ven. Laur. Sequi* ἐνδοῦσι *et* πεισθεῖσι, *et optimam esse sententiam si superiores fuerimus, docet Abr.*]

b) *Adnotata ad Scholia.*

Ad p. 421. v. 10. Ἡ μὲν —] τῆς — εὐγνωμοσύνης. *Genitivum posuit ut Thuc. VIII,* 109 — ἠρέμα *Aug. Vulgo et apud Bekk. male* ἡμέρα, *quod vel in* ἥμερα *mutatum non ido-*

neum esset. — ἀλλήλους — πείθεσθαι. Aug. πείθεσθαι ἀλλήλους ἀξιοῦτε. — γνώριμον Aug. Bekk. Vulgo mendose γνώρισμον. — ὑμῶν Aug. Vulgo invita sententia ἡμῶν. — καθ' αὑτῶν. Cass. Aug. καθ' ἑαυτῶν. Ita igitur edendum erat. Utrumque pro ἡμῶν αὐτῶν patet dictum esse.

In der Anmerkung zu *διαφέροντα αὐτοῦ* drückt sich der Vf. da, wo er die von *Abresch* angenommene Synesis verwirft, nicht genau aus, indem er sagt: *nec hic ἡ ἐπιείκεια τοῦ διδάσκειν per synesin dicta sunt*, denn dieses ist weder von *Abresch* behauptet worden, noch überhaupt denkbar, und verweist auch nicht passend auf seine Prolegomena, denn was dort gesagt ist, betrifft die wirkliche Synesis. In Ansehung des anderen *αὐτοῦ* und desjenigen, worauf es bezogen werden muss, sind wir mit dem Herausgeber einverstanden, halten aber die Angabe der Gründe für jene Beziehung um so mehr für nöthig, da auch das erste *αὐτοῦ* und das von dem Scholiasten nicht bestimmt gedeutete *γάρ* nach *ὁρῶμεν* und der Zusammenhang dieses Satzes mit dem vorigen darin die Erklärung findet, die man im Commentare vermisst. Der Krieg, sagen die Melier, den ihr uns bereits bringt, nicht erst von ferne zeigt, sieht anders aus, als das ruhige gegenseitige Belehren, das ihr antragt, dessen Billigkeit weder von uns, noch von irgend jemand getadelt wird. Denn was uns vor Augen liegt, ist, dass ihr nicht als Partey, sondern als Richter über das, was gesagt werden wird, gekommen seyd, so wie, dass aus jener vorgeschlagenen, billig scheinenden, gegenseitigen Belehrung das Endergebniss für uns, wenn wir das Recht auf unserer Seite gezeigt haben, nicht Frieden, sondern Krieg, wenn wir aber euch Recht geben, Knechtschaft seyn wird. Und Beides, dass eine Partey Richter ist, so wie, dass der Obsiegende noch immer nichts erreicht haben, und doch, wenn er nicht obsiegt, Alles verlieren soll, ist der Billigkeit entgegen. Ginge nun das erste *αὐτοῦ* bloss auf *διδάσκειν*, so würde gesagt, dass der Krieg, den sie bereits brächten, anders aussehe, als das ruhige Belehren, weil sie als Richter gekommen wären, und es mit dem Obsiegen die erwähnte Bewandniss hätte. Aber aus diesen beiden Umständen folgt nicht jenes, sondern das, dass der Krieg von etwas das Lob der Billigkeit Verdienendem sehr verschieden ist; und darum ist *Abresch's* Ergänzung richtig. Ginge aber das andere *αὐτοῦ* auf *κριτὰς ἥκοντας*, so würde der zweyte zum Beweise von *διαφέροντα αὐτοῦ φαίνεται* angeführte Umstand als eine Folge des ersten, also der Zeit nach später gedacht seyn, während doch das *τε* hinter *αὐτούς* ihn als einen zugleich mit dem ersten vor Augen liegenden und neben ihm bestehenden angekündigt hätte. Auch ist es natürlicher, dieselbe Form des Pronomens auf dasselbe zu beziehen, und aus ihm vielmehr als aus *λεχθησομένων* das zum Verständniss von *τελευτή* Nöthige zu ergänzen. Was sodann die Lesart *περιγιγνομένοις* betrifft, wofür die Neueren mit Recht *περιγεν.* zurückgeführt haben, so lässt uns der Herausg. zweifelhaft, ob nicht die Casseler, Dänische und Moskauer das Präsens haben. Aber aus *Dukers* V. L., wo *περιγιγν.*, wiewohl er es als das von *Wasse* vorgezogene auch im Texte hat, doch als abweichende Lesart aus der einzigen Grävischen angeführt, und von der Cass. und Dän., so wie von der 7ten Par., geschwiegen wird, kann man mit Sicherheit schliessen, dass *Dukers* Excerpte aus diesen allen keine Abweichung von der vor *Wasse* herrschenden Lesart gaben. Von der Moskauer dagegen, welche nach einem Texte verglichen wurde, in dem *περιγιγν.* stand, bleibt die Sache allerdings zweifelhaft.

Zu dem über die Scholien Gesagten bemerken wir Folgendes: *ἡμέρα* ist blosser Druckfehler bey *Duker*, der in die folgenden Ausgaben übergegangen ist. In der Bas. Ausg. und bey *Hudson* steht *ἠρεμα*, in der Augsb. aber *ἠρέμα*, was auch nicht falsch ist. *Γνώρισμον* ist Druckfehler bey *Hudson*: in der Bas. Ausg. und in *Dukers* Druckfehlerverzeichniss steht das Richtige. *Καθ' αὐτῶν* erscheint zuerst bey *Bauer*. *Duker* hat durch einen Druckfehler *καθ' αὐτῶν* für *κατ' αὐτῶν* der Früheren.

πζ'. ΑΘ. „Εἰ μὲν τοίνυν ὑπονοίας τῶν μελλόντων λογιούμενοι ἢ ἄλλο τι ξυνήκετε, ἢ ἐκ τῶν παρόντων καὶ ὧν ὁρᾶτε περὶ σωτηρίας βουλεύσοντες τῇ πόλει, παυοίμεθ' ἄν· εἰ δ' ἐπὶ τοῦτο, λέγοιμεν ἄν.

πζ'. 6. Εἰ μὲν τοίνυν ὑπονοίας τῶν μελλόντων — —] εἰ μὲν * ὑπονοήσαντες * περὶ τῶν μελλόντων ἔσεσθαι συνεληλύθατε, ἢ ἄλλο τι σκεψόμενοι, καὶ μὴ περὶ σωτηρίας τῆς δυνάμεως ἐκ τῶν παρόντων, ἡσυχίαν ἄγοιμεν ἄν· εἰ δὲ περὶ τοῦ δύνασθαι σωθῆναι συνεληλύθατε, λέγοιμεν ἄν. — 7. Ἢ ἄλλο τι] διαζευκτικὸς σύνδεσμος. — Ἢ ἐκ τῶν παρόντων] τὸ ἢ ἀντὶ τοῦ ἤπερ.

Cap. LXXXVII. *Εἰ μέν. Vat. H. οἱ μέν. Βουλεύσοντες. Cass. Aug. Pal. Vat. H. (in hoc tamen ον s. αν,) Reg. (G.) F. Dion. Hal. p. 908 male βουλεύσαντες. Ἐπὶ τοῦτο. „Ἐπὶ τούτῳ malit Sylburg." Huds. Cf. Ind. ad Xen. Cyr., item IV, 3. Λέγοιμεν ἄν. Ἂν ex corr. K.*

Cap. LXXXVII. a) *Adnotata ad verba Thucydidis.*

Τοίνυν. Usum exclamatorium, quem Hoogev. [de Part. p. 573] appellet, hic inveniri putat Bloomf., interpretatus well now, nay.

Ἄλλο τι ξυνήκετε ἤ. „Τὸ [δεύτερον] ἢ ἔστι μὲν ὡς παρέλκει, ἔστι δ' ὡς ἔῤῥωται· τὸ μὲν, ὅτι καὶ χωρὶς αὐτοῦ ὀρθοῖτ' ἂν ὁ λόγος, οἷον, ἢ ἄλλο τι ἐκ τῶν παρόντων· τὸ δὲ, ὅτι καὶ τὸ ἄλλο, λόγῳ τῶν διαφορικῶν, τοιαύτην ἐπιδέχοιτο σύνταξιν." ΔΟΥΚΑΣ. „Ἄλλο τι utrum jungas cum ξυνήκετε, an cum βουλεύσοντες, ad sensum non multum refert. Illud tamen praestat." Haack. in ed. 1. At neutrum recte fieri potest. Ante alterum ἤ Port. et Bau. μᾶλλον subaudiverunt. „Immo ad ἄλλο τι supple ποιήσοντες." Goell. Cui Haack. in ed. 2, Bloomf. Arn. merito assentiuntur. Vid. adnot. ad III, 85. Add. Krueg. de ἀλλ' ἤ p. 31. Ξυνήκειν h. l. propria conveniendi notione legi Abr. admonet; rarum

verbum esse adnotat Bloomf. Idem de locutione ἐκ τῶν παρόντων *iterum agit. Vid. adnot. ad IV*, 17.

[Βουλεύσοντες. *Etiam Ven.* βουλεύσαντες.]

Ἐπὶ τοῦτο. Ἐπὶ *ad consilium profectionis significandum non solum, ubi de re arcessenda ageretur, sed etiam, ubi haec notio cogitari non posset, conjungi, et ita praeter alia dicendi genera* ἐπὶ τοῦτο *aliquoties legi in Ind. Xen. Cyr. demonstravimus. Sic Thuc. I*, 59 τρέπονται ἐπὶ τὴν Μακεδονίαν, ἐφ' ὅπερ καὶ τὸ πρότερον ἐξεπέμποντο. *Cf. Jacob. ad Luci. Alex. c.* 53. *p.* 96. *Add.* „*Matth. Gr.* §. 586 *c.*" Krueg. *Quare Herod. V*, 45 *duorum optimorum librorum scripturam* ἐπ' ὅ *pro* ἐπ' ᾧ *Gaisf. et Baehr. male spreverunt.*

b) *Adnotata ad Scholia.*

Ad p. 422 v. 6. Εἰ μὲν —] — ὑπονοήσαντες. „*Lege* ὑπονοήσοντες." Goell.

Ad v. 7. Ἢ ἄλλο τι] διαζευκτ. σύνδ. *Ita Cass. Aug. Vulgo et apud Bekk. male* τὸ ἢ ἀντὶ τοῦ εἴπερ, *quae ex proximo Schol. vulgo omisso, nunc autem ex Cass. Aug. suppleto, orta sunt. Alterius Scholii caput debere esse* ἢ ἐκ τῶν παρόντων *et pro* εἴπερ *scribendum esse* ἤπερ *jam Abr. ostendit. Ac plane ita Cass. Aug.*

In der ersten Anmerkung läſst uns der Herausg. nicht wissen, was es mit dem *usus exclamatorius* der Partikel τοίνυν überhaupt auf sich habe, noch auch, was sie ihm hier zu bedeuten scheine, sondern nur ahnen, daſs er eine andere Bedeutung annehme. Uns gilt es *nun denn*, und wir setzen es in *Hoogeveens* vierte Classe, wo der *usus* συμπερασματικός, wie er ihn nennt, Statt findet. Bey Beurtheilung der verschiedenen Ergänzungen zu ἄλλο τι war zu bedenken, daſs sowohl III. 85 (4), als in den von *Duker* zu dieser citirten Stellen III. 39, 2 und 58, 5 zwischen ἄλλο und ἢ kein Verbum steht, mit welchem Erstes verbunden, und so die Ellipse umgangen werden kann, an unserer Stelle dagegen ξυνήκειν mit dem Accusativ gesetzt seyn kann, nicht weniger, als z. B. *Plat. Prot.* 310 *E.* ἥκειν in den Worten αὐτὰ ταῦτα καὶ νῦν ἥκω παρὰ σέ, oder *Xen. Hell. IV.* 5, 9 ἐρωτώμενοι, ὅτι ἥκοιεν, daſs also zur Begründung von *Krügers* Erklärung (denn dieser rieth zuerst, ποιήσοντες hinzuzudenken) etwas mehr gethan werden müſse. Wir folgen ihr wegen λογιούμενοι, und weil wir für jenen Accusativ, auſser τοῦτο, τι und ὅτι, kein anderes Beyspiel haben, ohne darum für ἄλλο die gleiche Deutung überhaupt unzuläſsig zu finden. Βουλεύσαντες hat nach *Duker* auch die Dänische Handschrift. In der Anmerkung zu ἐπὶ τοῦτο, in welcher vor *conjungi* die Worte *cum accusativo* ausgefallen zu seyn scheinen, hatten wir ein tieferes Eingehen in den Unterschied zwischen diesem und ἐπὶ τούτῳ um so mehr erwartet, da wir uns in der kritischen Anmerkung zu IV. 3, 2 und im Commentare zu I. 59, 2 auf diese Stelle verwiesen sahen.

In den Scholien hat der Herausg. mit Recht aus dem letzten fehlerhaften zwey richtige gemacht, aber nicht angegeben, daſs in dem zweyten die Worte τὸ ἢ in der Cass. und Augsb. fehlen, und von ihm aus der Vulgata beybehalten worden sind.

πή. ΜΗΛ. „Εἰκὸς μὲν καὶ ξυγγνώμη ἐν τῷ τοιῷδε καθεστῶτας ἐπὶ πολλὰ καὶ λέγοντας καὶ δοκοῦντας τρέπεσθαι· ἡ μέντοι ξύνοδος καὶ περὶ σωτηρίας ἥδε πάρεστι, καὶ ὁ λόγος, ᾧ προκαλεῖσθε τρόπῳ, εἰ δοκεῖ, γιγνέσθω."

πή. 10. Εἰκὸς μὲν καὶ ξυγγνώμη — —] εἰκὸς μὲν ἡμᾶς, ἐν τοιούτῳ καθεστῶτας, ἐπὶ πολλὰ καὶ * ἐπινοοῦντας * καὶ λέγοντας τρέπεσθαι· καὶ συγγινώσκετε ἡμῖν ὑποπτεύουσιν.

Cap. LXXXVIII. Ξυγγνώμη. *Cass. Pal. It. Vat. H. Reg. Lugd.* ξυγγνώμην, *sed H.* γρ. μη *s.* μην. Προκαλεῖσθε. *Reg.* (*G.*) *F. I.* προκαλεῖσθαι, *sed I.* ε *s.* αι. *Cod. Bas.* προσκαλεῖσθε. *El. Mosqu.* ἦ. Γιγνέσθω. *D.* γενέσθαι.

Cap. LXXXVIII. a) *Adnotata ad verba Thucydidis.*

[Ξυγγνώμη. *Etiam Aug. Cl. Ven.* ξυγγνώμην.]

Καθεστῶτας. *Sententiam generalem esse jam Port. vidit.*

Ἐπὶ πολλά. *Contraria haec sunt Atheniensium postulationi, qui de sola salute civitatis consultari voluerant. Minus recte igitur Bloomf. ita explicat, ut sit verborum et sententiarum licentiae aut copiae cuidam indulgere.*

Δοκοῦντας. „*Minus invidiosa voce sententiam exprimunt eandem, quam Athenienses verbo* ὑπονοεῖν." Krueg.

Καὶ περὶ σωτηρίας. „*Transposita est copula vel partitio* καί, *referenda ad* ξύνοδος· *subjecta enim hic distinguantur* ξύνοδος *et* ὁ λόγος, *non praedicata.*" Bau. *Cf. V*, 16 *adnot. Particulam potius ad totam rem* (πάρεστι περὶ σωτηρίας) *pertinere respondet Haack.*; *sed ne sic quidem ordo verborum usitatus sit. Aliter Dukas:* προστιθεὶς ὁ Μήλιος τὸν καὶ οὐ παντάπασιν ἀποποιεῖται τὸ δίκαιον, ὃ Ἀθηναῖοι ἑκόντες οὐ δέχονται."

b) *Adnotata ad Scholia.*

Ad p. 422. v. 10. Εἰκὸς μὲν —] — μὲν ἡμᾶς. *Μέν ex Aug. accessit, ubi male* ὑμᾶς. — ἐπινοοῦντας. *Cass. Aug.* ὑπονοοῦντας, *quod recipiendum. Vid. ad verb. Thuc.* — καὶ συγγινώσκετε *Cass. Aug. Perperam vulg. et Bekk.* καὶ οὐ συγγιν. *Respondere haec Thucydideo* καὶ ξυγγνώμη *patet.*

Ad v. 12. „*Ad hunc versum Aug. Schol. addit:* τὸ ἑξῆς, δικαίως ἀρχόμεν." Bau. *Sunt verba c.* 89.

Bey ξυγγνώμη war auf Stephanus treffliche Erläuterung im *Thesaurus* T. I. p. 1862 zu verweisen. In dem über ἐπὶ πολλά Gesagten leuchtet uns das *igitur* nicht ein. Warum sollte der von den Athenern gefoderten Beschränkung der Reden und Gedanken auf das zur Erhaltung des melischen Staates unter den obwaltenden Umständen Förderliche nicht das freyere Herumschweifen beider entgegengesetzt werden können? Oder was heiſst ἐπὶ πολλὰ καὶ λέγοντας καὶ δοκοῦντας τρέπεσθαι anders, als seinen Reden und Gedanken nicht Eins, sondern Vieles, Dieses und Jenes, zum Gegenstande geben, also eine gewisse Freyheit und Mannichfaltigkeit gestatten? Doch wir

haben des Engländers eigene Worte nicht vor uns, und wollen alſo ſeine Erklärung nicht unbedingt gut heiſsen. *Καί* nach *ξύνοδος* ſcheint der Herausg. mit *Bauer* für verſetzt zu halten, ohne ſich deutlich zu erklären. Von *Bauers* Worten ſind die letzten, *aut materia, de qua agatur*, weggelaſſen. Zu V. 16 (1), wo es von Nicias heiſst: *βουλόμενος — πόνων πεπαῦσθαι καὶ αὐτὸς καὶ τοὺς πολίτας παῦσαι*, findet man eine ähnliche Anmerkung *Bauers* (auch mit Weglaſſung des Schluſſes) des Inhalts, daſs eine Verſetzung Statt finde, und eigentlich ſtehen ſolle *αὐτός τε πεπαῦσθαι τῶν πόνων καὶ τοὺς πολίτας παῦσαι*, dann des Herausg. Zuſatz, daſſelbe ſey von *οὔτε — οὔτε* V. 7, von *τὲ — τέ* öfters zu bemerken geweſen, und das erſte *καί* ſey IV. 105, V. 61, VI. 65 alſo verſetzt. V. 7 (5) ſteht *καὶ γὰρ οὐδὲ ἐφαίνετο οὔτ' ἐπὶ τοῦ τείχους οὐδεὶς, οὔτε κατὰ πύλας ἐξῄει* und der Herausgeber ſagt dabey: *in ἐφαίνετο οὔτ' ἐπὶ τοῦ τείχους ita orſus, ut ſi in altero membro novum verbum non additurus eſſet, poſito ἐξῄει ordinem verborum inſtitutum ſervavit, quod in τέ ſaepe fit, in καί infra c.* 16. Sonach wäre eigentlich nichts verſetzt, ſondern etwas Anderes, als man erwartete, hinzugeſetzt, und nicht *Hyperbata*, wie der Herausg. *Proleg.* T. I. S. 300 f. die Stellen nennt, wo *τε* ſich ſo findet, ſondern *Anacolutha* müſsten alle ſolche Sätze genannt werden. Wir ſind dieſer Meinung, und erkennen insbeſondere an Stellen, wie die unſerige, ein Streben nach Kürze, als den Grund der Anakoluthie. Nachdem die Melier ihre letzte den Athenern als ungehörig erſchienene Aeuſserung gerechtfertigt haben, geben ſie die von jenen geſtellten Bedingungen und an die bevorſtehende Unterhandlung gemachten Anfoderungen zu: Unſere gegenwärtige Zuſammenkunſt hat allerdings eben ſo wohl den von euch gefoderten Zweck: ſie findet um unſerer Erhaltung willen Statt, als ſie ſich der von euch vorgeſchlagenen Weiſe fügt: die Mittheilung mag in der euch beliebenden Form erfolgen. Dieſen aus zwey Doppelgliedern beſtehenden Satz verkürzt Thucydides durch Vereinfachung der Glieder, und drückt ſich ſo aus, wie wenn wir ſagten: Dieſe Zuſammenkunſt findet nicht nur um unſerer Erhaltung willen Statt, ſondern auch die Mittheilung mag in der euch beliebenden Form erfolgen. Auf gleiche Weiſe verhalten ſich die drey anderen Stellen: IV. 105 (1): *Βρασίδας δεδιὼς καὶ τὴν ἀπὸ τῆς Θάσου τῶν νεῶν βοήθειαν καὶ πυνθανόμενος τὸν Θουκυδίδην κτῆσίν τε ἔχειν — καὶ ἀπ' αὐτοῦ δύνασθαι ἐν τοῖς πρώτοις.* Fürchtend nicht nur die Seehülfe von Thaſos her, ſondern auch von Thucydides Beſitzungen hörend (ſtatt: ſondern auch die auf jene Beſitzungen, von denen er hörte, gegründete Macht des Thucydides). V. 61 (2): *ὅτι οὐκ ὀρθῶς αἱ σπονδαὶ ἄνευ τῶν ἄλλων ξυμμάχων καὶ γένοιντο, καὶ νῦν (ἐν καιρῷ γὰρ παρεῖναι σφεῖς) ἅπτεσθαι χρῆναι τοῦ πολέμου.* Die Athener ſtellten vor, daſs der Waffenſtillſtand ohne die übrigen Bundesgenoſſen mit Unrecht nicht nur geſchloſſen wäre, ſondern auch (mit Unrecht jetzt noch gehalten werden würde, und) jetzt, wo ſie zu gelegener Zeit gekommen wären, der Krieg begonnen werden müſſe. VI. 65 (1): *ἐπεὶ δὲ ἕτοιμα αὐτοῖς καὶ τὰ τῆς παρασκευῆς ἦν, καὶ αἱ ἡμέραι, ἐν αἷς ξυνέθεντο ἥξειν, ἐγγὺς ἦσαν.* Bereit war ihnen nicht nur das auf die Ausrüſtung Bezügliche, ſondern auch (das auf die Zeit, wo ſie aufbrechen muſsten, und) die Tage, wo ſie zu erſcheinen verſprochen hatten, waren nahe. Doch iſt hier in *ἕτοιμα* ſchon mehr ausſchlieſsende Rückſicht auf das Subject des erſten Gliedes genommen. Gleichwohl ſcheint dieſelbe Erklärung auch hier anwendbar, oder es muſs eine andere, ſey es aus der Natur des Gedachten, oder aus rhetoriſchen Gründen, hergeleitet werden. Denn wie hätte ſich ſonſt der Schriftſteller ſo ausdrücken mögen? Mit der Annahme einer bloſsen Verſetzung aber iſt nichts gewonnen. Wie *Haacke καί* nahm, wird man aus ſeiner Anmerkung beſſer, als aus des Herausg. Relation, erkennen. Er ſagt: *particula καί non tranſpoſita eſt, cum proprie ad totam rem (πάρεστι περὶ σωτηρίας) potius, quum ad ξύνοδος, quod oppoſitum eſt τῷ λόγῳ, pertineat. Sic duas concedunt res: καὶ πάρεστι περὶ σωτηρίας ἡ ξύνοδος ἥδε, καὶ ὁ λόγος — γιγνέσθω.* Auch *Dukas* Meinung wird nicht allen Leſern verſtändlich ſeyn. Offenbar galt ihm *καί* ſo viel als *auch*, und vermuthlich ſchienen ihm die Melier hiemit den Rechtspunct, von dem die Athener nichts wiſſen wollten, wenigſtens zum Theil feſtzuhalten. Allein dieſes Punctes gedenken die Athener erſt in ihrer folgenden Rede, was die Melier nicht vorherwiſſen, und alſo auch nicht mit dieſem *καί* zu verſtehen geben konnten.

In den Scholien ſteht das falſche *ὑμᾶς*, ſo wie das richtige *ὑπονοοῦντας* ſchon in der Baſ. Ausgabe. *Ἡμᾶς* und *ἐπινοοῦντας* ſcheint von Stephanus herzurühren. Die letzte Anmerkung enthält eine Vermehrung der Scholien zum folgenden Kapitel, und wäre alſo dort mehr an ihrem Platze.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

MÄRZ 1837.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Gerhard Fleiſcher: *Thucydidis de bello Peloponneſiaco libri octo.* Ed. *Ern. Frid. Poppo.* Pars II, Vol. I — IV. — Bey Ernſt Fleiſcher: Pars III, Vol. I — III u. ſ. w.

(Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.)

Das 89 Kapitel endlich (hier bitten wir den Leſer, ſeinen Thucydides zur Hand zu nehmen) hat zwey dunkle Stellen, die uns Hr. *P.* nicht genug aufgeklärt zu haben ſcheint. Die eine iſt da, wo die Athener ſagen, die Melier möchten kein Gewicht darauf legen, daſs ſie als Coloniſten der Lacedämonier nicht mit zu Felde gezogen wären. Hier fragt ſich's, was zu οὐ ξυνεστρατεύσατε gedacht werden müſſe, αὐτοῖς (Λακεδαιμονίοις) oder ἡμῖν. Ein Scholion der Augsb. Handſchrift entſcheidet ſich für das Erſte, eben ſo *Bauer*, der die Ergänzung des Pronomen aus dem Nomen in einem verſchiedenen Caſus Thucydideiſch findet, und *Haacke*, der auf II. 9 und III. 91 verweiſt. Der Herausg. ſagt dazu, daſs *Haacke* auch V. 84 hätte citiren können, daſs aber aus allem dieſem nicht folge, daſs *Portus* Erklärung *vos nobiscum non militaſſe* falſch ſey, und daſs *Bloomfield* in der Ueberſetzung ſich an die letzte, in der Ausgabe an die andere gehalten habe. Er ſelbſt entſcheidet ſich alſo für keine von beiden. Aber gerade die von *Haacke* angezogenen Stellen ſprechen für *Portus* Erklärung. Denn II. 9, 4 heiſst es, daſs in der ξυμμαχίᾳ der Athener auch alle Cycladen geweſen ſeyen, πλὴν Μήλου καὶ Θήρας, und III. 91, 2 wird von den Meliern geſagt, ſie hätten nicht wollen ἐς τὸ Ἀθηναίων ξυμμαχικὸν ἰέναι, das heiſst, αὐτοῖς ξυστρατεύειν. Dazu kommt, daſs nach der anderen Erklärung die Worte ſchon eine Art Verdienſt der Melier um die Athener bezeichnen würden, während ſie nach jener bloſs die Rechtmäſsigkeit ihres Zuhauſebleibens andeuten, und ſo den richtigeren Gegenſatz zu der von den Athenern wegen Beſiegung der Perſer in Anſpruch zu nehmenden Rechtmäſsigkeit der Herrſchaft oder des Heerbannes bilden. Die andere, gröſsere Dunkelheit liegt in den Worten τὰ δυνατὰ δ' ἐξ ὧν ἑκάτεροι ἀληθῶς φρονοῦμεν διαπράσσεσθαι. Der Herausgeber verbindet ἐξ ὧν — φρονοῦμεν mit δυνατά, und überſetzt zum Theile nach *Heilmann: ſondern daſs ihr das erſtreben möget, was nach Maſsgabe unſerer beiden Geſinnung möglich und thunlich ſeyn wird.* Hier iſt dunkel, wie die Geſinnung der Athener nicht nur, ſondern auch der Melier, das Maſs des Möglichen angeben ſoll, und ἀληθῶς iſt nicht berückſichtigt. Auch ſcheint es, als nehme der Herausg. nicht ἡμᾶς, wie im Commentare geſchrieben ſteht, ſondern ὑμᾶς aus dem Vorhergehenden als das zu διαπράσσεσθαι zu denkende Subject. Was der Commentar noch auſserdem enthält, die Ueberſetzung des *Portus*, mit der gegründeten Ausſtellung, daſs διαπράσσεσθαι hier nicht paſſiv geſagt ſey, die weniger gegründete Verwunderung über *Abreſch*, der dieſes oder die Verbindung des Infinitivus mit ἀξιοῦμεν und ἐπισταμένους überſehen, und die Ordnung der Wörter verkehrt habe, die Mittheilungen über *Bloomfields*, *Arnolds*, *H. Müllers* Anſichten, das Alles dient nicht zu der gewünſchten Aufklärung. Aus dem vorhergegangenen negativen Theile des Satzes, worin ausgeſprochen iſt, welcher Erwähnungen ſich beide Parteyen enthalten ſollen, ſo wie aus dem auf Beide gehenden φρονοῦμεν, und daraus, daſs die eine, wie die andere, als dasjenige, was die Begründung des hier Ausgeſprochenen enthält, wohl wiſſend aufgeſtellt wird in ἐπισταμένους πρὸς εἰδότας, ſcheint zu erhellen, daſs zu διαπράσσεσθαι weder ὑμᾶς, noch ἡμᾶς, ſondern ἑκατέρους oder ἡμᾶς mit gleicher Bedeutung, und ſo, daſs das Medium die Gegenſeitigkeit anzeigt, als Subject gedacht werden müſſe. Sodann, da die Erwähnung des Rechtspunctes darum verbeten wird, weil es nichts Ueberzeugendes habe, alſo der Realität ermangele, entweder an ſich oder in ihrer beiderſeitigen Meinung, ſo iſt es entſprechend, daſs als Grundlage für das geſoderte Zuſtandebringen, was eben auf jener Baſis nicht Statt finde, etwas Anderes von entgegengeſetzter Beſchaffenheit angegeben werde, welches der Fall wird, wenn wir ἐξ ὧν ἑκάτεροι ἀληθῶς φρονοῦμεν mit διαπράσσεσθαι verbinden, ſo nämlich, daſs dieſes Letzte, das διαπράσσεσθαι, als aus jenem Erſten, ἃ φρονοῦμεν, hervorgehend zu denken iſt, wo dann auch τὰ δυνατὰ von jedem Zuſatze befreyt, eben ſo abſolut, wie nachher in δυνατὰ πράσσουσι und ξυγχωροῦσι daſteht. Auf dieſelbe Weiſe conſtruirte Dionyſius, den der Herausg. hier übergangen hat, nur daſs dieſer ἀληθῶς φρονοῦμεν ſelbſt fälſchlich auf das ἀδικεῖν und ἀδικεῖσθαι bezog, während das Object dazu προέχειν und ἀσθενῆ εἶναι iſt. Dieſes Denken heiſst den Athenern hier ἀληθῶς φρονεῖν, entweder, weil es der Wahrheit gemäſses, oder wirklich Statt findendes, nicht vorgegebenes Denken ſey, mit derſelben Doppelſinnigkeit, die wir in dem Nichtüberzeugenden, Nichtrealen des Rechtspunctes angenommen haben, und von dieſem der Wahrheit

entſprechenden oder in der That Statt findenden Bewuſstſeyn ausgehend, ſagen ſie, ſollen ſie Beide das Mögliche unter einander zu Stande bringen, die Athener fodern und durchſetzen, die Meier einräumen und zugeben, was ihrem beiderſeitigen Können angemeſſen iſt.

Cr.

Stuttgart, in der Metzler'ſchen Buchhandlung: *Sophokles Werke.* Erſtes und zweytes Bändchen. *König Oedipus und Antigone*, im Versmaſse der Urſchrift überſetzt von Dr. *Johannes Minckwitz* zu Leipzig. 1835. 279 S. 8. (12 gr.)

Auch unter dem Titel:

Griechiſche Dichter, in neuen metriſchen Ueberſetzungen von *G. L. F. Tafel*, *C. N. Oſiander* und *G. Schwab.* 7tes und 8tes Bändchen.

Es iſt in der neueſten Zeit unſtreitig viel für Sophokles geſchehen; und wenn auch nicht alle Verſuche ſeiner Verdeutſchung, wie wir ſie von *Thudichum*, *Liscovius*, *Stäger*, *Wex* beſitzen, gelungen ſind, oder ihre Vorgänger, unter welchen noch immer *Solger* eine ehrenvolle Stelle einnimmt, überbieten: ſo hat doch faſt jede neue Ueberſetzung wenigſtens einzelne gelungenere Stellen, welche der Nachfolger beachten, und dadurch ſein eigenes Werk zu höherer Vollkommenheit bringen kann. Dieſe Vorausſetzung hat ſich bey der Ueberſetzung des Hn. *M.* beſtätigt gefunden, indem wir ſeiner Arbeit ohne Bedenken den Preis vor den bisherigen Ueberſetzungen des Sophokles zuerkennen, und ihn dringend auffodern, mit gleicher Umſicht und Beharrlichkeit an dieſem Werke fortzuarbeiten, damit wir endlich einmal wieder eine vollſtändige Verdeutſchung des Sophokles erhalten, da die bisherigen Verſuche ſich theils nur auf eine oder die andere Tragödie beſchränkten, theils nach langjährigem Zögern doch unvollendet geblieben ſind. Hr. *M.* hat ſich die ſchwere Aufgabe geſtellt, nicht allein Sinn und Gedanken des Originals getreu wiederzugeben, ſondern auch im Versbaue ſich dergeſtalt an Sophokles anzuſchlieſsen, daſs er (Vorr. z. Antig. S. 121) ſeine Verſe Sylbe für Sylbe nachbildet, ein Verfahren, welches *F. A. Wolf* ſchon bey Homer in Anwendung zu bringen rieth. Freylich wird die Arbeit dadurch auſserordentlich erſchwert, aber auch, wenn unſerer Mutterſprache dabey kein Zwang geſchieht, um ſo verdienſtlicher. Faſt durchgängig ſind die Trimeter des Hn. *M.* wohlklingend und gefällig; z. B. S. 177 Ant. 527 ff.:

Kreon.	O Schlange, die du dich im Haus einniſteteſt, Mir ſtill am Leben ſaugend (der ich unbewuſst Der Furien zweye nährte zu des Thrones Sturz), Sprich, ſage mir, bekennſt du am Begräbniſswerk Dich ſchuldig, oder leugneſt du Mitwiſſenſchaft?
Ism.	Ich hab's begangen, wenn es Sie beſtätiget, Und gleichen Antheil trag' ich als Mitſchuldige.
Ant.	Das läſst die Wahrheit nimmermehr geſchehn, da du Nicht Luſt bezeigteſt und ich ſelbſt es dir verwehrt.
Ism.	Doch bey dem Schiffbruch deiner Noth erröth' ich nicht, Mich frey dir anzutragen als Mitleidende.
Ant.	Vom Thäter zeuget Hades und die Unterwelt, Und keine Freundin wünſch' ich, die mit Worten liebt.
Ism.	Doch raub', o Schweſter! dieſen Ruhm mir nicht, und laſs Mit dir mich ſterben als des Todten Sühnerin.
Ant.	Nicht ſollſt du mit mir ſterben, noch, was nicht du thatſt, Aneignen wollen. G'nügen wird's, trifft mich der Tod.
Ism.	Wie bleibt das Leben ohne dich mir wünſchenswerth?
Ant.	Befrage Kreon, jenen, den du ſo vertrittſt.
Ism.	Was ſprichſt du kränkend, ohne daſs Gewinn du haſt?
Ant.	Weil's doch mich ſchmerzt, wenn Spottes werth du mir erſcheinſt.
Ism.	Worin noch aber könnt' ich jetzt dir nützlich ſeyn?
Ant.	Dich ſelbſt errette. Gern entronnen ſeh' ich dich.

Dieſe kleine Stelle mag als Bild des Ganzen dienen. Wie wir hier V. 528: *am Leben ſaugend*, nicht für deutſch, V. 532 die Wortſtellung: *wenn es ſie beſtätiget*, für undeutlich, V. 543 die Zuſammenziehung des Wortes *gnügen* für bedenklich halten, V. 543 die Auslaſſung des im Originale liegenden *dir* (μήϑ' ἃ μὴ ᾿ϑιγες ποιοῦ σεαυτῆς), und V. 545 die Ueberſetzung des τοῦδε γὰρ σὺ κηδεμών durch *den du ſo vertrittſt* nicht billigen können, ſowie uns auch V. 547 den Gedanken des Originals nicht vollſtändig wiederzugeben, und V. 548 zu proſaiſch ausgedrückt ſcheint: ſo bleiben dieſs doch gegen den vortheilhaften Eindruck, welchen die ganze Stelle machen muſs, nur kleine Mängel, und ſelbſt die beſſeren unter den vorhandenen Ueberſetzungen der Antigone bieten bey Weitem mehr Ausſtellungen dar; auch werden ſich die hier von uns angedeuteten Flecken bey einer, gewiſs nöthig werdenden neuen Ueberarbeitung leicht ausmerzen laſſen. Darauf nur wollen wir Hn. *M.* noch aufmerkſam machen, daſs er ſich bemühen möge, diejenigen Sylben, auf welchen der hauptſächliche Nachdruck liegt, auch immer an die ihnen gebührende Stelle im Verſe zu ſetzen, wogegen z. B. Ant. 171 (S. 160):

> An einem Tag *um*kamen, ſchlagend und zugleich —

in dem Worte *umkamen* gefehlt iſt. Es bleibt uns noch übrig, unſerer empfehlenden Beurtheilung auch eine Probe der *M.*'ſchen Bearbeitung der Chorgeſänge beyzufügen, zu welchem Behufe wir V. 333 ff. ausheben:

Erſte Strophe.

Viele der Wunder ſind, doch kein
wundervolleres, als der Menſch,
der auch über das graue Meer
bey dem ſtürmiſchen Süd hinaus
zieht, rings vom wechſelnden Aufruhr
des Wogenſchwalls umbrauſt!
Der Götter höchſte, welche nie ſtirbt,
nie ſich erſchöpfet, die Erde zermalmet er,
kreiſenden Pfluges den Boden von Jahr zu Jahr durch
Kraft der Roſſe pflügend.

Erſte Gegenſtrophe.

Liſtig umgarnend fängt er weg
leichthinflatternder Vögel Schwarm,
und wildſchweifender Thiere Schaar,
und im Meere das Seegeſchlecht
durch ausgeworfenes Netzgarn,
der hochverſtänd'ge Menſch:

es zähmet seine Kunst in Wildnifs
wandelnde Thiere des Felds und den mähnigen
Nacken des kräftigen Rosses, und fesselt den niemals
müden Stier der Berghöh'n.

Zweyte Strophe.

Er eignete Sprache sich an,
des Geistes erhabenen Flug,
Kraft, Staaten Gesetz zu verleih'n;
des unholden Reifs thauig und regenschwer
Geschofs weifs zu flieh'n stets er Rath;
es findet ohne Rath ihn nie
das Künft'ge; blofs vor dem Tod
wird er keine Flucht erspäh'n;
doch Bann der schwersten Seuchen fand
seine Weisheit.

Zweyte Gegenstrophe.

Begabt mit erfindendem Geist,
bis in das Undenkliche klug,
neigt bald er zum Bösen sich, bald
zur Rechtschaffenheit, folgt dem Gesetz des Lands,
und hält Götterschwur, hoch im Staat;
den Tugendlosen hafst der Staat
zum Lohn der Standhaftigkeit;
weder soll an meinem Herd,
noch Eines Sinns seyn mit mir
solcher Frevler!

In keiner der übrigen, vor uns liegenden Uebersetzungen ist dieser Chorgesang so gelungen verdeutscht. Wir sehen der Fortsetzung dieser verdienstlichen Arbeit mit Verlangen entgegen.

a.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) STUTTGART, in d. Metzler'schen Buchhandlung: *Virgils Werke*, im Versmafse der Urschrift übersetzt. Erste Abtheilung: *Aeneis*, übersetzt von Dr. *Ludwig Neuffer*, evangel. Stadtpfarrer an der Münsterkirche zu Ulm. 1830. 474 S. 16. (1 Thlr.)

2) RIGA u. DORPAT, in Frantzens Buchhandlung: *Die Aeneide des Publius Virgilius Maro*, verdeutscht von Dr. *Wilh. Georg Krüger*. 1835. VI u. 298 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Eine neue Uebersetzung der Werke Virgils ist durchaus keine unnöthige und unnütze Arbeit. So grofse Verdienste auch *Vofs* um die Verdeutschung der alten Classiker hat: so gestand er doch selbst im Jahre 1820 dem Rec., dafs unter seinen Arbeiten in dem erwähnten Fache seine Uebersetzung dieses Dichters die meisten Mängel an sich tragen möge. Es rührt diefs, nach unserer Ueberzeugung, von der Beschaffenheit des Originals her, welchem die edle Ungezwungenheit Homers abgeht. Der Uebersetzer mag sich abmühen, wie er will; auch seine Arbeit, wenn sie treu ausfallen soll, wird die Spuren jener, bey vielen Vorzügen doch oft eine gezwungene Nachahmung nur schlecht verhüllenden Schreibart nicht ganz verwischen können. So erging es unserem *Vofs*, und die beiden, mit ihm in die Schranken getretenen Rivalen haben diese Klippe noch weit weniger vermeiden können, als der kundige Vorgänger. Mit diesen Worten hat die Kritik ihr Urtheil über die zwey angeführten Schriften gesprochen; da sie aber unter sich in mancher Hinsicht verschieden sind: so scheint es uns angemessen, beide Werke in aller Kürze näher zu charakterisiren.

Die Arbeit No. 1 rührt von einem Manne her, der sich schon öfter auf diesem Felde versucht hat, und dem die Bildung des deutschen Hexameters nicht fremd ist. Daher bewegen sich auch seine Verse viel leichter und ansprechender, als die des Vfs. von Nr. 2, dem die heroische Versgattung nichts weniger, als geläufig ist. So läfst er den König Latinus (XII, 32—42) also sprechen (Nr. 2. S. 273):

Welch ein Geschick seitdem und welch ein Krieg mich verfolget,
Turnus, du siehst's, und vor allen du selbst, welche Mühen du duldest.
In zwey grofsen Schlachten besiegt, behaupten sich kaum noch
Mit der Stadt uns're Hoffnungen; warm vom lateinischen Blute 35
Fluthet der Thybris, und weifs von Gebein sind fernhin die Eb'nen.
Das erwäg' ich so oft? Wie wechseln so wirr die Gedanken?
Ist mein Turnus dahin, so erneu're sogleich ich das Bündnifs:
Warum, so lang' er lebt, würd' ich lieber den Hader nicht enden?
Was wohl sagten die Rutuler mir, unsers Blutes Verwandte? 40
Ganz Italien, was? Wenn ich dich (o dafs nimmer es wahr werd'!)
In den Tod dich verrieth, der mein Eidam zu werden sich opfert'?

Wie Hr. *K.* den wahrhaft abscheulichen V. 35 gemessen habe, ist uns bey wiederholter Untersuchung eben so wenig klar geworden, als wohin er die Cäsur in V. 66:

Ueberfliegt ihr das Antlitz, heifs durchbebet die Schaam sie —

gelegt haben will. In der angeführten Probe läfst sich nur V. 32 billigen, indem der 36ste durch die Missform *Thybris* entstellt ist. Etwas gefälliger lautet die Stelle in Nr. 1 (S. 363):

Was für Schicksal indefs, was, Turnus, für Krieg mich verfolge,
Siehest du, und wie vor allen du selbst Mühsale geduldet.
Zweymal in Schlachten besiegt, beschützen Italia's Hoffnung
Wir noch kaum durch die Stadt, noch ist die Tiber von unserm
Blute warm, und weifs von Gebein die weiten Gefilde.
Wohin wank' ich so oft? Was ändert den Geist für ein Wahnsinn?
Wenn ich den Bund zu erneu'n nach Turnus Tode bereit bin,
Warum end' ich, so lang' er noch lebt, nicht lieber die Kämpfe?
Was urtheilten die Rutuler Blutsfreund' und das gesamte 40
Italerland, wenn ich dich (das Schicksal wende den Ausspruch!)
Opferte, während die Tochter du suchst und unsre Vermählung?

Von Vollendung sind auch diese Verse noch weit entfernt, da selbst der beste Vorleser nicht im Stande ist, Härten, wie den Dactylus „*Zweymal in*" (V. 34) zu überwinden, oder einem Hexameter, wie V. 40, dichterischen Schwung zu geben. Hatten wir in der Probe aus Nr. 1 einen verfehlten Dactylus zu tadeln: so finden sich deren freylich in Nr. 2 mindestens fünf.

nämlich V. 33 (*felbft welche*), V. 35 (*Stadt unfre*), V. 39 (*lebt würd' ich*), V. 40 (*mir unfers*), V. 42 (*rieth der mein*). Aehnlich ift das Verhältnifs durch das ganze Buch; denn in Nr. 1 lieft man z. B. wieder V. 44 „*Vaters der* (= welcher)", und fehr häufig die Endfylbe *ung* in der Mitte des Dactylus, wie V. 57 „*Achtung noch*", V. 58 „*Hoffnung mir*", V. 73 „*Ahnung o*" u. f. f.; in Nr. 2 dagegen V. 55 *Weint' und als*, V. 56 *bey diefer*, V. 60 *fleh' ich*, *lafs*, V. 36 *Leben nicht*, V. 68 *färbt oder*, V. 78 *nicht gegen* u. dgl. m. Im Gebrauche des Wortes *Turnus* fchwanken beide Ueberfetzer, z. B. Nr. 2 XII, 33: *Turnus, du;* V. 38: *Turnus, da;* V. 56: *Turnus* (als Spond.); V. 62: *Turnus fie* u. f. w.; nicht beffer Nr. 1 daf. V. 32: *Turnus für*, V. 38: *Turnus* (als Spond.); V. 56 eben fo; V. 62: *Turnus fie.* Diefe Ausftellungen beziehen fich aber noch nicht auf das Hauptgebrechen beider Arbeiten, welches darin befteht, dafs die Vff. mit den Trochäen viel zu freygebig gewefen find. Schon in den oben mitgetheilten Proben ift ein folcher in Nr. 2 V. 34 (*grofsen*) an der Stelle eines Spondeus, und in der nächften Umgebung lefen wir V. 43:

> Achte die wechfelnden Fälle des *Kriegs be*denke den grauen,

Ferner V. 45, 46 und 47:

> *Nicht be*weget den *Unge*ftüm des Turnus die Rede:
> Mehr nur empöret er *fich*, *der* Heiltrank fchärfet die Wund' ihm.
> *Als er* endlich die Sprache gewann, da redet er alfo.

V. 50:

> Wir auch, *Vater*, fchwingen Gefchofs mit der Hand u. f. w.

Aehnliches findet fich V. 57, 59, 60, 63 u. f. f. Leider ift das Verhältnifs in No. 1 nicht beffer. In der mitgetheilten Probe finden wir Trochäen an der Stelle von Spondeen XII, 34 (*befiegt be*fchützen), V. 35 (*ift die*), V. 36 (*Blute — Gebein die*). Bald darauf begegnet uns derfelbe Fehler V. 46:

> *Umge*lenkt, mehr tobt er nur auf und erkrankt durch die Heilung;

V. 48:

> Jene Beforgnifs um mich, o *Befter*, welche du hegeft;

V. 51:

> *Schwachen* Stahl, wo wir auch ver*wunden*, folget das Blut nach.

Defsgleichen XII, 53. 54. 57. 58. 59. 60. 61. 64. 65. 66. 67. 68 u. f. f. Hält man den kraftvollen Versbau des Originals dagegen: fo verlieren beide Ueberfetzungen fehr, und ftehen namentlich hierin der *Voffifchen* nach. Denn wenn auch *J. H. Vofs* den Gebrauch des Trochäus an der Stelle des Spondeus im Hexameter nicht geradezu verdammte: fo hat er ihn doch nur mit Mäfsigung angewendet, und dadurch feinen Verfen den kräftigen Schwung verliehen, der fie fo fehr auszeichnet. In beiden neuen Ueberfetzungen leidet mithin der Versbau an grofsen Gebrechen; doch ift der Verfuch des Hn. *N.* in Nr. 1, welcher die Verfe richtiger mifst, der Arbeit Nr. 2 auch fchon um defswillen vorzuziehen, weil Hr. *N.* fein Original minder profaifch, und doch deutfcher und deutlicher wiedergegeben hat. Profaifche Verfe, wie XII, 39 (f. o.), oder daf. 72:

> Nicht doch mit Thränen, das bitt' ich, und nicht mit fo bangender Ahnung
> Mögft du geleiten den Mann u. f. w.

find in Nr. 2 gar nicht felten; in Nr. 1 dagegen findet man profaifche Zufammenftellungen, wie XII, 40 (f. o.) nicht häufig. So ift auch XII, 38. 39 in Nr. 2 ohne das Original nicht verftändlich, und Hr. *N.* hat diefe beiden Verfe ungleich beffer verdeutfcht, indem er fich der Ueberfetzung von *Vofs* mehr näherte. Abftofsende Härten, wie in Nr. 2 XII, 41. 42 (f. o.) find auch in Nr. 1 höchft felten; und da fich in Rückficht auf die Treue der Ueberfetzung beide Arbeiten gleich ftehen, indem fich beide Vff. keine groben Verftöfse gegen den Inhalt des Originals haben zu Schulden kommen laffen: fo ift, nach *Vofs*, deffen Arbeit noch immer unübertroffen ift, Nr. 1 zu fetzen, und Nr. 2 wird mit diefem Buche erft dann um den Preis ringen können, wenn eine forgfältigere Feile alle von uns angedeuteten Mängel auszumerzen gefucht haben wird. Im Laufe diefer Kritik haben wir denn auch bereits den Wunfch des Vfs. von Nr. 2 befriedigt, welcher in der Vorrede eine dreyfache Prüfung feines Werkes wünfcht: 1) als Lectüre für den neuen Lefer; 2) als Mitbewerbung neben *Vofs;* 3) von Seiten des Versbaues. Da er nämlich den Gefetzen der Deutlichkeit und Lesbarkeit durchaus nicht überall gehuldigt, und den Bau des Hexameters allzufehr vernachläffigt hat: fo kann feine Arbeit zur Zeit noch nicht neben der *Voffifchen* genannt werden, und wir müffen bezweifeln, dafs ein Nichtkenner des Originals diefes, von Hn. *K.* in ein deutfches Gewand gekleidete Epos mit Befriedigung wird lefen können. Nicht unerwartet war uns übrigens das Geftändnifs des Hn. *K.* in der Vorrede, dafs er fich in Rückficht auf den Versbau hauptfächlich an *Gotthold* gehalten habe. Denn da diefer Gelehrte in feinem Hephäftion, 2 Aufl. S. 38. §. 112 ff. die Trochäen an der Stelle von Spondeen geftattet: fo konnte allerdings diefe, fchwerlich mit Stich haltenden Gründen zu belegende Behauptung den vielen Trochäen des Hn. *K.* zu einiger Entfchuldigung gereichen; aber warum hat Hr. *K.* blofs diefe unbegründete Regel *Gottholds* befolgt, und fich nicht auch feine triftige Auseinanderfetzung von der Cäfur zur Richtfchnur genommen?

a.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

MÄRZ 1837.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Brockhaus: *Das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation* u. s. w., von Baron *von Cuvier*. Nach der 2ten vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von *F. S. Voigt*, geheimen Hofrathe, ordentlichem Professor u. s. w. zu Jena. Vierter Band, die *Anneliden, Crustaceen, Arachniden und ungeflügelten Insecten enthaltend*. 1836. XIV u. 516 S. gr. 8. (2 Thlr. 8 gr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1835. No. 70.]

Der grösste Theil dieses vierten Bandes ist von *Latreille* bearbeitet. Die Anneliden sind von *Cuvier*, die Crustaceen, Arachniden und Insecten hingegen von *Latreille* untersucht, geordnet und beschrieben worden. Hr. *Voigt* erklärt zwar die vorliegenden Arbeiten *Latreille's* für ausgezeichnet, und tadelt nur den harten und rauhen Stil desselben, in welcher Beziehung er den *Cuvier* östers vermisse. Indessen hat die Gewandheit und tiefe Sachkenntniss des deutschen Bearbeiters diese und andere Schwierigkeiten gehoben, Vieles verbessert und erweitert, was eine Vergleichung mit dem Originale ausser allen Zweifel setzt.

Dieser Band enthält die 3te grosse Abtheilung des Thierreichs nach *Cuvier*, nämlich die Gliederthiere. Diese 3te allgemeine *Form* ist eben so charakteristisch, wie die der Wirbelthiere. Die generellen Charaktere von dieser grossen Abtheilung des Thierreichs sind von Baron *v. Cuvier* kurz und doch vollständig angegeben. Hierauf folgt die Eintheilung der Gliederthiere in vier Classen, gegründet auf deren innere und äusserliche Eigenschaften. — Die Anneliden *Lamark's* oder die *rothblüthigen Würmer* bilden die erste Classe, welche von *Cuvier* selbst nach ihren generellen und speciellen Charakteren beschrieben worden. Die *Crustaceen* bilden die 2te, die *Arachniden* die 3te und die *Insecten* die 4te Form oder Classe der gegliederten Thiere, welche 3 letzten Classen *Latreille* nach der Classification und für das System des *Cuvier* behandelt hat. — Die von *Cuvier* selbst behandelte 1te Classe Gliederthiere, die *Anneliden*, sind bekanntlich die einzigen wirbellosen Thiere, welche rothes Blut haben, und werden von demselben in drey Ordnungen eingetheilt. Die Einen nämlich haben Kiemen in Gestalt von Bäumchen oder Federbüschen, am Kopfe oder vorn am Körper befestiget; fast alle wohnen in Röhren. Diese werden von *Cuvier Tubiculae* genannt. Andere haben um die Mitte des Körpers oder längs der Seiten Kiemen in Gestalt von Bäumchen, Quasten, Blättern, Knötchen oder sich verzweigenden Gefässen, und *Cuvier* nennt diese nach den angegebenen Charakteren *Dorsibranchiae*. Wieder andere haben anscheinend gar keine Kiemen, und athmen entweder durch die Oberfläche der Haut, oder durch innere Höhlungen, nach welchen Hauptcharakteren sie *Cuvier Abranchiae* nennt.

Die Beschreibung der einzelnen Gattungen ist, wie sich von *Cuvier* erwarten lässt, vortrefflich, indem dessen Vortrag bey grosser Kürze und sehr gewählten Attributen eben so vollständig als klar und anschaulich ist. Die *Crustaceen*, *Arachniden* und *Insecten*, welche *Linné* unter dem gemeinschaftlichen Namen *Insecten* vereinigte, sind hier von *Latreille* nach der *Cuvier*'schen Methode behandelt worden. Diese drey letzten Classen der Gliederthiere unterscheiden sich durch eingelenkte Füsse, deren Zahl wenigstens sechs ist *(Hexapoda)*. Jene, deren Zahl grösser ist, und die *Savigny Spirioda* nannte, hat *Latreille Hyperhexapes* genannt. *Latreille* hat bey der Charakteristik dieser drey Classen besonders den Bau der Füsse, die hornige oder kalkige Hülle, die Structur der Augen, die Fühlhörner, die Beiss- oder Kau-Werkzeuge der hieher gehörigen Gliederthiere im allgemeinen Theile berücksichtiget.

Die *Crustaceen* werden nach der Lage und Gestalt ihrer Kiemen, nach der Art, wie sich der Kopf in den Rumpf einlenkt, ob die Augen beweglich sind, oder festsitzen, nach den Kau-Organen und den äusseren Bedeckungen, eingetheilt, in zwey grosse Reihen, in *Malakostraken* und *Entomostraken*. Die Malakostraken werden wieder abgetheilt in Malakostraken mit gestielten eingelenkten Augen, oder in Decapoden und in Stomatopoden; und in Malakostraken mit festsitzenden und unbeweglichen Augen, oder in *Amphipoden*, *Laemodipoden* und *Isopoden*. Die 2te grosse Abtheilung der Crustaceen, die *Entomostraken*, enthält 2 Ordnungen, die Branchiopoden und die *Poecilopoden*. — Die Classe der *Arachniden* zerfällt in 2 Ordnungen. Die Einen haben Lungensäcke, und heissen daher *Pulmonariae*, Lungen-Arachniden, die Anderen athmen durch *Tracheen*, und heissen daher *Trachearia*e, Luftröhren-Arachniden. Die Classe der *Insecten* oder Gliederthiere mit gegliederten Füssen, welche nach dem System des *Cuvier* nur allein noch mit dem *Linné*'schen Namen *Insecten* benannt worden, ist in 4 Ordnungen, in *Myriapoden*, gewöhnlich Tausendfüssler genannt, *Thysanura*, *Parasita* und *Suctoria*, zerfällt. Ueber alle diese Classen

und *Ordnungen*, die generellen Charaktere und die einzelnen Unterabtheilungen hier ausführlich zu sprechen, verbietet der Raum. Im Ganzen kann man sagen, dass *Latreille* in gründlicher Untersuchung und Darstellung der Gliederthiere nicht weit hinter *Cuvier* zurückbleibt, und dass er, was die literarischen Nachweisungen und die geschichtlichen Notizen betrifft, es sogar dem *Cuvier* zuvorgethan habe, so dass man gegen die etwas schleppende und breite Darstellungsweise gern nachsichtig ist.

Zu den Arbeiten *Latreille's* kommen zahlreiche, theils erläuternde, theils ergänzende Anmerkungen von *Cuvier* und Hn. *Voigt*, und wo irgend ein Charakter mangelt, oder derselbe unvollständig, unklar oder unrichtig angegeben ist, hat Hr. *Voigt* diesen Mangel durch seine trefflichen Zusätze beseitiget.

H.

Stuttgart, in der Hoffmann'schen Verlagshandlung: *Allgemeine Naturgeschichte für alle Stände*, von Professor *Oken*. Fünften Bandes erste, zweyte und dritte Abtheilung, oder *Thierreich*, zweyten Bandes erste, zweyte und dritte Abtheilung. 1835. 1836. XIV u. 1445 S. gr. 8. — (Jede Lief. 5 gr.)

[Vergl. Jen. A. L. Z. 1835. No. 70.]

Was Hr. *Oken* in dem allgemeineren Theile seiner Naturgeschichte über Anatomie, Entstehung und Entwickelung der thierischen Gewebe, Systeme und Organe, über Bedeutung der Theile, über vergleichende Anatomie und Classification der Thiere, eben so originell als gründlich entwickelt hat, das sehen wir in dem vorliegenden Bande in jeder einzelnen Abtheilung, in jedem einzelnen Thierindividuum wiederkehren, so dass das Generellste im Speciellsten sich offenbaret. Es zeigt sich bey der *Oken*'schen genialen Auffassung des Naturlebens im Allgemeinen, wie im Einzelnen, dass die Natur und ihr Wirken einer ächt wissenschaftlichen, d. h. naturphilosophischen Interpretation fähig sey. Am evidentesten sehen wir dieses vorerst an Hn. *Okens* Classification der Thiere, welche das Resultat der inneren Entwickelung und äusseren Manifestation ist. Vergleichen wir alle seit *Linné* erschienenen Systeme der Naturgeschichte, so finden wir nirgends eine Classification, nach welcher die innere Entwickelung und der äussere Habitus der Thiere sich wechselseitig entsprächen. Bey des Vfs. Eintheilung dagegen ist die *Bedeutung der thierischen Theile* in höherer physiologischer Beziehung das leitende Princip, welches sich in der Entwickelung der organischen Systeme und der einzelnen Organe darlegt, und endlich durch die äussere Gestalt offenbart. Hr. *O.* hat also nicht zufällige *äussere Kennzeichen* als Eintheilungsgrund gewählt, nach welchen von dem sonst so verdienstvollen *Linné* die ihrer Bedeutung in der Reihe des Thierlebens und ihren organischen Systemen und Organen nach so verschiedenartigen Thiere unter Einen Gesichtspunct, d. h. in Ein Reich, in Eine Classe, Ordnung und so gar Species, zusammengestellt werden. Aus dem Obigen ist zugleich klar, dass unter allen bis jetzt erschienenen Classificationen der Thiere die *Oken*'sche die naturphilosophischeste ist. Durch dieselbe muss das Studium der Naturgeschichte der Thiere bedeutend erleichtert werden, weil man durch die Kenntniss der inneren Systeme und Organe der Thierclassen im Allgemeinen, wie im einzelnen Individuum, zugleich an die nothwendig damit verbundene äussere Gestalt erinnert wird, und umgekehrt. Andere grosse Naturforscher, wie z. B. *Cuvier*, liessen sich bey der Classification der Thiere bloss durch die vergleichende Anatomie leiten. Dadurch wurde der Grund zu einer besseren Naturgeschichte der Thiere gelegt. Allein der höhere naturphilosophische Standpunct bey der Anordnung der *Thierreiche* und *Classen* entging dem *Cuvier* noch, und erst Hr. *O.*, durch die *Bedeutung* der thierischen Organe in Verbindung mit der vergleichenden Anatomie geleitet, vermochte die Thiere nach ihren natürlichsten Abstufungen über einander zu classificiren, und nach der aufgestellten Classification eben so consequent als natürlich durchzuführen. Man muss das Naturleben von allen Seiten mit philosophischem Geiste durchschaut haben, und mit genauester Detail-Kenntniss der einzelnen Thier-Individuen versehen seyn, um eine so tief durchdachte und alldurchgreifende Classification des Thierreiches aufstellen zu können, dass das volle Verständniss dieser Classification allein schon das weitere Studium des Thierreichs so sehr erleichtert.

Wiewohl wir früher schon in diesen Blättern das Allgemeine der *Oken*'schen Classification des Thierreichs kurz angegeben haben, so wollen wir dennoch zur Erhärtung unserer obigen Behauptung diese Classification, sowohl die nach den wesentlichen Charakteren, als die nach den äusseren Kennzeichen der Thiere, welche beide Classificationen sich bey Hn. *O.* vollkommen entsprechen, und auf das Natürlichste nur Eine ausmachen, neben einander stellen, wodurch das Naturphilosophische und Natürliche derselben von selbst klar wird.

Nach den wesentlichen Charakteren:	*Nach den äusseren Kennzeichen:*
Erstes Land. *Eingeweidthiere.*	*Erstes Land.* *Eingeweidthiere.*
Haben nur Eingeweide und Hautorgane, keine Knochen, Muskeln und Rückenmark.	*Keine Knochen.*
I *Kreis. Gedärmthiere, Gallertthiere:* Darm vorherrschend, kaum Spuren von Gefässen und Kiemen, daher keine Leber.	I *Kreis. Gallertthiere,* Leib ungeringelt; gallertartig, durchsichtig, ohne Leber.
1 Cl. *Magenthiere*, Infusorien: Mund bloss von Wimpern zum Strudeln umgeben.	1 Cl. *Infusorien*: kaum sichtbar, schwimmend, fressen durch Strudeln.
2 Cl. *Darmthiere, Polypen:* Mund von Lippen oder Fäden zum Ergreifen umgeben.	2 Cl. *Polypen:* Darm einfach, ergreift die Nahrung mit dem Munde.
3 Cl. *Saugaderthiere, Quallen:* Leib von vielen darmartigen Saugröhren durchzogen.	3 Cl. *Quallen:* viele darmartige Röhren durchziehen den Leib.

II *Kreis. Aderthiere, Schalthiere:* Adern vorherrschend, mit Herzen und Kiemen; Darm mit Mund, After und Leber.	II *Kreis Schalthiere:* Leib ungeringelt; Darm mit Leber in einer besonderen Bauchhöhle, welche meist von der Brust wie von einem Mantel umgeben ist.
4 Cl. *Zweyöhrige Aderthiere, Muscheln:* ein häutiges Herz und zwey Ohren.	4 Cl. *Muscheln:* Brusthöhle oder Mantel mit Oeffnungen zum Ein- und Austreiben der Nahrung und des Wassers; Bauch meist keilförmig, zum Schieben.
5 Cl. *Einhörige Aderthiere, Schnecken:* ein muskulöses Herz mit einem Ohr.	5 Cl. *Schnecken:* Bauch sohlenförmig zum Kriechen.
6 Cl. *Zweyherzige Aderthiere, Kracken:* Zwey muskulöse Herzen. *Dintenschnecken.*	6 Cl. *Kracken:* Leib sackförmig, mit Fortsätzen zum Rudern oder Ergreifen. *Ruderschnecken.*
III *Kreis. Athemthiere:* Haut oder Fell vorherrschend, geringelt.	III *Kreis. Ringelthiere:* Leib geringelt.
7 Cl. *Fellthiere, Würmer:* das Athem-Organ ist die weiche Haut selbst, oder ein Theil derselben, ohne gelenkige Füsse.	7 Cl. *Würmer:* bloss die Haut geringelt, nicht die Anhängsel.
8 Cl. *Kiementhiere. Krabben:* Kiemen oder Luftröhren von der hornigen Haut abgesondert.	8 *Cl. Krabben:* Haut hornig, mit geringelten Füssen.
9 Cl. *Drosselthiere, Fliegen:* Luftröhren innerlich, Kiemen äusserlich als Flügel.	9 Cl. *Fliegen:* Leib dreytheilig, mit sechs Füssen, meist mit Flügeln.
Zweytes Land. Fleischthiere. Haben ausser den Eingeweiden auch Knochen, Muskeln und Rückenmark.	*Zweytes Land. Fleischthiere* *Mit Knochen.*
IV. *Kreis. Blosse Fleischthiere:* Sinnorgane nicht fertig.	
10. Cl. *Knochenthiere, Fische:* Knochensystem vorherrschend, ganz zerfallen; Muskeln weiss, Hirn ohne Windungen, Zunge mit Zungenbein, Nase undurchbohrt, Ohr verborgen, Augen ohne Lieder.	10 Cl. *Fische:* Leib nackt, Kiemen und Strahlflossen,
11 Cl. *Muskelthiere, Amphibien* oder *Lurche:* Muskeln roth, Hirn ohne Windungen; Nase durchbohrt, Ohr ohne äusseren Gehörgang; Augen unbeweglich mit verkümmerten Liedern.	11 Cl. *Amphibien* oder *Lurche:* Leib nackt, keine Strahlflossen.
42 *Cl. Nerventhiere, Vögel:* Hirn mit Windungen, durch mehr als neun Halswirbel vom Rumpfe entfernt, Ohren offen, Augen unbeweglich, Lieder unvollkommen.	12 Cl. *Vögel:* Leib befiedert.
V *Kreis. Sinnenthiere:* alle anatomischen Systeme und Sinne vollkommen.	
13 Cl. *Sinnenthiere, Säugthiere:* Zunge und Nase fleischig, Ohren offen, meist mit einer Muschel, Augen beweglich, mit zwey vollkommenen Liedern.	13 Cl. *Säugthiere:* Leib mit Haaren und Zitzen.

Das Thierreich ist nach Hn. *O.* die allmäliche Entwickelung und selbstständige Darstellung der Organe des höchsten Thieres, des Menschen, und es zerfällt daher in so viele Stufen, Classen, Ordnungen, Zünfte und Geschlechter, als im Menschen anatomische Systeme, Organe und Abstufungen derselben vorhanden sind. Dabey will der Vf. jedoch nicht so Viel gesagt haben, dass die zu Einer Classe gehörigen Thiere nur aus einzelnen Organen bestehen, sondern dass nur eines über die anderen vorherrsche: oder zuerst in der Reihe der Thiere auftrete. So herrscht zuerst das Verdauungssystem, der Magen und Darm vor in den *Gedärm-* oder *Gallert-Thieren;* in der darauf folgenden Abstufung, in den *Aderthieren* — *Schalthieren* — suchen wir das erste Auftreten von Adern mit Herzen und Kiemen u. s. f. nach den Entwickelungsstufen des Thierreichs bis zum Menschen, wie aus der oben mitgetheilten Classification zu ersehen.

Von dem Allgemeineren, von den Charakteren der Kreise und Classen, geht Hr. *O.* zu den Zünften, Sippschaften und Geschlechtern über. Jedesmal werden dabey der Ursprung oder die Zeugungsgeschichte, die wesentlichen oder auf der vergleichenden Anatomie beruhenden, und die äusseren Kennzeichen, die Bedeutung und die Stufe der Ausbildung der Organe und Systeme, die Lebensdauer und die Lebensäusserungen, die geographische Verbreitung auf der Erde, die Grösse und der Nutzen der Thiere eben so gründlich, als ausführlich angegeben.

Die beste Literatur und Abbildungen auf dem Gebiete der Naturgeschichte hat Hr. *O.* sowohl bey jeder grösseren Abtheilung, als bey einzelnen Geschlechtern und Sippschaften derselben, über welche die frühere Literatur solche Leistungen aufzuweisen hat, genau angegeben. Es steht zu erwarten, dass derselbe die Naturgeschichte des Thierreichs in der einmal begonnenen Vollständigkeit vollenden werde. Ein unersetzlicher Verlust würde daraus erwachsen, wenn bey den höheren Thieren Abkürzungen eintreten würden. Das Publicum der gebildeten Stände wird in Einstimmug mit uns wünschen, dass überhaupt die Naturgeschichte des Vfs. lieber später vollendet, als dass sie bey schnellerer Beendigung minder vollständig werde.

H.

Stuttgart, b. Hoffmann, **Wien**, in Commission b. Gerold: *Lithographirte Abbildungen zu Okens Naturgeschichte. Thierreich.* Erste bis 4te Lieferung. 1834—36. Tafel I bis XXXIV und dazu 22 S. Text (jede Lieferung 15 gr.)

Die Abbildungen zu Hn. *Oken's* Naturgeschichte werden auch unabhängig von seiner Naturgeschichte abgegeben, und können eben sowohl zu jeder anderen Naturgeschichte, als zur *Oken*'schen, benutzt werden. Denselben ist ein vom Buche unabhängiger Text beygefügt, welcher sich nach dem Systeme des *Oken*'schen Werkes der Naturgeschichte richtet.

Die dreyzehn ersten Tafeln enthalten die Anatomie des Menschen, und beziehen sich auf den allgemeinen Theil der Naturgeschichte von *Oken.* Da

nämlich der menschliche Körper alle thierweltlichen Organe und Systeme gleichsam in sich vereinigt, da ferner dessen Organe und Systeme das Fundament zur Classification des Thierreichs bey *Oken* abgeben, und für die vergleichende Anatomie der Thiere gleichsam ein fortlaufender Commentar sind: so mussten vor Allem diese anatomischen Tabellen den Abbildungen der Thiere, deren Organe und Systeme vorausgehen. Diese Tabellen konnten durch zweckmäsige Darstellung der einzelnen Theile des Menschen sehr abgekürzt, doch nach dem beabsichtigten Zwecke als eine Grundlage zu der vergleichenden Anatomie sehr vollständig geliefert werden.

Was die richtige Darstellung, die Klarheit und Anschaulichkeit im Ganzen, wie in den Theilen dieser Abbildungen betrifft, so halten dieselben den Vergleich mit den grösten und besten Abbildungen Anderer aus; dagegen in Betracht der Reinheit der Zeichnung, des Hervortretens von Licht und Schatten, mit Einem Worte, in Betreff des Aesthetischen oder des Kunstwerths derselben, möchten wir sie den meisten bis jetzt erschienenen grösseren Lithographieen der Art vorziehen. Die Tafeln XIV — XXXIV enthalten die niedrigsten Thierstufen von den Infusorien bis zu den Scorpionen nach dem *Oken*'schen Systeme. Es sind uns aus allen Zünften des niederen Thierreichs zahlreiche Geschlechter, theils mikroskopisch vergrösert, theils in natürlicher Grösse, theils ganz nach ihrer äusseren Gestalt, theils nach ihren einzelnen Theilen, anatomisch, theils colorirt, wo dieses grösserer Deutlichkeit wegen erfoderlich war, theils uncolorirt in genauester Zeichnung geliefert worden. Jedesmal wurden jene Thiere ausgewählt, welche in jeder Zunft gleichsam die wichtigeren, die Repräsentanten sind. Auch diese Abbildungen sind gleich jenen über Anatomie des Menschen in dem Grade gediegen ausgeführt, dass der Kunstwerth derselben der Richtigkeit der Zeichnung oder der Naturwahrheit gleich kommt. Die Abbildungen der Rothwürmer, Walzenwürmer und Sternwürmer entsprechen ganz vorzüglich den Anfoderungen der Kunst, und sind bis in's Detail ausgearbeitet, wie wir bisher nur wenige Ausführungen gesehen. Dabey ist die Reinheit der Lithographie fast wie die eines Stahlstiches. Kurz diese Abbildungen sind über jede Erwartung gediegen ausgeführt, und es bleibt nur noch zu wünschen übrig, dass in Zukunft ein solchen Leistungen ganz entsprechendes Papier dazu verwendet werde.

H.

SCHÖNE KÜNSTE.

Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Gedichte*, von *Friedrich Niemann*. 1836. 210 S. 8.

Dass es möglich sey, auch jetzt mit Anmuth zu tändeln, ohne läppische Süssrednerey, sich zufrieden und froh mit dem Liebchen in innigen Empfindungen, aber ohne Leidenschaft, zu fühlen, beweisen diese Gedichte, die wahr empfunden, klar gedacht sind, die zwar keinen hohen Schwung nehmen, aber desshalb auch nicht tief fallen, und die zu den besseren zweyten Ranges gehören. — Zu den gelungensten, auch im Betracht des Technischen, gehören die meisten an Laura, Frühlingslieder, und das Land der Träume. Die Distichen ermangeln häufig der Spitze, was ihnen ein stumpfes Aussehen giebt. Die Gelegenheitsgedichte in Stammbücher sollten in diese eingeschlossen bleiben; das neuromantische Liebeslied, und die Nicolaitische Reiseromanze sind lustige Scherze; das Parodistische in dem ersten ist vor allen zu loben. *Schillers* Götter Griechenlands verderben Hn. *Niemanns* Griechen des Alterthums das Spiel, neben jenen schwinden sie zu einer schwachen Nebelsonne.

Der Einfall, in dem Lied *nach den Bergen* die vorletzte Verszeile durch alle 8 Strophen, „nach den Bergen möcht' ich ziehen," durchgehen zu lassen, und darauf die letzte Zeile zu reimen, hat die ärgsten Flickreime hervorgebracht, als: *in der Treue schattig grün; in der Dichtung Zaubergrün;* und am bedenklichsten: *In des Glückes Himmelsgrün*, welche Farbe bisher nur in phantastischen Mährchen, und dem, nach einem solchen gedachten Gemälde des Maler G— in einer bekannten Galerie vorkam; doch hat hier nur eine böse Fee, und nicht Frau Fortuna etwas dabey zu schaffen.

Vir.

Braunschweig, b. Vieweg u. Sohn: *Die Sixtinische Madonna.* Ein erzählendes Gedicht in zehn Gesängen, von *Wolfg. Rob. Griepenkerl.* 1836. 174 S. 8.

Vor Allem ist die treffliche Form des Gedichts zu rühmen; die Hexameter tönen eine so wohlklingende Musik der Rede, dass sie fast vergessen lassen, wie der Stoff, und hie und da auch die Gedanken zu weit ausgedehnt seyen. Der Dichter nimmt die Sixtinische Madonna als das letzte Bild von Raphael an, das über das Todtenlager des geschiedenen Meisters aufgerichtet stand. Die Madonna ist nicht das Bild, das aus seinem Geiste entsteht" *(una certa idea, che mi viene alla mente)*, sondern die schöne Tochter eines blinden Bildhauers, die er in Maria maggiore zuerst sieht, ihr dort aus einer Verlegenheit hilft, sie wieder findet, was die Liebe Beider zu Folge hat. Eine theilnehmende, sich unterordnende Freundin Barbara, wird mit in das Gemälde aufgenommen, so wie einige Züge der Gestalt des h. Sixtus dem alten Blinden nachgebildet sind, die Kinderengel danken Maria's Beschreibung ihrer verstorbenen Brüderchen das Daseyn. Der Vater stirbt am Charfreytag wie Raphael, Maria führt ihr Herz, der Menschenstrom an seinen Sarkophag, erblasst sinkt sie auf ihn nieder, der Myrthenkranz, womit sie den Lebenden schmücken wollte, wird zur Todtenkrone.

Dem Dichter muss es erlaubt seyn, Sagen und Begebenheiten nach seinem Belieben zu modeln, aber Charaktere und Volksthümlichkeit darf er nicht antasten. Des Vfs. sentimentaler Maler ist kein Italiäner, am wenigsten ein Raphael, sondern ein sanft schwärmerischer, zärtlicher deutscher Jüngling, versteht sich, dass man von ihm die Weltverbesserungssucht sich wegdenken muss.

n.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

MÄRZ 1837.

MATHEMATIK.

1) Berlin, b. Logier: *Beweis des eilften Euklidischen Grundsatzes.* Von *S. Metzing.* 1834. 43 S. kl. 8. Mit 1 Fig. Tafel. (8 gr.)

2) Wien, b. Grund: *Versuch, die Theorie der parallelen Linien streng nachzuweisen.* Von *Ignaz Kaiser.* 1836. IV u. 24 S. 8. Mit 2 lithogr. Tafeln. (8 gr.)

3) Nürnberg, b. Campe: *Neue Begründung der Parallelentheorie.* Von *K. A. Hennig*, Prof. d. Mathematik. 1836. 16 S. gr. 4. Mit 1 Kupfertaf. (6 gr.)

Vorstehende drey Schriften haben das lobenswürdige Streben mit einander gemein, die berüchtigte Parallelentheorie so zu berichtigen, dass jeder Zweifel, welchen man gegen eine vollkommen evidente Darstellung dieser Lehre erheben könnte, völlig beseitiget ist. Wem die Schwierigkeiten dieses Unternehmens und die sehr grosse Menge nur misslungener Versuche Anderer bekannt sind, der überzeugt sich sehr bald, dass die Vff. grosse Erwartungen erregen. Daher sind wir auch zu einer scharfen Kritik dieser neuen Darstellungen aufgefodert, deren Resultat kürzlich darin besteht, dass es keinem derselben gelungen ist, den gordischen Knoten befriedigend zu lösen.

Ehe wir dieses im Einzelnen nachweisen, müssen wir den Wunsch aussprechen, es möchte jeder rüstige Kämpfer, welcher auf diesem dornenreichen Felde den Lorbeer zu erkämpfen strebt, nur die Hauptsätze, auf welchen seine neue Beweisart beruht, in irgend einem öffentlichen Blatte den Sachkundigen zur Prüfung voriegen, nicht aber mit diesen neuen Demonstrationen zugleich wieder jene lange Reihe von geometrischen Modesätzen wiederholen, welche jedem Mathematikverständigen bekannt sind, und demnach als solche kein höheres Interesse erregen. Es würde dabey sehr zweckmässig seyn, in Betreff der Hülfssätze dieser neuen Darstellungen, sich auf die entsprechenden Sätze der Elemente des Euklides zu beziehen, welche in Jedermans Händen sind. Ausserdem wünschen wir, es möchten sich diese Kämpfer, bevor sie ihre Arbeiten dem Druck übergeben, mit den wichtigsten älteren und neueren Versuchen Anderer bekannt machen, damit sie genaue Kenntniss von demjenigen erhalten, was bereits vor ihnen in dieser schwiergen Untersuchung geleistet worden ist. Die

meisten älteren Parallelentheorieen findet man in *G. S. Klügel, Conatuum praecipuorum theoriam parallelarum demonstrandi recensio. Goettingae*, 1763. 30 S. 4. und in *J. J. J. Hoffmann's*, Kritik der Parallelentheorie. Jena, 1807. 276 S. 8., worin die Systeme von *Clavius*, *Proclus*, *Hauff*, *Bossut*, *Kästner*, *Simson*, *Lacroix*, *Lorenz*, *Segner*, *Nassareddin*, *Kirchner*, *Schmidt Legendre*, *Schwab*, *Jacquet*, *Hindenburg*, *Hoffmann* dargestellt und geprüft worden sind. Andere zum Theil ältere, doch meistens neuere Versuche sind von: *Hauser* (1780), *Lambert* (1786), *Schulz* (1784), *Bendavid* (1786), *Schübler* (1788), *Voigt* (1790), *Büsch* (1795), *Rehbein* (1795), *Grashof* (1806), *Hauff* (1806 u. 1821), *Scheibel* (1807), *Schweikart* (1808), *Ouvrier* (1808), *Schwab* (1808 u. 1814), *Duttenhover* (1813), *Herrmann* (1813), *Metternich* (1815), *Bürger* (1816 u. 1820), *Crelle* (1816), *Vermehren* (1816), *Wachter* (1817), *Hessling* (1818), *Ohm S.* (1817), *König* (1819), *Lüdicke* (1819), *Müller* (1819), *Ohm, M.* (1819), *Struve* (1819), *Creizenach* (1821), *Küster* (1821), *Mönnich* (1821), *Fries* (1822), *Müller* (1822), *Huber* (1823), *Wahl* (1823), *Jacobi* (1824), *Taurinus* (1825), *Hegenberg* (1825), *Müller* (1826), *Koch* (1827), *Neubig* (1828) und von Anderen erschienen.

Der Vf. von No. 1 entwickelt S. 1 bis 8 die ersten Grundbegriffe der Geometrie von Fläche, Linie und Punct auf eine im Ganzen befriedigende Weise. Aus diesen Entwickelungen wird sodann S. 8—11 eine Reihe von 25 *Grundsätzen* abgeleitet, welche dem Verstande von selbst einleuchten, und desshalb keinen besonderen Beweis erfodern sollen. Einige davon sind nicht präcis genug ausgedrückt; z. B. No 5: „Grösen, die einander decken, sind einander gleich," — Hier sollte auch erklärt seyn, worin dieses Decken derselben eigentlich besteht. Ferner No. 10: Wenn zwey Grösen einer dritten gleich sind, so sind sie selbst einander gleich. — Es sollte heissen: Wenn jede von zwey Grösen der nämlichen dritten gleich ist, so sind auch jene zwey Grösen unter sich selbst gleich. — In No. 19 heisst es ebenfalls sehr unbestimmt: „Gleiche gerade Linien decken sich". Man muss sagen: Gleiche gerade Linien können so in einander gelegt werden, dass sie sich decken, d. h. dass sie nur eine einzige gerade Linie bilden. — Eben so unbestimmt ist der Ausdruck von No. 22, worin es heisst: die gerade Linie ist der Masstab, wodurch die ihr gleichen, oder entgegengesetzten Eigenschaften (?) jeder Linie bestimmt werden. — Ganz irrig ist es aber, wenn in No. 23 und 24 fol-

gende zwey Behauptungen als *Grundsätze* aufgestellt werden: Wenn eine Linie ausserhalb einer geraden in derselben Ebene dergestalt fortläuft, dass sie in jedem ihrer Puncte stets gleichweit von der geraden Linie entfernt bleibt, so hat sie in sich selbst eine überall gleichmässige Richtung, und ist demnach eine gerade Linie. (A) Und ferner diese: Zwey übereinander in Einer Ebene fortlaufende gerade Linien, wovon zwey Puncte der einen gleich weit von der anderen entfernt sind, liegen überall in gleicher Entfernung von einander. (B) — Jeder dieser beiden Sätze ist ein *Lehrsatz*, uud muss von Jenen *bewiesen* werden, welche es unternehmen, die schwierige Parallelentheorie zu berichtigen. Nimmt man auch *nur einen* derselben als bewiesen an, so haben bereits mehrere Vorgänger unseres Vfs. mit geometrischer Schärfe gezeigt, wie man durch ihre Beyhülfe das Problem lösen kann. Allein Keinem von ihnen ist es gelungen, einen *befriedigenden* Beweis dieser Sätze aufzufinden. Wie schwer ein solcher zu geben ist, wird dem Vf. sogleich klar werden, wenn er es unternimmt, demselben nachzuforschen. — Nach diesen Vordersätzen beginnt nunmehr des Vfs. *eigentliche Parallelenlehre* mit den S. 16 und f. folgenden *Lehrsätzen*. Um sich in den Stand zu setzen, den Gang dieses Versuchs genauer zu übersehen, zeichne man sich ein geradliniges Viereck, setze zur Linken der Grundlinie den Buchstaben B, zur Rechten C, und bezeichne eben so den Anfangs- und End-Punct der dieser Grundlinie B C gegenüber liegenden Linie, von der Linken zur Rechten, mit AD. Nun werden folgende 3 Lehrsätze (deren Beweise man leicht selbst findet) ganz befriedigend bewiesen. I *Lehrs.* Wenn in dem Vierecke ADCB der W. B = W. C und BA = CD ist, so muss auch der W. A = W. D seyn. — II *Lehrs.* Wenn in diesem Vierecke der W. B = W. C und der W. A = W. D ist: so muss auch BA = CD seyn. — III *Lehrs.* Wenn in demselbigen Vierecke der W. B = W. C und der W. A < W. D ist, so muss auch CD > BA seyn. — Nun heisst es: *Lehrs.* IV: Wenn zwey gerade Linien in Einer Ebene über einander dergestalt liegen, dass zwey Puncte der einen nicht gleichweit von der anderen Linie entfernt sind, so nähern sich beide Linien von der grösseren Entfernung aus nach der Seite hin, wo die kleinere Entfernung eintritt, in jedem Puncte immer mehr, und entfernen sich dagegen von der anderen Seite fortwährend weiter von einander. — Der Beweis dieses Satzes ist aber unbefriedigend, da die Behauptung OK = EG = NH nirgends gerechtfertiget wird. Denn der als *Beweisgrund* citirte Vordersatz No. 24. ist der schon oben von uns bemerkte *Lehrsatz* (B), welchen der Vf. unrichtig als *Axiom* gebraucht. Eben dieser Hülfssatz wird in des Vfs. weitläufigem Beweise noch zweymal (S. 24 u. 25) citirt. Es steht demnach dieser IV *Lehrs.* beweislos da. — Wenn nun der Vf. im V *Lehrs.* sagt: „Wenn in einem geradlinigen Vierecke sich drey Winkel befinden, wovon jeder gleich einem rechten ist, so ist auch der vierte Winkel ein rechter“, so wird der Beweis desselben ebenfalls als ungenügend erkannt, indem eben dieser Hülfssatz No. 24 darin als Beweisgrund benutzt wird. — In den weiter folgenden Lehrsätzen und Aufgaben hat sich unser Vf. als geometrischen Selbstdenker erprobt, und wir ertheilen ihm, obschon dessen Parallelentheorie eine in der Hauptsache durchaus nicht gelungene ist, mit Vergnügen dieses Zeugniss, um denselben zu ermuntern, sein Talent zu weiteren Forschungen in diesem Gebiete zu benutzen. Das Aeussere dieser Schrift verdient alle Empfehlung.

Der *allgemeine* Gang der Darstellung in der Schrift No. 2 ist jenem der Abhandlung in No. 1 sehr ähnlich. Denn es werden zuerst S. 3—12 in 28 §§. die allbekannten geometrischen Vordersätze entwickelt, und nachher folgt S. 15—24 die Darstellung der Parallelenlehre. Fürs Erste können wir es nicht billigen, dass man jedem neuen Versuche dieser Art solche Sätze an die Spitze stellt, welche in jedem guten Handbuche der Geometrie befriedigend erwiesen sind, und somit als solche kein besonderes Interesse erregen. Ausserdem erhöhen sie den Preis dieser Abhandlungen, und könnten um so füglicher wegfallen, als sich die Vff. bey ihren eigenthümlichen Systemen (wie schon oben bemerkt wurde) sehr bequem auf die Sätze der Euklidischen Elemente, die Jedem zur Hand sind, beziehen könnten. Endlich bieten diese Vordersätze nicht selten, in Bezug auf Schärfe und Gründlichkeit der Entwickelung, Stoff zu gegründeten kritischen Bemerkungen dar. Dieses Letzte wollen wir sogleich, auch in Bezug auf vorliegende Schrift, an einigen Beyspielen, nachweisen. — Nachdem der Vf. in §. 1. nicht befriedigend genug gesagt hat: Die Lage zweyer Linien, die in einem Puncte zusammentreffen, heisst ein Winkel, wird nun in §. 2. der Satz aufgestellt: Gleiche Winkel müssen sich decken, worüber sodann ein eigener *Beweis* folgt. — Diesem müssen wir jedoch unseren Beyfall versagen. Denn, wenn der Vf. *gleiche* Winkel als *Hypothesis* seines Lehrsatzes voraussetzt, so muss er *zuerst* erklärt haben, worin denn diese *Gleichheit der Winkel* eigentlich bestehe, was jedoch hier nicht geschehen ist. Will man einen fehlerhaften Cirkel im Beweisen vermeiden, so muss die Behauptung dieses Lehrsatzes vielmehr als eine *Erklärung*, und etwa folgendergestalt, aufgeführt werden: Wenn zwey ebene geradlinige Winkel so in einander gelegt werden, dass der Scheitel des einen in den Scheitel des anderen, und der eine Schenkel von jenem längs des einen Schenkels von diesem fällt, und man findet nun, dass auch der andere Schenkel des ersten längs des anderen Schenkels des zweyten fällt, so sagt man: diese beiden Winkel *decken einander*, und sind desshalb *gleiche* Winkel. — Auf ähnliche Art wird durch die Anschauung entwickelt, wann ein Winkel *grösser* oder *kleiner* als ein anderer sey. — Dass unser Vf. den Scheitel des einen Winkels *über* jenen des anderen, und ebenso auch die Schenkel beider Winkel *über* einander legt, ist ebenfalls nicht präcis genug ausgedrückt, indem diese gerade Linien nicht *auf*

oder *über* einander, sondern gänzlich *in* einander *fallen*. — In §. 7 wird der Begriff des *rechten* Winkels und in §. 8 jener der *senkrechten Linie* vorausgesetzt, ohne dass die *wissenschaftliche Entstehung* derselben nachgewiesen wäre, was ein Fehler gegen die streng geometrische Methode ist. — Der Wortbegriff der *Congruenz* der Dreyecke würde in §. 13 fasslicher so gegeben, dass jene Dreyecke congruent heissen, welche dergestalt in einander gelegt werden können, dass sie *nur ein einziges Dreyeck* bilden. In *dieser Coincidenz* liegt der Grund der Evidenz der weiter folgenden Beweise. — In §. 19 wird die Construction eines gleichschenkeligen Dreyecks vorausgesetzt, welche ebenfalls nicht *wissenschaftlich* nachgewiesen wurde. — Den Beweisen in §. 25 u. 26 wünschten wir eine mehr auf die *Congruenz* der gegebenen gleichen Stücke gegründete Form. — Was nun den zweyten Haupttheil der Schrift, welchen der Vf. nicht zweckmäsig *Grundsätze der Lehre von den parallelen Linien* nennt, indem es gerade darauf ankommt, den bekannten eilften Euklidischen *Grundsatz* in einen bewiesenen *Lehrsatz* zu verwandeln, in Bezug auf dessen streng geometrische Darstellung betrifft, so müssen wir bemerken, dass unser Vf. ebenfalls das gewünschte Ziel seines Forschens durchaus nicht erreicht hat, indem seine neue Parallelentheorie auf Vordersätze gestützt ist, welche von überzeugenden Beweisen entblösst sind. Nachdem jene geraden Linien *parallel* genannt werden, welche in derselben Ebene liegen, und ins Unendliche verlängert, nie zusammen treffen, so beweiset er auf gewöhnliche Art, dass sie unter den *bekannten drey Bedingungen* wirklich diese Eigenschaft haben müssen. Nach diesem fügt er den Satz: „Sind zwey Linien auf derselbigen dritten senkrecht, so sind sie auch unter sich parallel", als *Lehrsatz* mit einem *Beweise* bey, da jener doch nichts anders als ein *höchst einfaches Corollarium* aus §. 2, No. 1 ist, und zeigt nun, wiederum *auf gewöhnliche Weise*, wie man eine gerade Linie construiren könne, welche mit einer gegebenen gleichlaufend ist. Nach diesem wird folgendes Theorem aufgestellt, auf dessen *scharfen Beweis*, wie Sachverständige sogleich sehen werden, es ganz vorzüglich ankommt. Es heisst: „Werden zwey gerade Linien von einer dritten so geschnitten, dass die inneren Winkel an derselben Seite der schneidenden gleich sind zweyen rechten Winkeln, und es wird die Eine von diesen von einer dritten geraden geschnitten, so muss diese auch die anderen schneiden." Wer erkennt nicht, dass des Vfs. Lehrsatz eigentlich folgender ist: Wenn eine von zwey Parallelen von einer dritten geraden Linie geschnitten wird, so muss diese letzte, gehörig verlängert, auch die andere Parallele einmal durchschneiden? — eine Behauptung, deren befriedigender Beweis bereits von Anderen mehrfach versucht, jedoch nicht gefunden worden ist. Des Vfs. Beweis gehört in eben diese Classe. Er construirt zwey gerade in einerley Ebene liegende Linien, welche dergestalt von einer dritten geraden durchschnitten werden, dass die beiden inneren, an einerley Seite dieser schneidenden Linie liegenden Winkel zusammmen genommen zweyen Rechten gleich sind, *halbirt* nun jenes Stück dieser schneidenden, welches sich *zwischen* den beiden Parallelen befindet, zieht durch diesen Theilungspunct eine beliebige gerade, welche die eine dieser Parallelen durchschneidet, und beweiset nun, dass *diese* willkürliche gerade, wenn sie rückwärts gehörig verlängert wird, auch die zweyte Parallele einmal schneiden müsse. Dieser Beweis ist nicht schwer zu geben und wir theilen, da der Vf. den Raum EGH (man zeichne nach der unten folgenden Anweisung die Figur) schon eine *Figur* nennt, ehe noch entschieden ist, ob die GH auch wirklich die CD schneide, sogleich folgende Demonstration mit. Nachdem die GK willkürlich gezogen ist, nehme man EH = FK und ziehe GH. Hier ist nun, wegen EH = FK, EG = FG (*per constr.*) und W. A = W. b, nothwendigerweise △EHG ≅ △FKG und W. c = W. d. Nun ist W. d + W. EGK = 2R; folglich auch W. C + W. EGK = 2R und daher HGK *eine* gerade Linie. Es muss demnach die gerade KG, über G verlängert, die CD einmal in H schneiden. — Obwohl nun der strenge Beweis dieses Satzes geliefert ist, so stellt dieser bewiesene Lehrsatz selbst nur *einen einzigen* von jenen *unzählig vielerley* Fällen dar, für welche der Beweis durchaus fehlt. Denn wenn man in jenem Stücke der die Parallelen schneidenden geraden Linien, welches zwischen denselben liegt, einen Punct annimmt, welcher *nicht* in dessen Mitte liegt, und *aus diesem* nach der einen Parallele irgend eine gerade zieht, so hat unser Vf. durchaus nicht bewiesen, dass auch diese gerade, rückwärts gehörig verlängert, die andere Parallele durchschneiden müsse. Und doch ist die Behauptung des oben angeführten Lehrsatzes *ganz allgemein*, und sollte demnach auch in dieser vollen Allgemeinheit erwiesen seyn. Der Vf. versuche es, diesen allgemein gültigen Beweis zu geben, und er wird finden, wie *höchst schwierig* die Aufgabe ist. Auch wir haben vielfach über *diesen* Beweis und über *viele verwandte* mit demselben nachgedacht, ohne das Ziel in der Art zu erreichen, wie man diess wünscht. — Im §. 6 stellt der Vf. folgende Behauptung auf: „Werden zwey gerade Linien von einer dritten so geschnitten, dass die inneren Winkel an derselben Seite der schneidenden gleich sind zweyen rechten Winkeln, und man zieht auf eine dieser Linien eine senkrechte, so muss diese auch auf der anderen senkrecht seyn." Sachverständigen ist bekannt, dass es nicht schwer fällt, die Parallelenlehre in voller geometrischer Evidenz zu entwickeln, wenn *auch nur dieser Satz allein* befriedigend bewiesen werden kann. Dieser Beweis ist indessen dem Vf. abermals nicht gelungen. Er *halbirt* nämlich jenes Stück der Schneidenden, welches zwischen den zwey Parallelen liegt, und nimmt in der einen von ihnen (ohne alle geometrische Begründung) einen Punct, aus welchem das auf die andere gefällte Loth *durch jenen Halbirungspunct* geht. Hiebey ist es nun gänzlich unbewiesen, dass es in der einen Parallele wirklich einen

ſolchen Punct geben müſſe, aus welchem das auf die andere Parallele gezogene Loth genau durch den ſchon in der Schneidenden vorhandenen Halbirungspunct gehen müſſe. Der Beweis hievon iſt, wenn man ſich nicht abermals unbewieſener Hülfsſätze bedienen will, ſehr ſchwierig und bisher noch keinem Geometer gelungen. — Man könnte nun zwar *dieſes* Mangelhafte des Beweiſes in §. 6 dadurch beſeitigen, daſs man E F in G halbirte, aus G die G K lothrecht auf A B ſtellte, ſodann E H = F K nähme, und nunmehr G H zöge. Hier würde, wie wir zuvor bewieſen haben, △ G L F ≂ △ G H E, H G K eine gerade Linie und W. E H G = R ſeyn. Allein auch hiedurch gewinnt des Vfs. Darſtellung im Ganzen keine gröſsere Haltbarkeit. Es muſs nämlich hier *ganz im Allgemeinen* und frey von jeder die beiden parallelen durchſchneidenden und hypothetiſch vorausgeſetzten Querlinie bewieſen werden, daſs jenes Loth, welches auf der einen von zweyen Parallelen ſenkrecht ſteht, auch zugleich ein Loth auf der anderen ſey. Dieſen Beweis hat unſer Vf. nicht mit jener Schärfe geliefert, wie man ihn nach dem evidenten geometriſchen Lehrvortrage hier zu fodern berechtiget iſt. Demnach kann Derſelbe, ſo wenig wir auch ſeinen löblichen Eiſer und ſein vorzügliches Talent verkennen, nicht auf die Ehre Anſpruch machen, den ſchwierigen gelehrten Streit befriedigend geſchlichtet zu haben, da ſeine folgenden Sätze, §. 7 bis 15, auf dieſe unbewieſenen Vorderſätze geſtützt ſind. Zur bequemeren Ueberſicht unſerer Bemerkungen, zeichne man zwey gerade Parallelen, benenne die obere, von der Linken zur Rechten, mit C D, die untere eben ſo mit A B. Nun nehme man in C D einen Punct E, und ziehe die *ſchiefe* ſchneidende E F. Dieſe E F halbire man in G, ziehe G K lothrecht auf A B und G H lothrecht auf C D. Die Winkel H E G, E G H, K G F und G F K bezeichne man, dieſer Ordnung nach, mit a, c, d und b. — Druck, Papier und die lithographirten Tafeln ſind lobenswerth.

Der Vf. von No. 3 äuſsert ſich in den Vorbemerkungen zu ſeiner Parallelentheorie über die Grundbegriffe der Geometrie auf eine vom Gewöhnlichen zum Theil abweichende Weiſe. Er ſagt: Die Begriffe der geraden und krummen Linie gehören, wie bekannt, zu den Fundamentalbegriffen der Geometrie, und gleichwohl ſind ſie es gerade, welche nicht hinlänglich erklärt werden können. Denn alle Erklärungen der geraden und krummen Linien ſagen in der That nicht viel mehr als: eine gerade Linie iſt eine gerade, und eine krumme Linie iſt eine krumme. Nach dieſem beſtreitet er die Anſicht jener Geometer, welche behaupten, es liege der Geometrie der Begriff vom Raume zum Grunde, der deſshalb nicht erklärt zu werden brauche, und auch nicht erklärt werden könne, weil er ein höchſt einfacher ſey, und welcher ſodann aus der Begrenzung dieſes Raumes die Begriffe vom geometriſchen Körper, von Fläche und Linie ableiten. Auch ſey jene Anſicht irrig, nach welcher ſie ausſagen, die Vorſtellung vom Raume bedürfe deſshalb keiner Erklärung, weil ſie Jedem, durch allmäliche Entwickelung ſeiner geiſtigen Anlagen, mit gröſster Klarheit gegeben werde. — Des Vfs. Gegengründe ſind indeſſen durchaus nicht befriedigend. Fürs Erſte iſt derſelbe im Irrthum befangen, wenn er die Meinung heget, der Begriff des Raumes überhaupt könne deſshalb nicht an die Spitze der Geometrie geſtellt werden, weil er ein einfacher ſey. Denn was in einem Begriffe nicht enthalten ſey, könne aus ihm auch nicht entwickelt werden. Lieſse ſich aber aus dem Begriff vom Raum überhaupt die ganze Geometrie entwickeln, ſo könnte derſelbe unmöglich ein einfacher ſeyn. — Niemand behauptet, daſs durch *bloſses Analyſiren* des Begriffs vom allgemeinen (oder unendlichen) Raume der Begriff des *geometriſchen Körpers* entſtehe. Dieſer iſt vielmehr das Reſultat einer Verbindung der Vorſtellung dieſes allgemeinen Raumes mit der, ebenfalls ſehr allgemeinen, Vorſtellung des *Begrenztſeyns* oder der *Begrenzung*. Denn der *rings umher begrenzte allgemeine Raum* iſt der geometriſche Körper. Aus der Betrachtung der *Grenze* dieſes geometriſchen Körpers flieſst dann ſowohl naturgemäſs, als ſtreng wiſſenſchaftlich, der Begriff der *Fläche*, und hieraus, auf ähnliche Weiſe, jener der *Linie* und des *Punctes*. — Fürs *Zweyte* beruht es auf einem argen Miſsverſtande, wenn der Vf. die Anſicht Jener, welche behaupten, daſs Jedem durch *allmäliche* Entwickelung ſeiner geiſtigen Anlagen und Kräfte die Vorſtellung vom Raume mit gröſster Klarheit gegeben werde, deſshalb beſtreitet, weil es dann an einem Kriterium fehlte, wornach wir beſtimmen könnten, ob jene *allmäliche* Entwickelung bey einem Individuum, oder bey uns, bereits ihren Höhepunct erreicht habe oder nicht? Denn obſchon ſich in uns derſelbe Begriff vom Raume gebildet habe, wie bey vielen Anderen, ſo bliebe doch noch immer die Frage, ob wir nicht alle noch in jener *allmälichen* Entwickelung begriffen ſeyen. — Der Vf. bezieht nämlich das Prädicat *Allmälich* auf den Grad der Klarheit, womit uns die Vorſtellung des Raumes im Bewuſstſeyn erſcheint; eine Beziehung, welche um deſswillen unſtatthaft iſt, da jene Geometer mit der *allmälichen Entwickelung* nichts Anderes ausſprechen, als die Behauptung, daſs uns in den allererſten Lebensjahren der Begriff vom *Raume überhaupt* noch nicht *zur Klarheit* des Denkens gekommen ſey, ſondern daſs ſich derſelbe ebenſo allmälich erſt bilde, wie dieſes mit ſo vielen anderen Begriffen der Fall iſt, welche theils durch die Einwirkung der äuſserlich ſinnlichen Gegenſtände, theils durch die mehr zur Reiſe gelangende Kraft des Geiſtes ihre Entſtehung und Vollendung erhalten. —

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

MÄRZ 1837.

MATHEMATIK.

1) Berlin, b. Logier: *Beweis des eilften Euklidischen Grundsatzes.* Von *S. Metzing* u. s. w.

2) Wien, b. Grund: *Versuch, die Theorie der parallelen Linien streng nachzuweisen.* Von *Ignaz Kaiser* u. s. w.

3) Nürnberg, b. Campe: *Neue Begründung der Parallelentheorie.* Von *K. A. Hennig* u. s. w.

Allein was setzt unser Vf. an die Stelle der von ihm bestrittenen Lehre? Er sagt: „Das Ganze der Geometrie kann nicht durch Analysis des Begriffs vom Raume, sondern einzig und allein durch Synthesis der verschiedenen Beziehungen der reinen Anschauungen entwickelt werden. Es ist deshalb auch klar, dass wir in der Geometrie nicht mit der combinirtesten, sondern mit der einfachsten Anschauung, nämlich mit der Linie, zu beginnen haben, und dass, da der Begriff der Linie nur durch die Anschauung gegeben ist, auch von diesem Begriffe keine genetische Erklärung verlangt werden könne. Denn entsteht ein Begriff nicht durch Vereinigung von Merkmalen, sondern wird uns derselbe unmittelbar durch Anschauung gegeben: so kann derselbe auch nicht in seine Merkmale zerlegt, sondern nur angeschaut werden. Es ist daher auch nicht als ein Mangel unserer Erkenntniss vom Wesen der geraden und krummen Linie anzusehen, dass wir von derselben keine andere, als eine Nominal-Erklärung zu geben vermögen, sondern es ist vielmehr ein Irrthum, eine andere Erklärung nur irgend zu verlangen. Die geistige Anschauung selbst aber als unsicheres Fundament der Geometrie darstellen zu wollen, hiesse entweder die Geometrie geradezu für eine, aus lauter Irrthümern zusammengesetzte Wissenschaft erklären, oder verlangen, dass wir die Verhältnisse räumlicher Beziehungen nach einem anderen Principe, als nach demjenigen beurtheilten, welches der Schöpfer selbst dem Menschen zur Beurtheilung gegeben. — Dieser Ansicht des Vfs. kann man um so weniger beytreten, als selbst die Vorstellung der *Linie* nicht ohne jene des *Raumes überhaupt* möglich ist, worin sie sich befindet, so dass jene ohne diesen durchaus nicht gedacht werden kann. Ausserdem zeigt der Vf. nicht, *wie* aus seiner primitiven Grundanschauung der Linie die Vorstellungen der *Flächen* und des *geometrischen Körpers* hervorgehen. Und endlich verleiht seine ganze Vorstellungsweise den geometrischen Elementarbegriffen weder grössere Bestimmtheit, noch höhere Evidenz, als ihnen nach der bekannten Entwickelung aus dem Postulate des allgemeinen unendlichen Raumes und seiner stufenmässigen Begrenzung ohnediess schon zu Theil wird. Endlich liess sich noch mancherley gegen des Vfs. Deductionen erinnern, wenn der Raum unserer Blätter nicht auch an verhältnissmässige Kürze erinnerte.

Wir gehen demnach sogleich zur näheren Prüfung der eigentlichen Parallelenlehre des Vfs. über, worüber derselbe im Allgemeinen Folgendes vorausbemerkt: „Ich glaube daher auch ferner mit Recht behaupten zu dürfen, *dass eine auf dem Begriffe der Linie beruhende, und aus der Erklärung derselben richtig gefolgerte Parallelentheorie vollkommene Evidenz und Gültigkeit habe, und dass, sobald eine solche Theorie aufgestellt seyn werde, nichts weiter in Rücksicht derselben zu wünschen übrig bleibe.* In nachfolgenden Sätzen soll daher eine Parallelentheorie nach den angegebenen Rücksichten aufgestellt, und zur Beurtheilung den Kennern übergeben werden. Sollte ich hiebey das Wahre, gleich Anderen, nicht vollkommen, oder vielleicht gar nicht getroffen haben, so möge man wenigstens meine Absicht, dieses Wahre durch ernste Forschung zu finden, nicht verkennen!" — Wir erkennen und ehren den Eifer und die Bescheidenheit des Vfs.; müssen jedoch, der Wahrheit zur Steuer, bemerken, dass seine Darstellung jenen Foderungen nicht Genüge leiste, welche er selbst an ein vollkommen berichtigtes Parallelensystem stellt.

In der ersten Erklärung heisst es: Parallelen sind jene geraden Linien in *einer* Ebene, welche überall gleichweit von einander abstehen, oder deren Entfernung überall die nämliche ist. — Unsere Leser erkennen sogleich, dass die streng wissenschaftliche Construction solcher Linien nachgewiesen werden muss, wenn diese Erklärung eine *Sacherklärung* werden, und ihr Gegenstand nicht ein bloss problematischer bleiben soll. — In der zweyten Erklärung wird gesagt: „Unter Entfernung zweyer gerader, in *einer* Ebene liegender Linien verstehe man auf der einen senkrecht errichtete, und bis zur anderen oder deren Verlängerung verlängerte, gerade Linien." — Diese Erklärung macht die Sache, um die es sich hier handelt, ohne alle Ursache schwierig. Denn es müsste hiebey nachgewiesen werden, dass jene Lothe, welche aus Puncten der einen geraden Linie auf sie errichtet werden, die andere gerade *nothwendigerweise einmal durchschneiden müssten.* In dem strengen Beweise eines solchen *nothwendigen Durchschnittes* besteht,

aber gerade eine Hauptschwierigkeit der Parallelenlehre. Der Vf. muſste demnach ſagen: Die Entfernung zweyer geraden, in der nämlichen Ebene liegenden Linien von einander wird durch Lothe beſtimmt, welche *aus willkürlichen Puncten der einen dieſer Linien auf die andere* gefällt werden. Kann man beweiſen, daſs alle dieſe Lothe, aus welchen Puncten man ſie immer fällen mag, jedesmal unter ſich gleich ſeyn müſſen, ſo ſind jene geraden Linien überall gleichweit von einander abſtehende Linien. — Im erſten Zuſatze heiſst es nun: „Nähert ſich eine gerade Linie einer anderen, ſo verkürzen ſich die zwiſchen ihnen gezogenen ſenkrechten.“ — Fragt man hier: „Was heiſst es denn: Eine gerade Linie *nähert* ſich einer anderen?“ ſo muſs dieſes doch wohl erklärt werden. Die bloſse *Anſchauung* kann dieſen *Begriff* nicht befriedigend beſtimmen. Legte man aber dennoch dieſe bloſse Anſchauung zum Grunde, ſo müſste immer noch bewieſen werden, daſs die treffenden Lothe auf jener Seite der beiden geraden Linien immer kleiner werden, nach welcher ſie einander näher rücken. Indeſſen verhält ſich die Sache eigentlich *umgekehrt*, und die wirkliche Annäherung einer geraden Linie gegen eine andere ſollte durch die *ſtreng bewieſene* Abnahme dieſer Lothe erſt wiſſenſchaftlich erkannt werden. — Zuſ. 2 ſagt nunmehr: „Nähern ſich zwey Puncte einer geraden Linie um gleich groſse Entfernungen einer anderen, ſo müſſen ſich alle Puncte der Linie um die nämliche Entfernung nähern. — Wer ſieht nicht, daſs dieſer Satz, ſeinem eigentlichen Sinne nach, durchaus ohne allen Beweis daſteht? Wir können ihn indeſſen auf ſich beruhen laſſen, da des Vfs Theorie, auch ohne denſelben, befriedigend geprüſt werden kann. Denn ſie gründet ſich vorzüglich auf die in Nr. 5 enthaltene *Aufgabe*, wodurch die *Realität* der Parallelen nachgewieſen werden ſoll. Sie heiſst: *Zwey geradlinige Parallelen zu ziehen. Auflöſung:* Man ziehe eine gerade Linie A B (die einfache Figur werden ſich unſere Leſer leicht ſelbſt entwerfen), errichte auf derſelben zwey gleichgroſse ſenkrechte, F E un H G, und ziehe durch ihre Endpuncte, E und G, eine gerade Linie C E G D, ſo iſt dieſe eine Parallele. *Beweis.* Denkt man ſich die Linie C D in ihren beiden Puncten E und G der Linie A B um E F = G H genähert, ſo fällt E und G in die Linie A B, und C D und A B bilden nur eine gerade Linie, was nicht ſeyn könnte, wenn irgend Puncte der Linie C D entfernter oder weniger entfernt von A B oder deren Verlängerung gedacht werden könnten, als E und F von A B entfernt waren. Daher iſt A B parallel mit C D. *Es ſind ſonach zwey in einer Ebene liegende gerade Linien, welche in zwey Puncten gleiche Entfernung von einander haben, in allen Puncten gleichweit von einander entfernt, oder parallel.* — Daſs es dieſem Beweiſe an wiſſenſchaftlicher Ueberzeugungskraft fehle, und daſs demſelben ſomit der Rang einer vollkommen befriedigenden geometriſchen Demonſtration nicht gebühre, wird man leicht aus folgenden Bemerkungen erkennen. Fürs Erſte müſste, um einzuſehen, daſs C D überall von der A B dieſelbe Entfernung C F = G H habe, nothwendigerweiſe gezeigt werden, daſs *jedes* Loth, welches aus einem in C D *willkürlich* gewählten Puncte auf A B gefällt wird, auch jedesmal = E F = G H ſey. Dieſer beliebige Punct könnte entweder zwiſchen E und G, oder auſserhalb der E G in C D genommen werden. So lange die Gleichheit dieſer Lothe, bey der, in Bezug auf die Lage, unveränderlich und unbewegt bleibenden Linie C D nicht befriedigend nachgewieſen wird, ſteht die Behauptung des Satzes unbewieſen da. Von ſolcher Art iſt jedoch nicht der Beweis des Vfs. — Fürs Zweyte kann man wohl annehmen, die C D werde der A B um den Abſtand E F = G H genähert, wodurch allerdings ſowohl E als G in dieſe A B fällt. Allein was heiſst dieſes anders, als: „Wenn zwey Puncte der geraden C D in die gerade A B fallen, ſo muſs auch jene Linie genau längs dieſer fallen, und beide müſſen ſich ganz oder theilweiſe decken? — Daraus, daſs die C D in den Puncten E und G *gleiche* Entfernung von der A B, und bey ihrer Coincidenz mit A B nunmehr durchaus keine Entfernung mehr von dieſer A B hat, folgt keineswegs, daſs ſie *vor* dieſem Zuſammenfallen mit A B ebenfalls überall gleichen Abſtand von dieſer Letzten habe. Da hier eine ganz *verſchiedene Hypotheſis* Statt findet, ſo iſt auch die *Theſis* ſelbſt verſchieden. Wo dieſes aber der Fall iſt, da bedarf *jede* dieſer Letzten eines beſonderen Beweiſes. Daraus alſo, daſs die C D, bey E F = G H = 0, mit der A B coincidirt, und in der Lage C D in *zwey* Puncten E und G gleichen Abſtand von A B hat, folgt keineswegs, daſs ſie auch in *anderen* Puncten *dieſelbe* Entfernung von A B haben müſſe. — Fürs Dritte läſst der Vf. bey dem Beweiſe unentſchieden, ob bey jener Annäherung der C D gegen A B, wobey E in F und C D längs A B fällt, auch der Punct G in H falle, oder nicht. Sollten hiebey dieſe Puncte G und F ebenfalls zuſammenfallen, ſo müſste bewieſen ſeyn, daſs E G = F H wäre. Dieſes unabhängig von der Parallelentheorie ſtreng zu beweiſen, iſt ſehr ſchwierig, und noch keinem Geometer ſo gelungen, wie man es fodert. Fallen aber dieſe Puncte G und H nicht in einander, ſo weiſs man auch nicht eher, daſs C D in A B fällt, als bis man, wenn E in F liegt, nunmehr die C D ſo um den Punct F herumdreht, daſs auch G *irgendwo* (man weiſs nicht überzeugend *wo*) in der A B eintrifft. Jetzt muſs freylich C D in A B fallen; allein was iſt hiedurch für die Entfernung der C D von der A B in der *getrennten* Lage beider Linien bewieſen? Offenbar nicht das Mindeſte. — Die *Aufgabe* in Nr. 6: „*Durch einen Punct, welcher auſserhalb einer begrenzten geraden Linie liegt, eine Parallele zu ziehen*, iſt nun ebenfalls nicht wiſſenſchaftlich befriedigend aufgelöſt, da ſie ſich durchaus auf den Beweis von Nr. 5 ſtützt, welcher unzulänglich iſt. Da ſich nun alle *folgende* Sätze auf dieſe früheren gründen, ſo geht hieraus auf das Beſtimmteſte hervor, daſs des Vfs. Anſicht den Foderungen der ſtrengen Kritik nicht entſpricht. — Allein abgeſehen davon,

finden wir noch in Nr. 7 eine durchaus unbewiesene Annahme. Dieser *Lehrsatz* sagt: „Durch einen ausserhalb einer geraden Linie liegenden Punct kann zu diesem nur eine Parallele gezogen werden, und jede andere, durch den nämlichen Punct gezogene Parallele fällt mit dieser Parallele zusammen, und in dem *Beweise* desselben wird, *gänzlich ohne Beweis*, angenommen, dass ein aus einem willkürlichen Puncte der einen Parallele auf sein errichtetes Loth gehörig gegen die andere Parallele verlängert, diese andere *nothwendig* schneiden müsse." Die Nothwendigkeit dieses Durchschnittes muss streng nachgewiesen werden. Wollte die (hier einmal nöthige) scharfe Kritik diesen Satz als einen *Grundsatz* annehmen, so wären schon weit früher erschienene Parallelensysteme, z. B. die sehr scharfsinnig entwickelte Theorie von *Huber* in der Abhandlung: *Nova theoria de parallelarum rectarum proprietatibus. Basileae* 1823. 40 S. 8. mit 1 Figurentafel, und andere, welche sich auf eben dieses Axiom stützen, als vollkommen befriedigende Darstellungen zu betrachten gewesen, für welche sie jedoch von den strengen Geometern nicht als solche erkannt worden sind. — Obwohl nun unser Vf. ebenfalls dieses Ziel nicht erreicht hat, so empfehlen wir seinem Scharfsinne das fortgesetzte Studium dieser schwierigen Lehre, und sehen seinen etwaigen weiteren Entwickelungen mit Vergnügen entgegen.

Die typographische Ausstattung der kleinen Schrift verdienet alles Lob.

Δ

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Darmstadt, b. Leske: *Jacobe von Baden.* Schauspiel in fünf Aufzügen, nebst einem Vorspiel: die „Verlobung." Von *Joh. Bapt. v. Zahlhaas.* 1833. 8. (16 gr.)

2) Ebendaselbst: *Karl von Bourbon.* Historisches Schauspiel in fünf Aufzügen, von *Demselben.* 8. (16 gr.)

In diesen beiden Leistungen eines Autors, der zugleich Schauspieler ist, oder doch war, dürfen wir zunächst vollkommen bühnengerechte Stücke erwarten, und in der That werden sie uns gegeben. Wirkung, Schicklichkeit und Mass, wie sie der Kenner der Bühne verlangt, erscheinen als die vorzüglichsten Augenpuncte des Dichters; und wenn es ihm auch nicht gelingt, mit diesen Mitteln das Ausserordentliche zu leisten, so hält er sich durch *sie* doch innerhalb der Foderungen des guten Geschmacks. Daneben fehlt es ihm jedoch keineswegs an einer gewissen dichterischen Stimmung, und in den Situationen an einer gewissen schaffenden Kraft, so weit die Nachahmung, oder doch die Erinnerung wirksamer Beyspiele und guter Vorbilder sie mitzutheilen vermag. In den Charakteren tritt uns eine sichere und feste Zeichnung und ein gewisses Mass poetischer Auffassung historischer Stoffe entgegen, und in der Diction zeigt sich Gefühl, Geschmack und die Fähigkeit mannichfacher Färbung. So werden diese Dramen, auch ohne von *dem* Zeugniss zu geben, was in höherem Wortsinne den *tragischen Dichter* macht, doch immer zu den Leistungen für die Bühne zu rechnen seyn, an denen wir uns ohne Verletzung unseres kritischen Gewissens und unter der Beystimmung unseres Geschmacks erfreuen können.

Unter beiden Dramen ist das letzte „Karl von Bourbon" das grossartigere historische Bild, und in der That durch die poetische Auffassung der beiden Hauptcharaktere, Franz I und Karl von Bourbon, ausgezeichnet. Ein scharfer, doch nicht greller Gegensatz macht beide zu natürlichen Feinden, und es bedürfte kaum der Intriguen Louisens von Frankreich, Franz I Mutter, welche an Bourbon eine verschmähte Liebe zu rächen hat, um diese so gesonderten Charaktere gegen einander in einen Kampf auf Leben und Tod zu verwickeln. Beide, der Eine stolz, leichtsinnig, menschlich, heiter, froh, flüchtig und unbedacht, aber ein König im ganzen Sinne des Wortes; der Andere verletzbar, ein stolzer Vasall, ehrsüchtig, schwer zu behandeln, aber vaterlandsliebend, und stets geneigt zur Aussöhnung auf den leisesten Wink seines Königs, erhalten sich vollkommen in unserer Achtung, und geben uns das stets anziehende Schauspiel des Kampfes zwischen zwey gleich edlen Streitern, wovon der Eine doch nothwendig unterliegen muss. Diess Schauspiel wäre ein vollkommen *tragisches*, wenn das Unterliegen Bourbons als eine unmittelbare und innere Nothwendigkeit der dargestellten Handlung erschiene. Hier aber verläfst die Geschichte den Dichter — denn Benvenuto Cellini's Kugel vor den Mauern Roms hat mit der tragischen Handlung in diesem Stücke keine Verbindung. Der Dichter musste hier also entweder der *Geschichte* oder den Gesetzen der *Kunst* untreu werden; er hatte nur diese Wahl, wenn er nicht, was uns allerdings als das Bessere erschienen wäre, den Ausgang des Kampfes nur hätte *andeuten*, nicht *darstellen* wollen. Hiedurch wäre der Rahmen des Gemäldes zugleich enger geworden, und die Darstellung selbst hätte an innerer Concinnität, auch wohl an Kraft und Wirkung gewonnen. Wie sie ist, dehnt sich die Handlung über eine Reihe von Jahren aus; und soll diess auch an sich nicht unstatthaft seyn, so ist es doch besser, der Phantasie engere und leichter auszufüllende Räume, besonders bey einem ganz geschichtlichen Stoffe, anzuweisen. Die Umgebungen der beiden Hauptcharaktere sind mit wenigen Zügen scharf und treffend gezeichnet. Der Heerverderber Lautrec, der eitle Bonnivet, Bayard, Chabannes, der Canzler Duprat und Franzens Geliebte, die reizende Franziska von Foix, deren Vorbild Agnes Sorel und Klärchen sind, alle diese prägen sich vollkommen individuell aus. Nur Louise von Frankreich muss uns für vergriffen und zugleich für den grössten Fehler dieses Drama's gelten. Indem der Vf. uns aller Achtung für sie beraubt — denn selbst nicht in der *Schuld* ist sie gross — schlägt er seinem Stück eine unheilbare Wunde. Dennoch ist die Scene, wo es zwischen ihr und Bourbon

zur Erklärung kommt, eine der schönsten, und wird in der Wirkung nur von der übertroffen, wo der gefangene König bey Pavia vor seinen siegreichen Vasallen erscheint. Die Sieger stürzen sich ihm zu Füssen und huldigen ihm, und er ruft aus:

Seht her, Bourbon; lernt von geringen Leuten,
Wie man soll ehren ein gesalbtes Haupt.
Bourbon. Sie sehn mit ihren Augen — ich mit meinen.
Franz. Unheil'ges sieht, wer selbst unheilig ist.
Bourbon. *Selbst* löst den Zauber seiner Heiligkeit,
Wer treue Dienste lohnt mit schwarzem Undank.

Bourbons Reue im Tode endlich bildet den tragischen Scheitelpunct in diesem Drama, indem die kunstvolle Vertheilung von Recht und Unrecht der Handlung Spannkraft giebt, und von der Besonnenheit des Dichters zugleich Zeugniss ablegt.

Geringer, als hier, ist der Kreis der Materie, welche das dramatische Interesse in dem Schauspiele: „Jacobe von Baden" bilden. Im Ganzen genommen finden wir auch hier dasselbe Geschick in Vertheilung der Schuld (ohne welche das moderne Drama nun einmal nicht bestehen kann), in Gruppirung und Contrastirung der Charaktere wieder; aber die Interessen sind an und für sich unbedeutender, und das Spiel der Charaktere gegen einander ein unpoetischeres, als in dem ersten Stücke. An dem düsteren, liguistischen, und dem Aberglauben und der Etikette streng ergebenen Hofe von Düsseldorf steht die heitere, freydenkende, oft unbesonnene, menschlich-milde, und in anderen Liebesbanden befangene Jacobe von Baden, als die Gemahlin des alten, mürrischen und dem finstersten Katholizismus unbedingt ergebenen Herzoge Wilhelm, dessen Peinlichkeit nahe an Carricatur streift, allein und preisgegeben den Intriguen ihrer Schwägerin Sibylle von Jülich und Berg. Wir sehen das Netz des Verraths sie enger und enger umschlingen, bis die liebenswürdige, aber unbesonnene Heldin endlich als ein müde gejagtes Wild in das Garn der Intrigue fällt. Doch das Volk errettet sie — Sibylle, hiedurch bis zum Morde gebracht, tödtet das Opfer, das, von ihrem frömmelnden Gemahl unbeschützt, in den Armen ihres ersten Verlobten (Manderscheid) stirbt, während die Mörderin, vom Volke verfolgt, todt in den Schlossgraben hinabstürzt. So erschütternd dieser Ausgang auch seyn mag — eigentlich tragisch ist er nicht; denn der Zufall übernimmt in ihm eine Rolle, die nicht *ihm*, sondern der inneren Nothwendigkeit der tragischen Handlung selbst zukommt, und der gänzliche moralische Unwerth Sibyllens lässt auch hier wieder eine rein dramatische Wirkung nicht aufkommen. — Das höchste Verständniss der tragischen Kunstgesetze und die höchste dramatische Kraft scheint daher dem Vf. zwar nicht gegeben zu seyn, inzwischen ist die Bildung seines Geschmacks und die lobwürdige Farbe von Sprache und Vers, neben einer geschickten Gruppirung von Formen und Situationen doch ausreichend, seinen Arbeiten immer eine gewisse poetische Bedeutung, und noch mehr eine auf der Bühne erwünschte Wirkung mitzutheilen.

v. L.

Wesel u. Leipzig, b. Klönne: *Der Cretin.* Eine Novelle aus der neuesten Zeitgeschichte, von *Ed. Spindler.* 1837. 206 S. 8. (1 Thlr.)

So wenig auch Rec. Sylbenstecherey liebt, die meistens in der Eitelkeit und Rechthaberey ihren Grund hat, so kann er doch nicht umhin, an dem Titel des Buches zu mäkeln, da derselbe einen ganz irrigen Begriff giebt. *Cretin* heisst ein Blödsinniger in den Gebirgen der französischen Schweiz auf der untersten Stufe der Menschheit, ohne den Instinct des Thieres, häufig taub und stumm. Ein solcher ist Jean Beaupré nicht, er gehört zu den Cagots der Pyrenäen, die, ein Völkchen für sich ausmachend, europäische Pariah's sind, überaus hässlich von Gestalt, geflohen und verachtet, von unentwickelten Geisteskräften bleiben müssen, aber keineswegs ohne solche geboren sind. Ein solcher Cagot ist Jean, von dem besten Herzen, und trotz der äusseren Unbehülflichkeit, gar nicht ohne gewandten Verstand. Verlassen von Allen, die sich seiner erbarmten, eilt er nach Paris, seinen Vater aufzufinden; er lernt ihn erst nach dem Tode kennen, den er in der Juli-Revolution erleidet, nachdem er seine Schwester gerettet, und dem Vater, der ihn verleugnete, verziehen hat. Es war dem Autor um berühmte Namen zu thun, an die sich das Für und Wider der Juli-Revolution mit Grund und Gewicht anreihen lässt, und so musste sich der Herzog Armand von Polignac bequemen, die Feldzüge unter Napoleon nach Spanien mitzumachen, dort seine Frau einen Cagot beleidigen zu lassen, der sie und die Frucht ihres Leibes verwünschte, die ihm bey seiner Geburt glich, und daher von dem Vater, ohne Vorwissen der Mutter, der man ein todtes Kind einbildete, in den Pyrenäen zurückgelassen wurde. Manchmal überschleicht den Vf. eine Bedenklichkeit, ob er den Herzog Armand mit Napoleon befreundet einführen könne; dann kommen drey *** statt Familiennamen, hernach vergisst er es wieder und schreibt Polignac aus.

Die Revolution ist flüchtig, nicht blutig und empörend, aber mit Geist und Scharfsinn in ihren Beweggründen und ihrem Fortgange beschrieben, und einige einleitende und erklärende Gespräche sorgsam ausgeführt. Interesse kann man bloss an dem Titelhelden nehmen, der durch die Kraft des reinsten Gemüths, einer sehr ausgebildeten Vernunft, die Abneigung überwältigt, die seine äussere Erscheinung aufdringt.

n.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

MÄRZ 1837.

MEDICIN.

Hannover, in der Helwing'schen Hofbuchhandlung: *Hannoversche Annalen für die gesamte Heilkunde.* Eine Zeitschrift: Herausgegeben von Dr. *G. P. Holscher*, königl. Leibchirurgus, erstem Arzte am neuen Krankenhause u. s. w. zu Hannover. I Bd. 1, 2 Heft. Nebst 4 lithographirten Tafeln. 1836. 433 S. 8. (Der Jahrg. von 4 Heften 4 Thlr.)

Dass man in unseren Tagen über die Fluth der Journalliteratur, besonders der ärztlichen, die sich an Seichtigkeit mit jeder anderen messen kann, so vielfache und gerechte Klage führen muss, davon ist der Grund unverkennbar nur in dem Missbrauche dieses Mittheilungsmittels durch unberufene Vielschreiber und Wenigthuer zu suchen. Jedes neue derartige Unternehmen wird daher begreiflicher Weise mit Misstrauen aufgenommen. Auch die vorliegende neue Zeitschrift hat daher mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen, aber sie wird sie überwinden, wenn sie bestrebt ist, durch inneren Gehalt sich einen mehr als ephemeren Werth zu verschaffen. Der Plan derselben umfasst die ganze Medicin, besonders aber scheint er auf die Theilnahme und Beyträge hannöverischer Aerzte Rücksicht nehmen zu wollen.

Der Inhalt der vorliegenden beiden ersten Hefte ist folgender: Erstes Heft. 1. *Originalabhandlungen.* 1) Beschreibung des neuen Krankenhauses der Stadt Hannover, vom Stadtbaumeister *Andreä*. Hier muss die Bemerkung genügen, dass es nach dem Vorbilde des Hamburger Krankenhauses (welches neuerlich *Fricke* beschrieben hat) eingerichtet ist, und folglich zu den besten Deutschlands gehört. Es enthält, in kleinere Säle eingetheilt, ungefähr 80 Betten. 3 Pläne versinnlichen die architektonisch sehr ansprechende Einrichtung. — 2) *Das königl. Entbindungs- und Hebammen-Institut zu Hannover und dessen Leistungen in den Jahren* 1833 u. 1834. Von dem Director der Anstalt, Hofmedicus Dr. *Kauffmann*. — Die äussere Einrichtung dieser Anstalt lässt freylich Manches zu wünschen übrig, da ursprünglich das Gebäude nur Privatwohnungen bildete. Indess hat die Vertheilung der Schwangeren und Wöchnerinnen in einzelne Zimmer mehr Vortheile als Nachtheile, und im Uebrigen zeigt dieser Bericht deutlich, wie Gutes auch unter weniger günstigen Verhältnissen bey regem Eifer erzielt werden kann. Es würde uns zu weit führen, in das Detail der interessanten Mittheilungen einzugehen; nur folgende Bemerkungen des erfahrenen Vfs. mögen hier eine Stelle finden. Der Hebammenunterricht hat die Hauptaufgabe, Frauen zu belehren, wie durch zweckmässige Hülfsleistungen das Geburtsgeschäft erleichtert wird, und sie anzuweisen, bis zu welchem Puncte der Natur die Vollendung der Geburt überlassen werden könne, und auf welchem Puncte Kunsthülfe eintreten müsse. Mit Recht tadelt der Vf. *Nägele*, der sehr unzweckmässig seinem Hebammenbuche einen weit grösseren Umfang des Unterrichts gegeben, und dasselbe im eigentlichen Sinne *zu gut* und vollständiger, als nöthig und nützlich ist, abgefasst hat. — Wenn der Vf. als häufigen Grund der Nachgeburtszögerungen übereilte Hülfsleistung zum Lösen der *Placenta*, Ziehen am Nabelstrang, Eingehen in den Uterus u. s. w., wodurch partielle Contractionen und Einschnürungen der ersteren bedingt werden, angiebt, so können wir ihm nur darin beystimmen. Indess ist nicht zu verkennen, wie oft dergleichen Störungen durch ihre zu einzelnen Zeiten fast epidemische Häufigkeit auf verborgenere Causalitätsverhältnisse hinweisen. — In 2 Fällen von Einkeilung des Kopfes im Querdurchmesser überzeugte sich der Vf., wie einseitig der Rath *Kilian's* und Anderer sey, die Zange nur in die Seiten des Beckens zu legen. Diese Art der Application ist in solchen Fällen ganz unmöglich, und die Anlegung derselben in einem der schiefen Durchmesser geschieht leicht und mit dem besten Erfolge. — Zur Application des *Ungt. ex Extracto Belladonn.* an den Muttermund Behufs seiner Erweiterung empfiehlt der Vf. *Cereoli* von *Butyrum Cacao* mit *Extr. Bellad.* Neu war uns die Anwendung des *Pulv. Opii* in gleicher Absicht, das gleichwohl seinen Zweck erreichen soll. Bekanntlich wirkt Opium kaum oder gar nicht auf die Erschlaffung der Sphiakteren. — Warum aber zur Einschneidung der vigiden Mutter der Vf. die Scheere dem Bistouri vorzieht, ist uns nicht klar. — Die Zahl der Geburten war 1833 244, 1834 273. — 3) *Ueber das Stadtkrankenhaus zu Osnabrück.* — Eine Beschreibung der Anstalt und Mittheilungen einiger wichtigeren Vorfälle in derselben (*Spina bifida*, Splitterbruch des Heiligenbeins). — 3) *Ueber das Ursächliche der Taubstummheit und deren Verschiedenheit von Idiotismus und Imbecillität, durch anatomische Untersuchungen erläutert.* Vom Medic. Rathe Dr. *Bergmann* in Hildesheim. (Von S. 60—82). Von höchstem Interesse, aber wegen des Details und der Gründlichkeit der Untersuchungen (die an dem Gehirn dreyer Taubstummen angestellt wurden), eines

Auszugs nicht fähig. — 5) Eine *Metrorrhagia in puerperio*, beobachtet, befchrieben und erläutert von Dr. *H. F. Kilian*, in Bonn. — Eine 24jährige Erftgebärende kam glücklich nieder, und es verliefen die 3 erften Tage des Wochenbettes völlig normal. Am Nachmittag des 4ten trat plötzlich eine fo profufe *Haemorrhagia uteri* ein, dafs die Patientin dem Tode nahe kam. Die Unterfuchung zeigte weder jetzt, noch bey den fpäteren Blutungen in den inneren Geburtstheilen die *geringfte* Abnormität, keine *Coagula* in der Scheide, den Muttermund normal verfchloffen u. f. w. Diefe fpäteren Blutungen fanden, jedesmal urplötzlich eintretend, am 15ten, 21ften, 34ften und 40ften Tage nach der Geburt Statt. Die letzte hatte den Tod der Kranken zur unmittelbaren Folge. — Die Section wies, aufser den allgemeinen Zeichen der Verblutung als nächfte Quelle der Blutungen eine zwey Zoll lange und anderthalb Zoll breite *Teleangiektafia fuperficiei internae uteri* nach. In der unmittelbaren Nachbarfchaft der Gefchwulft war die Uterinfubftanz etwas weicher als an anderen Stellen, und ein nicht unbeträchtliches Gefäfsnetz verbreitete fich concentrifch zum *Tumor*. Die Stelle deffelben hatte während der Schwangerfchaft die *Placenta* bedeckt. — Der Vf. bemerkt, dafs ähnliche Fälle *Jäger* in Erlangen (*Teleangiektafia fuperfic. internae uteri* bey einer Nichtfchwangeren; lief tödtlich aus) und *Leo* in Mainz (*Tel. fup. int. veficae urinariae*, ebenfalls mit tödtlichen Ausgange) beobachtet (aber noch nicht näher befchrieben) haben. Eben fo hat neuerlich *Carswell* (*Pathological anatomy Tab. IV. Fig.* 2) einen ähnlichen Fall mitgetheilt und eine *Teleangiektafia uteri totalis* foll *R. Lee* gefehen haben. — 6) *Ueber das Rundwerden des Muttermundes als Schwangerfchaftszeichen; nebft Angabe eines neuen diagnoftifchen Mittels: den (r) Scheidenpuls*, von *J. F. Ofiander*, Prof. in Göttingen. — Das Rundwerden des Muttermundes wird als ein fehr unficheres Zeichen vorhandener Schwangerfchaft dargeftellt. Was den Scheidenpuls betrifft, fo fühlte der Vf. häufig bey Unterfuchung Schwangerer aus den erften Perioden eine deutliche Pulfation im Grunde der Scheide, am deutlichften rechts an der Vorderwand derfelben, am hinteren Rande der *columna rugarum anterior*. „In Schwangerfchaftsfällen kam er mir verftärkt gröfser, klopfender vor, als zu anderen Zeiten und bey bevorftehendem *Abortus*, und in einigen anderen krankhaften Zuftänden glaubte ich ihn auch einigemal häufiger als den Puls der Radialarterie wahrzunehmen." — 7) *Ein Wort über angeborene Spaltungen in der Iris, Iridofchisma; Coloboma Iridis.* Von Dr. *Stilling* in Kaffel. — An die Erzählung eines (abgebildeten) Falles von *Colobona Iridis* knüpft der Vf. kurze Bemerkungen über die verfchiedenen ätiologifchen Deutungen diefes Zuftandes, ohne einen entfcheidenden Ausfpruch zu thun.

Hierauf folgen 2 fehr ausführliche, in ihrem Werthe aber ungleiche Recenfionen. 1) *Histoire complète des Ruptures et des Dechirures de l' Utérus, du Vagin et du Périnée, par* **Duparcque**. *Ouvrage couronné par la société médicale d'émulation de Paris. Par.* 1836. (*rec.* von *Schneemann.*) — 2) In einem Auffatze: Die intenfive Heilmethode *Leffer's*, beleuchtet von *Krüger-Hanfen*, fpricht fich der Letze nicht ohne Wahrheit, aber ftets in widerlich-einfeitiger Uebertreibung gegen die antiphlogiftifche Heilmethode aus, der *Leffer* in feiner Schrift: „Die Homöopathie von der praktifchen Seite beleuchtet; ein Lefebuch für Aerzte aller Confeffionen," das Wort redet. (Letzte Schrift hat Rec. nicht gelefen.) — Den Schlufs bilden Mifcellen und Perfonalnotizen.

Zweytes Heft. 1) *Beobachtungen und Bemerkungen über den Markfchwamm.* Vom Profector Dr. *O. Baring* in Hannover. Eine höchft werthvolle Abhandlung, nicht weniger durch die dankenswerthe Mittheilung mehrerer gröfstentheils intereffanter Fälle von Markfchwammbildungen (vorzüglich in den Unterleibsorganen), als durch die umfichtigen Bemerkungen über die Entftehung und die anatomifchen Eigenthümlichkeiten diefer Afterproductionen. Intereffant ift auch die Mittheilung einiger Fälle, in denen bey Pferden markfchwammige Bildungen beobachtet wurden. — 2) *Die Leiftungen des neuen Krankenhaufes der Stadt Hannover in den Jahren* 1834 u. 1835. Vom Herausgeber. Berichtet über die Principien der Direction und über die Erfolge ihrer Bemühungen, von denen die erften eben fo mufterhaft, als die zweyten erfreulich find. Im J. 1834 wurden 708 Kranke aufgenommen; davon wurden geheilt entlaffen 640, gebeffert 20, ungeheilt blieben 3, ftarben 29. Am 1 Jan. 1835 war der Beftand 36. — Im Jahr 1835 wurden 768 Kranke behandelt; geheilt 675, gebeffert 4, ungeheilt 4, abgegeben 1, verftarben 36, Beftand 48. — Die Sterblichkeit ift alfo 4½ Proc. — Aus der Mittheilung der therapeutifchen Grundfätze ift die ausgezeichnete Tüchtigkeit der Direction hinlänglich erfichtlich. — 3) *Ueber Hypertrophie des Herzens mit Erweiterung deffelben, als Kinderkrankheit*, vom Med. Rath Dr. *Toel* zu Aurich. Der Vf. will diefe Krankheit, die fich in ihrer vollkommenften Ausprägung erft nach langen Leiden darbietet, und in der Mehrzahl (wohl in allen; Rec.) der Fälle mit dem Tode endigt, vorzüglich nach Mafern, Scharlach und Keichhuften fich entwickeln gefehen haben. So richtig diefs ift, und fo gut im Ganzen der Vf. die Krankheit befchreibt (angefügt find die Refultate zweyer Sectionen): fo mangelhaft ift doch die Darftellung, weil ihm das Hauptunterftützungsmittel der Diagnofe, fthethofkopifche Beobachtungen, wie er felbft angiebt, gänzlich abgehen. Geheilt hat er das Uebel nie. — 4) Intereffant, ja faft einzig in ihrer Art daftehend, würde die von *Albers* in Bonn kurz mitgetheilte Beobachtung eines *Aneurisma ductus thoracici* feyn, wenn der Vf., der leider das Präparat bey der Section nicht mitnehmen konnte, eine genauere Unterfuchung hätte anftellen können. So hat er die wirkliche Gegenwart diefer Vorbildung doch nur wahrfcheinlich gemacht. Nachträglich erwähnt er flüchtig zweyer analoger Beobachtungen von *Rudolphi* und *Rokitanski*. — 5) *Ueber das Kindbettfieber, welches in dem Entbindungshaufe zu Hannover im März*

und April 1835 *herrſchte.* Vom Dr. *Dommes.* — Es erkrankten von 40 Wöchnerinnen in dem, im Ganzen die Entſtehung einer derartigen Epidemie nicht begünſtigenden, Entbindungshauſe 11, welche ſämtlich ſtarben. Weder die Statt gefundene Behandlung, noch die Reſultate des Leichenbefunds gewähren ein beſonderes Intereſſe. Dieſs würde mit der chemiſchen Unterſuchung des Exſudats in der Unterleibshöhle und des Blutes der Fall ſeyn, wenn nicht zu dieſer Unterſuchung nur ein einziger Fall benutzt worden wäre. Deſshalb ſtellt ſich als Eigenthümlichkeit des erſten nur eine dem *Serum* des Blutes analoge Beſchaffenheit, des zweyten nur ein geringer Ueberſchuſs an *Cruor* dar.

Den Schluſs des Heftes bilden Kritiken, 1) *a treatise on the formation, constituents and extraction of the urinary calculus etc. by J. Green Croſſe, Lond.* 1835. *rec.* v. *Spangenberg.* — 2) *De l'emploi du tartre stibié à haute dose etc. par Lepelletier, Par.* 1835, *rec.* v. *Weſtrumb,* —) Miſcellen und recht zweckmäſsig eingerichtete kurze Notizen über bibliographiſche Neuigkeiten. — Papier und Druck ſind ziemlich gut. Der Preis etwas hoch. H. H.

Frankfurt a. M., b. Sauerländer: *Geſchichte der Seuchen, welche im Herzogthume Naſſau ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts unter den Hausthieren geherrſcht haben;* bearbeitet von *Dr. J. B. Franque,* Medicinalrathe u. ſ. w. zu Idſtein. Mit 10 Tabellen. 1834. 252 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Auffoderung zu dieſer Schrift fand der durch ſeine Stellung als Lehrer der Veterinärkunde an dem landwirthſchaftlichen Inſtitute zu Idſtein, wie durch ſeine literariſchen Leiſtungen in dieſem Felde zu einer ſolchen Arbeit berufene Vf. theils in dem allgemein wiſſenſchaftlichen Intereſſe, welches die Geſchichte der Epizootieen gewährt, theils in localen Verhältniſſen, wegen welcher die Beleuchtung der Veranlaſſungen der Seuchen dem Lande nützlich wird. Den Stoff dazu gaben theils eigene Beobachtungen, theils die ihm zu dieſem Zwecke von der Landesregierung mitgetheilten Acten; und der Vf. hat, mit kritiſchen Urtheile die Arbeiten Anderer benutzend, denſelben zu einem recht gründlich wiſſenſchaftlichen Werke verarbeitet, welchem die gebührende Anerkennung nicht entgehen kann.

Die Einleitung handelt von dem verſchiedenen Urſpunge der Seuchen, dem Gange der Witterung ſeit 1816, dem Klima und der natürlichen Beſchaffenheit des Herzogthums, der daraus hervorgehenden Verſchiedenheit der landwirthſchaftlichen Verhältniſſe, der darin obwaltenden Uebelſtände, und dem Viehſtande. In den folgenden Abſchnitten wird die Geſchichte der Seuchen im Herzogthume geliefert, mit Berückſichtigung des Erſcheinens derſelben in anderen Ländern, ihre Aetiologie, Noſographie, Epikriſe, Therapie, Prophylaxis mit den dabey nöthigen polizeylichen Maſsregeln. Mitunter werden einzelne Krankheitsgeſchichten und Sectionsbefunde angefügt.

I. Krankheiten unter den Pferden: 1) Nervöſe Seuchen. a) 1805, ein leicht katarrhaliſch nervöſes Fieber, b) 1824 u. 25 für milzbrandartige Krankheit erklärt. c) 1831 unter den Artilleriepferden in Wiesbaden ein katarrhaliſch nervöſes, durch Witterung und veränderte Verhältniſſe, in welche Remontpferde gekommen waren, veranlaſstes Fieber. — 2) Milzbrand, nur ſporadiſche Fälle kamen 1807 und 20 vor. — 3) Stehkrankheit. Dieſer iſt hier deſshalb eine Stelle angewieſen, weil ſie, obgleich nicht als verheerende Seuche, doch von der herrſchenden Witterung abhängig, zuweilen als epizootiſche Krankheit vorkommt. Dabey iſt der Starrkrampf abgehandelt, häufig ohne Verletzung aus rheumatiſchen Urſachen entſpringend, wie 9 Fälle, von denen 7 geheilt wurden, bey Pferden, und ähnliche bey Wiederkäuern und Schweinen im Thierſpitale bewieſen. Bey den Gefallenen wies die Section Rückenmarksentzündung nach. — 4) Strenzeldruſe, Rotz; nur der chroniſche Rotz kam vor. 5) Kolik; an dieſer fallen mehr Pferde im Herzogthume, als an allen anderen Krankheiten. Schlechte Maſtung, beſonders Unvorſichtigkeit bey Fütterung iſt Haupturſache, doch kommt ſie in einem Jahre mehr als im anderen vor, weſshalb ſie auch hier eine Stelle findet. Die Eintheilung derſelben nach Verſchiedenheit der Veranlaſſung verwirft der Vf. als nicht praktiſch, weil nur die Windkolik beſtimmte charakteriſtiſche Erſcheinungen darbietet; eben ſo ſey die Unterſcheidung von Krampf- und Entzündungs-Kolik ſchwer durchzuführen.

II. Seuchen des Rindviehs: 1) Löſerdürre. Die Acten, welche über dieſe im Herzogthume vorliegen, beweiſen, daſs ſie durch Anſteckung hereingeſchleppt wurde. Ueber den Verlauf geben dieſelben keinen beſonderen Aufſchluſs. Deſshalb blieb auch hier die genaue Beſchreibung weg. In Betreff der Behandlung ergiebt ſich, daſs dieſelbe wenig Einfluſs auf dieſe Krankheit hatte, überall die Hälfte oder zwey Drittheil der Erkrankten fiel. — 2) Milzbrand, kommt alljährlich, aber ſeit Ende vorigen Jahrhunderts nicht als weit verbreitete Seuche, in einem Jahre häufiger als dem anderen, beſonders in der Maingegend vor, zeigte ſich nicht anſteckend in hieſiger Gegend, doch könnte er nach den Vorgängen in wärmeren Gegenden wohl unter gewiſſen Umſtänden durch die Luft anſteckend werden. Iſt Blutkrankeit. Der ſchnell verlaufende iſt hier viel häufiger als der langſam verlaufende. — 3) Zungenkrebs; kam nur im vorigen Jahrhundert als ſehr ausgebreitete, doch gutartige Epizootie im Herzogthume vor; man glaubte damals den Thieren wüchſen Haare auf der Zunge, und ſah dieſs als Urſache an. — 4) Lungenfäule (Lungenſeuche). Nach einer kritiſchen Beleuchtung der über das Weſen dieſer Krankheit aufgeſtellten Anſichten, erklärt der Vf. dieſelbe für eine eigenartige, von einfacher Bruſt- und katarrhaliſchen Entzündung weſentlich verſchiedene, nur dem Rindvieh eigenthümliche Krankheit, welche mit einem nachlaſſenden Fieber einer entzündlichen Affection der Lunge und ihrer Umkleidung verbunden iſt, und eine eigenthümliche Entartung des Lungengewebes zur Folge hat. (Der Behauptung, dieſe Entartung ſey ſo eigenthümlich,

dafs man noch keine pathologifche Veränderung weder bey Menfchen noch bey Thieren gefunden habe, mit welcher fie fich vergleichen liefse, widerfpricht indefs die Parallele, welche *Lorinfer* (Lehre von den Lungenkrankheiten S. 212) zwifchen diefer und dem zweyten Grade der Lungenentzündung des Menfchen gezogen hat, welche eine grofse Aehnlichkeit beider darthut.) Aus den darüber von früheren Zeiten vorliegenden Acten, und befonders den feit 1817 gefammelten Erfahrungen geht hervor, dafs fie als enzootifche Seuche in einigen Gegenden bald hier, bald da erfcheint, und als vorzüglichfte Plage der viehreichen Gegenden die gröfste Beachtung verdient. Die nächften urfachlichen Momente find öftere und anhaltende Störungen der Haut und Lungenthätigkeit, fie hängt befonders von Oertlichkeiten ab, kann jedoch daher nicht allein abgeleitet, fondern es mufs angenommen werden, dafs zu diefen ein befonderer unbekannter miasmatifcher Zuftand der Luft hinzutreten müffe. In Bezug auf die vielfach debattirte Anfteckung derfelben fpricht fich der Vf., nach gründlicher Prüfung der *pro* und *contra* angeführten Gründe, dahin aus, dafs fie zwar in der Regel ohne Anfteckung entftehe, fich jedoch auch durch diefe verbreite, und das Contagium am meiften an der ausgeathmeten Luft, dem Geifer und Schleim hafte. In dem Verlaufe fand der Vf. weder die von *Veith* aufgeftellten Perioden, noch das von *Wagenfeld* angenommene acute und chronifche Stadium. Von den Complicationen mit anderen Krankheiten kam die mit Milzbrand und Egelkrankheit vor; die Beobachtungen *Chaberts* und *Dietrichs* über das Vererben der Lungenfäule auf Käiber fand der Vf. nicht beftätigt. Von der Behandlung ift nur im Anfange der Krankheit etwas zu erwarten, und mit Recht wird auf Einfachheit in derfelben, fo wie auf wohlfeile Medicamente gedrungen. Am Schluffe wird die Diagnofe von mehreren anderen Krankheiten geliefert. — 5) Maul- und Klauen-Seuche, ein und diefelbe exanthematifche Krankheit, fcheint durch die Atmofphäre erzeugt und verbreitet zu werden. — 6) Faule, richtiger Waffer-Sucht, mit Egeln verbunden. Egelfeuche, eine durch ungünftige Witterung, fchlechte Befchaffenheit des Futters und fchlechte Wartung herbeygeführte Kachexie, deren Folge auch die Entftehung von Egeln ift; wo fie als ausgebreitete Krankheit erfcheint, immer die Folge landwirthfchaftlicher Unglücksfälle. 1829—30 war fie aus diefen Urfachen, welche der Vf. fehr ausführlich durchgeht, unter dem Rindvieh auf dem Wefterwalde fehr ausgebreitet, fo dafs in zwey Aemtern über 1100 Stück daran fielen. Die Anficht *D'arboval's*, dafs diefelbe in einer primären Reizung des Futtercanals begründet fey, wird widerlegt. Als befondere Erfcheinung bey derfelben befchreibt der Vf. einen eigenthümlichen Ausfchlag (Zitterrofe, Schwindflechte von den Landleuten genannt) welcher fich durch unmittelbare Berührung nicht felten den Wärtern mittheilt, zuerft an den Händen, dann auch über den übrigen Körper erfcheint, heftiges Jucken verurfacht, wobey die Haut fich kleienartig abfchuppt. Die Ergebniffe der Section beftätigen die Anficht über das Wefen der Krankheit, der Therapie wefentlicher Theil beruht auf Sorge für paffendes Futter und gehörige Wartung, und die vom Vf. mit vieler Sorgfalt auch auf Verbefferung des fchlechten Futters hinzielenden Rathfchläge werden, gehörig beachtet, zur Abwehr und Verminderung der durch diefe Krankheit herbeygeführten Calamität recht wohlthätig wirken, der Genufs des Fleifches der Kranken wird nicht nur nach Gründen *a priori*, fondern auch nach Erfahrung des Nachtheils deffelben im Widerfpruche mit den in anderen thierärztlichen Schriften gegebenen Rathe, mit allem Rechte verworfen. — 6) Blutharnen, erfcheint öfter als Epizootie in hiefiger Gegend, immer im Frühjahre nach folchen Jahren, wo der Graswuchs zurückgehalten war. Sehr häufige Veranlaffung ift das Freffen junger Birkenzweige. Diefer Krankheit liegt immer eine entzündliche Nervenaffection zu Grunde.

III. Seuchen der Schafe. Viele der gefährlichften Seuchen unter Schafen fcheinen im Herzogthume noch nie vorgekommen zu feyn. Nur Milzbrand, gutartige Klauenfeuche und Räude wurden feit 1816 unter den Schafen beobachtet. Von den zwey erften ift das Wefentliche bey den Rindviehfeuchen abgehandelt; die Letzte könnte durch Befolgung der hier gegebenen Rathfchläge gänzlich vertilgt werden.

IV. Krankheiten der Schweine. Milzbrand, Bräune und Lungenentzündung, auf welche letzte der Vf. vorzüglich defswegen aufmerkfam macht, weil fie nur felten in thierärztlichen Schriften berückfichtigt wird. Ueber zwey andere Krankeiten, Schaufelkrankheit und Pocken, deren gleichzeitiges Erfcheinen mit Variola für eine Verwandtfchaft beider Krankheiten fpricht, konnte der Vf., obgleich fie hier auch unter den Schweinen beobachtet wurden, keine eigenen Erfahrungen machen.

V. Hundswuth und Seuche unter den Füchfen. Obgleich Letzte nach dem Titel nicht hieher gehörte, fo wollte der Vf. fie doch nicht übergehen, weil diefelben in der Reihe der Epizootieen, welche in der letzten Zeit in hiefiger Gegend vorkamen, als wichtige und merkwürdige Erfcheinungen daftehen, und liefert hier einen Nachtrag zu feiner Schrift: Die Seuche unter den Füchfen und anderen Raubthieren 1823—26, nebft Bemerkungen über die urfprüngliche Wuthkrankheit der Thiere, 1827. Nach den neueren Unterfuchungen *Hertwigs* über das Wuthcontagium nimmt er hier feine in jener Schrift gegen die Exiftenz des Wuthcontagiums geäufserten Zweifel zurück, und liefert die Gefchichte dreyer Fälle von Verbreitung diefer Krankheit durch Biffe von Hunden auf andere Thiere, und einige Beobachtungen über jene Krankheit der Füchfe.

Die 10 Tabellen betreffen Witterungsbeobachtung, Viehftand, die im Thierfpitale zu Idftein behandelten kolikkranken Pferde, Verbreitung des Milzbrandes, der Lungenfäule, Maul- und Klauen-Seuche, der Fäule und des Milzbrandes unter den Schweinen.

Rec. hat diefe Schrift mit Vergnügen und Nutzen gelefen. f—e.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

MÄRZ 1837.

MINERALOGIE.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung: *Vollständiges Handbuch der Mineralogie* von *August Breithaupt*, Dr. d. Phil., Professor der Oryktognosie an der königl. sächs. Bergakademie zu Freiberg u. s. w. Erster Band. Allgemeiner Theil. Mit 6 Tafeln Zeichnungen. 1836. VIII u. 432 S. 8. (2⅓ Thlr.)

Dieses Werk des berühmten und durch seine vielen Bemühungen um genaue Ermittelung der Eigenschaften beynahe aller, bis jetzt bekannter Mineralien hochverdienten Vfs. ist für die Erlernung dieses so interessanten Theiles der Naturwissenschaften um so wichtiger, als sich der Verfasser darin bestrebt, das Krystallographische vollständig und mit mathematischer Genauigkeit darzustellen. Denn so gründlich auch die meisten neueren krystallographischen Werke sind, so haben sie doch auch wegen der complicirten und schwer verständlichen Methode für Viele etwas sehr Abschreckendes und Ermüdendes. Wir halten es deshalb um so mehr für unsere Pflicht, diesem Werke unsere besondere Aufmerksamkeit zu schenken, als der Vf. mit der Gründlichkeit auch Deutlichkeit und Einfachheit zu vereinigen verstanden, und den Beschreibungen durch beygefügte, wohl gelungene Zeichnungen noch besonderen Werth ertheilt hat.

Die Einleitung handelt theils über den Begriff der Mineralogie und ihren Stand unter den übrigen Naturwissenschaften, theils aber auch über die Folge des Vortrags (d. h. die Methode und Aufeinanderfolge in der Entwickelung einzelner Theile), theils die Hülfsmittel zum Studium (natürliche Fähigkeit, wissenschaftliche, namentlich mathematische, philosophische, philologische, physikalische, chemische, so wie auch zoologische, botanische und geographische Vorkenntnisse, gründlichen Unterricht, Besitz guter Bücher, dermalen besonders den Besitz von *Breithaupt's*, *Steffen's*, *Mohs's*, *Naumann's* und *Gössel's* Werken — deren Vorzüge eben so, wie der geringe Werth von *Walchner's* Copie des *Hausmann*'schen Heftes, *Kobell's* inconsequenzenreiches Buch, so wie die kritiklose Oryktognosie *Leonhard's* unparteyisch angegeben ist — Sammlungen, Löthrohrapparat, Goniometer, Lichtpolarisations- und andere Instrumente), theils über die Methode des Studiums und den Werth des Besitzes mineralogischer Kenntnisse. *Erster Abschnitt: Terminologie.* Der Vf. unterscheidet 1) äussere oder physische; 2) chemische; 3) geognostische; 4) geographische Kennzeichen. An die Spitze der äusseren Kennzeichen stellt der Vf. die Hellungs- oder die optischen Kennzeichen (Glanz, Farbe, und zwar sowohl Farbenzeichnung, als auch Farbenwandlung, das Farbenspiel und das Anlaufen der Farben, so wie die Veränderung der Farben, hierauf behandelt er die Art des Striches, die Durchsichtigkeit und die von ihr mehr oder weniger abhängigen Phänomene der Strahlenbrechung, des Irisirens und der Lichtwandlung. Erst hierauf folgt das Kapitel von den Kennzeichen der Gestalt, vorzüglich die Krystallographie enthaltend, und die geometrischen Vorbereitungslehren zur Krystallographie. Der Vf. entscheidet sich für 4 Krystallisationssysteme; er nimmt nämlich an: 1) das *tesserale* S., welches bey *Mohs* den *Werner*'schen Namen „tessulares" führt, bey *Weiss* mit dem allgemeineren und richtigeren Namen *gleichgliederiges* oder *reguläres* belegt ist, und von *Hausmann* das isometrische genannt wird; 2) das *tetragonale* S., bey *Mohs* das pyramidale, bey *Weiss* das viergliederige, bey *Hausmann* das monodimetrische, von *Rose*, in Uebereinstimmung mit vielen anderen Mineralogen, viel richtiger und einfacher das 2 und 1axige genannt; 3) das *hexagonale* S., welches *Mohs* ganz unrichtig mit dem Namen des rhomboëdrischen belegt, *Weiss* das sechsgliedrige oder nach Befinden das 3 und 1gliederige, *Hausmann* das monotrimetrische, und *Rose* wohl am bezeichnendsten das 3 und 1axige nennt; 4) das *rhombische* S., welches von *Mohs* das prismatische (samt dem semiprismatischen und tetartoprismatischen), *Weiss* das 2 und 2gliederige, auch nach Befinden das 2 und 1gliederige und das 1 und 1gliederige, von *Hausmann* das anisometrische, und von *Rose* schicklicher Weise das 1 und 1axige genannt wird. Dem Vf. gilt das von *Naumann* aufgestellte monoklinoëdrische System für eine blosse Modification des rhombischen Systemes, und das triklinoëdrische System für ein gedreht tetartoëdrisches. — Wir bezweifeln jedoch die Gültigkeit solcher Annahmen. Sollte nicht überhaupt der verehrte Vf. durch eine unbefangene Berücksichtigung der so einfachen und naturgemässen Grundlage der *Naumann*'schen Krystallographie auf manche gelungenere Darstellung geführt worden seyn? Die Gründe, welche *Naumann* zur Rechtfertigung des geometrischen Grundcharakters, namentlich des monoklinoëdrischen Systems, für dessen Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit in seinem classischen Lehrbuche der reinen und angewandten Krystallographie Bd. 2.

S. 51 ff. aufgeführt hat, sind so überzeugend, dass es unbegreiflich ist, wie noch jetzt Jemand daran zweifeln kann, die sechs von *Naumann* aufgestellten und an wirklichen Mineralien wirklich beobachteten 6 Krystallsysteme zu adoptiren. Von dem 7ten, und zwar diklinoëdrischen Krystallsysteme, welches *Naumann* auch in sein Lehrbuch der Krystallographie aufgenommen, muss hier natürlich ganz abstrahirt werden, wiefern die Gestalten desselben noch an keinem wirklichen Minerale, sondern nur an künstlichen Salzen, und zwar zunächst am unterschwefelsaurem Kalke, nachgewiesen worden.

Abgesehen von den sonderbaren Deutungen des Vfs. müssen wir ganz vorzüglich auf die zweckmässigen Schemata aufmerksam machen, welche der Vf. für die einzelnen Krystallsysteme entworfen, und aus welchen die Uebergänge und Verwandtschaften der den einzelnen Systemen angehörigen Gestalten vorzüglich schön hervorleuchten. Für die Gestalten eines jeden Systemes wählt er ein dreyseitiges Schema, in dessen Ecken diejenigen Gestalten zu stellen, welche einzig in ihrer Art oder gleichsam extreme und eminente Gestalten sind.

Ein wichtiger Theil der Krystallographie ist auch die Progressionstheorie, in wiefern es erwiesen ist, dass sich alle Krystallgestalten einer und derselben Species mathematisch gesetzlich auf *eine* Primärform reduciren lassen. Mögen nun die dabey zum Anhalten dienenden Ableitungszahlen sich entweder durch die mit den Krystallisationssystemen in Verbindung gebrachten Gesetze, oder durch Erfahrungen bestimmen, immer sind die Ableitungszahlen in einer Reihe und Richtung rational. Hier ist es auch, wo die Krystallographie und die Lehre von den Spaltungsrichtungen sich begegnen. Was der Vf. über diese Gegenstände sagt, ist sehr einfach und fasslich geschrieben.

Diesen Verhältnissen zur Seite stehen nun noch 1) die Verwachsungen der Krystalle, mögen sie nun die regelmässigen Zwillinge, Drillinge, Vierlinge u. dergl., oder die unregelmässigen (nämlich kugelförmigen, knospenförmigen, rosenförmigen, gruppenförmigen, schuppenförmigen, stangenförmigen, zellenförmigen, büschelförmigen, garbenförmigen, pyramidenförmigen, tropfsteinartigen und wulstförmigen) Verknüpfungen betreffen, ferner 2) die Messungen der Krystalle, gleichsam der technische Theil der Krystallographie, in welchem der Anfänger in aller Kürze die für die wahre Erforschung der Krystallwinkel unentbehrlichen Anleitungen zum Messen mittelst des Anlege-Goniometers, so wie des Reflexions-Goniometers, erhält, wie denn auch beide Instrumente näher beschrieben werden, sodann 3) die Bildung der Krystalle, die Krystallogenesis, welche der Vf. recht sinnreich bezeichnet, ohne sich streng an atomistische oder frühere dynamische Ansichten anzuschliessen. Dabey sind zugleich die Bedingungen recht vollständig angegeben, unter welchen nur Krystalle entstehen können; aber höchst unvollständig und mangelhaft sind die Unvollkommenheiten aufgeführt, wie solche bey nicht gehörig vereinigten Bedingungen an den Krystallen besonders häufig vorkommen. Unter ihnen fasst der Vf. nur die drusigen, die rauhen und gekerbten, oder gestreiften und gekrümmten Flächen, so wie die zugerundeten Kanten ins Auge, ohne die so wichtigen geflossenen und verdrückten Krystallflächen, ohne die Vertiefungen nach dem Mittelpuncte der Krystalle hin, ohne den verschiedenen Masstab der Krystalle gebührend zu erwähnen. Kaum dürfte auch das über die Unvollkommenheiten der Krystalle Erwähnte hinreichend und genügend zu nennen seyn. Ausserdem aber gedenkt der Vf. in diesem Abschnitte auch der verschiedenen Arten von After-Krystallen. Der Entstehung nach giebt es nach ihm theils umgewandelte, theils krustirte. Dabey ist es ganz unbegreiflich, wie der übrigens mit so vielen autoptischen Erfahrungen ausgestattete Vf., alle neuen Nachweisungen ignorirend, im Jahre 1836 drucken lässt: „Man hat Lagerstätten von Analcim und Mesotyp zu Prehnit, wie zu Neukirchen in Rhein-Baiern; andere, wo Karbonspäthe, *Datholith* und Flussspath zu *Kalzedon*, wie am *Haitory*-Berge in Schottland; noch andere, wo Quarze, Karbonspäthe, Flussspath zu Steatit (Speckstein) umgebildet erscheinen", da doch der berühmte Krystallograph *Weiss* mit krystallographischen und physikalischen Gründen bereits im Jahre 1829 die irrige Annahme einer Afterbildung des Haytorits widerlegt hat (man vergl. die *Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Aus dem Jahre* 1829. *Physikalische Classe.* S. 64.

Besondere Abschnitte, welche den früheren weder bestimmt coordinirt, noch auch subordinirt sind, hat der Vf. den unregelmässigen (den nachahmenden, den gemeinen und den fremdartigen oder versteinerten) Gestalten, so wie den inneren Gestalten, nämlich der Structur (der körnigen, schaligen und stänglichen Structur), dem Bruche (den eigentlichen Spaltungsflächen, so wie den gewöhnlichen Bruchflächen) gewidmet.

Ausserdem sind nun noch dem ersten Abschnitte, der Terminologie, einverleibt die s. g. Massenkennzeichen. Zu ihnen sind bezogen: 1) Festigkeit und Flüssigkeit, daher das sehr schwer Zerspringbare, das schwer Zerspringbare, das nicht sonderlich schwer Zerspringbare, das leicht Zerspringbare, das sehr leicht Zerspringbare, ausserdem, nämlich in Beziehung auf das Flüssige, der Grad der Flüssigkeit und das Netzen; 2) die Elasticität; 3) die Zähigkeit und Sprödigkeit; 4) der in vielen Lehrbüchern mit Unrecht übergangene Klang; 5) die Härte. Der Vf. nimmt 12 Härtegrade an, indem er der bekannten *Mohs*'schen Scala, welche 10 Härtegrade enthält, noch die Härte des Felsglimmers und die des Sodalits einverleibt. Ohne das Unzweckmässige einer Vermehrung in dergleichen herkömmlichen Unterschieden besonders demonstriren zu wollen, haben wir nur die Absicht, den Vf., so wie alle diejenigen, welche die Härte durch ganze und gebrochene Zahlen auszudrücken pflegen, auf das Unstatthafte dieser Me-

thode in der Art aufmerkſam zu machen, wie ſchon einmal *Weiſs* dieſs in ſehr treffender Art gegen *Mohs* gethan, indem wir nicht umhin können, die Begründung einer Härteſcala nach Zahlen und deren Decimalen eine lächerliche Zahlenſpielerey zu nennen; 6) das ſpecifiſche Gewicht; 7) die Empfindung beym Anfühlen; 8) der Geruch; 9) der Geſchmack; 10) das Verhalten gegen Waſſer, abgeſehen von allen Miſchungs- und Ausſcheidungs-Proceſſen der Mineralſubſtanzen im Waſſer; 11) der Magnetismus; 12) die Elektricität; 13) die Phosphoreſcenz, welche, wie ſichs wohl von ſelbſt verſteht, ſchon bey den Hellungskennzeichen hätte mit abgehandelt werden können; 14) die Wärme, rückſichtlich ihres Einfluſſes auf die Dimenſionsveränderungen.

Zweyter Abſchnitt: Syſtematik. Die Grundſätze derſelben ſind weſentlich dieſelben geblieben, welchen der Vf. in der vollſtändigen Charakteriſtik des Mineral-Syſtems, dritte Auflage, 1832, gefolgt iſt. In der Ausführung, der wir im zweyten Theile entgegenſehen, werden, im Vergleich zur dritten Auflage der erwähnten Charakteriſtik, faſt nur die Kieſe eine weſentliche Aenderung erfahren, worüber ſich der Vf. bereits in einer beſonderen Abhandlung (im *Erdmann-* und *Schweigger-Seidel*'ſchen Jahrbuche der praktiſchen Chemie, 1835) ausgeſprochen hat.

Der Gegenſtand des *dritten* und letzten *Abſchnittes* iſt die *mineralogiſche Nomenklatur.* Daſs der Vf. nicht nur die Vortheile, ſondern auch die Nothwendigkeit einer ſyſtematiſchen Nomenclatur ins Auge faſst, ſind wir ſchon aus ſeinen früheren Arbeiten gewohnt.

Daſs die Zeichnungen ſehr gelungen ſind, haben wir ſchon im Anfange mit erwähnt; wir bemerken nur noch, daſs in den Figuren überall die hinteren Flächen mit angegeben ſind, wodurch man nicht nur das Körperliche im Bilde erkennt, ſondern wodurch auch in demſelben eine Lebhaftigkeit entſteht, welche dem Auge ſehr wohl thut.

Auch der Druck und das Papier des Buches verdienen vieles Lob.

Str.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Hartmann: *Geſchichte, Syſtematik und Literatur der Inſectenkunde, von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart.* Als Handbuch für den Jünger und als Repertorium für den Meiſter der Entomologie, bearbeitet von M. Dr. *Johann Nep. Eiſelt*, Phyſikus der kön. böhm. Leibgedingſtadt Policzka u. ſ. w. 1836. VIII u. 255 S. gr. 8. (1 Thlr. 6 gr.)

Keine der zoologiſchen Diſciplinen hat ſich einer ſo umfaſſenden Literatur zu erfreuen, als die Entomologie, und deſſenungeachtet hört man immer klagen, daſs gerade dieſe Wiſſenſchaft noch ſo dunkel und verworren ſey. Und man hat darin leider nicht ganz Unrecht. Denn wenn man auch jetzt meiſtens von *Panzers* und *Fabricius* beliebter Namenumtauferey abgekommen iſt, ſo bieten ſich uns doch immer noch Beyſpiele genug dar, daſs man längſt bekannte Arten aus ungenügender Kenntniſs mit der vorhandenen Literatur als neue Entdeckung herausſtreicht, und davon ſeitenlange Beſchreibungen liefert. Dieſem längſt empfundenen Uebelſtande wollte der Vf. durch ſeine Schrift abhelfen, und dieſer Vorſatz ſchon iſt lobenswerth. Noch mehr aber können wir mit der Ausführung zufrieden ſeyn, wenn ſich auch hie und da Mängel finden, die gewiſs um ſo mehr zu entſchuldigen ſind, je ſchwieriger für den Einzelnen ein ſolches Unternehmen iſt, der noch dazu, fern von allen öffentlichen Bibliotheken, auf ſeine eigenen Mittel ſich beſchränken muſs. Der Vf. hat ſich aber nicht begnügt, bloſse Büchertitel zu liefern, wie das ſeine Vorgänger, die ähnliche Abſicht hatten, wohl thaten, ſondern er theilt ſein Buch in zwey Hauptabſchnitte, von denen der erſte eine ziemlich vollſtändige literargeſchichtliche Ueberſicht der ganzen Entomologie, verbunden mit einer kurzen, doch überſichtlichen Syſtematik, von der älteſten bis auf die neueſte Zeit enthält, und der zweyte eine nach allgemeinen und ſyſtematiſchen Principien geordnete Aufzählung ſämtlicher entomologiſcher Schriften giebt. Allerdings hatte er einige treffliche Vorarbeiter an *Oken*, *Gravenhorſt*, *Kirby* und *Spence*, er hat dieſe aber gewiſſenhaft benutzt, und Alles in ein überſichtliches Ganze gebracht.

Dem Titel nach will ſich der Vf. auch über die ganz neueſte Literatur verbreiten, die er alſo wohl bis zum Jahre 1835 liefern konnte. Allein bey genauerer Durchſicht findet man das Werk ſchon mit 1832 abgeſchloſſen, wodurch nicht nur viele wichtige Werke ganz übergangen ſind, wie *Silbermann's*, *Kluge's* u. ſ. w. Arbeiten, ſondern auch ein höchſt auffallender Fehler entſtanden iſt. S. 108 nämlich werden *Cuvier* und *Latreille* noch als lebend aufgeführt, die in der Entomologie als Stern erſter Gröſse voranleuchten ſollen. Wenn nun auch der Vf. ſein Werk 1832 vollendete, ſo muſste er doch bey der letzten Durchſicht vor dem Drucke einen ſolchen Fehler finden und entfernen.

Dann ſcheint uns tadelnswerth, daſs der Vf. im erſten Abſchnitte, wo er im Verlaufe der Literaturgeſchichte die verdienſtvolleſten Entomologen aufführt, in beſonderen Noten ausführlich ihre Schriften angiebt, die er eben ſo ausführlich im zweyten Abſchnitte wiederholt, wodurch viel Raum verloren geht. Man vergleiche nur S. 52 und 154, wo mit denſelben Worten *O. F. Müller's* Werke angegeben ſind; und ſo an vielen anderen Stellen. Hätte er doch dafür einzelne Lebensumſtände der berühmteſten Entomologen angeführt, wie er bey *Linné* gethan, wo es nicht einmal nöthig war. Denn wo iſt einer, der ſich mit Naturwiſſenſchaften beſchäftigt, der nicht irgendwo das Leben dieſes Begründers aller Naturgeſchichte geleſen hätte? Dann hat auch der Vf. im Anfange des erſten Abſchnittes zu weit ausgeholt, da er wenig von den Fortſchritten der Entomologie,

sondern von den der Naturwissenschaften überhaupt spricht, und sogar Bücher, die gar nicht hieher gehören, anführt, wie *Jovius* römische Fische, *Mangoltus* Werk über Vögel und Fische u. s. w.

Was den zweyten Abschnitt betrifft, so ist die Eintheilung nach den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft sehr zu billigen: nur wird durch das Anordnen der einzelnen Werke nach der Zeit des Erscheinens das Aufsuchen sehr erschwert. Die alphabetische Anordnung wäre gewiss wünschenswerther gewesen, zumal da kein allgemeines Register dem Werke beygefügt ist, was um so mehr vermisst wird, da Ein Verfasser an sehr verschiedenen Orten erwähnt wird, wo man ihn trotz der schönen Ordnung oft erst nach langem Suchen finden kann.

Ein anderer Fehler, der das Aufsuchen eines Werkes sehr erschwert, ist auch der, dass der Vf. das System nicht genau angeführt hat, dem er gefolgt ist, da er die specielle Literatur nach den einzelnen Insectenordnungen angeordnet hat. Wollte Jemand z. B. etwas über *Podura* lesen, wo sollte er da suchen? *Linné* stellte diese Gattung zu den Optern, *Fabricius* mitten unter die Florfliegen zu den Synistaten, noch Andere ordnen sie zu den Fliegen.

Aber auch in der Literatur selbst zeigen sich noch hin und wieder Lücken. So ist z. B. die Literatur der *Neuroptern* auf 1½ Seite abgefertigt, da sich doch noch mehrere bedeutende Werke anführen liessen. Dieser Mangel entstand hauptsächlich daraus, dass der Vf., was freylich kaum möglich, die einzelnen Werke über vermischte Gegenstände der Entomologie und Zeitschriften nicht genau durchgehen konnte. So findet man freylich *Germar's* Magazin, *Illiger's*, *Fuessli's*, *Schneider's* u. s. w. entomologische Journale unter den allgemeinen Rubriken angegeben, aber die wichtigen Aufsätze, welche diese Zeitschriften enthalten, sucht man vergebens unter den Ordnungen, wohin sie gehören. Eben das gilt von den allgemeinen Werken über Entomologie, oder von solchen, die vermischte Gegenstände dieser Wissenschaft behandeln. Und daher ist es gekommen, dass oft Hauptwerke über einzelne Ordnungen der Insecten gänzlich vermisst werden. So fehlt z. B. über die *Orthoptern* gerade die Arbeit, die erst diese Insectenordnung wissenschaftlich begründet hat, nämlich *Charpentiers* treffliche Monographie in seinen *Loris entomologicis.* So fehlt bey den Neuroptern die ausgezeichnete Arbeit desselben Schriftstellers über die Libellen, über *Myrmeleon* und *Ascalaphus* in demselben angeführten Werke. Aus demselben Grunde fehlt die beste Arbeit über die Optern von *Nitzsch* in *Germar's* Magazin; und *Dalmann's* einzelne wichtige Beyträge zur Naturgeschichte der *Phryganeen* in seinen *ephemerid. entemologicis.* So liessen sich noch viele Beyspiele anführen, wenn es der Raum dieser Blätter gestattete. Doch ist sich der Vf. hierin nicht ganz consequent geblieben. Denn man findet fast alle einzelnen Aufsätze aus den älteren französischen und englischen Zeitschriften. Damit hatte es aber eine andere Bewandtniss, da dem Vf. hierin von *Oken* und anderen Literatoren, die wir schon oben erwähnt haben, vorgearbeitet war. *Philippi's* berühmte Inauguraldisputation über die Orthoptern, wodurch die Naturgeschichte dieser Thiere so sehr erweitert wurde, ist gar nicht erwähnt, so wie überhaupt die Werke norddeutscher Schriftsteller weniger berücksichtigt scheinen, wovon der Grund vielleicht in den localen Verhältnissen des Vfs. liegt.

Das Papier ist gut, auch der Druck ziemlich correct, was hier um so mehr zu schätzen ist, je mehr entstellt gewöhnlich die Namen in dergleichen Werken gefunden werden. Uns stiessen unter anderen unbedeutenden noch diese wenigen auf: *Lapuchin* st. *Lapechin* S. 54, *Laichartieg* st. *Laicharting* S. 63, *Rugellan* st. *Kugellan* S. 63, *Görze* st. *Goeze* S. 23.

...n.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Bamberg*, literarisch-artistisches Institut: Dr. *J. G. Bayl's*, ersten Bürgermeisters von Bamberg, *poetischer Nachlass.* Nebst der Skizze seines Lebens herausgegeben von Dr. *F. J. Felsecker.* Mit dem Bildnisse des Dichters. Zweyte Ausgabe. 1837. XLVII u. 194 S. 8. (16 gr.)

Die Lebensskizze lehrt auch diejenigen, welche *Bayl* kaum dem Namen nach kannten, den tüchtigen Praktiker ehren, den wohlwollenden, gefühlvollen Menschen lieben, und bereitet so verständig auf den poetischen Nachlass vor, der für die poetische Empfänglichkeit, das Dichtervermögen des Verblichenen vortheilhaft zeugt. Ein warmes Naturgefühl, das Alles auf das Höchste, auf Gott, bezieht, jede innere und äussere Erscheinung daran knüpft, ist der sichere Grund, auf dem sich seine Poesieen mit Freyheit bewegen, bald sich des Vaterlandes im Allgemeinen und im Besonderen erfreuen, bald eine Legende gemüthlich wieder erzählen, bald diesen und jenen Gedanken, ein und das andere Gefühl, klar, aber nicht weitschweifig ausser sich darstellen. Eine Nachahmung ist nirgends zu bemerken, die Gedichte sind durchaus ohne Manier, was bey mehr angenehmen, als grossen Talenten selten der Fall ist.

Vir.

INTELLIGENZBLATT
der
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

März 1837.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodische Schriften.

Anzeige einer neuen blumistischen Zeitschrift.

Der Gartenbeobachter,

eine Zeitschrift des Neuesten und Interessantesten im Gebiete der Blumistik und Horticultur unter Mitwirkung mehrerer Kenner und Praktiker herausgegeben von L. Gerstenberg, botanischem Gärtner in Erlangen.

Unter diesem Titel erscheint im Laufe dieses Jahres eine Zeitschrift in vierteljährlichen Heften von 4—5 Bogen Text und 6 fein colorirten Kupfern, also der ganze Jahrgang mit 16 Bogen Text und 24 Kupfern, in welchem das Publicum von den neuesten und interessantesten Erscheinungen der Blumenwelt, wie sich solche zur Aufnahme in Gewächshäuser, Fenster- und freye Gärten eignen, sogleich in Kenntniss gesetzt werden soll. Damit jedoch dem Liebhaber, im Fall, die beschriebenen und abgebildeten Pflanzen den Wunsch des Besitzers in ihm erregen sollten, auch in dieser Hinsicht entsprochen werde, so werden den Beschreibungen zugleich die Preise der Pflanzen und der Ort, woher man sie beziehen kann, beygefügt; auch die Cultur derselben richtig, deutlich und auf eine, wo möglich Kosten ersparende Weise angegeben.

Allen denjenigen Abonnenten, welche bisher die *von Reider*'schen Annalen der Blumisterey bezogen, diene zur Nachricht, dass diese Annalen mit dem 12ten Jahrgange 1836 aufgehört haben, und dass dafür dieser Gartenbeobachter mit einer noch umfassenderen praktischeren Tendenz erscheint. Da dem Herrn Herausgeber, unter den Auspicien des berühmten Botanikers Herrn Hofrath *Koch*, seit vielen Jahren die Direction des botanischen Gartens zu Erlangen von seiner Majestät dem Könige von Baiern anvertraut worden, da ferner die nähere Verbindung aller botanischen Gärten unter sich auch der Auffindung neuer interessanter Erscheinungen der Blumenwelt sehr begünstigt, so lässt sich von demselben, der zugleich als Kunstgärtner seinen Ruf durch bleibende Schöpfungen begründet hat, und der neben den botanischen Gärten auch mit den bedeutendsten grossen Liebhabern und Handelsgärten in Verbindung steht, gewiss sehr viel Erspriessliches erwarten.

Als Verleger der *von Reider*'schem Annalen wissen wir, wie sehr ein solches nützliches und zugleich wohlfeiles Werk den Kunstgärtnern und Blumisten wünschenswerth und nothwendig ist, und wir haben daher gern den Verlag desselben übernommen, und werden bemüht seyn, die vierteljährlichen Hefte pünctlich zu liefern. Im April d. J. erscheint das 1ste Heft und wir bitten daher, vorzüglich die Abnehmer der Annalen um baldige Bestellung in jeder beliebigen Buchhandlung, damit die Expedition gleichzeitig geschehen kann. Uebrigens wird das 1ste Heft beweisen, dass hier mehr geleistet wird, als wie versprochen wurde.

Obgleich die Kupfer und sonstige Ausstattung gefälliger und schöner, wie bey den Annalen, und also auch kostspieliger werden wird, so behalten wir dennoch den billigen Preis der Annalen bey, und der Jahrgang kostet auch nur 2 Thlr. 20 gr. oder 4 fl. 48 kr.

Nürnberg, im März 1837.

C. H. Zeh'sche Buchhandlung.

II. Ankündigungen neuer Bücher.

In meinem Verlage ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Grunert, J. A., Elemente der Differential- und Integral-Rechnung zum Gebrauche bey Vorlesungen. 1r Theil. Differentialrechnung. Mit 2 Figurentafeln. gr. 8. 1 Thlr. 10 gr.

— Dasselbe. 2r Theil. Integralrechnung. Mit 1 Figurentafel. gr. 8. 1 Thlr. 4 gr.

Dieses Buch enthält eine zwar elementare, aber ganz den neuesten Ansichten entsprechende

Darstellung der beiden auf dem Titel genannten wichtigen mathematischen Disciplinen, mit deren wichtigsten Anwendungen auf die Geometrie, und dürfte sich bey seinem verhältnissmäsig sehr geringen Umfange und der sehr concisen Abfassung vorzüglich zum Gebrauche bey Vorlesungen eignen, wozu es auch der Titel bestimmt, obgleich es bey der grossen Deutlichkeit, deren sich der Herr Verfasser überall befleissigt hat, gewiss auch bey dem Selbststudium mit Vortheil gebraucht werden kann. *Vorzüglich* durch die Rücksicht, welche in diesem Buche auf die Convergenz und Divergenz aller zur Betrachtung kommenden unendlichen Reihen genommen worden ist, durch eine sehr strenge Darstellung des Taylor'schen und Maclaurin'schen Satzes, eine eben so strenge Entwickelung des sogenannten Restes der Taylor'schen und Maclaurin'schen Reihe, durch sehr strenge Beweise der auf die Geometrie Bezug habenden Sätze, und durch mehrere andere Eigenthümlichkeiten, die sich hier nicht alle namhaft machen lassen, dürfte sich dasselbe vor allen bisher in Deutschland über denselben Gegenstand erschienenen Werken auszeichnen.

Leipzig, im Februar 1837.

E. B. Schwickert.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Praktischer Cursus
über die
Formenlehre der hebräischen Sprache
oder
Analysirübungen
zur methodischen Einführung des Scholars in die hebräische Formenlehre,
nebst einem etymologischen Wortregister
von
F. J. V. D. Maurer.
gr. 8. Preis 15 Ggr.

Der seit einer Reihe von Jahren als Lehrer wie als Schriftsteller um die hebräische Sprache, wie längst und allgemein anerkannt, wesentlich verdiente Verfasser sucht in gegenwärtigem Cursus das Studium der hebräischen Sprachlehre zu erleichtern; nicht durch leidiges Voranalysiren, wodurch die Erlernung jeder Sprache in der That erschwert wird, sondern durch Vorlegung leichter, nach dem Bildungsgange der Sprache geordneter, in die Formenlehre allmälich einführender, nichts anticipirender Lesestücke. Voran steht eine ausführliche Erklärung über den vorgezeichneten und streng festgehaltenen Plan. Das Wörterbuch enthält als wissenschaftliche Beygabe an zahlreichen Stellen neue Resultate.

Der Verleger ist gern bereit, *den* Herren Lehrern, welche Gelegenheit zur Einführung dieses Werkes haben, und sich von der Brauchbarkeit desselben überzeugen wollen, 1 *Exempl. gratis* zu überlassen, und bittet um gefällige Nachricht desshalb auf dem Wege des Buchhandels.

Leipzig, im Februar 1837.

Friedr. Volckmar.

Im Verlage von *Duncker und Humblot* in Berlin ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Ugrische Volksstamm
oder Untersuchungen über die Ländergebiete am Ural und am Kaukasus in historischer, geographischer und ethnographischer Beziehung von Ferd. Heinrich Müller. Erster oder geographischer Theil. Erste Abtheilung. gr. 8.
Preis 3 Thlr.

Der Herr Verfasser giebt in diesem geographischen Theile seines Werkes zuerst eine ausführliche Schilderung des wenig und höchst ungenügend bekannten Terrains, auf welchem sich das Leben derjenigen asiatischen Völker bewegt hat, welche von der Zeit der Völkerwanderung an so einflussreich in die europäische Geschichte eingegriffen haben, um dann auf diesen Grundlagen die historische Darstellung in der zweyten Abtheilung folgen zu lassen. Bey der Schilderung der Naturgebiete von Osteuropa greift der Verfasser in das asiatische Gebiet, und trifft hier gerade auf die Localität, wo Herr Professor *Karl Ritter* seine Forschungen über West-Asien abgebrochen hat, so dass seine Arbeit allen mit den geographischen Wissenschaften näher Befreundeten als eine willkommene Fortführung der Forschungen jenes Begründers der neuen Geographie, welchem Herr *Müller* selbst einen grossen Theil seiner Bildung zu verdanken hat, höchst willkommen seyn muss. Die historischen Untersuchungen werden, mit Auslassung der unsicheren und schwerlich von Fabeln und Hypothesen zu säubernden Scythischen Geschichten, mit den Alanen und Hunnen beginnen und bis zu dem achtzehnten Jahrhundert fortgeführt werden, in dessen Verlauf die russische Herrschaft auf den asiatisch-europäischen Grenzmarken fest begründet worden ist.

DEMETRII
RHETORIS
de elocutione Liber.
Edidit
Franciscus Goeller,
Dr. Philos. Prof. Gymn. Colon. ad Rhen. cathol.
8 maj. Preis 1 Thlr. 8 gr.

Jemehr das Studium der griechischen Rhetoren die tiefere Einsicht in den Geist der grössten Redner des Alterthums befördert; in je innige-

rem Zusammenhange die Ansichten der alten Welt über das Wesen und die Hilfsmittel der Beredsamkeit mit den unvergänglichen Gesetzen dieser Kunst stehen, und je näher an das Gebiet der Rhetorik die Sprachwissenschaft an sich und die Grammatik insbesondere grenzt; desto dankenswerther muss es seyn, dass Herr Prof. *Göller*, ein Philolog, den namentlich seine Ausgabe des Thucydides als einen Sprachforscher von seltener Gelehrsamkeit bewährte, der Schrift des Demetrius, deren Werth und Brauchbarkeit von jeher anerkannt ward, seine Studien gewidmet hat. In unserer Ausgabe findet man das Beste, was in alter und neuer Zeit zur Erläuterung des Demetrius beygetragen ward, mit kritischem Fleisse zusammengestellt, und ausserdem eine so reiche Sammlung neuer Bemerkungen, wie man sie nur von einem so ausgezeichneten Gelehrten erwarten kann. Die Verlagshandlung hofft demnach, dass diese Ausgabe allen Freunden des classischen Alterthums willkommen seyn werde.

Leipzig, im Febr. 1837.

Carl Cnobloch.

Bey Unterzeichnetem ist erschienen und daselbst, so wie durch alle soliden Buchhandlungen zu beziehen:

Euripides Werke

verdeutscht
von Dr. *F. Ch. Bothe.*

Neue vollständige und wohlfeilere Ausgabe in 12 monatlichen Heften von 6 bis 7 Bogen.
I. Bd. 1s und 2s Heft.
gr. 8. broch. à 36 kr. oder 8 ggr.
Schreibpapier à 54 kr. oder 12 ggr.

Welche gediegene Uebersetzung mit grammatikalischen Erläuterungen für jeden gebildeten Leser sehr zu empfehlen ist.

Tobias Löffler in Mannheim.

Bey *Eduard Kummer* in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Stürmer, Th., Zur Vermittelung der Extreme in der Heilkunde. gr. 8. 2 Thlr. 8 gr.

Der Verfasser, sonst ein Anhänger Hahnemanns, seit 10 Jahren aber sich seine eigene Bahn brechend, beleuchtet hier Gegenstände, die auf Arzneykunst und Aerzte, so wie auf das physische und psychische Wohl der Menschheit den grössten Einfluss haben; er betrachtet dieselben kritisch vom Standpuncte der Allopathie und Homöopathie aus; die Gebrechen beider Parteyen bekämpft er mit den siegreichsten Waffen; aus den schroffen Widersprüchen zieht er überall versöhnende Schlüsse; er zeigt gleichsam mit lebenden Beyspielen, was der wahre Arzt bedarf. Dieses Werk, für Aerzte aller Schulen unentbehrlich, ist ebenfalls für gebildete Laien von der reichsten Ausbeute.

Bey *J. Dalp* in Bern ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Grammatische Vorschule
zu
Homer,

mit steter Hinweisung auf die Grammatiken von *Bernhardy, Buttmann, Kühner, Matthiä, Rost* und *Thiersch* von *Fr. A. C. Grauff*, Phil. Dr. und Gymnasialdirector. gr. 8. 1 Thlr. 16 ggr.

Bey *Eduard Kummer* in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Euripides Werke,

nachgedichtet
von
Johannes Minckwitz.

Erstes Bdchen: *Die Phönizierinnen.* Zweyte, von der ersten ganz verschiedene Ausgabe 10 Gr.

Zweytes Bdchen: *Iphigenia auf Tauris.* 10 Gr.

Wir bieten hiermit dem Publicum das Gediegenste, was die Uebersetzungs-Literatur der Griechen aufzuweisen hat. Vorzüglich dürfte die *Iphigenia auf Tauris*, wegen der Vergleichung mit der *Göthe*'schen, die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Was die Kunst des Versbaues und Ausdrucks anbelangt, so ist es bekannt, dass hierin noch Niemand so Vorzügliches geleistet hat, als *Minckwitz* und der *Graf von Platen.*

Die Fortsetzung wird in angemessenen Zeiträumen erfolgen.

Von demselben Verfasser erschien im vorigen Jahre:

Briefwechsel zwischen August Graf von Platen und Joh. Minckwitz. Nebst einem Anhange von Briefen Platens an *Gustav Schwab* und einem Facsimile Platens. 22 Gr.

Die in demselben enthaltene höchst gelungene Uebersetzung mehrerer Gedichte Platens in das Griechische wird die Theilnahme jedes Philologen in Anspruch nehmen.

Schriften für religiöse Erbauung, für Theologen und Studirende, welche in neuester Zeit im Verlage von *Fr. Fleischer* in Leipzig erschienen sind:

Matthes, J. G. (Diacon. in Erfurt), das evange-

lische Kirchenjahr in einer Reihe von christlich-religiösen Liedern. 8. eleg. broschirt $\frac{3}{4}$ Thlr.

Köppen, Dr. *J.*, die Bibel, ein Werk der göttlichen Weisheit. Dritte sehr verm. Auflage. Herausgegeb von Dr. *J. G. Scheibel*. 2 Bde.. gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Hering, *E. W.*, Geschichte der kirchl. Unionsversuche seit der Reformation bis auf die neueste Zeit. 1r Bd. gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Barth, *E. K.*, die altdeutsche Religion. 1r Bd. Hertha und über die Religion der Weltmutter im alten Deutschland. 2r Bd. die Hyperboräer. gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Schroeder, Dr., Nova Scriptorum Vet. Test. sacror. Janua i. e. Vocabularium hebraicarum explicatio, cui notae ad Gesenii Ewaldique Grammaticas spectantes, aliaeque adnot. sens. locor. difficilium eruendo servientes sunt adjectae. 3 Vol. 8 maj. $6\frac{1}{2}$ Thlr.
Jeder Band ist auch einzeln zu haben.

Seidenstücker, Dr. *M. F. E.*, Elementarbuch der hebräischen Sprache. gr. 8. $\frac{2}{3}$ Thlr.

— — Dr. *J. H. P.*, Programme, Schulreden und Briefe über die deutsche Sprache. gr. 8. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Prophet Elias,
ein Sonnen-Mythus.
Nachgewiesen
von *F. Nork.*

Leipzig, bey *Eduard Kummer*, 1837.
Preis 18 Groschen.

Nach vorausgeschickten Proben, *was* unsere Historiker als *geschichtliche* Stoffe behandeln, und einer hierauf folgenden Prüfung der Glaubwürdigkeit jüdischer Geschichtsbücher, sucht der Verf. durch Vergleichung mit ähnlichen Mythen anderer Völker, welche die *ungleichen* Wirkungen der Sonne in den *verschiedenen* Jahreszeiten als Thaten Eines Gottes, Heroen oder Propheten in *mehrere* Personificationen, erzählten; und auch durch Etymologie der Namen aller in einem Mythus handelnden Personen, zu beweisen, dass *Elias* die freundliche, und sein Jünger *Elisa* die winterliche Jahreshälfte bedeute.

In meinem Verlage ist erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

S. Aurelii Augustini Confessiones. Ad fidem codicum Lipsiensium et editionum antiquiorum recognitas edidit *Car. Herm. Bruder*, Phil. D. AA. LL. M. Editio stereotypa. 16. wohlfeile Ausgabe 10 gr. Auf fein Papier 16 gr.

Indem das vorliegende Buch sich in typographischer Hinsicht ganz an die, in demselben Verlage erschienene Sammlung der alten Classiker anschliesst, ist der Zweck erreicht worden: dieses werthvolle Werk der kirchlichen Literatur in einer sorgfältig revidirten, und wohlfeilen Handausgabe darzubieten, an der es bisher noch gefehlt hat.

Leipzig, im Februar 1837.

Karl Tauchnitz.

III. Bücher zum Verkauf.

Folgende Werke bin ich beauftragt für die beygesetzten Preise zu verkaufen:

Gesneri, J. M., Novus linguae et eruditionis Romanae thesaurus. T. 1—IV. Lips. 1749. 16 Thlr.

Spix und *Martius* Reise in Brasilien. 3 Bde. 4. 7 Thlr. 12 gr.

Bessel astronomische Beobachtungen 1r bis 8r, 10r und 11r Bd. 12 Thlr.

v. Sternberg, Versuch einer geognostisch-botanischen Darstellung der Flora der Vorwelt. 1—4s Heft. Ladenpr. 34 Thlr. für 20 Thlr.

Jena, im März 1837.

C. Hochhausen,
Buchhändler.

IV. Herabgesetzte Bücherpreise.

Von den Jahrgängen 1820 bis 1836 unserer A. L. Z. nebst Ergänzungsblättern besitzen wir noch eine Anzahl Exemplare, die wir, soweit der Vorrath reicht, zu folgenden herabgesetzten Preisen ablassen wollen.

Den Jahrgang der A. L. Zeit. mit Erg.Bll. 4 Thlr.
Denselben ohne Erg. Bll. 3 —
Die Ergänzungsblätter allein den Jahrg. 1 —

Jena, den 14 Febr. 1837.

Expedition
der Jen. Allg. Lit. Zeitung.

V. Vermischte Anzeigen.

In dem Verzeichnisse der Vorlesungen auf der Universität Jena im Sommer 1837, Intellbl. Nr. 4. ist S. 25 Z. 13 v. u. noch einzuschalten: *Dogmengeschichte* wird Hr. GKR. *Baumgarten-Crusius* vortragen.

INTELLIGENZBLATT
der
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

März 1837.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

Der seitherige ordentl. Professor in der evangelisch-theologischen Facultät zu Giessen, Hr. Dr. *Crössmann*, ist zum Director des mit Ostern zu eröffnenden theologischen Seminares zu Friedberg ernannt worden.

Hr. geh. Regierungsrath Dr. *Burkh. Wilh. Pfeiffer* in Cassel hat den kön. preuss. Adlerorden 3 Cl. und das Ritterkreuz des grossherzogl. sächs. Hausordens vom weissen Falken erhalten.

Hr. Kreisphysikus Dr. *Alertz* in Aachen hat den rothen Adlerorden 4 Cl. erhalten.

Hr. Hofrath und Prof. Dr. jur. *Ant. Bauer* in Göttingen und Hr. Regierungsrath *Pietzsch* in Erfurt haben das Ritterkreuz des kurhess. Ordens vom goldenen Löwen erhalten.

Hn. Münzrath *Loos* in Berlin ist der königl. preuss. rothe Adlerorden 4 Cl. verliehen worden.

Hr. Dr. theol. *Leonhard Nussbaum* ist zum Präfecten des kathol. Schullehrerseminars in Dillingen ernannt worden.

Hr. Medicinalrath und Prof. Dr. *C. Friedr. Burdach* in Königsberg ist zum geh. Medicinalrathe ernannt worden.

Der k. k. Gubernialrath und Director der politisch-juridischen Studien im Königreich Böhmen, Hr. *Leopold Hafner*, ist in den Adelstand mit dem Prädicate „Edler von Artha" erhoben worden.

Die statistische Gesellschaft in London hat in ihrer Sitzung vom 16 Jan. den kön. preuss. wirkl. geh. Rath u. s. w. Freyherr *Alexander von Humboldt*, Hn. geh. Oberreg.-Rath Prof. D. *Hoffmann* und Hn. geh. Oberreg.-Rath Prof. D. *Dieterici* zu Berlin zu auswärtigen Ehrenmitgliedern erwählt.

Der bisherige Oberlehrer am Gymnasium zu Meiningen, Hr. Dr. *Kiessling*, ist zum Director des Gymnasium in Hildburghausen ernannt worden.

Der bisherige Prof. am Domgymnasium in Naumburg, Hr. *J. H. T. Müller*, ist zum Director und ersten Lehrer an der neu errichteten Realschule in Gotha ernannt worden.

II. Nekrolog.

Am 10 Sept. 1836 starb zu Berlin der rühmlichst bekannte Kupferstecher *Joh. Friedr. Bolt.*

Am 22 Dec. zu Leipzig der kön. sächs. Hofrath *Joh. Aug. Brückner*, geb. zu Wittmund in Ostfriesland 1751.

Am 29 Dec. zu Heidelberg der freywillig resignirte Pfarrer *Friedr. Heinr. Carl Lasinsky*, neuerdings durch das Werk: „die Offenbarung des Lichts im Freudenwort der 4 Evangelisten" (2 Thle 1836) als Schriftsteller bekannt.

Am 30 Dec. zu Angers *Peter Blanchard*, Schenkwirth daselbst, früher Weber, als Dichter bekannt.

Am 2 Jan. d. J. zu Bologna Dr. *Grilli-Rossi*, Prof. an dasiger Universität.

Am 10 Jan. zu Pforzheim *Carl Jais*, grossherzogl. bad. pensionirter Pfarrer zu Ittersbach, früher katholischer Priester in München, nach seinem Uebertritt zur protestant Kirche durch mehrere literar. Arbeiten in Journalen bekannt, 61 J. alt.

Am 17 Jan. zu Breslau Dr. *Friedr. Paul Scholz*, pensionirter Professor, um die Naturwissenschaften durch die mit *Endler* herausgegebene Zeitschrift: „der schlesische Naturfreund" und durch mehrere Unterrichts- und Volks-Bücher als Schriftsteller verdient, 65 J. alt.

Am 30 Jan. zu Upsala Dr. *Adam Afzelius*, Prof. der *Materia medica* und der Diätetik an dasiger Universität, letzter Schüler *Linné's*, geboren 1750.

Ende Januars zu Dresden *Joh. Ernst Erhardt*, pensionirter Appellationsgerichtssecretär, als Schriftsteller durch mehrere topographische Arbeiten über Sachsen bekannt.

Am 2 Febr. zu Wildenhain im Königreich Sachsen M. *Friedr. Christ. Grimm*, Pfarrer daselbst, Vf. einer Abhandlung über Plotin (Leipz. 1788. gr. 8.), 70 J. alt.

Am 4 Febr. zu Glogau Dr. *Joh. Hirschel*, seit 20 Jahren praktischer Arzt daselbst, durch mehrere medicinische Aufsätze in *Hufelands* Journale bekannt, 79 J. alt.

Am 5 Febr. zu Hamburg der als Schriftsteller bekannte praktische Arzt *Joh. Gottfr. Schmeisser*, geb. zu Andreasberg am Harz 1767.

Am 9 Febr. zu Dresden der kön. sächs. geh. Cabinetsrath Dr. *Carl Christ. Kohlschütter*, durch mehrere juristische und publicistische Schriften bekannt, geb. zu Dresden 1764.

An demselben Tage zu Giessen der Privatdocent Dr. jur. *Wilh. Hameaux*, 30 J. alt.

Am 10 Febr. zu Bauzen *Aug. Bergt*, Organist an der dasigen Hauptkirche und Musik- und Gesang-Lehrer am Landschullehrerseminar, als Componist und musikalischer Schriftsteller rühmlichst bekannt, 67 J. alt.

Am 12 Febr. zu Zellerfeld im Harz Dr. *Fr. Bönig*, kön. grossbrit. Hof- und Berg-Medicus, durch eine Abhandlung zur Empfehlung der Kuhpockenimpfung bekannt, 76 J. alt.

Am 19 Febr. zu Potsdam der kön. preuss. Regimentsarzt Dr. *Waltz*, durch mehrere chirurgische und pathologische Abhandlungen bekannt.

Am 21 Febr. zu Frankfurt a. M. Dr. *Joh. Isaak* Freyherr *von Gerning*, grossherzogl. hess. geh. Rath, als Dichter, wie als Geschichts- und Alterthumsforscher bekannt, geb. 1767.

Am 24 Febr. zu Kiel im kräftigsten Mannesalter der zeitige Decan der medicinischen Facultät, Dr. *Ch. G. Deckmann*, Prof. der Anatomie und Chirurgie.

Am 26 Febr. zu Giessen der erste ordentliche Professor der katholischen Theologie, Dr. *Locherer*, bekannt durch seine Geschichte der christlichen Religion und Kirche, wovon bis jetzt 9 Bände erschienen sind.

Am 3 März *Carl Joseph Stegmann*, seit 32 Jahren Redacteur der Allgemeinen Zeitung.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodische Schriften.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Journal für Prediger. Herausgegeben von *Bretschneider*, *Neander* und Anderen. Jahrgang 1837, erste Hälfte. 90r Bd. 1s Heft. Enthält: I. *Abhandlung:* das christliche Kirchenjahr von *Otto*. II. *Miscelle:* Sendschreiben an Herrn D. *Goldhorn* von dem Verfasser der Schrift: „über das Bittegebet.“ III. *Recensionen:* über 15 neu erschienene theolog. Schriften. gr. 8. Halle, Kümmel. geh. 16 gr. ($\frac{2}{3}$ Thlr.)

II. Ankündigungen neuer Bücher.

In der *Nauck*schen Buchhandlung ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Allgemeines Landrecht
für die
preussischen Staaten
in Verbindung mit den dasselbe ergänzenden, abändernden und erläuternden Gesetzen, königlichen Verordnungen und Justiz-Ministerial-Rescripten. Unter Benutzung der Acten und mit Genehmigung eines hohen Justizministerii herausgegeben von *A. J. Mannkopf*, königl. preuss. Oberlandesgerichtsrath.
Erster Band,
welcher die elf Titel des ersten Bandes der Textausgabe enthält. 30½ Bog. in Lexiconoctav. 1837. Subscriptionspreis 2 Thlr.

Von diesem Werk, welches sieben Bände und einen Registerband umfassen und circa 13 bis 16 Thlr. kosten wird, erscheint alle zwey Monat ein Band, so dass in Jahresfrist das Werk vollständig ist.

Aehnliche von demselben Verfasser bearbeitete Ausgaben der Allg. Gerichtsordnung, im Verlage des Herrn *Reimer* hieselbst, und der Criminalordnung in unserem Verlage, sind ebenfalls unter der Presse.

Berlin, im Februar 1837.

So eben ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt:

Parent Duchatelet,
die Sittenverderbniss des weiblichen Geschlechts in Paris,
betrachtet aus dem Gesichtspuncte der öffentlichen Gesundheitspflege, der Moral und der Verwaltung.
2 Bände. gr. 8. 3 Thlr.
Leipzig, 1837, bey *Friedrich Fleischer*.

Es eröffnet dieses Werk, welches mit dem ungeheuersten Fleisse und Benutzung der glaubwürdigsten Documente gearbeitet ist, einen tiefen Blick in ein Leben und Treiben, was wohl leider überall existirt, und oft nur viel zu wenig beaufsichtiget wird. Für Aerzte, öffentliche Beamte und Freunde scharfsinniger moralischer und statistischer Untersuchungen, darf es unbedenklich ein Werk vom höchsten Interesse genannt wer-

den. Die Uebersetzung ist von einem geachteten Arzte, treu und fliessend geliefert.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Redslob, M. *Gustav Moritz*, Prof. d. Phil. an d. Univers. Leipzig, *die Levirats-Ehe bey den Hebräern*, vom archäologischen und praktischen Standpuncte untersucht. 8. 8 gr.

Der Verfasser geht in dieser Monographie von dem Grundsatze aus, dass nur diejenige Fassung eines Gesetzes die richtige seyn könne, in welcher es, unter Voraussetzung der *geschichtlich* vorliegenden Begriffe und Zustände des Volkes, seiner ganzen Gestalt nach als nothwendig gefodert, und als vernünftigen, praktischen Zwecken angemessen erscheint.

Leipzig, im Januar 1837.

Karl Tauchnitz.

Im Verlage von *Friedrich Vieweg und Sohn* in Braunschweig ist so eben erschienen:

Die höhere technische Lehranstalt
oder die technische Abtheilung des herzoglichen *Collegii Carolini zu Braunschweig*, nach
Zweck, Plan und Einrichtung
dargestellt von dem Vorsteher derselben
Prof. Dr. *Uhde.*

Gr. 8. fein Velin. geh. 12 Ggr.

Die Umgestaltung des herzoglichen Collegii Carolini nach den neueren Bedürfnissen der Zeit, wird dieser altberühmten Akademie die frühere glänzende Stellung unter den höheren deutschen Bildungsanstalten wieder geben, die sie so lange eingenommen hat. — Wir bemerken, dass der Schrift auch ein Programm über die *höhere Handelslehranstalt*, oder die merkantilische Abtheilung des Collegii Carolini, beygefügt ist, und machen den deutschen Lehrstand, so wie Aeltern und Vormünder, auf die Schrift, und durch sie auf ein Institut aufmerksam, welches die volle Beachtung Aller derer verdient, welchen höhere technische und kaufmännische, neben allgemeiner Ausbildung, wichtig ist.

In *J. C. Kriegers* Verlagsbuchhandlung in Cassel ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Brauns, Prof. Dr., und Dr. *Theobald*, *statistisches Handbuch der deutschen Gymnasien.* 1r Band. Für das Jahr 1836. gr. 8. (48 Bogen.) 2 Thlr. 12 gGr.

Büdinger, *Amalie*, geb. *Weil*, *französisches Elementarbuch* für meine Zöglinge und Schülerinnen. 2te verbess. Aufl. gr. 8. br. ($1\frac{1}{2}$ Bogen.) 3 gGr.

Cramer, Dr. *Friedr.*, *die Krankheiten des Herzens*, nach dem Standpuncte der bisherigen Erfahrung, für den Gebrauch praktischer Aerzte bearbeitet. gr. 8. br. (10 Bogen.) 20 gGr.

Rehm, Dr. *Fr.*, *Handbuch der Geschichte des Mittelalters.* IVr Band 1ste Abth., enthält Geschichte der deutschen und italiänischen Staaten bis zum Ende des Mittelalters. Mit 11 Stammtafeln. (Fortsetzung von dem *Handbuche* und dem *Lehrbuche* der Geschichte des Mittelalters von dems. Verf.) ($33\frac{1}{4}$ Bogen.) gr. 8. 2 Thlr. 18 gGr.

Philologische Verlagsartikel von Ernst Kleins literarischem und geographischem Comptoir in Leipzig.

Deutsch-lateinisches Lexikon,
aus den römischen Classikern zusammengetragen und nach den besten neueren Hülfsmitteln bearbeitet von
Prof. Dr. *F. K. Kraft.*
Zwey Bände, 171 Bogen grösstes Lexikonformat. *Dritte*, stark vermehrte und fast ganz umgearbeitete Ausgabe. 6 Thlr., Schreibpapier 8 Thlr.

Unbestritten steht der Werth dieses einzig vollständigen Werks da. Nicht nur die Kritik, sondern auch die grössten literarischen Anstalten und die hohen k. k. *preussischen* und *baierschen* Ministerien erkannten ihn durch Einführung.

Neues
deutsch-lateinisches Handwörterbuch
nach *F. K. Krafts* grösserem Werke besonders für Gymnasien bearbeitet von *F. K. Kraft* und M. *A. Forbiger.* 90 Bogen Lexikonformat 2 Thlr. 18 gr., Schreibpapier 3 Thlr. 16 gr.

Zweckmässiger und beyspiellos wohlfeiler Auszug obigen Werks, der gleich zu 80 Exemplaren in Gymnasien eingeführt wurde.

Graecia Antiqua.
General-Charte vom alten Griechenland
nebst den angrenzenden Gegenden von *Illyrien*, *Macedonien*, *Thracien* und *Klein-Asien.* Nach den besten alten und neueren Autoren. Mit Hinzufügung der *neueren* Orts- und andern Namen entworfen vom Prof. Dr. *Fr. Kruse.* 2te Auflage, mit den *Grenzen des heutigen Griechenlands.*
Grösstes Format. 18 Gr.
Dieselbe auf Schweizervelinpapier illumn. 1 Thlr.

Wie dieses *alte* berühmte Land war, wie es neu entstanden ist, stellt diese einzig in ihrer Art durch Ausdehnung und Einschaltung der neueren Namen seyende Charte dar.

Prof. Dr. *Kruse*

Germania magna

ausser der Cimbrischen Halbinsel. Mit den römischen Hauptstrassen und den neueren Namen. Besonders nach Tacitus, Ptolemäus, dem Itinerario Antonini und der Tabula Peutingeriana. Royalfolio 18 gr. Schweizer Velinpapier 1 Thlr.

Schon durch die 4te Auflage bewährte sich der Werth der

Geschichte von Alt-Griechenland.

Als Anleitung zum Uebersetzen bearbeitet von Dr. *F. K. Kraft.* 23 Bogen. gr. 8. 18 gr.

Ciceronis Orationes IV in Catilinam.

Mit erläuternden und kritischen Anmerkungen von D. *C. Benecke.* 23 Bog. gr. 8. 1 Thlr. 8 gr.

Dieses mit Sorgfalt und Zeit ausgearbeitete Werk ist wohl das gediegenste des auch durch gelungene Ausgaben anderer Autoren bekannten Verfassers, und sowohl von der Kritik als gelehrten Anstalten mit Beyfall aufgenommen worden. Bey Einführung in Partieen 1 Thlr.

Schillers Dichtungen,

nach ihren historischen Beziehungen und nach ihrem inneren Zusammenhange. Von *H. F. W. Hinrichs. Erster* lyrischer Theil. gr. 8. 21 Bog. Velinpapier. broch. 1837. 1¾ Thlr.

Der Herr Verf. hat hier gesucht, den Streit über den poetischen Vorrang *Göthe's* oder *Schillers*, durch die Betrachtung des Verhältnisses beider grosser Dichter zu einander, in ihrer eigenthümlichen Bildung und von ihrem besonderen Standpuncte aus, zu erledigen, und sich bemüht, in der Darstellung der Gedichte Schillers den poetischen Entwickelungsgang zu zeigen, und den kritischen Einfluss, den seine nächsten Freunde, *Göthe, Herder, Wieland, Wilh. von Humboldt* u. A. auf denselben gehabt haben. Die Schrift ist daher ein fast *unentbehrliches Supplement* zu Schillers Werken, indem sie sich zugleich der neuesten Ausgabe dieser Werke im Aeusseren würdig anschliesst.

Rom im Jahrhunderte des Augustus,

oder Reise eines Galliers nach Rom etc. Nach dem Franz. des *Dezobry* bearbeitet von *Th. Hell.* In 4 Bändchen. 1s und 2s Bändchen mit 1 Plane. 8. 1837. geh. 1⅓ Thlr.

In diesen, Bulwers Pompeji übertreffenden, Schilderungen wird römisches Leben, Sitte und Verfassung gar treffend dargestellt, und den belehrende Unterhaltung Suchenden eine geistreiche Lectüre dargeboten.

*J. C. Hinrichs*sche Buchh. in Leipzig.

Bey *F. E. C. Leuckart* in Breslau ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische für die unteren und mittleren Gymnasial-Classen (mit vorzüglicher Berücksichtigung der Grammatiken von *Zumpt* und *Schulz*) ausgearbeitet von *J. Heimbrod*, Oberlehrer am königl. Gymnasium in Gleiwitz. Pr. 20 Ggr.

Die Brauchbarkeit dieses in mehreren Gymnasien eingeführten Buches, welches durch günstige Beurtheilungen, namentlich in der Leipziger Lit. Zeitung 1830 No. 518 anerkannt wurde, hat der Herr Verfasser bey der gegenwärtigen Ausgabe, durch die gänzliche Umarbeitung des Wortregisters zu erhöhen gestrebt, wesshalb die Recension in *Gersdorffs* Repertorium 1ste Heft 1837 sich günstig auslässt und die Beyspiele für gewählt und anziehend, die Regeln für einfach und übersichtlich erklärt.

Zur Erleichterung der Einführung ist bey 10 Exemplaren ein Partiepreis von 12 Ggr. gestellt.

Subscriptions-Anzeige.

Tagebuch des Wissenswerthen

aus der allgemeinen Menschen- und Völker-Geschichte,

zusammengetragen und bearbeitet von

J. Chr. C. Förtsch, Diaconus.

Leipzig, bey *A. Wienbrack.*

Der Subscrpr. für jedes Heft 8 gr. mit Verbindlichkeit der Annahme aller 12 Hefte, ist nur noch bis Ende April gültig, nach dieser Zeit tritt der Ladenpreis von 12 gr. pro Heft ein. In den ersten 3 Heften (das 2te und 3te wird Mitte April ausgegeben) befinden sich 91 grössere und 1674 kleinere Notizen, die alle Hauptbegebenheiten bis auf die neueste Zeit anzeigen.

INTELLIGENZBLATT
der
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

März 1837.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Universitäten-Chronik.

Marburg.

Auf der Universität zu Marburg sollen in dem Sommerhalbjahre 1837 vom 24 April bis zum 16 September folgende Vorlesungen gehalten werden:

1. *Allgemeine Einleitung in die akademischen Studien.*

Hodegetik oder über akadem. Studium und Leben liest Prof. *Sengler.*

II. *Sprachkunde.*

Sanskrit-Grammatik Dr. *Krahmer.* Syrische Sprache Prof. *Hupfeld.* Hebräische Grammatik *Derselbe.* Das Buch Hiob Dr. *Krahmer.* Den Jesajas *Derselbe.* Die Orakel des Nahum *Derselbe.* Privatissima im Hebräischen Dr. *Hoffa.* Sophokles Oedipus Rex und Elektra Pr. *Wagner.* Desselben Antigone Pr. *Rubino.* Des Aristophanes Wolken Pr. *Herrmann.* Thucydides Dr. *Hoffa.* Plato's Phädo, oder Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokrates Dr. *Amelung.* Plato's Laches Dr. *Hoffa.* Elegieen des Tibull Pr. *Wagner.* Cicero's Briefe ad Familiares Pr. *Herrmann.* Drittes Buch des Cicero vom Redner Dr *Hoffa.* Horazens Oden, in Verbindung mit Theorie des lateinischen Stils und lateinischen Stilübungen *Derselbe.* Des Plinius Lobrede auf Trajan Pr. *Wagner*, und giebt *Derselbe* zugleich Anleitung zu lat. Stilübungen. Murets und Paulinus a St. Josepho Reden Dr. *Amelung.* Die Uebungen des philologischen Seminars leitet, wie bisher, Pr. *Herrmann.* Lateinische Conversatorien ertheilt auf Verlangen Dr. *Hoffa.* Zu Privatissimis im Griechischen und Lateinischen erbieten sich Pr. *Wagner*, Dr. *Amelung* und Dr. *Hoffa.* Shakespeare's King Henry IV Pr. *Huber.* Dante's divina comedia *Derselbe.* Privatissima über englische und italiänische Sprache ertheilt Pr. *Wagner*, im Französischen Dr. *Amelung.* Vorträge über deutschen Stil *Derselbe.*

III. *Geschichte und Alterthumskunde.*

Politische Geschichte des Alterthums Prof. *Rehm.* Historisch-kritische Einleitung in die alttestamentlichen Schriften Dr. *Krahmer.* Römische Geschichte Pr. *Rubino.* Römische Alterthümer Pr. *Platner* und Pr. *Rubino.* Geschichte der griechischen Literatur Pr. *Herrmann.* Erster Theil der Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschafts-Verfassung Pr. *Rehm.* Geschichte der vornehmsten heutigen europäischen Staaten, mit besonderer Rücksicht auf die Entstehung und Entwickelung ihrer Verfassungen *Derselbe.* Neuere deutsche Reichsgeschichte *Derselbe.* Politische Geschichte von Europa, vom Anfange des 16ten bis zum Ende des 18ten Jahrhunderts Pr. *Huber.* Geschichte der deutschen Poesie, bis zum Anfange des 16ten Jahrhunderts *Derselbe.*

IV. *Philosophie und Pädagogik.*

Einleitung in die Philosophie Dr. *Bayrhoffer.* Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften Prof. *Sengler.* Logik und Dialektik, als ersten Theil des Systems der Philosophie, *Derselbe.* Logik Pr. *Creuzer.* Speculative Logik Dr. *Bayrhoffer.* Aesthetik Pr. *Justi.* Praktische Philosophie oder die philosophische Entwickelung der Tugend, des Rechts, des Staats und der Kirche Dr. *Bayrhoffer.* Allgemeine Grundsätze der Pädagogik Pr. *Koch.* Katechetik nebst einem culturgeschichtlichen Ueberblicke des christlichen Schulwesens *Derselbe.*

V. *Mathematik.*

Reine Mathematik Pr. *K. R. Müller.* Conversatorium und Examinatorium über Gegenstände der reinen Mathematik Pr. *Hessel.* Ebene Trigonometrie, oder die Anfangsgründe der Algebra Pr. *K. R. Müller.* Lehre von den Kegelschnitten *Derselbe.* Analysis des Endlichen *Derselbe.* Mechanik Pr. *Hessel.* Optik *Derselbe.*

VI. *Naturkunde.*

Die theoretische und Experimental-Chemie, mit ihrer Anwendung auf Künste und Handwerke

lehrt Pr. *Wurzer* und leitet täglich Vor- und Nachmittags die chemischen Arbeiten im Universitäts-Laboratorium. Elemente der chemischen Analyse Dr. *Winkelblech.* Geognosie Pr. *Hessel.* Technische Mineralogie *Derselbe.* Allgemeine Botanik Pr. *Wenderoth.* Naturgeschichte der Familien des Gewächsreichs *Derselbe.* Medicinische Botanik *Derselbe.* Anleitung zur Untersuchung und Bestimmung der Pflanzen *Derselbe.* Demonstrationen im botanischen Garten und Excursionen in die umliegende Gegend veranstaltet *Derselbe.* Erster Theil der allgemeinen Zoologie der Wirbelthiere Pr. *Herold.* Specielle Zoologie der wirbellosen Thiere *Derselbe.* Geschichte aller zoologischen Systeme, von Aristoteles bis auf die jetzige Zeit, mit kritischer Erläuterung nach Spix *Derselbe.*

VII. *Staatswissenschaften.*

Encyklopädie und Methodologie der Rechts- und Staats-Wissenschaften Pr. *Vollgraff.* Polizeywissenschaft *Derselbe.*

VIII. *Medicin.*

Encyklopädie und Methodologie der Medicin Pr. *Herold.* Allgemeine Anatomie Pr. *Bünger.* Physiologische menschliche Anatomie, zweyte Abtheilung *Derselbe.* Menschliche Osteologie und Syndesmologie *Derselbe.* Vergleichende Anatomie *Derselbe.* Die praktischen anatomischen Arbeiten leitet *Derselbe* mit den beiden Prosectoren. Physiologie *Derselbe.* Physische Erziehung des Menschen Pr. *Wurzer.* Die Grundsätze der allgemeinen Therapie und des Krankenexamens Pr. *Heusinger.* Specielle Pathologie und Therapie *Derselbe.* Die medicinische Klinik leitet *Derselbe* und hält ein klinisches Examinatorium und Conversatorium. Zweyter Theil der Chirurgie Pr. *Ullmann.* Die Augenkrankheiten *Derselbe.* Examinatorium über Chirurgie und Augenheilkunde *Derselbe.* Die chirurgisch-augenheilkundige Klinik leitet *Derselbe.* Geburtskunde Pr. *Hüter.* Die geburtshülfliche Klinik leitet *Derselbe* und erbietet sich zu einem Privatissimum über geburtshülfliche Operationen. Arzneymittellehre Pr. *Wurzer.* Staatsarzneykunde *Derselbe.*

IX. *Rechtswissenschaft.*

Encyklopädie und Methodologie der Rechtswissenschaft Pr. *Endemann.* Naturrecht Pr. *Platner.* Rechtsgeschichte *Derselbe.* Geschichte des römischen Criminalrechts *Derselbe.* Die Commentarien der Institutionen des Gajus Dr. *Büchel.* Ulpians Fragmente Pr. *von Vangerow.* Paratitlen zu den Digesten Pr. *Puchta.* Institutionen des römischen Rechts Pr. *Endemann* und Pr. *von Vangerow.* Pandekten, mit Einschluss des Erbrechts Pr. *Puchta.* Pandekten Pr. *Löbell* und Dr. *Büchel.* Erbrecht Dr. *Büchel.* Einige Abschnitte des Erbrechts Pr. *Löbell.* Lehre von den jura in re Dr. *Büchel.* Deutsches Privatrecht Pr. *Endemann.* Deutsches Erbrecht *Derselbe.* Auserlesene Abschnitte des kurhessischen Rechts Dr. *von Meyerfeld.* Allgemeines und deutsches Staatsrecht Pr. *Jordan.* Völkerrecht *Derselbe.* Staats- und Völker-Recht (einschliesslich des Privat-Fürsten- und deutschen Bundes-Rechts), in Verbindung mit Politik und Diplomatie Pr. *Vollgraff.* Lehnrecht Pr. *Jordan.* Katholisches und protestantisches Kirchenrecht, mit Berücksichtigung der partikularen Rechtsquellen Pr. *Multer*, Dr. *Büchel* und Dr. *Dunker.* Lehre von den kirchlichen Beneficien und das Eherecht Pr. *Multer.* Criminalrecht Pr. *von Vangerow.* Gemeiner deutscher Civilprocess Pr. *Jordan* und Pr. *Albrecht.* Verfahren in den Gegenständen freywilliger Gerichtsbarkeit in Kurhessen, verbunden mit praktischen Uebungen Pr. *Albrecht.* Abweichungen des kurhessischen Civilprocesses vom allgemeinen deutschen *Derselbe.* Anleitung zum Referiren in Civilsachen gibt Dr. *von Meyerfeld,* und verbindet damit Leitung von Uebungen. Civilprocess Pr. *Löbell.* Ein juristisches Praktikum hält Pr. *Jordan.* Das Disputatorium über Controversen des gesammten Rechts in lateinischer Sprache setzt *Derselbe* fort. Zu Examinatorien erbieten sich: über Civilprocess Pr. *Albrecht;* über römisches Recht und Civilprocess Dr. *von Meyerfeld;* über das gesammte Recht oder einzelne Disciplinen desselben Dr. *Büchel* und Dr. *Duncker.*

X. *Theologie.*

Einleitung in das Studium der Theologie Pr. *Scheffer.* Allgemeine Geschichte der biblischen Literatur Pr. *Hupfeld.* Genesis *Derselbe.* Prophet Zephanjah Pr. *Justi.* Synoptische Erklärung der drey ersten Evangelien Pr. *Scheffer.* Die beiden Briefe Pauli an die Korinther Prof. *Justi.* Brief an die Hebräer Pr. *Kling.* Anfänge der christlichen Theologie im Clemens von Alexandrien und Origines *Derselbe.* Dogmengeschichte *Derselbe.* Dogmatik Prof. *J. Müller.* Christliche Moral Pr. *Scheffer.* Mittlere Kirchengeschichte Pr. *Kling.* Homiletik Pr. *J. Müller.* Die Uebungen der homiletischen Societät leitet *Derselbe.*

LITERARISCHE ANZEIGEN.

Ankündigungen neuer Bücher.

In der *Nauck*schen Buchhandlung in Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Handbuch der französischen Sprache und Literatur,

oder Auswahl interessanter, chronologisch geordneter Stücke aus den classischen französischen Prosaisten und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken von *L. Ideler* und *H. Nolte*.

Sechste verbesserte und vermehrte Auflage.

Zweyter Theil, welcher die Dichter von *Marot* bis zum Ausbruch der Revolution umfasst. 40 Bog. in gr. 8. 1837. Preis $1\frac{1}{4}$ Thlr.

Ebendaselbst ist früher erschienen, desselben Werkes

Erster Band, welcher die Prosaisten bis zum Ausbruch der Revolution umfasst. *Achte Auflage.* 1831. $38\frac{1}{2}$ Bogen in gr. 8. Preis $1\frac{1}{4}$ Thlr.

Dritter Band, bearbeitet von Dr. *J. Ideler*, herausgegeben von *L. Ideler*. Welcher die Prosaisten der neueren und neuesten Literatur enthält. *Zweyte vermehrte Auflage.* 1836. 39 Bogen in gr. 8. Preis $1\frac{1}{4}$ Thlr.

Vierter Band, bearbeitet von Dr. *J. Ideler*, herausgegeben von *L. Ideler*. Welcher die Dichter der neueren und neuesten Literatur enthält. 1835. $43\frac{1}{2}$ Bogen in gr. 8. Preis $1\frac{1}{4}$ Thlr.

Im Verlage von *Georg Friedrich Heyer*, Vater, in Giessen sind seit Ostermesse 1836 folgende Verlagswerke neu erschienen, und durch alle solide Buchhandlungen zu beziehen:

v. Feuerbach, Dr. *J. P. A.*, Lehrbuch des in Deutschland geltenden peinlichen Rechts. *Zwölfte Auflage* mit vielen Anmerkungen und Zusätzen vermehrt von Dr. *C. J. A. Mittermaier.* gr. 8. 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Blätter (gemeinnützige) für Deutschland. Jahrgang 1836 oder 2r Band. Pränumerationspreis des Jahrgangs von 52 Nummern in gr. Quart in Giessen 1 fl. 12 kr. oder 16 Ggr.; für 1837 werden sie fortgesetzt, aber auf vielfältiges Verlangen, *in Monatsheften* zu 1 fl. 36 kr. für den ganzen Jahrgang, *versendet.*

Hesse, W., Director des grossherzogl. hess. Oberschulraths in Darmstadt, *Anfangsgründe der Zahlenlehre für Lehrer an Real-, Bürger- und Volks-Schulen.* 2 Bände gr. 8. Zweyte umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. 3 Thlr. oder 5 fl. 24 kr.

NB. Der 1ste für die Schüler bestimmte Band wird auch im Preise von 2 fl. 42 kr. *apart* gegeben.

Rau, Dr. *G. L.*, *Sendschreiben an alle Verehrer der rationellen Heilkunst*, nebst Thesen über Homöopathik. 8. in Umschlag broschürt 4 ggr. oder 18 kr.

Spiess, J. B., *Unterrichtswegweiser für das Gesammtgebiet der Lehrgegenstände in Volksschulen.* Ersten Lehrgangs 1r und 2r Theil, *Denkübungen* und *Sprachbildungslehre* enthaltend, gr. 8. in Umschlag kartonnirt 1 Thlr. 6 ggr. oder 2 fl. 15 kr.

— — *Erstes Lese- und Lehrbuch für Volksschulen.* $4\frac{1}{2}$ Bogen in gr. 8. in Umschlag und eingebunden $3\frac{1}{2}$ ggr. oder 15 kr. *roh* mit Umschlag 3 ggr. oder 13 kr.

— — XII *Wandtafeln für das Lautiren und Lesen*, mit ganz neuen fetten $1\frac{1}{2}$ Zoll hohen Buchstaben gedruckt, 20 ggr. oder 1 fl. 30 kr. Auf gute Pappdeckel aufgezogen mit Schleifen zum Aufhängen 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr. netto.

— — *Unterrichtswegweiser* u. s. w. Ersten Lehrgangs 3r Theil, *Zahlenlehre* enthaltend, kartonn. mit Umschl. 14 ggr. oder 1 fl. 3 kr.

Völckers, Dr. *K. H. W.*, *Pädagogische Blätter I. Die Mängel der Unterrichtsmethode in den alten Sprachen.* gr. 8. 3 ggr. oder 12 kr.

Kalligraphische Wandtafeln der deutschen und lateinischen Schrift zur Beförderung des Schreibunterrichts in Volksschulen von *Ph. Engel*, Lehrer des Schreibunterrichts am Seminarium zu Friedberg. Preis eines Exemplars der 9 Tafeln auf Doppelschreibpapier mit der Anleitung und Emballage 1 fl. 21 kr.
— eines lackirten Exemplars auf Pappdeckel gezogen mit Emballage 4 fl. netto.
— eines bloss auf Pappdeckel gezogenen Exemplars mit Emballage 2 fl. 42 kr. netto.

Diese sehr gelungenen *Wandtafeln* sind vom grossherzogl. hess. *Oberschulrathe* zur Anschaffung für die Schulen des ganzen Landes, im *Amtsblatte* aufs Dringendste empfohlen worden.

Die im Jahre 1834 für alle Schulen des Grossherzogthums verordneten Hülfsmittel zum Schreiben:

Anleitung zum Schreibunterricht für Lehrer an Elementarschulen, vom Director des grossherzogl. Schullehrer-Seminars Professor Dr. *Roth* in Friedberg. Mit 3 Mustertafeln und 6 Bogen Text dazu. 2te verb. Auflage. gr. 8. eingebunden 36 kr.

— — dieselbe mit noch 16 elementarischen Mustertafeln deutscher und lateinischer Vorlegeblätter, für die Schüler, 1 fl. 24 kr.

— — Die 16 Vorlegeblätter allein 48 kr.

Im März dieses Jahres werden fertig und wieder zu haben seyn:

von Savigny, Dr. *C.*, *das Recht des Besitzes.* Eine civilistische Abhandlung. 6te verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8.

Schlez, Dr *J. F.*, *der Denkfreund. Ein Lehr- und Lesebuch für Volksschulen.* 12te verbesserte Auflage. 8.

Dem juristischen Publicum kann ich die angenehme Nachricht mittheilen, dass, einer Zusicherung unsers Herrn geheimen Staatsraths und Kanzlers Dr. *Linde* zufolge, noch in diesem Nachsommer ein *Fortsetzungsband* seines *Handbuchs des Civilprocesses* u. s. w. erscheinen, und das Werk in der Folge rascher fortgesetzt und beendigt werden wird.

Giessen, im Februar 1837.

Georg Friedrich Heyer, Vater.

Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage im Januar-, Februar- und März-Hefte der J. A. L. Z. und in den Ergänzungsblättern von No. 1—26 Schriften recensirt worden sind.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numern des Stückes, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt. Der Beysatz EB. die Ergänzungsblätter.)

Allgem. niederl. Buchhdl. in Brüssel u. Leipzig EB. 9. 14.
Anonymer Verlag in Cöln 14.
Appunsche Buchhdl. in Bunzlau 44.
Arnoldsche Buchhdl. in Dresden u. Leipzig 8. 22. 31. 38. 60. EB. 5. 22.
Bädecker in Essen 9. 35. EB. 20.
Barecke in Eisenach EB. 4.
Barth in Leipzig EB. 3. 21.
Beckersche Buchh. in Gotha 30.
Bornträger in Königsberg 32.
Brockhaus in Leipzig 14. 56.
Brodhag in Stuttgart 9. 10. EB. 4.
Brönner in Frankfurt a. M. EB. 9.
Büschler in Elberfeld EB. 21.
Calve in Prag 28.
Campe in Hamburg EB. 17.
Campe in Nurnberg 57. EB. 22.
Cotta in Tubingen und Stuttgart 6. 12. 13. 36 (2).
Cranz in Berlin 14.
Dalp in Bern, Chur u. Leipzig 1.
Damian u. Sorge in Gratz 3. EB. 4.
Dietrichsche Buchhandl. in Göttingen 4. 43.
Druckerey der Akademie der Wiss. in Petersburg 7.
Dümmler in Berlin EB. 17.
Duncker u. Humblot in Berlin 38. EB. 5 16.
Dyksche Buchhandlung in Leipzig EB. 8.
Ehrhard in Stuttgart EB. 12.
Eichler in Berlin 1. EB. 16.
Engelmann in Heidelberg, Frankf. u. Leipzig 9.
Enslin in Berlin 17. 29.
Etlinger in Würzburg 47.
Fleischer in Leipzig 48.
Fleischmann in München 16. 28.
Flemming in Glogau 33. 42. EB. 9 16.
Garthe in Marburg 19.
Gerhard in Danzig 37.
Gebauersche Buchhandlung in Halle EB. 10.
Gerold in Wien EB. 6.
Grau in Hof u. Wunsiedel 10.
Groos in Carlsruhe 10. 40.
Groos in Freiburg 13. 32.
Groos in Heidelberg u. Leipzig 13.
Grund in Wien 5. 57.
Haase in Prag 30. EB. 20 (3).
Habicht in Bonn 47.
Hahnsche Hofbuchhandlung in Hannover EB. 10.
Hartmann in Leipzig 60.
Hartknoch in Leipzig EB. 11.
Haude u. Spener in Berlin 13.
Heinrichshofen in Magdeburg 56.
Helwingsche Hofbuchhandlung in Hannover 59. EB. 4.
Heyer im Darmstadt EB. 3.
Heyer in Giessen 23.
Heymann in Glogau 29. EB. 3.
Hinrichs in Leipzig 3. EB. 16.
Hirschwald in Berlin 5. 47.
Hoff in Mannheim 10. 14.
Hoffmann u. Campe in Hamburg 12.
Hoffmann in Stuttgart 19. 56 (2).
Hofmeister in Leipzig 32.
Hopfer de l'Orme in Tübingen 4.
Hurter in Schaffhausen 29.
Jenisch u. Stage in Augsburg EB. 18.
Klein in Leipzig 29.
Klönne in Wesel u. Leipzig 58.
Köhler in Leipzig 2. 38.
König in Hanau 22.
Kollmann in Leipzig 26. EB. 4.
Kronberger u. Weber in Prag 15.
Kummer in Leipzig 9.
Kupferberg in Mainz 30. EB. 2. 7.
Kurschnersche Buchhdl. in Schwerin EB. 16.
Landesindustriecomptoir in Weimar 19.
Lanz in Weilburg EB. 7. 15.
Leske in Darmstadt 58 (2).
Leukart in Breslau 18.
Löflund in Stuttgart EB. 16.
Logier in Berlin 57.
Luckhard in Cassel 18. EB. 20.
Macken in Reutlingen 5. 31.
Marcus in Bonn 14.
Max in Breslau 8. 31.
Mayer in Aachen u. Leipzig 31.
Mechitaristen in Wien 27.
Meissner in Leipzig 21.
Meyersche Buchhdl. in Lemgo 31.
Mittler in Berlin, Posen u. Bromberg 14.
Nauckische Buchhandl. in Berlin 46. EB. 2. 16. 17.
Oehmigke in Berlin EB. 2.
Osswald in Heidelberg EB. 10.
Pelz in Breslau 7.
Plahn in Berlin 14. EB. 5.
Rawsche Buchhdl. in Nürnberg 20.
Reimer in Berlin EB. 19.
Reinsche Buchhandl in Leipzig 27.
Ricker in Giessen EB. 12.
Rieger u. C. in Stuttgart 11. EB. 13.
Rorer in Brünn 32.
Roschütz u. Comp. in Aachen EB. 10.
Rossclsche Buchh. in Aachen EB. 12.
Rubach in Magdeburg 37.
Sauerländer in Aarau EB. 16 (2).
Sauerlander in Frankfurt a. M. 59.
Schmerber in Frankfurt a. M. EB. 9.
Schmitz in Cöln EB. 20.
Schlesinger in Berlin 37.
Schreck in Leipzig 40.
Schröder in Berlin 20.
Schulthess in Zurich EB. 10.
Schulz in Hamm 3.
Schwetschke u. Sohn in Halle 46.
Stahel in Wurzburg EB. 8.
Stein in Nürnberg EB. 10.
Tempel in Frankfurt a. d. Oder 19.
Treuttel u. Wurz in Strassburg 38.
Vandenhök u. Ruprecht in Göttingen 6. 32. 33. 39.
Veit u. Comp. in Berlin EB. 20.
Verlagsbureau in Adorf 40.
Vieweg u. Sohn in Braunschweig
Voigt in Weimar 21.
Volkmar in Leipzig EB. 1.
Volkesche Buchh. in Wien EB. 17.
Wagner in Neustadt a. d. O. 9 (2).
Wagner u. Richter in Magdeb. 32.
Waizenegger in Freib. im Breisg. 16.
Walthersche Hofbuchh. in Dresd. 16.
Webersche Buchh. in München 22.
Weidmann in Leipzig 41.
Weiss in Stettin 1.
Weygandsche Buchh. in Leipzig 24.
Winckler in Dessau EB. 1.
Z'graggen in Altorf 11.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

APRIL 1837.

THEOLOGIE.

HAMBURG, b. Perthes: *Die Lehre von der Sünde und vom Tode in ihrer Beziehung zu einander und zu der Auferstehung Christi.* Exegetisch-dogmatisch entwickelt von Dr. *Otto Krabbe*, Prof. d. bibl. Philol. am akadem. Gymnasium zu Hamburg. 1836. XVI u. 380 S. gr. 8. (1 Thlr. 18 gr.)

Der Vf. bemerkt in der Vorrede, dass die neuesten philosophischen Bestrebungen, den Begriff der persönlichen Unsterblichkeit durch möglichst genügende Beweisführung zu sichern, bey ihrem Misslingen zu der ewigen Wahrheit des Evangeliums hinführen, wobey es auf das innere Erkennen und Erleben der in Christo uns gegebenen Thatsachen ankomme. Zur Bewirkung jener fodert er eine wahre Regeneration des inneren Lebens, welche sowohl von der Erkenntniss der losgerissenen Gemeinschaft des Menschen von Gott, als auch von dem Glauben der wiederhergestellten Gemeinschaft durch die Erlösung in Christo bedingt sey, und somit den Begriff der Persönlichkeit des Menschen, um dessen Feststellung die Philosophie solche Anstrengungen gemacht, eingeschlossen enthalte. Die Philosophie habe darin gefehlt, dass sie den Tod als ein Naturgesetz betrachtet, da er doch nicht als ein Ursprüngliches, sondern als ein um der Sünde willen von Gott geordneter Strafzustand anzusehen sey. Hr. Dr. *Krabbe* versichert, in Beziehung auf diese Lehren der Schrift „mannichfache Kämpfe des inneren Lebens" erfahren zu haben, und glaubt jene nun „durch ein lebendiges subjectives Hineinleben in die Schrift" um so treuer und gewissenhafter aus derselben entwickeln zu können. In wiefern hiebey nicht einige Selbsttäuschung obwalte, wird sich aus dem Folgenden ergeben; eben so, in wiefern der Vf. sich *Schleiermachern*, „dem grossen Entschlafenen, welcher das neue Leben der Kirche herbeygeführt und lange allein getragen" (?) haben soll, auf zureichenden wissenschaftlichen Grund gestützt, anschliesst, wobey er ihn indess auch hin und wieder nicht mit Unrecht bestreitet. Folgen wir jetzt Hn. *K.* durch die einzelnen Abtheilungen seiner Schrift, indem wir Einzelnes, so weit der Raum gestattet, mit Bemerkungen begleiten.

Das *erste* Kapitel: „Ueber das rechte Verhältniss der Gläubigen zu Christo, als dem Erlöser von Sünde und Tod," geht von der Behauptung aus, dass der Glaube an den sündlosen, heiligen Christum den Mittelpunct des christlichen Bewusstseyns bilde, von welchem die sittliche Wiedergeburt des Christen und die Erneuerung des Geistes ausgeht. Allein weder die absolute Sündlosigkeit Christi ist biblisch zu erweisen, noch hat Christus selbst jemals die μετάνοια oder das γεννηθῆναι ἄνωθε von dem Glauben an seine Sündlosigkeit abhängig dargestellt. Ein christliches Bewusstseyn, welches demnach von diesen Voraussetzungen ausgeht, kann in Beziehung auf die Schrift nur als ein irrendes angesehen werden; wie denn überhaupt die Modephrase eines christlichen Bewusstseyns, auf welches man sich bey wissenschaftlichen Verhandlungen beruft, durchaus ohne Halt ist, da es ja bey solchen gar nicht darauf aukommen kann, was dieser oder jener in seinem angeblich christlichen Bewusstseyn, als einem vagen Inbegriffe subjectiver Vorstellungen und Gefühle, von Christenthum aufgefasst hat, sondern darauf, was sich schriftmässig als wahrhaft christlich begründen lässt. Auch eine gleich folgende Aeusserung des Vfs. sieht Rec. sich genöthigt in Anspruch zu nehmen, wo gesagt ist, dass, da die Erscheinung des Erlösers auch subjectiv in das Leben des Menschen übergehen müsse, dieser in Beziehung auf das Sittliche nothwendig aus dem Gebiete des Gesetzes heraustrete, und sich dann überhaupt keine Imperativform auf dem Gebiete des Sittlichen mehr für ihn denken lasse, indem er keine andere Norm und kein anderes Gebot auerkenne, als das Leben Christi selbst, das er in dem seinigen annähernd darstellen solle. Diese Foderung entspricht aber keinesweges den Aussprüchen Christi selbst, der ja nur in so wenigen Lebensverhältnissen seinen Nachfolgern ein Musterbild darbieten konnte, dagegen in zahlreichen Pflichtgeboten die ernste Stimme des Sittengesetzes ertönen lässt. Gerade das, was unserer Zeit am meisten gebricht, die klare Anerkennung und strenge Beachtung des ernsten Pflichtgebots, als des unwandelbaren Willens eines allheiligen Gesetzgebers und Weltrichters, wird durch das einseitige Nachsprechen so unbestimmter mystischer Formeln, wie der von einem Hineinleben Christi in uns, von seiner Aufnahme des Gläubigen in die Gemeinschaft seines sündlosen Lebens und die Kräftigkeit seines Gottesbewusstseyns, von der Lebensgemeinschaft des Gläubigen mit ihm u. a., nur immer mehr verhindert und erschwert; wohin aber solches unklare Phantasie- und Geistes-Spiel am Ende führe, stellt die neueste Zeitgeschichte mit furchtbaren Farben dar. Der Vf. ver-

breitet ſich hierauf darüber, daſs und wie die Erſcheinung des Erlöſers von der Sünde und Sündenſtrafe zugleich als Todesüberwindung von dem chriſtlichen Bewuſstſeyn aufzufaſſen ſey, da der Zuſammenhang der Sünde mit dem Tode im ganzen N. T. ſtets vorausgeſetzt und „überall auf das Beſtimmteſte ausgeſprochen" (?), werde, wenn gleich manche neue Bearbeitungen der Dogmatik kein Bedenken getragen haben, beides, Sünde und Tod, als zwey nicht in einem Cauſalnexus ſtehende Dinge von einander zu trennen. Schwerlich möchten die Vertheidiger dieſer Meinung durch die ihnen hier entgegen geſetzte Berufung auf die Thatſache des Todes, der Auferſtehung und Himmelfahrt Chriſti ſich für widerlegt anſehen dürfen, auch wenn der Vf. die von dem Apoſtel Paulus 1 Kor. 15, 13. beygebrachte Argumentation hier geltend zu machen ſucht, wo die nach Verlauf einiger Stunden eingetretene Wiederbelebung Jeſu mit der Auferſtehung der menſchlichen Leichname, deren Stoff nach ihrer gänzlichen Auflöſung und Verweſung Jahrtauſende hindurch in unzählige andere Körper zerſtreut worden iſt, paralleliſirt wird.

Im *zweyten* Kapitel, „über die Methode der Auslegung der Moſaiſchen Urkunde", finden wir zuvörderſt die Meinung ausgeſprochen, daſs die Sendung Chriſti und ſeine ganze erlöſende Thätigkeit hervorgerufen wurde durch die Thatſache des Sündenfalls und der aus ihr ſich entwickelnden allgemeinen Sündhaftigkeit des menſchlichen Geſchlechts, daſs demnach die Stelle der Geneſis K. 3 als die Grundlage, auf welcher das ganze Neue Teſtament ruht, zu betrachten ſey; worüber aber ebenfalls von Jeſu ſelbſt keine Erklärung beyzubringen iſt. Ohne ſich in eine ausführliche Widerlegung entgegengeſetzter Anſichten von der angeführten Stelle einzulaſſen, ſpricht Hr. *K.* nur im Allgemeinen ſein Verwerfungsurtheil über dieſelben aus, ſo über die Annahme eines darin enthaltenen Mythus in folgender Weiſe: „Es liegt in dieſer Meinung eine gänzliche Verkennung der gewaltigen Bedeutung und der ewigen Wahrheit dieſer Erzählung, die nicht zu faſſen vermag, daſs eine ſolche Geſchichte weder erfunden, noch erdacht werden könne, weil ein ſolches Erfinden, ein ſolches Erdenken weit über die Grenzen eines endlichen Verſtandes hinausgehen würde" (S. 21). Woher erklärt ſich aber dann, daſs wir bey ſo manchen anderen Völkern ganz analoge Erzählungen von dem Urſprunge des Böſen vorfinden, denen Hr. *K.* wohl nicht, wie der einfach kindlichen Moſaiſchen Tradition von dem Apfelbiſs der Eva, „*unendliche Tiefe*" und „*tiefſte Wahrheit*" beyzulegen geneigt ſeyn möchte. Wenn gleich der Vf. die Schrift durchaus als übernatürliche Offenbarung betrachtet, wobey er ſie grammatiſch-hiſtoriſch, aber zugleich mit chriſtlichem Bewuſstſeyn ausgelegt ſehen will; und ob er gleich, einer buchſtäblichen Erklärungsweiſe folgend, die berichteten Thatſachen allein geſchichtlich aufzufaſſen verſichert, aber doch in einzelnen Daten wieder nicht ganz *eigentlich (?)*: ſo findet er doch dabey in der Moſaiſchen Erzählung einen gänzlichen „Abfall von Gott, das Losreiſsen von ihm, der ewigen Quelle alles Lebens, und die Hingabe an ein Leben auſser Gott und an die Sünde, die den Menſchen entfremdete von dem, der bis dahin ſein ganzes Leben erfüllt hatte, und durch den und in dem er allein das Bewuſstſeyn ſeiner ſelbſt gehabt hatte" (S. 24). Wie wenig indeſs dieſs Alles in dem Buchſtaben der ſchlichten Erzählung enthalten ſey, bedarf wohl keines Beweiſes. Dennoch tadelt Hr. *K.* den ſo genannten „gelehrten und ſcharfſinnigen Vertheidiger der buchſtäblichen Auslegungsweiſe," *Hengſtenberg*, der nicht ohne Grund eine Mitwirkung und Theilnahme des Satans an der Verführung der erſten Menſchen ſchon in jener Erzählung angedeutet findet.

Nach dem *dritten* Kapitel „von dem urſprünglichen Zuſtande der erſten Menſchen nach dem Alten Teſtamente", macht ſchon unſer chriſtliches *Bewuſstſeyn*, welches weſentlich (?) die Sündhaftigkeit in ſich ſchlieſst, die Wahrheit geltend, daſs ein ſolcher ſündlicher Zuſtand, deſſen wir uns bewuſst ſind, nicht könne der urſprüngliche geweſen ſeyn, und ſo ſucht nun der Vf. dieſe Ausſage ſeines weſentlich ſündhaften chriſtlichen Bewuſstſeys zunächſt aus der Schrift des A. T. zu beſtätigen. Ohne ihm hier in das Einzelne folgen zu können, bemerken wir nur, daſs er alle Beſtimmungen der ſymboliſchen Bücher über die urſprüngliche Beſchaffenheit der Protoplaſten, ſelbſt das *aequale temperamentum qualitatum corporis*, aus der Moſaiſchen Geſchichtserzählung zu deduciren weiſs, wobey indeſs die Frage: wie jene bey den ihnen zugeſchriebenen hohen und übermenſchlichen Eigenſchaften, ihrer Heiligkeit, der Kräftigkeit und Stetigkeit ihres Gottesbewuſstſeyns, — nicht dem kindiſchen Gelüſte nach einer verbotenen Frucht zu widerſtehen vermochten, nicht weiter berückſichtigt wird. Den Baum der Erkenntniſs hält Hr. *K.* „nur für die Form und den Ausdruck, das Gebot und das göttliche Willensgeſetz ſinnlich darzuſtellen und den *νόμος* zur Anſchauung zu bringen," was ſich mit einer buchſtäblichen Auffaſſung der Moſaiſchen Erzählung ſchwer vereinigen laſſen möchte. Beyläufig werden hier einige irrige Deutungen, wie die Annahme einer giftigen Beſchaffenheit des Erkenntniſsbaums, die Erklärung des Sterbens von dem Verſetzen in einen traurigen, todtähnlichen Zuſtand in dem Hades, oder (mit den Socinianern) von einem Tode der Seele u. a. mit Recht als verwerflich dargeſtellt. Wenn aber der Vf. Geneſ. 2, 17, um die aus dem dort vorkommenden בְּיוֹם entſtehende Schwierigkeit zu entfernen, rationaliſirend ſo erklären möchte: „Zu der *Zeit*, wo du davon iſſeſt, wirſt du jene Strafe verwirkt haben, und *muſst ſie erwarten*": ſo dürfte dieſe Auslegung ſich weder als ſprachlich noch als buchſtäblich richtig rechtfertigen laſſen.

Viertes Kapitel: „von dem Sündenfalle der erſten Menſchen nach dem Alten Teſtamente." Der Vf. erklärt hier allerdings, daſs bey ſeiner Annahme einer abſoluten Sündloſigkeit der erſten Menſchen es unmöglich ſey, aus dieſem ſündloſen Zuſtande heraus

die erste Sünde völlig zu begreifen. Demungeachtet versucht er, das zeitliche Uebergehen aus jener Sündlosigkeit in einen Zustand der Sünde uns klar zu machen. Da aber die Annahme einer absoluten Sündlosigkeit bey endlichen Wesen schon an sich undenkbar, und in Beziehung auf die ersten Menschen auch exegetisch unerweislich ist, so kann die hier aufgestellte Beweisführung nur als misslungen angesehen werden. Nur Einiges sey uns erlaubt, aus jener hier anzudeuten. Da die Entstehung der Sünde im Inneren des sündlosen Menschen dem Vf. „unmöglich" erscheint, so läst er sie von Aussen in das menschliche Geschlecht kommen durch Verführung, indem sie das Gottesbewusstseyn untergrub, und die Menschen nun suchten *für sich* zu seyn. „Dieser Act ihres Lebens, der eine *Fürsichthätigkeit*, die nur von ihnen ausging, die bisher allein in Gott (?) gelebt hatten, enthielt, war auch zugleich der Wendepunct desselben, war die Sünde selbst" (S. 61). Allein wie eine solche Verführung ohne vorhandene Disposition zu sündigen so wirksam seyn konnte, und wie aus dem einen Fehltritt die Sündhaftigkeit als ein „wesentlicher" Bestandtheil der menschlichen Natur sofort hervorgehen konnte (S. 67), sucht man hier vergebens aufgehellt zu sehen.

Fünftes Kapitel: „Folgen des Sündenfalles. Ueber den Eintritt des Uebels und des Todes." Um die Folgerung abzuwehren, dass durch die erste Sünde plötzlich die ganze menschliche Organisation umgewandelt und eine absolut andere an die Stelle der ursprünglichen getreten sey, will der Vf. nur eine *relative* Unsterblichkeit bey den ersten Menschen vor dem Falle annehmen, oder die Möglichkeit, bey Vermeidung der Sünde nicht zu sterben. Dadurch wird aber die Schwierigkeit nicht entfernt, die daraus entsteht, dass ein aus Erde gebildeter Körper einer ewigen Fortdauer habe fähig seyn können. Ausser dem Eintreten der Strafe des Todes für die erste Sünde leitet der Vf. von dieser auch noch eine Deterioration der unorganischen Natur ab, indem er behauptet, dass seitdem eine Reihe Naturzustände in ihrer Entwickelung und Vollendung zurückgeblieben, und Naturerscheinungen eingetreten seyen, die in sich ein zerstörendes Princip tragen, was nach allen Seiten hin (?) Vernichtung hervorbringt, wie Pest, Verheerungen, furchtbare Orkane, Erdbeben (S. 80). Er beruft sich hiebey auf das allgemeine innere Bewusstseyn, dass etwas in der Natur hier hervortritt, was nicht so seyn sollte. Keine Theodicee werde es mit allen ihren Demonstrationen dahin bringen, dass wir ihr glauben, diese Dinge seyen an sich gut, wenn sie auch noch so sehr sich bemühen würde, nachzuweisen, wie vieles Gute und Herrliche daraus entspringe. Allein haben wir einmal die feste Ueberzeugung, dass die Welt in ihrem Daseyn und ihrer Fortdauer von dem Willen des Allmächtigen und Allweisen abhängig sey, so müssen wir auch das Daseyn solcher uns abnorm erscheinenden Hemmungen und Störungen in der Natur mit seinem weisen Plane vereinbar denken, wenn wir auch nicht vermögen, auf unserem beschränkten Standpuncte das Wie genau zu durchschauen. Dass aber jene Erscheinungen erst durch den unseligen Apfelbiss in den früher ganz anders gestalteten Weltorganismus hinein gebracht, und dieser dadurch völlig umgewandelt sey, wird keine Sophistik dem denkenden Religionsfreunde einzureden vermögen, wenn man auch der Stelle Gen. 3, 16. 17. mit dem Vf. die aller*tiefste* Bedeutung zu vindiciren versucheu sollte.

Das *sechste* Kapitel enthält „Bestätigung der entwickelten Grundwahrheiten im Leben der Menschheit, wie insbesondere im Leben (der Genossen) des alten Bundes." Der Umstand, dass des Zusammenhanges der Sünde mit dem Tode im Alten Testamente ausser der Genesis so wenig gedacht wird, dagegen viele Stellen den Tod als natürlich und mit der jetzigen Organisation des menschlichen Leibes verbunden betrachten, erklärt der Vf. unter Anderem daher, dass jene Vorstellung als ein allgemein Bekanntes und als ein von selbst sich Verstehendes überall vorausgesetzt werde. Dann müssten doch aber öfter Spuren sich davon vorfinden, die bey richtiger Auslegung der hieher zu ziehenden Stellen gänzlich vermisst werden. Man kann hier richtig nur behaupten, dass den Verfassern der übrigen Bücher des A. T. jene Vorstellung ganz fremd sey, der Tod beziehe sich auf die Sünde, und sey durch diese veranlasst.

Im *siebenten* Kap., „Lehre des N. T. über den ursprünglichen Zustand der ersten Menschen," findet sich gleich im Anfange die nicht weiter bewiesene Behauptung, dass das unmittelbare Selbstbewusstseyn, in dem wir uns stets als durchaus abhängig bewusst werden, die Schöpfung des Menschen, wie alles Erschaffene, auf Gott zurückführt, wobey sich nicht einsehen lässt, wie ein solches Bewusstseyn unmittelbar in dem Menschen entstehen könne, und wie dasselbe nicht vielmehr zu der Vorstellung einer Abhängigkeit von einer blinden Naturnothwendigkeit hinführe. Richtiger ist die Bemerkung, dass der ursprüngliche Zustand der ersten Menschen im N. T. nie im Einzelnen näher bezeichnet und geschildert wird. Dennoch sucht der Vf. durch dialektische Argumentation und durch gekünstelte Deutung n. t. Stellen seine Meinung von dem vollkommen sündlosen Zustande der ersten Menschen auch aus dem N. T. zu erweisen. So schliesst er, um nur Ein Beyspiel von Letzterem beyzubringen, aus der Ermahnung des Apostels Paulus Kol. 3, 10. Eph. 4, 24, nach welcher der παλαιὸς ἄνθρωπος mit seinen Werken, der Sünde, entgegengesetzt dem neuen Menschen, überwunden werden soll, um nach dem Ebenbilde seines Schöpfers erneuert zu werden, dass die ersten Menschen, in wiefern sie jenes Ebenbild an sich trugen, sich in einem vollkommen sündlosen Zustande befunden haben. Wenn nun aber deren Nachkommen zu demselben Zustande, welchen jene hatten, erneuert werden sollen, diese indess keinesweges eine vollkommene Sündlosigkeit zu erlangen im Stande sind, so wird eine solche ja auch ih-

ren Stammeltern nicht beyzulegen seyn. Freylich behauptet der Vf., es sey „entschieden unserem christlichen Bewusstseyn entgegen, die Organisation unseres inneren Lebens, so wie sie jetzt ist, auf die ersten Menschen überzutragen, und uns zu der Behauptung verleiten zu lassen, dass die jetzt angeborene Sündhaftigkeit auch für die ersten Menschen etwas Ursprüngliches gewesen sey" (105). Allein auch hier bleibt es unerklärt, wie die ersten Menschen, wenn ihnen nicht schon Sündhaftigkeit, d. i. Fähigkeit und Geneigtheit zu sündigen, eigen war, zu einem so leicht vermeidlichen Fehltritt sich verleiten lassen konnten, und wie ihren Nachkommen noch in mehreren biblischen Stellen das göttliche Ebenbild beygelegt werden konnte, wenn dasselbe in einer vollkommenen Sündlosigkeit bestanden haben soll. — Doch wir wenden uns zu dem *achten* Kapitel, welches die „Entstehung der Sünde nach dem N. T." behandelt, und zuerst von der „Bedeutsamkeit der ersten Sünde" redet. Der Vf. gesteht hier selbst zu, dass, so wie das N. T. den ursprünglichen seligen Zustand der Menschen mehr voraussetzt und von vorn herein annimmt, als dass es ihn näher beschreibt und ausführlicher darlegt, dasselbe uns auch nicht eine Entwickelung der ersten Sünde gebe, noch dogmatisch nachweise, auf welche Weise die Thatsache der ersten Sünde bey der vorausgesetzten ursprünglichen Sündlosigkeit möglich war. Demungeachtet sucht der Vf. nach manchen Wiederholungen von früher beygebrachten und Bestreitung abweichender Ansichten, wie namentlich der von *Schleiermacher*, *Usteri* u. A. behaupteten, die Bedeutsamkeit der ersten Sünde besonders daraus abzuleiten, dass in dieser zugleich das Princip dieser und aller folgenden Sünde, die Sündhaftigkeit des Geschlechts, eingetreten, und durch die Fürsichthätigkeit eine Entfremdung von Gott herbeygeführt sey, wodurch eine neue Ordnung einer vorzugsweise fleischlichen Lebensrichtung begründet ward, welche sie unserer Anschauung, Erkenntniss und Beurtheilung näher rückte, so dass wir nun auch von unserem Leben aus auf das in ihnen durch die Sünde Entstandene und sich Entwickelnde schliessen können. Aber auf diesem Wege wird sich nie die behauptete vollkommene Sündlosigkeit der ersten Menschen erschliessen lassen. Auch ist hiebey völlig unberücksichtigt geblieben, dass ἁμαρτία nach dem Paulinischen Sprachgebrauche keinesweges *Sündhaftigkeit*, sondern *Sünde*, das *Sündigen*, bedeute. Anderes, was der Vf. hier nachträglich oder wiederholt zur Sprache bringt, z. B. über den Teufel, als Versucher bey den Protoplasten so wie bey Christo, hat Rec. eben so wenig befriedigt, da es an einer gewissen Unklarheit und schwankenden Auffassung leidet.

Dasselbe müssen wir auch auf die in dem folgengen *neunten* Kapitel gegebene Erörterung anwenden, welches überschrieben ist: „Folgen der ersten Sünde. Ueber das Verhältniss der angeborenen Sündhaftigkeit und der wirklichen Sünde zu dem sündlichen Gemeinleben der Menschheit." Nachdem hier wiederholt die Behauptung aufgestellt ist, dass die erste Sünde in Adam zugleich eine Sündhaftigkeit seiner ganzen Lebensrichtung und unaufhaltsam eine Reihe sündiger Lebensentwickelungen hervorgebracht habe, geht der Vf. zu der Untersuchung über, welche Folgen die erste Sünde in Bezug auf die nachgeborenen Menschen hatte, und führt zu dem Resultate, dass die durch jene Fürsichthätigkeit in das menschliche Leben eingedrungene Sündhaftigkeit auch durch die Fortpflanzung der menschlichen Natur dem nachgeborenen Geschlechte mitgetheilt sey. Doch soll dabey nicht die Freyheit als Princip aus der Lebensentwickelung des Menschen ausgeschieden seyn, und unsere Sündhaftigkeit, sowie sie jenseits unseres eigenen Daseyns begründet worden, zugleich mit dem Principe der Freyheit und durch dasselbe hervortreten. In der beygefügten Bestreitung anderer Meinungen wird die Zurechnung der Sünde Adams bey den Nachkommen desselben ausdrücklich verworfen; wenn aber S. 157 zugestanden wird, dass die Schuld Adams für alle folgenden Menschen verderblich geworden sey, so folgt daraus unleugbar, dass, in wie fern sie die über Adam verhängte Strafe mittragen, auch die Ursache dieser, Adams Sünde, ihnen mit zugerechnet werde, was sich aus dem Paulinischen Lehrbegriffe nicht leicht hinweg exegesiren lassen möchte. Auch was Hr. *K.* im Folgenden zur Erläuterung der von ihm behaupteten Duplicität der angeerbten Sündhaftigkeit und der eigenen Thatsünde beybringt, möchte bey der unklaren dialektischen Fassung nicht geeignet seyn, den unbefangenen Denker zu befriedigen.

Zehntes Kapitel. „Ueber den Causalnexus der Sünde und des Uebels in Beziehung auf die allgemeine Sündhaftigkeit und auf die Sünde des Einzelnen." Hier findet sich unter Anderem die auffallende Behauptung, dass alles Uebel in der Welt Strafe der Sünde sey, wenn gleich jedes einzelne Uebel nicht als ein Ausfluss der speciellen Sünde, wohl aber als göttliche Strafe in Beziehung auf die Sünde überhaupt, und die Sündhaftigkeit des ganzen Geschlechtes, von der göttlichen Strafgerechtigkeit geordnet sey. Wie kann aber da Gerechtigkeit irgend Statt finden, wo einzelne Schuldlose deshalb gestraft werden, weil sie einer Gesamtheit angehören, die eine angeerbte Unvollkommenheit an sich trägt?

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

APRIL 1837.

THEOLOGIE.

Hamburg, b. Perthes: *Die Lehre von der Sünde und vom Tode in ihrer Beziehung zu einander und zu der Auferstehung Christi.* Exegetisch-dogmatisch entwickelt von Dr. *Otto Krabbe* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Das *eilfte* Kapitel enthält „die Lehre vom Tode nach dem N. T. Ueber den Zusammenhang der Sünde mit dem leiblichen und geistlichen Tode.“ Beide sollen immer als verbunden mit einander gedacht seyn, wenn gleich in der neutestamentlichen Lehre zwey Hauptrichtungen unterschieden werden können, von denen die eine das leibliche Elend, und als Höchstes den leiblichen Tod, die andere das geistliche Elend, und als Höchstes den geistlichen Tod bezeichnet. Der Vf. bestreitet hier *Neanders* Meinung, dass überhaupt durch die Sünde keine Veränderung in dem Organismus Statt gefunden habe, und der Körper auch nicht aus einem unsterblichen ein sterblicher geworden sey, oder, mit anderen Worten, dass der Tod nicht als Strafe der Sünde eingetreten, dass derselbe an und für sich nur ein Naturgesetz sey, welches auch vor dem Eintritt der Sünde geherrscht habe (S. 190), welches allerdings mit der Darstellung der Genesis, sowie des Ap. Paulus, besonders Röm. 5, 12 f., nicht wohl zu vereinigen ist, wie der Vf. im Folgenden darzuthun sucht. Auch Hn. *Weisse's* Behauptung, dass θάνατος wirkliche Auflösung und Vernichtung in der Schrift bezeichne, und dass nach derselben nur den Wiedergeborenen ewiges Leben zu Theil werden könne, bestreitet der Vf. mit Grund, wobey jener Gelehrte indess die Belobung erhält, dass er seine, früher der *Hegel*'schen Schule angepassten, philosophischen Bestrebungen immer selbstständiger ausbilde, und an die Schrift anschliesse, und zwar so, dass nicht, wie in anderen Erscheinungen dieser Schule, ein bloss äusserliches Aufnehmen in die fügsamen Formen dieses Systems, oder ein Hinzutragen der concreten Wahrheit des Christenthums in die schon fertige und in sich absolut abgeschlossene Wahrheit des Systems, dabey Statt finde. Mit Recht tadelt der Vf. den Formalismus dieser Schule, in welchem, unter der Voraussetzung der absoluten Identität des Systems mit der concreten Wahrheit der Offenbarung, das Heterogenste und in sich Widerstreitendste bey vollkommenem Bewusstseyn dieser Differenz, da der Esoterische das ausschliessende Princip beider doch nicht verkennen kann, mit einander verbunden wird. „Um nur auf Eins jener ausschliessenden Principe aufmerksam zu machen, wird S. 208 hinzugesetzt, welches leicht das Durchgreifendste und in alle übrigen Hinübergreifende seyn möchte, weisen wir hin auf die absolute Verschiedenheit zwischen dem System und der Offenbarung, wenn diese den lebendigen, persönlichen Gott überall voraussetzt, jenes aber Gott nur in dem Selbstbewusstseyn der Totalität der Menschheit zur Anschauung bringt. Am Ende kann nicht in Abrede gestellt werden, dass, ausser diesem Selbstbewusstseyn, Gott also gar nicht erscheine, so dass man sagen könnte, es sey, ausser dem Monismus des Gedankens, Gott überhaupt noch nicht zur Anschauung gekommen. Hier gehen die Offenbarung und jenes System schnurstracks aus einander, und jenes, weit entfernt, sie aufnehmen zu können, vernichtet dieselbe.“ Dagegen sind, dem Vf. zufolge, θάνατος und ζωή nichts Zukünftiges, sondern beide sind gegenwärtige Entwickelungszustände der Menschheit, nur dass, wenn nicht die ζωή schon hienieden den θάνατος verdrängt, die verurtheilende κρίσις sich anschliessen, und der zweyte Tod, in Folge des hienieden Statt gefundenen geistlichen Todes („die *drastische*(?) Bezeichnung für das durch die Sünde gewirkte, von Gott abgekehrte Leben“), den Menschen treffen wird. Hat aber die ζωή im Leben des Menschen begonnen, so folgt daraus, dass der Wiedergeborene keine κρίσις mehr zu bestehen hat, da er das Urtheil schon empfangen, den geistlichen Tod überwunden, und das Leben sich bereits angeeignet hat, welches mit Recht αἰώνιος genannt wird, da dasselbe nicht der Zeit unterworfen, von ihr nicht abhängig ist, noch verändert werden kann, sondern hinüber reicht in das kommende Leben, und ununterbrochen fortgesetzt wird im Reiche des Herrn (S. 212). Unter dem δεύτερος θάνατος versteht der Vf. „das eigentliche Verlorenseyn für die ζωή αἰώνιος, welches nach dem Abschlusse der zeitlichen Lebensentwickelung im Gerichte des Herrn, wo die Scheidung der Guten und Bösen vorgenommen wird, als entschieden ausgesprochen wird“ (S. 222).

Zwölftes Kapitel. „Der Gnadenbeschluss Gottes über die Erlösung des menschlichen Geschlechts. Christus, der Ueberwinder der Sünde durch die Sündlosigkeit seines Lebens.“ Ohne dem Vf. auch hier in das Einzelne seiner weitläuftigen Erörterung folgen zu können, müssen wir doch die von demselben verworfene Bemerkung in Schutz nehmen, dass die ursprüngliche Sündlosigkeit des anderen Adam eine ganz andere sey, als die des ersten, da sie, nebst der übernatürlichen Erzeugung, selbst durch die Vereinigung

des göttlichen Wesens mit Jesu als bedingt gesetzt wird, wobey das von dem Vf. angenommene Verhältniss Beider zu einander nicht wohl bestehen kann. Wenn es S. 236 heisst: „Er sollte die Heiligkeit des göttlichen Gesetzes in seinem Leben durch die Erfüllung desselben zur Anschauung bringen, sollte den Menschen zeigen, dass das Gesetz vollkommen zu erfüllen sey, sollte daher auch versucht werden, wie alle Menschen, um wahrhaft der Heiland der Menschheit seyn zu können, damit sein Leben fortan, die Heiligkeit desselben, das Lebensprincip aller Sittlichkeit sey, damit die ganze reiche Fülle seines Lebens, in dem die Liebe das Grundwesen ist, an die Stelle des zwingenden und herrschenden Sittengesetzes trete, so dass das in Gott ruhende und mit ihm Eins seyende Leben des Erlösers in allen Gläubigen nun die einzige Quelle und die einzige Norm alles sittlichen und wahren Lebens seyn muss": so sieht man nicht ein, wie eine solche, nur dem göttlichen Wesen beyzulegende Sündlosigkeit jene Wirkung bey dem beschränkten gewöhnlichen Menschen hervorzubringen vermöge. Unter anderen unbegründeten Voraussetzungen müssen wir auch die S. 244 aufgestellte in Anspruch nehmen, dass, um so weit Christi Leiden und Christi Reize zur Sünde alle anderen übertreffen, auch seine Ueberwindung eine unendlich erhabenere war; da wir gar nicht im Stande sind, von der Einwirkung der Leiden und Versuchungen auf einen Gottmenschen, und von der jenen entgegenzusetzenden Ueberwindungskraft eine biblisch oder rational zu begründende Vorstellung zu bilden.

Das *dreyzehnte* Kapitel ist folgenden Inhalts: „Christus der Ueberwinder der Sünde durch seine Sündlosigkeit im Leiden und im Tode. Der Tod Christi als Uebergang zu seiner Verherrlichung." Auch hier findet man manche exegetische Unrichtigkeit und sehr schwankend gestützte, mit einander nicht wohl vereinbare Voraussetzungen, z. B. wenn der Vf. Christo eine natürliche Unsterblichkeit entschieden abspricht, und doch behauptet, dass der Tod nur durch die Sünde in die Welt gekommen sey, und nur auf Sünder sich erstrecke, woraus offenbar hervorgehen wird, dass er den Sündlosen nicht habe treffen können. Hr. *K.* findet aber nur die Folgerung zulässig, dass der Leib des Sündlosen nicht verwesen konnte. Am Schlusse glaubt der Vf. hier genügend dargethan zu haben, dass der Tod Christi die höchste Vollendung der Ueberwindung der Sünde sey, welche schon in seinem ganzen Leben begonnen und verwirklicht war; dass sein Tod im nothwendigen Zusammenhange des Erlösungswerkes begründet war, um den durch die Sünde in die Welt gekommenen Tod zu überwinden, dass also derselbe nur als ein nothwendiger Uebergang gefasst werden könne, aus welchem seine Auferstehung hervorgehen musste. In der ganzen wortreichen Behandlung des Gegenstandes vermisst man aber durchaus eine Berücksichtigung und Würdigung der im Neuen Testamente mit dem Tode Jesu unleugbar verbundenen Opferidee und stellvertretenden Genugthuung, die hier gänzlich ignorirt wird.

Vierzehntes Kapitel: „Die Auferstehung Christi, die Ueberwindung des durch die Sünde in die Welt gekommenen Todes. Ueber das Leben des Auferstandenen und dessen Himmelfahrt." Der Vf. sucht hier insbesondere durch Aussprüche des Apostels Paulus darzuthun, dass nicht der Tod Christi der alleinige Grund und der Inbegriff unserer Erlösung sey, sondern seine Auferstehung, welche die zweyte Seite des Erlösungswerkes, die Ueberwindung des Todes, die eben so wesentlich nothwendig war, vollbrachte. Ja, der Vf. will der Auferstehung Christi noch eine höhere Bedeutsamkeit beylegen, als dem Tode desselben, da jene allein die Ueberwindung des Todes in sich schliesse und besiegele; sein Tod aber, wenn er zwar vorzugsweise die Ueberwindung der Sünde vollendete, doch nur als die schwerste Fortsetzung seines im ganzen Leben bereits bewiesenen Gehorsams anzusehen sey. „Bis dahin," heisst es S. 278, „hatte die Menschheit den Tod, die Vernichtung und Auflösung zu schauen gehabt, dass sie, wie die göttliche Heiligkeit und Gerechtigkeit verhängt hatte, wieder zur Erde ward, von der sie genommen war. Jetzt war die grosse Stunde gekommen, wo sie das Leben schauen sollte, um wahrhaft sich erlöst zu fühlen." Allein war nicht der Glaube an Unsterblichkeit und Auferstehung schon vor Christo sehr verbreitet, und kann die Auferstehung Christi, wie sie dargestellt ist, mit der Auferstehung gewöhnlicher Menschen richtig in Vergleichung gesetzt werden? Wir übergehen, was der Vf. hier gegen *Schleiermachers* Behauptung, dass die Auferstehung Christi nicht als eigentlicher Bestandtheil der Lehre von seiner Person aufgestellt werden könne; gegen *Hase*, dessen Ansicht von einer in dem abgestorbenen Leibe Christi zurückgebliebenen verborgenen Lebenskraft er sogar alles Christliche (!) abspricht; gegen *Olshausen*, gegen den er eine gleich bey der Auferstehung Statt gefundene Verklärung des Leibes Christi, der evangelischen Erzählung zuwider, behauptet — dogmatisch, zum Theil sophistisch, polemisirend beybringt; auch in Beziehung auf die Himmelfahrt Jesu, um noch den Inhalt der letzten Kapitel des Werks anzudeuten, von denen das *funfzehnte* „über die Lehre von der Unsterblichkeit im Allgemeinen" sich verbreitet. Der Vf. spricht hier zuvörderst die Ueberzeugung aus, dass von der Wissenschaft, nämlich der Philosophie, für die Lösung dieses Problems nichts zu erwarten sey, dass die Wahrheit vielmehr in einer unumstösslichen, geschichtlichen Thatsache, in der Auferstehung Christi, vorliege. Doch wird diese Thatsache weder exegetisch, noch philosophisch gegen Zweifel gesichert. Beyläufig sucht der Vf. *Schleiermachern* über seinen früheren Skepticismus in Hinsicht der philosophischen Beweisgründe, namentlich für die individuelle Unsterblichkeit, gegen ungünstige Beurtheilungen durch Hinweisung auf dessen spätere Bekehrung zu rechtfertigen, wo *Schl.* Alles auf den sündlosen Erlöser, als Mittelpunct des ganzen Lebens der Menschheit zurückzuführen strebte, so dass er alles Menschliche und Individuelle gereinigt und verklärt wissen wollte durch einen erneuernden und um-

schaffenden Glauben an ihn, und durch die Lebensgemeinschaft mit ihm, dem Heiligen, wobey freylich, was der Vf. nicht hätte in Abrede stellen sollen, statt des historischen Christus sich ein idealer unvermerkt ihm unterschob. Von der *Hegel'schen* Philosophie behauptet dagegen der Vf. mit zureichenden Gründen, dass sie den Glauben an Unsterblichkeit nicht stützen könne, da von *Hegel* selbst nie der Versuch gemacht worden sey, die christliche Lehre von der persönlichen individuellen Fortdauer auf irgend eine Weise festzuhalten, weil seine Axiome in zu scharfem Gegensatze mit derselben standen, und seine Schüler nur mit Verletzung wesentlicher Principe ihres Systems und mit Inconsequenz anders darüber geurtheilt hätten. Andere Versuche, Philosophie und Schriftlehre über Unsterblichkeit zu vereinigen, wie die von *Fichte* d. J. ausgegangene, billigt er zwar auch nicht völlig, doch meint er von *F.* der Theologie dadurch eigenthümlichen Gewinn gebracht zu sehen, dass er alles Leben überhaupt, und also auch das Fortleben des Menschen nach dem Tode nothwendig als ein *seelisch-leibliches* bezeichnet, und somit auch der Lehre der Schrift von der Auferstehung des Leibes vom Standpuncte der Philosophie aus eine tiefere Begründung und einen festeren (?) Boden zu geben scheint. Auch auf *Weisse* und dessen bereits erwähnte Schrift kommt der Vf. hier abermals zurück.

Den Beschluss macht das *sechzehnte* Kapitel, „über die enge Verbindung der Auferstehung Christi mit der unserigen", wo der Vf. ausführlich, unter Wiederholung manches schon früher Beygebrachten, exegetisch seinen Gegenstand zu entwickeln sucht, ohne doch die von Seiten des historisch-philosophischen Standpunctes die vorliegenden, bereits oben angedeuteten, Schwierigkeiten befriedigend zu lösen.

Rec. glaubt genug gesagt zu haben, um vorurtheilsfreye Leser zu einem richtigen Gesamturtheile über diese Schrift in den Stand zu setzen, die, so sehr sie auch von *mystisch-dogmatisirenden Allegorikern* der neuesten Zeit gepriesen werden möchte, doch keineswegs geeignet ist, philologisch, historisch und philosophisch gebildeten unbefangenen Denkern Befriedigung zu gewähren.

Th. H.

Mainz, b. Kupferberg: *Lehrbuch der Patrologie.* Für akademische Vorlesungen bestimmt von Dr. *Joh. Nepomuk Locherer*, Prof. an der kathol. Facultät zu Giessen. 1837. VIII u. 224 S. 8. (20 gr.)

Bey der dringenden Auffoderung, welche die katholischen Theologen in ihrer Traditionslehre und ihrem ganzen Kirchensysteme haben, ist es nicht zu verwundern, wenn ihre Literatur an allgemeinen patrologischen Schriften viel reicher ist, als die der protestantischen Theologen. Während die Protestanten für das Ganze sich mit den kleinen Schriften von *Pestalozzi* und *Engelhardt*, und mit einer neuen Auflage von *Walchs Bibliotheca patristica* behelfen müssen, haben die Katholiken, ausser dem grösseren Werke von *Lumper*, ihre mehr oder weniger ausführlichen Patrologieen von *Wilhelmi*, *Schleichert*, *Tobenz*, *Wiest*, *Winter*, *Goldwitzer* u. v. A. Dagegen haben sich die Protestanten um einzelne Theile der Patrologie und um einzelne Kirchenväter bedeutende Verdienste erworben, wie diess die Schriften von *Oelrichs*, *Schönemann*, *Neander*, *Ullmann*, *Rettberg* u. v. A. beweisen. Aber eine eigentliche Einleitung in das Studium der Kirchenväter, deren Idee und Einrichtung sich leicht aus *Walchs Bibliotheca patristica* hätte ableiten lassen, hat man bis jetzt weder dort, noch hier, und auch das vorliegende Buch giebt nichts weiter, als das bisher Gewöhnliche.

In der 16 S. langen Einleitung beschäftigt sich der Vf. mit der Bedeutung und dem Unterschiede der Wörter *Vater*, *Kirchenvater*, *Kirchenlehrer*, *apostolischer Vater* und *Kirchenschriftsteller*, und bestimmt den Begriff eines Kirchenvaters, als „eines wegen seines kirchlichen Alterthums, seiner Gelehrtheit, Frömmigkeit und der Reinheit seiner Lehre berühmten Lehrers der Kirche, der durch gelehrte Schriften die Lehren des Christenthums erläutert, vertheidigt, oder die Schicksale der Religion und Kirche beschrieben hat." Nachdem er hierauf von dem theologischen Werthe der Kirchenväter das Gewöhnliche beygebracht, geht er auf den Begriff, den Umfang und die Aufgabe der Patrologie über. Ihm ist Patrologie „die Lehre von den Vätern im gedehntesten (?) Sinne des Wortes, und als Wissenschaft betrachtet, die kritische Kenntniss der Väter, ihrer Schriften, und deren Nutzens und Gebrauches, um daraus die Schicksale, und vorzüglich die Lehren des christlichen Glaubens, wie sich solche von den Zeiten der Apostel an in der Kirche fortgepflanzt, ausgebildet und erhalten haben, zu erkennen." Was der Vf. im folgenden §. 5 von den Kriterien für Beurtheilung der ächten Werke der Väter beygebracht hat, ist sehr mangelhaft und unbestimmt. Wenn es hier z. B. heisst: „So widerspricht der unter dem Namen des Barnabas verbreitete Brief wegen seiner unpassenden Allegorieen *dem nüchternen Geiste eines Apostels*", so ist damit so viel, wie nichts gesagt, so lange wir nicht wissen, was man unter dem nüchternen Geiste eines Apostels zu verstehen habe, und was das eigentliche Kriterium desselben sey. Das *Argumentum a silentio*, welches eine Schrift der Unächtheit „äusserst verdächtig" machen soll, ist und bleibt an und für sich immer ein sehr schwaches Argument, hauptsächlich für jene früheren Zeiten. Auf die verschiedenen Grade der Unächtheit ist nicht einmal aufmerksam gemacht. Genügender ist dasjenige, was die drey folgenden §§. vom Ansehen der Väter und über die Grenzen der Periode der Kirchenväter enthalten. Höchst mangelhaft dagegen ist die Literatur der Patrologie §. 9 ausgefallen. So fehlt, um nur Einiges anzuführen, unter den katholischen Schriftstellern *Dan. Tobenz*, dessen *Institutiones* sehr wohl verdient hätten, angeführt zu werden, und welche in einzelnen Stücken selbst Vorzüge vor den allerdings schätzenswerthen *Institutionibus patrologiae* des Cistercienser

Steph. Wieſt (nicht *Wüſt*, wie der Vf. ſchreibt) haben. Das Urtheil über die *Goldwitzer*'ſchen patrologiſchen Leiſtungen iſt gegründet. So gut, wie er *Engelhardts* gedacht hat, hätte er auch *Buſſe's* Grundriſs der chriſtlichen Literatur gedenken können. Unter den proteſtantiſchen Schriftſtellern fehlen mit Unrecht *Joh. Gerhards* Patrologie und *J. Ge. Walchs Bibliotheca patriſtica*, welche in ihrer neueſten Ausgabe wohl eines der brauchbarſten Hülfsmittel für das Studium der Kirchenväter iſt.

Die Abhandlung ſelbſt hat der Vf. in ſechs Hauptſtücke vertheilt, und jedem ein Jahrhundert zugemeſſen. Bey jedem der angeführten Kirchenſchriftſteller werden zuerſt die ihn und ſeine Werke betreffenden Schriften, dann die Ausgaben ſeiner Werke bemerkt, und zuletzt als eigentlicher Text die wichtigſten Lebensumſtände, und was über die Schriften deſſelben zu bemerken iſt, angegeben. Was nun zuerſt die Literatur anlangt: ſo iſt dieſelbe ſehr mangelhaft und unvollſtändig, beſonders hätten diejenigen Schriften, die ſich mit der Unterſuchung der Authenticität der auf den Namen von Kirchenvätern vorhandenen Schriften beſchäftigen, fleiſsiger angeführt werden ſollen. So fehlen, um nur Einiges zu erwähnen, bey *Clemens v. Rom* die Abhandlung von *J. G. Freudenbecher* über die Aechtheit der von *Wetſtein* edirten Briefe des Clemens, und die darüber entſtandene Controvers; bey *Barnabas* die bekannten, mit der *Henke*'ſchen Abhandlung nothwendig zu vergleichenden Schriften von *J. Chr. Rordam* und *C. Ullmann;* bey *Ignatius d. Märtyrer J. E. Chr. Schmidts* Verſuch über die gedoppelte Recenſion der Briefe des Ignatius; bey *Dionyſius dem Areopagiten* das bekannte Programm von *Baumgarten-Cruſius* und die Ueberſetzung ſeiner Schriften von *Engelhardt;* bey *Juſtinus dem Märtyrer* Alles, was über die Aechtheit ſeines Geſprächs mit Tryphon und über ſein Evangelium verhandelt worden iſt; bey *Papias* die merkwürdig gewordene Abhandlung von *Schleiermacher* u. ſ. w. Dafür hätte der Vf. alle diejenigen Kirchenväter unbeachtet laſſen können, von denen uns nichts weiter übrig iſt, als ihr Name: einen *Quadratus*, *Ariſtides*, *Miltiades* u. a. m.

Was von den Lebensumſtänden der Kirchenväter beygebracht iſt, trägt zwar nicht immer dazu bey, ſie als ſolche näher kennen zu lernen, oder ihre Schriften beſſer zu verſtehen oder zu würdigen; im Ganzen kann man jedoch damit zufrieden ſeyn. Von den ſonſt wohlbekannten kirchenhiſtoriſchen Kenntniſſen des Vfs. läſst ſich erwarten, daſs der mündliche Vortrag Manches erſetzen und ergänzen werde, was dem Lehrbuche abgeht.

Ein Anhang von S. 201—224 enthält biographiſche und literariſche Nachrichten über einige der berühmten kirchlichen Schriftſteller aus dem ſiebenten und den folgenden ſechs Jahrhunderten. Dieſe ſind *Iſidorus v. Sevilla*, *Beda der Ehrwürdige*, *Johannes Damascenus*, *Alcuinus*, *Photius*, *Petrus Damiani*, *Lanfrancus*, *Anſelmus*, *Petrus Lombardus*, *Bernhard von Clairvaux*, *Thomas von Aquino* und *Bonaventura;* ohne Zweifel die bedeutendſten Kirchenſchriftſteller der ſpäteren Zeit.

G. S.

KURZE ANZEIGEN.

Ausländische Sprachkunde. *Liſſa* u. *Glogau*, b. Heymann: Nowe wypisy Polskie czyli wybór róznych wyimków prozę i poezyą zawieraiacy dla użytku młodzieży szolnéi. Częśc I. 1831. II u. 428 S. gr. 8.

Dieſes Lehrbuch, welches eine Sammlung vortrefflicher Muſterſtücke polniſcher Claſſiker enthält, und auch ziemlich methodiſch gearbeitet iſt, würde ſich gewiſs eines groſsen Publicums erfreuen, wenn es nicht bloſse Textabdrücke enthielte. Da daſſelbe für Schulen mit beſtimmt iſt, ſo hätte der als Grammatiker bereits rühmlichſt bekannte Herausgeber, Hr. *Poplinski*, grammatiſche Bemerkungen und ein Wörterbuch beyfügen ſollen. Aber die meiſten polniſchen Leſebücher geben faſt gar nichts Grammatiſches, und die polniſche Sprache beſitzt doch ſo viele Feinheiten, auf die man Rückſicht nehmen ſollte. Wir müſſen daher aus vielen Gründen *Szumski's* Leſebuch vielen anderen vorziehen, und wünſchen, daſs Hr. *Poplinski* ein praktiſches Lehrbuch für Schulen bearbeiten möge. — Der Druck des Buches iſt ſchön, aber das Papier könnte beſſer ſeyn.

F. P.

Glogau u. *Leipzig*, im Verlag der Buch-, Kunſt- u. Muſikalien-Handlung von Heymann: *Uebungsbuch zum Ueberſetzen aus dem Deutſchen ins Polniſche*, mit ſteter Hinweiſung auf *Poplinski's* Grammatik der polniſchen Sprache, verfaſst von *Ferdinand Minsberg*, Oberlehrer am königl. Gymnaſium zu Glogau. 1834. II u. 124 S. 8. (10 gr.)

Ein recht gut gearbeitetes Buch, das alle Empfehlung verdient. Hauptſächlich müſſen wir loben, daſs das Ganze recht methodiſch bearbeitet iſt; dagegen manche Beyſpiele tadeln. So ſteht z, B. S. 4: *In ſolchem Geſtanke iſt nicht zu athmen.* Was hat den Vf. bewogen, gerade ein Beyſpiel „*vom Geſtanke*" zu geben? S. 11 und 12 kommt auch der *Hundsfott*, S. 69 ſogar der *Teufel* vor. Es heiſst: *das hat ihm der Teufel ins Ohr geraunt.* S. 70 heiſst es: „Wer möchte jedem Weibe die Hand lecken." — Druck und Papier ſind gut

F. P.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

APRIL 1837.

JURISPRUDENZ.

1) Rinteln, b. Osterwald: *Ueber die Verwerflichkeit des Reinigungs-Eides in Straffachen, nebst erläuternden Criminalfällen*, von *J. C. Althof.* 1835. VI u. 131 S. 8. (20 gr.)

2) Aachen u. Leipzig, b. Mayer: *Von der Natur des Eides.* Eine Abhandlung von *F. G. Leue*, königl. preuss. Staats-Procurator in Aachen. 1835. VI u. 201 S. 8. (1 Thlr.)

Während man jetzt in mehreren grossen und kleinen Staaten von Europa auf Reform des Processwesens denkt, und namentlich, nach Abschaffung der Folter, die bisher üblichen Beweisarten einer strengen Prüfung zu unterwerfen begonnen hat, kann es nicht anders, als wichtig seyn, auch dem Eide einen Theil dieser Sorgfalt zugewendet zu sehen. Wir verfehlen daher nicht, unsere Leser mit zwey Schriften bekannt zu machen, von denen die eine sich mit einer hergebrachten, in ihrer jetzigen Gestalt nicht zu rechtfertigenden, Eidesgattung beschäftigt, und die andere über das Ganze des Eides neue, oder angeblich neue, Ansichten geltend zu machen sucht.

Nr. 1 besteht aus einer Einleitung (von S. 1—14), 21 §§ (von S. 15—56), und einem Anhange von acht Criminalfällen (von S. 57—131). Der Vf. macht keinen Anspruch auf das Verdienst der Neuheit, stellt aber mehrere Bemerkungen classischer Juristen mehr oder weniger ausführlich zusammen, und knüpft an dieselben seine Darstellung an. Er bemerkt in der Einleitung, so viel auch über das Bedenkliche und Zweckwidrige des Reinigungseides bereits hin und wieder gesagt worden sey: so finde er sich doch noch in allen Lehrbüchern über das gemeine deutsche Criminalrecht — wiewohl nur auf einer höchst lockeren Grundlage von mancherley sehr unbestimmten und von einander abweichenden Meinungen der Rechtslehrer, nicht nur in Bezug auf die Fälle seiner Statthaftigkeit, sondern auch seiner Wirkung, sey es im Ablehnungs- oder Ausschwörungs-Falle — vor, und auf denselben werde auch von peinlichen Gerichten fortwährend erkannt. Nur die Gesetzgebungen einzelner Staaten, wie namentlich Preussens und Badens, haben ihn gänzlich aus der Criminal-Rechtspflege verwiesen. Hierauf folgt eine etwas umständliche Beschreibung der Ordalien und der Folter; über Letzte wird sogar noch anhangsweise S. 49 eine lange Stelle aus *Thomasius* bekannter Dissertation beygebracht. Folter und Reinigungseid traten an die Stelle der sogenannten Gottesurtheile; Beides wurde in dem Fortgange der Zeit als zweckwidrig und verderblich erkannt, und nur Geistesträgheit konnte bisher den Letzten aufrecht erhalten, während die Erste schon seit einem Jahrhunderte auf europäischem Boden zu verschwinden begann. Sehr naiv gesteht der Vf. (S. 14): „Wenn gleich die Gerichte diesen Eid noch täglich zur Hand nähmen: so geschähe dieses doch keinesweges, weil man ihn als zweckmässig erprobt hätte, vielmehr kenne man seine völlige Zweckwidrigkeit längst; es sey aber zu bequem, in dem bereits ausgetretenen Pfade nur so fortschreiten zu können, ohne, und zumal im Drange der Geschäfte, über die Sache näher nachzudenken."

Bey der vom Vf. (S. 15) gegebenen Definition des Reinigungseides, als „eidliche Betheuerung der Unschuld an einem bestimmten Vergehen oder Verbrechen," vermissen wir ungern den charakteristischen Umstand, dass dieses eine „von Gerichts wegen" dem Angeschuldigten auferlegte Betheuerung ist. Die in der zweyten Note angeführte Stelle von *J. H. Böhmer* hätte ihn auf die Spur helfen können. „*Defertur id reo*," heisst es daselbst, „*et quidem a judice, ex officio, ad se purgandum a suspicionibus, quibus gravatus est, quo praestito absolui debet.* Selbst die letztgedachte Bestimmung über die nothwendige Freysprechung nach abgelegtem Reinigungseide, wodurch sich dieser vor dem blossen Leugnen oder in Abredestellen wesentlich unterscheidet, hätte in der Definition nicht unbemerkt bleiben müssen.

Als Hauptgrund setzt der Vf. dem R. E. entgegen, dass er, wenigstens nach neueren Erfahrungen, nicht nur den Zweck seiner Einführung in die Gerichte verfehlt, sondern auch eine furchtbare Quelle von Meineiden wird. Nach S. 15 ging der wahre *Zweck* nicht sowohl dahin, dass er *abgeleistet* werden solle, als vielmehr dahin, dass der des Verbrechens Verdächtige, aus Furcht vor den — besonders göttlichen — Strafen des Meineids, die Ausschwörung weigere, und durch ein nunmehriges Geständniss den bis dahin nur mangelhaften Beweis seiner Schuld selbst *ergänze*, oder dass demungeachtet solcher Beweis auch *ohne* dieses förmliche Geständniss von Gerichts wegen für vervollständigt angenommen werden könne. Die Tilgung des Verdachts mittelst Abstattung des Eides, setzt der Vf. hinzu, sey demnach nur secundärer Zweck, oder vielmehr, es sey die erfolgte Ausschwörung des R. E. als ein gänzliches Misslingen dieses Wahrheits-Erforschungsmittels anzusehen. Bey wirklich *unschuldigen* Inculpaten habe der R. E., so-

fern von dessen Qualität als eigentlichem Wahrheits-Erforschungsmittel die Rede sey, weder Werth, noch Bedeutung. Man könne als Regel annehmen, dass dieser Eid, neben gewiss nur sehr seltenen Ausnahmen, im Ganzen genommen nur den *Schuldigen* treffe, und dass ganz die nämlichen Gründe, welche ihn bis dahin zur Verschweigung der Wahrheit nöthigten, auch seine eidliche Aussage bestimmen werden. Wo es an Moralität und Religion ermangele, da vermöge auch der Eid kein zureichendes Zwangsmittel zur Wahrhaftigkeit abzugeben. Die Gewissheit, augenblicklich unbestraft zu bleiben, müsse nothwendig die Wirkung jeder etwaigen Furcht vor möglichen, jedenfalls auch erst künftig eintretenden, Folgen des Meineides weit hinter sich zurücklassen.

Die Hauptursachen des Leichtsinns, mit welchem dieser Eid in den meisten Fällen abgelegt wird, werden §. 5 — 8 umständlich erörtert. Der Angeschuldigte hält es für unbillig, in eigener Sache ein wahrhaftes, ihm selbst nachtheiliges Zeugniss abzulegen. Er hält sich seinem Richter gegenüber zur Angabe der Wahrheit durchaus nicht verpflichtet, und räumt nur in sofern dem Richter das Recht, zu strafen, ein, als derselbe durch Gründe von Aussen her ihn zu überführen im Stande ist. Die durch Weigerung des Eides und Einräumung der Schuld entstehenden Nachtheile für bürgerliche und Familien - Verhältnisse und für die bisherigen Nahrungsquellen des Angeschuldigten zwingen ihn gewissermassen, diesen Eid abzuleisten, den er für nichts Anderes ansieht, als für eine blosse, nur etwas feierlichere, gerade desshalb aber auch wirksamere und für ihn erfolgreichere Nothlüge. Der Vf. hält demnach Eidesweigerung für eine beynahe unerhörte Sache. Er beruft sich desshalb auf die Registraturen und Archive der Criminalbehörden, und führt (S. 8 und 29) die Stelle eines sehr erfahrenen Rechtsgelehrten an, nach dessen Ansicht unter tausend Fällen, in welchen auf den R. E. erkannt wird, sich kaum ein einziger befinde, in welchem eine Verweigerung dieses Eides sich zeigt. Der Vf. giebt zu, dass derselbe, wie so manches andere Veraltete, in früheren Jahrhunderten sein Gutes gehabt habe; doch bemerkt er in demselben Zusammenhange, die Alles ändernde Zeit habe auch bey ihm längst ihr Recht ausgeübt, und dieser Eid habe sich selbst überlebt, gegenwärtig jedenfalls seine Kraft verloren. Man sehe denselben gleichsam nur noch als das Opfer und den Preis an, um und für welche dem Schwörenden eine, wenn auch sonst noch so unverdiente, Straflosigkeit gewissermassen verkauft und zu Theil werden soll.

Nach einigen weiteren Betrachtungen über die Nutzlosigkeit und die Nachtheile dieses Eides für die Gerechtigkeitspflege schliesst der Vf. mit der Bemerkung, dass es nur Gewinn bringen könne, wenn die Criminalrechtspflege von demselben *gereinigt* werde. „Möchte man," heisst es S. 48, „diesem vermeintlichen Wahrheits - Erforschungsmittel recht bald seinen Platz neben seinen quiescirten Vorgängern, den Ordalien und der Folter, anweisen! Fleiss, Umsicht und ein planmässiges Verfahren bey Criminal - Untersuchungen, besonders eine genaue, sorgfältige Ermittelung des Thatbestandes und aller concurrirenden Umstände sind tausendmal mehr werth, als alle R. E.; und wo jene nicht zum Ziele führen, da vermögen diese es noch weniger."

Bey solchen Aeusserungen kann es nicht anders. als in einem hohen Grade befremden, S. 47 und 48 einen Versuch zu lesen, dem R. E „wieder zu Ehren" zu bringen. Man hat Mühe, sich zu überzeugen, dass dieser Versuch von dem Vf. ernstlich gemeint sey. Vielleicht ist es eine — freylich etwas schwerfällige — Ironie gegen die *Halbheit*, welche ein gefährliches Institut durch die Vorderthür aus dem Hause treibt, und durch eine Oeffnung in der Hinterthür wieder herein lässt!

Die der Abhandlung angehängten Criminalfälle haben folgende Ueberschriften: 1) *Puncto furtorum*, 2) *p. adulterii*, 3) *p. furti*, 4) *p. bestialitatis*, 5) *p. furti*, 6) *p. rapinae*, 7) *p. adulterii*, 8) *p. conatus uxoricidii*.

Nächster Zweck dieser Mittheilung ist nach S. VI des Vorwortes eine aus der Praxis selbst hervorgenommene Bestätigung der hier über den R. E. in Strafsachen ausgesprochenen Ansicht; eine jedesmalige specielle Nachweisung und *ausdrückliche Bezugnahme* auf diesen oder jenen gerade einschlagenden Satz hielt der Vf. für überflüssig. Uns will es dagegen scheinen, dass durch Nachweisungen dieser Art die Brauchbarkeit des Ganzen gewonnen haben, und der Zweck ihrer Mittheilung in ein helleres Licht getreten seyn würde. Die hin und wieder in eigenen Anmerkungen beygebrachten Winke über Fehler und Missgriffe bey einzelnen Untersuchungen verrathen einen geübten, praktischen Blick, und enthalten Stoff zu dem mannichfaltigsten Nachdenken für den instruirenden Richter. Diesem, sowie dem ausübenden Rechtsgelehrten überhaupt, kann die vorliegende Schrift zur Aufklärung über einen bis jetzt noch viel zu sehr vernachlässigten Theil des Criminalverfahrens, gewissermassen als eine Art von Collectaneenbuch, erspriessliche Dienste leisten, wobey man freylich eine gewisse Ueppigkeit und Breite in den Mittheilungen nicht zu hoch anschlagen muss. Um eine Probe von den gelegentlichen Bemerkungen zu geben: so wird bey dem Criminalfalle Nr. I in einer Note geklagt, dass in den Untersuchungs-Protocollen zuweilen der *Name des Denuncianten* verschwiegen werde. Nach dem Vf. sollte jedenfalls wenigstens die Angabe des Grundes dieser Unterlassung nie fehlen, vorausgesetzt nämlich, dass bey einer auch nur mittelmässigen Organisation der Gerechtigkeitspflege Fälle dieser Art eine moralische Unmöglichkeit sind.

Von einem viel umfassenderen Inhalt ist Nr. 2, eine Schrift, welche in gewisser Hinsicht als eine Revision der ganzen Lehre vom Eide angesehen werden kann, und welche der Vf. selbst in der Vorrede nur als einen *Versuch* der gebildeten Welt darbietet. „Kein Theil irgend einer Wissenschaft," fährt er fort, „sey so schwankend und so weit hinter allen übrigen

zurückgeblieben, und einer festeren Begründung mehr bedürftig, als gerade diese Lehre. Alle bisherigen Darstellungen derselben seyen zuletzt immer auf Autoritäten gegründet, die als göttliche und unfehlbare Wahrheiten auf guten Glauben angenommen, von selbst eine sichere Basis hergegeben hätten, und deren Prüfung wohl gar als frevelhafter Zweifel an einer von Gott selbst den Menschen gegebenen Religion verabscheut worden sey. Nun aber gebe es vor der Vernunft keine Autorität von untrüglicher Wahrheit, und Alles, was als solche gelten wolle, sey vor ihr nichts mehr, als menschliche Meinung, dem Irrthum unterworfen und der freyen Beurtheilung anheim gegeben." — Von diesen Grundsätzen durchdrungen, stellt sich der Vf. die Aufgabe, das Wesen des Eides, unabhängig von jeder Autorität, nach reinen Vernunftbegriffen zu untersuchen. Die von ihm befolgte Ordnung ist folgende. Zuerst eine kurze Einleitung, dann vier Abtheilungen von ungleichem Gehalt und unverhältnissmässiger Ausdehnung mit nachstehenden Ueberschriften: I. Begriff des Eides, II. Bestandtheile der Eidesformel, III. Vergleichungen aus der Geschichte, IV. Regeln über den Gebrauch des Eides. Wir wollen den Inhalt einer jeden dieser Abtheilungen in möglichster Kürze bezeichnen, und hin und wieder mit Bemerkungen begleiten, denen zuletzt einige allgemeinere folgen sollen.

I. *Begriff des Eides* (S. 3 — 31). Allgemeine Betrachtungen über den Ursprung, den Zweck und die Nothwendigkeit dieses Instituts, wie auch über den leitenden Grundsatz bey Gestaltung desselben. Man finde den Eid zuerst unter den Juden, und das früheste Beyspiel davon 1 B. Mos. XIV, 22. 23. Seitdem Adam und Eva aus dem Paradiese vertrieben wären, sey der Geist der Wahrheit von den Menschen gewichen, und der Geist der Lüge habe sie nicht wieder verlassen. (Nach dem ganzen Zusammenhange hier nur als Mythus gebraucht, wobey es jedoch den Vf. schwer fallen dürfte, das Daseyn des erstgedachten Geistes *vor* dieser Austreibung nachzuweisen.) Mit dem Paradiese, oder wie der Vf. hinzusetzt, mit dem goldenen Zeitalter, wo noch Treue und Glauben unter den Menschen herrschten, haben sie Unschuld und Reinheit verloren, und wir verdanken den Eid ihrer Treulosigkeit, welche die Gemüther mit Misstrauen und Argwohn erfüllte. Verrath auf der einen, und Verdacht auf der anderen Seite seyen Vater und Mutter des Eides, dieses heillosen Mittels, die Wahrheit zu erpressen und den Glauben zu erzwingen" (S. 15 — 17). Wer die Wahrhaftigkeit als eine heilige und unverletzliche Pflicht erkenne, und den aufrichtigen Wunsch habe, sie nie zu verletzen, für den genüge die *einfache Erklärung*, jeder betheuernde Zusatz sey für ihn ein überflüssiges Ding, mithin auch der Eid, der nichts Anderes sey, als Zusatz zu einer Erklärung, gleichviel, ob diese die *allgemeine* Versicherung sey, die Wahrheit gesagt zu haben oder noch sagen zu wollen, oder aber ein bestimmtes Factum enthalte. Der Eid sey ein *Uebel*, aber ein nothwendiges Uebel, und es gebe nichts in der Welt, das seinen Mangel ersetzen könne. Er sey das letzte Mittel zum Schutze des Rechts. Da dieses ein höherer, aber doch nur menschlicher, Zweck sey, so dürfe der Eid nur *menschliche*, d. i. aus der sinnlichen und moralischen Natur des Menschen abzuleitende Motive für den Schwörenden enthalten (S. 12. 14. 23 und 27). Hienach definirt der Vf. den Eid als „*die Betheuerung der Wahrheit vermittelst einer gesetzlichen Formel, welche die höchsten menschlichen Motive zur Wahrhaftigkeit enthält*" (S. 31).

II. *Bestandtheile der Eidesformel* (S. 32 — 60). Wenn sie einstimmig für Alle vorgeschrieben werde, so sey die vernünftige Natur des Menschen die einzige Quelle, aus der sie genommen werden könne. Kein Religionsbegriff, der einer Partey eigenthümlich, oder nur nicht von allen Parteyen gleichmäsig anerkannt sey, dürfe darin aufgenommen werden, die einfachsten und nächsten Begriffe seyen die besten, und diese seyen die, welche auf dem kürzesten Wege das moralische Gefühl durch *moralische Ideen* erregen. *Selbstachtung* und *Ehrgefühl* werden hier von der grössten Wirksamkeit seyn. Die Eidesformel müsse so gefasst seyn, dass der Schwörende in sein Gewissen zurückgeführt werde. Wer innere Ehre habe, dem könne auch die äussere nicht entgehen. Das Urtheil seiner Familie, seiner Gemeinde, und am Ende der bürgerlichen Gesellschaft, welche sie sehen, scheuen die Menschen oft mehr, als das Urtheil Gottes, den sie nicht sehen (S. 36). Der Vf. kennt keine einfachere und würdevollere Eidesformel, als diejenige, mit welcher im französischen Criminalprocesse der Erste der Geschworenen ihren Ausspruch bey der Verkündigung bekräftigt: *Auf meine Ehre und mein Gewissen vor Gott und den Menschen* (Art. 308 der Crim.-Proc.-Ordn.). Er glaubt daher berechtigt zu seyn, sie für die dem Wesen des Eides und der Natur des Menschen angemessenste zu erklären (S. 36). Nachdem er hierauf eine strenge Prüfung der Religionsbegriffe angestellt hat, welche zur eidlichen Betheuerung brauchbar seyn können, und wirklich fast überall gebraucht werden, erklärt er (S. 53) für die *reinste* Form des Eides diejenige, welche von allen Begriffen der natürlichen und geoffenbarten Religion gereinigt ist, und den Schwörenden an sein eigenes besseres Selbst verweist. Diese Form, deren Abweichung von der kaum gedachten französischen in die Augen fällt, müsse das *Ziel* der Gesetzgebung und der Masstab für alle bestehenden Eidesformeln seyn. Der denkende Mensch, heisst es S. 54, halte sich streng in den Grenzen seiner Vernunft — weil *jenseits*, wegen Mangel eines sicheren Bodens, die eigene Einsicht aufhöre. Der Gott, den man im Busen trage, sey ein selbsterschaffenes Eigenthum, das ganze Gemüth sey sein Wohnsitz, und die Systeme der Theologie bleiben auf ihrem Werthe oder Unwerthe beruhen. Alle Bestätigungen der moralischen und religiösen Ideen *von Aussen* (wozu auch die aus der geoffenbarten Religion, woraus man so viele Religionen gemacht habe, gehören) verlieren ihre Kraft, weil das Bedürfniss derselben aufhöre.

Man verwerfe sie nicht, und suche sie nicht; denn der Glaube der Menschheit ruhe auf sich selber." — Es dürfte eine Aufgabe seyn, die Mystification, welche in dieser Stelle liegt, ganz zu durchdringen; deutlicher ist die darauf folgende Bemerkung, dass das Menschengeschlecht noch Jahrhunderte von Mühe und Arbeit bedürfe, um im Fortgange seiner geistigen Entwickelung zu der Höhe sich zu erheben, wo Ideen in ihrer Reinheit, die jetzt das Eigenthum einiger speculativen Köpfe seyen, das Denken und Handeln der Menschen regieren. Der Vf. erklärt daher, dass eine durchgängig gute Wirkung der reinsten Eidesnorm in der entfernten *Zukunft* liege, in welcher man den Eid überhaupt beynahe entbehren könne. Doch hält er es für Beruf des Gesetzgebers, den Fortschritten der Cultur auch hierin voranzugehen, obgleich, wenn man den Gang der Gesetzgebungen betrachte, man glauben sollte, alle Gesetzgeber gingen von dem entgegengesetzten Princip aus (S. 55).

Die Ansichten des Vfs. über die *Vorzüge* der nach dem obigen System abzufassenden allgemein gültigen Formel vor den besonderen, denen der Religionsglaube jeder Partey zum Grunde liegt, werden an verschiedenen Stellen entwickelt, unter denen wir Folgende auszeichnen:

1) *Grössere Wirksamkeit.* Die den gewöhnlichen Eidesformeln zum Grunde liegenden übersinnlichen Begriffe werden erst durch eine lange Reihe von Schlüssen gewonnen, und kehren also gewissermassen erst auf einem langen Umweg in die Vernunft zurück, ihre Wirkung auf den Willen könne daher gleichfalls nicht so unmittelbar und nicht so kräftig seyn. Ueberdem seyen beide Begriffe zwar praktische, denn sie werden aus dem Moralgesetze hergeleitet; aber sie seyen doch nicht regelgebend für das Handeln, da die Vernunft für sich allein uns sage, wie wir zu handeln haben. Sie führen daher mehr auf ein Denken des höchsten Wesens, als sie eine Erkenntniss desselben enthalten. Sie geben zuletzt die Hoffnung, aber nicht die Gewissheit eines künftigen Zustandes (S. 41).

2) *Grössere Einfachheit.* Die Anrufung Gottes, als Zeugen der Wahrheit und Rächers der Unwahrheit, enthalten baren Unsinn, und es sey die grösste Ungereimtheit, von klingenden, aber nichtssagenden, Worten Eindruck auf das Gemüth zu erwarten. Wenn Gott Gott sey, so kenne er schon, vermöge seiner Allwissenheit, die geheimsten Gedanken des Schwörenden, und der Aufruf desselben zum Zeugen sey ohne Sinn und Bedeutung. — — Wenn irgend eine göttliche *Strafe* als *nothwendige* Folge des Meineides eintreten müsse, so sey die *freywillige Uebernahme* derselben ein leeres Spiel mit Worten, also eigentlich Nichts. — Wenn ferner der Eid eine ernsthafte Sache seyn sollte, und man kein frevelhaftes Spiel mit der Idee der strafenden Gerechtigkeit Gottes treiben wolle, so müsse man am Ende auf die Meinung kommen, dass der Schwörende eine besondere, gleichsam contractmässige Verpflichtung zur Uebernahme der Strafe durch den Eid eingegangen sey. Wie man indess mit Gott contrahiren könne, habe bis jetzt noch Niemand erfunden, und es setze diess wieder eine Einwirkung auf die Gottheit voraus, welche ein durchaus undenkbares Ding sey (S. 46. 47).

3) *Grössere Zuverlässigkeit.* Die Gefahr der Verirrung, mit eidlichen Lügen den Lohn der Wahrheitsliebe, die ewige Seligkeit, zu vereinigen, werde durch eine reinere Form des Eides vermieden. Denn wenn Jemand bey allen seinen Sünden doch Gott zu gewinnen hoffe, so könne er doch nimmermehr auf den abenteuerlichen Einfall kommen, seine eigene Vernunft zu bestechen, und sich mit seinem Gewissen zu vergleichen (S. 58).

4) *Grössere Allgemeinheit.* Kein Mitglied der Staatsgesellschaft, von welcher Confession er immer seyn möge, werde hier ausgeschlossen. Selbst Mennoniten, selbst Atheisten seyen nicht ausgenommen. Die Mennoniten verwerfen zwar den Eid, haben aber doch einen Eid. Denn ihre Betheuerung: *Bey Mannen-Wahrheit*, welche für sie die stärkste Versicherung der Wahrheit ausmache, sey nichts Anderes als die Ersetzung der religiösen Eidesformel durch eine rein menschliche (S. 26). Der Gottesleugner werde durch eine solche Formel an den religiösen Glauben an Gott nicht einmal erinnert; die Pflicht der Wahrhaftigkeit bestehe für ihn so unbedingt, wie für jeden Anderen, da die Vernunft sie ihm gebiete. S. 44. (Was der Vf. hinzusetzt, um die Zulässigkeit dieser bedauernswürdigen Menschen auch zu allen übrigen Betheuerungsformen zu behaupten, scheint sehr gezwungen zu seyn. Wichtiger ist die beygefügte Unterfrage: wie man sich von dem Atheismus eines Menschen überzeugen wolle, wobey der Vf. bemerkt, er für sein Theil würde ihm nicht glauben, wenn er es auch selber sagte.)

5) *Verminderte Gleichgültigkeit gegen den Meineid.* Wir seyen unstreitig zu einer intellectuellen und moralischen Entwickelung gekommen, deren unsere Vorfahren ermangelten, und wir seyen noch immer im Fortschritte begriffen. Gesetzt nun, es solle Jemand einen Eid schwören, dessen Formel aus solchen Begriffen zusammengesetzt sey, die er für abergläubisch halte, oder die mit seinem religiösen Glauben nicht übereinstimmten. Sey er kein gerechter Mann, und binde er sich nicht von selbst und ohne alle äussere Motive an die Pflicht der Wahrhaftigkeit (und dass diess *nicht* geschehe, sey ja die Voraussetzung bey allen Eiden), so werde er denken: Dinge, an die ich nicht glaube, können mich nicht verpflichten; ich erkenne sie nicht als Motive zur Aussage der Wahrheit an, und da sie mir völlig indifferent sind, so habe ich nicht zu befürchten, ein sündliches Spiel mit ihrer Aussprechung zu treiben. Kein Gesetzgeber werde wissentlich die Unklugheit begehen, dem Schwörenden Begriffe als Motive an das Herz zu bringen, die für denselben keine Gültigkeit, also auch keine Wirksamkeit haben, und — allen diesen Bedenklichkeiten werde durch eine allgemeine Eidesformel begegnet.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

APRIL 1837.

JURISPRUDENZ.

Rinteln, b. Osterwald: *Ueber die Verwerflichkeit des Reinigungs-Eides in Strafsachen, nebst erläuternden Criminalfällen,* von *J. C. Althof* u. s. w.

Aachen u. Leipzig, b. Mayer: *Von der Natur des Eides.* Eine Abhandlung von *F. G. Leue* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

III. *Vergleichungen aus der Geschichte* (S. 61 bis 161). Eine Abtheilung, welche füglich hätte erspart, oder als nicht wesentlich zum Zwecke dieser Abhandlung (über die *Natur* des *Eides*) gehörig, unter Verweisung auf die einschlägige schätzbare Literatur, auf wenige Blätter zurückgeführt werden können. Der Vf. sagt selbst gleich im Eingange, da die Geschichte des Eides einen Theil der Religionsgeschichte ausmache, und deren Darstellung sein Beruf nicht seyn könne, so sey es nicht seine Absicht, eine vollständige historische Darstellung zu liefern. Es würde auch Niemanden interessiren, und für die Wissenschaft unfruchtbare Mühe seyn, eine Reihenfolge der Verirrungen des menschlichen Geistes unter dem Namen von Religionen darzustellen. Insbesondere sey die Geschichte des Eides nichts Anderes als die Geschichte abergläubischer *Spitzfindigkeiten und Grübeleyen*, in denen die „Juden als geborene Gauner" (wegen dieser unchristlichen Benennung behalten wir uns vor, weiter unten ein Wörtchen zu sprechen) fruchtbare Erfinder gewesen seyen. Die Christen seyen ihre Erben geworden, und haben den ererbten Unsinn mit eigenem Unsinne bereichert. Er werde daher den historischen Reichthum zu nichts Anderem benutzen, als wozu er ihm brauchbar sey, nämlich um seine eigenen Ideen an ihnen (ihm) zu bewähren, und ihnen durch Beyspiele und Gegensätze mehr Klarheit zu geben. (Was die Beyspiele betrifft, in sofern dergleichen noch nöthig gewesen wären, so würden sie wohl angemessener bey den betreffenden Lehrsätzen ihre Stelle gefunden haben, und die *Gegensätze*, welche an die schulgerechten *Contraria* der älteren Dissertationen erinnern, hätten, wie diese, als entbehrliche Zugabe in einer verhältnissmäsigen Kürze dargestellt werden sollen, um die Aufmerksamkeit des Lesers nicht zu zerstreuen und zu ermüden, und eben dadurch der Klarheit, welche sie befördern sollten, entgegenzuwirken.) Die hier mit einem grossen Aufwande von Gelehrsamkeit aufgestellten Ansichten sind grossentheils, und nicht selten selbst wörtlich, *Stäudlin's* bis jetzt unübertroffener, wenn gleich nicht ganz von Standesvorurtheilen freyer, *Geschichte der Vorstellungen und Lehren vom Eide* (Göttingen 1824) entnommen, welcher Schriftsteller nebst *Malblanc doctrina de jurejurando* (Tübing. 1820) und *Joh. Chr. Friedr. Meister's* gekrönter Preisschrift: *Ueber den Eid nach reinen Grundbegriffen* (Leipz. und Züllichau 1810), auch von dem Vf. mehrmals mit Achtung angeführt wird. Wer diese Hülfsmittel nicht benutzen kann, wird das hier mitgetheilte Detail mehr als zulänglich finden, um sich eine allgemeine Uebersicht der wichtigsten hieher gehörigen historischen Momente zu bilden. Für eine möglichst vollständige und völlig unparteyische Geschichte dieser Lehre scheint das gegenwärtige Zeitalter noch nicht reif zu seyn. Das Ganze dieser Abtheilung zerfällt in 8 Abschnitte mit folgenden Ueberschriften: Griechen. — Römer. — Juden. — Jesus Christus. — Einfluss des Christenthums auf das römische Recht. — Das kanonische Recht. — Die Protestanten. — Schriftsteller der neuesten Zeit.

IV. *Regeln über den Gebrauch des Eides* (S 162 bis 201). Sie sind grösstentheils auf das Bestehende gerichtet, fallen aber mit der von dem Vf. aufgestellten Theorie zuweilen so nahe zusammen, dass es schwer wird, zu unterscheiden, ob von jenem oder von dieser die Rede ist. Ihr wesentlicher Inhalt ist folgender:

1) *Vorgängige Ermahnung zur Wahrheit und Verwarnung vor dem Meineide.* „Die *Ermahnung*, heisst es S. 164, sey der edelste Theil der Vorbereitung und ein reiches Feld für das Talent, die Menschenkenntniss und den Diensteifer eines gerechten und wohlwollenden Richters; alle Mittel dazu seyen willkommen (?). Es verstehe sich aber von selbst, dass die Ehrmahnung nicht bey allen Menschen dieselbe seyn könne. — Darin gerade zeige sich die Weisheit des Richters, dass er für jeden die zweckmäsigste Auswahl zu treffen wisse; dadurch allein könne die Anwendung des Eides — dazu beytragen, ihn in seiner Würde zu erhalten, und aus einem Dinge, das an sich ein Uebel sey, könne die Art und Weise des Gebrauchs gute Wirkungen hervorrufen, in soweit überhaupt ein arger Baum gute Früchte zu erzeugen fähig sey. Doch will der Vf. nicht, dass ein Formular, so unentbehrlich bey dem Eide selbst es auch sey, für die *Ermahnung* dazu gesetzlich vorgeschrieben werde." (S. 165. Dadurch erhielten also der

Richter oder der von ihm zur Aushülfe erbetene Geistliche Gelegenheit, auf dem Wege der *Ermahnung* Vorstellungen geltend zu machen, die, als nicht dahin gehörig, durch die gesetzliche *Eidesformel* hätten entfernt werden sollen; die Bedeutung des Eides fiele in die Willkür des Richters, die so angelegentlich empfohlene Eidesformel wäre ein Blendwerk, welches unter dem Scheine, Vernunftbegriffen zu huldigen, Ideen jeder anderen Art freyen Zutritt verstatte. Es wird zwar (S. 167) hinzugesetzt, die Ermahnung müsse sich an die Eidesformel anschliessen, die in ihr enthaltenen Begriffe zum deutlichen Verständnisse bringen, und ihre Darstellung müsse ihnen die Kraft zur Einwirkung auf das Gemüth verleihen. Allein wer diese Clausel mit dem kaum Gesagten vergleicht, wird unsere Bemerkung nicht unwahr finden, wobey wir noch auf den eigenen Ausspruch des Vfs. (S. 168) verweisen, dass eine gut angebrachte Ermahnung *Alles* enthalten müsse, was irgend als Motiv auf das Gewissen einwirken könne.) — Bey der *Verwarnung* vor dem Meineide findet es der Vf. angemessen, auch der *göttlichen Strafen* Erwähnung zu thun, die jedoch bloss von der moralischen Seite aufgefasst werden müssten, indem man das böse Gewissen schon als die sogleich eintretende, von Gott so angeordnete Strafe darstelle. Werden aber die göttlichen Strafen als *unmittelbare* Folgen des Meineids vorgestellt, so sey man schon im Aberglauben begriffen, dem man nicht sorgfältig genug ausweichen könne. — Aber die Warnung vor der *richterlichen* Strafe des Meineids sey ein sehr nützliches und oft das allein wirksame Bindungsmittel der Wahrheit (S. 167. 168).

2) *Angemessene Feierlichkeiten* werden dazu beytragen, es geltend zu machen. Mehrere in dieser Hinsicht eingeführte Gebräuche, z. B. das Aufheben der drey ersten Finger der rechten Hand als Sinnbild der Dreyeinigkeit, eines künstlichen *theologischen* Begriffes, der in der Eidesformel nicht vorkomme, hält der Vf. auch nicht auf das Entfernteste zum Eide geeignet. Angemessener scheint es ihm dagegen zu seyn, die, bereits bey dem weiblichen Geschlechte übliche, Auflegung der rechten Hand auf die linke Brust auch auf das männliche Geschlecht zu übertragen. Durch dieses Symbol solle das Gewissen des Schwörenden erregt werden; schon im gemeinen Leben werde auf das Herz gezeigt, wenn Jemand einen Ausspruch seiner Ueberzeugung mit einer Gebehrde begleite; und wenn also der Schwörende irgendwo hinweisen solle, so sey es in allen Fällen am besten auf das Herz (S. 172 — 174).

3) *Gesetzlich zu bestimmende Eidesfähigkeit.* Das sechzehnte Lebensjahr, unter der Bedingung des dann empfangenen Religionsunterrichts, scheint dem Vf. der richtige Zeitpunct zu seyn. Manche Personen, welche sich durch Meineid, betrüglichen Bankerot, Verfälschung und ähnliche Verbrechen des Vertrauens unwürdig bewiesen haben, müssen, namentlich zum Erfüllungs- und Zeugen-Eide, für unfähig erklärt werden (S. 176).

4) *Erfoderliche Uebereinstimmung der eidlichen Versicherung mit der Art der Ueberzeugung.* — Eine Controvers, die wohl hier am unrechten Orte steht. Den Eid *de ignorantia* zuzulassen, scheint dem Vf. kein Bedenken zu haben, aber für den *de credulitate* sieht er keine Nothwendigkeit ein (S. 183. 184).

5) und 6) *Höchste Sparsamkeit mit Eiden, und Beschränkung ihres Gebrauchs auf Fälle der Nothwendigkeit.* Die bekanntesten Eidesarten werden gemustert, und zum Theil für unzulässig erklärt. Unter den Versprechungs-Eiden werden besonders hervorgehoben der Amtseid, und dessen Unterarten, der Soldaten-Eid und der Religions-Eid. Ueber den letzten finden sich schon in einem früheren Abschnitte (S. 136 — 142) beachtenswerthe, wenn gleich für den Wahrheitsfreund, sowohl unter Katholiken, als Protestanten, nicht sehr trostreiche Bemerknngen. Unter den Bekräftigungs-Eiden werden ausgezeichnet der angetragene — der Erfüllungs- und der Zeugen-Eid. Verworfen als nutzlos werden, ausser mehreren anderen, der Bürger-, Lehns- und Huldigungs-Eid, womit wir jedoch, wenn sie angemessen gefasst sind, keineswegs einstimmen können. Mit vollem Rechte wird hingegen der unter Nr. 1 gewürdigte *Reinigungs-Eid* im Criminal-Processe getadelt. Er sey, heisst es S. 193, ein abscheulicher Missbrauch; und sowie der Eid überhaupt einen psychologischen Zwang zum Bekenntniss der Wahrheit enthalte, so sey jener ein psychologischer Zwang zum Bekenntniss der Unwahrheit. — Unbegreiflich, wie ein Gesetzgeber nicht sehe, dass er in den heillosesten Widerspruch mit sich selbst verfalle, wenn er selbst seine Unterthanen in Versuchung führe, indem er sie zwischen zwey Uebeln (Uebel) stelle."

Unsere Leser werden sich aus der bisherigen Darstellung überzeugt haben, dass der von dem Vf. vorgeschlagene Eid mit dem von einigen neueren Schriftstellern unter gewissen Voraussetzungen als ein Mittel, die Heiligkeit des religiösen aufrecht zu erhalten, empfohlenen *bürgerlichen* oder *moralischen Eide* im Wesentlichen Einer und derselbe sey. Es ergiebt sich auch bey dem flüchtigsten Blick auf die Literatur, dass die seit einer langen Reihe von Jahrhunderten bestehende Theorie der Lehre vom Eide in neuerer Zeit vielfach geprüft, und zum Theil in ihren Grundsäulen erschüttert worden sey. Der Vf. hat das Verdienst, ein bereits factisch in einem der civilisirtesten Länder von Europa, und selbst in einem Theile unseres deutschen Vaterlandes bestehendes, wesentlich verschiedenes System freymüthig vorgetragen, und nach bester Ueberzeugung begründet zu haben, ein Verdienst, welches kein Wahrheitsfreund ihm streitig machen wird, wenn gleich eigene Untersuchungen und Verhältnisse mancher Art ihm nicht erlauben sollten, von dem Wege des Bestehenden abzuweichen, und sich dem Vf. anzuschliessen. Wem es darum zu thun ist, über einen Gegenstand von welthistorischer Wichtigkeit Gründe und Gegengründe neben einander abzuwägen, wird in dieser Abhandlung viel Er-

ſprieſsliches finden. Wir ſelbſt berufen uns hinſichtlich der Materie auf die im Jahre 1804 herausgegebene Rede eines hochverdienten, noch lebenden Theologen, deren Inhalt im Weſentlichen mit unſeren Anſichten über dieſen Gegenſtand übereinſtimmt, und von welcher unſer Vf. einen kurzen Auszug S. 148 in folgende Worte zuſammendrängt: „*Pott* — geht vom gemeinen Begriffe des Eides aus, und zeigt mit ſehr treffenden Gründen, daſs dieſer Begriff abergläubig, ungereimt, der Ehre Gottes entgegen, und aus ganz unwürdigen Vorſtellungen von ſeinem Weſen entſprungen iſt. In Betreff der chriſtlichen Lehre meint er, daſs *Chriſtus* den Eid gänzlich verboten habe, und daſs derſelbe dann aufhören müſſe, wenn ſich die Menſchen zu der moraliſchen Vollkommenheit werden emporgehoben haben, welche Chriſtus von den Bürgern des Reichs Gottes verlangt hat, indem *in einem ſolchen Zuſtande* alle Urſachen von ſelbſt wegfallen, welche deſſen Gebrauch hervorgebracht haben. Da wir aber noch auf der niederen Stufe der irdiſchen Bildungsſchule uns befinden, ſo giebt er zu, daſs alle erlaubten Mittel zur Unterdrückung der Lüge in Anwendung gebracht werden müſſen, und dringt darauf, daſs der Eid ſo wenig, wie möglich, und dann in einer vernünftigen Form gebraucht werde" (*Pott* in *Sylloge Comment. theol. Vol. V. N. 7. p.* 341 — 382). — Was uns am ſtärkſten gegen die bisherige Theorie des Eides zu ſprechen ſcheint, iſt der dadurch herbeygeführte häufige Miſsbrauch des Namens Gottes, und die dadurch ſtillſchweigend ausgedrückte, auch unſerem Vf. nicht entgangene Herabwürdigung des *Ja* und *Nein* im alltäglichen Leben, als ob keine Wahrheit geſagt werden könne, ohne — *Fluchen* und *Schwören.* Die von dem Vf. angeführten Gründe einer angemeſſeneren Eidesform verdienen unſtreitig die aufmerkſamſte Beachtung; doch würde es ihre Prüfung um ein Groſses erleichtert haben, wenn es ihm gefallen hätte, ſie auch durch ein demſelben entſprechendes *Formular* anſchaulich zu machen. Er bemerkt ſelbſt (S. 165), die Eidesformel müſſe allgemein *beſtimmt*, oder (wie es deutlicher heiſsen ſollte) für alle und jede Schwörende paſſend ſeyn. Warum verſagt er dem Leſer das Vergnügen, ſich durch Anſicht dieſer Formel von ihrem Einklange mit ſeiner Theorie zu überzeugen, während er der von Juſtinian vorgeſchriebenen (S. 117), der proteſtantiſchen (S. 45) und anderen, zum Theil ſchon oben angeführten, unbedenklich eine Stelle vergönnt? War die Entwerfung einer allgemein gültigen Formel zu ſchwierig, oder war ſie unnöthig? Das Letzte iſt ſchon deſswegen unzuläſſig, weil die oben angeführte franzöſiſche Eidesformel zu der Theorie des Vfs. nicht ganz paſst; das Erſte gewinnt einige Wahrſcheinlichkeit durch die Bemerkung des Vfs., „daſs er ſich billig ſeines Urtheils darüber enthalte, ob es für dieſe oder jene Geſetzgebung zweckmäſsig ſey, die Norm des Eides von allen Glaubensſätzen der geoffenbarten Religion zu reinigen, und aus bloſsen Vernunftbegriffen zu bilden." Wäre es wohl denkbar, daſs es dem Vf. an Muth gefehlt habe, einer Theorie, deren einzelne Theile er freyſinnig begründet hatte, durch ein angemeſſenes Formular die Krone aufzuſetzen? Unter den Beſtandtheilen dieſes letzten würde jene *Berufung auf das umſtehende Publicum* nicht fehlen dürfen, die ſchon in der angeführten franzöſiſchen Formel angedeutet, aber von dem Vf. ſelbſt, unbegreiflich genug, nicht weiter beachtet worden iſt. In Ländern, in welchen die Gerechtigkeit noch im Winkel oder bey verſchloſſenen Thüren verwaltet wird, kann freylich von Erfoderniſſen dieſer Art keine Rede ſeyn; aber wer möchte, vorbehaltlich jedes anderen Motivs, ſich abſichtlich eine Lüge erlauben, wenn er ſich, in einer öffentlichen Verſammlung, von Menſchen jedes Alters, Geſchlechts und Standes umgeben ſieht?

Was die *Form* der vorliegenden Abhandlung betrifft, ſo iſt ſie im Ganzen genommen verſtändlich und deutlich, in mancher Hinſicht jedoch durch unnöthige Gedehntheit und Breite, ſowie durch leidenſchaftliche Heftigkeit weniger genieſsbar gemacht. Die unnöthige Ausdehnung der *Vergleichungen* aus der Geſchichte auf die Hälfte des Ganzen haben wir bereits oben gewürdigt. Als ein kleineres Beyſpiel zeichnen wir aus, was der Vf. S. 37 über das Gewiſſen bemerkt. „Das *Gewiſſen*," ſind ſeine Worte, „iſt nichts Erworbenes, ſondern jedem Menſchen anerſchaffen; es iſt unabweislich und unfehlbar, ſpricht laut und vernehmlich, läſst ſich nicht beſtechen, und zwingt uns zur Aufrichtigkeit in der Selbſtprüfung, welche Aufrichtigkeit alſo dadurch die Bedingung aller tugendhaften Geſinnung wird." Unſere Leſer mögen ſelbſt urtheilen, ob ihnen durch dieſe Breite die Idee vom Gewiſſen einleuchtender oder verworrener wird. Ueber die Sache ſelbſt dürfte jedoch mit den Philoſophen noch eine ſtarke Lanze zu brechen ſeyn. — Von der leidenſchaftlichen oder an leidenſchaftliche Befangenheit grenzenden Heftigkeit, welche hin und wieder den Ton des Vfs. beſchleicht, haben wir durch Anführung des den *Juden* beygelegten Prädicats: *geborene Gauner*, ein auffallendes Beyſpiel mitgetheilt. Eine wahre Injurie, für welche wir im Namen des augenblicklich von einem feindſeligen Vorurtheil irre geführten Schriftſtellers uns die Erlaubniſs nehmen würden, jeden dabey Betheiligten, und überhaupt jeden Freund chriſtlicher Duldung feierlich um Verzeihung zu bitten, wenn ſich nicht 25 Seiten ſpäter (S. 95 und 96) eine Stelle fände, die gewiſſermaſsen als ein partieller Widerruf jener in den allgemeinſten (nach *Adelungs* Wörterbuche: *Spitzbuben*, liſtige, geübte Betrüger bezeichnenden) Ausdrücken abgefaſsten Herabwürdigung angeſehen werden kann. Hier heiſst es nämlich: „Die Juden galten ſchon im Alterthume für Gauner, und die *ſchachernden* Juden gelten noch heute dafür." Wir laſſen die Anſichten über dieſe letzten auf ihrem Grunde oder Ungrunde beruhen, doch bemerken wir, daſs die Juden des Alterthums das nämliche Volk ſind, welchem der Vf. ſelbſt (S. 81) eine weltgeſchichtliche Bedeutung beylegt, nach welcher es zur Ausbildung des

Menschengeschlechts bis auf seine gegenwärtige Stufe eben so viel beygetragen hat, als Griechen und Römer. Von dem in einer Note zu der so eben mitgetheilten Stelle angebrachten Ausfall gegen die „Säle der Deputirtenkammern" wollen wir nur die nicht sehr tröstlichen Schlussworte anführen: „Die Juden fechten für sich selbst, der Christ auch für sich selbst." (Schönes Christenthum!) Um noch ein anderes Beyspiel anzuführen, so heisst es S. 19, bey Gelegenheit des Unterschieds zwischen wahrer und falscher Ehre: „Mancher Besitzer grosser *Zeichen der Ehre* habe doch die Sache selbst nicht; und während mein Körper sich vor ihm verneigt, weil die Convenienz mich dazu zwingt, speit vielleicht mein Geist dem Sclaven ins Gesicht." Hier liegt allerdings ein sehr wahrer Gedanke zum Grunde; aber die Härte und Barschheit des Ausdrucks streitet mit der ruhigen, philosophischen Stimmung, welche bey Untersuchungen dieser Art vorherrschen muss — des Unpassenden einer niedrigen körperlichen Handlung zu einem Geiste nicht zu gedenken. — Seine *theologischen*, mit achtungswerther Freymüthigkeit ausgesprochenen, Ansichten scheinen uns im Ganzen ziemlich gereinigt zu seyn; dass sie es nicht vollständig sind, zeigt unter Anderem der Unterschied, den er zwischen geoffenbarter (positiver) und natürlicher Religion macht, als ob die Letzte, welches auch immer ihr eigenthümlicher Charakter seyn möge, nicht ebenfalls einen Theil der göttlichen Offenbarungen bilde.

Druck und Papier sind bey beiden Schriften von ausgezeichneter Güte.

G. H. J.

HEIDELBERG, b. Mohr: *Jo. Gobleri interpretationem Constitutionis Criminalis Carolinae*, ex unica, quae exstat edit. Basil. MDXLIII et *G. Remi Nemesin Carolinam*, ex altera edit. Herborn. Nassov. MDC, denuo vulgavit notasque adjecit *Jul. Frid. Henr. Abegg*, Philos. et utriusque juris Dr. hujusque in Universitate literarum Vratislaviensi Prof. P. O. 1837. XVI u. 239 S. 8.

Wir eilen, unsere Leser mit einer Erscheinung bekannt zu machen, durch welche sich der rühmlichst bekannte Verfasser ein neues Verdienst um die Auslegung der Carolina erwirbt. Es ist die Herausgabe der *Gobler*'schen, nur ein einziges Mal (Basel 1543) gedruckten, höchst seltenen Uebersetzung, nebst der ihr, zum Behufe der Vergleichung, Seite vor Seite gegenüber abgedruckten zweyten und vollständigsten Ausgabe der bekannten Paraphrase von *Remus*, deren erste Ausgabe im Jahre 1594 erschien.

Die *Vorrede* enthält über beide Schriftsteller literarische Mittheilungen, und stellt besonders dasjenige in bündiger Kürze zusammen, was in neuerer Zeit von *Koch*, *Spangenberg* und *v. Wächter* über den Ersten, und die Seltenheit seiner Uebersetzung gesagt worden ist. Es gelang dem sorgsamen Fleisse des Vfs., eine Abschrift von dem nach zehnjährigem Suchen auf der tübingischen Universitäts-Bibliothek entdeckten Exemplare zu erhalten, diese verglich er mit einer, ganz neuerlich in einer Kirchen-Bibliothek seines dermaligen Wohnortes aufgefundenen Ausgabe, welche hier nach einem Zwischenraume von 290 Jahren neben der Paraphrase von *Remus* einen Abdruck erhält, durch welchen die Hülfsmittel der Auslegung dieses in criminalistischer und weltgeschichtlicher Hinsicht gleich merkwürdigen Reichsgesetzes einen dankenswerthen Zusatz erhalten. Die sogenannten *Auctaria*, womit *Gobler* seine Uebersetzung und die *Scholia*, mit welchen *Remus* seine Paraphrase begleitet — beide ein ekelhafter Schwall von Citaten aus Plato, Ovid und anderen Schriftstellern des griechischen und römischen Alterthums, fand der Vf. zu gehaltlos und zu wenig für unser Zeitalter passend, als dass er sie in diesen neuen Abdruck hätte aufnehmen sollen; und wir glauben, dass die meisten Leser ihm für eine Weglassung Dank wissen werden, die höchstens nur bey einem *ungedruckten* Werke Tadel verdienen dürfte.

Die *eigenen Anmerkungen* des Herausgebers zeichnen sich durch Kürze und Sparsamkeit aus. Ihr vorzüglichster Gegenstand ist die Mittheilung von Parallelstellen einiger späteren Criminalisten, namentlich aus *Claser* und *Zieritz*, und die Nachweisung einzelner Erläuterungen in *Walchs Glossarium CCC*, und in grösseren oder kleineren criminalrechtlichen Schriften der neuesten Zeit. Einen fortlaufenden Commentar über die Carolina oder ihre lateinischen Uebersetzungen zu schreiben, lag durchaus nicht im Plane des Vfs. Er glaubt, wer die vom Prof. *Reinh. Schmid* besorgten Ausgaben der Carolina, der Bambergischen und Brandenburgischen Halsgerichts-Ordnung besitze, und damit die vorliegenden Bearbeitungen verbinde, habe die Hülfsmittel der Auslegung dieser Rechtsquelle vollständig beysammen; eine Bemerkung, die wir jedoch nur in sofern unterschreiben können, als darin von bereits bekannten und aufgefundenen Hülfsmitteln die Rede ist, unter denen die erste und älteste Ausgabe der Carolina noch immer ungern vermisst wird, der grammatischen und philosophischen Hülfsmittel nicht zu gedenken.

Druck und Papier machen der Verlagshandlung Ehre.

R. S. T.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

APRIL 1837.

MEDICIN.

Hamburg, b. Hoffmann u. Campe: *Medicinisch-praktische Abhandlungen von deutschen in Russland lebenden Aerzten.* Herausgegeben durch den Verein praktischer Aerzte zu St. Petersburg. 1ster Band. 1835. 440. S. 8. (2 Thlr.)

Dieses Werk ist eigentlich eine Fortsetzung der, bisher mit so vielem Beyfall aufgenommenen, *medicinischen Abhandlungen aus dem Gebiete der Heilkunde von einer Gesellschaft praktischer Aerzte zu St. Petersburg*, von welcher 4 Sammlungen erschienen sind. An diese schliesst sich, als *fünfte Sammlung*, obiges Werk sehr würdig an, und wird auch unter dem aufgeführten besonderen Titel verkauft. Rec. hat wenig Arbeiten dieser Art in neuerer Zeit mit der Befriedigung gelesen, als die vorliegenden. Sie enthalten 1) *Witterungs- und Krankheits - Constitution von St. Petersburg in den Jahren* 1829 *bis* 32, von Dr. *Bluhm.* Hiebey einige Bemerkungen über die Cholera. — 2) *Ueber die Witterungs- und Krankheits - Constitution der Stadt Dorpat in d. J.* 1829 *bis* 32 von den Proff. D.D. *Parrot* und *Sahmen.* — 3) *Beytrag zur Geschichte des Feldzuges in der Türkey in den J.* 1828 *und* 29 *in medicinischer Hinsicht* v. *D. Seidlitz.* In dem kurzen Vorworte bemerkt der Vf., dass die medicinischen Erfahrungen in den früheren Feldzügen der Russen gegen die Türken immer verloren gegangen, wenigstens unbenutzt geblieben seyen, weshalb diese Kriege in Bezug auf die mit denselben verbundenen Krankheiten stets gleich verderblich, und die ärztlichen Massregeln stets gleich unzulänglich gewesen wären, deshalb sey es Pflicht eines Jeden, der dort Erfahrungen gesammelt, diese mitzutheilen, und diess sey der Grund dieser so wie der drey nachfolgenden Abhandlungen, nämlich: 4) *Bemerkungen über das epidemische Pestfieber, welches* 1829 *in Varna herrschte* v. *C. Petersenn.* 5) *Ueber die Pest, welche* 1829 *in dem russischen Militärhospitale zu Adrianopel herrschte*, vom Collegienassessor *Rinck.* u. 6) *Schlusswort zu den vorhergehenden Abhandlungen über die Pest*, v. D. *Seidlitz*, Diese Mittheilungen haben ein vielseitiges Interesse. Aus den sehr lebendigen Schilderungen ersehen wir, mit welchen Widerwärtigkeiten das russische Heer in jenen Gegenden zu kämpfen hatte, wie Krankheiten bey Weitem sein gefährlichster und verderblichster Feind dort waren, und welches Elend, welche Leiden durch diese in seine Reihen gebracht wurden. Bis zum Febr. 1829, wo bey der 150,000 Mann starken Armee schon über 200,000 Erkrankungsfälle Statt gefunden hatten, betrug die Sterblichkeit 1828 in den Regimentslazarethen 5, 1. P. C., in den stehenden Hospitälern 19, 2; 1829 in den ersten 14, 6, in den letzteren 37, 0. — Im März 1829 wurden in den stehen-Hospitälern 12,170, im April 17,625, im Mai 14,419 Kranke aufgenommen, von welchen 20 — 29 P. C. starben. Im Mai starben sogar 56, 6 P. C. Jedes einzelne Hospital verdiente nach dem Vf. einen eigenen Abschnitt in der medicinischen Geschichte dieses Feldzuges, aber in den meisten endigte es damit, dass Kranke, Beamte und Aerzte starben, und keiner übrig blieb, der erzählen konnte, was da geschah. Ueber 300 Aerzte wurden weggerafft. Welchen Verlust das Heer in Adrianopel durch Krankheiten erlitt, dafür giebt das einen Massstab, dass nach dem Abzuge des Hauptquartiers von da am 1ten Novb. über 6000 Mann Kranke und Gesunde zusammen dort zurückblieben, von welchen im December 300 als genesen zu ihren Regimentern abgingen, und im Mai 1830 nur 170 Kranke, von 3 — 400 Gesunden begleitet, in Burgos ankamen, die übrigen waren dort gestorben. In Bezug auf Feldzüge in jenen Gegenden sind diese Acten sehr wichtige Documente, und begründen völlig die Worte des Hn. *Seidlitz*, welche er als Warnung über die Pforten des alten Dacien geschrieben wissen will: „Wenn eine Armee hier eintrifft, so wird sie von bösen Fiebern heimgesucht, die anfangs wie gemeine Fleckfieber aussehen, später aber wahre Pest werden.“ Worte, welche bey dem letzten Feldzuge nicht gehörig gewürdigt wurden. Ausserdem liefern diese Mittheilungen recht wissenschaftliche Beyträge zu der Lehre der epidemisch endemischen Krankheiten, nicht allein der Pest, sondern auch anderer malignöser Krankheiten. Ueber die Pest in Varna und Adrianopel haben wir hier belehrende detaillirte Berichte, sehr viel Beachtenswerthes liefert aber auch Hr. *S.* in der ersten Abhandlung so wohl, als dem Schlussworte bezüglich dieser Krankheit, und seine Ansichten über das Entstehen derselben verdienen eine ausführlichere Darlegung. Es ist nach ihm ein grosser Fehler, dass man die Pest immer als Repräsentanten der contagiosen Krankheiten betrachte, bey deren Verbreitung man immer zu sehr an die Nothwendigkeit leiblicher Berührung denke, und vergesse, dass jede contagiose Krankheit, um eine Epidemie zu werden, eines miasmatischen Beysatzes bedürfe, durch welchen der Organismus für die Ansteckung empfänglich werde. In dem Vaterlande der Pest verhalte es

ſich unleugbar ſo, aber auch in anderen Ländern. Ein Krieg in den Steppen des ſüdöſtlichen Europa ſteigere allemal die ohnehin ſchon verborgene Dispoſition zu contagiöſen Krankheiten zu ſolcher Höhe, daſs ſich wenige Menſchen des Erkrankens erwehren könnten, man möge ſich noch ſo ſehr contumaciren. In der Türkey müſſe man dieſem Feinde nicht mit Chlorgas und Stricken, ſondern mit richtigen Ideen über die Entwickelung und Verwandtſchaft der Krankheiten und die natürlichen Uebergänge der Krankheiten und Krankheitsconſtitutionen entgegengehen. Man habe die Peſt zu ſehr auſser ihrem Zuſammenhange mit ihren vorbereitenden nnd nachfolgenden Krankheiten betrachtet. Er führt nun an, wie verſteckt alle Peſtepidemieen angefangen hätten, wie ſie erſt ſpäter in ihrer charakteriſtiſchen Geſtalt aufgetreten wären, und eben ſo im Rückſchreiten der Epidemie ſich dieſe in umgekehrter Ordnung verloren hätten — ferner daſs Contumacen allein im Kriege mit den Türken ſtets unzulänglich geblieben ſeyen, (aber iſt es denn nicht auch eine reine Unmöglichkeit, dieſe gehörig ſtreng in Ausführung zu bringen, und nicht ein wahrer Widerſpruch, die Menſchen, da wo ſie an einander gerathen ſollen, von einander abzuhalten?!) und hebt nun hervor, daſs man die vorhergehenden Krankheiten als Durchgangskrankheiten der Peſt zu betrachten, und durch Bekämpfung dieſer die Epidemie auf halbem Wege abzuſchneiden habe. Nächſte Vorläufer der Peſt ſeyen hier Petechialfieber geweſen, welchen jene aber auf dem Fuſse gefolgt ſey; als entferntere Vorläufer resp. Durchgangskrankheiten derſelben gelten ihm die Krankheitserſcheinungen, welche in der Regel als Symptome des erſten Stadiums des einzelnen Peſtfalls betrachtet werden, weil ſie oft lange vorher als ſelbſtſtändige Krankheiten exiſtirten. Dahin rechnet er unter Anderem Fieber mit gaſtriſchen und katarrhaliſchen Erſcheinungen und intermittirende. Auf Letzte legt er beſonderes Gewicht, ſich auf die Geſchichte der Peſtepidemieen, ihr häufiges Zuſammentreffen mit Wechſelfiebern und vorzüglich ihr gegenſeitiges Verhalten in dieſem Feldzuge ſtützend; es iſt ihm nicht unwahrſcheinlich, daſs unter begünſtigenden Umſtänden ſich Peſt zu Wechſelfieber und umgekehrt Letztes zu Erſtem ausbilden könne, und er glaubt, durch unabläſſige Behandlung der Wechſelfieber mit Chinin möchte ſich die Peſt von den Truppen in der Türkey abhalten, oder doch ſehr mildern laſſen. In ſeinem erſten Aufſatze S. 75 ff. hatte der Vf. ſchon die Anſicht ausgeſprochen, die Peſt habe ſich ohne Contagium ſelbſtſtändig aus den beſonderen die Geſundheit ſtörenden Verhältniſſen in jenen Gegenden entwickelt. Dafür fehlt's indeſſen an genügenden Beweiſen. In Ländern, welche continuirlich als peſtverdächtig, wie alle zu dem türkiſchen Reiche gehörenden Provinzen, mit Recht betrachtet werden, wo es an allen polizeylichen Maſsregeln gegen die Peſt fehlt, Peſtcontagium alſo immer vorhanden ſeyn kann (wie ſich denn in Varna die Peſt zuerſt nach Aufräumung eines mit Kleidungsſtücken und Waffen angefüllten, den Winter über verſchloſſen gebliebenen Zeughauſes an hiebey beſchäftigt geweſenen Soldaten zeigte), in ſolchen Ländern iſt's rein unmöglich, dieſe ſelbſtſtändige Entwickelung in Kriegszeiten auszumitteln. Die Geſchichte zeigt überdieſs keinesweges die allmäliche Bildung der Peſt aus anderen Krankheiten, ſondern nur, daſs dieſer, wie anderen Epidemieen, bald andere und zwar weſentlich verſchiedene Krankheiten vorausgingen, bald ſolche Vorläufer fehlten, ſo daſs unſere Einſicht in dieſes Verhalten der Epidemieen, noch ziemlich eben ſo unvollkommen, als zu *Sydenhams* Zeit iſt. An der Möglichkeit jener Entſtehung würde man vielleicht weniger zweifeln, ſpräche nicht der bisherige Erfolg der Quarantänen dagegen, und wäre nicht die Peſt an den Orten, von welchen ſie jetzt dadurch abgehalten iſt, früher zuweilen unter ganz ähnlichen Vorläufern aufgetreten, als in dieſem Feldzuge. Mit Rec. werden darum die meiſten Leſer dieſer übrigens ſehr anziehenden Abhandlung in den ungünſtigen äuſseren Verhältniſſen der Armee theils Veranlaſſung zu allgemeinerer Verbreitung der Peſt, theils die Bösartigkeit derſelben ſteigernde Momente finden, die Annahme eines contagiöſen Urſprungs derſelben aber vorerſt feſthalten. Das Verſchwinden der übrigen Krankheiten mit dem Auftreten der Peſt, und deren Wiedererſcheinen nach dem Erlöſchen der letzten, führt dann auf *Sydenhams* Satz: *quum plures aliquot morbi epidemici eundem fatigent annum, unus eorum aliquis reliquorum dominio potitur etc.*, welcher durch die vielfältigſten Erfahrungen beſtätigt wird, und ſelbſt in dem vorliegenden Werke durch die Beobachtungen *Lerches* bey der ägyptiſchen Ophthalmie. Was übrigens der Vf. über diätetiſche Vorſorge, Nutzloſigkeit und Nachtheil übertriebener Quarantänen, ſo wie ſorgfältigſte Behandlung der Krankheiten in jenen Gegenden, immer mit dem Gedanken an Peſt, vorträgt, verdient die gröſste Beachtung. Insbeſondere ſind die hier gegebenen Bemerkungen über Wechſelfieber, die hervorgehobene Verſchiedenheit der ſporadiſchen von den miasmatiſch endemiſchen, und die dadurch bedingte Abweichung der Therapie von groſser Wichtigkeit. Chinin bewies ſich nicht nur als das einzige Heilmittel des endemiſchen Fiebers bey allen Complicationen, ſondern auch als ſpecifikes Prophylacticum gegen das Miasma, aber nur auf eine gewiſſe Wirkungsdauer, weſshalb ein continuirlicher Gebrauch deſſelben in näher von dem Verf. beſtimmten Pauſen und Doſen nöthig war. — Endlich ſehen wir aus dieſer Geſchichte, wie auch in dieſer Epidemie ſich der alte Streit über Seyn und Nichtſeyn der Peſt widerholte; es liefert dieſelbe in dieſer Beziehung recht erbauliche Nachträge zu den Beyſpielen der Art, welche *de Haen* in ſeinem trefflichen Tractate, (*Nat. med. T. XVI.*) geſammelt hat. Die deſshalb dort gegebenen Rathſchläge finden wir wenig befolgt, und auf die ruſſiſchen Behörden vorzüglich folgende Stelle anwendbar: *magiſtratuum plerorumque damnandam eſſe conſuetudinem, ut diſſentientibus inter ſe mutuo medicis in negantium facilius abeant, quam in affirman-*

tium ſententiam, et, quod pejus, in paucorum negantia vota potius, quam in ea multorum affirmantium, quodque demum peſſimnm, ut, obturato medicis ore, unius alteriusve chirurgi effatum ſequantur. — 7) Dritter Bericht über die Privat-Heilanſtalt für Augenkranke zu St. Petersburg von Dr. *Juſſ*, erſtreckt ſich vom 1 Mai 1829 bis 1833. Die Anſtalt, deren ärztlicher Dienſt jetzt als Krondienſt gerechnet wird, iſt fortwährend im Zunehmen; ſie hat 46 Betten. In jenen 4 Jahren ſuchten dort 26,209 Augenkranke Hülfe; eine Tabelle giebt die vorgekommenen Augenkrankheiten an, 1504 bedeutende Operationen, darunter 219 Staaroperationen wurden gemacht. Folgende Fälle werden genauer beſchrieben: Exſtirpation eines aus der Augenhöhle hervorgetriebenen Augapfels ſamt der dieſs veranlaſſenden Geſchwulſt mit glücklichem Erfolge. — Complication von *Trichiaſis, Eutropium Blepharophthalmia catarrhalis chronica, Pannus Cataracta*, durch innere und äuſsere Arzneymittel und Operationen geheilt — beginnendes Medullarſartom. — *Procidentia lentis cataractoſae*, konnte nicht operirt werden, weil ſich die Linſe, ſo oft die Extraction gemacht werden ſollte, in die hintere Augenkammer verlor, nach und nach wurde die Linſe durch Reſorption verkleinert. — Verwachſung der Bindehaut des unteren Augenlieds mit der des Augapfels und der Hornhaut nach mehrfachen Operationen durch Medicamente theilweis beſeitigt. — *Ptoſis palpebrae ſuperioris* durch *Ligatur* geheilt — Extraction einer die Pupille verſchlieſsenden Kapſel. — Cilien im Auge; nach einer Verwundung bey dem Extractionsverſuche verſchwanden ſie. — Atrophie des Auges mit beſonderen Erſcheinungen. 8) Ueber Hemeralopie, von *Demſelben.* Reſultat 3jähriger Beobachtung. Auch der Vf. fand ſie ungleich häufiger bey Männern als Weibern, nie bey Kindern, am häufigſten im Jünglingsalter, immer nur unter der ärmeren Claſſe, zwar das ganze Jahr hindurch, am meiſten aber zur Zeit der groſsen Faſten, wo 7 Wochen lang alle animaliſche Nahrung, mit Ausnahme von Fiſchen, verboten iſt. (Zu bemerken iſt indeſs hiebey, daſs die von *Chamiera* beſchriebene in St. Martin vorkommende Epidemie alle Frühjahre im März anfing, und allmälich im Juni verſchwand.) Schlechte Nahrung, mit ſchwerer Arbeit verbunden, ſcheinen Hauptveranlaſſung zu ſeyn, und der Vf. ſetzt das Weſen derſelben in periodiſch eintretende verminderte Reizbarkeit der Augen- beſonders der Ciliar-Nerven, conſenſuell abhängig von träger Lebensthätigkeit der Nerven des Unterleibs. (Unter den Heilmitteln vermiſst Rec. Augendampfbäder, beſonders Dämpfe von gekochten Lebern, welche er in einer Strafanſtalt, in welcher dieſe Beſchwerde häufig vorkam, ſehr hülfreich fand.) 9) Ueber die ſ. g. ägyptiſche Ophthalmie, welche in den Jahren 1832 u. 35 unter dem in St. Petersburg Caſernirten erſten Lehr-Karabinier-Regimente graſſirte, von Dr. *Lerche.* Der Vf. will hauptſächlich hier nur ſeine Beobachtungen über Entſtehung, Verbreitung, Verlauf und wirkſamſte Behandlung dieſer Krankheit mittheilen, er führt an, was über dieſelbe in Ruſsland geſchrieben iſt, bemerkt, wie auf deren Entſtehung theils örtliche, theils atmoſphäriſche Verhältniſſe von Einfluſs ſeyen, giebt die beſondere Lage jenes Regiments an, und läſst dann die Geſchichte der Ausbreitung dieſer Epidemie folgen, an welcher 1438 erkrankten, von denen 1192 geheilt, 30 wegen gänzlicher oder theilweiſer Erblindung als invalid entlaſſen, und 216 noch krank in ein beſonderes Lager abgeführt wurden. Die Contagioſität beſtätigte ſich auch in dieſer Epidemie; aus deren nun folgenden Noſographie ſich ergiebt, daſs ſie ebenfalls lange nicht ſo malignos, als die früheren, war, womit jedoch der kräftigen, im Anfange gehörig antiphlogiſtiſchen, erſt ſpäter zu alternirend topiſchen Mitteln greifenden Behandlung ihr Verdienſt nicht geſchmälert werden ſoll. — 10) Jahresbericht über die St. Petersburger Irrenanſtalt von 1832, nebſt einigen Bemerkungen pſychiatriſchen Inhalts und kurzer Beſchreibung der auf der ſiebenten Werſt der Peterhofer Straſse gelegenen neuen Irren-Anſtalt von Dr. *Herzog*, Oberarzt derſelben. In der Beſchreibung dieſer neuen, durch Uebertragen der Abtheilung der Wahnſinnigen aus dem Obuchoſſchen Hoſpitale in ein abeſondertes Local entſtandenen, 1832 vollendeten Anſtalt führt der Vf. ſowohl die Vortheile derſelben, als die noch gebliebenen *Deſiderata* auf. Wir finden ſodann eine tabellariſche Darlegung des Beſtandes (285) nach Geſchlecht, ehelichem Verhältniſſe, Alter, Urſachen, Arten von Geiſtesſtörung, Erfolg der Behandlung und Beſchäftigung (deren Ertrag an die Geneſenen bey deren Entlaſſung ausgezahlt wird). Die hierauf folgenden pſychiatriſchen Bemerkungen betreffen zuerſt die Urſachen der Geiſtesſtörungen, deren Ergründung durch die darin herrſchende Doppelſeitigkeit von Pſychiſchem und Somatiſchem ſehr erſchwert werde, weſshalb der Vf. die Doppelnatur der Seele und ihrer Krankheiten in Unterſuchung zieht. Hier bekämpft er die Anſicht, wonach ſomatiſche Uebel Urſache jeder Seelenſtörungen ſind, und ſucht nachzuweiſen, daſs dieſe nur etwas dem Seelenleben Aeuſseres und Fremdes ſeyen, was ihn zu der weiteren Unterſuchung führt, ob und in wiefern die Seele körperlich ſey, deren Reſultat iſt, die Seele gehöre der Körperwelt nicht an, ſey aber mit derſelben verſchmolzen, weſshalb ſich der jedesmalige Seelenzuſtand auch im körperlichen manifeſtiren müſſe, und dieſes ſucht er durch Schilderung einiger dahin ihm zu gehören ſcheinenden Krankheitsſymptome darzuthun. Hierauf folgen Bemerkungen über die Eintheilung der Seelenkrankheiten, die Schwierigkeit und Mangelhaftigkeit einer rationellen Eintheilung wird dargelegt. Die herkömmlichen Benennungen werden beybehalten, aber *Manie* beſtimmt als Seelenſtörung mit temporärem Nachlaſſe, *Demenz* mit anhaltend unterdrücktem, allmälich ſchwankenden Selbſtgefühle, *Monomanie* oder *Melancholie* als Seelenſtörung, wobey der Irre ſich nur mit gewiſſen Gegenſtänden und Vorſtellungen beſchäftigt. Rec. hat in dieſen Bemerkungen zwar nicht erſchöpfende Gründlichkeit, jedoch manches Gute gefunden. 11) Notizen über das kai-

ſerliche Erziehungshaus (Findelhaus) zu St. Petersburg, die Jahre 1830 bis 33 umfaſſend, v. *Ph. Doepp*, Oberarzt deſſelben. Dieſe Mittheilungen über die innere Einrichtung der ſo grandioſen, ſchwerlich ihres Gleichen habenden Anſtalt, ſo wie aus der ärztlichen Praxis in derſelben, machen es ſehr wünſchenswerth, daſs der Vf. ſein Vorhaben, eine ausführliche Beſchreibung dem Publicum vorzulegen, recht bald in Ausführung bringe. Insbeſondere kann die Lehre von den Krankheiten der Säuglinge, welche noch ſo manche Lücke hat, durch eine ſpecielle Veröffentlichung der reichen Erfahrungen eines ſo rationellen, echt praktiſchen Arztes viel gewinnen. Wir heben Einiges aus dieſer Abhandlung hervor. Das kaiſerl. Erziehungshaus zu St. Petersburg zerfällt in 3 Abtheilungen, in das St. Petersburgiſche, das Gattſchina'ſche E. H. und die Dorfexpedition. In demſelben werden die männlichen Zöglinge bis zum 21ſten, die weiblichen bis zum 18ten Jahre verpflegt, nach der verſchiedenen Qualification zu verſchiedenen Beſtimmungen erzogen, und für ihr ſpäteres Unterkommen geſorgt. In dem St. Petersburgiſchen erfolgt die Aufnahme der Säuglinge, die geſunden bleiben hier bis zur 6ten Lebenswoche, die Kranken nach Umſtänden länger, dann kommen ſie in die Dorfexpedition bis zum 8ten Jahre, hierauf in's Gattſchinaſche und im 10ten wieder in's St. Petersburgiſche E. H. Die hier gegebenen ärztlichen Erfahrungen betreffen Krankheiten der Säuglinge und der Zöglinge vom 10ten Lebensalter an. Bey den Letzten fällt die Mehrzahl der weiblichen Kranken auf, welche ſich zu den männlichen wie 2 zu 1 verhalten, was nach dem Vf. ſeinen Grund in dem groſsen Hange Jener zu ſitzender Lebensweiſe hat. Scropheln und Scorbut ſind die häufigſten Krankheiten, Krämpfe ſelten. Der Vf. beſchreibt unter *Veitztanz* eine ſpaſtiſche Krankheit eines 14—16 jährigen Mädchens, welche die Hauptſymptome des ſ. g. *Aſthma thymicum* darbietet, weſshalb Rec. dieſelben treu wiedergiebt: „Die Paroxysmen ſtellten ſich jedesmal mit heftigem, Erſtickung drohenden Zuſammenſchnüren des Kehlkopfes und der *brachea* ein; alle Venen des Halſes und Kopfes drangen auf, die Augen wurden roth ſtark glänzend, das Geſicht blau, die Reſpiration unterblieb auf Secunden ganz, und kehrte dann mit durchdringendem Geſchrei und heftigem Huſten wieder. Dabey *Opiſthotonus* abwechſelnd mit plötzlichem in die Höhe Schnellen des Körpers. Mehrere Venäſectionen beſeitigten die augenſcheinliche Lebensgefahr. Kalibäder ſchienen die Anfälle zu mäſsigen u. ſ. w.; nur die Zeit überwand die fürchterliche Krankheit. (Sicherlich war die Entwickelung dabey von Einfluſs, wenigſtens ſah Rec. dieſes *Aſthma* bey einem Knaben ohne allen Arzneygebrauch mit dem Durchbruch der letzten Zähne nach Jahre langer Dauer ganz verſchwinden. Bey dieſem Falle hätte der Vf. wohl etwas ausführlicher ſeyn dürfen!) — Gegen Epilepſie ſchien in 2 Fällen Indigo heilſam, in einem dritten war er ohne Wirkung. — Bezüglich der Säuglinge liefert dieſe Anſtalt, obgleich es hier nicht an guter Luft, Reinlichkeit und hinlänglich guter Ammenmilch fehlt, doch auch das traurige Ergebniſs, daſs gewöhnlich der 3te Theil der im Hauſe befindlichen krank iſt, was aber zum Theil daher kommt, daſs nur die geſunden abgegeben werden. Unter den Krankheiten derſelben kommt Zellgewebsverhärtung äuſserſt ſelten vor. Gelbſucht iſt häufig, aber unſchädlich, Aphten desgleichen; Roſe ſehr häufig. Der Vf. rühmt dagegen Scarificationen, welche der Verbreitung ſchnell Grenzen ſetzen, wenn dieſs nicht erfolgt, Suppuration befördernde Mittel. — Kopfblutgeſchwulſt wird gewöhnlich durch Einſtich beſeidigt.— *Trismus neonatorum*; Alle ſtarben. — *Blepharo blennorrhoe Syphilis neonatorum*; die Symptome ſind näher angegeben. Der Vf. iſt der Anſicht, dieſelbe ſey gröſstentheils von dem Vater vererbt, weniger von der Mutter während der Geburt mitgetheilt. Der Erfolg der Behandlung war ſehr traurig. — *Atrophia infantum.* Hiebey wird eine beſondere Wiege (mit doppelten Eiſenblechwandungen, deren Zwiſchenräume mit warmem Waſſer angefüllt ſind, welches nach einem angebrachten Thermometer immer in gleicher Temperatur erhalten wird) ſehr gelobt. — *Gaſtromalacie*; es fehlte oft an charakteriſtiſchen Erſcheinungen. — *Intusſusception.* Auch ſchwer zu diagnoſticirende Diarrhöen häufig. *Hydrorrhachitis* jährlich einigemal, ſo auch *Hydrocephalus chronicus.* — Der *acute* iſt häufig. — In der Anſicht des Vfs., welche von den Meiſten in neuerer Zeit getheilt wird, daſs die acuten Krankheiten der Säuglinge ſich meiſtens zum Congeſtiven und Entzündlichen hinneigen, demnach vorzüglich den antiphlogiſtiſchen Heilapparat fodern, liegt zwar viel Wahres, doch darf dieſer doch auch nicht zu groſse Ausdehnung gegeben werden; namentlich bey den gefährlichen Krämpfen in den erſten Lebenstagen iſt weit weniger von antiphlogiſtiſchen als excitirenden Verfahren zu erwarten, und Moſchus ein groſses Mittel. — Ausführliche Ueberſichten über den Beſtand der Anſtalt, (1833 Generalſumme 16,382) und Sterblichkeitsverhältniſs, — ein Paar Worte zur Vertheidigung der Findelhäuſer, und Angabe der neueſten Verbeſſerungen der Anſtalt machen den Beſchluſs.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

APRIL 1837.

MEDICIN.

Hamburg, b. Hoffmann u. Campe: *Medicinisch-praktische Bemerkungen von deutschen in Russland lebenden Aerzten.* Herausgegeben durch den Verein praktischer Aerzte in St. Petersburg u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

12) Bemerkungen über den Intestinaltyphus oder die Dothienenteritis, von Prof. Dr. *Sahmen* zu Dorpat. Der Vf. berührt die verschiedenen Ansichten über die Natur dieser Krankheit, die verschiedenen Resultate der Sectionen, und das Verhältniss des Intestinalleidens zu dem allgemeinen, bemerkt, dass er unter Nervenfieber ein zusammengesetztes Fieber verstehe, dessen Bestandtheile einerseits Gefässfieber, andererseits vorwaltendes Leiden des Nervensystems sey, welches Letzte sich durch auffallende Störungen des sensibelen Systems zu erkennen gebe (eine ungenügende Definition); weist nach, dass den materiellen und dynamischen Störungen eine noch unerkannte Ursache zum Grunde liege; welche wahrscheinlich in den verschiedenen Nervenfieberformen dieselbe oder doch eine nahe verwandte sey, als deren Reflex das wahrnehmbare Leiden der Organe erscheine. Nachdem er sodann bündig dargethan, dass einerseits das exulcerative Darmleiden unzureichend sey, um alle Nervenfieber daher zu leiten, andererseits dasselbe aber auch nicht als blosse Complication oder secundäres Krankheitsproduct gelten könne, bleibt ihm nur die Annahme übrig, dass es eine Nervenfieberform gebe, in welcher das zu Exulceration tendirende Darmleiden ein wesentlicher Bestandtheil der Krankheit sey, und deren Gestalt und Verlauf vorzugsweise bestimme. Zur noch sehr schwierigen Diagnose dieser besonderen Art von Nervenfieber (Intestinaltyphus) liefert der Vf. hierauf einen Beytrag, und giebt zuletzt seine ganz rationelle, aber wenig Eigenthümliches habende Behandlung an. Die Zeit wird lehren, ob der jetzt so viel besprochene Intestinaltyphus sich als besondere Species von Nervenfieber bey weiterer wissenschaftlicher Bearbeitung halten wird. Die verschiedenen Ergebnisse der Sectionen und die Unsicherheit der diagnostischen Zeichen sprechen bis dahin nicht dafür, und schon ist man von früheren Einseitigkeiten, wie auch die vorliegende sehr gute Abhandlung zeigt, sehr zurückgekommen. Rec. glaubt nach seinen Erfahrungen, der praktische Arzt thue am besten, wenn er Folgendes bey diesen s. g. Nervenfiebern festhalte: als Ursache Infection des Organismus durch eine unbekannte Ursache (von Contagium, Miasma oder irgend einer Störung der vegetativen Functionen ausgegangen), hiegegen Reaction, mit der Tendenz, durch alle Ausscheidungsorgane diese Infection zu beseitigen (daher im Verlaufe der Krankheit Bethätigung aller Secretionsorgane), in Folge dieser Reaction sehr häufig locale Krankheiten in Unterleib, Kopf, Rückenmark, Brust, äusserer Haut u. s. w., sehr oft in mehreren zugleich, immer *unreine* Entzündungen mit verschiedenem Charakter; — da sich die Krankheit selten zu Anfang durch ein energisches Eingreifen coupiren lässt, hauptsächlich Beachtung jener Reaction, und ein exspectativ symptomatisches Verfahren, bey welchem man den Kranken sich durchfiebern, d. h. durchs Fieber reinigen lässt, wonach er dann oft eine weit blühendere Gesundheit als früher erlangt.

13) Durch gewaltsames Wegnehmen der Nachgeburt veranlasste Eiterbildung in der Beckenhöhle, von Dr. *Harder* (1834 leider gestorben). Bald nach jener Operation traten krampfhafte Symptome auf, die Beschwerden dauerten zwey Jahre, während welcher Pat. zwar nochmals schwanger wurde, und glücklich gebar, aber sehr viel litt, und dem Grabe nahe kam, bis sich ein Abscess in die Urinblase öffnete, worauf bald Heilung erfolgte. — 14) *Graviditas extrauterina*, von *demselben* in Rom beobachtet. Von dieser interessanten Geschichte bemerken wir nur, dass der Vf. 7 Monate nach dem Geburtstermin durch eine in der *Vagina* entstandene geschwürige Oeffnung den zum Theil verfaulten Foetus stückweis herauszog, — nach diesem aus der *Vagina* ausfliessende Excremente eine Oeffnung in dem Darmkanal darthaten — der Vf. jedoch diese dem Tode sehr nahe Frau 4 Wochen nach der Entbindung fast ganz hergestellt verliess. 15) Zwey Fälle von organischen Krankheiten des Herzens vom Prof. Dr. *Salomon.* Aus anomaler Gichtentstanden, neben den krankhaften Veränderungen im Herzen auch dergleichen in Leber und Nieren. — Die *Caiaca* wird dabey als *Diureticum* und *Drasticum* gerühmt. — 16) Geschichte einer allgemeinen Wassersucht, von Dr. *Weisse.* 17) Vermischte Notizen, Medullarsarkom in der Gebärmutter. *Hydrops saccatus* — Riss des Herzens durch äussere Erschütterung. — *Diabetes artificialis* durch ein Blasenpflaster. — Vorübergehende Lähmung der Pupille von *Vin. Strammonii.* — Aussergewöhnliche Wirkung des Brechweinsteins, nach zweywöchentlichem innerem Gebrauche Brechweinsteinexanthem auf der Haut (?) und in drey Leichen nach Einreibungen auf den Unterleib solche Pu-

ſteln an dem Peritoneum. — Durchlöcherung der Luftröhre. — Verknöcherte Pleura. Bey einem nach langem epileptiſchem Leiden mit von den rechten Extremitäten aufſteigender *aura epileptica*, apoplektiſch Geſtorbenen fand ſich Verknöcherung der *Pleura coſtalis* zu einer nach dem ganzen Bruſtkaſten geformten Platte, durch welche der Bruſttheil des ſympathiſchen Nerven gedrückt wurde. — Zerſtörung des *Nervus ſupraorbitalis*. — Brand des Gehirns, durch ein Pfeifenſtück veranlaſst, welches beym Fall eines Betrunkenen unter dem oberen Augenliede durch die Augenhöhlendecke in das Gehirn gedrungen und hoch oben abgebrochen war, daher auch äuſserlich keine Spur einer Verletzung gelaſſen hatte.

Mögen unſere Collegen in Ruſsland dieſe ihnen zur Ehre gereichenden Abhandlungen in gleichem Geiſte rüſtig fortſetzen!

f — e.

Wien, b. Wallishauſer: *Verſuch einer Darſtellung der beſonderen Rückſichten, welche bey juridiſcher Zurechnung der in der mediciniſchen Praxis vorkommenden Fehler gefodert werden.* Nebſt einem Anhange zur Erörterung der Frage, in wie fern der Arzt einen Kranken zur Heilung zu übernehmen ſchuldig ſey. Von Dr. *J. Neuhold*. 1834. VIII u. 103 S. 8. (16 gr.)

Der Vf. geht in der vorliegenden Abhandlung die Fragen durch: wenn ärztliche Fehler als Verbrechen, als ſchwere Polizey-Uebertretungen oder als Polizey-Vergehen zugerechnet werden können; wenn dieſelben bloſs eine Zurechtweiſung von Seiten des mediciniſchen Vorſtandes, ohne Einmengung eines Gerichts, nach ſich ziehen; wenn ſie eine im Civilrechtswege auszutragende Entſchädigungsklage zur Folge haben; endlich aber, wenn der behandelte Kranke dem Arzte die Belohnung zu verweigern berechtiget ſey. — Was die Zurechnung ärztlicher Vergehungen als Verbrechen betrifft, ſo weiſt der Vf. die Nothwendigkeit einer beſonderen Vorſicht bey derſelben durch die Darſtellung der Schwierigkeit der Beweisherſtellung über das Vorhandenſeyn des böſen Vorſatzes bey Fehlern in der ärztlichen Behandlung nach. So einleuchtend dieſe Schwierigkeit ſchon an ſich iſt, ſo richtig hat ſie der Vf. auch durch die betreffenden geſetzlichen Vorſchriften beleuchtet. Ueber die Frage, wenn in der ärztlichen Praxis eine ſchwere Polizey-Uebertretung vorkommen könne, enthalten die §§. 111, 112 und 113 des II Theiles des öſterreichiſchen Strafgeſetzbuches ausdrückliche Beſtimmungen, welche der Vf. auch auf eine allgemein als richtig anerkannte Weiſe auslegt und erläutert. Was jedoch über die beſonderen Rückſichten bey der Zurechnung eines in der ärztlichen Praxis vorkommenden Fehlers als ſchwere Polizey-Uebertretung geſagt wird, dem kann Rec. in ſofern nicht beyſtimmen, als daſſelbe nicht bloſs auf die Kunſtverſtändigen bezogen, ſondern auch auf den Richter ausgedehnt wird. Denn die Lage des Letzten bey der Zurechnung eines Falles der in Rede ſtehenden ſchweren Polizey-Uebertretung erſcheint uns keineswegs ſo zweifelhaft, als ſie der Vf. darſtellt. Nach dem §. 111 kann die Aburtheilung erſt in Folge eines Erkenntniſſes der Facultät erfolgen; wenn aber einmal ein ſolches vorliegt, wie es das Geſetz fodert, und wenn der Kranke geſtorben oder in den Stand der Siechheit oder Erwerbsunfähigkeit verſetzt worden iſt (welches Factum ohnehin erhoben ſeyn muſs, und auch wohl meiſtens die Unterſuchung veranlaſst), ſo kann Aburtheilung erfolgen. Hiebey braucht der Richter nur folgenden einfachen Schluſs zu machen: Der Kranke iſt geſtorben, oder in den Stand des Siechthums oder der Erwerbsunfähigkeit geſetzt worden, und der Arzt hat bey der Behandlung dieſes Kranken nach dem Erkenntniſſe der Facultät ſolche Fehler begangen, woraus Unwiſſenheit am Tage liegt, folglich trifft ihn die Strafe des §. 111 vom II Theile des Strafgeſetzes. — Eben ſo verhält es ſich mit dem im §. 112 angedeuteten Falle. Denn auch hier muſs das Factum des Todes oder der weſentlichen Verunglückung am Körper erhoben, und der vom Geſetze gefoderte Grund der Zurechnung dieſes Factum, nämlich die Unſchicklichkeit der daſſelbe begründenden Operation, von Kunſtverſtändigen ausgeſprochen ſeyn. — Auſserdem iſt der dem Richter gelaſſene Wirkungskreis in den genannten beiden Uebertretungsfällen ſchon dadurch ſehr beengt, daſs eine Strafe feſtgeſetzt iſt, welche keine Abſtufung zuläſst. — Was den im §. 113 angegebenen Uebertretungsfall, nämlich den der weſentlichen Vernachläſſigung eines Kranken zum Nachtheile ſeiner Geſundheit von Seite des Arztes betrifft, ſo iſt für die Beurtheilung der Kunſtverſtändigen ein bey Weitem gröſserer Spielraum gelaſſen, als der des Richters iſt, nachdem ihnen der Ausſpruch zuſteht, ob die Vernachläſſigung weſentlich war; denn dieſer Umſtand kann nur in Betrachtung vom Zuſtande des vernachläſſigten Kranken beurtheilt werden, in wiefern der ſich zeigende Nachtheil für die Geſundheit des Kranken wirklich aus der ärztlichen Vernachläſſigung entſtanden iſt, welcher Umſtand eine ausſchlieſslich techniſche Beurtheilung erfodert. Die einzelnen Bedingungen, worin die Vernachläſſigung in einem gegebenen Falle beſtehen ſoll, müſſen zuvor ſchon erhoben und nachgewieſen ſeyn. — Die von dem Vf. angeführten Schwierigkeiten der Beurtheilung ſcheinen demnach einzig und allein, oder doch gewiſs gröſstentheils nur die Kunſtverſtändigen, nicht aber auch den Richter zu treffen, und die vielen Rückſichten, deren Beachtung der Vf. als nothwendig für Richter und Kunſtverſtändige darſtellt, hauptſächlich nur den Letzten zur Beachtung anzuempfehlen zu ſeyn. — Am Schluſſe dieſes Abſchnittes wendet der Vf. auch die §§. 89 und 183 des II Theiles vom Strafgeſetzbuche auf die in Rede ſtehenden Uebertretungsfälle an. Der letzte §. dürfte auch allerdings bey minderen ärztlichen Uebertretungen, auf welche nämlich in den drey oben genannten Paragraphen nicht Rückſicht genommen iſt, ſeine Anwendung finden. Der §. 89 aber ſcheint hier keineswegs in Ausführung kommen zu

können, da er von der Bestrafung der Schuld an dem Tode oder der schweren Verwundung einer Person handelt, für welche in den mehr erwähnten drey Gesetzesstellen hinsichtlich der Medicinalpersonen eigene Vorschriften gegeben, auch besondere Strafen festgesetzt sind, und hier der Fall eintritt, dass das besondere Gesetz vor dem allgemeinen den Vorzug hat.

Hinsichtlich der übrigen Abschnitte findet Rec. nichts zu erinnern. Im Anhange behandelt der Vf. die Frage: In wiefern der Arzt einem, seine Hülfe verlangenden Kranken den ärztlichen Beystand zu leisten schuldig, oder zu verweigern berechtigt sey. Er spricht sich für die Verpflichtung des Arztes aus, keinem die ärztliche Hülfe begehrenden Kranken den Beystand zu versagen, in sofern ihm die Leistung desselben physisch und intellectuell möglich ist, und leitet dieselbe wie natürlich aus dem Eide ab, den der Arzt vor der Zulassung zur Praxis ablegt. Hr. Dr. *N.* geht aber noch weiter, und glaubt diese Verpflichtung schon im *natürlichen* Privatrechte begründet zu finden. Dieser Behauptung kann jedoch Rec. um so weniger beystimmen, als ihm schon die derselben zum Grunde liegende Ansicht, dass die Heilkunde, in ihrer Selbstständigkeit gedacht, ein Gemeingut der Welt sey, samt den weiteren hieraus abgeleiteten Folgerungen, unrichtig zu seyn scheint. Es ist zwar Niemanden benommen, sich die ärztlichen Kenntnisse anzueignen, und in sofern kann man freylich jede Wissenschaft ein Gemeingut nennen; so bald aber diese Möglichkeit, sich die Kenntnisse zu erwerben, in die Wirklichkeit bey einer bestimmten Person übergegangen ist, so sind die erworbenen Kenntnisse ihr Eigenthum geworden, und sie kann mit diesem immateriellen Besitze ebenso willkürlich und ausschliessend verfügen, wie mit jedem anderen ihr angehörenden Gute. Ja, selbst abgesehen von den natürlichen Privatrechtsverhältnissen, und den absolutesten Staatsverband vorausgesetzt, scheint die Behauptung des Vfs., dass der Arzt nie ein willkürliches und ausschliessendes Verfügungsrecht mit seinen wohlerworbenen Kenntnissen ansprechen könne, zu weit zu gehen, wenn sie als allgemein gültig dargestellt, und nicht auf gewisse besondere Verhältnisse bezogen wird. Denn sollte wohl Jemand, der die Heilwissenschaft zu seinem Lieblingsstudium gemacht, sich auch darin ausgebreitete Kenntnisse erworben hat, ohne dieselben gewerbsmässig, d. i. zur Erzielung seines Lebensunterhaltes oder eines Gewinnes, zu benutzen, ohne also vom Staate die Ertheilung gewisser Rechte für sich anzusprechen, kurz, ohne ausübender Arzt zu seyn, als rechtlich verpflichtet betrachtet werden können, Jedem, der seinen Beystand anspricht, denselben zu leisten? Wohl keineswegs! Anders aber gestaltet sich die Sache, wenn der Erwerber ärztlicher Kenntnisse bestimmte Rechte vom Staate anspricht, wie sie der ausübende Arzt geniesst. Denn alsdann können ihm bey Verleihung derselben gewisse Bedingungen, welche die Staatsverwaltung aus irgend einem Grunde für nöthig und zweckmässig erachtet, um die ärztliche Thätigkeit zur Förderung des Staatszweckes zu verwenden, gesetzt, und besondere Verbindlichkeiten, wie die fragliche, auferlegt werden, denen er also, wenn er sie einmal eingegangen hat, nachzukommen rechtlich verpflichtet erscheint. Dafür aber, dass die Staatsverwaltung dem Arzte eine solche Verpflichtung auferlege, liegen Gründe genug in der Staatspolizey.

Die Form dieses Werkes ist tadelfrey.

— e —.

Wien, in der Beck'schen Universitäts-Buchhandlung: *Die Entzündungen*, beschrieben und durch Beyspiele erläutert von *Michael Hager*, Dr. der Medicin und Chirurgie, k. k. Rathe und Stabsfeldarzte, ord. öffentl. Professor der Chirurgie und Operationslehre an der k. k. medicinisch-chirurgischen Josephs-Akademie, Beysitzer der permanenten Feld-Sanitäts-Commission u. s. w. 1835. XVI u. 692 S. gr. 8. (2 Thlr.)

Der Titel dieser umfangreichen Schrift ist täuschend, indem er zu der Voraussetzung verleiten könnte, dass Hr. *H.* sich die Aufgabe gestellt habe, eine Pyretologie im ausgedehntesten Sinne dieses Wortes zu liefern. Die Sache verhält sich jedoch ganz anders: denn er handelt ausschliesslich nur von denjenigen Arten der Entzündungskrankheiten, welche vorzugsweise in das Gebiet der Chirurgie, oder der sogenannten äusserlichen und peripherischen Localübel gehören. In diesem Betrachte unternimmt er, nachdem er den Begriff des Entzündungsleidens auseinandergesetzt hat, die Eintheilung dieser Erkrankungsformen nach ihrer verschiedenartigen Beschaffenheit, nach ihrem Sitze und nach ihrer Entstehungsweise, worauf er in vorzüglicher Berücksichtigung der Natur und des Wesens des Krankheitszustandes, je nachdem derselbe entweder eine Phlegmone oder ein Rothlauf, durch die Einwirkung der Hitze oder der Kälte entstanden, ein rheumatisches oder ein katarrhalisches Leiden ist, den Gegenstand durch die Aufzählung der wesentlichen Kennzeichen, des eigentlichen Ursprunges, des Verlaufes nach den mannichfaltigen Ausgängen und mit der Angabe der den obwaltenden Umständen angemessenen Curmethode behandelt. — Wir haben dieses Werk mit grossem Interesse und wiederholt durchgelesen, können aber demohngeachtet kein günstiges Urtheil über dasselbe fällen. Es ist nämlich schon aus obigen Andeutungen leicht zu ersehen, dass es dem Vf. vor allem Anderen an der erfoderlichen Klarheit der Ansicht seiner Aufgabe, dabey aber auch an der Gewandtheit fehlt, die einzelnen Gegenstände richtig und mit logischer Consequenz zu ordnen. Man darf, um diesen Ausspruch nicht zu hart zu finden, nur die Definition des Hauptobjectes und die weitere Durchführung desselben erwägen. Am Eingange des Werkes nämlich liest man, Entzündung sey jener krankhafte Zustand eines organischen Theils, welcher durch Röthe, Hitze, Schmerz und Geschwulst sich zu erkennen gebe, und mit vermehrtem Zuflusse des Blutes zu der entzündeten Stelle, mit gestörter Thätigkeit desselben, mit gesteigerter Empfindung

und mit vermehrter Gerinnbarkeit des Blutes verbunden sey; dann wird aber dieses Krankheitsbild nicht allein in der Darstellung vom entzündlichen Ergriffenseyn der Knochen, z. B. der Wirbelbeine u. s. w., so wie des rheumatischen und katarrhalischen Leidens, sondern auch bey Geschwüren, am Scirrhus beym Krebs, bey der Skrofelsucht, bey der Lustseuche und sogar beym Skorbut eingerahmt.

Aus dem Gesagten geht übrigens auch der Beweis hervor, dass Hr. *H.* in seinen nosologischen und therapeutischen Grundsätzen dem radicalen Heilverfahren der streng antiphlogistischen Methode unbedingt huldiget; er setzt überall ein Entzündungsleiden voraus, wodurch auch erklärbar ist, wie es komme, dass bey den einzelnen Angaben des empfohlenen Heilverfahrens allemal ein schulgerechter medicinischer Vorgang nach allen Gradationen des Princips bezeichnet, und einem entschiedenen chirurgischen Einschreiten unverkennbar nur allzu oft auf Kosten eines noch günstigen Ausganges vorgezogen wird.

Die Rücksichten, welche den Vf. diessfalls geleitet haben, mögen wohl an sich lobenswerth, und in dem Wunsche, eine schonendere Curmethode im Gebiete der äusseren Heilkunde einzuführen, gegründet seyn. Dagegen aber lässt sich wieder mit vollem Rechte behaupten, dass es in diesen Beziehungen häufige Fälle gebe, wobey der Verlust des richtigen Momentes unersetzbar ist, dass der kürzeste Weg jedesmal der beste, und ein augenblicklicher Schmerz einem verlängerten Leiden stets bey Weitem vorzuziehen sey.

Es kann also nicht in Abrede gestellt werden, dass der Vf. weder die Entzündungskrankheiten überhaupt, noch die peripherischen Erkrankungsformen dieser Art allein abgehandelt, sondern nur ein Handbuch der medicinischen Chirurgie geliefert habe. Sein Fleiss verdient alles Lob; aber es gebricht ihm an der Bündigkeit und Kürze der Darstellung. Denn die Einkleidung ist, besonders bey den allzusehr nach der Schule schmeckenden Krankheitsgeschichten, viel zu weitschweifig. Wenn es daher auch dem Hn. *H.* nicht gefallen mochte, seine allerdings mitunter schätzbaren Beobachtungen im Gebiete der praktischen Heilkunde in der Form eines klinischen Jahrbuches gemeinnützig zu machen, so würde ihm, bey der gewählten Form dieser Abhandlung, wenigstens das *Nonum prematur in annum* recht dringend zu empfehlen gewesen seyn. — Die typographische Ausstattung des Buches ist sehr empfehlungswerth.

— e —.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, b. Eichler: *Schloss Hainfeld*, oder *Ein Winter in Steyermark.* Von *Basil Hall.* Unter den Augen des Verfassers aus dem Englischen übersetzt von *Minna Herthum.* 1836. IV u. 340 S. 12. (1 Thlr. 12 gr.)

Wollte der geistreiche Vf. mit den Nachbarn jenseits des Canals die Wette eingehen, dass es auch in englischer Sprache möglich sey, mit wenig Inhalt so angenehm zu reden, dass es aufs Beste unterhält, und man den mageren Stoff kaum bemerkt; so hat er durch diess in sich abgerundete Bruchstück eines grösseren Werkes offenbar die Wette gewonnen. Wir erfahren von Steyermark nur im Bausch und Bogen etwas, z. B. dass die Gegenden denen in Tyrol gleichen, dass die Bettstellen wie in ganz Deutschland zu kurz seyen, und dass junge Damen englisch dichten. Am ausführlichsten wird die Zusammenkunft mit dem Erzherzog Johann beschrieben, er lässt dem gütigen kenntnissreichen Fürsten die Würdigung erfahren, die ihm mit vollem Recht gebührt.

Die Ansicht von Schloss Hainfeld unweit Gräz ist auch nur eine Vogelperspective. Bey dem Ausflug über die ungarische Grenze überrascht es, schlechte und knappe Kost bey einem Gastmal in einem Lande zu finden, dessen Fülle der vortrefflichsten Lebensmittel fast sprichwörtlich wurde. Die alte Dame, welche *Basil Hall*, ihren Landsmann, und dessen Familie auf Schloss Hainfeld festhält, die Letzte dieses Zweiges derer von Purgstall, ist ehrwürdig und originell. Die Ergebung in ihr Schicksal ist nicht von der passiven breyweichen Art der Heldinnen in Frauen-Romanen, sondern ein muthiger Kampf gegen die Unbilden des Lebens, theils von höherer Hand ihr auferlegt, wie der Verlust des Gemahls und des Sohnes, theils durch verdriessliche Verhältnisse mit Lehnsvettern und ähnliche verwickelte, unangenehme Zustände erzeugt. Von Gichtschmerzen gefoltert, unfähig, sich zu bewegen, drückt sie die Altersschwäche nur körperlich, ihr Geist ist klar, stark, regsam, weder die Sinne sind ihr untreu geworden, noch hat sie das Gedächtniss verlassen, auch nicht für die nächste Vergangenheit. Die alte Dame, das Urbild der Diana Vernon in *Scott's* Rob Roy, ist uns lieb geworden wie eine alte werthe Bekannte, wir nehmen Theil, gleich *Basil Hall*, dessen Vater ihr Freund gewesen, an ihrem Todeskampf, und folgen wie er, mit ehrerbietiger Scheu, ihrer Bestattung. — Ihre ausgezeichnete Persönlichkeit war gewiss von der Art, wie sie *Hall* uns andeutet, die Einwürfe, welche Freyherr *Hammer von Purgstall*, eine wichtige Autorität, gegen das Buch macht, betreffen ja nicht den Charakter der Dame, in der die schottische Volksthümlichkeit wieder durchbricht, so sehr sie auch deutsche Art sich aneignete. — Leider hören wir nun, dass sie mit *Walter Scott* vertraut gewesen, sein erstes poetisches Erzeugniss, die Uebersetzung von *Bürgers* Leonora, drucken liess, und dass sie viele interessante Anekdoten von ihm und anderen merkürdigen Männern in Schottland und Deutschland erzählte, aber die Anekdoten selbst werden uns vorenthalten.

Die Uebersetzerin hat sich so buchstäblich treu an das Original gehalten, dass sie sogar bey dem Verzeichnisse der Namen von der Dienerschaft auf Schloss Hainfeld die englische Schreibart beybehielt, und Frankfurt a. M. nach dem Norden von Deutschland verlegt!

Vir.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

APRIL 1837.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

HANNOVER, b. Hahn: *Zur Beurtheilung des National-Wohlstandes, des Handels und der Gewerbe im Königreiche Hannover*, von *G. W. Marcard.* Mit Tabellen und zwey lithographirten Abbildungen. 1836. VI u. 130 S. 8. Mit 12 Tabellen. (2 Thlr.)

Was der Titel verspricht, wird hier reichlich mitgetheilt. Der Vf., beym königlich hannover'schen Ministerium der Finanzen und des Handels angestellt, hat diese Stellung mit Eifer und Umsicht benutzt, um über seinen Gegenstand ein Licht zu verbreiten, das den Patrioten erfreuen, und die düsteren Wolken zerstreuen muss, welche die Oppositions-Literatur, zumal seit 1830, bemüht gewesen ist, über den Horizont Hannovers zu verbreiten. Man hat sich lange in einer Uebertreibung, wohl auch Entstellung, gefallen, wenn es einer Schilderung der Lage des angeblich „verarmten" Landes, seiner staatswirthlichen und gewerblichen Verhältnisse galt, um damit seiner Verwaltung Vorwürfe herbeyziehen zu können, und Andeutungen gegen die so berufene hannover'sche Aristokratie, gegen das „Ministerium Münster" u. s. w. zu machen und zu begründen. Es war also wohl an der Zeit, solchen, wo nicht aus bösem Willen, doch aus einseitigen Ansichten geflossenen und mit Befangenheit entwickelten Angaben diejenigen Thatsachen entgegenzusetzen, auf welche allein ein Urtheil gebaut werden kann, und von denen ausgehen muss, wer nicht etwa blos absprechen will. Uebrigens findet sich hier keine Streitschrift, nicht einmal eine absichtliche Widerlegung früher erschienener, denselben Gegenstand berührender Werke, sondern eine gedrängte Darlegung der aus Regierungsacten, Registern verschiedener Behörden u. s. w. mit grossem Fleisse gezogenen Ergebnisse, und nur wenige eingestreute Vergleichungen mit älteren, jetzt irrig sich erweisenden Behauptungen. Bey diesem Inhalte des Werkes kann nur eine kurze Anzeige, mit Anführung der erheblichsten Angaben, hier Platz finden.

Die Bevölkerung des ganzen Königreichs, welche im J. 1822 (*Ubbelohde*, Repertor.) zu 1,434,126 Seelen ermittelt worden, wird hier nach der Zählung vom J. 1833 zu 1,662,229 angegeben. Sie hat sich also während dieses Zeitraums um 228,103, sowie die Zahl der Feuerstellen von 222,401 auf 239,167, mithin um 16,766 vermehrt; gewiss ein Zuwachs, der für den Wohlstand des Landes zeugt. Von jener Volkszahl lebten 260,005, nicht voll $\frac{1}{6}$ der ganzen Bevölkerung, in den Städten. Von der Gesamtoberfläche des Königreichs, zu 14,589,813 Morgen Calenberg. ($694\frac{710}{1000}$ Quadratmeilen), bestehen 8,075,182 Quadratmorgen in Acker-, Garten-, Wiesen- und Forst-Grunde, und bleiben der Rest, 6,514,631 Quadratmorgen, für Moor, Gewässer, Gemeinheiten und culturunfähige Gründe zu rechnen. Von jenem cultivirten Grunde gehören dem Kammer- und Kloster-Gute etwas über 18, der Ritterschaft 6, den Gemeinen, sowie Pfarreyen und Schulen, fast 10 und 2 Procent, so dass den kleinen Grundeigenthümern über 63 Proc. verbleiben; ein gewiss günstiges Verhältniss. Der Forstgrund, 2,242,576 Morgen, von dem etwa $\frac{1}{4}$ als Blösse angenommen, ist zur Veranlagung der Grundsteuer zu einem Reinertrage von 872,383 Thlr. geschätzt worden. Der für die *landwirthschaftlichen Verhältnisse* bisher aus den niedrigen Preisen u. s. w. hervorgegangene Druck wird als Veranlassung vieler Culturverbesserungen dargestellt, und die Ergebnisse der Gemeinheitstheilungen als höchst erfolgreich nachgewiesen. Bis 1832 waren speciell getheilt 1,240,145, und davon verkoppelt 358,864 Morgen beym vormaligen Landes-Oekonomie-Collegium, und in den Landdrosteyen Osnabrück, Aurich und Stade 285,186 Morgen, wobey etwa 700,000 Morgen, welche nur einer Generaltheilung unterzogen worden, nicht berechnet sind. Zur Veredlung der Pferdezucht werden von der Regierung über 200 Beschäler verwendet, und die Ausfuhr ist höchst beträchtlich. Die Schäfereyen, welche im J. 1790 dem alten Kurstaate für 5000 Centner ausgeführter Wolle an 150,000 Thlr. einbrachten, liefern jetzt, nach dem Durchschnitte von 1827 bis 1832, 17,483 Centner zur Ausfuhr. Der Vf. führt hiebey, zur Beruhigung der Producenten, an, dass die englische, und dorthin aus Neu-Süd-Wallis zu beziehende Wolle, ohne Beymischung fremder, nicht zu gebrauchen sey, der deutschen Wolle also der Absatz wenig verkümmert werden würde. Das schnelle Steigen der inländischen Fabrication kann zu gleichem Zwecke angeführt werden. In Beziehung auf den Ackerbau wird gezeigt, dass der niedrige Stand der Getreidepreise den kleinen Grundbesitzer wenig treffe, und dem grösseren vielfältig von anderen Zweigen der Landwirthschaft ausgeglichen werde. Besonders habe sich der Oelsaamenbau sehr gehoben. Dabey wird nachgewiesen, dass der Kaufwerth der Grundstücke seit 1814 wenig zurückgegangen sey, und gegen die Besorgniss einer einbrechenden „Revolution aller Eigenthumsverhältnisse"

zugleich der Steigerung der Brandverficherungsfummen, welche blofs bey den einheimifchen Anftalten, von 1826 bis 1834, um mehr als 15 Millionen Thaler fich vermehrt haben, und der fehr bedeutenden Abnahme der Concursproceffe gedacht. — Die *Verhältniffe des Handels* werden fodann als nichts weniger, wie ungünftig, dargelegt. Die vorzüglich vortheilhafte Lage des Landes, von Strömen durchfchnitten, und dem Sitze des Welthandels nahe, werde immer mehr benutzt, und Eigenhandel fowohl, als Zwifchenhandel, durch die Städte Hamburg, Altona und Bremen, finden fich in fteter Zunahme. Allein der Torfabfatz dahin habe fich im laufenden Jahrhunderte von 100,000 auf 450,000 Thaler gehoben, und die Zahl der im J. 1835 zu Hamburg eingelaufenen hannover'fchen Seefchiffe 279 betragen; auch fey der Tranfit von und nach jener Stadt zu Lüneburg und Hamburg feit 1818 faft um $\frac{1}{3}$ geftiegen. Die Steigerung der Einfuhr ausländifcher Artikel, zumal der Colonialwaaren, dürfe keine Beforgnifs erregen, weil fie Wirkung und Bedingung zunehmender Ausfuhr fey, und überdiefs dem inneren Verkehre wohlthätig fich erweife. Dafs aber die Ausfuhr in fortwährender Zunahme fich befinde, wird durch eine vergleichende Tabelle von dem Jahre 1826 bis 1832 nachgewiefen. — Der *Schifffahrt* ift ein befonderer Abfchnitt gewidmet, und gezeigt, wie vorforglich und mit welch einem glücklichen Erfolge die Regierung feit 1816 für diefelbe gewirkt habe. In Oftfriesland find von 1826 bis 1835 an Seefchiffen von 20 bis über 100 Laft (zu 4000 Pfund) 165 gebauet, und im Verwaltungsbezirke Stade, wo im J. 1793 etwa 3 Seefchiffe fich fanden, befafs man 1834 deren 54, und noch immer war ihr Gebrauch und der Schiffbau im Zunehmen. Die Anzahl der in die Häfen der erften Provinz eingegangenen und abgefahrenen hannover'fchen See- und Watten-Schiffe war vom J. 1826 an bis 1835 von 2594 auf 2669, alfo um 75, die der letzten fogar, im gleichen Zeitraume, von 2045 auf 4215, mithin um 2170 folcher Fahrzeuge geftiegen. Die Verbindung mit England fey durch günftige Verträge, herabgefetzte Eingangsfteuern, und die geftattete Reciprocität und den Verkehr mit den Colonieen der hannover'fchen Schifffahrt erfolgreich geworden, auch felbft ein Frachthandel mit inländifchen Schiffen vom Auslande in britifche Häfen in Gang gekommen. — Den *Gewerben im engeren Sinne* ift der Reichthum an Feuerungsmaterial, welchen das Land überall darbietet, fehr hülfreich, obwohl die Steinkohlenlager, bey einem Ertrage von jährlich nur $2\frac{1}{2}$ Millionen Cubikfufs, einer verbreiteten Anlage von Eifenbahnen für Dampffuhrwerk nicht genügen würden, noch unbenutzte Lager aber fchwerlich fich auffinden laffen möchten. Auch fey dem Nachtheile der vielen Schwankungen im Eingangsabgaben-Syfteme jetzt durch den Tarif von 1825 abgeholfen. Den eigentlichen Fabriken widme fich gegenwärtig kaum Einer vom Hundert (18,697 Menfchen), von denen über ein Drittheil für die fich hebenden Wollmanufacturen arbeitet. Dafs diefe fortfchreiten, obwohl fie an einzelnen Orten abgenommen, wird nachgewiefen durch Vergleichungen der bis zu 1795 (f. *Patje* Abrifs u. f. w.) und dann in der Zeit von 1824 bis 1835 an den Hauptfabrikorten gelieferten Refultate. Die Lederbereitung zeigt fich ebenfalls im Zunehmen, und von der Verwerthung des Flachfes wird nachgewiefen, dafs diefer wichtige Erwerbszweig keineswegs in Verfall gerathen, und für deffen Fortdauer nichts zu beforgen fey. Der neue nordamerikanifche Zolltarif von 1828, und noch mehr der von 1833, haben die frühere Befchränkung der Leinwandeinfuhr abgeftellt, und die Legge-Anftalten wirkten auf Verbefferung und Abfatz der Production höchft erfolgreich, und von den neu errichteten Feinfpinnfchulen und der Einführung der Jacquart'fchen Webeftühle zeigten fich die günftigften Refultate. Die Leinewandausfuhr betrug 1826 an Werth 968,760, im J. 1835 aber 1,319,470 Thaler, und aus der Provinz Hildesheim allein wurde im letzterwähnten Jahre für 600,000 Thaler Garn ausgeführt. Den 21 Realfchulen, und der dem höheren Unterrichte gewidmeten Gewerbefchule ift von der Regierung ein Zufchufs von jährlich über 15,000 Thaler angewiefen, und fie fämtlich finden fich in merklichem Aufblühen, indem die Anzahl der fie benutzenden Schüler feit 1831 faft fich verdreyfacht hat. Da nun ferner die rafch fortfchreitende Ablöfung der gutsherrlichen Laften, welche, wiewohl bey ermangelnden Creditvereinen, allein in der Provinz Lüneburg in den Jahren 1832 bis 1835, ohne die Abfindung durch Land und Renten, an Capital 282,400 Thaler betragen hat, den ficheren Beweis giebt, dafs es dem Landmann nicht an Geldmitteln fehlt: fo folgert der Vf. mit Recht, dafs die Lage des Königreichs eine vorzüglich erwünfchte genannt werden müffe. Die angehängten Tabellen geben Ueberfichten 1) des Flächeninhalts, der Einwohner- und Häufer-Zahl, 2) des Inhalts der verfchiedenen Arten der Grundbefitzungen, 3) des ermittelten Ertrages der Gärten, Aecker und Wiefen, 4) der Vertheilung des Grundeigenthums, 5) der feit 1800 bewerkftelligten Gemeinheitstheilungen und Verkoppelungen, 6) des Viehbeftandes, 7) der Fruchtpreife feit 1777, 8) der Ein- und Ausfuhr, 9) 10) und 11) der hannover'fchen Seefchifffahrt, 12) der Gewerbetreibenden; und fo bietet das Ganze einen fo lehrreichen Beytrag zur Statiftik eines der bedeutenderen deutfchen Staaten dar, dafs der Vf. des Dankes eines, nicht blofs auf diefen befchränkten, Publicums fo würdig als gewifs feyn kann.

Druck und Papier find vorzüglich.

V — W.

St. Gallen, b. Wartmann u. Scheitlin: *Die Anatomie des Staats*, oder *Kritik der menfchlichen Gefellfchaft*. Von *M. Langenfchwarz*. 1836. VIII u. 254 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Der Vf., welcher in der emphatifchen Zueignung an *Daniel O'Connel* als deutfchen Improvifator und Redner fich bezeichnet, bemerkt in einem kurzen Vorworte, dafs er diefes Buch erft pfeudonym habe

erscheinen lassen wollen, allein davon abgegangen sey, weil „ein Mann von Charakter bey Werken der Art besser thue, ohne Hülle ans Licht zu treten.“ Da er nun auf die Prüfung des Vorhandenen sich beschränkt, von weltverbessernden Vorschlägen mit einer, fast ängstlichen, Vorsicht sich fern hält, und zugleich seine Kritik, obwohl freysinnig im ächten Wortverstande, mit einer jetzt seltenen Mässigung vorträgt: so wird es ihm, der aus London schreibt, gewiss nicht schwer fallen, „das Gesagte — im Vaterlande als *Langenschwarz* zu verantworten.“ Dem Buche merkt man die Prädicate des Vfs. übrigens nur zu oft an. Der Dichter zeigt sich in der Fülle an einander gereihter Bilder, und in den eingestreuten Parabeln und Fabeln, sowie der Redner in der breiten Entwickelung und allseitigen Beleuchtung der einzelnen Gedanken und Sätze. So gut das Buch geschrieben ist, so ermüdend wird daher dennoch sein Gebrauch für den Leser, der nicht bloss Unterhaltung, vielmehr den Kern sucht, und nicht selten das Schicksal des verspäteten Kirchengängers theilt, der das Thema der schon begonnenen Predigt versäumt hat, und es aus der Erörterung sich herstellen muss. Der Inhalt zerfällt in mit Rubriken und einem Schlusssatze als Resultat versehenen Abtheilungen, welche wiederum mit Ueberschriften versehene Abschnitte enthalten; eine lange Reihe psychologischer, moralischer, logischer und politischer Andeutungen und Entwickelungen. Hier die Hauptrubriken zur Uebersicht. *Von der natürlichen Unabhängigkeit.* Der Zweck des Daseyns sey: „Fortschreiten zur höchstmöglichen Vollkommenheit auf dem Wege freyer Thätigkeit. — Die Natur wollte diess am deutlichsten beweisen, indem sie ihren Schöpfer zur Hervorbringung des Menschen, eines Wesens in ihr anregte, das — die höchste Entwickelung freyer Thätigkeit — zu erreichen vermochte.“ Also wäre die Natur vor ihrem Schöpfer, und in Beziehung auf diesen selbstständig gewesen! Weil der Mensch ein vernünftiges Thier sey, so wird gefolgert: „die Vernunft ist in dem Menschen edler und höher, als das Thier, folglich ist sie höher und edler, als der Mensch selbst!“ — „So lange es nicht Menschenclassen giebt, die auf eine eigene Weise zeugen und sich begatten, und deren Geburtsorgane von den gewöhnlichen abweichen, so lange bleibt der Grundsatz eines Geburtsvorrechts eine strafbare und menschheitwidrige Verrücktheit.“ Naturwidrig würde richtiger gesagt, und die Strafbarkeit zu begründen gewesen seyn. — *Vom Streben nach Unabhängigkeit.* — *Vom Entstehen des Staats.* „Aus Wilden werden Familien, aus diesen Gesellschaften, aus diesen Colonieen (?), und aus letzten Nationen und Staaten.“ Der Staat ist Bedingung des Fortschritts und der Civilisation. — *Von der Abhängigkeit im Staate.* „Staatsrevolutionen, die beabsichtigen, den Zustand eines *Staats* beyzubehalten, aber in dem Staatszustande *volle Unbeschränktheit* einzuführen, sind schon an und für sich so lügenhaft, so der Natur der Sache zuwider, so sinnlos, dass es zu bewundern ist, wie sich bisweilen eine grössere Zahl von Menschen durch die versteckten Absichten einer kleineren Zahl zu diesem Zwecke kann hinters Licht führen lassen.“ Der Wille des Einzelnen im Staate dürfe kein absoluter seyn, und die Willenskraft müsse durch allgemeine Gesetzeskraft geleitet werden. — *Von der nothwendigen Regierung.* Sie sey zum Schutze des Gesetzes erfoderlich. — *Von der Freyheit und Ungebundenheit.* Nur die Erste, mit Beachtung der gesetzlichen Rechte Anderer, nicht aber diese, sey im Staate zulässig; und käme es nicht endlich zu einer „freywilligen, friedlichen Uebereinkunft der Vermögensbeschränkung, der Feststellung einer Grenze des Reichthums“, so vermöge nur „Menschenliebe in ihrem ganzen Umfange“ dem Uebelstande des vermehrten Elendes vorzubeugen, und zu wehren, dass die zur Verzweiflung gebrachte Armuth nicht zu blutigen Gewaltschritten übergehe. Der Absolutismus sey nur tauglich für den Zustand der Wildheit und Rohheit der ersten gesellschaftlichen Zustände, und müsse, mit deren Ausbildung, einer gesetzlichen Beschränkung der Regierungsgewalt weichen, welche dann einer Bürgschaft ihrer Dauer bedürfe, damit sie nicht in eine blosse Scheingarantie ausarte. Zugleich wird gegen den Missbrauch der republikanischen Formen, und dagegen gewarnt, „in die Nacht des Ehrgeizes“ zu verfallen, und „die Beaufsichtigung des öffentlichen Interesse den Tausenden von Inhabern eines Tummelplatzes zu übergeben, auf dem die Tyranney der grenzenlosen Unbeschränktkeit eine noch weit blutigere Fahne aufstecken würde, als die des Absolutismus.“ — *Von dem Grade der gesetzlichen Freyheit.* Dieser Grad bestimme sich nach dem der Bildung, d. h. der Weisheit, hänge mithin von der elterlichen Erziehung und eines Jeden eigener Anstrengung, dem wahren Steine der Weisen, ab. Ueber Freyheit und Gleichheit der Neuerer, „jene Chimäre, jenes träumerische Monstrum“, wo der Vf. mit dem Ausrufe schliesst: „Lieber will ich unter ächten Wilden ein ächter Wilder seyn, als unter halbcivilisirten Staatsbestien ein Gleichheitsbürger.“ — *Von der Freyheit der Regierenden.* Die Regierung bedürfe, um der Freyheit würdig zu seyn, und als des Staates Vorbild, der meisten Bildung. — *Vom Glücke des Staatsbürgers.* Dieses, der einzige Zweck der Regierung, bestehe in der Unabhängigkeit unter dem Gesetze. Warnung vor den politischen Quacksalbern, die unter Ausrufung die Schranken des Gesetzes niederzureissen, und „ihr eigenes Schäfchen während der Finsterniss ins Trockene zu bringen“ beabsichtigen, „auch den Staat zum Markte umbilden wollen, auf den sie ihre faulen Früchte bringen dürfen. — *Von der gesetzlichen Beaufsichtigung des Gedankens.* Jeder Leidenschaftlichkeit, welche einer ansteckenden Krankheit gleich wirke, dem „egoistischen Fanatismus“ sey vorzubeugen. Gedankenäusserungen müssten unverboten bleiben, der Missbrauch der Veröffentlichung nur verhütet werden; über das: Wie? kein Wort. — *Von der Bürgschaft des Staatsglückes.* Nachgiebigkeit gegen billige Wünsche des Volkes, als mit der Würde der Regierung nicht im Widerspruche, dargestellt, damit nicht von

der einen Seite die Beharrlichkeit in Hartnäckigkeit, und von der anderen das ruhige Begehren in ungestüme Zwangsfoderung ausarte. Gewiss durch die Geschichte bewährt; denn ohne strenge Durchführung des bekannten: *point de concessions!* würde mehreren Revolutionen vorgebeugt seyn. — Die *Macht* im Staate, als verschieden von der Regierung, der Nation und Repräsentation betrachtet, weil sie bald mit der Einen, bald mit der Anderen in einer herausgehobenen Beziehung verbunden seyn kann. Daher könne die Regierung über deren Schranken bestimmen, ohne sich etwas zu vergeben. — Einfluss der Persönlichkeit des Regierenden sey durch keine Verfassung, keine Garantie im rechten Gleise festzuhalten. Das sicherste Mittel sey, „den anerkanntest und unbedingtest Rechtschaffenen an die Spitze zu setzen." Wie zur Entdeckung dessen zu gelangen, „sey dem Vf. zwar bekannt, allein er enthalte sich aus triftigen Gründen hier der Erklärung." Ferner sey „die Unverletzlichkeit und Unantastbarkeit des Garantirenden" ein Selbstbetrug, welchen das Volk bey den neuen Verfassungen sich spiele. „Das Gesetz muss strafen; und da der oberste Handhaber des Gesetzes, oder das Staatsoberhaupt, sich gleichfalls dem Gesetze zu unterwerfen hat, so muss er auch bestraft werden können." Ueber das „Wie und durch Wen? abermals kein Wort; noch weniger eine Erörterung über die volksbeglückenden Wirkungen des ehemaligen Instituts des *Justiça* in Arragon, welche hier am rechten Orte gewesen seyn, aber schwerlich zum Belege gedient haben möchte, da darin nur das Haupt der übermächtigen Aristokratie sich gezeigt haben würde, so oft unsere Staatskünstler auch, sich liberal gebend, darauf sich berufen. — *Von der absoluten bürgerlichen Abhängigkeit.* In Beziehung hierauf wird sehr wahr bemerkt, „es sey zugleich der Fluch und der Segen der Menschheit, dass in der Hoffnung, etwas zu *seyn*, zugleich die Hoffnung, etwas zu *übertreffen*, liege." — „Vergnügen wir uns damit, dass wir nach und nach das Joch der Ungerechtigkeit abschütteln; das Joch der bürgerlichen und menschlichen Abhängigkeit im Staate kann und wird niemals von unseren Schultern fallen." — *Von der Rückkehr zur vollen Unabhängigkeit.* Wer eine solche bezwecke, müsse völlig isolirt von allem Vereine mit Staat und Gesellschaft leben wollen und können.

Diess der Inhalt eines Buches, dem der Vf. eine Wichtigkeit beylegt, obwohl er, dem Titel und seiner wiederholt abgegebenen Erklärung getreu, sich auf eine Zusammenstellung seiner Wahrnehmungen und Ansichten über die vorgefundenen geselligen Verhältnisse beschränkt, und sorgfältig vermieden hat, über die Zukunft Prognostiken und Rathschläge mitzutheilen. Ist dieses aus Vorsicht unterlassen, so scheint die Nutzanwendung der Ausführung vorenthalten, der nützlichere Theil des Ganzen unterdrückt zu seyn; und da eine bange Ahnung eines nahe bevorstehenden Kampfes zwischen den Besitzenden und Entbehrenden wiederholt ausgesprochen wird, so möchte es wohl die Menschenpflicht dem welterfahrenen Manne geboten haben, sein Schärflein zu, solcher Katastrophe vorbeugenden Massregeln zu liefern.

Papier und Druck sind untadelhaft.

V—W.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Darmstadt*, in Heyers Hofbuchhandlung: *Ueber Eisenbahnen auf Staatsrechnung*, von einem patriotischen Eisenbahn-Actionär. 1836. 48 S. 8. (4 gr.)

Die in der neueren Zeit so wichtige, und schon oft aufgeworfene Frage, „ob es besser sey, die *öffentlichen* Eisenbahnen auf *öffentliche* Rechnung (des Staats, der Provinz, nach Umständen einer Gemeine, wenn sie nur diese anginge) zu bauen und zu unterhalten, oder sie durch Private oder Privatgesellschaften unternehmen und ausführen zu lassen, wird in dieser Abhandlung zu beantworten versucht. Der Vf. erklärt sich dafür, dass die Anlage und Unterhaltung der Eisenbahnen vom Staate übernommen, die Benutzung derselben aber, unter angemessenen Bestimmungen, freygegeben werden müsse. Nur auf diese Weise würde den Collisionen vorgebauet werden können, welche zwischen dem Interesse der betheiligten Privaten und der hier immer erfoderlichen Obhut und Einschreitung der Staatsverwaltung sich erheben würden. Nur dann könne dem Publicum eine billige Bestimmung des Bahngeldes gesichert werden. Auch in England verbreite sich die, dieser Ansicht beytretende Meinung immer mehr, wo doch die meiste Erfahrung über diesen Gegenstand habe gesammelt werden können, und die Kostbarkeit der Unternehmung dürfe nicht abschrecken, da zu solchem Zwecke Anleihen zu machen, unbedenklich erscheine, indem die Staatsschuld damit nicht vermehrt, vielmehr eine Erwerbung möglich gemacht würde, welche Zinsen zu decken, und einen Ueberschuss zum Abtragen des als Kaufgeld zu betrachtenden Kapitals zu gewähren geeignet wäre. Diese lichtvoll entwickelten und durch umsichtige Bemerkungen unterstützten Gründe gewinnen für des Vfs. Meinung, und mit Ueberzeugung muss man dessen Wunsche beytreten, die hier angeregte Frage ferner einer reiflichen Prüfung unterworfen zu sehen, und mit ihm aussprechen; „Die Eisenbahnen übertreffen in den Factoren der Geschwindigkeit und der verhältnissmässigen Kostenersparung alle anderen Mittel des Transportes und des Verkehrs. Das Product dieser beiden Factoren ist so ungeheuer gross, so weit eingreifend in alle materiellen und auch in wichtige geistige Interessen, sein Einfluss daher so unermesslich, dass die Staatsregierungen der Nation eine solche sorgfältige Voruntersuchung schuldig sind, und diese Pflicht erfüllen müssen, ehe es zu spät wird, ehe sie sich nämlich durch übereilte Concessionen die Hände gebunden, das Staatsrecht zum Privatrecht gemacht haben." Auch die Schlussbemerkung, dass die Sache der Eisenbahnen an sich gewonnen sey, dass sie sich nur einige Jahre, und zwar zugleich zum grössten Nachtheile der Aufschiebenden selbst, aufschieben, aber auf die Länge nicht mehr der civilisirten Menschheit vorenthalten lasse, ist gewiss eben so richtig, als zeitgemäss.

Druck und Papier sind gut.

V — W.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

APRIL 1837.

GESCHICHTE.

Stuttgart u. Leipzig, b. Rieger u. Comp.: *Erzherzog Karl und der Weltstreit* von 1792 bis 1815. Vaterländisches Geschichtsbild von Dr. *A. J. Gross-Hoffinger.* Mit dem Portrait des Erzherzogs Karl und der Schlacht bey Aspern in Kupferstich. 1836. XII u. 656 S. gr. 8. (2 Thlr.)

Nicht leicht hat ein Autor sein eigenes Werk mit hochtrabenderen Worten eingeführt, als Hr. *Gross-Hoffinger* das vorliegende. „Lebhaft gefühlt," so heisst es in seinem Vorworte, „und vielfach ausgesprochen wurde seit lange in Deutschland, Frankreich und England der allen Parteyen gemeinsame Wunsch, es möchte von dem Weltkampf ein historisch treu und künstlerisch aufgefasstes Zeitbild, von einem innerlich Berufenen entworfen, ans Licht treten. Geschichtschreiber und Dichter von den drey grossen Nationen waren seither vielfach bemüht, diesem Wunsche zu entsprechen; allein der Erfolg hat gelehrt, dass es Keinem gelungen war, das Hinderniss der Einseitigkeit der Quellen zu besiegen, und sich aller nationalen und Partey-Gesinnungen zu entschlagen." „Fast immer," so fährt er fort, „werde uns jenes grosse Weltereigniss, das die Gestalt Europa's veränderte, mit französischer Gesinnung dargestellt, fast immer das Kriterium der Thatsachen aus französischer Quelle geschöpft. Daher fehle es uns noch immer im Vaterlande an einem Werke der schreibenden Kunst, aus dem sich der Nachwuchs jener im Kampfe begriffenen Generation von der Wahrheit unterrichten, woran sich ein deutsches Herz erfreuen, und durch dessen unparteyische Haltung ein jedes Volk sich befriedigt finden könnte." Zwar will er sich nicht geradezu zumuthen, dass ihm etwas vollkommen gelingen könnte, was seinen ausgezeichnetsten Vorgängern misslang, doch scheint es ihm, er habe sich eines neuen Mittels bemächtigt, zur Vereinigung historischer Gerechtigkeit mit patriotischer Färbung — zur Herstellung der mathematischen Correctheit in einem vom Lichte der Vaterlandsliebe betrachteten Zeitgemälde. Dieses neue Mittel schien ihm theilweise die *praktische Auffassung* der Zeitereignisse nach Berichtigung der historischen Daten, vermittelst eines rein vaterländischen Apparates.

Ob die dreyfache Bedingung der nutzbringenden Anwendung dieses Mittels: unerschütterliche Künstlerruhe, welche erhaben ist über die Anfechtungen der darzustellenden Gegenstände; ferner die innerliche Begabtheit eines poetischen Gesichtes; endlich der Besitz solcher unbenutzten historischen Nachweisungen, welche geeignet sind, ein neues Licht über jenen Zeitraum zu verbreiten, — ob diese dreyfache Bedingung sich vollkommen erfüllt finde durch den Beruf des Vfs., darüber wagt er zwar nicht zu entscheiden; doch scheint er davon überzeugt zu seyn, weil er ja im anderen Falle das ganze Werk unterlassen haben würde.

Entkleidet man das ganze, 12 Seiten lange, Vorwort des Vfs. von dem theils überflüssigen, theils unverständlichen Bombast, so stellt sich heraus, dass er ein poetisches Gemälde jener Zeitperiode, hauptsächlich nach deutschen Originalquellen, mit Berichtigung vielfacher französischer Irrthümer, zu entwerfen beabsichtigte. Bey so grosen Versprechungen nahm Rec. dieses Werk mit nicht geringen Erwartungen zur Hand. Poetischer Vortrag bey strenger Unparteylichkeit, neue Aufschlüsse aus bisher unbenutzten deutschen Originalquellen — wen hätte diese Aussicht nicht zur eiferigen Durchlesung angeregt! Allmälich mehr und mehr enttäuscht, gelangte Rec. bis zur letzten, der 650sten Seite, wo ein *Nachwort* des Vfs. zwar nur verblümt, aber doch ziemlich ehrlich, das Misslingen seines Unternehmens selbst zugiebt, wie folgende Stellen beweisen: „Neuere Zeitverhältnisse und die grössere Aufmerksamkeit, welche ich den militärischen Operationen zu widmen mich veranlasst gefühlt habe, nöthigten mich, von dem im Vorworte vorgezeichneten Plane, namentlich in Bezug auf die *Darstellung* und *subjective Auffassung*, in Etwas abzuweichen, um mehr Raum für die Geschichte und Motivirung der Kriegsereignisse zu gewinnen.... Demungeachtet war es bey der *bisherigen Armuth* der deutschen Quellen über die Feldzüge des Erzherzogs Karl nicht möglich, eine so vollkommene Geschichte derselben herzustellen, als sie wünschenswerth wäre. Auch verhinderte in unserem deutschen Vaterlande, wo Leidenschaften und Erinnerungen lange wach bleiben, manche nothwendige Rücksicht und manch billiges Bedenken, jene Umständlichkeit und Klarheit, welche die französischen Memoiren und Geschichtswerke, trotz ihrer Unzuverlässigkeit, in hohem Grade auszeichnet. Indessen hoffe ich, zu einer von der unparteyischen Nachwelt zu verfassenden Geschichte der Kriege zwischen Frankreich und Oesterreich eine nützliche Vorarbeit geliefert zu haben."

Aus den citirten Stellen des Vor- und Nachwortes geht klar hervor, dass der Vf. nicht mit der gehörigen Vorbereitung und Quellenkenntniss seines schwie-

rigen Stoffes Hand an sein Werk legte; von einer poetischen Darstellung findet sich keine Spur. Eine Geschichte der Kriege zwischen Frankreich und Oesterreich in dem angegebenen Zeitraum ausschliesslich, oder auch nur hauptsächlich nach deutschen Quellen schreiben zu wollen, ist erstens unmöglich, zweytens aber selbst, wenn es möglich wäre, höchst undankbar, und schon von vorn herein verfehlt. Welcher Militär-Schriftsteller — und als solcher tritt der Vf. auf, möchte sich bey Darstellung kriegsgeschichtlicher Ereignisse freywillig der Quellen des einen oder des anderen kriegführenden Theiles enthalten, blofs darum, weil Unwahrheiten und Unrichtigkeiten darin enthalten sind! An der Hand der Kritik werden sich diese leicht beseitigen lassen, wenn der Schriftsteller ein Mann von Fach ist, der nicht nur gelegentlich und unvorbereitet in den höchst schwierigen Zweig der Kriegsgeschichte herüberstreift. Der Vf. nennt die gehaltvollen Aufsätze der österreichischen Militär-Zeitschrift *unbenutzte Quellen*. Weiss er nicht, dass diese Zeitschrift in keiner Bibliothek eines deutschen Regiments fehlt? — Ist ihm das ausgezeichnete Werk: *Geschichte der Kriege seit dem Jahre* 1792. Leipzig, b. Brockhaus, von welchem bis jetzt 7 Bände erschienen sind, unbekannt? — Wie insbesondere die österreichischen Quellen benutzt werden müssen, wenn ein der Wahrheit sich näherndes Ganze über jeden Feldzug zu Tage kommen soll, hätte sich hier auf jeder Seite lernen lassen. Seit 10 — 12 Jahren wird in Deutschland kein Treffen, keine Schlacht aus der angeführten Periode von irgend einem Militär-Schriftsteller beschrieben, ohne dass auf die österreichische Militär-Zeitschrift besondere Rücksicht genommen wurde, und nur in den Jahren 1809 und 1813 ist diess weniger der Fall, weil aus dieser Zeit die österreichischen Militär-Schriftsteller, ausser wenigen Andeutungen, bis jetzt noch ein vorsichtiges Schweigen beobachten.

Da der Vf. vorzugsweise für Militärs geschrieben zu haben vorgiebt, so wollen wir einige der Hauptirrthümer, in die er verfällt, sowie die Hauptmängel, herausheben. S. 61, bey der *Charakteristik der Heere*, heisst es: „Die französischen Schriftsteller gelten als Lehrer der Strategie fast im ganzen civilisirten Europa, wo die Schriften eines *Folard* n. A. als kriegswissenschaftliche Orakel gelten." Aber bekanntlich sind *Folards* Verdienste um die Strategie höchst gering, während er als Ingenieur und Taktiker eine ungleich höhere Stelle einnimmt. — Bey der Charakteristik der beiderseitigen Heere ist dem Aeusseren, der Bekleidung, dem Schnitte u. s. w. der Uniformen zu Viel Raum vergönnt, dagegen ein höchst wichtiges Element, die *Verpflegung*, aus deren Verschiedenheit sich so Vieles erklärt, ganz mit Stillschweigen übergangen. — Die Darstellung des ersten Feldzuges 1792 ist gerade in ihrem militärischen Theile viel zu kurz behandelt, um für den Militär belehrend zu seyn. Eine trockene Aufzählung der hauptsächlichsten Kriegsereignisse ist noch lange keine Kriegsgeschichte. Bey solcher Behandlung verschwindet alles strategische Detail der Märsche, alles Taktische der Schlachten und Treffen; Proclamationen nehmen den gröfsten Theil des Raumes ein. Der Feldzug 1792 in Deutschland ist auf 2 Seiten, der Feldzug in den Niederlanden, nebst der Schlacht von Jemappes, auf 5 Seiten abgemacht.

Was wir hier von dem Feldzuge 1792 gerügt haben, gilt auch von denen 1793 — 1795, mit Ausnahme der Schlacht bey Fleurus, welche der Vf. ausführlicher behandelt hat.

Die Aeusserung S. 190: „Auch dem österreichischen Staate war sein Bonaparte erstanden", erscheint, bey aller Anerkennung der Talente des Erzherzogs Karl, dennoch in jeder Beziehung ungeeignet. — Unlogisch heisst es auf der nächsten Seite: „Dem militärischen Geschichtswerke und dem Commando des Erzherzogs ist es hauptsächlich zu danken, dass die österreichische Kriegsgeschichte des Jahres 1796 nicht mit Schmach bedeckt ist." — Das Geschichtswerk konnte diess nicht verhindern, wohl aber das Commando. Die Schlacht bey Malsch, über welche so Viel zu sagen war, ist mit 5 Zeilen (S. 197) abgefertigt. Eben so die Schlachten bey Neresheim, Würzburg und Biberach. Was läfst sich für den militärischen Leser aus solchen blofs chronologischen Andeutungen erlernen? — Und doch stand dem Vf. gerade hier ein so reichhaltiges Material, des Erzherzogs eigenes Werk, zu Gebote.

S. 229 heisst es: „Was ihre (Bonaparte's und des Erzherzogs) gegenwärtige Lage (im Jahre 1797) betraf, so war sie beiderseits eine höchst schwierige, und bedarf einer näheren Beschreibung in *politischer*, *strategischer* und *militär-ökonomischer* Hinsicht." — Allein nur die erste Beziehung wird auf den folgenden Seiten gewürdigt, die beiden anderen eben so wichtigen sind mit Stillschweigen übergangen. — Die Stelle S. 246: „Der Erzherzog, welcher verschiedenen Gefechten, wie ein gemeiner Soldat, sich ausgesetzt hatte", ist wenigstens — nicht poetisch.

Etwas ausführlicher, doch immer noch lange nicht genug, um ein Bild davon zu geben, beschreibt der Vf. die Schlachten bey Osterach und Stockach. Bey der Darstellung des Feldzugs 1799 müssen wir herausheben, dass der Vf. häufig, im Widerspruche mit dem Titel seines Werkes, auf solchen Kriegsschauplätzen, auf welchen sich der Erzherzog Karl nicht befindet, ausführlicher ist, als auf jenen, wo Karl selbst befehligte. Diess fällt besonders in den Feldzügen des Jahres 1800 auf, an welchen der Erzherzog keinen Theil nahm, und die dennoch in mancher Hinsicht ausführlicher behandelt sind, als es im Verhältniss zum Ganzen nöthig wäre.

General Mack, den der Vf. überhaupt schon im Anfange seines Werkes zu hoch stellt, wird über die Capitulation von Ulm lange nicht streng genug beurtheilt.

Der Feldzug 1809 in Deutschland, obwohl von dem Vf. mit Vorliebe dargestellt, ist nicht geeignet, des Erzherzogs Karl Feldherrntalent besonders herauszuheben. Zwar meint der Vf. S. 429, die Operationen des Erzherzogs in den ersten fünf unglücklichen

Tagen dieses Krieges könnten erst dann gerecht beurtheilt werden, wenn die Zeit alle seine moralischen und strategischen Triebfedern ans Licht gebracht haben werde. Aber gerade über diesen Theil des Feldzuges sind von beiden Seiten so wichtige Aufschlüsse bekannt, dass, wenigstens in strategischer Hinsicht, zur Fällung eines Urtheils nichts Weiteres mehr abgewartet zu werden braucht. Die Schlacht bey Aspern, der Glanzpunct im Heldenleben des Erzherzogs Karl, ist die einzige, welche, wenn auch nicht militärisch richtig, doch ausführlich genug beschrieben ist, um dem Leser ein Bild derselben zu geben. Der Schlacht bey Wagram ist der bekannte Bericht *Varnhagens* in *Raumers* historischem Taschenbuche zu Grunde gelegt. Die Ereignisse von 1810 — 1815 werden unter dem Titel: *Ende des Weltstreites*, nur im Fluge berührt.

Ein Anhang giebt unter der Aufschrift: „*Zur Geschichte des Erzherzogs Karl*", folgende Documente verschiedenen Werthes: 1) Schreiben des Erzherzogs Karl an den König von Baiern, vom 9 April 1809. 2) Briefe des Generals von Grünne an den Fürsten von Ligne, zur Rechtfertigung seines Betragens in dem Kriege von 1809. 3) Brief des Grafen von Stadion an den General von Grünne. 4) Zwey Generalbefehle des Erzherzogs Karl, vom 4 und 20 März 1809. 5) Angeblicher Brief des Kaisers Franz an den Erzherzog Karl, vom 20 Juli 1797. (Aus *Bouriennes* Memoiren.) 6) Proclamation beym Vorrücken der k. k. Armee, ohne Datum. 7) Auszüge aus Napoleons Correspondenz und seinen Werken. Alles längst bekannt. 8) Stärke der beiden Armeen 1796. Auszug aus der österreichischen Militär-Zeitschrift. 9) Statistischer Ueberblick der Eroberungen Frankreichs über Oesterreich, am 18 April 1797. 10) Berichtigungen der Kriegsgeschichte von 1792 bis 1815. Auszüge aus bekannten Aufsätzen der österreichischen Militär-Zeitschrift und dem österreichischen Archive.

Den Schluss machen *Notizen* über die bedeutendsten Personen, welche in den Feldzügen des Erzherzogs Karl mitgewirkt haben. Diese Notizen sind aus der österreichischen National-Encyklopädie gezogen, und beziehen sich auf Bellegarde, Chasteller, Clairfait, Coburg, Ferdinand, Hiller, Hofer, Hormayr, Johann, Kienmayer, Klenau, Kray, Lichtenstein, Ludwig, Mack, Maximilian, Melas, Ott, Rainer, Schneider, Schwarzenberg, Alwinzy, Albrecht von Sachsen-Teschen und Wurmser.

Konnten wir in unserem im Eingange ausgesprochenen Urtheile dem Werke des Vfs. weder den Werth einer praktisch aufgefassten, noch einer militärisch belehrenden Darstellung zugestehen, so verlangt andererseits die Gerechtigkeit, dasselbe ein für ein allgemeines Publicum passendes und gut geschriebenes zu nennen, das jedenfalls den farb- und gehaltlosen Compilationen der in Darmstadt erschienenen *Allgemeinen Geschichte der Kriege der Franzosen* bey Weitem vorzuziehen ist. Ohne das Viel versprechende Vorwort, dessen oben erwähnt wurde, hätte sich die Kritik mit einem minder strengen Urtheile begnügen dürfen.

Druck und Papier sind gut; die beiden Kupferstiche aber kaum mittelmässig.

— s —

WIEN, b. Gerold: *Wiener Skizzen aus dem Mittelalter*, von *J. C. Schlager*. Erste Reihe. IV u. 284 S. Zweyte Reihe. 380 S. 8. 1836. (4 Rthlr.)

Der Vf. giebt hier manche Skizzen, um das frühere Volksleben der Wiener zu beleuchten. Die erste Reihe enthält: Das Volksfest der laufenden Pferde in Wien; Originalbeyträge zur Geschichte der Juden (mit historischem Interesse), fortgesetzt in der zweyten Reihe; die Feldzüge der Wiener im Mittelalter; die alte Topographie des Petersplatzes; die Festung Wien im Mittelalter und der Stadtgraben; der Bau und die Benennung des Spinnenkreuzes am Wienerberge; die alte Topographie des Hohenmarkts; das Wiener Beckerschüpfen; Volksgebräuche, Feierlichkeiten und Einzüge; Aufklärung des Beynamens des Erzherzogs Albrecht mit dem Zopfe. — Die zweyte Reihe: Alter Kirchenritus zu St. Stephan; die Palmenweihe auf dem Palmbühel; die Pumpermetten; die Fusswaschung; das Passionsspiel; die Freytagsprocession; der Wolfssegen; die Stationen der Frohnleichnamsprocession und ihrer Octave; die Heilthumsfeier, mit einer Abbildung des Heilthumsstuhles; Wiener Hofhaltung und Hofsitte des J. 1441, ein schöner Beytrag zur Lebens- und Regierungs-Geschichte der römischen Königin Elisabeth; die Wiener Hofschranne im J. 1370, und ihr ferneres Schicksal; die Seelhäuser und die Regelschwestern zum dritten Orden in Wien; Beyträge zur alten Ortsbeschreibung des Stephans-Freythofes, samt einem Anhange über die Kirchenmeisterey und das Schicksal des Kirchenschatzes in den J. 1526 und 1531; Tagesgeschichten aus der Wiener Vorzeit; das feierliche Wiener Einzugsfest des Mittelalters 1452; Sr. kais. Majestät Forstmeisters und Pflegers zu St. Veit gewaltiger Vorgang gegen einen Lichtensteinischen Untersassen, Wagenknecht und Vorschützen 1510; Ali Bascha von Ofen und der schwarze Aga im Stadtgraben-Gefängnisse zu Wien; die Kreuzspinnerin am Wiener Berge vom J. 1709. — Alles aus Documenten des Wiener Stadt-Archivs. Besonders für Wiener, aber auch für andere Deutsche ist manche Notiz unterrichtend; der Preis des Buches aber unverantwortlich hoch.

R.

JUGENDSCHRIFTEN.

MARBURG, b. Elwert: *M. Joh. Friedr. Heynatz auserlesene Erzählungen aus der biblischen Geschichte*, neu bearbeitet von Dr. *Wilh. Usener*, Pfarrer zu Marburg. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1835. VIII u. 104 S. 8. (4 gr.)

Von der ersten Auflage der umgearbeiteten *Heynatz*'schen auserlesenen Erzählungen aus der biblischen

Geschichte von Hn. Dr. *Usener* fand den verdienten Beyfall, und wurde in mehreren Schulen eingeführt, und der Vf. hat sich bemüht, dieser bald nöthig gewordenen zweyten Auflage, durch manche Verbesserungen und Zusätze, eine noch grössere Vollkommenheit zu geben, und hat die ihm bekannt gewordenen Beurtheilungeu der ersten Auflage mit Einsicht benutzt. Das Ganze zerfällt in 50 Erzählungen, wovon 26 dem alten Testamente und 24 dem neuen Testamente angehören. Rec. hat diese kleine Schrift wiederholt mit Vergnügen gelesen; die Ansichten des Vfs. sind klar und richtig, und der Ton der Erzählung einfach und sachgemäss. Ueber jeder Erzählung steht ein passender biblischer Spruch, z. B. über der Schöpfungsgeschichte: Ps. 104, 24, und die meisten Erzählungen schliessen mit einem passenden Liederverse. Ueber der Erzählung: *Unschuldsglück und Sündenfall* findet man den passenden Spruch: Sir. 21, 2; über *Moses Gesetzgebung auf Sinai:* 1 Joh. 5, 3 u. a. m. Wie sehr der Vf. alles Anstössige im Ausdrucke beym Unterrichte der Jugend zu vermeiden wusste, das erhellt unter Anderem aus einer Stelle, worin Josephs Aufenthalt im Hause Potiphars, und die Scene mit Potiphars Frau erzählt wird. „Joseph (heisst es hier S. 16) hatte sich beym Potiphar durch seine Geschicklichkeit und Treue so sehr in Gunst gesetzt, dass ihm dieser bald sein ganzes Hauswesen anvertraute. Joseph war also in diesem Hause nicht unglücklich; doch sollte dieser Zustand nicht von langer Dauer seyn. Potiphars Frau nämlich hatte ihn lieb gewonnen, und suchte ihn zum Bösen zu verleiten. Joseph aber liess sich nicht verführen, sondern sprach: „Wie sollt' ich u. s. w." Der Auszug der Israeliten aus Aegypten und die zehn Landplagen sind mit vieler Umsicht erzählt. Eben so heisst es S. 29 von den israelitischen Richtern: „Selbst die Richter muss man sich nicht immer als Männer von ganz vollkommen erleuchteten Einsichten und durchgängig rechtschaffenem Wandel vorstellen. Jephta, welcher das Volk von dem Joche der Ammoniter befreyte, hatte eine so geringe Kenntniss von den israelitischen Opfergesetzen, dass er, ehe er den Zug gegen die Feinde antrat, das unbesonnene Gelübde that, Gott das Erste, das ihm bey seiner sieghaften Rückkehr aus seinem Hause entgegen kommen würde, zu opfern, ohne zu bedenken, ob es nicht etwa ein zum Opfer nicht brauchbares Thier, oder gar ein Mensch seyn könnte. Es war seine eigene Tochter, die ihm zuerst entgegen kam, und er that an ihr, wie er gelobt hatte. Sein Nachfolger, Simson, der sonst wegen vieler Proben seiner Leibesstärke berühmt ist, war in Absicht auf seine Seele desto schwächer, sobald es darauf ankam, seinen Leidenschaften Schranken zu setzen." — Dass das *Predigerbuch* und das *hohe Lied*, welche beide *Salomo's* Namen führen, auch dem Salomo als Verfasser zugeschrieben werden, obgleich bedeutende Sprachgründe dagegen streiten, das kann in einem Buche, bestimmt für den Jugendunterricht, leicht entschuldigt werden. Die Erzählung: *Antiochus und die Makkabäer*, S. 52 f., enthält das Wichtigste aus einem bedeutenden Zeitraume in möglichster Gedrängtheit. — Das neue Testament ist mit gleicher Sorgfalt, wie das alte Testament, bearbeitet. Die Erzählung: *Jesus in der Wüste*, S. 63, hat die Aufschrift Jak. 4, 7: „Widerstehet dem Teufel, so fliehet er von euch", und schliesst passend mit der ersten Strophe des schönen Kirchenliedes: „Mache dich, mein Geist, bereit." Unter den *Wundern Jesu* hat der Vf. diejenigen herausgehoben, an welche sich zweckmässige Betrachtungen anknüpfen lassen. Die *letzte Reise Jesu nach Jerusalem* ist einfach und gut erzählt, und schliesst mit der schönen Strophe von *Paul Gerhard:* „Dein Zion streut dir Palmen u. s. w." S. 95 heisst es: „Jesus trug anfangs *sein Kreuz* selbst." Bestimmter wäre es vielleicht gewesen, zu sagen: „den Kreuzesbalken", da die, welche gekreuzigt werden sollten, nur den Querbalken tragen mussten, der hohe und schwere Schaft des Kreuzes aber schon vorher in der Erde befestigt wurde, und von Einem Manne nicht getragen werden konnte. — Sehr passend schliesst die Erzählung *von der Kreuzigung Jesu* mit den Worten des Dichters: „Der du voll Blut und Wunden u. s. w." Eine gedrängte Nachricht *von den Aposteln und ihren Schriften* beschliesst diese sehr zweckmässigen biblischen Erzählungen, denen wir mit voller Ueberzeugung eine recht weite Verbreitung wünschen.

Kw.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Cöslin*, b. Hendess: *Des Bettlers Gabe.* Taschenbuch für 1837, von *Wilhelm Müller.* Dritter Jahrgang. 12. *Rastriga.* Historisches Räthselbild. 320 S. (1 Thlr. 8 gr.)

Rastriga, auf Deutsch *der entlaufene Mönch*, ist wiederum der falsche Demetrius, und zwar auf eine andere Weise. Der Vf. spricht nicht bestimmt seine Aechtheit aus, glaubt jedoch die Gründe dafür denen dagegen überwiegend. Scharf bezeichnet ist er nicht, doch genug, um für Demetrius zu interessiren. Er nimmt an, dass der Mönch Grischka Otrepjew und Rastriga zwey verschiedene Personen waren, er schildert Grischka als einen Bösewicht, dem an tyrannischer Gesinnung kaum der nachmalige Czar Schuisky gleichkommt. Allein diese drey Gestalten sind ausgeführt, die übrigen, Boris Gudonow, Hiob, Marpha u. s. w. stellen nicht mehr vor, als die Staffage eines guten Landschafts- und Architektur-Malers. Von Marina erfährt man nicht viel mehr, als dass sie sich schön putzt, und auf welche Art. Die Landschaft aber ist vortrefflich, d. h. die Sittengeschichte Altrusslands, mit historischen Beziehungen, welche allein hinreicht, diese Variante des so oft abgespielten Thema's zu einer der besten zu machen.

n

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

APRIL 1837.

ERDBESCHREIBUNG.

Mainz, b. Kunze: *Lehrbuch der Geographie alter und neuer Zeit, mit besonderer Rücksicht auf politische und Cultur-Geschichte*, von Dr. *Th. Schacht*, grofsherzogl. hess. Oberstudienrathe. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage, nebst zwey Charten und drey lithogr. Tafeln. Mit kön. würtemb. und grosherz. bad. Privilegium. 1836. XV u. 499 S. gr. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Der Vf. befolgt die wissenschaftlich-synthetische Methode, verfährt also auf entgegengesetzte Weise, als *Volger*, dessen geographische Werke die gelungensten von allen sind, welche der alten politisch-geographischen Methode angehören, der die analytische Methode bis auf den Elementarunterricht hinab ausdehnt, aber doch schnell von der Erde als Ganzes auf Hannover als nächste Heimat überspringt, und der den hydrographischen, orographischen und topographischen Theil höchst kümmerlich behandelt. Er hat viel Uebereinstimmung mit seiner Darstellungsweise zu erwarten, wenn man den pädagogischen Grundsatz beachtet, dass das kindliche Vorstellen und Denken mehr synthetisch, das im gereifteren Alter aber wissenschaftlich, also mehr analytisch, jenes mehr an einander reihend und verbindend, dieses mehr zergliedernd und sondernd sey, und dass jenes vorzugsweise der anschauenden, dem Kindesalter natürlichen, dieses der reflectirenden, dem Jünglings- und Mannes-Alter entsprechenden Thätigkeit des Geistes angehöre.

Allein Rec. giebt dabey zu bedenken, dass der jugendliche Geist eben so oft analytisch als synthetisch verfährt, und dass Analysis und Synthesis bey dem ganzen Geistesleben mit einander abwechseln. Zugleich ist es vorzüglich beym höheren Schulunterrichte, z. B. in Gymnasien, durchaus erfoderlich, in der Geographie vom Ganzen auszugehen, das Allgemeine darzustellen, zum Einzelnen und Besonderen überzugehen, und doch wieder von diesem zum Allgemeinen und Ganzen hinblicken zu lassen. Aus diesen wenigen Gründen kann Rec. dem Vf. nicht unbedingt beystimmen, obgleich er die Bearbeitung des geographischen Materials, namentlich die Deutschlands, für sehr gelungen, und theilweise für gelungener erklärt, als das Lehrbuch der Geographie von *Hoffmann*, welchem bey seinem Erscheinen so grosse, freylich theilweise nicht gegründete Lobsprüche ertheilt wurden.

Schon in der ersten, 1831 erschienenen Auflage entfaltete der Vf. eine vorzügliche Kenntniss des Stoffes und eine schöne Gabe, diesen kurz und gedrängt, aber doch anschaulich und fasslich zu behandeln. Er fasst das Zerstreute unter gemeinschaftliche Gesichtspuncte zusammen, und führt den Lernenden von diesen aus wieder zu jenem, so dass sich der Letzte mit stetem Bewustseyn bewegt, und mit Freuden die Gegenstände sich zu eigen macht. Dieses dürfte ein wesentlicher Vorzug der Darstellungsweise seyn, wozu eine blühende, jedoch nicht gesuchte, Sprache und geistvolle Verbindung des eigenthümlichen Räsonnements mit dem Materiale selbst das Ihrige beyträgt.

Bey dieser wissenschaftlichen, plan- und geistvollen und an geschichtlichen Notizen reichen Behandlung des Materials in der ersten Auflage darf man vom Vf. voraussetzen, dass ihm die mancherley Begebenheiten der letzten fünf Jahre mannichfachen Stoff zu Verbesserungen gegeben haben. Auch will er die Winke von geachteten Pädagogen benutzt, und manche unpassende, namentlich politische Angaben und Aeusserungen geändert oder ganz weggestrichen haben. Wo und von wem jedoch diese Winke gegeben wurden, zeigt der Vf. nicht an, was Rec. für sonderbar hält, da Hr. *S.* von Ansichten abging und dasjenige, was er vor etwa 5 Jahren niederschrieb, selbst für unpasslich erklärte, ohne die Pädagogen zu nennen, und deren Uebergewicht daraus erkennen zu geben, und dass er die Rügen selbst, wenn sie gedruckt erschienen sind (?), ungenannt liess. Nebst Bemerkungen über Methode, Ideengang u. dergl. wird Rec. die Stoffe angeben, welche behandelt sind, und in Bezug auf jene weggestrichenen Aeusserungen einige Vergleiche anstellen, so dass seine kritische Anzeige drey Haupttheile erhält.

Mit dem von Hn. *S.* befolgten Ideengange und mit dessen Methode stimmen wir nicht vollkommen ein, da wir für geographische Darstellungen von dem Grundsatze ausgehen, dass in der ganzen Schöpfung ein gewisser Plan vorhanden ist, den der Mensch entdecken soll; dass die Erde durch enge Bande mit den übrigen Körpern unseres Sonnensystems vereiniget, durch ihren Schöpfer belebt ist, und in allen ihren Theilen die Gegenwart der unendlichen Weisheit verkündigt, woraus wir folgern, dass man beym geographischen Unterrichte von der Betrachtung des Erdkörpers, als Planeten, d. h. von den Grundbegriffen der mathematischen Geographie ausgehen, zur reinen Geographie, d. h. zu Meeren, Erdtheilen, Inseln, Flüssen, Seen, Gebirgen und dergl., und dann zu den

Haupttheilen der phyſikaliſchen Geographie, nämlich zu dem Klima, der Geſtalt und Beſchaffenheit des Bodens, den Producten aus den verſchiedenen Naturreichen, und endlich zu den Menſchen, in ſofern ſie dem geographiſchen Gebiete angehören, übergehen müſſe. Wir haben durch Studien und Beobachtungen während des Unterrichtes die Ueberzeugung gewonnen, daſs man auf dieſem Wege die Natur dem Menſchen am anſchaulichſten gegenüberzuſtellen, ſie mit deſſen Verhältniſſen zu vergleichen und immer tiefer in ihre Geheimniſſe einzudringen vermag; und daſs man durch eine allgemeine Betrachtung der Landfeſten, deren Wechſelverhältniſſe und ihrer Eigenthümlichkeiten, welche man in den Thälern wie in den Grundformen findet, jedem Oberflächentheile der Erde ſeinen untergeordneten Charakter und ſeine Stelle in der Geſamtheit geben kann.

Der Vf. dagegen handelt zuerſt von allgemeinen Vorbegriffen und Anfängen des geographiſchen Zeichnens; im 2ten Abſchnitte von den deutſchen Ländern und ihrer Nachbarſchaft, alſo von Mitteleuropa; im 3ten von der Erdkugel, oder von den Lehren aus der mathematiſchen und phyſiſchen Geographie, und im 4ten von den Ländern und Staaten der Erde, nämlich von Aſien, Afrika, Europa, mit Uebergehung des ſchon behandelten Mitteleuropa, von Amerika und Auſtralien. Dieſe Anordnung iſt der Natur der Sache wenig angemeſſen, und entſpricht dem rein wiſſenſchaftlichen Charakter der Geographie nicht. Im 1ten und 2ten Abſchnitte kommen gar manche Gegenſtände vor, welche bloſs phyſikaliſch oder mathematiſch, alſo von dieſen geographiſchen Theile unnatürlich losgeriſſen, und ihrer Begründung beraubt ſind. Rec. macht z. B. auf die verſchiedenen Grund- und Boden-Arten, auf Erhöhungen des Bodens, auf Klima, Gefäll der Flüſſe und Waſſerſcheide, auf Beſtimmung der Himmelsgegenden und Mittagslinien, auf geographiſche Maſse u. dgl. aufmerkſam, um ſeine abweichende Anſicht kurz zu begründen. Solche Zerſplitterungen beobachtete er ſehr ungern, und miſsbilligt vor Allem die Trennung der mitteleuropäiſchen Länder von den übrigen; er ſieht keinen Grund, warum dieſe, obgleich ſie unſer Heimatland bilden, im 2ten, im 3ten Abſchnitte aber erſt die ſogenannte allgemeine Geographie behandelt werden ſollen. Der Vf. erklärt ſich zwar in §. 4 des 2ten Abſchnittes darüber; allein die Gründe rechtfertigen weder den Anfang mit dem mittleren Deutſchland, noch den mit Mitteleuropa überhaupt. Es entgehen den Schülern die allgemeinen Charaktere, die Eigenthümlichkeiten und Wechſelverhältniſſe der europäiſchen Landfeſten, welche in phyſiſcher und geiſtiger Beziehung eine ſchöne mittlere Stellung zwiſchen den Extremen der verſchiedenen Bildungsſtufen einnehmen; die Schüler lernen ſo weder die continentale, noch verticale Vollendung Europa's überſchauen, und weder die Meere noch Ströme und ihre Gebiete verſinnlichen. Rec. weiſet auf das ſchöne Gebiet des Rheines und der Donau hin, Beide behandelt der Vf. wohl recht gut; allein die Lernenden ſind genöthigt, ſowohl die Charte von Deutſchland, als von Europa zur Hand zu nehmen, um die einzelnen Theile bald auf der einen, bald auf der anderen dem Gedächtniſſe einzuprägen. Bey Erörterung der Frage: „Was deutſches Land ſey", ſagt der Vf. ſelbſt, daſs diejenigen Länder, welche auf der Wandcharte Deutſchlands nicht zu ſehen ſeyen, auf der von Europa gezeigt werden müſsten, womit er ſtillſchweigend geſteht, daſs dieſe Darſtellung nicht ganz zweckmäſsig ſey, was noch daraus erhellet, daſs er für wünſchenswerth hält, auf einer das deutſche Vaterland darſtellenden Wandcharte ganz Mitteleuropa bis über den Memel erblicken zu können.

Den Lernenden entgehen die Charaktere von Nord- und Süd-Europa, von Nieder- und Hoch-Europa und die verſchiedenen europäiſchen Volkscharaktere, was um ſo wichtiger iſt, als der phyſiſche Charakter eines Landes den Volkscharakter weſentlich beſtimmt, und auf letzten ſchlieſsen läſst. Wollte man übrigens dieſe Zerſtückelung des europäiſchen Länder- und Völker-Syſtems auch überſehen, ſo müſste man doch die Darſtellungen aus der mathematiſchen und phyſikaliſchen Geographie nach denen von Mitteleuropa rügend in Anſpruch nehmen.

Der Vf. huldigt, mit faſt gänzlicher Hintanſetzung der naturkundlichen Methode, allein der culturgeſchichtlichen, worin ihm Rec. gleichfalls nicht unbedingt beyſtimmt. Jene hat ſich zwar erſt in unſeren Tagen durch den Einfluſs der Naturwiſſenſchaften auf die Geographie und Geſchichte der Erdoberfläche entwickelt; allein ſie iſt doch als nothwendige Grundlage dieſer anzuſehen, und als ſolche von *Ritter* und ſeinen Schülern behandelt worden. Sie entwickelte ſich als Geographie nach Naturgrenzen, welche zwar auf manches Schwankende führt, aber doch mittelſt ihrer Verbindung mit der reinen Geographie zu einer wahren Propädeutik der wiſſenſchaftlichen Behandlung überhaupt wird.

Dieſer Behandlung nach Naturgrenzen ſpricht der Vf. das Wort durchaus nicht, vielmehr rechnet er ſie zur Syſtemſucht, wodurch man nur zu oft aus der kleinlich erſtrebten Naturgemäſsheit in's Unnatürliche falle, indem man z. B. in einer neuen viel gebrauchten Geographie nach Naturgrenzen Genf und Lauſanne in Frankreich, Hermannſtadt in der Türkey, Gräz in Ungarn, Königsberg in Polen liegen laſſe, weil der Vf. derſelben aus Grille für Frankreich, Türkey, Polen u. ſ. w. willkürliche Naturgrenzen aufzuſtellen ſuche. Dieſer Tadel ſcheint das Lehrbuch von *Dittenberger* zu treffen; allein dann iſt es nicht ganz mit Recht, weil dieſer Geograph das Stromgebiet der Rhone mit ſeinen zugehörigen Städten behandelt, alſo jene zwey erſten Städte nothwendig angeben muſs. Zugleich bemerkt er bei Genf, es liege am Ausfluſſe der Rhone aus dem Genferſee, deſſen Lage in der Schweiz der Anfänger kennt. Bei Behandlung des Donaugebietes muſste er Herrmannſtadt nennen, weil man den Beyſatz Moldau und Wallachei lieſt. Für Gräz und Königsberg gelten ähnliche Gründe; obſchon auch wir die Darſtellungen *Dittenbergers* nicht ganz billigen.

Der Vf. will weder mit dieſer Behandlung nach

Naturgrenzen, noch mit der starren Abscheidung der Erdkunde in die reine und politische Hälfte etwas zu thun haben; er huldigt übrigens der reinen Geographie nach der *Ritter*'schen Schule, ohne es vielleicht zu wissen oder zu wollen. Rec. versteht nämlich hierunter die genauere Kunde der Erdoberfläche, welche sich mit Beschreibung von Land und Wasser, von Erdtheilen und Erdmeeren, von Flüssen und Gebirgen, von Höhenzügen und Thälern, von Hoch- und Tief-Ebenen beschäftigt, und belegt seine Behauptung mit den Darstellungen der Gebirge und Flussgebiete von Mitteleuropa, wobey jedoch das politische, eigentlich statistische Element nicht so scharf getrennt ist, wie in dem Lehrbuche von *Dittenberger*. Bey seiner auf der Cultur- und politischen-Geschichte beruhenden synthetischen Methode legt der Vf. ein grosses Gewicht auf die Geschichte, und folgt seinem Gegner *Dittenberger* vielfach.

Rec. missbilligt auch die Stellung des 2ten und 3ten Abschnittes. Die Gebirge und Landschaften des mittleren Deutschlands, die Gebiete der Weser und Ems, der Elbe mit den nächsten Seitenabdachungen gegen Nord- und Ost-See, die der Oder und Weichsel, die Alpen und der Jura, als Hauptgebirge des südöstlichen Frankreichs, die Gebiete der Rhone und des Rheines, der Maass und Schelde, der Donau und des Po nebst den Nordflüssen des adriatischen Meeres sind allzusehr getrennt, indem die Lehren der mathematischen und physikalischen Geographie, die Länder Asiens und Afrika's zwischen diese Darstellungen von Deutschland und Europa eingeschoben sind. Er achtet zwar des Vfs. Gründe, behauptet aber, dass dieser eine weit gründlichere Belehrung erzielt hätte, wenn diese Zersplitterungen vermieden worden wären. Das schöne Alpengebiet sendet seine Arme nach Frankreich und Italien, und steht durch die Mittelgebirge mit allen europäischen Gebirgen in Verbindung.

Der Vf. lässt im 4ten Abschnitte zuerst Asien und Afrika, dann Europa folgen; Rec. zieht den Anfang mit unserem Welttheile vor, obgleich er zu vielen Vergleichungen mit den drey anderen veranlasst. Er liegt nämlich in geographischer Hinsicht ebenso in der Mitte zwischen Asien, Afrika und Amerika, wie er frey von der Armuth und Einförmigkeit Afrika's und Südindiens, und von dem Reichthume, von der Masse und grossen Verschiedenartigkeit Asiens und Amerika's ist, und die gleiche Vollendung aller seiner Theile dem Ganzen den Charakter der vollkommensten Uebereinstimmung giebt. Sein Klima, seine Ausdehnung, gemäss welcher Alles beschränkter, weniger grossartig und erhaben, aber auch weniger abgesondert, darum lebendiger und zur Entwickelung der Menschheit geeigneter ist; sein ganzer Charakter u. dgl. gebieten dem Geographen oder Lehrer, das europäische Staatensystem und seine Völker zuerst genau kennen zu lehren, bey Betrachtung der übrigen Welttheile durch zweckmässige Vergleiche die Vorzüge Europas recht klar hervorzuheben, und dem Lernenden wiederholt zu vergegenwärtigen. Von den Gebirgen und Flüssen Deutschlands wird unfehlbar ein weit lebendigeres Bild erzeugt, wenn man mit Europa als Ganzem anfängt, und zu Deutschland herabsteigt, als wenn man umgekehrt verfährt.

Den Stoff selbst behandelt der Vf. im Ganzen sehr gut, man erkennt überall, dass er desselben völlig mächtig ist, und dass er die neuesten Forschungen fleissig und gewissenhaft benutzt hat. In einzelnen Darstellungen müsste jedoch Rec. mehrfache Bemerkungen machen, wenn er sich in jene einlassen könnte. Die Behandlung der mathematischen und physikalischen Geographie ist öfters mangelhaft, obgleich von den Meinungen des Alterthums über den Erdkörper weitschweifig gesprochen wird. Man vermisst den Unterschied zwischen Wahrscheinlichkeits- und mathematischen Gründen für die Rundung der Erde; stösst auf mancherley Anticipationen, beobachtet öftere Dunkelheiten, und erkennt überhaupt, dass dem Vf. die Gegenstände nicht in derjenigen Ordnung vorschwebten, wie sie sich in der Quelle finden, woraus sie geschöpft sind. Die Meere, in wiefern sie Länder umgeben, und die Aufzählung der Vorgebirge gehören nicht zur physikalischen Geographie. Von Ebbe und Fluth wird wiederholt gesprochen; die Flächen der Flussgebiete fehlen; den Unterschied zwischen absoluter und relativer Höhe sucht man vergebens; das Geschichtliche der Erfindung des Barometers gehört nicht in die Geographie; sein Gebrauch bey Höhenmessungen würde interessantere Belehrung gewährt haben; für das Klima und die Temperatur fehlen manche wichtige Momente u. s. w.

Von einer allgemeinen Darstellung des physischen Charakters, der Eigenthümlichkeiten der Länder und Gewässer, von der grossen Anzahl vom Meere abgeschlossener Becken, von dem schönen Doppelsysteme der Flüsse und von anderen Verhältnissen Asiens findet man sehr wenig. Aus den Darstellungen Afrika's ersieht man nicht, in wie weit nach Neuholland die Theile desselben am meisten zusammenhängen, und am wenigsten mit dem Meere in Berührung stehen; in wiefern es ein Körper ohne Glieder, oder ein Stamm ohne Aeste ist; dass es weder Halbinseln noch Landzungen, weder weit hervorragende Spitzen, noch tiefe Baien, weder Busen, noch Binnenmeere hat; in der verticalen Ausdehnung zwey Grundformen darbietet, wenige grosse, aber viele kleine im Sande sich verlierende Flüsse hat; dass die wenigen Verschiedenheiten sehr charakteristisch sind, im Klima grosse Einförmigkeit herrscht, der Boden dürr und stets durstig ist, aber bey Vereinigung der Feuchtigkeit mit Hitze doch eine grosse Kraft des Pflanzenwuchses sich entwickelt u. dgl. Diese Beziehungen, Gegensätze und andere Eigenthümlichkeiten hätte der Vf. anschaulicher hervorheben sollen.

Eine solche allgemeine Uebersicht versucht derselbe für Europa, das er hinsichtlich seiner äusseren Gestalt als ein vielgliederiges Anhängsel von einem grossen Welttheile betrachten will; allein er geht weder in die besonderen Charakterzüge, noch in das Unterscheidende zwischen den anderen Welttheilen ein; er hebt weder die Gegensätze zwischen Nieder- und

Hoch-Europa, noch die von Nord- und Süd-Europa hervor, und verſinnlicht nicht, wie ſelbſt Hocheuropa im Oſten und Weſten, in den Alpen und in der Mitte, zwey ſchöne Gegenſätze darbietet. Auch iſt nicht nachgewieſen, in wiefern durch Gemeinſchaft des Urſprungs und der Sprache, der Sitten und Gebräuche, der ſtaatlichen Verhältniſſe und alten religiöſen Glaubensſätze, durch Uebereinſtimmung unterſcheidender Charaktere der Landfeſten und durch das Chriſtenthum die europäiſchen Völker in ein politiſches Syſtem vereiniget ſind; in wiefern jede Hauptvölkergruppe ihre Hauptcharaktere und Stellvertreter hat, und alle durch ihre Geſittung, moraliſche und geiſtige Ueberlegenheit faſt über alle anderen Welttheile, wenigſtens theilweiſe gebieten.

Dieſe und ähnliche Gegenſtände würden Veranlaſſung zu Verbeſſerungen geben, wenn es darauf abgeſehen ſeyn könnte. Rec. übergeht jede weitere Bemerkung hierüber, und wendet ſich zu einem Vergleiche dieſer 2ten mit der erſten Auflage, um die Verbeſſerungen wenigſtens kurz zu berühren. Obſchon der Umfang des Buches in der zweyten Auflage nur um zwey Seiten ſich vergröſsert hat: ſo findet man doch eine Menge neuer und wiſſenswerther Notizen, und ſieht mehrere neue Kapitel eingeſchaltet, wozu der Raum durch zweckmäſsigere Vertheilung des gröſseren und kleineren Druckes gewonnen wurde. Allein für die Augen ſind die vielen kleinen Zahlenreihen äuſserſt anſtrengend, wozu noch das ziemlich ſchlechte Papier beyträgt. Da Rec. den Inhalt der 1ten Auflage genau kennt, und für die Belebung des geographiſchen Unterrichtes aus ihr ſehr viele intereſſante und lehrreiche Geſichtspuncte entnommen hat, ſo muſste ſeine Aufmerkſamkeit auf die einzelnen unpaſſenden, von geachteten Pädagogen deſshalb mit Grund gerügten, politiſchen Angaben und Aeuſserungen um ſo mehr gerichtet ſeyn, als dieſe Stellen mancherley Anſtöſsiges enthalten, und Urſache ſind, warum man die Vertheilung des Lehrbuches als Preis in einem deutſchen Staate von Seiten der Regierung rügte.

Aus dieſem Vergleiche überzeugte ſich Rec., daſs der Vf. in politiſcher Beziehung einen ganz anderen Charakter angenommen zu haben ſcheint, wozu die Zeitumſtände weſentlich beygetragen haben mögen. Ob es innere Ueberzeugung ſey, oder die Verſetzung in einen anderen Wirkungskreis, worin man den Grund dieſer veränderten Denkweiſe zu ſuchen hat, darüber können wir nicht entſcheiden, und enthalten uns in Betreff des Verdachtes, den man gegen die Wahrheitsliebe und Würdigkeit des Vfs. und die Sache hegen kann, jeder ferneren Bemerkung. Dagegen theilen wir die wichtigſten Stellen, welche geändert oder verbeſſert oder völlig weggelaſſen wurden, in in ſo weit mit, als ſie uns beym Durchleſen des Buches bemerkbar wurden, indem wir glauben, daſs für eine weitere kritiſche Beleuchtung dieſe Angabe hinreiche. So laſen wir u. a. S. 59 der 1ſten Auflage: Ihre (der Chatten oder Heſſen) Tapferkeit hat ſich in manchem Kriege, und ihre Liebe zur bürgerlichen Freyheit noch neulich ehrenvoll bewährt; jetzt dagegen S. 56: „Ihre Tapferkeit hat ſich in manchem Kriege ſo bewährt, daſs ein Heſſe und ein guter Soldat faſt gleichnamig ſind"; für *gleichnamig* wollte der Vf. wahrſcheinlich „gleichbedeutend" ſchreiben. — S. 69 am Schluſſe des §. 6 ſchreibt der Vf. jetzt: „der berühmte Aſtronom *Gauſs*, Sohn eines Schlächters, und der Sprachforſcher *C. Lachmann* ſind aus Braunſchweig; *Campe*, der Jugendſchriftſteller, ward in der Nachbarſchaft geboren, und *Jürgens* erfand hier das Spinnrad," ſchrieb aber vorher: „Die Bürger der Stadt Braunſchweig haben mehrmals und beſonders neulich am 7 Sept. 1830 ihre Tüchtigkeit und Liebe zur geſetzlichen Freyheit bewährt, indem ſie, da kein ander Mittel fruchtete, ſich ſelbſt Recht ſchafften." — S. 73 ſchilderte er den Frieſen alſo: „Edler, freyer Frieſe! war der ſchönſte Gruſs, womit ein frieſiſcher Mann den anderen empfing. Und als im Mittelalter faſt überall in Europa die Bauern Leibeigene wurden, wehrte er ſich ſtandhaft, ſo daſs nur einige Striche ſeines Landes dem benachbarten Adel dienſt- und zinspflichtig wurden. Später iſt er freylich unter fürſtliche Herrſchaft gerathen, aber noch immer iſt er ſtolz darauf, Frieſe zu heiſsen, und hängt an dem Gedanken, wieder ein Freyer zu werden". Jetzt iſt dieſe Stelle weggefallen, und man lieſt S. 69 eine hiſtoriſche Notiz. — S. 75 las man: „Bremen gehört keinem Fürſten, die ehrenfeſten Bürger regieren ſich ſelbſt"; jetzt iſt dieſe Stelle weggelaſſen. Eben ſo findet man die Stellen S. 87: „Jetzt ehrt man ſie (die Dresdner) auch als tüchtige Bürger, die neulich eine freyere und würdevollere Staatsordnung ſich zu verſchaffen wuſsten"; S. 98: „aber auch eine eigene Republik (Hamburg) als freye deutſche Hanſeeſtadt, keinem Fürſten unterthan"; S. 124 „und den ihm (dem polniſchen Volke) gebührenden Rang unter den Europäern einnehmen kann... und für neue Unabhängigkeit und Nationalgröſse reif zu machen"; S. 130 „und die den gebildeten Völkern Europa's ſtets gefährlicher werdenden Ruſſen", nicht mehr, indem S. 51; S. 90 und S. 112 der 2ten Auflage dieſe Räſonnements entweder ganz wegfielen, oder theilweiſe modificirt wurden.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

APRIL 1837.

ERDBESCHREIBUNG.

Mainz, b. Kunze: *Lehrbuch der Geographie alter und neuer Zeit, mit besonderer Rücksicht auf politische und Cultur-Geschichte*, von Dr. *Th. Schacht* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Seite 176 der 1sten Aufl. setzte der Vf. die Schweizer Alpen über die Tyroler, und sagte: „Und wie unter diesen wiederum die Tyroler Alpenwelt die herrlichste ist, so darf sich mit den Tyrolern an Tüchtigkeit und freyer Gesinnung das Volk in Steyer, Salzburg und Oesterreich nicht messen. Der Schweizer aber hat ganz vorzüglich von Alters her sich als Freund der Selbstständigkeit gezeigt, und das Glück hat ihn begünstigt, sich eine freye Verfassung erringen zu können, die bereits fünf Jahrhunderte dauert. Man findet selten in seinem Lande kriechende Blicke und gekrümmte Rücken" u. s. w. Diese Stelle ward in der 2ten Aufl. ganz weggelassen. Ferner heisst es S. 202 der 1 Aufl.: „Es (Belgien) wurde auf Befehl des Wiener Congresses 1815 mit Holland vereinigt; weil aber ihre (der Belgier) Denkungsart seit dem 16ten Jahrhundert sich gänzlich der holländischen entfremdet hatte, so dass Belgier und Holländer sich nicht vertragen konnten, so rissen sie sich 1830 gewaltsam wieder los, und versuchen jetzt einen eigenen Staat zu bilden". In der 2ten heisst es S. 171: „Weil aber ihre Denkart und Religion .... hatte und Treue nicht zu ihren Eigenschaften gehörte, so rissen sie sich 1830, obwohl ihr Land unter der Regierung des Hauses Oranien blühete, gewaltsam wieder los, und versuchen u. s. w." Mögen sich die Belgier bey dem Vf. für diesen Vorwurf einer Treulosigkeit bedanken und demselben nachweisen, in wie weit ihre Interessen im blühenden Zustande sich befanden. Zugleich bemerkt Rec., dass der Vf. die Belgier seit beynahe sechs Jahren die Bildung eines eigenen Staates versuchen lässt, da sie doch schon Jahre lang einen König haben. — Die Bewohner Venedigs nannte er S. 235 der 1sten Aufl. freysinnige und ausgezeichnete Köpfe; S. 202 der 2ten aber hochstrebende; dort lässt er sie ihre Politik so eingerichtet haben, dass Niemand über Religion und Politik anders reden durfte, als festgesetzt war, hier so, dass man über Religion, Politik und Staat kaum reden darf. Und da Venedig gleichsam über dem Wasser auf 70 Inselchen, die durch Brücken und Stege verbunden sind, erbaut ist, so mag dieses dem Vf. Veranlassung zu dem Vergleiche gegeben haben: „Völker gleichen den Wassern, ist ihre Bewegung gehemmt, so werden sie faul und stinkend", wofür er jetzt „schwach" sagt. Von den Spaniern sagt er S. 404 der 1sten Aufl. hinsichtlich der Dominicaner- und Jesuiten-Orden: „Bey solcher Sinnesart, die alle freyen Aeusserungen des menschlichen Geistes einschüchterte, musste die tapfere, in mancher Hinsicht ehrenwerthe Nation herunterkommen." S. 362 der 2ten Aufl. begnügt sich der Vf. mit der viel matteren Stelle: „So ist die tapfere, in mancher Hinsicht ehrenwerthe Nation heruntergekommen." Von Sinnesart, freyen Aeusserungen u. dgl. will er nichts mehr wissen.

Wie sehr der Vf. in diesem Betreffe seine früheren Aeusserungen entweder zu modificiren, oder gar zu bemänteln scheint, zeigt sich bey den Darstellungen dessen, was die Franzosen durch die Revolution von 1789 gewonnen hätten. Möge jeder die geschraubten Stellen S. 377 der 2ten und die in ganz anderer Sprache mitgetheilten Gedanken der ersten Aufl. S. 417 mit einander vergleichen, und die Folgerungen des Vfs. erwägen, um sich gänzlich zu überzeugen, dass es demselben entweder dort oder hier nicht darum zu thun war, offen und klar zu sprechen. Was er über die Gewissens-, Denk- und Press-Freyheit, Person des Königs, besonders aber über französische Literatur, über ernsten Sinn der Nation u. dgl. sagt, gleicht demjenigen nicht, was die 1ste Aufl. enthält.

Noch auffallender zeigt sich die vermeintliche Sinnesänderung in Bezug auf England und Polen, wo sich der Vf. in der 1sten Auflage ziemlich allgemein der sogenannten allgemeinen Pressfreyheit annimmt, und diese mit der Censur für völlig unvereinbar hält. Jetzt hat er aber ganz andere, jener widersprechende Ansichten, welche er im Texte selbst niederschreibt. Damit begnügt er sich jedoch nicht, sondern giebt sich in einer Note alle Mühe, die Nachtheile der Pressfreyheit zu schildern, durch theils völlig falsche, theils halbwahre Behauptungen zu belegen, und sich überhaupt von seinen früheren Aeusserungen mittelst solcher Bekenntnisse zu reinigen.

In der 1sten Auflage wird ferner von den Polen in einem Sinne gesprochen, der in der 2ten durchaus nicht mehr zu finden ist. Die Addresse der Polen, welche zu Mainz vom Vf. entworfen worden seyn soll, enthält ähnliche Gedanken. Jetzt aber stehen die Dinge ganz anders; die Polen sind besiegt und ihrer Selbstständigkeit beraubt; Polen ist dem russi-

schen Reiche einverleibt; der Vf. hat daher in der 2ten Auflage auf 10 Zeilen in ganz veränderter Gestalt mitgetheilt, was er dort mit so vieler Wärme, vielleicht mit zu vielem Schwindel gesagt hatte, wodurch er zugleich einen Beweis liefert, welche Gabe der Zusammenziehung er besitzt.

Wir wollen Hn. *S.* die geschichtlichen Kenntnisse nicht absprechen, vielmehr schätzen wir dieselben, in Folge der jedem Reiche vorausgeschickten geschichtlichen Uebersicht, hoch, behaupten aber, dass er in den mitgetheilten Folgerungen oft gefehlt hat. Belege für diese Behauptung findet man bey jedem Reiche; Rec. muss jedoch auf das Lesen des Buches verweisen, woraus man zugleich ersehen wird, dass der Vf. nicht in allen Stellen so gereiniget hat, ja nicht reinigen konnte, wie es hätte geschehen müssen, wenn die in der 1sten Auflage kund gegebene Gesinnung aus der 2ten ganz hätte verschwinden sollen.

Wollte man auf einzelne Begriffe, welche entweder gestrichen, oder durch andere ersetzt wurden, sich einlassen, so würde man Beyspiele genug finden, welche beweisen, dass der Vf. die 2te Auflage nicht in dem Sinne gereiniget hat, wie er es vielleicht wollte. Dann hätte das Lehrbuch, wenigstens in seinem geschichtlichen Theile, ganz neu bearbeitet dem Drucke übergeben werden müssen. Einzelne Begriffe geben einer Darstellung freylich oft einen ganz anderen Sinn, wovon man in der 2ten Auflage viele Belege findet, allein die Hauptgesinnung leuchtet immer durch, und man wird anzunehmen versucht, dass der Vf. bey vielen Darstellungen mit sich selbst uneinig war, und bey manchen anderen über das Unpassende oder Unpolitische nicht nachgedacht hat.

Den Beweis für den letzten Theil der Behauptung findet Rec. in gar mancher Stelle, welche unverändert in der 2ten Auflage stehen geblieben ist, obgleich sie der vorsichtige Lehrer oder gründlich reflectirende Historiker nicht als völlig richtig, oder nicht als passend, oder Mancher nicht als politisch ansehen dürfte. Unter mehreren Stellen verweisen wir auf S. 103, wo es heisst: „Gleich den Friesen ging den Dittmarsen Erhaltung eigener Lebens- und Rechts-Weise und Unabhängigkeit von benachbarter Adels- und dänischer Königs-Gewalt über Alles. Ihre starken Arme hatte Jeder zu empfinden, der ihnen das Theuerste, die Freyheit, rauben wollte.“ Dann: „Heide (eine dittmarsche Stadt), wo in der älteren Zeit der Freyheit sich die selbstgewählten Vorsteher des Volkes auf offenem Markte versammelten zu Berathungen und zur Schlichtung von Zwistigkeiten.“ Beide Stellen kann der Vf. vor seinem jetzigen Princip, welches er in der 2ten Auflage veröffentlichen möchte, nicht rechtfertigen.

Aehnlich verhält es sich mit den Stellen: „Er (der deutsche Kaiser) konnte nicht helfen, und leider waren die Deutschen schon kein einig grosses Volk mehr; eine Menge Fürsten waren die Herrn des in viele Stückchen gespaltenen Reiches“ (S. 116). „Der unvergessliche Patriot Kosciusko“ (S. 123). „Im hochrheinischen Lande thaten sich sogar Landleute, Alpenhirten und Bürger zusammen, um keines Fürsten Herrschaft zu dulden u. s. w., wer kennt nicht die drey Männer im Grütli und den Wilhelm Tell“! S. 162: „Die ins politische System Europa's eingetretenen, noch halb barbarischen Russen konnten nichts Heilsames bieten, sondern nur etwas lernen“. S. 371: „Ihre Blüthe (die weisen Vorschläge der Grachen) welkte auf dem Grabe der Freyheit, deren Kind sie gewesen“. S. 388: Ohne Blutvergiessen endete diese letzte (englische Revolution von 1689) zur Vollendung der englischen Verfassung nothwendige Revolution.“

Diese und viele andere Stellen haben Vieles für, aber noch mehr gegen sich, verdienten in politischer Beziehung mancherley Tadel, und sind dem Vf. wahrscheinlich nur unter der Hand entschlüpft. Bey sorgfältigerer Erwägung und Festhaltung an die sonst geäusserten Ansichten, würde er sie wenigstens weniger bestimmt ausgedrückt, oder gar zweydeutiger gegeben haben, so dass man ihnen entweder die eine oder die andere Seite abgewinnen könnte. Belege hiezu findet man fast in jedem geschichtlichen Ueberblicke; Rec. macht auf sie aufmerksam, und führt nur einen an, welcher sich S. 395 der 2ten Auflage findet. „So erwuchs für Deutschland erst die ächte *neuere Zeit*, worin viele kraft- und bedeutungslos gewordene Reste des Mittelalters allmälich sich auflösten. Nur Eins fehlte noch — der morsche abgelebte Reichskörper musste verjüngt, Deutschland in seine alte Würde, als eine der Hauptnationen Europa's, wieder eingesetzt werden. Was in dieser Beziehung die gewaltigen Kriege am Ende des vorigen und im Anfange des 19ten Jahrhunderts, was die Erlöschung des Kaiserthums 1806, das Jahr 1813 und die jetzige Gestaltung des deutschen Bundes vorbereitet haben, muss die Zukunft lehren.“

Der Werth des Lehrbuches wird durch ein Register, durch eine Charte von Mitteldeutschland, von den Alpen und durch drey Tafeln über physische und mathematische Gegenstände sehr erhöhet. Der gemachten Ausstellungen ohngeachtet rechnen wir dieses Buch zu den besten und brauchbarsten, welche für den Schulunterricht geschrieben sind. Der Vf. hält steif an einer eigenthümlichen Schreibart, z. B. Geografie, Josef, fysisch, Filosof und viele andere; Rec. findet diess sonderbar, da hiedurch die etymologische Bedeutung dieser Begriffe verloren geht, und der Vf. keine Ableitung zu Stande bringt. Möge er bey einer etwaigen 3Aufl. sowohl auf obige Bemerkungen, als auch auf diese zweckwidrige Schreibart, die erfoderliche Aufmerksamkeit richten, um seinem Lehrbuche eine stets grössere Vollkommenheit zu verschaffen! Ein mässiger Preis erleichtert die Verbreitung des Gebrauches in Schulen.

R.

BRÜSSEL und LEIPZIG, Allgemeine Niederländische Buchhandlung: *Lettres sur l'Amérique du Nord*

par *Michel Chevalier*. Avec une carte des états unis d'Amerique. 1837. Tome premier 484 S. Tome second 531 S. 12. (2 Thlr. 12 gr.)

Der Vf., ein strenger Katholik und Anhänger des St. Simonismus, bereisete vom Schlusse des J. 1833 bis dahin 1835 von England aus nicht bloss die nordamerikanischen vereinigten Staaten, sondern auch Mexiko und Cuba. Die Bemerkungen über diese beiden Staaten sollen noch besonders geliefert werden. Um eine kurze Recension liefern zu können, werden wir uns besonders mit dem Geist dieser Schrift beschäftigen. Der Minister Thiers und die Generaldirection der Brücken und Strassen hatten den Vf. speciell beauftragt, die öffentlichen Arbeiten in jenseitiger Halbkugel und die Folgen derselben auf das Wohlseyn der Völker mit allem damit Zusammenhängenden in Augenschein zu nehmen. Diess ist daher auch der Hauptstoff seiner Reisebeschreibungen; zugleich giebt er seine Ansichten, wie sich besonders Frankreich die vorzüglichen Eigenthümlichkeiten der englisch-nordamerikanischen Civilisation aneignen könne, soweit sie nämlich nicht mit dem monarchischen Princip und dem Geiste jeder Monarchie in Widerspruch treten. — Daher eignet sich für das deutsche Publicum nur ein Auszug dieses dem *Tocqueville sur la démocratie américaine* sich anschliessenden Werkes, keinesweges eine vollständige Uebersetzung. Mehrere deutsche Sammlungen von Reisenovellen und Schriften über ausländische Politik haben Auszüge aus demselben geliefert, aber selten das wirklich Merkwürdige aus dem grossen Werke eines Mannes, der mittelbar die Weisheit der Verwaltung des jetzigen Königs von Frankreich und seines Ministers Thiers besonders im Centralisiren der Staatskräfte, hervorhebt, neben Jeremiaden, dass sein Vaterland Kanada und Louisiana verlor, ohngeachtet der seltenen Gewandheit und dem Streben der damaligen französischen Beamten, sich dort für immer zu behaupten. Uebrigens vergleicht der Vf. oft mit vieler Wahrheitsliebe das europäische, besonders jedoch das französische und katholische, Familienleben mit den reineren Sitten der Nordamerikaner in den Staaten ohne Sclaven, und den Egoismus der Männer in den Staaten mit Sclaven. Voll Achtung gegen die republikanische Verwaltung, glaubt er mit Recht, dass sich für die Erziehung und für die Sitten der Europäer die gemässigte Monarchie mehr eigne. Die Phantasieen über die abweichenden Eigenschaften der verschiedenen Stämme unter Noahs Nachkommen und über die religiöse Wiedervereinigung aller christlichen Secten unter dem gereinigten Papstthum, über das dereinstige Aufhören der Völkerkriege, indem man sich nur in den Industrieen zu überflügeln suchen werde, wird der Leser wie der Rec. übersehen, neben der oft wiederkehrenden Nationaleitelkeit des Vfs., dass die künftige höhere menschenfreundlicher gestaltete Civilisation Europas von Frankreich ausgehen dürfte. Nach des Vfs. Ansicht wird der Staat die Wiedergeburt der Menschheit besonders durch die Leitung und Benutzung der Industrieschulen, der Banken und der öffentlichen Arbeiten bewerkstelligen, und alle Gewalt in unseren civilisirten Staaten mit den Nachwehen der Lehnsverwaltung und den grossen stehenden Heeren werde schwinden. Zu Viel spricht der Vf. über *Jacksons* Eingriffe in das Bankwesen der Nordamerikaner, da die Geschichte schon vorbey ist, aber eine nützliche Reform mancher bey solchem entdeckten Missbräuche veranlasst hat. Man erstaunt dagegen über die muthige Entschlossenheit mehrerer alten und neuen Staaten der Nordamerikaner, sich in sehr tiefe Schulden zu stürzen mit sehr erhöheten Auflagen, um die allgemeine, besonders in den neuen Staaten nöthige Volksbildung in den Industrieschulen durchzuführen, Moräste auszutrocknen, Canäle zu graben, Eisenbahnen anzulegen, seltener durch Privaten, als durch die republikanische Verwaltung selbst, und zugleich durch die vermehrten Staatseinkünfte aus den Ueberschüssen der Eisenbahn- und Canal-Verwaltung die Schulden wieder zu tilgen, und über die Vorschläge, wie das in Europa nachgeahmt werden kann. Man wird gern lesen, wie sich in Neuengland der strenge Puritaner allmälich in den schon freyer gesinnten Congregationalisten verwandelte, wie sich die Reinheit der Sitten im Familienleben dieser Republikaner erhält, wie die Gesellschaft durch Mässigkeitsvereine die Liebe zur Völlerey selbst unter der Besatzung der Kauffahrer dämpfte, wie alle Staaten wetteifern, sich Staatsbanken zu geben, und sich bey deren Wohlseyn als erste Actionäre zu interessiren, wie der südliche Amerikaner der Freystaaten und der neue Westen jenseits des Missisippi durch die an Zahl überlegenen Auswanderer aus Neuengland und Newyork sich vermuthlich eine sociale Umbildung zu geben veranlasst sehen wird. Denn nach Neuengland wandert nicht leicht ein, selbst durchaus prosaischer, Europäer, um dort zu bleiben, sondern er dringt weiter nach dem Westen. — Idyllischer ist das Bild, nach welchem sich in den Freystaaten die energische Industrie über Geburt, Reichthum, theoretische Gelehrsamkeit, über Künste des Luxus stellt; nach welchem ferner der Reiche und der Tagelöhner fast mit gleicher Gemächlichkeit leben, und der Reiche, welcher, ehe ihm sein Alter dazu das Recht giebt, im Müssiggange lebt, in einer Art von Volksverachtung sich befindet. Mancher junge Reiche mit unpatriotischen Sitten wandert daher nach Europa, wenn nicht für immer, doch für Jahre aus, weil ihm in der Heimat das Leben ohne Arbeit verbittert wird. — Den Bruch der Union hält der Vf. nicht für nahe, er erwartet, dass die Autorität der neuen westlichen Staaten mit mehr Schwerkraft, als die Küstenstaaten am linken Ufer des Missisippi besitzen, die abweichende Politik des Nordens und des Südens künftig beherrschen werde; doch wagt er keine Schilderung, wie sich dieser Einfluss auf das nordamerikanische Gesellschaftswesen künftig gestalten dürfte. Nirgends ist die Arbeitsamkeit, welche nützliche Dinge schafft, und die Speculation, welche solche schaf-

fen will, in höherer Ehre, als in den Freyftaaten. Der Weften wird meiftens bevölkert durch Virginier und Neuengländer. Erfreulich ift die Kunde von der Emfigkeit der Manufacturarbeiter in Lowell, einer Stadt von 15000 Einw. bey Bofton, welche meiftens aus Töchtern folcher Familien beftehen, welche die Eltern nicht ausftatten können, die aber durch Handarbeit mit Fleifs und Sparfamkeit fich in einigen Jahren einen Brautfchatz fammeln, und in den reinften Sitten ohne alle Familienauffìcht leben. Als Colonifirer find die Nordamerikaner das Mufter aller Völker.

Band II. Sichtbar find die wichtigen Folgen des leichten Verkehrs und des allgemeinen Wohlftandes im Inneren für die Freyheit und für die an einander fich abfchleifenden Nationalfitten. Geizhälfe und Geldheirathen find in NA. felten, defto häufiger find fchneller Wechfel des Reichthums und der Armuth durch gelungene oder mifslungene Unternehmungen, aber der Verarmte verliert darum den Muth nicht, fich wieder zu erholen. In den Bädern fehlen alle Vergnügungen. Kein Volk ift freyheitsfüchtiger als das nordamerikanifche, und doch unterwirft fich kein anderes der civilifirten Völker fo freywillig ftrengen Polizeygefetzen in der Ausfuhr aller feiner Stapelwaaren, weil diefes mit fo vielem natürlichem Verftande begabte Volk einfieht, dafs, um einen einträglichen Handel zu behaupten, die Ausländer gewifs feyn müffen, in Quantität und Qualität nie betrogen zu werden. Diefer polizeylichen Strenge allein verdankt NA. z. B. feinen grofsen Mehlhandel, da nur die Blume des feinften Mehls ausgeführt werden darf, und die gröberen Sorten mit Maft oder Milch den Thieren verfüttert werden. Das Fortfchreiten in den Socialverhältniffen ift überall fichtbar. In der Familie regiert die Gattin, und erzieht die Kinder, der Neger als Sclave wird mild behandelt und gut ernährt. Credit wird leicht gegeben, alle oft weit hergefchafften erften Lebensbedürfniffe find dort fehr wohlfeil. Der eigentliche Mittelftand ift zahlreich, wohlhabend, verftändig und geneigt, felbft unter hohen Einfuhrfteuern ihm bequem dünkende Verbrauchsartikel in Menge fich zuführen zu laffen. Daher halten alle übrigen civilifirten Völker Handelstractate mit den Freyftaaten für fehr nützlich, und daher wird bey Vergröfserung diefes Volks ihr Einflufs auf die Befteuerung eingeführter Waaren künftig fehr überwiegend werden. Das Civilgefetzbuch kann in NA. nie gleich feyn wegen der Sclaverey in 13 Staaten. Die Religiofität wurde dort die Mutter der mit Ausnahme des Eigenthums anerkannten gleichen Rechte. Die Freyheit wächft in NA. in der Sphäre der Gemeinden und der Oertlichkeit. Das Grundeigenthum in Neuengland felbft vertheilt fich nicht zum Nachtheil des Publicum im Ganzen, vergröfsert fich aber eben fo wenig im Befitz reicher Familien. Der Affociationsgeift verbreitet fich immer mehr, das Centralifiren der Staatsverwaltung wächft befonders im Staate Newyork, wofelbft der gefetzgebende Staat die Eifenbahnen, Canäle u. f. w. an folchen, mit und ohne Entfchädigung im Genufs und in der Direction, nach gewiffen Jahren zurückfallen läfst in der Octroy feiner Bewilligung. Der öffentliche Geift ift human und nur gegen Neger und Rothhäuter ftolz, indem er diefe fich unterordnet, mögen fie frey oder Sclaven feyn. Die fonft fo hoch geftellte Achtung vor dem Gefetze nimmt unter den jüngeren Amerikanern ab. Die in den Seeftädten oft bemerkbaren Ruheftörungen, Tumulte und Gewaltthaten treibt nur der Pöbel und der Auswurf der Einwanderer; mehr Entfchloffenheit der bewaffneten Bürgerfchaft oder einiges Garnifonsmilitär könnte diefs leicht verhindern. Auch ift fchon jetzt alle Ausficht da, dafs diefe Verbrecher künftig leichter unterdrückt werden. Die Staatsmacht dürfte fich in NA. vergröfsern durch Centralifation der Gefchäfte, jetzt neigt fich die Herrfchaft der Mehrheit zur Tyranney. Man wird die Macht, die erhalten, und diejenige, welche umformen will, in ein richtigeres Gleichgewicht bringen (ein *juste milieu* der jetzigen franz. Regierung); die Familienherrfchaft ift zu fehr gebrochen worden, es dürfte fich aber eine neue Ariftokratie in den Freyftaaten wahrfcheinlich bilden; über das Wie und Wodurch giebt der Vf. keine Vermuthung. Nur in neuen civilifirten Staaten kann fich die Demokratie leicht bilden, aber nicht in Europa; fie wird fich nur da erhalten, wo fie fchon von Alters her herrfcht. Die Allgemeinheit nützlicher Kenntniffe unter den Amerikanern aller Claffen mit politifchen Rechten mufs jedem Ausländer auffallen. Die Arbeiterclaffe ift bey ihnen fo hoch gebildet, dafs fie in diefer Beziehung fich weit über die einwandernden Arbeiter erhebt. Zwar hat die Demokratie der Amerikaner manche Fehler, aber die arbeitenden Claffen beneiden dort nicht die reicheren Mitbürger. Stolz ift der amerikanifche Bürger gegen jeden Ausländer, mifstrauifch gegen die Obrigkeit, von welcher er Ueberfchreitung der Macht fürchtet. Europas Regierungen liegt ob, ihren niedrigften Claffen mehr Bildung und Sittlichkeit zu geben, und fie dadurch diefem Nord-Amerika gleicher die Monarchie aber ficherer zu ftellen, als unter dem Schutze des Reichthums und der Geiftlichkeit.

X.

JENASICHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.
APRIL 1837.

PHYSIK.

Stuttgart, Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung: *Unterhaltungen aus dem Gebiete der Naturkunde*, von Dr. *Fr. Arago*. Aus dem Französ. übersetzt von *Carl v. Remy*. 1837. Erster Theil. VI u. 273 S. gr. 8. (1 Thlr. 2 gr.)

Die Naturwissenschaften haben durch ihre Anwendungen im Gebiete der Technik sehr grosse Fortschritte, und es zugleich nothwendig gemacht, dass sich der Techniker, um wissenschaftliche Erörterungen praktischer Gegenstände zu verstehen, oder selbst anzuwenden, eine genauere Kenntniss derselben erwerbe. Allgemeine Belehrungen beabsichtigen die vorliegenden Abhandlungen, womit Hr. *Arago* in dem Anhange zu den seit 1827 erschienenen Jahrbüchern des Längen-Büreau's zu Paris unter der Benennung: „*Notices scientifiques*" den Anfang machte, und welche bisher mit der Beantwortung naturhistorischer Fragen, mit der Lösung astronomischer und geologischer Probleme, und mit der Erörterung der praktischen Anwendung physischer Kräfte sich beschäftigen. Das hohe Interesse und praktische Eingreifen solcher Gegenstände rechtfertigt die Sammlung jener Aufsätze, und ihr Uebertragen in die deutsche Sprache. Die Aufsätze selbst sind ganz populär, für einen ausgedehnten Leserkreis geschrieben, und um so willkommener, als die meisten Jahrgänge des Originals vergriffen sind. Der Vf. führt die Leser in das Verständniss der Endergebnisse ein, verschafft ihnen völlige Einsicht in die schwierigsten Theorieen der Physik, Astronomie und Geologie, und macht sie mit den Resultaten der Wissenschaft bekannt. Der Uebersetzer will vor Allem die vollkommene Deutlichkeit und Präcision des Originals beybehalten, und lieber an der Leichtigkeit des Stiles etwas aufgeopfert haben.

Der zu beurtheilende erste Theil enthält sieben Abhandlungen, nämlich 1) S. 1 bis 119: über die Dampfmaschinen; 2) S. 119 bis 177: über die artesischen Brunnen; 3) S. 177 bis 229: über den Wärmestand unserer Erdkugel; 4) S. 229 bis 231: über den Frost bringenden Mond; 5) S. 231 bis 255: über den Thau; 6) S. 255 bis 263: über die Temperatur der verschiedenen Thiergattungen, und endlich 7) S. 263 bis 273: über die ägyptischen Hieroglyphen.

Unter allen Erscheinungen, welche in der neuesten Zeit die Industrie und den Handel, die Fabriken und Manufacturen zu der Höhe erhoben, auf welcher

sie sich in den meisten europäischen Staaten, besonders in England, befinden, verdient die Dampfmaschine den ersten Rang: denn sie hat der Industrie und Schifffahrt die grössten Dienste geleistet, und erreicht Zwecke, die man wohl kaum auf andere Weise erreichen könnte. Die Erfindung, welche verschiedene Nationen sich zuschreiben, gewinnt daher um so höheres Interesse, als selbst in England über 100,000 Exemplare einer Schrift abgesetzt wurden, welche diese historische Frage verhandelt. Die Engländer nämlich sehen ihren Landsmann, den Marquis *von Worcester*, als den ersten Erfinder der Dampfmaschine an. Der Vf. dagegen beabsichtigt in dieser Abhandlung über Letzten die Zusammenstellung der Thatsachen, welche beweisen, dass die Engländer weder die einzigen, noch die ersten Erfinder jener sind. Zu diesem Endzwecke stellt er jene Thatsachen in chronologischer Ordnung auf, und bezeichnet die verschiedenen, mehr oder weniger vortheilhaften Arbeiten, welche man nach und nach ausdachte, um den Dampf als bewegende Kraft wirksam zu machen. Den mechanischen Einzelnheiten schreibt er einen secundären Rang zu, jedoch mögen sie von grösserer Wichtigkeit seyn.

Die erste Anwendung der bewegenden Kraft der Wasserdämpfe machte *Heron*, 120 v. Chr. G.; daher beschreibt er dessen Apparat kurz, macht die Wirksamkeit des Dampfes an ihm begreiflich, und versinnlicht sie an einer Zeichnung. Hieraus folgt eine gewisse Verwendung jenes, nur wirkte er ganz anders, als in den Dampfmaschinen, was den Engländer *Watt* zu der Meinung verleitet zu haben schien, man habe von jenem Apparate keinen Nutzen ziehen können. Uebrigens behaupten Andere, der verbesserte Mechanismus Herons liefere ziemlich günstige Resultate, mithin bleibt dieser griechische Mechaniker der erste Erfinder. Aristoteles und Seneca schreiben der schnellen Verwandlung des Wassers in Dämpfe die Erdbeben zu. Der Schiffscapitän *Blasco de Garay* schlug 1534 Carl V eine Maschine vor, vermittelst welcher die Kriegs- und Transport-Schiffe selbst zu Zeiten der Windstille ohne Ruder und Segel in Gang erhalten würden. *v. Navarette* will vom königl. Archiv-Director zu Simancas, Hn. *Thomas Gonzalez*, die Mittheilung erhalten haben, machte sie 1826 im *v. Zach'*schen astronomischen Journale bekannt, und folgert daraus, die Dampfschiffe seyen eine spanische Erfindung, und *Blasco de Garay* sey der Erfinder der Dampfmaschinen. Beide Behauptungen widerlegt

Arago, und kommt endlich zu dem Schlusse, dass, wenn es jemals eine Dampfmaschine *Garay's* gegeben habe, es allem Anscheine nach die in den Werken Herons beschriebene Dampfkugel mit Rückwirkung gewesen sey.

Salomon de Caus schrieb 1615 ein Werk: „Die Ursachen der bewegenden Kräfte, mit verschiedenen, sowohl nützlichen, als belustigenden Vorrichtungen", worin er den Satz aufstellte: „das Wasser wird mit Hülfe des Feuers über seinen natürlichen Stand steigen." *de Caus* war in kurpfälzischen Diensten; aber *Arago* beweist, er sey ein Franzose gewesen, und hält ihn für den Erfinder der Dampfmaschine, indem er die Werke von *Branca* und *Worcester* darauf zurückführt, und eine Stelle aus dem Buche *Worcesters* unter dem allgemeinen Titel: „*Century of Inventions*", welche die Engländer bestimmte, *Worcester* als den Erfinder der Dampfmaschine anzusehen, unparteyisch prüft, woraus folgt, dass man den Vorschlag *Worcesters* in seinem eigentlichen Wesen nicht kenne, und *de Caus* 48 Jahre früher die elastische Kraft der Dämpfe zum Heben eines Gewichtes, oder zur Hervorbringung einer Bewegung bekannt gemacht habe. Es folgen die Bemerkungen *Morelands* und die Leistungen *Papins*, welcher zuerst eine Dampfmaschine mit Kolben erdachte, den Wasserdampf zur Erzeugung grosser luftleerer Räume benutzte, und die Dämpfe durch Abkühlung zu condensiren lehrte. Während *Papins* Maschinen nur im Kleinen ausgeführt wurden, geschah es mit denen *Savery's* im Grossen. Dasselbe geschah mit *Watts* Erfindungen, welche mit grossem Scharfsinn in Bezug auf den Condensator, auf Maschinen mit doppelter Wirkung, mit Detension des Dampfes, mit hohem Drucke, auf die Anwendung der Dampfmaschinen bey der Schifffahrt, auf die mancherley Kunstgriffe, wodurch die Maschine ohne Beyhülfe eines Arbeiters geht, auf Verbindung der Kolbenstange mit dem Balancier, auf den Regulator mit Centrifugalkraft und auf das Sicherheits-Ventil gewürdiget werden. Sämtliche Darstellungen des Vfs. betreffen die bereits allgemein gangbare Einrichtung der Dampfmaschine, im Gegensatze der eigentlich erst im Vorschlage und Werden begriffenen Verbesserungen und Entdeckungen, welche dann im Allgemeinen zusammengestellt werden, und die von *Sal. de Caus* an der Spitze haben.

Man muss die geschichtlichen Notizen in dem Buche selbst lesen, um die allmälichen Fortschritte genau kennen und würdigen zu lernen. Da nun die Dampfmaschinen erst dann als Meisterstück des menschlichen Erfindungsgeistes anzusehen sind, wenn man die noch jetzt Statt findenden Explosionen ganz unmöglich zu machen vermag, so stellt der Vf. die bisherigen bekannten Explosionen zusammen, bezeichnet die Umstände, unter welchen *Papins* Sicherheits-Ventil unzulänglich und selbst gefahrbringend wird, und giebt die Ursachen, welche sie herbeyführen, nebst einigen mehr oder weniger zweckdienlichen Mitteln an, wodurch dieselben vermieden werden sollen. Er beschreibt zwey Beyspiele der grössten Wirkungen, deren eines in der Weingeistbrennerey *Lochrins*, das andere auf dem Dampfboote „die Rhone" sich ereignete; führt Explosionen an, welche durch Ueberlastung des Sicherheits-Ventils veranlasst wurden, denen ein starkes Nachlassen in der Spannkraft des Dampfes vorausging, welche durch Zerdrücken der Kessel nach Innen entstanden, und zählt Unfälle auf, welche den von Innen geheizten Kesseln eigenthümlich sind, und durch Platzen der Kessel in der Luft entstanden. Diese Unglücksfälle berechtigen den Vf., den verschiedenen Ursachen derselben und Mitteln zur Vermeidung ihrer Rückkehr nachzuspüren.

Für das betheiligte Publicum muss es sehr interessant seyn, die Nothwendigkeit der Sicherheits-Ventile, aber auch ihre Mängel und die Unfälle kennen zu lernen, welchen sie vorbeugen können. Der Vf. geht tief in das Wesen ein, schildert die zweckmässigste Beschaffenheit und den besten Zustand der Sicherheits-Ventile, und weist doch auf die Möglichkeit hin, warum ein Kessel platzen könne. Jeder Leser der Darstellungen wird finden, dass es vorzüglich auf die Grösse der Ventil-Oeffnung, auf die Cohäsionskraft des Metalles, auf die Erhöhung der Spannkraft und auf die Abnutzung des Kessels ankommt, welche ein Zerspringen erzeugen können. Ihre Ersetzung durch leichtflüssige Platten, der Gebrauch des Manometers, als Sicherheits-Ventil, und die Beschaffenheit, nebst Charakter der Lufteinlassklappen, machen sehr lehrreiche Theile der Abhandlung aus, und lassen keinen sachkundigen Leser unbefriedigt. Die ausgedehnten und gediegenen Kenntnisse des Vfs. in den Naturwissenschaften gehen in das technische Leben über, und belehren auf eine sehr befriedigende Weise, welche sich besonders bey Erklärung der Explosionen zeigt, den das Oeffnen des Ventils, oder ein Nachlassen in der Elasticität des Dampfes vorausgeht. Die zwey wichtigen, aber paradox scheinenden Fragen: wie es komme, dass ein Kessel in dem Augenblicke zerspringe, als man das Ventil öffne, und wie es zugehe, dass solchen Unfällen fast immer ein scheinbares Nachlassen der Elasticität des Dampfes vorausgegangen sey, hat zwar *Perkin* gelungen beantwortet; allein der Vf. erhebt doch, nachdem er die ganze Theorie Jenes mit viel Scharfsinn dargestellt hat, manche Zweifel, giebt zu dem Behufe eine kurze Uebersicht dessen, was er aus Schriften schöpfte, und deutet mehrere besondere Veranlassungen zu Explosionen an, von welchen *Perkin* nichts gesagt hat. Er vergleicht die *Perkin*'sche Erklärungsart mit jener, welche andere Techniker vorgebracht haben, macht auf die Hauptdifferenzen aufmerksam, und überlässt es den sachkundigen Lesern, darüber zu urtheilen, obgleich er selbst nicht unentschieden bleibt. Nach des Rec. Ansicht lässt *Perkin* das unter die sehr heissen Dämpfe gespritzte Wasser als Ursache der heftigen und plötzlichen Dampfentwickelung und des daraus erfolgten Zerspringens erscheinen; andere Techniker aber die Berührung des Wassers mit den glühenden Wänden, welche plötzlich

eine ungeheure Dampfmasse entwickelt, und sie mögen Recht haben, wenn uns gleich nicht fremd ist, dass Wassertropfen, welche auf hellglühende eiserne Löffel fallen, erst nach 30 bis 45 Secunden in Dampf verwandelt werden, weswegen zu erklären wäre, warum das Wasser im Kessel sich anders verhalte, als jene Tropfen. Tiefer in die Sache einzugehen, verstattet der Raum nicht. Der Vf. führt einige andere Ansichten an, und löst seine Aufgabe vollkommen durch eine möglichst vollständige Zusammenstellung dessen, was über solche beklagenswerthe Unfälle bekannt geworden ist. Möge man daher nicht ungeschickten Arbeitern, welche keine Erfahrung und Einsicht besitzen, die Leitung von Dampfmaschinen anvertrauen, um ihre Explosionen völlig zu verhüten!

Die sogenannten *artesischen Brunnen* sind eine Erscheinung, welche viel Interesse und Nutzen für Industrie, Feldbau, Gewerbe u. s. w. gewähren. Nach Erklärung dessen, was man unter solchen Brunnen verstehe, beantwortet der Vf. die Frage, ob dieselben im Alterthume bekannt gewesen, bejahend; untersucht die Umstände, unter welchen das Wasser erscheine; würdigt *Mariotto's* Berechnungen; erklärt den Kreislauf des Regenwassers nach dem Urboden, secundären und tertiären Boden; zeigt das ungehinderte Circuliren des Wassers in jeder Tiefe des kreidigen Kalksteins; versinnlicht das Vorhandenseyn grosser Höhlen in stratificirten Formationen, worin sich unermessliche Wasservorräthe selbst in flachen Ländern vorfinden, und untersucht die Frage, welche Kraft die unterirdischen Wasser emportreibt, und bewirkt, dass sie noch über die Oberfläche des Bodens sich erheben. In wiefern selbst Ebbe und Fluth auf manche solcher Brunnen einwirken, folgert er aus einigen hydrostatischen Gesetzen, worauf er zur Temperatur ihres Wassers und grössten Tiefe, welche man bis jetzt erreicht hat, und zu anderen Erscheinungen vom Auslaufe, vom Verwenden des Wassers als Triebkraft, und bey industriellen Verhältnissen und zu mancherley Anomalieen übergeht. Diese kurze Uebersicht wird unsere Leser über den reichen und belehrenden Inhalt des Buches hinlänglich unterrichten, die wir somit angelegentlichst empfehlen. Den Beschluss der Abhandlung machen einige Bemerkungen über Erschöpfen der Brunnen mit der Zeit, über gasleitende gebohrte Brunnen, und über die Kosten der Ausführung überhaupt, wobey zugleich die Beschaffenheit der Röhren, deren sich die Brunnenmeister bedienen, mit Aufmerksamkeit untersucht und besprochen wird.

In der neuesten Zeit beschäftigen sich Naturforscher und Mathematiker mit vielen Fragen über den Wärmezustand unserer Erdkugel, von denen folgende die wichtigsten sind: Aendert sich der Wärmestand der Erdkugel im Laufe der Jahrhunderte? Verbreiten sich diese Aenderungen über die Gesamtmasse der Substanzen, woraus unsere Erde gebildet ist? Ist es im Gegentheile glaublich, dass dieselben nur auf der Oberfläche Statt haben? Hat man im einen, wie im anderen Falle Belege dafür, dass, soweit die historische Kenntniss unserer Erde reicht, in diesem Zeitraume der Wechsel der Temperatur wahrnehmbar gewesen sey? Diese Fragen verbinden sich auf das Innigste mit den Fragen über die Zukunft und das Schicksal der kommenden Geschlechter, und führen zu interessanten und annehmlichen Erklärungen vielfältiger Erscheinungen im Gebiete der Geologie. Ihre Erörterung unter mancherley Gesichtspuncten und Erreichung von verschiedenen Zwecken führte zu eben so verschiedenen Ergebnissen, welche aber in vielen Schriften zerstreut, und nicht selten in sehr verwickelten mathematischen Functionen durchgeführt sind. Eine möglichst vollständige und gemeinfassliche Zusammenstellung aller Resultate, welche die Wissenschaft hinsichtlich des fraglichen Gegenstandes gewonnen hat, muss daher für eine höchst willkommene Arbeit, und ihre Uebertragung in die deutsche Sprache für sehr belehrend angesehen werden, da die sie enthaltenden Jahrbücher höchstens in die Hände einzelner Gelehrten kommen, und in Deutschland wenig bekannt werden.

Aus theoretischen Erörterungen folgert der Vf., dass die Erde ehemals in flüssigem Zustande gewesen ist; Erfahrung und Theorie beweisen, dass an allen Puncten der Erde bey einer gewissen Tiefe das Thermometer keine Aenderung zeigt; dass im Verlaufe von Jahrhunderten die Erde sich abgekühlt, aber doch die Temperatur derselben in 2000 Jahren im Allgemeinen sich nicht um 0,1 des Grades geändert habe, wofür der Beweis aus der Bewegung des Mondes entnommen ist. Um ohne Beyhülfe der Rechnung eine klare Einsicht zu verschaffen, in wiefern die Hitze der Erde und die Bewegung des Mondes sich gegenseitig controliren, nimmt der Vf. an, es seyen an jeder Speiche eines gewöhnlichen Rades eines Scheerenschleifers bedeutende Gewichte so angebracht, dass man diese Gewichte an den Speichen nach Belieben entweder um die Axe des Rades zusammenschieben, oder gegen seinen äusseren Rand hinunterschieben, oder auch an jedem beliebigen Puncte der Speiche festhalten könne, und führt an dieser Vorrichtung den Beweis für obige Behauptung eben so einfach, als anschaulich durch. Einzelne Momente dieser gelungenen Darstellung herauszuheben, ist nicht wohl thunlich, ohne den Ideengang zu unterbrechen und dunkel zu werden.

An diese Erörterungen reiht der Vf. andere über die Fragen, ob die ursprüngliche Hitze der Erdkugel, deren Wirkungen in einer gewissen Tiefe noch fühlbar seyen, an der gegenwärtigen Temperatur der Erdoberfläche einen wesentlichen Antheil habe, und ob die der Himmelsräume veränderlich sey, und die Ursache eines Wechsels in den irdischen Klimaten werden könne. *Fouriers* Forschungen liegen zum Grunde, und sind zugleich für die Fragen benutzt, ob die Variationen, welche an gewissen astronomischen Elementen vorgehen, die irdischen Klimate merklich umändern, und wie man letzte von den aus verschiedenen Jahrhunderten entnommenen

Beobachtungen ableiten könne. Da die Aenderungen der Gestalt und Lage der Erdbahn nur höchst unbedeutenden Einfluss ausüben können, und auch die erleuchtende und erwärmende Kraft der Sonne keine Aenderung erlitten haben mag, so sucht der Vf. die Gründe in Einwirkungen des Ackerbaues, im Abholzen der Gebirge und Ebenen, im Austrocknen der Sümpfe und in anderen physischen Localverhältnissen. In wie weit die mittlere Temperatur seit den Zeiten *Mosis* sich nicht geändert zu haben scheine, belegt er aus Beobachtungen und Thatsachen, worauf er vom Klima Europa's in vergangenen Zeiten aus localen Veränderungen spricht, und aus diesen und späteren Angaben den Schluss zieht, dass die Flüsse Frankreichs, der Rhein und die Donau, ja selbst der Po, das adriatische und mittelländische Meer nicht allein zu den Zeiten der Römer, sondern auch in viel späteren Epochen nicht selten zugefroren seyen; eine Tabelle von 860 bis 1829 belehrt über obige Behauptung am anschaulichsten. Auch führt er Belege für die Behauptung auf, dass gewisse Theile Europa's früher weder kälter, noch heisser waren, als sie heut zu Tage sind. Die für das Klima der Umgebungen Roms und für seinen Wechsel in Toscana mitgetheilten Thatsachen liefern den Beweis, dass der Letzte seinen Grund in dem Entblössen der Gebirgsabhänge von Bäumen hat. Hiefür liefern uns die klimatischen Veränderungen in Frankreich, in Deutschland, in Spanien, in Griechenland und Italien die sprechendsten Belege. Rec. kann in das Nähere der Sache nicht eingehen, und unter Anderem beweisen, dass der Vf. theilweise im Irrthume ist, wenn er annehmen will, die klimatischen Verschiedenheiten seyen nicht sehr bedeutend. Gerade die Extreme des Klima's werden immer häufiger, lassen sich aber keineswegs aus der mittleren Temperatur ableiten: denn diese kann für viele Jahrhunderte ziemlich gleich bleiben, da die Hitze der Sommer durch die Kälte der Winter ausgeglichen wird. Sie giebt uns einen unsicheren Maßstab für die Beurtheilung des Wechsels im Klima der Länder. Wir begnügen uns, auf den physischen Zustand der verschiedenen Länder Europa's in früheren und jetzigen Zeiten, und auf Amerika hinzuweisen, und daraus Beweise für die Behauptung zu entnehmen, dass sich das Klima dieser Länder in einzelnen Jahreszeiten wesentlich geändert hat.

In der Umgebung von Paris und auch in anderen Gegenden ist ziemlich allgemein die Meinung verbreitet, der Mond übe in gewissen Monaten auf die Erscheinungen der Vegetation einen grossen Einfluss aus. Diese Meinung erklärten viele Gelehrte für ein blosses Vorurtheil; der Vf. aber unterwirft dieselbe einer sorgfältigen Prüfung, und führt aus der Physik die Gründe an, welche als wahr darthun, dass unter völlig gleichen thermometrischen Verhältnissen eine Pflanze erfrieren, oder unbeschädigt bleiben könne, je nachdem der Mond sichtbar wird, oder durch die Wolken verdeckt ist. Die Untersuchungen beruhen auf der von *Wells* gemachten Beobachtung, dass die Gegenstände der Erdoberfläche des Nachts manchmal eine von der sie umgebenden Luft verschiedene Temperatur annehmen, woraus demnach gefolgert werden muss, dass jene Meinung nur in soweit zu berichtigen ist, als die Wirkung dem Einflusse der Lichtstrahlen des Mondes zugeschrieben wird, und Letzter hiebey gar nicht mitwirkt.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Meissner: *Ubaldo*, oder *die Empörer*. Eine Novelle von *J. Satori* (Neumann). 1837. 278 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Ubaldo ist der Vormund des minderjährigen Königs Alphons von Castilien, der, nach Weise der Mündel, sobald er eigener Herr geworden, gerade das thut, was den Vormund verdriesst, d. h. er geht keine ebenbürtige Vermählung ein: er wirkt sich päpstlichen Dispens aus zur Heirath mit einer Nonne. Der Herzog zieht sich von den Geschäften zurück, bis es zur Erhaltung des Staates nöthig ist, seine Feldherrntalente aufs Neue zu bethätigen. Das schützt ihn nicht gegen des Königs Zorn, der, von Schmeichlern aufgehetzt, auch in dem Oheim Ubaldo einen Empörer sehen will: denn er grollt ihm theils wegen der Vormundschaft, theils und besonders, weil er den strengen Hausvater sich im Wege glaubt bey seinen Bewerbungen um des Herzogs Tochter, in die er verliebt ist, wie ehedem in die schöne Nonne. Blanca hat aber schon ihren Herzensbändiger, der sich mit ihr vermählt, sich an die Spitze der Aufrührer stellt, den gefangenen Herzog befreyt, und ihn zum König ausruft. Dieser weiss sich nicht anders zu helfen, um die Krone wieder auf dem Haupte des rechtmäfsigen Königs zu befestigen, als durch Selbstmord, wie es den tugendlichen Verfolgten im Melodrama zukommt, woran in der Novelle recht viel erinnert: die Betrachtungen und moralischen Denksprüche sind ganz in der Manier höchst veredelter, erlauchter Marionettenhelden, die nicht immer von Holz zu seyn brauchen. Zuweilen können auch Figuren von Fleisch und Bein dafür gelten, und der Gemeinschaft solcher hätte sich Ubaldo nicht zu schämen.

Vir.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

APRIL 1837.

PHYSIK.

Stuttgart, Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung: *Unterhaltungen aus dem Gebiete der Naturkunde*, von Dr. *Fr. Arago*. Aus dem Französ. übersetzt von *Carl v. Remy* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wichtiger ist die Darlegung der Arbeit *Wells* über den Thau, welche zugleich Aufschluss über die Frage giebt, wie die Pflanzen des Nachts eine niedrigere Temperatur erlangen können, als die sie umgebende Luft. Zuerst erörtert der Vf. die Umstände, welche einigen Einfluss auf die Entstehung des Thaues ausüben: ruhige und heitere Nächte, leise bewegte Luft, Verschiedenheit der Winde, und alle jene Umstände, welche das Hygrometer gegen den Sättigungspunct stellen, begünstigen einen ausgiebigen Niederschlag des Thaues. Die Hauptversuche *Wells* führt der Vf. kurz an, und liefert zu dem Grundsatze, dass Alles, was überhaupt dahin wirkt, das Hereinsehen des freyen Himmels gegen die Stelle, welche ein Körper einnimmt, zu beschränken, die Quantität des Thaues, welche Letzter ansetzen wird, vermindert, nebst der Rechtfertigung von *Wells*, noch manche sehr lehrreiche Aufschlüsse, welche die während der Bildung des Thaues wahrgenommene Kälte, und besonders die Theorie des Thaues selbst betreffen. Aus Versuchen beweist *Wells*, dass unter gewissen Umständen die festen Körper kälter werden, als die Luft, ohne darum Feuchtigkeit anzusetzen, dass, wenn Thau einfällt, die ihn begleitende Kälte mit der Quantität der abgelagerten Feuchtigkeit bey Weitem nicht im Verhältnisse steht, und dass die Kälte den Thau veranlasse, also nicht Wirkung des Niederschlages der Feuchtigkeit sey. Aus einem angeführten Versuche folgert der Vf., dass die Abkühlung der Massen jederzeit dem Hervorkommen des Thaues vorausgeht, und dessen Entstehung ganz auf dieselbe Art vor sich gehen muss, wie der Beschlag mit Feuchtigkeit, welcher an den äusseren Wänden eines Gefässes Statt findet, das mit kälterem Wasser, als die Luft ist, erfüllt wird.

Den Grund, warum in heiteren, ruhigen Nächten die Temperatur der festen Körper viel tiefer sinkt, als jene der Luft, sucht *Wells* in der geringen wärmestrahlenden Kraft des heiteren Himmels, und der Vf. setzt diese Idee noch mehr ins Klare, indem er einige modificirende Verhältnisse anführt, und mit Scharfsinn erörtert. Aus allen Angaben zieht Rec. die Behauptung, dass es keine auf die Entstehung des Thaues Bezug habende Erscheinung giebt, worüber ein aufmerksamer Leser der Erörterungen sich nicht eine genügende Rechenschaft zu geben vermöchte, wenn er dabey von dem Grundsatze ausgeht, dass die Feuchtigkeit an der Oberfläche eines Körpers erst dann sich ansetzen wird, wenn derselbe durch Ausstrahlung in das Freye vorerst sich abgekühlt hat. Unter der Ueberschrift: „Geschichtliche Notizen", hat der Vf. aus verschiedenen Kapiteln des *Wells*'schen Werkes eine kurze Uebersicht mitgetheilt, und diejenigen Vorarbeiten beygefügt, von welchen *Wells* keine Kunde hatte. Sie betreffen die Bemerkung des Aristoteles, welcher schon wusste, dass die heiteren und ruhigen Nächte die einzigen sind, in welchen Thau niedergeht, was von *Muschenbroek* und Anderen in Zweifel gezogen wurde, und beziehen sich auf die Angaben anderer Physiker, welche mehr oder weniger haltbare Ansichten mitgetheilt haben.

Hinsichtlich der Temperatur der verschiedenen Thiergattungen stellt der Vf. in Uebersichten die Wärmegrade verschiedener Menschen-Raçen, Säugethiere, Vögel, Amphibien, Fische, Crustaceen, Insecten und Würmer zusammen, woraus sich ergiebt, dass die verschiedenen Menschen-Raçen unter denselben Verhältnissen genau dieselbe natürliche Wärme besitzen, was für Nahrungsmittel sie auch geniessen; dass sich die Temperatur des Menschen etwas erhöht, wenn er aus einem kalten, oder selbst gemässigten Himmelsstriche in einen heissen versetzt wird; dass die Vögel die höchste Temperatur besitzen; dass ihnen die Säugethiere, Amphibien, Fische und gewisse Insecten folgen, und die letzte Classe die Mollusken, Crustaceen und Würmer bildet.

Hinsichtlich der ägyptischen Hieroglyphen verbreitet sich die Darstellung über die Geschichte der ersten erfolgreichen Auslegung, welche über jene gegeben wurde. Vor Allem ist die Arbeit *Champollions* als diejenige bezeichnet, in welcher die Auffindung der phonetischen Bedeutung der Hieroglyphen einfach und gleichartig sey, und keine Unsicherheit mit sich zu führen scheine.

Rec. schliesst mit dem Wunsche, dass der zweyte Band dieser höchst interessanten und belehrenden naturwissenschaftlichen und mathematischen Abhandlungen recht bald erscheinen möge.

Papier und Druck sind schön.

R.

MATHEMATIK.

Breslau, b. Neubrug: *Körperliche Geometrie nebst einer Erweiterung derselben und sphärische Trigonometrie*, von *Fr. Adrian Kücher*, Dr. der Philosophie, ordentlichem Lehrer am Magdalenischen Gymnasium und Privat-Docenten an der Universität in Breslau. Mit 4 Figurentafeln. 1833. VI u. 199 S. gr. 8. (1 fl. 48 kr.)

Dieses Lehrbuch ist zunächst für des Vfs. Vorträge am Gymnasium und an der Universität bestimmt, woraus folgt, dass derselbe an beiden Anstalten dieselben Vorträge hält, und mit seinen Zuhörern nicht fortschreitet, oder die Lehrzweige wiederholt. Erstes wäre sehr zu tadeln, Letztes nach Umständen unzweckmässig. Denn der Vortrag an Universitäten muss eine mehrfach veränderte Form haben, als an Gymnasien, und demgemäss müssen auch die Lehrbücher eingerichtet seyn. Ein für den Vortrag an einer Universität bestimmtes Lehrbuch erfodert weit mehr Kürze, und oft nur allgemeine Andeutungen; ein für Gymnasien bestimmtes aber mehr besondere Nachweisungen, und nur Elemente der Geometrie. Beiden Zwecken kann ein Lehrbuch nicht füglich zugleich entsprechen, wie der Vf. beym Gebrauche seiner Arbeit selbst schon oft gefühlt haben wird. Er suchte nämlich zwischen allzu grosser Kürze und ermüdender Breite die Mittelstrasse zu halten, und doch Alles, ja in mancher Beziehung noch mehr zu umfassen, als man in Lehrbüchern dieses Gegenstandes gewöhnlich findet; dann eine lichtvolle Anordnung des Lehrstoffes mit gründlicher Behandlung desselben zu geben, so, dass der Lernende durch diese Anordnung mit steter Wiederholung des Vorhergehenden fortschreitet, und immer zum Nachdenken über das Gelesene angeregt wird.

Die Anordnung erscheint uns nichts weniger als lichtvoll. Nach einer kurzen Einleitung spricht der Vf. im 1sten Kap. von der Lage gerader Linien gegen eine Ebene; im 2ten von der der Ebenen gegen Ebenen hinsichtlich der schiefen, senkrechten und parallelen; im 3ten von den Flächenwinkeln, und im 4ten von den körperlichen Winkeln; im 5ten von den Körpern, und zwar von den prismatischen und pyramidalischen; im 6ten von der Ausmessung dieser Körper; im 7ten von ihrer Flächenberechnung (sollte Oberflächenberechnung heissen); im 8ten von den Körpern mit krummen Flächen, Cylinder, Kegel und Kugel; im 9ten von den regulären Polyëdern; im 10ten von ihrer Construction und ihren Netzen, und im 11ten von der Aehnlichkeit der Körper. Die Anordnung vom 5ten bis 11ten Kap. ist weder logisch richtig, noch entspricht sie dem Wesen der Wissenschaft. Die Körper sind bekanntlich regelmässige und unregelmässige; von letzten giebt es drey Arten; die prismatischen, wozu der Cylinder als unendlich eckiges Prisma, die pyramidalischen, wozu der Kegel als unendlich eckige Pyramide gehört, und die sphärischen. Die regelmässigen hängen mit der Kugel eng zusammen, und beruhen in ihrer wissenschaftlichen Behandlung auf den Bestimmungen der Seiten, Abstände vom Mittelpuncte und Radien der in und um Kreise construirten regelmässigen Vielecke. Sämtliche Körper bieten Beziehungen dar, welche mit der Berechnung ihrer Oberflächen und Körperinhalte nichts gemein haben. Nach diesen Ansichten müssen sie betrachtet, nicht aber rücksichtslos unter einander gemischt werden, wie es der Vf. gethan hat. Mit dem Prisma ist der Cylinder zu verbinden; alle von jenem abgeleiteten Wahrheiten wendet der Jüngling auf diese selbstthätig an, und bringt sich jene mit diesen zum lebendigen Bewusstseyn; ähnlich verhält es sich mit dem Kegel und der Pyramide, mit der Kugel und den regelmässigen Körpern. Den inneren Zusammenhang berücksichtigt der Vf. nicht; er trennt Gegenstände, die völlig von einander abhängen, und behandelt sie nicht nach ihrem Wesen und wissenschaftlichen Gehalte.

Im Vortrage selbst befolgt Hr. *K.* ebenfalls keine gute Anordnung, wie schon die Einleitung beweist, welche aus einer Erklärung, 3 Lehrsätzen, 2 Folgesätzen und einem Zusatze besteht. In einer Einleitung können nur Erklärungen und Grundsätze ihre Stelle finden, da sie auf die Gegenstände, mit welchen sich das Lehrbuch beschäftigen soll, hinweisen, und den Lernenden mit denselben durch die wichtigsten Begriffsbestimmungen bekannt machen muss. Lehrsätze dürfen in ihr nicht behandelt werden. Wenn man die Stereometrie streng wissenschaftlich behandeln will, so muss man die 4 ersten Kapitel des Vfs. als Einleitung betrachten; ihre sämtlichen Wahrheiten ergeben sich aus der Flächenlehre, da Ebenen von Linien eingeschlossen sind; was also von diesen erwiesen wurde, trägt man auf jene über. Dass durch drey Puncte, welche nicht in einer geraden Linie liegen, die Lage einer Ebene bestimmt ist, betrachtet Rec. nicht als Lehr-, vielmehr als Grund-Satz, da er sich aus der Erklärung einer Ebene ergiebt. Des Vfs. Beweis jener Wahrheit ist nichts als eine Erklärung von der Ebene, welche er in §. 1 gegeben hat. Aehnlich verhält es sich mit dem Durchschnitte zweyer Ebenen, welcher eine gerade Linie seyn muss. Die Erklärung von senkrechter Linie gehört in die Longimetrie, und Alles, was in dieser von Linien und Winkeln ausgesagt wird, muss man auf Ebenen und Körperwinkel anwenden. Der Vf. wiederholt die meisten Wahrheiten, statt darauf zu verweisen, und ermüdet dadurch. Die aus Lehrsätzen sich ergebenden Wahrheiten nennt er bald Grundsätze, bald Folgesätze, bald Zusätze. Erste können sie gewiss nicht seyn; Letzte aus dem Grunde nicht, weil der Zusatz eine Wahrheit ausspricht, die noch näher begründet werden muss, wenn sie der Anfänger geistig auffassen, und ihrer Gründe sich bewusst werden soll. Anders verhält es sich mit Folgesätzen; sie muss er aus dem erwiesenen Lehrsatze durch eigene Thätigkeit des Geistes ableiten, und durch sie folgerichtig denken lernen.

In §. 11 sagt der Vf.: Der Neigungswinkel einer geraden Linie gegen eine Ebene ist der kleinste ge-

radlinigte Winkel unter denen u. s. w. Da jedoch der Anfänger noch nichts vom „Neigungswinkel" weiss, so hat sich der Vf. eines logischen Verstosses in der consequenten Darstellung schuldig gemacht. Selten findet man eine consequente Durchführung einer Materie, und noch seltener klare und genaue Begriffsbestimmungen, woraus für ein gründliches Studium viele Hindernisse entstehen. Ueberhaupt scheint der Vf. das Wesen der Stereometrie nicht durchdrungen zu haben. Eine körperliche Ecke (wofür man Körperwinkel sagen könnte) ist ihm ein nicht völlig begrenzter Raum von drey oder mehreren sich schneidenden Ebenen, dergestalt gebildet, dass ihre Durchschnittlinien in einem Puncte zusammentreffen; kürzer und verständlicher hätte er sich ausgedrückt: es sey die Vereinigung von drey oder mehreren Linienwinkeln in einem Puncte. Als Zusatz zu jener Erklärung nimmt er die Wahrheit an, dass zur Bildung einer Ecke wenigstens drey sich schneidende Ebenen erfodert würden. Diesen Lehrsatz als einen Zusatz zu betrachten, verräth kein klares Durchdrungenseyn von dem Wesen der Wissenschaft. Belege zu diesem Tadel liefern viele andere verfehlte Darstellungen, z. B. dass in jedem dreykantigen Körperwinkel die Summe von je zwey Winkeln grösser als der dritte ist, was der Vf. zum Lehrsatze macht, und in die Länge und ermüdende Breite beweist. Erkennt der Anfänger, dass zur Bildung eines Körperwinkels wenigstens 3 Linienwinkel erfodert werden, so folgert er jene Wahrheit von selbst, und bedarf keines weitläuftigen Beweises. Andere Missgriffe übergeht Rec., nur noch rügend, dass von symmetrischen Körperwinkeln nichts gesagt wird.

Der Begriff „Polyeder" bedeutet wohl dem Vf. den regelmässigen Körper? Dann passt seine Erklärung nicht, indem nach derselben jedes vielseitige Prisma ein solcher seyn musste. Für die Darstellung von den Körpern vermisst man Klarheit und Ordnung; im Allgemeinen hätte der Vf. zuerst alle Körper, sowohl die regelmässigen, als unregelmässigen, prismatischen, pyramidalischen und sphärischen kurz erklären, und sie dem Lernenden mittelst der Anschauung bekannt machen sollen. Er unterscheidet weder Grundflächen, noch Seitenflächen, noch Oberflächen, und lässt hiedurch den Lernenden im Dunkeln. Die Congruenz der Grundflächen im Prisma ist Charakterzug, also Merkmal, welches den Körper als Prisma kennbar macht, mithin kann die Wahrheit, dass im Prisma beide Grundflächen congruent sind, nur durch Erklärung aufgefasst, nicht aber bewiesen werden. Der Vf. dreht sich in seinem Beweise stets im Kreise herum, ohne etwas Anderes zu sagen, als was in der Erklärung des Prisma's liegt. Dass die parallele Durchschnittsfläche eines prismatischen Körpers den Grundflächen congruent ist, übergeht Hr. *K.* ganz, und spricht in allen Lehrsätzen nur vom Parallelepipedum, was doch nur ein besonderes Prisma ist. Rec. nennt dieses einen derben logischen Fehler, und weist den Vf. auf die Wahrheit hin, dass das, was vom Besonderen, nicht vom Allgemeinen gilt. Er hätte vom Prisma überhaupt die erfoderlichen Wahrheiten darstellen, und sie auf das Parallelepipedum und den Würfel anwenden sollen. Das von der Gleichheit der Körper Gesagte ist nicht begründet, und muss dem Lernenden so lange unverständlich bleiben, bis er eingesehen hat, dass der Körper aus Grundfläche und Höhe besteht. Diese Nachweisung hat der Vf. unterlassen. Zugleich ist die Darstellung von der Gleichheit der Parallelepipeda, wenn sie gleiche Grundfläche und Höhe haben, wenn gleich sehr breit, doch unverständlich und am unrechten Orte. Soll der Anfänger die Gleichheit von Körpern einsehen, so muss er zuerst wissen, woraus sie bestehen, und wie ihre Massen bestimmt werden; dann erkennt er die Wahrheit klar. Hätte der Vf. den Satz: zwey prismatische Körper verhalten sich zu einander, wie die Producte aus ihren Grundflächen in die Höhen, als Hauptsatz angegeben (er hat ihn, was sehr zu tadeln ist, ganz übergangen): so würde er viele Verhältnisse einfach gefolgert haben, welche er in die Länge und Breite zu beweisen versucht hat.

Dass sich in Pyramiden die Durchschnittsflächen zu der Grundfläche, wie die Quadrate homologer Seiten verhalten, ist einfacher Folgesatz aus dem Lehrsatze, dass die Durchschnittsflächen und Grundflächen ähnliche Figuren sind, diese aber sich wie die Quadrate ähnlich liegender Seiten verhalten. Die Gleichheit zweyer Pyramiden sucht der Vf. in einem sehr weitschweifigen Beweise darzuthun; allein er ist dunkel und verworren; zugleich beruht die Wahrheit auf einer anderen, welche der Vf. nicht dargestellt hat, was sehr zu tadeln ist, nämlich, dass eine Pyramide der dritte Theil eines Prisma's ist, welches mit ihr gleiche Grundfläche und Höhe hat. Die Berechnung der Körperinhalte und Oberfläche verdient keine Auszeichnung, und steht hier ganz am unrechten Orte. Die Betrachtungen über den Cylinder und Kegel sind sehr mangelhaft und chaotisch; ihre Verbindung mit der Kugel ist zwecklos und unlogisch, und ihre Berechnungen der Oberflächen und Körperinhalte müssen, mit Ausnahme der Darstellungen von der Kugel, als misslungen betrachtet werden. Der Vf. hat sich nicht bemüht, vom Einfachen zum Zusammengesetzten, vom Allgemeinen zum Besonderen überzugehen. Rec. führt wegen des letzten Tadels nur Ein Beyspiel an: Die Berechnung des Körperinhaltes vom Cylinder beruht auf dem des Prisma's; kennt der Lernende das Gesetz für die Bestimmung des Letzten, so folgert er daraus die für jenen; da, wie der Vf. selbst einmal oberflächlich bemerkt, der Cylinder ein unendlich eckiges Prisma ist; für ihn ist die Grundfläche ein Kreis, für das Prisma eine eckige Figur. Aehnlich verhält es sich mit dem Kegel, mit der Pyramide und ihren Abkürzungen, welche der Vf. Pyramiden- oder Kegel-Stumpf nennt. Die für die Körperberechnung der ganzen und abgekürzten Pyramide entwickelten Formeln bedürfen nur einer einfachen Modification, um für den Kegel angepasst zu werden. Diese Anwendungen bedürfen einer blossen Andeutung; der Anfänger muss sie dann selbst weiter

ausführen, und sich die Gesetze für die Berechnung des ganzen und abgekürzten Kegels zum Eigenthume machen. Auch vermisst Rec. allgemeine Anwendungen der Körperrechnungen auf Gegenstände des gemeinen Lebens, welche besonders dazu dienen, die Lehren lebendig sich zu vergegenwärtigen.

Im Anhange findet man in 3 Kapiteln rein geometrische Sätze über den Schwerpunct, über ihre Anwendungen, um den Schwerpunct ebener Figuren zu finden, und über Anwendungen barycentrischer Sätze auf Körper- und Flächen-Berechnung. Dass die Lehre vom Schwerpuncte nicht zur Geometrie gehört, mag der Vf. selbst gefühlt haben, da er sich mit *Carnot's* Bemerkung zu entschuldigen sucht. Sie gehört in die Lehre von der Statik, und setzt zugleich mancherley physikalische Kenntnisse voraus. Was den Schwerpunct der Ebenen betrifft, so behandelt ihn die Geometrie unter dem Begriffe „Mittelpunct der Flächen". Was der Vf. sagt, verdient übrigens Lob, wenn gleich die Entwickelung verschiedener Formeln weder einfach, noch zweckmässig zu nennen ist. Rec. setzt voraus, dass Lernende, welche auf ihrer wissenschaftlichen Bahn bis zum Unterrichte in der Stereometrie gekommen sind, sich in der Gleichungslehre kräftig und gewandt bewegen können; für sie ist also eine weit grössere Kürze in der Ableitung der Formeln zu erwarten, als der Vf. zu glauben scheint, welcher oft die einfachsten Gesetze in die Länge und Breite zieht.

Nach einer kurzen Einleitung in die sphärische Trigonometrie handelt der Vf. von der Congruenz, Gleichheit und Bestimmung sphärischer Dreyecke, von den Gleichungen zur Berechnung derselben, von den analytischen Umformungen gegebener Gleichungen, und von der Construction eines sphärischen Dreyeckes aus gegebenen Stücken nebst Aufgaben. Eine Vergleichung der ebenen mit der sphärischen Trigonometrie hält Rec. für viel zweckmässiger, da sowohl grosse Kürze erzielt wird, als auch der Anfänger die Sache leichter auffasst. Neues findet man nicht; die Darstellungen sind gelungen, und geben Belege von guten Quellen, welcher sich der Vf. bediente. Druck und Papier sind gut, und die Schreibart ist im Allgemeinen zweckmässig.

R.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Parchim*, b. Zimmermanns Erben: *Ueber den Religionsunterricht in den höheren Classen gelehrter Schulen*, von *F. Schröder*, Collaborator am Friedrich-Franz-Gymnasium zu Parchim. 1835. 69 S. 8.

Hätte sich der Vf. auch nicht als einen Schüler des nun entschlafenen Lehrers bekannt, zu dessen Füssen er gesessen: so würde man es doch aus dem ganzen Inhalte seiner Schrift bald entdeckt haben, dass er aus *Schleiermachers* Schule hervorgegangen sey. Auch auf ihn, wie wohl auf jeden guten Kopf, hat jenes Mannes ausgezeichnete Persönlichkeit eingewirkt, und eine edle Wärme für Religion und Christenthum in ihm entzündet. Aber obschon der Geist der Lehre desselben so völlig von dem Jünger gefasst sey, dass er in ihm sich offenbaren könne, möchte Rec. bezweifeln. Denn obgleich sich dem Vf. Talent für Untersuchungen der Art nicht absprechen lässt: so ist sein Urtheil doch noch zu befangen, als dass er die abweichenden Meinungen auf dem Gebiete der Theologie richtig würdigen könnte. Auch kann er sich von den Fesseln der Schule, der er angehört, noch nicht losmachen, und vermag sich noch nicht zu der Klarheit zu erheben, mit welcher vorzüglich *Twesten* über die tiefsten Speculationen ein erfreuliches Licht zu verbreiten weiss. — Wenn er S. 49 sich dahin erklärt, dass er nicht bloss den Unterricht in der Geschichte der Lehre quantitativ in dem historischen Theile des ganzen höheren Religionsunterrichts einräume, sondern eben von der Lehre auch die ganze Anordnung des geschichtlichen Lehrstoffes hernehme: so reicht das schwerlich hin, den Leser über das, was er will, zu verständigen; wenigstens ist dem Rec. aus Allem, was er vor- und nachher sagt, seine eigentliche Meinung nicht klar geworden. Der nicht lange nach dieser Erklärung folgende Ausfall auf die Aufklärung der jüngst vergangenen Zeit, welcher jede wahre Religion eine Thorheit gewesen sey, weil sie die gemüthlichsten und hervorragendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Kirchen- und Dogmen-Geschichte als den Gipfel der Narrheit betrachtet habe, möchte schwerlich ganz treffend seyn, da es dem Vf. schwer werden möchte, seine Behauptung zu beweisen, und übrigens viele wahrhaft religiöse Menschen in der Kirchengeschichte eine Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes erblickt haben.

Der Vf. entschuldigt am Schlusse der kleinen Schrift die Unvollkommenheit derselben damit, dass sie unter vielfach wechselnden körperlichen Zuständen und Gemüthsstimmungen, dazu unter dem Einflusse der Eile gebietenden äusseren Veranlassung, welche das Horazische *premere* nicht einmal *nonum in diem* gestattete, geschrieben sey. Da er diese Veranlassung nicht näher angegeben hat: so ist der Leser unfähig, darüber zu urtheilen, ob diese Entschuldigung die Herausgabe derselben entschuldigen könne. Er verheisst, den in derselben behandelten Gegenstand bey mehr Musse und umfassender in einem grösseren Buche: „Ueber den Religionsunterricht auf Gymnasien und sein Verhältniss zur Kirche", noch einmal zu bearbeiten, und demnächst ein eigenes Lehrbuch für die oberen Religionsclassen herauszugeben. Auch verspricht er in einer Anmerkung S. 59 eine Abhandlung „über die Idee der Symbolik als einer theologischen Wissenschaft." Möge er sich bey diesen Arbeiten nicht übereilen, sondern sich Zeit nehmen, *Schleiermachers* oft dunkle Lehre erst zu verdauen, und die Resultate seines Nachdenkens so unabhängig, als möglich, von einer eingelernten Schulsprache seinen Lesern mitzutheilen; dann wird er bey seinen unverkennbaren Anlagen gewiss etwas Vorzügliches liefern.

R. in S.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

APRIL 1837.

AEGYPTISCHE LITERATUR.

PARIS, b. d. Gebrüdern Firmin Didot: *Grammaire Egyptienne* ou *Principes généraux de l'écriture sacrée Egyptienne appliquée à la representation de la langue parlée*, par *Champollion* le Jeune, publiée sur le manuscrit autographe, par l'ordre de M. Guizot, Ministre de l'instruction publique. I Partie. 1836. 4. (L'ouvrage sera composé de 3 parties à 7 Thlr. 12 gr.)

Wenn wir jetzt, nachdem die bedeutenden Resultate der Hieroglyphen-Forschung vor uns liegen, fast staunen müssen, dafs solche nicht früher die grofsen Bemühungen fleifsiger Gelehrten lohnten, eben weil sie meistentheils in der Natürlichkeit so sehr begründet sind, dafs man schon von vornherein seine Forschungen auf solche Erfolge hätte anstellen sollen: so mufs auf der anderen Seite doch auch diefs uns um so mehr der Richtigkeit vergewissern, dafs man gewissermafsen den natürlichen Entwickelungsgang der Schrift- und Ton-Sprache in seinem Geiste verloren hatte, um ihn da, wo er sich ohne Lücken darbieten sollte, gleich wiederzuerkennen, indem wir jetzt Thatsachen auf dem reinen Wege der Anschauung, wie sie sich uns objectiv darboten, und nicht solche, wie wir sie vielleicht mit unseren subjectiven Augen uns gebildet, d. h. umgebildet haben, also wahre Thatsachen vor uns sehen. Das momentane Verlorenhaben der natürlichen Geschichte der Schrift- und Ton-Sprache läfst also selbst denjenigen, welcher seinem Geiste das Bild jener Geschichte eingeprägt hatte, und längst in allgemeinen Umrissen die Wesenheit der ägyptischen Hieroglyphen kannte, mit desto mehr Sicherheit auf die objectiv errungenen Resultate blicken, je mehr dieselben mit seinen apriorischen Ansichten übereinstimmen. Und diese Uebereinstimmung ist um so gröfser, als sogar bey denen, die früher höchstens an eine *Zufälligkeit* der Richtung beider Sprachweisen der Aegypter gedacht hatten, jetzt der Geist erwacht seyn dürfte, um einen natürlicheu Gang der Sprache im Aegyptischen wahrnehmen zu können, und zwar der Art, wie sich derselbe in einer ununterbrochenen Kette in keiner dem Rec. bekannten Sprache der Erde vorfindet. Das Aegyptische zeigt uns eben so gut frühere Lebensmomente, als das Chinesische, wie Momente des Chinesischen selbst, und nicht minder Charakterzüge der semitischen Sprachen, als Uebergänge zum indo-germanischen Sprachstamme. Was uns also andere Sprachstämme als einzelne Monumente des Sprachlebens aufweisen, ohne sie sämtlich in sich allein zu vereinen, so dafs sie also wahre Monumente einer bestimmten Zeit unter einander ausmachen, das Alles können wir ganz deutlich vereint, d. h. in seinem historischen Daseyn, nach einander in der einzigen Sprache des Pyramidenlandes wiederfinden. Nur das Erkennen dieses *Nacheinander* möchte auch noch wohl das Einzige seyn, welches bey den neuesten Forschungen mangelhaft erscheint, da es wenigstens bis jetzt noch nicht vollständig unter Einen Gesichtspunct so dargestellt ist, dafs man alle Einzelheiten als Entwickelungen eines Centrums erkennen könnte. Dabey fehlt es zugleich an einer festen historischen Richtung der Monumente; eine Hauptursache, dafs eben genannter Mangel Statt findet; ein tristiger Beweis aber, wie man das *a priori* ganz bey Seite setzte. Jetzt aber ist es an der Zeit, die erhaltenen Resultate mit den Voreinsichten in den Gang der Sprache zu vergleichen; die Folgen können nur gut seyn, berichtigend jedenfalls. Es wird manches befremdliche Nebeneinander sich in ein natürliches Nacheinander stellen, und Lücken werden verschwinden; ja, die im Allgemeinen verloren gegangene Einsicht in die Geschichte der Augen- und Ohren-Sprache wird wieder erweckt, und zugleich positiv in ihren Erschauungen werden. Wir können uns in *dieser* Beziehung nach den Schranken dieser Blätter nur kurz fassen, zumal da in dem zu beurtheilenden Werke eine *Grammatik*, nicht eine historische Betrachtung der Sprache zu besprechen ist.

Als Einleitung dient dieser wichtigen Schrift diejenige Vorlesung des berühmten Vfs., mit welcher er, am 10 Mai 1831, den neugebildeten Lehrstuhl für ägyptische Alterthümer betretend, seinen Kreis von Vorträgen über die Sprache des Nillandes eröffnete. Da nun das gelehrte Europa in einer ähnlichen Stellung zu diesem neu eröffneten Gegenstande der Wissenschaft sich befindet, in welcher sich der verstorbene *Champollion* der Jüngere seine Zuhörer vorstellte: so hat der Herausgeber, Hr. *J. J. Champollion-Figeac*, wohl nicht mit Unrecht, der Absicht des Vfs. entsprochen, jene Vorlesung an die Spitze seiner ausführlichen Grammatik zu setzen. Und dazu ist sie von der Art, dafs sie uns die wiedergeborene Schwester der Sprache in ihrem neuen Erstehen, sowie in ihrer eigentlichen Stellung, in ihrem Wesen deutlich vor die Seele führt.

Nach einem Eingange über die Begründung des *College royal de France* vom Könige Franz I, dessen allmäliche Erweiterung, über die Verbreitung seiner

wiſſenſchaftlichen Mittheilungen über die entfernteſten Theile Aſiens und Afrika's, berührt *Champollion* kurz, wie Europa ſeine Wiedergeburt faſt einzig dem Studium des Geiſtes (im weiteſten Sinne des Wortes) der Völker der verfloſſenen Zeiten verdanke; er erwähnt, wie der Geſchichte nothwendig ergänzend Philologie und Archäologie als Schweſtern zur Seite ſtehen, und gerade dieſe Wiſſenſchaften es ſeyen, welche bisher allein ein Licht auf Altägypten geworfen hätten, und noch werfen würden. Dann erinnert derſelbe in kurzen Worten an die allmäliche Erweiterung der Archäologie in der vollen Ausdehnung des Wortes; wie man den Quell des Lebens des Königsvolkes in Italien nicht in Italien ſelbſt zu ſuchen habe, ſondern in Griechenland; wie ferner, ungeachtet der vielleicht unerreichbaren Höhe der Kunſt und des übrigen geiſtigen Lebens des alten Hellas, nach dem faſt einſtimmigen Zeugniſſe der Alten, der Geiſt dieſes europäiſchen Mutterlandes eben ſo wenig, wie der des Volkes ſelbſt autochthoniſch ſeyen; wie dieſes mehr vom Norden hergekommen, ſo habe ſich jener vom Süden über das Meer her, von dem alten Aegypterlande über die von Pelasgern und Hellenen bewohnten Fluren der öſtlichen Halbinſel verbreitet, daſelbſt aber gleichſam nur die Geiſter geweckt, um dann ein eigenes Leben zu beginnen. Männer von den Küſten Aegyptens, heiſst es in unſerem Werke, kamen herüber, und brachten den helleniſchen Völkerſchaften die erſten Formen der Civiliſation; Aegypten iſt die Schule, in welcher die Geſetzgeber Griechenlands, die Beförderer griechiſcher Cultur, die Philoſophen, die Hiſtoriker u. a. m. ihre höhere Weihe erhalten. Man wird alſo nur durch eine genaue Kenntniſs der Monumente Aegyptens das hohe Alter der Civiliſation an den Ufern des Nils, das weit über die politiſche Exiſtenz Griechenlands hinausreichte, thatſächlich beweiſen können; nur durch dieſe Kenntniſs werden wir im Stande ſeyn, die zahlreichen Verbindungen des werdenden Hellas mit dem kräftig alten Aegypten darzuthun, nur durch ſie läſst ſich der Urſprung der Künſte, der Quell vieler religiöſen Glaubenspuncte und äuſseren Cultusgebräuche näher nachweiſen: eine Bedeutendheit und Wichtigkeit, welche man auch ſeit langer Zeit mit der wahren Kenntniſs der ägyptiſchen Monumente wohl erkannt, aber in ſeinen Reſultaten noch nicht herbeygeführt habe, erſtlich wegen der Seltenheit dieſer Monumente in Europa, und dann wegen völliger Unbekanntſchaft mit der Sprache dieſes Landes. Doch beginnt mit dem 17ten Jahrhunderte, in welchem mehrere Cabinette Europa's verſchiedene mit Hieroglyphen bezeichnete, kleinere und gröſsere Monumente zu ihrem Eigenthume werden ſahen, das aufmerkſamere Betrachten der Aufzeichnungen dieſer Denkmäler; die ſparſamen Berichte griechiſcher und römiſcher Autoren ſpornten noch mehr zur Auffindung des Schlüſſels an. Allein es fehlte an einer geſunden Kritik; man verſtand jene römiſchen und griechiſchen Berichte nicht; was Einem Theile der Schrift galt, dehnte man auf alle aus; auf dieſe Weiſe ſah man überall Bilder, überall Symbole; man ahnte nicht einmal, daſs in den Hieroglyphen zugleich der *Ton der die Begriffe bezeichnenden* Wörter enthalten ſeyn ſollte. Je mehr durch ſolche Quellanſichten der Phantaſie ein weites Feld eröffnet wurde, um deſto mehr entfernte man ſich von der Auffindung des Richtigen. Von ſolchen Principien ausgehend, iſt der Jeſuit *Kircher* eigentlich der Erſte, welcher in ſeinem *Oedipus Aegyptiacus* vollſtändige Ueberſetzungen der Aufzeichnungen der Obelisken zu Rom lieferte; aber Alles ohne Beweiſe, ohne irgend eine Methode. Er citirt Stellen aus Autoren, die nie exiſtirten, und hat durch ſeine, wohl kaum ſelbſt geglaubten Träume der nachherigen Auffindung des wahren Schlüſſels ein bedeutendes Hinderniſs in den Weg gelegt. Leider glauben aber noch Viele an ſeine erkünſtelten Fieberphantaſieen, Symbole und Bilder bezeichneter Ideen, aber Alles nach den geheimen, allein von eingeweihten Prieſtern beſtimmten und zu leſenden Myſterien! Und doch ſollten es Monumente für ein *Volk* ſeyn!!! Bey ſolchen phantaſtiſchen Treibereyen dachte Keiner an das einzige Mittel, durch welches jener angebliche Schlüſſel als richtig bewährt oder als falſch verworfen werden konnte; Keiner dachte an die *vorläufige Kenntniſs der geſprochenen Sprache Altägyptens.* Dieſe allein konnte den Myſteriologen leiten, wenn die Schrift rein ideenzeichnend, d. h. Symbole oder Bilder (ohne directen Rapport mit den Tönen der Worte) gebend war; denn die Schrift muſste doch wenigſtens in ihrer Bilderanwendung dieſelbe logiſche Ordnung, dieſelbe Conſtructionsart, wie die Mundſprache, befolgen. Die Kenntniſs der geſprochenen Sprache Altägyptens konnte allein leitend dem Sprachforſcher an die Hand gehen, wenn die einzelnen Zeichen, der ideographiſchen Annahme entgegengeſetzt, ausſchlieſslich den Ton bezeichnen ſollten; denn ſie muſsten ja den Ton *der* Wörter wiedergeben, deren ſich gerade dieſe Sprache bediente. Und beſtand endlich die Schriftweiſe aus einer gleichmäſsig angewandten Ideo- und Phonographie, ſo war eine vorläufige Kenntniſs der Sprache ſelbſt eine unabläſsige Bedingung, um jene richtig löſen zu können. Mochte nun alſo die Schrift in irgend einer der drey möglichen Arten abgefaſst ſeyn, die *Mundſprache* muſste vorher erkannt ſeyn. Aber daran dachte man nicht, ungeachtet es unbezweifelt daſtand, daſs die im 17ten Jahrhundert aus Aegypten herübergebrachten Manuſcripte in koptiſcher, d. h. griechiſcher, mit einigen Zeichen vermehrter, alſo leſerlicher, Schrift in *ägyptiſcher Sprache* abgefaſst waren. Selbſt *Kircher* war es, der 1643 unter dem Titel „*Lingua aegyptiaca reſtituta*" Text und Ueberſetzung arabiſcher Manuſcripte herausgab, welche Grammatiken der *koptiſchen* Sprache enthielten, und doch wuſste dieſer Gelehrte keinen reellen Nutzen für ſeine hieroglyphiſchen Unterſuchungen daraus zu ziehen. Das Koptiſche diente einſtweilen in Europa zur tieferen Einſicht in die bibliſche Literatur, bis *Saumaise* darauf hinwies, wie man die in den griechiſchen Schriftſtellern enthaltenen altägyptiſchen Wörter mittelſt der koptiſchen Werke erdeutlichen könne.

Nachher leisteten *Wilkins* und *Lacroze* manches Erspriessliche in dieser Weise; ja man versuchte schon aus Zusammenstellung der zerstreuten betreffenden Stellen in griechischen und römischen Classikern, durch Bestimmung der Attribute der ägyptischen Gottheiten, durch Auslegung ihrer Namen in den koptischen Vocabularien, die Kenntniss der alten Religion der Aegypter wiederzuerlangen. Das waren wenigstens die Bestrebungen des *Pantheon Aegyptiorum* von *Paul Ernst Jablonsky*. Allein ungeachtet seiner grossen Gelehrsamkeit, ungeachtet seines grossen Fleisses, blieb er doch noch weit von seinem Ziele. Denn die Stellen der griechischen und römischen Classiker über diesen Gegenstand sind nur kurz; des Gegenstandes geschieht nur bey Gelegenheit Erwähnung; und wie haben fremde Völker die Namen anderer Völker verdreht! Nur die Monumente selbst konnten über Letzte Auskunst geben; allein diese blieben zur Zeit *Jablonsky's* noch stumm. Diess gilt auch von der, auf diesen, übrigens sehr verdienstvollen Mann folgenden Zeit, ungeachtet der nähere Verkehr mit der Levante manche neue Monumente nach Europa führte. Die Manie, Alles *a priori* zu finden, ohne irgend einen festen Grund, führte immer mehr vom Ziele ab. Die Einen sahen in den Inschriften nur Astronomie, Andere erblickten in ihnen einen Agricultur-Codex.

Des Guignes und dessen Schüler versuchten mittelst chinesischer Wörterbücher die Hieroglyphen zu lösen, in der Meinung, Chinesen und Aegypter seyen Brüder Einer Mutter; ja Einer der damaligen Aegyptomanen wagte es, jenen Aufzeichnungen (resp. Inschriften) alle Schrift abzuleugnen, und dieselben für reine Ornamente zu erklären. Unterdessen wurden in den öffentlichen Museen und in den Cabinetten der Reichen alle möglichen Kunstproducte gesammelt; man liess von ihnen theils Abzeichnungen im Stiche, theils Fac-Simile's in die Welt gehen, beschränkte sich daneben nur auf die Beschreibung der Arbeit selbst, und auf die genaue Scheidung der einzelnen Götter und Göttinnen; in dieser Beziehung verdienen die Namen des *P. Montfaucon* und des Grafen *Caylus* genannt zu werden. So stand es mit dem Wissen über Aegypten bis zum Erscheinen des bekannten Werkes des gelehrten und fleissigen Dänen *Zoëga* „*de origine et usu Obeliscorum*." Dieser Mann der Wissenschaft studirte mit einer tiefen Kenntniss der griechischen Classiker und in voller Kenntniss der koptischen Sprache die Alterthümer Aegyptens, und er ist der Erste, welcher, wenigstens allgemeinerweise, ein *Ton-Element* in jenen seltsamen Monumenten ahnte; er glaubte eine Art *Rebus-Schrift* hin und wieder entdeckt zu haben, jedoch führte ihn der Umstand, dass er sich nicht ganz von der Ansicht, „fast überall symbolische Behandlung zu sehen", lossagen konnte, von dem eigentlichen freyen Gesichtspuncte ab. Nichts desto weniger war er für sich vollkommen davon überzeugt, dass die vorhandenen Denkmäler, wenn auch behandelt von den Gebildeteren der Nation, doch von Allen verstanden worden seyen, und dass sie zu jedem Gebrauche für Religiös-Heiliges, wie für Weltlich-Profanes, als Ausdruck gedient haben. Von *Zoëga* kann man mit vollem Rechte sagen, er habe zuerst wenigstens den rechten Blick gewonnen. Sein angeführtes grosses Werk erschien kurz vor dem Feldzuge Napoleons nach Aegypten; man konnte also mit einem richtigen Blicke wenigstens die von der gelehrten Commission auf Napoleons Befehl bekannt gemachten Abzeichnungen der Denkmale Aegyptens selbst in dem grossen Werke: „*Description de l'Egypte*," durchstudiren, und hatte in der Beziehung manche Hoffnung auf endliche Aufhellung des so lange gewesenen Mysteriums, und diese Hoffnung steigerte sich um so mehr, als man die Nachricht erhielt, dass 1799 ein Genie-Officier, Namens *Bouchard*, bey der Einnahme von Rosette in dem Schutte des alten Forts einen zum Theil erhaltenen Stein von schwarzem Granit gefunden habe, auf welchem in drey verschiedenen Sprachen Inschriften zu sehen waren, von denen Eine in griechischen Buchstaben abgefasst wäre. Letzte liessen deutlich einen Beschluss der ägyptischen Priesterschaft zu Memphis lesen, nach welchem man dem Könige Ptolemäus Epiphanes grosse Ehrenbezeugungen zuerkannte. Nun schloss man, einen gleichen Sinn müssten auch die anderen beiden in zwey historisch verschiedenen ägyptischen Schriftarten enthalten, ganz auf dieselbe Art, wie wir in Asien auf den Denkmälern des Darius, Xerxes u. A. in der Nähe von Persepolis, Babylon u. s. w. dreyerley Schriften (vielleicht auch Sprachen oder Dialekte) lesen, oder wie man in europäischen Ländern, welche viel von fremden Völkern besucht werden, die öffentlichen Bekanntmachungen in zwey oder mehreren Sprachen abfassen lässt. Von diesem Puncte aus gingen nun die Forschungen in Bezug auf diesen literarisch berühmten Stein von Rosette. Der berühmte französische Orientalist *Sylvester de Sacy* und der gelehrte Schwede *Ackerblad* wandten ihre Blicke zuerst auf die mittlere Inschrift, zum Theile wohl, weil sie wegen ihrer Vollständigkeit sich leichter vergleichen liess, und dann, weil sie mehr einer Art von Alphabet in ihren einzelnen Theilen glich. Sie fanden auch wirklich die Namen *Ptolemäus*, *Arsinoë*, *Alexander*, *Alexandrien;* im Uebrigen waren ihre Versuche fruchtlos; doch wusste man nunmehr, es gab wenigstens Eine Schrift Aegyptens aus der Zeit des Ptolemäus Epiphanes, welche nach unserer Art alphabetisch zu lesen war. An die Auslegung der eigentlichen Hieroglyphen wagte sich aber erst 1804 ein *Ungenannter*, welcher eine Analyse der hieroglyphischen Inschrift ganz gemäss dem griechischen Texte gab. Allein die Behandlungsweise war ganz die des obengenannten Jesuiten *Kircher*, was schon daraus hervorging, dass er in den 14 (übriggebliebenen) Zeilen der Hieroglyphen dasselbe gefunden haben wollte, was in den 54 Zeilen des griechischen Textes enthalten war. Die gelehrte französische Commission beschränkte sich mehr auf genaue Beschreibung und treue Zeichnung; jedoch darf man nicht vergessen, dass sie warnend darauf aufmerksam

machte, die eigentlichen Zeichnungen (Gemälde) nicht mit der Inschrift selbst zu verwechseln.

In der Geschichte der Lösung der ägyptischen Hieroglyphen muss jetzt ein sehr wichtiger Mann genannt werden, der Engländer *Young*. Mit großer Gelehrsamkeit, mit tiefem Scharfsinne forschte auch er in dem ägyptischen Mysterium; als Erfolg seiner vielen Bemühungen las er wirklich zwey Eigennamen, *Ptolemäus* und *Berenika*, in der hieroglyphischen Schriftweise. Allein obgleich er diese Namen richtig herausgefunden hatte: so fehlte er doch sehr in den einzelnen Buchstaben; überdiess ging er von seiner anfänglichen Meinung von 1816, dass die Schrift alphabetischer Natur sey, im Jahre 1819 gänzlich ab, und blieb nur dabey stehen, dass die Aegypter, nach Art der Chinesen, nur zur Schreibung fremder Eigennamen ihre ideographischen Zeichen ganz wider deren Natur phonographisch angewandt hätten. Außerdem verwechselte *Young* die Mittelschrift des Steines von Rosette mit den nichthieroglyphischen Schriften auf dem Papyrus; und obgleich er früher materielle Beweise für die Behauptung der Alten in Bezug auf den Gebrauch der Bild- und Symbol-Zeichen in der Hieroglyphenschrift anführt, so kannte er doch eben so wenig das Wesen dieser Schrift, als ihre Stellung zur gesprochenen Sprache; eben so sehr blieben ihm die Zahl, die Beschaffenheit und die Verbindungen der Grundelemente der Hieroglyphen in den Nebelkreisen der Hypothesen. Mithin war bis zum Auftreten unseres Verfassers die Frage unentschieden, ob die ägyptische Schrift ideographisch sey, oder ob sie ihre Ideen durch Töne der Worte selbst ausdrücke.

Diese Doppelfrage hat der Vf. unserer Grammatik in soweit vollständig entschieden, als er anfangs in einem kleinen Schreiben (*Lettre à M. Dacier, relative à l'alphabet des hieroglyphes phonetiques; Paris* 1822, *avec IV pl.*), und im Jahre 1824 in einem weitläuftigen Werke (*Précis du système hieroglyphique des anciens Egyptiens; avec un volume de planches.* 1824. *II édition* 1828), in welchem er ganz seinen glücklich gekrönten Forschungsgang vor Augen stellt, darthut, dass die altägyptische Schreibweise gleichzeitig ideen- und tonzeichnend sey. Indem er von Eigennamen fremder Völker zu denen der eigenen Länder, wie sie von Griechen und Römern überliefert sind, überging, und zwar von Göttern, wie Königen und Privaten, dann bekannte Verwandtschaftswörter, und durch diese grammatikalische Bezeichnungen nach derselben phonetischen Leseweise aufgefunden hatte, erkannte er die auf den verschiedenalterigen Denkmalen Aegyptens befindliche Schriftsprache als ganz nahe verwandt, sogar als identisch mit der uns schon hinlänglich bekannten *koptischen Sprache;* ja, es fand sich sogar auch die im Koptischen hin und wieder, im Semitischen allgemein vorkommende Auslassung der Vocale, wenn dieselben nämlich das innere Leben der durch die Consonanten bezeichneten speciellen Töne ausdrücken sollen.

Was *Ch.* bis dahin nur auf einzelnen, ihm zugänglichen Monumenten aufgefunden, und stets wiedergefunden hatte, bestätigte und erweiterte sich bedeutend, seitdem es dem berühmten Aegyptologen durch die Vermittelung seiner Regierung vergönnt war, sechzehn Monate lang selbst auf dem Schauplatze dieses alten thaten- und kunstreichen Volkes die zahlreichen Denkmale mit eigenen Augen anzuschauen, zu erforschen, und zur weiteren Forschung in Abzeichnungen zum Theile mit in die Heimat zu nehmen. Von welcher Wichtigkeit war es nicht schon, dass die angewandte Lesungsweise nirgends fehlschlug, und neben einer Bekräftigung des Früheren eine Erweiterung desselben zuließs! Dazu bestimmte unser Vf. zuerst genau die Stellung der drey verschiedenen altägyptischen Schriftweisen, der eigentlich *hieroglyphischen*, der *hieratischen* und der *demotischen*, von welchen sich die ersten beiden fast nur durch eine bloße Kenntlichkeit und Unkenntlichkeit der Zeichen unterscheiden; in dem Demotischen ist schon eine größere Veränderung vorgenommen, selbst in der Anwendung Wesentliches umgeändert.

Nun erst, nachdem uns fast ohne Ausnahme eine vollständige Lesung aller Monumente verheissen ist, nun erst werden wir die wahren Früchte des so lange erstrebten, und erst so spät erreichten Zieles genießen; wir werden im Allgemeinen den Geist der Aegypter deutlicher erfassen können in der Sprache, nach ihren beiden Richtungen für das Gehör, wie für das Auge; wir werden Auskunft erhalten über den nächsten Ursprung ägyptischer Bevölkerung, ob sie aus Asien direct herüber kam, oder aus dem höheren Afrika dorthin hinabwanderte; es wird sich entscheiden, ob die heutigen Bewohner dieses Landes, die Kopten, wirklich Sprösslinge der alten Aegypter seyen, oder nicht; auch die biblische Literatur wird bedeutende Aufklärungen von einer genauen Kenntniss Altägyptens erwarten dürfen. So sehr sich auch die religiösen Ideen eines Moses von denen der Aegypter unterschieden, so sehr mag sich in den äußeren Formen des Cultus, in Sitten, Gebräuchen, Künsten u. dgl. so Manches gleichen, und Eins aus dem Anderen entsprungen seyn. Jedenfalls müssen sich nun die Originaltexte der Bibel aus den, aus vor- und nachmosaischen Zeiten herstammenden Monumenten aufhellen.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

APRIL 1837.

AEGYPTISCHE LITERATUR.

Paris, b. d. Gebrüdern Firmin Didot: *Grammaire Egyptienne*, ou *Principes généraux de l'écriture sacrée Egyptienne appliquée à la representation de la langue parlée*, par *Champollion* le Jeune, publiée sur le manuscrit autographe, par l'ordre de M. Guizot etc. 1 Partie etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die Völker Asiens und Afrika's, welche in einem freundschaftlichen oder feindlichen Verhältnisse zu Aegypten standen, oder demselben unterworfen waren, werden wir aus den Basreliefs von *Isambul* und *Beit-Ually* in ihrer Raçe, in ihrem historischen Anftreten, in ihren Costümen, in ihrer Kriegsführung, in ihrem häuslichen und öffentlichen Leben näher kennen lernen, wir werden die directen und indirecten Verhältnisse Altägyptens zu Aethiopien, dem vielleichtigen Wiegenlande der Bewohner des Nilufers, erfahren; Alles Gegenstände, über welche die vorhandenen Annalen meist schweigen, und über welche wichtige Annalen verloren gegangen seyn mögen. Aus dem Märchennebel werden viele Stellen zur gewissen Klarheit hervortreten, und der Geschichte für immer zugewiesen werden können. Bestimmt bekannt werden uns die Heldenkönige der alten Aegypter, bekannt werden uns die Kriege in ihren Einzelnheiten, die Friedensschlüsse und deren Bedingungen; wir werden Bestätigung über die dem Germanicus in den Ruinen von Theben gegebenen Erklärungen der Alterthümer erhalten; wir werden die Treue des römischen Geschichtschreibers Tacitus zu bewundern Gelegenheit finden. Auf den steinernen Seiten der Annalen Aegyptens, auf seinen unverwüstlichen Geschicht-Tableau's werden wir den stufenweisen Gang der Civilisation dieses Landes lesen, ohne irgend etwas in seiner Kindheit zu sehen. Denn die ältesten Denkmäler kennen nur eine errungene, vollendete Civilisation damaliger Zeit. Diese Annalen offenbaren uns den religiösen, wie politischen Zustand des Landes der Pharaonen; sie zeigen uns die Quelle der ersten politischen Institutionen auf Argos und Attika; sie führen uns auf den Mutterboden griechischer Mythen, des griechischen Religionscultus, und lassen uns das Ueberkommene von dem Griechisch-Nationalisirten unterscheiden. In den Portiken von *Beni-Hassan*, in den Galerieen von *Karnak* aus vortrojanischen Zeiten werden wir den Ursprung dorischer *Architektur* finden; wir werden in den Basreliefs von Theben und Nubien gleichsam die Modelle griechischer *Sculptur* erkennen, die sich aber nachher auf diesem Grunde selbstständig und frey entfaltete, und so eigentlich griechisch wurde. Die Lesung der zahlreichen Geschichtssteine wird uns Aufschluss geben können über das ursprüngliche Woher der Grundlehren hellenischer Philosophie; die Gräber der Könige von Theben, das wüste Thal *Biban-el-Moluks* werden sprechen von Pythagoreischen Theorieen; *Saïs* kennt die Platonischen Lehren in ihrem Grunde.

Solche und andere wichtige Resultate lassen sich aus der völligen Lesung der Monumente Aegyptens mit ziemlicher Gewissheit erwarten; nur bedarf es dazu, wie gesagt, der Kenntniss der Sprache dieser eigenen Art von Annalen. Um diese nun kennen zu lehren, beginnt der Vf. seinen ägyptisch-archäologischen Cursus mit der Auseinandersetzung der Grundsätze und Bezeichnung der ägyptischen Sprechweise. Und das ist nun diejenige Grammatik, welche wir hier in ihrem ersten Drittheile vor uns haben, und welche gleich nach der bis hieher ihrem Hauptinhalte nach mitgetheilten Einleitung folgt. Rec. glaubte um so mehr ohne Kritik diese in der Kürze wiedergegebene Eingangsrede mittheilen zu müssen, als eine Kritik derselben sich über die Grenzen einer Angabe und Beurtheilung des Ganzen erstreckt haben würde; doch soll in dem Verfolge dieser Anzeige einiges uns in der Ansicht *Champollions* unrichtig Erscheinende angeführt werden.

Dieses erste Drittheil der Grammatik enthält folgende *neun* Abtheilungen: 1) Zu Anfange des *ersten Kapitels* finden wir die *Erklärung* der *griechischen* Benennung *Γράμματα ἱερά*, *γράμματα ἱερογλυφικά*, gleichsam „*eingehauene*, *geweihte* *) *Buchstaben* (Schrift)." Wir verstehen jetzt noch unter Hieroglyphen diejenige Schrift der Aegypter, welche, eingehauen, oder gemalt, auf ägyptische Weise sichtbare Gegenstände wiedergab; speciell sollte man darunter nur solche verstehen, welche möglichst genaue Abbilder, und nicht in blosse Umrisse vereinfacht sind. Die alten Aegypter begriffen, wie wir, mit dem Worte *Schrift*, in ihrem einzigen Worte *(heilige Schrift)* nicht nur diese beiden Arten, sondern noch eine dritte, die *hieratische* (*γράμματα ἱερατικά*), welche nicht bey blossen Umrissen für die Abkürzung stehen blieb, sondern schon bedeutende Auslassungen zuliess, und somit eine mehr oder minder bemerkliche Un-

*) Das „*geweiht*" (*ἱερά*) bezieht sich auch vielleicht weniger auf die Form u. dgl., als auf den *Zweck*, die *monumentale Weihe*. Rec.

kenntlichkeit des Urſprünglichen herbeyführte. *Ch.* führt aus dieſer letzten Schriſtweiſe, die man mit ihm füglich eine Curſivſchrift nennen kann, vier Grade an, je nachdem in ihnen die urſprünglichen Züge mehr oder minder verwiſcht ſind. Während die ausführlichen Hieroglyphen die Schrift der öffentlichen Monumente waren, finden wir die Linear- oder Contur-Hieroglyphen als ſtändige Bücherſchrift; die Curſivſchrift wurde im gemeinen Leben von den Gebildeten des Volkes *) unter ſich angewendet. So finden wir die Anwendung dieſer drey Arten; ſo erklärt ſich ihr nothwendiges Entſtehen aus einander.

Die eigentliche Schrift auf den Denkmälern Aegyptens, von welcher wir (beyläufig geſagt) keine Anfänge, ſondern gleich Vollkommenes, bis ins höchſte Alter hinauf, finden, giebt uns genau das Abbild von Gegenſtänden wieder; unſer Vf. hat von Letzter ſechzehn Arten gezählt. Dahin gehören Gegenſtände des Himmels (Sterne, Mond), der Menſch in ſeinen Alters-, Geſchlechts-, Rang- und anderen Verſchiedenheiten; Theile des menſchlichen Körpers, vierfüſsige Thiere, Vögel, Reptilien, Fiſche, Inſecten, Vegetabilien, Kleidungsſtücke und Schmuck, Geräth und Waffen, Gefäſse, Kunſt- und Handwerks-Zeuge, Kunſtproducte, geometriſche Formen, monſtröſe Bilder (Sphynx, Phönix u. dgl.). Von allen zuſammen zählte unſer fleiſsige Aegyptologe über 900 verſchiedene.

Weil die Schrift ein möglichſt genaues Bild abgeben ſollte: ſo ſuchte man auch noch durch Anwendung von Farben der natürlichen Darſtellung zu Hülfe zu kommen; die Wahl konnte nur durch die Gegenſtände ſelbſt beſtimmt ſeyn, und erſt auf den kleineren Kunſtwerken, als die Schrift in ihrem Gefühltwerden abgenommen hatte, wandte man zum Theile willkürlich, als bloſsen augenfälligen Zierrath, die Farben an. Hauptfarben ſind blau, roth (zweyerley Roth findet ſich wenigſtens vor), gelb, grün, weiſs und ſchwarz; man findet an Einem Gegenſtande mehrere, je nachdem es die Natur oder die Willkür wollte. Durch Farbe unterſchied man das Weib von dem Manne, in den Fleiſchtheilen, wie in den Kleidern, ebenſo den Freyen vom Sclaven. Jedoch ſind nicht alle Inſchriften mit Farben näher bezeichnet. Die obengenannte Conturſchrift wurde mit ſchwarzer oder rother Tinte auf geglättete Papyrusblätter mittelſt eines Rohres oder Pinſels geſchrieben.

Dieſe einzelnen Bilderbuchſtaben ſetzte man in ihrer Bildung zum Worte entweder in verticalen Colonnen, oder in horizontalen Linien neben einander, und da war es der Willkür des Kunſtgeſchmackes überlaſſen, ob die rechte oder die linke Seite den Beginn machte. Demnach gab es viererley Stellungen, die aber bey der Leſung der Hieroglyphen keine Schwierigkeit machen, weil erſtlich der Hinblick der Vordertheile der Gegenſtände das Rechts und Links beſtimmt, und die übrige Stellung aus der Form und ſonſtigen Zuſammenſtellung der Gegenſtände leicht erkannt werden kann. Das Alles betrifft aber nur die Stellung der reinen und der Contur-Hieroglyphen; die Curſivſchrift ſchreibt man ſtets in horizontalen Linien, welche auf der Linken des Papieres, d. h. zur Rechten des Leſenden anzufangen ſind.

2) Wie in dem erſten Kapitel das Aeuſsere der Hieroglyphen behandelt wurde, ſo giebt uns das *zweyte Kapitel* genaue Rechenſchaft über den *Werth* des dem Aeuſseren nach Bekannten; wir erfahren, was dieſe Zeichen des *Auges* für das *Ohr* gelten. — Nach dem Vf. theilen ſich nun die Zeichen der altägyptiſchen Schrift in drey wohl zu unterſcheidende Claſſen; die erſte umfaſst *die reinen Abbilder* des zu Benennenden, die zweyte enthält mehr *bildliche Zeichen*, die dritte beſteht aus *rein phonetiſchen Charakteren.*

Dieſe Eintheilung glauben wir nicht unerwähnt laſſen zu dürfen, weil in ihr, nach unſerer Meinung, der hiſtoriſche Bildungsgang einer Sprache nicht feſtgehalten, oder vielleicht ganz unberückſichtigt geblieben iſt. Phonetiſch ſind die beiden erſten Claſſen gewiſs geweſen; warum alſo eine eigene Claſſe der phonetiſchen Zeichen? Das Weſen beider Claſſen iſt ein mehr innerer Charakter, den die Sprachprocedur in ſich trägt, während der Charakter der letzten Claſſe mehr die Ausſprache betrifft. Nun ſagt uns freylich *Champollion* S. 48 f., daſs die Charaktere der eben genannten Abtheilung ganz nach unſerer Alphabetirweiſe zu leſen ſeyen, während die erſten beiden Abtheilungen mehr oder minder von der Mundſprache abwichen, alſo anders geleſen würden, als wenn jeder Charakter ſeinen phonetiſchen Werth habe. So z. B. würde ein hingezeichneter *Finger* höchſtens einen Conſonanten mit einem Vocale der Ausſprache nach bezeichnen; dieſes Abbild aber wird *teb* ausgeſprochen, weil auf Koptiſch ſo der Finger heiſst; ein Palmzweig bedeutet in ſeiner bildlichen Weiſe das Jahr; weil dieſes im Neuägyptiſchen *rompe* heiſst, lieſt *Ch.* dieſes bildliche Zeichen überall *rompe.* Wenn ſich dieſe drey Claſſen einmal theilen ſollen, ſo iſt ja ein wahrer Eintheilungsgrund darin enthalten, daſs man die durch die letzte Claſſe gebildeten Wörter in ihrem *inneren Entſtehen vergeſſen hat*, ſo daſs man ſie mehr memorial weiſs, als wirklich fühlt, während man die beiden erſten meiſtens noch genau nachzuweiſen vermag. Um in Kürze den ganzen Hergang und Weiterſchritt der Schrift- wie der Mund-Sprache vor Augen zu ſtellen, ſey hier Folgendes geſagt.

Jedes ausgeſprochene Wort, als einem *Begriff* entſprechend, muſs in dieſer Beziehung als Einheit, die ſich als Begriff nicht trennt, daſtehen. Dieſer Einheit entſpricht in der Ausſprache am beſten das, was wir eine *Sylbe*, mit Lebensform und Lebensgeiſt (Conſonant und Vocal) im innigſten Vereine, nennen. Die die erſte Sprache ſchaffenden Menſchen werden ſowohl jeden Begriff als Wortbegriff durch Eine Aus-

*) Man ſollte vielleicht lieber Gelehrte des Volkes ſagen, wenn es deren gleich in unſerem heutigen Sinne keine gab; auſserdem gab es noch eine, die aber erſt in ſpäterer Zeit ſich bildete, dieſe war in der Sprache ſelbſt begründet, gab ſelbſt innere, und nicht bloſs Zeichenkürzungen an. Man nennt ſie gewöhnlich die demotiſche (δῆμος).

sprache wiedergegeben haben, um den Total-*Eindruck* als Total-*Ausdruck* zu repräsentiren. Das konnte geschehen, als die Menschen noch ein dynamisches Gefühl Allem näher einte. Als später der Verstand das Ganze in seinen *Einzelnheiten* nur als Ganzes erkannte, und somit die Einwirkung aller Einzelnheiten aufhörte, wurde die Sprache aus einer Begriffssprache eine Merkmalsprache; man bediente sich der Vereinigung der gefundenen Einzelnheiten, und bezeichnete mit der Zusammenaussprache den Begriff ganz so, wie man ihn sich jetzt dachte. So wird aus einer *einsylbigen* Sprache eine *mehrsylbige*, ohne jedoch *eine* Sylbe *auszuschliessen;* es gab ja vorher Begriffe, die der Verstand nicht mehr zu zerlegen im Stande war. Die Schriftsprache wird als solche jeden Gegenstand nachbildlich wiedergeben (sey es in seiner Eigentlichkeit oder im Bilde, das ist bey Schrift- und Mund-Sprache einerley), das entspricht ganz dem ersten Standpuncte der Sprache für das Ohr. Weil aber der Ton im Stande ist, einen Total-Eindruck wiederzugeben, wo das Bild als Einfaches ganz eines Urbildes entbehrt, und weil der Mensch, zum Bedürfnisse einer Schrift gekommen, schon mehr dem trennenden Verstande angehört, und weil endlich diese Weise der Gedanken- oder der Willens-Wiedergabe eine mechanischere ist: so werden sich in der Schrift schon frühzeitig Zusammensetzungen finden. Ist bey der Schriftbildung der Sprachgeist, oder der Geist im Allgemeinen auf ähnlicher Stufe der Merkmalsscheidung, wie es die Schrift vermöge ihrer Beschränktheit zu thun genöthigt ist: so werden beide Sprachweisen einen gleichen Weg gehen, wie diess beym Aegyptischen der Fall ist. Befindet sich dagegen der Geist noch in der Begriffsfühlweise, wo die Sprache sich als Schrift bildet, da geht Beides seine eigene Bahn, wie sich's ganz genau im Chinesischen wiederfindet.

Fest steht nach unserer Ansicht: die ersten Wörter der Sprache sind, was wir mechanisch so nennen, *einsylbig; einzeichig* die Bezeichnung der Hauptbegriffe. Diese entsprechen jener einen Sylbe. Steigt die Denksprache nun zur Merkmalvereinigung hinab: so werden die Sylben, welche die Merkmale in sich enthalten, mit einander ausgesprochen, und eben so diejenigen Zeichen, welche die einzelnen Merkmale bezeichnen, neben einander gesetzt, gerade, in welcher Reihenfolge der Mund sie wiedergab, und dieser richtete sich wieder nach der allmälichen Auffassungsweise der Einzelnheiten eines Gegenstandes. Dass einige Zeit hindurch, übrigens je nach der grösseren oder kleineren Fühlskraft des in der einen Sylbe Ausgesprochenen, oft beide Weisen neben einander bestehen konnten in dem Munde, wie in der Zeichnung, braucht wohl nur eben erwähnt zu werden. Es wurde dann das *ein*sylbige und *ein*zeichige bey Gelegenheiten gebraucht, wo es nicht auf die nähere Erkennung der Merkmale ankam, wo man gleichsam nur ganz allgemein (als *genus)* angeben wollte. Dass bey wirklicher Zusammensetzung derjenige Ausdruck (als jetziges Merkmal) *voransteht* (als erste Sylbe), welcher früher den ganzen Begriff wiedergab, ist, wenn es sich meistentheils vorfindet, sehr natürlich. Eben dahin ist auch zu verändern, was *Ch.* S. 28 sagt, dass das Bild des physischen Gegenstandes unter den nachherigen Buchstaben (es waren gleich im Anfange phonetische Zeichen zugleich; das Wort entsprach völlig dem Zeichen) den ersten Ton bezeichne, welchen es (*nachher* in *seiner Erweiterung)* in den koptischen mehrsylbigen Wörtern hat. In wieweit es aber auch möglich war, dass die Merkmalsprache in einzelnen Fällen die frühere Benennung nicht als Begriffsmerkmal wieder auftreten lässt, danach bestimmt sich die richtige Deutung der einzelnen Zeichen nach ihrer Lesung in Zusammenstellung mit der neueren ägyptischen Sprache, der koptischen. Dass wir hier unter den *gebliebenen* Begriffswörtern, wie Begriffszeichen, die erste und auch zweyte Classe unseres Vfs., die sich nur nach der Auffassungsmöglichkeit von irgend Etwas unterscheiden, und in ihrer derartigen Unterscheidung auch in der dritten Classe enthalten sind, verstehen, und die von *ihm anders* gelesen werden wollen, als sie *geschrieben* sind (als wenn man in gothischer Sprache schreiben, und gleich in neudeutscher Sprache lesen wollte, als sey das Eins), brauchen wir wohl kaum zu erinnern; wie wir die dritte Classe in der Merkmalsprache begriffen, wird auch jedem Leser klar geworden seyn. Und wem die *gleichzeitige* Anwendung alter kurzer und neuer erweiterter Formen, wie wir es im Aegyptischen doch erkannt wissen wollen, ungewöhnlich vorkommen möchte, der denke nur an alte Endungen von Wörtern, z. B. der deutschen Sprache, die ehedem vielleicht Substantive u. dgl. waren, jetzt bloss substantivbildend sind, und für deren Begriff theils neuere Formen, theils weitläuftigere Wörter gebräuchlich geworden, z. B. Heilig*thum*, Häuslich*keit*, glück*lich*, Sol*ingen* u. v. a., wo in *thum* eine Verbundenheit, in *keit* eine Person, in dem *lich* (solch, welch, solich, welich) ein ähnlich, in *ingen* eine Ortschaft angedeutet wird.

Sowie der Begriff einmal aufhörte, in seiner Ganzheit begriffen zu werden, eben so hörte auch nachher die innere Erkennung der Merkmale, welche den Begriff bildeten, wenigstens in dem *Worte* auf, so dass dieses mehr memoriell und traditionell die Geltung hatte. Für die Mundsprache erfolgt dann eine Zusammendrängung der Aussprache, weil man fühlt, wie in der nicht erkannten *Ausgedehntheit* dem *totalen* Begriffe ein Hinderniss liegt; dadurch fallen auch manchmal Hauptsachen aus, und das Wort hört auf, der eigentliche Träger des Begriffes zu seyn.

Die Schriftsprache wird sich Aehnliches erlauben, wiewohl sie, wie z. B. im Französischen, Englischen u. s. w., schwerer an solche Unkenntlichkeiten geht, eben weil sie als Schrift ihren Interpreten nicht bey sich hat. Allein die Schrift wird noch eine andere Aenderung eingehen, welche ihr wieder als Ersatz für jenes andere Vorrecht der Mundsprache dienen soll, und dieses besteht darin, dass sie ähnliche Zeichen verwechselt. Es wird sich nämlich die Anzahl aller Mundbuchstaben auf eine kleine Zahl beschränken;

diese erweitern sich durch Nüancen, und dann durch das verschiedene Vocalleben; die Nüance des Wortes drückt natürlich auch eine Nüance des Begriffes in seinem Eindruck auf den Menschen aus. Habe ich nun aber die Wörter in ihrer Merkmalvereinigung vergessen, und lassen für mein Gefühl und meinen Verstand die feinen Ohr- und Mund-Nüancen in der Sprache nach: so werden frühere Nüancen identificirt; also mehrere Zeichen werden zum Ausdruck Einer Aussprache. Das ist es nun, was *Ch. homophone* Zeichen nennt, und das ist ihr eigentlicher Ursprung. Diese Homophonie ist es auch, welche unseren Vf. zur Auffindung des phonetischen Werthes so mancher Charaktere führte; diese Homophonie in der Aussprache ist es, welche den Aegyptern die Annahme eines Alphabetes von wenigen Buchstaben willkommen machte. Denn das Vorhandenseyn so vieler Zeichen fürs Auge, wo fürs Ohr doch nur wenige wirklich waren, liess ihnen zumal für eine Gleichheit unter Allen die Wahl fast unmöglich werden. So kam es, dass die Aegypter in einem natürlichen Gange ihrer Schriftsprache von der Abbildschrift zu einer alphabetischen gekommen sind; so schrieben sie, nach mehrfacher Aenderung ihrer Hieroglyphenschrift, endlich mit einer Alphabetur, die, in dem Ursprunge von ihnen ausgegangen, nur früher dazu herabgesunken war. So nahmen die Aegypter das griechische Alphabet, mit einigen Zeichen (Buchstaben) ihrer homophonen Buchstabenreihe vermehrt, an, welches wir unter dem Namen des *koptischen* kennen.

(*Die Fortsetzung wird künftig folgen.*)

SPRACHKUNDE.

Aschaffenburg, b. Pergay: *Ueber die Entstehung der romaischen Sprache unter dem Einflusse fremder Zungen.* Ein Beytrag zum vergleichenden Sprachstudium, von *Joh. Michael Heilmaier*, Professor am königl. Gymnasium zu Aschaffenburg. 1834. 42 S. 4. (8 gr.)

Das hellenische Volk, seit den Zeiten der byzantinischen Herrschaft das *romaische* genannt, hat in unseren Tagen, unter allgemeiner Theilnahme aller gebildeten Völker, die Sonne der Freyheit wieder aufgehen sehen; es wird und muss sich von nun an in Hinsicht auf Cultur und Politik dem gebildeten Europa zuwenden. Namentlich ist es aber dem deutschen, dem baierischen Volke werth, theuer, gewissermasen verwandt geworden. Und so sind wir, wie Hr. *H.* sagt, angewiesen, die Geschichte und Sprache des sich neu gestaltenden Volkes der Romäer zu erforschen. Demnach hat sich der Vf. dieses uns vorliegenden Werkchens die Aufgabe gestellt, „auf sprachgeschichtlichem Wege anzudeuten, welche wesentlichen, inneren und äusseren Veränderungen die romaische Sprache" — so glaubt er, die sogenannte neugriechische mit grösserem Rechte zu heissen — „seit der Aufrichtung des Kaiserthrones zu Neu-Rom und der allmälichen Christianisirung des Volkes unter dem Einflusse der lateinischen Hof- und Gerichts-Sprache und der Zungen jener Völker erfahren hat, welche sich im Verlaufe der Zeit durch nachhaltige Anfälle zwischen die ursprüngliche Bevölkerung einkeilten, die Landesmarken verrückten, und allmälich eine mehr oder minder grosse Umwandlung der Landessprache bewirkten." Der Vf. konnte in diesem Programme den überaus reichhaltigen Stoff nicht erschöpfen wollen; er hat daher — wir bedienen uns auch hier seiner eigenen Worte — die Evolution der Sprachbildung nur nach einzelnen, besonders auffallenden Erscheinungen herausgestellt, und dieselben durch den Kitt von Hypothesen zu einer Art von Grundriss verbunden, wobey er den Zweck hat, „dass andere Forscher das Begründete von dem Problematischen oder Falschen ausscheiden, und den Gegenstand selbst weiter fördern mögen."

Er schickt nun zuerst eine historische Uebersicht der Schicksale des hellenischen Volkes voraus, um anzudeuten, welchen mannichfachen Schicksalen die Bewohner des alten Hellas seit der Schlacht bey Chäronea unterlegen haben, und wie sich bey diesen Umwälzungen die altgriechische Sprache nothwendig verändern musste (wobey er jedoch auch nicht hätte übergehen sollen, was *beytragen* musste, zur *Erhaltung* der altgriechischen Sprache, und dessen ist auch nicht wenig). Er untersucht dann, wie *die hellenische Sprache zu den Zeiten der christlichen, römischen Imperatoren zu Byzanz* gewesen sey (S. 8 ff.), und schildert S. 16 ff. die romaische Sprache in ihrer gegenwärtigen Gestaltung *unter dem Einflusse fremder Zungen*, theils im Allgemeinen, theils im Besonderen unter dem Einflusse der *slawischen* (S. 20 ff.), der *romanischen*, insbesondere der *italischen* (S. 34 ff.), der *albanesischen* (S. 38 ff.), der *türkischen* (S. 41) Sprache.

Niemand wird dem Vf. dieses Programmes Fleiss, Belesenheit, Geist, Umsicht absprechen wollen, und das Verdienst, eine interessante linguistische Frage aufgestellt, und zu ihrer Beantwortung den Grund gelegt zu haben. Das Alles ist auf jeden Fall anerkennungswerth. Doch will es uns beynahe bedünken, dass Hr. *H.* als Deutscher sich eine zu grosse Aufgabe gesetzt habe, eine fremde Sprache mit anderen fremden, und noch dazu uns sehr fernliegenden vergleichen, und daraus ableiten zu wollen, welche Wörter und Wortformen jene aus diesen in sich aufgenommen habe. Indessen *audenti nil arduum.* Und so möge er dem gelehrten Publicum bald die Fortsetzung liefern, wo er zeigen will, wie der bildende Sprachgeist der Griechen die von Aussen her gekommenen Elemente sich angeeignet habe! *μ.*

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

APRIL 1837.

MATHEMATIK.

Berlin, b. Dunker u. Humblot: *S. F. Lacroix Anleitung zur ebenen und sphärischen Trigonometrie und zur Anwendung der Algebra auf die Geometrie.* Uebersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen von Dr. *Ludwig Ideler*, Prof. auf der Universität zu Berlin. Mit sechs Kupfertafeln. 2te verbesserte Ausgabe. 1837. XV u. 331 S. (1 Thlr. 12 gr.)

Im Jahre 1822 erschien von Hn. *Ideler* die 1ste Ausgabe der Uebersetzung von diesem Werke nach dessen 6ter Ausgabe, und gründete sich auf mehrjährige Prüfungen mittelst der Vorlesungen über die Urschrift. Eine Reihe von Anmerkungen uuter dem Texte sollte das Lehrbuch auch denen zugänglich machen, die es mittelst der nöthigen Kenntniss in der Algebra und Elementar-Geometrie mit eigenem Fleisse durcharbeiten wollten. Da kurz vor der Beendigung des Druckes der Uebersetzung die 7te verbesserte und vermehrte Auflage der Urschrift erschien, so stellte Hr. *I.* am Ende jener Alles zusammen, was nach sorgfältiger Vergleichung beider Ausgaben die neue nur irgend Eigenthümliches enthielt. Im Jahre 1827 erschien die 8te, bis jetzt neueste Auflage der Urschrift, welche sich jedoch von der vorigen nur durch wenige kurze Anmerkungen unter dem Texte und durch eine längere, am Schlusse beygefügte unterscheidet. Mit ihr verglich Hr. *I.* die vorliegende neue Ausgabe seiner Uebersetzung; er liess von seinen Anmerkungen, die dem Anfänger das Selbststudium des Werkes zu erleichtern bestimmt waren, einige hinweg, weil sie ihm unerheblich schienen, änderte aber an den übrigen nichts Wesentliches. Auch fügte er nichts Neues hinzu, aus Besorgniss, noch immer zu Viel gegeben zu haben.

Obgleich Rec. die Vorzüge des Lehrbuches nicht verkennt, und darum die Uebertragung in's Deutsche sehr verdienstlich und lobenswerth nennt, so kann er bey der Anzeige dieser 2ten Ausgabe, welche gleichfalls für die Brauchbarkeit des Buches spricht, manche Bemerkungen, welche besonders die Urschrift, theilweise jedoch auch die Arbeit des Hn. *I.* betreffen, nicht unterlassen, um den wissenschaftlichen, pädagogischen und praktischen Werth der Schrift näher zu bezeichnen. Sie zerfällt in drey Artikel nebst einem Anhange; im 1 Kap. S. 1—64 behandelt der Vf. die Elemente der ebenen Trigonometrie in theoretischer und praktischer Beziehung, wobey einige Anmerkungen über Linien, welche überall nach gleicher Richtung convex sind, über die Reihe, welche die Tangente durch den Sinus ausdrückt, und über das Nivelliren viel Interesse gewähren. Im 2 Kap. S. 64—93 findet man die sphärische Trigonometrie nach allen Beziehungen der Formeln, nebst drey Anmerkungen über einen Ausdruck des Volumens eines Tetraëders durch die drey Kanten, welche zu einer Ecke gehören, und durch die von ihnen eingeschlossenen Winkel, über eine andere Form, unter welcher man die Fundamentalgleichungen darstellt, und über die Grenzen der Summe der Winkel eines sphärischen Dreyeckes, behandelt. Im 3 Kap., S. 93—286, werden die allgemeinsten und wichtigsten Anwendnngen der Algebra auf die Geometrie, in Bezug auf mancherley Formeln für Aufgaben, für die geraden und krummen Linien und für alle Verhältnisse der Parabel, Ellipse und Hyperbel mitgetheilt. Der Anhang S. 286—319 verbreitet sich über die 1sten Gründe der Anwendung der Algebra auf die krummen Flächen und auf die Curven von doppelter Krümmung hinsichtlich der Gleichung der Ebene und geraden Linie, der Flächen des 2ten Grades und der Curven im Raume. Einige nachträgliche Anmerkungen S. 3. 319—331 bespricht der Vf. die Ausdrücke von sin $(a \pm b)$ und cos. $(a \pm b)$; die Auflösung der Aufgabe mittelst der drey Seiten eines Dreyeckes, den Abstand zweyer Puncte, ausgedrückt in Polarcoordinaten nebst den Fundamentalgleichungen der ebenen und sphärischen Trigonometrie; die Homogenität der algebraischen Ausdrücke und endlich die symmetrische Gleichung der Ebene und andere Gleichungen von analoger Form.

Vf. und Uebers. gehen bey Erklärung der Linien, welche die Winkel oder ihre Bögen bestimmen, sogleich vom Dreyecke aus, und bringen jene mit diesem in Verbindung, was Rec. in sofern nicht billigt, als erst aus der Anwendung der geraden Linien, mittelst welcher die Winkel, deren natürliche Masse die Kreisbögen sind, gemessen und mit einander verglichen werden, und aus den hierauf sich beziehenden Sätzen, Goniometrie genannt, die Trigonometrie erwächst. Die Gesetze für jene die Winkel oder Kreisbögen bestimmenden goniometrischen Linien bilden sonach die Grundlage der Trigonometrie, und es ist unrichtig, jene Linien „trigonometrische" zu nennen. Die Erklärung dieser Linien geschieht auf geometrischem Wege; andere Mathematiker befolgen den rein analytischen, und nennen z. B. den Quotienten aus der Cathete getheilt durch die Hypotenuse den Si-

nus des jener gegenüber liegenden Winkels. Rec. erklärt sich für die erste Ansicht, weil sie sowohl dem einfachen und klaren Verständnisse, als auch der Sache selbst besser entspricht, und z. B. für die schiefwinkeligen Dreyecke, welche man mittelst Lothe freylich auf rechtwinkelige zurückführen kann, leichter zu den auf sie angewendeten Gesetzen führt, wobey er die letztere durchaus nicht verwirft, indem er, nach Versinnlichung des geometrischen Charakters der Linien, die arithmetischen Werthe vorzüglich hervorhebt. Die Erklärungen des Vfs. lassen sich auf der Hälfte des Raumes, mit gleicher und theilweise noch grösserer Deutlichkeit und Fasslichkeit geben, als er sie mittheilt und der Uebers. bemerkt nicht ganz richtig, der Sinus *versus* werde in der Trigonometrie nicht gebraucht, da er doch z. B, bey Berechnung des Sinus und Cosinus eines Winkels oder Bogens von 15^0, $7^0\ 30^1$; $3^0\ 45^1$ u. s. w. aus dem von 30^0 angewendet wird. Auch billiget Rec. die Bezeichnung des Halbmessers mit R, statt mit r, darum nicht, weil beide Buchstaben in der Geometrie ihre bestimmte Bedeutungen, jener die für den rechten Winkel, und dieser eigentlich für den Radius hat, und solche Bezeichnungen zur Vermeidung der Missverständnisse ihre Bedeutungen in der Mathematik bestimmt behalten müssen.

Unter den von Hn. *I.* mitgetheilten Formeln fehlt die für den sin. und seine Schreibart sin. a^2, cos. a^2 u. s. w. ist insofern nicht richtig, als nicht der Winkel, sondern die ihn bestimmende Linie quadrirt werden soll. Zur Anmerkung des Vf., dass sin. a^2, so viel als $(\sin. a)^2$ bedeute, fügt er wohl bey, dass man die Bezeichnung sin. ^2a statt sin. a^2 gebrauche, dass sie aber nur störend sey, was gewiss nicht der Fall ist; indem sin. a^2 eigentlich störend und missverständlich ist. So wird z. B. bey dem Ausdrucke sin. $2a^2$ der Anfänger leicht zu der Meinung geführt, vom 2fachen Quadrate des Winkels a solle der Sinus gesucht werden, was falsch ist, und die Schreibart sin. $^2\ 2a$ nicht veranlasst. Die Ableitung der Sinus und Cosinus des vielfachen Winkels sollte auf sin. na und cos. na ausgedehnt seyn, wodurch dem Anfänger der Zusammenhang der beiden Formeln für sin. na und cos. na mit den Coefficienten und Exponenten des Newtonischen Binomiums recht klar geworden wäre. Diese Mittheilung wäre Sache des Uebersetzers gewesen, und würde eine eben so interessante als lehrreiche Bemerkung ausgemacht haben. Obgleich der Vf. viele Formeln entwickelt hat, so vermisst man doch eine grosse Anzahl derselben, welche vor Allem die arithmetischen Werthe der Linien der halben Winkel, die Producte, Quotienten, Summen und Differenzen betreffen. Die Zusammenstellung der gebräuchlichsten Formeln in einer Tabelle verdient Beyfall, weniger aber die Erörterung für die Auflösung der Aufgaben des rechtwinkeligen Dreyeckes, wofür der Uebersetzer die beiden Verhältnisse, in welchem der Sinus und Cosinus zur Hyptenuse, und die Tangente zur anliegenden Kathete erscheint, anführt, aber nicht versinnlicht, welches durch die Zeichnung so leicht geschehen konnte. Er hat der genetischen Methode die erfoderliche Aufmerksamkeit nicht gewidmet, und dem Anfänger den Weg nicht gezeigt, sich von den beiden Hauptgesetzen, wornach die Hypotenuse zu einer der beiden Catheten, wie der Radius zum Sinus oder Cosinus des den Catheten entsprechenden Winkels, und die eine Cathete zur anderen, wie der Radius zur Tangente des jener entsprechenden oder zur Cotangente des ihr anliegenden Winkels sich verhält, selbst zu überzeugen; seine Bemerkung dient demnach nicht zur Erläuterung der Angaben des Vfs., vielmehr sind die des Letzten noch zweckmässiger, und machen jene überflüssig. In wie fern sich der Satz, dass sich die Summe zweyer Seiten eines Dreyecks zu ihrer Differenz, wie die Tangente der halben Summe zur Tangente der halben Differenz der jenen Seiten entsprechenden Winkel verhält, mittelst einer Construction darthun lässt, hätte Hr. *I.* versinnlichen sollen, da dieselbe sehr instructiv ist. Die Umformung der Formel für die 3te Seite aus den zwey anderen Seiten und dem von ihnen eingeschlossenen Winkel mittelst der Einführung eines Hülfswinkels, um alsdann die Logarithmen bequemer brauchen zu können, ist wohl zweckmässig, aber nicht durchaus nothwendig, da sich der 2 Theil der Formel leicht logarithmisch behandeln, die ihm zum Grunde liegende Zahl berechnen, und die ganze Formel je nach der Grösse des gegebenen Winkels mit den Quadraten der beiden Seiten einfach beendigen lässt. Die Uebersetzung der Formeln hält Rec. für zweckwidrig Zeit und Raum raubend, da derjenige, welcher von dem Lehrbuche Gebrauch machen will, solche Formeln zu übersetzen gelernt haben muss. Dass die Schreibart der Formeln log. sin C = log. R + log. c — log. a statt (log. R + log. c) — log. a nicht ganz richtig ist, verdient eine erläuternde Bemerkung. Die wenigen praktischen Fälle können keinen Beyfall finden, da sie die Sache nicht völlig erschöpfen. Rec. vermisst viele sehr wichtige praktische Beziehungen, welche wenigstens Hr. *I.* nicht hätte übergehen sollen. Statt der Bemerkungen über decadische Ergänzung, über Grösse des Meter und über andere Gegenstände wären Bemerkungen über das Fehlende mehr an ihrer Stelle gewesen. Die Erörterungen vom Nivelliren entsprechen dem Zwecke; von der Anwendung der goniometrischen Gesetze auf das Viereck und Vieleck liesst man nichts, was ebenfalls eine Lücke in dem Buche veranlasst, die Hr. *I.* wenigstens theilweise hätte ausfüllen sollen.

In wiefern die Benennung „sphärische Trigonometrie" dem Gegenstande nicht ganz angemessen ist, indem die Kugel zum Messen der eigentlichen Raum-Dreyecke nur eine willkürliche Hülfsfigur, nicht aber unbedingt nothwendig ist, und die Kugel auch nur die Seiten jener zwar unmittelbar durch Bögen grösster Kreise, nicht aber die Winkel bestimmen hilft u. s. w., sondern der Name „Trigonometrie des Raumes zweckmässiger ist; in wiefern die Bestimmungsstücke und auflösenden Gleichungen wesentlich von den bestimmten Stücken und den allgemeinen Form-Glei-

chungen verschieden sind, verdiente eben so nothwendig eine erläuternde Bemerkung, als die verschiedenen Fälle, welche hinsichtlich der auflösenden Gleichungen und der darin vorkommenden Elemente Statt finden. Die auflösenden Gleichungen zwischen vier und fünf Bestimmungsstücken, welche Letzte auch die Neperischen Analogieen heissen, geben die Mittel an die Hand, aus drey gegebenen Bestimmungsstücken die übrigen zu finden. Hiebey sollte jedoch näher versinnlicht seyn, in wie weit die sechs Hauptfälle zwölf besondere Aufgaben zulassen, und in wie weit sechs derselben unmittelbar, sechs andere aber sich mit Hülfe eines Polar-Dreyeckes ohne Rechnung, auflösen lassen. Die jedesmalige Umformung der für die Logarithmen nicht passenden Formeln in solche, für welche jene anwendbar sind, oder den Gebrauch der Hülfswinkel, oder die Anwendung von Reihen, wenn z. B. eine von den gegebenen Seiten gegen die andere sehr klein ist, nebst anderen Beziehungen findet man in vielen deutschen Lehrbüchern weit gründlicher, gediegener und umfassender behandelt, als in dem vorliegenden, aus dessen Anmerkungen zugleich hervorgeht, dass sein Vf. mit den deutschen Mathematikern, einem *Gauss*, *Crelle* und Anderen nicht vertraut ist, deren Untersuchungen denen französischer Mathematiker nicht bloss zur Seite gestellt, sondern denselben in Bezug auf Gründlichkeit, Gediegenheit und Bestimmtheit, auf Kürze, Deutlichheit und Brauchbarkeit noch vorgezogen zu werden verdienen. Hn. *Idelers* Aufgabe war, in kurzen Noten noch mehr darauf hinzudeuten, als er gethan hat, um die Verdienste deutscher Mathematiker nicht oberflächlich betrachten zu lassen, und Demjenigen Ehre und Verdienst zuzuerkennen, dem beide gebühren. Sämtlichen Untersuchungen sollten die Bestimmungen des Inhaltes eines beliebigen Raum-Dreyeckes durch die verschiedenen Seiten und Winkel, welche das Dreyeck bestimmen, nach den sechs verschiedenen Arten der theils bedingten, theils unbedingten Bestimmung jenes folgen, da sie mit den Bestimmungsformeln zusammenhängen. Allein der Vf. sagt hierüber nichts, und auch Hr. *Ideler* bemerkt nichts; was in dem Anhange noch beygebracht wird, ist in wissenschaftlicher und pädagogischer Beziehung weder hinreichend, noch den Bedürfnissen des Selbststudirenden entsprechend. Zugleich wäre es sehr zweckmässig gewesen, einige Anwendungen auf das Raum-Vieleck zu machen, und wenigstens die vorhandenen einzelnen Sätze über die Polyäder kurz mitzutheilen. Was der Vf. übersah, hätte Hr. *I.* nicht übersehen, und in erfoderlichen Anmerkungen ergänzen sollen, wenn er seine Aufgabe im Interesse der Wissenschaft und des deutschen mathematischen Publicums vollständig zu lösen, sich zum Vorwurfe gemacht hätte.

Von den im 3ten Kapitel vorkommenden Materien konnten viele weit zweckmässiger in den beiden anderen Kapiteln als blosse Folgerungen behandelt werden. Auch sind manche elementare Aufgaben mit grosser Umständlichkeit und Weitschweifigkeit durchgeführt, z. B. die Formel für die Berechnung des Flächeninhaltes eines Dreyeckes aus seinen 3 Seiten, welche sich ganz einfach und kurz auf einer Seite behandeln lässt, der Vf. aber dehnt sie durch drey Seiten aus. Ihr folgt die Entwickelung der Formel für die abgekürzte Pyramide oder für den abgekürzten Kegel, welche durchaus am unrechten Orte ist, und mit den früheren und nachfolgenden Disciplinen nichts gemein hat; im Nachtrage würde sie zweckmässiger erscheinen. Das Dreyeck würde dem Vf. noch viele Materien zu Formeln dargeboten haben, wenn er die Sache mit der gehörigen Umsicht und Consequenz, die sehr oft vernachlässigt ist, bearbeiten wollte. Ueber die Construction der Gleichungen wird wohl Viel gesagt, aber die Hauptcharaktere der einfachen und quadratischen Ausdrücke und die Zurückführung mehrgliedriger Producte oder Quotienten auf Längen- und Flächen-Ausdrücke werden nicht gehörig hervorgehoben, woraus sich ergiebt, dass die ganze Darstellung mehr compilatorisch als wissenschaftlich zu nennen ist. Der innere Zusammenhang und die den Disciplinen zum Grunde liegende Idee, welche das Ganze beherrschen sollte, sucht man vergebens, so sehr sich Hr. *Ideler* auch bemüht, durch einzelne Noten zu ergänzen, und auf die Forschungen deutscher Mathematiker hinzuweisen. Die Behandlung der verschiedenen Gleichungen, um die ihnen zum Grunde liegenden geometrischen Grössen, besonders die geraden Linien, zu ermitteln, lässt für den Anfänger insofern weniger zu wünschen übrig, als die wörtlichen Darstellungen ihm die Gleichungen verständlichen. Nur den Constructionen, den graphischen Darstellungen, sollte mehr Sorgfalt gewidmet seyn, damit Jener den Zusammenhang der arithmetischen Ausdrücke mit den geometrischen Constructionen lebendiger durchschauen könnte. Besondere Aufmerksamkeit widmet der Vf. der Gleichung für den Kreis zwischen der Ordinate, Abscisse und dem Radius, nämlich der Formel $x^2 + y^2 = r^2$, welche für die Beschreibung einer geraden Linie, für die Kreislinie und für die Construction rechtwinkeliger Dreyecke eben so reichhaltig als instructiv ist. Denn bedeuten x u. y die beiden Katheten, und h die Hypotenuse, so ist $h^2 = x^2 + y^2$ die Gleichung für die Aufgabe, alle rechtwinkeligen Dreyecke zu bilden, welche über einer gegebenen Hypotenuse h construirt werden können. Bezieht man diese Gleichung auf den Kreis, so genügt man der Aufgabe dadurch, dass man mit einem der Linie h gleichen Radius einen Quadranten construirt, und von jedem seiner Puncte auf den Radius Lothe fället, welche als Ordinaten die entsprechenden Abscissen, d. h. die beiden Katheten in der jedesmaligen Ordinate und Abscisse abschneiden. Vf. und Uebers. bestimmen jedoch die Bedeutung, „geometrischer Ort“ nicht ganz richtig, indem Erster jenen Quadranten für den Ort aller Scheitel eines der spitzen Winkel jener Dreyecke, dieser eine Linie oder Fläche, welche alle die Puncte enthält, die einer unbestimmten geometrischen Aufgabe genügt, für den Ort dieser Aufgabe oder der Gleichung, Rec. aber ihn als denjenigen Punct betrachtet, von welchem mittelst der bestimmten Grössen die Möglichkeit oder Wirklichkeit der Auflösung abhängt. Obgleich

obige Gleichung $h^2 = x^2 + y^2$ unbestimmt ist, also dem Ausdrucke $y = \pm \sqrt{(h^2 - x^2)} = \pm \sqrt{(h + x)(h - x)}$ unzählig viele Werthe für y entsprechen, so hängt doch der die Ordinate y bestimmende Punct von einem bestimmten Werthe der Abscisse x ab, und sobald dieser gegeben ist, entspricht ihm für die Ordinate nur *ein* Punct im Quadranten, welcher die Construction des rechtwinkeligen Dreyeckes möglich macht, und somit der wahre geometrische Ort für dieses ist.

Mit vielem Scharfsinne entwickelt der Vf. die Aufgabe: die Länge des von einem gegebenen Puncte auf eine gegebene gerade Linie zu ziehenden Lothes zu finden, wozu man dadurch gelangt, dass man die Differenzen der Coordinaten dieses Punctes und desjenigen Punctes sucht, worin die gegebene gerade Linie der auf ihr senkrechten begegnet. Diese Erörterung führt ihn mit gleichem Scharfsinne auf den Ausdruck für den Sinus, Cosinus und für die Tangente eines Winkels, welchen zwey gegebene gerade Linien einschliessen. Mittelst zweyer Gleichungen, welche z. B. zwey Linien, die sich schneiden, und in ihrem Durchschnittspuncte einerley Coordinaten haben, bestimmen, gelangt er zum Resultate auf theils geometrischem, theils algebraischem Wege, da er sich vorgesetzt hat, aus den blossen Gleichungen der Linien alles Dasjenige abzuleiten, was zur Anwendung der Algebra auf die Geometrie erfoderlich ist. Die Anmerkung des Hn. *I.* zeigt dem Anfänger, wie sich aus dem vom Vf. für die Tangente gefundenen Werthe mittelst der Formeln $\sec = \sqrt{(1 + \tan^2)}$, der $\cos. = \frac{1}{\sec.}$ und $\sin = \sqrt{(1 - \cos.^2)}$ leicht herleiten lassen. Gleich gut sind die Relationen aus der allgemeinen Gleichung des Kreises $x^2 - 2px + p^2 + y^2 - 2qy + q^2 = r^2$ für die verschiedenen Annahmen behandelt, wozu Hr. *I.* für die Vereinfachung acht besondere Fälle aufzählt, welche die Berührung der Abscissen-, Ordinaten-Axe und beider Axen durch den Kreis und die Lagen betrifft, in welchen der Umkreis durch den Anfangspunct der Coordinaten geht, der Mittelpunct in der Abscissen- oder Ordinaten-Axe, oder in einer der Axen liegt und der Umkreis durch den Anfangspunct der Coordinaten geht, oder im Anfangspuncte derselben liegt. Die Anwendung der für die gerade Linie gefundenen Formeln auf die Untersuchungen der vorzüglichsten Eigenschaften des Dreyeckes und ihre Hinüberführung zu trigonometrischen Gesetzen mittelst der Sinus und Cosinus und der daraus gefolgerten, schon früher dargestellten Wahrheiten rechnet Rec. zu der interessantesten und belehrendsten Partie des Buches, dem mehrere scharfsinnige Folgerungen des Hn. *I.* noch grössere Vollkommenheit verschaffen. Zwar findet man die meisten Ergebnisse in den Werken der Elementar-Geometrie, aber nicht auf analytischem Wege abgeleitet, z. B. die Formel für den Inhalt eines Dreyeckes durch die drey Seiten und den Halbmesser des umschriebenen Kreises ausgedrückt, u. a. m. Die Ableitung der verschiedenen Eigenschaften des Zusammentreffens der Kreislinie mit der geraden Linie aus der Verbindung der Gleichung für jene mit der für diese und anderer Gesetze versinnlichen dem Anfänger, dass die Aufgaben der Geometrie sich nach zwey ganz verschiedenen Methoden behandeln lassen; beide charakterisirt der Vf., und Hr. *I.* erläutert beide an einer Aufgabe auf eine sehr gewandte Weise, die seinen Scharfsinn beurkundet.

Die folgenden Untersuchungen betreffen die Frage, ob der allgemeinen Gleichung vom 2ten Grade ausser dem Kreise nicht noch andere Curven entsprechen. Unter verschiedenen Annahmen werden die Werthe der Ordinaten bestimmt, deren Eigenschaften aus den Formeln abgeleitet, und die Curven selbst näher bezeichnet. Die Erörterungen, in wiefern z. B. die Gleichung $y^2 + bxy + cx^2 + dy + ex = f$ nur drey Formen erhalten kann, wovon die eine die Ellipsen, d. h. die in sich selbst zurückkehrenden und einen Raum einschliessenden, die 2te die Hyperbeln, d. h. diejenigen Curven, welche aus zwey abgesonderten Theilen, jede mit zwey in's Unendliche fortlaufenden Zweigen, und die Asymptoten, d. h. die geraden Linien, zwischen denen jene eingeschlossen sind, und endlich die 3te die Parabeln bezeichnet, verdienen in analytischer Beziehung mit besonderer Aufmerksamkeit gelesen zu werden. Die Heraushebung einzelner Darstellungen und Folgerungen würde zu weit führen; Rec. darf sie jedem Anfänger besonders empfehlen, und ihm von dem Studium sehr umfassende Kenntnisse zusichern. Die Vergleichung der Eigenschaften der Ellipse mit denen der Hyperbel, die Entwickelung der allgemeinen Formeln, durch welche sich die Coordinaten einer Curve in andere verwandeln lassen, welche sowohl zu den ersten als auch unter einander selbst jede beliebige Lage haben, die Erörterungen über den Gebrauch der Winkel in den erfoderlichen Formeln, die Anwendung der Umformung auf die allgemeine Gleichung des 2ten Grades, um sie auf die Axen der durch sie ausgedrückten Curven zurückzuführen, die Versinnlichung der 2 verschiedenen Umformungen und die Bestimmung der Coefficienten und der Fälle, welche sie begreift, nebst den einzelnen Zusätzen des Hn. *I.*, enthalten Verhältnisse und Gesetze, welche dem Anfänger jede gewünschte Aufklärung verschaffen, wenn er die Darstellungen mit der gehörigen Aufmerksamkeit durcharbeitet, und sich die Mühe nicht verdriessen lässt, manche Ableitungen von Formeln selbst vorzunehmen. Nur wünscht Rec., der Vf. hätte mehr auf Erklärungen der Begriffe gesehen, und durch dieselben dem Anfänger den Charakter derselben deutlicher gemacht. Hr. *I.* ergänzt zwar manche hiedurch entstandene Lücke, versieht aber sein Geschäft nicht überall mit gleicher Umsicht und Erfodernis der Deutlichkeit. Jener leitet die nothwendigen Erklärungen aus den Formeln ab, dieser folgt ihm häufig in seinen Anmerkungen, sollte aber mehr Rücksicht auf Worterklärungen genommen haben, um die beiderseitigen Gegensätze mit grösserer Klarheit hervorzuheben.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENASICHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

APRIL 1837.

MATHEMATIK.

Berlin, b. Dunker u. Humblot: *S. F. Lacroix, Anleitung zur ebenen und fphärifchen Trigonometrie und zur Anwendung der Algebra auf die Geometrie:* Ueberfetzt und mit erläuternden Anmerkungen verfehen von Dr. *Ludwig Ideler*, u. f. w.

(Befchlufs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenfion.)

Um die Ellipfe zu beftimmen, entwickelt der Vf. auf geometrifchem Wege die Gleichung, welche eine Curve von der Befchaffenheit darftellt, dafs, wenn man von irgend einem Puncte derfelben nach zwey feften Puncten, den Brennpuncten, gerade Linien zieht, die Summe diefer Linien, Leitftrahlen, ftets einer gegebenen Linie gleich ift, und verfinnlicht ihre Conftruction durch Puncte, durch mechanifches Mittel und durch ftetige Bewegung. Aehnlich verfährt er für die Hyperbel und Parabel, fo dafs man die Elemente der höheren Geometrie, analytifch und conftructionell, in einer allgemeinen Aufgabe, welche auf die drey Curven des 2ten Grades führt, mit Bezug auf Leitlinie und Parometer, durchgeführt findet. Die Gefetze, dafs in der Ellipfe und Hyperbel der Parometer die 3te Proportionale zu den beiden Axen und zugleich die doppelte durch den Brennpuuct gehende Ordinate ift, und fich die Quadrate der Ordinaten ebenfo zu einander verhalten, wie die Producte aus den correfpondirenden Abfciffen, und in der Parabel wie die Abfciffen felbft; die Anwendung der Umformung der Coordinaten auf die Unterfuchung der conjugirten Durchmeffer; die Gleichungen, mittelft deren man die halben Axen finden kann, wenn man die halben conjugirten Durchmeffer und den von ihnen eingefcloffenen Winkel kennt; die Verfinnlichung, dafs es in jeder Ellipfe zwey einander gleiche conjugirte Durchmeffer giebt, und mehrere andere Beziehungen werden auf dem bekannten analytifchen Wege, mit dem der geometrifche meiftens verbunden ift, durchgeführt, und mit den nöthigen Bemerkungen vom Hn. *I.* verfehen. Jedoch werden die neuen Erörterungen und Relationen *Steiners* und vor Allem die Unterfuchungen und Darftellungen von *Peters*, welcher bekanntlich in feiner neuen Curvenlehre: „Grundzüge einer Umgeftaltung der höheren Geometrie durch ihre urfprüngliche analytifche Methode, Dresden bey Walther 1835, von dem Satze ausgeht, dafs die Coordinaten nicht die Curve unabhängig aus fich felbft beftimmen, fondern abhängig von aufser ihr genommenen Richtlinien u. f. w. nicht berührt, was anmerkungsweife um fo mehr hätte gefchehen follen, weil manche Gleichungen der neuen Methode weit einfacher und von niedrigerem Grade find, als die der älteren, und die Curven überhaupt fich leichter claffificiren laffen. Doch Rec. bricht ab, um die Anzeige nicht zu weit auszudehnen, und theilweife fremde Gegenftände zu berühren.

Nachdem der Vf. noch erörtert hat, in wie weit jedes Syftem von Linien, welches die verfchiedenen Puncte einer Curve zu beftimmen geeignet ift, für fie eine charakteriftifche Gleichung geben kann, und die Polargleichungen für die Kegelfchnitte aufgeftellt hat, beweift er die Identität derfelben mit den in einem Kegel durch eine Ebene gemachten Schnitten; beftimmt die Tangenten und Subtangenten, Normalen und Subnormalen, leitet die Gleichung der Hyperbel mit Bezug auf ihre Afymptoten ab, zeigt die Conftruction durch Puncte, wenn man die Afymptoten und einen Punct jener hat, conftruirt die Gleichungen der höheren Grade vermittelft der Curven, wendet fie auf den 4ten Grad an, behandelt die Aufgabe der Verdoppelung des Würfels und Trifection des Winkels, und ftellt dann eine allgemeine Methode auf, die Gleichungen eines jeden Grades zu conftruiren, welche die Principien enthält, auf denen die Auflöfung numerifcher Gleichungen beruht. Sämtliche Darftellungen verdienen Beyfall, und gewähren eine um fo klarere Einficht in die Sache, als auch hier faft überall die Analyfis mit der Synthefis verbunden ift, und Hr. *I.* fehr häufige und ausgedehnte Bemerkungen zum Behufe gröfserer Deutlichkeit und Brauchbarkeit beygefügt hat. Von den transfcendenten krummen Linien, z. B. von der Spirale, verlängerten oder abgeküzten Cycloide, von den Epicykloiden und einigen anderen Curven der höheren Ordnung fagt der Vf. nichts, was man doch erwarten follte, da er die Gleichungen für die gerade Linie, für den Kreis, für die Kegelfchnitte und für alle auf Letzte fich beziehenden Gröfsen mit befonderer Ausdehnung und Umfaffendheit behandelt, unter den verfchiedenartigften Bedingungen conftruirbar vorftellt, und am Schluffe des Kap. noch die Art und Weife auseinander fetzt, wie die graphifche Conftruction die numerifche Auflöfung der Gleichungen erhellen und erleichtern könne, indem z. B. die Anficht einer kleinen Anzahl von Puncten der Curve oft hinreicht, um die Stelle, wo fie fich der Abfciffenaxe am meiften nähert, zu erkennen, und indem man, wenn man die Zahl der beftimmten Puncte in jener Gegend vermehrt, ficher erfährt, ob eine Berührung oder ein Durchfchnitt Statt findet, ob demnach die vor-

gelegte Gleichung völlig oder oder nur wenig von einander verschiedene Wurzeln hat.

In Betreff der Anwendung der Algebra auf die krummen Flächen und auf die Curven von doppelter Krümmung muss sich der Anfänger zuerst in des Vfs. Werke: „*Complément des Elemens de Geometrie*" die nöthigen Vorkenntnisse und Grundbegriffe zu eigen machen, um jene mit allseitigem Nutzen studiren zu können. Die erste Betrachtung betrifft die Gleichung der Ebene und der geraden Linie, wobey zuerst die bequemste Art, die Lage irgend eines Punctes im Raume zu bestimmen, nämlich ihn zuerst auf eine der Lage nach gegebene Ebene zu projiciren, geometrisch versinnlicht, und dann eine allgemeine Gleichung zwischen zwey von drey unbekannten Grössen aufgestellt wird, welche zu den verschiedenen Resultaten führt, und die Anhaltspuncte zur Bezeichnung der von den coordinirten Ebenen gebildeten acht körperlichen Winkel mittelst der Zeichen + und — darbietet. Da die allgemeine Gleichung der Ebene, welche durch drey gegebene Puncte geht, auch nur drey nothwendige Constanten enthält, so hebt der Vf. unter den drei wichtigsten Bedingungen diejenigen heraus, welche am häufigsten vorkommen, woran er zugleich die analogen sich auf die geraden Linien beziehenden Aufgaben anreihet. Die Darstellungen sind einfach und bestimmt, veranschaulichen die Grössen sehr gut, und werden vom geübten Anfänger mit um so grösserem Nutzen studirt, je mehr er in der Behandlung allgemeiner Gleichungen geübt ist, und sich bey dem bisherigen Vortrage bemühet hat, selbstständig zu verfahren. Mit besonderem Interesse hat Rec. die Bestimmung der Winkel gelesen, welche von zwey geraden Linien im Raume oder von zwey Ebenen gebildet werden. Die Formel für den Sinus des Ersten läfst sich etwas vereinfachen, und das Wurzelzeichen sich einmal ersparen; alle Relationen daraus gehen endlich auf Auflösungen von Fällen für sphärische Dreyecke hinaus.

Ueber die Flächen des 2ten Grades sagt der Vf. nur Weniges, weswegen auch die verschiedenen Schnitte am Cylinder, Kegel und der Pyramide, wodurch cylindrische, konische und pyramidalische Flächen entstehen, nicht gehörig versinnlicht sind; zugleich entstehen elliptische, parabolische und hyperbolische Sphäroide. Der Vf. stellt zuerst die allgemeine Gleichung für obige Flächen auf; handelt von den diametralen Ebenen, von den Gleichungen der Schnitte, welche durch eine Ebene gebildet werden, die einer der coordinirten Ebenen parallel ist; führt die besonderen Gleichungen des Kegels auf, und zeigt endlich, wie eine Gleichung, welche nur zwey der Coordinaten enthält, im Raume zu einer cylindrischen Fläche gehört. Da er jedoch den letzten Gegenstand nur im Allgemeinen berührt, so fügt Hr. *I.* eine längere Anmerkung über die Entstehung der verschiedenen cylindrischen und konischen Flächen bey, und versinnlicht die Entstehung der durch Umdrehung einer Curve des 2ten Grades um ihre Axe gebildeten konoidischen Flächen, welche elliptisch, hyperbolisch und parabolisch seyn können; für jede stellt er die Formel auf, ohne die besonderen Eigenschaften einer jeden zu berühren, und mittelst Modificationen der entsprechenden Formel auf die Charaktere derselben hinzuweisen. Besonders fruchtbar an Folgerungen würde mit Bezug auf trigonometrische Bestimmungen der Fall geworden seyn, wenn die Ebene eines Schnittes einer Fläche mit der Grundfläche antiparallel geht, und man die Gestalt des Schnittes mittelst der Gleichungen sucht. Vf. und Uebers. halten jene aus den Untersuchungen entfernt, und verfolgen die Sache mehr auf elementarem Wege. Wie sehr die Untersuchungen hierüber sich vervielfältigen lassen, erkennt der Leser schon daraus, dass die mancherley Schnitte derjenigen runden Körper, welche der Elementargeometrie angehören, eine sehr weitläuftige Darstellung verstatten.

Auch über die Curven im Raume, namentlich über die Curven mit doppelter Krümmung wird nur das Wesentlichste und von diesem zum klaren Verständnisse zu wenig gesagt. Die Erörterung, wie man erkennen kann, ob eine im Raume durch die Gleichungen ihrer Projectionen gegebene Curve eine Ebene ist, oder nicht, und wie man, wenn sie von doppelter Krümmung ist, die Anzahl der Puncte bestimmt, in welchen sie von einer Ebene geschnitten wird, wird zwar analytisch recht gut geführt, aber man vermisst für die Bestimmung der Krümmungshalbmesser, bey senkrechten oder schiefen Schnitten und des Winkels nebst anderen Gegenständen die nöthigen Nachweisungen. Zugleich sollte bey krummen Linien von doppelter Krümmung mehr versinnlicht seyn, wie krumme Flächen, z. B. eine Kugel-, und eine Kegel- oder Cylinder-Fläche einander schneiden, und die Theile der hiedurch gebildeten krummen Linie beständig aus einer Ebene in die andere kommen, und wie die orthographische Projection derselben in der Grundfläche eine krumme Linie wird, deren Puncte über dieser Projection, nicht in einer Ebene, sondern in einer krummen Fläche liegen.

In mehreren nachträglichen Anmerkungen führt er ein von *Sarrus* gegebenes Verfahren an, zu den Ausdrücken $\sin.(a+b)$ und $\cos.(a\pm b)$ fast ohne Construction zu gelangen. Da diese zugleich mit der Formel $\sin.^2 a + \cos.^2 a = r^2$ die Grundlage der goniometrischen Linien ausmachen, so ist die Mittheilung um so interessanter und belehrender. Uebrigens beobachtet *Crelle* in seinem Lehrbuche ein ähnliches Verfahren bey Ableitung der Formeln. Die 2te Bemerkung betrifft den Ausdruck für $\sin. C$ statt der Formel für $\sin. \frac{1}{2} C$, was eine gewöhnliche Ableitung ist. Die 3te betrifft die Ausdrücke für die Polarcoordinaten, und die Erörterung, wie man aus ihrer Voraussetzung die Fundamentalgleichungen der ebenen und spärischen Trigonometrie herleiten könne. Da das Verfahren kurz darin besteht, dass man den Ausdruck für die Entfernung zweyer Puncte sucht, indem man sie zuerst in einer Ebene und dann im Raume sucht, so gewährt es dem Anfänger eine lehrreiche Uebung im Vorgetragenen, wozu die 2 anderen und der Zusatz des Hn. *I.* über die Versinnlichung, woraus einfach erhellet, dass eine in Bruch-

potenzen bestehende Gleichung der Parabel angehört, das Ihrige beytragen. Die Zeichnungen, das Papier und der Druck sind gut; manche Druckfehler sind nicht verbessert. R.

Frankfurt a. M., b. Sauerländer: *Theoretisches Lehrbuch der ebenen und sphärischen Trigonometrie für Gymnasien und Bürgerschulen*, von Dr. *Creizenach*, mit einer lithographirten Tafel. 1836. 108 S. gr. 8. (6 gr.)

Der Vf. behandelt in dieser kleinen Schrift die ersten Elemente der Trigonometrie, ohne dieselben auf die Goniometrie zu beziehen, was Rec. in so weit nicht billigt, als die geraden Linien, welche die Winkel bestimmen, erst nach Ermittelung ihrer Werthe auf das Dreyeck angewendet werden, und mithin die Goniometrie die Grundlage der Trigonometrie bildet. Die Bestimmung eines Dreyeckes aus zwey Seiten und einem Winkel ist nur dann richtig, wenn dieser Winkel der grösseren Seite gegenüber liegt, weil im entgegengesetzten Falle rechtwinkelige, stumpfwinkelige und spitzwinkelige Dreyecke entstehen; die die Winkel bestimmenden Linien heissen ursprünglich *goniometrische*, und lassen sich entweder auf arithmetischem, oder rein geometrischem Wege bestimmen; der Vf. befolgt den ersten, und wird eben darum dem weniger geübten Anfänger nicht leicht verständlich. Rec. hält es für zweckmässiger, die goniometrischen Linien durch Zeichnung zu versinnlichen, und dann ihre arithmetischen Werthe mit Angabe der Bedeutungen abzuleiten. Letzte ergeben sich dann um so leichter, und treten dem Anfänger klar vor. Der Vf. giebt an und für sich nicht an, was Sinus, Cosinus u. s. w. ist, sondern zeigt bloss, wie man sie bestimme. Dieses Verfahren versinnlicht weder die sachliche, noch wörtliche Bedeutung der Begriffe, welche in der Mathematik um so wichtiger sind, als aus bestimmten Erklärungen sich stets Wahrheiten ergeben, die als Grundsätze erscheinen, und als solche zu Anhaltspuncten für die Begründung von Wahrheiten dienen.

Mit jenen Bestimmungen verbindet der Vf. zugleich viele Formeln, welche im 2ten Abschnitte wieder, und am Schlusse theilweise nochmals erscheinen. Hiebey hat sich derselbe manche zweydeutige Schreibarten zu Schulden kommen lassen, z. B. Cos. BAC + AM' statt AM'. Cos. BAC. Zur Berechnung der trigonometrischen Linien löst derselbe zuerst die Aufgabe, wie diese Linien für die Hälfte eines Winkels zu finden seyen, wenn die des ganzen Winkels bekannt sind, wonach die Aufgabe folgt, aus den bekannten trigonometrischen Linien zweyer Winkel dieselben für die Summe und Differenz beider Winkel zu finden. Die Darstellung ist nicht leicht verständlich und für den Anfänger nicht zweckmässig, weil es an klarer Uebersicht der aus einander sich ergebenden Sätze fehlt. Auch stösst man wiederum auf manche unrichtige Schreibarten, z. B. sin. ^{3}a statt sin. 3a, wogegen der Vf. in der Darstellung sin. ^{2}a, cos. ^{2}a u. s. w. die richtigere Schreibart für sin. a^2, cos. a^2 u. s. w. wählt. In den meisten Lehrbüchern findet man entweder diese Letztere oder (sin. a)^2, welche ebenfalls nicht zweckmässig ist. Dass Hr. *C.* den für alle trigonometrischen Linien beständigen Radius mit R statt mit r bezeichnet, verdient keinen Beyfall, da jener Buchstabe stets den rechten Winkel bedeutet, wodurch leicht Missverständnisse erwachsen. Auch billigt Rec. nicht, die Formeln ohne Berücksichtigung des Radius abzuleiten, und diesen alsdann später mit Wiederholung jener einzuführen. Die Entwickelung der *Moivre*'schen Formel ist zu umständlich; man kann sie einfacher und kürzer geben; die Werthe der vielfachen Sinus und Cosinus, welche vorher schon entwickelt sind, geben sie auf kurzem und einleuchtendem Wege.

Diesen Untersuchungen folgen die Gesetze für Berechnung der Dreyecke (soll heissen, der fehlenden Stücke in Dreyecken aus bekannten). Zuerst giebt der Vf. die 2 Hauptgesetze sehr weitschweifig an, entwickelt aber die Formeln für die fehlenden Stücke nicht, dann folgen einige Aufgaben und die einzelnen Fälle für das gleichschenkelige Dreyeck mit Berücksichtigung der Flächenberechnungen. Die verschiedenen Fälle des schiefwinkeligen Dreyeckes werden gut behandelt; ihre Anwendung auf besondere Fälle versinnlicht manche Darstellung, welche ohne jene undeutlich wäre, was sich im Besonderen bey der Transformirung der Formeln mittelst der Hülfswinkel zeigt. Die Auflösung einiger besonderen Fälle beschliesst die ebene Trigonometrie, und macht den Uebergang zur sphärischen.

Auch hier betrachtet der Vf. zuerst die rechtwinkelichen, dann die schiefwinkeligen Dreyecke, und übergeht keine Formel, welche für ein Moment wichtig ist. Da er sich fast ausschliessend des analytischen Weges bedient, so war es ihm möglich, mit Uebergehung mancher weitläuftigen Erörterungen, die erfoderlichen Formeln auf einen so kleinen Raum zusammenzudrängen. Die Darstellung der Formeln in Worten ist häufig überflüssig, da derjenige, welcher jene verstehen soll, sie auch muss übersetzen können. Durch ihre Vermeidung wäre Raum für manche Aufgabe erspart, und den Darstellungen eine mehr praktische Richtung gegeben worden, was namentlich für höhere Bürgerschulen, welchen der Vf. sein Buch bestimmt, von wesentlicher Bedeutung ist. Die erfoderlichen Bestimmungsformeln sind meistens mit Ziehung des Radius entwickelt, und zugleich analytisch bewiesen. Viele Nebenformeln sind nicht berührt, wodurch der Gebrauch des Buches erleichtert ist. Das Papier dürfte etwas schöner, und der Druck in den Formeln correcter seyn. R.

SCHÖNE KÜNSTE.

Güstrow, b. Opitz u. Frege: *Andronika.* Roman von *Emerentius Scaevola.* 1836. 1ster Theil. 348. 2ter Theil. 384 S. 3ter Theil. 370 S. 8. (5 Thlr. 6 gr.)

Um der lebendigen Schilderung einer Zeit willen, die uns bald als eine abgeschiedene, bald noch in Zusammenhange mit der Gegenwart erscheint, die des 7jährigen Kriegs, wollten wir mit der ergiebigen Wortfülle wie der redenden Handelnden, so des re

flectirenden Autors nicht rechten, wäre nur Ein Charakterbild in der reichlich ausgestatteten Galerie, das durch seine Reinheit uns anzöge! Andronika hat der Entschuldigungen viele für ihre Schwäche gegen den innig geliebten Mann, ja es wäre als ein Wunder zu erachten, wenn sie unter den seltsam verwickelten Umständen, die doch natürlich herbeygeführt sind, nicht fiele, wir werfen keinen Stein auf sie, begleiten sie auf ihren gefährlichen Wanderungen durch den Steigerwald nach Baireuth an den Hof der Markgräfin, die hier leutselig und nachsichtig auftritt, nicht wie in den von ihr verfassten Denkwürdigkeiten nur gern mit Ebenbürtigen verkehrend. Andronika rettet König Friedrich von einem Ueberfall des kaiserlichen Generals von Riedesel, wird nichts desto weniger verdächtig, muss nach Norddeutschland flüchten, wo sie mit dem Verführer zusammentrifft, dessen unwürdige Ehegattin noch immer ihm zur Plage lebt. Der erbärmliche Schwächling, ganz dem grassesten pfäffischen Ueberglauben und den Vorurtheilen seines Standes, als Mitglied der Reichsritterschaft, hingegeben, wird von Andronika durchschaut, sie verblendet sich nicht über seine Herzensdürre und Verstandesenge, und dennoch fällt sie zum zweyten Male, was billig zu vermeiden war. Im Leben sind solche unbegreifliche Inconsequenzen nicht aussergewöhnlich, aber der Romandichter hätte folgerechter als die Wirklichkeit seyn, und uns eine Gestalt anweisen sollen, bey der wir gern uns erholen möchten, wenn wir von den Erbärmlichkeiten, dem gemeinsten Eigennutz, der Heucheley um uns ermüdeten. Anselma und der Abt von Kloster Banz sind freylich edel gehaltene Naturen, aber doch nur Nebenfiguren, Andronika, die uns die anziehendste seyn sollte, hat durch ihr zweytes Vergehen mit dem Manne, der die Hölle fürchtet, und doch von der Sünde nicht lassen kann, unsere Gunst und Theilnahme auf immer verscherzt, es rührt uns wenig, dass sie als Selbstmörderin endet, und ihr Töchterchen mit in das nasse Grab reisst. Durch den überlebenden Sohn geschieht die Sühne, die übrigen erreicht die Nemesis, in La Trappe, dem Irrenhaus, in der Verfehlung der Zwecke, an deren Erreichung sie ihr Leben setzten, für die sie Gewissensruhe und Selbstachtung opferten.

Der Tadel, der die Heldin trifft, dehnt sich weder auf die Begebenheiten, die kunstreich in einander greifen, aus, noch auf die herrlichen Landschaftsgemälde und getreuen Darstellungen von vergangenen Zuständen, wie z. B. die eines Domherrn und eines geistlichen Raths an einem geistlichen Hofe, u. a. m.

Es hätte bey so vielen gelungenen Einzelnheiten nur wenig gefehlt, dass das Buch auch ein bedeutendes Ganze geworden wäre. Warum hat diess der Vf., der es gekonnt, nicht auch gewollt? Vir.

Breslau, b. Friedländer: *Der moderne Rübezahl.* Ein Cyclus von Reisenovellen. Aus den Papieren eines Dichters, herausgegeben von *Julius Krebs.* 1837. 259 S. 8. (2 Thlr.)

Der moderne Rübezahl erscheint hier als Revolutionär neuester Façon, aber, mit allen seinen hoch- und hohltönenden Phrasen, hat er mehr Willen als Vermögen, seine ganze Zauberkunst läuft auf Träume, Nebel und Luftspuk hinaus, womit er den reisenden Dichter einigermassen unterstützt, der sich jedoch meistens selbst nebst seinen Freunden aus allerley Nöthen helfen muss. Heitere Neckerey würde dem Bergfürsten, der den Zeitgeist inne hat, nicht anstehen, er ist, wie sichs ziemt, gewaltig prosaisch geworden, hat seine schadenfrohen Jugendschwänke vergessen, und will sich nicht mehr um die Menschen kümmern, die nicht reif für sein Glückseligkeitssystem sind, ob er gleich nicht, wie sein Schützling, der reisende, erzählende, reflectirende Dichter, behauptet, diese ethischen Theorieen des jungen Deutschland seyen ihm desshalb verwerflich, weil sie reine Antithesen aller unser heutigen Sittlichkeitsbegriffe sind.

Der Angriff aufs Christenthum von *Gutzkov* ist ihm nichts Neues, und dennoch begeht er ihn selbst, zwar mit einiger Scheu, was aber um so schlimmer ist, indem man dem frechen witzigen Uebermuthe weit eher solche Ausfälle verzeiht, als der kühlen besonnenen Vernünfteley, die sich zur Spasshaftigkeit zwingt, und Wunder meint, welch geniales Feuerwerk sie aufknallen läst, wenn sie Gott den Vater als einen langweiligen Philister, und den Teufel als einen kurzweiligen Pfiffices einführt. Auch Menschen conversiren mit Mephisto, im Rosenthal bey Leipzig, Goethe und Fallstaff, die leider des Glaubens bey ihrer Erdenwanderung sind. Geister dürfen dabey keinen Geist aufwenden, der im Namen genüge schon.

Unser Reisender erlebt auf seinen Wanderungen durch Böhmen, Sachsen, Schlesien, den Harz und Westphalen Abenteuer die Fülle, verliebt sich immer aufs Neue, beweist sich ritterlich gegen bedrängte Frräulein, hilft mit der Klinge, dem Beutel und gutem Rath, der an einigen verschrobenen Feuerköpfen und an einem durch und durch lasterhaften Selbstling nichts fruchtet. Wir befinden uns dabey nicht immer in guter Gesellschaft, in dem Kreise der Venus Pandemos verweilt er so scheinlos, nicht ungern, wenn er gleich die Miene annimmt, nur die Nothwendigkeit führe ihn dahin. Die eingeschalteten Erzählungen, bald Träume, bald Lebensereignisse, sind unterhaltend, und da man bey Reisen bekanntlich nichts umgeht, so darf ihnen das Aufhalten der Geschichte, die eigentlich aus lauter einzelnen Geschichten besteht, nicht zur Last gelegt werden.

Eigentliche Reisebeschreibung ist hier nicht vorhanden, nur einzelne Landschaftsbilder sind im Flug, aber mit geübter Hand aufgenommen. Dresden wird mit einem enthusiastischen Lobe von Theodor Hell abgefunden. Von Münster heisst es, Stadt und Natur sey finster und geheimnissvoll, aber auf der nächsten Seite wird die öffentliche Sitte freyer und leichter wie in Sachsen genannt — Und wären die Widersprüche noch schlagender, so wird es doch an befriedigten Lesern dem Buche nicht fehlen. F. K.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

APRIL 1837.

BOTANIK.

1) Wien, b. Rohrmann u. Schweigerd: *Ueber den Einfluss des Bodens auf die Vertheilung der Gewächse, nachgewiesen in der Vegetation des nordöstlichen Tyrols.* Von Dr. *F. Unger*, ord. öffentl. Prof. d. Bot. u. Zool. am Joanneum zu Grätz, ehedem Physicus zu Kitzbühel u. s. w. Mit 2 Charten u. 6 Tabellen. Eine von der königl. bot. Gesellsch. in Regensburg gekrönte Preisschrift. 1836. XXIV u. 367 S. gr. 8. (3 Thlr. 12 gr.)

2) Stuttgart, b. Brodhag: *Untersuchungen über Keimung, Bau und Wachsthum der Monokotyledonen.* Von Dr. *G. Duvernoy*, prakt. Arzte zu Stuttgart. Mit 2 Steindrucktafeln. 1834. 57 S., nebst 2 Blättern Erläut. der Abbild. 8. (10 gr.)

3) Carlsruhe, b. Velten: *Kleine botanische Schriften.* Von Dr. *L. Griesselich*, grossherzogl. bad. Regimentsarzte u. s. w. Erster Theil. 1836. VI u. 392 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

4) Altona, b. Hammerich: *F. A. W. Miquels Homerische Flora.* Aus dem Holländischen übersetzt von *J. C. M. Laurent*, Phil. Dr. 1836. VII u. 70 S. kl. 8. (8 gr.)

Nr. 1. Die *Unger*'sche Schrift, welche im Grunde eine, in ächt wissenschaftlicher Weise verfasste Flora von Kitzbühel darstellt, müssen wir als eine der schätzbarsten Bereicherungen der botanischen Literatur betrachten, indem sie eine eben so schwierige, als interessante Aufgabe glücklich löste, und so Muster für ähnliche Arbeiten aufstellte. Ihr gebührt daher mit Recht die Palme, welche ihr von der königl. botan. Gesellschaft in Regensburg verliehen wurde. Auch ist eine Gegend unseres deutschen Vaterlandes für diese Forschung gewählt, welche kaum glücklicher gedacht werden kann. Wir sehen uns mitten unter die Scenen einer herrlichen, majestätischen Alpennatur versetzt, welche alle Abwechselungen der Betrachtung bietet, die nur irgend dem angegebenen Zwecke gemäss in Erwägung kommen können; auch bildet dieser Strich das Glied eines mächtigen Alpen- und überhaupt Gebirgs-Systems, der nur in seinen westlichen und östlichen Enden wissenschaftlich durchforscht worden war. Zwar wurde in diesen Gegenden seit den ältesten Zeiten Bergbau getrieben, und das Terrain selbst in dieser Hinsicht untersucht, und auch sonst in staatsökonomischer Hinsicht hinlänglich gewürdigt; allein noch fehlte bis jetzt der Forscher, welcher die jenen Boden schmückende Vegetation wissenschaftlich prüfte. Wir sagen daher dem Vf. im Namen der Wissenschaft unseren aufrichtigsten Dank, dass er die sich in seiner ehemaligen Stellung als Physicus zu Kitzbühel bietende Gelegenheit nach Kräften zu benutzen suchte, und seine ihm sicherlich nicht in reichem Masse zuertheilte Musse zu einer solchen Arbeit verwandte. Solche Forschungen werden aber nicht ohne grosse Opfer, ja Lebensgefahr, unternommen, erfodern nicht geringe Entbehrungen und Ausdauer, und müssen um so dankbarer anerkannt werden, je mehr sie, wie diese, der Wissenschaft wirklich Erspriessliches leisteten. Dass sie in dem Flachlande nicht mit gleichem Erfolge ausgeführt werden können, leuchtet von selbst ein. Denn wo fände sich eine solche Reinheit des ursprünglichen Gesteins, wo eine solche Erhebung über die Meeresfläche in so auffälliger aufsteigender Progression, wo in solch gradweiser Temperaturveränderung, wo endlich eine solche Ungetrübtheit und Unvermischtheit der ursprünglichen Vegetation, als gerade hier? Darum ist es auch gekommen, dass stets vorzugsweise die Alpen zur Werkstätte für solche Untersuchungen, als hier in Frage stehen, ausersehen wurden; und wenn zeither Tyrol noch seines *Saussure's*, *Scopoli's*, *Wahlenbergs* u. s. w. ermangelte: so hat es ihn jetzt gefunden. Denn zieht auch unser Vf. nicht das ganze Tyrol ins Bereich seiner Forschung: so ist doch sein Gebiet kein geringes, indem er sich vorsetzte, die Vegetation der Umgegend seines Aufenthaltsortes in einer Ausdehnung von 19¼ Quadratmeilen aufs Sorgfältigste zu untersuchen, und ihre Beziehungen aufs Genaueste zu prüfen. Wie wenig aber der Einzelne, trotz allem Feuereifer, in einem so bedeutenden Districte leisten kann, wenn er nicht von theilnehmenden kundigen Freunden kräftig unterstützt wird, bedarf keines Beweises. Glücklicherweise wurden diese bald gefunden, und der Vf. nennt dankbar in der Vorrede die Namen nicht nur einzelner Freunde, sondern auch ganzer Behörden, welche ihm allen möglichen Vorschub leisteten, und so das Werk wesentlich förderten. Das Resultat aller dieser Anstrengungen war nun vorliegendes Buch, welches in drey Theile, nämlich in den geognostischen, meteorologischen und botanischen, zerfällt. In dem ersten wird die Chorographie und Petrographie abgehandelt, und genaue Höhenbestimmungen einzelner Orte und Gipfel, sowie die Temperatur mehrerer Quellen, und zwar, wie es immer geschehen sollte, vergleichend mitgetheilt. — Wie sehr muss man doch im Interesse der Wissenschaft beklagen, dass auch

nicht eine einzige genaue Temperaturbeobachtung in den bekanntlich unter allen am tiefsten hinabreichenden den Rohrerbühler Schächten von den vielen Tausend Bergleuten, die sie besuchten, angestellt wurde? Sie sind jetzt nicht mehr zugänglich, und daher scheint diese so ausgezeichnete Gelegenheit, Beobachtungen über die Temperaturverhältnisse des Erdinneren anzustellen, für immer verloren. Bey Gelegenheit der geognostischen Darstellung seines Terrains macht der Vf. auf die auch von Anderen, wenn schon nicht so bestimmt ausgesprochene Abwechselung der Kalkzüge mit dem Thonschiefergebirge aufmerksam. Ueberhaupt dürfen auch Geognosten von Fach interessante und wenig bekannte Mittheilungen hier erwarten. Ueber das Alter und die Synonymen mancher Schichten und Steinmassen sind freylich nur Muthmasungen vorgebracht, aber um so eher verdienen sie die Aufmerksamkeit der vergleichenden Geognosten. Die hier mitgetheilten meteorologischen Beobachtungen, welche auch von einigen lithographirten Tafeln begleitet werden, erstrecken sich zwar nur über den Zeitraum einiger Jahre, sind aber desto genauer, und geben doch wenigstens einige sichere Anhaltspuncte für die Temperaturverhältnisse der fraglichen Gegenden; indess wäre ihre Fortsetzung doch gar sehr zu wünschen, weil sie uns noch nicht hinreichend zu solchen weiteren Annahmen zu seyn scheinen. Den bey Weitem grösseren Raum des Buches nimmt begreiflicherweise der botanische Theil ein. Besonderer Aufmerksamkeit werth sind die Vergleichungen der Flora Kitzbühels mit der Vegetation des westlichen und östlichen Alpenflügels, sowie der Flora der nördlichen Alpenseite mit jener der Südseite. Bey Betrachtung der Physiognomie der Flora, im Vergleiche zur Verschiedenheit des Bodens und des Einflusses der Unterlage auf die Gewächse, werden sehr wichtige physiologische Excurse über die Organisation der Ernährungswerkzeuge gemacht, sowie neue Versuche über die Ernährung selber mitgetheilt. Alles, was über den Charakter der Pflanzenwelt nach den im Grossen dargebotenen Stoffverhältnissen, über den Salz-, Kalk-, Kiesel- und Thon-Boden und deren Vegetation gesagt wird, ist eben so wichtig, als deutlich vorgetragen. Die Pflanzen werden nach dem Verhältniss ihrer Unterlage in *bodenfeste*, *bodenholde* und *bodenvage* unterschieden, was von künftigen Floristen von besonderer Beachtung seyn dürfte. Ein grosses Verdienst hat sich der Vf. auch noch dadurch erworben, dass er auf die kalkausscheidenden Pflanzen aus der Gattung *Saxifraga* aufmerksam machte, sowie dass er die sogenannten vicarirenden Pflanzen schärfer schied. Selbst die Eintheilung in Regionen erhält manche genauere Bestimmung, sowie die Temperatur als Veränderliches im Verhältnisse zum periodischen Wechsel des Pflanzenlebens. Ein nach natürlichen Familien entworfenes Verzeichniss der im Gebiete von Kitzbühel vorkommenden Gewächsarten, deren Anzahl sich auf 1733 beläuft, macht den Schluss, wobey auch das Vorkommen derselben auf anderen Gebirgen und Ländern Berücksichtigung fand. Bey dieser Gelegenheit werden einige neue Pilze charakterisirt, wie *Puccinia melanogramma*, *P. salviae*, *P. herniariae*, *P. phyteumatis*, *Cylindrospora major*, *C. nivea*, *C. Padi*, *C. Polygoni; Botrytis confecta*, *B. grisea*, *B. pygmaea etc.* — Papier und Druck sind vortrefflich; aber leider giebt es der Druckfehler in den Namen nicht wenige. So steht *Ostracythen* st. *Ostraciten*, *Blechum* st. *Blechnum*, *Heleborus* st. *Helleborus*, *Karyt* st. *Baryt*. Ueberhaupt werden manche Buchstaben eben so unrichtig verdoppelt, als andere nur einfach gesetzt, so *commosum* st. *comosum*, während *Agrostema* st. *Agrostemma* sich findet. Im Stile fielen uns manche Provinzialismen auf, wie S. 67 *bestanden* für vorhanden, *letzter Hand* für zuletzt. Diess Alles möge dem Vf. beweisen, dass wir sein Buch aufmerksam durchlasen, und weit entfernt sind, dem Werke auch nur im Mindesten an seinem wirklichen Werthe Abbruch thun zu wollen, indem wir im Gegentheile vollkommen die hier niedergelegten Beobachtungen zu würdigen verstehen, auch ihnen nichts Erhebliches entgegenzusetzen wissen. — Ausgezeichnet sind noch die lithographirten Abbildungen und Charten, so die phyto-petrographische illuminirte Charte der Umgebungen von Kitzbühel, die Gebirgsdurchschnitte und einige pflanzenanatomische Darstellungen (Querdurchschnitt des Wurzelkörpers von *Streptopus amplexifolius*, des Wurzelendes von *Lemna minor*, Rand des Laubes von *Jungermannia furcata L.*, eines Blattes von *Saxifraga caesia* und *Aizoon* mit Kalkgrübchen, und eines Stengels von *Herniaria glabra* mit *Puccinia Herniariae Ung.*). Möge dem trefflichen Vf. auch in seinen neuen Verhältnissen hinlängliche Musse, Kraft und Lust bleiben, auf gleiche Weise, wie seither, die Wissenschaft zu fördern!

Nr. 2. Wie schätzbar auch immerhin die *Duvernoy*'schen Untersuchungen über Keimung, Bau und Wachsthum der Monokotyledonen sind, so lassen sie doch noch Manches zu wünschen übrig. Dahin rechnen wir namentlich den Mangel an mikroskopischen Untersuchungen, welche hier insonderheit von Werthe seyn müssen, in sofern die Beschaffenheit der Gefässe und Zellen von wesentlicher Bedeutung erscheint. Schon eine genauere Untersuchung und Vergleichung der Epidermis würde ihm reichen Stoff zu lehrreichen Betrachtungen gegeben haben. Auch war noch eine sorgfältigere Vergleichung der Monokotyledonen mit den Farrngewächsen von Nöthen, um deren Differenz besser herauszustellen. Dass der Vf. so wenig baumartige Monokotyledonen untersuchen konnte, ist um so mehr zu beklagen, als er bey ausgezeichneter Beobachtungsgabe und Scharfsinne sicherlich auf manches schöne Resultat gekommen seyn würde. Wir wünschen daher im Interesse der Wissenschaft, dass er den bereits eingeschlagenen Weg weiter verfolge, und nicht müde werde, jede zu solchen Beobachtungen sich darbietende Gelegenheit sorgfältig zu benutzen. Schon das, was in vorliegender Abhandlung geboten wird, verdient im Allgemeinen Lob, und verräth überall den selbstdenkenden, sorgfältigen, keine Mühe scheuenden Forscher; auch freut es uns, ihm in den meisten Fällen völlig beystimmen zu können. Denn das, was er über die Uebergänge der Endogenen zu

der Exogenen, über das Wachsthum der von ihm sogenannten *Prosogenen* (Gewächse, deren Wachsthum vorzugsweise in die Länge geht), über die Wurzel, Keim- und Knospen-Bildung, über den Bau der Stengel und Stämme bey Mono- und Dikotyledonen sagt, ist auf eigene Untersuchung gegründet, und im Allgemeinen naturgemäss dargestellt. Mehreres lässt freylich eine andere Erklärungsart, als die hier gegebene ist, zu; auch scheint der Vf. manche Beobachtungen Anderer vor ihm nicht zu kennen, wodurch Vieles, was hier als neu erscheint, schon in der Literatur seine Erörterung erhielt. Die ganze, auf schönem Papier gut gedruckte Schrift zerfällt in folgende Kapitel: 1) Beobachtungen über Keimung, Bau und Wachsthum der Monokotyledonen mit besonderer Beziehung auf die Classification der Gewächse nach ihrer natürlichen Verwandtschaft; 2) von den verschiedenen Organen, welche den Monokotyledonen als Nahrungsbehälter dienen; 3) einige Beobachtungen, welche zu beweisen scheinen, dass die Keimung gewisser Saamen an bestimmte Jahreszeiten gebunden ist. Zuletzt folgt die Erklärung der auf den beiden nicht eben ausgezeichneten Steindrucktafeln enthaltenen Figuren. Hiebey wollen wir nur noch bemerken, dass uns Viele der rundlichen Orchideenknollen eher aus concentrischen, beynahe wie bey Zwiebeln erscheinenden dicken Schichten oder Schaalen mit überwiegender Parenchymbildung zusammengesetzt, und daher eher den Knospen vergleichbar scheinen, als den Wurzeln, in sofern der Vf. den ganzen Knollen als eine Vereinigung einzelner, zusammengewachsener Wurzeln betrachtet, und diess auch mittelst Figuren zu erläutern sucht. Besonders wird diese von uns angegebene Structur bey etwas welken Knollen deutlich sichtbar, und entspricht überdiess mehr der physiologischen Bedeutung dieses Gebildes.

Nr. 3. Ist auch ein Theil der in diesen kleinen botanischen Schriften Hn. *Griesselichs* enthaltenen Aufsätzen bereits in dem *Geiger*'schen *Magazine für Pharmacie* öffentlich bekannt gemacht, Anderes längst jedem denkenden Forscher nicht mehr fremd, ja selbst schon in botanischen Schriften erörtert worden, wie über die sogenannten nackten Saamen der Labiaten, Staubfäden der Salbeyarten u. s. w.: so können doch manche Gegenstände für gewisse taube Ohren nicht zu häufig wiederholt werden, und veralten daher nie. Auch war die Vereinigung der in *Geigers* Magazin enthaltenen botanischen Aufsätze zu einem besonderen Buche in sofern wünschenswerth, als sie in dieser Fassung dem Publicum eher zugänglich werden, für welches sie gleich anfänglich bestimmt waren. Zudem haben sie in ihrer jetzigen Gestalt manche Vermehrung, Verbesserung, ja Umarbeitung erhalten, so dass sie im Grunde nicht mehr die alten sind. Als eine ganz neu dazu gekommene Abhandlung ist der Versuch einer Statistik der Flora Badens, des Elsasses, Rheinbaierns und des Cantons Schaffhausen zu betrachten, dem wir unbedenklich die erste Stelle einräumen. Er zeugt von Fleiss, Kenntniss und Kritik. Manche gute Bemerkungen sind gelegentlich eingeschaltet, und auch für andere Floristen von Wichtigkeit. Im Ganzen werden 1362 Arten, grösstentheils Phanerogamen, aufgezählt, da von den sogenannten Kryptogamen nur Farrngewächse und deren nächste Verwandte in Betracht kommen. Noch nützlicher würde das Ganze durch speciellere Angaben der Standörter geworden seyn, indem selbst die geognostischen und hypsometrischen Verhältnisse bey den seltenen Arten erwünscht erscheinen. Ueber manche Ansicht, Varietät und Art sind wir allerdings nicht mit dem Vf. einverstanden, ehren aber nichts desto weniger seine, obschon nicht selten derbe, Freymüthigkeit, womit er seine Ansichten vertheidigt, und wünschten nur, dass er seinen Tadel im Allgemeinen weniger verletzend ausgesprochen, und überhaupt sich hie und da einer besseren Schreibweise befleissigt haben möchte. Denn Jeder irrt, und Jeder irrt anders! — Die übrigen Aufsätze betreffen die Gattung *Mentha*, nebst *Preslia* und *Pulegium*, *Primula*, *Androsace*, *Centunculus*, *Myosurus*, *Ficaria*, *Ceratocephalus*, *Valeriana*, *Solanum*, *Origanum*, *Adonis*, *Nuphar*, die Caryophyllineen *Bartlings*, die sogenannten Drüsen auf den Blättern der Labiaten, die Diagnose der Plantagoarten, die sogenannten nackten Saamen der Labiaten, die *Stamina* der Salvien und die Anthodialblättchen der *Compositae*. — Druck und Papier sind ausgezeichnet.

Nr. 4. Wir sind dem Uebersetzer des ursprünglich in holländischer Sprache geschriebenen Aufsatzes über die Homerische Flora, welcher unter der Ueberschrift: *Tentamen florae Homericae of Bijdragen tot de Kennis der Planten, die in de Gedichten van Homerus voorkommen (Overgedrukt uit het Tijdschrift voor Natuurlijke Geschiedenis II Deel, 3 Stuk)* ins Publicum kam, Dank schuldig, weil er wirklich eine grössere Verbreitung in unserem deutschen Vaterlande verdient, als manche andere ähnliche Abhandlung des Auslandes. Kenntniss des Alterthums, der griechischen Sprache und der neueren botanischen Schriftsteller gehen Hand in Hand, und legen rühmliches Zeugniss von Fleiss und Gelehrsamkeit ab. Dass nicht Alles gedeutet werden konnte, lag in der Natur der Sache, indem der Dichter kein systematischer Naturforscher ist, und überhaupt die Flora jener Länder, welche zum Schauplatze jener poetisch dargestellten Scenen dienen, noch nicht mit der Genauigkeit und Sorgfalt studirt worden ist, dass man dergleichen Reductionen mit der grössten Sicherheit vornehmen könnte. In vorliegendem Schriftchen ist nun wenigstens das Möglichste geleistet worden. Es werden zuerst die Getreidearten, dann die Fruchtbäume und Gesträuche, Waldbäume und wilden Gesträuche, angebaute Pflanzen, Pflanzen, welche in der Mythologie, oder wegen geheimer oder heilender Kräfte berühmt waren, und endlich wilde Pflanzen abgehandelt. Zuletzt folgen *Fragmenta florae graecae et terrarum adjacentium Homeri tempore*, worin die in den Homerischen Gedichten vorkommenden Pflanzen nach dem natürlichen Systeme familienweise aufgezählt werden. An der logischen Ordnung könnte

man wohl Ausstellungen machen, wenn Solches hier von Belang wäre; auch hätte immerhin noch ein alphabetisches Register beygegeben werden können. Die Bemerkungen des Uebersetzers beziehen sich auf Citate einiger neueren Schriften, auf οἶνος πολιὸς, was, nach ihm, nicht ohne Wahrscheinlichkeit für οἶνος πόλλιος zu lesen ist, auf βατοδρόπος, welches er durch *Brommbeerleser* übersetzt wissen will, oder, wenn diess nicht genüge, βατοδρόπε oder βαδότροπε mit *Ilgen*, oder auch βατοκόπος *(Heckenschläger, Dornenschläger)* zu lesen vorschlägt u. s. w., und verdienen die Aufmerksamkeit der Philologen. Die Uebersetzung liest sich, wie ein ursprünglich deutsches Original, und bloss einige Ausdrücke, wie S. 21 Hölzungen für *Waldungen*, ferner Augenpunct statt *Gesichtspunct*, fallen etwas auf. Dass für Ideal *Denkbild* nach dem Holländischen „*het denkbeeld*" gesagt wird, scheint uns sehr annehmlich. — Die äussere Ausstattung ist tadellos.

zr.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

Frankfurt a. M., b. Sauerländer: *Mythologische Skizzen.* Von *Konrad Schwenck.* 1836. 195 S. kl. 8. (21 gr.)

Dieses äusserlich höchst nette Werkchen bietet dem Freunde und Forscher der griechischen Mythologie Verschiedenes, sehr Interessantes, Aufklärendes, Anregendes, Beachtungswerthes. Rec. hat es um so lieber gelesen, weil er darin erkannt zu haben glaubt, dass der Vf. bedeutend von der früheren Kühnheit im Etymologisiren zurückgekommen sey; er bestreitet hier sogar mehrere Etymologieen seines Freundes *Welcker* und Anderer, oder trägt wenigstens Bedenken, auf sie eine Folgerung zu bauen. Das kann seinen eigenen theologischen Studien und der Wissenschaft nur förderlich seyn.

Es sind diese Aufsätze, fünf an der Zahl, wirklich Skizzen, d. h. der Vf. bindet sich darin nicht so streng an die Hauptsache, dass er nicht da- und dorthin abschweifen sollte, wenn es der Lauf der Gedanken mit sich bringt. Darum ist es aber auch schwer, unseren Lesern eine vollständige Uebersicht dessen zu geben, was in dem Buche enthalten ist. Wir beschränken uns nur auf die Hauptgegenstände. Die erste Abhandlung beschäftigt sich mit den Plejaden, ihrem allgemeinen und ihren besonderen Namen, und mit dem Kreise ihrer Sagen. (Mit Recht findet der Vf. den Ursprung von πλειας im Verbo πλέω, *ich schiffe.*) Die zweyte Abhandlung hat zum Gegenstande die *Pallas Athene.* Hr. *S.* lässt hier den Namen Ἀθήνη (der aber doch offenbar mit dem Namen der Stadt Ἀθῆναι, und mit dem Namen des Landes Ἀτθίς zusammenhängt) auf sich beruhen, und hält es für gerathener, das Wesen der Göttin und ihrer Mythologie zu erklären. Allein er lässt sich dessen ungeachtet durch die alten Mythologen verleiten, die Pallas Athene für den Aether (Ἀθήνη verwandt mit αἴθειν?), oder die obere Feuerluft zu halten (möchten wohl die uralten Griechen fähig gewesen seyn, einen so feinen Unterschied zu machen?), und verrückt sich dadurch vom Anfang an die eigentlichen Anfangspuncte der Mythologie dieser Göttin. Den Namen *Pallas*, wahrscheinlich der Kern des ganzen Cultus, hat er nicht berücksichtigt. — In Nr. III behandelt er *Apollo.* Hr. *S.* lässt auch diesen Namen wieder auf sich beruhen, und nimmt die einzelnen Beziehungen durch, in welchen der Gott bey den Alten hin und wieder erscheint, nicht ohne zu sehr umherzuschweifen, und ohne eigentlich die Sache zu festen und bestimmten Resultaten zu bringen. Es fehlt hier nicht an unnatürlichen Erklärungen, z. B. warum Apollo Musengott sey (S. 133 f.). — In Nr. IV wird die Stelle besprochen Hom. Odyss. 135 f., wo die Behausung und die Chöre der Eos, und der Aufgang des Helios auf die ääische Insel gesetzt wird, d. h. in den Westen. Nach Verwerfung mehrerer gewaltsamer Erklärungen entscheidet sich der Vf. dahin, dass die östliche Aea als ääische Insel nach dem Westen verpflanzt worden zu seyn scheine, wie überhaupt mehrere Fälle der Art sich in der Mythologie der Alten nachweisen liessen. — In Nr. V wird, hauptsächlich in Bezug auf *Welcker* (*Kret. Colonie* S. 74), die Vermuthung gerügt, dass die Stadt Böä in Lakonien nothwendig müsse den Aphroditendienst gehabt haben; der Moschus bey Pausanias (III, 22, 9) deute offenbar darauf hin. Wir lassen das auf sich beruhen, und schliessen mit dem Wunsche, dass der Vf. fortfahren möge, uns dergleichen interessante Aufsätze zu liefern, vielleicht mit noch mehr und noch bestimmteren Resultaten, als die vergleichenden gewähren.

ę.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Güstrow*, b. Opitz u. Frege: *Agrionien.* Eine Sammlung von Charaden und Räthseln. Von *Richard Roos.* 1836. IV u. 98 S. 8. (12 gr.)

Schwerlich hatte der verstorbene Verfasser seine Agrionien zu einem Werkchen für sich bestimmt. Einzeln in Taschenbücher und Zeitschriften vertheilt, würde man sie artig genannt haben; zusammen findet man der Reimzeilen zu viel, der scharfsinnigen poetischen Gedanken zu wenig darin.

Vir.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

APRIL 1837.

KIRCHENGESCHICHTE.

Constanz, auf Koften des Verfaffers: *Chronik des ehemaligen Klofters Reichenau*, aus handfchriftlichen Quellen dargeftellt von *C. F. H. Schönhuth.* 1835. XXXII u. 366 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Das Klofter Reichenau, von *Carl Martell* im Jahr 724 geftiftet, Carls des Dicken Ruheftätte, einft gefeiert durch feinen Reichthum, durch den hohen Stand feiner Capitelherren, lange Zeit die Bildungsftätte des alemannifchen Adels, von feiner Stiftung an mehrere Jahrhunderte durch eines der wenigen Afyle der Wiffenfchaften, jetzt noch des Befuches würdig wegen einiger Refte vormaliger Merkwürdigkeiten (auch wegen der Kirche von Oberzell, in rein byzantinifchem Stil), verdiente, nachdem alles Jenes längft verfchwunden ift, feine Gefchichte mehr als manches andere Klofter. Manches andere möchte zwar hiezu reichere Materialien aufzuweifen haben; doch entbehrt deren auch Reichenau nicht. Sie find S. XXVIII ff. angegeben. Voran fteht *Gallus Oehms* (nicht Ohems, wie der Vf. immer anführt) Chronik, verfafst in den letzten Jahren des funfzehnten Jahrhunderts, doch nur bis zur Zeit *Friedrichs von Wartenberg*, ums Jahr 1430, herabgeführt. Eine Sammlung verfchiedener gröfserer und kleinerer Schriften in zwey Folio- und eben foviel Quart-Bänden (wo fich diefelbe befinde, ift nicht angezeigt; — vermuthlich in dem ehemaligen Kloftergebäude) begreift die wichtigften, welche in *Hallers* Bibliothek der Schweiz. Gefch. III, No. 1447—1484 verzeichnet find, vielleicht auch Mehreres, was diefem fleifsigen Sammler verborgen blieb. Nächft *Oehms* Chronik dürften die *Annales Augienfes* (ganz verfchieden von den wenigen Blättern, welche in *Hefs Monum. Guelf.* p. 269—274 ftehen, und von dem *Chron. Augienfe in Baluzii Mifcel.* T. I) mit ihrem Supplement das Werthvollefte feyn. Neben diefen find auch die gedruckten Quellen benutzt, fo dafs wir eine vollftändige Chronik des Klofters hier zum erften Male erhalten.

Die Infel, auf welcher *Pirminius* das Klofter gründete, und *Carl Martell* ausftattete, hiefs *Sindlefau*. Die Sage von einem in der Nähe wohnenden Landvogt *Sindlas* wird mit *Leichtlen: Die Zähringer*, Freib. 1831, von der Hand gewiefen. Die vorhandenen Stiftungsbriefe find neueren Urprungs, wie fchon deren Varianten beweifen, Originale mögen aber zu Grunde gelegen haben. Von dem Reichthume, womit durch die Carolinger das Klofter bedacht wurde, erhielt daffelbe, und mit ihm die Infel, den Namen *Reichenau (Augia dives.)*. An 600 Jahre, bis auf *Albert von Ramftein* (+ 1296), zählte es mit weniger Unterbrechung eine lange Reihe theils ausgezeichneter, theils beforgter Aebte. Wenn es im 13ten Jahrhundert empfindliche Einbufse erlitt, und zugleich die Zahl feiner Bewohner fich verminderte, fo ift diefs nicht den Vorftehern, fondern den Verwirrungen zuzufchreiben, welche Deutfchland damals fo jämmerlich zerriffen. In feinem Glanze konnte Reichenau 125 Oerter aufführen, in welchen ihm Befitzungen oder Rechte zuftanden; die Erzherzoge von Oefterreich, 10 Pfalzgrafen und Markgrafen, 27 Grafen, eben fo viele Freyherren und Ritter trugen feine Lehen; 18 Glieder deffelben wurden zu erzbifchöflicher, 60 zu bifchöflicher Würde, 29 an andere Abteyen berufen; gegen Ende des 8ten Jahrhunderts lebten 640 Individuen in dem Klofter, bis zum Jahr 1200 immerwährend 200 Zöglinge. Ein höchft intereffanter Beleg zu den wiffenfchaftlichen Beftrebungen auf der Reichenau ift der Katalog der dortigen Bibliothek aus dem 9ten Jahrhundert, in *Neugarts Epifc. Conftant.* p. 536—552. Neben Theilen der heiligen Schrift, vielen Miffalen und Kirchenbüchern find darin aufgeführt Werke der meiften Kirchenväter, ein *Codex Theodof.* und mehrere germanifche Gefetzbücher, verfchiedene zum Theil nicht mehr vorhandene Gefchichtsbücher, Dichter, auch der *liber Vitruvii de architectura* (*Vitruv* über Arithmetik S. 47 mag Schreibfehler feyn) *comprehenfa X libris.* Anfehnlich ift die Bücherzahl, welche Schreiber *Reginbert* unter den Aebten *Waldo*, *Hatto*, *Erlenbald* und *Ruadhelm* (refign. 842) fchrieb, fchreiben liefs, oder zum Gefchenk empfing; es find 42 Bände, deren die meiften mehrere Werke enthielten; *in XXI libello continentur XII carmina Theodifcae linguae formata;* fchon vorher war ein Band deutfcher Gedichte vorhanden. — Ob Carl d. Gr. die Stadt Ulm dem Klofter gefchenkt habe (was *Jäger Städtewefen des Mittelalters* B. 1 neuerdings beftritten hat), ift im Grunde gleichgültig; der frühe Befitz mit grofsen Rechten, weit ausgedehntem Eigenthum und reichen Einkünften (m. f. in *Felix Faber Hift. Suev.* II, 2. in *Goldaft SS. rer. alem.*, was im Jahr 1446 nach langer Verfchleuderung zum Verkauf noch übrig war!) läfst fich nicht anfechten. B. *Ado* von *Verona* (S. 23) beruht nach *Biancolini notizia ftoriche delle chiefe di Verona I*, 175 auf einer untergefchobenen Urkunde. Was es aber mit Bifchof *Ratolds* (der dem Städtchen *Radolfszell*, der Reichenau gegenüber, den Urfprung

gegeben) Bischofthum von Verona für eine Bewandniss habe, ist unklar, da er nach *Biancolini* schon im Jahr 802 musste eingesetzt worden seyn, nach den Reichenauer-Chroniken aber erst im Jahr 874 starb. — Dem erwähnten Abt *Ruadhelm* folgte *Walafried Strabus*, „der berühmteste Mann des 9ten Jahrhunderts". Wie ausgezeichnet derselbe gewesen, lässt sich schon daraus schliessen, dass er, bloss 26 Jahre alt, an eine so berühmte Abtey gesetzt wurde. Wiewohl er kaum das 43ste Lebensjahr erreichte, so verfasste er doch mehrere Schriften, die nicht allein Kenntnisse, sondern auch einen besseren Geschmack beurkunden; die wichtigste derselben dürfte *de exordiis et incrementis rerum ecclesiasticarum* seyn. — Kaiser Carl der Dicke, ein besonderer Gönner des Klosters, schenkte nicht allein den Flecken *Zurzach* (später dem B. von Constanz abgetreten), sondern grosse Besitzungen am Comersee. Dergleichen Vergebungen in entlegenen Gegenden waren damals nicht selten (später häufig Ursache des Verfalls der Klöster); wie denn auch die Abtey St. Denis das Veltlin besass. Was soll wohl Dannamarachirica bey *Hergott Geneal. Habsb.* II, 103 für ein Ort seyn? — Auf Abt *Walafried* folgten wieder Aebte, tüchtig zu Rath und That; wie unter Anderen *Hatto*, bekannter als Erzbischof von Mainz zu Kaiser Arnulfs Zeiten; *Wittigold* im Jahr 1008; *Berno*, nächst *Walafried* der Gelehrteste unter ihnen (dessen Schriften bey *Neugart Ep. Const.* p. 508 sq. — seine *Historia Alemanorum*, die noch *Trithem* zu seiner Chronik benutzen konnte, ist verloren gegangen). Unter und nach *Berno* lebte in der Reichenau der bekannte Chronist *Hermannus Contractus*, über dessen christliches Ende sein Schüler und Fortsetzer *Bertholdus Constantiensis* Nachricht hinterlassen hat. Heinrichs IV Zeit brachte auch nach Reichenau Verwirrung und Fehden. Das Städtlein St. Dominici (S. 155), wo Abt *Eberhard* gefangen wurde, wird wohl Borgo die San Donnino bey Parma seyn sollen. In der S. 181 angef. Urk. ist keine Einverleibung von Pfarreyen ausgesprochen, sondern nur dem Kloster ein Carenzjahr eingeräumt. S. 182 sind 30 Jahre ein Druckfehler (es kommen ihrer mehrere vor) statt 20.

Die Zeit von dem Ableben Abt *Conrads*, Freyherrn von Zimmern, und der Erwählung *Burkhards*, Freyherrn von Höwen (1255), bezeichnet der Vf. als *des Klosters Abgang*. Zwar hatte der Hader im Reich unter den Hohenstaufen auch hier nachtheilig eingewirkt, doch war bis auf *Alberts von Ramstein* Tod (1296) der innere und äussere Zustand noch erträglich. (Sein Nachfolger, *Heinrich von Klingenberg*, B. v. Constanz, war wohl *protonotarius*, was aber nicht Reichscanzlar ist.) Alles wissenschaftliche Leben hatte nun aufgehört, Zucht und Wohlstand nahmen ab, es traten Fehden ein; und wiewohl die lange Reihe der Aebte nur wenige eigentlich Unwürdige aufweist, so liegt gerade hierin ein Beleg, wie Schwäche, Nachlässigkeit, Gewissenlosigkeit von Regenten und Oberen in kürzester Zeit Alles in den heillosesten Zustand versetzen könne. Wenn *Friedrich von Wartenberg* zu der Prälatur sich hinzudrängte, so möchte man aus dem, was durch ihn geschehen ist, schliessen, er habe sich wahrhaft berufen gefühlt, dem Emporheben des gesunkenen Klosters seine Kräfte zu widmen. Er verkaufte den Rest der Besitzungen in und um Ulm für 25,000 fl., tilgte hiemit Schulden, und löste Pfandschaften ein; 500 fl. verwendete er auf Vermehrung der Bibliothek (das Verzeichniss der angeschafften Bücher, nebst den Preisen, S. 266 ff.). Von da wechselten Verschwendung und Wirthschaftlichkeit. Nach Abt *Martins von Weissenburg* Tod (1508) begann das Treiben der Bischöfe von Constanz um Einverleibung des Klosters in ihr Tafelgut. Dergleichen Bestrebungen kommen zwar in früherer Zeit ebenfalls vor, fanden aber meistens unübersteigliche Hindernisse in Rom. Auch hier war bis zum Jahr 1757 alles Erreichte nur Frucht der List und falscher Vorgebungen der Bischöfe, die nicht durch den Papst, sondern durch die Kaiser, ans Ziel führten. Dass die Oekonomie des Klosters noch nicht, wie die Bischöfe behaupteten, so gänzlich zu Grunde gerichtet gewesen sey, lässt sich aus der Hinterlassenschaft Abt Georgs (S. 290), aus dem Leibgeding, welches der verrätherische Marx von Knöringen sich vorbehielt (S. 295), und aus dem Anschlag des Klosters auf der Reichsmatrikel (S. 344) entnehmen. Darum ist es räthselhaft, wie unter Abt *Werner von Roseneck* die Einkünfte nicht mehr als drey Mark Silbers betragen haben sollen. *Marx von Knöringen* arbeitete den Bestrebungen des Bischofs *Johann Weza* (zuvor Erzbischof von Lund) in die Hände; im Jahr 1540 nahm dieser Besitz von der Abtey. (Um die gleiche Zeit, und vielleicht durch ähnliche Mittel wurde das benachbarte Augustiner-Stift Oehningen zur bischöflichen Tafel gezogen.) Das Kloster wurde zwar nicht aufgehoben, aber auf 12 Conventualen unter einem Prior beschränkt. Von da an gewinnt die Geschichte von Reichenau besonderes Interesse, als ein zweyhundertjähriger Kampf des Rechts, unter den ungünstigsten äusseren Verhältnissen durch unerschütterliche Vorfechter gegen die von Uebermacht und Einfluss unterstützte Ungerechtigkeit geführt wird. Unter den kräftigen Prioren *Gregor Diez*, *Lazarus Lippius*, *Moriz Türinger* u. A. liess sich der Convent durch keine Drohungen der Bischöfe, durch keine Bedrückungen ihrer Amtleute, durch keine Gewaltthätigkeiten abhalten, und durch kein Misslingen entmuthigen, bey jeder schicklichen Gelegenheit, an jedem geeigneten Orte Schritte zu Herstellung der Unabhängigkeit des Klosters zu versuchen. Die Mittel hiezu darbten die Mönche durch höchst sparsame Lebensweise sich selbst ab, ohne deswegen die Wohlthätigkeit gegen Arme (vgl. S. 329) zu unterlassen. Wurden sie auch in andere Klöster abgeführt, so setzten sie, wie *Lazarus Lippius*, ihre Bemühungen von dort aus fort; wenn ihnen, wie auch geschah, die Domherren oder Bischöfe ihre Ersparnisse gewaltsam raubten, so fingen sie von Neuem an zu sparen. Dagegen wussten die Bischöfe alle oft erneuerten Verwendungen von Rom für das Kloster durch den kai-

ſerlichen Hof wirkungslos zu machen. Ueber zweyhundert Jahre dauerte dieſes Treiben, bis endlich der Cardinal-Biſchof *Conrad von Rodt* eine förmliche Auflöſung und Verbannung des ganzen Convents in Wien leicht erwirkte, in Rom erſchlich. Auch dieſer letzten Gewaltshandlung fügten die Mönche ſich nicht; ſie lieſsen lieber Hand an ſich legen; einer derſelben muſste ſogar in den Wagen, der ihn fortbringen ſollte, getragen werden. Auch als bereits alle entfernt waren, ruhte die Sache nicht. — Wir fügen bey, was der Vf. nur unvollſtändig berührte. *Meinrad Meichelbeck* ſuchte überall Verwendung; unermüdet ſchrieb er Deductionen, Widerlegungen der conſtanziſchen Behauptungen. Vom Jahr 1754 an erſchienen in dieſen Angelegenheiten eine Menge Schriften, die reichenauiſcher Seits meiſtens ihn zum Verfaſſer haben. Eben als jene Fortſchleppung an ſeinen Ordensbrüdern vollzogen wurde, befand er ſich an dem preuſſiſchen Hofe, um dieſen für ſeine Sache zu gewinnen; und wirklich lieſs *Friedrich* II dem Biſchof ſchreiben: *Literae Regis Boruſſiae ad Ep. Conſt. in cauſa Reichenavienſi*, in *Fabri Staatskanzley* Bd. CX, S. 456. Sieben Jahre ſpäter wendete er ſich in einer Druckſchrift an den König von Frankreich, und hoffte für eine Stiftung Carl Martells bey dieſem Gehör zu finden. Den letzten Schritt that er im Jahr 1766 bey der Reichsverſammlung durch Uebergabe einer ähnlichen Druckſchrift. Mit ſeinem Tode blieb die Sache in Ruhe.

Es wäre zu wünſchen geweſen, der Vf. hätte etwas mehr Sorgfalt auf die Ausarbeitung verwendet. Einige Eilfertigkeit läſst ſich nicht verkennen; auch trägt der Stil bisweilen die Farbe des Romans, z. B. S. XI, oder erlaubt ſich unrichtige Ausdrücke, wie: an einer Krankheit arbeiten, in einer Zunge ſchreiben, man bewarb ſich um die Kapuze. Was ſoll S. 3 Unholz ſeyn? (nach Unkraut gebildet); S. V werden die *Keller von Schleitheim*, und S. XI und anderwärts die Herren *von Salenſtein* als Erbſchenken genannt. Die Gemälde S. XXIV ſind gar nichts; es wurden im 17 Jahrhundert Mönche abgebildet, und willkürlich alte Namen darunter geſetzt. Wie kann man von Grafen von Habsburg im 8 Jahrhundert ſprechen? Was S. 39 für Somnambulismus gehalten wird, iſt nichts Anderes, als Fiebertraum. S. 42 lieſt man *Saxo* (Sapo iſt Druckfehler), der Annaliſt; ſollte man nicht glauben, der Vf. halte jenes für einen Eigennamen? S. 100 iſt *Rudimanns* Geſchichte im Verhältniſs zum Uebrigen zu weitläuftig erzählt. S. 320 lieſt man: der neue Nuntius, Patriarcha Alexandrinus; er hieſs *Friedrich Borromeo*. Der Vf. ſchreibt ſtatt des allgemein angenommenen *Hegau* immer *Höhgau*; wir halten es für eine miſsliche Sache, Eigennamen, die durch vielhundertjährigen Gebrauch eingebürgert ſind, willkürlich umzugeſtalten; was würden die Franzoſen ſagen, wenn ein Schriftſteller *Charlemagne* in einen *Charles le grand* rectificiren wollte?

W. T.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

FRANKFURT a. M. bey Sauerländer: *Stunden der Weihe und des Troſtes.* Ein Erbauungs- und Communion-Buch für gereiſte Chriſten. Von Dr. *Konr. Max. Kirchner*, evang. lutheriſcher (m) Stadtpfarrer zu Frankfurt a. M. 1836. XVI u. 365 S. 8. (12 gr.)

Dieſe Schrift gehört zu den beſſeren Erſcheinungen auf dem Gebiete der homiletiſchen und asketiſchen Literatur. Nicht bloſs die Vorrede, in welcher der Vf., mit richtigem Tacte, „die eigenthümliche Beſchaffenheit, in der ſich das religiöſe und ſittliche Leben zu unſerer Zeit herausſtellt", beſpricht, ſondern auch das ganze Werk an ſich, iſt uns ein redender Beweis von dem innigen Wunſche des Vfs., Religioſität und Sittlichkeit zu verbreiten, und dieſe immer heimiſcher im Hauſe und Herzen zu machen. Er nennt ſein Buch mit Recht ein Erbauungsbuch, mit Unrecht aber: Communionbuch, indem nur eine einzige Betrachtung von der Beichte und Communion handelt. — Es enthält intereſſante Betrachtungen über verſchiedene, dem Chriſten wichtige und nahe liegende Gegenſtände. Wir geben den Inhalt der einzelnen Kapitel kurz an: Trachtet am erſten nach dem Reiche Gottes. Das herrliche Walten Gottes. Die wahre Dankbarkeit gegen Gott. Chriſtus von Gott gemacht zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlöſung. Chriſtus ein Vorbild im Leiden und Sterben. Beicht- und Communion-Betrachtung. Das Jugendalter. Aelternpflicht. Die Kunſt, allezeit fröhlich zu ſeyn. Das Himmelreich gleich einer Perle. Die Selbſtſucht. Der Undank. Die Hauptzüge im Bilde der Liebe. Der Weg zum ewigen Leben. Die Schickſale der Wahrheit auf Erden. Ueber die Pflicht, Religion zu befördern. Das Loos, verkannt zu werden. Der Freye und der Knecht. Das Leben, eine Wallfahrt. Bleibe bey uns, denn es will Abend werden. Die Kunſt, der Todesfurcht Meiſter zu werden. Der Tod unter dem Bilde des Schlafs. Die mahnenden Stimmen der Gräber. — Echte Frömmigkeit durchdringt das Ganze; dabey iſt die Sprache edel, zuweilen erhaben, ſo daſs ſich dieſes Erbauungsbuch allerdings nur für „gereiſte", oder für ganz gebildete Chriſten eignet. Der Werth deſſelben wird noch durch ſehr ſchönes Papier und ſehr anſprechenden Druck erhöhet.

So lieb wir indeſſen das Büchlein gewonnen haben, ſo halten wir es doch für Pflicht, auf einiges Verfehlte aufmerkſam zu machen. Wenn der Vf. in der erſten Betrachtung einen Menſchen ſchildert, welcher zwar legal, jedoch ohne eigentliche Religioſität handelt und lebt, und von einem ſolchen ſagt: es fehle ihm die *Perſönlichkeit*, ſo iſt doch ein zu willkürlich angenommener Sinn mit dieſem Worte verbunden. Die Perſönlichkeit fehlt keinem Menſchen, weder dem religiöſen, noch dem irreligiöſen. — S. 30 wird Dr. Luther angeführt, als ſein Freund, an ſeiner Seite vom Blitze getödtet, niederſank. Der Vf. fährt fort: „Da erhob er (Luther) ein Zorn glühen-

des Auge zum Himmel, der den Blitz gesandt hatte, tiefe Schwermuth bemächtigte sich seiner Seele, lange haderte sie mit Gott." Das ist eine übertriebene Behauptung, die sich nicht vor dem Forum der Geschichte rechtfertigen läſst. Daſs Luther, bestürzt, auf einige Zeit irre an Gott geworden, dessen Wege er nicht verstand, finden wir natürlich; aber daſs er ein Zorn glühendes Auge zum Himmel erhoben, lange mit Gott gehadert habe, davon sagt die Kirchengeschichte nichts. — Auch in der Communionbetrachtung findet sich eine Uebertreibung oder Unrichtigkeit, wenn es heiſst: „des Herrn Ruf ergeht an Alle, kommet u. s. w., aber Viele wollen sie nicht hören, die Stimme des treuen Hirten. Seit dem Tage, an dem sie, *mit längst erloschenen Gefühlen*, das Gelübde thaten, ihm für das ganze Leben anzugehören, haben sie seiner vergessen." Bey der Confirmation also waren schon ihre Gefühle längst erloschen? Wäre dieſs der Fall, dann möchte man mehr von einem gänzlichen Mangel der Gefühle, als von einem Erlöschen derselben, reden. — So schön auch die Betrachtung über den Undank ist, so vermissen wir doch darin eine Angabe der verschiedenen Quellen, aus welchen dieses Laster entspringt. Der Vf. weist nur auf eine Quelle desselben hin: „Es sagt uns ein geheimes Gefühl, daſs wir uns dadurch (durch die Wohlthaten Anderer) in eine gewisse Abhängigkeit von ihnen (den Wohlthätern) begeben, und dieses Verhältniſs hat etwas Beunruhigendes und Beschämendes für seine Selbstgefälligkeit." — Ein Schatz reicher, köstlicher Lebenserfahrungen und psychologischer Sätze überrascht oft den Leser dieses Werkes, z. B. in den Stellen S. 92 u. S. 163, welche der Zweck dieser Blätter uns auszuheben verbietet.

Wir wünschen, daſs das Buch von recht Vielen gelesen, beherzigt und befolgt werden möge.

R. K. A.

Cleve, b. Char: *Der wahre Glaube und seine Frucht.* Predigt u. Uebersetzung einer Abhandlung M. Philipp Melanthon's, von *Carl Westhoff*, evang. luth. Prediger zu Nymwegen. 1836. V u. 43 S. gr. 8. (6 gr.)

Die Predigt hat Röm. 1, 16. 17 zum Texte und: „den seligmachenden Glauben" zum Thema. Im ersten Theile sollen wir erfahren, welches der seligmachende Glaube ist, und im zweyten Theile lernen, wie derselbe erlangt wird. Der seligmachende Glaube ist aber nach Hn. *W.* kein anderer, als: „der Glaube, in dem dein Herz Ja und Amen dazu sagt, daſs der groſse, allmächtige, heilige und gerechte Gott auch für dich armen, verdammlichen Sünder, seines eingebornen Sohnes nicht verschonet, sondern ihn in den Tod, am Fluchholze, dahin gegeben hat." Diese Stelle charakterisirt zugleich am besten die theologische Richtung des Vfs. Vernünftiger, als manche seiner Glaubensbrüder, dringt er zwar auf Gerechtigkeit: „du muſst zuvor gerecht werden, ehe du danach kannst selig werden;" aber später lenkt er wieder ein, als ob er zu weit gegangen sey, und sagt: „das Evangelium ist eben Evangelium, *(sic!)* und siehe, darum sagt es dir nicht, was du noch erst thun sollst, sondern was bereits für dich gethan ist. Es hält dir das vor, was der Gerechte für die Ungerechten, was der heilige und geliebte Gottessohn, da er sich selbst in den bittersten und schmachvollsten Tod dahin gab, und dabey seinen Mund nicht aufthat, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführet wird, und wie ein Schaf, das vor seinem Scheerer verstummt, und seinen Mund nicht aufthut, was Er, der Herr vom Himmel, als er Mensch, wie wir, den vollkommensten, sowohl thuenden, als leidenden Gehorsam leistete, eben für uns sündige, verdammliche Menschenkinder sowohl gethan, als gelitten hat, und zwar hält es dir solches lediglich zum Glauben vor u. s. w;" „und wahrlich! mein Mitgläubiger, magst du darum auch in dir selber noch ein gar armer Sünder seyn, weil du nicht mehr allein in dir selber, weil du auch in Christo, in ihm, dem vollkommen Gerechten bist, darum bist du auch nicht bloſs von allen deinen Sünden abgewaschen, gereinigt, geheiligt, nein, auch der vor Gott geltenden Gerechtigkeit theilhaftig geworden." Es mag diese Stelle zugleich eine Probe des Stiles des Vfs. seyn. — Nimmt Hr. *W.* an, daſs der Mensch ein abscheulicher Sünder ist, so wissen wir damit nicht recht den Satz zu vereinigen: „Wird *der* Mensch, an dem Gott selber nichts mehr zu tadeln findet, sondern nur Rechtes und Gutes sieht, wird der nicht auch ganz gewiſs mit Augen des zärtlichsten Wohlgefallens von Gott angesehen, und darum auf ewig von ihm gesegnet werden?" So verwickeln sich diejenigen in Widersprüche, welche von dem klaren, wohl verständlichen, vernünftigen Worte Jesu abgehen, und sich das Augustinische Lehrgebäude zu ihrem Evangelium machen. So irrig die Meinung ist, daſs ja der Mensch ein mit Fluch beladener Sünder sey, eben so falsch ist die Annahme, als ob es Menschen gebe, an denen selbst Gott, der Allwissende, nichts mehr zu tadeln finde. — Im zweyten Theile hofften wir zu erfahren, wie man zu dem seligmachenden Glauben gelangen könne, aber da erfahren wir sehr wenig. Ein Schwall von Worten wird uns dargeboten, und der langen Rede kurzer Sinn ist kein anderer: als: „Das Wort vom Glauben, das ist auch das von Gott verordnete Mittel zum Glauben." — Den gröſseren Theil dieser Schrift nimmt die Uebersetzung einer Abhandlung Melanthons: „über die guten Werke oder den neuen Gehorsam" ein, aus dessen *locis theolog.* genommen. Es werden folgende Kapitel abgehandelt: 1) Was für Werke gethan werden sollen; 2) wie sie geschehen können; 3) wie sie Gott wohlgefallen; 4) warum sie gethan werden sollen; und 5) welcher Unterschied unter den Sünden Statt findet." Man überzeugt sich sehr leicht, daſs der aufgeklärte Reformator, obgleich auch noch, hie und da, etwas befangen, doch, im Ganzen genommen, weit vernünftiger und echt christlicher spricht, als Hr. *W.*, nach 300 Jahren.

R. K. A.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

APRIL 1837.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

WEIMAR, b. Voigt: *Der Todeskampf des britischen Leoparden.* Betrachtungen über unsere Zeit und nächste Zukunft, von *W. B. Chablot.* 1837. 134 S. 8. (18 gr.)

Die vorliegende Broschüre bespricht hauptsächlich zwey Fragen, denen das Interesse für die Gegenwart nicht entgehen kann: *Englands* bevorstehende Ohnmacht und *Rufslands* auftauchendes Uebergewicht. Beides wird als höchst erfreuliches Ereignifs begrüfst. Ueber die Ursachen der Gröfse und des Reichthums der englischen Nation haben Philosophen und Politiker die gründlichsten Forschungen angestellt. Das ist ein verbrauchtes Thema. Die Schrift *Chablot's* macht umgekehrt, so zu sagen, einen Schuh daraus. Sie erörtert die Ursachen und Gründe des *bevorstehenden Verfalls und der Ohnmacht* des britischen Reichs. Man ist darin so ziemlich einig, dafs neben dem *Selfgovernment* vorzüglich das *Glück* und das *Meer* England zu dem freyesten und reichsten Staate der Welt emporhoben. Dennoch kann man nicht behaupten, dafs England der glücklichste Staat sey. Es ist im Gefolge ursprünglicher Barbarey, späterer Lehnsaristokratie, und neuerlichen ungleichen Reichthums eine ansehnliche Reihe von Mängeln in Verfassung und Verwaltung des Reiches bemerkbar geworden, welche Grofsbritannien den Nimbus eines idealischen Musterstaats um so mehr entziehen, je lebhafter jene Mängel von der Nation selbst erkannt, und durch die verschiedensten Mittel des inneren Kampfes und der äusseren Politik zu heben gesucht werden. Wenn sonach, selbst in dem politisch zunächst weniger betheiligten Deutschland, einestheils fanatische Lobgesänge britischer Freyheit und Gröfse auch neuerdings noch erschallten, so konnte es auf der anderen Seite auch nicht an heftigem Tadel, je an Verunglimpfung Englands fehlen. Zu Beidem ist Stoff genugsam vorhanden. Die neuesten Bemerkungen *von Raumers* enthalten ruhige, deutsche Kritik; die vorliegende Broschüre aber ist eine aufgeregte französische Satire. Wenigstens kann sie eine ruhige Kritik für baare Münze nicht halten. Wie jede Streitschrift ist sie pikant, einseitig, autrirt. Dennoch enthält sie einen Reichthum an Gedanken und Ansichten, eine Masse historischer Kenntnifs, eine Frische und Lebhaftigkeit des Stils und der Sprache, eine solche Fülle der heitersten Laune und des Witzes, dafs man dem eben so gewandten als kenntnifsreichen, jedoch ungenannten

Uebersetzer den wärmsten Dank für diese Bereicherung unserer politischen Literatur zu sagen hat. Man kommt in Verlegenheit, soll man dem deutschen Bearbeiter oder dem französischen Verfasser den Preis zuerkennen. Die 21 Seiten lange Einleitung und die erläuternden Anmerkungen auf 46 Seiten machen die Broschüre nicht blofs zu einem stattlichen Volumen, sondern erhöhen auch deren inneren Werth und Würze, obschon wir Grund haben, zu vermuthen, dafs die 63 Schlufsbemerkungen gemeinschaftliche Arbeit beider Herren sind. Wenigstens hätte Monsieur *Chablot* sich gewifs nicht selbst „einen französischen Windbeutel" zu taufen beliebt (*not.* 52), und seine Schrift mit den Worten so treffend selbst kritisirt: „Sein *Carlismus* (!) kann sich zur Objectivität nicht erheben, daher gewinnt sein Geist auch nicht Ruhe und Besonnenheit genug, die Lage der Dinge gehörig zu überschauen, die augenblickliche Vereinigung Englands und Frankreichs als eine Nothwendigkeit, ja als eine Wohlthat für ganz Europa zu erkennen, die königl. Tugenden und die unbestreitbare Gröfse von Louis Philipp zu würdigen" (S. 104). Diefs ist auch unsere Ansicht, obschon wir auf der anderen Seite auch dem deutschen Bearbeiter besonders in seinen politischen Ansichten über die deutschen Interessen im Osten nicht überall beyzupflichten vermögen.

Zunächst giebt die deutsche Bearbeitung eine einleitende, treffende Uebersicht über den gegenwärtigen Zustand der einzelnen Hauptstaaten Europa's, wobey das besondere Augenmerk auf Westen und besonders auf Spanien gerichtet wird. Merkwürdig ist es, dafs das Heil Spaniens erst in einer Vereinigung der spanischen Länder zu Einem dauernden *Staatenbunde* gefunden wird, wie ihn Deutschland darbietet. Auch wird die berüchtigte Quadrupelallianz von Seiten Frankreichs und Englands für zwar nothwendig, dennoch aber für ein Meisterstück der Politik beider Cabinette gehalten, obschon Englands Benehmen im neuesten Kriege gegen den Carlismus jenes Landes gerechtem Tadel unterliegt. Schliesslich wird auf das höhere Interesse, welches Rufsland und der ostindische Handel errege, lobpreisend hingewiesen: „Rufsland geht der Erfüllung seines welthistorischen Berufes gegen Englands greuliche Usurpation mit Riesenschritten entgegen! Wir werden Englands Handlungsdiener und Tributpflichtige ferner nicht mehr seyn." (S. 21.)

Zu leugnen ist nicht, England hat durch das ostindische Monopol grofse Vortheile bezogen, allein die Quelle seines Reichthums ist nicht verstopft, wenn es diesen Handel an Rufsland abtreten müfste. Das Ue-

bergewicht des oſtindiſchen Handels (*not.* 45) iſt ein altes Vorurtheil, welches die Engländer ſelbſt aufgegeben haben. Uebrigens vermögen wir nicht abzuſehen, was Deutſchland dabey gewinnen ſoll, ob es von Ruſsland oder von England kaufen muſs. Zum activen Handel in Indien wird es ſo nie gelangen. Hr. *Chablot*, wie ſein freyherrlicher Interpret, täuſchen ſich oder uns in dieſer Hinſicht.

Der Inhalt der *Chablot*'ſchen Schrift ſelbſt iſt mit zwey Worten angegeben: *England iſt der niederträchtigſte Staat, der exiſtirt, und nur bey Ruſsland können die Völker Heil finden.* Beide (ſ. S. 5 ff.) Anſichten ſind, beſonders in ihrer Zuſammenſtellung und von einem Franzoſen geſprochen, gewiſs eben ſo neu und überraſchend, als kühn, während Ruſslands Vergröſserungspläne und Uebergewicht auf dem Continente bereits in allen Zungen befürchtet wird, und zum allgemeinen Geſpräche der Zeitſchriften und Journale geworden iſt. Man höre indeſſen *Chablot's* Sirenenſtimme über England (S. 24): „Wenn man mit ſeinen räuberiſchen Armen *alle vier Enden der Welt* (?) zerfleiſcht, und überall die blutigen Spuren unerſättlicher Habgier zurückgelaſſen hat, wenn man nicht leugnen kann, *in allen Ländern zu jeder Art* von Revolution (?) den Aufwiegler geſpielt, und überall Anarchie und Elend geſäet zu haben" u. ſ. w. Doch genug der Uebertreibungen! Wenn auch die Politik des reichen Englands nicht überall ohne macchiavelliſtiſche Kunſtgriffe zu Werke gegangen ſeyn ſollte, welcher Staat von einigem Einfluſſe wollte den Stein gegen Britannien aufheben?

Es folgt ein Sündenregiſter von mehr als acht Seiten, in welchem mit mehr geſchichtlicher Umſicht als Treue „eine unüberſehbare Reihe" (?) von Schändlichkeiten und Greueln den Briten vorgerechnet wird. Gegenwärtig ſey es aber ſchwach, meint der Vf., und zittere, der Leopard (Englands) knurre und heule abwechſelnd, denn er ſahe den übermächtigen Aar (Ruſslands) über ſeinem Haupte bereits kreiſen, und ſeine Fänge nach Vorderaſien und nach dem Paradies von Indien zugleich ausſtrecken (!) (S. 36). Man braucht nur einen flüchtigen Blick in die neueſte engliſche Literatur zu werfen, um zu gewahren, daſs der britiſche Leopard keineswegs heult und unzufrieden knurrt; denn der Brite miſsachtet Ruſslands ſcheinbare Uebermacht. Man vergleiche z. B. hierüber nur das Neueſte in dem bekannten *Russia by a Manchester manufacturer*, Edinburg, 1836, und *Progress and present position of Russia in the East.*

Wir Deutſche ſtehen in der Mitte. Die drohende Stellung und die Nähe Ruſslands, die Schwäche der Türkey, die ungemeſſene Truppenmacht im Oſten, und beſonders die von Niſchney-Nowgorod aus immer deutlicher hervortretenden Handelsunternehmungen, verbunden mit dem ſteten Coloniſationsſyſtem im Inneren Aſiens, ſollten in der That uns mehr beunruhigen, als Mr. *Chablot* und ſein Ueberſetzer meinen. Vom politiſchen Standpuncte aus betrachtet können wir uns nicht ſo naiv und ſorglos über jene Macht erfreuen.

Doch der Vf. argumentirt noch weiter. Da nun von Frankreich, das durch ſeine Revolutionen ſich ſelbſt in der Reihe der Staaten herabgewürdigt habe (!), keine Hülfe zu erwarten ſey, ſo müſsten die Mächte des Feſtlandes ſich an Ruſsland anſchlieſsen, welches gar bald jedes Hemmniſs entfernen werde. Man höre: „Mit ſehnſuchtsvoller Spannung betrachten ganz Italien, Deutſchland, Niederland, Portugal, Spanien, Frankreich, überhaupt alle Continentalmächte (?) das Fortſchreiten der ruſſiſchen Waffen und der ruſſiſchen Politik, denn Alle betrachten ihren endlichen Sieg als einen Act allgemeiner Wiedergeburt (!), welcher der Welt (!) eine neue Geſtalt, dem Handel, den Wiſſenſchaften und Künſten neue Entwickelungskraft und neuen Schwung verleihen muſs, indem er dem Continent von Europa mit Indien, China und allen Ländern Aſiens neue Verbindungen und neue Abzugscanäle eröffnet." (S. 57.) Noch ſpecieller läſst ſich der kluge Herr Nachbar über den wahren Werth Ruſslands auf S. 78 heraus, indem er meint, Europa müſſe ſich, trotz aller dagegen ſchreienden (!) Stimmen, der Politik Ruſslands ohne Furcht und ſogar nicht ohne edles Selbſtbewuſstſeyn anvertrauen, weil die Kaiſer Alexander und Nikolaus ſtets durch Redlichkeit des Charakters, wie durch eine ehrliche, weiſe und edle Politik ſich auszeichneten, und hoffen lieſsen, daſs die Reſultate eines förmlichen ruſſiſchen Uebergewichtes nur heilſam für ganz Europa ſeyn würden (!). Denn Ruſsland ſchiene den ihm von der Vorſehung übertragenen impoſanten Beruf nur angenommen (!!) zu haben, um Europa's ſämtliche Völker an dem Glück und an den Vortheilen des vollendeten Werkes redlich Antheil nehmen zu laſſen."

Wir werden uns nicht darauf einlaſſen, dieſe, wie uns bedünkt, ſehr ſanguiniſchen Anſichten des Mons. *Chablot* zu widerlegen; es würde dieſs auch eine offenbar vergebliche Mühe ſeyn, da Ruſsland, wie man oben geſehen, *mit der Vorſehung ſelbſt einen Vertrag* abgeſchloſſen hat, deſſen Ratification wahrſcheinlich im Tempel der Sonne oder in ſonſt einem Luftſchloſſe vollzogen wurde. Dergleichen Dinge liegen auſser dem Bereiche menſchlicher Wiſſenſchaft, mithin auch der Kritik, d. h. ſie ſind abſurd.

Wie ganz anders lautete des braven *Spittler* Weiſſagung im II Theile ſeiner Geſchichte der europäiſchen Staaten (1794), die Jacobiner ſeyen die beſten Alliirten Ruſslands, und Deutſchland habe „*von der unverhüllten Praxis eines neuen Völkerrechts*" mehr zu fürchten, als von den ſchrecklichen Wirkungen ochlokratiſcher Grundſätze. Und in der That Hr. *Chablot* lehrt uns ein ganz neues Völkerrecht.

Dieſe kleine Schrift, von welcher wir zur Ehre der deutſchen Nation nicht wünſchen können, daſs ſie aus unſerer Sprache in die ruſſiſche möge überſetzt werden, leidet an zwey groſsen Mängeln. Denn einmal hat ſie den politiſchen Standpunct Deutſchlands entweder gänzlich verkannt, oder doch verſchoben, weil dieſe immer mehr anerkannte Macht 1) ſelbſtſtändig ſeyn will, 2) um Freyheit des deutſchen Han-

dels mehr, als um die des indischen sich zu kümmern hat, und 3) augenscheinlich der Tendenz des Westens näher steht, als den nordischen Eisbergen. Ferner aber fehlt, zugegeben den allgemeinen Vortheil der Emancipation des ostindischen Handels von ausschliesslich englischer Herrschaft, die genügende Garantie gegen möglichen Missbrauch der einmal errungenen Uebermacht des fremden Volkes.

Druck, Papier und typische Ausstattung, selbst das zierliche Titelblatt mit Adler und Leoparden, machen dem Voigt'schen Verlag Ehre.

A. W.

MANNHEIM, b. Hoff: *Die Engländer.* Von Dr. *Fr. Kottenkamp.* 1836. XIV u. 362 S. 8.

Ein deutscher Arzt, der aber wie *Thaer*, *Froriep* und andere Standesgenossen, in die Politik gern eingreift, beleuchtet in 12 Darstellungen gründlicher, als Fürst *Pückler*, die britische Nation in Vorzügen und Schwächen. Die leitende Tendenz des Vfs. ist, das jetzige England aus seiner geschichtlichen Vorzeit zu erklären, worin er von allen literarischen Panoramisten Englands abweicht, aber Sir *Lyttor Bulwer*, als getreuem Darsteller seiner Nation, die verdiente Gerechtigkeit widerfahren lässt. I. *Die jetzigen und früheren Stutzer*, ist ein pittoreskes Gemälde in Fürst *Pücklers* Manier, und man mag es sehr bedauern, wenn dieser Dandysmus in Kleinigkeiten die reichere Classe der Nation noch mehr anstecken sollte. II. *Begriff der Gentleman*, malt uns den Dandysmus der mittleren Classen mit Humor und Wahrheit. III. *Begriff der englischen Aristokratie.* Der Vf. beschreibt dieselbe sehr richtig *als Plutokratie;* nur darin stimmen wir ihm nicht bey, dass er im britischen Adelsgeiste, welcher vom Könige aus den Plebejern durch neue Reiche, durch verdienstvolle Individuen der Staatsbeamten und manche berühmte Erfinder oder Entdecker in jedem Jahrzehend vergrössert wird, einen Vorzug der englischen Aristokratie vor anderen Aristokratieen finden will. Auch hat die englische Aristokratie aufgehört, der Popularität wie vormals zu geniessen. Auch haben die Enkel nicht mehr die Verdienste der Ahnen. Die Zeit scheint nahe zu seyn, wo sich die britischen Pairs werden gefallen lassen müssen, im Oberhause vom englischen Adel, wie vom schottischen und irländischen, *nur einen Ausschuss zu sehen*, mag solchen übrigens die Association, oder der König durch die Minister, oder das Unterhaus, wie in Norwegen, wählen. IV. *Spleen, Whims und Humor mit Witz*, wahr, aber lächerlich genug dargestellt. V. *Comforts, Lebensgemächlichkeit, der bescheidenste Luxus eines reichen civilisirten Volks.* VI. *Egoismus und Gemeinsinn.* Es ist wahr, man trifft den Letzten im britischen Volke oft an, im Unterhause, wogegen im Oberhause der Egoismus gar sehr vorwaltet. VII. *Nationalhass*, geschichtlich scharf geprüft mit der richtigen Bemerkung des Vfs., dass er immer mehr abnimmt, je gebildeter die unteren Classen zu werden anfangen, und das Volk kosmopolitischer zu denken sich gewöhnt. VIII. *Auswärtige Politik.* Sie pflegt aus der allgemeinen Volksstimmung hervorzugehen, wenn solche geschickte Minister leiten, aber sie ist oft sehr unrichtig gewesen, wenn sie vom Monarchen selbst, wie von Georg III in den Tagen der französischen Revolution ausging. Diese unrichtig eingeschlagene Politik seines Monarchen war es, welche das unglückliche Grossbritannien in den schrecklichen, viel zu lange geführten Krieg wider Frankreich stürzte. Freylich erlaubte sich die damalige französische republikanische Regierung, besonders Irland und die Missvergnügten aufzuwiegeln wider die englische Regierung. Diese hätte aber weiser gehandelt, die Missbräuche, welche die Unzufriedenheit veranlassten, abzustellen, als, um die Unzufriedenen von anderen Gedanken abzubringen, Krieg anzufangen. Während desselben wählte der Monarch nur ihm und der Aristokratie gleichgesinnte Minister, welche, um populär zu bleiben, die ungeheueren Kriegslasten nur in den Zinsen und nicht im Capital aufbrachten. Der Vf. ist ein grosser Verehrer Pitts, der sich beym Könige und beym Adel in so hohen Credit setzte, weil er die unselige Idee hatte, oder zu besitzen vorgab, durch die Entwaffnung aller anderen Handelsstaaten Englands Weltherrschaft zu begründen: eine in unseren Tagen unglaubliche Verblendung, durch solches Mittel den Reichthum und den Wohlstand seines Vaterlandes begründen zu wollen. Diese Art des politischen Wahnsinnes erzeugte auch in Napoleon den Wahn, dass in unseren Tagen eine Universalherrschaft irgend eines civilisirten Volks und seines Heers bleibend zu gründen, noch möglich sey, während einer längeren Frist als einer menschlichen Generation. Dabey wagt der Vf., der Pitt als einen Halbgott verehrt, die abenteuerliche Meinung auszusprechen, dass es noch haltbar bey, in unseren Tagen die schon ungeheuere britische Schuldenlast noch mehr zu vermehren, und dass John Bull diess gern bewilligen werde, wenn sich nur in gleichem Masse der Nationalverkehr erweitere. Denn eine sehr hohe Besteuerung der Reichen auszuführen, bestimmt ihre Auswanderung, und diejenige der Armen macht die Production im Allgemeinen in England so kostbar, dass sie auf fremden Märkten keinen Absatz finden kann. Dabey war Pitt ein Werkzeug der damaligen Bankiers, indem er das tolle Finanzsystem organisirte, das die Rothschilde in unseren Tagen so reich machte, nicht bloss hohe Zinsen von Staats wegen zu verschreiben, sondern auch weit mehr Capitalschuld, als der Staat empfangen hatte. Diesen Wucher zu unterdrücken, ist ein wesentlicherer Artikel aller Verfassungen, als alle Bestimmung über Menschenrechte, welche der Menschenfreund aus Instinct stets ehrt, und der Menschenfeind auf dem Thron und im Ministerium stets zu umgehen wissen wird. Die auswärtige Politik darf nie fremden Völkern Knechtschaft anlegen, oder der Könige Ansehen zum Heil der Aristokratie oder der Demokratie untergraben, oder der Minister Gewalt oder Ohnmacht bilden, oder in Handelstractaten der Heimat des Vaterlandes alle Vortheile einseitig zuschreiben

wollen, als wenn ein solcher Unsinn jemals von langer Dauer seyn, und dem reichsten und industrievollesten Volke wahrhaft nützlich seyn könne, das schon dadurch in jedem Verkehr eine natürliche aristokratische Ueberlegenheit erlangt. IX. *Colonieen.* England gab fast allen eine der vaterländischen ähnliche Verfassung, eher mit zu vieler, als mit zu weniger Freyheit. Was darüber der Vf. als Thatsache anführt, ist wahr, aber seine Schlussfolgen sind oft unrichtig. X. *Heer und Flotte.* Sehr wohlgerathen. Nur ist es falsch, dass das jetzige England noch heute so sehr ein grosses heimatliches Landheer fürchtet, und gewiss, dass dieses Heer nach der endlichen Beruhigung Irlands eine ansehnliche Reduction erhalten kann. Doch ist auch vorher nöthig, dass in England die fehlerhaften Erbschaftsrechte mit zu viel Anhäufung des Vermögens in einigen Familien durch das Majoraterbreht in Grundstücken gemildert, und die schlimme Weise der Vorkäufe auf einige Menschenalter, als zu viel Armuth erzeugend, abgeschafft werden müssen. Das reichste Volk der Erde hat inhumane Gesetze, so lange es strebt, das Grundeigenthum wenig zu vertheilen, und zahlreiche Familien ohne Grundeigenthum bloss auf Verkehrsindustrie anzuweisen. XI. *Whiggismus und Torysmus.* Gut dargestellt in seinen chamäleonischen Verwandlungen, nur irrt sich der Vf. darin, dass John Bull stets sich von Vorurtheilen leiten lassen wird. So wie diese in den höheren Ständen mit dem Eigennutz verschwinden werden bey allgemeinerer Aufklärung, werden sie auch abnehmen in den niederen Ständen. Nicht immer kann die Civilisation ein Segen für die höheren, und ein Fluch für die unteren Stände bleiben. Diese Aussicht hat auch England. XII. *Bemerkungen über geistiges Leben.* Sehr wahr sagt der Vf., dass unter den Briten die Empirie zu sehr, und die allgemeine Veranschaulichung zu wenig herrsche, und dass diese von *Bulwer* so treffend geschilderte Eigenthümlichkeit seiner Heimat bisher Schuld daran war, dass sein Vaterland so einseitig über das Ausland und dessen Verhältnisse urtheilt. Selbst in der Praxis der britischen Staatswirthschaft trifft man diese unglückliche Neigung, immer zu flicken, und nichts gründlich zu heilen. Wenn aber der Vf. daraus folgert, dass diess Mal die Reform nicht so weit gehen werde, die argen Gebrechen des britischen Staatswesens in der Bildung der Rechte des Oberhauses gründlich zu heilen, so glauben wir doch, dass er sich hierin irrt. Den Einfluss dieses Flicksystems der englischen Nationalität auf ihr wissenschaftliches Leben hat Rec. nirgends so treffend dargestellt gelesen, als in diesem Buche, welches, einiger unrichtiger Ansichten des Vfs. ohngeachtet, doch sehr lesenswürdig ist. X.

SCHÖNE KÜNSTE.

WISMAR u. LEIPZIG, in der Schmidt u. v. Cossel'schen Buchhandl.: *Licht und Nacht.* Erzählungen und Novellen von *Ludw. Storch.* 1r Band. 314 S. 2r Bd. 249 S. 1836. 8. (3 Thlr.)

Der Erfindung und der Ausführung nach befriedigen diese Erzählungen. Soldatenliebe führt zwar auf den breitgetretenen Pfad der Revolutionsgeschichten, aber da es doch ein Uuterschied ist, wer und wie man darauf geht, so gehörte übler Wille dazu, das Vorurtheil gegen diese Geschichte nicht bald aufzugeben. Ein junger feueriger Elsasser giebt bald seine Freyheitsschwärmerey auf, als die Schreckenszeit eintritt, Er errettet ein junges Mädchen von der Guillotine, sie tauschen Liebe um Liebe, das Schicksal trennt sie, und erst nach der Schlacht von Leipzig findet er, der Sterbende, sie auf dem Gute seines Bruders in Schwaben wieder, als seine Gattin und als Mutter erwachsener Kinder. — Der stille Freytag sieht die leidenschaftliche Liebe eines jugendlichen Paares an geheiligter Stätte, das Mädchen stirbt, der Jüngling erkrankt, wird nie heiter, die einfache Erzählung, ohne Nutzanwendung, wirkt heilsam auf die jüngeren Kameraden des ernsten Hauptmanns, ihr fröhlicher Leichtsinn reisst sie fürder nicht mehr zu Verführungen hin. Judith von Siena übertrifft die hebräische Heldin an Patriotismus, denn sie tödtet den Geliebten, an dem ihre Bitten, auf die Seite ihrer Partey zu treten, abprallen, sie sieht nur den feindlichen Heerführer in ihm, den sie nicht hassen, aber den sie ermorden kann.

Die Rose von Salerno läst sich statt des heimlich Geliebten tödten, den sie verkleidet begleitete, und der einen schwereren Kampf, wie sie, mit seiner Neigung und der Pflicht besteht gegen einen edlen Feind, später sein Gastfreund, der Gemahl der Schönen. Dass der Nachrichter drauf zusticht, ohne den Delinquenten zu betrachten, ist etwas unwahrscheinlich, wie so Manches in der Novelle, die da meint, die romantische Möglichkeit sey eine ganz andere, als die wirkliche, ihr seyen alle Zugeständnisse der Poesie erlaubt, wenn sie auch weder dem Wesen, noch der Form nach poetisch sey.

Die Geschichte einer Matrikel ist unterhaltend, die Ereignisse sind mannichfaltig, und wie von selbst herbeygeführt. Die Matrikel eines Verstorbenen schützt einen Studenten in Jena gegen die Vorladungen des akademischen Senats, sie hilft dem aus westphälischem Kriegsdienst Ausgetretenen über die Nachforschungen der Hamburger Stadtsoldaten weg, verschafft ihm die Bürgschaft des Oheims des ehemaligen Besitzers der Matrikel, bringt ihn nach London, rettet ihn von einem französischen Kriegsgericht in Spanien, so dass der jetzige Eigenthümer wohl befugt war, sie als seine Retterin anzusehen, und ihr unter Glas und Rahmen einen Ehren-Platz in seinem Zimmer einzuräumen. Als Erzählung betrachtet, möchte diese letzte die erste an Erfindung in der Sammlung seyn.

Vir.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

APRIL 1837.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Altona, b. Hammerich: אגרות צפון, *Neunzehn Briefe über Judenthum.* Als Voranfrage wegen Herausgabe von „Verſuchen" deſſelben Verfaſſers „über Iſrael und ſeine Pflichten" herausgegeben von *Ben Uſiel.* 1836. (16 gr.)

Dieſe pſeudonyme Schrift eines übrigens recht braven und gelehrten jungen Rabbinen, — deſſen Name dem Rec. anderweitig bekannt geworden — gehört zu den häufigen Reactionsverſuchen unſerer Zeit gegen den viel beſprochenen Indifferentismus aller Kirchen, hier auf die Synagoge bezogen. Wir nehmen gern an, daſs der Inhalt dieſes an ſich geiſtreichen Werkes auch *bona fide* dahin geſtellt ſey, um die Irrenden zu bekehren. Ob dieſs gelingen könne, iſt eine andere Frage. Die allerparadoxeſten Anſichten können mit Geiſt vertheidigt werden, und allenfalls täuſchen; aber der Nebel verſchwindet bald wieder, und man erkennt die Phantasmagorie für das an, was ſie iſt.

Der Vf. ſchreibt an einen Indifferenten, und legt ihm die Grundſätze vor, durch welche ſeine Bedenklichkeiten gegen die heutige craſſe Geſtaltung des rabbiniſchen Judenthums gehoben werden ſollen, und entwickelt ihm dieſelben dann ſo, daſs er ſich von der Wahrheit und Aechtheit dieſes ſo geſtalteten Judenthumes überzeugt. Dieſs geſchieht ſo: Erſt werden dieſe Bedenklichkeiten vollſtändig von dem Gegner dargeſtellt, dann beginnt der Vf. in Brief 2 ff. die Antwort, etwa in dieſer Ideenfolge:

Das Judenthum ſoll nicht gemeſſen werden nach allgemeinen Principien der Religion, ſondern nach *Geſchick* und *Lehre.* Das Judenthum iſt ein Werk der Geſchichte, deſſen Quelle der *Pentateuch;* deſſen Beſtimmung *nur aus dieſem* erkennbar, als einem von Gott gereichten Werke, nur in der Urſprache zu verſtehen, weil ſie Symbolſchrift ſey. Brief 2. In *Iſrael* offenbart ſich Gott; Iſrael iſt Theil der Geſchichte der Menſchheit, dieſe der Welt; daher in dieſer Offenbarung alles Andere ſich erſchlieſst; daher die herrliche Darſtellung der Schöpfungsgeſchichte voran; was der Vf. recht lebendig entwickelt.

Br. 4. Der Menſch iſt in der Welt *Gottesdiener,* wie alle übrigen Geſchöpfe; nur als Menſch mit Bewuſstſeyn und Freyheit. Das Maſs der menſchlichen Beſtimmung iſt durch den Willen Gottes gegeben, er erreicht ſie nach Maſsgabe ſeiner Uebereinſtimmung mit dieſem, nach Verhältniſs der Jedem verliehenen Kräfte. „Denn das iſt die alleinige Gröſse des Menſchen, daſs, während Gottes Stimme *in* allen übrigen, oder vielmehr *durch* alle übrigen Geſchöpfe ſpricht, ſie in Bezug auf den Menſchen *zu* ihm ſpricht; daſs er ſie frey aufnehme als Hebel (?) ſeiner Thatkraft."

Br. 5. Die Geſchichte des Sündenfalls wird dargeſtellt als Typus der Sündhaftigkeit, als der Urſprung des Widerſtrebens gegen Gottes Willen, und Quelle nachmaligen Hanges zum Irdiſchen. Alles dieſs faſst der Vf. allegoriſch oder ſymboliſch auf. Das Menſchliche im Menſchen ſinkt (und das deute כפילים an!!) mit der Genuſsſucht und der ſinkenden Anerkennung Gottes; und der Menſch betet Geſchöpfe an (אנוש). — Dieſs Letzte hat Rec. nicht verſtanden, es müſste denn der Vf. das אז הוחל 1 Moſ. 4, 26 ſo erklären: damals fing man an, den אנוש als Gott anzurufen.

Br. 6. Auch Noah's Geſchlecht artet aus, Gott beginnt die Menſchen zu erziehen (und warum nicht ſchon früher?), und nun zeigt der Vf., wie dieſer Erziehungsplan dauere bis ans *Ende der Tage,* wo dann Jeſ. II in Erfüllung gehen werde.

Br. 7. Iſraels Daſeyn ſoll dieſen Erziehungsplan befördern; *ein Volk* ſoll dieſen Kern ſtets ausmachen, ſoll der Grundſtein des neuen Baues werden.

Br. 8. Abraham iſt der erſte Typus für die Liebe zu Gott, für religiöſes Vertrauen und ächte Gottesfurcht. Seine Nachkommen werden in der Schule des Unglücks geläutert, und bilden dann einen Staat zu gleichem Zwecke.

Br. 9. Dieſer muſs, weil er ausartet, zerfallen, und die Zerſtreuung muſs das Volk beſſern, und ſeine Beſtimmung erzielen helfen; daher iſt das weiter über Iſrael erfolgte Elend nur Mittel zur Erziehung der Menſchheit.

Br. 10. Jetzt ſoll Iſrael auch mit der leider ganz verkörperten Lehre und Geſetzgebung ſich verſöhnen. Dieſs verſucht der Vf. mit Angabe der Grundzüge des durch Tradition entwickelten Judenthums, welches nur diejenigen Geſetze verwirkliche, die auſserhalb des *Staates* anwendbar ſind. Sie ſind zwiefacher Art; entſprungen aus der Thora, 1) Lehren und Ideen, 2) Rechtsgrundſätze, 3) Geſetze über Verfahren gegen nicht menſchliche Naturweſen aller Art, 4) Gebote der Liebe, 5) Symbolhandlungen, 6) Handlungen der religiöſen Weihe. Dieſe Stücke erklärt der Vf. nun einzeln.

Br. 11. Ideen über Gott als Leiter der Gedanken, Gefühle, Worte und Thaten, mit Beygabe von Belegſtellen. Daran reihet ſich die Rechtspflege. Der Vf. ſieht in den Moſaiſchen Geſetzen das höchſte Recht,

und die Achtung fremden Eigenthums; — allerdings im Geiste jener Zeit, sonst freylich liesse sich Viel gegen die *lex talionis*, und so manche andere Härte, z. B. Blutrache, einwenden. Diese Gerechtigkeit soll selbst auf Thiere und andere Wesen angewendet werden. Alles im *Grundsatze* recht gut. Allein alle Gesetzgeber hatten dieselben *Absichten;* es ist nur die Frage, ob die particulären Gesetze dazu dienten, diese Absichten für die Dauer zu erzielen. Diess hat der Vf. nicht berührt.

Br. 12 fährt fort im Nachweis der Gesetze der Liebe. Hier gilt dasselbe. Rec. hält die Mosaischen Gesetze für die vortrefflichsten in ihrer Art; aber für heute? für Europa?

Br. 13. Zur Erhaltung dieser Begriffe dienen alle speciellen Gesetze, über Erstgeburt, Challah (Abgabe von jedem Teige), Orlah (der Früchte der ersten Jahre) u. s. w. durch Festtage; — „Anerkennung, dass Körper *(sic)* nur durch Geist, Freyheit nur durch Gesetz Werth erhalte"; durch ספירה (d. h. Zählen der 50 Tage von Passah bis Pfingsten) — seltsame Deutung! „Beherzigung der Ursachen und Aufgabe des *Golusss* (Zerstreuung der Juden) durch *Fasttage";* „Heiligung auch des Körpers und Warnung vor Verthierung (!) durch die Beschneidung (!)"; „Rüsten aller Geistes-, Herzens- und Körper-Kräfte zum Dienste des Alleinen durch *Thephillin (!)* u. s. f. Jedes einzelne, specielle Thun und Lassen in dieser Beziehung ist Symbol.

Br. 14. Hier symbolisirt der Vf. wieder die *Opfer* mit allen dazu gehörigen einzelnen Handlungen, ferner die Gebete. Dann fragt er, ob eine so verstandene Lehre wirklich alle die Uebel an sich trage, die ihr zur Last gelegt werden; ob sie Schwärmerey oder Wahn sey. — Rec. würde *ja* antworten.

Br. 15 soll beweisen, dass Israel nicht *zum Geniessen* bestimmt sey; diess solle überall nur Mittel zu höherem Zwecke seyn. Die *Absonderung* sey nothwendig zur Darstellung seines Wesens. Die Schwierigkeit der Erfüllung eines solchen Berufes mache diesen nur theuerer und edler; und es sey gemein, um des Erwerbes willen die Gebote zu verletzen.

Br. 16. Die Emancipation sey wünschenswerth, aber für die Sache hier gleichgültig; sey überhaupt (Br. 17) im Judenthume von untergeordnetem Interesse. Hier sey innere Reform, Begreifen und Veredeln seiner selbst das eigentliche Bedürfniss, nicht äussere Gebräuche des Gottesdienstes. Die jetzige Regsamkeit, obgleich in irriger Richtung, bürge für die Besserung!

Br. 18. Geschichte der jüdischen Religionskunde, mit scharfer Polemik gegen *Maimonides* und seine ganze Schule, welcher der Vf. die Verschrobenheit späterer Rabbinen zuschreibt. Eben so gegen *Mendelssohn.* Vindicirung der *traditionellen* Deutung der Schrift für die ächte Wahrheit, und Kampf gegen die Richtung der Zeit, welche endlich der lästigen Gesetze sich entschlagen will. Er schlägt Erneuung des Studiums der Bibel, des Talmud, des Midrasch vor — was um so nöthiger sey, als „kein Jude, selbst nicht die Rabbinen, heutigen Tages ihren Beruf recht kennen." Nach dieser Bemerkung schliesst der Vf. im Br. 19 noch für seine Dreistheit apologisirend.

Rec. muss gestehen, dass Alles hier recht lebendig, warm, geistreich, stark täuschend erscheint, — dennoch kann das keine Wahrheit enthalten. Selbst, wer die Autorität der heiligen Schrift anerkennt, muss die mystischen Deutungen des Vfs. verwerfen, zumal da er selbst sagt, dass Keiner heutigen Tages ächtes Judenthum kennt. Und wer verbürgt denn *seine* Wahrheit? Wenn in 1800 Jahren alle die von ihm selbst so hoch gepriesenen Quellen nicht einmal vermochten, den Begriff festzustellen, bis sich in Oldenburg ein Rabbiner findet, der ihn gefunden! Alles, was er im Talmud und im Midrasch sucht, ist dem Geiste nach wohl da; aber die Mittel, welche hier angewendet werden, um diesen Geist zu erhalten und zu nähren, bleiben zweckwidrig, oft spitzfindiges, geistverdrehendes Gewäsch, gut für Antiquare und Rabbinen, aber nicht für thätige, arbeitsame Menschen, welche schlecht und recht in der bürgerlichen Gesellschaft nützlich seyn sollen. Der jüdische Bauer soll — und wäre er noch so gelehrt — sich nicht einbilden, er sey als Israelit zu etwas Höherem berufen, als andere Menschen. Mit all jenem Blendwerke gängelt man wohl das unerfahrene Volk, und macht es nur faul, und — der Vf. sage, was er wolle — stolz und unfähig. Selbst Gelehrte haben genug zu thun, um alle die Buchstabenerklärungen und Kindereyen, wenn auch nur als Symbole, im Ernst aufzufassen, und nun noch gar dergleichen gesuchte, oft obscöne, oft die Menschenrechte zertretende Casuistik wieder der jüdischen Jugend in die Hände geben! Möge sich nur kein Volkslehrer von diesen Vorspiegelungen täuschen lassen! — Die Rabbinen mögen im *Geiste* unseres Vfs. lehren, dieser ist edel und trefflich; aber er irrt sehr, wenn er meint, derselbe lasse sich heute durch die furchtbaren Verirrungen erstorbener Zeiten wieder beleben; heute bedarf er anderer Nahrung!

Ausserdem kann Rec. nicht umhin, den Vf. erstlich wegen seiner höchst widrigen Schreibart, und zweytens wegen der unerhörten Verdrehungen der heiligen Schrift, die er sich offenbar mit vollem Bewusstseyn erlaubt, hart anzuklagen. Er schreibt an einzelnen Stellen wahrhaft schön und energisch, ist also der Sprache mächtig, und doch ist sein Stil im Durchschnitte *höchst verschroben*, und absichtlich gesucht, oft sinnlos. Dabey schreibt er alle jüdisch-hebräischen Wörter in jüdisch-polnischer Aussprache, und selbst diese ungenau, weil er so will! (S. 9.) — Man lese S. 5: Sie wissen . . . . wie Th'nach's Töne zu meinem Gemüthe geredet, und aus freyer Lust, Th'nach selbst mich zur Gmoro geführt! — S. 7. „Wir wollen ja Judenthum erkennen, müssen uns drum (!) ins Judenthum versetzen, und uns fragen: was werden Menschen seyn, die den Inhalt dieses Buches, als ihnen von Gott geoffenbarten Lebensboden und Regel (!) erkennen (?). Eben so auch Erkenntniss der *Mitzwauss (!)* als Juden erstreben, d. h. ihren

Umfang und Inhalt aus mündlicher und schriftlicher Lehre zum Grunde legen. Alles aber aus dem Gesichtspuncte der Absicht (= dass es die Absicht sey) dieser Veranstaltung (!) (der Vf. schreibt stets so zweydeutig, dass man die Idee der Offenbarung bey ihm, wie man will, nehmen kann), Lebenslehre zu seyn" u. s. w. — Er behauptet S. 9, die Aussprache *Tauróh*, *Mizwáuss*, *Jaakauw*, *Jisroeïl* u. s. w., sey grammatisch richtig (!); wie rechtfertigt sich dann gar *Th'nach*, welches lediglich Anfangsbuchstaben ת׳נך sind; welche Grammatik liefert die Puncte dazu, oder zu *Schass* ש״ס? Wozu noch dergleichen Worte der *deutschen Sprache* übergeben? Doch ist alles diess unbedeutend gegen die schändlichen Verdrehungen des Bibeltextes, die sich der Vf. zu Schulden kommen lässt. Z. B. S. 32 übersetzt er: Eccl. I, 2 יתרון = Ziel, und V. 3: Die Erdentwickelung harrt immer neu verhülleter Zukunft entgegen (st. die Erde steht, oder bleibt immer). V. 4: Hier geht sie auf des Glückes (!) Sonne. V. 7: Alle *Völker ströme (!)*. Ps. 90, 2: Ehe Berge geboren wurden, liessest du kreisen die Erde! (Welcher Unsinn!) — Jes. XL, 3:

„In die Wüste wieder!" bahnet dort den Weg des Herrn!
Ebenet, in abendlicher Mischung (!) eine Bahn für unsern Gott!
Dass — wenn einst (!) jedes Thal sich erhebt u. s. w.

Diese wenigen Beyspiele von der grossen Menge sind vielleicht genügend, um darzuthun, wie sich hier eine neue philologische Schule mit ihren Entdeckungen zu brüsten gedenkt. Ja, *in die Wüste* möchten diese Reactoren allerdings das jüdische Volk zurückführen, und, unter dem Scheine einer tieferen Einsicht und auf Verstand gestützten Frömmigkeit, der Heucheley abermals Thür und Thor öffnen. Weit gefährlicher ist dieses Spiel für die Halbwisser im Volke, als der ehemalige fanatische Eifer oder blinde Gehorsam. Denn dieser hatte den Charakter der Einheit, und liess endlich einer besseren Ergründung freyen Raum, indem er nur Handlungen foderte, den Gedanken aber frey liess. Hier aber werden die Ersten als *unerlässlich* begründet, und für beständig symbolisirt, und da kann jeder Geistliche jeder Gemeinde dann die Symbole nach seiner Art weiter deuten; den Leuten aber wird gesagt: ihr dürft nur als *Juden*, und zwar *mit der Tradition*, und mit allem Schutte der Jahrhunderte darauf, die heilige Schrift lesen; und da sie das nicht können, so hat man sie desto sicherer am Seile. Wann soll der Handwerker, der Handlanger und der Bauer arbeiten, wenn er so viel zu studiren hat?

Rec. hält es für wichtig, diesen Gegenstand hier mit einiger Schärfe anzuregen, um mindestens Staatsmänner und Gesetzgeber darauf aufmerksam zu machen, dass sie nicht wähnen mögen, das hier so scheinbar dargestellte Judenthum sey, selbst in seinem vollen Ideale aufgefasst, der wirkliche Inhalt der Religion, zu welcher sich die Juden in allem Ernste bekennen müssen. Es mögen diejenigen Juden, welche nicht durch besondere Pflichten zu bestimmten Beschäftigungen verbunden sind, immerhin die biblische, talmudisch-traditionelle Regel befolgen, und sich in der Beachtung einer unendlichen Zahl von Gesetzen und Vorschriften — die der Oldenburger Rabbiner als traditionell für unerlässlich hält — glücklich fühlen; er mag ihnen auch vorreden, dass man dabey auch als Handwerker und Bauer in *Deutschland nicht viel verliere*, und selbst, wenn diess wäre, es doch nur dem Gehorsame gegen Gott opfere, und möge sie noch mehr überreden, dass solche Enthaltung von vielen, jedem Menschen an sich erlaubten Genüssen *kein Mönchthum* sey — — Wahrheit ist nicht darin. *Juden* sind nichts weiter, als das historische Monument einer Vorwelt, erhalten durch eine allerdings bewundernswürdige Geschichte, und als Gemeinde eben so achtbar, wie jede andere, die ihre eigenen religiösen Formen hat. Aber diese Formen müssen, in so weit sie den Menschen ganz und gar *an die Vorzeit* binden würden, allmälich sich abschleifen, um die armen Israeliten endlich aus ihrem Elende zu befreyen, damit sie selbst in ihrer Gemeinde nicht gehemmt werden in Arbeit und nützlichem Leben, dem Boden, der sie trägt, und dem Staate, dessen Theil sie ausmachen, ernstlich zu dienen. Das geschieht aber nicht in solcher Zwangsjacke, man symbolisire diese, wie man wolle, sondern durch Anhalten des niederen Volkes zum Fleisse und Erlassung derjenigen Formen, die ausser Palästina höchstens von Kaufleuten und Rabbinen, und auch diess nicht ohne fortwährende selbsttäuschende Umgehung der Gesetze geübt werden konnten. Wir haben nicht Ideale zu bilden, sondern Menschen, die in der Welt mitwirken und Tüchtiges leisten, das Volk wahrhaft und energisch bessern, das ist eine würdige Aufgabe für jüdische Rabbinen und Schulmänner!

J.

JÜDISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Kummer: *Kol-Simra*, קול זמרה. Eine Sammlung von Gedichten, von *Jacob Eichenbaum*. 1836. 116 S. 8. (14 gr.)

Diese Sammlung hebräischer Gedichte ist wiederum ein erfreulicher Beweis, wie stark die hebräische Sprache noch in der Kunst fortlebt, und wie Viel damit ohne Zwang ausgedrückt werden kann. Der Vf. lebt, wie die Vorrede sagt, in Odessa, wo dergleichen Arbeiten noch Anerkennung finden, und seine Verse sind allen denen, welche in neuerer Zeit in Gallizien und Italien verfasst worden, dreist an die Seite zu setzen.

Ein Theil dieser Gedichte sind Uebertragungen aus dem Deutschen, als: Der Vatermörder von *Langbein;* der Ring des Polykrates, die Bürgschaft, der Gang nach dem Eisenhammer von *Schiller*. Der Vf. hat daran nichts geändert, als die Eigennamen und das Locale, welches er, gleich jenen, nach Palästina verlegt. Auch hat er in letzter Ballade statt der Kirchenscene eine andere Handlung gewählt, um ganz bey der einheimischen Färbung zu bleiben. Diese Gedichte sind durchaus vortrefflich, wenn man

anders hebräische *Reime* nicht als fremdartig ansehen will, welche nach mehr als tausendjährigem Brauche gleichsam zur hebräischen Poesie zu gehören scheinen. Jedenfalls stören sie hier nicht. Ueberaus schön ist der Traum Salomo's S. 4 — 14 in 30 sechszeiligen Strophen gedichtet; nicht minder ansprechend ist ein Klaglied S. 15 — 21 auf den Tod des Kaisers Alexander, den die Engel aus Neid der Erde entreissen, und Peter I im Elysium begrüsst. Nach diesem folgt S. 22 — 25 ein Begrüssungslied an den Grafen *Woronzow*, als er sein Gouvernement in Odessa antrat; in diesem Liede drückt der Vf. die Hoffnung aus, dass der neue Statthalter den Religionsverfolgungen, welche die Juden dort noch immer, theils offen, theils im Stillen zu erdulden haben, ein Ziel setzen werde. S. 26 — 37 sind die vier Jahreszeiten recht gut besungen. S. 38 — 43 eine allerliebste Romanze von einer Geliebten, die ihrem Freunde in die Kriegsgefahren folgt, und mit ihm untergeht.

Ausser einigen anderen kleinen Gedichten findet sich noch am Schlusse prosaisch die Geschichte des Androkles mit dem Löwen, und endlich ein Paar Briefe des Vfs., aus denen hervorgeht, dass er früher zu Samocz in Polen gewohnt habe, und jetzt in sehr ungünstigen Umständen lebt. Auch diese Stücke zeugen von grosser Gewandtheit im Ausdrucke.

Freunde solcher Literatur, die freylich keinen classischen Werth hat, aber doch unterhält und belehrt, werden diess Buch nicht unbefriedigt aus der Hand legen.

J. M. J.

RÖMISCHE LITERATUR.

STUTTGART, in d. Metzler'schen Buchhandlung: *Justinus Philippische Geschichte*, übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen begleitet von *Christian Schwarz*, Professor am oberen Gymnasium zu Ulm. Erstes Bändchen. 1834. 123 S. 16. (4 gr.)

Da für Justinus in der neueren Zeit auch durch fleissig gearbeitete Uebersetzungen Viel geschehen ist: so muss eine neue Uebertragung dieses Schriftstellers, wenn ihre Herausgabe gerechtfertigt erscheinen soll, besondere Vorzüge vor ihren nächsten Vorgängerinnen haben. Diess ist jedoch bey Hn. *Schw.* Arbeit, welche zugleich das 94ste Bändchen der von *Tafel*, *Osiander* und *Schwab* herausgegebenen römischen Prosaiker in neuen Uebersetzungen bildet, nicht der Fall; vielmehr ist Rec., nach genauer Vergleichung derselben mit der 1824 in München erschienenen *Kolbe*'schen Uebersetzung, zu dem Resultate gekommen, dass sie Letzte weder an Treue, noch an Eleganz übertreffe, obgleich diess nicht allzu schwierig gewesen seyn würde, wenn sich nur Hr. *S.* der genannten Verdeutschung nicht zu treu angeschlossen hätte. Nehmen wir den Anfang von I, 8 als Beyspiel. Daselbst heisst es bey Hn. *S.* S. 72: „Als Cyrus Asien unterjocht, und sich zum Herrn des ganzen Morgenlandes gemacht hatte, bekriegte er die Scythen." Hier konnte, ohne dass man dem Genius der deutschen Sprache zu nahe trat, das im Originale mit Absicht voranstehende *Cyrus* ebenfalls an die Spitze gestellt, und *in potestatem redacta* wörtlicher gegeben werden. Wenn Hr. *S.* fortfährt: „Damals war Tomyris Königin der Scythen. Diese, durch der Feinde Ankunft nicht nach Weiberart in Schrecken gesetzt, liess sie, obschon sie ihnen den Uebergang über den Fluss Araxes wehren konnte, herüberkommen, in der Ueberzeugung, dass eines Theils ihr der Kampf innerhalb der Grenze ihres Reichs leichter, anderen Theils dem Feinde die Flucht wegen des im Wege stehenden Flusses schwerer würde": so war nicht allein die durch das Original nicht gerechtfertigte Theilung dieses Satzes unnöthig, sondern das lateinische „*muliebriter territa*" ist auch viel zu gedehnt umschrieben, die Wortstellung: „wehren konnte, herüberkommen, in der Ueberzeugung" undeutsch, und die Uebersetzung des lateinischen *et* — *et* durch *eines Theils* — *anderen Theils* schleppend. Einzelne Stellen, wo Hr. *S.* selbstständiger gearbeitet hat, sind gelungener, und die Anmerkungen sind eine dankenswerthe Zugabe, obgleich auch hier wenig Neues und Eigenes dargeboten wird.

a.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Offenbach*, b. Wächtershäuser: *Israelitisches Andachtsbüchlein zur Erweckung und Ausbildung der ersten religiösen Gefühle und Begriffe.* Von Dr. *S. Formstecher*, israelit. Prediger zu Offenbach. 1836. 152 S. 12. (10 gr.)

Diese kleine Schrift hilft einem längst gefühlten Bedürfnisse ab. Israelitische Kinder entbehrten bisher, selbst wenn sie die hebräischen Gebete übersetzen gelernt hatten, doch des wahren Mittels, sich durch ansprechenden Inhalt der Gebete wahrhaft zu erbauen. Die überwiegende Mehrzahl versteht die täglichen Gebete gar nicht, noch viel weniger die festtägigen, welche in schlechten Versen geschrieben sind, die oft ein Kenner nicht entziffert. Es war also eine edle Berufsarbeit, deren sich Hr. *F.* unterzog, und er hat sie recht glücklich in leichter, gemüthlicher, ächt kindlicher Sprache ausgeführt. Dergleichen Versuche werden sicherlich überall mit Dank aufgenommen; aber der vorliegende verdient den Vorzug vor Allem, was in dieser Art bis jetzt für Kinder geleistet worden ist. Wir können das Büchlein allen israelitischen Eltern aufrichtig anempfehlen. Es enthält Gebete für die wichtigsten Andachtszeiten des Tages, für alle jüdischen Festtage, für verschiedene Gelegenheiten, und über die wesentlichsten Religionswahrheiten.

J. M. Jost.

INTELLIGENZBLATT
der
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

April 1837.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

Am 5 März feierte der geh. Hofrath und Kreisamtmann *Karl Wagner* in Altenburg sein Dienstjubiläum. In Anerkennung seiner 50jährigen redlichen Wirksamkeit und besonderen Verdienste erhielt er von Sr. Durchl. dem Herzoge von S. Altenburg das Ritterkreuz des Ernestinischen Hausordens und von der juristischen Facultät zu Jena die Doctorwürde. Die Lehrer am dortigen Gymnasium überreichten ihm ein von Hn. Prof. *Zetzsche* verfertigtes lateinisches Gedicht, eben so auch die Gymnasiasten.

Ihre Durchl. die Herzöge von Sachsen-Meiningen, Altenburg und Koburg haben den Ernestinischen Hausorden ertheilt: dem Präsidenten des Oberappellationsgerichts zu Jena und Curator der dasigen Universität, Hn. Freyherrn *von Ziegesar*, welcher bisher schon das Comthurkreuz zweyter Classe trug, das Comthurkreuz erster Classe mit dem Stern; den Oberappellationsgerichtsräthen, Hn. geh. Rathe D. *Schmid* und Hn. geh. Justizrath *Martin* das Comthurkreuz zweyter Classe; dem Hn. geh. Kirchenrathe D. *Baumgarten-Crusius*, Hn. geh. Hofrath D. *Succow* und Hn. Oberappellationsgerichtsrath D. *Franke* das Ritterkreuz.

Hr. Hofrath *Bachmann*, ordentl. Professor der Moral und Politik und Director der grossherzogl. mineralog. Anstalten in Jena, ist vom Herzoge von Sachsen-Altenburg zum geheimen Hofrathe ernannt worden.

Beym Reformations-Jubelfeste in Kopenhagen wurde Hr. M. *J. L. Rückert*, Subrector am Gymnasium in Zittau, in Anerkennung seiner Verdienste auf dem Felde der theol. Literatur (als Verfasser mehrerer rühmlichst bekannter Commentare zu Pauli Briefen u. s. w.) zum Doctor der Theologie ernannt.

Der historische Verein für Niedersachsen, sowie der geographische Verein in Frankfurt a. M. hat den königl. Professor Hn. Dr. *Schneidawind* am bair. Lyceum zu Aschaffenburg zum wirklichen Mitgliede ernannt.

An die Stelle des zu Anfang vorigen Jahres verstorbenen Vorstehers des botanischen Gartens zu Sydney in Australien, *Rich. Cuningham*, ist dessen Bruder *Adam Cuningham* zum Vorsteher ernannt worden, und bereits im October vorigen Jahres dahin abgesegelt.

Hr. *Ernst Dietr. Heinr. Grupen* ist von der Juristenfacultät zu Erlangen zum Doctor *honoris causa* ernannt worden.

Der ordentl. Professor der Rechte an der Universität zu Bonn, Hr. Dr. *Ferd. Walter*, hat das Ritterkreuz des päpstl. Ordens des h. Gregor erhalten.

Der bekannte Reisende Hr. *Charles Texier* hat für die Ueberreichung einer Charte von Kleinasien von dem Sultan den Orden des Nischani-Istihar (Turah-Orden) erhalten.

An die Stelle des verstorbenen *Joh. Weitzel* ist der herzogl. nassauische geh. Regierungsrath *Koch* zum Bibliothekar in Wiesbaden ernannt worden.

Hr. Prof. Dr. *Wilh. G. H. Remer* in Breslau hat das Prädicat eines geheimen Medicinalrathes erhalten.

Der vortragende Rath im Ministerium des königl. Hauses, bey dem geh. Staats- und Cabinets-Archive und der Archivverwaltung, Hr. Regierungsrath *v. Raumer* in Berlin, ist zum geh. Regierungsrathe ernannt worden.

Der bisherige ordentl. Prof. der Exegese des N. T. in der theolog. Facultät der Universität Grätz, Hr. Dr. *Jac. Probst*, ist zum k. k. Gubernialrathe, geistl. und Studien-Referenten bey dem Tyroler Gubernium ernannt worden.

Der bekannte theol. Schriftsteller, Hr. *Bened. Andr. Pflanz*, Prof. am oberen Gymnasium zu Rottweil, ist zum Pfarrer in Moosheim ernannt worden.

Der als Verf. der *Histoire de la littérature allemande* bekannte Hr. *M. A. Peschier* aus Genf ist zum ausserordentl. Prof. der französischen und

englischen Literatur an der Universität Tübingen ernannt worden.

II. Nekrolog.

Am 6 Oct. vor. J. st. zu Aldenham in Hertshire *William Marsden*, Esq., Jur. civ. Dr., als Schriftsteller in verschiedenen Fächern seit einer langen Reihe von Jahren bekannt.

Am 3 Nov. zu Glasgow *James Brown*, Jur. civ. Dr., ehemaliger Prof. der Naturphilosophie an dasiger Universität.

Am 13 Nov. zu Cambridge *Charles Simeon*, M. A., ältestes Mitglied des dasigen Kings-College und Rector der Dreyeinigkeitskirche, als Kanzelredner und homiletischer Schriftsteller rühmlichst bekannt, geb. den 24 Sept. 1759.

Am 4 Dec. zu London der geachtete Historienmaler *Rich. Westall*, 71 J. alt.

Am 14 Dec. zu London *William Pine*, Eigenthümer und Herausgeber der Bristol-Gazette, 68 J. alt.

Am 19 Dec. zu Nürnberg *Joh. Mich. Leuchs*, als fleissiger Schriftsteller im Fache des Handels und der Gewerbe bekannt, Begründer der seit 1794 erscheinenden Handelszeitung, geb. zu Bechofen bei Ansbach, den 2 Jul. 1763.

Am 21 Dec. zu Portpatrick in Schottland Dr. theol. *J. Mackenzie*, seit 56 Jahren Pfarrer daselbst, durch ausgezeichnete Beredsamkeit berühmt.

Am 17 Jan. 1837 zu Glasgow Dr. *Robert Macneish*, als Schriftsteller berühmt, 35 J. alt.

Am 20 Jan. zu London der Professor der Architektur Sir *John Soane*, 87 Jahr alt.

Am 26 Jan. zu Petersburg der Generalmajor *Ascharumow*, Verf. eines in russischer Sprache geschriebenen Werkes über den Feldzug von 1812 und 1814 in 3 Bänden.

Am 13 Febr. zu Madrid *Jose Mariana de Lara*, einer der geistreichsten neueren spanischen Schriftsteller, besonders als Satyriker bekannt, durch Selbstmord.

Am 14 Febr. zu Oldenburg der Hof- und Garnison-Prediger, Consistorial-Assessor *Johann Heinrich Friedrich Frerichs*, im noch nicht ganz vollendeten 31 Jahre, vorher Pfarrer auf der Insel Vangerow, als Schriftsteller bekannt durch eine von der theologischen Facultät zu Jena gekrönte Preisschrift *de Petri Abaelardi doctrina dogmatica et morali*. Jen. 1827. 4.

Am 20 Febr. zu Pötewitz im Stifte Zeitz der dasige Pfarrer *Gottl. Lange*, Verfasser mehrerer populärer religiöser Schriften, geb. 1796.

Am 3 März im Haag der königl. niederländische Staatsrath und Historiograph des Hauses Oranien, *G. Groen van Prinsterer*, als Schriftsteller im Fache der Geschichte und Alterthumskunde bekannt.

An demselben Tage zu Trier der als Schriftsteller bekannte Kanonikus an der Domkirche *V. J. Dewora*.

An demselben Tage zu Leipzig der Präsident des Appellationsgerichtes, Dr. *Joh. Conr. Sickler*.

Am 6 März zu München der Professor an dasiger Universität Dr. *Joh. Carl Siegm. Kiefhaber*, geb. 1762.

Am 7 März zu München der berühmte Hofschauspieler *Esslair*.

Am 8 März zu Erfurt der berühmte geheime Hofrath und Professor *Tromsdorf*, Ritter des rothen Adlerordens u. s. w., an einem Lungenschlage. Unsere A. L. Z. verdankt ihm viele schätzbare Beyträge im Fache der Chemie.

Am 10 März Nachmittags 2 Uhr zu Augsburg *Christoph von Stahl-Pfeilhalten*, Ritter des Civilverdienstordens der baierschen Krone, Mitglied des königl. Kreismedicinalausschusses, Vorstand des pharmaceutischen Vereins für den Oberdonaukreis.

Am 12 März zu Weimar *Nikita Yasnowsky*, seit 33 Jahren Probst der dasigen russisch-griechischen Kirche, 59 J. alt.

Am 21 März zu London Dr. theol. *Samuel Burder*, ehemal. Capellan des Herzogs von Kent, Prediger an der Christkirche daselbst, als theol. Schriftsteller bekannt, 65 J. alt.

Am 22 März zu Göttingen der berühmte Hofrath und Professor der Medicin, Dr. *Carl Himly*, durch einen Sturz in die Leina. Er war geb. den 30 April 1772, wurde 1801 Professor zu Jena, und ging von da 1803 nach Göttingen.

Am 25 März zu Göttingen Professor *Bunsen*, fast in dem Augenblicke, da er in den Wagen steigen wollte, um an dem von den Collegen veranstalteten Leichenzuge *Himlys* Theil zu nehmen, durch einen Nervenschlag, nachdem er schon mehrere Jahre vorher unpäslich gewesen war.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Ankündigungen neuer Bücher.

Bey *Friedrich Mauke* in Jena ist so eben erschienen:

Die Wissenschaften der praktischen Philosophie im Grundrisse, von *Ernst Reinhold*. Erste Abtheilung, *philosophische Rechtslehre*. gr. 8. in Umschlag geheftet 18 gr.

(Die beiden andern Abtheilungen, die *Ethik* und die *Religionsphilosophie*, werden im Laufe dieses Jahres erscheinen.)

Englische Literatur.

Bey *Friedrich Fleischer* in Leipzig ist neu erschienen:

Captain Marryat complete Works, 10 Vol. with the portrait of the Author. 8. Subscriptionspreis 10 Thlr.
Jeder Band ist auch einzeln zu $1\frac{1}{2}$ Thlr. zu haben.
1) Peter Simple, 2) Japhet, 3) The Pacha, 4) Newton Forster, 5) Jacob Faithful, 6) The Naval Officer, 7) The Kings Own, 8) The Pirate and the 3 Cutters, 9) Mr. Midshipman Easy, 10) Rattlin the Reefer.

Bulwer, E. L., complete Works, 11 Vol. with the portrait of the Author. 8. Subscr.-Pr. 11 Thlr.
Einzeln jeder Band à $1\frac{1}{2}$ Thlr.
1) Pelham, 2) England and the English, 3) Pilgrims on the Rhine, 4) The Disowned, 5) Eugene Aram, 6) Devereux, 7) Paul Clifford, 8) Last days of Pompeji, 9) Falkland etc., 10) The Student, 11) Rienzi.

Murray, L., English Grammar adapted to different classes of learners etc. 47 Edition. 8. cart. 1 Thlr.

— — English Exercises adapted to the English Grammar. 42 Edition 8. cart. 18 gr.

Voigtmann, C. T., a new critical Pronouncing Dictionary of the English language, published on an entirely new plan. Royal 8. sauber cartonn. $2\frac{1}{4}$ Thlr.

Alle diese Werke sind auf Velinpapier und vorzüglich schön gedruckt, und eignen sich durch ihren innern wie äußern Gehalt, zu angenehmen Geschenken für Gebildete.

Bey *Th. Chr. Fr. Enslin* in Berlin erscheint so eben und wird an alle Buchhandlungen versandt;

Die Pest des Orients,

wie sie entsteht und verhütet wird;
drey Bücher
von
Dr. *C. J. Lorinser*,
königl. preuss. Regierungs-Medicinalrath u. s. w. in Oppeln.
gr. 8. 30 Bogen, mit Titelvignette. 2 Thlr. 12 gr.

Ferner zeige ich an, dass von dem

Handwörterbuch
der gesammten Chirurgie und Augenheilkunde
zum Gebrauche für angehende Aerzte und Wundärzte
vom
Prof. Dr. *Blasius* in Halle,

die *erste Hälfte des zweyten Bandes*, D bis Fractura enthaltend, erschienen und an alle Subscribenten versandt ist, auch das ganze Werk binnen Kurzem vollständig in deren Händen seyn wird; dabey wiederhole ich meine Versicherung, dass es den Umfang von *vier Bänden* zu 50 Bogen und den Preis von 12 Thlrn. nicht überschreiten soll, letzteren auch nicht einmal bey vermehrter Bogen- oder Bändezahl.

Th. Chr. Fr. Enslin.

Im Verlage von *M. Du Mont-Schauberg* in Cöln ist neu erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Magendie,
Professor am Collége de France, Mitglied des Instituts,

Vorlesungen,

über die physikalischen Erscheinungen des Lebens.

Mit Magendie's Hinzuziehung und Unterstützung aus dem Französischen übersetzt
von
Dr. *Baswitz.*

240 S. gr. 8. Geh. $\frac{5}{6}$ Thlr. — $1\frac{1}{2}$ fl. rh.

Durch alle Buchhandlungen ist *gratis* zu erhalten:

Verzeichniss
einer wohlfeilen naturhistorischen und medicinischen Bibliothek
für Chemiker, Mineralogen, Botaniker, Zoologen, Anatomen, Physiologen, Pharmaceuten, praktische Aerzte, psychische Aerzte, Chirurgen, Augenärzte, Zahnärzte, Geburtshelfer, gerichtliche Aerzte und Thierärzte,

bestehend aus einer Sammlung von 308 Werken, verfasst von *Ackermann, Albers, Augustin, Barthez, Batsch, J. Bell, Beudant, Bilguer, Bley, Boerhaave, Büffon, Bucholz, de Candolle, Cerutti, Choulant, Copeland, Daniel, Dietz, Döbereiner, Eichwald, Erdmann, Ettmüller, Falconer, A. F. Fischer, J. W. C. Fischer, Fritze, Gilbert, Gleditsch, A. v. Haller, J. Hamilton, R. Hamilton, Hayner, Hedenus, Hermbstädt, Hufeland, A. v. Humboldt, Jörg, Karsten, Kaulfuss, Klaproth, König, Krause, Krimer, C. G. Kühn, O. B. Kühn, Lavoisier, Lentin, Linné, v. Loder, Mayer, Mead, J. Müller, F. Nasse, H. Nasse, Pallas, Parrot, Reichenbach, Rush, Sabatier, Scheele, Schelling, Sprengel, Vogel, Voigtel, Weiz, Wildberg, Windischmann, Winslow* und vielen andern berühmten Naturforschern und Aerzten, *von denen (mit Ausnahme einiger Artikel) eine bestimmte Anzahl Exemplare für*

die beygedruckten sehr ermäßsigten Preise geliefert werden. Philologen und Freunde der alten Aerzte werden besonders auf die darin enthaltene schöne Sammlung der „*Opera medicor. graecor.*" 26 Vol. in 28 Partes (Ladenpreis 140 Thlr. — jetzt 45 Thlr.) aufmerksam gemacht.

Carl Cnobloch.

So eben ist bey *Arnold* (Dresden und Leipzig) erschienen:

De philosophiae in Gymnasiis studio disputatio. Scripf. *Ge. Carol. Liebel*, Phil. Doct., Artt. Liberr. M., Gymn. Dresd. Colleg. III. gr. 8. II u. 54 S. broch. in Umschl. 9 gr.

Bey mir ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Sanchuniathon historiarum Phoeniciae libros novem graece versos a Philone Byblio, edidit latinaque versione donavit *F. Wagenfeld.* 8 maj. Druckvelinpap. geh. 2 Thlr.

C. Schünemann in Bremen.

Ankündigung eines ächt christlichen Werkes.

D. *J. Köppen.*

Die Bibel, ein Werk der göttlichen Weisheit.

Dritte vermehrte Auflage.

Herausgegeben und mit vielen Zusätzen vermehrt von Dr. *J. G. Scheibel.*

Zwey starke Bände. gr. 8.

Leipzig, 1836 u. 1837, bey *Friedrich Fleischer.*

Preis $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Das Wiedererscheinen eines so guten christlichen Werkes in einer Zeit, wo oft, sogar von Gelehrten, der feste Glaube an die göttliche Offenbarung durch die heilige Schrift, mehr als jemals bedroht und zu erschüttern gesucht wird, darf gewiss bey wahren Freunden der christlichen Religion nur Freude erregen. Es wird dem theilnehmenden Publicum mit der festen Hoffnung übergeben, dass sein tüchtiger Kerngehalt aufs neue, wahren Glauben und Erbauung fördern, und viel Gutes wirken wird.

Für Lehrer im evangelischen Christenthum.

So eben ist in Commission bey *Anton* in Halle erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Entwürfe und Stoffe zu Unterredungen über Luthers kleinen Katechismus, herausgegeben von dem Seminardirector D. *W. Harnisch;* Theil I, enthaltend die 10 Gebote. 2te Auflage. 35 Bogen in 8. Pr. $1\frac{1}{3}$ Thlr. Th. II, enthaltend die 3 Artikel des christlichen Glaubens. 28 Bogen. Pr. $1\frac{1}{6}$ Thlr.

Der 3te Theil, welcher die letzten Hauptstücke enthält und das Werk beschliesst, wird möglichst bald nachfolgen. Bey unmittelbarer postfreyer Einsendung des Betrages an den Verfasser in Weissenfels kostet das Exempl. bey Abnahme von 2 bis 24 Ex. von Theil I nur 1 Thlr., von Theil II nur $26\frac{1}{4}$ Sgr., bey Abnahme von 25 bis 99 Ex. von Theil I nur $26\frac{2}{3}$ Sgr. und von Theil II nur $23\frac{1}{3}$ Sgr.; bey Abnahme von 100 Ex. von Theil I nur 20 Sgr., von Theil II nur $17\frac{1}{2}$ Sgr.

II. Bücher-Auction.

Den 22 August d. J. und folgende Tage, Nachmittags von 2—7 Uhr sollen im Saale des hiesigen Lyceums die von dem verstorbenen Amtmann *Reischel* und mehreren Anderen nachgelassenen, zum Theil sehr werthvollen und seltenen Bücher, besonders ökonomischen, technologischen, botanischen, medicinischen, historischen, theologischen, belletristischen, literarischen u. s. w. Inhalts, sowie eine Sammlung von Conchilien und ein zusammengesetztes Mikroscop von Pistor und Schinke in Berlin, aus dem Nachlasse des verstorbenen Botanikers Beyrich, und ein Sonnenmikroscop öffentlich meistbietend in preussischem Courant verkauft werden. Die Herren Oberlehrer Kesslin, Bibliotheksecretär Zeisberg und Schullehrer Braemer hierselbst, sind zur Uebernahme von Aufträgen bereit, und bey denselben auch gedruckte Kataloge unentgeltlich zu bekommen.

Wernigerode, den 18 März 1837.

Von Regierungs wegen.
Feuerstack.

INTELLIGENZBLATT
der
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

April 1837.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Nekrolog.

Friedrich Karl Ludwig Sickler,

Sohn des allgemein bekannten Pomologen *Joh. Volkmar Sickler*, war geboren am 30 November 1773 zu Gräfentonna im Gothaischen in dem Hause der Grofsältern, denen seine Mutter einen Besuch abstattete. Die erste Jugendbildung erhielt *S.* durch seinen Vater, einen sehr wackeren und biederen Mann, der aber in Ansehung der Schulstudien etwas vernachlässigt war, und eine grosse Vorliebe für die Grundsätze der Philanthropen gefasst hatte, was ihn gleich von vorn herein bey dem Unterrichte seines Sohnes das Ziel der Polymathie verfolgen liess. Glücklich fügte es sich daher, dass der berühmte *Augusti* sich eben in der Pflege und Lehre seines Oheims, des Pfarrers *Möller* (s. Neuer Nekrol. d. Deutsch. Jahrg. 1827. Th. 2. S. 768 ff.) in Gierstädt, das dem Wohnorte *Sicklers*, Kleinfahnern, sehr nahe gelegen war, befand, und so durch sein ungemein munteres Temperament dem würdigen Lehrmeister den Wunsch eingab, ihm einen Studiengenossen beyzugesellen. Zu einem solchen ersah er sich den Sohn seines nachbarlichen Freundes aus, der das Anerbieten freudig ergriff, und nun seinen Sohn alltäglich in die classische Schule nach Gierstädt wandern liess. Aber diese Wanderungen in die Vorhallen des classischen Alterthums dauerten leider nicht lange. Der philanthropische Vater beschäftigte nebenbey den Sohn mit Erlernung der französischen und englischen Sprache, mit Naturgeschichte, Zeichnen und Malen, in denen sämmtlich er oberflächlichen Unterricht ertheilte, und suchte ihn selbst in die Geheimnisse der Landwirthschaft und der Pomologie einzuweihen. Diess war dem Gierstädter Mentor ein Gräuel, und so wurde der gemeinschaftliche Unterricht abgebrochen, der ausser anderen schönen Früchten die schönste Frucht einer bis zum Grabe treu bewahrten Freundschaft mit *Augusti* für *S.* getragen hatte. So war *S.* wieder dem ausschliesslichen Unterrichte des Vaters anheimgegeben, und genoss denselben bis zum Sommer des Jahres 1788, wo er als Unterprimaner auf das gothaische Gymnasium aufgenommen wurde. Diese Aufnahme indess geschah unter Umständen, welche *Sicklers* Gemüth schmerzhaft berührten, und von seinem Vater als bittere Kränkung empfunden wurden. *Sicklers* Kenntnisse der classischen Sprachen nämlich wurden bey der Prüfung nur für einen Platz auf der dritten Ordnung in Prima geeignet befunden, während der frühere Studiengenosse *Augusti*, nebst einem anderen Jugendgespielen *Heinrich* (dem jetzigen Philologen in Bonn), stolze Plätze auf der ersten Ordnung dieser Classe einnahmen. Diess mochte der Hauptgrund seyn, wesshalb der Vater sich nach einer anderen Bildungsanstalt für seinen Sohn umsah, und ihn schon nach Verlauf eines Jahres auf das Gymnasium zu Altenburg verpflanzte. Hier entwickelte *S.* eine ungemein fördernde wissenschaftliche Thätigkeit, und zeigte ein so gewaltiges Aufstreben, dass er bald für den kenntnissreichsten Schüler der Anstalt galt, und zu Ostern 1791 mit ausgezeichnetem Lobe entlassen wurde. Die gute Meinung, welche *S.* von sich erweckt hatte, war Veranlassung geworden, dass der Oberamtshauptmann *von Seebach* ihn zum künftigen Führer seiner Söhne ausersah, und der jetzige Staatsminister *von Lindenau* seinem Privatunterricht anvertraut wurde.

Die akademischen Studien machte *S.* in Jena, wo in der Theologie *Griesbach* und *Döderlein*, in der Philologie *Schütz*, in der Philosophie *Ulrich*, *Reinhold*, und später *Fichte* seine Lehrer waren. Als er im Jahre 1794 seinen Cursus vollendet hatte, übertrug ihm der obengenannte Oberamtshauptmann *von Seebach* die Leitung der akademischen Studien seines ältesten Sohnes, des jetzigen Kammerpräsidenten in Gotha. Dadurch fand *S.* Beruf, noch länger in Jena zu verweilen, und fasste nun den Plan, sich zum akademischen Lehramt vorzubereiten. Lange Zeit schwankte seine Neigung zwischen Theologie und Philosophie. Von seiner gründlichen Beschäftigung mit der ersten zeugen mehrere zum Theil höchst originelle Abhandlungen in *Augusti's* theol. Bl.

Jahrg. I. und II. in den Jahren 1796 und 1797. Seit 1798 aber entschied er sich für die Philosophie. Die öffentliche Disputation, bey welcher, ausser *Schütz* und Anderen, auch *Augusti* als Opponent auftrat, zeichnete sich durch ungewöhnliche Lebhaftigkeit aus, und erlangte durch einen besonderen Umstand eine Celebrität in den Annalen von Jena. *Augusti* nämlich führte wörtlich einige Stellen des Aristoteles an, die gerade das Gegentheil von *Sicklers* Behauptungen bewiesen. Dieser, in der Hitze des Streites befangen, unterliess den hinter ihm liegenden Aristoteles nachzuschlagen, und gab sich alle Mühe, die Beweiskraft der angeführten Stellen durch Interpretation niederzuschlagen, was ihm natürlich nicht gelingen konnte, da *A.* diese Stellen schalkhaft erdichtet hatte, was, da es kund wurde, nicht bloss die anwesenden Professoren, sondern auch das zahlreiche Publicum der Zuhörer sehr ergötzte.

Uebrigens beharrte *S.* in dieser Laufbahn nur kurze Zeit. So anziehend ihm auch der tägliche Verkehr mit seinen Freunden *Augusti*, *Feuerbach*, *Stahl*, *Danz* u. A. war, so trieb ihn doch eine aller Ausdauer widerstrebende innere Unruhe schon 1799 von Jena weg. Er begab sich nach Gotha, wo er schon früher seine Rechte durch Bestehung des Candidatenexamens gewahrt hatte, und beschäftigte sich theils mit Privatunterricht, theils mit Abfassung anonymer Schriften im belletristischen Fache, worunter der „Vergötterungsalmanach" Aufsehen machte. Von grösseren Werken, die seinen Namen trugen, erschienen in dieser Zeit „die Geschichte der Obstcultur" und „die Geschichte der Wegführung der Kunstwerke." Während auf diese Weise sein Geist sich mannichfach thätig zeigte in Schaffung literarischer Producte der verschiedensten Art, knüpften in Gotha für den gewandten Mann sich mancherley Bande des äusseren Lebens. Zuerst fand er an *Löffler* einen wohlwollenden Gönner, der *S.* gern um sich sah, und dadurch, dass er ihn zu seinem Begleiter auf den Visitationen erwählte, und ihm eine Wohnung in seinem Hause anwies, ihn in näherer Beziehung zu sich setzte. Auf diese Art war *S.* zugleich Aussicht auf baldige Anstellung in seinem Vaterlande eröffnet; aber dieselbe zu verfolgen, hinderte ihn ein unwiderstehlicher Drang, die Welt zu sehen, und sich mit den Schätzen der Kunst und Wissenschaft näher bekannt zu machen. Paris mit seinen damals unermesslichen Kunstschätzen und seinen grossartigen Anstalten wissenschaftlicher Betriebsamkeit zog ihn vorzüglich an. Als er daher von seinem schriftstellerischen Verdienste soviel erübrigt hatte, dass er glaubte, eine Reise nach der Weltstadt und einen einjährigen Aufenthalt in derselben bestreiten zu können, reifte schnell sein Entschluss, und im May 1802 eilte er in Begleitung eines wackeren und theueren Freundes, des jetzigen Aufsehers der gothaischen Gemäldegalerie, Hofrath *Kühners*, dem Ziele seiner Wünsche entgegen. In Paris fand er an dem dritten Consul *Le Brun*, dem er früher seine Geschichte der Obstcultur zugeschickt hatte, einen mächtigen Gönner, dessen Empfehlungen er hauptsächlich benutzte, um zu den Museen, Galerieen und Antiken-Sälen sich den ungestörtesten Zugang zu verschaffen. Dort lernte er ausser vielen anderen Gelehrten und Künstlern Frankreichs und Europas auch *Millin* zuerst kennen, dessen Haus damals der Sammelplatz junger Gelehrten und Künstler des Auslands war, und der mit *S.* bald eine Freundschaft schloss, die beide auch für die Folgezeit in steter Verbindung erhielt. Jetzt erweiterte sich schnell der Kreis seiner Bekanntschaften, und überall flösste seine Biederkeit eben so festes Vertrauen ein, als seine geselligen Talente ihm Zuneigung erwarben.

Sein fernerer Aufenthalt in Paris ward bald gesichert und verschönert durch seinen Eintritt in das Haus der Mad. *Gauthier*, eines Gliedes der angesehenen Familie *Delassert*, die ihm die Erziehung ihres einzigen Sohnes übertrug. Trotz der grossen Vortheile, die ihm geboten wurden, nahm er die Stelle doch nur unter der Bedingung an, dass ihm drey Stunden täglich für seine wissenschaftlichen Beschäftigungen vollkommen frey erhalten würden. Nachdem diese Bedingung eingegangen war, lebte *S.* mehre Jahre in den glänzendsten und glücklichsten Verhältnissen, in denen er noch länger verblieben seyn würde, wenn nicht eine noch lockendere und seiner Wissbegier noch mehr Befriedigung verheissende Aussicht ihn aus demselben entrückt hätte.

Im Frühjahr 1805 nämlich ward *S.*, wenn ich nicht irre, durch *Alex. von Humboldt* der Antrag gemacht, als Erzieher der Kinder des preuss. Gesandten *Wilh. von Humboldt* nach Rom zu gehen. Seine Begierde, auf classischem Boden die reichsten Trümmern des classischen Alterthums vereint zu sehen, liess ihn nicht einen Augenblick schwanken in Ergreifung seines Entschlusses. Rasch verliess er Paris, um nach kurzem Besuch des väterlichen Hauses der alten Städtekönigin zuzueilen. Erfreulich war es für *S.*, dass er in Gotha seinen Freund *Kühner*, der sich in Paris nach einjährigem Zusammenleben von ihm hatte trennen müssen, eben zu einer Reise nach Italien gerüstet fand; merkwürdig, dass beide Freunde die Reise von Gotha nach Rom durch die Schweiz über den Gotthardt, Mailand, Bologna und Florenz zu Pferde machten, ohne auch nur einen einzigen Unfall zu erleiden, ja selbst ohne vom Regen mehr als ein einziges Mal belästigt zu werden.

In Florenz, bis wohin beide Reisende den Weg vom zweyten September bis zum achten October zurückgelegt hatten, führte das Glück sie mit dem Herzoge *Friedrich* von Gotha zusammen, dem *S.* hier zuerst bekannt wurde, der ihm aber

auch seinen lieben Reisegefährten entzog, indem er diesen bey sich behielt, um nach längerem Verweilen in Florenz ihn über Livorno nach Rom zu führen, während *S.* durch Versprechungen zu grösserer Eile genöthigt war. In Rom angekommen am 19 October übernahm *Sickler* die Erziehung des jungen *von Humboldt,* und ertheilte auch dessen Schwestern einigen Unterricht. Er genoss in Humboldts Hause nicht nur die mannichfachsten Annehmlichkeiten, sondern auch die ausgezeichnetste Achtung seines Principals. Durch beides indess konnte er nicht vermocht werden, in seiner Stellung zu verharren, als nach zwey Jahren eine durch seinen Zögling veranlasste Differenz entstanden war. Sehnsucht nach reichlicherer Musse für wissenschaftliche Beschäftigungen mochte die Haupttriebfeder seyn, die diesen Entschluss erzeugte, und so in seinem Herzen befestigte, dass alles Zureden seiner Freunde denselben nicht zu erschüttern wermochte.

Von nun an lebte *Sickler* einige Jahre in Rom unabhängig und ganz und einzig mit antiquarischen Studien beschäftigt, welche durch eine Reise nach Neapel nicht unterbrochen, sondern mehr genährt wurden. Von schriftstellerischen Erzeugnissen fallen in diese Periode seine Abhandlungen über die cyclopischen Mauern, die ihn mit *Dodwell* in Streit verwickelten, sein topographischer Plan von Rom, sein Almanach für Künstler und Freunde der bildenden Kunst und classischen Literatur, den er in Verbindung mit dem berühmten Landschaftsmaler *Reinhard* in zwey Jahrgängen 1810 u. 1811 erscheinen liess. Auch die ersten Versuche zu Entwickelung der Papyrusrollen fallen in diese Periode, obgleich sich die Früchte derselben erst viel später zeigten.

Als *S.* schon mit dem Gedanken umging, wieder nach Paris zurückzukehren, wohin viele freundliche Einladungen ihn riefen, ward ihm in Rom von Neuem ein ehrenvoller Wirkungskreis angewiesen, indem der Lord *Grenville-Temple*, ein in moralischer und intellectueller Hinsicht gleich ausgezeichneter Mann, ihn zum Erzieher seiner Kinder ausersah. Nicht lange hatte *S.* dieses neue Amt übernommen, als die geistreiche und liebenswürdige Gattin des Lords plötzlich starb, wodurch ihm nicht bloss die Last der Erziehung der Kinder allein zufiel, sondern auch die Sorge für die Beruhigung und Erheiterung des untröstlichen Gatten, den er nun durch wissenschaftliche Ausflüge in die bedeutenderen Städte Italiens zu zerstreuen suchte. Was *S.* aus diesem schönen Verhältniss herausführte, und welche Umstände ihn bestimmten, wieder in sein Vaterland zurückzukehren, ist dem Berichterstatter unbekannt. Gewiss ist, dass er Rom, nachdem er daselbst am 24 Apr. 1811 zum ordentlichen Mitglied der archäologischen Akademie des Capitols erklärt worden war, mit dem Gedanken verliess, nach kurzem Verweilen im Kreise seiner Familie eine Reise nach Griechenland anzutreten. Dieser Plan jedoch kam nicht zur Ausführung. In Gotha fand *S.* beym Herzog *Friedrich*, der damals noch seine Geisteskräfte und seine angeborene Liebenswürdigkeit ungeschwächt besass, die freundlichste Aufnahme. Der humane Fürst machte ihn zu seinem Haus- und Tisch-Genossen, und verkehrte in jeder Art mit ihm als mit einem theueren und lieben Freunde. Hier ward ihm durch einen alten Jugendfreund, den Geh. Rath *von Baumbach*, der ihn im Hause des Prinzen fand, zuerst der Antrag zu Uebernahme des Directorats des hildburghäusischen Gymnasiums gemacht, den er ablehnte, nicht eben so aber eine freundliche Einladung zu einem Besuche im Hause des Hrn. von Baumbach, welcher Veranlassung zu *Sicklers* persönlicher Bekanntschaft mit dem damaligen Herzog *Friedrich* von Hildburghausen wurde. Dieser Fürst, welcher mit gesundem Verstande eine ausserordentliche Leutseligkeit und Gutmüthigkeit verband, bestimmte durch offenes Zureden *Sicklern*, dessen Wesen ihm ungemein gefiel, leicht dahin, dass er sich zu Annahme des von Neuem angebotenen Directorats bereit erklärte. Nun ordnete sich schnell das Geschäft. Schon am 15 Februar 1812 ward für *S.* das Decret als Director der gelehrten Schule und als Schulrath mit Sitz und Stimme in der Landesregierung, mit dem Range eines Regierungsassessors, ausgefertigt und vollzogen, worauf *S.* am 29 April, dem Geburtstag des Herzogs, feierlich in sein neues Amt eintrat, und die neu organisirte Anstalt mit zwey Reden eröffnete. Leider waren die Mittel, über die er zu gebieten hatte, gering. Im sprachlichen Unterricht hatte *S.* anfangs nur einen einzigen Gehülfen, den Professor (jetzt Schulrath) *Witter*, dem erst später im Jahre 1813 der jetzige Kirchenrath *Klein* in Eisenberg zugesellt wurde. Daher lehrte er selbst in zahlreichen Stunden Lateinisch, Griechisch, Hebräisch und Arabisch, Italiänisch und Englisch, daneben ertheilte er noch Unterricht über griechische Alterthümer und in der alten Geographie. In Verbesserung der bestehenden, sowie in Einführung neuer zweckmässiger Einrichtungen war er unermüdlich, so mühsam und verdriesslich auch oft diess Geschäft ihm durch stets nöthige schriftliche Verhandlungen mit dem Consistorium gemacht wurde. Trotz vielfacher und zum Theil kaum überwindlicher Schwierigkeiten gelang es *Sicklers* ausdauernden Bemühungen, das Gymnasium um eine Classe zu erweitern, eine neue Lehrstelle zu gründen, und die Gehalte der früheren zu erhöhen. Sein rastloses und wohlthätiges Wirken blieb nicht unerkannt und nicht unbelohnt. Bey Lehrern und Schülern genoss er Ansehen, Achtung und Liebe in einem ausgezeichneten Grade, die Stadt verlieh ihm schon 1812 das Ehrenbürgerrecht, und sein Fürst bewies ihm nicht blos persönlich Vertrauen und ehrende Auszeichnung, sondern ernannte ihn auch

1819 zum Consistorialrath mit vollem Stimmrecht. Diese günstig gestalteten Verhältnisse waren der Grund seines Ausharrens auf diesem Posten, von welchem mehrere sehr vortheilhafte Anträge ihn abberufen wollten. Zugleich aber fesselte ihn an Hildburghausen ein schönes Familienband, nachdem er im Jahr 1813 mit *Sophie Schieck*, der Tochter eines hochgestellten und einflussreichen Mannes, des Regierungsrathes *Schieck*, der an Geist und Liebenswürdigkeit mit vier Schwestern wetteiferte, sich vermählt hatte. Aus dieser Ehe entspross ihm ein liebliches Kind, das körperlich und geistig sich wundervoll schnell entwickelte und des Vaters ganzes Glück war. Um so tiefer und unheilbarer war die Wunde, welche der frühzeitige Tod dieses Lieblings dem Vaterherzen schlug, und die nicht eher vernarbte, als bis der Himmel nach Verlauf von neun Jahren ihm einen Ersatz schenkte durch die Geburt einer zweyten Tochter, die nebst der Mutter nun den Verlust des Vaters betrauert.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stück.*)

LITERARISCHE ANZEIGEN.

Ankündigungen neuer Bücher.

Für Lehrer und Schüler höherer Classen.

Die zweyte vermehrte und verbesserte Auflage der *deutschen Geschichten aus dem Munde deutscher Dichter* ist unter dem veränderten Titel erschienen:

D. *Carl Wagner's*
(Lehrer am grossherzogl. Gymnasium zu Darmstadt)
Poetische Geschichte der Deutschen.
Vorzüglich für den Unterricht in der deutschen Sprache und Geschichte.

Preis als Schulbuch $1\frac{1}{6}$ Thlr. oder 2 fl. 6 kr. Elegant cart. mit 4 bildlichen Darstellungen geziert $1\frac{1}{2}$ Thlr. oder 2 fl. 42 kr.

Zur Herausgabe dieser poetischen Schilderungen aus der vaterländischen Geschichte bewog den Verfasser die Hoffnung, durch sie die Bildung der deutschen Jugend in geschichtlicher, patriotischer und ästhetischer Hinsicht zu fördern. Dass man diese Idee und deren Ausführung treffend und zweckmässig fand, bezeugen die vielen günstigen Recensionen und die bald eingetretene Nothwendigkeit einer neuen Auflage. *Schiller, Rückert, Uhland* u. *Klopstock* bilden die Grundlage, nächst ihnen ist aus *Walther v. d. Vogelweide, Herder, Auersperg, Arndt, Körner, Schwab* und *Göthe* am meisten mitgetheilt. Die Sammlung bietet diessmal auch manches Neue und bisher Ungedruckte. Die erweiterten sprachlichen und historischen Bemerkungen werden oft auch *dem* nicht unwillkommen seyn, der die Dichterstellen schon kennt. — Dass sich die lyrischen Stücke vorzüglich zu Uebungen im Declamiren und Recitiren eignen, bedarf kaum einer besonderen Erwähnung. — Wenn bey Einführung in Schulen wenigstens 25 Exemplare zugleich genommen werden, so findet ein um ein Drittheil erniedrigter Partiepreis statt, so dass solche $19\frac{3}{4}$ Thlr. oder 34 fl. 44 kr. zu stehen kommen; jede Buchhandlung gewährt dieselben Vortheile. Die cartonnirte Ausgabe mit Kupfern empfiehlt sich besonders zu einem gehaltvollen Weihnachtsgeschenk für Knaben und Jünglinge.

Darmstadt, den 1 April 1837.

C. W. Leske.

Im Verlage von *G. F. Heyer* Vater in Giessen ist neu erschienen:

Preuschen, Dr. *Fr. von*, *Beyträge zur Lehre vom strafbaren Betruge und der Fälschung.* 7 Bogen in gr. 8. in Umschlag broschürt 10 Ggr. oder 45 kr.

Schlez, Dr. *F.*, *Der Denkfreund. Ein Lehr- und Lese-Buch für Volksschulen. Zwölfte abermals zeitgemäss verbesserte und vermehrte Auflage.* 8. $28\frac{1}{2}$ Bogen. In Umschlag in starke Pappendeckel eingebunden à 13 Ggr. oder 58 kr.

Im Verlage der *Joh. Wilh. Heyer*schen Verlagshandlung in Darmstadt ist neu erschienen:

Schaffeit, *G.* Grh. Hess. Hauptmann in der Artillerie, *Geometrische Constructionslehre, oder darstellende Geometrie. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage.* 17 Bogen Text mit 9 Kupfertafeln 8. 1 Thlr. 8 ggr. oder 2 fl. 24 kr.

INTELLIGENZBLATT
der
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

April 1837.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

Nekrolog.

Friedrich Karl Ludwig Sickler.

(*Beschluss.*)

Bey der gewissenhaftesten Sorge und bey der angestrengtesten Thätigkeit für das Gedeihen der seiner Leitung anvertrauten Schule fand *Sicklers* rüstiger Geist doch Musse, um nicht nur seine antiquarischen Studien fortzusetzen, sondern auch jede neue Richtung der Literatur zu verfolgen, und selbst jede neue Entdeckung im Gebiete der Wissenschaft und Kunst und jede neue Erfindung auf dem Felde der menschlichen Betriebsamkeit zu beachten. Von den Forschungen, die er auf zum Theil noch wenig betretenen Bahnen anstellte, zeugen hauptsächlich seine Programme, von denen hier nur die wichtigsten angeführt werden sollen, wie *die heil. Priestersprache* in vier Abtheil. 1822, 1824, 1826 und 1828. *De typis symbolicis in numis veterum* in 2 Abth. 1825 u. 1832. *De Aeneae in Italiam adventu fabuloso etc.* 1817. *De Amaltheae etymo etc.* 1822. *De monumentis aliquot Graecis* 1812. Ueber die Göttinnentempel u. s. w. 1813. *Animadversiones in Horatii aliquot carmina,* zwey Abthl. 1814 u. 1815. Die Mythen der Griechen u. s. w. 1831. Die in diesen Programmen ausgesprochenen Ideen verfolgte er zum Theil weiter in besonderen Schriften, namentlich die Deutung der Hieroglyphen im Kadmus 1818, im Thoth 1819, in den Hieroglyphen in dem Mythus des Aeskulap 1819, in der Auflösung der Sternbilder in dem Thierkreis von Tentyra 1820, in dem Erklärungsversuch der 10 hieroglyphischen Gemälde auf einem ägyptischen Mumienkasten 1821, in der heil. Priestersprache der alten Aegypter u. s. w. 3 Thl. 1822 — 1826. So besprach er auch den Gegenstand des Programmes von 1812 ausführlicher in der Beschreibung eines neu entdeckten Grabmals bei Cumä 1812, und seine mythologischen Ansichten stellten seine Bearbeitung des Homerischen Hymnus an Demeter 1820 in ein helleres Licht.

Als *S.* im Jahre 1816 der Akademie der Wissenschaften in Göttingen einen Bericht über ein neu entdecktes Verfahren bei Entwicklung der Herkulanischen Rollen vorgelegt hatte, ward er nicht bloss von dieser Akademie zum Mitgliede erwählt, sondern erhielt auch von der englischen Regierung eine Einladung, seine Methode an den in London befindlichen Rollen zu versuchen. Der Erfolg war, wie durch *Sicklers* eigenen zu Leipzig 1819 erschienenen Bericht bekannt ist, kein günstiger, weil jene Rollen verkohlt und mit Seewasser durchlaugt waren; für *S.* indess war dieser Aufenthalt in England ebenso lehrreich als ehrenvoll gewesen.

Ein Hauptgegenstand für *Sicklers* gelehrte Beschäftigung bildete die alte Geographie. Die Früchte dieser seiner Studien bekundet sein Handbuch der alten Geographie, wovon 1832 die zweyte Auflage erschien, und sein Schulatlas der alten Geographie, der nun in drey Auflagen über Deutschland verbreitet ist. Der Plan zu Herausgabe eines *Corpus Geographorum* ist durch öffentliche Ankündigung bekannt, und beschäftigte ihn bis zu seinem Tode. Noch verwandt mit diesem Kreise ist die Darstellung der polit. Geschichte und der Alterthümer Roms in 13 Tafeln 1831, ferner seine Uebersetzungen der Reisen von *Dodwell* 1922, von *Pouqueville* 1824 und von *Burtens* Alterthümern und Merkwürdigkeiten Roms 1823.

Auch auf dem Felde der Naturkunde blieb sein Forschungsgeist nicht ungeübt, wie die Entdeckung der urweltlichen Thierfahrten in dem Hessberger Sandsteine beweist. Die Schilderung derselben war das Letzte, was *S.* im Drucke veröffentlichte.

Durch alle diese vielseitigen und zum Theil tiefgehenden Forschungen war *S.* nicht gehindert, die Wiedergeburt Griechenlands in einem als Programm erschienenen griechischen Gedichte 1827 zu feiern und in der Zeitschrift Anastasia, von der seit 1821 vier Hefte erschienen, ausführlich zu besprechen.

Wenn aus dieser nur oberflächlichen und nur die Hauptsache berührenden Uebersicht *Sicklers* reicher Geist hervorleuchtet, so bewährte sein

Leben in noch weit höherem Grade ein reiches und treffliches Gemüth. Charakterfestigkeit, Biederkeit und strenge Rechtlichkeit geboten selbst fernstehenden und minder Geneigten Achtung und Ehrfurcht, unermüdlicher Pflichteifer und Gerechtigkeit, mit freundlicher Milde gepaart, ketteten an ihn die Herzen seiner Schüler, seltene Treue und Innigkeit, die selbst Opfer nicht scheute, rühmen von ihm seine Freunde, die zärtlichste Gatten- und Vater-Liebe besiegeln die nicht zu trocknenden Thränen seiner Gattin und Tochter. Des Guten that er Viel im näheren und ferneren Kreise, Hass und Bitterkeit blieb seiner grossen Seele fern, selbst die härtesten Kränkungen verzieh er leicht.

Die Gesundheit des kräftigen Mannes, den die Natur zu einem langen Leben bestimmt zu haben schien, fing seit dem Jahre 1833 zu wanken an. In der Leber schien das Uebel seinen Sitz zu haben, das die Kunst der Aerzte und die Kraft der Heilquellen nicht zu heilen vermochte. Im Sommer 1834 besuchte er Karlsbad, von wo er merklich erleichtert zurückkehrte. Im Sommer 1835 reiste er mit schon geschwächter Lebenskraft nach Kissingen, und besuchte von dort etwas gebessert zum letzten Mal sein geliebtes Gotha, wo er im Hause theuerer Verwandten liebevolle Pflege und im grossen Kreise der alten Freunde Erheiterung fand. Aber schon im Winter begannen die alten Leiden mit verstärkter Kraft wieder hervorzutreten, denen er nach langem und qualvollem Kampfe am 8 August 1836 unterlag. Lange wird sein Name in der gelehrten Welt geachtet und in dem Andenken dankbarer Angehörigen und Freunde gesegnet seyn.

G. R.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Ankündigungen neuer Bücher.

Für Aerzte und Brunnengäste.

So eben ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Homburg und seine Heilquellen.
Von
Dr. *Ed. Chr. Trapp*,
landgräflich hessischer Medicinalrath.
Mit Titelkupfer und Charte.
8. brosch. Preis 20 gr. oder 1 fl. 30 kr.

Ohne Beschreibung und Analyse erfreuten sich diese Heilquellen seit mehreren Jahren schon zahlreicher Besuche, und die Mehrzahl verliessen sie hergestellt und gestärkt. Die grosse Aehnlichkeit mit dem Kissinger Ragozzi und die von Hn. Professor *Liebig* in Giessen gegebene Analyse, nach welcher in einem Pfund Curbrunnenwasser 48,64 Kubikzoll freye Kohlensäure enthalten sind, werden immer mehr die Aufmerksamkeit der Aerzte und Hülfesuchenden auf diesen Curort lenken. In diesem Werkchen finden Aerzte und Laien alle Nachweisungen, die sie wünschen können.

Darmstadt, den 10 April 1837.

Carl Wilhelm Leske.

Für Aerzte, Pharmaceuten, Forstmänner u. s. w.

In jeder Buchhandlung ist zu haben:

Wilbrand, Dr. *J. B.* (grossh. hess. geh. Med. Rath und Professor zu Giessen), Handbuch der Botanik nach den natürlichen Pflanzenfamilien, nebst einer Uebersicht der Geschlechter nach dem Linné'schen Sexualsystem als Einleitung in die natürlichen Familien für Nichtkenner derselben, enthaltend die Diagnosen der in Deutschland wild wachsenden, und aller merkwürdigen ausländischen Gewächse, nebst erläuternden Bemerkungen über das Vaterland, über ihre etwaige Nutzanwendung u. s. w. Zum Handgebrauche beym Aufsuchen unbekannter Pflanzen für Aerzte, Pharmaceuten, Cameralisten, wissenschaftliche Forstmänner und jeden wissenschaftlichen Pflanzenforscher, welcher mit den Pflanzenfamilien näher vertraut werden möchte. gr. 8. 1837. 3 Thlr. oder 5 fl 24 kr.

Der gelehrte Verfasser äussert sich über Inhalt und Zweck dieses Buchs folgendermassen:

„Dieses Handbuch hat die Bestimmung, *vom Linné'schen System aus das Studium der natürlichen Pflanzenfamilien*, wie dieselben *jetzt* von den verschiedenen Pflanzenforschern aufgestellt werden, *einzuleiten*. Zu diesem Zweck findet sich zuvor eine Uebersicht des Linné'schen Systems, darauf folgt eine Aufzählung sämmtlicher im Buche aufgeführten Pflanzengeschlechter nach diesem Systeme. Hierauf folgt eine systematische Uebersicht sämmtlicher natürlicher Familien unter drey Stufen und dreyzehn Pflanzenkreisen vertheilt.

Es ist jetzt an der Zeit, dass das *Studium* der Botanik nach den natürlichen Familien auch in Deutschland allgemeiner wird: — in Frankreich und England ist diese sogenannte natürliche Methode schon die gewöhnliche. In meinem früheren Handbuche habe ich schon darauf hingearbeitet, — aber die Linné'sche Methode, als die gebräuchlichere, zur Richtschnur genommen; in dem jetzigen dagegen nehme ich die natürliche Methode zur Richtschnur, und suche die

Linné'sche für die Nichtkenner zu benutzen, um diese zur natürlichen hinüber zu führen."

Der unterzeichnete Verleger hat sich bemüht, durch deutlichen, alles Vorkommende gehörig unterscheidenden Druck, durch gutes Papier und einen wohlfeilen Preis dieses gediegene Werk brauchbar und Jedermann zugänglich zu machen.

Darmstadt, den 10 April 1837.

C. W. Leske.

In allen Buchhandlungen wird Subscription angenommen auf das im Verlag von *J. P. Diehl* in Darmstadt erscheinende Werk:

Das Leben Jesu in Predigten behandelt

von *Karl Zimmermann*, grossh. hess. Hofprediger.

In vier Abtheilungen unter den besonderen Titeln:

1) Jesus vor seinem öffentlichen Auftritt;
2) Jesu öffentliches Leben und Wirken für das Gottesreich, und zwar:
   a) bis zum zweyten Osterfeste,
   b) bis zum Einzuge in Jerusalem;
3) Jesu Leiden und Sterben;
4) Jesus der Auferstandene.

Eine ausführliche Ankündigung von diesem zeitgemäfsen und wichtigen Werk ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten.

So eben erschien:

Joh. Aug. Lehmann, Gymnasial-Director,

Deutsches Lesebuch für Gymnasien und höhere Bürgerschulen.

Zweyter Theil. Für die mittleren Classen. Erste Abtheilung. Zweyte verbesserte Auflage. gr. 8. 18 Bogen, fein weifs Druckpapier. geh. Pr. 16 ggr., 20 Sgr. oder 1 fl. 12 kr. rh.

Das Ganze: 2 Bände, erschien zuerst gegen Ende des Jahres 1835; binnen Jahresfrist war die Auflage vergriffen. — Dieser Umstand, und die vielfachen günstigen Beurtheilungen haben über die Zweckmäfsigkeit und den Werth dieser Mustersammlung aus deutschen Classikern entschieden. —

Wir haben daher nur zu erwähnen, dafs schärferer, correcterer Druck und besseres Papier diese zweyte Auflage noch besonders empfiehlt.

Die *zweyte Auflage des ersten Bandes* (25¾ Bogen; Preis 20 ggr. geheftet) erschien bereits im vorigen Jahre.

Danzig, im März 1837.

S. Anhuth.

II. Antikritik.

An den Recensenten meiner Anfangsgründe der Mathematik 1r Th. 1836. in No. 233 der Jen. A. L. Z. 1836.

Wenn Sie Ihre Anzeige meiner Schrift mit den Worten beginnen: „Der Vf. von No 2. beweist sich als einen treuen Anhänger und Nachahmer *Ohm's*, indem sein Buch ganz in demselben Geiste ausgearbeitet ist, wie das so eben beurtheilte —" (*Ohm's* math. Elementarunterricht, Leipzig, 1836), — so danke ich Ihnen für dieses öffentlich ausgesprochene Zeugnifs. Denn da ich laut Vorrede (S. VI.) nach nichts Anderem gestrebt habe, als in demselben Geiste zu arbeiten, welcher die Schriften des Hn. Prof. *Ohm* auszeichnet, so kann mich Ihre Erklärung nur erfreuen, dafs mir dieses Streben wirklich gelungen *sey*. Auch ist in der That den drey bis jetzt erschienenen Theilen meines Lehrbuchs die Auszeichnung zu Theil geworden, dafs die königl. Provinzial-Schulcollegien zu Münster und zu Coblenz dieselben den Directoren der Gymnasien in den beiden betreffenden Provinzen empfohlen haben.

Wenn Sie aber in Ihrer Anzeige meines Buches also fortfahren: „Der Unterschied ist blofs ein äufserer. Während dort der ganze Cursus des math. Elementarrichts auf 222 Seiten abgefafst ist, sind hier auf 272 blofs die Arithmetik, Algebra und allgemeine Gröfsenlehre enthalten." — — „Im Ganzen ist übrigens Vortrag und Methode und die ganze Behandlungsweise dieselbe. — Mit den Beweisen hat man sich auch hier nicht eingelassen. Das ungleiche Verhältnifs jener Seitenzahlen zu dem behandelten Stoffe ist hier durch eine Weitläuftigkeit anderer Art herbeygeführt worden, indem nämlich Hr. *K.* die arithmetischen Grund- und Lehr-Sätze an allen den verschiedenen algebraischen Formen sich hat wiederholen lassen;" u. s. w. — so sind Sie leider von der Wahrheit etwas stark abgewichen. Denn zufolge des Vorstehenden wird man doch wohl schwerlich etwas Anderes annehmen können, als dafs in meinem Buche die Beweise überhaupt fehlen, während diefs doch nur von den *leichteren* Sätzen der *drey ersten* Abschnitte gilt, deren Beweise überdiefs sämmtlich in der Art angedeutet sind, dafs ihre weitere Ausführung nicht die mindeste Schwierigkeit machen kann. Ja selbst in diesen drey ersten Abschnitten finden sich wenigstens eben so viel Sätze mit vollständigen, als mit nur angedeuteten Beweisen. In den sechs übrigen Abschnitten dagegen sind alle Sätze ohne Ausnahme mit vollständigen Beweisen versehen. — Was aber die von Ihnen gerügte „Weitläuftigkeit", oder mit anderen Worten die Begründung der Allgemeingültigkeit der zuerst nur für abso-

lute ganze Zahlen in den vier Species erwiesenen Sätze anlangt, so nimmt diese in meinem Buche nur 20 Seiten (S. 21—41) ein, und kann daher nicht füglich als Grund des von Ihnen angeführten „ungleichen Verhältnisses jener Seitenzahlen" angegeben werden. — Wenn Sie ferner, abgesehen von anderen Unwahrheiten, die Ihre Anzeige meines Buches enthält, in den angeführten Stellen und auch weiterhin nicht undeutlich die Ansicht durchschimmern lassen, als sey meine Schrift nur eine in die Breite gezogene Nachbildung von einem Theile der vorher angezeigten Schrift des Hn. Prof. *Ohm*, so liegt die Unzulässigkeit Ihrer Beschuldigungen in sofern auf der Hand, als mein Buch fast zwey Monate früher, als das des Hn. *Ohm* erschienen ist. Ob es aber überhaupt meine Art ist, Bücher auszuschreiben, oder das von Anderen bündig Gegebene in die Breite auszuspinnen, davon werden sich die Leser dieser Bll. leicht überzeugen können, wenn sie die Beurtheilung meiner Trigonometrie nachsehen wollen, welche in No. 199 Jahrg. 1834 dieser Bll. enthalten ist, und ebenfalls von einem entschiedenen Gegner der *Ohm*'schen Ansichten, aber mit Umsicht und Besonnenheit geschrieben ist.

Hätten Sie Sich in Ihrer Anzeige darauf beschränkt, Ihr Misfallen über meine Schrift auszusprechen, so würde ich nicht das Mindeste dagegen einzuwenden haben. Denn warum sollten nicht in der Welt verschiedene Ansichten neben einander bestehen können? So finden Sie z. B. in *Gersdorf's* Repertorium der gesammten deutschen Lit. 9 B. 2 H. S. 171. Jahrg. 1836. eine der Ihrigen ganz entgegengesetzte Ansicht über mein Buch. — Uebrigens bin ich gern geneigt, die Verstöfse gegen die Wahrheit, welche in Ihrer Anzeige meiner Schrift enthalten sind, als Uebereilungen anzusehen. Sollten Sie aber gegen Erwarten den von mir beygebrachten Thatsachen neue Unwahrheiten entgegenstellen wollen, so muss ich freylich der Redaction die Beurtheilung überlassen, in wie weit sich dergleichen, so wie auch die mehr erwähnten falschen Angaben in No. 233 d. Bll. mit der Ehre der Zeitschrift vertragen dürften.

Soest, den 28 Febr. 1837.

Carl Koppe.

Erwiderung des Recensenten.

Rec. ist sich keiner Uebertreibung bewufst, sondern nur, sein Misfallen über die Art der Behandlung und Ausführung des Stoffes ausgesprochen zu haben, und wüfste in der That nicht, wie er es hätte anders anfangen sollen. Wenn der Verf. aber glaubt, der Rec. lasse die Ansicht durchschimmern, als sey seine Schrift nur eine Nachbildung und Ausschreibung der *Ohm*'schen, so kann sich dieser darüber nur wundern, indem er weit davon entfernt war, den Verf. dessen zu beschuldigen, vielmehr seinem Talente vollkommen zutraute, ein eigenes Buch zu schreiben. Wie konnte derselbe sich wohl einen solchen Fehler zu Schulden kommen lassen, da er die beiden Bücher als gleichzeitig erscheinende auch gleichzeitig anzeigte. Des Vfs Schrift kam Rec. früher in die Hände, als die *Ohm*'sche, und Rec. wufste sehr wohl, dafs jene auch früher erschienen sey. Der Verf. hat hier des Rec. Worte willkürlich gedeutet. Da der Hr. *K.* ein treuer Anhänger und Nachahmer *Ohms* ist, so war es ganz natürlich, dafs sein Buch in demselben Geschmack ausgearbeitet erscheinen mufste, wie das *Ohm*'sche. Was die Verstöfse gegen die Wahrheit betrifft, welche der Verf. dem Rec. Schuld giebt, so hält dieser sie für gesucht, denn er hat nur im Allgemeinen das äufsere und innere Verhältnifs der beiden Schriften andeuten können, und dafs es mit den Beweisen hier wie dort gehalten werde; viele Beweise werden nur angedeutet, viele werden auch ausgeführt. Im Allgemeinen aber hat er sich tadelnd eben so wohl über unnütze Kürze, als unnütze Weitläuftigkeit aussprechen müssen. Wenn der Verf. diese Letzte für Begründung der Allgemeingültigkeit hält, so hält sie der Rec. dagegen für eine, wenigstens dem Schulunterricht, ganz unnütze wissenschaftliche Künstlichkeit und Spitzfindigkeit, welche nur dem Geschmacke einer neueren Schule angehört. Diese modische Gestalt möchte schwerlich dazu dienen, die Wissenschaft den Schulen zu empfehlen und annehmlich zu machen, im Gegentheil geeignet seyn, die in neuerer Zeit so vielfach erhobenen Klagen über den zu weitläufigen mathematischen Unterricht gerecht erscheinen zu lassen. Rec. hat neben seiner allgemeinen Beurtheilung auch einige Einzelnheiten als irrig bezeichnet. Der Verf. aber geht nicht nur nicht auf diese ein, sondern wirft Rec. blofs Unwahrheiten vor. Dieser sieht daher nur verschiedene Ansichten gegen einander, und mufs Rede und Gegenrede für vergeblich und eitel halten, wenn dabey nicht eine wissenschaftliche Untersuchung der Sache selbst im lauteren Dienste der Wahrheit Statt findet. Ob sich aber die gedachten Anzeigen des Rec. mit der Ehre der Zeitschrift vertragen, das werden die Leser selbst entscheiden, wenn sie dieselben nachlesen wollen.

Rec.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

MAI 1837.

THEOLOGIE.

Halle, b. Schwetschke u. Sohn: *Entwickelung des Paulinischen Lehrbegriffs.* Von *August Ferdinand Dähne*, der Philos. Doctor, der Theol. ausserordentl. Professor an der königl. vereinten Friedrichs-Universität zu Halle und der Leipziger histor.-theol. Gesellschaft ordentlichem Mitgliede. 1835. VI u. 211 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Als zuerst im J. 1824 das Werk des sel. *Usteri* über den Paulinischen Lehrbegriff erschien, da vereinigte sich das durch die eigenthümliche Entwickelung der theologischen Wissenschaft stark erweckte Interesse an biblisch-theologischen Untersuchungen mit der Trefflichkeit jener eben so gründlichen als anregenden Schrift, um derselben eine sehr allgemeine Anerkennung und überall willkommenen Eingang zu verschaffen. Es ward zwar hin und wieder darüber geklagt, dass in dem Buche die einfachen biblischen Gedanken in die Form des *Schleiermacher*'schen theologischen Systems geprefst, und vielfältig dadurch verunstaltet wären; allein die Wahrnehmung der lebendigen Frische, die über die ganze Darstellung ausgegossen, so wie des neuen Lichts, in welches der Gegenstand gestellt worden war, war hinreichend, um mit jenem — wirklichen oder vermeintlichen — Mangel wieder auszusöhnen. So hat sich denn die Schrift *Usteri's* lange Zeit im Gebiete der exegetischen Theologie als Autorität und als Quelle zu behaupten gewusst, bis auf einmal der Verfasser in der 4 Ausg. vom J. 1832 seinen theologischen Standpunct wechselte, indem er, der Speculation huldigend, die heiligen Apostel darauf anzusehen begann, ob sie es auch wohl schon „bis zur Aufhebung des Gegensatzes in der Klarheit des Begriffs gebracht" hätten, und so die Unbefangenheit des objectiv historischen Standpunctes seinem subjectiven Dogmatismus völlig zum Opfer brachte. Seit jener Zeit regte sich fast allgemein gegründeter Widerspruch gegen die immerhin sehr verdienstliche Schrift, und aus philosophisch-theologischen Zeitschriften, wie aus Magazinen für Prediger, vernahm man theils Ankündigungen, theils vorläufige Proben von neuen Bearbeitungen des Paulinischen Lehrbegriffs.

Während wir nun dieser Bearbeitungen selbst noch gewärtig sind, ist bereits Hr. Dr. *Dähne* mit einer Entwickelung des Paulinischen Lehrbegriffs hervorgetreten, welche sich dem Werke *Usteri's* würdig zur Seite stellt. Bey aller ehrenden Anerkennung, die er der Leistung seines Vorgängers zollt, hat er es doch kein Hehl, dass er durch sie nicht befriedigt worden sey. Er glaubt, sein Urtheil nicht besser, als durch die Herausgabe seiner eigenen Schrift belegen zu können, in welcher sehr viele Puncte, denen *Usteri* eine kaum vorübergehende Aufmerksamkeit schenkte, und die doch als wesentlich für Paulinische Lehrentwickelung zu achten sind, eines Genaueren erörtert, viele andere in ein durchaus verschiedenes Licht gestellt sind, und überhaupt das Bestreben befolgt ist, durch eine naturgemäfsere Ordnung den inneren *geistigen* (?) Zusammenhang der *Paulinisch-religiösen* (?) Richtung in eine leichtere Verbindung zu stellen. (Vorrede S. IV.) Und allerdings zeigt ein auch nur flüchtiger Blick in das Buch, wie der Gang und die Darstellung durchgängig eigenthümlich ist, und sich von der Ordnung, welche *Usteri* befolgt, sehr unterscheidet, so dass die Schrift dadurch ihre Existenz hinlänglich rechtfertigt. — Da wegen der Bedeutung, welche *Usteri's* Werk erlangt hat, dasselbe ein Recht besitzt, als Maſsstab für nachfolgende Leistungen in demselben Fache zu dienen, so werden wir uns auch bey Beurtheilung der vorliegenden Schrift einer Vergleichung derselben mit *Usteri* nicht entziehen können. Und in dieser Beziehung müssen wir, wenn wir gleich hier ein allgemeines Urtheil aussprechen sollen, allerdings gestehen, dass sich die Arbeit von *Dähne* zu der von *Usteri* in der Regel als Berichtigung und Verbesserung verhält, wollen aber dem eigenthümlichen Werthe von jener nicht im Mindesten zu nahe treten, wenn wir in einzelnen Puncten eine solche Verbesserung nicht anzuerkennen vermögen.

Fragen wir zuerst nach der Art und Weise, wie die einzelnen Paulinischen Glaubenssätze zu dem organischen Ganzen eines Lehrbegriffs zusammengeordnet seyen — worin Hr. *D.* selber das am meisten Charakteristische seiner Schrift erkennt —: so folgt nach einer *Einleitung*, welche in 2 §§. die Persönlichkeit des Apostels Paulus nach seinen Lebensverhältnissen und seiner geistigen Individualität beschreibt, und von den Paulinischen Schriften als Quellen für die Lehre des Apostels spricht, die Abhandlung des ganzen Stoffs, in *zwey Abschnitte* vertheilt. Diese beiden Abschnitte entsprechen ganz der Eintheilung von *Usteri* in eine vorchristliche Periode und in die Zeit des Christenthums, indem der *erste* den Satz ausführt, *dass der Mensch zu seiner Seligkeit einer Rechtfertigung vor Gott aus Gnaden bedarf;* der *zweyte* den, *dass dem Menschen zu seiner Seligkeit eine Rechtfertigung vor Gott aus Gnade im Christenthum geboten wird.* Um so mehr aber weicht die

Ausführung selbst, hauptsächlich im zweyten Abschn., von der *Usteri's* ab. Im *ersten* Abschnitt steht sehr angemessen an der Spitze eine Erörterung der Paulinischen Hauptbegriffe von Gerechtigkeit vor Gott und der eigenen Gerechtigkeit auf der einen, so wie der Seligkeit aus Verdienst bey jener und der Seligkeit aus Gnade bey dem Mangel von dieser auf der anderen Seite (§. 3). Hierauf folgt der historische Nachweis, dass alle Menschen, sowohl Heiden (§. 4), als Juden (§. 5), der eigenen Gerechtigkeit ermangelten, und mithin zu ihrer Seligkeit einer Rechtfertigung aus Gnade *bedürften* — was (§. 6) in Bezug auf die Juden durch Ablehnung einiger vom jüdischen Standpuncte aus möglicher *Einwürfe* noch besonders dargethan wird. Sodann wird (§. 7) das allgemein traurige Loos der Menschen (Tod), so lange sie ausserhalb einer Rechtfertigung durch Gott selbst standen, geschildert, und der erste Abschnitt mit der Darlegung der Ursache der allgemeinen Sündhaftigkeit der Menschen, welche in der geistigen und psychischen Organisation des Menschen nachgewiesen wird (§. 8), beschlossen. — Im *zweyten* Abschn. wird voraus der Grund einer Rechtfertigung des Menschen vor Gott in der göttlichen Gnade nachgewiesen (§. 9). Hieran schliesst sich I. der Beweis, dass die Vermittelung des an sich unwürdigen Menschen und der ihm durch göttliche Gnade zu ertheilenden Seligkeit durch die Aufstellung einer neuen Bedingung dieser letzteren im *Glauben* an Jesum Christum geschieht. Zu diesem Behufe wird gezeigt, dass die Verleihung der Rechtfertigung an den Menschen aus Gnade, ohne Verletzung der göttlichen Gerechtigkeit, Statt habe, indem dieser eben durch Aufstellung einer neuen Bedingung, an welche die Erlangung der Rechtfertigung geknüpft ist, genug geschieht (§. 10). Dann wird der *Glaube* als diese neue Bedingung nach seinem Wesen, seinem Grunde und seinen Wirkungen beschrieben (§. 11), und von der Möglichkeit und den Beförderungsmitteln dieses Glaubens, die in dem christlichen Institute selber begründet und niedergelegt sind, gehandelt (§. 12). Darauf wird II. als Folge des Glaubens die durch ihn bedingte Vergebung der Sünden dargestellt, indem gezeigt wird, wie ohne die Verletzung der göttlichen Gerechtigkeit im Christenthume die Uebertragung jeder Strafe, die der sündige Mensch hätte erdulden sollen, auf Christum vorliegt (Versöhnung, Erlösung) (§. 13); worauf zum Schlusse noch Erörterungen über die Prädestination (§. 14) und über die letzten Dinge (§. 15) folgen.

Man wird gestehen müssen, dass dieses Gerüste, welches wir grösstentheils mit des Vfs. eigenen Worten dargestellt haben, einfach und bündig genug ist, und auch allerdings den Kern der Paulinischen Lehre (Röm. 1, 16) enthält. Es fragt sich hiebey nur, wie nun das Einzelne den hier angegebenen Gesichtspuncten untergeordnet worden ist, um ein förmliches Paulinisches Lehrgebäude zu construiren. Es ist zu bedauern, dass es der Vf. unterlassen hat, den Leser irgendwie über die Kriterien aufzuklären, von welchen er sich bei der Auswahl des christlichen Lehrstoffs aus dem in den Paulinischen Schriften vorliegenden Gesamtmaterial hat leiten lassen, und die Grundsätze anzugeben, nach welchen er bey der Verknüpfung des Einzelnen zu einem organischen Ganzen verfahren ist. Denn da in den mannichfachen Briefen des Apostels doch auch vieles Didaktische enthalten ist, das keinesweges als Ausdruck eines specifisch christlichen Bewusstseyns erkannt werden kann; da ferner dieses christliche Bewusstseyn sich häufig in Aeusserungen ausspricht, die nichts weniger als eine didaktische Form und Farbe haben, so wären wohl einige Bemerkungen über jene beiden Puncte nicht überflüssig gewesen. Wenn auch die Vertheilung des Paulinisch-christlichen Lehrstoffs, wie sie sonst wohl geschah (Vorr. S. V), unter die hergebrachten *Loci* in der Dogmatik durchaus nicht zu billigen ist, so kann doch auch die Zusammenstellung des Einzelnen zu einem Lehr*begriffe* nicht willkürlich seyn, sondern muss, wenn sie das dem Apostel *Eigenthümliche* in Wahrheit vor Augen legen soll, durch den ganzen geistigen und theologischen Charakter desselben bedingt seyn. Freylich weist Hr. *D.* nach (S. 7—11), dass Paulus selbst einen selbstständigen eigenmächtigen Einfluss der Individualität der früheren Bildung und des Geistes auf die christliche Lehre weder bey Anderen gestatten, noch sich selbst einräumen wollte; allein das gilt doch nur von einem materialen derartigen Einfluss auf das christliche Bewusstseyn. Ein formaler Einfluss der ganzen Persönlichkeit, des geistigen Vermögens und der Bildung, sowie der Lebensverhältnisse, auf die Gestaltung des christlichen Glaubensbewusstseyns ist aber so wenig abzuleugnen oder abzuweisen, dass man in derselben vielmehr das constitutive Princip für die Darstellung dieses christlichen Bewusstseyns unseres Apostels anerkennen muss. Die besondere Individualität des Apostels muss daher in einer Darstellung seines Glaubenssystems, wenn sie anders eine treue seyn soll, hervorleuchten, und sie ist auch, wo wir nicht irren, von unserem Vf. recht absichtlich durch die ganze Ausführung seines Gegenstandes in's Licht gestellt worden.

Man kann nämlich bei der Aufstellung des Lehrbegriffs eines Apostels einen zweyfachen Weg einschlagen. Da die hiezu zu Gebote stehenden Quellen nur Briefe sind, welche ihren Ursprung nur zufälligen Anlässen verdanken, und selten rein didaktischer, häufiger apologetischer und polemischer, oder doch paränetischer Natur sind, so kann man den in ihnen zerstreuten christlichen Lehrstoff entweder *unvermittelt*, in der Form, in welcher er sich in den Quellen unmittelbar giebt, zu einem Systeme zusammenordnen; oder man kann auch den in den Quellen enthaltenen christlichen Lehrgehalt nur als den Ausspruch des inneren Glaubensbewusstseyns des Apostels, auf bestimmte Fälle angewandt, betrachten, und sich demnach die Aufgabe stellen, diesen so oder so in den Quellen *vermittelten* apostolischen Glaubensgehalt rein und unabhängig von der Form, die er in seinen auf zufällige Verhältnisse angewandten Aeusserungen erhalten hat, jedoch so, dass der eigenthümliche Geist des Apostels noch darin erkennbar bleibt, darzustellen. Beide Methoden haben ihren besonderen Werth

aber die zweyte, in richtiger Ausführung gedacht, ist die vollkommenere, und die erste ist nur die Vorbereitung zu ihr. Die erste giebt nur ein äusserliches, dafür aber auch um so treueres, Bild des fraglichen apostolischen Glaubensgehalts in systematischer Uebersicht; die zweyte, ungleich schwerer auszuführende, Methode gewährt eine unmittelbare Einsicht in das eigenthümlich bestimmte Glaubensbewusstseyn und den besonderen christlichen Geist des fraglichen Apostels, und lehrt seine einzelnen Aussprüche als nothwendige Aeusserungen von jenem erkennen. Diesen zweyten Weg hat *Usteri* zu verfolgen gestrebt; auf dem ersten ist *Dähne* stehen geblieben. Denn wenn Paulus nur durch einen gewaltigen und angestrengten Kampf, durch Kampf mit Fleisch und Blut, sowie mit den früher eingesogenen jüdischen Vorurtheilen, die so tiefe Wurzeln in seinem Geiste und Gemüthe geschlagen hatten, zum christlichen Glauben hindurchdrang; wenn er ferner als christlicher Apostel den Kampf fortzusetzen hatte, bald mit jüdischen Feinden, gegen welche er die Herrlichkeit und beseligende Kraft des christlichen Glaubens zu vertheidigen, bald mit christlichen Verirrten, gegen die er die Reinheit des Christenthums zu wahren hatte: so hat Hr. *D.* diesen Gegensatz gegen alles Nicht- und Unchristliche, der sich überall bey Paulus zeigt, in seiner Darstellung der Paulinischen Lehre auch überall zur Anschauung zu bringen gesucht. Es erhellet dieses hauptsächlich daraus, dass der Vf. zeigt, wie so viele einzelne Lehrsätze des Apostels dazu dienen, und auch zu dem Zwecke von Paulus behauptet sind, um Einwände, wie sie bald von einseitig heidnischem oder jüdischem Standpuncte aus, bald von Seiten des dialektisch räsonnirenden Verstandes wider die christlichen Hauptgrundsätze erhoben wurden, oder doch erhoben werden konnten, zu widerlegen und zu beseitigen. Belege dazu finden sich in dem Buche in Menge. Wir machen nur auf Folgendes aufmerksam. Die natürliche Theologie des Apostels, nach welcher er eine ursprüngliche Offenbarung Gottes in der Natur nnd dem Gewissen des Menschen lehrt, ist wider mögliche Entschuldigungen der Heiden wegen ihres Nichtkennens von Gott und ihrer Pflicht gegen ihn gerichtet. S. 26 und 30. Der ganze §. 6 dient der Darstellung von der Paulinischen Ablehnung jüdischer Einwände gegen die Behauptung, dass auch die Juden, in Ermangelung der eigenen Gerechtigkeit, der besonderen Gerechtigkeit vor Gott bedürften. Nach §. 9 ist der Nerv der christlichen Lehre darin zu erkennen, dass in ihr der doppelte Anstoss, wie der *gerechte* Gott 1) dem strafbaren Menschen die Strafe erlassen, und 2) denselben ohne sein Verdienst beseligen könne, gehoben ist. Ja es wird sogar in den Paulinischen Begriff des Christenthums die antithetische Beziehung mit aufgenommen, dass es eine Veranstaltung sey, in welcher die Errettung des strafbaren Menschen *ohne Verletzung der göttlichen Heiligkeit und Gerechtigkeit* möglich gemacht werde, S. 76. Ferner wird §. 10 Not. 3 gezeigt, wie die Paulinische Lehre, dass der Mensch in Bezug auf sein Heil unbedingt der göttlichen Gnade vertrauen, und jede von Gott ihm dazu gebotene Bedingung ohne Weiteres annehmen müsse, wieder zur Widerlegung eines doppelten Einwandes diene. Eben so werden in §. 12 zwey Bedenklichkeiten, welche die Paulinische Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben hervorrufen könnte, abgewiesen. Eine gleiche polemische Beziehung hat §. 13, in welchem gezeigt wird, wie eine Uebertraguug der von der sündigen Menschheit verwirkten Strafen auf Christum ohne Verletzung der göttlichen Gerechtigkeit möglich sey. Vgl. S. 140. 142 u. a. So erscheint theils die Verbindung der einzelnen Lehrsätze unter sich als eine nur negative und äusserliche, indem sie meist nur in einer nothwendigen Antithese gegen feindliche Standpuncte ihren Grund haben; theils macht die ganze Darstellung auf den Leser den unangenehmen Eindruck, als sey die Paulinische Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben eine Lehre, welche von ihrer theoretischen und praktischen Seite einer Menge von Anstössen und Einwendungen ausgesetzt ist, so dass sie von allen Seiten her gestützt und ängstlich verclausulirt werden muss, wenn sie nicht als unvernünftig oder gar als gottlos erscheinen soll. Der Vf. zeigt wohl alle einzelnen Theile des Paulinischen Lehrgebäudes, und weist trefflich nach, wie ein jeder dazu eingerichtet sey, um den ganzen Bau gegen Wind und Wetter zu schützen; aber er lässt das Ganze nicht als ein Kunstwerk begreifen, er weist nicht das Verhältniss der einzelnen Theile unter sich in ihrer Ebenmässigkeit und in ihrem Verhältnisse zum Ganzen hinlänglich auf. Denn kaum erlangen wir aus seiner Darstellung eine klare Einsicht, wie die einzelnen Lehrsätze des Apostels nothwendige positive Ausflüsse aus seinem eigenthümlich bestimmten Glaubensbewusstseyn sind. Wir sind weit entfernt, dieses dem Vf. als einen Fehler anzurechnen; es ist das vielmehr eine nothwendige Folge der von ihm beliebten Methode, und wir erkennen darin nur die Treue, mit der er uns den durch und durch dialektischen Charakter des Paulus, wie er sich auch in seinen Schriften darlegt, beschrieben hat. Aber wir wollen nur bemerklich machen, dass diese Methode gegen die andere, welche mehr von *Usteri*, freylich nicht ohne mannichfaltiges Straucheln, angewendet worden ist, doch in gewisser Beziehung als mangelhaft erscheint. Nur scheint hie und da in Annahme einer dem Apostel bewussten polemischen Beziehung einzelner Aeusserungen desselben zu weit gegangen zu seyn. So soll z. B. die Erwähnung des *inneren* Bewusstseyns von dem den Menschen ins Herz geschriebenen Sittengesetze (*συνείδησις*) Röm. 2, 12 gegen das mögliche Leugnen gerichtet seyn, dass aus einzelnen dem göttlichen Gesetze nachkommenden Handlungen der Heiden eine Bekanntschaft derselben mit diesem folge. S. 30. Auch die Stelle Röm. 3, 26 ist gar nicht so angethan, als ob sie beweisen sollte, dass die Gerechtigkeit Gottes (worunter wohl allerdings die göttliche Eigenschaft, und nicht, wie der Vf. will, die δικαιοσύνη θεοῦ in

dem Menschen, wie 1,17. 3,21 zu verstehen ist) durch den Tod Christi nicht *beeinträchtigt* werde, wie es S. 75 dargestellt ist; sondern so, dass in ihr der Tod Christi positiv als wirklicher Erweis der göttlichen Gerechtigkeit (*εἰς ἔνδειξιν* [*πρὸς ἔνδ.*] *τῆς δικαιοσύνης αὐτοῦ*) dargestellt erscheint.

Was nun dasjenige betrifft, was der Vf. als Paulinisch-christliche Lehre im Einzelnen aufgeführt hat, so hat er allerdings das unbestreitbare Verdienst, vielen Lehrsätzen des Apostels, welche bisher als minder wichtig weniger beachtet wurden, ein bedeutendes Moment zu vindiciren, oder durch die neuen Gesichtspuncte, unter welche er sie stellte, ein eigenthümliches Licht über sie zu verbreiten. Am wenigsten entfernt sich von der gewöhnlichen Ansicht das im 1 Abschn. Dargestellte, worunter wir nur die genaue und vieles Eigenthümliche enthaltende Darlegung der Paulinischen Anthropologie in der Erörterung der Begriffe von *πνεῦμα* (*νοῦς*), *ψυχή* und *σάρξ* (*σῶμα*) §. 8 auszeichnen. Der zweyte Abschnitt, welcher 1) subjectiv die von dem Menschen zu erfüllende Bedingung, an die das Heil geknüpft ist, und 2) objectiv die von Gott dem Menschen dargebotene Versöhnung und Erlösung, welche durch den Tod Christi erwirkt wird, darstellt, unterscheidet sich von der Ausführung *Usteri's* hauptsächlich dadurch, dass der bei diesem aufgestellte besondere Theil „von der Gemeinde Gottes" nichts Entsprechendes in ihm hat. Der Inhalt dieses Theils ist bey *Dähne* in jener ersten Abtheilung mit abgehandelt. Ob dadurch die Darstellung gewonnen hat, möchten wir bezweifeln. Zweckmässiger, dünkt es uns, wäre es gewesen, wenn allerdings noch ein besonderer Theil über den *Zustand*, der durch den Glauben hervorgerufen wird, *a*) subjectiv bey dem einzelnen Gläubigen und *b*) objectiv in der ganzen Gemeinde — aufgestellt worden wäre. Das Ganze würde dadurch übersichtlicher geworden seyn, und namentlich würden sich die beiden Kapitel über die Prädestination und die letzten Dinge, welche jetzt ziemlich abgerissen am Schlusse stehen, in einen innigeren Zusammenhang mit dem Ganzen haben bringen lassen. — Eigenthümlich ist es, dass unter der Lehre vom Glauben (§. 11) die Lehre von den Sacramenten, als Symbolen und Verpflichtungsacten zum Glauben, mit abgehandelt ist. Da es aber doch immer nur „Riten" sind, in welchen der Glaube selber sich ausspricht (S. 92), so würden dieselben eben passender in einer Darstellung des Lebens in der Gemeinde ihre Stelle gefunden haben. Besonders inhaltsreich ist der 12 §., in welchem von der Möglichkeit und den Beförderungsmitteln des Glaubens im christlichen Institute selber geredet wird, und auch die Lehre von der höheren Natur Christi ausgeführt ist, welche bey *Usteri* minder angemessen in dem Abschnitte von der Gemeinde Gottes vorkommt. Vorzüglich verdient Berücksichtigung, was an diesem Orte über das Verhältniss des menschlichen Erkenntnissvermögens zum Glauben, über das Prüfungsrecht des Christen und über den heiligen Geist als Princip und Zeugniss des Glaubens bemerkt ist. Uebrigens aber wäre zu wünschen, dass Hr. *D.* weit öfter, als es von ihm geschehen ist, die Lehre der anderen neutestamentlichen Schriftsteller zur Vergleichung herbeygezogen hätte. Es würde dann das rechte Verständniss des Paulinischen Lehrbegriffs sehr gefördert worden seyn.

Richten wir unser Augenmerk darauf, wie die einzelnen Lehrsätze exegetisch als Paulinische von dem Vf. erwiesen sind, so hat hier unser Werk vor der Schrift von *Usteri* entschieden den Vorzug der grösseren Unbefangenheit und der richtigeren exegetischen Methode voraus. So ist z. B. das Dogma von der höheren Natur und der Gottheit Christi nach Massgabe der Stellen Röm. 1, 4. Kol. 1, 15—19. 2, 9 und Phil. 2, 6 weit richtiger, als bei *Usteri* dargestellt, der sich in diesem Puncte zu sehr von der speculativen Betrachtung hat leiten lassen, und in seinem Momente für den christlichen Glauben aufgezeigt (§. 12. Not. 3—6). Richtig ist dabey auch bemerklich gemacht worden, wie die alexandrinische Logoslehre Einfluss auf die Paulinische Vorstellung von Christi höherer Würde geübt habe. Nur hätte auch auf den Unterschied zwischen der Paulinischen und anderweit apostolischen auf der einen und der Johanneischen Logologie auf der anderen Seite hingewiesen werden mögen, welcher hauptsächlich darin beruht, dass sie bey Johannes einen wirklich integrirenden Bestandtheil seines ganzen Glaubenssystems bildet, während sie von Paulus und den übrigen neutestamentlichen Schriftstellern, bey welchen sich Anklänge an jene Lehre finden (Br. a. d. Hebr., Offenb. Joh.), nur herbeygezogen scheint, um sich die erhabene Erscheinung Jesu als eine göttliche zu erklären. Daher kommt denn auch die theilweise Inconsequenz, mit welcher, wie auch Hr. *D.* zeigt, bey Paulus, ohne dass ein Unterschied zwischen dem präexistentialen Seyn Christi, als des Logos, und seiner Erscheinung im Fleische gemacht würde, bald die Göttlichkeit Jesu, bald seine Abhängigkeit von Gott behauptet wird. — Noch heben wir auch die Erörterungen über den Paulinischen Begriff der *καταλλαγή* und die Vorstellung von der Bedeutung des Todes Jesu (§. 13) hervor, wo auf den Grund der Stellen Eph. 5, 2 und Röm. 3, 25 mit Recht gegen *Usteri* darauf bestanden wird, dass jener Tod von Paulus als ein Opfertod angesehen worden ist, weil diese Vorstellung allein zu seinem sonstigen Glaubenssysteme passt. — Dagegen scheinen doch auch bisweilen Sätze ausgeführt zu seyn, die zwar allerdings aus einzelnen Paulinischen Aeusserungen sich ableiten lassen, aber für sein ganzes Glaubenssystem gar nicht von der verhältnissmässigen Wichtigkeit sind, wie dieses auch der Vf. selbst in Bezug auf den Satz, dass „der Mensch, welcher aller Ansprüche auf Gerechtigkeit und Seligkeit verlustig gegangen ist, sich jede Bedingung, welche sie auch sey, die ihm eine neue Aussicht auf jene öffnet, mit Dankbarkeit als göttliche Gnade hinnehmen" müsse — zugesteht, §. 9 Not. 1. Hieher rechnen wir auch die allerdings sehr interessante, aber durch die Paulinische Lehre kaum veranlasste Untersuchung über das Verhältniss des heiligen Geistes zur göttlichen Oekonomie §. 12 Not. 15, so wie die Erörterung der Frage, ob die Erwählten wieder verworfen werden, oder sich selbst verwerfen können? S. 145—146.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

MAI 1837.

THEOLOGIE.

Halle, bey Schwetschke u. Sohn: *Entwickelung des Paulinischen Lehrbegriffs.* Von *August Ferdinand Dähne*, u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Obwohl wir demnach dem exegetischen Bestandtheile unserer Schrift den verdienten Beyfall im Allgemeinen nicht versagen können, so haben wir doch auch bey einzelnen Aeusserungen und Stellen, wie sich diess bey einem Gegenstande so zweifelhafter Natur nicht anders erwarten lässt, Widerspruch einzulegen. So möchte es wohl einer Berichtigung bedürfen, wenn gleich im 1 §. die Frage über die Quellen der christlichen Ueberzeugung des Apostels Paulus untersucht, und behauptet wird, dass als solche von Paulus auch die ausserordentlich ihm zu Theil gewordene *Offenbarung* (ἀποκάλυψις) Gal. 1, 12. Eph. 3. 3. 2 Kor. 12, 1 ff. vgl. AG. 22, 17 ff.) genannt, und von ihm auch *auf wörtliche Mittheilung über geschichtliche und religiöse Wahrheit* ausgedehnt werde — was Not. 5. näher erläutert. Sofern hiemit etwa auch gemeint ist, dass Paulus aus jener Offenbarung auch Belehrung über *einzelne* geschichtliche und religiöse Wahrheiten empfangen haben wolle, ist diese Behauptung nicht begründet. Denn es ist immer nur seine Bekehrung im Ganzen, seine Ueberzeugung von der Messianität Jesu und der Wahrheit des Evangelium überhaupt, als eines μυστήριον, welche Paulus seinen Visionen (ὀπτασίαις) und Offenbarungen zuschreibt (Gal. 1, 12. Eph. 3, 3); und wo er auch *einzelne* Belehrungen über geschichtliche (1 Kor. 11, 23) oder dogmatische (1 Kor. 7, 10 ff. 40.) Gegenstände auf jene zurückführt, da geschieht dieses nur, in sofern die Kenntniss des Einzelnen aus der Kenntniss des Ganzen fliesst und abgeleitet ist, und also auch dem Bewusstseyn über Einzelnes derselbe göttliche Offenbarungscharakter zugeschrieben werden kann, wie dem ganzen Glaubensbewusstseyn überhaupt. — Dass ferner Paulus mit der alexandrinischen Bildung vertraut gewesen sey, davon konnten wir uns durch die Anführungen des Hn. *D.* S. 5 ebenso wenig, als durch die Abhandlung *Schneckenburgers* über die natürliche Theologie des Paulus und ihre Quellen (S. dessen Beytrr. zur Einl. in's N. T. N. X.) überzeugen. Denn was zuvörderst die häufigen allegorischen Interpretationen des alttestamentlichen Textes bey Paulus, 1 Kor. 9, 9; 10, 3. 4. 11. Gal. 4, 22, u. a. anlangt, welche zum Theil ganz den Charakter der alexandrinischen Allegorie tragen sollen, so fragt es sich doch sehr, ob dieser Charakter der alexandrinisch jüdischen Theologie so eigenthümlich ist, dass er sich nicht auch sonst noch finden könnte. Und dieses selbst zugegeben, so lässt sich doch auch denken, dass, wie überhaupt die Grundsätze der alexandrinischen Theologie um die Zeit der Entstehung des Christenthums sehr weit in der jüdischen Welt verbreitet waren, so auch in dieser allegorischen Erklärungsweise Paulus gar nicht unmittelbar von dem alexandrinischen Wesen abhängig war. Schwächer noch ist das zweyte Argument, welches aus Röm. 1, 20 entnommen ist, wo das δύναμις καὶ θειότης dem Philonischen: Macht und Güte — welche bey diesem Philosophen als die beiden Haupteigenschaften Gottes angeführt werden, entsprechen solle, S. 29. Denn das Wort θειότης, wie man auch sein Verhältniss zu δύναμις feststellen möge, befasst jedenfalls mehr als den blossen Begriff der *Güte* in sich; und *Philo* braucht auch nicht den *Terminus* θειότης, sondern ἐξουσία und ἀγαθότης als die beiden Hauptseiten des göttlichen Wesens. Und was endlich die Anklänge an die alexandrinische Logoslehre (§. 12 N. 8) anlangt, so kann ja die Kenntniss derselben wohl auch anderwärts zu Paulus gelangt seyn, so dass die Annahme einer unmittelbaren Abhängigkeit des Apostels von der alexandrinischen Philosophie auch in dieser Beziehung gar nicht nöthig ist. Ja diese letzte wird um so unwahrscheinlicher, je mehr sich nach dem eigenen richtigen Geständniss unseres Vfs., der behauptet, es hätten Johannes und Paulus bey jener Lehre sich nur an die alexandrinische Terminologie angeschlossen, und die philosophische Basis derselben keineswegs anerkannt (S. 117), die betreffenden Paulinischen Vorstellungen von jenen alexandrinischen Dogmen unterscheiden. — In der Abhandlung selbst fällt es auf, wenn man S. 38 liest: „Den wahren und auch im Christenthum anerkannten geschichtlich-religiösen Vorzug der Juden dehnten diese bis zu dem — Wahne aus, dass sie, als Juden, *wenn schon ungerecht*, von Gott als gerecht behandelt würden." Dieses dürfte sich denn doch kaum erweisen lassen, wie es auch von dem Vf. nicht erwiesen ist. Der jüdische Wahn war vielmehr der, dass man auch durch die verhältnissmässig leichte Befolgung der äusserlichen Gesetzesvorschriften und eine bloss asketische Frömmigkeit die strenge legale Erfüllung des ganzen Gesetzes ersetzen und so gerecht werden könne. — Die Erklärung der berühmten schwierigen Stelle Röm. 5, 12 ff. (§. 7. N. 2) scheint auch Hn. *D.* nicht recht

geglückt zu seyn, weil er es übersah, wie nach Paulinischer Ansicht Sünde und Tod als Bedingung und Folge streng und nothwendig mit einander zusammenhängen, dass mit dem Einen auch immer zugleich das Andere gesetzt und gegeben ist. Es soll in der Stelle nicht sowohl von einer *Erbsünde*, als vielmehr von einer *Erbstrafe* die Rede seyn. Allein nach jener Zusammengehörigkeit von Sünde und Tod reducirt sich das Letzte von selbst auch auf das Erste, weil die Strafe des Todes, die die Menschheit zu leiden hat, die allgemeine Sündhaftigkeit derselben voraussetzt. Wäre nun auch beachtet worden, dass in dem Zusatz V. 12: ἐφ' ᾧ πάντες ἥμαρτον der Nachdruck auf πάντες liegt, und durch ihn gezeigt werden soll, in wie fern der Tod zu *allen* Menschen habe durchdringen können (εἰς πάντας ἀνθρώπους ὁ θάνατος διῆλθε), so würde auch nicht S. 52 behauptet worden seyn, dass ein doppelter Grund des Todes einem jeden einzelnen Menschen vorliege, seine eigenen Sünden (ἐφ' ᾧ πάντες ἥμαρτον) und das adamitische Vergehen (καὶ οὕτως). Der Grund des Todes ist vielmehr in Wahrheit nur einer, nämlich das adamitische Vergehen, welches den Tod nothwendig nach sich zog. Nach Adam nämlich sündigen alle Menschen (καὶ οὕτως κ. τ. λ.), weil durch ihn ein sündiges Gemeinleben in der Menschheit auf irgend eine Weise begründet ist (hiedurch erledigt sich die Bedenklichkeit, dass die Sündhaftigkeit des menschlichen Geschlechts nicht die Folge einer durch die Abkommenschaft von Adam begründeten physischen Naturnothwendigkeit seyn könne, S. 67 N. 6), und daher ist seine Sünde der Grund der Sünde und des durch sie bedingten Todes in der Welt. Demnach wird man auch das γάρ V. 13 nicht auf οὕτως V. 12 beziehen (S. 53), sondern vielmehr auf ἐφ' ᾧ πάντες ἥμαρτον, indem V. 13 beweisen soll, dass *alle* Menschen, auch die, welche das Mosaische *Gesetz* noch nicht hatten, und also auch keine Sünde in Form eines παράπτωμα, einer Gesetzesübertretung, wie Adam, begehen konnten, doch gesündigt hatten. Da sie nämlich alle starben (ὁ θάνατος ἐβασίλευσε καὶ κ. τ. λ.), so mussten sie auch alle gesündigt haben, weil ohne Sünde kein Tod ist. — S. 131, wo der Vf., um zu beweisen, dass Paulus die Auferstehung Jesu in der Regel nur als Gegenargument gegen den Vorwurf betrachte, dass der Heiland ja gekreuzigt worden sey, die Beweiskraft der Stellen Röm. 1, 4 und 1 Kor. 15, 17 für den Satz, dass jene Auferstehung ein selbstständiger Grund unseres christlichen Glaubens sey, negiren will, scheint er wenigstens in Bezug auf die erste Stelle zu irren, wenn er das ἐξ ἀναστάσεως νεκρῶν, der gewöhnlichen Ansicht zuwider, durch „*seit der Auferstehung*“ wiedergiebt. Er meint nämlich, das Moment, durch welches Jesus als der Sohn Gottes erklärt worden sey, sey schon in den Worten κατὰ πνεῦμα ἁγιωσύνης, welche dem κατὰ σάρκα entgegengesetzt wären, enthalten, und könne deshalb nicht noch einmal (durch ἐξ ἀναστ. = *durch* die Auferstehung) ausgedrückt seyn. Allein abgesehen davon, dass der Zusatz: seit der Auferstehung von den Todten — sehr matt und bedeutungslos hinterher hinken würde, so wird der Besitz des πνεῦμα ἁγιωσ. gar nicht als das erwähnt, wodurch Jesus als Sohn Gottes sich dargestellt habe, sondern es bezeichnet seine göttliche Natur selbst, wie das entgegenstehende σάρξ seine menschliche, und das ὁρισθέντος υἱ. θ. — ἐξ ἀναστάσεως νεκρῶν bezeichnet nur das, woraus diese göttliche Natur erkannt wird, wie die Abstammung von David (γενομένου ἐκ σπέρματος Δαβίδ) ein Erweis seiner menschlichen Natur ist, so dass also das ἐξ in dem Zusatze: ἐξ ἀναστ. ν. seine caussale Bedeutung behält. — Verunglückt scheint ferner die Erklärung von Röm. 8, 3: τὸ γὰρ ἀδύνατον τοῦ νόμου κ. τ. λ. (S. 143 f.), wo Hr. *D.* den Genitiv νόμου objectiv fassen = das, was dem Menschen im Gesetze zu erfüllen unmöglich war — und zu dem folgenden erklärenden ἐν ᾧ ἠσθένει διὰ τῆς σαρκός aus dem Genetiv σαρκός das Subject σάρξ suppliren will = worin nämlich das Fleisch sich unkräftig zeigte. Wenn sich für das Letzte namentlich Hr. *D.* auf den meist ungewöhnlichen Gebrauch beruft, nach welchem im Griechischen aus einem Nebenbegriff des Satzes das Subject hinzusupplirt werden muss, so findet sich derselbe nur, wenn jener Nebenbegriff vorausgehet, oder sonst durch die ganze Structur des Satzes angedeutet ist, welchen Begriff man als Subject zu denken habe. Dieses ist nun aber hier keineswegs der Fall. Dann würde es immer schwierig seyn, in dem Uebersatze ἐν ᾧ ἠσθ. ein anderes Subject anzunehmen, als in den vorhergehenden Worten: τὸ γὰρ ἀδύν., wo nach *D.* der Mensch das Subject seyn müsste. Endlich, versucht man die Ergänzung des Satzes durch das Subj. σάρξ wirklich, so würde er ganz unverständlich und unpassend lauten: ἐν ᾧ ἠσθένει ἡ σάρξ διὰ τῆς σαρκός = worin das Fleisch um sein selbst willen schwach war. (!) Ueberhaupt ist aber der Anstoss, welchen Hr. *D.* an der gewöhnlichen Erklärung nimmt, dass es unangemessen sey, wenn als das, wozu das Gesetz ausser Stande war, dieses gedacht werden sollte: dem Menschen Gnade zu verschaffen und zu erwirken, dass dessen sündliche Handlungen nicht eben als sündliche und strafbare erschienen — nicht begründet. Denn was das Gesetz nicht vermochte, ist nichts Anderes, als das κατακρίνειν τὴν ἁμαρτίαν ἐν τῇ σαρκί = das Richten und Verurtheilen, d. i. Ueberwinden der Sünde im Fleische, welches das Gesetz allerdings auszuführen bestimmt war, aber nicht zu Stande brachte. — Auffallend ist endlich §. 15. S. 175 die Stelle: „Hiemit (mit dem Gerichte) scheint Paulus jedoch die Hoffnung zu verbinden, dass einst eine unbedingte Hingabe an das Eine Göttliche alles Geistige vereine, und Letztes also in seiner Gesamtheit seiner eigentlichen und wesentlichen Würde werde zurückgegeben werden. Möglich konnte die Verwirklichung solcher Hoffnung nur seyn; wenn *dem Menschen auch als Auferstandenen eine Aenderung seines geistigen Standpunctes noch zustand;* denn u. s. w.“ — Wo ist je eine solche mögliche Aenderung des auferstandenen Menschen von Paulus behauptet?

Was zuletzt die Form der Schrift anlangt, so

trägt ſie die Zeichen ihres Urſprungs (ſie iſt aber aus akademiſchen Vorleſungen des Vfs. entſtanden) in der Einrichtung, daſs der Stoff in einzelne, mit genauen Ueberſchriften verſehene, Paragraphen vertheilt iſt, deren jedem einzelne, auf beſtimmte Worte und Begriffe bezügliche und oft viele Seiten füllende Noten angehängt ſind. Dieſe Einrichtung iſt, wie Rec. bey dem häufigen Gebrauche, den er von dem Buche machte, hinlänglich erfahren hat, in der That ſehr unbequem, indem die Aufmerkſamkeit von der Betrachtung des Geſamtinhaltes der Paragraphen durch das zum Verſtändniſs des Einzelnen nöthige Leſen der Noten immer abgelenkt wird. Jedenfalls wären alſo beſſer Text und Noten in eine fortlaufende Rede verarbeitet worden. Der Zweck der Ueberſichtlichkeit, den der Vf. befolgt hat, hätte ſich durch die Ueberſchriften und das ſehr detaillirt vorausgeſchickte Inhaltsverzeichniſs ſchon hinlänglich erweiſen laſſen. — Der Stil des Vfs. iſt aber ziemlich ſchwerfällig, und verurſacht häufig Unklarheit. So lieſt man z. B. §. 12 S. 100 einen Satz: „Vielmehr ſandte uns Gott u. ſ. w.", — welcher volle 28 Zeilen befaſst, und zu welchem wieder 14 Noten, die 25 Seiten füllen, gehören. — Als ſinnſtörende Druckfehler haben wir bemerkt S. 86 Z. 14: das erkennende *Object* und das erkannte *Subject*, ſtatt: das erk. *Subject* und das erkannte *Object*. S. 114 Z. 4: *Nur* ſtatt *Nun*. S. 10 Z. 3 v. u. *Vertrag* ſtatt: *Vortrag*.

Schlieſslich wiederholen wir es, wie wir die vorliegende Schrift, obwohl wir den Standpunct, den der von uns hochgeachtete Vf. einzunehmen, für gut befunden hat, als einen relativ beſchränkten erkennen müſſen, doch für ſehr verdienſtlich und die Erkenntniſs des Pauliniſchen Lehrbegriffs fördernd halten, und empfehlen dieſelbe einer genauen Beachtung und Erwägung.

Ευσ.

SULZBACH, b. Seidel: *Commentarius literalis in Geneſin. auctore Franciſco de Paula de Schrank, Theol. et Phil. D.* etc. 1835. 796 S. gr. 8. (2 Thlr. 16 gr.)

Ein mächtiger Commentar, wenn der Umfang entſcheiden ſoll, aber von ſo ſeltſamem Inhalte, daſs deſſen Erſcheinung in unſerer Zeit als eine Curioſität angeſehen werden muſs. Der Vf. — welcher übrigens im vorigen Jahre bereits verſtorben iſt — ſagt in der Vorrede, er habe zunächſt die Schöpfungsgeſchichte bearbeitet gehabt, dann aber für zweckmäſsig befunden, die ganze *Geneſis* zu behandeln, beſonders um die hiſtoriſchen und phyſikaliſchen Fabeln, nach welchen die Welt ein höheres Alter haben ſolle, zu beſeitigen, und die Moſaiſche Weltanſicht als höchſt natürlich und begreiflich anzuempfehlen.

Es folgen ſogleich darauf, *Prolegomena*, welche, wie es ſcheint, die Aufmerkſamkeit anzuregen beſtimmt ſind. Die Geneſis erſcheint, ſo heiſst es hier, nur müſsigen Leſern zu wenig Hiſtorie zu enthalten, daher Joſephus ſie mit Fabeln bereichert hat, und folglich keinen Glauben verdient. Moſes iſt, wie Jeder, *qui ſana mente gaudet*, geſtehen muſs, ſo ſicher der Vf. der Geneſis, wie Cäſar der der Commentarien. Seine Wahrhaftigkeit bekunden die gethanen Wunder. Seine Quellen ſind die reine Tradition. Seine Sprache iſt — was auch die Theologen dagegen ſagen mögen — in ſich einig; die Ungleichheiten ſind nicht erheblich, und entſtehen aus der verſchiedenen Zeit der Abfaſſung. Moſes war auch der erſte Ausüber der Schreibekunſt, und von ihm lernten erſt die Phönicier ſchreiben. Gottes Abſicht, bey Veranlaſſung des Moſes zur Abfaſſung dieſes Buches war, beſonders die Genealogie Chriſti von Adam her rein zu bewahren. Eine andere Abſicht iſt die, der Welt ein *paradigma providentiae divinae* zur allgemeinen Belehrung aufzuſtellen.

Nach dieſen allgemeinen, erbaulichen Betrachtungen, beginnt das Werk ſelbſt; jedes Kap. wird erſt überſetzt, dann erläutert. Wir geben hier einige Proben des Commentars, und zwar beſonders in ſo weit derſelbe uns vorzugsweiſe originell erſcheint.

K. I. ברא bedeutet an ſich: *in principio aliquid facere;* denn ב bedeutet *in*, ר *Reſch* oder *Roſch*, *caput*, *principium*, *exordium;* und das ganze Wort: *facere*. Doch meint der Vf., auch ohne dieſe Bemerkung ſey es klar, daſs Moſes die Welt aus dem Nichts entſtehen laſſe.

Dieſs Letzte ſey der Vernunft gemäſs; denn ſetze man eine Gottheit, ſo ſey die Unendlichkeit des Weſens, und alſo der Macht, gegeben, und ſomit die Fähigkeit, die Welt aus dem Nichts zu ſchaffen, von vorn herein, anerkannt. שמים iſt der Himmel mit den Sternen, denn die Erde muſste ſogleich ihre Bahn beginnen, damit ſie beſtehen konnte. Am 4ten Tage haben die Sterne nur ihr gegenwärtiges Licht erhalten. — Hierauf wird dargethan, daſs das Sonnenſyſtem gleich damals die jetzt bekannten Verhältniſſe erhielt. — Zu *vidit lucem quod eſſet bona*, wird die Natur des Lichts nach den Lehrbüchern der Phyſik gegeben. — *Dieſs unus* heiſst 24 Stunden, obgleich damals noch keine Sonne leuchtete.

Zu ויאמר bemerkt der Vf., daſs die PP. ſagen: „*omnia per ipſum* (*λόγον Aeterni Patris Verbum aeternum*) *facta ſunt*." *Quod quidem in Hebraeo clarius elucet, in quo* ויאמר *et emer eadem vox, quae utrinque ſcribitur literis Aleph, Mem, Reſch, et vox poſterior ex priori derivata illique coaeva est.* Doch verwirft der Vf. dieſs als ſpitzfindig. (Rec. geſteht, die ganze Stelle nicht zu begreifen.) *Dies unus est Hellenismus τῶν LXX, qui more sui temporis ſcripſerunt μία pro πρώτη;* — als ob nicht die Ueberſetzung *μία* genau dem אחד entſpräche! Um die Arbeiten des zweyten Tages erklären zu können, nimmt der Vf. die Bedeutung רקיע *firmamentum* von der Atmoſphäre, und verſteht unter den *oberen* Waſſern die Wolken. *Vocavit deus firmamentum Coelum* ſoll heiſsen: Gott wuſste voraus, daſs die Menſchen dieſen Wolkenhimmel שמים nennen würden. Eben ſo weiterhin ויקרא (Merkwürdige Miſchung rationaler Exegeſe mit ſo viel Wunderbarem). Uebrigens wird unterſucht, warum nicht ſchon am erſten Tage ſtehe, Gott ſah, daſs das

Werk gut ſey? und dahin beantwortet, daſs erſt am 3ten Tage etwas Vollendetes da war. Hiebey werden zugleich die Stellen *Pſ. CIII*, 6—8 und *Hiob XXXVIII*, 8—11 S. 44, als die Schöpfung beſchreibend, erklärt.

V. 11 ſoll heiſsen: es ſeyen alle Pflanzen, je nach Beſchaffenheit des Bodens und Klimas entſtanden. Und V. 12 wird bewieſen, daſs die Pflanzen von groſsem Nutzen ſind, daher mit Recht bemerkt werde, Gott habe geſehen, daſs es gut ſey. Ebenſo bey den Werken der folgenden Tage. Aus dieſer Pflanzenſchöpfung wird auch bewieſen, daſs Moſes nur den gewöhnlichen Sonnen-Tag meine, nicht aber Schöpfungsperioden, da augenſcheinlich alle Pflanzen, wenn ſie nur Einen Mondmonat ohne Licht geblieben wären, ganz und gar hätten verwelken müſſen!

In dieſem Geiſte werden bis p. 77 die einzelnen Angaben und Ausdrücke des erſten Kap. behandelt, mit Einſtreuung vieler phyſikaliſcher Betrachtnngen und Lehren; unter denen beym 4ten Tage p. 39 ſich auch die findet, der Mond umkreiſe die Erde 30—31 Tage, und wenn Sonne, Erde, Mond *in recta linea ſita ſunt*, der Letzte als Vollmond erſcheint; *ſi vero lunae medius locus obtigerit*, uns die dunkele Seite zuwendet! Uebrigens wird jede Deutung auf Aſtrologie abgewieſen.

Die Erklärung des 2ten Kap. wird mit einer Betrachtung der von Gott in den 6 Tagen gegebenen *Geſetze* eingeleitet. Dieſe ſind theils phyſiſch, theils moraliſch; jene ſind faſt nur *arbitrariae nec ultra tempus duraturae quam legumlatori deo placuerit, et exceptionum, cum voluerit, capaces, quo ſit e. g., ut in mediis flammis, ſiquidem illi placuerit, blandiente zephyro refrigerer etc.* Die moraliſchen ſind unabänderlich.

Kap. II. 7. אדם wird erklärt für *pulcher*, und verworfen wird jede Erklärung von der *Röthe* oder *Erde*. Der Menſch war übrigens ein tüchtiger Naturkenner, und beſaſs ſeine Sprache grammatiſch, da er aus איש ganz richtig אשה bildete. — V. 8. *Plantaverat*, nämlich am 3ten Tage. בעדן, *in voluptate*, nicht wie die LXX ἐδέμ, weil damals kein Land einen Namen haben konnte, das Paradies aber ſpäterhin unzugänglich blieb. מקדם, im Oſten, nämlich jenſeit des 55° der Länge; denn Moſes ſchrieb zwiſchen 50—55° in Arabien. יהוה Gott ſelbſt verſetzte Adam auf eine wunderbare Weiſe ins Paradies; denn von ſelbſt wäre er nicht gegangen, und von Abführung durch einen Engel ſteht nichts geſchrieben, alſo —— Was die ſpätere Bedeutung des Wortes *Paradies* betrifft, ſo bemerkt der Vf., daſs die Bedeutungen der Wörter ſich ändern, und daſs *Nomina propria* bisweilen zu *appellativis* werden und umgekehrt. Um dieſs Letzte zu beweiſen (wohl gemerkt!), erzählt der Vf. die Antwort, welche *Sulzer* einigen franzöſiſchen Officieren gab, als dieſe ihn wegen der Armuth der deutſchen Sprache neckten. Sie hatten ihm nämlich vorgehalten, die deutſche Sprache könne das griechiſche *Hippokrene* nicht überſetzen; darauf antwortete *Sulzer:* Allerdings, nämlich *Roſsbach.* — Dieſe Stelle iſt nun freylich ein Beleg, daſs dieſer Commentar erſt nach dem 7jährigen Kriege verfaſst ſey, ſonſt möchte man ihn wohl für eine Abſchrift eines bereits ſeit Jahrhunderten beſeitigten Originals zu halten ſich bewogen fühlen.

So wird auch *im* ganzen Ernſte unterſucht: 1) ob der Lebensbaum einzig in ſeiner Art war? 2) ob er zu einer anderen Gattung gehört, oder eine eigene für ſich gebildet habe? 3) ob die Kraft, ewiges Leben zu verleihen, ſeiner Natur eigen, oder ihm auf übernatürliche Art zuertheilt war? 4) ob er Unſterblichkeit verleihen konnte? Dieſe Fragen werden ſo beantwortet: 1) Es gab wahrſcheinlich nur ein Exemplar dieſes Baumes, denn ſeine Beſtimmung war eben nur die eben vorliegende. Er diente als Heilmittel gegen Giftpflanzen oder ſonſtige tödtliche Verletzungen, die dem ſchon von Natur ſterblichen Menſchen den frühzeitigen Tod geben konnten. Hätte nun der Menſch nicht geſündigt, ſo wäre er, zur Belohnung, unſterblich geworden, und ſo wäre kein Baum dieſer Art mehr nöthig geweſen. — 2) Seine Species iſt unbekannt, doch konnte ja Gott jedem Baume dieſe Kraft verleihen. Ja 3) ſie ward ihm auf übernatürliche Weiſe verliehen; es konnte alſo einer der gewöhnlichen Bäume ſeyn. 4) Lebensbaum hieſs er aber nur, weil der Genuſs der Früchte das Leben erhalten konnte. Die *Thuja occidentalis* hat aber nur den Namen *arbor vitae*, weil er immer grün iſt.

Solcher Neuigkeiten iſt das ganze Werk voll, z. B. über die Schöpfung der Engel, des ſeligen Lebens; dagegen findet man auch intereſſante Belege aus den Profandichtungen der Chineſen und anderer Völker zur Geſchichte der erſten Menſchen, der Sündfluth (oder wie die Grammatiker jetzt wollen, *Sintfluth*) und der Patriarchen. — Der Commentar iſt weiterhin minder weitſchweifig, bleibt aber höchſtens als Merkwürdigkeit beachtenswerth.

J.

D R U C K F E H L E R.

Im Märzhefte ſind folgende Druckfehler zu verbeſſern:

S. 382, Z. 5 δράσειαν für δράσεων.
S. 382, Z. 17 v. u nennt — kennt.
S. 383, Z. 7 Aldinae — Aldiane.
S. 389, Z. 14 v. u. verglichen mit — verglichen.
S. 399, let te Z. wenigen — weniger.
S. 402, Z. 28 iſt nach den Worten *nach einander* noch einzufügen: theils mit Kreuzchen und Klammern —
S. 403, letzte Z. lies Μολύκρειον — Μολύπρειον.
S. 405, Z. 23 v. u. verachtet — vernichtet.

JENASCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

MAI 1837.

JURISPRUDENZ.

Göttingen, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Lehrbuch des Strafprocesses* von Dr. *Anton Bauer*. 1835. 468 S. gr. 8. (2 Thlr. 4 gr.)

Schon im Jahr 1805 hatte der Vf. ein solches Lehrbuch unter dem Titel: *Grundsätze des Criminalprocesses* herausgegeben. Seit dieser Zeit erschienen viele neue Strafgesetze, und der Vf. machte, wie er in der Vorrede selbst sagt, mannichfache neue Erfahrungen. Es wurde daher eine gänzliche Umarbeitung nöthig, und so ist dann gegenwärtiges Werk unter diesem veränderten Titel entstanden, welches sich durch die dem Vf. eigenthümliche Klarheit auszeichnet.

Eine vorausgeschickte allgemeine Einleitung, S. 1—22, enthält den Begriff, Stellung des Strafprocesses in der Rechtswissenschaft, Unterschied des Strafprocesses von verwandten Fächern (als dem Strafrechte, Criminalpolizey, Criminalpraxis und Civilprocess), Eintheilung des Strafprocesses, Quellen und Hülfsmittel. Bey der Begriffsbestimmung des Strafprocesses legt der Vf. wieder seine Warnungs-Theorie zum Grunde, gerade als wenn dieselbe unbestritten von allen Rechtslehrern angenommen wäre. Da die Schrift auch als Lehrbuch für den Unterricht bestimmt ist, so ist diess um so weniger zu billigen. Hienach läfst der Vf. die Theorie des Strafprocesses in zwey Theile zerfallen; im ersten derselben handelt er von der Strafgerichtsverfassung (S. 23—80), im zweyten vom strafgerichtlichen Verfahren; den ersten Theil läfst er wieder in 2 Abschnitte zerfallen, wovon der erste von der Strafgerichtsbarkeit und der zweyte von den Strafgerichten handelt. Dieser zerfällt wieder in 4 Titel; der erste handelt von den Arten der Strafgerichte und deren Besetzung, der zweyte von der Zuständigkeit der Gerichtsstände, nämlich von den verschiedenen Arten und Collisionen der Gerichtsstände. Bey Aufzählung der privilegirten Gerichtsstände sagt der Vf. S. 63 Note a), dafs von dem privilegirten Gerichtsstande die Exterritorialität der souveränen Fürsten und der Gesandten zu unterscheiden sey. Was die ersten betrifft, so bedurfte es deren Erwähnung nicht, da dieselben überhaupt als Souveräne unter gar keinem Gerichtsstande stehen, und es von selbst klar ist, dafs sich *kein Gerichtsstand* von *Einem solchen* unterscheidet; was aber den Gerichtsstand der Gesandten betrifft, so ist auch Rec. der Ansicht, dafs dieses kein eigentlich privilegirter Gerichtsstand ist, weil der Gesandte an dem Orte, wo er accreditirt ist, den Souverain repräsentirt, also daselbst wie der Souverain selbst keinem Gerichtsstand unterworfen ist, daher sein Recht der Exterritorialität, das ist der Gesandte bleibt, gleichsam als wenn er das Land seines Souverains nicht verlassen hätte, unter dessen Gerichtsstand. Die Angabe dieser Gründe vermisst man bey dem Vf., welches um so nöthiger gewesen wäre, da *Feuerbach* im Lehrbuch des p. R. §. 517, *Grolman* in s. Grundsätzen der Criminalrechtswissenschaft, *Meister princ. jur. crim.* §. 88 und Andere die Exterritorialität der Gesandten mit unter den privilegirten Gerichtsstand mischen. Der dritte Titel S. 71—74 handelt sodann von dem Verhältnisse der Strafgerichte unter einander und zu den Polizeybehörden, und der 4te Titel S. 75—80 von dem Untersuchungsgefängnissen.

Dem zweyten Theile von dem strafgerichtlichen Verfahren ist eine Einleitung vorausgeschickt, S. 81—106, in welcher von dem Gegenstande, Zwecke, Bestandtheilen, Bedingungen der Statthaftigkeit eines Strafverfahrens überhaupt und hinsichtlich des deutschen Strafprocesses insbesondere vom Verhältnisse einer Strafsache zu anderen Rechtssachen, nämlich dem gegenseitigen Verhältnisse zwischen verschiedenen Strafsachen und bürgerlichen Sachen gehandelt wird. — Sehr richtig sagt der Vf. hinsichtlich des Zweckes des Strafverfahrens S. 82, dafs dasselbe weder blofs auf Ausmittelung der Schuld, noch der Unschuld, sondern blofs auf Erforschung der Wahrheit aller Thatsachen gerichtet seyn müsse, eine Wahrheit, die leider in der Praxis so oft verkannt wird, und man kann, wie auch schon *Mittermaier* im n. Archiv des Crim. Rechts Bd. 16 bemerkt, das Bild nicht übertrieben nennen, welches *Goethe* im Egmont dem Schreiber Vansen machen läfst. Wo nichts heraus zu verhören ist, da verhört man hinein, da fragt man erst ganz sachte weg, dann macht der Inquisitor aus den Antworten wieder Fragen, und pafst ja auf, wo irgend ein Widersprüchelchen zu finden ist. Mit mehr Sorgfalt suchen die Bettelweiber nicht die Lumpen aus dem Kehricht.

Hienach zerfällt der zweyte Theil in drey Bücher, wovon das erste die Bestandttheile des Verfahrens ohne Rücksicht auf bestimmte Arten des Strafprocesses (S. 107 bis 364), das zweyte die Darstellung der verschiedenen Arten des Strafprocesses (S. 365—450), und das dritte die Criminalkosten (S. 451—461) begreift. Das erste Buch theilt sich wieder in 4 Hauptabschnitte, deren erster von der In-

ſtruction, der zweyte von den Erkenntniſſen, der dritte von den Rechtsmitteln, und der vierte von der Vollziehung der Strafurtheile S. 365—364 handelt. Der erſte Hauptabſchnitt beſchäftigt ſich im erſten Titel mit den Handlungen, um Perſonen und Sachen der Gewalt des Gerichts zu unterwerfen und deren Identität auszumitteln. Der Vf. zählt zu den Rechtfertigungsgründen, weſswegen die Haft eintreten könnte, auch die Beſorgniſs der Colliſion. Das gemeine Recht erwähnt zwar dieſes Falles nicht, ſondern in der P. G. O. Art. 11 heiſst es nur, daſs, wenn mehr als ein Gefangener vorhanden wäre, dieſelben ſo viel als möglich getheilt werden ſollen, damit ſie ſich wegen falſcher Angabe nicht mit einander vereinigen, oder wie ſie ihre That beſchönigen wollen, verabreden möchten. Hiebey wird alſo ſtets vorausgeſetzt, daſs auſserdem ein rechtmäſsiger Grund der Verhaftung vorhanden iſt. Es kann jedoch auch wegen Beſorgniſs einer Colliſion aus wichtigen Gründen zur Verhaftung geſchritten werden, und wie der Vf. richtig bemerkt, muſs dieſe Beſorgniſs auf einem *beſtimmten* und *zureichenden* Grunde beruhen, auch darf die Verhaftung nur bey ſchweren Verbrechen, und nicht länger, als es für den Zweck nöthig iſt, geſchehen, und zu weit gehen wohl die preuſſiſche Criminalordnung §. 209 und der hannöveriſche Entwurf vom Jahr 1830, Th. 2, §. 55, welche die Verhaftung da ſtets zulaſſen, wenn gegründete Beſorgniſs vorhanden iſt, daſs der Verbrecher ſeine Freyheit zur Verdunkelung der Wahrheit oder zur Erforſchung der Unterſuchung miſsbrauchen werde, da der Angeſchuldigte hiedurch zu ſehr in die Willkür des Richters gegeben iſt.

Der zweyte Titel (S. 139—294) handelt von der Theorie des Beweiſes und zerfällt wieder in 4 Kapitel, nämlich I) vom Beweis im Allgemeinen; II) vom natürlichen Beweis, III) vom künſtlichen Beweis; IV) vom zuſammengeſetzten Beweis. Der Vf. ſtellt im erſten Kapitel den Satz auf, daſs auch auf künſtlichen Beweis ein verurtheilendes Erkenntniſs Statt finden könne, indeſſen muſs dieſem Rec. nach der ausdrücklichen Vorſchrift des Art. 22 der P. G. O. widerſprechen. Denn wenn der Vf. dagegen behauptet, daſs die Vorſchrift des Art. 22 nur durch das Daſeyn der Folter bedingt ſey, und daſs durch das Wegfallen derſelben mehr als die bloſse *ratio legis* weggefallen ſey, und daher die Behauptung des Gegentheils eine Verwechſelung des vollen künſtlichen Beweiſes mit den unvollſtändigen Anzeigen ſey: ſo ſucht er hier den Beweis ſeines Satzes zu erſchleichen, indem er etwas als ſtillſchweigend vorausſetzt, dem man durchaus widerſprechen muſs, nämlich daſs es einen vollen künſtlichen Beweis nach gemeinem Rechte gebe. Denn wäre dieſe Frage nach der P. G. O. zu bejahen, ſo hätte dieſelbe eben ſo gut wie auf den vollen Beweis durch Zeugen ein verurtheilendes Erkenntniſs zulaſſen können. Daraus aber, daſs dieſs nicht geſchehen, folgt, daſs nach gemeinem Rechte der künſtliche Beweis *ſtets* ein *unvollſtändiger* iſt. Sowie nun aber durch das Wegfallen der Folter nicht auf jeden unvollſtändigen Beweis, worauf früher die Tortur erkannt wurde, jetzt ein Straferkenntniſs gebaut werden kann (was der Vf. ſelbſt zugeben wird), eben ſo wenig kann dieſes auf einen künſtlichen Beweis gebaut werden.

Das zweyte Kapitel vom directen natürlichen Beweis läſst der Vf. wieder in folgende 5 Abtheilungen zerfallen: 1) vom Geſtändniſs, 2) vom Augenſchein, 3) von den Zeugen, 4) von den Urkunden, 5) vom Eide.

Was nun die erſte Abtheilung vom Geſtändniſſe betrifft, ſo hätte hier eigentlich nur der Begriff des Geſtändniſſes, deſſen Eintheilung, Erfoderniſſe, Beweiskraft und Widerruf abgehandelt werden dürfen, da das Verfahren zur Erlangung eines rechtsgültigen Geſtändniſſes, was der Vf. ebenfalls hier abgehandelt hat, zur Unterſuchung gehört. Zu den unzuläſſigen Fragen zählt der Vf. mit Recht, wie dieſs auch in der Theorie allgemein anerkannt iſt, die verfänglichen und Suggeſtivfragen. Inzwiſchen wird dieſe heilſame Vorſchrift, welche ſchon hinſichtlich der Suggeſtivfragen das römiſche Recht giebt (*frag.* 1. §. 26. *Dig. de Quaeſt.* 48. 8. *Qui quaeſtionem habiturus eſt, non debet ſpecialiter interrogare, an Lucius Titius homicidium fecerit, ſed generaliter, quis id fecerit; alterum enim magis ſuggerentis quam requirentis videtur*), leider in der Praxis oft nicht befolgt. Die Suggeſtivfragen ſind noch ungleich ſchädlicher, als die captiöſen, da ſich der hiedurch entſtandene Nachtheil weit weniger wieder gut machen läſst. — Selbſt bey der Confrontation ſollte man die Vorſicht beobachten, daſs man den Confrontanden nicht Alles über den Hergang der That dem Confrontaten ins Geſicht ſagen lieſse, damit das ſpäter abgelegte Bekenntniſs nicht ſeine Originalität und dadurch ſeine Glaubwürdigkeit verliert.

Auch beym Beweiſe durch Zeugen hat der Vf. conſequent, wie beym Geſtändniſſe, nicht nur von der Verbindlichkeit zum Zeugniſſe, von Erfoderniſs eines vollgültigen Zeugniſſes, von der Beweiskraft und Wirkung des Zeugniſſes gehandelt, ſondern auch von der Vernehmung der Zeugen, nämlich der Stellung derſelben vor Gericht, ſowie der äuſseren und inneren Einrichtung des Zeugenverhörs. Sehr richtig bemerkt er übrigens hiebey (S. 243), daſs beym Zeugenverhör verfängliche und ſuggeſtive Fragen noch weit ſchädlicher ſind, als beym Verhör des Angeſchuldigten. Auch tadelt der Vf. ſehr richtig die Auferlegung des Reinigungseides, da der Schuldige hiedurch in Verſuchung geführt werde, ſich mittelſt eines falſchen Eides der Strafe zu entziehen, die Abſchwörung alſo einen ſehr trüglichen Beweis der Unſchuld gewähre, da die Erfahrung lehre, daſs Inculpaten, deren Schuld bis zur Wahrſcheinlichkeit erbracht war, dieſen Eid meiſtens dennoch ſchworen, daſs aber der Unſchuldige auf der anderen Seite in eine ſehr miſsliche Lage verſetzt werde, indem durch die Eidesverweigerung kein ſicherer Schluſs auf die Schuld gezogen werden könne, und ein fingirtes Geſtändniſs gegen das Weſen des auf materielle Wahr-

heit gerichteten Strafverfahrens verstossen würde; daher erwähnen auch das österreichische und baierische Strafgesetzbuch des Reinigungseides nicht; im Nassauischen ist er sogar bey Civilsachen abgeschafft, und sehr zu missbilligen ist daher der Art. 277 des revidirten hannöverischen Entwurfs, welcher nicht nur den Reinigungseid angenommen, sondern sogar der Eidesverweigerung die Kraft eines vollen Beweises beylegt.

Was der Vf. im dritten Kapitel über den künstlichen Beweis sagt, so haben wir schon früher bemerkt, in der Beziehung mit demselben nicht einverstanden zu seyn. Was aber derselbe in S. 289 not. a. von dem bewiesenen Alibi, als einem Falle, in welchem eine einzige Anzeige einen vollen Beweis bildet, erwähnt, ebenso von dem Falle, wenn eine Ehefrau, deren Ehemann seit einem Jahre abwesend war, schwanger wird, dass hiedurch ein *Indicium*, der volle Beweis des begangenen Ehebruchs geliefert werde: so widersprechen solche Fälle schon dem Begriff eines *Indiciums*. Wenn einige neuere Gesetze auch einen vollen künstlichen Beweis zulassen, wie z. B. das österreichische und baierische, so ist es zu billigen, dass sie alsdann auch die Todesstrafe ausschliessen, und anstatt dieser lebenslängliche Kerkerstrafe Statt finden lassen, da bey der letzten, im Falle eines Jrrthums der Strafjustiz, doch leichter der Fehler wieder gut gemacht werden kann, als bey der ersten, auch bey der letzteren Strafe dem Unschuldigen der Trost verbleibt, dass vielleicht seine Unschuld noch entdeckt, und er vor der Welt gerechtfertiget dastehen werde.

Dass bey einem künstlichen Entschuldigungsbeweise Losſprechung Statt finden müsse, ist zwar vollkommen richtig; diess hat aber seinen Grund darin, dass wenn auch nur gegründete Zweifel gegen die Schuld des Angeschuldigten vorliegen, derselbe stets losgesprochen werden muss, da weit eher ein Schuldiger losgesprochen, als ein Unschuldiger verurtheilt werden darf. Eben so wenig, als bey einem Jndicienbeweise, kann bey einem zusammengesetzten Beweise nach gemeinem Rechte Verurtheilung des Angeschuldigten Statt finden, jedoch bleibt sich der Vf. consequent, wenn er auch hier die Verurtheilung (unter Umständen) zulässt (S. 295). Auch müssen die neueren Strafgesetze consequenter Weise dasselbe von dem zusammengesetzten Beweise gelten lassen, was von dem künstlichen Beweise gilt (siehe auch baierische Strafgesetzgebung Art. 334).

Den dritten Titel von der Vertheidigung lässt der Vf. nach vorausgeschickter Vorerinnerung in 2 Kapitel zerfallen, wovon das erste von der Vertheidigung im Allgemeinen, nämlich vom Begriff und Arten der Vertheidigung, Nothwendigkeit und Rechtsgunst derselben, von Bestellung des Vertheidigers und dessen Pflichten und Rechten handelt. Mit Recht tadelt hier der Vf. (S. 299 Not. a) das österreichische Gesetzbuch, welches selbst auf Verlangen des Angeschuldigten aus dem Grunde keine Vertheidigung zulässt, weil es die Pflicht des Gerichts sey, von Amtswegen die Vertheidigung zu bewirken. Ebenso muss man dem Vf. Recht geben, dass er es (S. 303 N. c) für eine mangelhafte Einrichtung hält, wenn die Vertheidigung unvermögender Angeschuldigten den angestellten Sachwaltern als eine unentgeltliche Reihenlast aufgebürdet wird (eine Einrichtung, welche auch im Nassauischen besteht). Denn 1) wenn man es auch dahin gestellt seyn lassen will, ob es nicht eine ungerechte Zumuthung ist, dass man dem Sachwalter, welcher wie jeder Andere seine Steuer dem Staate bezahlt, und dafür auch nicht mehr Vortheile geniesst, als jeder Andere, eine solche Last aufbürdet (es wird z. B. Niemandem einfallen, dem Schuhmacher zuzumuthen, dem Armen die Schuhe und Stiefel unentgeltlich zu machen): so hat es ausserdem auch noch den Nachtheil, dass 2) die Anwälte schlechte Vertheidigungen liefern, und so der Sache sehr geschadet wird. Würde man hingegen auch den vermögenslosen Angeschuldigten stets seinen Vertheidiger wählen lassen, und die Belohnung aus einer Gerichtscasse zahlen, so würde sich jeder Anwalt seines eigenen Vortheiles wegen bemühen, gute Arbeit zu liefern, und der Angeschuldigte könnte einen solchen wählen, zu dem er dieses Vertrauen hätte.

Das 2te Kapitel handelt von der Hauptvertheidigung insbesondere, und zwar von den Vertheidigungsgründen, von den allgemeinen Erfodernissen und Mängeln, der Vorbereitung und den Theilen der Vertheidigungsschrift und zuletzt von dem Vertheidigungsverfahren.

Beym zweyten Hauptabschnitt von den Erkenntnissen (S. 316—341) muss man dem Vf. Recht geben, wenn er zu den Erfodernissen der Urtheile auch die Mittheilung der Urtheilsgründe zählt. Leider geschieht diess nicht überall, und im Nassauischen z. B. werden nur in Civil-, nicht aber auch in Straf-Sachen Urtheilsgründe mitgetheilt. Inzwischen sieht Rec. die Gründe dieser Unterscheidung nicht ein; im Gegentheile muss man die letzten, welche die heiligsten Rechte der Menschen zum Gegenstande haben, doch als wichtiger betrachten, als diejenigen, welche sich bloss mit dem Mein und Dein beschäftigen. Auch wird sich in Civilsachen in den meisten Fällen weit weniger eine Parteylichkeit denken lassen, da es dem Richter im Grunde gleichgültig seyn kann, ob der A. oder der B. den Process gewinnt (da er in Sachen, wo er selbst, oder seine Angehörigen betheiligt sind, nicht Richter seyn kann), es also hier mehr eine Controle gegen den Richter ist, dass er die Acten ordentlich liest, und alle Thatumstände und Rechsfragen in gehörige Erwägung zieht. Dagegen ist es in Strafsachen, besonders bey politischen Vergehen, eine sehr heilsame Garantie für die unparteyische Ausübung der Rechtspflege, wenn der Richter Entscheidungsgründe mitzutheilen gehalten ist.

Hinsichtlich der Wirksamkeit der Ergebnisse unterscheidet der Vf. (S. 337) zwischen der Vollstrafbarkeit und Rechtskraft derselben. Die Verwechselung beider hat nach der Ansicht des Vfs. manche Missverständnisse und Sreitigkeiten herbeygeführt. Vollstreckbar (vollziehbar ist nach ihm dasjenige Erkennt-

nifs, dessen Vollziehung kein rechtliches Hindernifs entgegensteht. Diese Eigenschaften sollen alle Erkenntnisse schon durch die gehörig geschehene Eröffnung erlangen, in sofern nicht binnen der landesgesetzlich bestimmten Frist ein Rechts- oder Gnaden-Mittel dagegen eingewendet worden ist. Durch die eingetretene Vollstreckbarkeit (Vollzugsweise) ginge jedoch das Urtheil nicht in wahre Rechtskraft über, da der Grund der Rechtskraft im Civilrecht, sagt der Vf. weiter (S. 339), nicht auf strafgerichtliche Urtheile passe, theils weil es im Strafprocess auf wirkliches Recht ankomme, theils weil die Entsagung des Betheiligten im Strafverfahren unwirksam sey; strafgerichtliche Urtheile würden also nicht rechtskräftig. Diese Regel gelte auch 1) ohne Unterschied der Arten des Urtheils, insbesondere nicht blofs von verdammenden, sondern auch von lossprechenden Urtheilen. Dafs ein Schuldiger losgesprochen oder zu gelinde bestraft werde, sey ohne Zweifel weit häufiger, als dafs ein Unschuldiger zu hart gestraft werde. Die Rechtspflege würde daher Schaden leiden, wenn in jenem Falle der Staat nicht berechtigt wäre, das Urtheil durch ein dazu geeignetes Organ anfechten, oder die Untersuchung wieder aufnehmen zu lassen! 2) ohne Unterschied der Arten des Strafprocesses und 3) ohne Unterschied der Partey, wäre diefs der Staat oder der Angeschuldigte. Wenn daher Gesetze eine Nothfrist zur Einlegung gewisser Rechtsmittel bestimmten, so sey diefs nur auf die Vollstreckbarkeit des Urtheils und die spätere Unzulässigkeit jener Rechtsmittel zu beziehen. Der Ablauf der Nothfrist habe hiegegen keine Rechtskraft des Urtheils zur Folge. So weit der Vf. Wir hätten gewünscht, dafs derselbe das hätte benutzen können, was neulich *Mittermaier* im Archiv des Criminalrechts, neue Folge, Jahrg. 1834, S. 461—465, über diesen Gegenstand gesagt hat.

Zuerst ist der Unterschied, den der Vf. zwischen Vollstreckbarkeit und Rechtskraft macht, nicht zu billigen. Derselbe mufs es selbst anerkennen (soviel die verdammenden Urtheile betrifft), dafs es einen Zeitpunct geben mufs, wo das Urtheil als vollzugsreif betrachtet werden mufs; wo, weil bereits die Schuld und Strafbarkeit des Angeschuldigten, soviel es nach menschlichen Einrichtungen möglich ist, vollkommen ausgemittelt ist, dem Angeschuldigten nun keine ordentlichen Rechtsmittel mehr gegen das Urtheil zustehen. Wer möchte es hier tadeln, wenn man das Urtheil zum Unterschied von einem solchen, gegen welches noch gewöhnliche und ordentliche Rechtsmittel, wie z. B. Apellation oder weitere Vertheidigung Statt findet, rechtskräftig nennen wollte; auch hier kann man also sagen, das Urtheil gehe in Rechtskraft über, obgleich dagegen stets noch eine *restitutio in integrum* Statt findet; denn die Rechte der Unschuld sind unverjährbare, und keine Rechtskraft kann ihnen entgegenstehen. Auch wird das verdammende Urtheil zu Gunsten des Angeschuldigten in soweit rechtskräftig, dafs nunmehr, weil die Richter die Strafe zu mild ausgemessen, keine Wiederaufnahme der Untersuchung mehr Statt findet; es müfste dann seyn, dafs durch die neuen Beweise eine andere Art des Verbrechens sich ergiebt, dafs die neuen Beweise die Falschheit der vorigen Entschuldigungsbeweise zeigten. Es wäre zu wünschen gewesen, dafs der Vf. auf diese verschiedenen Fälle mehr Rücksicht genommen hätte.

Was das lossprechende Urtheil betrifft, so geht das blofs von der Instanz lossprechende seiner Natur nach nicht in Rechtskraft über; bey dem gänzlich freysprechenden ist zu unterscheiden: Entweder hat sich zur Erlangung desselben der Angeschuldigte unerlaubter Mittel bedient (z. B. Richter oder Zeugen bestochen), dann geht das Urtheil nicht in Rechtskraft über, oder der Angeschuldigte hat sich kein unerlaubtes Mittel bedient, dann geht das Urtheil in Rechtskraft über, und der Angeschuldigte kann nicht mehr wegen desselben Verbrechens vor Gericht gestellt werden. Denn es mufs dem Staate daran gelegen seyn, dafs Processe nicht bis ins Unendliche fortdauern, und die durch ein Urtheil erklärte Unschuld einmal vor künftigen Anfällen sicher ist, daher in der englischen Regel, dafs Niemand solle genöthigt seyn, zwey Mal sein Leben in Gefahr des Ausgangs eines Criminalprocesses zu setzen, wie *Mittermaier* richtig bemerkt, tiefe Weisheit liegt. Der Grund aber, den der Vf. dagegen anführt, dafs der Staat schon durch diesen Grundsatz leiden würde, weil der Fall häufiger vorkomme, dafs ein Schuldiger losgesprochen, oder zu gelinde bestraft, als dafs ein Unschuldiger verurtheilt, oder zu hart bestraft werde, ist durchaus unhaltbar. Denn diefs hat seinen Grund darin, weil der Staat lieber auf manche Verurtheilung verzichtet, als den Unschuldigen Gefahren preisgiebt. Aus demselben Grunde aber mufs einmal ein Ruhepunct eintreten, wo der Angeschuldigte sicher ist. Auch werden hieraus keine bedeutenden Gefahren entspringen, da es ohnediefs ein äufserst seltener Fall seyn wird, dafs gegen Jemand, der einmal frey gesprochen ist, sich noch solche Beweise vorfinden liefsen, dafs derselbe später verurtheilt werden könnte. Auch läfst das kanonische Recht *Cap. OX. de accus.* (§. 1) wegen desselben Verbrechens keine neue Anklage gegen denjenigen zu, welcher einmal frey gesprochen worden ist; und fast alle auswärtigen Gesetzgebungen, wie die französische und italiänische, erkannten von jeher diesen Grundsatz an.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

MAI 1837.

JURISPRUDENZ.

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Lehrbuch des Strafprocesses*, von Dr. *Anton Bauer*, u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

In dem dritten Hauptabschnitt (S. 342—356), von den Rechtsmitteln, handelt der Vf. sowohl von dem eigentlichen Rechtsmittel, als der Appellation der weiteren Vertheidigung der Nichtigkeitsbeschwerde und der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand, als auch von Begnadigungsgesuchen und Anträgen.

Im vierten Hauptabschnitt, von der Vollziehung der Urtheile (S. 356—364), spricht Hr. *B.* von der Vollziehung der verschiedenen Arten der Erkenntnisse, und zwar 1) der Vorerkenntnisse, 2) der Endurtheile, sowohl der lossprechenden als verdammenden, und zuletzt über Vollziehung der Todesstrafe insbesondere.

Hierauf erst lässt der Vf. im zweyten Buche (S. 365—450) die Darstellung der verschiedenen Arten des Strafprocesses, nach einer kurzen Vorerinnerung, in drey Titeln folgen, nämlich: 1) vom ordentlichen Untersuchungsprocess, 2) vom Anklageprocess und 3) von einigen besonderen Arten des Strafprocesses. Uns scheint die Anordnung, die Untersuchung erst nach vollzogenem Urtheil folgen zu lassen, nicht glücklich gewählt, wenigstens ist die Ordnung natürlicher, dass man die Untersuchung dem Urtheile vorausgehen lässt.

Den ersten Titel vom Untersuchungsprocess lässt der Vf., nach vorausgeschickter Einleitung, in welcher er über den Begriff des Untersuchungsprocesses, Unterschied desselben von dem Anlageprocess, vom Werthe desselben, von den Theilen der Untersuchung und von dessen Verschiedenheiten handelt, in folgende zwey Kapitel zerfallen: 1) von der Voruntersuchung, 2) von der Hauptuntersuchung. In dem dritten Titel, der sich mit einigen besonderen Arten des Strafprocesses beschäftiget, wird zuerst der aus Untersuchungs- und Anklage-Verfahren, so wie der aus Civil- und Straf-Verfahren gemischte Process (Adhäsionsprocess), dann der summarische Process, und besonders das standrechtliche Verfahren, hierauf der Contumacialprocess und zuletzt das französische Strafverfahren (S. 431—450) dargestellt. Das dritte Buch (S. 451—461) endlich handelt von den Criminalkosten. Sehr zweckmäsig hat auch der Vf. die Bestimmungen der neueren deutschen Strafgesetzgebungen, in sofern sie von dem gemeinen Rechte abweichen, in den Noten angeführt.

Soviel von einem Werke, welches sich überall durch Klarheit und Einfachheit der Darstellung auszeichnet, in welchem der Vf. beynahe durchgängig die neueren Fortschritte der Wissenschaft berücksichtigt hat, und welches manche schöne Bemerkung enthält.

D. v. P.

Darmstadt, b. Jonghans: *Bemerkungen über den Stand der Gesetzgebung und Jurisprudenz in Deutschland*, von *Ludwig Minnigerode*, grossherzogl. hessischem quiescirtem Hofgerichtspräsidenten u. s. w. 134 S. 8. (16 gr.)

Vorliegende Schrift bildet kein zusammenhängendes Ganze, sondern nur, wie auch der Vf. in der Vorrede selbst eingesteht, abgerissene Bemerkungen über Gegenstände des Rechts und der Staatsverwaltung, welche zum Theil manches Gute enthalten, indessen nicht stets in der besten Ordnung vorgetragen sind. Nachdem der Vf. sein Werk mit dem Satze begonnen, dass bey allem Thun der Menschen dieselben immer den Zweck ihrer Thätigkeit genau und unverrückt vor Augen haben sollten (S. 1), welches zwar an und für sich richtig ist, aber in keinem Zusammenhange mit dem Nachfolgenden steht, schildert er die verschiedenen Quellen und Rechtsnormen für die deutsche Jurisprudenz (S. 2). Mit Recht tadelt er hier die verschiedene und unbeständige Auslegung der Gesetze, welches seinen Grund darin habe, dass oft jüngere Mitglieder in ein Collegium eintreten, welche, unbekümmert um die bisherige Praxis, ihre Ansicht geltend zu machen suchten, und so würde dann das Recht, welches man bisher als ausgemacht richtig und stabil betrachtet, und auf welches man Hab und Gut und das Wohl ganzer Familien gebaut hätte, umgeändert, und zwar ohne alle Concurrenz der gesetzgebenden Gewalt (S. 8). Dieses müsse zu sehr schlimmen Verhältnissen führen, namentlich werde das Eigenthum, die Rechte, der Frieden und die Ruhe der Staatsgenossen hiedurch untergraben. Eine solche Gewalt der Gesetzes-Auslegung, die von einzelnen Juristen oder Gerichten ausgeübt würde, sey viel schlimmer als die sogenannte *interpretatio authentica*, da ein solcher Act des Gesetzgebers nach der richtigen Meinung als ein neues Gesetz gelten müsse, und daher keine rückwirkende Kraft habe. Der doctrinellen Auslegung werde dagegen rückwirkende Kraft

beygelegt, den Staatsgenossen sey es aber nicht zuzumuthen, dass sie ihre Handlungen nach Gesetzesauslegungen einrichteten, die noch nicht existiren, und die bisher in der Praxis ganz anders anerkannt gewesen wären (S. 48). Käme nun gar noch ein solches Ereigniss, wie die Auffindung des *Codex rescriptus* von Gajus, hinzu, dann sey für dergleichen Rechtsgelehrte eine neue ergiebige Fundgrube entdeckt, woraus neue, die bisherige Gesetzesauslegung und Praxis abändernde Auslegungen zu Tage gefördert würden (S. 49). Auch fänden die neuen Gesetzesauslegungen und darauf gebaute Theorieen, wodurch die Praxis alterirt werde, eine Erleichterung durch juristische Zeitschriften, in welchen Abhandlungen aufgenommen würden, welche nicht bloss dem Interesse für die Wissenschaft ihre Entstehung verdankten (S. 55). Eine zweyte Ursache der Unsicherheit des Rechts liegt, wie der Vf. mit Recht bemerkt, in den vielen Particularrechten, so dass selbst zuweilen in einem Amts- oder Landgerichts-Bezirke deren mehrere gelten (S. 24). Diesem traurigen und unheilvollen Zustande könnte, wie der Vf. (S. 16) richtig bemerkt, durch eine volksthümliche, auf einfachen Principien beruhende, Gesetzgebung abgeholfen werden. Der Einwand hiegegen, dass das gegenwärtige Menschengeschlecht nicht geeignet und qualificirt sey, eine neuere Gesetzgebung zu Stande zu bringen, ist ungegründet, und widerspricht dem Stande der Civilisation, auf welchem wir stehen. Streben wir freylich nach einer vollkommenen Gesetzgebung, so wird wohl nie eine Zeit kommen, welche eine solche hervorbringen könnte, da alles Menschliche stets das Gepräge der Unvollkommenheit an sich trägt. „Wer nur das Beste will, will nichts", bemerkt daher der Vf. mit Recht, und es müssen daher nach seiner Ansicht die Ergebnisse der Zeit und der Civilisation mit rechtlichem Willen benutzt werden, um die Menschen dem besten Ziele näher zu führen.

Mit Recht dringt Hr. *M.* darauf, ernstlich dahin zu arbeiten, dass die Processe verglichen würden (S. 61). Indessen kann ihm Rec. darin nicht beystimmen, wenn er glaubt, dass dieser Zweck am besten nicht durch eigentliche rechtsgelehrte Richter, sondern durch Behörden, die keine Rechtsgelehrte seyen, zu Stande zu bringen versucht würde. Denn einmal werden diese Behörden doch nie das Zutrauen geniessen, weil jeder Theil leicht glauben wird, im Wege Rechtens mehr zu erlangen, und zweytens werden diese Behörden häufig umgangen werden.

Am besten zu Vergleichsversuchen hält Rec. die competente richterliche Behörde, wenn, wie im Nassauischen, in erster Instanz bey Amte mündlich zu Protocoll verhandelt wird, und die Parteyen in der Regel persönlich erscheinen müssen. Hier kann der Unterrichter unendlich Viel zur Verminderung der Processe durch Vergleich beytragen.

Hienächst erklärt sich der Vf. über einige Gegenstände des Criminalrechts (S. 71—114). Er glaubt, dass es in Ansehung der Strafrechtspflege nicht besser, ja zum Theil noch schlimmer, aussehe als in der Civiljustiz. Nur wenige Länder hätten, worin man dem Vf. bis jetzt leider Recht geben muss (jedoch würden in vielen Staaten neue Gesetze verbreitet, und hoffentlich werden auch andere diesem Beyspiele folgen), eine neuere, dem Standpuncte der Civilisation und der Wissenschaft mehr entsprechende Criminalgesetzgebung, im übrigen Deutschland bestehe noch als Gesetzbuch die P. G. O. Das Beweisverfahren derselben sey auf die Tortur gebaut; diese aber in neuerer Zeit aufgehoben, und so hänge die Gesetzgebung gleichsam ohne Basis in der Luft (S. 72). Ein anderer Fehler der Carolina sey, dass hier auf die Verbrechen kein Maximum und Minimum der Strafe festbestimmt sey. Hiedurch werde der Willkür ein zu grosser Spielraum gelassen (S. 75). Auf das blosse äussere Ergebniss einer strafbaren Handlung eine unabänderlich positive Strafe zu setzen, würde zwar gegen die Grundsätze der allgemeinen Gerechtigkeit verstossen, indem die Handlungen in Rücksicht auf Schuld und Zurechnung sich fast niemals ganz gleich seyen (S. 80). Desswegen dürfte aber dem Richter die Bestimmung nicht allein überlassen werden; und daher müsse für die verschiedenen Arten Verbrechen die Strafe nach einem Minimum und Maximum bestimmt seyn, innerhalb welcher sich der Richter streng zu verhalten habe (S. 75). (Dasselbe hat auch Rec. bereits früher in seinem Werk über die Begründung des Strafrechts S. 91 behauptet.) Bey der Unvollkommenheit aller menschlichen Institute und Dinge könne es freylich kommen, dass auch das darinnen bestimmte Minimum der Strafe für den einzelnen Fall in Rücksicht der Schuld zu hart sey, in solchen Fällen müsse der menschlichen Unvollkommenheit durch das Begnadigungsrecht nachgeholfen werden. Auch hier hat Rec. das Begnadigungsrecht in der angeführten Schrift S. 103 aus demselben Grunde vertheidigt, und ist daher mit dem Vf. einverstanden.

Sodann spricht der Vf. S. 82 vom Strafzweck, und glaubt, dass Besserung des Verbrechens Hauptzweck der Strafe sey. Dass dieses indessen unrichtig, hat Rec. schon früher in dieser A. L. Z. (Erg. Bl. 1836. No. 82 ausgeführt). Der Vf. hält es (S. 87) nicht für angemessen, dass freysprechende Urtheile sogleich rechtskräftig werden, indessen sind die Nachtheile, welche hieraus hervorgehen können, keinesweges von der Bedeutung, wie der Vf. schreibt, und Rec. kann hier mit demselben nicht einverstanden seyn. Hierauf erklärt sich Hr. *M.* über die Entbindung von der Instanz (S. 96). Er hält dieselbe für ein verwerfliches Institut, weil es einen Unschuldigen in grossen Nachtheil bringe, und glaubt, dass, sobald auch bey einem freysprechenden Urtheile die Untersuchung zu jeder Zeit wieder aufgenommen werden könnte, dieses Institut ohne allen Anstand wegfallen könne. Indessen ist diese Ansicht durchaus unrichtig. Das Gericht erklärt durch die Entbindung von der Instanz, dass sich der Angeschuldigte eines Verbrechens verdächtig gemacht habe, einem solchen kann aber der Staat kein öffentliches Amt, wobey man vollkommenes Ver-

trauen auf seine Rechtschaffenheit setzen muss, anvertrauen. Dieses fliesst nothwendig aus der Natur der Sache; ihn sonstige Nachtheile treffen zu lassen, wäre eine Ungerechtigkeit; daher darf der von der Instanz Entbundene nicht in die Kosten verurtheilt werden, oder wenn er pensionsfähiger Staatsdiener ist, seine Pension nicht verlieren. Der Vf. erklärt sich ferner (S. 98) über die Gefängnisse, er behauptet mit Recht, dass der Staat verbunden sey, für unschuldig erlittene Haft und dadurch entstandenen Verlust angemessene Entschädigung zu leisten (S. 105). Am Schlusse seiner Schrift handelt der Vf. von der Anstellung der Staatsdiener (S. 115 — 134). Er erklärt, dass die Versetzung derselben möglichst vermieden werden müsse (S. 116), worin auch Rec. beypflichtet. Dass es tadelnswürdig ist, wenn man einem Beamten einen ganz anderen Geschäftszweig durch die Versetzung überträgt, wie z. B. wenn man einem Criminalrichter zu einem Rechnungsrevisionsrath u. s. w. ernennen wollte, ist leicht einzusehen. Aber auch ausserdem sind Versetzungen, die nicht durch besondere Gründe geboten sind, sehr zu missbilligen. Es geht hiedurch Zeit verloren, der in seinem Wirkungskreis eingeübte und mit allen Verhältnissen bekannte Beamte muss sich in die neuen Verhältnisse einstudiren, und überdiess werden dem Staate hiedurch unnöthige Kosten veranlasst. Ebenso hat der Vf. Recht, wenn er kein grosses Gewicht auf die theoretische Prüfung legt (S. 119). Die beste Prüfung ist immer die Praxis, und ihrem Zweck durchaus nicht entsprechend erscheint uns daher die Einrichtung in mehreren Staaten, nach welcher mehrere Prüfungen Statt finden, und derjenige, welcher schon einige Jahre in der Praxis gearbeitet hat, sich einer nochmaligen Prüunterwerfen muss. Denn durch die Arbeit in der Praxis müsste es sich am besten zeigen, ob der angehende Staatsdiener ein tüchtiger Geschäftsmann sey, oder nicht. Hat er sich als solcher gezeigt, so muss diess genügen, denn ein Mehreres kann vernünftiger Weise nicht vou demselben verlangt werden. Hat er sich als solcher gezeigt, so kann es zu nichts helfen, dass er seine Compendien und Hefte gut auswendig gelernt hat. Es ist nicht röthig, dass der praktische Geschäftsmann alle Ansichten der Rechtslehrer auswendig weiss, wenn er nur dieselben in den vorkommenden Fällen richtig anzuwenden versteht. Von besonderer Wichtigkeit ist es, wie der Vf. (S. 126) mit Recht bemerkt, dass das Richterpersonal das Vertrauen des Volks habe, und dass es von Wichtigkeit wäre, wenn bey Anstellung des Richterpersonals die Concurrenz des Volkes oder seiner Vertreter nicht ganz ausgeschlossen wäre. Auch sey diess früher schon mit gutem Erfolge geschehen, z. B. bey dem Oberappellationsgericht zu Celle, bey dem grossherz. mecklenburgischen Oberappellationsgericht, in dem Königreiche der Niederlande und dem jetzigen Königreiche Belgien. — Zu loben ist es übrigens, dass der Vf. besonders solche Gegenstände für seine literarische Thätigkeit gewählt hat, wobey er seine gemachten Erfahrungen besonders benutzen konnte, was einem praktischen Geschäftsmann stets zu empfehlen ist.

D. v. P.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

LA HAYE, chez J. Frank: *Essai sur la nécessité du rétablissement du royaume des Pays-bas.* 1833. VII u. 84 S. 8. (16 gr.)

Der ungenannte Vf. streitet hier mit unverhüllter Parteylichkeit für die Wiederherstellung des Königreichs der Niederlande durch abermalige Vereinigung Belgiens mit Holland; und wenn dieses in leidenschaftlicher Form geschieht, wenn oft die bittersten Bemerkungen, ja Ausfälle gegen die belgischen Aufrührer und ihren König, gegen Frankreich und Grossbritannien, und die Politik der Londoner Conferenz eingestreut werden, so spricht sich zugleich die innigste Ueberzeugung aus, in Gründen, denen Niemand ihr Gewicht abzusprechen vermag, die selbst den Unbefangenen gewinnen müssen. Und wer dürfte dem Holländer, dem Verehrer des unerschütterlichen Fürsten an ihrer Spitze, wer dem Bewunderer der Kraftentwickelung, welche jenes Volk und die Mitglieder des erlauchten Hauses Nassau-Oranien zeigen, zum Vorwurf machen, wenn er den Schmerz ausdrückt über das Benehmen der Mächte, welche das Königreich der Niederlande gründeten, zum Vorposten gegen Frankreich, und es dann diesem aufopferten, eben als der Fall einzutreten drohete, für welchen jene politische Stiftung berechnet worden war!

Die Abhandlung zeigt zuerst, wie seit langer Zeit (1678) eine Schutzwehr gegen die rücksichtslose Erobrungssucht Frankreichs in und durch die Niederlande nothwendig erachtet worden, und von den übrigen Mächten stets berücksichtigt sey, dass dieser, zuerst durch den Barrierevertrag ausgesprochene, Grundsatz in den folgenden Friedensschlüssen seine Anerkennung gefunden, und im J. 1814 u. 1815 die Begründung des Königreichs der Niederlande veranlasst habe. Nachdem sodann nachgewiesen ist, wie beharrlich von Frankreich die Erwerbung Belgiens von jeher betrieben worden, wird aus der geographischen Lage, der Richtung der Flüsse, dargethan, dass Belgien und Holland nicht ohne Nachtheil für Beide getrennt werden können; die bedungene Neutralität Belgiens keine Sicherheit gewähren, am wenigsten den Schutz ersetzen werde, den die wieder abgetragenen Festungen allein hätten zu leisten vermocht. Eine grelle Schilderung der jetzigen Lage Belgiens und seiner inneren Verhältnisse führt hienächst die Folgerung herbey, dass dieses Land in einiger Selbstständigkeit nicht bestehen könne, und also nothwendig und bald eine Beute Frankreichs werden müsse. Zum Schlusse wird die Behauptung widerlegt, als ob Nationalabweichung einer Vereinigung Belgiens und Hollands entgegen ständen; beide Völker zeigten vielmehr noch gegenwärtig eine Aehnlichkeit der Gebräuche u. s. w, die den verwandten Ursprung darlegten,

und einer vorsichtigen Regierung würde es gewifs glücken, beide Völker zusammenzuschmelzen. Wenn Rom und Carthago in Einverständnifs handele, werde der Freyheit der Welt gewifs Gefahr gebracht, und könne dieser nur begegnet werden, indem jedem Vorschritte dieses Bündnisses kräftigst entgegen getreten würde. Möchte die richtige Bemerkung des Vfs.: „*Tout effet porte nécessairement le caractère des causes qui l'ont produit. L'on ne peut créer l'ordre avec des élémens de trouble; des semences de désolation et de ruine ne peuvent produire des fruits de paix et de prospérité*“, stets denen vorschweben, die es unternehmen wollten, die öffentliche Ordnung anzugreifen, sowie denen, die berufen sind, zur Herstellung der durch Revolution gestörten Ordnung zu wirken! So gefährlich es ist, die Staatsmacht zu untergraben, so bedenklich ist es, nachdem solches geschehen, die Stifter der Unruhen zu Befestigung der Ordnung anzustellen. Auf ihnen haftet der Fluch der Nemesis, und Belohnung des Verbrechens fodert Andere zu dessen Erneuerung auf.

Druck und Papier sind gut.

V — W.

Cöln am Rhein, b. Renard u. Dubyen, *Ueber die Eigenthümlichkeit des Geistes unserer Zeit, in Beziehung auf die sociale Macht der Geldaristokratie*, oder *die Schattenseite des heutigen Ultra-Industrialismus.* Von dem Verfasser der Schrift: Ueber den Charakter unserer Zeit und den Misklang im constitutionellen Leben. Ein Beytrag zur richtigen Würdigung der Misgriffe von Seiten der Stände und der Regierungen in Deutschland, und zur Erzielung und Befestigung eines freundlichen Einverständnisses zwischen beiden. 1835. 35 S. 8. (4 gr.)

Ohne sich auf Erörterungen über den eigentlichen Grund der öffentlichen Verstimmung einzulassen, und Mittel zu deren Abhülfe anzuzeigen, theilt der Vf. nur seine Ansicht darüber mit. Es ist eine Expectoration zur Herzenserleichterung, eine Philippica gegen die Geldaristokratie und die Richtung des Zeitgeistes auf Erwerb, was hier zu finden ist; aber ein Mehreres, wie die Angabe gefährlich erachteter Erscheinungen, darf hier nicht gesucht werden. Dennoch ist dieser Aufsatz verdienstlich, indem er auf vorhandene Uebel aufmerksam macht, und es nützlich ist, auch nicht unerkannte Misstände widerholt und kräftig zu rügen, um endlich die Mittel dawider auffinden zu machen, die man selbst nicht darzubringen vermag; und dieses ist denn auch der Zweck, den der Vf. ausspricht. Er deutet zuerst auf die Zerrüttung der Sitten, durch eine mafs- und rücksichtlose Sucht nach Reichthum, durch immer zunehmenden und sich über alle Classen der Gesellschaft verbreitenden Luxus, und durch den hieraus entsprungenen Pauperismus. Aber ist das nicht die natürliche und unvermeidliche Folge der so gepriesenen Gesittung, des angloamerikanischen Moralprincips: „*make money*“, und der „*Civilisation*“ der Franzosen, worin wir dieser eitelen Nation den Vorrang willig zugestehen können, den sie in Anspruch nimmt? Wie die öffentliche Achtung des Rechts abgenommen hat, seit man von Nordamerika und Paris aus die unveräufserlichen Rechte des Menschen gepredigt: so geht im Verhältnifs der vorschreitenden Gesittung auch die Sittlichkeit unter. Dann geht der Vf. in einen stark ausgedrückten, doch wohlbegründeten Ausfall gegen die sociale Geldmacht über, und wirft dieser vor, nach ihrem Interesse das angeborene gute Recht zu verleugnen, und Constitutionen und Gesetzbücher zu verlangen, nicht zum Schutze des Rechts, sondern um sich wo möglich alle Gewalt zuzueignen, und alle Stände an die Sclavenketten ihres Einflusses zu fesseln. Wer erkennt hierin nicht den Keim der neuesten Revolutionen von 1830? So richtig hieraus die Schattenseite des Papiergeldes und das Verderbliche des Effectenhandels geschildert wird, mit so gutem Grunde die damit und mit den Staatslotterien verknüpften, allgemein für sittentödtend anerkannten, Hazardspiele getadelt werden: so geht der Vf. doch in der Behauptung zu weit, der Politik des Papiergeldes eine schädliche Vertheuerung aller ausländischen Producte beyzumessen, indem diese nicht wahrgenommen wird. Dem „Geiste der Geldthümler“, und an deren Spitze der „Dynastie Rothschild“, wird sodann Schuld gegeben, den wahren Geist der repräsentativen Verfassungen nicht aufkommen zu lassen, und es werden die Regierungen gewarnt, Jenen nicht zu viel Einflufs zu verstatten. Und freylich kann, wo: *virtus post nummos!* gilt, das öffentliche Recht nicht erblühen, dessen Handhabung nur von der Tugend ausgehen mag; wohl veranlafst ist also des Vfs. Stofsgebet: „Vor dem Rath der Geldklubbisten möge Gott jeden Fürsten bewahren!“

Diefs der Inhalt dieser, lesens- und beherzigenswerthen kleinen Schrift, deren Druck und Papier ohne Tadel ist.

V — W.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

MAI 1837.

MEDICIN.

Eisenach, b. Bärecke: *Syftem der Phyfiatrik, oder der hippokratifchen Medicin*, von *F. Jahn.* Erfter Band: *Phyfiologie der Krankheit und des Heilungsproceffes, oder allgemeine Pathologie und Iatreufiologie.* 1835. XVI u. 582 S. 8. (3 Thlr. 3 gr.)

Um den Lefer auf den Standpunct zu führen, von welchem aus er die Leiftungen des geiftreichen und fleifsigen Vfs. zu betrachten hat, theilen wir aus der Vorrede die eigenen Worte deffelben mit, in welchen er fich über die Aufgabe ausfpricht, welche er zu löfen unternommen hat. Es heifst S. VIII f.: „Wenn ich in diefem Buche überall das göttliche Leben im All, die Göttlichkeit der Natur, den Zufammenhang des Einzelnen mit dem Ganzen, die Abfpiegelung des Makrokosmns im Mikrokosmus, die Selbftftändigkeit des Einzelnen feiere, die Krankheit und den Tod als zur Erhaltung des Weltganzen nothwendig, als den ewigen Verjüngungsprocefs der Natur begründend und vermittelnd betrachte — denn Alles mufs in Staub zerfallen, wenn es im Seyn beharren foll — die Krankheit als einen, gleich jedem anderen Leben entftehenden, beftehenden und vergehenden lebendigen Procefs, als eine Lebensform, als eine Afterorganifation darftelle, in ihr eine vom Leben abgefallene, fich felbftifch hervordrängende, dem Ganzen widerftrebende und feindlich entgegengefetzte organifche Function erkenne, ihre Formen als in Formen des normalen niederen Naturlebens vorgebildet, und als in einem Zurückfinken des höheren Lebens zu dem letzten begründet anfehe, ihre Grundgeftalten auf die Grundproceffe des Lebens zu beziehen, fie nach ihrem Seyn und Wefen darzuftellen, und die Grundzüge eines natürlichen, phyfiologifchen Syftems der Nofologie zu geben verfuche, die Eigenfchaften und Hergänge des Lebens der Krankheiten mit den Eigenfchaften und Hergängen des Lebens der niederften, rudimentären Organismen zufammenhalte und vergleiche, und durch folche Gleichung das Unbekanntere aus dem analogen Bekannteren zu erhellen mich beeifere; fo aber eine eigentliche Phyfiologie und allgemeine Naturgefchichte der Krankheiten zu gewinnen ftrebe — wenn ich ferner den Eingriffen der Krankheiten in das Leben genauer nachforfche, und das Gefetz, nach welchem diefe Eingriffe gefchehen, darzulegen mich bemühe; wenn ich endlich die gewaltigen Operationen, welche das feine Integrität bis zum letzten Hauche verfechtende Leben, die alte hochheilige Phyfis, gegenüber der Krankheit, entfaltet, jene *motus corporis confervatorii, damnorum averrunci, alienorum victores, propriorum ftatores et reftauratores*, um mit *Stahl* zu reden, genau und in das Allereinzelnfte hinein verfolge, und auf diefe Heilungsproceffe der Natur, auf diefes Göttliche in den Krankheiten, nach Hippokrates und der Anderen Vorgange, als auf eine fefte, unerfchütterliche Grundlage die Theorie baue, und fo diefelbe zu einem heiligen Gottesdienfte erhebe: fo glaube ich Saaten auszuftreuen, die, wiewohl natürlich eine Maffe tauber, kranker und entarteter Körner unter ihnen feyn mufs, dennoch, wenn fie von Männern gepflegt werden, die ftärker am Geifte, gefunder am Leibe und mit befferen Hülfsmitteln und mehr Mufse ausgeftattet find, als ich, in der Zukunft, wo die Medicin weniger aufser Zufammenhang mit den übrigen Zweigen der Naturwiffenfchaft bearbeitet werden wird, eine nicht ganz fchlechte Ernte geben müffen," und S. XI: „Nur dreyerley ift es, was ich zur Bekräftigung diefer meiner Anficht fagen will. Einmal ift der Inhalt meines Werkes feinem wefentlichen Beftande nach nicht aus mir, fondern die Lehre der erhabenften Forfcher aller Zeiten und alles Volkes. Ich bin bey meinen Unterfuchungen keinen Schritt weit gegangen, ohne auf Hippokrates, Platon, Paracelfus, Spinoza, Bacon, *Harvey*, *Sydenham*, *Stahl*, *Frank*, *Reil*, *Oken* und ähnliche Hohepriefter der Wiffenfchaft hinzublicken, und ihren Stimmen zu laufchen. Dann ift in meiner Schrift kein Gedanke ausgefprochen, den mir nicht die forgfamfte, genauefte Beobachtung des kranken Organismus eingegeben oder beftätigt hätte. Und endlich habe ich, indem ich meine Theorie in die Praxis übergehen liefs, Currefultate gewonnen, wie meines Wiffens noch kein Arzt vor mir: ich führe, indem ich zur Vergleichung auf die von *Biffet Hawkins* in feinen lehrreichen *Elements of medical statistics*, London, 1829, im 6 Kap. gegebene Zufammenftellung der in den europäifchen Heilanftalten herrfchenden Sterblichkeitsverhältniffe verweife, aus amtlichen Bekanntmachungen beyfpielsweife an: dafs ich in meinem Hofpitale, das keine unbedeutenden Krankheitsfälle aufnimmt, im Jahre 1831 von 293 Kranken keinen, im Jahre 1832 von 531 Kranken nur 6, und im Jahre 1833 von 533 Kranken nur 5 verloren habe — Currefultate, die fo grell gegen die in anderen Krankenhäufern erhaltenen abftechen, dafs fie auch derjenige, der bey der Betrachtung und

Würdigung der Erfolge des ärztlichen Treibens mit *Corvisart* das Walten des Glücks und des Zufalls wohl veranschlagt, nicht allein auf Rechnung dieser beiden grosen Mächte bringen wird.“

Die Schrift zerfällt in vier Abschnitte, deren erster von S. 1 bis 116 Wesen und Form der Krankheit betrachtet. Das 1 Kap. erörtert nun das Wesen der Krankheit, die §. 8 S. 12 als Zwischenstufe und Zwischenzustand zwischen der früheren Form des Lebens und dem Tode bezeichnet wird, und die als Einbruch des Todes in das Leben, als Uebergang zum Tode, als das beginnende Ersterben betrachtet werden muss. Rec. glaubt hier anheim geben zu müssen, ob der Vf. nicht besser gethan, statt des Ausdruckes *Krankheit*, *Erkranken* zu setzen; da fast ganz gewöhnlich, wenn auch nicht vom Vf., Krankheit und Reaction für gleichbedeutend genommen und verwechselt werden. Der Ausdruck *Erkranken* passt dann auch besser für die hier und im ganzen Werke gegebene Darstellung. Ob die Ansicht von einem natürlichen und widernatürlichen Tode, die von dem Vf. als irrational angesehen wird, weil in der Natur nichts widernatürlich seyn könne, und weil der sogenannte natürliche Tod erweislich immer Krankheit zu seiner Bedingung habe, und unter der Form von Krankheit erfolge, diess wirklich ist, lässt Rec. vor der Hand dahin gestellt seyn. Im §. 9 zeigt der Vf., wie Krankheit und Tod entstehen, und §. 10, dass die Krankheit ein Leben, ein Lebensprocess, aber ein verändertes Leben und veränderter Lebensprocess sey; §. 11 S. 14, dass die Krankheit ursprünglich nicht gleich allgemein, dass nicht der ganze Organismus in sie verflochten, sondern örtlich sey, und dass sie (§. 12) ein dem Leben feindlicher Process sey, und in einer zum Schaden und auf Unkosten der übrigen Lebensrichtungen bestehenden, mit Beschränkung, Unterdrückung und Verkümmerung derselben nothwendig einhergehenden stärkeren Entwickelung einer einzelnen Lebensrichtung bestehe; und §. 13, dass jede Veränderung einer Thätigkeit auch gleichzeitig eine Veränderung ihres Substrates, der Materie, in sich fasse. Von S. 16 bis 27 sucht der Vf. §. 14. 15 und 16 die Ansicht durchzuführen, dass die Krankheit als eine Afterorganisation zu betrachten sey. Er beruft sich hiebey auf Männer, die als scharfsinnige Naturforscher gegolten haben, und noch gelten, und bekennt, dass er selbst zu dieser Ansicht durch das Studium der Naturgeschichte der Pilze und der übrigen Kryptogamen gekommen sey. Hienach, sagt er §. 16, kann nun die Krankheit bestimmt werden, als derjenige im Leben spielende und im übermässigen Hervortreten einer einzelnen Grundrichtung desselben, entweder der egoistischen, oder der kosmischen, beruhende, die übrigen Lebensthätigkeiten störende, einen selbstständigen niederen Lebensprocess und Organismus, eine Afterorganisation darstellende Hergang, durch welchen, wenn er zu seinem Ziele gelangt, behufs ihrer stetigen Verjüngung, die Natur die Individuen zur Vernichtung führt. Bemerken müssen wir hier, wie nach §. 12 die Krankheit als ein dem individuellen Leben feindlicher Process bezeichnet, und §. 15 geleugnet wird, dass sie normwidrig sey. Dieser Widerspruch wird dadurch gehoben, dass man im §. 12 für *Krankheit* den Ausdruck *Erkranken* gebraucht, und §. 15 für Krankheit, in sofern sie nicht normwidrig seyn soll, die abseiten der Naturhülfe gegen das Erkranken eingeleitete Reaction setzt. Hier zeigt es sich deutlich, wie der Vf. dem Verstehen seiner Darstellung schadet, dass er Erkranken und Krankheit = Reaction nicht getrennt hat. Denn das Erkranken ist dem Leben feindlich, also auch normwidrig, nicht aber die Krankheit = Reaction, die in den Gesetzen des Lebens gegründet, und mit den Ausdrücken Harmonie und Norm identisch ist. Von S. 29 bis 41 würdigt der Vf. die Ansichten über das Wesen der Krankheiten, welche uns von Pythagoras, Alkmäon, Hippokrates, Platon, Galenus, Paracelsus, *von Helmont*, *Sydenham*, *Stahl*, *Fr. Hoffmann* überliefert worden sind.

Das 2 Kap. erörtert von S. 41 bis 49 die Einwirkung der Krankheit in das Leben und die Gesetze, nach welchen diess geschieht.

Das 3 Kap. behandelt von S. 49 bis 116 die Verschiedenheit der Krankheitsform = Eintheilung der Krankheiten. Die Verschiedenheit der Krankheitsform wird nun nach §. 42 gegeben, durch das Vorhandenseyn der beiden Grundsysteme des Organismus, das reproductive oder vegetative und das sensitive System. In jedem dieser beiden Systeme stellen sich, §. 43, die Grundrichtungen des Lebens verschieden dar, nämlich als egoistische und universale, und hienach scheiden sich die Krankheiten in zwey grosse Abtheilungen oder Reiche, und in Krankheiten des vegetativen und sensitiven Lebens. Weiterhin ergeben sich hieraus wieder zwey Unterabtheilungen, je nachdem entweder die egoistische oder universale Richtung des Lebens in dem einen oder anderen Grundsysteme krankhaft ergriffen ist. Diesen Gegenstand specieller gefasst, sind nun §. 45 die Processe des vegetativen Lebens: 1) Bildung des weissen Blutes, der Lymphe; 2) Bildung und Fortbewegung des rothen Blutes, der Act der Arteriosität; 3) Umbildung des rothen Blutes in die besonderen Gewebe und Organe, und die excrementitiellen Flüssigkeiten; 4) Auflösung der alten verlebten Atome der Organe, organische Reduction, Desassimilation; 5) Umbildung dieser Theile in schwarzes Blut, Act der Venosität; 6) Zerfällung des schwarzen Blutes in den Excretionsorganen in die Excretionsproducte. Von diesen 6 Acten beziehen sich die drey ersten auf stetige Zeugung und Wiedergeburt des Leibes, die drey letzten auf stete Auflösung und Zerstörung des Organismus; jene sind der Ausdruck der egoistischen, bildenden Richtung, diese der Ausdruck seiner universalen, entbildenden Richtung. Hienach muss nun, §. 46, das in ungemessenem Hervortreten der egoistischen Richtung des vegetativen Lebens gegebene Kranksеyn in verschiedener Form auftreten, je nachdem es von dem einen oder anderen der durch diese Lebensrichtung bedingten vegetativen Processe, §. 45. 1, 2, 3,

ausgeht. Ein Erkranken der Lymphbildung wird ſich ausſprechen als abnormes Vorherrſchen des lymphatiſchen Syſtems, als übermäſsige Entwickelung der Lymphe, lymphatiſchen Canäle und Drüſen. Das Erkranken des Actes der Arterioſität wird ſich darſtellen als erhöhtes exceſſives Leben des Arterienblutes und arteriellen Syſtems. Das Erkranken der Nutrition wird erſcheinen als exceſſive Bildung der organiſchen Maſſe und der ſecrementiellen Flüſſigkeiten. Im §. 47 zeigt der Vf., wie Krankheitszuſtände in ihren weſentlichen Bedingungen den erwähnten Abnormitäten entſprechen, ſo wie andererſeits §. 48, daſs Krankſeyn im übermäſsigen Vorherrſchen der univerſellen Richtung des vegetativen Lebens begründet, ſich ebenfalls verſchieden äuſsert und geſtaltet, je nachdem der eine oder andere Act des durch dieſe Lebensrichtung bedingten Entbildungsproceſſes, §. 45. 4, 5, 6, in krankhafter Stimmung befangen iſt. Hienach nun muſs ſich Erkranken des organiſchen Auflöſungsproceſſes als zu groſse Reduction der organiſchen Subſtanz, als Schwinden der feſten Theile und der ſecrementitiellen Flüſſigkeiten darſtellen, und ſo auch Erkranken des Actes der Venenblutbildung, als übermäſsige Entwickelung des venöſen Blutes und ſeiner Canäle, als erhöhete Venoſität, und Erkranken des Ausſcheidungsproceſſes in der Form exceſſiver Excretion. Der §. 49 weiſt nun Krankheitszuſtände der angedeuteten Art und Beſchaffenheit nach. Dieſe kurz angedeuteten und charakteriſirten Krankheitszuſtände des vegetativen Lebens, welche als die Grundformen des vegetativen Krankſeyns anerkannt ſind, werden von §. 51 u. ſ. f. theils in ihren eigenthümlichen Erſcheinungen und eſſentialen Symptomen, theils in ihrem Einfluſſe auf das übrige, urſprünglich nicht kranke Leben, nach ihren Wirkungserſcheinungen näher vom Vf. erörtert. Es folgen nun nach einander die Scrophelkrankheit §. 51, die erhöhete Arterioſität §. 52, die Entzündung und ihr weſentlicher Charakter §. 53, und die arterielle Congeſtion §. 54. Was der Vf. hierüber vorträgt, iſt von hoher Bedeutung und ſehr der Beachtung werth, wobey wir noch bemerken müſſen, daſs derſelbe dieſe nur als niederen Grad der Entzündung, als werdende, beginnende Entzündung anſieht und behauptet; daſs die letzte ohne die erſte ſich nicht bilden könne; eine Anſicht, welche auch ſchon anderwärts, wie uns dünkt mit allem Rechte, aufgeſtellt worden iſt, und unbegründeten Widerſpruch gefunden hat (vgl. *Winter*, Abhandl. über die Magenerweichung), nichts deſto weniger aber in der Natur gegründet und aus dieſer geſchöpft iſt. An die Betrachtungen über die arterielle Congeſtion reiht der Vf. §. 55 die über die Hypertrophie, und §. 56 über Atrophie. Unter der letzten führt der Vf., wie wir glauben, mit Unrecht, auch die ſogenannte *Autopepſia ventriculi* als Gaſtromalacie auf, und ſagt S. 78: nachdem die Muskelhaut des Magens geſchwunden, beharre die Zellgewebsmaſſe noch, und das Gebilde erſcheine dann als ſchmierige, weiche Materie oder Maſſe u. ſ. w. Dieſs iſt aber keinesweges der wahre Charakter der Atrophie, ſondern da, wo dieſe pathologiſche Form als Ausgang entweder nur der Congeſtion, oder ſelbſt der Entzündung ſich zeigt, erſcheinen Magen und Darmcanal ungewöhnlich blaſs und dünn. Es können aber, das geben wir gern zu, Trennungen und Zerreiſsungen der Subſtanz eines Organes in Folge dieſes pathologiſchen Proceſſes vorkommen, ohne jene Bläſſe und Dünnheit zu zeigen, wie die Zerreiſsungen des Herzens, der groſsen Gefäſse, des Magens und Darmcanals u. ſ. w., dann fehlt aber die ſchmierige Beſchaffenheit. Wir glauben, auf Gründe geſtützt, die wir aus Mangel an Raum hier nicht entwickeln dürfen, der Vf. hätte naturgetreuer die Malacie zwar unter die Entzündung, aber unter die mit venöſem Charakter, und zwar da, wo er S. 85 der *Stomacace*, der *Dyſenteria ſcorbutica*, der *Putreſcentia uteri*, wohin auch noch die *Noma* gehört, als Wirkungen erhöheter Venoſität gedenkt, geſtellt, nicht aber unter die Entzündung, als den Culminationspunct arterieller Congeſtion und erhöheter Arterioſität, deren Producte, wie S. 67 ff. ſehr ſchön gezeigt wird, ganz andere ſind. Im §. 57 kommen die profuſen Excretionen und Colliquationen zur Sprache, wobey denn der Vf. auch des Diabetes gedenkt, und demſelben mit *P. Frank*, ohne Zweifel mit vollem Grunde, ſeinen Platz unter der Atrophie, als einer der Grundformen des vegetativen Krankſeyns, anweiſt. Von hieraus wendet ſich der Vf. im §. 59 ff. von S. 92 bis 116 zu den Krankheiten der Senſibilität, die in jener bereits angegebenen doppelten Richtung als egoiſtiſche und univerſale Lebensrichtung ſich offenbaren. Von §. 62 S. 96 an betrachtet der Vf. nun die in der egoiſtiſchen Lebensrichtung bedingten Formen des ſenſitiven Krankſeyns, und von §. 69 bis 76 die im exceſſiven Walten der univerſalen Richtung der Senſibilität beruhenden Krankheiten. Im §. 64 entwickelt Hr. *J.* nun, nachdem er in den früheren §§. über Krampf, als Krankheit der Bewegungsnerven, und über Algie, als Krankheit der Gefühlsnerven, geſprochen hat, ſeine Anſicht über den Somnambulismus, die wir, als jedes Wunderhafte entfernend, der Aufmerkſamkeit der Leſer um ſo mehr empfehlen, als ſich klar durch dieſelben die Cautelen für die Anwendung des thieriſchen Magnetismus in Nervenkrankheiten leicht herausſtellen. Dem Wirken des Ganglienlebens nach Innen, dem concentriſchen, centripetalen im Somnambulismus, entſpricht nach §. 65 auch ein centrifugales excentriſches Thätigſeyn, wohin der Vf. die Satyriaſis, Nymphomanie, Polyphagie, Polydipſie und viele andere Triebe des unbewuſsten Wollens rechnet. Der §. 66 erörtert hienach die Narrheit, und der §. 67 die Manie, über welche Gegenſtände der Vf. Winke giebt, die ferneren Forſchungen ſehr förderlich ſeyn müſſen, wobey wir noch erwähnen, wie durch die hier gegebene Darſtellung auch die *Mania ſine delirio*, über welche von Aerzten und Juriſten bisher geſtritten iſt, in ihrem Daſeyn begründet wird. Nach §. 69 nun äuſsert ſich Krankſeyn der univerſalen Richtung der Senſibilität als ein Erlöſchen, als eine

Erscheinung der vorübergehenden oder bleibenden Lähmung des Nervensystems, wonach denn die §. 70 angeführten Krankheitsgestalten als Grundformen des im Ausschweifen der universalen Richtung des Nervenlebens begründeten Krankseyns auftreten, die nun weiterhin in den folgenden §§., als unter diese Kategorie gehörend, theilweise genannt werden. Wenn der Vf. nun am Ende dieses Abschn. §. 75 als Resultat seiner Anstrengungen herausstellt, dass die Grundzüge eines natürlichen physiologischen Systems der Krankheiten gewonnen seyen, so tragen wir kein Bedenken, ihm diess zuzugestehen, wohl fühlend, wie der Vf. selbst, dass noch manche harte Anstrengung dazu gehören wird, sie der speciellen Nosologie, dem Ziele aller unserer Bestrebungen, als evidente Basis unterlegen zu können.

Der zweyte Abschn. erörtert die Organisationsverhältnisse der Krankheit, von S. 119 bis 244, und das erste Kap. die Symptome derselben. Es werden hier die in der Natur gegründeten Krankheitsäusserungen angegeben, und von §. 86 bis 88 wird derjenigen gedacht, welche nicht in der Natur existiren, und auf Voraussetzungen und Erfindungen beruhen.

Das zweyte Kap. weist die Gesetze der Gestaltung der Krankheit von S. 126 bis 167 nach, wobey der Vf. mit anderen berühmten Naturforschern sich in die gesamte Natur begiebt, und aus dem Verhalten der Einzelwesen an sich, wie auch zu einander, die Gesetze der Gestaltung der Krankheit zu gewinnen und hervorzuheben sucht, weswegen wir nicht im Stande sind, hierüber Einzelheiten dem Leser vorzuführen, sondern ihn auf die Darstellung selbst verweisen müssen. Jedoch wollen wir den Standpunct, von welchem aus der Vf. forschend weiter schreitet, bezeichnen, indem wir aus dem §. 89 anführen, dass er bey der Gestaltung der Krankheit weder das Dynamische als *Prius*, noch das Materielle als dasselbe, und so umgekehrt, annimmt, sondern, gestützt auf reine Naturanschauung, die grosse Wahrheit ausspricht, dass beiderley Veränderungen stets mit, in und durch einander bestehen. Mit allem Rechte wird auch hier *Hahnemann*, ohne seine Verdienste um die Medicin schmälern zu wollen, famos genannt, da er, wie sich der Vf. ausdrückt, mit bekannter Ungezogenheit und Ungemessenheit die dynamische Ansicht der Gestaltung der Krankheit auf die Spitze getrieben habe, dessen Theorie in seinem Organon durch die Arbeit des Vfs. zwar gänzlich vernichtet wird, nicht aber, wie Rec. fest überzeugt ist, das Princip der homöopathischen Heilmethode, das im Gegentheil hauptsächlich im vierten Abschn. völlig entschleiert, und eine bisher noch nicht bekannte Deutung erhalten hat.

Das dritte Kap. beschäftigt sich mit dem Typus der Krankheit (S. 167 bis 181). Der Vf. entschuldigt sich über die geringe Ausbeute dieser Darstellung, weil (§. 104) die bisherigen Untersuchungen über die typischen Verhältnisse der Krankheiten kaum brauchbar sind, und weil man versäumt hat, die Symptome der Krankheit von ihren Wirkungen auf das Leben und von den Aeusserungen der Reaction wider den Krankheitsprocess zu unterscheiden u. s. w.

Das vierte Kap. erörtert die Stadien der Krankheit (S. 181 bis 219). Da das Leben eine Entwickelung ist, und kein Leben von seinem Anfange bis zu seinem Ende gleiche Intensität und Vollkommenheit darbietet, also seine Evolution, Culmination und Involution hat, so hat nun auch (§. 114) jede Krankheit, da sie auch Leben ist, ihre Evolution, Culmination und Involution. Auf diese Sätze glaubt der Vf. die Eintheilung der Krankheit, da sie aus dem Leben und der Natur genommen sind, gründen zu müssen; wonach sich dann drey Stadien ergeben, welche auch der Hippokratischen Ansicht, dass die Krankheit ein Stadium der Rohheit, eins der Coction, und eins der Krise durchlaufe, begegnen. Diese Eintheilung erklärt der Vf. (§. 116), da die übrigen Eintheilungen als nicht in der Natur gegründet angesehen werden müssen, für genügend, und erforscht von §. 117 an die Gesetze, nach welchen die Krankheit in diesen verschiedenen Stadien sich entwickelt.

Das fünfte Kap. weist von S. 198 bis 219 die Selbstständigkeit der Krankheit und die Abhängigkeit derselben von der Aussenwelt nach. In §. 132 wird der Krankheit die erste, und in §. 133 die letzte vindicirt, wonach dann, §. 134, jeder Krankheit, wie jedem Leben, Spontaneität und Individualisirung einerseits und Abhängigkeit von der Aussenwelt andererseits als Grundeigenschaft zukommt. Mit der weiteren Auseinandersetzung der hier aufgestellten Sätze beschäftigen sich die nun folgenden §§., die manchen interessanten und zu beachtenden Gedanken enthalten.

Das sechste Kap. erörtert von S. 219 bis 230 die Weiterverbreitung der Krankheit im Organismus. Nach §. 147 geht dem Fortschreiten des Krankheitsprocesses in der Zeit und *in modo* meist auch ein Fortschreiten desselben im Raume parallel. Wenn die Krankheit ursprünglich auf eine kleinere oder grössere Stelle des Organismus beschränkt ist, so wird von diesem ihrem Herde aus sehr häufig eine Function nach der anderen, ein Organ nach dem anderen in ihren Kreis und ihr Getriebe hineingszogen, so dass sich öfters zuletzt ihr Spiel durch den ganzen Organismus erstreckt. Wie das Gesetzliche bey dieser Weiterverbreitung der Krankheit im Organismus sich verhalte, das wird weiterhin näher untersucht.

Das siebente Kap. handelt von S. 230 bis 245 von der Dauer und dem Ende der Krankheit, die (§. 162) in dieser Beziehung sich, ohne Zweifel, den organischen Wesen gleich verhält, und wenn sie, jede nach ihrer Weise, ihre Entwickelungen durchlaufen hat, auch den Weg alles Irdischen geht, und der Vernichtung anheimfällt, d. h. aufhört. Von hier an erörtert der Vf. nun die Gesetze, nach welchen das Ende der Krankheit erfolgt.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

MAI 1837.

MEDICIN.

Eisenach, b. Bärecke: *System der Physiatrik, oder der hippokratischen Medicin*, von *F. Jahn.* Erster Band: *Physiologie der Krankheit und des Heilungsprocesses, oder allgemeine Pathologie und Iatreusiologie* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Der dritte Abschnitt handelt von S. 247 bis 406 von der Entstehung der Krankheit, und das erste Kapitel hievon im Allgemeinen. Das zweyte Kap. erörtert S. 249 bis 267 die spontane Entstehung der Krankheit, die nach §. 180 durch ein Uebermass der Lebensbedürfnisse, wie nach §. 181 durch schwer bezwingbare äussere Potenzen, und nach §. 182 durch Mangel an Lebensbedürfnissen entsteht. In den folgendenden §§. wird die spontane Entstehung der Krankheit näher nachgewiesen. Das dritte Kapitel giebt von S. 267 bis 297 nähere Bestimmungen über die Krankheitsanlagen, welche der Vf. hier naturhistorisch entwickelt.

Das vierte Kap. handelt von den äusseren Bedingungen der Erkrankung. Der Vf. theilt diese nun ein in unorganische und organische Schädlichkeiten, und weiterhin in solche, welche das sensitive Leben ansprechen, und in solche, welche sich auf das vegetative Leben beziehen: jene geben die sensitiven, diese die vegetativen Schädlichkeiten, und so fährt der Vf. fort, die Schädlichkeiten in Haupt- und Unterabtheilungen nach den Haupt- und Unterabtheilungen der Krankheiten zu zergliedern. Hienach folgen dann in 22 Sätzen kosmisch-tellurische Betrachtungen, in sofern das individuelle Menschenleben sich verhält, wie das allgemeine Naturleben, über die Bedingungen des Erkrankens an der Reihe, in welchen der Vf. sich auf höchst ingeniöse und unterrichtende Weise vernehmen läfst.

Das fünfte Kap. erforscht die Samenerzeugung der Krankheit von S. 334 bis 406, beschäftigt sich hieneben mit der Erforschung der Zeugung in der Thier- und Pflanzen-Welt, und zeigt dem, der sehen will, recht deutlich, mit welcher Tiefe der Vf. die Lösung seiner Aufgabe unternommen hat.

Der vierte Abschn. (S. 409 bis 582) handelt nun von den Reactionen wider die Krankheit, und bildet gewissermasen den Brennpunct, in welchem sich die bisherigen grosen Anstrengungen des Vfs. vereinigen, und von welchem aus das nun gewonnene Licht ausstrahlt.

Das erste Kap. lehrt unter der Ueberschrift: *Allgemeine Bestimmungen*, dass alle lebendige Wesen die Selbsterhaltung in sich tragen; dass die erhaltende Kraft auch die heilende sey; dass bey ihrer Wirkung und Thätigkeit alle Functionen und Gebilde des Organismus in Anspruch genommen werden, die vegetativen, wie die sensitiven, die körperlichen, wie die geistigen, die niedrigsten, wie die höchsten; dass sich das ganze Leben um sie dreht, dass sie nicht Ausfluss einer eigenen und besonderen im Organismus wohnenden und waltenden Kraft ist, wie das Manche durch Hypostasirung und Prosopopöie angenommen haben; dass sie nicht als Wirkung einer einzelnen Lebensthätigkeit z. B. der Seele, oder des Instinctes, oder der Bildungskraft, oder der Blutbewegung aufgefasst werden darf u. s. w., der Vf. wiederholt §. 281, S. 414, dass die Krankheit stets dem Organismus als ein Feindliches entgegenstehe, indem sein Untergang, seine Auflösung, ihren Zweck und ihr Ziel ausmache, womit wir völlig einverstanden sind. Sie kann daher nun auch nicht als etwas Normales, als ein normaler Zustand angesehen werden, wie diess der Vf. §. 15, S. 25 behauptet. Denn daraus, dass die Krankheit ein Naturprocess ist, dass der Tod der Einzelwesen zur Erhaltung des Weltganzen nothwendig, die Krankheit aber nur der Uebergang zu ihm, das ihn Vermittelnde ist, ergiebt sich noch nicht, dass Krankheit, oder richtiger Erkrankung, für das Einzelwesen etwas Normales, ein normaler Zustand ist. Der Urtypus jedes einzelnen Wesens ist Gleichstellung aller Systeme und Functionen, ist Harmonie, wodurch es besteht. Alles das, was diese Harmonie aufhebt, eine Differenz setzt, ist für das Einzelwesen etwas Feindliches, Abnormes, seine Existenz Gefährendes — also auch das Erkranken.

Das zweyte Kap. handelt von S. 416 bis 455 von den Erscheinungen der Reaction des Organismus wider die Krankheit. Der Vf. zeigt zuerst, wie die Reaction bey mechanischen Verletzungen, und dann, wie sie bey Krankheiten erscheint; hier jedoch mit dem Unterschiede §. 287, dass das Leben nicht in allen seinen Richtungen, wie bey den mechanischen Verletzungen, gesteigert hervortritt, sondern dass, weil erwiesenermasen jede Krankheit in örtlichem, abnormem, einseitigem Vorherrschen einer einzelnen Lebensrichtung besteht, die bey der gerade vorliegenden Krankheit, in einem solchen Zustande befindliche Lebensrichtung an den kranken Stellen selbst nicht in die Reaction gegen die Krankheit eingehen kann. Den Beweis für die Richtigkeit dieser

Anſicht liefert der Vf. dadurch, daſs er in den folgenden §§. die Grundformen des Krankſeyns einer genauen, ins Einzelne gehenden Betrachtung unterwirſt, und den Vorgang der Reaction hiebey weiter nachweiſet; wodurch der Vf. nebenbey, wie bereits früher bemerkt, die wahre Deutung des homöopathiſchen Heilprincips entwickelt, und die Wirkung der nach dieſem Principe angewandten Arzneyen in ein klareres Licht ſtellt, als es bisher geſchehen iſt — ja, wir glauben auf unſere Ueberzeugung hin dreiſt behaupten zu dürfen, daſs die homöopathiſche Methode neben den bereits bekannten nur einen aus der Natur entwickelten feſten Haltpunct gewonnen habe, und daſs die Zeit nicht mehr fern ſeyn werde, wo man ſich ihrer in den concreten Fällen, in welchen ſie den anderen Methoden, der allopathiſchen und antipathiſchen, vorgezogen zu werden verdient, mit groſsem Vortheil bedienen wird; daſs aber die Diluitionstheorie und all der Spuk, den *Hahnemann* und ſeine blinden Nachbeter mit der Zubereitung und Darreichung der Arzeneyen bisher getrieben haben, gänzlich verſchwinden wird, weil ſie mit jenem in der Natur gegründeten Heilprincipe nichts zu ſchaffen hat, wie ſo manche, mitunter in Anſehen ſtehende Aerzte leider noch fälſchlich glauben. Es folgen nun die Scropheln, die erhöhete Arterioſität, wozu, wie ſich von ſelbſt verſteht, arterielle *Plethora*, *Synocha*, arterielle Congeſtion und die Entzündung gehört, welche Letzte noch ſpeciell hier erörtert wird; dann die Hypertrophie, die Atrophie, die erhöhete Venoſität, die profuſen Excretionen und Colliquationen. So wie die Reaction ſich bey dieſen Grundformen, ſo verhält ſie ſich nun auch §. 294 bey Krämpfen, §. 295 bey Algieen, §. 296 bey den ſenſitiven oder pſychiſchen Krankheiten, begründet im egoiſtiſchen Hervortreten der Senſibilität, §. 297 bey den ſenſitiven Krankheiten, begründet im univerſalen Hervortreten der Senſibilität. Hiedurch glaubt denn der Vf. über allen Zweifel hinaus erwieſen zu haben, daſs ſich bey den ſämtlichen Grundformen des Krankſeyns örtlich, an dem Sitze und im nächſten Bereiche der Krankheit ſelbſt, Reactionen finden, welche darin beſtehen, daſs in der Sphäre, an dem Heerde des Krankſeyns die ſämtlichen Richtungen des Lebens, mit Ausnahme derjenigen, deren einſeitiges Vorwiegen eben die Krankheit ſelbſt begründet, geſteigert hervortreten, alſo ſich ganz ſo verhalten, wie bey mechaniſchen Störungen des Organismus. Die bis jetzt bezeichneten und näher erkannten Reactionen nennt der Vf. die örtlichen und urſprünglichen. So wie nun aber, §. 299, das urſprünglich erkrankte Organ oder eine Partie, ein Syſtem des Organismus urſprüngliche, örtliche Reactionen entfaltet, ſo treten nun auch allgemein ſympathiſche Reactionen auf, wenn der Organismus in ſeiner Geſamtheit den ſtörenden Einfluſs des Erkrankens erfährt, und zwar dann unter der Form des einfachen nicht ausgearteten Fiebers. Wie dieſes in verſchiedenen durch die verſchiedenen Syſteme des Organismus bedingten Symptomen ſich darſtellt, das wird weiterhin gezeigt. Da nun aber, §. 302, die einzelnen Organe des Leibes mit einzelnen anderen Organen deſſelben in beſonderer Wechſelwirkung und Verwandtſchaft, wie der *Uterus* mit den Brüſten u. ſ. w. ſtehen, ſo müſſen, beym Krankſeyn eines Organs, die mit demſelben in ſpecieller Verwandtſchaft ſtehenden Gebilde, auch lebhafter und ſtärker reagiren. Es entſtehen dann die ſpeciell ſympathiſchen Reactionen. Nachdem der Vf. die Wahrheit der hipokratiſchen Lehre, daſs alle Entſcheidung krankhafter Zuſtände vorbereitet und vermittelt werde, durch eine Aufregung, einen Orgasmus, beſtätigt, und den Leſer mit den Erſcheinungen der localen und primären, ſo wie mit der allgemein und ſpeciell ſympathiſchen Reaction bekannt gemacht hat, glaubt er beweiſen zu müſſen, daſs die von ihm ſo aufgefaſsten und bezeichneten Reactionen, auch wirklich normale Handlungen des Lebens, und nicht Proceſſe ſind, die dem normalen Lebensgange, der Selbſterhaltung fremd und zuwider erſcheinen, und dieſs geſchieht dann von S. 449 bis 455 mit ungewöhnlichem Scharfſinne.

Das dritte Kap. giebt (S. 455 bis 462) die Beziehung der Reactionen wider die Krankheit zu dieſer ſelbſt; und das vierte Kap., von S. 462 bis 470, die Zeitverhältniſſe der organiſchen Reaction wider die Krankheit an. Das fünfte Kap. handelt von den Abnormitäten der Reaction von S. 470 bis 478, und das ſechſte von der Heilung, Ertragung und Vorbauung der Krankheiten durch die Kraft der Natur von S. 478 bis 528. Das ſiebente Kap. beſchäftigt ſich von S. 528 bis 535 mit der Auflöſung des Organismus durch die Krankheit, mit dem Tode, und das achte Kap. giebt von S. 535 bis 582 nähere Nachweiſungen über die Heilung der einzelnen Grundformen des Krankſeyns.

Was den ſpecielleren Inhalt der hier zuletzt angegebenen Kap. anlangt, ſo müſſen wir auf das Werk ſelbſt verweiſen, das wir als die edelſte Frucht ächt naturphiloſophiſcher Forſchung zu bezeichnen, keinen Anſtand nehmen, und von dem wir ohne Furcht behaupten, daſs wir kein Werk der neueſten mediciniſchen Literatur neben daſſelbe, viel weniger noch über daſſelbe zu ſtellen vermögen. Möchten doch denkende Aerzte daſſelbe ihrer Aufmerkſamkeit würdigen. Hauptſächlich aber müſſen wir nochmals hervorheben, wie der Vf., ohne dieſs ſelbſt irgendwo angedeutet zu haben, für die homöopathiſche Methode Ausgezeichnetes geleiſtet, und unbewuſst derſelben eine feſte Stellung durch ſeine groſsen Anſtrengungen gegeben hat. Nach der von ihm gegebenen Darſtellung kann man ſich vorzugsweiſe der Arzneymittel bedienen, die bereits an Geſunden geprüft ſind, und deren Wirkungstendenz alſo bekannt iſt, um Krankheiten der Reaction adäquat zu heilen. So findet denn auch das Princip der homöopathiſchen Methode, *ſimilia ſimilibus*, hier ſeine wahre Deutung und Erklärung. Druck und Papier ſind ohne Tadel, und der Preis der Arbeit ſteht in keinem Verhältniſſe zu dem Umfange und der Menge der Materialien.

W———r.

Magdeburg, b. Creutz: *Gesundheitslehre. Von dem Baue und dem Leben des menschlichen Körpers und der Erhaltung seiner Gesundheit.* In Vorträgen an Gebildete für Jederman fasslich dargestellt, von *A. F. Brüggemann*, Med. Dr.; königl. preuss. Medicinalrathe, Mitgliede des Medicinal-Collegiums der Provinz Sachsen und der Ober-Exam.-Commission, Lehrer der Anatomie und Physiologie an der med. chir. Lehranstalt, Arzte des Krankenhauses und prakt. Arzte in Magdeburg. Erster Band. 1835. VI u. 386 S. 8. (1 Thlr. 18 gr.)

Der Vf. übergiebt in dieser Gesundheitslehre die öffentlichen Vorträge, die er vor Gebildeten aus allen Ständen gehalten. Er glaubt einestheils sie auch Anderen durch den Druck zugänglich und nützlich machen zu müssen, anderentheils wurde die Herausgabe von den Zuhörern selbst gewünscht. Hr. *Br.* hat seine Aufgabe auf eine Weise gelöst, wodurch er sich über alle die, welche seit einem Decennium und länger für Laien geschrieben haben, erhebt, und die verderblichen medic. Volksschriften eines *A. F. Fischers*, *Lutheritz* und Consorten gänzlich in den Hindergrund stellt. Der Vf. belehrt das gebildete Publicum über Anatomie, Physiologie und Diätetik, und über die Letzte im weitesten Sinne. Bey den Erörterungen über diese Gegenstände ist er von dem Vorsatze ausgegangen, und hat ihn treu und mit einer ihm eigenthümlichen Gewandheit durchgeführt, dem Laien eben nur das begreiflich zu machen, was er ohne Besitz von medicinisch-wissenschaftlichen Vorkenntnissen zu begreifen vermag. Man findet daher hier auch keine wissenschaftlichen Expositionen, systematisch-sächliche Abtheilungen, sondern das Ganze im Zusammenhange aufgefasst und dargestellt, da der Laie von Eintheilung nichts wissen kann, und diese ihm unnütz ist. Aus eben dem Grunde kann die Arbeit auch keiner medicinisch-wissenschaftlichen Kritik der einzeln in ihr besprochenen Puncte unterworfen werden; denn von jenem Gesichtspuncte aus entfällt sie derselben. Die Darstellung ist, neben diesen grossen Vorzügen, angenehm, und somit können wir diese Arbeit jedem Laien, besonders aber Lehrern auf Gymnasien und Predigern empfehlen, so wie nicht weniger Familienvätern und Müttern, da der Vf. grosse Sorge getragen hat, Gegenstände, die dem Anstande zuwider sind, entweder gar nicht, oder so zu berühren, dass dadurch das feinere Gefühl nicht unangenehm afficirt wird; auch Unverheirathete beiderley Geschlechts können das Buch zur Hand nehmen, und als nützliche Lectüre gebrauchen.

Der Inhalt der Schrift ist folgender: I. *Von dem Unterschiede der lebenden Natur von der nicht lebenden, ihren allgemeinen Erscheinungen und der Anwendung der Gesetze derselben auf die Erhaltung der Gesundheit.* S. 1—24. Nach einer Einleitung werden vorgetragen: Nothwendigkeit dieser Kenntnisse und Möglichkeit sie zu erlangen; Unterscheidung der lebenden von der todten Natur; Verhältniss der Theile des lebenden Körpers zu einander und zum Ganzen; Regelmässigkeit der Erscheinungen, Verhältniss derselben zu den äusseren Eindrücken, Reizbarkeit, Gesetze derselben und Verminderung und Erhöhung derselben durch den Gebrauch, Uebung.

II. *Von der Gewohnheit und Abhärtung*, S. 25—61. Beschränkung der Wirkungen äusserer Eindrücke durch die Gewohnheit; Verhältniss derselben zur Natur; Nothwendigkeit derselben. Unterscheidung der Gewohnheiten in willkürliche und nothwendige; Annehmen und Ablegen derselben. Abhärtung durch den Willen, Uebung. Zufällige und absichtliche Gewohnheiten; Rücksicht auf Alter und Kräfte; Verhältniss der dreyfachen Abhärtung. Die Abhärtung durch Gewohnheit soll sich nicht auf Lebensbedürfnisse ausdehnen, sie soll nicht dem Schwachen, sondern den Verweichlichten geboten werden, und im richtigen Verhältnisse zu dem Nothwendigen stehen. Einfluss der Gewohnheit auf Krankheit, ihre Entstehung, Fortdauer, Heilung. Aufheben der krankhaften Gewohnheit, durch Vorsicht, Geduld, Willenskraft, Lebensweise und Reisen.

III. *Vom Bau und Leben des menschlichen Körpers im Allgemeinen*, S. 62—110. Die Möglichkeit, ohne anatomische Demonstration, Jemanden eine klare Vorstellung von der Form, Lage und Verbindung eines Theiles mit anderen zu geben, kann man kaum zugestehen. Jedoch hat der Vf., der sich hier in der Unmöglichkeit befindet, sinnliche Anschauung zu verschaffen, versucht, das, was ohne dieselbe verstanden werden kann, auf eine ihm eigenthümliche Weise verständlich zu machen. Am Schlusse dieser Betrachtungen verbreitet sich derselbe noch in physiologischer Hinsicht über Aufsaugung, organische Anbildung, Absonderung und Ausscheidung, um den Laien eine, wenn auch nur unvollkommene Vorstellung, von der organischen Metamorphose zu geben. Wenn der Gebildete das über seinen Körper und dessen Verhalten weiss, was hier gegeben wird, so muss dem Arzte sein Zusammentreffen mit solchem sehr erleichtert werden. Es folgen nun Erörterungen über die Knochen, Bänder, Muskeln, Gefässe; über das Gehirn, Rückenmark, Nerven und Eingeweide. Dann äussert sich der Vf. dem Laien wohl begreiflich über das Leben, was sich aus den bis jetzt bekannten Eigenschaften und wahrnehmbaren Veränderungen der Theile des Körpers nicht erklären lässt, hebt das Charakteristische desselben hervor, und zeigt, dass es in Thätigkeit und Veränderung bestehe. Demnach ist nun auch der Stoff, aus dem der Körper besteht, einem beständigen Wechsel unterworfen; deshalb hat er Ersatz nöthig, und in diesem Wechsel liegt der Grund seiner Thätigkeit. Am Schlusse dieses Vortrages folgen dann noch Beweise für die organische Wechselthätigkeit, und Widerlegung der hiegegen gemachten Einwürfe.

IV. Beschreibung der Organe, welche zur Verdauung dienen, S. 111—132. In den Kreis der Erörterung fallen hier: Mund, Zähne, Zunge, Gaumen,

Speicheldrüsen, Schlund, Speiseröhre, Bauchhöhle und die in derselben liegenden Organe, Magen, der dünne und dicke Darm, Leben, Bauchspeicheldrüse, Milz.

V. *Vom Hunger und Durst, der Veränderung der Speisen im Munde und vom Schlucken*, S. 132—154. Ueber die verschiedenen Begriffe, die man mit dem Worte Hunger bezeichnet; Hunger von Leere des Magens, vom Mangel ernährender Säfte. Vom Durst, seinen Ursachen und der Zeit, während welcher Hunger und Durst ertragen werden können. Wirkung des Hungers und Durstes. Veränderung der Speisen im Munde, ihre Temperatur (kalter Trunk), ihre Consistenz; das Kauen; diätetische Regeln für die Erhaltung der Zähne; Beymischung des Speichels. Dinge welche auf den Speichel wirken; das Tabackrauchen, der Zorn, der Ekel. Vom Schlucken.

VI. *Von der Verdauung*, S. 155—261. Die Verdauung im Magen geschieht nicht durch Zerreibung der Speisen, sondern durch Auflösung derselben in einen Saft. Magensaft, Eigenschaften und Wirkungen desselben. Wirkung der Bewegung des Magens; Wirkung seiner Nerven; natürliches Gefühl desselben. Speisebrey und seine Entleerung in den Zwölffingerdarm. Verdauung im Darm; Zumischung von Flüssigkeiten, Galle, Saft der Bauchspeicheldrüse. Resultat der Verdauung. Trennung des Brauchbaren von Unbrauchbarem. Chylus und dessen Eigenschaften, seine Beymischung zum Blute und Verschiedenheit desselben nach den Nahrungsmitteln. Unbrauchbares, Koth; seine Ausleerung; über Verstopfung und die diätetischen Mittel dagegen. Diätetik der Verdauung. Nothwendigkeit des Hungers; Bedingungen, welche ihn hervorrufen oder tilgen. Nothwendigkeit des Kauens, Beymischung des Speichels, des Magensaftes; Dinge, die ihn kräftig oder unkräftig machen; was in ihm auflöslich ist, das ist verdaulich; einfache Speisen sind die verdaulichsten. Verdünnung des Magensaftes; Trinken während des Essens. Bewegung des Magens und ihre Abhängigkeit von seinen Muskeln und von allgemeiner Körperbewegung. Hindernisse der Magenbewegung durch Ueberladung desselben, und durch Druck benachbarter Organe. Nervenwirkung, Erhaltung derselben. Schlaf nach Tische; geistige Anstrengung und Genuss spirituöser Getränke. Sympathie des Magens mit dem Kopfe, den Lungen und der daher entstehende Magenhusten, mit den Nieren, der Haut; Einfluss der Erkältung auf den Magen. Wirkung der Speisen auf das Blut. Diätetische Bestimmungen, welche nicht von der Thätigkeit des Magens, sondern von der des ganzen Körpers abhangen. Diät nach der Lebensweise, nach den individuellen Verhältnissen, nach dem Geschlecht, dem Alter, dem Temperament, den Jahreszeiten, dem Klima. Einfluss der Diät auf Krankheiten. Von den verschiedenen Speisen und Getränken Fleisch, Fische, Fett, Eyer, Butter, Käse, Honig, Brod, Gemüse, Früchte; Zubereitung der Speisen; Gewürze; Wasser, Bier, Milch, Caffe, Thee, Chocolate, Wein und Weingeist enthaltende Getränke.

VII. *Von dem Kreislaufe des Blutes*, S. 262—316. Nothwendigkeit des Kreislaufes und Uebersicht der Organe, in welchen und durch welche er geschieht. Das Blut, seine Eigenschaften und Bestandtheile. Das Herz und die Adern; Bewegung des Blutes durch Herz und Adern. Ursachen und Richtung dieser Bewegung. Der Puls. Einfluss der Bewegung des Körpers auf die des Blutes, des Athmens und selbst die Beschaffenheit des Blutes. Einfluss der Blutbewegung auf alle Theile des Körpers, Ernährung und Absonderung. Diätetische Bestimmungen. Abhängigkeit der Menge und Beschaffenheit des Blutes von den Nahrungsmitteln, von den Absonderungen. Diät der Vollblütigen. Umstände, welche auf die Bewegung des Blutes Einfluss haben und in diätetischer Beziehung berücksichtig werden müssen.

VIII. *Von dem Athmen*, S. 317—386. Die Brusthöhle; die Brustfellsäcke. Der Kehlkopf. Die Luftröhre. Die Lungen, Bewegung derselben; Einathmen und Ausathmen, Stöhnen, Seufzen, Husten, Niesen. Die Luft, ihre Bestandtheile und Veränderung derselben durch das Athmen; reine und unreine Luft; Ursachen und Wirkungen derselben. Umstände, welche die Bewegung der Lungen stören oder befördern, Muskelkraft, Stellung und Bewegung des Körpers, Gemüthseinfluss, Druck durch benachbarte Theile, äusserer Druck, Schnürleiber. Diätetische Bestimmungen in Bezug auf den Einfluss, den das Blut und die Absonderungen auf das Athmen haben.

Anhang: Von der Verhütung der Lungenschwindsucht, körperliche Anlage, welche derselben vorausgeht. Mittel, die Anlage zu tilgen. Stärkung durch Nahrung und nothwendige Rücksicht auf die Reizbarkeit der Kranken, durch Bäder, Bewegung, Fahren, Seereisen, Reiten, Gehen, Tanzen, lautes Sprechen, Singen, körperliche Arbeiten. Berücksichtigung der Luft, des Wohnortes; Landleben. Die Kleidung. Geistige Anstrengung; Vermeidung der Gelegenheitsursachen, welche die Krankheit hervorrufen und Kennzeichen ihrer Entwickelung.

Rec. scheidet von dem Vf. mit Dank für sein Unternehmen und mit der Bitte, dasselbe fortzusetzen. Druck und Papier sind elegant.

W — — — — r.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

MAI 1837.

PHILOSOPHIE.

1) Basel, in der Schweighäuſer'ſchen Buchhandlung: *Die Naturlehre der Seele*, für Gebildete dargeſtellt von Dr. *Friedrich Fiſcher*, Profeſſor der Philoſophie zu Baſel. 1835. VI u. 641 S. 8. (3 Thlr.)

2) Marburg u. Cassel, b. Krieger: *Die Grundzüge der Lehre von dem Menſchen*, dargeſtellt von *David Theodor Suabediſſen*, Profeſſor der Philoſophie zu Marburg. 1829. VI u. 389 S. 8. (2 Thlr.)

Der Vf. von Nr. 1 bezeichnet zwar dieſe ziemlich ausführliche Darſtellung der Pſychologie als eine populäre Behandlung für Gebildete, beabſichtiget jedoch keineswegs nur eine kurze Angabe der Reſultate, ſondern er will auch in die, dem gewöhnlichen Gedankenkreiſe fern liegenden Gründe und Gegengründe eingehen, ohne zu beſorgen, daſs bey dem Streben nach Gründlichkeit, ſeine Darſtellung unverſtändlich werde. — Allerdings iſt gerade Pſychologie diejenige philoſophiſche Diſciplin, deren vielſältige Anwendung auf alle Zweige des höheren Menſchenlebens, auf Umgang, auf Kunſt, Wiſſenſchaft, Erziehung, Seelſorge, Heilkunde, richterliche Wirkſamkeit, ja ſelbſt auf die Regierungskunſt, am ſchnellſten und leichteſten bemerklich wird; und zugleich tritt bald das Bedürfniſs einer tieferen Einſicht in die Unterſuchungen der Pſychologen hervor, indem ohne eine ſolche die Fragen nicht zureichend beantwortet werden können, welche aus jenen Gebieten der Anwendung an ſie gerichtet werden.

In einer kurzen Einleitung wird über Werth, Schwierigkeit, Begriff und Verhältniſs der Pſychologie zu anderen verwandten Wiſſenſchaften geredet. Der Vf. unterſcheidet hier *Naturlehre* und *Naturgeſchichte*, je nachdem betrachtet wird, was die Seele iſt und was ſie wird, und beſchränkt ſich in der vorliegenden Schrift nur auf die Erſte, indem er die Andere einer ſpäteren Arbeit vorbehält. — Füglich hätte der Vf. hier — gerade ſeinem Zwecke gemäſs — ausführlich auf die Erörterung des Werthes der Pſychologie eingehen ſollen, um die Anwendung der Pſychologie in der Theologie, Jurisprudenz, Heilkunde, Geſchichte, Sprach- und Alterthums-Wiſſenſchaft, Pädagogik u. ſ. w. genauer auseinanderzuſetzen; ſtatt deſſen findet ſich über dieſes innere Verhältniſs nur die Bezeichnung des ganzen reichhaltigen Thema's in einigen kurzen Worten.

Erſter oder allgemeiner Theil, auch die „Allgemeine Pſychologie" genannt (S. 17—196). Hier wird gehandelt: 1) vom Unterſchiede des Körperlichen und Geiſtigen; 2) von den verſchiedenen geiſtigen Seiten der menſchlichen Natur; 3) von der Stellung des Menſchen im Univerſum und auf der Stufenleiter der Weſen; 4) von der Subſtanzialität der Seele; 5) vom Sitze der Seele; 6) über die Mehrheit der Vermögen und Verrichtungen der Seele und deren weſentliche Grundlage; 7) über die Einfachheit und Zuſammengeſetztheit der Seele. — Das Körperliche ſey das gleiche Weſen wie der Geiſt, nämlich Kraft; der Unterſchied ſey bloſs *graduell*, ein Mehr oder Weniger der Entwickelung; ſie ſeyen nicht ſpecifiſch verſchiedene Dinge; dadurch ſolle aber der Geiſt nicht zur Körperlichkeit und Materialität herabgedrückt, ſondern die Materie zur Würde der Geiſtigkeit heraufgehoben werden. Allerdings werde Körperliches und Geiſtiges auf verſchiedene Weiſe erkannt: das Körperliche durch die fünf Sinne, dagegen das Geiſtige auf dieſe ſichtbare und handgreifliche Weiſe in keinem Falle zum Bewuſstſeyn komme, wiewohl uns innerhalb des Sichtbaren und Hörbaren das Leben und Walten des fremden Geiſtes mannichfach entgegentrete, freylich *nicht auf objective*, nichts deſto weniger aber auf höchſt empfindbare und fühlbare Weiſe. (Doch nicht etwa bloſs auf *ſubjective* Weiſe?) — Aber Beides, ſowohl das Körperliche, als das Geiſtige, exiſtire in der Zeit und im Raume, d. h. nehme ſeinen Ort im Raume ein, nur mit dem Unterſchiede, daſs der Ort des Körperlichen beſtimmt und abgegrenzt ſey, und einen beſtimmten Umfang habe, dagegen das Geiſtige einen unbeſtimmten Ort einnehme, deſſen Grenzen ſich bald verengern, bald erweitern, namentlich vermittelſt des Auges und Geſichtskreiſes ſich unermeſslich ausdehnen könne; — ferner mit dem Unterſchiede, daſs das Körperliche ſeinen Raum ausfülle (worauf Solidität und Widerſtand gegen eindringende Körper beruht), dagegen die Seele ihren Raum zwar einnehme, aber nicht ausfülle, ſondern den Körper durchdringe, indem ſie ſich in ſeinem ganzen Umfang erſtrecke (Nicht-Solidität). Dennoch ſey dieſer Unterſchied nicht ſcharf und ſchroff, wie denn auch das Licht die durchſichtigen, und die Anziehung alle Körper durchdringe. In wiefern die Seele ſich im Raume mit wirklicher und ſubſtanzieller Erfüllung deſſelben erſtrecke, komme ihr eine Ausgedehntheit zu; Einfachheit, in wiefern ſie zwar eine theilloſe Einheit, ein continuirlich zuſammenhängendes Ganze, aber nicht ſchon deſshalb eine untheilbare Einheit ſey;

Zusammengesetztheit hingegen enthalte sie, wiefern sie eine nicht untheilbare Einheit sey: wie denn eine Theilbarkeit der Seele sich in gewissen geisteskranken Zuständen unverkennbar zeige, und auch hinsichtlich der gemeinschaftlichen Beziehung der Seele des Kindes auf das väterliche und mütterliche Princip in der Zeugung behauptet werden müsse. Die durch diese Lehre etwa erregten Bedenklichkeiten in Betreff der Unsterblichkeit und individuellen Fortdauer sucht der Vf. durch die Bemerkung zu beseitigen, dass diese einzig auf dem Willen der schöpferischen Allmacht beruhe, nicht aber auf dem individuellen, ob theilbaren oder untheilbaren Bestande der Seele.

Aus „*zwey Grundelementen*" sey die Seele *zusammengesetzt*, aus *Bewusstseyn* und *Willen*, welche aber nicht ausser und neben einander bestehen, sondern in und durch einander, in vollkommener gegenseitiger Durchdringung, so dass alles Bewusstseyn zugleich Wille, oder schöpferisch, aller Wille zugleich bewusst und empfindlich sey. (Es sollte kein Wollen ohne Bewusstseyn möglich seyn?) Die Einfachheit der Seele könne man daher so aussprechen, dass sie bloss noch *verschiedene Seiten*, hingegen *keine unterscheidbaren Theile* mehr habe, wie die körperlichen Massen, Bewusstseyn und Wille zerfallen nun in eine lange Reihe von untergeordneten Seelenvermögen: die Sinne, die Fassungskraft, das Gedächtniss, die Phantasie, den Scharfsinn, Verstand, Urtheilskraft, Klugheit, Witz, Ueberzeugung, Geschmack, Eigenliebe, das Gemüth, die Andacht, das Gewissen u. s. f. (Ueberzeugung, Eigenliebe, Andacht sind doch keine Seelenvermögen!) Sie alle durchdringen einander, und Eins ist zugleich das Andere. Das Zusammenfallen der Theile und Elemente der Seele in der Einheit ihres Centrums begründet ihre Individualität, d. h. ihre gesonderte, von der übrigen Welt geschiedene Existenz, ihre Existenz an und für sich selber. Die Kräfte oder Substanzen, woraus die Körper bestehen, stehen auf einer unendlich tieferen Stufe der Entwickelung, als diejenigen Kräfte oder Substanzen, die wir Seelen oder Geister nennen. Menschengeist sey eine substanzielle Kraft auf der höchsten uns bekannten Stufe der Entwickelung. Er sey zwar an die Zeit gebunden, in seinem wirklichen Denken, Fühlen, Wollen auf die Gegenwart beschränkt, erhebe sich aber durch die Erinnerung an die Vergangenheit, und durch die Voraussicht der Zukunft über den augenblicklichen Moment, existire an einem bestimmten Orte, erfülle diesen Ort mit einer gewissen Allgegenwart, indem er andere Dinge, namentlich seinen Körper, durchdringe und durchwohne; vermöge dieser Allgegenwart sey er nicht tastbar und handgreiflich u. s. f. Da alle diese Bestimmungen, bey einer wissenschaftlichen Behandlung derselben, auf metaphysischen Voraussetzungen gegründet werden mussten, in welche einzugehen, hier nicht die Aufgabe des Vfs. seyn konnte: so muss Rec. es bey diesen Andeutungen bewenden lassen.

In der Uebersicht über die verschiedenen geistigen Seiten der menschlichen Natur geht der Vf. von Vergleichung der organischen und unorganischen Natur aus, wo als Hauptsatz festgehalten wird: dass zur Bildung eines *organischen* Körpers durchaus die Mitwirkung eines höheren, den körperlichen Stoff beherrschenden *geistigen Wesens* nöthig sey. Der menschliche Körper bestehe, so lange er lebe, nicht bloss aus körperlichem Stoffe, sondern schliesse ein geistiges Wesen, die *Lebenskraft*, in sich, die ihn ernähre und erhalte, und ihn in der kunstreichen Weise bilde, wie der *Seele* zur Wohnung und zum Instrumente diene. Die Verrichtungen der Lebenskraft beziehen sich nämlich theils auf Erhaltung des Individuums, und zwar sowohl durch Ernährung, als auch durch Respiration, theils auf Erhaltung der Gattung durch die Zeugung. Desshalb müsse von der Lebenskraft auch die *Seele* unterschieden werden: denn die Wirksamkeit der Lebenskraft finde auch ohne Bewusstseyn und Willen Statt, dagegen der eigentliche Kreis des Seelenlebens die *bewussten* und *freyen* Verrichtungen der menschlichen Natur begreife. — Diess ist keine scharfe Unterscheidung: denn es giebt auch *unbewusste* Zustände und Thätigkeiten im menschlichen Seelenleben. Und, wiewohl der Ausdruck „Bewusstseyn" in verschiedenen Bedeutungen genommen wird, so ist doch gerade die, von dem Vf. selbst angenommene Bedeutung („unter Bewusstseyn verstehen wir das innerliche Licht des Geistes, das sich selbst leuchtet und selbst sieht, das innerliche Tagseyn, Bewusstseyn ist das Wissen in unseren Seelenthätigkeiten, wonach die Seele nicht bloss etwas hat und thut, sondern auch weiss, dass sie es hat und thut") im Widerspruche mit jener Behauptung, dass der eigentliche Kreis des Seelenlebens die *bewussten* und *freyen* Verrichtungen der menschlichen Natur begreife. — Uebrigens redet der Vf. nachher selbst ebenfalls auch von einer bewusstlosen und naturnothwendigen Seite des Seelenlebens.

Als die verschiedenen Seiten des menschlichen Seelenlebens bezeichnet der Vf. *zwey Regionen:* die thierische und die vernünftige. Die erste befasse die thierischen Verrichtungen, d. h. solche, welche der Mensch mit den Thieren gemein habe, körperlich mitbedingt seyen, im Körper und vermittelst des Körpers geschehen, und gemischte Producte der Seele und des Körpers seyen, nämlich: die sinnliche Wahrnehmung, die körperliche Empfindung, die sinnliche Begierde und Leidenschaft (haben denn die *Thiere* Leidenschaften?), und die willkürliche Bewegung der Glieder. Zu der vernünftigen Region hingegen gehören der innere Sinn, das Vorstellen (haben denn die Thiere keine Vorstellungen? — sucht und erkennt der Hund nicht seinen Herrn? u. s. w.) und Denken, die geistigen Empfindungen oder Gefühle, die geistigen Begierden und Neigungen, sowie die daraus entspringende, eben so vielgestaltige, geistige Leidenschaft und Liebe, und die Freyheit des Willens; sie seyen *reine* und *ungemischte* Producte der Seele, welche rein innerlich im Geiste vorgehen, und ohne Beyhülfe und Einmischung des Körpers vollzogen werden. (Doch wohl nicht! Wie wären doch die *Vorstellungen* von

Farben, Klängen u. s. w., und das *Denken* über diese materiellen Eigenschaften möglich, ohne Beziehungen auf den Körper!) Diess nun sey die *Vernunft*.

Der Vf. unterscheidet weiter bewusste und unbewusste Vernunft. Den niederen Thierclassen fehle die Vernunft gänzlich, oder sey vielmehr hier in einer anderen Form vorhanden, in der Form des *Instincts* oder der unbewussten Vernunft; in den höheren Thierformen seyen Anfänge der bewussten Vernunft. — Nach jenen beiden Regionen werde nun unterschieden *Seele im engeren Sinne* als Princip der *thierischen*, *Geist* hingegen als Princip der *vernünftigen* Region. (Genau ist aber dieser Sprachgebrauch keineswegs, schon desswegen nicht, weil oben schon die unbewusst wirkende Lebenskraft ein geistiges Wesen genannt, und dann dem eigentlichen Kreise des Seelenlebens die *bewussten* und *freyen* Verrichtungen der menschlichen Natur zugewiesen wurden.) Dennoch aber seyen Seele und Geist nicht numerisch verschiedene Wesen, vielmehr sey ihre Einheit unzweifelhaft, weil unser Ich sich in Beiden als Eins wisse. Es seyen demnach drey Seiten oder Einheitsformen der Seele anzunehmen. Die *vegetative* Region (der Lebenskraft), die *thierische* Region (der Seele im engeren Sinne — ein willkürlicher Sprachgebrauch), und die *vernünftige* Region (des Geistes).

Hinsichtlich seiner Stellung im Universum sey der Mensch der Mikrokosmus der gesamten organischen Natur, theils als ihre vollständige Wiederholung, theils als ihre einzig vollendete systematische Darstellung. Der Mensch stehe an der Spitze der organischen Natur der Erde, nämlich in dem tieferen Sinne, dass die menschliche Natur es sey, auf deren Hervorbringung die organische Natur in allen ihren Thier- und Pflanzen-Productionen sinne und sich vorbereite; die Pflanzen und Thiere seyen nur um des Menschen willen geschaffen, nämlich damit die Natur sich übe (!), der Reihe nach, in der Gestaltung seiner einzelnen Glieder und Organe, bis es ihr gelinge (!), alle Glieder in Ein harmonisches Ganzes zusammenzufassen, und das vollendete System der Organisation mit Einem Schlage hinzustellen.

Jetzt kommt der Vf. zur Erörterung der Substanzialität der Seele. Nachdem er zuerst versucht hat, die Ansichten des *Materialismus*, des *Idealismus* und des *Pantheismus* zu widerlegen, führt er die Ansicht auf, welche er als den *Realismus des Allgemeinen* bezeichnet, und als *Hegels* Lehre anerkennt. Sie finde die Wirklichkeit auf Seiten der Gattungen und Arten, gegenüber der im täglichen Leben vielleicht gewöhnlicheren Annahme, wonach das Individuum das Einzigwirkliche sey, und die Art oder Gattung bloss in unseren Gedanken und Begriffen bestehen solle. Indem der Vf. bekennt, dass seine Ueberzeugung sich zu jener Naturansicht hinneige, findet er sich zugleich veranlasst, die Verwahrung einzulegen, dass nicht eine bey *Hegel* sich damit verbindende religionsphilosophische Ansicht auf seine Rechnung gesetzt werde.

Was nun den sogenannten *Sitz der Seele* betrifft, so entwickelt der Vf. die bekannte Annahme, dass das ganze Nervensystem ohne Unterschied die Wohnung der bewussten Seele sey. Es sey nämlich die Einwohnung der Seele in dem Körper nicht ein Seyn der Seele in irgend einem Zwischenraume eines körperlichen Organes, sondern müsse als eine Durchwohnung, als eine Durchdringung des körperlichen Organes, als Immanenz genommen werden (welche letzte Ansicht er, mit Berufung auf seine frühere Schrift, als die seinige geltend zu machen sucht). Eine wissenschaftlich befriedigende Auskunft über dieses Verhältniss ist übrigens ausser dem Zusammenhange der gründlichen metaphysischsten Untersuchungen über Substanz und Zusammenseyn von Substanzen nicht möglich, solche sind jedoch in Schriften von populärer Tendenz, wie die vorliegende ist, nicht zu erwarten.

Die Verrichtungen und Vermögen der Seele seyen auf zwey Arten einzutheilen. Die Verrichtungen seyen nämlich *ihrer Natur nach* entweder vegetative, oder thierische, oder vernünftige, worauf sich eben die Annahme von Lebenskraft, Seele und Geist gründe; *ihrem Producte nach* seyen sie entweder *theoretische*, oder *ästhetische*, oder *praktische*, worauf sich die Annahme der drey Seelenvermögen, nämlich des Erkenntnissvermöges, des Gefühlsvermögens und des Begehrungsvermögens beziehe. — Freylich bezeichnet es der Vf. als eine oberflächliche, rein empirische Unterscheidung, wenn er setze: Erkenntniss sey Darstellung des Aeusseren im Inneren, Handeln dagegen Darstellung des Inneren im Aeusseren, Gefühl endlich reine Innerlichkeit; Gefühl sey Zuständlichkeit, Subjectivität, während in den beiden anderen Subjectivität und Objectivität in Wechselwirkung treten, nur je in umgekehrte. Allein, da er diese Unterscheidungsweise dennoch aufstellt, und dieselbe auch sonst schon von Anderen, nicht ohne Anspruch auf wissenschaftliche Gültigkeit, als Voraussetzung zu weiteren Folgerungen gebraucht worden ist: so muss Rec. sogleich bemerken: 1) dass keineswegs in *jeder* Handlung ein Inneres im Aeusseren dargestellt werde, und 2) eben so wenig in *jeder* Erkenntniss ein Aeusseres im Inneren, und endlich 3), dass keineswegs *jedes* Gefühl eine reine Innerlichkeit enthalte.

Uebrigens vertheidiget der Vf. bey dieser Gelegenheit ganz mit Recht die Lehre von den *Seelenvermögen* gegen die bekannten neueren Angriffe gegen dieselbe, nur müsse man natürliche Seelenkraft und Seelenvermögen wohl unterscheiden.

Erkennen, Fühlen und Wollen lassen sich nicht auf ein einfaches Grundvermögen zurückführen, weil ein einfaches Eins immer Eins bleibe, und weil, wenn die Seele ein einfaches, nicht bloss theilloses, sondern auch untheilbares Eins wäre, ihr alle Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit von Aussen kommen müsste. Eine innerliche Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit könne in der Seele nur entstehen, wenn sie ursprünglich aus verschiedenen Elementen bestehe, welche aber in der Wirklichkeit zu einer Einheit verwachsen sind, in dieser innerlichen Verwachsenheit aber keine ver-

schiedenen Theile mehr, wohl aber verschiedene Seiten darstellen, welche sich bey fortdauernder Verwachsenheit wieder differenziiren, d. h. mit einem Uebergewicht über einander hervortreten, so dass das Eine zwar immer noch dasselbe bleibt, aber dennoch bald mehr das Eine, bald mehr das Andere ist. Bewusstseyn und Wille seyen im gesunden Seelenleben nirgends geschieden und getrennt vorhanden; sie treten aber schon darin mit so bedeutendem Uebergewicht über einander hervor, dass sie sich leicht in ihrer Verschiedenheit erkennen lassen. Völlig geschieden seyen sie hingegen im kranken Seelenzustande, wie in Tollheit und Verrücktheit.

Bewusstseyn und Wille seyen die zwey Grundelemente, worauf sich alle Erscheinungen des bewussten Seelenlebens, die vernünftigen, wie die thierischen, reduciren. Jene beiden Grundelemente lassen nämlich eine verschiedene Combination zu, oder können sich in verschiedenen Verhältnissen mit einander mischen und verbinden, und diese Combination sey hauptsächlich eine dreyfache: entweder seyen sie mehr im Gleichgewichte, oder es herrschte mehr das Eine, oder mehr das Andere vor. Hiedurch entstehen die drey Grundvermögen der Seele, das Erkenntniss, Gefühls- und Begehrungs-Vermögen. Im *Gefühl* seyen nämlich jene beiden Elemente mehr im Gleichgewichte; — die Grundlage der *Erkenntniss*-Function sey das Bewusstseyn oder vielmehr eine *relative Identität* des Bewusstseyns und Willens mit vorherrschendem Bewusstseyn, das Erkenntnissvermögen sey mehr Bewusstseyn, als Wille, — die Grundlage der praktischen Functionen sey der *Wille*, oder vielmehr die *relative Identität* von Bewusstseyn und Willen, wobey nur der Letzte vorherrsche; das Handeln sey mehr Wille, als Bewusstseyn. — Am wenigsten dürfte hier ersichtlich seyn, wie das *Gefühl* wirklich reducirt werden könne auf eine Combination jener beiden Principien, und der Vf. sieht selbst sich genöthiget, auf die Zuständlichkeit zu verweisen, worin der Inhalt des Gefühls bestehe, — wiewohl er diese Ansicht vom Gefühl als Zuständlichkeit, Subjectivität, reiner Innerlichkeit, oben als eine nur oberflächliche, rein empirische bezeichnet hatte. Und wenn es dann ferner heisst, das Gefühl sey *reizbares Bewusstseyn* und *empfindlicher Wille:* so entsteht sogleich die Frage, ob denn wirklich jede Reizbarkeit des Bewusstseyns Gefühl sey, worauf, gemäss den bekannten Thatsachen der Erfahrung *verneinend* geantwortet werden muss u. s. f. Indem nun der Vf. nochmals auf jene Ableitung der Seelenvermögen aus den Mischungsverhältnissen der beiden Grundelemente, Bewusstseyn und Wille, zurückblickt, bemerkt er: dass Bewusstseyn und Freyheit bloss so weit sich als solche entwickeln, als sie ausser einander und über einander hervortreten, dass sie dagegen, so weit sie in einander aufgehen und verwachsen, in Bewusstlosigkeit und Nothwendigkeit zurücksinken. Es sey bekannt, dass die Region der Gefühle die dunkelste und unfreyeste Region des Seelenlebens sey. — Auch hier möchten Thatsachen das Gegentheil beweisen: wie voll Bewusstseyn und wie frey sind z. B. das ästhetische und das moralische Gefühl!

Reicht aber, fragt der Vf. weiter, die Reduction der Seelenvermögen nicht tiefer, als bis zu jenen zwey Grundelementen, Bewusstseyn und Willen? Doch! denn Bewusstseyn und Wille seyen Kinder des *Triebes*, welcher als ihr gemeinschaftlicher Urgrund, und als der Urgrund des Seelenlebens, sich zu ihnen erschliesse, und zwar nach der einen Seite hin sich mehr zum Bewusstseyn, nach der anderen mehr zum Willen entfalte. Trieb sey nämlich die bewusstlose und nothwendige, aber gesetzmässige Wirkungsweise, die nothwendige Tendenz der Seele. Bey dieser neuen Wendung kam es also darauf an, sowohl dem Bewusstseyn und dem Willen, welche vorher als Grundelemente gesetzt worden, als auch insbesondere dem Gefühle nun seine Bedeutung hinsichtlich des Triebes nachzuweisen, da schon oben das Gefühl als ein Einigungspunct dargestellt wurde, in wiefern in ihm jene beiden Grundelemente mehr im Gleichgewichte seyen. Der Vf. giebt seine Auflösung des Problems so: Der Trieb enthalte die beiden Elemente des bewussten Seelenlebens in sich, aber noch gänzlich in einander aufgegangen und verschlossen. Der Trieb sey die vollkommene gleichförmige Mischung, das absolute Gleichgewicht beider; man könne ihn die absolute Identität, oder, richtiger, die Indifferenz von Bewusstseyn und Willen nennen. Das Bewusstseyn (das bildende, formende Princip) sey und wirke in dem Triebe als *seine Gesetzmässigkeit;* der Wille aber sey vorhanden als *seine Reizbarkeit.* Seine nächste und unmittelbarste Entfaltung sey das Gefühl. — Die Einsicht in die wesentliche Verwandtschaft, wie in die wesentliche Differenz der Seelenvermögen ergebe daher als Resultat diese Definitionen: 1) Erkenntniss sey Identität des Bewusstseyns und Willens, aber als Bewusstseyn, oder sie sey das objective Bewusstseyn; 2) Handeln sey die Identität des Bewusstseyns und Willens, aber als Willen, oder der objective Wille; 3) Gefühl sey die gleichmässige Identität beider, theils nämlich willenvolles Bewusstseyn, theils empfindlicher Wille; oder es sey subjectives, zuständliches Bewusstseyn, wodurch es sich von der Erkenntniss, — und subjectiver, zuständlicher Wille, wodurch es sich von dem Handeln unterscheide.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

MAI 1837.

PHILOSOPHIE.

1) Basel, in der Schweighäuser'schen Buchhandl.: *Die Naturlehre der Seele*, für Gebildete dargestellt von Dr. *Friedrich Fischer*, u. s. w.

2) Marburg u. Cassel, b. Krieger: *Die Grundzüge der Lehre von dem Menschen*, dargestellt von *David Theodor Suabedissen*, u. s. w.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Zum Schluss des allgemeinen Theils kommt der Vf. noch einmal auf das Thema der Einfachheit und Zusammengesetztheit der Seele zurück. Es seyen ihr beide Eigenschaften zuzuschreiben, nur aber in verschiedenen Beziehungen: nämlich ihrer Gegenwart und Wirklichkeit nach sey sie einfach, ihrer Entstehung und möglichen Auflösung nach hingegen zusammengesetzt. Der scheinbare Widerspruch löse sich durch den Zeitunterschied; der Moment der Entstehung gehe der Wirklichkeit voran, die endliche Auflösung folge ihr nach. Um nun den Uebergang aus der Zusammengesetztheit in die Einfachheit, und aus dieser in jene zu begreifen, bedürfe man des Begriffs der Immanenz oder der gegenseitigen Durchdringung. Vermittelst dieser verwachse das Zusammengesetzte zur Einheit, die Theile verschlingen sich in einander, oder gehen vielmehr so ganz in einander auf, dass sie gar nicht mehr als Theile vorhanden seyen, sondern blosse Seiten darstellen; die Elemente verleben sich in einander zu einem gleichartigen neuen Ganzen. So möge die Seele ihrem Ursprunge nach aus zwey verschiedenen Elementen bestehen, ihrer Wirklichkeit nach seyen diese so gänzlich in einander aufgegangen und verwachsen, dass sie eine theillose Einheit darstellen. — Bey diesen Erörterungen finden wir uns wieder so ganz auf metaphysischem Gebiete, dass wir in einer populären Behandlung keine zureichende Begründung erwarten dürfen. — Andererseits sucht aber der Vf. die Lehre von der Zusammensetzung der Seele theils daraus zu beweisen, dass schon im gesunden Zustande die Einheit der Seele nicht unauflöslich und untrennbar sey, indem Wahrnehmung und freyer Wille darin fast isolirt hervortreten; theils ferner daraus, dass im kranken Seelenzustande, in Verrücktheit und Tollheit, die endliche Theilbarkeit und Auflösbarkeit der Seele sich ganz unverkennbar zeige; — theils endlich daraus, dass angenommen werden müsse, dass die Seele des Kindes durch Zeugung als Product zweyer Factoren, des männlichen und des weiblichen, entstehe, und somit eben ihrem Ursprunge nach zusammengesetzt sey.

Zweyter oder specieller Theil. Erste Abtheilung: die Lehre von der Erkenntniss und den geistigen Anlagen. Der Vf. folgt hier der Eintheilung in fünf Verrichtungen: äusserliches oder sinnliches Wahrnehmen, innerliches oder geistiges Wahrnehmen, Vorstellen, Dichten, Denken. — Ueber die Theorie der sinnlichen Wahrnehmung sind folgende die Hauptpuncte: die unmittelbaren Objecte der sinnlichen Wahrnehmung sind die äusserlichen, unabhängig vom Bewusstseyn existirenden Wirklichkeiten, nämlich die Körper und ihre Einwirkungen und Processe; sie kommen dadurch zum Bewusstseyn, dass die Seele an sie hinaustritt, und sich mit ihnen unmittelbar in Berührung setzt; das Nervensystem ist Leiter des Bewusstseyns, nicht aber Leiter von Sinneneindrücken; die Seele durchwaltet das ganze Nervensystem, vernimmt den Sinneneindruck an Ort und Stelle, kann über das Nervensystem heraustreten, ohne es zu verlassen; die verschiedenen Sinne sind Modificationen, welche der Heraustritt des Bewusstseyns in den Sinnenorganen erleidet. — Als die zweyte theoretische Function wird die innere oder intellectuelle Wahrnehmung dargestellt. Hiebey ist jedoch zu bemerken, dass der Vf. nicht bloss die in engerer Bedeutung sogenannte *innere Wahrnehmung*, sondern auch die *Reflexion* dem inneren Sinne zuschreibt. Letztere bestehe nämlich darin, dass die Seele zwar einen Theil ihrer bewussten Thätigkeit in der zu beobachtenden unmittelbaren Aeusserung fortwirken lässt; aber zum übrigen Theile sie frey daraus zurücknimmt, und auf sich und ihre fortgehende unmittelbaren Aeusserung hinwendet. Allein hier dürfte sich zeigen lassen, dass im Unterschiede von der *Beobachtung*, die eigentliche *Reflexion* schon ein *Denken* enthalte; und folglich nicht schon in das Gebiet der blossen inneren Wahrnehmung gehöre. — Das Vorstellungsvermögen im Allgemeinen diene dazu, sowohl den Inhalt des inneren Sinnes, als auch die ihrer Natur nach äusserlichen Gegenstände der sinnlichen Wahrnehmung in objective Modificationen des Bewusstseyns oder in gewussten Inhalt umzusetzen, und als bleibendes Eigenthum des Geistes aufzubewahren. Es zerfällt in zwey Vermögen: einestheils in die *Fassungskraft*, welche die innerliche und äusserliche Wirklichkeit in Vorstellung, somit in gewussten Inhalt umsetze, was man *Bemerken* nenne (— doch wohl nicht; der Ausdruck wäre für das

Faſſen des Gegenſtandes viel zu ſchwach, wie ja auch gleich aus dem Folgenden hervorgeht, wo der Vf. ſelbſt für die Faſſungskraft noch Beobachtungsgabe, feinen Blick, Gelehrigkeit, Sprachſinn u. ſ. w. fodert —); — anderentheils in *Gedächtniſs. — In treffenden Worten* hebt der Vf. bey der Gelegenheit, wo er von den Schwierigkeiten redet, welche das Beſtreben hat, die Kenntniſs der inneren Wirklichkeit, d. h. des menſchlichen Seelenlebens, zu einem eigentlichen *Wiſſen* zu erheben, — die Aufgabe und das Geſchäft der Pſychologie hervor, welche nämlich darin beſtehe: die verſchwimmende Wirklichkeit der inneren Wahrnehmung zu *geſchiedenem und detaillirtem Bewuſstſeyn* zu erheben, beſonders auch ſie in Wortvorſtellungen zu faſſen, und dadurch für das Bewuſstſeyn zu objectiviren und zu fixiren, wodurch ſie allererſt gewuſster Inhalt wird. *Wer ſich auf ſich ſelbſt beſinnt, wird bald den reichen, unergründlichen Inhalt ſeines Geiſtes ahnen und empfinden, welcher noch nicht zu Tage gefördert, oder zu objectivem Bewuſstſeyn hervorgehoben iſt.* — Zur Beſtimmung des Weſens der Faſſungskraft dient, daſs die *künſtliche* Vorſtellung der Wirklichkeit durch Worte, ſowie noch die *natürlichen* Vorſtellungen (die innerlich wiederholten Geſichtsbilder, Töne u. ſ. f.) ſelbſtthätige Productionen der Seele ſeyen, daſs jedoch die Entfaltung des Ichs zur Vorſtellungswelt nicht unabhängig von äuſseren Mitteln vor ſich gehe. Die Seele habe aprioriſche Formen an ſich, welche, vermöge einer präſtabilirten Harmonie der inneren und äuſseren Welt, *den Grundformen der äuſseren Wirklichkeit entſprechen:* nämlich einestheils die Form der *Räumlichkeit*, anderentheils die Form der *Zeitlichkeit.* Dieſe angeborenen Formen des Bewuſstſeyns begründen eine *allgemeine und unbeſtimmte Vorſtellungsweiſe*, welche an ſich noch *gar nichts (?)* vorſtelle; überhaupt nicht actuell, ſondern bloſs potenziell exiſtire, aber den Stoff (?) zu allen möglichen (?) Vorſtellungen enthalte. Die einzelnen und beſtimmten Vorſtellungen entſtehen durch bloſse Einſchränkungen jener allgemeinen Vorſtellungsweiſen, indem dieſe ſich an den wahrgenommenen Gegenſtänden durch Nachahmung (— woher denn dieſe? —) zu ähnlichen Geſtalten determiniren. So entſtehen alle unſere Vorſtellungen von Figuren dadurch, daſs die *aprioriſche Raumanſchauung (?)* ſich an den Geſtalten der äuſseren Gegenſtände zu ähnlichen Geſtalten beſchränke, und durch Nachahmung formire u. ſ. w. Die aprioriſche Raumanſchauung trete in dem Geſichtsſinn als techniſcher und äſthetiſcher Maſsſtab für die Gröſsen und Entfernungen, ſo wie für die Symmetrie der körperlichen Geſtalten hervor; auf gleiche Weiſe die *aprioriſche Zeitanſchauung* im *Gehörſinn* u. ſ. w. — Die Erklärungen derjenigen pſychiſchen Phänomene, welche ſich auf die Raum- und Zeit-Erkenntniſs beziehen, gehören bekanntlich zu den ſchwierigſten in der Pſychologie; in der vorliegenden Behandlung iſt der Knoten keinesweges gelöſt. Die letzte Auskunſt, die der Vf. giebt, iſt nämlich: daſs die Seele, vermöge ihrer kosmiſchen Exiſtenz, ſelbſt räumlich und zeitlich ſey; und daſs ihre aprioriſche Raum- und Zeit-Anſchauung nichts Anderes, als ihre Räumlichkeit und Zeitlichkeit ſelbſt ſey. — Allerdings ſcheinen dem Vf. ſowohl manche neuere, wie auch manche ältere Hauptwerke im Gebiete der pſychologiſchen Literatur unbekannt zu ſeyn; ſonſt würde er nicht Lehren, welche längſt ſchon als das Eigenthum ausgezeichneter Pſychologen anerkannt waren, als Erfindung von Anfängern aus neuerer Zeit anſehen; wie er z. B. *Biunde* in deſſen Verſuche über die Pſychologie (vom Jahre 1831) die richtige Lehre über den letzten Grund der Aſſociation als Eigenthum zuſchreibt, da hingegen *Maſs* ſie bereits ganz ausführlich in ſeinem Werke „*Ueber die Einbildungskraft*" (vom Jahre 1797) aufgeſtellt, und die „tiefere" Beziehung auf das ganze Seelenleben bereits *Fries* in ſeiner „*Pſychiſchen Anthropologie*" (1ſte Ausgabe vom Jahre 1820) nachgewieſen hat. — In dem Kapitel über die *Einbildungskraft oder Phantaſie* berührt der Vf. die Hauptpuncte dieſer Lehre, jedoch ohne ſelbſt vorzüglich wichtige Phänomene aus ihren Gründen herzuleiten und zu erklären; er beſchränkt ſich darauf, ſie zu beſchreiben. Ein Uebelſtand liegt hier zugleich darin, daſs ſchon von Einwirkungen der Phantaſie auf den Verſtand geredet wird, da doch bis dahin die Natur des Letzten noch nicht dargeſtellt worden iſt. — Als höchſte, die Erkenntniſs durch die Zuthat des Verſtändniſſes vollendende Function wird endlich das *Denken* behandelt, und dieſes der *Intelligenz oder dem Verſtande im weiteren Sinne* zugeſchrieben. In dieſem Kapitel ſind freylich wieder manche, das Erfahrungsleben ganz beſonders betreffende Seelenzuſtände gar zu kurz behandelt. — Und doch verhält es ſich hier ähnlich, wie mit den Phänomenen der äuſseren Natur, daſs nämlich die bekannteſten Thatſachen oft gerade der Erklärung beſondere Schwierigkeiten darbieten, und derſelben ganz vorzüglich bedürfen. — Zum Schluſs ſtellt der Vf. unter dem Titel: „das Weſen der verſchiedenen Erkenntniſsvermögen" die, aus der Anlage ſeiner Theorie hervorgehende Anſicht theils über die Entſtehung der verſchiedenen Erkenntniſsvermögen, theils über das Vorkommen der verſchiedenen intellectuellen Anlagen auf. Seiner Meinung nach ſollen ſich die Verſchiedenheiten in dem Erkenntniſsvermögen durch die *verſchiedenen Miſchungen* erklären, in welchen das Bewuſstſeyn, als die Hauptgrundlage, das andere Element des Seelenlebens, den Willen, in ſich aufgenommen habe. So ſey der Sinn, der äuſsere, wie der innere, faſt reines Bewuſstſeyn ohne Willen oder ſchöpferiſche Selbſtthätigkeit; Vorſtellungsvermögen, Phantaſie und Verſtand entſtehen durch verſchiedene Verbindungen des Bewuſstſeyns und Willens. Die Verwachſenheit des Bewuſstſeyns und Willens trete, wie im Seelenleben überhaupt, ſo auch im Erkenntniſsvermögen, in doppelter Form auf: einmal als urſprüngliche und naturnothwendige, ſodann als frey wiederhergeſtellte Vereinigung. — Der mit dem Willen urſprünglich ver-

wachsene Verstand sey der Instinct; das ungebundene, in seiner reinen Natur sich entwickelnde Bewusstseyn sey die Phantasie oder Einbildungskraft u. s. w. — Hier ist aber nicht bloss zu bedenken, dass ein grosser Theil von Functionen des Verstandes und von Vorstellungen sich ganz unwillkürlich bilde; sondern auch dieses, dass das *Wesentliche* in den Phänomenen des Verstandes und des Vorstellungsvermögens eben als solches zu erklären und herzuleiten sey. = Sehr kurz, ja nur mit einigen Definitionen, ohne alle Entwickelung, berührt der Vf. das so wichtige und reichhaltige Thema der *intellectuellen Anlagen.*

Zweyte Abtheilung. Die Lehre von dem Gefühl und den Temparamenten. Nachdem der Vf. die Schwierigkeit der Lehre von den Gefühlen aus einander gesetzt hat, giebt er selbst die Definition: Gefühl sey bewusste Zuständlichkeit. — Da nun aber Bewusstseyn ein Wissen ist, folglich ein Erkennen, so ist der eigenthümliche Charakter des Gefühls durch jenen Ausdruck noch nicht getroffen: es wäre ja danach nur das Wissen des Subjects um seinen jedesmaligen Zustand, also nicht unterschieden von der Erkenntniss. Allerdings meint der Vf., dass das Gefühl die unmittelbarste Offenbarung des zum Bewusstseyn und Willen erwachenden und sich differenzirenden Triebes sey, und noch mehr an dem ganzen Triebe, nicht bloss an einer einzelnen Seite desselben vorgehe. Unter *Trieb* nämlich seyen zu begreifen alle nothwendigen und durch die Gesetzmässigkeit ihrer Natur bedingten Richtungen und Wirkungsweisen der Seele, kurz ihre naturnothwendigen Tendenzen. Alle Triebe zerfallen in zwey Hauptreihen: in eine *sinnliche* oder *thierische*, und in eine *rein-geistige* oder *vernünftige.* Besondere vegetative Triebe seyen nicht anzunehmen, weil eben die thierischen Triebe nichts Anderes seyen, als die zum Bewusstseyn und zur Empfindlichkeit erwachte Spitze der vegetativen Triebe. Der allgemeine Charakter der Erscheinung des Gefühls sey der Gegensatz des Angenehmen und Unangenehmen, welcher sich in den verschiedensten Formen und unter den mannichfaltigsten Namen wiederhole. Dieser Gegensatz beruhe auf der Förderung oder Hemmung eines Triebes. Werde der Trieb befriediget, so *fühle* er sich auf angenehme Weise, und werde er zur *Begierde*, d. h. einem durch die Lust motivirten Streben. — In der Erörterung des Gefühls im Allgemeinen betrachtet der Vf. nun weiter die *Relativität* desselben, die indifferenten und gemischten Gefühle (— beide jedoch nur in ganz kurzen Andeutungen —), und die verschiedenen Arten des Gefühles, nach der Eintheilung in sinnliche oder körperliche, und in rein geistige oder vernünftige. — Was das Wesen der Empfindungen oder körperlichen Gefühle betrifft, so hebt der Vf. besonders hervor: dass körperlicher Schmerz und sinnliche Lust wohl nicht bloss auf der Hemmung und Förderung des Nervenlebens, sondern eben so sehr auf der unmittelbar empfundenen Störung und Förderung des organischen Lebens überhaupt beruhe. — Die *geistigen* Gefühle theilt er in *weltliche* und *heilige*, und unterscheidet bey beiden noch wieder eine *theoretische* und eine *praktische* Seite. Weltliche Gefühle nämlich seyen solche, welche durch die Einwirkung der Welt in dem Ich hervorgerufen werden. Die theoretischen Gefühle oder Gefühle des Bewusstseyns entspringen aus dem Drange desselben, sich so vollkommen als möglich gestalten zu wollen. Sie sind theils theoretisches Gefühl im engeren Sinne oder Ueberzeugung (als Gefühl der Nothwendigkeit und Gewissheit), theils ästhetisches Gefühl oder Geschmack. Das Schöne sey nur für das Subject und für seinen ästhetischen Maasstab vorhanden. Das ästhetische Gefühl sey eine eigenthümliche Befriedigung oder Nichtbefriedigung des theoretischen Triebes. Jene Befriedigung beruhe in der vollkommenen und treffenden Darstellung des Innerlichen und Aeusserlichen. Das Schöne theile sich in das Sinnlich-Schöne, Geistig-Schöne, und Gemischt-Schöne u. s. f. — Die Behandlung dieser Gegenstände ist im Verhältniss zu manchen Erörterungen des allgemeinen Theiles zu kurz, besonders aber für die von dem Vf. beabsichtigten Leser, die gerade bey interessanten Gegenständen ausführlichere Belehrung wünschen werden. — Die *praktischen weltlichen Gefühle* (oder *Gefühle des Willens*) seyen theils das egoistische Gefühl oder die Selbstliebe, theils das gemüthliche Gefühl. Letztes entspringe nämlich aus der nothwendigen Tendenz des Willens, Anderes ausser sich zu lieben und sich ihm anzuschliessen. — Der Begriff des *Gemüthes* ist hier offenbar, gegen den gewöhnlichen Sprachgebrauch, nur in einer engeren Bedeutung genommen. Durch jene Eintheilungsweise ist der Vf. dann genöthiget, noch eine Mischung des egoistischen und gemüthlichen Gefühles anzunehmen, um das Ehrgefühl und das sympathetische Gefühl herzuleiten. — Die *heiligen Gefühle* unterscheiden sich von allen anderen Arten der Gefühle durch den Charakter der Heiligkeit, d. h. durch den Zug unbedingter Abhängigkeit und Unterwerfung. Sie sind *theils* das religiöse Gefühl oder *Andacht*, d. h. die Anerkenntniss der dem Geiste unmittelbar gegenwärtigen Wirklichkeit des Unendlichen, *theils* das sittliche Gefühl oder *Gewissen*, die Reaction eines allmächtigen Willens in dem unserigen. Der sittliche Trieb ist die gemeinschaftliche Tendenz aller Triebe im Einzelnen und Ganzen, ihren Urzustand auf höhere Weise wieder herzustellen.

In der Lehre vom *Temperament* klagt der Vf. mit Unrecht über Verwirrung, und dass man nicht einmal über den Begriff desselben einig sey. Er bestimmt dasselbe als die stehende Stimmung des Gefühls oder die eigenthümliche Reizbarkeit der Triebe, und leitet daher die Arten aus den verschiedenen möglichen Abänderungen der Reizbarkeit ab. Es seyen nämlich extensive Unterschiede der Reizbarkeit des Triebes in den langsamen oder raschen und in den andauernden oder flüchtigen Erregungen; die intensiven Unterschiede liegen in der Tiefe oder Oberflächlichkeit der Erregungen. Aus der Combination dieser Unterschiede werden dann die bekannten vier Grundtemperamente abgeleitet, bey deren jedem dann noch vier Nebentemperamente unterschieden werden.

Hier findet sich viel Treffendes. — Endlich betrachtet der Vf. zum Schlusse dieser Abtheilung die *Triebe*. Das Gefühl gehe nämlich am unmittelbarsten unter allen Erscheinungen des bewussten Lebens an den Trieben vor. Es seyen zwey Grundtriebe: 1) der *theoretische Trieb*, welcher auf Darstellung eines Gegenstandes in einem Abbilde gehe, und unter dem Gesetze der Wahrheit stehe, welches hier in drey Formen vorkomme: als *Naturgesetz* im Vorstellungsvermögen; als *Spiel* in der Phantasie (— Gesetz der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit; dichterische Wahrheit, Schönheit —); als *freye Aufgabe* im Verstande. 2) Der *praktische Trieb*, welcher auf Erreichung eines Zweckes durch ein Mittel gehe, und *unter dem Gesetze der Zweckmässigkeit* stehe. Das Gesetz der Zweckmässigkeit habe drey Erscheinungsformen: die *naturnothwendige* Erscheinungsform (*Naturell*, Neigung, Begierde); die *willkürliche* Erscheinungsform (Freyheit und Willkür); und die *moralisch-nothwendige* Erscheinungsform (der Charakter u. s. w.) — Uebrigens seyen der theoretische und praktische Trieb Mischungen der zwey Grundelemente des Seelenlebens, des Bewusstseyns und Willens, nur mit einem Uebergewichte des Einen oder des Anderen; der theoretische Trieb sey willenvolles Bewusstseyn, der praktische Trieb empfindlicher Wille.

Dritte Abtheilung. Wille und Charakter. Der Vf. betrachtet hier den Willen im Allgemeinen, die körperliche Aeusserung desselben, den freyen Willen, das Naturell, und den Charakter. Bey aller Ausführlichkeit mehrerer von diesen in die Anwendung des Lebens so sehr eingreifenden psychologischen Probleme, sind doch andrerseits manche der bedeutendsten gar zu kurz abgethan, wie z. B. die Gewohnheit, die Nachahmung, der Umgang. — Doch der reiche Inhalt dieser dritten Abtheilung gestattet dem Rec. nicht, auch hier noch wieder ausführlich zu berichten.

In Verbindung mit des Vfs. Bearbeitung der *Naturgeschichte* der Seele, auf welche in der vorliegenden Schrift hingedeutet wird, wird diese *Naturlehre* eine recht belehrende, mehr populäre Darstellung über die Natur der menschlichen Seele für Gebildete ausmachen.

Druck und Papier sind vorzüglich.

Der Vf. von No. 2. ist bekanntlich seiner segensreichen Wirksamkeit leider schon durch den Tod entrissen. Das vorliegende Buch sollte ihm als Grundlage bey seinen Vorlesungen dienen; doch hoffte er, „dass es auch für sich, ohne die Erläuterung und Erweiterung durch den begleitenden mündlichen Vortrag, nützlich seyn könne." Ganz mit Recht hoffte so der Vf., da es ihm sehr wohl gelungen ist, zwischen compendiarischer Kürze und einer ganz weiten Ausführung die gehörige Mitte zu treffen.

Es zerfällt in drey Theile, deren *erster* den „*allgemeinen Begriff des Menschen*" entwickelt, der *zweyte* beschäftiget sich mit der Beantwortung der Frage: „Woraus bestehet des Menschen Leben und Daseyn?" Der *dritte* mit der Frage: Wie ist das Menschenleben in seinem Daseyn mannichfaltig bestimmt?"

Der *erste Theil* handelt, in drey Abtheilungen, von dem leiblichen, von dem geistigen Leben des Menschen, und von dem Verhältnisse beider zu einander. — Der Vf. bestimmt sich die Aufgabe so, dass die Lehre vom Menschen den Begriff desselben geben solle: also den Begriff des lebendigen Menschen, wie er sich in Kraft und Streben erweiset. Sie soll nicht eine blosse Beschreibung des Menschen seyn, sondern die Bedeutung seines Daseyns darstellen; und lehren, wie er, was er nach Aussen zu ist, im Inneren ist, obgleich in Beziehung auf seine Aussenwelt und in Wechselwirkung mit ihr. Die Lösung dieser Aufgabe bereitet sich der Vf. dadurch vor, dass er zuerst folgende Eigenschaften an dem Menschen bemerklich macht: er ist ein lebendes Wesen, zugleich ein von sich wissendes Leben; er lebt als ein *Aeussern* seiner selbst, und trägt unmittelbar in seinem Lebensbewusstseyn die Unterscheidung und das Einheitsbewusstseyn des Inneren und des Aeusseren seines Lebens. Das Innere ist sein Leben selbst als Grund seiner Erweisungen; das Aeussere ist der Inbegriff jener Erweisungen. Indem und wiefern er sein Leben erweiset, ist er lebendig; Lebendigkeit ist Lebensbethätigung, Lebenserweisung. Er findet sich zugleich als ein *bestimmtes* und besonderes Lebensdaseyn, nämlich als ein Wesen, welches Einiges ist, und Anderes nicht ist; aber auch als *unbestimmt*, indem nicht Alles streng abgemessen ist in seinem Leben; ebenso findet er sich *bedingt* und zugleich auch *unbedingt*: bedingt, wiefern er weiss, dass sein Leben aus Anderem oder durch Anderes ist; unbedingt, in wie fern er weiss, dass es selbst der Grund seiner Erweisungen ist oder seyn kann. Er unterscheidet in sich das *Ursprüngliche* und das *zeitlich Wirkliche;* und zwar als *verschieden*, aber nicht als *geschieden*. Sein Leben strebt, zeitlich wirklich zu seyn, was es seinem Wesen nach ist; es hat dessen ein *Bedürfniss*. Daher also ursprüngliche Bestrebungen und Bedürfnisse des Lebens; sie sind *Foderungen*. So erweiset sich das ursprüngliche Leben des Menschen als *Kraft und Wille*. — In wenigen treffenden Zügen, an den sich die Hand eines Meisters nicht verkennen lässt, zeichnet der Vf. nun im Folgenden zunächst *die Lebensaufgabe des Menschen*.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENASICHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

MAI 1837.

PHILOSOPHIE.

1) Basel, in der Schweighäuser'schen Buchandl.: *Die Naturlehre der Seele*, für Gebildete dargestellt von Dr. *Friedrich Fischer*, u. s. w.

2) Marburg u. Cassel, b. Krieger: *Die Grundzüge der Lehre von dem Menschen*, dargestellt von *David Theodor Suabedissen*, u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Der *zweyte Theil* betrachtet in drey Abtheilungen das leibliche, das geistige Leben und Daseyn des Menschen, und das Verhältniss beider zu einander. — Hier wird von der Ansicht ausgegangen, dass der innere Grund gleichartiger Lebenserweisungen entweder Vermögen, oder Trieb, oder Kraft genannt werde, je nachdem die Erweisungen entweder nur als möglich gedacht werden, oder zugleich als ein inneres Streben zu denselben, oder auch eine Wirksamkeit dieses Strebens angenommen wird. Jedes Vermögen, jeder Trieb, jede Kraft des Lebens sey aber *das Leben selbst* in einer gewissen Richtung oder Weise seiner Lebendigkeit. — In der ersten Abtheilung findet sich eine, mit sorgfältiger Benutzung der neueren Werke über Physiologie abgefasste Darstellung des leiblichen Lebens des Menschen; wobey die *philosophische Grundansicht* durchgeführt wird, dass alle leiblichen Lebenserweisungen unfreye seyen. — Dagegen werden nun in der *zweyten Abtheilung* die geistigen Lebenserweisungen des Menschen als die freyen bezeichnet, d. h. als diejenigen, welche sich überhaupt *absichtlich* erweisen. In der Absichtlichkeit seyen nämlich zwey ursprüngliche Weisen der Geistigkeit enthalten: das *Denken* und das *Wollen*. In jeder absichtlichen Lebenserweisung seyen sie ungeschieden und untrennbar; aber doch als *zwey Richtungen* des geistigen Lebens, von denen bald die eine, bald die andere in den geistigen Lebenserweisungen *vorherrsche*, zu unterscheiden. Das Denken habe in seiner Bewegung die Richtung zum *Wissen* durch Erkennen; das Wollen die Richtung zum *Wirken* durch Handeln; zu beiden trete das *freye Bilden*, wenn sich das bildende Leben in das Gebiet der Freyheit damit emporhebe, dass nun der Stoff beherrscht werde von der Form. Hiedurch ist die Eintheilung der ganzen Lehre scharf bestimmt.

In dem ersten Abschnitt *(vom Denken und Erkennen)* stellt der Vf. alle hieher gehörenden psychischen Phänomene nach *drey Stufen* zusammen; nämlich theils als *sinnliche Erkenntnissthätigkeit*, theils als *Gedächtniss*, theils als *freye Erkenntnissthätigkeit*. — Die sinnliche Erkenntnissthätigkeit wird entwickelt als sinnliches Wahrnehmen, sinnliches Einbilden und Vorstellen, und als sinnliches Verbinden der Vorstellungen. Das Gedächtniss wird, mit Recht, im Gegensatz mit der noch immer sehr verbreiteten älteren Ansicht, in seinem ganzen vollen Umfang genommen: und desshalb weder bloss auf die sinnlichen, noch überhaupt bloss auf die Erkenntnissthätigkeiten beschränkt. Endlich die freye Erkenntnissthätigkeit wird in ihrer Entfaltung theils zur Verstandesthätigkeit, theils zur Vernunftthätigkeit mit reichhaltiger Umsicht nachgewiesen. — Die *Urquellen des Irrthumes* seyen *Sinnlichkeit* und *Willkür*. Aus jener entspringe die Unklarheit und Unfreyheit, also auch die *Schlaffheit des Denkens* und mit ihr die *Macht der Gewohnheit* im Gebiete der Gedanken; aus dieser die *Gesetzlosigkeit* und *Verkehrtheit*. — In dem zweyten Abschnitt (vom Wollen und Handeln nimt der Vf., seiner Grundansicht gemäss, das Wollen in der Bedeutung, dass es immer zugleich ein Denken, und eine *bewusste Selbstbestimmung* des Lebens sey; und fasst dessen Erscheinungen wiederum nach drey Stufen zusammen: als das sinnliche, als das von Gewohnheit und Sitte geleitete, und als das freye Wollen und Handeln. — Der dritte Abschnitt hat zum Gegenstande *das freye Bilden*, welches theils als freyes Bilden in *sinnlicher Befangenheit* (— unmittelbares und mittelbares Nachbilden einzelner Dinge, spielendes Bilden, Darstellen von Phantasmen, Bilden des Inneren oder unmittelbar Menschlichen), theils das *geschichtlich gehaltene freye Bilden;* theils endlich als das freye Bilden in seinen *geistigeren Bestrebungen* (die *Verstandesform*, und das *ideale Bilden*) entwickelt wird. — Diese ganze, sehr eigenthümliche Behandlung kann jedoch nicht in eine solche Ausführung eingehen, wie sie die Aufgabe für eine besondere Darstellung der Psychologie seyn würde.

Des zweyten Theiles *dritte Abtheilung* untersucht nun das Verhältniss des leiblichen und des geistigen Lebens zu einander. Allerdings könne man ein *gegenseitiges Entsprechen*, einen Parallelismus von Verrichtungen beider nicht verkennen: dennoch seyen sie einander nicht gegenüber als zwey nebeneinander laufende Reihen von Lebenserweisungen, als ein *zweyfaches*, *obgleich einstimmiges* Daseyn; sondern der Mensch finde beides als seine *eine* Lebendigkeit.

Diese *Einheit* nun sucht der Vf., nachdem er die Unhaltbarkeit des Materialismus kürzlich hervorgehoben hat, auf folgende Weise wissenschaftlich darzulegen. Was zur *Freyheit* strebe, müsse *ursprünglich* Freythätiges seyn. Denn, nichts kann zu werden streben, was es nicht ursprünglich ist, mit anderen Worten: wessen Princip nicht in ihm ist. Das ursprünglich Freythätige aber, das Princip des zeitlich wirkenden Freywerdens, ist der *Geist*. Was also in der Menschen zeitlichem Daseyn zur Freyheit strebt: ist ursprünglich Freythätiges, ist Geist. Der Mensch ist also ursprünglich frey, ist Geist seinem Wesen nach, und darum eben strebt er nach Freyheit in seinem zeitlichen Daseyn, d. h. er strebt als das, was er ist, ins Daseyn zu treten. Das Streben nach freyem Lebensdaseyn ist nur sein Verwirklichungsstreben. Zufolge dieses Strebens ermächtigt sich der Mensch als Geist mehr oder weniger seines leiblichen Lebens, und durchdringet es von innen her, sich in und mit demselben gegen die Aussenwelt erweisend. — Was aber ist denn eigentlich der *Leib*, wenn des Menschen Wesen Geist ist? — fragt unser Vf. weiter. Als ein Leben in der Welt habe des Menschen Leben seinen Stand in der Ordnung alles Daseyns, selbst ein Daseyendes. Es lebe also an seiner Stelle in der Welt zwar als ein Seyn für sich, aber in Beziehung auf alles Seyn, das mit ihm ist; und so habe es *weltliche Wirklichkeit*. Seinem Wesen nach sey es Wirklichkeitskraft, nicht eine allgemeine, unbestimmte, sondern für seine Stelle in der Welt; mit seinem Leibe sey es weltlich wirkliches Seyn. Der Leib sey also nicht für sich des Menschen wahre Wirklichkeit, d. h. die Wirklichkeit, welche die Kraft ihrer selbst sey; sondern er sey das Seyn des Lebens, worin sich seine Kraft mit der Aussenwelt, in dieselbe eintretend, vermittele. So sey er zwar wahres Lebensseyn, aber nur äusseres, und als äusseres von aussen wie von innen her bestimmtes. Denn da des Menschen Leben nur so ein äusserlich wirkliches werde, dass es zugleich in allseitige Beziehung zu der Aussenwelt trete; und da diese Beziehung durch seine Stelle im Ganzen der Welt bestimmt sey: so trete es in demselben Grade, als es sich äusserlich verwirkliche, in Daseynsbestimmtheit ein. Da es aber ursprünglich Geist sey, so habe es das Bedürfniss, in seiner Stelle in der Welt ein freyes Leben zu seyn, und sich also derselben, als seines Weltgebietes, durch seine weltliche Daseynsvermittelung zu ermächtigen. So werde diese als des Geistes Erweisungsmittel und ihre Bestimmtheit als die Bestimmtheit der geistigen Erweisungssphäre des Menschen erkannt. — Nach dieser allgemeinen Betrachtung werden nun die wichtigsten Lebenserscheinungen erörtert, welche unmittelbar aus diesem Verhältnisse hervorgehen, wie namentlich: die Sprache und Rede, das Schlafen und Wachen, die Träume nebst den besonderen Erscheinungen des Schlafredens, des Nachtwandelns, des magnetischen Schlafes und des Hellsehens. Hinsichtlich des magnetischen Schlafes schliesst sich der Vf. der Ansicht an, dass die allgemeine Bedingung desselben eine erhöhete Empfindlichkeit des Gangliensystems sey, also ein Zustand, bey welchem das rechte Verhältniss des Gehirnes und des Gangliensystemes zu einander leicht aufgehoben werden könne. Wo diese Bedingung vorhanden sey, da können die Zustände und Erscheinungen des magnetischen Schlafes entweder unbeabsichtiget eintreten, durch irgend eine plötzliche Gemüthsbewegung, oder absichtlich hervorgerufen werden, vermittelst der Zuwirkung entweder eines Menschen, oder anderer, besonders mineralischer Dinge, oder durch beides in Verbindung.

Das Thema des *dritten Theiles* ist: Wie ist das Menschenleben in seinem Daseyn mannichfaltig bestimmt? Die Beantwortung dieser Frage wird gegeben durch die Erörterung des Begriffes und Wesens der *Seele*, der *Gefühle und Neigungen*, der *inneren Lebensbestimmtheiten*, welche in das Lebensdaseyn des einzelnen Menschen zufolge der Entwickelung des Menschenlebens zum Menschengeschlechte und des zeitlichen Fortganges des Menschengeschlechtes eintreten. — Hier ist des Gediegenen und Vortrefflichen so viel gegeben, dass Rec. den Leser mit Vergnügen darauf hinverweiset; wie er überhaupt mit dem Wunsche schliesset, dass das Andenken des zu früh Verstorbenen noch lange in lebendiger Wirksamkeit bleiben möge.

Druck und Papier sind lobenswerth.

π.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, gedr. b. Hage: *Magazin für die Literatur des Auslands.* Herausgegeben von der Redaction der Allgem. Preuss. Staatszeitung. Redigirt von *J. Lehmann.* Zehnter Band. Juli bis December 1836. Kl. Fol. (Preis des Jahrganges von zwey Bänden 3 Thlr.)

Man hat es stets als eine besondere Eigenthümlichkeit der Deutschen angesehen, dass sie fremden Nationen, sie mögen nun Franzosen, Engländer, Russen oder sonst wie heissen, eine sehr grosse Neigung zugewendet haben, und es ihnen daher wohl zum Vorwurf gemacht, dass sie über der Sorge, sich mit dem Auslande zu beschäftigen, das eigene Vaterland vergessen und das, was demselben Noth thut. In wiefern sich Manches zur Widerlegung eines solchen Vorwurfs, der vorzugsweise durch den Mangel politischer Selbstständigkeit in Deutschland bedingt seyn soll, sagen liesse, wollen wir jetzt nicht erörtern. Es liesse sich sonst vielleicht zeigen, dass Manche, die am ärgsten über des Vaterlandes Wegwerfung an das Ausland schreien, gerade den wenigsten Sinn für deutsche Sinnesart gehabt haben, wie etwa der kürzlich verstorbene *Börne*, von dessen grosser Liebe für sein Vaterland seine Freunde und Parteygenossen nach seinem Tode viel zu erzählen wissen, gleichsam als ob die Schmähungen so schnell vergessen wären, die er mit giftiger Feder gegen Deutschland nieder-

geschrieben hat, und die vermuthlich in allerhand Lobpreisungen sich würden aufgelöst haben, wenn irgend ein deutscher Fürst sich hätte bewegen lassen, den Frankfurter Polizey-Actuarius *Börne* an die Spitze seiner Administration oder Justiz zu stellen. Denn Leute, wie *Börne*, *Heine* und *Gutzkow*, können und verstehen ja Alles, und stehen stets *à la hauteur* dessen, was sich andere ehrliche Leute durch jahrelangen Fleiss und treuen Dienst in ihren Aemtern angeeignet haben.

Nun ist es aber uns Deutschen nicht minder eigenthümlich, auch der Literatur des Auslandes eine sehr grosse Theilnahme zuzuwenden. Und diese Theilnahme ist zwar von manchen hyperdeutschen Puristen und Verächtern des Fremden gleichfalls angeklagt worden, indess darf man ihnen, um den Vorwurf zurückzuweisen, dass wir über dem Fremden das Eigene vergäsen, nur bemerklich machen, dass doch die deutsche Literatur sich Gottlob! in einem Zustande befindet, der uns ganz und gar nicht nöthigt, als Hungerleider auf die Fleischtöpfe des Auslandes hinüberzuschauen. Der löbliche Sinn der Deutschen, sich auch um die Erzeugnisse des Auslandes in Kunst und Wissenschaft zu kümmern, veranlasste vor etwa zehn Jahren die Stiftung des Journals „*das Ausland*," welches Cotta herausgab. Indess schweifte dasselbe bald in das Gebiet der Politik hinüber, und wenn es auch nicht sich auf Parallelen zwischen Deutschland und dem nach Kräften gepriesenen Frankreich und dem nicht minder gepriesenen England einliess, so fehlte es doch nicht an manchen Seitenblicken und hindeutenden Bemerkungen, wie tief eigentlich doch Deutschlands politische Institutionen unter denen Frankreichs und Englands ständen. Es konnte daher nur zum Vortheile des Blattes seyn, dass diese gehässige Tendenz in den letzten Jahren nicht mehr vorgewaltet hat, doch ist dasselbe auch viel magerer und trockener geworden, beschränkt sich vorzugsweise auf die aussereuropäischen Welttheile, oft in einem Detail, das nur für die Geographen vom Fach seyn kann, und vernachlässigt dabey die übrigen europäischen Länder.

Neben diesem Cottaischen Auslande ward nun vor fünf Jahren von der Redaction der Allgemeinen Preuss. Staatszeitung ein *Magazin für die Literatur des Auslandes* begründet, und für die Redaction desselben Hr. *J. Lehmann* gewählt. Es war schon ein gutes Zeichen, dass gleich der erste Jahrgang bewies, es trage diess neue Journal keine politische Farbe, ein noch besseres, dass es seit seiner Stiftung bis zu dem uns vorliegenden zehnten Bande sich aller politischen Discussionen oder Sticheleyen enthalten, es sich vielmehr recht eigentlich zur Aufgabe gestellt hat, jede Anerkennung deutscher Kunst und Literatur im Auslande ganz besonders hervorzuheben, wie über Arbeiten deutscher Maler in Paris und *Friedr. v. Raumer's* Aufnahme in England (No. 152). Hr. *Lehmann* geht vorzugsweise darauf aus, die wichtigsten Erscheinungen im literarischen und socialen Leben des Auslandes, theils in zweckmässigen Auszügen, theils durch Mittheilung interessanter Zeitungsartikel aus den scientifischen Journalen Englands, Frankreichs, Russlands, Amerika's und anderer Länder, seinen Lesern vorzuführen. Dadurch ist es ihm gelungen, in seiner Zeitschrift ein treues Bild literarischer Zustände, socialer Verhältnisse und sonstiger Bestrebungen im industriellen, mercantilischen und artistischen Fache zu geben, die ihren Werth für die Geschichtsforscher behalten, wenn die politischen Begebenheiten längst vergessen und durch andere wichtigere verdrängt sind. Unter einer solchen Redaction und durch die klare, schöne Sprache, welche in allen Artikeln des Hn. *Lehmann*, die er meist selbst ausarbeitet, vorherrscht, hat die Zeitschrift von Jahr zu Jahr an Beyfall gewonnen, und zählte am Ende des Jahres 1836 an 1700 Abonnenten, gewiss eine ansehnliche Anzahl für ein deutsches Blatt. Auch haben die ersten Monatshefte des laufenden Jahres zum zweyten Male wieder gedruckt werden müssen, was gleichfalls zu den Seltenheiten in der deutschen Journalistik gehört.

Um unser ausgesprochenes Lob zu belegen, wollen wir mehrere der interessantesten Aufsätze unter gewisse Hauptrubriken ordnen, woraus man ersehen wird, dass die Literatur des Auslandes in ihren verschiedenartigsten Verzweigungen zur Kenntniss deutscher Leser gebracht wird. Für diese hat immer noch die Zeit der französischen Revolution und die darauf folgende des Napoleonischen Kaiserthums ein grosses Interesse, was um so natürlicher erscheint, da es zwanzig Jahre lang mit Blut und Thränen erkauft worden ist. Hieher gehören also die Artikel *Chateaubriands* über die revolutionären Clubbs im J. 1792 (No. 93), über die revolutionären Festmahle im J. 1794 (No. 153), die Schreckenszeit nach Lucian Bonaparte's Memoiren (No. 126), ferner aus Desselben Memoiren die Schilderung der Familie Bonaparte, als sie noch in Corsica lebte (No. 114), die Auszüge aus den Denkwürdigkeiten der Königin Hortensia (No. 143. 148), die Mittheilungen über das Schloss Malmaison (No. 99), über Napoleons Cabinetssecretäre (No. 152), und über Murats Flucht aus Frankreich und Aufenthalt in Corsica (No. 134. 135).

Zur Länder- und Völker-Kunde finden wir in bunter Abwechselung die interessantesten Auszüge und Aufsätze. Wir nennen hier die über *Laing's* Reise in Norwegen (No. 120), *Marmier's* isländische Skizzen (No. 99. 122), die Schilderungen russischer Städte, Odessa, Katharinenburg, Tobolsk (No. 86. 157. 142), des Kaukasus und der Tscherkessen (No. 130), Athen's und Attika's (No. 106) und schweizerischer Gegenden, als des Passes von Anterne (No. 89. 90), der Gletscher und des Montblanc, sowie der Versuche zu ihrer Ersteigung (No. 111. 122). Ferner die Beschreibung des Palastes in Ispahan (No. 133), der Besuch in den Moscheen Constantinopels (No. 105), die Fahrt von Madrid nach Salamanca (No. 155), der Frauen in Lima (No. 123). Ueber *Gutzlaff's*

und *Gordon's* Expedition nach Fukian (No. 83), über *Smith's* neueste Reise in Nubien (No. 80), über Marokko und die Marokkaner (No. 115—118), über die Franzosen am Senegal und die Juden in Tetuka (No. 145. 146), über die ersten Ansiedler in Kentucky (No. 145), über *Abby's* amerikanische Reise (No. 108), über die Inseln Cuba und Portorico (No. 140. 87), über die vereinigten Staaten der Republik Mexiko (No. 86) finden wir zuverlässige Nachrichten, und oft in so anmuthiger Darstellung, dass man nicht den Bericht eines Reisebeschreibers, sondern die gewandte Erzählung eines angesehenen Schriftstellers zu lesen glaubt. Also auch für die Unterhaltung ist diess ein reichhaltiges Magazin.

Eben so sind den Sitten und Gewohnheiten der einzelnen Länder eine Anzahl reichhaltiger Artikel aus den lautersten Quellen gewidmet. Wir rechnen dahin die über das Findelhaus in Paris (No. 130. 131), über die englischen Wohnhäuser (No. 129), über die Industrie in den vereinigten Staaten (No. 121), über das gesellige Leben in Sevilla (No. 88), über die Eisenbahn zwischen Brüssel und Mecheln (No. 106), die Geschichte des Luftballons (No. 135. 136) und andere mehr. Dem Theater, das ja noch immer eine Angelegenheit von Wichtigkeit für die europäische Geselligkeit bleibt, gehören die interessanten Aufsätze über die Theater in Lissabon (No. 149), die Blicke hinter die Coulissen der französischen Oper (No. 103—105), die Notizen zur Geschichte des Ballets (No. 113) und *Paul de Kocks* höchst ergötzliche Schilderung eines Sonntags in den Pariser Volkstheatern (No. 113).

Unter den biographischen Artikeln heben wir die Aufsätze über die Malibran (No. 128), über Hunphry Davy (No. 95—98) und über den Präsidenten Jackson (No. 137. 138) besonders hervor.

Ueber wichtige Erscheinungen in der Literatur des Auslandes, und nicht bloss in England und Frankreich, sondern auch in Italien, Schweden, Russland und Amerika ist bald in längeren Aufsätzen, bald in kürzeren Mittheilungen eine recht vollständige Nachweisung aus dem Zeitraume vom Julius bis December 1836 gegeben, und auch mancher früheren Erscheinungen gedacht worden. *Irving's* Astoria, Capitän *Marryat's* Seeromane, der neue Roman *Georg Sand's* „Simon" und andere neue Erscheinungen der französischen Literatur, werden besprochen, kritische Ueberſichten der polnischen Literatur (No. 125), der italiänischen Volksdialekte (No. 128) und der neueren Forschungen über die Zendsprache (No. 157) gegeben; die Aesthetik in Italien (No. 134), ein interessanter Aufsatz *A. W. Schlegel's* über Dante, Boccaz und Petrarca (No. 115. 116), die Correspondenz *G. Sand's* und *Meyerbeer's* (No. 151—153) und andere wechseln in grosser Mannichfaltigkeit mit den oben angeführten Aufsätzen ab.

Der Raum gestattet uns nicht, in das Detail der unter der Rubrik „Mannichfaltiges" einem jeden Stücke beygegebenen kürzeren Notizen einzugehen. Diese verbreiten sich über die verschiedenartigsten Gegenstände, und ihre geschickte Vertheilung ist gewiss nicht das kleinste Verdienst des thätigen Herausgebers.

G. J.

Berlin, b. Eichler: *Der evangelische Geistliche.* Ermahnungen an Prediger, ihr Amt im Geiste und in der Kraft des Herrn zu führen. Von *Richard Baxter*, weiland Prediger zu Kidderminster in England. Aus dem Englischen nach der Ausgabe von 1829 übersetzt. Zweyte, nach dem Originale verbesserte, mit einer Lebensbeschreibung des Vfs. vermehrte Auflage. 1834. XI u. 84 S. u. 212 S. 8. (18 gr.)

Unstreitig eine der trefflichsten asketischen Schriften, welche die neuere Zeit auf deutschen Boden verpflanzt hat, und die allgemeinerere Anerkennung und Verbreitung verdient. Das Leben *Baxters* muss mit wahrhafter Ehrfurcht und Bewunderung erfüllen, und ist zugleich ein rechtes Bild der Zeit. Ein Mann der fast beständig krank und mit einem gebrechlichen schwachen Körper behaftet, 76 Jahre in ununterbrochener erstaunenswerther Thätigkeit als Schriftsteller, Prediger und Seelsorger mit einer Aufopferung und Hingebung, mit einer Kraft und einem Siege über seine Körperschwäche arbeitet, wie wohl wenig Geistliche neuerer Zeit (er lebte im 17. Jahrh.), verdient schon ohnehin allgemein ein Beyspiel der Nacheiferung zu werden, wenn gleich unter anderen Verhältnissen diese Art Thätigkeit unmöglich geworden. Er wirkte so ausserordentlich und gewaltig vor Fürsten und Königen, (unter Anderem auch vor *Cromwell* und dem Parlamente), weil er immer, wie er selbst sagte, „predigte, wie von der Noth gedrängt, als ein Sterbender, welcher eilte, sich eines dringenden, wichtigen Auftrags zu entledigen." Die Tiefe und Fülle seines Geistes und Herzens spricht sich in diesem Büchlein aus, welches besonders das innere Verhältniss des Geistlichen zur Gemeinde und sein inneres Leben mit tiefen Blicken erläutert und betrachtet. Ein ernster christlicher tiefsinniger asketischer Geist, der Rec. an *Thomas von Kempen* erinnert hat, durchdringt das Ganze.

Druck und Papier sind schön, der Preis verhältnissmässig wohlfeil.

A. Schr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

MAI 1837.

KIRCHENGESCHICHTE.

Leipzig, b. Göschen: *Geschichte der Vorläufer der Reformation*, von Dr. *Ludwig Flathe*, ausserord. Prof. d. Philos. an d. Univers. Leipzig. *Erster Theil.* 1835. IV u. 462 S. *Zweyter Theil.* 1836. XVI u. 573 S. gr. 8. (5 Thlr.)

Als wir dieses Werk zur Anzeige übernahmen, erinnerten wir uns eines weit älteren Buches, welches fast einen ähnlichen Titel führt: *Lutherus ante Lutheranismum* (richtiger: *Lutheranismus ante Lutherum*), *oder die Uhrälteste Evangelische Wahrheit. Von Jeremia Heraclito Christiano. Nunmehro wieder aufs Neue aufgelegt von G. P. J. H.* (Ohne Druckort und Jahr, wahrscheinlich 1717 erschienen.) 207 S. 8. Aber bey dem ersten Blick in das Letzte zeigte sich eine zu auffallende Verschiedenheit von dem *Flathe*'schen, als dass wir nicht sogleich auf jede Vergleichung hätten verzichten wollen. Der christliche Heraklit hat bloss aus Luthers Schriften eine Menge Stellen ausgehoben, in denen dieser die Kirchenväter, besonders den Augustinus, oder Concilienbeschlüsse anführt, um damit des Reformators Ansichten zu bekräftigen; und er hat dieses mit einer Fahrlässigkeit gethan, die uns auch nicht den dürftigsten Gebrauch seiner Arbeit bey unserer Kritik des vorliegenden neuen Werkes erlaubt.

Denn dieses ist in einem ganz anderen Geiste, nämlich dem ächt geschichtlichen, und nach dem gründlichsten und mühsamsten Quellenstudium entworfen worden, und bezweckt nichts Geringeres, als mit unverwerflichen Beweisen darzuthun, dass die Grundsätze, welche die Kirchenverbesserung im 16 Jahrhunderte leiteten, nicht neu, oder erst gefunden, sondern weit früher vorhanden, und sogar in den finstersten Zeiten des Mittelalters nicht unbekannt gewesen sind. Es will auf den evangelischen Geist hinweisen, der in dem grossen kirchlichen Körper, oder in der sich also nennenden christlichen, aber alles Christliche ausschliessenden, Kirche sich noch immer fort und fort in einzelnen Gliedern regte, und die Hoffnung zum Wiederaufleben oder zur vollständigen Umwandlung nicht ganz untergehen liess. Dabey hat aber der Vf. auf den Gang der Entwickelung des römischen Kirchenthums, wenigstens den Hauptzügen nach, Rücksicht nehmen müssen, wodurch sein Buch einen so bedeutenden Umfang gewonnen hat.

Begleiten wir denn, so weit es hier thunlich erscheint, den Vf. auf dem Wege seiner Forschung. Diess ist aber ein so leichtes Geschäft nicht, als unsere Leser sich wohl vorstellen möchten. Der Vf. hat eine nichts weniger, als anziehende Darstellungsgabe. Von einer Eintheilung seines Werkes, sowie von einer strengen Ordnung, als den wesentlichsten Erleichterungsmitteln der Aufmerksamkeit seiner Leser, weiss er fast nichts; sein Stil ist zwar hie und da wahrhaft schön, aber meist schwerfällig; zuweilen, wie wir unten zeigen wollen, fast ganz unverständlich, häufig auch incorrect, und dabey fallen die vielen, oft allzunahen Wiederholungen einer und derselben Sache recht zur Last. Dennoch lassen wir uns der übrigen Vorzüge des Werkes halben nicht abschrecken, einen treuen Bericht darüber zu erstatten.

Es beginnt mit einer *Einleitung*, welche 126 Seiten füllt, aber diese Ueberschrift mehr zufällig führt, als nothwendig; sie fängt so an, dass sie gleich als Wesentheil des Ganzen betrachtet werden muss, und hört auf, ohne dass man weiss, warum hier ein Grenzstein gesetzt worden. Hier das Hauptsächlichste ihres Inhalts, bey dessen Angabe wir uns mannichmal der eigenen Worte des Vfs. bedienen wollen.

„Wenn geschieden von der menschlichen Gesellschaft," so hebt Hr. *F.* an, „ein denkender Mann fleissig das Evangelium gelesen, und nachdem er dessen einfachen Sinn und seinen Geist erfasst, gesonnen, wie eine menschliche Gesellschaft, welche diesen Glauben bekenne, und denselben in dem Leben zu bethätigen sucht, sich organisirt haben müsse, um eine Kirche darzustellen, so müsste derselbe, den aus den heil. Büchern gewonnenen Vorstellungen und Erkenntnissen gemäss, nothwendigerweise (!) etwa (!! diese zwey sich einander aufhebenden Begriffsbezeichnungen stehen wohl hier zum ersten Male beysammen. Rec.) auf diese Vorstellungen (!) gebracht worden seyn. (:) Die christliche Gesellschaft müsse eine bestimmte Form genommen haben; sie müsse eine Kirche geworden seyn (? ist das nicht dasselbe?), und das Christenthum habe sich ausprägen müssen, als ein Aeusseres. (? Ebenso.) Wenn nun ein solcher Mann am Anfange des 16 Jahrhunderts aus seiner Einsamkeit plötzlich in die christliche Gesellschaft geführt worden wäre, so würde er billig (?) von dem ungeheuersten Erstaunen ergriffen worden seyn, wie es habe kommen können, dass auf dem Grunde des Evangelii die Welt sich habe erheben können, die er vor sich sähe." Ihm wäre höchstens noch eine Ahnung des christlichen Geistes entgegengetreten, sonst durchaus eine mystische Deutekunst, und ein seltsames Künsteln an dem einfachen Worte, aus dem der wunderbare Bau der

katholischen Kirche gewonnen worden ist mit dem römischen Bischof auf der Höhe derselben, den Prälaten in fürstlichen Gewändern, den unteren Ordnungen der Priesterschaft, und der düsteren Mönchs- und Nonnen-Welt. Den inneren Dom der Kirche erblickte er reich mit den Bildern der Heiligen geschmückt, vor denen die Menge knieet, welche unter der Last der Ceremonieen fast erliegt, und um den Dom Scheiterhausen und Gefängnisse für die Forscher in der h. Schrift. Nicht minder erstaunt säh' er den Grund dieses antievangelischen Gebäudes: den Lehrsatz über die Kirche, die nicht irren kann, und über die Tradition. Auch müsste ihn Furcht für die Zukunft der Unantastbarkeit und Macht dieser Kirche ergreifen: das Entsetzlichste und Ungeheuerste gehörte nicht mehr in das Gebiet des Undenkbaren, und reissend musste der Zug seyn, den das römische Kirchenthum seit den fünf christlichen Jahrhunderten genommen hat.

Nur die grosse Reformation konnte helfen; diese aber trat, wie fast alle weit greifenden Erscheinungen in der Geschichte, nicht ohne lange Vorbereitungen hervor. Es trugen sie viele Jahrhunderte in ihrem Schoosse; aber die frühere Protestation gegen die gleichsam verkörperte und vermenschlichte Idee der Kirche tönte zu vereinzelt, und verhallte vergeblich. Diese Protestation hat 500 Jahre vor der Reformation Luthers begonnen, nachdem schon 200 Jahre früher eine solche gegen den Bilderdienst eingelegt worden war. Im Laufe des 11 Jahrhunderts hub sie an, und hörte nicht wieder auf; aber erwachsen aus dem Schoosse des Irrthums und der Schwärmerey säubert sie sich erst nach und nach von den ihr anhängenden Schlacken.

Die antievangelischen Tendenzen, gegen welche sie sich erhebt, sind: 1) *die Zusammenschmelzung der sichtbaren und der unsichtbaren Kirche seit dem dritten Jahrhunderte*, S. 24 ff. Die Idee: es giebt nur Eine Wahrheit, und Eine Kirche, hat sich allerdings mit einer Art von Nothwendigkeit dem noch jugendlichen Christenthume, in dessen Schooss Juden und Heiden mit den verschiedenartigsten Ansichten und Begriffen Aufnahme suchten, und unter dem Anstürmen der Ketzerey aufgedrungen. Immer aber hätte diese Idee den Katholicismus in der mitteralterlichen Zeit nicht auf die Abwege führen können, auf die er gekommen ist, wenn nicht die Lehre von der Tradition ihr beygefügt worden wäre, die späterhin eine ganz andere Gestalt annahm, als die alte katholische Kirche im Reiche der Römer gehabt hatte. S. 27. Vgl. S. 93 ff. Im Mittelalter schwebte der Begriff der Tradition ganz in der Luft; aber eben durch den *Nichtbegriff ist die Kirche geworden, was sie seitdem war*, eine unfehlbare, auf dem Priesterthume, besonders den Bischöfen und den Synoden, endlich dem Pontificat ruhende Anstalt. — Noch in der Kirche des römischen Reichs hatte sich aber schon ein 2) Neues gebildet, ein vielfach Zusammengesetztes: *die Verehrung der Engel und der Maria, der Märtyrer und der Heiligen, die Aufstellung ihrer Bilder, des Kreuzes und der Reliquien in den Kirchen.* S. 45 ff. Einzelne Spuren oder die Keime hiezu, zeigten sich schon in den ersten drey Jahrhunderten, aber die Lehre der Kirche verdammte sie rein und unbedingt; mit dem vierten Jahrhunderte traten sie aber immer deutlicher hervor. Die Väter der Kirche sind nun sehr getheilter Ansicht darüber, und treten in einer dreyfachen Richtung aus einander; die meisten und gelehrtesten anathematisiren den neuen Cult; andere toleriren ihn, um des Volks willen, das nicht anders in der christlichen Gemeinschaft erhalten werden konnte, wie sie glaubten, und die übrigen gehen in die Ansichten und Begriffe des Volkes förmlich ein. Zu den Ersten gehören der h. Epiphanius, Vigilantius von Barcellona, Gregor von Nazianz, Theodoret, Chrysostomus und Augustinus; zu den Zweyten Eusebius, zuweilen auch im Widerspruche mit sich selber Augustinus und Theodoret; zu der Letzten Basilius, Ambrosius, Hieronymus, Nilus. Es war aber etwas Bedeutendes, dass Lehrer der Kirche begannen zu reden, wie das Volk, und zu denken schienen, wie das Volk. — Gegen das Ende der römischen Zeit verbreitete sich 3) die Lehre von dem Vorzuge *der Virginität*, S. 60, wobey die Kirche, welche die Ehe zu einem Sacrament erhob, mit sich selbst in grossen Widerspruch gerieth.

Aber diese antievangelischen Tendenzen stehen in dem Reiche der Römer noch auf keinem festen Grunde, oder sind wenigstens noch nicht in allen Theilen ausgebaut. Dass dieses römische Reich verging, und wie es verging, das war das grösste und folgenreichste Ereigniss in der Weltgeschichte, und die *vier* ersten Jahrhunderte danach sind für die Kirche von einer unermesslichen Wichtigkeit geworden. In ihnen sind *fünf* Erscheinungen zu bemerken, durch welche die Möglichkeit des mittelalterlichen Katholicismus gegeben wird, und in denen er selbst beruht. Die erste war eine neue christliche Gesellschaft, S. 67, aus einem neuen Heidenthume hervorgezogen, und die zweyte eine neue Priesterschaft, S. 71. Die anderen sind der mittelalterliche Katholicismus selbst, S. 74 ff., welcher drittens in dem förmlichen Cult der Heiligen, viertens der Verbindung des Bisthumes mit weltlicher Herrschaft, und fünftens in der Entstehung des römischen Papstthumes sich zu Tage legte. Alles dieses wird trefflich und gründlich auseinandergesetzt und gewürdiget. Wir können leider nur Eine Stelle hier ausheben: „Es ist nicht selten gesagt worden, der mittelalterliche Katholicismus und die Hierarchie wären ein Bildungsmittel des menschlichen Geschlechtes gewesen, und gut für ihre Zeit. Es beruht jedoch diese Ansicht auf einem grossen Irrthume. Was in diesen Dingen gut war, das waren die Erinnerungen an das Evangelium, die geblieben sind, und die evangelischen Grundsätze, nach denen man z. B. gegen die Knechtschaft, den Sclavenhandel und ähnliche Dinge redete. An sich haben die hierarchischen Institute, auch die Klöster, nichts gewirkt. Die mittelalterliche Kirche hat die Menschheit nicht heraufgebildet,

sondern das Evangelium und die Kraft des menschlichen Geistes haben dieses gethan, und sie gegen diese Kirche gestellt."

Die Beweise hiezu liefert nun das eigentliche Buch unseres Vf. selber. Die Ueberschrift: *Die erste Protestation gegen die katholische Kirche*, S. 127—260, eröffnet dieselben mit dem treffenden Worte: „Die Katholicität ist die Sache einer Majorität. Da das Mittelalter die feinere Lehre, dass nur der, welcher die Idee von der Kirche leugnet, ein Ketzer sey, nicht kennt, so erscheint die Minorität, welche jener Majorität entgegensteht, sehr bedeutend, und der mittelalterliche Katholicismus baut sich unter steten Widersprüchen und Protestationen auf. Das Mittelalter nennt Jeden Ketzer, der einer Lehre widerspricht, für welche die Majorität sich entschieden hat, oder eben entscheiden will." Diese Ketzerey, obgleich auch schon lange vorher im Geheim da, tritt für uns mit dem Anfange des 11 Jahrhunderts hervor. Die *ersten Ketzer*, bey denen die evangelische Tendenz sich am klarsten herausstellt, verwarfen die katholische Kirche im Allgemeinen als eine falsche, und stellen ihre Kirche entgegen, von ihnen bald die christliche, bald die apostolische, bald auch die wahre katholische Kirche genannt, welche das Evangelium allein für die Lebens- und Erkenntniss-Quelle einer christlichen Kirchengemeinschaft erklärt. (*S. Petr. Venerab. adv. Petrob. De la Bigne: Maxima Bibioth. Patr. XXIII. p.* 1072: „*Nullos vos libros, nullas vos traditiones ecclesiae ab ecclesia praeter Evangelium suscipere, sed tantum evangelio fidem vos firmissimam conservare.*") Die Kirche war in Verlegenheit, was sie ihnen entgegenstellen konnte; die geistige Tendenz regte sich ja hie und da selbst in der Katholicität. Aus den Schriften der Männer, welche die katholische Kirche selbst als ihre Hauptstützen betrachten muss, liesse sich ohne Mühe ein evangelisches System aufbauen. Es organisirt sich die Protestation zu einem geschlossenen Systeme, doch nicht mit Einem Schlage, sondern sie beginnt mit dem 9 Jahrhunderte, bey Veranlassung des *Bilderstreites* in der Kirche des Morgenlandes, der in dem Abendlande die Gedanken der Menschen aufregte, und besonders einen *Agobard von Lyon*, den die römische Kirche unter dem Namen St. Agobbio als einen Heiligen verehrt. Durch seine Schriften geht grösstentheils ein reiner und schöner Geist der evangelischen Wahrheit, und seine Meinungen theilten Viele. Aber sie wollen sich im Anfange nicht trennen von der grossen Kirchengemeinschaft, bis sie erst klar erkennen, diese Kirche sey eine unrechte Kirche, und sich entschliessen, eine andere und rechte aufzubauen. Unter denen, die dieses Werk bereiten, zeichnet sich *Claudius, Bischof von Turin*, aus, ein Mann voll des evangelischen Geistes, der sich nicht, wie Agobard, in *halber* Freyheit und Knechtschaft bewegte. Ob aber seine Lehre in einem äusseren und sichtbaren Zusammenhange mit den sogenannten Ketzersecten stehet, die im Süden Europa's im 11 Jahrhunderte laut werden, ist nicht mehr zu entscheiden, und auch nicht besonders wichtig. Ausser dem Bilderstreite war ein Kampf entstanden über die *Eucharistie*. Die Minorität erachtete die Zeit der Wunder für abgeschlossen mit der ersten Ausbreitung des Christenthumes; aber für die Majorität bestand dessen Werth in steten Wundern, welche sie zu sehen glaubt. Da nun die Lehre von der Transsubstantation im 11 Jahrhunderte sich vollständig bey der Majorität ausgebildet hat: so gewinnt auch die Minorität oder die Protestation eine bestimmtere Gestalt. *Berengar* fand ungemein viele Anhänger.

Die Hauptsache ist aber immer nur die Nachweisung, wie gegen die Richtung der Majorität das Streben einer Minorität vorhanden war, die alles Christliche geistig auffassen wollte, mochte sie auch bey diesem Auffassen den rechten oder den unrechten Weg beschreiten. Die Kirche war glücklich, dass sie die lateinische Sprache (aus Noth und aus Bequemlichkeit) wie eine heilige Sprache betrachtet hatte. Dadurch war gegen die Laienwelt eine Wehr aufgestellt, über welche hinweg sie nur höchst schwer zu dem Evangelium gelangen konnte. Hieher gehört auch die sogenannte Scholastik, die man, wie Hr. *Fl.* S. 198 höchst treffend bemerkt, „*den Sinn in dem Unsinn*" nennen könnte. Immer heidnischer wird die Kirche. Das arme Volk irrt umher, um den Pfad des Heils zu erlangen, aber es zeigt ihn niemand. Man treibt die Werkheiligkeit noch höher in den beschwerlichen Pilgerfahrten, und Stiftungen von Mönchsorden, mit immer strengeren und seltsameren Regeln. Die Menschen fangen an zu verzagen, und die Stimmen des Verzagens an der ganzen Kirche tönen vom 11 Jahrhunderte an fast durch das zwölfte hindurch immer häufiger und ernster, nicht von Ketzern, sondern von Bischöfen und Aebten, zum Theil von Päpsten selbst. Im 12 Jahrhunderte wandelten sich die Klagen wieder in Thätigkeit des menschlichen Geistes. Es bildete sich ein künstlerisches und wissenschaftliches Leben, welches meist ausserhalb des kirchlichen Kreises stand, und fast ohne Wirkung auf die Religion blieb. Nur eine Minorität der *Kleriker* übersetzt den Laien die h. Schrift, und macht sie mit den Kirchenvätern bekannt; aus dem Schoosse der Kirche ging also das Princip des Widerstandes hervor. Wo nun aber der Anfang zu suchen sey, das vermag niemand mit Gewissheit zu sagen. Hiezu kam noch eine religiöse Bewegung, die in den gnostischen Secten des Abendlandes lag. Würdigt man alle Zeugnisse aus dem Mittelalter, so kann man an dem wirklichen Daseyn manichäischer, oder vielmehr gnostischer Irrthümer nicht zweifeln. Die Kirche benutzt sie gegen die evangelische Protestation. Jeder Ketzer soll zugleich ein Manichäer seyn, den man verbrennen muss.

Im Anfange des 11 Jahrhunderts tritt nun die Protestation hervor, aber in einem seltsamen und zum Theil katholischen Gewande; sie war zuerst keine „Organisation" (?), sie war nur eine Meinung, deren Spuren sogleich in das nördliche und das südliche Frankreich, auch, jedoch zweifelhaft, nach Italien

führen. Unter Robert I, König von Frankreich, entdeckt ein Presbyter 1017 zwey Ketzer in den hochgeachteten Klerikern der Kirche zu Rheims, *Heribert* und *Lisoius*, und Robert I, mehr Mönch als König, beruft sofort eine Synode nach Orleans. Da findet sich die Ketzerey nicht allein in und um Orleans, sondern auch in Toulouse, wie im ganzen Süden, und 13, nach Anderen 10 Kleriker werden sogleich verbrannt. So geht es nun fort, und fast gewaltsam drängt sich die Vermuthung auf, dass die Schüler des Claudius von Turin sich regen, und ihre Glaubensboten aussenden. Diese Boten treten im 12 Jahrhunderte sehr häufig auf, in apostolischer Armuth und Demuth, nicht wissend, wo sie ihr Haupt hinlegen sollen, in Wäldern und Schluchten, oder von Haus zu Haus predigend. Die beste Auskunft über den Geist ihrer Lehre giebt ein kleines, schönes Gedicht in dem alten romanischen Dialekte geschrieben: *La nobla leyçon*, worüber S. 246 — 251 berichtet wird.

S. 261 stossen wir auf eine neue Ueberschrift: „*Die Secten der Ketzer*." Ihre Reihen eröffnen die *Waldenser*; über sie findet man viel Lehrreiches zusammengestellt, und Alles aus den Quellen. Von ihren alten Schriften verdient *das Frag- und Antwort-Büchlein* genannt zu werden, das besonders mit einer milden Einfalt redet, und welches lehrt: „In Glaube, Liebe und Hoffnung ruhet des Christen Sinn. Es giebt einen todten und einen lebendigen Glauben. Der todte Glaube ist nichts; aus dem lebendigen strömen die Werke der Liebe. Der Christ glaubt nicht an die Kirche, aber er glaubt, dass es eine Kirche giebt. Diese wird gebildet einerseits durch die Schaar der Erwählten, andererseits durch die Diener und Lehrer der Gemeinde. Taufe und Abendmahl sind die einzigen Sacramente."

Nach dem Anfange der zweyten Hälfte des 12 Jahrhunderts werden die *Katharer*, auch Publicaner, Patarener genannt. Ihre Entstehung im Abendlande, S. 273. 349 f. *Publicani* = *Pauliciani*; *Patareni*, von *pati*, die Leidenden; *Kathari* = καθαροι, die Reinen. Das Entstehen dieser gnostischen Kirche im Abendlande, besonders in Italien und dem südlichen Frankreich, war gewiss das schwerste Unglück, das die *evangelisch*-katholische Kirche getroffen hat. Sie verlor an Einheit, Kraft und Zusammenhang, indem jene sich neben sie stellte. Beide Kirchen verdammten einander, wie sie beide von der römischen verdammt wurden. Die Katharer verwarfen den Kreuzes-, Bilder- und Heiligen-Dienst, zerfielen in Priester und Laien, welche Letzte „Vollkommene" werden konnten, hatten vier Sacramente, keine Kinder- und Wasser-Taufe, leugneten die Transsubstantiation in den stärksten Ausdrücken, hielten besonders die Keuschheit hoch, so dass in der Regel zwey Männer und zwey Frauen als Horte derselben bey einander schliefen. *Reiner* theilt sie in drey Secten, die Secte von Alba, Concorezo und Bagnolo, wovon die erste zwey Urwesen annahm u. s. w. Wir dürfen leider hier nicht tiefer eingehen. Daher nichts von den Mitteln, welche die römische Kirche gegen die Ketzerey ergriff, von ihren Scheinversuchen, sich zu verchristlichen, von dem Verbrennen, oder dem noch schlimmeren ewigen Kerker. Das war ja die Grösse Innocenz III, dass er erkannte, die Zeit sey gekommen, wo alle Bedenklichkeit überwunden, und der Kampf geführt werden musste gegen alle Menschlichkeit, wenn der Klerus und das Kirchenthum bestehen wollten. Die Menschen, deren Herzen sich von dem römischen Kirchenwesen gewendet hatten, mussten vernichtet und eingeschüchtert werden, und diess geschah in den sogenannten Albigenser Kreuzzügen. Aber damit war nichts geholfen; das Evangelium selbst musste verfolgt, die Schrift den Laien entzogen werden. Es kam die Inquisition. Die Glaubensbotschaft musste enden. Die Protestation verlor ihren Halt und Zusammenhang; nur über den Rhein bis nach Böhmen, Mähren und Polen hin scheinen sich viele *Vollkommene* der *evangelisch*-katholischen Kirche gerettet zu haben, wo sie unter anderen Namen und Formen später wieder erscheinen. Hiemit und mit der Erzählung, wie die Inquisition eine immer furchtbarere Gewalt gegen die evangelische Protestation, ferner, wie auch auf die Fürsten die Furcht, Alles zu verlieren, gelegt worden ist, schliesst der erste Band dieses Werkes.

Der zweyte Band zeigt S. 1 — 154 *die römische Kirche im Streite mit sich selbst und mit der Welt.* Genau genommen, gehört diese geschichtliche Auseinandersetzung nicht hieher, wie überhaupt nicht in dieses Buch. Der Vf. hat sich offenbar nicht klar genug gedacht, was er unter den Vorläufern der Reformation meine; sein Begriff davon ist viel zu weit. Mit schärferer Bestimmtheit dieses Begriffes, würde sein Werk um Vieles kürzer, aber auch um Vieles lesenswerther geworden seyn. Wir behaupten nicht zu viel, wenn wir sagen, dass Hr. *F.*, besonders im Anfange dieses Bandes, sein Thema habe fallen lassen. Desshalb übergehen wir ihn hier, mit Ausnahme einer aus *Mosheim de Begardis et Beguinabus p.* 66 angezogenen Bemerkung: „Giraldus Sagarellus hatte verkündigt, dass das Evangelium Christi mit dem Jahre 1260 seine Kraft verliere." Ist der Geist dieses *Sagarellus* in unseren Tagen — so muss Rec. hier fragen — nicht wiedergekehrt? Auch die Erklärung einiger Sectennamen heben wir noch aus. Der Name Beguine kommt, nach *Mosheim*, vom altsächsischen *began*, *bigan*, *biggan*, d. h. *colere*, *servire*, *observare*; Begarde vom niederdeutschen *began*, *betteln*, S. 140; *Lollardo* von *lallen*, *lullen*, d. h. leise singen; *nicht* von einer bestimmten Person, Namens Walter *Lollardus*, denn dieser war ein Fraticelle. S. 151.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

MAI 1837.

KIRCHENGESCHICHTE.

Leipzig, b. Göschen: *Geschichte der Vorläufer der Reformation*, von Dr. *Ludwig Flathe* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Eine neue Ueberschrift: *Wycliffe und die Lollarden*, begegnet uns S. 155. Die Glaubensboten der Waldenser waren beynahe verschwunden, und an die Stelle der evangelischen Predigt war der Unsinn der Fraticellen, der Turlupinen und der Begarden getreten, welche Letzte man aber nicht mit den Picarden, späteren Anhängern der Waldenser in Böhmen, verwechseln darf. Da zeigen sich wieder zwey religiöse Bewegungen; in der Mitte der einen steht *Wycliffe*, in der Mitte der anderen *Huss*, ohne dass beide gerade Alles bedingen, was nun erscheint; neben ihnen regt sich immer noch der Geist der Waldenser. Beginnen wir mit dem Ersten. Es war um das J. 1360, als *Wycliffe* sich zuerst bemerkbar machte, und zwar durch seine ersten Schriften: *Of clercs possessioners; Of the poverty of Christ* u. a., die er damit sie auch das Volk lesen konnte, englisch verfasste, und gegen die Franciscaner richtete. Darauf schrieb er in der Streitsache wegen der Lehnshulde für den König, oder für die Unabhängigkeit des Reiches vom Papste, was ihn dem Hofe bekannt machte. Im J. 1372 ward er Doctor der Theologie, und hielt mit grossem Beyfall Vorlesungen an der Universität. Hier sprach und schrieb er in einem Geiste, welcher die römische Hierarchie in ihren Grundvesten erfasste, und begehrte laut, dass das einfache Wort Gottes gepredigt werde, damit die Christen lernten, ein christliches Leben zu führen; er verdammte die Prälaten der Kirche, welche selbst gar nicht predigten, wohl aber durch andere Leute dem Volke Fabeln und Lügen vortragen liessen. Der nur, behauptete er, sey ein rechter Priester, der die h. Schrift verstehe, und in seinem Leben darstelle, nicht in Klöster gehöre ein solcher u. s. w. Den Papst nannte er den Antichrist, die Prälaten die Söhne des Antichrists, warf ihnen ihre Simonie, ihren Geiz und ihre Schwelgerey vor, und zeigte, dass die Kirche im Begriff stünde, alle Königsmacht zu zerstören, Alles an sich zu reissen, England und den König zu verrathen. Das war das Eigenthümliche an Wycliffe, dass er sich an zwey Mächte zugleich wendete, um zu helfen und zu bessern, zuerst an das Volk in der kräftigen Landessprache, dann an die Fürsten, und diess that er immer mit der gehörigen Vorsicht. Bekannt sind die 19 Artikel, welche vom Papst als Wycliffe'sche Ketzereyen im J. 1377 aufgestellt werden, und deren Wirkungen. Wycliffe begann nun, die Bibel in die englische Sprache zu übersetzen, wie Johannes Huss bezeuget. Diese Uebersetzung, welche er 1383 beendigt haben soll, liegt noch ungedruckt im Staube der Bibliotheken. Die unter seinem Namen 1550 zu London erschienene ist von seinem Zeitgenossen, dem Johannes von Treviso. Im Sommer des J. 1381 trat W. mit seiner Lehre vom Sacramente des Altars hervor, die nur allzu fein und zu geistig war, um von seinen fleischlichen Umgebungen mit Feuer erfasst werden zu können.

Im 14 Jahrhunderte ist das Streben des gemeinen Volkes beynahe allgemein in Europa bemerkbar, von den Lasten des Lehnswesens frey zu werden, und thut sich in manchem wilden und blutigen Aufstande kund. Einen solchen Aufstand gab man den Wycliffiten Schuld. Offenbar durchschaute W. die Bewegungen, welche nach dem Ende des grossen Bauern-Aufstandes 1381 unter dem hohen Klerus gegen ihn und seine Sache waren, und thut nun einen Schritt, in welchem eine ungeheuere Kühnheit liegt. Dem König und dem Parlamente reicht er 1382 eine Schrift, worin er klar und bestimmt eine Reformation in der Kirche vorgenommen wissen will, diese soll *die weltliche Macht*, *nicht der Klerus* bewirken. Diese Schrift ist nicht vollständig auf uns gekommen. Aber die Zeit war noch nicht reif für solche Entwürfe; es geschieht nichts auf ihre Eingabe, gar nichts. Ja zum ersten Male bietet König Richard II den Bischöfen eine Hand gegen die Ketzer; aber das untere Haus erhebt Klage dagegen; Richard II widerruft. Indess mag W. sich auf seine Pfarrey zu Lutterworth zurückgezogen haben, wo er sich der Predigt bis zum letzten Tage seines Lebens widmete. Aber auch hier machte er sich durch eine Widerlegung und Erläuterung der ihm Schuld gegebenen Ketzereyen seinen Gegnern bemerkbar. Urban VI citirt hierauf den W. nach Rom, wie ein in englischer Sprache noch ganz vorhandener Brief W.'s an den Papst deutlich beweist. Statt seiner, des Wycliffe, reist Nicolaus Hereford dahin. Eines Tages, da W. eben predigen will, ergreift ihn eine allgemeine Paralysis, und bald darauf stirbt er 1384. Die Zahl seiner Schriften, unter denen das berühmteste und bekannteste der Trialogus ist, beläuft sich ungemein hoch; sie bestanden in Predigten, Abhandlungen und Bibelerklärungen, und waren von einem grossen Einfluss auf das Volk.

Zwey Dinge sind es, welche W. unablässig ver-

folgte: den rein evangelifchen Glauben und eine beffere Kirchenordnung. Deutlich aber fpricht es fich aus, dafs er die Reformation in einer ganz anderen Weife herbeyführen wollte, als die Waldenfer. Diefe glaubten, die römifche Kirche dadurch unterhöhlen zu können, dafs fie im Stillen das Evangelium ausbreiteten unter dem Volke; W. aber begehrte von der weltlichen Macht, dem König und dem Parlamente, dafs fie die Reformation gewiffermafsen gleich fertig aufftellen follten, indem fie nur für chriftliche Prediger forgten. Ueberdiefs fage er nicht, dafs gar keine Kirche vorhanden, und kein Sacrament recht verwaltet worden fey. Nur die Prälaten find nicht die Kirche, die Werkheiligung in ihr mufs dem Glauben, der Gnade Gottes und dem Verföhnungstode Jefu weichen. Die Heiligen, die Bilder, das Fegfeuer will er um der Schwachen willen noch dulden, auch die fieben Sacramente.

In dem Trialogus ftellt W. an drey verfchiedenen Stellen feine Meinung über die Prädeftination auf, eine Lehre, die in der Kirche noch keineswegs abgeftorben war. Er nimmt eine active Prädeftination an, welche von Gott kommt, und eine paffive, auf welche er dem Menfchen noch ein Einwirken geftattet, fo will er Vorherbeftimmung und Freyheit der menfchlichen Bewegung in einander verfchmelzen, und es gefchieht in einer Weife und in Wendungen, die Niemand verftehen kann.

Es läfst fich nicht verkennen, dafs der nachmals in der englifchen Reformation des 16 Jahrhunderts durchgeführte Grundfatz: der König fey das Haupt der Kirche, in feinen Anfängen bereits der Wycliffe'fchen Reformation unterliege.

Durch den Gang der Dinge nach Wycliffe's Tode müffen fich die Beforgniffe der römifchen Kirche fteigern. Seine Anhänger fangen an, ihre eigene Kirche zu organifiren, und fich Priefter zu weihen, die herumziehen, angethan wie die Apoftel. Indefs wollen fie eine noch freyere Reformation, und verwerfen die Interceffion der Heiligen, ihre Bilder, das Fegfeuer unbedingt. Richard II gebietet ftreng, dafs keine päpftliche Bulle ohne befondere königliche Erlaubnifs zugelaffen, und jeder päpftliche Einwohner als Landesverräther behandelt werden foll. König und Parlament verordnen 1392, dafs fürderhin niemand in Rom Refervationen und Provifionen holen darf; alle Engländer, die fich defshalb in Rom befänden, follten auf der Stelle zurückkehren. Hiedurch gewinnen die Lollarden neuen Muth; fie reichen 1394 einen Vorfchlag zu ein r Reformation der Kirche ein, aus zwölf Artikeln beftehend, worin es unter Anderem heifst: das römifche Sacerdotium ift kein chriftliches, das Wunder der Transfubftantiation erfonnen und zur Abgötterey verleitend, die rechte Lehre vom h. Abendmahle fey von Johannes Wycliffe aufgeftellt worden. Der Erzbifchof klagt 1396 bitter, dafs auf der Univerfitä Oxford die Wycliffitifchen Ketzereyen noch immer gelehrt würden. Aber König Richard II wird 1399 abgefetzt und erwürgt. Das revolutionäre Königshaus identificirt fich durchaus mit der römifchen Kirche, und der Klerus nimmt wieder die oberften Stellen des Staates ein. Viele Menfchen werden verbrannt, nur weil fie die englifche Bibel im Haufe gehabt, obgleich nicht gelefen haben. Thomas Arundel reiniget die Univerfität Oxford von der Wycliffitifchen Ketzerey; Wycliffe's Leiche wird 1412 ausgegraben und verbrannt, die Afche in die Lüfte zerftreut. Dennoch verfichern die Lollarden am Anfange der Regierung Heinrichs V 1413, dafs im Nothfalle hunderttaufend Männer bereit wären, aufzuftehen mit den Waffen. Die Ereigniffe in England haben bis zum Ausgange des Mittelalters keine befondere kirchengefchichtliche Wichtigkeit mehr.

Diefer Abfchnitt des *Flathe*'fchen Werkes hat dem Rec. ganz befonders angefprochen, und fcheint mit befonderer Liebe, was nur gerühmt werden kann, und mit glänzender Gelehrfamkeit ausgearbeitet worden zu feyn. Hier ift Alles gedrängt und leicht überfehbar, dennoch aber auf das Gründlichfte behandelt. Wenn uns darum der folgende Theil des Buches minder befriediget hat, fo lag diefes vielleicht mit daran, dafs unfere Erwartungen von dem Vf. durch das eben Vorausgegangene gefteigert worden waren, während er nun abgefpannt das noch Uebrige in kurzer Zeitfrift bearbeiten mufste.

Wir wenden uns denn zu der letzten Section des Werkes, überfchrieben: *Hufs und das Concil zu Koftnitz*, S. 268 bis Ende. Schon im 13 Jahrhunderte war Böhmen ein Land voller Ketzer, nämlich Katharer und Waldenfer, die fpäter als Taboriten auftreten. Vor Hufs griffen fchon drey Männer die Doctrin der Kirche an: *Conrad Steken*, † 1369, *Johannes Milicz*, † 1374, und *Matthias von Janow*, Beichtvater des Kaifers Carls IV. Als diefes Kaifers Tochter Anna mit König Richard II vermählt ward, befanden fich viele Böhmen in ihrem Gefolge. Vornehme Böhmen ftudiren in Oxford, und Engländer in Prag. So kommen die Wycliffitifchen Schriften nach Böhmen, wo 1403 ein folch unwiffender Mann, *Sbinco von Haffemberg*, Erzbifchof war, dafs man ihm den Spottnamen Alphabetarius beylegte.

Damals lebte zu Prag *Johannes Hufs*, ein einfacher, gerader Priefter, ganz erfüllt von der Heiligkeit feines Berufes, „der von der Weisheit und der Tücke der Welt nichts verftand, und das war es, was ihn in den Flammentod geführt hat." Er ift aber nicht zu der Höhe der Freyheit gekommen, von welcher Wycliffe das römifche Kirchenthum betrachtet hatte. Wer aber auch nur diefe Freyheit in Huffens Seele geworfen hat, das ift unbekannt, und daher auch gleichgültig. Auch kam *Hieronymus Faulfifch* 1399 aus England nach Prag, ftellte Disputationen über Sätze an, welche wie Wycliffitifche klangen, verfertigte böhmifche Lieder, zog herum, und predigte, ohne zum Priefter geweiht zu feyn, vor Adel und Volk. Im J. 1411 tritt er heftig gegen die Ablafskrämer des Papftes Johannes XXIII auf, wie auch Hufs fchon 1410 gethan hatte. An diefe zwey Männer reiht fich *Jacob von Mifa*, einem Städtchen in Böhmen, an, der die Nothwendigkeit

des Kelches im Abendmahle verkündigt. *Hufs* überstrahlt die beiden Nebengestirne weit, und die römischen Priesterfürsten hatten vollkommen Recht, dafs sie ihn nach ihrem Systeme für einen Ketzer erachteten, und Recht, dafs sie ihn verdammten, da Feuer und Schwert für sie die einzigen Mittel seyn mufsten, einen solchen Widerspruch zu dämpfen. So deutlich und so heftig waren sie seit langer Zeit von niemanden angegriffen worden. Hufs war ihr bitterster Feind, denn alle Säulen der Hierarchie hat er angegriffen, und sie zerstört mit siegenden Gründen. Mit der Hinwegräumung der jetzigen Priesterschaft will er, wie Wycliffe, die Reformation begonnen wissen; sie ist der Antichrist, dessen Haupt, nach der *Anatomia membrorum Antichristi* I. p. 424. 427. 452, gebildet wird durch den Bischof von Rom, dessen Haare die fleischlichen Lüste, welche in der Kirche herrschen, der Rumpf die Mönche, die Arme die apostolischen Legaten, die Füfse die Bettelmönche sind. Zugleich sollen eine grofse Menge von Lehren, Bräuchen und Instituten aufgehoben werden; doch hat in diesem Aufheben Hufs nicht allenthalben sich ganz frey gezeigt, weil das Leben ihm zu flüchtig vorübergegangen ist. So scheint z. B. der Gedanke, dafs auch Priester verehlicht seyn könnten, bis gegen das Ende seines Lebens bey Hufs gar nicht aufgekommen zu seyn. Also war der Zwiespalt ausgesprochen in Hussens Schriften, der sich nachmals so verderbenbringend ausdrückte unter seinen Anhängern. Die Einen drangen vorwärts auf der evangelischen Strafse, die er ihnen, doch dunkel und unklar, gewiesen; die Anderen blieben stehen, oder schauten rückwärts nach den Bahnen der römischen Kirche. Die, mit Ausnahme einiger, fast wörtlicher Wiederholung meisterhafte Darstellung der Hussischen Lehren, Meinungen und Schriften müssen unsere Leser in dem Buche selber nachsehen, und zwar besonders S. 293—316.

Wir finden hier auch keinen Raum, die sehr weitläuftige Erzählung von Hussens erstem Austritte, seine Schicksale, von dem Benehmen des böhmischen Erzbischofs, des Königs, des Papstes (*Johannes XXIII*, „eines Mannes, von dem man nicht begreift, wie er zu leben vermochte mit dem Bewufstseyn der ungeheueren Verbrechen, die von ihm begangen worden waren", S. 339. Vgl. S. 365), ferner die Erzählung von dem Concil zu Costnitz u. s. w. näher zu berühren. Es mufs uns genügen, nur Einiges auszuheben, was uns vorzüglich gefallen hat, und sonst zu bemerken, was uns der Auszeichnung werth erschienen ist. S. 377 heifst es: „Die Reise Hussens nach Costnitz geschah mit einem gewissen Pompe. *Wenzel* und die böhmischen Barone wollten die Welt darauf aufmerksam machen, dafs es ein Grofses sey, was von ihnen ausgegangen. Wie sie aus Böhmen hinaus waren, ritt *Johannes Hufs immer mit unbedecktem und unverhülltem* (*!*) *Gesicht (Haupte), damit Jedermann auf demselben* (auf seinem Gesichte) *seinen Muth und sein Gottvertrauen lesen konnte.*" Doch schon S. 390 lesen wir: „Hufs lebte im Gefängnifs unter vielen Qualen. Böse Träume beunruhigten ihn, die er nach der Sitte der Zeit wachend sich zu deuten suchte. Die Angst des qualvollen Todes, der (ihm) bevorstand, war immer an seinem Lager. Die Unterhandlungen mit ihm gingen fort. Das Concil hatte nur Ein Begehr, er sollte jeden einzelnen der Artikel, die aus seinen Schriften gezogen worden, für falsch erklären. *Hufs* hatte immer nur Eine Antwort, sie sollten's ihm erweisen aus der Schrift. Ganz charakteristisch ist es, dafs die Commissarien des Concils nach Geld bey dem Gefangenen späheten." Der Mensch in seiner Schwäche und wiederum in seiner Kraft! — S. 399: „*Hufs* vor dem Concil entgegnete (unter Anderem), wegen der Freyheit der Predigt habe er an den Papst Alexander, dann an Johannes XXII, endlich an Jesus Christus selbst appellirt. Da fuhren sie Alle auf, und fragten, ob man eine rechtmäfsige Appellation an Jesus einlegen könnte. Als Hufs dieses bejahte, weil doch der Heiland der oberste Richter der christlichen Welt sey, ging ein schallendes Gelächter durch den Saal. Dasselbe ertönte wieder, als Hufs von dem Leben jenseits sprach." — S. 450. Bereits im J. 1420 machen die Prediger der Taboriten ein Glaubensbekenntnifs bekannt, in welchem, neben einzelnen Zügen eines rohen Fanatismus, grofse evangelische Principien sich enthüllen. „Man solle bey der Taufe nicht den Teufel austreiben wollen" u. dgl. — S. 527: „Am Schlusse des Mittelalters bewegt sich das römische Kirchenthum wieder frey, ohne Täuschung und Trug, womit es in dieser Sache so lange die Menschen berückt hat, erklärt es, dafs es eine Reformation nicht nöthig erachte. Gewifs, es ist ein grofses Glück gewesen für das menschliche Geschlecht, dafs es so gekommen. Eine Reformation, ausgegangen von Rom und von den Bischöfen, würde nie eine wahrhaft evangelische geworden seyn, würde nicht einmal die Grundübel der jetzigen Kirchenverfassung berührt haben." Zuletzt wird noch von den durch die Erfindung der Buchdruckerey schnell in Umlauf gebrachten Spott- und anderen Schriften, von *Johann Wessel*, der in seinen Büchern die Grundsätze einer evangelischen Kirche vollständig aufstellt, von *Johann von Wesel*, der seine Ketzereyen 1479 widerrufen, und darauf im Gefängnisse 1482 sterben mufste; von *Savonarola*, der 1498 in den Flammen seinen Geist aufgab, gehandelt.

Bedauert haben wir, dafs der Tod des *Hufs* S. 409 nicht ausführlicher erzählt worden ist; wir lesen nur: „Zuerst mufste er die Verbrennung seiner Schriften ansehen, darauf ward er selbst dem Feuer überantwortet; er erlitt den Tod mit grofser Standhaftigkeit." Mehr finden wir vom *Hieronymus* S. 414 erwähnt: „Es ist noch kein stoischer Philosoph, sagt *Poggio*, gestorben so freudig, so gefafst, wie dieser Mann. Er starb unter dem Tone (Singen) frommer Lieder und (Sprechen) frommer Gebete. Aber es war ein langes Märtyrerthum. Es dauerte eine Viertelstunde, ehe die Flamme die Quelle seines Lebens vertrocknete."

Nur einmal sind wir auf eine Uebereilung, und daher geschichtliche Unrichtigkeit gestofsen, die sehr

leicht zu vermeiden gewesen wäre. Es heisst nämlich von dem Papste Johannes XXIII, mit welchem der Vf. sich sonst viel beschäftiget hat, S. 387: „Die Absetzung dieses Mannes wurde am 29 Mai 1415 ausgesprochen. Er ward einige Zeit auf der Veste Gottleben aufbehalten, nachmals in das Innere Deutschlands geführt, wo er gestorben.“ Hiebey wird *Theodoricus a Niem de vita et fatis Joannis XXIII.* II. Cap. 23 citirt.

Hier haben unsere Leser das Wesentliche des Buches, und wir wünschen einen sehr fleissigen Gebrauch desselben: es ist von einem grossen, gediegenen Werthe.

Um so mehr aber müssen wir bedauern, dass Hr. Dr. *Fl.* allzuwenig Sorgfalt auf die Sprache verwendet hat. So schreibt er Bd. I. S. 20: „Es liegt dem menschlichen Geschlecht ein Ziel.“ — S. 22. Z. 2 v. u.: „Sie waren diese Heiden und diese Juden Gegner.“ Was heisst das? — S. 28: „Eine andere Tradition erkennt keinen von grossen alten Lehrern an.“ (?) — S. 36: „Es kam mit Constantius die ketzerische Regierung des Arius über Christus auf den Thron.“ (??) — — Bd. II. S. 391: „*Der* aber *von dem Dreygestirn*, welcher den grössten und schönsten *Klang* gewann bey der evangelischen Nachwelt, war Johann Huss.“ Klingen denn die Gestirne? — Mannichmal sind die Sätze nicht vollendet, z. B. Bd. II. S. 315: „Handelt es sich aber darum, dass gegen die Lehre der römischen Kirche, welche sich durch die Scholastik und durch die allmälich zu bestimmten Sätzen gewordene Meinung der fleischlichen Menschen, eine evangelische stark und bestimmt entgegengesetzt werden soll, so findet man“ u. s. w. Oft wird die Bezeichnung „*Schlüsse*“ von den Concilien oder Synoden gebraucht.

Der Druckfehler finden sich unzählige, und von allen Arten, die wir wohl lediglich auf die Rechnung des Vfs., als letzten Revisors, setzen müssen. Der „*Inhalt*“ vor dem Anfange des zweyten Bandes, welcher besser am Ende desselben gestanden hätte, hat die vollkommene Gestalt eines Registers, zeugt aber gleichfalls von einer grossen Eile und Nachlässigkeit. Hier nur *zwey* Zeilen daraus:

„*Johannes XXIII wird römischer Bischof* (leerer Raum statt der Seite), *hat seinen Vorgänger Alexander V vergiften lassen* (leerer Raum), *s. Pontificat.*“

Aber der Artikel Pontificat fehlt; auch unter *Papstthum* findet sich nichts davon.

χμρ.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Dresden, in der Walther'schen Hofbuchhandlung: *Christliches Leben.* Predigten in den ersten fünf Jahren seiner gegenwärtigen Berufsthätigkeit gehalten von Dr. *Johann Ernst Rudolph Käuffer*, königl. sächs. Consistorialrath(e) und evangel. Hofprediger. 1836. 231 S. gr. 8. (12 gr.)

Hr. *Käuffer* war mehrmals, privatim und öffentlich, aufgefodert worden, einige seiner Predigten drucken zu lassen. Er veranstaltete daher gegenwärtige Sammlung von Predigten aus den ersten fünf Jahren seiner Wirksamkeit als Hofprediger. Allerdings sind diese Vorträge nicht ohne eigenthümliche Vorzüge. Wir rechnen dahin: die von Fleiss und Sorgfalt zeugende Ausarbeitung, den fliessenden Stil, die logische Disposition, die Textbenutzung, das Originelle in der Wahl der Hauptsätze. Dieser Band enthält funfzehn Predigten und eine Rede, bey der Confirmationsfeier gehalten. Die beiden ersten Predigten wurden nach den in Dresden Statt gefundenen bürgerlichen Unruhen mit lobenswerther Freymüthigkeit gehalten, und mögen nicht ohne Segen geblieben seyn. Eine sehr ansprechende Predigt ist die am Sonntage nach Weihnachten im Jahre 1832 gehaltene, mit dem Hauptsatze: „*Was gewann unser eigentliches Seelenleben im verflossenen Jahre?*“ Er disponirt: „Machten alle *Wahrnehmungen* uns *einsichtsvoller*, alle *Erfahrungen* uns *gottvertrauender*, alles *Gemeinleben* uns *menschenfreundlicher*, alle *Versuchungen* uns *willenskräftiger*, alle *Schickungen* uns *zufriedener?*“ Abgesehen davon, dass das Wort: *Gemeinleben* leicht falsch verstanden werden kann, konnte ohne grosse Schwierigkeit der zweyte mit dem letzten Theile verbunden, und beide in *einem* Theile abgehandelt werden. — In der Predigt: „*Wie scheidet Jesus von den Seinen?*“ finden wir unter Anderem als besonderen Theil: „er scheidet mit dem Bewusstseyn, unermüdet für ihr Heil gewirkt zu haben“; als einen anderen Theil: „er scheidet mit dem Bewusstseyn, viel Gutes in den Seinen begründet zu haben.“ Auch diese beiden Theile konnten in einen einzigen zusammengefasst werden, da der letzte Theil nur den Grund des ersten enthält. — In der sehr interessanten Predigt: „*über das ängstliche Treiben nach einem anderen Wirkungskreise*“, disponirt der Vf.: „dasselbe sey eben so *unrecht*, als *unklug;* es ist *unrecht*, denn es ist Mangel an Gottvertrauen, es ist häufig Ueberschätzung der eigenen Verdienste, es ist Undank gegen die Wohlthaten des jetzigen Berufes und Geringachtung der gegenwärtigen Pflichten.“ Hier musste durchaus noch hinzugefügt werden, dass jenes ängstliche Treiben auch deshalb unrecht sey, weil bey demselben gar keine Rücksicht auf den Mitbruder, der vielleicht würdiger ist, genommen wird, indem auf diese Weise oft der Würdigere, welcher zu bescheiden ist, um zudringlich zu seyn, nicht die Stelle erhält, welche ihm doch vor Allen gebührte. — Das fremde Wort: *Charaktere* (S. 154), billigen wir auch auf der Kanzel einer Hofkirche nicht. — Sonderbar ist der Ausdruck: „als *Hausgedanke* zu weiterer Betrachtung wird uns hier die Lehre gegeben“ u. s. w.

Druck und Papier sind gut.

R. K. A.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

MAI 1837.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Dresden, in der Grimmer'schen Buchhandlung: *Das Büchlein vom Leben nach dem Tode*, von Dr. *Mises*. 1836. VI u. 50 S. 8. (6 gr.)

2) Ebendaselbst: *Das Büchlein von der Auferstehung*. Von *Nicodemus*. 1836. 60 S. 8. (8 gr.)

Einen Beweis, wie sehr die grosse Frage von dem Jenseits jetzt das Nachdenken der Forscher beschäftigt, liefert die grosse Zahl der über diesen Gegenstand neuerdings erschienenen Schriften, von denen Rec. hier nur die von *Göschel*, *Fichte* d. J., *Weisse*, *Weitzel* u. A., — um eines *Richter* hier nicht zu gedenken — namhaft machen will, — welche mehr oder weniger von dem Standpuncte der *Hegel*'schen Philosophie entweder selbst hervorgegangen, oder doch durch denselben hervorgerufen sind. Es ist bekannt, wie selbstständig *Göschel* besonders die Lehre seines Meisters weiter ausbildet, und derselben die Idee der Persönlichkeit und des persönlichen Bewusstseyns vindicirt, um sie von dem Vorwurf des Pantheismus zu rechtfertigen. Durch die auf diesem Gebiete aufgeregte Bewegung scheinen denn auch diese beiden „Büchlein" hervorgerufen zu seyn, welche in der Form von Brochüre manche eigenthümliche Ideen und geistreiche Ansichten über den so dunkelen Gegenstand verbreiten.

Der Vf. von Nr. 1 nimmt an, dass der Mensch auf der Erde nicht *einmal* sondern *dreymal* lebe; seine erste Lebensstufe sey ein steter Schlaf, die zweyte eine Abwechselung zwischen Schlaf und Wachen, die dritte ein ewiges Wachen. Auf der ersten Stufe sey des Menschen Leib Theil eines anderen Menschenleibes; auf der zweyten habe er seinen Leib für sich, und habe keinen Theil an anderen Leibern, auf der dritten seyen anderer Menschen Leiber Theile seines eigenen Leibes. — Sehr geistreich vergleicht der Vf. Geburt und Tod; es gebe einen Augenblick in der Geburt, wo das Kind die Zerstörung seines früheren Daseyns als Tod fühle; — so sey auch der Tod selbst nur eine zweyte Geburt zu einem freyeren Seyn, wobey der Geist seine enge Hülle sprenge, und verfaulen lasse, wie das Kind die seine bey der ersten Geburt. — Das Kind im Mutterleibe habe bloss einen Körpergeist, den Bildungstrieb, — das schaffende Princip des Kindes liege vor der Geburt in dem, was von dem Kinde bey der Geburt in Rückstand bleibe und verderben werde, wie der Leib des Menschen im Tode (*placenta cum funiculo umbilicali, velamentis ovi eorumque liquoribus*): aus seiner Thätigkeit als seine Fortsetzung wachse der junge Mensch hervor. — Eben so sey unser ganzes Handeln und Wollen in dieser Welt nur berechnet, uns einen Organismus zu schaffen, den wir in der folgenden Welt als unser Selbst erblicken und brauchen sollen. Alle geistigen Wirkungen und Kraftäusserungen seyen die geistigen Gliedmassen des Menschen, welche er bey Lebzeiten treibe, verbunden zu einem geistigen Körper, zu einem Organismus von weiter greifenden Kräften. — Schon während seiner Lebzeiten wachse jeder Mensch mit seinen Wirkungen in Andere hinein; — auf der dritten Stufe erwache jeder tüchtige Mensch mit einem selbstgeschaffenen, eine Einheit geistiger Schöpfungen in sich befassenden Organismus von grösserem oder geringerem Umfange je nach grösserer oder geringerer Kräftigkeit bey Lebzeiten. Wer hier an der Scholle klebe, und seinen Geist nur brauche, seine Materie zu bewegen, von dem werde das überbleibende Wesen sich verlieren als ein bedeutungsloses Moment, und erdrückt und verschlungen werden von den übrigen mächtigern Geistern, und wenn er sich nicht in der dritten Welt noch aufraffe, so werde er zuletzt zerfliessen in Anderer Daseyn. (Diess ist mindestens eine unchristliche Idee, weil ja dann alle Belohnung, Bestrafung und Weltgericht dereinst aufhören müsste, und jedes Individuum, welches empfangen soll, je nachdem es gehandelt hat bey Leibesleben, nur durch grössere, ihm denn doch auch angeborene Kraft sich erhielte; — wo bliebe die göttliche Gerechtigkeit? — Rec.) Die Gerechtigkeit der Schöpfung sey, dass Jeder sich die Bedingungen seines zukünftigen Seyns selbst schaffe; (Schafft er sich aber auch selbst die geistige Energie, welche ihn dereinst erhalten soll? —); einen Himmel und eine Hölle im gewöhnlichen Sinne gebe es nicht, die Seele mache weder einen Sprung aufwärts, noch einen Fall abwärts, noch einen Stillstand, sie zerplatze nicht, zerfliesse nicht in das Allgemeine u. s. w. (der Vf. erklärt sich also gegen den Pantheismus —), sie entwickele sich ruhig fort auf der Erde zu einem höheren Seyn; je nachdem der Mensch gut oder schlecht, fleissig oder mässig gewesen, werde er im folgenden Leben einen gesunden oder kranken, schönen oder hässlichen, einen starken oder schwachen Organismus als sein Eigenthum finden. — Der Böse werde nicht Ruhe haben, bis er seine kleinste Uebelthat abgebüsst (daher wandeln dann die bösen Geister umher, um zu büssen, und für sich beten zu lassen, welche der

Vf. der „Seherin *von Prevorſt*“ ſieht, Rec.), wenn die anderen Geiſter ſchon lange in Gott ruhen, oder als Theilhaber ſeiner Gedanken leben, werde das Seelenübel des Böſen die Menſchen plagen mit Ideen des Irrthums und Aberglaubens, zu Laſter und Thorheiten verführen u. ſ. w. (Hier aber ſcheint der Vf. in Widerſpruch zu gerathen; es ſoll der Böſe die Uebelthat abſtreifen und abbüſsen, und dennoch die Menſchen verführen; — es lebt der Böſe fort, und der Schlaffe wird erdrückt von den mächtigeren Geiſtern; alſo iſt Bosheit beſſer als Schlaffheit? —) Das Böſe und Unwahre werde endlich von dem Wahren und Schönen bezwungen und vernichtet werde; doch ſagt der Vf. an einer anderen Stelle, der Böſe werde zuletzt ganz verſtoſsen aus der Gemeinde der edlen Geiſter, verſchmachten in der Hölle der Einſamkeit, wodurch die chriſtliche Imputation und Strafe des Böſen gerettet würden. — Nur das Wahre und Schöne ſey der unvergängliche Theil des Menſchen; wenn auch nur ein Senſkorn davon in ihm ſey, es werde zuletzt durch das nur den Böſen quälende *Fegefeuer* des Lebens auf der dritten Stufe übrig bleiben. — Eine eigenthümliche Idee des Vfs. iſt nun ferner, daſs des Menſchen Geiſt zugleich ſein Eigenthum und das Eigenthum jener höheren Geiſter ſey, was darin vorgehe, gehöre ſtets Beiden zugleich an; plötzliche Anwandlungen von Luſt, Sehnſucht, Bangigkeit u. ſ. w. gingen von Geiſtern aus, welche in ihm hineindenken, hineinhandeln, Ahnungen, Träume, Hellſehen u. ſ. w. ſeyen ihre Wirkungen; ſo lange der Menſch indeſſen wach und geſund ſey, ſey er nicht das krillenloſe Spiel der Geiſter; der urkräftige Mittelpunct ſey dem Menſchen bey der Zeugung eingeboren; der freye Wille, die Selbſtbeſtimmung, die Vernunft liegen hierin enthalten. — Sobald der Menſch geboren, drängten ſich aber die Geiſter von allen Seiten an ihn heran, und ſuchten ſeine Kraft zu der ihrigen zu machen, dieſs Moment werde wieder Eigenthum des Menſchen ſelbſt; die in den Menſchen eingewachſenen fremden Geiſter ſeyen auch dem Einfluſſe des menſchlichen Willens unterworfen; die guten und die böſen, die wahren und die Lügen-Geiſter ſtreiten ſich um dem Beſitz deſſelben; — woraus der innere Zwieſpalt im Menſchen hervorgehe, doch ſtehe derſelbe mit dem Quell ſelbſtthätiger Kraft zwiſchen den entgegenſtrebenden Kräften inne, ſein Selbſt bleibe ungefährdet, ſo lange er ſich die Freyheit ſeiner Kraft bewahre; — Faulheit führe zur Bosheit. (Hier möchte der Vf. wohl ſich in einem Cirkel drehen, und in Widerſprüche verwickeln. — Bey dieſen Einwirkungen der Geiſter würde doch die Freyheit des Willens wohl aufhören, und keine Zurechnungsfähigkeit mehr Statt finden; denn wer ſollte ohne groſse angeborene Kraft den Einwirkungen der böſen Geiſter widerſtehen? — was auf Prädeſtination führt. —) Nach deren Tode beginne ein höheres Wechſelleben von Geiſtern mit Geiſtern; wie die Gedanken mit einander in unſeren Geiſte, verkehren jene zuſammen in dem höheren Geiſte, den wir Gott nennen. — Zuletzt würden alle Geiſter als Gliedmaſsen mit dem gröſsten Geiſte, mit Gott, zuſammenhängen. Die Geiſterwelt in ihrer Vollendung, würde nicht eine Verſammlung ſondern ein Baum von Geiſtern ſeyn, deſſen Wurzel im Irdiſchen eingewachſen ſey, und deſſen Krone wieder in Gott wurzele. — Nur die gröſseren Geiſter wachſen unmittelbar bis zu Gott hinan, die kleineren wurzeln in ſie wie Zweige in Aeſte und Aeſte in Stämme ein. — Die geſtorbenen Genien und Heiligen ſeyen alſo die wahren Vermittler zwiſchen Gott und den Menſchen (alſo Rechtfertigung der katholiſchen Lehre von den Heiligen, ſo wie vom Fegefeuer. Der Menſch ſtrebe auf der dritten Stufe erſt zu den höheren Offenbarungen Gottes zum Himmel hinan.

Das ſind die leitenden, in No. 1 auf geiſtreiche Weiſe durchgeführten Ideen, welche,in blühender Sprache vorgetragen, viel Anregendes haben. Offenbar will der Vf. gegen den Pantheismus ankämpfen; aber vielleicht unbewuſst und unwillkürlich verfällt er in denſelben, oder ſtreift wenigens hart an ihn. Oder was iſt es Anderes, als was die Pantheiſten auch behaupten, wenn der Vf. ſagt: „daſs wir ſelbſt zu dem Borne der lebendigen Natur dereinſt geworden ſind.“ „Die Erde ſey nichts Anderes, als ein Ey, aus dem die Sonne beſtändig Geiſter ausbrüte, die nach ihr emporfliegen auf Schwingen des Lichts.“ „Es iſt wahr, der Menſch geht nach dem Tode in das Abſolute zurück, aber nicht nach dem nächſten, ſondern nach dem letzten Tode, und nicht wie ein Regentropfen zerflieſst in ſeinem Urquell, dem Meere, ſondern wie ein Schmetterling, ſeine Eyerſchale und Raupenhäute abſtreifend, aufliegt in ſein reines älterliches Element.“

Im Gegenſatze zu No. 1 iſt No. 2 verfaſst. Dieſe Schrift — wie ſchon der Titel ſagt — hält ſich ſtrenger an die chriſtliche *Auferſtehungslehre*. Sie war dazu beſtimmt, in möglichſt gedrängter Darſtellung die uralte Lehre der geiſtreichen Hypotheſe des Dr. *Miſes* gegenüberzuſtellen. Der Vf. nimmt an, daſs der Menſch auf Erden nicht *einmal* ſondern *viermal* lebe, daſs der Menſch im Tode noch einmal in den Leib ſeiner Mutter, in den Schooſs der Erde und der Elemente zurückkehre, um in der Auferſtehung von den Todten zum zweyten Male an das Licht geboren zu werden. Im zweyten Embryonenſtande würden wir nur Seele ſeyn — wie im erſten nur Leib —; mit der Auferſtehung werde der Seele ihr Geiſt zurückgegeben, und der Geiſt empfange und erzeuge auf der erneueten Erde ſeinen verklärten Leib. Dann ſtellt der Vf. den von *Göſchel* beſonders ausgebildeten Satz auf: „Leiblichkeit iſt der Anfang und das Ende der Wege Gottes und des Daſeyns der Geſchöpfe.“ In dem Leibe gebäre ſich die Seele, in der Seele der Geiſt, in dem Geiſte wiederum der höhere Leib. Weil aber die Seele auch nach dem Tode noch nicht die Kraft habe, für ſich ſelbſt zu ſeyn, ſo werde ihr mit den Leibe auch der Geiſt entzogen. Schlafend im Schooſse der allgemeinen Natur oder Weltſeele erſtarke ſie, wie früher der Leib im Schooſe des mütterlichen Leibes, allmälich zur Selbſtſtändigkeit, bis ſie es vermöge, Träger des Geiſtes zu ſeyn. In einem Momente voll-

bringe ſich, wie in der erſten Geburt das Erwachen des Leibes zum Daſeyn der Seele, ſo in der zweyten das Erwachen der Seele zum Daſeyn des Geiſtes; die Seele gebe ſich, wie früher dem Leibe, ſo dann dem Geiſte hin; der Geiſt, der früher die Herrſchaft mit dem Leibe theilte, gebe nun ſelbſtherrſchend in freyer Schöpferthätigkeit der Seele ſeinen eigenen Leib. Nur auf der zweyten und vierten Lebensſtufe ſey der Menſch wahrhaft; die erſte und dritte ſeyen nur Uebergangsſtufen; der dritte Embryonenzuſtand, der Schlaf der Seele, bringe weder Empfindungsloſigkeit, noch völlige Bewuſstloſigkeit mit ſich, wie der Schlaf des Leibes. — So wäre alſo hier wieder die alte Idee von einem *Seelenſchlafe* nach dem Tode aufs Neue vorgetragen; — chriſtlich iſt ſie aber wenigſtens nicht. Denn wenn allerdings das Chriſtenthum auch einen Zwiſchenzuſtand bis zur völligen Auferſtehung (ἀνάστασις) annimmt, ſo iſt doch der Aufenthaltsort für die vom Leibe entkleideten Seelen der Hades (ᾅδης שְׁאוֹל), und zwar für die ſündhaften ein Ἄβυσσος, Γέεννα, eine φυλακή (1 Petr. 3. 18); für die Frommen aber ein παράδεισος, ein κόλπος, Ἀβραάμ, ſo daſs alſo ſogleich der Unterſchied des Guten und Böſen hervortritt, was bey dem Seelenſchlafe nicht möglich wäre, und das Wort Chriſti zum Schächer am Kreuze, Luc. 23, 39, bezieht ſich nur auf dieſen Durchgangsort. — Der Vf. meint nun, die Seele hege und pflege in dem gegenwärtigen Leben ſowohl, als auch in dem nachherigen Todesſchlafe jenen Keim in ſich, der, durch den Geiſt in ſie gelegt, in der Auferſtehung von den Todten zu ihrem unſterblichen Leibe ſich entfalten ſolle. — Vielleicht iſt der Vf. auf dieſe Idee durch Paulus 1 Kor. 15 gekommen, wo der Unterſchied von ψυχή u. πνεῦμα von σῶμα ψυχικόν u. πνευματικόν und das Bild von dem γυμνὸς κόκκος auf ſolche Meinungen führen kann. — Der Vf. behauptet dann ferner, nur der chriſtliche Auferſtehungsglaube, bey welchem der Tod nicht aufhöre, Tod zu ſeyn, vermöge in das Mark und Bein der Völker einzudringen; aber keine der modernen empfindſamen Unſterblichkeitstheorieen. Ob aber wirklich die chriſtliche Auferſtehungslehre ganz in das Mark der Völker eingedrungen iſt, ob nicht vielmehr, jetzt wenigſtens, auch die Meinung von einem augenblicklichen Uebergang der Seele in ein höheres und beſſeres Leben Volksglaube geworden ſeyn ſollte? — Rec. möchte Letztes behaupten.

Weiter meint nun der Vf., die Seele an ſich ſey gleichfalls ſterblich, wie man an den Thieren ſehe, deren Seelen in der Auflöſung des Leibes untergehen. Woher weiſs aber das Hr. *Nicodemus*? — Sollten die Thierſeelen wirklich untergehen? Sollte die Natur, welche ſo ſparſam und haushälteriſch mit ihren Kräften und Schätzen umgeht, wieder etwas zwecklos vernichten? Schaut nicht oft aus dem Auge der Thiere auch ſchon ein höheres Seeliſches heraus? — Die menſchliche Seele, als Vernunftweſen, ſey alſo ſterblich, — wer nur Vernunft in derſelben erkenne, könne Unſterblichkeit nur der Gattung, nicht dem Individuum, zuerkennen. Der Rationalismus ſey nur conſequent, wenn er zugleich Pantheismus ſey. (Vorher iſt geſetzt, daſs das Quantum der dem menſchlichen Geſchlechte zugetheilten Vernunft eines und daſſelbe ſey, gleichviel ob es nur Ein menſchliches Individuum, oder ob es deren Millionen gebe, eine allerdings pantheiſtiſche Idee! —) Läſst ſich aber hiegegen nicht einwenden, daſs nicht das Genus und die Species, ſondern das Individuum Zweck der Naturſchöpfung ſey, indem ja die Natur offenbar in allen ihren Gebilden den Trieb habe, ſich zu individualiſiren, — ein durch alle Formationen organiſcher und anorganiſcher Geſtaltungen hindurchgehender Proceſs; — ſollte es in der geiſtigen Welt anders ſeyn? — Sonach halten wir die Abnahme von der Sterblichkeit der Vernunftſeele durch nichts begründet und bewieſen. — Es gebe nun, ſo fährt der Vf. fort, etwas Höheres als die Vernunft, den Geiſt; die Geburt des Geiſtes in der vernünftigen Seele ſey die zweyte Geburt des Menſchen, durch die der Menſch, wie durch die erſte Geburt in die Zeit, ſo in die Ewigkeit geboren werde. — Der Geiſt verleihe der Seele die Unſterblichkeit, indem er ihn auch den irdiſchen Leib durch den geiſtigen erſetze. — Folge des Sündenfalls ſey nicht nur, daſs der unſterbliche Menſch ſterblich werde, ſondern auch, daſs der an ſich ſterbliche zu einer Fortdauer gelange, welche man Unſterblichkeit nenne. Die Vereinigung von Sterblichkeit und Unſterblichkeit habe als Mittleres aus der Vermiſchung von Sterblichkeit und Unſterblichkeit zu Einem Geſchlecht hervorgehen müſſen. (Der Vf. nämlich ſtützt ſich vorher auf den bibliſchen Mythus von einer Vermiſchung der Unſterblichen, der Kinder Gottes, mit den Töchtern der Sterblichen). Dieſe Vermiſchung ſey etwas, das nicht ſeyn ſollte, das nicht in der urſprünglichen Idee der Schöpfung begründet war. — (Wie? alſo war die Schöpfung wohl mit allerley Zufälligkeiten geſellt, und es wurde Gott unter den Händen etwas ganz Anderes daraus, als was er eigentlich haben wollte? — Wo bleibt die Vollkommenheit, die Allwiſſenheit und Allmacht Gottes? Rec.) — Daraus ſeyen Uebel hervorgegangen, zuerſt der Tod; aber auch die Fortdauer im Tode ſey ein Uebel für die ſterblichen Geſchöpfe, denn ihr Zuſtand, wofern ſie ſich nicht wirklich zur Natur des Geiſtes erhoben haben, ſey jener freudenloſe und unſelige, den ſchon Homer als den Zuſtand der abgeſchiedenen Seelen im Hades kenne. (Alſo nach Jahrtauſenden und nach der chriſtlichen Offenbarung ſollen wir wieder auf den Homeriſchen Hades zurückkommen?!) — Zur perſönlichen Auferſtehung als Individuum bedürfe es einer zweyten Geburt, unabhängig von leiblicher Zeugung — (wohl Wiedergeburt? — Wenn dieſelbe nun aber ſchon hier auf Erden vollbracht iſt? — Rec.). Das Leben des Einzelweſens ſey an Naturbedingungen geknüpft, welche ſich auch im Tode des Menſchen nicht auflöſen; das durch den Körper bedingte Daſeyn der Seele ſey auch nach dem Tode ein unvollkommnes, mehr dem Schlafe, als dem Wachen gleichendes, je nach der Beſchaffenheit des Keimes des Körpers vielleicht ein krankhaftes

und unglückliches. — Von ihm vermöge die Seele nur durch die Schöpfung einer neuen Erde befreyt zu werden. — Alle Seelen der Wiedergeborenen und Nichtwiedergeborenen steigen nun sogleich im Momente des irdischen Todes in den Hades; hier ruhen die Seelen der Gläubigen, ihrer dereinstigen Auferstehung gewiss, in ungestörtem Frieden und seliger Betrachtung der inneren Welt. Die Seelen der Bösen aber werden in unruhvoller Pein umhergetrieben; — das duftige Gewebe des Nervengeistes. — den einzigen vom irdischen Leibe ihnen gebliebenen Rest, — zwingen sie in mehrfache Gestalten hinein. Die Kunde dieser Zustände hat im Alterthume die Vorstellungen von einer Wanderung der Seele durch verschiedene Leiber, zu allen Zeiten von einem gespenstigen Umgehen und einer Wiederkehr der abgeschiedenen Seelen erzeugt. — Es giebt eine Auferstehung zum Gericht, wie zum Leben, es giebt eine Hölle und einen Himmel; es giebt einen Zwischenzustand, ein Fegefeuer, zur Seelenreinigung. — Die Tugend aber und das Laster lohnt sich selbst.

Diess sind die Haupt-Ideen von beiden Schriften. Die erste dürfte durch ihre geistreiche Hypothese, welche in schönem und blühendem Gewande auftritt, mehr Verbreitung und Anerkennung finden, als die letze, welche oft dunkel und in langgezogener und gedehnter Entwickelung nicht frey von einzelnen Spitzfindigkeiten und dialektischen Abstractionen ist. Beide Schriften zeugen von scharfsinnigen, denkenden und auf der Höhe der Zeitphilosophie stehenden Verfassern, und verdienen daher die grösste Beachtung. Eins hat Rec. in beiden Schriften vermisst, eine Ansicht nämlich: was aus den unentwickelten Kinderseelen werden solle. — Wenn gleich über den dunklen Gegenstand im Allgemeinen nur Ansichten, Hypothesen und Ahnungen aufgestellt werden können, so ist es jedenfalls anregend und für Viele schwankende und schwache Gemüther beruhigend, aus Analogieen, Schlüssen, allgemeinen Principien die Nothwendigkeit der persönlichen Fortdauer nach dem Tode bewiesen zu sehen, und so sind dergleichen Schriften zur Förderung frommen Lebens und Sinnes gewiss wesentlich, und befriedigen ein Bedürfniss der Vernunft, welche nun einmal die Speculation über das dunkele Jenseits nicht lassen kann. Der Vf. von No. 1 schliesst sich den Jüngern der neueren philosophischen Schule an, welche meint, den Glaubensinhalt auch wissenschaftlich begründen und rechtfertigen zu können. Der Versuch ist jedenfalls eben so gross und herrlich als kühn; — sollte er auch mitunter etwas mit Scholasticismus vermischt seyn. Auf scharfsinnige und geistreiche Weise hat *Göschel* besonders die christliche Auferstehungslehre speculativ zu begründen versucht, und gezeigt, wie der Begriff des Geistes Persönlichkeit ist. Die von diesem Denker angeregte Methode ist auch in diesen Schriften bemerkbar, welche Rec. recht dringend der allgemeinen Beachtung und dem gründlichen Studium empfiehlt.

A. Schr.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

HANNOVER, b. Hahn: *Zwölf geistliche Reden* von *Friedrich Helms*, Archidiakonus in Lüchow. 1836. VI u. 101 S. 8. (14 gr.)

Aus dem kurzen Vorworte ersehen wir, dass die vorliegenden geistlichen Reden fast ganz unverändert so dem Drucke übergeben wurden, wie sie vor einer sehr gemischten Gemeinde, welche, zum kleineren Theile, aus gebildeten Stadtbewohnern, zum grösseren Theile aber aus Mitgliedern der unteren Stände einer Stadt und aus eingepfarrten Landleuten besteht, gehalten worden sind. Warum übrigens der Vf. diese Vorträge: „geistliche Reden," und nicht vielmehr: „Predigten" nennt, können wir nicht einsehen, da es doch in der That Predigten sind, welche uns hier gegeben werden. — Geben wir auch gern zu, dass diese Predigten einen denkenden, religiösen Vf. unverkennbar verrathen, so müssen wir doch offen gestehen, dass uns dieselben nicht angesprochen, noch weniger befriedigt haben. Fast alle sind etwas trocken und berücksichtigen zu wenig das Gemüth. Auch ist der Text grossen Theils zu wenig benutzt; und wo diess jedoch geschieht, geht der Vf. wieder zu weit, indem er, ohne ein Thema an die Spitze zu stellen, den Text bloss homilieenartig durchgeht, und bey jedem Abschnitte das Praktische anknüpft. Auch der Stil des Vfs. hat uns nicht immer angesprochen, er ist oft höchst unbeholfen und ohne alle Rundung, z. B. S. 18 lesen wir: „Es giebt Wahrheiten, auf welche die Menschen so wenig sind vorbereitet, welche so sehr ihre Lieblingsneigung würden erschüttern, dass sie würden die Wahrheit nicht nur verachten, sondern sich erbittert gegen seinen unbefugten Verkündiger wenden, und mit bösem Wort, vielleicht mit Verfolgung den würden lohnen wollen, der zur unrechten Zeit, am unrechten Ort seinen Mund öffnet mit Unweisheit." Auch im Einzelnen bedürfen sehr viele Behauptungen des Vfs. eine Berichtigung. So z. B. lässt es sich mit dem bibl. Texte nicht vereinen, wenn der Vf. in der ersten Predigt über Luc. 2, 41—52, sagt, dass Jesus, der Knabe, die Weisen seines Volkes im Tempel, nicht bloss gefragt, sondern auch *unterwiesen* habe. — In der Predigt „vom Fluch und Segen der Armuth" sagt der Vf. zwar vieles Beherzigenswerthe; die Behauptung aber, dass die Armuth den Menschen auch vor Rachsucht und Schadenstiftung bewahre, wird von der Erfahrung oft widerlegt. Gewundert haben wir uns, dass Hr. *H.* am Johannistage, zur Secularfeier der Uebergabe der Augsburgischen Confession, statt eines näher liegenden, den Festgegenstand mehr berührenden, das Thema wählte: „von der Aehnlichkeit zwischen Johannes dem Täufer und Dr. Luther." Nur in der Einleitung wird des Festes in zwey Worten gedacht, dann aber in der ganzen Predigt, auch nicht die entfernteste Rücksicht darauf genommen.

In den meisten dieser Predigten ist zwar des Stoffes viel gegeben, aber die Ausführung ist zu mager. Mancher Theil klingt in der That nur wie eine Disposition, ein Skelet, dem Fleisch und Blut — das Leben — fehlt. — Druck und Papier sind ausgezeichnet.

R. K. A.

JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

MAI 1837.

GRIECHISCHE LITERATUR.

BERLIN, b. Veit u. Comp.: *Lycurgi oratio in Leocratem*, Recognovit, annotationem criticam et commentarios adjecit *Eduardus Maetzner*, Rostochiensis. 1836. IX u. 352 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Auch nach den mehrfachen Bearbeitungen, welche diese Rede in der neueren Zeit durch *Becker*, *Osann*, *Heinrich*, *Pinzger*, *Blume*, *Baiter* und *Sauppe* erfahren hatte, blieben nicht wenige Schwierigkeiten, sowohl hinsichtlich der Berichtigung des Textes, als auch der Erklärungen übrig, und Hr. *Mätzner* (Rec. kennt seine persönlichen Verhältnisse nicht) konnte daher, durch grammatische Studien und fleissige Lectüre griechischer Prosaiker gut vorbereitet, und mit fleissigen Collectaneen zu derselben ausgerüstet, allerdings in der Hoffnung zu ihrer Herausgabe schreiten, sich Verdienste um ihr Verständniss zu erwerben. Vorzüglich bot ihm das Studium der übrigen griechischen Redner, die Bekanntschaft mit ihren Ideen und ihrer Ausdrucksweise reichen Stoff zu manchen neuen Erklärungen und gründlichen Sprachbemerkungen, so dass in dieser Beziehung seine Ausgabe vor denen seiner Vorgänger Viel voraus hat. Für wen er dieselbe zumeist bestimmt habe, ist von ihm nicht angedeutet worden; doch ersieht man aus mehreren Anmerkungen, dass sie nicht bloss für Gelehrte, sondern auch für Schüler und Studenten bestimmt sey, da er manche Puncte erörtert, deren Kenntniss er bey einem mit den Attikern nicht ganz unbekannten Leser wohl hätte voraussetzen können, und deren Weglassung ihm etwas mehr Raum und Zeit zur Erörterung und Vervollständigung des griechischen Index gewährt haben würde, durch dessen Vollständigkeit er sich um die griechische Lexikographie noch ein besonderes Verdienst erwerben konnte. Dagegen vermisst man hie und da bey den reichlich angebrachten, namentlich ins attische Recht schlagenden, Citaten eine kurze Anzeige dessen, was in den Quellen ausführlicher erörtert ist; hie und da auch eine vollständige Entwickelung des in einem sprachlich vielfach erörterten Satze enthaltenen Gedankens. Fleissig verweist dagegen der Vf. auf ältere und neuere grammatische Werke, ohne jedoch selbstständiger Forschung zu entsagen, und in der Kritik verfährt er meist mit Schonung und Umsicht. Folgt er auch meist *Becker*: so hat er doch auch die übrigen neuen Herausgeber, und die älteren Ausgaben von *Aldus*, *Melanthon*, *Henr. Stephanus*, *Taylor*, *Hauptmann*, *Reiske*, *Schulze*, *Thorlacius*, *Coraës* und *Neophytus Ducas* benutzt, um den kritischen Apparat möglichst vollständig zu liefern. Diess Letzte ist ihm jedoch nicht ganz geglückt, wie sich bey der Vergleichung mit *Bekkers* und *Osanns* Verzeichniss der Varianten bald ergiebt. Auch das ist bey seinen kritischen Untersuchungen bisweilen auffallend, dass er einzig und allein auf die Handschriften verweist, ohne, wie bey mehreren Fällen thunlich und rathsam war, die für eine gewisse Lesart zugleich sprechenden *inneren* Gründe aufzusuchen und gehörig zu würdigen. Zum Beleg für dieses unser theils lobendes, theils tadelndes Urtheil wollen wir dem Herausgeber durch eine Reihe seiner Anmerkungen folgen, nachdem wir vorher eine kurze Uebersicht der einzelnen Theile seines Werkes gegeben haben.

Auf ein kurzes, an einige Gönner gerichtetes Dedicationswort folgt eine kurze Vorrede, in welcher der Herausg. bescheiden die Verdienste seiner Vorgänger anerkennt, den Wunsch ausspricht, gleich ihnen, wo möglich, auch Etwas zum besseren Verständnisse der Rede beyzutragen, und zunächst erwähnt, was er der von *Baiter* und *Sauppe* gelieferten Ausgabe hinsichtlich mehrerer Varianten und Erklärungen verdanke. Hierauf findet sich ein Druckfehlerverzeichniss von einer Seite, dann die Hypothesis, und von p. 3 — 62 der Text der Rede mit untergesetzten Varianten. P. 65 — 67 enthalten das *Prooemium*, welches wohl passender dem Texte der Rede vorausgegangen wäre. P. 68 — 72 liefern Bemerkungen zu dem Argumente, p. 72 — 337 den Commentar, p. 338 — 349 einen *Index graecus*, und den Beschluss macht ein *Index latinus* von p. 350 — 352.

Unter den auf das Argument sich beziehenden Anmerkungen ist Rec. die erste aufgefallen, welche aus Citaten besteht, und für Männer vom Fach unnöthig ist, da der Vf. nichts Neues hinzufügt, für Schüler aber unbrauchbar, da sie die citirten Werke meist nicht besitzen, und aus der kurzen Distinction des πρός und κατά durch das lateinische *adversus* und *in* der Unterschied derselben nicht vollkommen erkennbar ist. — Auch die *zweyte* Anmerkung über die Worte τὰ ἐν Χαιρωνείᾳ κακά, und zumeist über diesen Gebrauch der Präposition ἐν, kann nur für Leser Nutzen haben, die noch keinen attischen Historiker oder Redner gelesen haben; anderen muss sie trivial erscheinen. — Zu den Worten ψήφισμα ποιεῖ wird der Unterschied zwischen ποιεῖσθαι und ποιεῖν besprochen, und dem Activo der Sinn *efficere*, *faciendum curare* untergelegt, wobey man aber die

gehörige Gründlichkeit vermifst. Denn wenn auch *Stallbaum*, *Schäfer* u. f. w. Beyfpiele diefes Gebrauchs anführen: fo ift diefe Bedeutung *machen laffen* doch keineswegs die erfte und gewöhnliche, fondern fie dient nur bisweilen zur Kürze, gerade wie im Lateinifchen, wo auch nicht immer *faciendum curavit*, fondern oft das einfache *fecit* für *er liefs machen* und Aehnliches gefetzt wird. Die befferen attifchen Schriftfteller beobachten immer den Unterfchied zwifchen dem Activum und dem Medium, und an jener Stelle kann das Activum daher zum Beweife dienen, dafs der Vf. des Arguments aus ziemlich fpäter Zeit ift, welche die urfprünglichen, feineren Unterfchiede verwifchte. — Daffelbe gilt auch von dem gleich darauf folgenden ὥστε, welches von Thucydides und anderen guten Schriftftellern auch nur zur Vermeidung von Undeutlichkeit oder Zweydeutigkeit eingefchoben wird, von fpäteren Schriftftellern aber ohne jenen Grund, fowie diefelben auch die Präpofitionen mehr zur Hülfe nehmen, als jene. — Das μήτε μήν im Folgenden ift nicht fowohl das lateinifche *neque vero*, als das latein. *neque vel, adeo*, denn es reftringirt, „er folle *fogar nicht*.“ — Zu ἦλθεν ἐν Ἀθήναις bemerkt der Herausg., nicht blofs fpätere, fondern auch ältere Schriftfteller bedienten fich des ἐν zur Andeutung einer Bewegung nach einem Orte. Diefs läfst fich aber, da es der Grundbedeutung fo fehr widerftrebt, nicht wohl unbedingt annehmen, und *Kühner*, der §. 600 feiner Grammatik jene Conftruction erwähnt, macht den Gebrauch durch die Bemerkung zweifelhaft, dafs zum Theile die Lesarten fchwanken. Allein der Beweisftellen find zu viele, und namentlich führt fchon der Homerifche Sprachgebrauch darauf hin, fo dafs man wohl eher bey den Verbis auf eine andere Erklärung Bedacht nehmen mufs. Bey ἔρχεσθαι hat diefs keine Schwierigkeit, wenn man es in der Bedeutung des *Ankommens* nimmt, welche an jener Stelle ganz paffend erfcheint, da von einem Wiederankommen zu Athen die Rede ift, im Gegenfatze von dem vorhergehenden ἐξελθὼν τῆς πόλεως. Die Homerifchen Ausdrücke κάππεσεν ἐν Λήμνῳ, er fiel auf Lemnos nieder, d. i. auf Lemnos erfolgte fein Niederfall; ὦση ἁλὸς ἐν πελάγεσσιν u. f. w. laffen fich leichter erklären; fchwieriger die von *Bernhardy* aus Xenophon und Thucydides aufgeführten Stellen: ἐν Ἀρκαδίᾳ ἀπήεσαν (h. gr. VII, 5, 10); ἐν Λευκαδίᾳ ἀπήεσαν (IV, 42), und ἀποστελοῦντες ὁπλίτας ἐν τῇ Σικελίᾳ (VII, 17), wo ein Theil der Erklärer die beiden Begriffe des Ankommens und des darauf folgenden Verweilens in einander fliefsen laffen, fo dafs diefe Conftruction Aehnlichkeit hat mit jener poetifchen Redeweife, wodurch ein mit einer Präpofition zufammengefetztes Verbum zwey Handlungen ausgedrückt werden, und zwar wie im Griechifchen, fo im Lateinifchen, z. B. *defaevire* ftatt *faeviendo demetere*, *Virg. Aen.* X, 569. Eine eigentliche Vertaufchung des Accufativus und Dativus, wie Dr. *Düntzer* in feinen Bemerkungen über die urfprünglichen Cafus behauptet, darf man darum noch nicht annehmen. Denn wie z. B. Homer fagt Ἄϊδι προΐαψεν, fo vertritt der Dativ nicht den Accufativ, denn es liegt in dem πρό der *Begriff des Preisgebens*, *Hingebens*, wie in προδιδόναι, und der Dativ ift daher ganz an feiner Stelle.

Im Texte felbft wird §. 1 *Taylors* Conjectur ὑμῶν unbedingt verworfen, wobey aber überfehen ift, dafs die darauf folgenden Worte ὃ καὶ τῷ δήμῳ καὶ τῇ πόλει συμφέρει eine Beziehung auf ein vorausgegangenes ὑμῶν zu enthalten fcheinen. — Die zu den Worten ἀρχὴν π. hinzugefügte Vergleichung mit Demofthenes ift hier überflüffig und zwecklos. — Die Bemerkung über κατά, in localer Beziehung gebraucht, ift durch Beyfpiele erwiefen, deren es doch wirklich nicht bedurfte; dagegen ift aber nicht angedeutet, dafs es fich hier auf die längs der Stadt liegenden Tempel und übrigen Heiligthümer der Götter bezieht. — In den Worten τὸν προδόντα αὐτῶν folgt der Herausgeber *Bekkers* Conjectur, die allerdings grofsen Schein des Wahren für fich hat, und verwirft zugleich die von *Baiter* und *Sauppe* zur Rechtfertigung der Lesart αὐτὸν beygebrachten Beyfpiele. Rec. findet diefelben aber nicht unpaffend, da namentlich in dem erften das Pronomen ὅ eben fo nachdrücklich fteht, wie hier das αὐτόν. Auffallender ift aber der Artikel τόν, da ja die Verrätherey des Leokrates nicht offenkundig dem Lande gefchadet hatte, fo dafs er als ein Allen bekannter Verbrecher hätte bezeichnet werden können. Nahe liegt die Vermuthung, es habe urfprünglich geftanden αὐτὸν προδόντα αὐτῶν. Doch bildet das αὐτὸν, wie es jetzt in den Handfchriften fteht, einen ganz paffenden und wichtigen Gegenfatz von dem ἐμὲ μὲν ἄξιον im Nachfatze, was der Herausg. hätte beachten follen. — In den Worten καὶ τῷ δήμῳ καὶ τῇ πόλει (§. 2) dient πόλει gewifs nicht blofs zur Amplification, und ift nicht eins mit δῆμος, fondern es deutet das Aeufsere der Stadt an, gerade fowie gleich darauf πατρὶς καὶ ἱερά neben πατέρων καὶ παίδων fteht, um des Leokrates Unrecht von mehreren Seiten darzuftellen. — ὑπὲρ πατέρων u. f. w. Dafs hier, wie *Blume* und Hr. *Mätzner* meinen, in der Weglaffung des Artikels eine befondere Kraft liege, möchte, wenn auch bey den folgenden, doch nicht bey dem erften Subftantiv nachgewiefen werden können, und man kann wohl richtiger annehmen, dafs nur defswegen hier kein Artikel beygefügt fey, weil nicht von einer Berathung über ihre fo eben in Gefahr fchwebenden Väter u. f. w. verhandelt wird, fondern nur von einer eben fo wichtigen Sache, da die Väter u. f. w. durch die Flucht des Leokrates hätten in Gefahr gebracht werden können, worauf auch §. 137 die Worte καὶ νῦν καὶ εἰς u. f. w. deuten. — Die Genauigkeit und Gründlichkeit, womit der Herausg. in der Regel verfährt, vermifst Rec. in der Bemerkung zu μὴ παρέχοντες συγγνώμην. Mit Recht vertheidigt derfelbe allerdings, nach *Blume's* Vorgang, die von *Taylor* und Anderen angefochtenen Worte, meint aber, es fey nur *oratoria abundantia*, vermöge deren Lykurgus diefelben beygefügt habe. Da diefer aber auch blofs συγγνώμην ἔχοντες hätte fchreiben können, fo fragt fich's, warum

er hier gerade das Compositum παρέχειν gebraucht habe, und diese Frage führt gerade zur Bestätigung der Richtigkeit jener Worte. Denn παρέχειν heisst *praebere, exhibere, in promtu habere;* wer aber die Nachsicht bey der Hand (παρά) hat, der gewährt sie leicht; und gerade diesen Fehler begingen so viele Athener, dass sie, gegen des Redners Ansicht, die Angelegenheit des Leokrates gar zu leicht nahmen, und zur Nachsicht gar zu bereitwillig waren. S. §. 12. Παρέχειν, in der Bedeutung *in der Nähe haben*, findet sich schon bey Homer, worüber *Stephanus* nachzusehen ist. — §. 3 vertheidigt Hr. *M.* die Lesart ἐν ταύτῃ gegen *Reiske*, *Morus*, *Coray*, *Becker*, indem er darauf aufmerksam macht, dass das *Pronom. demonstr.* oft gebraucht werde, wo man αὐτός erwarten sollte. Er scheint somit das ταύτῃ auf das vorhergehende πόλει zu beziehen, so dass es heisst: „es ist für die Stadt wichtig, dass in ihr" u. s. w., was allerdings hier nicht unpassend ist. Doch ist es möglich, dass bloss die Präposition ἐν unächt ist, da das allein stehende ταύτῃ, *auf diese Weise*, eine noch passendere Beziehung hat, indem es folgenden Sinn giebt: *ich wünschte wohl, dass, sowie es der Stadt nützlich ist, wenn einer, so wie ich, und auf diese Weise, d. h. unter eigener Gefahr, dass er nämlich, wenn ihm die Anklage nicht gelingt, wenn er die Richter nicht überzeugt, selbst für einen streitsüchtigen Menschen gehalten wird*, so auch u. s. w. Der durch das ταύτῃ angedeutete Gedanke wird dann im Folgenden durch ἰδίᾳ κινδυνεύοντα, ἀπεχθανόμενον und οὐ φιλόπολιν u. s. w. weiter ausgeführt. Man vergleiche damit den ähnlichen Gedanken *Lys. accus. Alcib.* 4: δοκεῖ δέ μοι καὶ πολίτου χρηστοῦ καὶ δικαστοῦ δικαίου ἔργον εἶναι, ταύτῃ τοὺς νόμους διαλαμβάνειν, ὅπῃ εἰς τὸν λοιπὸν χρόνον μέλλει συνοίσειν τῇ πόλει.

Die Bemerkung über περιέστηκε liefert nichts Unbekanntes, und konnte hier entbehrt werden. — §. 4 bey den Worten ἢ τούτοις τἀδικήματα παραδοῦσα κρίσις neigt sich der Herausg. zu *Bekkers* Ansicht, dass dieser Aorist mit dem Präsens vertauscht werden müsse, und weist *Baiter* und *Sauppe* ab, welche den Aorist damit vertheidigten, dass die Anklage dem Urtheile doch vorausgegangen seyn müsse. Den wahren Grund, warum hier der Aoristus ganz richtig steht, hat aber keiner der genannten Herausgeber hervorgehoben, dass nämlich hier von *keiner bestimmten* Zeit die Rede seyn kann, wesshalb denn das Präsens ganz falsch seyn würde. Das Partic. des Aorists hat aber hier nicht die häufige Präteritumsbedeutung, sondern die rein aoristische, und ist somit in dem so ganz allgemein hingestellten Grundsatze die allein richtige. — Zu ὁ μὲν γὰρ λόγος πέφυκε προλέγειν bemerkt der Vf., indem er προλέγειν durch *praecipere* übersetzt, es scheine öfters in den Compositis mit πρό die Kraft dieser Präposition zu verschwinden. Diess ist aber weder in Beziehung auf jene Stelle, noch hinsichtlich der anderen von ihm citirten richtig. Denn in erster deutet πρό an, dass die Gesetze *in voraus*, *bey Zeiten, bevor* gewisse Vergehen begangen werden, um deren schlimmen Folgen *vorzubeugen*, die oder jene Strafe ankündigen. Dieselbe Idee liegt dem προλέγειν in den Stellen des Demosthenes und Aeschines zum Grunde; und *Soph. Phil.* 538 bedeutet das προμανθάνειν weder *paullatim discere*, wie *Stallbaum* meinte, noch bloss *discere*, wie der Herausg. lehrt, sondern es ist so viel als πρὸ τοῦ τλῆναι ἀνάγκῃ ἔμαθον, *ehe es zum Erdulden aller dieser Leiden kam, sagte ich mir, es sey nothwendig, dass sie kommen müssten, und war daher gefasst, während Andere durch den blossen Anblick der nahenden Leiden würden zur Verzweiflung getrieben worden seyn.* Es ist also von einer eigentlichen προμήθεια die Rede. Ueberhaupt darf man den Griechen im besseren Zeitalter ihrer Literatur das nicht nachsagen, dass sie auch nur eine Sylbe ohne klare, vollwichtige Bedeutung gebraucht hätten. — Ὑπ᾽ ἀμφοτέρων — ἀποδειχθέντες schreibt Hr. *M.* nach *Reiske's* Conjectur, indem er darauf aufmerksam macht, dass ἀπό, welches die Handschriften liefern, nur selten bey dem Passivo stehe, und dass Stellen, wie *Demosth. de cor.* 194: ἀφ᾽ ὧν ὑπελάμβανε σωθήσεσθαι, wo gleichsam von einer ἀφορμή die Rede sey, nicht mit dieser Stelle verglichen werden könnten. Da aber hier das Compositum ἀποδεικνύναι neben jener Präposition steht, worin das ἀπό doch nicht für überflüssig gehalten werden kann: so lässt sich hier leicht die Bedeutung der handschriftlichen Lesart finden, welche in die Stelle passt, und zur Vertheidigung jener dient. In dem Verbum ἀποδεικνύναι deutet die Präpos. ἀπό auf einen Beweis, bey dem man von etwas ausgeht, auf einen Beweis mit Belegen oder Autoritäten, auf die man zurückweist, sowie ἐπί in ἐπιδεικνύναι das Hinweisen auf vorliegende Beweise andeutet. Die wiederholte Präposition ἀπό an unserer Stelle weist somit auf die Bestimmungen des Gesetzes und auf die Vergehungen des Angeklagten hin, von denen der Ankläger ausgeht. Ueber diese Bedeutung genügt es, auf *Kühners* gr. Gr. §. 623 hinzuweisen. Ganz ähnlich wird aber das lateinische *a* gebraucht, wie sich aus folgender Stelle des Cicero, *Phil.* 9, 5, ergiebt; *ea, quae proficiscebantur a legibus et ab jure civili, semper ad facilitatem aequitatemque referebat.* — §. 5 bemerkt der Herausg. zu προδεδωκότα, man könne hier bey dem Part. des Perfects neben mehreren Aoristen daran denken, dass das Perf. das Resultat der Handlung, jene nur die einzelnen Momente bedeuteten, fügt aber hinzu, bisweilen scheine der Unterschied beider Tempora ganz verwischt zu werden. Bey genauerer Prüfung, namentlich der von ihm angeführten Stellen, bestätigt sich diess aber nicht, und somit ist dem Schriftsteller eine Nachlässigkeit aufgebürdet, deren er sich nicht schuldig gemacht hat. Es schwebt vielmehr den Griechen, wenn sie zwischen Aoristen auf ein Mal Perfecte brauchen, immer ein Unterschied der darzustellenden Handlungen vor, von denen die einen von kürzerer, die anderen von längerer Dauer, die einen vollendet, die anderen unvollendet sind. So drückt denn προδεδωκότα in jener Stelle einen Mann aus, der in seinen Gedanken die Macht der Athener ihrem ganzen Umfange nach

aufgab, weil er zu keinem der verschiedenen Vertheidigungsmittel beyzutragen Lust hatte; φυγόντα und ἐγκαταλιπόντα hingegen bezeichnen die mit jener Idee verbundenen kurzen Handlungen. — In der Bemerkung zu προελόμενος heisst der Herausg. die französische Uebersetzung des *Thurot* gut: *j'ai entrepris cette poursuite*, und bemerkt, προαιρεῖσθαι werde nicht bloss von einer Auswahl, sondern von *jedem Vorhaben* gebraucht. Dabey scheint aber einmal die Grundbedeutung des griech. πρό mit dem latein. *pro* verwechselt zu seyn, und dann ist ja hier gar kein Hinderniss vorhanden, warum man nicht an einen wirklichen Vorzug denken sollte, da ja der Kläger gerade diese Anklage zum Besten des Vaterlandes allen anderen Privathändel betreffenden Anklagen vorzog. — §. 6 ist die Lesart einer Handschrift ἐμβαλόντα gar nicht so verwerflich, dass sie in den Anmerkungen unberührt bleiben durfte. Das Particip des Aorists drückt hier das nach langem Ausbleiben während des Aufenthalts in der Fremde plötzlich erfolgte Eindringen in die Volksversammlung aus, woran sich dann das durch das Präsens μετέχοντα angedeutete Dauernde und Anhaltende ganz gut anschliesst. — Hinsichtlich der Worte τοῦτο μόνον — κωλύετε hat Hr. *M.* mit Recht jede Veränderung abgewehrt; seinem Vorgänger *Blume* und Anderen aber hat er Unrecht gethan, indem er leugnet, dass ταύτην τὴν πρᾶξιν dasselbe bedeute, wie παρανομεῖν, oder vielmehr τὸ παράνομα ψηφίζεσθαι, und vielmehr behauptet, jene Worte seyen nur eine rednerische Ausschmückung der vorhergehenden: τοῦτο μόνον ἐπανορθοῦτε. Es kommt hier hauptsächlich auf die Bedeutung des ἐπανορθοῦν an. Diese ist aber bekanntlich keine andere, als durch thätige Beyhülfe (ἐπί), durch tüchtiges Zugreifen einen Gegenstand aufrichten, tropisch also: einer Sache die rechte Stellung, die rechte Haltung, einer Person die geziemende, die günstigste Stellung verschaffen, oder ihr Glück fördern. Da nun an jener Stelle von den bestehenden Gesetzen die Rede ist, gegen deren Erschütterung oder Umsturz sich die Richter erklären: so passt, da von dem Bestehen der Gesetze der Ausdruck κεῖνται, sie stehen aufrecht, gebraucht wird, jenes ἐπανορθοῦν recht gut, wenn von dem Aufrecht- oder Geltend-Erhalten derselben die Rede ist; wie es ja auch von Staaten gebraucht wird, deren Wohlstand Jemand befördert. Der Sinn jener Stelle ist somit: „*Ihr sorget für das Aufrechterhalten der Gesetze und die Abwehr dieses Beginnens, nämlich der Einführung neuer Gesetze, nur in sofern, als der Vorschlag Schaden für den Staat befürchten lässt.*" Denn das τοῦτο μόνον bedeutet hier „*nur in der Beziehung, nur in sofern* haltet ihr das Erhaltungsprincip fest und aufrecht; nicht aber bloss darum, weil diese Vorschläge etwas Neues, einen Widerspruch gegen die bestehenden Gesetze enthalten. So wie aber von der thätigen Person ἐπανορθοῦν gebraucht ist: so heisst es von der Sache, welche die rechte Richtung erhält, und gerade durchgeführt wird, oder ihren geraden, ungestörten Ausgang hat: κατ' ὀρθὸν ἐξέρχεται. — Καθ' ὅσον — μέλλῃ bedeutet nicht, wie es der Vf. übersetzt: *was im Begriff ist, zu schaden*, sondern: *das, wovon sich mit Gewissheit voraussehen lässt, es werde schaden.* — Der nächsten Anmerkung zufolge soll νῦν vor ἐνεστηκὼς ἀγών überflüssig seyn, wahrscheinlich, weil das Particip des Perfects die Zeit schon einigermassen andeutet; allein das Perfectum stellt die Handlung doch nicht so nahe dar, als sie wirklich war, und darum wurde vom Redner das νῦν hinzugefügt. Ausserdem wirft der Herausg. demselben eine an jener Stelle begangene Nachlässigkeit vor, weil das Verbum συνέχει mit den Worten ἐπ' ὀλίγον, und das Verbum καταλείψει mit dem vorhergehenden ὑπὲρ ὅλης τῆς πατρίδος nicht recht harmonire *(non bene coire)*. Der Redner hat nun allerdings das zusammengehörende οὐ μικρόν τι μέρος συνέχει τῶν τῆς πόλεως und ἀλλ' ὑπὲρ ὅλης τῆς πατρίδος nicht nur in der Stellung, sondern auch in der Construction getrennt, und so auch die zweyte Hauptpartie des Gedankens. Diess möchte aber doch wohl nicht sowohl einer Nachlässigkeit des Redners zuzuschreiben seyn, als dem Streben, die Gegensätze, wie es ja auch von Cicero geschieht, sich durchkreuzen zu lassen, die Zwischensätze in einander zu schieben, und so eine kräftige Periode zu bilden, in der kein Theil nachhinkt. Die Worte ἐπ' ὀλίγον χρόνον deuten ohne Zweifel die Kürze des Lebens eines einzelnen Menschen an, so dass, wenn über diesen die Richter in einem gewöhnlichen Process um *Mein* und *Dein* u. dgl. etwas beschliessen, dieses nur auf ein kurzes Leben Einfluss hat, während bey vorliegendem Processe hingegen der Richter Spruch eine Warnung für viele nachkommende Geschlechter seyn musste. Was aber hier durch das Leben eines Einzelnen bezeichnet wird, bezieht sich auf die vorher erwähnten ἔχθραι ἴδιαι (§. 6). — Die Worte κατὰ παντὸς τοῦ αἰῶνος werden vom Herausg. als ein seltener Ausdruck bezeichnet, aber nicht erklärt, sondern bloss auf *Wolf* verwiesen. Da aber der Herausg. sonst so genau ist, und bisweilen minder Wichtiges aufführt, nur weil sich eben eine Gelegenheit darbot, darüber zu sprechen, und die Collectaneen zu benutzen: so hätte hier billig des citirten Erklärers Meinung, wenn auch nur kurz, angegeben werden sollen. Wahrscheinlich wollte der Redner, wie κατά mit dem Genitiv öfter gebraucht wird, die Sicherstellung *vor* der Zukunft, vor Wiederholung solcher Verbrechen in der Zukunft hervorheben. Denn da die Grundbedeutung des κατά *hinab* ist, sowohl in localem, als temporalem Sinne, wie in κατά τινος λέγειν ursprünglich: an jemand herab- oder heruntersprechen, durch eine Anklage ihm einen Theil seines persönliches Werthes entziehen: so bedeutet κατὰ παντὸς τοῦ αἰῶνος *die ganze Zeit hinab*, oder *entlang*, so dass man der Zeit die Fähigkeit abstreift, solche Verbrechen hervorzubringen. — Dagegen muss man in Vertheidigung der Worte ὥστε — ἁμαρτημάτων dem Herausg. unbedingt beystimmen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

MAI 1837.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Berlin, b. Veit u. Comp.: *Lycurgi oratio in Leocratem.* Recognovit, annotationnm criticam et commentarios adjecit *Eduardus Maetzner* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Paragraph 9 ist γενήσεσθαι geschrieben nach *Blume* u. s. w. mit Auslassung des dabey unpassenden ἂν, welches *Reiske* und *Becker* haben. Die Handschriften haben alle ἂν γεγενῆσθαι, was, wenn man es genau prüft, doch auch nicht absurd ist. Der Sinn ist nämlich: „*weil weder in der früheren Zeit so etwas vorgekommen war, noch auch sich denken liess, dass in Zukunft einmal so etwas vorgekommen seyn könnte, wesshalb man das Bedürfniss einer gesetzlichen Bestimmung der Strafe fühlen möchte.*" Der Redner versetzt sich also mit den Worten διὰ τὸ μὴ ἐν τοῖς πρότερον χρόνοις γεγενῆσθαι in die Zeit und die Gedanken der früheren ersten Gesetzgeber, und braucht desshalb das Perfect, weil jene die Möglichkeit, dass so etwas geschehen seyn, und den Mangel eines Gesetzes fühlbar gemacht haben könne, ahneten. Das darauf folgende ἐπίδοξον εἶναι fällt in dieselbe Zeit, und ist so viel, als ὅτι οὐκ ἐπίδοξον ἦν, indem die Sache in dem Sinne der Gesetzgeber, und von deren Zeit aus angesehen dargestellt wird. Drückt nun auch das Futurum ungefähr denselben Gedanken aus, und kommt auch beym Lysias in der *Accus. Phil.* §. 28 u. 29, welche Stelle der Herausg. zur Vertheidigung seiner Lesart hätte benutzen können, das Futurum in einem ganz ähnlichen Satze und Gedanken vor: so lässt sich doch die handschriftliche Lesart auf die von uns angegebene Weise rechtfertigen, und es wäre überdiess auffallend, wie aus dem leichter verständlichen, der gewöhnlichen Redeweise näher liegenden Futurum ein Abschreiber sollte das Perfectum gemacht haben. Aber auch die Perfecta περιείληφεν und ἠδίκηκεν in dem bald darauf folgenden Satze dienen zur Bestätigung der von uns vertheidigten Lesart. — Die bald darauf folgenden Worte ὡς — ἀξίαν verwirft der Herausg. nach *Taylors*, *Beckers*, *Pinzgers*, *Bailers* und *Sauppe's* Vorgange, theils wegen der abgeschmackten Schlussfolge, theils wegen des verdächtigen ὡς statt ὥστε. Dieses Verdammungsurtheil ist aber vielleicht nur die Folge eines Versehens, indem die Herausgeber das ἐνδέχεσθαι auf die Zeit beziehen, in welcher der Redner den Leokrates anklagt, wovon die ganz natürliche Folge die ist, dass jener ganze Satz als überflüssig, ja albern erscheint. Man entferne aber ein Mal den Punct nach γενήσεσθαι oder γεγενῆσθαι, welches wir vertheidigen, und beziehe das ἐνδέχεσθαι auf dieselbe Zeit, welche durch ἐπίδοξον εἶναι angedeutet wird, und man wird finden, dass sich dann ein passender Sinn ergiebt, und zwar im ganzen Zusammenhange von §. 8 an: „*Das Verbrechen ist so arg und gross, dass sich weder eine Form der Anklage, noch eine Strafe auffinden lässt, und auch in den Gesetzen keine dem Vergehen entsprechende Strafe aufgeführt ist. Denn was soll solch ein Verräther für eine Strafe erdulden, der Alles, das Heiligste und Theuerste, verrathen hat. Die grössesete Strafe, die möglicher Weise über ihn verhängt werden kann, ist die Todesstrafe, die ist aber zu gering. Dass nun aber eine Strafe für solche Vergehen in früherer Zeit nicht aufgestellt worden ist, rührt nicht von Gedankenlosigkeit und Leichtfertigkeit der Gesetzgeber her, sondern daher, dass in den Zeiten vor Erlassung, vor Bekanntmachung unserer Gesetze nichts von dergleichen Verbrechen vorgekommen ist, und demnach auch von dem Richter, als in der Zukunft möglich, nicht angenommen werden konnte, so dass dann bey mangelnder Veranlassung, weil man kein Bedürfniss fühlte, gar keine Möglichkeit, keine Veranlassung vorlag* (ἐνδέχεσθαι), *dass sie eine geziemende, deutliche Erklärung und Bestimmung solch eines Verbrechens, oder auch eine Strafe dafür aufstellten.*" Mit diesem Ausspruche rechtfertigt denn der Redner die früheren Gesetzgeber, deutet aber zugleich auf die Nothwendigkeit hin, dass jetzt eine Strafe verhängt werde, die für später vorkommende Fälle zur Richtschnur dienen könnte, was in dem gleich darauf folgenden Gedanken liegt διὸ — νομοθέτας: „darum müsst ihr jetzt nicht bloss Richter, sondern auch Gesetzgeber werden." Das viermal hinter einander folgende μήτε erscheint bey Beybehaltung jener Stelle allerdings etwas hart; allein die nothwendige Verbindung der einzelnen Theile jener Periode, worauf die Entwickelung des Gedankens beruht, erheischte die öftere Wiederholung jener Partikel, und dadurch wird diese genügend gerechtfertigt. Eben so wenig, als an dieser Stelle, mag aus einleuchtenden Gründen Rec. jene Worte an der früheren Stelle getilgt wissen, wo sie *Blume* verdächtig fand. Die Part. ὡς für ὥστε an dieser Stelle zu nehmen, ist, wie Hr. *M.* bemerkt, allerdings etwas bedenklich. Man kann ja aber ὡς auch in seiner eigenen Bedeutung *wie* auffassen, so dass es sich an das ἐπίδοξον εἶναι anschliesst, in folgendem Sinne: „so dass es nicht *denkbar* war, es werde je so etwas geschehen, *wie* es auch gar nicht möglich war, eine

Anklage oder Strafe damals zu beſtimmen. — P. 92 iſt über οὐ μόνον — ἀλλὰ καὶ nicht klar und nicht entſcheidend genug geſprochen. Denn indem der Vf. bemerkt, es werde jene Wendung mit Beyfügung des καὶ in *dreyfachem* Sinne gebraucht, ein Mal bloſs zur Verbindung, wie das latein. *ſed quoque*, wenn Verſchiedenes zu Verſchiedenem hinzugefügt werde, dann zur Verſtärkung, indem dem Kleineren Gröſseres hinzugefügt werde, endlich gleich dem latein. *vel*, wenn man vom Gröſseren zum Kleineren herabſteige: ſo hat er nicht ſcharf genug geprüft, und überſehen, daſs nie die bloſs copulative Verbindung zum Grunde liegt, ſondern durch jene Redeform an ſich ſchon angedeutet wird, daſs etwas hinzugefügt werden ſolle, was man entweder nicht erwartete, oder was doch in keiner nothwendigen Verbindung mit dem Vorhergehenden ſteht, es mag nun vom Kleineren zum Gröſseren, oder vom Gröſseren zum Kleineren übergegangen werden. Uebrigens zeugen die vom Herausg. beygebrachten Beyſpiele gegen die Annahme Anderer, daſs bey Steigerungen καὶ weggelaſſen werde. Die Weglaſſung des καὶ findet wohl nur dann Statt, wenn das Streben nach Kürze oder nach Wohllaut der Beyfügung deſſelben widerſtrebt, oder wenn in dem hinzuzufügenden Nachſatze ſelbſt ſchon ein ſo ſcharfer Gegenſatz liegt, daſs die Partikel, die ihn hervorheben könnte, unnöthig wird, wie ja auch Cicero in ſeinen Reden bey lebhaften Gegenſätzen dergleichen verbindende oder ſondernde Partikeln wegläſst. — Wenn im Folgenden der Herausg. zu ὅσα — παρανομοῦντες und den folgenden Worten bemerkt: *Liberius autem ingreditur oratio, annexis ad enuntiationem quae ſequitur relativam aliis membris licenter errantibus*, ſo thut er dem Redner Unrecht, der ſich hier keiner Freyheit bedient, die nicht in dem Weſen der griechiſchen Sprache begründet wäre, und für die ſich nicht beym Thucydides und anderen Attikern leicht Gegenſtücke fänden. Τούτῳ κανόνι erklärt der Herausg. durch *hac (lege) tanquam regula utentes (?)*. Er hätte hinzufügen ſollen, daſs man bey τούτῳ hinzudenken müſſe διωρισμένῳ, welches man aus dem διώρικε herausnehmen muſs. Das Uebrige erklärt und vertheidigt der Herausg. ſehr gut; nur hätte er bey σφόδρα, auſser dem Beyſpiele, auch eine Erklärung hinzufügen ſollen. Denn ſonſt bedeutet es *kräftig, nachdrücklich*, hier aber *genau, vollſtändig*, ſo ſo daſs kein παριέναι Statt findet. — Die Bemerkung über περὶ πλείονος ποιεῖσθαι gehört zu dem Ueberflüſſigen. Zweckmäſsig iſt dagegen die bald darauf folgende über εἰσιέναι, wo jedoch der Vollſtändigkeit wegen, nach welcher der Herausg. ſonſt immer ſtrebt, jenes Verbum mit προσιέναι τῷ δήμῳ (*Xen. Mem. S.* III, 7, 1), mit παρελθεῖν, παριέναι (*Iſocr. de pace* 5), ποιεῖσθαι πρόσοδον περί τινος (*Iſocr. Areop.* 1) und ἀναβαίνειν (*Xen. h. g.* I, 7, 16) hätte verglichen, und davon unterſchieden werden können. — Bemerkungen wie die nächſtfolgende aber ſind, wenn nicht gerade *formulae ſolemnes* erläutert werden, nicht zu billigen, da zu ſolchen Zuſammenſtellungen ſchon *Roſs* Wörterbuch Jedem, der ſie ſucht, Stoff genug darbietet. — Der Grund, warum bey πάντων ἀτοπώτατον der Artikel nicht ſteht, wird vom Herausg. darin geſucht, daſs der Superlativ ſich der Bedeutung des Comparativs nähere, ſo daſs alſo jene Worte ſo viel ſeyen, als πάντων ἀτοπώτερόν τι ποιοῦσιν; allein dieſe etwas gezwungene Ausflucht iſt nicht nöthig. Der Sinn der Stelle iſt folgender: „*Von allen Dingen, die an dieſem Orte und bey ähnlichen Veranlaſſungen geſagt werden können, bringen ſie Etwas, bringen ſie Ein und das Andere vor, was gerade in dem Falle höchſt unpaſſend iſt.*“ Denn der Superlativ hat ja im Griechiſchen, wie im Lateiniſchen, auch die Bedeutung des *ſehr*, oder *eines hohen Grades* (S. *Kühners* gr. Gr. §. 589, 1), und dieſe muſs man hier annehmen, weil in dem Nächſtfolgenden nicht *ein* Beyſpiel verkehrter Rede angeführt wird, ſondern deren *zwey*. Und dieſs iſt eben der Grund, warum kein Artikel ſteht. Ganz richtig bemerkt daher *Kühner*, daſs der Superlativ nur *ſcheinbar* den Comparativ vertrete, wobey er jedoch nur ein Beyſpiel aus Homer erwähnt. Die ſcheinbar ingeniöſe Emendation *Taylors*, βουλεύσησθε für βούλεσθε, hat an dem Herausgeber einen neuen Vertheidiger gefunden, nachdem ſchon *Baiter* und *Sauppe* ſie gut geheiſsen hatten; doch giebt er keine Gründe an, warum er die handſchriftliche Lesart, bey der *Reiske* und *Blume* γνώμην ἀποφαίνεσθαί τινα ſupplirten, verwerfe. Die Worte ὑπὲρ ὧν μὴ βούλ. γνώμην ἀποφ. ſind nur eine Abwechſelung für das vorhergehende περὶ οὗ μέλλετε τὴν ψῆφον φέρειν, und der Sinn iſt: „*es iſt keins von beiden ſchwer, weder ſeine Meinung über etwas zu ſagen, worüber ihr ſie nicht geſagt wiſſen wollt, noch* u. ſ. w. Denn, wenn Einer eine Klage angekündigt hat, ſo *wollen* natürlich die Richter, daſs er über den Gegenſtand der Klage, und nicht über andere Dinge ſpreche. Von einer Berathung, dergleichen das βουλεύεσθε andeutet, kann da noch gar nicht die Rede ſeyn, da dieſe erſt Statt finden kann, wenn der *ſtatus cauſae* conſtituirt iſt, und dieſem muſs eine bündige, ſich kurz an die Sache haltende Klagerede, ſowie dann die Vertheidigungsrede des Angeklagten vorausgehen. Berückſichtigt man dieſen Umſtand, ſo muſs einem die Conjectur *Taylors* ganz unpaſſend erſcheinen; man würde wenigſtens eher das Futurum erwarten. Was aber hier durch μὴ βούλεσθε ausgedrückt iſt, wird §. 13 durch μὴ ἐπιτρέπειν τοῖς ἔξω τοῦ πράγματος λέγουσιν angedeutet. Lyſias (*in Erat.* 39) ſagt in einem ähnlichen Falle κελεύετε αὐτὸν ἐπιδεῖξαι; an einem anderen Orte (*accuſ. Phil.* 24) braucht er ebenfalls βούλεσθαι, um der Richter Verlangen anzudeuten. Aber auch die Vertheidiger geriethen bisweilen in den Fehler, daſs ſie, ſtatt auf die Anklage zu antworten, und ſie zu widerlegen, fremdartige Dinge, ἕτερα (*Lyſ. in Erat.* 38), vorbrachten, um das Volk zur Milde zu ſtimmen. §. 12: τοῖς ἁλισκομένοις. Hinſichtlich des an dieſer Stelle erörterten Gebrauchs des Präſens läſst ſich aus allen beygebrachten Beyſpielen ſo Viel abnehmen, daſs die Griechen, gerade ſo, wie wir Deutſchen, ihr Präſens auch in *aoriſtiſcher* Bedeutung brauchten, oder, um

uns genauer auszudrücken, dauernde, unvollendete Handlungen, zu welcher Zeit sie auch immer geschehen, durch das Präsens ausdrückten. So sind also an jener Stelle ἁλισκόμενοι Menschen, die vor Gericht ihrer Schuld überführt, in dem Momente der Ueberführung selbst, in welchem vor anderen Gerichten gewöhnlich Zweifel oder Unwille geäufsert wird, selbst des Urtheils Richtigkeit und Gerechtigkeit anerkennen. Es ist diefs eine dauernde Handlung, und zwar im Sinne des Redners, zu ungewisser, zu jeder beliebigen Zeit. — §. 13. Zu οὕτω γὰρ ἔσται bemerkt der Herausg., ἔσται stehe nicht zu allen folgenden Worten in gleicher Beziehung, und habe also in einem und demselben Satze doppelte Bedeutung, da es in der Verbindung mit dem Infinitiv so viel sey, als ἐξέσται, und sich somit ein *Zeugma* in dieser Periode ergebe. Die Erklärung durch ἐξέσται möchte aber dem Sinne des Redners wohl nicht ganz entsprechen, da hier nicht geradezu von einer moralischen Möglichkeit die Rede ist. Der Gedanke des Redenden ist dieser: „Darf der Ankläger nichts vorbringen, was nicht zur Sache gehört: so *ergiebt sich* (ἔσται) daraus für den Angeklagten eine Anklage ohne Verleumdung, für die Ankläger weniger Gelegenheit zum Verleumden, und für euch (Richter) die Sicherheit, ein euerem Schwur entsprechendes Urtheil zu fällen.“ So aufgefafst läfst sich das ἔσται erklären, ohne dafs man zu einem *Zeugma* seine Zuflucht zu nehmen braucht. Was hier durch ἔσται als möglich angedeutet wird, drückt *Lys. Agor.* 4 durch den Optativ aus: ἅπαντα ταῦτα ἀκριβῶς μαθόντες ἥδιον καὶ ὁσιώτερον Ἀγοράτου καταψηφίζοισθε. Ἀδυνατὸν γάρ ἐστιν ἀπὸ τοῦ λόγου, μὴ δικαίως δεδιδαγμένους δικαίαν θέσθαι τὴν ψῆφον, So schreibt der Herausg. statt der handschriftlichen Lesart ἄνευ τοῦ λόγου. Erscheint nun auch dieser Vorschlag des Herausg. recht annehmlich, da, gerade so, wie bey Cicero, an der oben angeführten Stelle *a (ea, quae a legibus proficiscebantur)* das ἀπό das Ausgehen von einer Sache ausdrückt, und so viel bedeutet, als ἐκ τῶν λόγων bey *Lysias Accus. Theomn.* 15. *purg. sacril.* 43. *Accus. Agorati* 95; *Acc. Alcib.* 23; *Phil.* 4; *de affect. tyr.* 15, welche der Herausg. hätte vergleichen können, oder als ἐξ ἀρχῆς τῶν πραγμάτων ἁπάντων ἀκοῦσαι, *Lys. Agor.* 4 (vgl. ἡ ἐκ τῶν νόμων τιμωρία, *Lys. in Leocr.* X, 5): so scheint uns durch den Herausg. doch nicht völlig erwiesen zu seyn, dafs die Stelle corrumpirt sey. Was derselbe gegen *Blume* sagt, welcher unter λόγος verstanden hatte *naturam rationesve causae earumque expositionem (Pinzger* eben so: *eine Rede, die das zur Sache Gehörige enthält)*, dafs derselbe nämlich übersehen habe, dafs in den von ihm citirten Stellen πράγματος, oder ein anderer Genitiv zur Erklärung stehe, ist nicht beweisend. Denn der Artikel vor λόγου weiset auf etwas Bekanntes, vorher schon Besprochenes hin, nämlich auf die *übliche, gesetzmäfsige Anklage*, welche nichts Fremdartiges enthalten durfte, und keine Unwahrheiten, wie der Redende §. 11 sagt. Rec. verweist zur Vergleichung wieder auf Lysias, und zwar *adv. Simon.* §. 46 u. 47: ἔχοιμι ἂν καὶ ἄλλα πολλὰ εἰπεῖν περὶ τούτου, ἀλλ' ἐπειδὴ παρ' ὑμῖν οὐ νόμιμόν ἐστιν ἔξω τοῦ πράγματος λέγειν, ἐκεῖνο ἐνθυμεῖσθε — ὧν ὑμεῖς μεμνημένοι τὰ δίκαια ψηφιεῖσθε. Allerdings findet man λόγος τῆς κατηγορίας, z. B. *Lys. acc. Phil.* 3, und οἱ τῶν κατηγόρων λόγοι, *Lys. pro bon. Arist.* 5; bisweilen werden aber auch andere Worte gebraucht, um die Anklage auszudrücken, z. B. διδάσκειν, *Lys. adv. Sim.* 21, *Accus. Alcib.* 4, *Agorat.* 4; εἰπεῖν *ib.* 46; ἐξ ἀρχῆς διδάσκειν, *Lys. Sacril. in ol. sacr. acc.* 3; *in Erat.* 3; ἐπιδεικνύναι, *Agorat.* 62; ἀποδεικνύναι, *ib.* 95; und von den Richtern, den Kläger und den Angeklagten anhören, ἀμφοτέρων ἀκούειν τἀληθῆ, *Lys. adv. Sim.* 21; ἐξ ἀρχῆς τῶν πραγμάτων ἁπάντων ἀκοῦσαι, *Agor.* 4; ἐξ ἴσου ἀκροᾶσθαι, *pro bon. Aristoph.* 3; μετ' εὐνοίας, *ib.* 11; ἅπαντα ἀκριβῶς μανθάνειν, *Agor.* 4; ῥᾷστα μανθάνειν, *ib.*; eine Vertheidigung nicht gelten lassen, οὐκ ἀποδέχεσθαι, *ib.* 89. Oefter steht aber auch kurzweg λόγος für die Anklage, z. B. *Lys. de affect. tyr.* 1 u. 2. *Theomn.* 5; *in Eratosth.* 2; *Accus. Theomn.* 30; und so auch λέγειν *in Erat.* 1, und in *Sacril. in ol. s. acc.* 22. Da sich nun in obiger Rede aus dem Zusammenhang ergab, dafs von einer gehörigen Anklage in gesetzmäfsiger Weise die Rede sey: so konnte der Redner recht gut λόγος allein, ohne weiteren Zusatz dafür brauchen, und jene Worte bilden dann den Schlufssatz des mit ποιήσομαι — κατηγορίαν δικαίαν begonnenen Abschnittes der Rede. Der Gedanke gestaltet sich dann so: *es ist unmöglich, ohne die gesetzmäfsige, bündige Anklage, während man nicht gehörig vom Streitpunct unterrichtet ist, gerecht zu entscheiden.* — Sollte aber dennoch Jemand noch Anstofs an der handschriftlichen Lesart nehmen: so würde die Conjectur νόμου statt λόγου vielleicht der Wahrheit noch näher kommen. Dieser Vorschlag läfst sich nämlich mit des Lysias oben angeführten Worten ἐπειδὴ παρ' ὑμῖν οὐ νόμιμόν ἐστιν ἔξω τοῦ πράγματος λέγειν rechtfertigen, indem man unter νόμος das Gesetz versteht, welches die Allotria in der Rede des Klägers verbietet, und den Gegensatz bildet von dem Mifsbrauche, von der ἐξουσία, welche, §. 12 zu Folge, nachsichtige Richter den Klägern verstatteten. Dann steht das ἄνευ νόμου zugleich dem ἄνευ διαβολῆς im Vorhergehenden entgegen. — ἐν ὑμῖν αὐτοῖς erklärt der Herausg. durch *vos ipsi*. Das ist aber zur Verdeutlichung jener Worte nicht genug; ὑμεῖς αὐτοί bedeutet vielmehr so viel, als ἰδίᾳ, und der Gedanke ist: „Wenn ihr über irgend einen obscuren Mann ein Urtheil fällt, dessen Angelegenheit für ganz Griechenland kein Interesse hat: so sehen die Griechen diefs als etwas an, wobey ihr blofs für und unter euch es zu verantworten habt, ob ihr gerecht oder ungerecht geurtheilt habt, und worüber dem übrigen Griechenland kein Urtheil zusteht; gegenwärtiger Procefs aber hat allgemeines Interesse für ganz Griechenland.“ — ἢ καλῶς ἢ καὶ φαύλως erläutert Hr. *M.* so, als bedeute das καί nach ἤ so viel als: *nihil referre, utrum hoc an illud statuas;* es ist aber vielmehr so viel, als unser *oder etwa auch, oder vielleicht auch*, und enthält eine be-

scheidene Andeutung, dass der Redner an der Möglichkeit zweifle. Und dieselbe Erklärung passt auch auf die vom Herausg. angeführten ähnlichen Beyspiele, so wie auf *Hom. Il.* β, 801 u. *Xen. Cyr.* V, 3, 12. — Der Grund, warum in den Worten ἐπιφανής τε γάρ ἐστι u. s. w. das τε gleich nach ἐπιφ. steht, ist nicht in einer Nachlässigkeit, sondern im Streben nach Wohllaut zu suchen. — Τὴν ἀπαγγελίαν, ἣν ἐποιήσατο καθ' ὑμῶν u. s. w. Zu der Correctur ἀπαγγ. statt ἐπαγγελίαν, welche von *Taylor* herrührt, ist kein dringender Grund vorhanden, da das ἐπί in jenem Substantiv recht gut auf die Ankunft des Leokrates bezogen werden kann, so dass damit die bey seiner Ankunft zu Rhodus zum Nachtheile der Athener ausgesprengte Nachricht angedeutet wird, wesshalb auch der Redner das Medium gebraucht hat. In dem ἐπί kann aber auch zugleich ein Vorwurf liegen, wie in der Redensart ἐφ' ἑαυτοῦ, auf seinen Kopf, aus eigenem Antriebe, indem es eine *persönliche* Meldung war. (S. *Kühner* S. 296 über jene Bedeutung des ἐπί.) Das weiter unten gebrauchte ἀπαγγέλλειν, die Botschaft von woher bringen, beweist nichts gegen jene Lesart, da der Vorwurf, den sie enthült, ganz an der passenden Stelle ist. In den Worten οἵ ἴσασι, τὰ τῶν προγόνων τῶν ὑμετέρων ἔργα — folgt der Herausg. der Erklärung *Sauppe's*, und bezieht οἵ auf οἰκουμένην, was der Sprachgebrauch allerdings erlaubt, hier aber doch recht hart erscheint. Die von *Reiske* vorgeschlagene Correctur εἰδόσι ist allerdings zu kühn, und so auch die von *Heinrich*, καί statt οἵ. Näher läge ὅτι, als den Grund andeutend, warum die Kaufleute diess Factum weiter erzählten. Es war ihnen dieser Vorfall auffallend, weil sie die Athener bis jetzt ganz anders kannten. — Τούτων πλεῖστον ἀμελεῖν schreibt Hr. *M.* nach *Reiske's* Conjectur statt des handschriftlichen τούτῳ, wovon er behauptet, es gäbe keinen Sinn; worin er aber doch irrt. *Pinzgers* Erklärung durch ὅσῳ πλεῖστον — τόσῳ πλεῖστον verträgt sich allerdings nicht mit dem Genius der griechischen Sprache; doch es lässt sich nun noch eine andere Erklärung der handschriftlichen Lesart auffinden, welche jene Aenderung unnöthig erscheinen lässt. Ἀμελεῖν findet sich nämlich, wie so manche andere Verba, die gewöhnlich mit dem Genitive verbunden werden, auch mit dem *Accusativ*, z. B. Herodot. VII, 163: ταύτην μὲν τὴν ὁδὸν ἠμέλησε u. s. w.; und so ergiebt sich denn folgende Erklärung obiger Stelle: „Wisset, dass ihr in dem Puncte, worin ihr euch am meisten vor allen Menschen ausgezeichnet, in Frömmigkeit gegen die Götter, in Billigkeit gegen die Eltern, und Wetteifer in der Sorge fürs Vaterland, gerade darin im höchsten Grade fahrlässig zu seyn scheinen werdet, wenn dieser Leokrates unserer Strafe entgeht." Πλεῖστον διαφέρετε und πλεῖστον ἀμελεῖν δόξοιτε sind einander so scharf und bestimmt entgegengesetzt, dass man an dem eng damit verbundenen, ebenfalls sich entgegengesetzten ᾧ und τούτῳ nicht zweifeln, und an Letztem nichts ändern darf. Dazu kommt nun noch, dass die Construction, zu welcher der Herausg. seine Zuflucht nimmt, eine unerträgliche Härte enthält, indem er τούτων auf θεούς und γονεῖς bezieht. Auch ist das aus *Dem. de fals. leg.* entlehnte Beyspiel nicht ganz passend, da ὅδε am Anfange des Satzes erklärt werden kann: *was das anbelangt*, wodurch der Satz eine ganz andere Wendung erhält, als der im Lykurg. — §. 18 hat der Herausg. mit *Becker*, den besten *Cod. A.* und *LP.* zu Gefallen, an die Stelle des Aorists das Imp. ἀπήγγελλεν gesetzt, und erklärt sich bloss um jener Autorität der beiden *Codd.* willen gegen *Buttmann*, der an jener und noch zwey anderen ähnlichen Stellen das Imperf. für falsch erklärte, wahrscheinlich, weil er glaubte, es könne hier nur von einer kurzen Nachricht die Rede seyn. Auch gegen *Blume* erklärt sich der Herausg., weil jener an eine öfteren Wiederholung der Botschaft dachte, was er leugnet, und auf οὐκ ᾐσχύνθη — προσαγορεύσας hinweist, so wie auf ἐξήγγελλε, §. 85, wo auch nur von einer Botschaft die Rede sey. Allein dabey ist der Herausg. nicht gründlich genug zu Werke gegangen. Denn wenn auch an beiden Stellen nur von *einer* Botschaft die Rede ist: so lässt sich doch aus dem Charakter und der Lage des Leokrates, der sich den Schein gab, als hätten ihn allein die Götter bey dem Untergange Athens retten wollen, mit ziemlicher Gewissheit abnehmen, dass derselbe seine Lüge nicht *ein* Mal bloss erzählte, sondern überall, wo er hin kam, wiederholte, da es in seinem Interesse lag, seine Entfernung von Athen zu rechtfertigen; und daraus ergiebt sich der Grund, warum der Redner das Imperfectum brauchte, welches demnach nicht zu bestreiten ist. Diess gilt ebenfalls von ἐξήγγελλε, §. 85, wo schon das ἐξ auf ein Verbreiten vom Anfange der Sache bis zu Ende, oder durch das ganze Volk durch, hindeutet. Und diess lässt sich auch auf die übrigen, vom Herausg. citirten Stellen anwenden, so dass zu der Autorität der *Codd.* auch die *innere*, noch wichtigere hinzukommt, welche aufzusuchen ein gründlicher Kritiker nicht versäumen darf. Dass die kürzeren Nebenhandlungen im Aorist stehen, bietet kein Hinderniss dar. — Die Lesart ἴσασιν φεύγοντα hat der Herausg. durch die Nachweisung gerechtfertigt, dass οἶδα häufig mit dem *Participio Praesentis* vorkommt, zumal wenn von nicht momentanen Dingen die Rede sey. Auch hier hätte er tiefer gehen, und nach dem Grunde forschen sollen. Denn bey einem so lebhaft, zart und fein fühlenden Volke, wie die Griechen, herrscht in solchen Dingen keine Willkür. Jenes Gebrauches Grund ist aber wohl darin zu suchen, dass noch jetzt lebende Männer Zeugniss gegen Leokrates ablegen, deren Erinnerung und Wissen als unvollendete, unabgeschlossene Handlung bis zu der Zeit zurückreicht, wo Leokrates gleichsam in freywilligem Exile lebte, so dass ihnen diess Ereigniss wie etwas Gegenwärtiges vorschwebt. In jener Construction macht sich eben auch die ursprüngliche Perfectionsbedeutung des οἶδα geltend. — Hinsichtlich der Sprache, deren sich Hr. *M.* bedient hat, bemerken wir noch, dass sie ziemlich fliessend und correct ist, wenn gleich *occurrit; sensus* für *sententia loci* u. dgl. hie und da vorkommt. Druckfehler, wie τῆς statt τὴν p. 83, προελόμεμος für προελόμενος *ib.*, *incolumitarem* für *incolumitatem* p. 86, sind doch nicht gar zu häufig, und der Druck übrigens recht anständig.

— st —

JENASICHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

MAI 1837.

RÖMISCHE LITERATUR.

1) Stuttgart, in der Metzler'schen Buchhandl.: *Cajus Julius Cäsar's Werke.* Erstes Bändchen. *Denkwürdigkeiten des gallischen Kriegs.* Uebersetzt von *Anton Baumstark*, Dr. phil., Prof. an dem Gymnasium zu Freiburg, Lehrer der alten Lit. a. d. philol. Seminar d. Univers. das. Erstes Bändchen. 1835. 128 S. 16. (4 gr.)

2) Landshut, b. Thomann: *Cajus Julius Caesar's Denkschriften*, verdeutscht und erläutert von *Al. F. Vollmer.* Erster Theil: *Der gallische Krieg.* Erste bis sechste Lieferung. 1835. 384 S. 8. (1 Thlr.)

Rec. hat zwar in keiner dieser beiden Uebersetzungen in einem Vorworte die Grundsätze ausgesprochen gefunden, nach welchen die Vff. gearbeitet haben; allein es läfst sich gegenwärtig mit Recht von jedem Uebersetzer vermuthen, dafs er sich nicht allein befleifsigt haben werde, sein Original in Rücksicht auf den Inhalt treu wiederzugeben, sondern sich demselben auch in Rücksicht auf die Form so weit anzuschliessen, als dadurch nicht gegen die Muttersprache verstofsen wird. Da nämlich solche Uebersetzungen nur für die der Sprache des Originals minder kundigen Leser geschrieben seyn können, indem nicht leicht Jemand, welcher der Ursprache vollkommen mächtig ist, zu einer Uebersetzung greifen mag: so müssen sie durchaus dem Genius der deutschen Sprache angemessen seyn, und die bisher vorgekommenen Versuche, das Deutsche ganz der lateinischen Wortfügung anzupassen, sind noch immer verunglückt. So viel es aber, ohne der deutschen Sprache Gewalt anzuthun, nur immer geschehen kann, hat sich der Uebersetzer selbst an die Wortstellung und Wortfolge des Originals anzuschliessen, und wir müssen bekennen, dafs der Vf. von No. 2 *in dieser Rücksicht* allerdings etwas mehr geleistet hat, als der Vf. von No. 1. Eine Zusammenstellung der Uebersetzungen von *B. G.* I, 12 mag als Beleg für diese Behauptung hinreichen.

No. 1.	No. 2.
Durch das Land der Aeduer und Sequaner strömt der Flufs Arar dem Rhodanus zu, und zwar mit so unglaublicher Ruhe, dafs man mit den Augen nicht unterscheiden kann, nach welcher Richtung er fliesst. Ueber ihn setzten die Helvetier mit Flöfsen und zusammengebundenen Kähnen. Als Cäsar durch seine Kundschafter die Nachricht erhielt, die Helvetier wären bereits mit drey Theilen ihrer Leute über den Flufs gezogen, ein Viertheil dagegen befinde sich noch auf der östlichen Seite des Arar, so brach er um die dritte Nachtwache mit drey Legionen aus seinem Lager auf, und traf auf denjenigen Theil der Feinde, der noch nicht über den Flufs gegangen war. Während diese in Unordnung waren, und keine Feindseligkeit erwarteten, griff er sie an, und hieb einen grofsen Theil von ihnen nieder. Was sich retten konnte, ergriff die Flucht, und verbarg sich in den nächsten Wäldern. Es waren diefs (*sic*) die Helvetier des Tiguriner Gaues. Die Gesamtheit der helvetischen Bevölkerung bildet nämlich vier solche Gaue. Dieser eine Gau hatte schon in älteren Zeiten einmal die Heimat verlassen, den römischen Consul Lucius Cassius erschlagen, und dessen Heer durchs Joch gehen lassen. So wurde der Theil der helvetischen Bevölkerung, welcher dem römischen Volke früher jene grofse Niederlage beygebracht hatte, zuerst bestraft, mochte diefs Zufall oder absichtliche Fügung der unsterblichen Götter seyn. Cäsar aber rächte bey dieser Gelegenheit nicht blofs die Beleidigungen gegen sein Vaterland, sondern auch die gegen sein eigenes Haus. Die Tiguriner hatten nämlich in jenem älteren Treffen nebst dem Consul Cassius auch den Legaten Lucius Piso erschlagen; diefs war der Grofsvater von L. Piso, dem Schwiegervater des Cäsar.	Es ist ein Flufs Arar, welcher durch die Marken der Aeduer und Sequaner in den Rhodanus fliesst, mit unglaublicher Ruhe, so dafs man, nach welcher von beiden Seiten er fliesst, mit den Augen nicht entscheiden kann. Ueber ihn setzten die Helvetier auf Flöfsen und zusammengejochten Kähnen. Da Cäsar durch Kundschafter benachrichtigt wurde, dafs die Helvetier schon drey Theile ihrer Schaaren über diesen Flufs geführt hätten, der vierte Theil aber diesseits des Flusses Arar zurück sey, so brach er bey der dritten Nachtwache mit drey Legionen aus dem Lager auf, und gelangte zu *dem* Theile, welcher noch nicht über den Flufs gegangen war. Er griff sie, während sie bepackt waren, und es nicht vermutheten, an, und hieb einen grofsen Theil von ihnen zusammen. Die Uebrigen überliefsen sich der Flucht, und versteckten sich in den nächsten Wäldern. Dieser Gau hiefs der tigurinische. Denn die ganze helvetische Gemeinde ist in vier Gaue getheilt. Dieser eine Gau hatte, da er von der Heimat ausgegangen war, zu unserer Väter Zeit den Consul C. Cassius getödtet, und sein Heer unter das Joch geschickt. So büfste — sey es durch Zufall, oder durch den Schlufs der unsterblichen Götter — derjenige Theil der helvetischen Gemeinde, welcher dem römischen Volke den ausgezeichneten Schlag beygebracht hatte, die Strafe zuerst. Bey dieser Gelegenheit rächte Cäsar nicht allein die öffentliche, sondern auch eigene Unbill, da die Tiguriner seines Schwiegervaters L. Piso Grofsvater, den Legaten L. Piso in demselben Treffen, worin Cassius fiel, getödtet hatten.

Aus den angeführten Beyspielen wird man, besonders nach einer, mit dem Originale vorgenommenen Vergleichung, ersehen haben, dafs der von uns angegebene Vorzug von No. 2 nicht gerade sehr erheblich ist, da auch No. 1 nur dann sich von der Wortfügung des Originals entfernt hat, wenn der deutsche Satzbau dadurch geschmeidiger zu werden

schien. Dafs sich übrigens beide Uebersetzer treues Wiedergeben des Sinnes und Inhalts ihres Originals zum Gesetz bei ihrer Arbeit gemacht haben, sieht man wohl auch schon aus diesen Proben, mehr aber noch aus der ganzen Arbeit, und nur zuweilen möchte man mehr Sicherheit im Ausdrucke wünschen. So übersetzt (s. o.) Hr. *V.* in No. 2: „*Hic pagus unus quum domo exisset*," durch: „Dieser eine Gau hatte, da er von der Heimat ausgegangen war" u. s. w., was zwar den *Worten* nach getreu ist, aber den *Sinn* des Originals weit ungenauer ausdrückt, als die Uebersetzung des Hn. *B.* in No. 1. Dieser giebt jedoch kurz vorher das lateinische: „*Reliqui sese fugae mandarunt*" durch: „Was sich retten konnte, ergriff die Flucht," was Hr. *V.* in No. 2 viel kürzer und besser übersetzt. Dieser Ausstellungen ungeachtet entsprechen die Uebersetzungen, ohne ihre Vorgängerinnen zu übertreffen, billigen Anfoderungen; nur wünschten wir hie und da die sonderbare Orthographie des Hn. *V.* in No. 2 entfernt zu sehen, die auf den ungeübteren Leser störend einwirken dürfte. Doch hat er diesem Mifsstande auch wieder einen Vorzug zur Seite gestellt, indem er die Quantität der wichtigsten geschichtlichen und geographischen Namen, z. B. *Rhodănus*, *Aedüer*, beygefügt hat, was Dank verdient. Was nun die *Anmerkungen* betrifft, so ist Rec. der Ansicht, dafs man sich in solchen, für das grofse gebildete Publicum angefertigten Uebersetzungen auf die nothwendigsten Erläuterungen beschränken solle, indem zu viele Erklärungen die Aufmerksamkeit des Lesers auf eine, den Zusammenhang des Ganzen störende Weise theilen. Dieser, gewifs wohlbegründeten Foderung ist der Vf. von No. 1 am nächsten gekommen, obgleich selbst hier noch manche Note gestrichen werden könnte, ohne dafs sie der gebildete Leser vermissen würde, wohin wir namentlich solche Anmerkungen rechnen, deren Hauptinhalt schon in der Einleitung vorkam. In No. 2 dagegen finden wir eine Masse von Erklärungen, deren eigentliche Bestimmung sich ganz und gar nicht absehen läfst, und die das Buch ohne allen haltbaren Grund unmäfsig angeschwellt und vertheuert haben. Zu dem, oben als Probe der Uebersetzung ausgehobenen Kapitel liefert No. 1 drey Anmerkungen: 1) über die Nachtwachen der Römer (nicht ganz genügend); 2) über die von den Römern durch die Tiguriner erlittene Niederlage; 3) über Cäsars dritte Gemalin (was schon in der biographischen Einleitung S. 6 hinlänglich erläutert war). In No. 2 werden sechs Noten mitgetheilt, welche 70 enggedruckte Zeilen einnehmen, nämlich: 1) über den Flufs Arar; 2) über die Nachtwachen; 3) über einige Abweichungen bey Plutarch u. A.; 4) über die Gaue der Helvetier; 5) eine Verweisung auf Kap. 7; 6) über Cäsar's Gemalinnen. Wollte man es auch billigen, dafs die hier berührten Gegenstände in Anmerkungen erläutert wurden: so kann doch gewifs Niemand, der die Bestimmung eines solchen Buches vor Augen hat, die Ausstattung dieser Noten billigen. In der ersten (über den Flufs Arar) wird nicht allein Ammianus Marcellinus 15, 11 citirt, sondern Hr. *V.* schreibt uns auch *Plin. H. N.* 3, 5 und *Silius Ital.* 3, 451 — 454 in lateinischer Sprache ab! Für welche Leser? Noch mehr Gelehrsamkeit — wer sie darin finden will — ist in der zweyten Anmerkung (über die Nachtwachen) zur Schau getragen. Hier wird, statt das Ergebnifs einfach hinzustellen, *Veget.* (der Vf. schreibt *Vegez) de re mil.* 3, 8; *Plin. H. N.* 10, 24; *Liv.* 7, 35 lateinisch abgeschrieben, und aufserdem *Liv.* 9, 37; 21, 48; 24, 46; 25, 13, und sogar *Corn. Nep. Eumen.* (der Vf. schreibt *Eümenes*) 9, 3, nebst dem Buche der Richter 7, 9 citirt, damit man sich auch Raths erholen kann, wie die Griechen und Hebräer ihre Nächte eintheilten. Warum der Vf. die Schriften des neuen (Hr. *V.* schreibt *neüen*) Bundes nur so im Allgemeinen erwähnt, und nicht auch hieraus ein genaues Citat mittheilt, ist dem Rec. nicht klar geworden. Nicht anders ist es in der dritten und vierten Note, wo wir 12 Citate aus Plutarch, Appian, Polyänos, Orosius, Dion Kassius — Rec. schreibt die Namen der Autoren sorgfältig von Hn. *V.* ab — Strabon, Eutrop, Vegez finden. Es ist uns leid, dafs Hr. *V.* auf diese Art seiner sonst löblichen Arbeit manchen Leser entziehen wird, und wir sind genöthigt, mit der Vermuthung zu schliessen, dafs No. 1 — hauptsächlich dieses Umstandes wegen — einen viel weiteren Kreis von Lesern finden dürfte, als sein Rival.

No. 1 ist zugleich das 104te Bändchen der von *Tafel*, *Osiander* und *Schwab* herausgegebenen römischen Prosaiker in neuen Uebersetzungen.

a.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Brockhaus, *Das Novellenbuch*, oder *hundert Novellen*, nach alten italiänischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet von *Eduard v. Bülow.* Mit einem Vorworte von *Ludwig Tieck.* Zweyter Theil. XXVI u. 578 S. Dritter Theil. XXIV u. 584 S. Vierter Theil. 1836. XXII u. 576 S. gr. 8. (7 Thlr. 12 gr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1835. No. 15.]

Nun die ganze Arbeit des Vfs. in den verheifsenen hundert Novellen wirklich vorliegt, tritt erst das Verdienstliche des Werkes in seinem vollen Umfange heraus. Die lieblichste Abwechselung kommt uns allenthalben in farbenreicher Mannichfaltigkeit entgegen, und dem Unvollkommneren und an sich Wenigbedeutenden, welches durch irgend eine einzelne Auszeichnung die Aufnahme sich erwarb, folgt gewöhnlich, als die beste Entschädigung, ein in allen seinen Theilen vollendetes, vorzügliches Ganzes. Wie der erste Band, so beweisen auch die 3 nachfolgenden, welche Sorgfalt Hn. *v. B.* bey der Auswahl, wie bey der Bearbeitung und so mancher zweckmäfsigen und von der Nothwendigkeit gebotenen Abänderung leitete. Ueberaus erfreulich ist die Genauigkeit, mit der er fortfährt, Rechnung von seinem umsichtigen

Verfahren und Haushalten mit der Ueberfülle des durch Jahrhunderte aufgehäuften, von ihm im Einzelnen zuweilen als blosses Material zu behandeln gewesenen Stoffes abzulegen. Nicht minder verdient es die dankbare Anerkennung der Literatoren, dass er in dem 4ten Bande ein Verzeichniss der im ganzen Werke vorkommenden Novellen, nach den Sprachen, aus denen sie genommen wurden, zusammenstellte. Es ist nur *gerechtes* Selbstgefühl, wenn der Herausgeber, besage der Vorrede zu diesem Bande, in dem Ganzen eine Mustersammlung echter Novellen dargeboten zu haben glaubt, und dabey die Hoffnung ausspricht, dass nicht leicht mehrere, poetisch bedeutendere, ältere Novellen ihm entgangen seyn würden, daher auch seine Sammlung auf eine gewisse Vollständigkeit Anspruch machen könne. Eben so darf er sich mit Grunde rühmen, den beiden letzten Theilen den Vorzug einer grösseren Gewandtheit im Ausdruck und Fluss der Sprache ertheilt zu haben. Wenn er aber dabey andeutet, es habe ihm unter Anderen Niemand von den in den beiden ersten hierin vorgekommenen Unvollkommenheiten gesagt, so erlauben wir uns anzuführen, dass etwas Aehnliches doch in unserer Anzeige des ersten Theils (J. A. L. Z. 1835. No. 15) bey Gelegenheit der beyspielsweise genannten Novelle: *Eccole Torelli* enthalten seyn durfte.

Alle Kenner werden übrigens von selbst ermessen, dass die meisten der spanischen, italiänischen und französischen Novellen sich zur Lectüre für Nonnenklöster, weibliche Pensionsanstalten u. s. w. keinesweges eignen, weil die Mehrheit dieser Novellen, und gerade die vorzüglichsten darunter, grossentheils an klimatischen Auswüchsen der Sinnlichkeit, frivolen Verhältnissen und Beziehungen dergestalt kränkeln, um auch den geschicktesten Operateur ausser Stand zu setzen, sie davon auszuscheiden, ohne das Leben des Ganzen zu Grunde zu richten. Zu ihrem Genusse muss nothwendig eine gründliche Ausbildung und Charakterfestigkeit mitgebracht werden. Wer aber, mit diesen Eigenschaften versehen, von den oft ungemein schmackhaften Früchten zulangt, wird es schwerlich bereuen, sogar wenn er in der Befangenheit nordischen Ernstes, der leichteren Ansicht der unter Citronen und Orangenwipfeln Einheimischen nicht gewohnt, zuweilen an Diesem oder Jenem Anstoss nehmen sollte. So will es dem Recht und Gerechtigkeit liebenden Deutschen sogar bey der komischen Darstellung schwer in den Sinn, dass ein (vielleicht ganz anmuthig sich darstellender) Taugenichts, nach einer Menge bunt durch einander laufender Schelmenstreiche, zuletzt noch von der Gefahr aller ihm verdientermassen drohenden Uebel befreyt, und der Fortuna in den Schoos geführt wird. Weil dergleichen im *Leben* nur allzuoft vorkommt, scheinen wir solches der *Kunst* wenigstens erspart wissen zu wollen.

Wahrhaft deutschen, ehrenfesten Gepräges ist die im 4ten Bande abgedruckte Novelle: *Die Spinnstube*, von *Justus Möser*, ein tüchtiges Stück Arbeit nach Form und Inhalt. Mit vollem Rechte preist der Herausg. darin den reinen, ausgebildeten Stil, der, aus dem Jahre 1767 stammend, noch in jetziger Zeit sich recht kernhaft und angenehm ausnimmt, während einige unserer allerneuesten Belletristen mit ihrer unklaren, affectirten und überladenen Prosa mehreren längst vergessenen Autoren aus der famösen Periode der *fruchtbringenden Gesellschaft* schon jetzt nicht unähnlich erscheinen. Nur bezog sich ein Hauptzweck dieser Gesellschaft auf die Reinigung der deutschen Sprache von ausländischen Worten; die bemerkten neuen Autoren hingegen verrathen eher die Absicht, unsere Sprache immer mehr mit dergleichen Worten anzufüllen. Uebrigens besass im Jahre 1767 (obgleich wie Hr. *v. B.* bemerkt, *Goethe* damals noch nicht öffentlich aufgetreten war), die deutsche Sprache bereits mehrere fortdauernd unter ihre Notabilitäten gehörige Männer, z. B. namentlich *Lessing* und *Winkelmann*, welchen Beiden unstreitig ebenfalls eine so vorzügliche Erzählung, wie dem wackeren *Möser*, wohl zuzutrauen gewesen seyn würde.

—m—

Leipzig, b. Peeters: *Der Salamander.* Ein Roman aus dem Seeleben. Von *Eugène Sue.* Deutsch von *L. v. Alvensleben.* 1833. 318 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Die alte Fabel bekleidete Thiere mit veredelter Menschennatur. Was thut die neuere französische Romantik? Sie giebt Menschen Hyänen- und Klapperschlangen-Natur, und lässt sie sich unter einander, und nebenher auch wohl ein wehrloses Lamm erwürgen. Man nennt das Roman oder Novelle. Die Lesewelt hat dadurch allmälich Geschmack an Stiergefechten und Grausamkeiten bekommen. Vor Zeiten verlangte sie Clarissen, Pamelen und Grandisons — aber wo sind die zärtlichen und verschämten Leser geblieben? „Gebt uns schlüpfrige Erotiker, rief das Publicum später! *Casanova*, *Clauren*, „*Epicuri grex*" erschien! „Mattherziges Zeug, ruft die Jetztwelt: wir wollen Blut und Cannibalen, Wahnwitz, Verzweifelung, Arsenik und Hundsgift, Molch und Dolch — das greift anders ein! Sogleich erschien Atar-Gull, der Salamander. Einige veraltete Leser fühlen sich zwar dabey, wie eine schuldlose Jungfrau in eine Wachtstube eingekerkert, oder es ergeht ihnen, wie den Zuschauern bey Damiens Hinrichtung — sie murren! Aber das thut nichts — sie verstehen es nicht! Glücklicherweise leben diese satanischen Kraftgenies nur in Büchern, und die Wirklichkeit ist desto mattherziger geworden; ja eben die Mattherzigkeit der wirklichen Welt ist Ursach und Grund, warum man nach dieser höllischen Ueberkraft verlangt, wie in Zeiten der Ueberkünstelung Idyllen und Schäfergedichte besonders in Ansehen stehen. — So etwa sprach ein fühlender und denkender Leser, indem er uns diess Buch zürnend zurückgab. Er hatte nur Eins dabey übersehen — die wirklich *geniale* Kunstfassung des Lebens und der Natur bey dem jungen, aber erfahrungsreichen Verfasser. Dass der Mensch so grundschlecht sey, als er ihn darstellt, dass er den Gesetzen

der Materie so unbedingt gehorche, wie der Vf. uns lehrt, glauben wir ihm zwar nicht; aber dass seine Gemälde ebendarum einen tiefen, wenn auch *schmerzlichen* Eindruck zurücklassen — *weil* ein Kern von Wahrheit in seiner trostlosen Weltansicht sich verbirgt, das glauben wir allerdings. Es ist ein furchtbarer Materialismus, der in *Sue's* Romanen an den Tag tritt, der zum Glück *darin* unwahr ist, dass er, indem er alle geistige Consequenz leugnet, gerade im „Bösen" die entsetzlichste Consequenz aufstellt; aber ein Körnchen von Wahrheit steckt allerdings in diesen schauerigen Weltbildern. Es ist die Wahrheit: dass die Welt das glückliche Laster krönt, und dass ihr Urtheil meistens das verwirft, was an dem Individuum wirklich gut, recht und schön ist, während sie das erhebt, was an ihm Trug, Irrthum, Lüge ist. So muss in diesem Romane der personificirte „Böse," Szaffie, für einen frommen Menschenfreund, der feige, unwissende Marquis, den die Restauration vom Tabakskrämer plötzlich zum Schiffscapitän erhebt, für einen Seehelden, für einen gelehrten Marineofficier, sein edler Lieutenant, ein Opfer der Disciplin, für einen Frevler *gegen* die Disciplin und so fort, Jeder für das Gegentheil von dem gelten, was er wirklich ist. Diese Auffassung, mit aller Kraft einer schöpferischen, einer beyspiellosen Phantasie dargelegt, mit Scenen einer gänzlich neuen Welt (der Meereswelt) ausgestattet, in einer Sprache geschildert, die ihre Wirkung im *Verschweigen* sucht, und die Phantasie des Lesers unablässig aufregt, und in Thätigkeit erhält — das sind die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Romane *Sue's*, Gitano, Atar Gull, Salamander, welche in Frankreich eine so grosse Bewegung hervorbringen. Das Geniale, das völlig Neue in Form und Gedanken darin, ist nicht zu verkennen. Es fragt sich nur, ob das Neue *schön* sey, kunstgemäss — und diess müssen wir *verneinen*. Schaudernd und mit Entsetzen bis zum Uebermass angefüllt, legen wir seine Erfindungen zur Seite; aber eine *neue* Weltansicht, die des consequentesten Materialismus, nehmen wir allerdings aus dieser Lectüre mit hinweg. *Sue's* Phantasie lässt sich nur mit Opiumträumen vergleichen; es hat vor ihm Niemand etwas Aehnliches erfunden, wie sein „Seefieber" im Salamander, oder sein eyerbrütender „Marquis," als Götze in Afrika verehrt, ist. Dabey ist seine Fabel selbst mit einer Kunst geführt, die eines reineren Gegenstandes würdig wäre, und seine Sprache ist Blitz auf Blitz. Wir müssen bewundern; aber Achtung und Liebe gewinnt uns die eigenthümliche Richtung seines Geistes, wie seltsam sie auch sey, nicht ab. Wem indess schon das Neue und Unerhörte in jeder Kunstbestrebung Theilnahme abgewinnt, der wird *Sue's* Romane, und besonders den „Salamander," mit nicht geringem Interesse lesen.

Die Uebersetzung ist tadellos und erhält die Eigenthümlichkeiten des Vfs. glücklich aufrecht. Druck und Ausstattung sind sehr zu loben. —1149—

Bunzlau, b. Appun: *Helena.* Ein Taschenbuch für 1837. 479 S. (2 Thlr. 8 gr.)

Dem Bildniss der Helena, das den Glauben an den Brand von Troja, durch ihre Schönheit angezündet, nicht so recht aufkommen lässt, und einem Hymnus an die Tochter der Leda, folgen 5 Stahlstiche zu dem Venetianer von *Herlossohn*, denen sich 4 Erzählungen genannter Autoren anschliessen.

Den Reihen eröffnet *die Klausenburg*, Gespenstergeschichte von *Ludwig Tieck*. Die Schauer werden uns so nahe gerückt, wir werden mit dem seltsamen Naturell eines geist- und talentvollen Mädchens so vertraut, wir begreifen es, dass sie, die ob ihrer Hässlichkeit keine Erwiederung ihrer zärtlichen Gefühle fand, nicht allein boshaft und neidisch wurde, sondern dass bey ihrer Leidenschaftlichkeit sich die Liebe in Hass und Verfolgung umsetzte, ja wir halten es nicht für unmöglich, dass ihre ungeheuere Willenskraft sie noch auf der Erde nach dem Körpertode festhielt, um die beneidete Schwester, den sie verschmähenden Schwager zu schrecken. So lange wir lesen, und auch wohl eine Zeit danach, zweifeln wir nicht an der wirklichen Wahrheit einer Erzählung, welche nur für den ganz Phantasielosen der dichterischen Wahrheit entbehrt.

Der Galeerensclave, Novelle von *Ludwig Storch*, berichtet die kindliche Liebe eines jungen Südfranzosen, der für seinen Vater, einen calvinistischen Prediger, auf die Galeeren geht. Es ist keine Theatergrossmuth in dem Vorgang; Tiraden, Seufzer und ähnlicher Redepomp gehören nicht der That; Vater und Sohn leben nicht einmal in gutem Einverständniss, beide sind nicht weich, noch empfindsam, der Sohn handelt, wie's ihm die Pflicht eingiebt, ohne lange darüber zu grübeln, und sich auf's Paradepferd der Tugend zu setzen. Seine Geliebte bittet ihn von Ludwig XIV los, und auch das geschieht ohne Aufhebens, bloss der Vater wird durch sie erweicht, indem er, fast unwillig, eingesteht, dass eine Katholikin eben so wacker und tadellos seyn könne, wie eine Jungfrau von der strengen Lehre Calvins.

Ritter und Bürger, Erzählung von *C. v. Wachsmann*, versetzt uns in die Streitigkeiten der Stadt Bern mit dem benachbarten Adel, wobey Rudolph von Erlach auf die Seite der Bürger tritt, ihr Anführer wird, siegreich ficht, und dem missleiteten Freund, den Minnesinger Hadloub, schnell verzeiht, dass er, von einem schönen herrischen Fräulein verlockt, einmal ihm feindlich gegenüber stand. Dadurch, dass Geschichtliches und Ueberliefertes in die Erzählung aufgenommen ist, bekommt sie sicheren Halt und Bedeutsamkeit.

Das grosse deutsche Musikfest, von *Leopold Schefer*, hat mehr, als manche andere Novellen des Dichters, den *Jean Paul'schen* Humor, und zwar überwiegend den ernst rührenden. — Fährt das Taschenbuch fort, wie es begonnen, so wird es bald die meisten neben sich verdunkeln.

F. k.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

MAI 1837.

DEUTSCHE SPRACHLEHRE.

1) Klagenfurt, b. Leon: *Materialien zu einem zweckmäſsigen Unterrichte in der deutſchen Sprachlehre.* Ein methodiſches Handbuch für Lehrer und diejenigen, welche ſich ſelbſt in der deutſchen Sprachlehre unterrichten wollen. Von *Carl Ruſsheim*, Lehrer an der k. k. Muſterhauptſchule zu Klagenfurt. *Zweyte*, verb. u. verm. *Auflage*. I Theil: *Wortforſchung*. VIII u. 287 S. II Theil: *Wortfügung*. 268 S. 1833. 8. (2 Thlr.)

2) Ebendaſelbſt: *Sprachübungen über die Regeln der Wortforſchung und Wortfügung*, eingerichtet nach der für die Normal- und Haupt-Schulen vorgeſchriebenen deutſchen Sprachlehre. Ein Auszug aus dem methodiſchen Handbuche für Lehrer: „Materialien zu einem zweckmäſsigen Unterrichte in der deutſchen Sprachlehre." Von *Carl Ruſsheim*, Lehrer u. ſ. w. 1833. IV u. 260 S. 8. (18 gr.)

3) Soest, b. Naſſe, u. Hannover, in Commiſſion b. Hahn: *Methodiſcher Leitfaden für die Sprachbildungsübungen* in der Unterclaſſe einer Elementarſchule. Von *C. G. Ehrlich*, Seminardirector. 1834. VIII u. 306 S. 8. (20 gr.)

4) Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Elementarbuch der deutſchen Sprachlehre*, nach *Becker's* Grammatik bearbeitet von *C. A. J. Horrmann*, erſtem Lehrer der Stadt-Töchterſchule zu Schönebeck. 1834. 56 S. 8. (4 gr.)

5) Stralsund, in der Struck'ſchen Verlagshandl.: *Kleines wiſſenſchaftlich-praktiſches Lehrbuch der deutſchen Sprache.* Zunächſt für Land- und Bürger-Schulen und untere Gymnaſialclaſſen, ſo wie zum Selbſtunterrichte für Jederman. Herausgegeben von Dr. *Werner Reinhold*. 1834. XVI u. 150 S. 8. (10 gr.)

6) Cassel, b. Krieger: *Auszug aus der deutſchen Sprachlehre* für Bürgerſchulen, wie auch für diejenigen, welche ſich ſelbſt nachzuhelfen wünſchen. Von Dr. *Carl Chriſtoph Schmieder*, Prof. u. Inſpector der Bürgerſchule zu Caſſel. *Zweyte* verb. u. verm. *Auflage*. 1833. VIII u. 224 S. 8. (12 gr.)

7) Helmstaedt, in der Fleckeiſen'ſchen Buchh.: *Kurzgefaſste deutſche Grammatik* nach neueren Sprachforſchungen, für Bürgerſchulen und untere Gymnaſialclaſſen methodiſch bearbeitet von Dr. *H. Eggeling* und *L. Rölecke*. 1834. VI u. 113 S. 8. (6 gr.)

8) Frankfurt a. d. O., in der Hoffmann'ſchen Buchh.: *Schulgrammatik der deutſchen Sprache*, zunächſt für die Oberſchule zu Frankfurt a. d. O., von *Carl Wilh. Wiecke*, Rector der Oberſchule u. ſ. w. zu Frankfurt a. d. O., und *Ernſt Heinr. Richter*, ord. Lehrer an der Oberſchule daſ. 1835. IV u. 136 S. 8. (9 gr.)

9) Danzig, b. S. Anhuth: *Allgemeiner Mechanismus des Periodenbaues*, nebſt einem Verſuche, an ihn eine Kritik der deutſchen Periode anzuknüpfen. Von *Joh. Aug. O. L. Lehmann*, Dr. phil. 1833. XXVIII u. 413 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

10) Aarau, b. H. R. Sauerländer: *Deutſche Sprachlehre für Schulen.* Von *Maxim. Wilh. Götzinger*, Lehrer an der Realſchule zu Schaffhauſen. *Dritte verbeſſerte Auflage*. 1835. XXIV u. 514 S. gr. 12. (15 gr.)

No. 1. Bey der Wichtigkeit des deutſchen Sprachunterrichtes für die Elementarſchulen war es ein dankenswerthes Unternehmen des Hn. *R.*, daſs er zu deſſen Beförderung eine Sammlung zweckmäſsiger Materialien herausgab, welche dazu dienen ſollen, bey den Kindern das Sprachvermögen zu entwickeln, ſie zur Auffindung der Regeln hinzuleiten und in Anwendung derſelben zu üben. Ein groſser Fehler ſolcher Hülfsbücher iſt gewöhnlich die geringe Anzahl von Beyſpielen, an welchen die gegebenen Regeln geübt, und durch deren Betrachtung die Lehren eingeprägt werden ſollen. Dieſen Fehler hat der Vf. glücklich vermieden. Eine groſse Fülle höchſt zweckmäſsiger Beyſpiele findet ſich für jede nur einiger Maſsen erhebliche Regel der deutſchen Sprachlehre hier mitgetheilt, und da Hr. *R.* dieſe Beyſpiele ſo recht aus dem Leben, und zwar möglichſt aus dem Leben der Kinder und Schüler, hergenommen hat: ſo wird ſich das Buch gewiſs einer immer noch gröſseren Verbreitung, die wir ihm wünſchen, zu erfreuen haben. Was übrigens die Anordnung deſſelben betrifft: ſo trägt der Vf. im erſten Theile (nach einer, allgemeine Vorkenntniſſe von den Wörtern mittheilenden Einleitung) in 11 Kapiteln etymologiſche Uebungen über die Haupt-, Geſchlechts-, Bey-, Zahl-, Für-, Zeit-, Neben-, Vor-, Binde- und Empfindungs-Wörter, im zweyten oder ſyntaktiſchen Theile aber die

Lehre von den Sätzen, der Wortfügung und Wortfolge vor. Alles Mitgetheilte ist den Begriffen eines Knaben, der eine Elementar- oder Bürger-Schule besucht, vollkommen angemessen, und mit Rücksicht auf diesen Zweck des ganzen Werkes kann es Rec. den Schullehrern bestens empfehlen. Hr. *R.* würde sich dadurch noch ein Verdienst um sein Buch erwerben, wenn er hie und da seinen Vortrag etwas veredelte.

No. 2 enthält in einem besonderen Abdrucke die in dem vorhergehenden Buche befindlichen Sprachübungen, ohne weitere erklärende Andeutungen und Regel-Erläuterungen. Sobald No. 1 in den Händen des Lehrers ist, und er einen Unterricht danach ertheilt, wird es von grosem Nutzen seyn, wenn die Schüler sich dieses Buch No. 2 anschaffen, indem sie dann gleich im Besitze der Aufgabe sind, die der Lehrer weder zu dictiren, noch an die Tafel zu schreiben braucht, wodurch viele Zeit gewonnen wird.

No. 3. Wenn auch thörichte Eltern zuweilen meinen, man brauche mit der Bildung der Kinder durchaus nicht zu eilen, denn, was früher versäumt worden, lasse sich in reiferen Jahren mit Schnelligkeit nachholen: so theilt doch gewiss kein Lehrer diesen irrigen Wahn. Die Besorgniss des Hn. *E.*, mit welcher er seine vorliegende Arbeit dem Publicum vorlegte, war daher vollkommen ungegründet, und sie war es um so mehr, da sich das Buch durch seine tüchtige Einrichtung auf das Vortheilhafteste auszeichnet. Der Vf. geht von der ganz richtigen Ansicht aus, in der Schule, und namentlich in der untersten Classe, müsse ganz besonders dahin gewirkt werden, dass die Geistesarmuth der Schulankömmlinge — und die grose Mehrzahl befindet sich in solchem Zustande — nach und nach schwinde, und Rec. stimmt ihm darin bey, dass es kein kräftigeres Mittel dafür gebe, als Sprachbildungsübungen, d. h. planmässige Unterhaltungen des Lehrers mit sechs- bis zehnjährigen Kindern, welche diese zum Denken anhalten, in der Sprache bilden, und dabey zum aufmerksamen Betrachten, zum Beobachten, zum Vergleichen und richtigen Urtheilen anleiten sollen. Diese Sprachbildungsübungen sind keine leichte Aufgabe für die Lehrer, namentlich für solche, wie wir sie nur zu häufig aus den Seminarien hervorgehen sehen, die wohl mit den, für die Oberclassen der Elementarschulen nöthigen Kenntnissen hinreichend ausgestattet, aber in der Behandlung der Kinder auf den untersten Bänken durchaus nicht geübt sind, und desshalb so leicht die Lust an ihrem Amte verlieren, weil ihre zu Viel verlangenden Vorträge nirgends Anklang finden können. Hr. *E.* hat ihnen in diesem Buche den Weg gezeigt, wie sie ihre Zöglinge erst zur Aufnahme höherer Kenntnisse dadurch vorzubereiten haben, dass sie durch die genannten Uebungen die Aussprache berichtigen, eine gute Betonung befördern, den Sprachreichthum mehren, Geläufigkeit im Sprechen, ein gewisses Sprachgefühl für die grammatische Richtigkeit erzeugen, und den kleinen Schülern zu einiger Bestimmtheit und Klarheit im mündlichen Ausdrucke verhelfen; er hat nicht übersehen, was zur Beförderung seines wichtigen Zweckes dienen kann, und den Lehrgang, die Wahl des Stoffes, die Mittel zur Erhaltung der Aufmerksamkeit, und zur Erregung des Wetteifers u. s. w. detaillirt, fasslich und mit passenden Beyspielen ausgerüstet ausgeführt. Viele Bemerkungen wird selbst der Lehrer höherer Classen mit Nutzen befolgen, z. B. über die Stellung des Lehrers (S. 144), über die Verhütung der Spielerey während der Lehrstunden (S. 145), über das Sprechen Einzelner und das Sprechen im Chor (S. 146) u. a. Eine Sammlung von Beyspielen, welche 38 vollständige Unterhaltungen mit neuen Ankömmlingen, über die Umgebungen im Lehrzimmer, über die Handwerker, die Küche, die Hausthiere, die Farben, Waffen, Kinderspiele, über einzelne Zeitwörter in Verbindung mit anderen Zeitwörtern u. dergl. m. enthält, macht den Beschluss des nützlichen Werkchens, das kein Elementarschullehrer unbeachtet lassen sollte. Der Vf. hat wohl gethan, dass er jedem völlig ausgeführten Beyspiele den Plan seiner, vor der Lehrstunde schriftlich ausgearbeiteten Vorbereitung vorangestellt hat. Es mag diess namentlich für angehende Lehrer ein Fingerzeig seyn, dass sie nicht unvorbereitet in ihre Lectionen gehen, und sich dadurch dem Schlendrian in die Arme werfen. Nur ungern enthält sich Rec. der Mittheilung eines der von Hn. *E.* aufgestellten Beyspiele.

No. 4. Da *Becker* selbst einen Auszug aus seiner grösseren deutschen Sprachlehre bearbeitet hat, welcher schon in mehreren Auflagen verbreitet ist: so vermutheten wir in diesem Büchlein eine ganz besonders für Mädchenschulen berechnete Schrift zu finden, da der Vf. an einer solchen unterrichtet; allein eine nähere Ansicht überzeugte uns bald vom Gegentheile, indem sich hier alle grammatischen, aus fremden Sprachen entlehnten Kunstausdrücke und alle Definitionen wiederfinden, wie man sie in einer für Gymnasien berechneten Sprachlehre zu finden gewohnt ist. Wir heben der Kürze wegen als Beleg nur S. 52 die Anmerkung zu §. 62 (vom Unterschiede des *das* und *dass*) aus: „Woran erkennt man den Artikel *das* und woran das Fürwort *das?* — Das rückweisende Fürwort *das* und das Bindewort *dass* verbinden beide den Nebensatz mit dem Hauptsatze; Erstes bezeichnet zugleich das Subject oder das Object des Nebensatzes, und ist also immer entweder der Nominativ oder der Accusativ, wodurch es sich von *dass* unterscheidet, was immer eine Conjunction ist.“ Auf keinen Fall hat daher Hr. *H.* durch seine Arbeit einem dringenden Bedürfnisse abgeholfen, sondern nur ohne Noth die schon so grose Masse deutscher Sprachlehren vermehrt, und sein Büchlein würde nur dann gerechtfertigt erscheinen, wenn er durch grössere Klarheit dahin gewirkt hätte, die *Becker*'schen Ansichten und Lehren gemeinnütziger und auch für solche geniessbarer zu machen, welchen die Kunstsprache und die oft lakonische Wortfügung des verdienstvollen *Becker* nicht zusagt. Sehr gefehlt hat Hr. *H.* auch dadurch, dass 1) der, manchen Paragraphen beygefügten Aufgaben und Fragen nur so we-

nige find, dafs fie 2) oft Dinge berühren, welche fich nicht aus dem Vorhergegangenen von felbft erläutern, fo dafs fich der Schüler häufig nicht im Stande fieht, die aufgegebenen Fragen ohne Beyhülfe des Lehrers zu löfen, und dafs 3) zuweilen Gegenftände nur angedeutet werden, und unerörtert bleiben, deren Erläuterung recht zweckmäfsig, und den Fähigkeiten des Anfängers angemeffen gewefen feyn würde. Z. B. S. 20 §. 18 heifst es in der Anmerkung: „Von den Grundzahlwörtern werden mit den Endfylben *er*, *ling*, *ley* abgeleitete, und mit *fach*, *fältig*, *mal* zufamengefetzte Zahlwörter gebildet. Eben fo von den Ordnungszahlen mit *ens*, *tel* und *halb* und von den unbeftimmten Zahlwörtern mit *ley*, *fach* und *mal*." Recht bequem und mit wenigen Worten hätte fich hier das Wahre der Gattungs-, Verdoppelungs-, Verhältnifs-, Wiederholungs-Zahlen u. f. w. erörtern laffen.

No. 5 ift der Anfang eines vollftändigen und nach einem ganz neuen Plane bearbeiteten Lehrgebäudes der deutfchen Sprache, indem der Vf., wenn das Werkchen Beyfall findet, fpäter noch, als zweyten und dritten Theil, ein etymologifches und fynonymifches Wörterbuch, ein Fremdwörterbuch, eine kleine Rhetorik und Poetik nebft einer kurzen Metrik, folgen laffen will. Die vorliegende fogenannte „wiffenfchaftlich-praktifche" deutfche Sprachlehre enthält im erften Abfchnitte die Formlehre (Laut- und Wort-Lehre), im zweyten die Syntax oder Satzlehre, nebft einer Darftellung der Interpunctions- oder Unterfcheidungs-Zeichen und 6 Anhängen über den Gebrauch und die Bedeutung einiger Wörter, die oft falfch gebraucht und verwechfelt werden, über einige falfche Ausdrücke, über den Unterfchied einiger Zeitwörter, über den falfchen Gebrauch einiger Participien und der doppelten Verneinung. Im dritten Abfchnitte folgen 8 Hauptregeln über die Orthographie oder Rechtfchreibung, und den Befchlufs machen allgemeine Regeln über den Stil. Rec. erwartete nach der Vorrede etwas ganz Uberrafchendes, und fand — etwas ganz Alltägliches. Hr. *R.* hat die allergewöhnlichften, von zwanzig Anderen fchon vielfältig bearbeiteten Regeln wieder zufammengeftellt, und das Neue befteht nur darin, dafs er 1) viele Lehren verwäffert, 2) die gewöhnliche Stellung der einzelnen Regeln umgekehrt, und 3) fich und fein Werk hinter eine feltene Grobheit verfchanzt hat, fo dafs manche Stellen der Vorerinnerungen und des Buches felbft in diefer Hinficht als wahre Curiofa gelten können. Rec. will diefe Behauptungen nicht ohne Belege wagen. Die Verwäfferungsmethode des Vfs. ift u. a. erfichtlich an feiner Lehre vom Artikel. Diefe wird kurz auf folgende Art abgethan (S. 2): „Sage ich alfo: „*Der Mann*," „*die Frau*," „*das Kind*," fo habe ich diefe Hauptwörter: „*Mann*," „*Frau*," „*Kind*" dem Gefchlechte nach beftimmt unterfchieden; fage ich aber: „*Mann*," „*Frau*," *Kind*," fo habe ich das Gefchlecht gar nicht mit angegeben. Hieraus folgt alfo, dafs der Artikel: „*der*," „*die*," „*das*" dazu dienet, das Gefchlecht der Hauptwörter beftimmt anzugeben. Hat nämlich ein Hauptwort das männliche Gefchlecht, fo fage ich: „*der*" (z. B. *der Mann*); hat es das weibliche, fo fage ich: „*die*" (z. B. *die Frau*); hat es endlich das fächliche Gefchlecht, fo fage ich: „*das*" (z. B. *das Kind*)." Beforgte vielleicht Hr. *R.*, es werde ihm nicht glücken, die eigentliche Beftimmung des Artikels *der*, *die*, *das* (nämlich die Selbftftändigkeit oder Subftantialität eines Dinges anzudeuten) feinen Schülern klar zu machen? Oder meint er in der That, der Artikel fey nur da, um das Gefchlecht der Hauptwörter zu beftimmen? — Dafs der Vf. faft überall nur die gewöhnliche Stellung der in den gangbarften Grammaticken üblichen Regeln umgekehrt, und fie fo in einer angeblich neuen Geftalt vorgebracht hat, fieht man auf jeder Seite. Die Lehre von den *Modis*, wird gewöhnlich — um uns kurz, aber für den mit der Sache Vertrauten doch wohl erfchöpfend und klar auszudrücken — fo behandelt, dafs man den Menfchen 1) als denkendes, 2) als begehrendes Wefen darftellt. Als denkendes Wefen bildet er Urtheile, und in diefen Urtheilen liegen Vorftellungen. Nun fragt es fich: Denkt er die Vorftellung blofs oder behauptet er fie? Im erften Falle tritt der *Conjunctiv*, im zweyten der *Indicativ* ein. Aeufsert der Menfch als begehrendes Wefen eine Begehrung: fo bedient er fich des *Imperativs*. Diefe kurz angedeuteten Sätze würden in einer gewöhnlichen Grammatik noch etwas fafslicher dargeftellt, und jeder Fall mit erläuternden Beyfpielen verfehen werden, Hr. *R.* aber drückt fich in feinem „wiffenfchaftlichen" Lehrbuche S. 11 alfo aus; „Wenn ich fage: „Der Wolf ift räuberifch," fo fpreche ich ganz beftimmt, und defshalb heifst diefe Redeweife die beftimmte Weife *(modus indicativus)*. Wenn ich fage: „Ich dachte, mein Bruder wäre dort," fo fpreche ich unbeftimmt, wefshalb diefe Redeweife die unbeftimmte Weife heifst *(modus conjunctivus)*. Sage ich: „Thue das, lieber Freund, fo drücke ich damit einen Wunfch oder Befehl aus; defshalb heifst diefe Weife die Befehlweife (*modus imperativus*)." Diefe ewige Wiederholung des: „*Wenn ich fage*„ und: „*Sage ich*," in welcher faft der einzige Unterfchied zwifchen der vorliegenden und jeder anderen Grammatik geringeren Schlages befteht, ift wahrlich nicht geeignet, eine ohnehin — wie auch an diefem Beyfpiele wieder erfichtlich ift — fo feichte Darftellung zu heben. Noch hat fich Rec. über den dritten, gegen den Vf. erhobenen Vorwurf einer feltenen Grobheit zu äufsern. Schon in der Vorrede fpricht fich Hr. *R.* alfo aus: „Obgleich ich einen ganz neuen Weg eingefchlagen, fo habe ich doch die vorhandenen Lehrbücher als todtes Material benutzt. Zuvörderft nahm ich Hn. *Kraufe* zur Hand. Der gute Mann hat fich wahrfcheinlich junge Kamtfchadalen oder Hottentotten als feine Sprachfchüler gedacht. Dann machte ich Bekanntfchaft mit Hn. *Michael Defaga*, deffen Sprachlehre den gewöhnlichen Schlendrian geht, fich aber durch einige höchft merkwürdige Böcke auszeichnet. Der Hr. Sprachlehrer verfteht felbft kein Deutfch. Ich nahm jetzt *Heyfe* zur Hand, und fand, dafs derfelbe zwar nach

der alten Methode des Regelſyſtems, aber doch mit kerngeſundem Urtheil verfährt; weiter als Material konnte ich jedoch auch ihn füglicher Weiſe nicht benutzen. In *Dolz* blickte ich nur hinein, und ich ſah ſchon genug, Hn. *Splittegarb*, *Hartung* u. ſ. w. las ich in den Abendſtunden, die Grammatik von einem gewiſſen Hn. *Röhricht* aber konnte ich mich nicht entſchlieſsen durchzuleſen. Hinreichendes Material habe ich gehabt, aber leider gar keine Vorarbeiten. Ich glaube, meiner Sache gewiſs zu ſeyn, durch unermüdliches Forſchen das Richtige gefunden zu haben, weiſs aber auch, daſs meine Forſchung noch lange nicht beendigt iſt, und daſs mir noch Vieles zu thun bleibt.“ Seine geſuchte Derbheit ſpricht ſich ferner in ſeiner Anrede an die Lehrer aus, wo es u. a. heiſst: „In fremden Sprachen muſs man natürlich zuerſt die Formlehre durchnehmen, und zwar mit der gröſsten Gründlichkeit; aber in der Mutterſprache iſt's *halter* vom Uebel. Schieſst auch dein kleiner Schüler einen Bock, wie: „Ich kennete ihn nicht,“ ſo laſs es lieber mit der Bemerkung: „Es heiſst, ich kannte ihn nicht,“ ſein Bewenden haben, als daſs du dem armen Jungen von vorn die deutſche Mutterſprache wiſſenſchaftlich verleideſt u. ſ. w.“ Schreibt ſo der Vf. einer deutſchen Sprachlehre? Eine ſolche Schreibart ſtimmt ſchlecht zu der S. 105 befindlichen Verwerfung des im Preuſſiſchen gebräuchlichen Wörtchens *man*; ſie ſtimmt noch ſchlechter zu der von Hn. *R.* S. 145 aufgeſtellten ſechſten Regel: „Jeder Aufſatz muſs Sprachreinigkeit *(ſic)* haben,“ was er noch näher dahin entwickelt, daſs man ſolche Ausdrücke, welche dem Genius der deutſchen Sprache zuwider ſeyen, ſowie alle Härten, veraltete Wörter, Curialien und Provincialismen vermeiden müſſe. Rec. iſt mit der hier angeführten Foderung des Vfs. ganz einverſtanden, kann aber gerade deſshalb die oben gerügte Schreibweiſe deſſelben um ſo weniger billigen. Am widerlichſten tritt jedoch die Derbheit des Hn. *R.* in ſeinen, auf S. 136 fg. abgedruckten „kurzweiligen“ Schluſsbemerkungen über die deutſche Rechtſchreibung hervor, die er für eine Falſchſchreibung hält, weſshalb er „gegen die Buchſtabenketzerbrut die Bannbulle ſchleudert,“ vorher jedoch „als ächter Proteſtant ſeine Gründe zu dieſem Anathema angiebt.“ Wenn ihn dann auch „engherzige Sprachgebrauchsknechte“ verketzern, nun „ſo hat er es doch gewagt, Vernunft zu predigen.“ Wir können uns dem mehr als verdrieſslichen Geſchäfte nicht unterziehen, alle die plumpen Witzeleyen gegen den „verehrteſten oder hochgeehrteſten Herrn Sprachgebrauch,“ welcher nichts iſt, als ein „wider den Sprachgeiſt von den Grammatikern auf den Thron geſetzter hirnloſer Popanz,“ — ferner über den „hochgebietenden Herrn Langſtaken *h*“ über die „verſilberten Pillen,“ welche der Vf. dem Sprachgebrauche, um ihn *radicaliter* zu heilen, einſtweilen in den, ſtets vor Müdigkeit gähnenden Mund ſteckt u. ſ. w., hier zu wiederholen. Möge Hr. *R.* in Zukunſt mit mehr Anerkennung der Leiſtungen früherer Grammatiker verfahren, und ſich auf dem Wege eingebildeter Infallibilität, welche er anderen ſo gern vorwirſt, nicht zu weit verirren! Es ſollte uns freuen, dann auch Gutes von ihm berichten zu können.

No. 6. Rec. wundert ſich nicht, daſs dieſes, in ſeiner zweyten Auflage vor uns liegende Buch auch in anderen Lehranſtalten, als in der dem Vf. untergebenen Bürgerſchule zu Caſſel, Eingang gefunden hat. Denn obgleich Hr. *S.* mit groſser Beſcheidenheit von ſeinen Leiſtungen ſpricht, und zugiebt, daſs dieſe Arbeit eigentlich und zuerſt nur für *ſeine* Schule beſtimmt geweſen ſey: ſo iſt doch der darin beobachtete Lehrgang natürlich und der Vortrag der einzelnen Regeln einfach und klar genug, um dieſen Auszug aus der deutſchen Sprachlehre zu empfehlen. Der Vf. handelt zuerſt von den Lauten und ihrer Entſtehung, hierauf von den Wörtern und Wörterclaſſen, von der Fallſetzung, von der Steigerung der Bey- und Neben-Wörter, von den Zeitwörtern, von der Verwandlung und Regierung der Wörter, von der Bildung der Redeſätze, vom Gebrauche der Binde-, Frage- und Zwiſchen-Wörter, von der örtlichen Verſchiedenheit und der fortſchreitenden Ausbildung der Sprache, vom Unterſchiede der Schreibarten, von den Regeln der Rechtſchreibung und von der Zeichenſetzung. Am Schluſſe hat er noch ein Verzeichniſs der Fremdwörter aus alten Sprachen, ein Verzeichniſs der deutſchen und lateiniſchen Abbreviaturen und ein deutſches Stammwörterbuch hinzugefügt. Man kann aus dieſer Ueberſicht ſchon entnehmen, daſs er nichts Weſentliches übergangen hat, indem das Buch durchaus nur für Bürgerſchulen, nicht für Gymnaſien berechnet iſt. In ſeiner Anſtalt läſst der Vf. (nach Vorr. S. VI) die deutſche Sprache ſo lehren, daſs in der unterſten oder ſechſten Claſſe mit dem Unterrichte im Leſen die Lehre von den Lauten verbunden wird, damit die Kinder veranlaſst und gewöhnt werden, ihre Ausſprache zu berichtigen. In der fünften Claſſe werden die Schüler mit dem Unterſchiede der Wörterclaſſen bekannt gemacht, wodurch nicht allein das ausdrucksvolle Leſen ſehr befördert, ſondern auch zu dem ſpäter folgenden orthographiſchen Unterrichte der erſte Grund gelegt wird. In der vierten Claſſe wird die Lehre von der Fallſetzung, ſowie von der Steigerung der Bey- und und Neben-Wörter erläutert und eingeübt. In der dritten Claſſe folgt die Lehre von der Abwandlung der Zeitwörter überhaupt, die Zeitſetzung der Verben, die Bildung des Paſſivs und die neutrale Conjugation. In der zweyten Claſſe werden die Kapitel von der Verwandlung der Wörter, von der Regierung derſelben, von der Satzbildung und von dem Gebrauche der Binde-, Frage- und Zwiſchen-Wörter, ſowie die Regeln der Rechtſchreibung und Zeichenſetzung abgehandelt.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

MAI 1837.

DEUTSCHE SPRACHLEHRE.

1) Klagenfurt, b. Leon: *Materialien zu einem zweckmäſsigen Unterrichte in der deutſchen Sprachlehre.* Ein methodiſches Handbuch für Lehrer und diejenigen, welche ſich ſelbſt in der deutſchen Sprachlehre unterrichten wollen. Von *Carl Ruſsheim* u. ſ. w. I Theil: *Wortforſchung* u. ſ. w. II Theil: *Wortfügung* u. ſ. w.

2) Ebendaſelbſt: *Sprachübungen über die Regeln der Wortforſchung und Wortfügung*, eingerichtet nach der für die Normal- und Haupt-Schulen vorgeſchriebenen deutſchen Sprachlehre. Ein Auszug aus dem methodiſchen Handbuche für Lehrer: „Materialien zu einem zweckmäſsigen Unterrichte in der deutſchen Sprachlehre." Von *Carl Ruſsheim* u. ſ. w.

3) Soest, b. Naſſe, u. Hannover, in Commiſſion b. Hahn: *Methodiſcher Leitfaden für die Sprachbildungsübungen* in der Unterclaſſe einer Elementarſchule. Von *C. G. Ehrlich* u. ſ. w.

4) Magdeburg, b. Heinrichshofen: *Elementarbuch der deutſchen Sprachlehre*, nach *Becker's* Grammatik bearbeitet von *C. A. J. Horrmann* u. ſ. w.

5) Stralsund, in der Struck'ſchen Verlagshandl.: *Kleines wiſſenſchaftlich - praktiſches Lehrbuch der deutſchen Sprache.* Zunächſt für Land- und Bürger-Schulen und untere Gymnaſialclaſſen, ſo wie zum Selbſtunterrichte für Jederman. Herausgegeben von Dr. *Werner Reinhold* u. ſ. w.

6) Cassel, b. Krieger: *Auszug aus der deutſchen Sprachlehre* für Bürgerſchulen, wie auch für diejenigen, welche ſich ſelbſt nachzuhelfen wünſchen. Von Dr. *Carl Chriſtoph Schmieder* u. ſ. w.

7) Helmstaedt, in der Fleckeiſen'ſchen Buchh.: *Kurzgefaſste deutſche Grammatik* nach neueren Sprachforſchungen, für Bürgerſchulen und untere Gymnaſialclaſſen methodiſch bearbeitet von Dr. *H. Eggeling* und *L. Rölecke* u. ſ. w.

8) Frankfurt a. d. O., in der Hoffmann'ſchen Buchh.: *Schulgrammatik der deutſchen Sprache*, zunächſt für die Oberſchule zu Frankfurt a. d. O., von *Carl Wilh. Wiecke* u. ſ. w. und *Ernſt Heinr. Richter* u. ſ. w.

9) Danzig, b. S. Anhuth: *Allgemeiner Mechanismus des Periodenbaues*, nebſt einem Verſuche, an ihn eine Kritik der deutſchen Periode anzuknüpfen. Von *Joh. Aug. O. L. Lehmann* u. ſ. w.

10) Aarau, b. H. R. Sauerländer: *Deutſche Sprachlehre für Schulen.* Von *Maxim. Wilh. Götzinger* u. ſ. w.

(Beſchluſs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.)

In der erſten Claſſe endlich werden die Abſchnitte von den örtlichen Sprachformen, von der Formbildung der Sprache in der Zeit und von den verſchiedenen Schreibarten durchgegangen, auch die Fremdwörter und Abbreviaturen erläutert, und daneben nicht allein die orthographiſchen Uebungen fortgeſetzt, ſondern auch die Schüler häufig Aufſätze zu ſchreiben veranlaſst. Wenn nirgends die nöthigen Wiederholungen und ſchriftlichen Uebungen verſäumt werden, ſo hat Rec. gegen dieſen Plan im Allgemeinen nichts zu erinnern, und er iſt überzeugt, daſs die Mehrzahl der danach unterrichteten Schüler bey ihrem Austritte aus der Anſtalt eine, zu ihrem Fortkommen im bürgerlichen und Gewerbs-Leben hinreichende Kenntniſs ihrer Mutterſprache erlangt haben werden. Fragen möchten wir den Vf., warum er ſein Verzeichniſs der gebräuchlichſten Fremdwörter nur auf ſolche ausgedehnt hat, die aus den alten Sprachen ſtammen, und warum nicht jedem angeführten Fremdworte auch die deutſche Bedeutung beygefügt worden iſt? Es würde alsdann zum Nachſchlagen beſſer dienen, zumal das Buch nach dem Titel auch für ſolche beſtimmt iſt, die ſich ſelbſt nachhelfen wollen. Manches Wort würde man nicht ungern vermiſst haben, z. B. S. 196 Teſtikel.

No. 7 kann ebenfalls in Bürgerſchulen gebraucht werden, doch iſt es eigentlich für die unteren Claſſen eines Gymnaſiums von den Vff. beſtimmt, welche ihr Beruf als Lehrer am Gymnaſium zu Helmſtädt zur Bearbeitung dieſes ganz für ihre Bedürfniſſe paſſenden Lehrbuches auffoderte. Es zerfällt in zwey Curſus. Der erſte enthält in 2 Abſchnitten die Laut- und Wort-Lehre. Die Lautlehre handelt wieder in 2 Kapiteln von den Buchſtaben und Sylben; die Wortlehre, ebenfalls in 2 Kapiteln, von der Wortbegriffs- und Wortbiegungs-Lehre (Declination, Comparation, Conjugation). Ein Anhang zum erſten Curſus giebt die nöthigſten Regeln der Rechtſchreibung. Der zweyte Curſus enthält die Satzlehre, und handelt im erſten Abſchnitte vom einfachen, und im zweyten

Abſchnitte vom zuſammengeſetzten Satze. Beide haben wieder die nöthigen Unterabtheilungen. Man ſieht ſchon aus dieſer ſyſtematiſchen Anordnung, daſs ſich die Vff. ihre Aufgabe höher geſtellt haben, als Hr. *S.* in No. 6, und auch ſie haben — für die von ihnen angegebene Altersſtufe von 7 bis 11 Jahren — ein nützliches Werkchen geliefert, in welchem ſich überall das Streben nach Präciſion und Deutlichkeit beurkundet. Beſonderes Lob verdienen die, vielen Paragraphen beygefügten, theils regelrechten, theils abſichtlich fehlerhaften Beyſpiele, an welchen der Schüler ſeine Kräfte unter Aufſicht eines aufmerkſamen Lehrers recht wohl prüfen kann. Bey einer wiederholten Auflage des Buches würde eine Vermehrung derſelben ſehr wünſchenswerth ſeyn.

Auch No. 8 wird ſeinem Zwecke entſprechen, wenn ſich ein *tüchtiger* Lehrer mit der Erklärung der darin enthaltenen etymologiſchen und ſyntaktiſchen Regeln beſchäftigt. Rec. muſs nämlich bemerken, daſs ihm Vieles — beſonders in der Syntax — nicht ſo klar entwickelt zu ſeyn ſcheint, wie es das Bedürfniſs in Real- und Bürger-Schulen erheiſcht. Dieſs möchten wir daher den Vffn. zu geeigneter Berückſichtigung für eine neue Auflage empfehlen, und ſie zugleich auf die höchſt nothwendige Reviſion des, die Orthographie betreffenden Abſchnittes aufmerkſam machen. Sie ſtellen z. B. S. 17 §. 43 die Regel auf: „Schwankt der Schreibgebrauch: ſo erkläre dich bleibend für den üblicheren oder beſſer begründeten." Hierauf bemerken ſie u. a. „*Wir ſchreiben: Dienſtag (?) — Dinte* (allerdings richtig von der Dinte des Schreibers, nicht aber von der Tinte des Malers) — *Draht* (falſch ſtatt Drath, indem die hier zu berückſichtigende Regel dahin lautet, daſs, wenn zu dem *h* des Stammes ein harter Conſonant tritt, das *h* entweder in *ch* verwandelt, und alsdann in ſeiner Stelle belaſſen, oder dem bezeichneten Conſonanten nachgeſetzt wird, eine Regel, welche Rec. auch von den Vffn. ſelbſt, z. B. S. 15 in dem Worte *Blüthe* befolgt, aber freylich weiter unten im Worte *Naht* wieder verletzt fand) — *Eltern* (neben *Aeltern* allenfalls zu billigen, obgleich die Ableitung von der Wurzel *al* (zeugen und ernähren) mehr für dieſe Schreibart zu ſprechen ſcheint) — *ging* (entſpricht dem vorhergehenden Worte *giebt*, welches wir nicht angreifen, durchaus nicht, und geht um ſo weniger an, als das *e* hier als Hauptlaut betrachtet werden muſs) — *Hilfe* (neben welcher Form auch *Hülfe (hulp)* in Anwendung kommen kann) — *leugnen* (findet ſich zwar jetzt häufig gebraucht, doch nach unſerer Anſicht ohne entſcheidenden Grund, indem für läugnen die Ableitung von *laugnan* ſpricht, wonach das *äu* hier als Auflaut des *au* ſtünde) — *Schemmel (?) — Waage (?) — wirklich* (doch auch *würklich*, indem neben *wirken* die Form *würken* mit dem Auflaute *ü* für *u* (*waurkjan, wurhan*) richtig angewendet wird) u. ſ. ſ. Dieſs mag hinreichen, die Vff. zu einer ſorgfältigen Durchſicht ihrer Orthographie zu veranlaſſen.

No. 9. Es wird zwar jetzt von vielen Seiten her, beſonders von den Anhängern *Jacotot's* und *Hamilton's*, behauptet, der Schüler müſſe ſich die ſprachlichen Regeln aus ſeiner Praxis ſelbſt bilden, allein Rec. ſtimmt dem Hn. *C.* darin vollkommen bey, daſs man ohne Zweifel ſchneller vorwärts komme, wenn man eine feſte Grundlage vorfinde, und darauf fortbaue, als wenn man ſie ſich erſt ſelbſt legen müſſe. Darum billigt er es auch, daſs ſich der Vf. im vorliegenden Werke bemüht hat, den Bau der Periode durch die Darlegung ihres Skeletes zum Behufe ihrer richtigen und mannichfaltigen Nachbildung anſchaulich zu machen, wobey er übrigens durchaus nicht bloſs die deutſche, ſondern vorzugsweiſe auch die griechiſche und römiſche Sprache im Auge hatte, und ſich ſelbſt den vorzüglicheren Grammatikern nicht ſclaviſch anſchloſs, ſondern hin und wieder auch auf eigenen Forſchungen beruhende eigenthümliche Anſichten zu Tage förderte. Nach einer, ſich mit dem Satze, ſowie mit deſſen Beſtandtheilen und Arten beſchäftigenden Einleitung, in welcher S. 9 die neue Definition: „Der Satz iſt ſolch ein Ausdruck eines Gedankens oder einer Vorſtellung, der entweder durch ein *verbum finitum* allein, oder durch deſſen Verbindung mit anderen Wörtern ſich darſtellt," aufgeführt wird, folgt von S. 44 bis 172 der Haupttheil des Buches, nämlich „der Mechanismus des Periodenbaues," welchem der Vf. §. 10 die Erklärung voranſtellt: „Die Periode iſt ein Satz, oder eine Verbindung von Sätzen, welcher oder welche ein für ſich allein beſtehendes Ganze ausmacht." Um den Mechanismus des Periodenbaues anſchaulicher zu machen, deutet der Vf. alles dahin Gehörige durch beſondere, leicht verſtändliche Zeichen an. A — B — C ſind ihm drey Hauptſätze, die ſich zu einer Periode vereinigen laſſen. An ihnen kann auf fünffache Weiſe die Umſtellung geübt werden, ſo daſs die Figuren ACB — BAC — BCA — CAB — CBA daraus hervorgehen. Die Nebenſätze erſten Grades finden ſich mit kleinen lateiniſchen Buchſtaben bezeichnet. $\frac{A}{a}$ bedeutet, daſs der Nebenſatz ſeinem Hauptſatze folge; a:A, daſs er vorausgehe; A(a)A, daſs er eingeſchaltet ſey. Bey zwey coordinirten Nebenſätzen können folgende, nun leicht verſtändliche Figuren eintreten: $\frac{A}{a\,b}$ — a b : A — A (a, b) A — a: $\frac{A}{b}$ — a:A(b)A — A (a) $\frac{A}{b}$ — A (a) A (b) A. Tritt noch noch ein dritter Nebenſatz des erſten Grades hinzu: ſo wird die Ordnung noch vielfältiger, und es können folgende Figuren entſtehen: $\frac{A}{a\,b\,c}$ — a b c: A — A(a b c)A — a b: $\frac{A}{c}$ — ab: A (c) A — A (a b) $\frac{A}{c}$ — A (a b) A (c) A — a: $\frac{A}{b\,c}$ — a: A (b c) A — A(a) $\frac{A}{b\,c}$

— A(a) A(b c) A — a: A(b) $\frac{A}{c}$ — a: A(b) A(c) A — A(a) A(b) $\frac{A}{c}$ — A(a) A(b) A(c) A. Mit vier coordinirten Nebenſätzen kann eine Periode nach 31 Figuren gebildet werden, mit fünf nach 63, mit ſechs nach 127 u. ſ. f. Von §. 17 (S. 77) an wird die Periode betrachtet, welche aus einem Haupt- und zwey nicht coordinirten Neben-Sätzen beſteht. Sind dieſe Nebenſätze nicht mit einander coordinirt: ſo iſt einer dem anderen ſubordinirt, alſo der eine ein Nebenſatz des zweyten Grades, der andere des erſten. Die Nebenſätze des zweyten Grades bezeichnet Hr. *C.* mit kleinen griechiſchen Buchſtaben, und ſetzt auch hier wieder durch Periodenfiguren Alles klar in's Licht, z. B. $\frac{\frac{A}{a}}{\alpha}$ — $\frac{A}{a(\alpha)a}$ — $\frac{a}{\alpha}$: A — a (α): A — A $\left(\frac{a}{\alpha}\right)$ A — A (a (α) a) A u. ſ. f. Dieſen reiht der Vf. noch die Bilder mit einem Nebenſatze des dritten Grades (welche er mit groſsen deutſchen Buchſtaben), und des vierten Grades (welche er mit kleinen deutſchen Buchſtaben bezeichnet) an. Aus ihrer Zuſammenſtellung entſtehen 24 Figuren, von welchen wir als Beyſpiel No. 14: a $\left(\frac{\alpha}{\mathfrak{A}(\mathfrak{a})\mathfrak{A}}\right)$ a: A ausheben, zu welchem die erläuternde Periode alſo lautet (S. 88): „So lange Alexander der Groſse diejenigen Völker, welche ſich um ſo lieber unter ſeine Botmäſsigkeit begaben, da ſie die Schwäche ihrer Herrſcher einſahen, von denen ſie bisher gelenkt waren, mit Milde und Klugheit behandelte, konnte er ſich der gröſsten Ehrenbezeugungen mit vollem Rechte erfreuen.“ Auch die mehrfache Subordination und Coordination der Nebenſätze, ferner die Coordination der Hauptſätze (indem anfänglich der leichteren Ueberſicht wegen immer nur ein Hauptſatz in die Periode aufgenommen worden war) findet S. 89 ff. ihre Erläuterung und bildliche Darſtellung. Hier werden die Figuren immer verwickelter, aber für den, welcher dem Vorhergehenden mit Aufmerkſamkeit gefolgt iſt, nicht unverſtändlich, z. B. S. 120:

$$\text{a : A} \left(^{\text{b}} \left(\frac{\alpha}{\mathfrak{A}}\right)^{\text{b}}\right) \text{A; } \frac{\text{c:B;}}{\beta} \quad \frac{\text{C}}{\frac{\text{d}}{\gamma\left(\frac{\mathfrak{B}}{\mathfrak{a}}\right)\gamma} \qquad \frac{\text{e}}{\delta\,(\mathfrak{C})\,\delta}}$$

Dieſs iſt die wichtigſte Partie des Buches, denn der zweyte Abſchnitt des erſten Theiles (S. 139 — 172), welcher von Umgeſtaltung der Sätze und Satztheile handelt, iſt eigentlich in dieſem Gebiete nicht ganz einheimiſch, ſondern gehört in die Lehre vom Satze, und der ganze zweyte Theil (Verſuch, an den allgemeinen Mechanismus des Periodenbaues eine Kritik der deutſchen Periode anzuknüpfen) von S. 173—413 erſcheint uns wegen ſeiner allzu weitläuftigen Ausführung faſt als ein Hinderniſs der Verbreitung und Benutzung des empfehlenswerthen Buches. Wenigſtens möchte Rec. für den Gebrauch in höheren Schulclaſſen einen beſonderen Abdruck oder Separatverkauf des uns höchſt anſprechenden Abſchnittes von S. 44 bis 138 wünſchen.

No. 10. Die ausgezeichnet günſtige Aufnahme, welche die vorliegende, erſt 1833 in der zweyten, und zwey Jahre darauf ſchon in der dritten Auflage erſchienene deutſche Sprachlehre gefunden hat, iſt wohl verdient. Dieſe Grammatik iſt des Beyfalles vollkommen würdig, welcher ihr bey ihrem erſten Erſcheinen in unſerer A. L. Z. 1828. No. 158 f. zu Theil geworden. Da ſich a. a. O. das Weſen und die Einrichtung des Buches ausführlich dargeſtellt findet: ſo kann Rec. ſich hier nur auf einige Aenderungen einlaſſen, welche der Vf. in der zweyten und dritten Auflage eintreten zu laſſen für gut fand, und ſtattet darüber kurzen Bericht ab. Schon in der zweyten Auflage traten in der Anordnung des Stoffes vielfältige Aenderungen — namentlich in der Satzlehre — ein; auch wurde das erſte und zweyte Buch (Lautlehre und Sylbenlehre) in eins verſchmolzen, die Regeln der Rechtſchreibung und Interpunction wurden als ſechſtes Buch zuſammengeſtellt, und die 400 gröſseren Paragraphen der erſten Auflage in kleinere zertheilt, ſo daſs nun 600 vorhanden ſind. Auch verdient es lobend erwähnt zu werden, daſs Hr. *G.* die Aufgaben nicht mehr einen beſonderen Theil ausmachen läſst, ſondern dieſelben gleich nach den §§, zu welchen ſie gehören, eingeſchaltet hat, da ſie auch als Erläuterungen und Belege für die Regeln dienen. In der dritten Auflage hat nur der erſte Abſchnitt des dritten Buches, welcher von der Satzbildung handelt, eine Umänderung im Ganzen erfahren, welche ſehr zum Vortheile dieſer Kapitel gereicht. Namentlich hat der Vf. ſein beſtändiges Fortſchreiten auf dieſem Felde und ſeine Geneigtheit, dasjenige anzuerkennen, was Andere Gutes zu Tage fördern, dadurch beurkundet, daſs er die von uns oben (ſ. No. 9) als praktiſch angerühmten *Lehmann'*ſchen Figuren in ſeine Sprachlehre eingeführt hat. Daſs auſserdem auch noch an vielen Orten Verbeſſerungen und nützliche Einſchaltungen oder Abkürzungen eingetreten ſind, bedarf keiner Verſicherung, und Rec. ſchlieſst mit dem Wunſche, daſs dieſe, vorzugsweiſe für höhere Schulen beſtimmte Sprachlehre in denſelben immer weitere Verbreitung finden möge.

D. H. E. S.

ALTERTHUMSWISSENSCHAFT.

Wismar, gedr. in der Rathsbuchdruckerey von Oeſten Wittwe: *Alterthümer Daciens*, von Dr. *Heinrich Francke*, ord. Lehrer an der groſsen Stadtſchule zu Wismar. Schulprogramm für 1836. 36 S. 4.

Den Verfaſſer dieſer Monographie zeichnen überall in ſeinen hiſtoriſchen Arbeiten (*Arnold von Brescia*, Zürich 1825. *Mecklenburgs Noth und Kampf*

vor und in dem Befreyungskriege, Wismar 1835) neben einigen befonderen Vorzügen folgende allgemeine Eigenfchaften aus: ein wahrhaft gründliches und befonnenes Studium, eine feine, echt combinatorifche Kritik, ein warmes, theilnehmendes Intereffe, das ihn beftändig mitten in den Gegenftand hineinverfetzt, eine klare und lebendige Anfchaulichkeit in der Darftellung neben einer angemeffenen, würdevollen Sprache. Dem Vf. ift es in vorliegender Arbeit natürlich nur um die Behandlung einiger, für die Gefchichte befonders wichtigen, und dabey ftreitigen Puncte in den Alterthümern Daciens, und zwar noch mit befonderer Rückficht auf das Zeitalter Trajans, als des Gründers der Provinz, zu thun. Diefs ift uns zugleich eine erfreuliche Bürgfchaft mehr, dafs die durch den neueften Mefskatalog erregte Hoffnung auf eine vollftändige Gefchichte Trajans von dem Vf. wohl baldigft in Erfüllung gehen dürfte. Die einzelnen Abfchnitte der Abhandlung find folgendermafsen überfchrieben: I. Heerftrafsen. S. 4—7. II. Wälle, Päffe und Gräben. S. 7—12. III. Daciens Eintheilung, Municipien und Colonieen. S. 13—27. IV. Ifis, Anubis und Kanopus in Dacien. Erweiterung Daciens. S. 27—30. V. Die fteinerne Brücke Trajans. S. 30—34. VI. Trajans Büfte und Marstempel mit Grabmonumenten. S. 35—36. Dabey ift es dem Rec. aufgefallen, warum der Vf. aus dem, was er S. 1—3 über den Cult des Zamolxis fo höchft intereffant beybringt, und aus dem, was er S. 27 f. in der Kürze berichtet, was er auf die Weife von jenem erften getrennt, und an einen weniger paffenden Ort geftellt, doch aber zum Haupttitel des vierten Abfchnittes gemacht hat, da gerade auch diefer Punct zur Auffaffung des geiftigen Lebens in jenen Gegenden fo erheblich war. Auch ift Rec. mit dem Vf. hinfichtlich der Ableitung des Zamolxis-Cultus in fofern nicht ganz einverftanden, als einmal der Ausdruck, dafs er aus der Schule des Pythagoras hervorgegangen fey, immer nicht beftimmt genug gefafst ift, und je nach feiner Faffung denn auch eben fo füglich von vorn herein bejaht, als verneint werden kann; fürs Andere aber auch der Inhalt jenes Cultus mit feinen Hauptdogmen nicht ausfchliefslich auf nordifchen Urfprung hinweift, oder jene Nachricht von feinem Urfprunge als eine Erfindung der Griechen documentirt. Kein Syftem der alten Philofophie hat zu dem wefentlichen Inhalte des vom Cultus des Zamolxis uns Bekanntgewordenen fo viel Anlage oder fchon entwickelten Stoff, als gerade der Pythagoräismus. Die Annahme einer ganz eigenthümlichen, von nordifchen Elementen jedoch keinesweges unberührt gebliebenen Lehre findet Rec. dabey durch kein befonderes Motiv ausgefchloffen. Vielleicht erklärt der Vf. fich darüber bey anderer Gelegenheit näher. Derfelbe behandelt eine Menge Infchriften mit grofser Sorgfalt, was um fo mehr Lob verdient, als gerade diefe eine fo wefentliche Quelle für die Unterfuchung von Alterthümern bilden. Daraus werden viele Hypothefen widerlegt, Irrthümer berichtigt, intereffante Refultate gewonnen. Die Angabe der wahren Lage des alten Taurunum fcheint dem Vf. mit am beften geglückt zu feyn; danach ift der Gegenftand wohl unzweifelhaft. Aber um noch viele andere Puncte hat der Vf. fich ein bleibendes Verdienft erworben. Ueberall erzählt er mit der Lebendigkeit eines Augenzeugen; die erheblichften der immer forgfamft angeführten (nur S. 27 Anm. 5 hat Rec. diefe Accurateffe, was allerdings gar fehr Nebenfache ift, bey *Creuzer* und *Jacobi* vermifst) Belegftellen find in den Anmerkungen vollftändig beygebracht worden. Der wichtigfte und lehrreichfte Abfchnitt ift ohne Zweifel der dritte: hier hat der Vf. zunächft die Unhaltbarkeit der gewöhnlich angenommenen Eintheilung Daciens in *Dacia ripenfis*, *alpenfis* und *mediterranea* gezeigt, für die fich wenigftens keine Zeugniffe der Alten anführen laffen, wenn fie auch in fich gerade nichts Unnatürliches hat. Die einzelnen Plätze, Städte u. f. w. werden ganz vortrefflich behandelt; daran knüpfen fich ja fo viele wichtige hiftorifche Denkmale, Infchriften u. dgl., was wieder auf die Gefchichte des Landes ein vortheilhaftes Licht zurückwirft. Dazu gehören natürlich vorzugsweife auch alle wieder aufgenommenen Denkmäler oder Trümmer der Kunft. Im folgenden Abfchnitte wird der Bereich und die Grenze römifchen Vordringens in diefe Gegenden ermittelt. Wenn auch faft unzweifelhaft ift, dafs die Wallachey und Moldau bis an den Pruth von der römifchen Macht unterworfen, und diefes ganze Land von ihnen Dacien genannt worden ift, fo läfst fich eine ganz fichere und genaue Grenzangabe doch fchwerlich ermitteln. Mit Wahrfcheinlichkeit läfst fich dagegen der für die Erklärung mancher claffifchen Stellen wichtige Begriff des Sarmatifchen beftimmen. Indem Rec. die kritifch feine Unterfuchung über die fteinerne Brücke des Trajan zur eigenen Lefung in der kleinen Schrift felbft dringend empfiehlt, glaubt er zugleich den dadurch eingeleiteten Forfchungen über die gefamte Gefchichte Trajans das günftigfte Prognoftikon ftellen zu können. Gerade auf diefem Wege gründlicher Special-Unterfuchung ift die Aufhellung noch mancher Partieen der *alten* Gefchichte möglich und wünfchenswerth, und wir hoffen im Dienfte der Wiffenfchaft, dafs Hn. *Fr.* dazu eine unverkümmerte Mufse neben feinem Amte, und alle äufseren Förderniffe werden mögen, die dazu nothwendig gehören.

F. L.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

MAI 1837.

MEDICIN.

LEIPZIG, b. Wuttig: *Die Krankheiten des Herzens.* Nach dem Französischen des Dr. *J. Bouillaud*, Prof. d. inneren Klinik an d. medic. Facultät zu Paris. Deutsch bearbeitet und mit Zusätzen herausgegeben von Dr. *Alfr. Ferd. Becker.* 1836. Erster Band. VI u. 298 S. Zweyter Band. 369 S. gr. 8. (2 Thlr. 12 gr.)

Obschon Frankreich in den medicinischen Wissenschaften uns Deutschen keineswegs vorangeschritten ist, so müssen wir doch gerechter Weise anerkennen, dass wir dorther über die Krankheiten der Lungen und des Herzens, sowie über die Auscultation, viele Aufklärungen und Bereicherungen erhalten haben. Darum erweckt jeder neue derartige Beytrag ein gutes Vorurtheil, besonders, wenn wir ihn aus einer Hand empfangen, die nur Gediegenes zu reichen gewohnt ist. *Bouillaud* ist nicht nur als Schriftsteller, besonders durch sein Werk über die Krankheiten des Gehirns, anerkannt, sondern auch als tüchtiger Kliniker, in welcher Eigenschaft er erst kürzlich von seinen Schülern mit einer Medaille beschenkt wurde. Ausserdem huldigt er, so viel wir wissen, dem sich immer mehr entwickelnden Systeme der sogenannten physikalischen, oder besser, physiologischen Pathologie, welches wenigstens leere, ohne alles materielle Substrat ersonnene Hypothesen aus seinem Bereiche zu entfernen sehr geeignet ist. Unser Vf. bezieht sich hierauf schon in seiner Vorrede, in welcher er die Entwickelung dieses, sich namentlich in Paris und durch französische Aerzte immer mehr ausbildenden Systems sehr belobt. In derselben gedenkt er weiter der allmälichen Erweiterung der Lehre von den Herzkrankheiten, und wie zehn Jahre mühevoller Forschungen ihm endlich gestatteten, den dichten Schleier, welcher diese Lehre noch immer umhüllt, wenigstens einigermafsen zu lüften. Wohl nicht ganz ohne Selbstschätzung, und wer wollte das tadeln, aber mit weit grösserer Bescheidenheit und schlichter Geradheit, als andere französische Gelehrte, erwähnt er ferner die Hauptresultate, welche er aus seinen Forschungen zog, auf die wir jedoch erst später zurückkommen werden, er legt uns den Plan des ganzen Werkes vor, und schliesst diese Einleitung mit der Erinnerung, wie nothwendig es sey, bey einem Organe, wie das Herz ist, auf das sich am leichtesten die Grundsätze der Physik anwenden lassen, anatomische und physiologische Betrachtungen der Pathologie voranzuschicken. Auch wir erkennen diese Nothwendigkeit um so mehr, als wir bey einer auf Physiologie gegründeten Pathologie gewiss zuerst des Vfs. Ansichten über erste kennen müssen, und danken dem Vf. dafür um so inniger, weil wir dadurch zugleich eine vollständige Monographie aller Zustände des Herzens erhalten.

Die erste Abtheilung behandelt die *Anatomie des Herzens*, und zwar der erste Abschnitt, A. *Das allgemeine Bild, nebst dem äusseren Verhalten des Herzens.* Das Herz ist dem Vf. ein hohler Muskel, welcher vermöge seines Baues und seiner Functionen eine lebendige doppelte Druck- und Saug-Pumpe vorstellt, die von einer ihr inwohnenden, unter dem Einflusse des Nervensystems stehenden Kraft bewegt wird. Dabey werden die Ventrikel mit dem Pumpenstiefel und die Vorhöfe mit dem Flüssigkeitsbehälter verglichen. (Wem solche Vergleiche zu hinkend, oder gar anstösig erscheinen, der bedenke doch, dass eine unserer neuesten und gediegensten Physiologieen beynahe ganz denselben, nur noch durch das Bild der Feuerspritze erweitert, gebraucht.) Die weitere anatomische Beschreibung, ganz nach der natürlichen Lage des Herzens im lebenden Körper gegeben, ist ausführlich und sehr klar. Unter B. *Beschreibung der Herzgewebe*, ist beym Muskelgewebe die Darstellung der einzelnen Lagen desselben, besonders der kreisförmigen und gewundenen Muskelfibern, sowie der einzelnen Säulen, neu; ebenso beym serösen Gewebe die gründliche und ausführliche Beschreibung der das Herz im Inneren auskleidenden Membran: *Endocardium*, sowie deren Eigenschaft, den Färbestoff des Blutes einzusaugen. Interessant und mit grosser Genauigkeit dargelegt sind des Vfs. werthvolle Untersuchungen über das Volumen, Gewicht, und die absoluten und relativen Dimensionen des Herzens und seiner Theile, der Wände, Mündungen, Höhlen, Klappen. Es wird die Beobachtung *Laennecs*, dass die Grösse des Herzens mit der der Faust des betreffenden Individuums so ziemlich übereinkomme, bestätigt. Die sämtlichen Untersuchungen und Ausmessungen geschahen theils an normalen, theils an atrophischen und theils an hypertrophischen Herzen, und werden demnach in drey Reihen abgehandelt, die Resultate aber tabellarisch zusammengestellt. Als ein Hülfsmittel für die Kenntniss der relativen Ausdehnung des Herzens wird auch die Percussion genannt, weil man dadurch im Stande sey, wenigstens den von den Lungen nicht bedeckten Raum der vorderen Herzfläche genau zu erkennen. Allein dieselbe kann nur als ein sehr trügerisches, und zu vielen Fehlschlüssen verleitendes

bezeichnet werden. Dagegen ſind die, dieſe Abtheilung ſchlieſsenden Bemerkungen über die zweckmäſsigſte Art, pathologiſch-anatomiſche Unterſuchungen des Herzens anzuſtellen, wenn auch für uns nicht neu, doch ſehr zweckmäſsig.

II Abtheilung. *Phyſiologie des Herzens.* I Artikel. 1) *Aeuſserlich ſichtbare Bewegungen.* Hier ſpricht der Vf. ſeine Anſichten über die Syſtole und die Diaſtole aus. Ihm ſind beide lebenskräftige Acte. Die Vorhöfe und Kammern vollenden gleichzeitig entgegengeſetzte Bewegungen. Der Stoſs der Herzſpitze gegen den Thorax wird durch die Contractionen der Ventrikel erzeugt. 2) *Innerliche Verrichtunden der Klappen*, oder wie ſie der Vf. nennt, der organiſchen Ventile. Die Aufrichtung der *valv. mitr.* und *tricusp.* iſt, wie die mit ihr iſochroniſche Syſtole, eine active Bewegung, ihre Erſchlaffung dagegen eine paſſive, wie die gleichzeitige Diaſtole, während alle Bewegungen der *valv. ſemil.* rein paſſiv bleiben, wodurch der hier weiter ausgeführte Vergleich des Herzens mit einem doppelten Druck- und Saug-Werk erſt recht einleuchtend wird. Die Grundurſachen oder Bewegungen des Herzens ſetzt der Vf. eineſtheils in das Nervenſyſtem, und zwar in die Abhängigkeit von den Ganglien des *N. ſympath. magn.;* andertntheils in das Blut ſelbſt, als in einen mächtigen Lebensreiz. Man wird hieraus leicht erſehen, daſs ſich der Vf. bemüht, einzelne Gegenſtände ſicher zu begründen, und als feſte Annahme hinzuſtellen, welche andere Phyſiologen theils leugnen, z. B. die Activität der Diaſtole, theils anders deuten, z. B. das Entſtehen des Herzſchlagens. Allein auch er beruft ſich auf ſeine genauen Unterſuchungen, deſshalb müſſen wir ſeine Ausſprüche *vorläufig* dankbar annehmen. Beynahe daſſelbe gilt von dem, was er uns im II Artikel von dem *Entſtehen der Herzgeräuſche oder Herztöne* ſagt. Sie werden hervorgebracht theils durch den Stoſs des Herzens an die Bruſtwand, theils durch die Reibung deſſelben am Herzbeutel, theils durch den Durchgang des Blutes durch die Höhlen, theils durch das abwechſelnde Aufrichten und Sinken der Klappen. Alle dieſe Momente haben ihren Antheil an der Entſtehung des erſt durch *Laennec* bekannt gewordenen und ſeither vielfach unterſuchten und verſchieden erklärten *zweyten Tones* beym Herzſchlage. Der Vf. beſchreibt denſelben ſehr genau, erörtert beyläufig die Frage, ob man die Geräuſche des rechten und des linken Herzens deutlich von einander unterſcheiden könne, theilweiſe, beſonders in Beziehung auf pathologiſche Zuſtände, bejahend, und geht dann zu der phyſikaliſchen Erklärung der Herzgeräuſche über. Er giebt hier die bisher verſuchten Deutungen, nämlich I. Erklärung der Herztöne aus Oscillationen der Muskelſubſtanz des Herzens *(Wollaston, Ermann);* II. Erklärung der Herztöne aus Schwingungen der Blutmoleküle *(Spittal, Hope, Pigeaux, Carlile);* III. Erklärung der Herztöne aus dem Zuſammenſtoſsen von Luft und Blut (*Burdach*); IV. Erklärung der Herztöne aus Schwingungen der Bruſtwand (*Magendie, Turner*); V. Erklärung der Herztöne aus Schwingungen der Klappen (*Rouanet, Bryan, Ch. Williams*); mit kritiſchen Bemerkungen, ſich ſelbſt zu Gunſten der letzten fünften Erklärungsweiſe ausſprechend. — Im II Abſchnitte: *Phyſiologie des Herzens im krankhaften Zuſtande*, handelt der I Art. von den *Herzſchlägen im abnormen Zuſtande*, und zwar 1) von den Momenten, welche die Zahl und Ordnung der Herzſchläge verändern können, wohin meiſtens dynamiſche und organiſche Störungen zu rechnen ſind; 2) von der abnormen Stärke und Ausbreitung der Herzſchläge und dem ſogenannten Katzenſchnurren oder der ſchwingenden Erſchütterung. Hiebey macht der Vf. ganz beſonders auf ſeine ſtete Beobachtung aufmerkſam, wie ſtarke und heftige Herzſchläge mit der Zeit eine ſehr deutliche Wölbung der Herzgegend verurſachen, wie der Veränderung der Intenſität der Puls- und Herz-Schläge meiſtentheils Hypertrophie oder Atrophie zum Grunde liege, und wie ſehr oft, aber freylich nicht immer, die Ausbreitung des Herzſchlages mit ſeiner Stärke gleichen Schritt halte. Das ſchnurrende Gefühl, eigentlich mehr einem fibratoriſchen Zittern vergleichbar, welches man auch in den gröſseren Arterien fühlt, findet ſich gewöhnlich bey Verengerungen, ferner bey Trockenheit des Herzbeutels, und überhaupt bey allen krankhaften Veränderungen, welche eine Reibung hervorbringen können. Im II Artikel werden die *abnormen Herzgeräuſche* beſprochen. Sie beſtehen in Abänderung der normalen, hinſichtlich der Stärke des Klanges u. ſ. w.; am ausführlichſten wird das Blaſebalggeräuſch erörtert, und als deſſen nächſte Urſachen angegeben: Verengerungen der Herzmündungen, Blutcoagula im Herzen, abnorme Enge der Aortenmündung, Excreſcenzen, kalkartige Ablagerungen auf den Klappen, Unvermögen derſelben, die Oſtien zu verſchlieſsen, beträchtliche Hypertrophie des linken Ventrikels mit Erweiterung ſeiner Höhlen, auſserdem findet es ſich bey chlorotiſchen, nervöſen und blutloſen Individuen, ſowie bey allen Arten der Anämie. Dieſem folgen die abnormen Geräuſche durch den Stoſs des Herzens gegen die Bruſtwand. So ſoll bey Verknöcherungen das Herz wie ein Horn anſchlagen, und bey heftigem Herzklopfen ein beſonderes metalliſches Klingen hörbar ſeyn. Die abnormen Geräuſche, durch Reibung der einander zugewendeten Flächen des Herzbeutels erzeugt, beſtehen meiſtens in denen des Raſchelns, Anſtreifens, Schabens u. ſ. w. bey Entzündungen oder Verknöcherungen des Herzbeutels. III Artikel: *Geräuſche der Arterien.* Sie ſind im Normalzuſtande offenbar Wirkungen der Reibung und des Stoſses der Blutſäule gegen die Gefäſswände; im abnormen bilden ſie 1) das intermittirende Blasbalggeräuſch. Daſſelbe iſt eine Erhöhung des normalen, und kommt beſonders vor bey Geſchwülſten, welche auf die Arterien drücken, bey Aneurysmen, beym *Varix aneurysmaticus*, bey Verknöcherung der Arterien und bey groſser Aufregung des arteriellen Syſtems; 2) das anhaltende Blaſebalggeräuſch mit doppeltem Zug; 3) das modulirte Pfeifen oder Singen; beide Arten kommen vor bey chloretiſchen, zarten,

nervösen Individuen und bey Anämie. IV Artikel: *Geräusche des Foetusherzens und Mutterkuchens.* Dieser ganze Abschnitt, und namentlich die Artikel, welche sich auf die Erklärung der Herzgeräusche beziehen, sind vom Vf. mit ganz besonderer Vorliebe und Gründlichkeit bearbeitet; vorzüglich bemühte er sich, die Verschiedenartigkeit der einzelnen Töne und Geräusche durch versinnlichende Vergleiche, selbst durch Noten, recht klar und deutlich zu machen, weshalb besonders die Verehrer und Pfleger der Auscultation in dem Gesagten manches Neue, wenigstens viel Interessantes finden werden. Wäre nur überhaupt die Auscultation, mit vorurtheilsfreyem Blicke betrachtet, nicht ein so vielfach trügendes, daher höchst unsicheres Hülfsmittel für die Diagnose! Auch unser Vf. gesteht diess einigermaſsen zu, deshalb glauben wir ihn gegen den ihm mehrfach gemachten Vorwurf, als lege er einen zu grossen Werth auf die Auscultation, mit gutem Gewissen vertheidigen zu können. Denn er übte sie zwar sehr fleisig, suchte sie zu vervollkommnen und besser zu begründen, und handelte alle einzelnen Momente derselben, so weit sie sich auf Herzkrankheiten beziehen, hier in diesem mehr allgemeinen Theile genau ab; bey der Abhandlung der einzelnen Krankheiten des Herzens aber gedenkt er derselben mehr beyläufig, als vorzugsweise. — Der Vf. geht sofort zur Abhandlung der Krankheiten des Herzens selbst über:

I Theil. *Allgemeine Betrachtungen der Herzkrankheiten.* I Artikel. *Allgemeine Betrachtungen über den Sitz und den anatomischen Charakter der Herzkrankheiten.* Der Sitz nimmt nur höchst selten das ganze Organ, meistens bloss einen Theil desselben ein; hinsichtlich des anatomischen Charakters aber, kann man hier zwey grosse Classen annehmen, nämlich eine, bey der man nach dem Tode wirkliche Veränderungen vorfindet, und eine, bey welcher diess nicht der Fall ist. Der Vf. macht gelegentlich darauf aufmerksam, dass man doch mit den festen Theilen stets zugleich auch die flüssigen mit in Betrachtung ziehen müsse, versäumt auch nicht, sich über den Werth, die Bedeutung und rechte Anwendung der pathologischen Anatomie gehörig, und nach des Rec. Meinung sehr treffend, auszusprechen. II Art. *Allgemeine Betrachtungen über den physiologischen Charakter und die Diagnose der Herzkrankheiten.* Die Symptome der Herzkrankheiten sind örtliche, welche man durch Percussion, Auscultation, Betasten und Anschauen findet, und sympathetische, welche wieder, theils in physikalische und mechanische, wie beym Druck benachbarter Organe, passiven Congestionen u. s. w., theils in rein active, z. B. Fieber, zerfallen. III Art. *Allgem. Betrachtungen über die Ursachen der Herzkrankheiten.* Es sind nicht, wie man bisher annahm, bloss specifique Ursachen zu statuiren, sondern es ist vielmehr die ganze Aetiologie auch auf die Krankheiten des Herzens anzuwenden. Der Vf. erörtert besonders die mechanischen und traumatischen, physischchemischen, moralischen Ursachen, dabey vorzüglich auf die Einflüsse des Gemüths und der Atmosphäre näher eingehend. IV Art. *Allgem. Betrachtungen über das Wesen der Herzkrankheiten und ihre Eintheilung.* Obgleich der Vf. das Geständniss ablegt, dass wir bis jetzt noch nicht im Stande seyen, das innere Wesen der Krankheiten des Herzens mit sicherer Zuversicht erklären zu können, so müssen wir doch seine besonderen Grundsätze, seine Ansichten über das Wesen der Krankheit überhaupt, über Diagnose u. s. w., als die eines nach festen, wissenschaftlichen Principien handelnden Arztes anerkennen und ehren. V Art. *Allgem. Betrachtungen über Verlauf, Ausgänge und Dauer der Herzkrankheiten.* Der Vf. sträubt sich sehr lebhaft gegen den ihm gemachten Vorwurf, als wolle er überall nur Entzündung sehen. VI Art. *Allgem. Betrachtungen über die Prognose der Herzkrankheiten.* Hatten *Senac*, *Corvisart* u. A. dieselbe beynahe für unbedingt ungünstig erklärt, so bemüht sich dagegen der Vf., sie in Beziehung auf seine eigenen Erfahrungen in ein freundlicheres Licht zu stellen, und genau für die einzelnen Arten der Herzkrankheiten zu bestimmen. Nothwendig und unmittelbar tödtlich sind besonders: Rupturen der Herzwände, plötzliche Gerinnungen des Blutes in den Herzhöhlen, zuweilen auch Ohnmachten; nothwendig, aber nicht unmittelbar tödtlich sind: Verhärtung der Klappen mit beträchtlicher Verengerung der entsprechenden Ostien, und gewisse chronische Entzündungen des Herzens und Herzbeutels. Schwer heilbar, aber bey zweckmässiger Behandlung nicht so allgemein tödtlich sind: acute Perikarditis, Karditis und Endokarditis; als bloss zufällig tödtlich müssen endlich betrachtet werden: einfache Hypertrophie, Adhärenzen, fibröse und knorpelige Stellen am Herzbeutel. VII Art. *Allgem. Betrachtungen über die Therapie der Herzkrankheiten.* Sie bietet zwar nichts Neues, hebt besonders die Aderlässe hervor, ist aber durchaus so gegeben, wie es sich von einem ausgezeichneten Kliniker erwarten läst. VIII Art. *Ueber die Complicationen der Herzkrankheiten, sowohl unter einander, als mit den Leiden anderer Organe.* Am häufigsten sind die der Entzündung des äusseren Herzüberzugs mit der des inneren und der Muskelsubstanz, dann die der Entzündung der inneren und äusseren Herzmembrane, mit Entzündung der Pleura, der Lungen, und mit Gelenkrheumatismus, ferner der nervösen Herzaffectionen mit denen des Magens, der Gedärme, des Gehirns u. s. w., zuletzt des Herzklopfens mit Anämie und Bleichsucht.

II Theil. *Von den Herzkrankheiten insbesondere.* I Classe: *Störungen des Vegetationsprocesses im Herzen.* I Buch: *Entzündungen.* I Kap. *Herzbeutelentzündung*, *Pericarditis.* I Abtheil. Krankheitsgeschichten von tödtlich abgelaufener Herzbeutelentzündung. I Kategorie: Beobachtungen über das Stadium der Blutcongestion und Eiterung bey Herzbeutelentzündungen. II Kateg.: Beobachtungen über den Uebergang des formlosen, plastischen Ergusses in zellige oder zelligfibröse Organisation (*Endopericarditis*). III Kateg.: Beobachtungen über die Metamorphose der Producte der Herzbeutelentzündung in

Granulationen, fibröse, fibrösknorpelige, knorpelige, oder selbst knochen- und kalkartige Platten (im Ganzen 23 ausführliche Krankengeschichten). II Abtheil. Beschreibung der acuten und chronischen Perikarditis. I Artikel: Beschreibung der anatomischen Veränderungen. §. 1. Im Stadium der Blutcongestion und der Absonderung von Pseudomembranen oder Eiter. Der Vf. handelt hier besonders von der Röthe, Dicke und Durchsichtigkeit des entzündeten Herzbeutels, von der quantitativ und qualitativ veränderten Flüssigkeit, welche sich zum Unterschiede von der Herzbeutelwassersucht hier in Serum und Coagulum trennen läfst; Letztes ist entweder serös oder blutig, oder reiner Eiter. Die Plastik geht hier besonders schnell von Statten, und bildet verschiedenartige Producte, die, wenn sie sich an die Wände anlegen, das *Cor villosum* bilden. §. 2. Im Stadium der entschiedenen Organisation findet man den Herzbeutel hypertrophisch, verdickt, Pseudomembrane, Eiter, Blut, Granulationen und Wucherungen, mannichmal auch die innere Haut des Herzens roth und pelzartig, die Muskelsubstanz selbst verdickt, dabey verhärtet oder erweicht, braun oder blafs. II Art. Ausführliche Erörterung der Symptome und Diagnose der Perikarditis. §. 1. Im Stadium der Congestion u. s. w. *a*) Oertliche Symptome: Schmerz unter der Brustwarze, oder gegen das untere Ende des Brustbeins hin, nach verschiedenen Richtungen ausstrahlend, stechend, reifsend, besonders beym Athmen, Husten, bey der Percussion, manchmal ist er weniger deutlich, wird es aber sogleich bey einem Druck gegen die Magengrube; die Herzschläge sind stärker und häufiger, die Herzgegend mehr gewölbt; die Percussion giebt einen matten Ton; die Auscultation die Geräusche des Reibens, Raschelns u. s. w. *b*) Sympathetische Symptome: Fieber, erschwertes Athmen, intermittirender Puls u. s. w.; doch sind dieses sehr wandelbare Zeichen. Der Vf. fafst das bisher Gesagte noch einmal zu einem Bilde der Krankheit zusammen. Verwechseln könnte man diefs Leiden noch am leichtesten mit Pleuresie, was aber wenig schadet, weil die Behandlung dieselbe ist. Schwieriger erkennt man die chronische Perikarditis, doch immer noch so ziemlich wegen der Zeichen des Ergusses: dumpfer Schmerz in der Herzgegend, Beklemmung, Oedem des Gesichts u. s. w. §. 2. Bestimmte Zeichen für die Verwachsung und anderweitigen Krankheitsproducte kennt der Vf. nicht, weil sie weder die Function des Herzens, noch den Kreislauf besonders beeinträchtigen. III Art. Ausführliche Erörterung der Ursachen der Perikarditis. Die gewöhnlichste ist plötzliche Erkältung nach starker Erhitzung; aufserdem leiden beynahe von zwanzig mit Gelenkrheumatismus Befallenen zehn gleichzeitig an Perikarditis. IV Art. Prognose, Sterblichkeit, Verlauf, Dauer, Complicationen. V Art. Therapie, wiederholte Blutentziehungen, Antiphlogose, Ruhe, Hautreize, *Ungt. merc.*, *Digitalis* spielen die Hauptrolle. Es folgen nun mehrere Krankengeschichten als Beyspiele geheilter Pericarditis. — Absichtlich waren wir hier etwas weitläuftig, um theils zu zeigen, *wie* der Vf. seinen Stoff behandelt, theils die Vorzüge oder Fehler seiner Eintheilungen darzulegen; bey den kommenden Krankheitsdarstellungen werden wir uns nun um so leichter nur auf das Wesentliche beschränken können. In Bezug auf die vorstehende Krankheit bemerken wir nur noch, dafs uns der Vf. ein möglichst getreues und reines Bild derselben gegeben, dessen Werth besonders darin besteht, dafs er sich bemühte, die constanten Symptome ins Licht zu stellen. Er legt mit Recht Werth darauf, dafs er das gleichzeitige Auftreten der Krankheit mit Gelenkrheumatismus näher constatirte. Denn wir dürfen daran um so weniger zweifeln, da in neuerer Zeit auch mehrere deutsche Aerzte (*Horn*, *Heyfelder*, *Weiglein*, *Weyffer* u. s. w.) Gelegenheit hatten, diese Erfahrung zu bestätigen.

Der zweyte Band des Werkes liefert ohne weitere Vorrede die Fortsetzung des I Buches. II Kap. *Endokarditis, oder Entzündung der inneren Herzauskleidung und des fibrösen Gewebes der Klappen.* Die Beschreibung dieser Krankheit ist der Lieblingsgegenstand des Vfs.; er nennt sie neu, wenigstens zuerst von ihm beobachtet und mit Namen belegt, er hatte defshalb allerley Anfechtungen zu bekämpfen, wir wollen es ihm darum nicht verdenken, dafs er sich in einer besonderen Vorerinnerung über dieses Alles weitläuftig ausspricht, wollen ihm auch das Recht der Neuheit, welches er sich dabey vindicirt, nicht absprechen. Denn wenn auch unser verdienter *Kreyssig* schon die Existenz dieser Krankheit vermuthet, und derselben in seinem Werke gedenkt, wenn auch das gleichzeitige Vorkommen dieser Entzündung mit anderen Entzündungen des Herzens, wenigstens in Leichen, bisher von anderen fremden und deutschen Aerzten bemerkt wurde, so hat doch der Vf. sie zuerst genau nach ihren Symptomen am lebenden Menschen beschrieben, und als selbstständige Krankheit geschildert, wobey er jedoch selbst zugeben mufs, dafs sie eben höchst selten rein vorkommt, sondern meistens mit anderen Krankheiten des Herzens complicirt auftritt, und sehr wenig von ihrer nächsten Verwandten, der Perikarditis, unterschieden ist.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

JENASICHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

MAI 1837.

MEDICIN.

Leipzig, b. Wuttig: *Die Krankheiten des Herzens.* Nach dem Französ. des Dr. *J. Bouillaud* u. s. w. Deutsch bearbeitet und mit Zusätzen herausgegeben von Dr. *Alfr. Ferd. Becker* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Was nun die nähere Beschreibung der Endokarditis betrifft, so übergehen wir hier den sehr ausführlich gegebenen anatomischen Charakter, und wenden uns sogleich zu den Symptomen. Wir finden im acuten Zeitraume ein besonderes unbehagliches Gefühl von Oppression in den Präcordien mit Neigung zu Ohnmacht, heftige, in ziemlich bedeutendem Umfange fühlbare Herzschläge mit Katzenschnurren; sie sind ziemlich häufig und unregelmäsig; Fieber, blaue Färbung des Gesichts und der Hände, Oedem, heftige Beklemmung der Respiration, Delirien, Synkope, kalte Schweisse. Heftigere Schmerzen und äusserlich bemerkbare Wölbung in der Herzgegend sprechen mehr für gleichzeitiges Vorhandenseyn von Perikarditis. Im zweyten und dritten Zeitraume, wenn keine Zertheilung Statt gefunden, tritt der chronische Zustand oder die Ausgänge ein: Klappenverhärtung mit Verengerungen, Hypertrophie; die Symptome sind: Katzenschnurren mit unregelmäsigen Herzschlägen, Blasebalg-, Raspel- oder Säge-Geräusch, stürmisches Herzklopfen mit Ohnmachten, der Puls unregelmäsig, aussetzend, klein, ausser Verhältniss mit dem Herzschlage, hart, bebend, schwirrend, alle Venen erweitert, venöser Puls, kurzer Athem, Asthma, Angst und Verzweiflung. Bey dieser Gelegenheit beantwortet der Vf. so manche interessante Frage, namentlich, ob man die Verengerung einzelner Mündungen diagnostiren könne, wobey er die Resultate der Auscultation als wichtige Momente erwähnt, sowie, dass bey Verengerungen der linken Ostien der Puls bey Weitem kleiner und unregelmäsiger, das fibratorische Schwirren aber in der Carotis und Subclavia sehr deutlich sey, Verengerungen der rechten Herzhälfte seyen ohnehin sehr selten, auf Verengerung überhaupt dürfe man übrigens bey jedem habituellen Herzklopfen mit Dyspnoe und Oedem schliessen. Sehr zu loben und nachahmungswerth ist die von dem Vf. noch besonders gegebene: *Physiologische Würdigung der einzelnen Symptome.* III Art. Entwickelung der Ursachen. Die Endokarditis ist entweder idiopathisch, aber gewiss nur höchst selten, oder sie entsteht in Folge von Pleuropneumonie, Phlebitis oder Gelenkrheumatismus; meistens ist sie mit Perikarditis verbunden, sowie sie auch ganz dieselbe Behandlung erfodert, wie diese. III Kap. *Karditis, oder Entzündung des Herzmuskels und seines interstitiellen Zellgewebes.* Auch diese Krankheit kommt beynahe nie allein, sondern meist mit Perikarditis und Endokarditis verbunden, und dann nur partiell vor, daher mag es kommen, dass man das erste Stadium beynahe nicht kennt, und nur aus den vorgefundenen Producten auf die Existenz dieses krankhaften Processes schliessen darf. Denn man findet verschiedene Arten der Erweichung, Eiter, Abscesse, Verschwärungen, Verhärtungen u. s. w. in der Herzsubstanz, was man bey unserem Vf. sehr genau und ausführlich erörtert findet. Symptome, Behandlung u. s. w. fallen ganz mit denen der Perikarditis zusammen. Bey der entstandenen Ruptur des Herzens ist schneller Tod das einzige Zeichen, während die Durchbohrung der Scheidewände keineswegs tödtlich, manchmal sogar ohne ein bedenkliches Symptom ist. IV Kap. *Entzündung des Fettgewebes am Herzen.* Sie ist gerade nicht ganz unmöglich, doch existiren darüber keine Beobachtungen. Anhang zum I Buche: 1) *Kann Knorpel- und Knochen-Bildung im Herzen ohne vorläufige Entzündung Statt finden?* Der Vf. antwortet mit Nein: denn bey alten Leuten, wo diess noch am ersten möglich wäre, kann man kaum sicher behaupten, dass sie bestimmt in ihrem ganzen Leben nicht an irgend einer Entzündung gelitten, und dann müsste man zugleich fragen, wodurch unterscheiden sich freywillige Knochenbildungen von den durch Entzündung erzeugten? In gleicher Art, nämlich mit besonderer Hervorhebung der Entzündung, als eines wenigstens sehr möglichen erzeugenden Momentes, wird auch die zweyte Frage beantwortet, ob Tuberkeln und Krebs des Herzens wesentlich von den Erzeugnissen der chronischen Entzündung dieses Organes unterschieden seyen. Wir theilten hier blos des Vfs. Ansicht mit, ohne uns weiter in den noch nicht entschiedenen grossen Streit über die Genesis des Tuberkels u. s. w. einlassen zu können, und haben nur noch zu erwähnen, dass zugleich mehrere Fälle von Herzkrebs, Hydatiden u. s. w. mitgetheilt werden.

II Buch. *Von der Vermehrung und Verminderung der Secretion des serösen und Zell-Gewebes im Herzen.* Der verminderte Erguss ist wieder blos eine als möglich angenommene Krankheit, und zeigt sich höchstens als Trockenheit bey beginnender Entzündung der serösen Häute. Während der vermehrte active und entzündliche Erguss, eine Folge von Rei-

zung, eiterig und plaſtiſch iſt, iſt der vermehrte normale, wie er hier in Betrachtung kommt, bloſs ſerös. Ein wirkliches Herzoedem iſt kaum mit Beſtimmtheit anzunehmen. *Die active Herzbeutelwaſſerſucht*, *Hydropericardium activum*, iſt meiſtens eine Folge der Perikarditis, man findet neben der verſchiedenen pathologiſch-anatomiſchen Veränderung des Herzbeutels ſelbſt eine gelbe klare, bey *Haemopericardium* röthliche Flüſſigkeit in einer Menge von ℥ij bis ℔iij ergoſſen, die Präcordialgegend gewöhnlich hervorgetrieben. Die Symptome ſind die ſchon bekannten, der Vf. zweifelt aber daran, daſs man ſtets eine ſichere Diagnoſe ſtellen könne. Auch die Behandlung bietet nichts Neues, hinſichtlich einer möglichen Operation verweiſt der Vf. auf fernere entſcheidende Erfahrungen.

III Buch. *Von der Vermehrung und Verminderung der Ernährung des Herzens.* I Kap. *Hypertrophie des Herzens.* Der Vf. betrachtet unter dem Ausdrucke *Hypertrophie* nur Steigerung der Ernährung oder nutritive Reizung, ohne anderweitige pathologiſche Veränderungen, und nimmt mit *Bertin* drey Arten derſelben an, die erſte, die mit Erweiterung derſelben verbundene, iſt die häufigſte, ſeltener (wie 1:20) iſt die ganz einfache, die dritte, mit Verengerung verknüpfte, iſt weniger ſelten, und kommt beſonders gern im rechten Ventrikel vor. Das Gewicht hypertrophiſcher Herzen variirt von 12 bis 22 Unzen; ihre Lage iſt gewöhnlich eine quere, die Spitze mehr nach links gewendet. Als Complicationen finden ſich meiſtens die Producte einer Perikarditis oder Endokarditis, groſse Blutanhäufungen, kalkige Metamorphoſen in den Arterien, beſonders den Kranzarterien, Anſammlungen von Blut und Serum in den äuſseren Theilen. Die Symptome der Hypertrophie, ſowie der einzelnen Arten derſelben, ſind zu ausführlich dargeſtellt, als daſs ihrer einzelnen Aufzählung hier Raum gegönnt werden könnte, was wir bedauern, da ſie mit groſser Klarheit und Umſicht geſchildert und beurtheilt werden. Wir gedenken bloſs des wichtigen Umſtandes, auf den der Vf. aufmerkſam macht, daſs ſich bey Hypertrophie des Herzens entzündliche Congeſtionen, Apoplexie, Erweichung, Bluterguſs im Gehirn und durch kalkartige Entartung erzeugte Mürbheit der Hirnarterien häufig vorfinden (was auch *Bird* erwähnt). Genügend werden die urſächlichen Momente beſprochen. Die Behandlung beſchränkt ſich gröſstentheils auf umſichtig angeſtellte Blutentleerungen, Ruhe, beſonders des Geiſtes, Diät, Digitalis, vorzüglich endermatiſch angewendet. Jodine half dem Vf. nie etwas. II Kap. *Atrophie des Herzens.* Auch hier finden ſich eine einfache, eine mit Verdünnung der Wände und Erweiterung der Höhlen und eine mit dem gegentheiligen Zuſtande complicirte. Die Hauptſymptome beſtehen in dem kleinen, nur in geringem Umfang fühlbaren Herzſchlag, kleinem, dünnem, weichen Puls und groſser Abmagerung. Als Urſachen gelten äuſserer Druck, Verengerung der Kranzarterien, unzureichende Ernährung, ihnen muſs wo möglich auch die Behandlung entſprechen. IV Buch. *Vermehrung und Verminderung der Aufſaugung im ſeröſen und Zell-Gewebe des Herzens.* I Kap. *Paſſive Herzbeutelwaſſerſucht* und *paſſives Oedem des Herzzellgewebes.* Der anatomiſche Charakter weicht nicht weſentlich von dem des activen Zuſtandes ab, ebenſo die Symptome, Urſachen und Cur. Das Oedem zeigt ſich im Fette des Herzens, welche als eine zitternde, gallertartige Maſſe erſcheint, und mit den Symptomen der allgemeinen Waſſerſucht. II Kap. 1) Herzbeutelwaſſerſucht in Folge der Ruptur einer ſeröſen Cyſte oder Hydatide im Herzbeutel, bloſs Krankengeſchichte. 2) *Haemopericardium* oder Bluterguſs in die Herzbeutelhöhle, meiſt nach Berſtungen. 3) *Pneumopericardium* und *Hydropneumopericardium*, Luft im Herzbeutel mit oder ohne Waſſer; das einzige Symptom iſt tympanitiſcher Wiederhall und Fluctuationsgeräuſch in der Herzgegend.

II Claſſe. *Neuroſen des Herzens*, d. h. Krankheiten, die in einer einfachen und primitiven Störung der Nerventhätigkeit des Herzens beſtehen. Dieſe Krankheitsclaſſe, welche ſchon von *Corviſart*, *Laennec*, *Andral* u. ſ. w. ſehr wenig berückſichtigt wurde, ſchildert zwar der Vf. ziemlich genau, doch in Beziehung auf die ſchon abgehandelten auch ziemlich ſtiefväterlich. I Artikel. Nervöſes Herzklopfen. Das Herzklopfen an und für ſich iſt entweder ein Symptom der ſchon abgehandelten Krankheiten, oder nicht; im letzten Falle wird es dadurch diagnoſticirt, daſs die anderweitigen Zeichen der Hypertrophie, des Circulationshinderniſſes, die blaue Geſichtsfärbung, das Oedem u. ſ. w. ganz fehlen. Der Vf. ſtatuirt ein nervöſes, chlorotiſches und rheumatiſches. Die Behandlung iſt ſo verſchiedenartig, wie die Urſachen, weil ſie ſich ganz nach dieſen richten muſs. II Art. Neuralgieen des Herzens. Sie können allerdings durch die Vermittelung des *N. phrenicus etc.* entſtehen, ſie unterſcheiden ſich von anderen Herzleiden aber ebenfalls nur dadurch, daſs ihnen die Symptome der letzten mangeln. Obgleich *Laennec* den im III Art. aufgeführten Krampf des Herzens annimmt, ſo erklärt ihn doch der Vf., nach *Andrals* Beyſpiel, bloſs für ein in der Einbildung exiſtirendes Leiden. IV Art. Nervöſe Ohnmachten. Sie werden hier mit erwähnt, weil der Vf. der Meinung iſt, daſs ſie durch eine Verminderung des Nerveneinfluſſes im Herzen entſtehen. V Art. Unregelmäſsigkeit und Ausſetzen der Herzſchläge.

III Claſſe. *Mechaniſche und phyſikaliſche Störungen des Herzens.* Es wird im I Kap. von den Wunden des Herzens, namentlich in forenſiſcher und therapeutiſcher Beziehung, gehandelt, ſowie von den Berſtungen. Die Symptome der letzten ſind entweder plötzlicher Tod, oder nach der Zerreiſsung der Scheidewand Vermiſchung des blauen und rothen Blutes: Blauſucht, Cyanoſis (denn auſserdem iſt Cyanoſis nur Symptom anderer Herzkrankheiten). Das II Kap. beſchreibt die räumlichen Veränderungen der Mündungen und Höhlen des Herzens, alſo deren Erweiterungen und Verengerungen. Erſte ſind ge-

wöhnlich mit Verdünnungen verbunden, wenn das Blut bloſs mechanisch einwirkte (was man auch Herzaneurysmen nannte) oder mit Verdickungen, wenn das Blut zugleich als Reiz dient (?). Das III Kap. enthält die Lagenveränderungen und Hernien des Herzens.

IV Classe. *Angeborene Fehler der Lage und der Bildung des Herzens.* In Beziehung auf Miſsbildungen stimmt der Vf. weniger der Ansicht vom Stehenbleiben auf einer früheren Stufe, als der *Hallers* von primitiv mangelhafter Beschaffenheit oder späterer Krankheit des Keimes. Er handelt nun ab: Kap. I. Die primaire angeborene Versetzung des Herzens in die rechte Brusthöhle (*Dexiocardie*); Kap. II. Die Communication zwischen rechtem und linkem Herzen durch Offenbleiben des eyrunden Loches oder abnorme Durchbohrung der Scheidewand. Der Vf. scheint einen besonderen Unterschied zwischen dieser Durchbohrung und der Ruptur zu machen, denn er giebt für die erste pathognomische Symptome an, läſst aber einerley Potenzen zur Entstehung beider wirksam seyn. Bey dem Offenbleiben des *foram. ovale* bemüht sich derselbe, nach *Breschet* und *Fouquier* zu beweisen, mit welchem Unrecht man diesen Zustand *Cyanosis* benenne, da er vielmehr gar keine Symptome habe; denn die etwa beobachteten rührten nur von Complicationen desselben mit Klappenfehlern, Verengerungen, Hypertrophieen u. s. w. her. Kap. III. Abweichungen in der Zahl des Herzens: *Akardie*, *Bikardie*. Kap. IV. Anomalieen im Ursprung der groſsen Gefäſsstämme. Den Schluſs des Ganzen macht ein Anhang: Von den polypösen Concretionen, die sich vor dem Tode in den Herzhöhlen entwickeln, worin die Entstehungsweise, Symptome u. s. w. derselben weiter auseinandergesetzt werden.

Indem wir, um unser Urtheil über das Ganze zu geben, auf den Eingang dieser Recension verweisen, müssen wir zugleich bekennen, bey dem Vf. nicht die „Arroganz" gefunden zu haben, welche ihm Andere zur Last legen, so sehr auch derselbe seine eigenen Ansichten hervorzuheben sucht. Auch hat uns die „redselige Weitschweifigkeit," von der man wenigstens einen Theil des Vfs. nationellem Charakter zu gut rechnen muſs, nicht so sehr ermüdet, wie Andere, mag es auch seyn, daſs dieselbe im Originale hervorstechender ist, als in der Uebertragung, da der Uebersetzer alle unnöthigen Räsonnements und Anmerkungen theils abkürzte, theils strich.

Der Vf. selbst giebt in der Vorrede als seine vorzüglichsten Leistungen an, bestimmt zu haben: 1) daſs die Symptome, die man bisher auf Hypertrophie und Aneurysma des Herzens bezog, bloſs der Effect von Klappenfehlern, durch welche jene erst bedingt werden, seyen; 2) daſs die von ihm mehr aufgeklärte Perikarditis bey der gröſsten Hälfte der an Gelenkrheumatismus Leidenden vorhanden sey, ebenso daſs die Erfolge ihrer Behandlung mit reichlichen und herzhaft wiederholten Aderlässen so günstig seyen, daſs der Tod bey derselben nur ausnahmsweise eintrete, und 3) daſs eine neue acute Krankheit des Herzens in der Endokarditis bestehe. Weitere Erfahrungen müssen nun lehren, wie richtig und wie werthvoll diese Bestimmungen des Vfs. seyen. Würdigen wir im Allgemeinen den Standpunct, welchen uns dieses Werk in Beziehung auf die Lehre von den Herzkrankheiten anweist, so müssen wir zugestehen, daſs vor Allem die pathologische Anatomie des Herzens so manche Aufklärung und viele Bereicherungen erhielt, die Pathologie einige, die Therapie sehr wenige, wie wir denn hinsichtlich der letzten immer noch bloſs zwey Zustände zu berücksichtigen haben, einen acuten, man heiſse ihn nun Perikarditis oder Endokarditis oder Karditis u. s. w., und einen chronischen, man nenne ihn nun Hypertrophie, Herzklopfen, Cyanose u. s. w. Denn die Behandlung bleibt sich bey allen diesen Modificationen gleich. Uebrigens berücksichtigte der Vf. die von Anderen empfohlenen Mittel sehr wenig (z. B. *Calomel*, *Taxus baccata*, *Phyllis amara*, *Strammonium*, Molken, *Veratrin*, *Argent. nitricum*), was er bey der seltenen Gelegenheit, recht viele Herzkranke behandeln zu können, nicht hätte versäumen sollen.

Die deutsche Uebertragung ist flieſsend, und hat besonders den Vorzug, daſs sie bey reinem und gutem Stil (nur das so oft vorkommende *Choc* ist recht störend) doch die französische Eigenthümlichkeit etwas durchschimmern läſst. Die Zusätze, Auslassungen und Verbesserungen des Hn. *B.* nehmen wir, als sehr passend und zweckmäſsig, mit Dank an, hätten jedoch gewünscht, daſs die *vielen* Beyträge, welche die deutsche Journalistik zu diesem Theile der Pathologie enthält (z. B. *Albers* in *Horns* Archiv 1831. Mai. S. 440), gesammelt, und hier mit zu einem sehr werthvollen Ganzen verwebt worden wären. Die Ausstattung ist gut, die Kupfertafeln des Originals blieben weg, der Preis ist billig.

—r.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Amsterdam, b. Dietrichs, u. Leipzig, b. Vogel: *Beleuchtung des Kampfes über Handelsfreyheit und Verbotsystem in den Niederlanden.* Gegründet auf eine Darstellung des Getreidehandels und der allgemeinen Handelsverhältnisse. 1828. IV u. 265 S. 8. (1 Thlr. 18 gr.)

Dieses ältere, vor der Trennung der Belgier von den Holländern ausgesprochene Wort betrachten wir nur nach demjenigen praktischen Werthe, den es heutzutage wohl haben kann, da in vielen Dingen sich richtigere Ansichten in der Handelswelt und in der Finanzverwaltung gebildet haben. — Im ersten Abschnitte beweist der Vf. richtig, daſs die Freyheit allein, in einem Hafen bis zur Wiederausfuhr Getreide niederlegen zu dürfen, niemals einen Kornhandel in einem Seestaat organisirt habe; denn Jeder, der Korn zum Verkauf anbietet, wird es lieber verkaufen, als mit Kosten in fremden Händen soldern. Anders gestaltet sich die Einfuhr zur vorläufigen Solderung, wenn das Land getreidearm, der Einfuhrzoll niedrig, und das Kapital der dortigen Rentenirer

Vorschüsse auf das fremde, niedergelegte Getreide machen kann. Diess war Hollands richtige Politik bis zur Vereinigung mit Belgien; erst nach solcher erhöhte man, zur angeblichen Begünstigung der Getreideeinfuhr aus Belgien, den Einfuhrzoll des ausländischen Getreides, und die Folge ist heute, dass in London und Hamburg mehr, als in Amsterdam, fremdes Getreide gesoldert wird; ja vor Kurzem erlaubte die englische Regierung, da nach manchen Häfen wohl Mehl, aber kein ungemahlenes Getreide mit Vortheil aus England von fremdem, aber nicht vom inländischen Getreide verschickt werden kann, 500,000 Quarter fremden Weizen in England zu mahlen und dann auszuführen, aber unter der Bedingung, dass die Kleie und das grobe Mehl in England zur Mastung der Schlachtthiere verwendet werde. Dennoch will jetzt, 1836, Hollands Regierung, offenbar wider das Nationalinteresse, zum idealischen Vortheile seiner Provinzen an der deutschen Grenze, den Zoll noch höher treiben, und wird dafür künftig theureres Brod essen, seinen Schleichhandel mit Kornbranntwein nach England verringern, und aufhören, das Magazinland für Südeuropa im Fall eines Getreidemangels zu bleiben. — Abschnitt II — V. Da die Schaf-, Pferde- und Rindvieh-Zucht bey den jetzigen Preisen in Südrussland den Gutsherren besser rentirt, als der Getreidebau, so wird künftig nur sehr selten eine Getreideausfuhr aus dem schwarzen in das atlantische Meer Statt finden, und umgekehrt, seit der Dämpfung der Seeräuberey der Barbaresken, die Getreideeinfuhr aus dem atlantischen Meere in das Mittelmeer häufiger werden. — Abschnitt VI — X. Es scheint, dass England künftig von den Ausländern, so lange die jetzige Bill wegen der bedingten Einfuhr des fremden, in England zur weiteren Ausfuhr oder zum inländischen Verbrauche zu verwendenden Getreides fortdauert, selten zum inneren Verbrauch anderes fremdes Getreide, als etwa Hafer, einführen lassen wird. Weil sich aber der Hafer, wenn er ungedörrt ist, leicht, sobald er lange im Schiffe liegt, entzündet, und daher verdirbt, so ist dessen Zufuhr *aus südlichen Häfen* nach England und Holland kaum mit Vortheil jemals denkbar. Südlicher, als Mainz am Rhein, als Nordböhmen an der Elbe, als Minden an der Weser, als Weener an der Ems, als Schlesiens Grenze an der Oder, geht selten Getreide aus Deutschland über das Meer auswärts. Wenn aber die deutschen Niederströme zu viel Getreide ausgeführt haben, so verproviantiren sie sich wieder durch Zufuhr von ihren Landsleuten an jenen Oberströmen. Uebrigens versendet der Niederdeutsche selten sein Getreide weiter, als nach Holland oder Grossbritannien, wegen der Schwierigkeit einer einträglichen Rückfracht. Daher nimmt die Getreideausfuhr aus den nördlichen russischen Häfen ab, und die Ausfuhr von Flachs und Hanf zu. — Abschnitt XI — XIII. Weil England die Getreideeinfuhr aus getreidereichen Ländern zum inländischen Verbrauch erschwert, so sieht es die Ausfuhr seiner Manufacturen stocken, da das Ausland sie nicht mit seinem überflüssigen Getreide bezahlen kann, oder die Zölle die englischen Waaren zu sehr vertheuern. Uebrigens erlangte der englische Handel seine jetzige ungeheuere Ausdehnung ausser Europa keineswegs durch seine, die Einfuhr sehr belästigenden, hohen Zölle, sondern, ungeachtet derselben, durch sein Eisen, durch seine Steinkohlen und die wohlfeile Benutzung beider Stoffe zu seiner noch immer steigenden vielseitigen Fabrication, und durch die vielen Zinsen für Staatsschulden der Ausländer an Engländer. Die sehr wichtige Mission des amerikanischen Gesandten am dänischen Hofe, *Wheatons*, nach Berlin, um im Auftrage des Präsidenten mit der grossen deutschen Zollunion einen möglichst für beide Theile billigen Handelstractat zu schliessen, wird wahrscheinlich, bey der grossen Handelskenntniss des preussischen Ministeriums, und der Hoffnung, alsdann deutsche Woll- und Linnen-Waaren, reine, der Cholera entgegenwirkende Weine u. s. w. in grösserer Menge nach dem im Mittelstande wohlhabendsten Staate der civilisirten Welt, schon der Gesundheit halber, absetzen zu können, auch die Engländer nöthigen, ihre Tarife den Einführern sehr zu mässigen. Rec. bemerkt dabey, dass Hr. *Wheaton* für einen sehr freysinnigen Kenner aller Handelsverhältnisse civilisirter Völker unter der Kaufmannschaft gilt. Frankreichs Handel sieht offenbar als natürliche Wirkung seines Prohibitivsystems, besonders seitdem der Schleichhandel nach dem arm gewordenen Spanien unfruchtbarer geworden ist, seinen Ausfuhrhandel keineswegs steigern. Staaten, wie Holland, können sich in ihrer Blüthe nur bey sehr freyem Handel erhalten, wenn sie von der Natur weniger reich begabt sind, als Grossbritannien. Es war daher ein Fehler der holländischen Regierung, dass sie sich, da Amsterdam schon nicht mehr der zweyte Wechselplatz zwischen Nord- und Süd-Europa ist, das englische Liverpoler Steinsalz nur durch holländische Schiffe zuführen lassen wollte, um künstlich dem aufkeimenden starken Verkehre der Rheinlande mit Belgien entgegen zu wirken; aber merkwürdig ist die Schlussnachricht des Vfs. über die holländische Avertissements-Syndicatcasse und deren Missgriffe, um das Deficit in der Einnahme des Staats zu verdecken.

X.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

MAI 1837.

BOTANIK.

Stuttgart, b. Brodhag: *Unterfuchungen über Keimung, Bau und Wachsthum der Monokotyledonen.* Von Dr. *G. Duvernoy*, prakt. Arzte zu Stuttgart. Mit zwey Steindrucktafeln. 1834. 57 u. 4 S. Erklärung der Figuren. gr. 8. (10 gr.)

Das Bedürfnifs einer vergleichenden Phyfiologie und Anatomie der Gewächfe fpricht fich in neuefter Zeit um fo deutlicher aus, je mehr Familien von den Syftematikern aufgeführt werden, und je weniger diefelben in den Grundfätzen und Anfichten unter fich einig find, nach welchen diefe Ordnungen gefchaffen und an einander gereiht werden follen. Bey der wachfenden Menge von verfchiedenen vegetabilifchen Geftaltungen können einzelne abgeriffene Merkmale, wenn fie gleich die Refultate innerer Bildung find, nicht mehr zureichen zur Feftftellung natürlicher Familien, fondern es wird hiezu noch die Kenntnifs des inneren Lebens und der ganzen Zufammenfetzung des Pflanzenkörpers erfodert (gleichwie bey den Thieren). Das Beftreben des Vfs., diefe Lücke theilweife auszufüllen, ift daher fehr verdienftlich, indem er eine grofse und merkwürdige Claffe von Gewächfen zum ausfchliefslichen Gegenftande feiner Unterfuchungen gewählt, und, feiner Verficherung gemäfs, feit längerer Zeit nach und nach die Keimung von mehr als 150 monokotyledonifchen Pflanzen beobachtet hat.

Da die verfchiedenen Botaniker in ihren Meinungen und Anfichten von den verfchiedenen Theilen des Samens der Monokotyledonen, befonders aber der Theile des Embryo und namentlich desjenigen Theils, welcher der *Cotyledo* zu nennen fey, fo fehr verfchieden find, je nachdem der eine mehr die rein karpologifchen Verhältniffe, ein anderer mehr die Analogie, ein dritter die Keimung berückfichtigte, und doch auf einem richtigen Verftändnifs und einer genauen Erkenntnifs der Theile die Grundeintheilung des Gewächsreichs überhaupt beruht, wie alle Botaniker mit einander einverftanden find; und da ferner die Einfachheit der Blüthentheile der Monokotyledonen keine folchen Charaktere, wie die der Dikotyledonen, darbiete, um die Claffification der Monokotyledonen ebenfo beftimmt zu bafiren, fo wollte der Vf., auf den Wink *Ant. Laur. de Juffieu's* aus der *Keimungsart* der Monokotyledonen eine fichere Bafis zur Bildung der Abtheilungen diefer Claffe, und zu genauerer Unterfcheidung derfelben von den Dikotyledonen ausmitteln. Es zeigte fich, dafs die Monokotyledonen (wie uns fcheint, je nach der künftigen Geftalt und Natur der Wurzel) unter fehr verfchiedenen Formen keimen, befonders in Beziehung auf die Erfcheinung und die Geftalt der Kotyledo's; eben fo verfchieden ift auch die Dauer deffelben und fein Emporkommen oder Zurückbleiben über, oder unter der Erde. Ob nun gleich der Vf. eine grofse Anzahl monokotyledonifcher Keimpflanzen in diefer Hinficht beobachtet hat, fo getraut er fich doch noch nicht, irgend einen entfcheidenden Eintheilungsgrund der Familien diefer Claffe feftzufetzen. Vorläufig laffe fich nur fo viel fagen: dafs zwar im Allgemeinen verwandte Pflanzen allerdings auch in ihrer Keimungsart Aehnlichkeit haben, dafs fich jedoch nicht felten Ausnahmen von diefer Regel finden, nicht nur bey Pflanzen verfchiedener Gattung, fondern felbft auch bey einzelnen Arten derfelben Gattung, wobey es jedoch ferneren Unterfuchungen vorbehalten bleibe, aufzuhellen, ob es uns nicht bey manchen von diefen fcheinbaren Ausnahmen nur an den rechten verbindenden Mittelgliedern gefehlt haben dürfte.

Der Vf. kommt aber nun zur Hauptfrage: ob denn überhaupt die von der Bildung und Entwickedes Embryo hergenommenen Charaktere wichtig genug feyen, um hieraus den oberften Eintheilungsgrund des Pflanzenreichs in Mono- und Dikotyledonen abzuleiten? Ob er gleich die fcheinbaren von den *Cacteen*, *Cyclamen* u. f. w. hergenommenen Einwürfe als ungegründet anfieht, fo fagt er, dafs, wenn man Alles zufammennehme, fich keine fcharfe Grenzlinie zwifchen Mono- und Dikotyledonen ziehen laffe, dafs vielmehr ebenfo wohl eine Verwandtfchaft von der einen Abtheilung in die andere hinüber und umgekehrt, als auch ein Uebergang von der einen in die andere angenommen werden müffe. Um aber doch die Dignität der Samenlappen in diefer Hinficht einigermafsen zu retten, legt er die Hypothefe zum Grunde, dafs bey jeder diefer beiden verfchiedenen Claffen ein eigenthümlich verfchiedener Bau vorhanden feyn müffe, und dafs fich fchon im Voraus ahnen laffe, dafs eine Verfchiedenheit, welche gleich in dem erften Keime der künftigen Pflanze fo beftimmt ausgefprochen hervortrete, eine durchgreifende feyn müffe, er nimmt fodann mit *Desfontaines* an, dafs die äufseren Theile der Gewächfe nur eine Folge der inneren Organe feyen, und jedesmal, wo die erften eine auffallende Verfchiedenheit zeigten, daffelbe auch bey den letzten der Fall feyn werde; er will daher der Eintheilung der Pflanzen in *Endogenen* und *Exogenen* den Vorzug geben, obgleich er nicht in Abrede

ziehet, dafs beide Claffificationen zwar in der grofsen Mehrzahl der Fälle, doch nicht durchaus übereinftimmen. Es wird alfo hiebey nicht auf die erfte Genefis des Embryo und auf deffen reinen Zuftand zurückgegangen, fondern erft die weit vorgerückte Entwickelung deffelben, und der Uebergang in die wirkliche Pflanze ins Auge gefafst, er fetzt daher den Unterfchied der beiden Claffen in Folgendes: Während die Fafern oder Gefäfsbündel der Monokotyledonen wenig Neigung zum Zeräftlen hätten, fondern gewöhnlich in ziemlich paralleler Richtung verlaufen, fo follen fie dagegen bey den Dikotyledonen einen entfchiedenen Trieb zum Zeräftlen zeigen, und nach verfchiedenen Richtungen hin fich ausbreiten, welcher Unterfchied in der ganzen äufseren Geftalt diefer beiden Claffen fich aufs Deutlichfte ausfpreche. Aus diefer hypothetifchen und noch nicht erwiefenen Anlage fchliefst der Vf. vor- und rückwärts auf den Pflanzenbau, vorwärts auf die Geftalt des Stammes und der Wurzeln, und rückwärts auf den Zuftand des Embryo, und die Einfachheit oder die Zufammenfetzung der Kotyledonen. Der Vf. fcheint daher nicht ganz klar in feinen Anfichten zu feyn, indem er fogar felbft zugiebt, dafs man die von *Desfontaines* hauptfächlich an den baumartigen Gewächfen beider Claffen gemachten Beobachtungen ohne Weiteres auf alle übrigen übertragen, und befonders in der Claffe der Endogenen nicht immer das rechte Organ zum Vergleichungspunct angenommen habe, indem mehrmals der eigentliche Stamm für die Wurzel angefehen worden fey.

Der Vf. findet übrigens den Stamm der Endogenen nicht fo fehr von dem der Exogenen verfchieden. An dem eigentlichen Stamme einer grofsen Anzahl von Endogenen laffen fich nämlich zweyerley Subftanzen leicht unterfcheiden, nämlich eine äufsere, dem Umkreife näher gelegene, und eine innere, von der erften umgebene, welche er Kernfubftanz nennt. Die Analogie der äufseren Subftanz mit der Rinde der Endogenen laffe fich nicht verkennen, nur hänge die Rindenlage der Endogenen fefter mit der Kernfubftanz zufammen, indem fie fich zu keiner Zeit ohne Gewalt von diefer trennen laffe; ferner fehle der äufseren Subftanz die faferige Schichte oder der Roft, wogegen die zellige Schichte — aus welcher die Rinde der Endogenen allein zu beftehen fcheine — um fo mehr entwickelt fey. Der andere innere Theil, die Kernfubftanz habe mit der Rinde das gemein, dafs fie zwar aus einem ähnlichen Parenchym beftehe, doch mit dem Unterfchiede, dafs daffelbe von Holzbündeln, in verfchiedener Menge und Richtung durchzogen fey, welche wefentlich in das Gewebe diefer Kernfubftanz eingehen. Das faftige Zellgewebe (Parenchym) der Kernfubftanz könne als das Mark der Endogenen angefehen werden, welcher nur nicht, wie bey den Exogenen, in einem befonderen Canal enthalten fey, fondern die Zwifchenräume, welche die Holzbündel zwifchen fich laffen, ausfüllen. Der Vf. gefteht, wenige Gelegenheit gehabt zu haben, baumartige Endogenen unterfuchen zu können, indeffen laffe fich bey den krautartigen Pflanzen diefer Claffe blofs in dem wahren ausdauernden, gewöhnlich unterirdifchen Stamme die Rinden und Kernfubftanz leicht unterfcheiden. Diefe finde man fowohl bey den wahren Zwiebeln, z. B. von *Hyacinthus*, als auch bey den unächten anderer *Liliaceen*, z. B. *Albuca*, *Eucomis*, *Haemanthus*, *Polyanthes*, fowie bey dem unterirdifchen Stamme der *Agapanthus umbellatus* u. f. w. Auch in der Familie der *Irideen* finden fich diefe beiden Subftanzen deutlich ausgedrückt, fowohl in den feften Zwiebeln von *Gladiolus*, *Ixia* u. f. w., als in dem knollenartigen Stamme von *Iris pfeudacorus*, *germanica* u. a. Aufser diefen laffe fich das Dafeyn einer Kern- und Rinden-Subftanz bey vielen andern Endogenen in ihrem ausdauernden, meift unterirdifchen Stamme nachweifen, namentlich bey folgenden: *Gramineae Panicum arundinaceum*, *Cyperaceas* mehre Arten von *Scirpus*, *Cyperus*, *Carex*, *Junci* mehrere Arten von *Juncus*. *Typhaceae Typha latifolia*; *Sparganium ramofum*. *Aroideae* im knollenartigen Stamm von *Calla aethiopica*; *Caladium fagittifolium*; *Orontium japonicum*. In den Stengeln von *Caladium feguinum*, *auritum*, *fcandens*; *Pothos lanceolata*, *violacea*. *Afparagoideae Rufcus hypogloffum*, *racemofus*; *Smilax afpera*. *Convallaria majalis*, *polygonatum*; *Afparagus officinalis*, *fcandens*. *Aletris fragrans*. *Alismaceae*: *Alisma plantago*. *Bromeliaceae*: *Tillandfia villofa*; *Billbergia zebrina*. *Scitamineae*: *Kaempferia rotunda*; *Coftus arabicus*, *fpeciofus*. *Orchideae*: *Ophrys ovata*; *Serapias grandiflora*.

Die Trennung der Rinden- und Kern-Subftanz fey jedoch bey diefen verfchiedenen Gewächfen durchaus nicht in gleichem Grade ausgefprochen, Aehnlichkeit im Bau laffe fchon vermuthen, dafs fie in ihrer Function nicht fehr verfchieden feyn, fondern fich gegenfeitig vertreten werden, indem da, wo das Parenchym der Kernfubftanz in geringerer Menge vorhanden fey, die Rindenlage dünner zu feyn pflege, und umgekehrt. Auch in der Richtung der Holzfafern in der Kernfubftanz finde in diefer Pflanzenclaffe eine grofse Verfchiedenheit Statt: in den Knollenftämmen mehrerer *Liliaceen*, *Aroideen* und *Scitamineen* verlaufen fie fich nach verfchiedenen Richtungen, fo dafs fie fich zu durchkreuzen fcheinen. In dem unterirdifchen Stengel von *Paris quadrifolia* und einigen Arten von *Afparagus* nehmen dagegen die Holzbündel eine kreisförmige Stellung an, welche eine Art von Markcanal umfchliefsen, wodurch fich diefe Pflanzen den Exogenen nähern, zu welchen die Gattung *Piper* den vollkommenen Uebergang macht.

Der Vf. geht nun auf das Wachsthum feiner Endogenen über, indem er fogleich bemerkt, dafs fie in diefer Hinficht fich von einander verfchieden zeigen, und nichts weniger als eine einförmige Regelmäfsigkeit des Syftems darbieten. Da mit diefem Gegenftande die Fähigkeit, Knofpen und Zweige aus den Blattachfeln zu treiben, in der genaueften Verbindung fteht, fo fucht der Vf. zu zeigen, dafs diefe Eigen-

schaft auch dem grössten Theile der Endogenen zukomme, und dass die Nebenbreiten mit *Du Petit Thouars* als Knospen angesehen werden müssen. Das Wachsthum der Endogenen von Innen nach Aussen betreffend, folge natürlich, dass die Holzbündel um so dichter stehen, je mehr sie sich dem Umkreise des Stammes nähern. Diess sey aber nicht bey allen Endogenen der Fall; es werde nämlich z. B. bey *Globba natans* und *angustifolia* bemerkt, dass die Holzbündel in der Mitte des Stammes viel dichter gedrängt stehen, als im Umfange; es folgt hieraus, dass das Wachsthum von Innen nach Aussen nicht bey dieser ganzen Classe von Gewächsen erfolge. Diess werde auch bey Zwiebeln und knollenartigem Stamme beobachtet, wo, wie schon *Medicus* bemerkt habe, eine blosse Verlängerung der vorderen Enden der Knolle Statt finde, wobey der hintere Theil gemeiniglich eintrockene und verderbe, wie bey *Arum maculatum*, *italicum*, *pictum* und *divaricatum*. Bey solchen Gewächsen könne also kein Wachsthum von Innen nach Aussen, noch auch von Aussen nach Innen angenommen werden. Ebenso sey von unseren einheimischen Farrenkräutern mit unterirdischem Stamme bekannt, dass derselbe absterbe, während er von Vorn fortwachse: auf gleiche Weise sterbe der Stamm der *Convallaria majalis*, während er sich an seiner Spitze verlängere. Der unterste Theil der *Caladium seguinum*, *scandens* und *auritum* sterbe ab, während derselbe oben neue Wurzeln treibe. Aehnliche Beyspiele gebe es in Menge in der Familie der *Gramineen*, *Cyperaceen*, *Aroideen*, *Asparagoideen*, *Liliaceen*, *Irideen*, *Scitamineen* und *Orchideen*. Der Vf. will nun für diese Gewächse, deren Wachsthum allein in der Längenrichtung erfolgt, und die in dieser Hinsicht zwischen den Endogenen und Exogenen gleichsam in der Mitte stehen, den Namen der *Prosogenen*, der *Vorwärtswachsenden*, schöpfen. Aus allem diesem zieht nun derselbe folgendes Hauptresultat: Diese Classe von Pflanzen stimmt weder in ihrem Bau, noch in der Art ihres Wachsthums so vollkommen überein, als das System voraussetzt, und die den Endogenen als charakteristisch zugeschriebenen Merkmale passen durchaus nicht auf alle Gewächse dieser Abtheilung; es giebt vielmehr eine gewisse Anzahl von Pflanzen, welche man, ohne alle Bande der Verwandtschaft zu zerreissen, nicht von den Endogenen trennen kann, während dieselben doch den inneren Bau der Endogenen zeigen, und umgekehrt, so dass sich demnach weder in Rücksicht auf die innere Organisation, noch auf die Art der Keimung, noch in irgend einer anderen Beziehung zwischen den einzelnen Abtheilungen des Pflanzenreichs scharfe Grenzen ziehen lassen.

Es folgen nun noch einige kleinere Aufsätze über die Monokotyledonen unter folgenden Ueberschriften: *Einige Bemerkungen über die Ursache, aus welcher die Monokotyledonen seltener Samen ansetzen, als die Dikotyledonen.* Erst bey den Monokotyledonen treten wirklich zweyerley Geschlechtsorgane hervor, welche im Stande seyen, die ihnen zukommende Verrichtung auszuüben, sie werde jedoch durch die durch Theilung bewirkte Fortpflanzung der Gewächse dieser Classe so sehr beschränkt, dass sie sich nur unter besonders günstigen Umständen in der Samenerzeugung äussere. Diese beiden Fortpflanzungsweisen stehen gewissermassen zu einander im Gegensatz, daher es komme, dass Pflanzen dieser Classe, welche einige Generationen nach einander durch Trennung ihrer Nebensprossen oder durch Ableger fortgepflanzt worden sind, am Ende das Vermögen, Samen zu erzeugen, ganz verlieren. Im Gegentheil glaubt der Vf., dass die Einwirkung einer grösseren Menge von Pollen auf die Narbe von besonders mächtigem Einfluss sey, wie es ihm denn durch künstliche Befruchtung gelungen sey, von mehreren Pflanzen, welche sonst sehr selten Samen ansetzen, wie z. B. *Lilium candidum*, wirklich reifen Samen zu erhalten. Die erste künstliche Befruchtung sey jedoch hiezu nicht immer hinreichend, sondern es sey zuweilen nöthig, dieselbe an der nämlichen Pflanze einige Jahre hinter einander zu wiederholen; hievon glaubt er den Grund darin zu finden, dass durch die wiederholte Bestaubung der Narben ein vermehrter oder verlängerter Zufluss der Säfte in den Stengel erhalten werde, welcher Zufluss im anderen Falle zur Bildung der Nebenbreiten verwendet würde.

Von den verschiedenen Organen, welche den Monokotyledonen als Nahrungsbehälter dienen. Der Vf. findet bey denen Pflanzen mit Zwiebeln, deren Stamm auf eine dünne Scheibe reducirt ist, den nöthigen Nahrungs-Vorrath in der, in den Schalen oder Schuppen angehäuften, zähen, schleimigen Flüssigkeit. Bey den sogenannten festen Zwiebeln oder Knollen einiger *Irideen*, *Crocus*, *Gladiolus*, bey welchen besonders die Rindensubstanz mehr entwickelt sey, finde sich der Nahrungs-Vorrath in der Form von Stärkmehl in dem Parenchym der Rinde abgelagert. Bey den *Arum*-Arten, *Calla athiopica*, *Scitamineen*, bey welchen die Kernsubstanz sehr entwickelt sey, finde sich der Nahrungs-Vorrath sowohl in dieser als in der Rindensubstanz aufbewahrt. Bey noch anderen Pflanzen, deren Wurzeln nicht alle zumal absterben, sondern bey denen ein Theil derselben bis zum Beginn der nächsten Vegetationsperiode ausdauert, finde sich ein Vorrath von Nahrungsstoffen in der Rindenschichte der Wurzeln angesammelt, wie bey *Commelina tuberosa*, *Haemanthus*, *Alstroemeria*, *Hemerocallis fulva*, *Kaempferia rotunda* u. s. w. Diese Ansammlung von Nahrungsstoffen finde sich in der Rinde der Wurzeln, insbesondere bey unseren knollentragenden *Orchideen*, deren Theilung und Zusammensetzung, so wie die Entwickelung des Stiels und der Blätter näher beschrieben wird.

Einige Beobachtungen, welche zu beweisen scheinen, dass die Keimung gewisser Samen an bestimmte Jahreszeiten gebunden ist. Als Einleitung zu diesem Artikel bemerkt der Vf., dass die Samen der Monokotyledonen im Allgemeinen ziemlich langsam keimen, was ohne Zweifel in der verhältnissmässig geringeren Entwickelung des Embryo seinen Grund habe, daher gerade diejenige unter ihnen, welche einen wenig ausgebildeten Embryo in einem sehr dichten Perisper-

mium enthalten, wie die Samen mehrerer Palmen, des *Calchicum autumnale*, des *Paris quadrifolia*, mehrere Arten von *Ruſcus*, *Convallaria* u. ſ. w., die längſte Zeit zum Keimen bedürfen, indem ſie nicht ſelten Jahre lang in der Erde liegen bleiben, während dagegen die Gräſer, deren Embryo vollkommen ausgebildet iſt, als der der meiſten übrigen Monokotyledonen, auch diejenigen ſind, welche in der Regel am ſchnellſten keimen. Dieſem angegebenen Grunde des früheren oder ſpäteren Keimens der Samen müſſen wir die Beobachtung entgegenſtellen, daſs vorzüglich von der Teſta der Samen die Zeit des Aufkeimens der Samen, und nicht von dem gröſseren oder geringeren Vollkommenheits-Grade des Embryo abhängig ſey; ſo keimt *Thea*, *Vateria* noch an der Mutterpflanze, *Corylus*, einige Arten von *Juglans* müſſen friſch in die Erde gebracht werden, um im folgenden Frühjahr zu keimen; die mit einer dicken und ſehr harten Teſta verſehenen Samen von *Cocos*, *Canna*, *Prunus*. *Roſa*, *Staphylea*, keimen, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen ſind, frühestens nach einem Jahr in tauglichem Boden und bey gehöriger Temperatur, oft aber erſt nach Verlauf mehrerer Jahre; wird aber die Teſta angefeilt, daſs der Kern die Einwirkung äuſserer Einflüſſe früher und leichter erfahren kann, ſo erfolgt das Keimen dieſer Samen ſchon in einigen Monaten. Aus dem Gleichbleiben des Ausſchlagens und Abfallens der Blätter einiger Bäume, wenn ſie in andere Klimate verſetzt werden, ſchlieſst der Vf., wie wir glauben, mit Recht, daſs die Pflanzen bis auf einen gewiſſen Grad von der atmoſphäriſchen, beſonders den Temperatur-Einflüſſen unabhängig ſeyen, und daſs denſelben ein gewiſſer eigener Trieb oder Inſtinct inwohne, den Einwirkungen des Klima entgegen, ihren vegetativen Cyclus zu befolgen, obgleich im Gegentheil andere Gewächſe von den Auſsenverhältniſſen und beſonders den Temperatur-Einflüſſen ſich gänzlich abhängig zeigen. Einen ähnlichen Unterſchied glaubt der Vf. in Betreff des Zeitpuncts des Keimens mehrerer Samen der Monokotyledonen bemerkt zu haben. Es gebe nämlich Samen, welche, in die gehörige Verhältniſſe geſetzt, das ganze Jahr hindurch zum Keimen gebracht werden können, während andere, wie man ſie auch behandle, ihren Keim immer nur zu gewiſſen beſtimmten Jahreszeiten entwickeln. Als Beyſpiel heben wir die Beobachtung an den Samen der *Adamſia ſcilloides* aus. Der Vf. hatte Samen dieſer Pflanze von gleichem Alter, den einen Theil im Frühjahr, den anderen aber erſt im darauf folgenden Herbſt in Töpfe geſäet, welche den Winter über in einem geheizten Zimmer und beide ganz auf gleiche Weiſe behandelt wurden. Ungeachtet nur die letzteren Samen um 5 oder 6 Monate ſpäter geſäet worden waren, als die erſteren, ſo keimten doch im nächſten Frühjahr die Samen beider Töpſe ziemlich zu derſelben Zeit. Aehnliches beobachtete der Vf. an den Samen von *Colchicum autumnale*, *Arum maculatum*, *Fritillaria imperialis*, *meleagris*, *Tulipa*, *Convallaria majalis*, *polygonatum*, *Paris quadrifolia*, *Galanthus nivalis*. Dieſe Samen alle keimten *immer nur im Frühjahr*, zuweilen erſt nach einigen Jahren, ſie mochten geſäet ſeyn, zu welcher Zeit ſie auch wollten. Der Vf. glaubt daher, daſs die Keimungszeit des Samens mit dem Vegetationstrieb ihrer Pflanzen in einen und denſelben Zeitpunct zuſammenfalle; es gebe zwar Ausnahmen davon, beſonders bey künſtlicher Behandlung der Samen; die Folge aber ſey häufig die Kränklichkeit ſolcher junger Samenpflanzen.

Mit dieſem gedrängten Auszuge glauben wir den Werth und Gehalt der Schrift hinreichend angezeigt zu haben; wir können aber dabey unſer Bedauern nicht unterdrücken, daſs der Vf. noch mit allzuhäufigem u. ſ. w. da abgefertigt hat, wo doch der Naturforſcher und Pflanzenphyſiolog jede Einzelnheit mit Begierde zu erfahren wünſcht. Wir erſuchen daher den Vf., uns noch eine Naturbeſchreibung von jeder einzelnen Art ſamt Abbildung derſelben nach Art, wie er ſie in den zwey Tafeln zu dieſer Schrift gegeben hat, zu liefern, wodurch er ſich den Dank der Planzen-Phyſiologen in beſonderem Grade erwerben würde.

Dieſe Schrift hat leider eine heftige Controverſe zwiſchen *Hugo Mohl*, dem berühmten Pflanzen-Anatomen und dem Vf. hervorgerufen. Erſter hat in der *Regensb. allgem. bot. Zeit.* 1835. No. 8. eine Abhandlung: *Einige Bemerkungen über das Wachsthum des Stammes der Monokotyledonen* betitelt, als Vertheidigungs- und Vindications-Schrift gegen *De Candolle* und den Vf. einrücken laſſen, worin *H. Mohl* nachweiſt, daſs er in ſeinen verſchiedenen anatomiſchen Abhandlungen die *Vegetatio terminalis* und den Verlauf der Gefäſsbündel bey den Palmen, Cycadeen und den baumartigen Farn ſchon früher nachgewieſen und dargeſtellt habe, deren Entdeckung und Darſtellung unſer Vf. in ſeiner Schrift mit keinem Wort Erwähnung gethan habe. Es ſcheint uns, der genannte verdienſtvolle Pflanzen-Anatom hat hierin mehr gegen die Art einiger Naturforſcher unſerer Zeit ſeine miſsbilligende Aeuſserung ausſprechen wollen, wonach ſich dieſelben nichts darum bekümmern, noch die Mühe geben, zu erfahren, was andere Beobachter vor ihnen über den nämlichen Gegenſtand geſagt haben, ſondern ihre Erfunde als ihre Entdeckungen betrachten und auskramen, und dann gleich einen neuen Namen dafür ſchaffen von kauterwelſcher Zuſammenſetzung, ſo daſs bereits ein ſehr dicker Band mit ſolchen neuen Kunſtwörtern gefüllt werden könnte, worin es die Deutſchen bald den Franzoſen zuvorzuthun ſcheinen. Wir unſeres Theils können hierin *Hugo Mohl* nicht anders als beypflichten, indem wir glauben, daſs die Wiſſenſchaft zu der Zeit, als die Botaniker mehr auf die Sache, als auf Terminologie bedacht waren, mehr Fortſchritte gemacht habe. Der Streit hat in dem Correſpondenzblatt des würtembergiſchen ärztlichen Vereins ſeine Endſchaft erreicht, macht jedoch den Wunſch rege, daſs in ſolchen wiſſenſchaftlichen Reden und Gegenreden nur Urbanität vorherrſche und das Wort führen möchte.

a. e.

INTELLIGENZBLATT
der
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

MAY 1837.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Universitäten-Chronik.

Jena.

(Fortsetzung vom Intelligenzbl. 1836. Nr. 44. Auch vgl. Intelligenzbl. 1836. Nr. 54.)

In dem Winterhalbjahre $18\frac{36}{37}$ unter dem Prorectorate des Hn. Oberappellationsrathes und Ritters Dr. *Francke* vom 6 August 1836 bis 4 Febr. 1837 wurden 78 Studirende immatriculirt, nämlich 29 Theologen, 21 Juristen, 6 Mediciner und 22 Philosophen, inclus. der Pharmaceuten. Die Gesammtzahl der Studirenden betrug demnach, nach Abzug der zu Michaelis 1836 abgegangenen 33 Theologen, 28 Juristen, 11 Mediciner und 14 Philosophen, inclus. der Pharmaceuten: 419, und zwar 241 Inländer und 178 Ausländer.

Das am 4 Februar zum dritten Male angetretene Prorectorat eröffnete Hr. geh. Hofrath und Ritter Dr. *Kieser* mit einer deutschen Rede über das Verhältniss der Naturwissenschaft zur Religion überhaupt und zur christlichen insbesondere, in welcher gezeigt wurde, dass Wissenschaft und Religion nur eine Endtendenz haben, also von einem Zwiespalte oder gar Widerstreite derselben, wie man wohl selbst in öffentlichen Reden und Schriften ausgesprochen, schon nach Bacon's Vorgange nicht die Rede seyn könne.

I. *Akademische Schriften.*

a) Von dem Professor der Beredsamkeit, Herrn Geh. Hofrath und Ritter Dr. *Eichstädt* im Namen und Auftrage der Universität:

1) Die bey Vertheilung der akademischen Preise am 3 September in der akademischen Kirche gehaltene Rede: *pro Solemnibus academicis oratio* (bey Bran 34 S. 4). Mit einem Rückblick auf den Zweck und Nutzen öffentlicher Feierlichkeiten bey Griechen und Römern wird gezeigt, was dieselben auch jetzt noch zur Erweckung des Gemeinsinnes und Wetteifers beytragen können, und die kurz vorher gefeierte Einweihung des Augusteum in Leipzig, die öffentliche Zusammenkunft der Naturforscher und Aerzte in Jena und die an dem Tage, an welchem ehemals die Geburtstagsfeier des unvergesslichen Grossherzogs Carl August begangen wurde, jetzt vollzogene öffentliche Preisvertheilung an die Studirenden, werden als sprechende Beyspiele angeführt. Ueber die Preisvertheilung selbst ist schon im Intellbl. 1836. Nr. 54. das Nöthige berichtet worden.

2) Zur Ankündigung des Prorectorates: *Paradoxa quaedam Horatiana, Part. VIII.* (bey Bran, 27 S. 4). Vorzüglich über *Franz Guyet*, den so scharfsinnigen als kecken Kritiker, welchen *Peerlkamp*, der neueste Herausgeber des Horaz, sich zum Vorbild bey seiner verwegenen Schneidekritik genommen zu haben scheint.

3) Das Prooemium zur Ankündigung der Vorlesungen im nächsten Sommersemester erinnert an drey frohe Ereignisse der Universität im verflossenen Semester, nämlich an die 14te Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte; die zum Andenken an diese Versammlung durch der Herzogs von Sachsen-Altenburg Durchlaucht gestiftete naturwissenschaftliche, alle zwey Jahre zu ertheilende Prämie, und an die Ankunft Sr. k. H. des Erbgrossherzogs von S. Weimar in Jena, zu Vollendung Seiner schon früher hier begonnenen und dann in Leipzig fortgesetzten Studien.

b) *Theologische Festprogramme:*

Sollen nachgeliefert werden.

II. *Promotionen, Disputationen und darauf vorbereitende Programme.*

1) In der *theologischen Facultät*, unter dem Decanate des Hn. GCR. Dr. *Danz* wurde am 2 Febr. dem grossherzogl. sächs. Oberconsistorialrath und Archidiakonus an der Stadtkirche zu Weimar, Hn. *Johann Gottfried Zunkel* „*prudentia senectutis non minus quam eruditione, meritis in religionem et ecclesiam, humanitate et benefaciendi civibus voluntate ac studio vere venerabilis*“ zu seinem 78sten Geburtstage die theologische Doctorwürde *honoris caussa* verliehen.

2) In der *juristischen Facultät*, unter dem Decanate des Hn. GR. Comthur D. *Schmid* wurde, nach geschehenen statutarischen Leistungen, die Doctorwürde ertheilt 1) am 26 October dem Hn. Ober-Bürgermeister und Oberlandgerichts-Referendar *Friedrich Eduard Oberländer* zu Saalfeld, und 2) am 2 Febr. dem Hn. *Carl Gustav Hase* zu Weimar, *in absentia.*

Auch erschien um Weihnachten die Preisschrift des Hn. Stud. *Carl Adolph Schmidt* aus Ilmenau: *de successione fisci in bona vacantia ex jure Romano* (b. Bran, 98 S. 8).

3) In der *medicinischen Facultät*, unter dem Decanate des Hn. GH. und Ritter D. *Joh. Christ. Stark* I. wurden zu Doctoren der Medicin und Chirurgie creirt 1) am 31 August Hr. *Alexander Bernhardi* aus Altenburg nach Vertheidigung seiner *Dissertatio exhib. animadversiones de perforatione sectione caesarea synchondrotomia pelvitomia et partu praemature perficiendo.* 2) Am 4 October feierte Hr. geh. Medicinalrath D. *Sommer* in Coburg sein Doctor-Jubiläum. Die medicinische Facultät übersendete ihm ein erneuertes Doctor-Diplom. 3) Am 21 October erhielt die Doctorwürde Hr. *Franz Sigismund Geudtner* aus Grofsenhain in Sachsen, nach Vertheidigung seiner *Dissertatio de febre puerpurali* (38 S. b. Bran). 4) Den 18 Nov. der königl. preuss. Stabs- und Bataillons-Arzt, auch Ritter des eisernen Kreuzes, Hr. *Wendroth* zu Sangerhausen *in absentia.* 5) Am 25 Nov. Hr. *Wilh. Thon* aus Kaltennordheim, nach Vertheidigung seiner *Dissertatio de synizesi et coremorphosi.* 6) Den 28 Nov. Hr. *Johann Christian Sorge* aus Döschnitz im Schwarzburg-Rudolstädtischen, nach Vertheidigung seiner *Dissertatio de coxarthrocace.* 7) Am 30 Nov. Hr. *Richard Roth* aus Schmölln durch Vertheidigung seiner *Dissertatio de luce ex oculis quorundam animalium in tenebris prodeunte.* 8) Den 17 Dec. Hr. *Johann Carl Friedrich Staude* aus Coburg nach Vertheidigung seiner *Dissertatio de tuberculorum pulmonalium genesi atque natura.* 9) Den 19 Dec. Hr. *Wilhelm Friedrich Thiel* aus Lösnitz in Sachsen, nach Vertheidigung seiner *Dissertatio de tracheitide infantum exudativa.* 10) Am 31 Dec. Hr. *Gustav Wilhelm Minter* aus Teutschenthal, Aufseher des Meckelschen Museums in Halle, nach Vertheidigung seiner *Dissertatio sistens prodromum zoologiae generalis.*

4) In der *philosophischen Facultät*, unter dem Decanate des Hn. Hofrath D. *Göttling* wurden, nach Erfüllung der statutenmäfsigen Leistungen, zu Doctoren promovirt: Hr. *Moritz Rödiger* aus Sangerhausen, Diakonus bey St. Ulrich in Halle, als Schriftsteller durch seine *Synopsis evangeliorum.* Hal. 1829. 8, so wie durch kleinere Abhandlungen und Recensionen in mehreren kritischen Blättern rühmlich bekannt; Hr. *Thilo Eduard Keyser* aus Sondershausen, Cand. der Theologie; Hr. *Ernst Lieberkühn-Pohlmann*, Cand. der Theologie, Lehrer am Gymnasium in Weimar; Hr. *Heinrich Gelzer* aus Schaffhausen; Hr. *Carl Ferd. Lieseu* aus Berlin, Lehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster daselbst; Hr. *Carl Aug. Friedrich Hermann Schulze* aus Bömenzia, Subrector am Gymnasium zu Stralsund; Hr. *Gustav Adolph Freytag* aus Paney, Candidat des Predigtamtes zu Potsdam; Hr. *Julius Fürst* aus Zercow, ein gelehrter Orientalist; Hr. *August Emil Schmid* aus Kruspin, kön. preuss. Regierungsreferendar zu Berlin; Hr. *Johann Friedrich August Carl Hübner* aus Helmstedt, Lehrer Sr. Durchlaucht des Hn. Erbprinzen von Stollberg-Rofsla; Hr. *Karl Ernst Thiele* aus Stolberg, Candidat der Theologie, Lehrer desselben Herrn Erbprinzen; Hr. *Ernst Woldemar Schellenberg* aus Altenburg, Cand. der Theologie, Lehrer Sr. Durchlaucht des Herzogs Ernst zu Eisenberg; Hr. *Friedrich David Dietrich* aus Ziegenhayn, Vf. botanischer Schriften; Hr. *Louis Philippe Sy* aus Berlin, Predigtamtscandidat der französischen Kirche, Lehrer am Gymnasium zu Bernburg; Hr. *Georg August Cottenet* aus Berlin, k. preuss. Oberlandesgerichtsreferendar; Hr. *Friedrich Wilhelm Heinrich Pirscher* aus der Ukermark, jetzt in London; Hr. *Ernst Fröhlich* aus Salza, Cand. der Theologie; Hr. *August Eduard Bruckmann* aus Schwäbisch-Hall, Architekt und Geognost in Ulm; Hr. *Leopold Städler* aus Berlin, Oberlehrer daselbst, Vf. von Schriften über wissenschaftliche Grammatik; Hr. *David Schottin* aus Heygendorf, Pastor in Köstritz, Licentiat der Theologie, als homiletischer und asketischer Schriftsteller rühmlich bekannt, *honoris causa*; Hr. *Ludwig Sturm* aus Ilsenburg; Hr. *Friedrich Christian Gottlieb Apel* aus Danenburg, zweyter Seminarlehrer in Magdeburg; Hr. *Friedrich August Wieseler* aus dem Hannöverschen; Hr. *Alexander Detmar* aus Hamburg; Hr. *Carl Moritz Fleischer* aus Eisleben, Lehrer am Pädagogium in Halle; Hr. *Joh. Adolph Ludwig Werner* aus Vielau, Lieutenant von der k. sächs. Armee, Schriftsteller im Fach der Gymnastik.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Ankündigungen neuer Bücher.

In der *Karl Gerold*schen Buchhandlung in Wien ist erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Griseldis.

Dramatisches Gedicht in fünf Acten
von
Friedrich Halm.

8. Wien. 1837. in Umschlag geh. 1 Thlr.

Buckland's
Geologie und Mineralogie,
übersetzt
und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen
von
Dr. *Bgassiz.*

2 Bände 8. Mit den englischen Originaltafeln.
Preis 12 fl.

Eine von Stuttgart ausgegangene Anzeige einer *anonymen* Uebersetzung von *Buckland's* Geologie und Mineralogie, unter dem unächten Titel: *die Urwelt und ihre Wunder*, veranlasst mich zu der Anzeige, dass ich seit geraumer Zeit mit einer Bearbeitung dieses Werkes beschäftigt bin, wozu ich das Original seit Jahren, also längst vor seinem Erscheinen in Händen habe.

Meine Uebersetzung konnte daher leicht den Charakter einer eigenthümlichen Bearbeitung bekommen, indem Anmerkungen, wie sie nach meinen wiederholten Besuchen der englischen Originalsammlungen mir möglich sind, und die Einschaltung besonderer geologisch-zoologischer Excurse, zu denen vieljähriges Studium dieser Wissenschaft das Material gegeben, welches ich in meinen *Recherches sur les Poisson fossiles* theils noch nicht niedergelegt habe, theils, wegen der eigenthümlichen Grenze meines Werkes, da nicht niederlegen konnte, eine willkommene Zugabe seyn werden, ohne dem Charakter des englischen Originals zu nahe zu treten; denn dieser wird im Gegentheil hier um so mehr erhalten werden, als meine Bearbeitung mit den *englischen Originaltafeln selbst* ausgestattet seyn wird, ein Vorzug, den ich derselben durch meine persönliche Bekanntschaft mit dem Verfasser habe verschaffen können, und den sie vor jeder anderen Uebersetzung jedenfalls voraus haben wird. Zudem bin ich im Stande, nach dem Anerbieten des englischen Verfassers, gleich diejenigen Erweiterungen und Zusätze aufzunehmen, die eben derselbe einer künftigen zweyten Ausgabe einzuverleiben gedenkt.

Diese Nachricht, so wie die fernere Anzeige, dass meine Uebersetzung binnen wenigen Wochen erscheinen, und durch Herrn *Dalp* in Bern zu beziehen seyn wird (und zwar sogleich mit der ersten Lieferung die sämmtlichen 87 Tafeln, welche über 700 Figuren enthalten) habe ich geglaubt, dem Interesse, welches das Publicum an diesem bedeutenden Werke nimmt, schuldig zu seyn.

In meinem Verlage ist erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Die älteren Presbyterial-Kirchenverordnungen der Länder *Jülich*, *Berg*, *Cleve* und *Mark*, in Verbindung mit der neuen Kirchenordnung für die evangelischen Gemeinen der Provinz Westphalen und der Rheinprovinz, herausgegeben von *K. Snethlage*, evangelischem Pfarrer in Unterbarmen und Superintendenten der Kreissynode Elberfeld. Mit einem Vorwort des Herrn Dr. theol. *Gräber*, Präses der rheinischen Provincialsynode. 8. 1 Thlr. 4 gr.

Die Sacrament-Worte, oder die wesentlichen Stücke der Taufe und des Abendmahls, historisch-kritisch dargestellt. Nebst zwey theologischen Gutachten, über die sächsische Agende von 1812, und über das Perikopen-System von Dr. *A. G. Rudelbach.* 8. 20 gr.

Die Unwissenschaftlichkeit im Gebiete der alttestamentlichen Kritik, belegt aus den Schriften neuerer Kritiker, besonders der Herren *von Bohlen* und *Vatke*, von Dr. *Moritz Drechsler*, ausserord. Prof. 8. 1 Thlr.

Leipzig, im May 1837.

Karl Tauchnitz.

So eben ist neu erschienen und in der *Carl Gerold*'schen Buchhandlung in Wien, so wie in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Die Heilkräfte
des kalten Wasserstrahles,
mit einem Rückblick auf die Geschichte und mit besonderer Rücksicht auf das
Staubregenbad und kalte Bäder
dargestellt
von
Dr. *Ludwig Wilhelm Mauthner*,
ehemaligem k. k. Regiments-Arzte u. s. w.
Mit vier Kupfertafeln.

27½ Bogen gr. 8. in lithograph. Umschlag brosch.
1 Thlr. 16 gr.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu erhalten:

Abriss der Geschichte der Philosophie
von
Karl Ludwig Kannegiesser.

> Eine kurze und zweckmässige Geschichte der Philosophie halte ich für Schüler der obersten Classen eines Gymnasii sehr nützlich.
> *Herder.*

Gr. 8. Auf gutem Druckpapier 18 Gr.

Früher erschien und wurde mit grossem Beyfall aufgenommen:

Matthiä, August. Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie. Dritte verbesserte Auflage. Gr. 8. 1833. 20 Gr.

Leipzig, im April 1837.
F. A. Brockhaus.

In der *Carl Gerold*'schen Buchhandlung in Wien ist in Commission erschienen und in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben:

Handbuch der Wasserheillehre
(*Hydriasiologie*)
oder des naturgemässen geregelten
Heilverfahrens mit kaltem Wasser.

Seiner kaiserlichen Hoheit dem Erzherzoge *Ludwig* in aller Unterthänigkeit ehrfurchtsvoll gewidmet.
Von
Sigm. Mich. Granichstädten,
Doctor der Medicin, Magister der Geburtshülfe, k. k. Stadt-Armenarzt, praktischem Arzte und Mitgliede der medicinischen Facultät an der k. k. Universität zu Wien.
gr. 12. Wien, 1837.
In geschmackvoll lithographirtem Umschl. brosch.
Preis: 2 fl. C. M.

Dieses Werk enthält in leichtfasslicher Darstellung die Hauptresultate der bis jetzt über die *Wasserheilmethode* gemachten Untersuchungen und Erfahrungen, rügt die Unrichtigkeiten und Uebertreibungen der über diesen Gegenstand erschienenen Schriften, und sucht durch umsichtige Anwendung arzneywissenschaftlicher Grundsätze die *Wasserheilkunde* auf den ihr gebührenden ehrenvollen Standpunct zu erheben. Zugleich kann es, hauptsächlich in diätetischer Hinsicht, *als ein sehr belehrendes, viele Irrthümer berichtigendes Lesebuch allen Ständen* empfohlen werden, für welchen Zweck es sich eben so sehr durch einen allgemein verständlichen Vortrag, als durch Gründlichkeit und Unparteylichkeit des Urtheils ganz besonders eignet.

II. Bücher zum Verkauf.

Folgende Werke bin ich beauftragt für die beygesetzten Preise zu verkaufen:

Gesneri, J. M., Novus linguae et eruditionis Romanae thesaurus. T. I—IV. Lips. 1749. 16 Thlr.

Spix und *Martius* Reise in Brasilien. 3 Bde. 4. 7 Thlr. 12 gr.

Bessel astronomische Beobachtungen 1r bis 8r, 10r und 11r Bd. 12 Thlr.

v. Sternberg, Versuch einer geognostisch-botanischen Darstellung der Flora der Vorwelt. 1—4s Heft. Ladenpr. 34 Thlr. für 20 Thlr.

Jena, im März 1837.
C. Hochhausen,
Buchhändler.

III. Bücher-Auction.

Kataloge zu der den 22 Aug. d. J. in Wernigerode Statt findenden bedeutenden Bücherauction sind jetzt in den Expeditionen der allgemeinen Literaturzeitungen zu Halle und Jena, sowie des allgemeinen Anzeigers der Deutschen zu Gotha, und bey den Herren Auctionscommissarien *Jury* in Berlin, *Bär* in Frankfurt a. M., *Schwormstedt* in Hamburg und *Bachmann* in Hannover zu bekommen.

IV. Vermischte Anzeigen.

Im Februarheft der Jen. A. L. Z. Intelligenzblatt Nr. 3. S. 17. Z. 35 v. u. und S. 20. Z. 5 ist statt *Laumau* zu lesen *Lauenau*, und S. 18. Z. 16 v. u. st. *verborte* l. *eroberte*.

INTELLIGENZBLATT
der
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

MAY 1837.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

Der bisherige Archidiakonus an der Nikolaikirche zu Leipzig, Hr. Dr. *C. Gottfr. Bauer*, ist zum Pastor an dieser Kirche ernannt worden.

Hr. geh. Hofr. und Prof. *Bachmann* in Jena ist von der Gesellschaft der medicinischen und Natur-Wissenschaften in Brüssel zum correspondirenden Mitgliede ernannt worden.

Der Grossherzog von Weimar k. H. hat dem ausserordentl. Professor der Philosophie an der Universität Jena, Hn. D. *Gustav Schüler*, welcher sich schon seit längerer Zeit auf einer wissenschaftlichen Reise durch Russland, den Orient und Aegypten befindet, den Charakter als Bergrath verliehen, mit der Berechtigung zum Tragen der diesem Range gemässen bergmännischen Uniform.

Der kais. russ. geh. Rath *von Stourdza* hat die Insignien des k. pr. rothen Adlerordens 2 Cl. mit dem Stern erhalten.

Der kön. dän. Etatsrath *Thorwaldson* in Rom hat die Insignien des kön. würtemb. Friedrichs-Ordens erhalten.

Der seitherige Privatdocent der Theologie zu Berlin, Hr. Lic. *Vatke*, ein Anhänger *Hegels*, sehr bekannt durch seine ganz nach *Straussens* historisch-kritischen Principien gearbeitete biblische Theologie des A. T., ist zum ausserordentlichen Professor in der theol. Facultät der dasigen Universität ernannt worden.

Hr. Prof. *Puchta* in Marburg und Hr. Prof. *Marezoll* in Giessen haben ehrenvolle Rufe als ordentliche Professoren der Rechte an die Universität Leipzig, der erste mit 1500, der zweyte mit 1200 Thlr. fixem Gehalte, erhalten und angenommen.

Der seitherige Pfarrer zu Herbrechtingen im Königreiche Würtemberg, Hr. M. *Eisenbach*, als pädagogischer Schriftsteller bekannt, ist zum Pfarrer zu Dürrmenz-Mühlacker, Oberamts Maulbrunn, ernannt worden.

Der Privatdocent der Philosophie zu Tübingen, Hr. Dr. *Carl Phil. Fischer*, ist zum ausserordentlichen Professor derselben, und der Privatdocent Dr. *Friedr. Theod. Vischer* ebendaselbst zum ausserordentlichen Professor der deutschen Sprache und Literatur an derselben Universität ernannt worden.

Der als philosophischer, theolog. und jurist. Schriftsteller rühmlich bekannte geh. Justiz- und vortragende Rath im königl. Justizministerium zu Berlin, Hr. *Carl Friedr. Göschel*, ist zum geh. Oberjustizrathe ernannt worden.

Die Universität Kopenhagen hat dem Hn. Prediger *Paul Emil Henry* daselbst, Verf. einer Biographie Calvins, die theolog. Doctorwürde ertheilt.

Der als militärischer Schriftsteller bekannte k. würtemb. Obrist vom General-Quartiermeister-Stabe, Hr. *Moritz von Mylius* zu Ludwigsburg, ist zum Generalmajor und Commandanten des zweyten Linien-Infanterie-Regiments ernannt worden.

Der kön. b. Hofrath und ordentl. Professor der Staatsarzneykunde an der Univers. zu Würzburg, Hr. Dr. *Thom. Aug. Ruland*, ist wegen vorgerückten Alters in den Ruhestand versetzt und ihm Titel und Rang eines geh. Hofrathes verliehen; desgleichen der kön. b. Regierungs- und Kreismedicinal-Rath, Hr. Dr. *Schmitt*, zum ordentlichen Professor der medicinischen Polizey, Hr. Professor Dr. *Conr. Fuchs* zum Professor der *Materia medica*, und der seitherige Privatdocent Hr. Dr. *Rienecker*, zum ausserordentlichen Professor der ambulanten Klinik mit der Function eines Armenarztes ernannt worden.

Die Akademie der Wissenschaften in Stockholm hat Hn. Hofrath *Martius* in München zu ihrem auswärtigen Mitgliede ernannt.

Hr. Dr. *Blumhardt*, praktischer Arzt in Stuttgart, als medicinischer Schriftsteller bekannt, ist zum Stadtwundarzt daselbst für gerichtliche und polizeyliche Fälle ernannt worden.

Hr. Hof- und Medicinal-Rath Dr. *Carus* in Dresden ist von der kön. schwed. Akademie der

Wissenschaften zu ihrem auswärtigen Mitgliede ernannt worden.

Der Prof. der Theologie zu Erlangen, Hr. Dr. *Engelhardt*, hat von dem Könige von Baiern das Prädicat „Kirchenrath" tax- und siegelfrey erhalten.

Dem ordentl. Professor der Medicin an der Universität zu Halle, Hn. D. *Krukenberg*, ist das Prädicat eines geheimen Medicinalrathes verliehen worden.

Der rühmlich bekannte Architekt, Hr. *Heideloff* in Nürnberg, hat den Titel eines königl. Conservators tax- und stempelfrey erhalten.

Der bisherige Professor der oriental. Sprachen und der Exegese am Lyceum zu Aschaffenburg, Hr. *Mich. Löhnis*, hat einen Ruf als ordentlicher Professor der kathol. Theologie an der Universität Giessen erhalten und angenommen.

Der bisherige ausserordentliche Professor der Rechte an der Universität Tübingen, Hr. Dr. *Aug. Ludw. Reyscher*, ist zum ordentlichen Professor in der juristischen Facultät daselbst ernannt worden.

Der bisherige Rector des Gymnasiums zu Schleusingen, Hr. Prof. Dr. *Richter*, ist zum Director des Gymnasiums in Quedlinburg ernannt worden.

Hr. Pfarrer und Decan *Seidel* in Nürnberg ist auf sein Ansuchen seiner Aemter enthoben worden, hat aber, in Anerkennung seiner vielen Verdienste, den Rang und Titel eines protestant. Kirchenrathes taxfrey erhalten. Das Decanat zu Nürnberg ist hierauf dem protestantischen Hauptprediger Hn. Dr. *Carl Fickenscher* verliehen worden.

Der bisherige Professor und Rector der Cantonschule zu Aarau, Hr. *Schnitzer*, ist zum Professor am mittleren Gymnasium zu Heilbronn ernannt worden.

Der bisherige ausserordentliche Professor in der philosophischen Facultät zu Breslau, Hr. Dr. *Johann Schön*, ist zum ordentlichen Professor in dieser Facultät ernannt worden.

Der als Kanzelredner berühmte Ordensbischof Dr. *J. O. Wallin* zu Stockholm ist von den Consistorien des Reichs zum Erzbischof von Upsala ernannt worden.

Der ordentliche Professor der Forstwissenschaft in der staatswirthschaftlichen Facultät zu Tübingen, Hr. Dr. *Wilh. Widemann*, ist zum Oberforstmeister des Schwarzwaldkreises zu Babenhausen ernannt worden.

Der Professor an der chirurgisch-medicinischen Akademie zu Dresden, Hr. Dr. *Friedrich Aug. v. Ammon* ist dieses Amtes enthoben, und zum Leibarzte Sr. Majestät des Königs ernannt worden, mit dem Titel eines Hofrathes in der 4ten Cl. der Hofrangordnung.

Hr. Professor Dr. med. *Choulant* in Dresden ist zum kön. sächs. Hofrath ernannt worden.

Der Oberbibliothekar zu Dresden, Hr. Hofrath *Falkenstein*, ist von der *Societé de l'histoire de France* in Paris zu ihrem ordentlichen Mitgliede ernannt worden.

Der rühmlichst bekannte Sprachforscher, Hr. Regierungsrath *H. C. v. d. Gabelenz* in Altenburg, ist von der asiatischen Gesellschaft in Paris unter ihre ordentlichen Mitglieder aufgenommen wordeu.

Der Archäolog der königl. Museen in Berlin, Hr. Prof. *Ed. Gerhard*, jetzt in Rom, hat den St. Annenorden 3r Classe erhalten.

Hr. Pfarrer *Nik. Haas* in Bamberg ist zum erzbischöfl. geistlichen Rathe ernannt worden.

Hr. Privatdocent Dr. *Herrmann Nasse* in Bonn ist zum ausserordentlichen Professor der Physiologie und Medicin an die Universität Marburg berufen worden.

Der bisherige ausserordentliche Professor der Theologie an der Universität München, Hr. Dr. *Stadler*, ist zum Professor der Exegese des A. T. und der bibl. oriental. Philologie an dasiger Universität, desgleichen der Religionslehrer am neuen Gymnasium daselbst, Hr. Dr. *Reithmair*, zum ausserordentlichen Professor der Theologie ernannt worden.

II. Nekrolog.

Am 16 Oct. v. J. st. zu Stockholm *Mårten Stutzenbecher*, königl. schwed. Obrist-Lieutenant von d. Armee, als Schriftsteller in den Fächern der Kriegswissenschaften, der Mathematik und Naturkunde rühmlichst bekannt, geb. 1760.

Am 20 Nov. zu Paris *P. S. Girard*, ehemaliger Oberingenieur der Brücken und Chausseen, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, durch zahlreiche Schriften über Strassen- und Wasser-Bau bekannt.

Am 30 Nov. zu Pressburg *Jok. Bajza*, Domherr im dasigen Collegiat-Capitel, durch mehrere poetische Versuche und moralische Schriften in ungarischer Sprache bekannt, 82 J. alt.

Am 20 Dec. zu Würzburg *Frz. Nik. Bauer*, Vicar des ehemal. Domstiftes, auch als Schriftsteller bekannt, geb. 1764.

Am 20 Jan. 1837 zu London Sir *John Soune*, Professor der Architektur an der kön. Akademie, als praktischer Baumeister, desgleichen als Lehrer und Schriftsteller in seinem Fache sehr verdient.

Am 4 März zu Wilhelmsburg im Königreich Hannover *L. D. Geise*, Pfarrer daselbst, als homiletischer und pastoraltheologischer Schriftsteller bekannt.

An demselben Tage zu Paris *Eugène Hugo*, Bruder der bekannten Schriftsteller *Victor* und *Abel Hugo*, als Dichter und Vf. mehrerer politischer Artikel im Conservateur litteraire bekannt.

Am 5 März zu Ansbach M. *Georg Friedr. Steph. Stieber*, ehemaliger Professor am dasigen königl. Gymnasium, durch mehrere pädagogische und philologische Gelegenheitsschriften, so wie durch Uebersetzungen aus dem Englischen bekannt, geb. 1759.

Am 7 März zu Bremen *Heinr. Rump*, Professor und Bibliothekar an der dasigen Stadtbibliothek, durch einige historische und pädagogische Schriften bekannt, geb. 1768.

An demf. Tage zu Kiew *Jewgenis*, Metropolit von Kiew und Galitsch, als Verfasser mehrerer theologischer und historischer Werke bekannt, 70 J. alt.

Am 8 März zu Heidelberg *Wilhelm Benecke*, früher Kaufmann zu Hamburg, durch sein „System des Assecuranz- und Bodmerey-Wesens" (5 Thle. Hamb. 1807—21) und durch seinen Commentar über den Brief an die Römer (Heidelb. 1831) bekannt.

Am 12 März zu Quedlinburg der Buchhändler *Theod. Alb. Becker*, 31 J. alt.

Am 15 März zu Montpellier der Historienmaler *Xavier Faber*, ein Schüler Davids, im 70 Lebensjahre.

Am 18 März zu Paris der dramatische Dichter *Edm. Guilm. Fr. de Favières*, ehemaliger Parlamentsrath daselbst, im 82 Lebensjahre.

Am 19 März zu Paris der bekannte Erzbischof *de Pradt*, einer der fruchtbarsten französischen Schriftsteller, geb. 1759.

An demf. Tage zu Stuttgart *Jos. v. Theobald*, kön. würtemb. Generalmajor, als militärwissenschaftl. Schriftsteller sehr geachtet, und als freysinniges Mitglied mehrerer Ständeversammlungen bekannt, 65 J. alt.

Am 21 März zu Petersburg der wirkliche geheime Rath und Mitglied des Reichsrathes *Engel*.

Am 22 März zu München der königl. baier. Staatsrath *C. Chr. von Mann*, als Journalist bekannt.

Am 25 März zu Berlin der Professor am Gymnasium *Joh. Heinr. Chr. Barby*, Herausgeber einiger Stücke des Sophokles und Verf. mehrerer Jugend- und Unterrichts-Schriften, geb. den 19 Nov. 1765.

Am 29 März zu Paris der berühmte Chirurg *Ant.* Baron *Dubois*, Prof. an der dasigen medic. Facultät, geb. 1756.

Ende des März zu Paris *Souriguières*, Verf. des Volksliedes „*le reveil du peuple*", das in der ersten Revolutionszeit fast eben so elektrisch als die Marseillaise auf die Massen wirkte.

Am 3 April zu Heidelberg der grofsherzogl. bad. geh. Kirchenrath und Professor der Theologie, Dr. *Friedr. Heinr. Christ. Schwarz*, 71 J. alt, als theologischer, besonders aber als pädagogischer Schriftsteller rühmlichst bekannt. Unsere A. L. Z. verdankt ihm viele schätzbare Beyträge im Fache der Pädagogik.

Am 9 April zu Hohenschwangau im Königreiche Baiern der in der Kunstwelt rühmlich bekannte Architekt und Maler *Dominik Quaglio*, geb. 1788. Seine durch die Lithographie überall verbreiteten Zeichnungen alterthümlicher gothischer Gebäude, Burgen, Kirchen und Schlösser gehören zu den vorzüglichsten ihrer Art, und werden seinen Namen der Kunstwelt erhalten.

Am 10 April zu Rom der Cardinal-Priester *Thomas Weld*, an den Folgen einer Lungenentzündung, geb. in London den 22 Januar 1773. Er war ein grofser Begünstiger der Gelehrten und Künstler jedes Glaubens.

Am 11 April zu Augsburg der Buchhändler *Karl Friedrich von Jenisch*.

Am 13 April zu Leutenthal bey Weimar der dasige Pfarrer *Rinaldo Harseim*, Verf. einer Abhandlung: *quid concilium Spirense ad sacrorum instaurationem valuerit. Jen.* 1829.

Am 19 April in Berlin der auch als Gelehrter und Schriftsteller berühmte königl. preuss. wirkl. geh. Staats- und Cabinets-Minister, Chef des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, *Ancillon*.

In der Nacht vom 30 April zum 1 May zu Jena, der auserordentliche Professor der Medicin Dr. *Friedrich August Walch*, geb. den 20 Dec. 1780 zu Jena, zweyter Sohn des im J. 1799 gestorbenen Justizraths und Professors der Rechte *Walch*. Er studirte seit 1797 zu Jena Medicin, bildete sich nach seiner Promotion im J. 1803 noch weiter in Würzburg, Wien und auf Reisen aus, habilitirte sich in Jena im J. 1805, wurde im J. 1816 zweyter Dirigent des grofsherzogl. Entbindungshauses und im J. 1817 auserordentl. Professor. Seine Schriften sind verzeichnet in den *Annalibus acad. Jenens.* p. 64.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Neue periodische Schriften.

Bey *Joh. Ambr. Barth* in Leipzig ist erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Journal für praktische Chemie. Herausgegeben von *O. L. Erdmann.* 10ten Bandes 5s Heft. 1837. Nr. 5. gr. 8. geh. Preis des Jahrgangs von 3 Bänden oder 24 Heften 8 Thlr.

Inhalt: *Organische Chemie.* 1 Beyträge zur Kenntniss des Theïns, von Dr. *Günther* aus St. Petersburg. — 2. Notiz über den Urin eines Cholerakranken, von *A. Vogel.* — 3. Zur Geschichte der Gallussäure. — 4. Ueber das Glycerin, von *J. Pelouze.* — 5. Ueber das Chlorophenis, die Chlorophenissäure und Chlorophenessäure, von *A. Laurent.* — 6. Untersuchungen über die Natur und Eigenschaften des Eyweisses u. s. w., von *Golding Bird.*

II. Ankündigungen neuer Bücher.

So eben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Commentar über das Buch der Weisheit. Von *Carl Ludw. Wilib. Grimm*, Dr. d. Philos., Licentiaten und ausserordentl. Professor der Theologie an der Universität zu Jena. Preis 2 Thlr.

Ein umfassender, den neuen Fortschritten der biblischen Kritik und Exegese angemessener Commentar zu dem apokryphischen *Buche der Weisheit* war seither ein entschiedenes Bedürfniss. Je angelegentlicher sich nun Herr Prof. *Grimm* bestrebt hat, diese Lücke in der theologischen Literatur auszufüllen, und je wichtiger das Buch der Weisheit sowohl dem gelehrten Theologen, als auch dem praktischen Geistlichen seyn muss, desto mehr beeilen wir uns, das theologische Publicum von dem Erscheinen dieses neuen, auch äusserlich schön ausgestatteten Werkes in Kenntniss zu setzen.

Leipzig, im May 1837.

C. Hochhausen und *Fournes.*
(Allgem. niederl. Buchhandlung.)

In der *Schnuphase*'schen Buchhandlung zu Altenburg ist so eben erschienen und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Dr. *Fr. Hesekiel*, Consistorialrath und Generalsup., *Timotheus.* Reden an Geistliche. Eine Sammlung amtlicher Ansprachen bey der Einweihung und Einführung in den Beruf des Pfarrers. Besonders für jüngere Amtsbrüder, Candidaten und Theologie Studirende. 12. brosch. 20 gr.

Ch. W. Klötzner, Archidiakonus, *Reden vor Gebildeten* bey besonderen Gelegenheiten, nebst zwey Gelegenheitspredigten. gr. 8. brosch. 20 gr.

Neuester Verlag der *Vandenhök-Ruprechtschen* Buchhandlung in Göttingen, welcher durch alle Buchhandlungen zu erhalten ist.

Bauer, Dr. *A.*, Anleitung zur Criminalpraxis. gr. 8. 20 gr.

— — Strafrechtsfälle 2r Bd. mit 2 lithogr. Abbildungen. gr. 8. 2 Thlr. 8 gr.
(In welchem auch die Relation über die Ermordung des Ministers von Qualm vorkommt.)

— — Derselben 3r Bd. gr. 8. 2 Thlr.

Böhmer, Dr. *G. W.*, über die authentischen Ausgaben der Carolina. 2te vermehrte und verbesserte Ausg. gr. 8. geh. 8 gr.

Böttger, *H.*, Beyträge zur historisch-kritischen Einleitung in die Paulinischen Briefe. 1ste Abthl. Schauplatz der Wirksamkeit des Apostels Paulus, oder Vorderasien zur Zeit Nero's. Mit 1 Charte. gr. 8. geh. 6 gr.

— — Derselben 2te Abth. Befreyung des Apostels Paulus aus seiner sogenannten ersten römischen Gefangenschaft. Mit 2 Tabellen. gr. 8. geh. 12 gr.

Brückner, *C. A. F.*, König Philipp, Sohn des Amyntos von Makedonien und die hellenischen Staaten. gr. 8. 1 Thlr. 16 gr.

Gieseler, Dr. *G. Chr. Fr.*, Rückblick auf die theologischen und kirchlichen Richtungen und Entwickelungen der letzten funfzig Jahre. gr. 8. geh. 4 gr.

Gössel, *Ferd.*, Geschichte der kurhess. Landtage von 1830—1835. 1r Bd., enthaltend den constituirenden Landtag von 1830—1831. gr. 8. geh. 1 Thlr. 12 gr.

Ruperti, Dr. *Chr. Fr.*, Predigten. Aus den nachgelassenen Handschriften des Verewigten herausgeg. von *W. Chr. F. Fraatz.* 2 Bände gr. 8. 2 Thlr.
(Der 2te Bd. wird noch vor Michaelis als Rest nachgeliefert.)

Stieren, *A.*, de Irenaei adversus Haereses operis fontibus, indole, doctrina et dignitate. 4 maj. 12 gr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

JUNI 1837.

THEOLOGIE.

HANNOVER, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchh.: *Der evangelische Kirchenfreund*, ein praktisches Handbuch zur näheren Kenntniss des Wesens und der Gestalt der evangelischen Kirche, ihrer Entstehung und Ausbildung im Allgemeinen, so wie ihrer Haupt- und Unterscheidungs-Lehren, Einrichtungen, Gebräuche, Handlungen, Personen, Oerter, Sachen und Rechtsgrundsätze insbesondere. Für alle Gebildete, vorzüglich für Geistliche, Lehrer und Katechumenen; von *A. W. Knauer*, Archidiakonus zu Celle im Königreich Hannover. 1835. VIII u. 229 S. gr. 8. (1 Thlr.)

Der Vf. geht in der Vorrede von dem Gedanken aus, dass die Kirche, als die Trägerin des Göttlichen und Ewigen, welche für uns die theuersten Güter in sich schliesse, und uns durch das Leben, mit sanfter Mutterhand leite, es wohl fodern dürfe, dass wir uns mit ihr und mit allen ihren einzelnen Einrichtungen und Anstalten in möglichst genauer Bekanntschaft erhalten. So wahr dieses sey, so werde dennoch diese heilige Pflicht von Vielen versäumt und zurückgesetzt. Sehr viele Christen seyen mit dem Eigenthümlichen und Unterscheidenden ihrer Confession und mit der Bedeutung ihrer kirchlichen Einrichtungen wenig bekannt, und haben daher kein richtiges Urtheil über andere Confessionen und Kirchen. Schon als angehender Theologe, noch mehr als nachheriger Religionslehrer der Jugend, besonders aber als Pfarrer, in den kirchlichen Katechisationen und im Confirmandenunterrichte, wie bey häufigen Gelegenheiten der Seelsorge Erwachsener, sah sich der Vf. oft schmerzlich nach einem Buche um, welches „in einer populären, gedrängten und praktischen Weise, das Wesen und die Gestaltung der einzelnen, kirchlichen Hauptgesellschaften, und namentlich der evangelischen, mit genetischen Erklärungen und Vergleichung ihrer äusseren und inneren Einrichtungen und Verfassungen darlegte." Da er nun nichts der Art fand, so entschloss er sich endlich selbst zu einem Versuche einer solchen Schrift. Mit aller Bescheidenheit versichert er, weit entfernt von dem Wahne zu seyn, damit etwas Vollendetes geleistet, aber mit dem Bewusstseyn, redlich die ihm zugänglichen Quellen benutzt zu haben. Wir ehren diese Bescheidenheit, und freuen uns ihrer, indem wir zugleich die Versicherung geben, dass das vorliegende Werk mit grossem Fleisse und richtigem Tacte ausgearbeitet ist. Ist auch das Einzelne, was hier zur Sprache kommt, schon in anderen Schriften zu lesen, so sind theils jene weitläuftigen Werke nicht Jedem zugänglich, theils finden wir hier Alles so schön zusammengestellt, und das Wesentliche von dem Unwesentlichen geschieden, dass gewiss mancher angehende Geistliche und mancher Lehrer der Jugend dem Vf. danken wird. Die Schriften übrigens, welche Hr. *K.* benutzte, sind in historisch-symbolischer Hinsicht: die von *Planck* und *Winer*, in archäologischer: die von *Augusti* und *Eisenschmidt*, in kirchenrechtlicher: die von *Eichhorn*, *Schmalz*, *Schlegel*, *Bielitz* und *Ziehnert*.

Was nun den Inhalt dieses Werkes betrifft, so wird hier, in acht Abschnitten Folgendes besprochen: 1) Geschichtlicher Ueberblick der christlichen Kirche überhaupt und der einzelnen christlichen Parteyen. 2) Die Hauptlehren der evangelischen Kirche, im Vergleiche mit den der anderen Hauptkirchen. 3) Das Kirchenjahr und die kirchlichen Zeitabschnitte. 4) Die Feste und Sonntage. 5) Die kirchlichen Handlungen. 6) Die kirchlichen Personen. 7) Die kirchlichen Oerter und Sachen. 8) Kirchliche Rechtsgrundsätze.

Man sieht leicht aus diesem Inhalts-Verzeichnisse, wie vielerley hier zur Sprache kommt, so dass allerdings das Wesen und die Gestalt der evangelischen Kirche sehr gut beleuchtet wird. Irgend etwas Wesentliches haben wir nicht vermisst; wir empfehlen daher dieses Werk gar sehr allen denen, die sich grössere Werke nicht anzuschaffen vermögen. Es enthält gleichsam die Quintessenz grösserer historisch-symbolischer, archäologischer und kirchenrechtlicher Schriften. — Gehen wir nun zur Beurtheilung manches Einzelnen über.

Die Geschichte der christlichen Kirche, womit es der erste Abschnitt zu thun hat, ist allerdings sehr gut abgefasst, aber doch zu kurz, und Manches ist nur so leise angedeutet, dass der, welcher die Kirchengeschichte nicht schon kennt, unmöglich Alles verstehen kann. Der Vf. hat aber doch sicherlich diesen geschichtlichen Ueberblick für die geschrieben, welche noch wenig bekannt mit der Kirchengeschichte sind; eigentliche Theologen hätten wohl dieses Ueberblickes nicht bedurft. Desshalb hätte er diesem Abschnitte einen etwas grösseren Umfang geben sollen. — In dem Abschnitte, welcher von den kirchlichen Handlungen spricht, ist Manches angegeben, als allgemeine Einrichtung der evangelischen Kirche, was wohl nur in dem Vaterlande des Vfs., nicht aber allgemein und überall angenommen ist. Dahin gehört z. B. die Bemerkung, dass, wenn nach dem allge-

gemeinen Gottesdienste Communion ist, denjenigen Gliedern der Gemeinde, welche nicht an derselben Theil nehmen, vor derselben der priesterliche Segen besonders ertheilt zu werden pflege. Rec., welcher in verschiedenen Ländern der Communion beygewohnt, hat diese Einrichtung noch nicht gefunden. Die meisten der Nicht-Communicirenden bleiben auch bey der Ausspendung des heiligen Mahles in der Kirche, und wer nicht bleiben will oder kann, muss eben diessmal ohne empfangenen Segen die Kirche verlassen. — S. 99 sagt der Vf.: „Ueber die Frage: ob der Prediger seine Predigt lesen dürfe, giebt das Alterthum die Auskunft, dass selbst die berühmtesten alten Kirchenlehrer, Augustinus, Gregor d. Gr. im 5ten und 6ten Jahrhundert, diess zu thun pflegten." Hoffentlich will indessen Hr. *K.* damit nicht sagen, dass aus diesem Grunde es dem Prediger unserer Tage gestattet werden müsse, ebenfalls seine Vorträge abzulesen. Die schönste Predigt verliert durch das Ablesen. Sehr passend sagte einst ein gefeierter Kanzelredner, in Gegenwart des Rec.: „das Concept des Predigers auf der Kanzel befestigt eine grosse Kluft zwischen dem Redner und dem Hörer; das Wort könne nicht in die Herzen der Hörer dringen, das Concept halte es auf." — Von dem weissen Westerhemde sagt Hr. *K.*, es sey dasselbe nach der Taufe, als Zeichen der Wiedergeburt und Unschuld, dem Täufling angezogen, oder übergelegt worden, finde sich aber jetzt schwerlich noch. Hierauf diene als Entgegnung, dass sich der Gebrauch des Ueberlegens eines weissen Tuches über den Täufling, nach der Taufe, noch in mehreren Orten Deutschlands findet, und zwar so, dass die Pathen dieses Tuch halten. — Eben so üblich ist noch an manchen Orten der Gebrauch, dass der Prediger mit den Gevattern, welche zum ersten Male zu diesem Werke sich einfinden, eine kurze Unterredung anzustellen hat, über die Taufe. Hr. *K.* hat nämlich die Ansicht, es möchte diess kaum noch üblich seyn. — S. 122, wo der Vf. von dem heil. Abendmahle spricht, setzt er hinzu: „Auch bey den Protestanten pflegen sich die Administratoren vor der Austheilung die Hand zu geben." So löblich diess ist, so müssen wir dennoch die Bemerkung machen, dass diess wohl nur in sehr wenigen protestantischen Kirchen Statt finde. — Nicht einverstanden sind wir mit dem Vf. wenn er zu den wesentlichen Stücken der Trauung, den Wechsel der Ringe rechnet. Wir rechnen vielmehr diess zu den ausserwesentlichen Stücken, indem ohne den Wechsel der Ringe die Trauung vor sich gehen kann. Viele ärmere Brautleute haben gar keine Ringe. S. 145 sagt der Vf.: Katechumenen sind alle getauften Kinder, von der Zeit des öffentlichen Unterrichts an." Gewöhnlich versteht man indess unter Katechumenen nur die Kinder, welche sich mehr der Confirmation nähern, und durch besonderen Unterricht zur Confirmation vorbereitet werden. — Dass die preussisch-unirte evangelische Kirche einen Erzbischof habe, beruht auf einem Irrthume. Als ganz besondere Auszeichnung erhielt der ehrenwerthe Greis *Barowsky* in Königsberg, das Prädicat: Erzbischof, ohne dass er, als solcher, besondere Functionen gehabt hätte. Sein König wollte ihn nur durch diesen Titel ehren. Nach seinem Tode hat Niemand wieder diesen Titel und diese Würde erhalten. — Ganz aus der Seele war dem Rec. der Wunsch geschrieben, dass das, ursprünglich, auch bey Protestanten, gültige Gesetz der kirchlichen Taufe strenger gehalten werden möge." Es ist in der That ein schlechtes Zeichen der Zeit, dass namentlich die Honoratioren in Städten es fast für eine Schande halten, ihre Kinder in der Kirche taufen zu lassen. Die Haustaufen werden immer gewöhnlicher. Es ist uns eine Stadt bekannt, wo fast nur noch Uneheliche in der Kirche getauft werden. — Irrig ist es, dass die Wasserkanne, woraus das Wasser in die Hand des Täufers bey der Taufe gegossen worden, abgeschafft worden sey. Sie ist vielmehr noch in vielen Orten üblich. — S. 206 sagt der Vf.: „Bey unehelichen Kindern hat der Geistliche nach des Vaters Namen zu fragen. Will die Mutter keinen Vater nennen, so geht die Taufhandlung doch vor sich, und der Geistliche berichtet der Obrigkeit, um jene zum Geständniss zu zwingen." Das ist allerdings in vielen Ländern noch so, allein im Königreiche Preussen darf der Geistliche nicht einmal nach des Vaters Namen fragen. — Wenn Hr. *K.* anführt, dass im Weimarischen, seit 1823, ein Gesetz die Verheirathung zwischen Christen und Juden gestattet, so hätte er hinzufügen sollen, dass die Ehe zwischen diesen nur unter der Bedingung gestattet, dass die in derselben erzeugten Kinder in der christlichen Religion erzogen, und darüber die bündigsten Versicherungen vor Gericht zum Protokolle erklärt werden; auch muss die Einsegnung einer solchen Ehe von dem Pfarrer des christlichen Theils geschehen.

Der Stil des Vfs. ist gut und fliessend, mit wenigen Ausnahmen. So in der Vorrede, wo er von den Werken spricht, welche er benutzt, sagt er: er fürchte nicht, „dass er durch diese Art von Benutzung den hochverehrten Männern zu nahe *gethan*," wo es: zu nahe *getreten* heissen muss. — Undeutlich ist der Satz: Die römische Sitte der nächtlichen Leichenbegängnisse wurde von den Christen gesetzlich in eine *tägliche*, obgleich mit Kerzen u. s. w. verwandelt.

Druck correct, das Papier ausgezeichnet gut.

R. K. A.

HANNOVER, im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung: *Anleitung zur Mittheilung der Religion und zur Einführung ins Christenthum;* gebildeten Vätern und Müttern, die in der wichtigsten Angelegenheit ihrer Kinder mitwirken wollen, zunächst gewidmet, aber auch eigentlichen Religionslehrern dargeboten von *Friedrich Busch*, Pastor zu Nordheim. Mit einem Vorwort von Dr. *Lücke*, Consistorialrath und Professor in Göttingen. 1833. 186 S. gr. 8. (20 gr.)

Dieses Buch verdankt seine Entstehung einer Bekanntschaft, welche der Vf. mit einer „edlen Frau,

Mutter eines hoffnungsvollen Kindes" im Jahr 1833 machte. Da sie neben der Erziehung auch den Unterricht der Kleinen, so weit es in ihren Kräften stehen werde, zu besorgen wünschte, über die rechte Art und Weise des Religionsunterrichts aber in Zweifel war, so erbot sich der Vf. eine Anweisung zu diesem Behufe aufzusetzen, welche ihm unter den Händen zum Buche wuchs, und nach ihrer Vollendung ihrer Bestimmung entgegenging. Von mehreren Freunden und namentlich durch das günstige Urtheil des Hn. Dr. *Lücke* aufgemuntert, entschloss er sich zur Veröffentlichung desselben. Es ist demnach dasselbe zwar ursprünglich für gebildete Mütter und Väter bestimmt, aber auch eigentlichen Religionslehrern dargeboten, und hat den Zweck, dem Lehrer den Stoff darzubieten, ihn für die Religion zu gewinnen, mit derselben vertraut zu machen, damit er die christliche Wahrheit williger in sich aufnehme, zugleich aber auch durch die Darstellung selbst den richtigen Ton, in welchem gelehrt, und den Gang, nach welchem die religiöse Wahrheit mitgetheilt werden soll, vorzuzeichnen. Eine eigentliche Methodik des Religionsunterrichts soll demnach das Buch nicht seyn, und über die Form desselben wird daher nur Weniges bemerkt, in der Vorrede jedoch angeführt, dass der Vf., die Vorzüge und Mängel der bisherigen Methode unparteyisch beurtheilend, den Vorzug einer natürlichen und ungezwungenen Art zu katechisiren giebt. — Rec. gesteht es gern, dass er durch diese Schrift ungemein angezogen und angesprochen, ja in mancher Beziehung selbst belehrt worden ist, und hegt die feste Ueberzeugung, dass der von dem Vf. gewählte Weg ein sehr glücklicher, ja der Weg ist, auf welchem dem allgemein gefühlten und oft genug ausgesprochenen Bedürfniss unserer Zeit, christliche Religiosität und Frömmigkeit unter den Zeitgenossen wieder zu erwecken und festzustellen, am besten und vollkommensten erreicht werden kann. Denn es gehört unser Vf. zu den Gottesgelehrten, welche nicht allein den ewig wahren und göttlichen Gehalt des Christenthums mit klarem Geiste begriffen, sondern auch die Tiefe und Innigkeit desselben erkannt, gewürdigt und mit warmen Gemüth aufgefasst haben, „welche die historische Offenbarung, durch das positive Wort Gottes uns mitgetheilt, als die Basis und Norm für unseren Glauben willig und mit Hingebung annehmen und anerkennen, aber die freye lebendige Aneignung von Seiten des Geistes und Herzens, das selbstthätige Aufnehmen, das unbefangene Prüfen und Verstehen des Gegebenen keineswegs ausschliessen, und daher der blinden Buchstabenknechtschaft auf der einen, und flacher eitler Vernünfteley auf der anderen Seite kräftig entgegentreten." Und woher sollte denn auch in unserer Zeit das wahre Heil kommen, woher anders eine Versöhnung der beklagenswerthen Extreme gehofft werden können, als auf diesem eben so wahren, als ächt christlichen Wege? Auch der Gang, welchen der Vf. für den Religionsunterricht vorschlägt, ist ein eben so christlicher als naturgemässer, denn er schliesst sich an den Gang der göttlichen Offenbarung an, und will den menschlichen Lehrer der einzelnen Menschen ebenso heranzubilden lehren, wie die Vorsehung nach den heiligen Urkunden das Menschengeschlecht zur Erkenntniss und Tugend herangezogen hat. Es ist nämlich im Wesentlichen folgender: Die religiöse Bildung beginnt mit der Erweckung und Begründung des religiösen Lebens durch den Glauben an Gott, so dass die natürliche Ahnung Gottes zum Bewusstseyn entwickelt wird. Gott wird aber vor Allem in der Natur gezeigt auf eine der Offenbarung Gottes, wie sie in dem alten Testamente gelehrt wird, entsprechende Weise. In dieser Art werden zugleich die göttlichen Eigenschaften und Werke dem Verstande begreiflich, und dem Gefühl ansprechend gemacht, und das alte Testament, natürlich mit besonnener Auswahl, von dem Kinde gelesen, zum besseren Verständniss desselben zugleich das Nöthige aus der Geographie Palästinas bemerkt; alles Wunderbare in der heiligen Schrift bleibt dieses für das Kind. Uebrigens findet kein eigentlicher Religionsunterricht Statt, sondern nur religiöse Erweckung bey günstigen Gelegenheiten, welche stets Hand in Hand mit der Erziehung gehen muss; erst später treten eigentliche Religionsstunden ein, doch anfangs auch nicht volle Stunden, und nicht an jedem Tage. Steht der Glaube an Gott fest in dem Gemüthe, und haben schon vorher gelegentlich Hinweisungen auf Christus Statt gefunden, so folgt nunmehr als zweyte Stufe die Erweckung des Bewusstseyns der Sünde und ihrer Strafe, die Darstellung der Versuche der Menschen, sich von der Sünde zu befreyen, und der messianischen Weissagungen des alten Testaments. Daran schliesst sich die nähere Bekanntschaft mit dem Erlöser, zuerst nach den 3 ersten Evangelien; sie sollen vorzugsweise das äussere Leben Jesu darlegen, während nach ihnen Johannes' das Innere der Seele aufschliessen soll. Nach der Lectüre dieses Evangeliums entwirft der Lehrer ein Bild des Geistes und Herzens Jesu, das ihm der Vf. mit wahrhaft meisterhaften Zügen und ebenso wahr und geistreich, als tief ergreifend vorgezeichnet hat. Wir halten diesen Abschnitt des Buches für den allergelungensten, und sind vollkommen überzeugt, dass ein solches Gemälde Jesu unmöglich ohne dauernden Eindruck bleiben könne. Diesen Eindruck will nun der Vf. noch durch werthvolle poetische Bearbeitungen einzelner Charakterzüge und Situationen Jesu, durch gelungene Gemälde, und wenn es seyn kann, durch geistliche Musik erhöht haben. Daran schliessen sich Betrachtungen des Werkes Christi, der Versöhnung der Menschen mit Gott, des Standes seiner Erniedrigung und Erhöhung, worauf eine abermalige Lectüre des Johan. Evangeliums folgt; nach Vollendung desselben wird die Geschichte der Apostel und der Ausgiessung des heiligen Geistes gelehrt, und damit die Lectüre der neutestamentlichen Briefe verbunden. Erst wenn alles dieses beseitigt ist, beginnt eine mehr systematische Zusammenstellung der Hauptwahrheiten des Christenthums oder der christlichen Lehre nach der Schrift. Die Lehre von Gott dem Vater, seinem eingeborenen

Sohne, dem heil. Geiste, dem Menschen, den Engeln, der Sünde und Strafe, dem Teufel, der Sendung Christi, der Berufung, der Gnadenwahl, dem Glauben, der Busse, der Bekehrung, der Wiedergeburt, der Rechtfertigung durch den Glauben, werden nun vorgetragen, und zwar in ächt biblischem Geist, unabhängig von den Symbolen der Kirche und mit Rücksicht auf manche Meinungen und Vorurtheile der Zeit, in welcher das Christenthum entstand. Zum Beweise, wie der Vf. verfährt, führen wir nur beyspielsweise an, dass er die Lehre von dem Verderben des menschlichen Geschlechts, der göttlichen Sendung des Heilandes, der Rechtfertigung und dem Glauben keineswegs verflacht, aber auf der anderen Seite auch keinen Anstand nimmt, die kirchliche Lehre von der Trinität, die Lehre von der Höllenfahrt Christi und dem persönlichen Teufel gerade zu verbannen. An die oben angeführten Gegenstände reiht nun der Vf. ein Bild des christlichen Lebens und Strebens an, welches an die Stelle der bisherigen Sittenlehre treten soll. Diese Zeichnung ist übrigens, wie der Vf. selbst sagt, kurz und im Speciellen dürftig. Um diess zu rechtfertigen, bemerkte er indessen, „dass wohl nichts den Nerv des religiösen Lebens mehr schwäche, als das lange Moralisiren, das beständige Analysiren der Pflichten und Pflichtenlehren; die Güte der Gesinnung und die Richtigkeit des Wandels müsse wie von selbst aus dem Glauben hervorgehen, und es bedürfe nur wenig, um die Pflichten zur Anschauung und Anerkennung zu bringen". So sehr wir aber mit diesem Grundsatz übereinstimmen, und weit entfernt sind, zu glauben, dass die Art und Weise, wie die Sittenlehre in den Katechismen und dem Unterrichte behandelt zu werden pflegt, die wahre und richtige sey, so gestehen wir doch, dass wir mit der Ausführung des Vfs. nicht ganz zufrieden seyn können, und dieselbe für allzu dürftig erklären müssen. Es giebt so manche Verhältnisse des menschlichen Lebens, und so manche Tugenden und Verbrechen, über welche eine besondere Belehrung unumgänglich nöthig ist, wir führen statt vieler nur die Pflichten gegen die Obrigkeit, die Eltern und Lehrer, die Lehre von dem Selbstmord, der sogenannten Nothlüge, dem Eide an. Nach diesem Bilde des christlichen Lebens wird endlich noch in dem schon charakterisirten Geiste die Lehre von der Wiederkunft Christi, der Auferstehung der Todten, dem Weltgerichte, dem ewigen Leben, dem Reiche Gottes und der christlichen Kirche abgehandelt. Im Allgemeinen wird aber oft und nachdrücklich bemerkt, es müsse Hauptziel des Religionsunterrichts seyn, dass wir den uns Anvertrauten die Erlösung, welche durch Christum geschehen, wirklich zuwenden, und ihr Eingehen in das göttliche Leben befördern, dass aber freylich, wenn dieser Zweck wirklich erreicht werden solle, auf den Geist des elterlichen Hauses, das Wesen des Lehrers, sein Beyspiel u. s. w. sehr viel ankomme; auch die Uebung des Gebets, die Anstellung von Hausandachten und der Besuch des öffentlichen Gottesdienstes werden dringend empfohlen. — Auch in der Vorrede des Hn. Dr. *Lücke* finden sich viele treffliche und beachtenswerthe Bemerkungen. — Wir schliessen daher mit dem Wunsche; dass diese treffliche Schrift recht viele Leser finden, und bey Eltern und Lehrern den Segen stiften möge, den sie zu stiften im Stande ist.

— a —

Berlin, in dem christlichen Vereine im nördlichen Deutschland: *Offenbarung Gottes in Geschichten des alten Testamentes.* Zur Beförderung eines erbaulichen Bibellesens. 1833. 1ste Abthl. XVI u. 256 S. 2te Abthl. 262 S. *Dritte unveränderte Auflage.* 8. (8 gr.)

Im Jahre 1821 erschien die erste Auflage dieses Werkes zu Halle im Waisenhause. Jetzt liegt die dritte unveränderte Auflage vor uns. Der Geist, welcher dieses Buch durchdringt, ist jener des Ultra-Supranaturalismus, der auch nicht ein Jota in den kanonischen Schriften des alten Testamentes annimmt, das nicht vom heil. Geiste den Verfassern dictirt worden sey. Alle Geschichtserzählungen der Bibel gelten als Offenbarung Gottes, als Denkmäler seiner Huld und Macht. Ueberall wird auf Jesum Christum hingewiesen, und Stellen der Schrift auf ihn angewandt, welche sich nur durch künstliche Deutung auf ihn beziehen lassen. Alle Wunder, welche das A. T. erwähnt, werden als buchstäbliche Wahrheit genommen, auch wenn es noch so leicht ist, natürliche Deutung zu ermitteln. Dabey werden hier die Geschichten des A. T. fast ohne alle praktischen Bemerkungen und erklärenden Erläuterungen erzählt, so dass man nur in der Bibel selbst lesen kann, um beynahe dasselbe zu finden, was dieses Buch giebt. Mag dasselbe daher auch die 3te Auflage erlebt haben, so ist diess ein Beweis, dass es verbreitet worden ist, keineswegs aber ein Beweis seiner Vortrefflichkeit. — Eben so wenig können wir uns befreunden mit dem Schlussworte, in welchem die Frage abgehandelt wird: wie die Propheten der letzten Zeit den künftigen Messias gezeichnet haben. Hier werden alle Stellen, welche sich nur irgendwie auf den Messias beziehen können, auf denselben bezogen. Wenn nun aber auch viele Stellen der Propheten von einem künftigen Erretter und Erlöser des jüdischen Volkes handeln, so ist doch ausgemacht, dass man erst später mehrere dieser Weissagungen auf Jesum bezog, und eben so gewiss, dass die Propheten mehr einen politischen Erretter im Auge hatten, als einen aus des Geistes Knechtschaft.

Die gute Absicht der Verfasser verkennen wir keinesweges; auch ist gewiss ihre Frömmigkeit eine ungeheuchelte. Aber das hat uns nicht bestechen können, ein Buch zu empfehlen, in welchem wir nicht den Geist Christi erkennen.

R. K. A.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

JUNI 1837.

JURISPRUDENZ.

München, b. Franz: *Die Rechtsverhältnisse aus der ausserehelichen Geschlechtsgemeinschaft (,) sowie der unehelichen Kinder nach gemeinem, baierischen (m), österreichischen, preussischen und französischen Rechte*, von *Adam Friedrich Gett*, königlich baierischem Kreis- und Stadt-Gerichtsrathe (zu Memmingen). Mit einer Tabelle. 1836. XII u. 386 S. 8.

Mit dieser Schrift beabsichtigt deren Verfasser, die ganze Lehre von den Wirkungen der ausserehelichen Geschlechtsgemeinschaft, so weit sie für die heutige Rechtswissenschaft von Bedeutung ist, abzuschliessen. Die Kritik wird ihr daher eine besondere Aufmerksamkeit nicht versagen.

Die Grundlage der in Deutschland geltenden Rechtsverhältnisse aus der ausserehelichen Geschlechtsgemeinschaft ist lediglich die Doctrin der Juristen und der Gerichtsgebrauch, oder Wissenschaft und Praxis. Soll daher dieses Rechtsgebiet irgend der Theorie erspriesslich und zugleich für das praktische Leben wirksam bearbeitet werden: so kann diess weniger auf dem Wege geschichtlicher Exegese und Interpretation des älteren Rechts geschehen, als vielmehr durch sorgsame „aufbauende Kritik," d. h. durch umsichtige Erörterung und Entscheidung der vorfindlichen zahlreichen Controversen, durch klare systematische Aufstellung der so gewonnenen Resultate, wobey insbesondere für die deutsche Rechtswissenschaft eine vergleichende Uebersicht und Beurtheilung der wichtigsten einheimischen Gesetzgebungen ebenso wünschenswerth, als nothwendig erscheint.

Je mehr nun aber unleugbar die Juristen der neueren Zeit in der Verschiedenheit ihrer Ansichten über die einflussreichsten Theile dieser Lehre sich feindselig entgegentraten, und je mehr auf der anderen Seite selbst die vaterländischen Gesetzgebungen, von oft entgegengesetzten Grundansichten ausgehend, in die abweichendsten Bahnen der Doctrin sich vertieften: um so schwieriger, um so nothwendiger musste eine umfassende moderne Bearbeitung dieses Rechtsgebietes werden.

Das vor nunmehr fast zehn Jahren erschienene Buch von *Busch: Darstellung der Rechte geschwächter Frauenspersonen* u. s. w., ist als ungenügend von der Kritik bezeichnet worden, hat jedoch in sofern besonderen Werth, als durch dessen zwar fleissig gesammeltes, aber übel zusammengefügtes Material die Nothwendigkeit einer umfassenden Reform des Gegenstandes dringender als je von den Neueren empfunden, und in jene *indigesta moles* überall, vorzüglich durch *von Schröter* und *Heerwart*, erfolgreich eingedrungen wurde.

Auf dem Grunde dieser Vorarbeiten, und geleitet vom eigenen praktischen Bedürfnisse, hat neuerdings der durch seine literarische Thätigkeit dem juristischen Publicum bereits rühmlich bekannte Hr. *Gett* die Lehre über die Rechtsverhältnisse des ausserehelichen Beyschlafs einer gründlichen und umfassenden Forschung unterworfen. Es ist zu wünschen, dass des langen Haders in unserer Wissenschaft nunmehr ein Ende, dass der Theorie endlich die Wahrheit, der Praxis aber Einheit und Consequenz gewonnen sey.

Sehen wir nun zu, in wie weit der Vf. seinem Zwecke ein Genüge geleistet hat, den er in der Vorrede selbst dahin ausgesprochen: „Bestimmt durch das im praktischen Leben stets sich erneuernde Bedürfniss, setzte ich es mir zur Aufgabe, auf den Grund des Quellenstudiums dasjenige, was die Praxis in der vorwürfigen, so vielfach controversen Rechtsmaterie bietet, streng kritischer Prüfung zu unterstellen, und so durch Sichtung des aus dem chaotischen Zustande des römischen und kanonischen Rechts, sowie des Gerichtsgebrauchs Entnommenen, dann unter Hinblick auf die obersten, allgemein leitenden Grundsätze, das dermal Bestehende zu ermitteln."

Entsprechend den oben bezeichneten zeitgemässen Anfoderungen hat der Vf. hiebey die vergleichende Methode in Anwendung gebracht, er hat neben mehreren vaterländischen Gesetzgebungen auch das ganz abweichende französische Recht berücksichtigt, und seine Forschungen zugleich auf verschiedene Rechtsverhältnisse der unehelichen Kinder ausgedehnt, die bisher insbesondere in *Busch's* Darstellung unerörtert geblieben waren.

Gegen Zweck, Plan und Einrichtung des Buches ist nichts zu erinnern. Denn dass, rücksichtlich letzter, die geschichtlichen Bestimmungen des römischen Rechts nur flüchtig (§. 1), um eine Basis zu gewinnen, berührt werden, kann nicht verwundern, da des Vfs. Tendenz eine rein praktische ist. Die Abhandlung zerfällt in zwey Hauptabschnitte: I. *Recht der Stuprirten auf Entschädigung oder Heirath;* II. *Rechte und Verbindlichkeiten der ausserehelichen Kinder.* Den ersten Abschnitt bilden acht Unterabtheilungen (§§. 2—26), in denen Entstehung, Wegfallen und Uebergang jenes Rechts, Natur und Quantum der Entschädigung, sowie das Wesen der bezüg-

lichen Klage der Stuprirten umfassend und sofort mit Berücksichtigung der wichtigsten einheimischen Legislationen hierüber erörtert werden; der zweyte Abschnitt enthält im Wesentlichen zwölf verschiedene Kapitel (§§. 27—73), unter denen das *Recht des Unehelichen auf Alimentation* mit vorzüglichem Fleisse (§§. 27—58) bearbeitet ist; hieran schliessen sich demnächst die Untersuchungen über das Recht unehelicher Töchter auf die *Dos* §. 59, die Lehre von der *Legitimation* und *patria potestas* §. 60, über das Recht des Namens und der Familie, des *Adels*, der *Lehnfolge* und Succession in Stamm- und Familienfideicommiss-Güter, Erstgeburt, Majorat und Seniorat (§. 61. 62. 63), *Anrüchigkeit* §. 64, *Bevormundung* §. 65, *testamenti factio passiva* §. 66, *querela inofficiosi testamenti, Intestaterbfolge, Notherbenrecht* und *Pflichttheil* (§. 67. 68. 69), alles dieses nach gemeinem, sodann auch nach baierischem, österreichischem, preussischem und französischem Rechte (§. 70—73).

Die gewählte Methode des Vortrags, nach welcher die vorhandenen zahlreichen Streitfragen nicht erst weitläuftig auseinandergesetzt, sondern in der Regel nur kurz citirt oder angedeutet, das zu gewinnende Resultat aber sofort aufgestellt und weiter zu erweisen gesucht wird, scheint uns durchaus angemessen zu seyn. Denn wollte man ihr (wie in *Gersdorff's Repertorium* XI. 2. 1837. S. 125 neuerdings geschehen) den Vorwurf des „ungenügenden Quellenstudiums" oder der öfter „mangelnden Selbstständigkeit der Interpretation" machen, so würde nicht nur im Allgemeinen die durchweg *praktische* Richtung des Vfs. verkannt, sondern ihm selbst sogar nicht selten Unrecht zugefügt werden, da er in der That bey den wichtigeren Streitpuncten die Quellen keineswegs vernachlässigt hat. So z. B. findet sich, abgesehen von den in den Noten angezogenen Stellen, in §§. 3. 15. 27. 29. 30. 32. 33. 35. 36. 40 überall der erfoderliche wissenschaftliche Apparat des einschlagenden römischen und kanonischen Rechts sorgsam angezogen, stellenweis eingerückt, interpretirt und passend benutzt. Dass dabey jedoch nicht überall mit origineller Selbstständigkeit zu Werke gegangen werden konnte, liegt in der Natur der Sache, da der Vf. wohl auch die Resultate, welche die Wissenschaft hie und da schon gewonnen haben mag, nach deren Prüfung und Rechtfertigung, sich anzueignen ebenso berechtigt, als verpflichtet erscheint.

Dagegen liesse sich mit mehr Grunde eine nicht selten, wenigstens in den Noten, deren der Vf. überhaupt eine Masse von 673 zusammengebracht hat, zu bemerkende Redseligkeit und ungemessene Breite rügen. Insbesondere ist auf die kleinen Details der historischen Entstehung und Ausbildung der berücksichtigten Legislationen, sowie auf Data, über deren erste Begründer und Bearbeiter ein, ganz besonders im Hinblick auf die einmal ergriffene streng *praktische* Richtung des Ganzen, unverhältnissmäsig groses Gewicht gelegt. Was soll es z. B. der praktischen Lehre von dem ausserehelichen Beyschlafe nützen, in Note 128 zu erfahren, dass im Jahre 1516 *„das Buch der gemeinen Landpot Lands-Ordnung, Satzung und Gebräuche des Fürstenthums Ober- und Nieder-Baiern"* in vier Theilen ins Leben trat, ein Gesetzbuch, das schon im Jahr 1616 durch Kurfürst Maximilians I Landrecht gänzlich wieder abgeschafft wurde? Was soll es hiebey frommen, zu wissen, dass der berühmte *Aloys Kreitmayr* im Jahre 1741 in den Adelsstand erhoben wurde? Zu leugnen ist freylich nicht, dass der Vf. manchen vortrefflichen, wenn auch nicht streng zur Sache gehörigen Excurs, manche gelehrte historische oder kritische Bemerkung in seine Noten einfügte, die wir ungern vermissen möchten. Doch ist die Aufzählung der deutschen Gesetzgebungen über diesen Gegenstand wenig mehr als Auszug, der dem Leser selbst den eigentlichen Nutzen einer *vergleichenden Uebersicht* anheim giebt. Vergleichung und Kritik muss sich der Gebrauchende erst mühsam abstrahiren.

Was demnächst den Inhalt des Buches näher angeht, so ist im Allgemeinen auf die vorzugsweise praktischen Materien, selbst in processualischer Beziehung, bey Weitem der grösere Fleiss verwendet. Zum Belege dieses Urtheils werden besonders die Abschnitte über die *Klagen* zur Geltendmachung des Rechts der Stuprirten auf Entschädigung oder Ehelichung (§§. 12—26), und die auf Vaterschaft und Alimentation des ausserehelichen Kindes (§§. 41—58), sowie die Erörterungen über einen zwischen den Parteyen in Betreff der Alimente abzuschliessenden Vergleich (§. 52), über Legitimation (§. 60), über die Rechte und Pflichten des Vormunds und der Obervormundschaft des Unehelichen (§. 65), endlich über Intestat-Erbfolge, Noth-Erbrecht und Pflichttheil des Letzten (§. 67—69) sattsam dienen.

Der als Grundlage des Vertrags zu beachtende Ueberblick über die Bestimmungen des älteren römischen Rechts ist bey aller Kürze ziemlich umfassend; die verschiedenen Classen und Arten der Unehelichen sind vollständig aufgezählt. Nur möchten wir die *incestuosi* keineswegs mit dem Vf. für ganz *„rechtlos"* erklären, nicht einmal in rein privatrechtlicher Beziehung. Intestat-Erbrecht haben zwar nach *Nov.* 98. *Cap. ult. (omnis, qui ex nefariis vel incestis vel damnatis complexibus (neque enim n u p t i a s vocabimus) nascitur etc.)* die *incestuosi* nicht, weder gegen den Vater, noch gegen die Mutter, dafern Letzte dabey *Dolus* trifft; ihnen jedoch alles Alimentationsrecht, auch gegen die *Mutter*, die nicht *scienter peccat*, abzusprechen, wäre eine ungerechte Ausdehnung des an sich schon zu strengen Gesetzes, zumal dieses eigentlich nur sagt: *omnis p a t e r n a e substantiae indigni beneficio, ut nec alantur a p a t r e (ed.* **Beck**, *authent. ad conct.* 6. *Cod.* 5. 5*)*.

Fragen wir, in wieweit diese altrömische Strenge in Deutschland noch gesetzliche Anwendung finde: so geht des Vfs. Ansicht in §. 68 dahin: *Incestuosi*, d. h. Kinder aus einer *Ehe*, hinsichtlich welcher Eheverbot besteht *(ex incestis n u p t i i s)*, und *adulterini* (im Sinne des römischen Rechts) haben kein Intestat-Erbrecht weder gegen den Vater, noch gegen die

Mutter, dagegen sind die Kinder aus incestuosem, *ausserehelichem Beyschlaf* überhaupt, gleich den *spuriis* und *vulgo quaesitis*, fähig, in den Nachlass ihrer *Mutter ab intestato* zu succediren, da diese von den Nachtheilen der *Nov.* 89. *Cap.* 15, *cit.*, und *Nov.* 74. *Cap.* 6 nicht betroffen werden.

Hiegegen möchte zu erinnern seyn, dass die *adulterini* nach der in der Praxis üblichen Ansicht sowohl, als nach den citirten Novellen, welche strict zu interpretiren sind, von dem *mütterlichen* Nachlasse wohl nicht ausgeschlossen werden können. Alles kommt hiebey nämlich auf Erklärung der Worte „*ex nefariis vel incestis vel damnatis complexibus*" an. Giebt man nun auch zu, dass diese Worte bloss die verbotenen *ehelichen* Verbindungen, *nuptias*, im Auge haben, und auf einfache, aussereheliche Geschlechtsvermischung nicht zu beziehen sind: so folgt hieraus noch nicht, dass auch *adulterini* von ihnen ergriffen werden. Die hiefür vom Vf. (S. 252) angezogenen Stellen beweisen wenig, da *Nov.* 134. *Cap.* 10 lediglich von der *poena publica adulterii*, und *Cap.* 30. *Cod.* 99 bloss von der *accusatio criminis* spricht. Auch ist der Begriff der *incestae nuptiae* bloss auf die wegen Nähe der Verwandtschaft verbotenen Ehen zu beschränken. In keinem Falle aber dürfte man mit dem Vf. S. 271 den Begriff des *coitus damnatus* im Sinne der citirten Novellen so weit ausdehnen, dass darunter selbst das *stuprum involuntarium* und *violentum* mit umfasst wird. Ferner scheint es dem römischen Rechte nicht ganz angemessen, den *adulterinis* alles Intestat-Erbrecht gegen Vater und Mutter zu entziehen, während sogar den Kindern aus *incestuosem*, ausserehelichem Beyschlafe wenigstens die Succession in den Nachlass der Mutter gestattet wird.

Anlangend das Intestat-Erbrecht der übrigen Unehelichen, so waren diese nach gemeinem Rechte von der Succession in ihres Vaters Nachlass gänzlich ausgeschlossen; doch fand zu Gunsten der *naturales* ein späteres Recht auf den sechsten Theil der väterlichen Erbschaft Statt, welches bey uns zwar keine Geltung haben kann, wohl aber, wie sich sogleich ergeben wird, vielfachen Einfluss auf die heutigen Particularrechte Deutschlands fortwährend ausübt. Höchst interessant sind hiebey die Abweichungen einzelner deutscher Gesetzgebungen, welche der Vf., ohne jedoch eine umfassende Vergleichung derselben zu g ben, S. 264 ff., aufgeführt hat. Wir geben hier eine solche geordnete Vergleichung, welche in der That fast alle logisch gedenkbaren Fälle in sich fasst. Das *österreichische*, *fränkische*, königlich *sächsische*, sowie das *französische* Recht, schliessen sich dem römischen Rechte an, sie gestatten dem Unehelichen keine Intestat-Erbfolge in den väterlichen Nachlass. Milder sind *Preussens* und *Baierns* Gesetzgebungen, welche, Letztes, in Ermangelung aller Verwandten, ein volles, Erstes, in Ermangelung der Descendenten, ein auf ein *Sechstheil* beschränktes Erbrecht gestatten. Hieran schliesst sich das neue grossherzoglich *weimarische* Gesetz vom 9 April 1833 (welches der Vf. schon als Neuestes in dieser Materie nicht hätte übersehen sollen). Nach demselben wird der Uneheliche nur von den Pflichttheilsberechtigten (Descendenten, Wahlkindern, Vater und Mutter des *parens defunctus* und der Ehefrau desselben) ausgeschlossen, erbt jedoch überall, auch mehrere Uneheliche zusammen, nur ein *Sechstheil* des Nachlasses. Am mildesten ist die *Altenburger* und *Coburger* Gesetzgebung, da nach erster die Ehefrau, nach letzter die Ascendenten den Unehelichen nicht ausschliessen, ein *Sechstheil* des Nachlasses in Anspruch zu nehmen.

Die *Legitimirten* stehen in der Regel nach gemeinem und neueren Rechten den ehelichen Kindern vollkommen gleich. Doch hebt mit Recht der Vf. den Fall als äusserst controvers hervor, wenn *per rescriptum principis Legitimirte* mit bereits *vor* dieser Legitimation vorhandenen ehelichen Kindern erben. Auch hier hat die Theorie fast alle gedenkbaren Fälle erschöpft; nämlich die *per rescriptum* Legitimirten haben 1) volles Erbrecht gleich den ehelichen Kindern; 2) die ehelichen nehmen den Pflichttheil *zuvor* hinweg, sodann überall gleiches Erbrecht; 3) Erbrecht bis auf den Pflichtheil der Ehelichen; 4) überall kein Erbrecht. Weil, so lange die Aeltern leben, die Kinder kein Recht auf Pflichttheil haben, giebt der Vf. den Legitimirten gleiches Erbrecht mit den ehelichen Kindern. Hiemit stimmen denn auch nicht nur die neueren Theoretiker, sondern auch die Legislationen unserer Zeit überein, insbesondere das erwähnte *weimarische* Gesetz §. 22. — Aufgefallen ist es uns, dass der Vf. (S. 217) sagt: „Die Legitimation des Unehelichen habe auch jene von *dessen ehelichen* Kindern zur Folge," da letzte an sich schon legitime Kinder sind, und der Makel der unehelichen Geburt sich niemals auch auf die *eheliche* Descendenz derselben erstreckt hat.

Die Untersuchung in Betreff des *Pflichttheils* der Unehelichen, sowie überhaupt das ganze Intestat-Erbrecht derselben, ist mit lobenswerthem Fleisse bearbeitet. Hiebey sind die Eigenthümlichkeiten des französischen Rechts vom Vf. besonders hervorgehoben, nach welchen auf Anerkennung des Unehelichen (*légalement reconnu*) und auf die *portion des biens disponible* (*reserve*) Alles ankommt.

Soweit von den *Erbrechten* der Unehelichen. Von grösserem Einflusse war der deutsche Gerichtsgebrauch in Beziehung auf das *Alimentationsrecht* derselben. Zweifelhaft mag es indess wohl bleiben, ob diese Praxis so weit gegangen, dem Vater auch die Pflicht zur Ernährung der *incestuosi* und *adulterini* aufzubürden. Denn dass das kanonische Recht in der berühmten *C.* 5. *X. de eo qui duxit etc.*, aus welcher der Vf. jene Alimentationspflicht zunächst herleitet (S. 93), nicht von *adulterinis*, sondern von Concubinenkindern (*naturales*) zu verstehen, ist jetzt allgemein anerkannt. Die Reichsgesetze berühren diesen Gegenstand gar nicht. Dennoch hat sich die Doctrin fast durchgängig aus Billigkeit zu der vom Vf. vertheidigten Ansicht hingeneigt.

Dass dem Vater zunächst, sodann aber *in subsidium* der Mutter des Unehelichen die Ernährungs-

pflicht obliege, ist unbezweifelt. Nur beruft sich der Vf., um Letztes zu erweisen, wohl nicht passend auf römisches Recht (S. 96), da dieses eben die Mutter nicht subsidiarisch, sondern *primär*, oder vielmehr ausschliesslich verpflichtete. Vielmehr musste auch hiebey die Richtung der diese ganze Lehre umwandelnden Praxis bestimmter angegeben werden. Ebenso zweifelhaft ist es, wen die Alimentationspflicht *nach* der Mutter treffe, ob die *väterlichen* oder die *mütterlichen* Ascendenten. Obschon sich der Vf. für Letzte entscheidet: so kann doch das römische Recht hier wiederum offenbar nicht zur Entscheidungsnorm dienen; und nach der Praxis läst es sich gar sehr bestreiten, ob nach der Mutter zunächst die mütterlichen Ascendenten für Alimente haften. Die Meinung der angesehensten Praktiker und Theoretiker, sowie selbst neuerer Legislationen, z. B. Baierns und Preussens, entscheidet sich vielmehr für die *väterliche* Ascendenz. Gestützt indessen auf den Grund der väterlichen Alimentationspflicht, nämlich die rein persönliche Thatsache der Erzeugung des Unehelichen, die *factische Paternität*, müste man, streng genommen, die Ascendenten des Vaters ebenso von jener Pflicht entbinden, wie dessen Descendenz, es müste denn die *Erben*qualität das Entgegengesetzte bestimmen.

Die praktisch höchst wichtige *Exceptio* der *bereits vorhandenen Schwangerschaft* (§. 45), der Klage auf Vaterschaft und Alimentation des ausserehelichen Kindes entgegengesetzt, wird zu kurz abgethan. Denn da die Schwangerschaft, besonders in der ersten Hälfte derselben, bekanntlich weder für die Geschwächte selbst, noch für Dritte, mit voller Sicherheit sich erkennen läst, so könnte man die Statthaftigkeit dieser Einrede überhaupt sehr bezweifeln. Die neueste Praxis ist wenigstens gegen dieselbe. Das römische Recht läst sie, im Falle, dass das Verhältniss der Zeit zutrifft, überhaupt nicht einmal zu, *arg. L.* 12. *Dig.* 1. 5 und *L.* 3. §. *ult. Dig.* 38. 16. Auch über die Beweismittel des Beweises und Gegenbeweises vermissen wir nähere Details. Kann z. B. dieser Gegenbeweis durch *Eidesdelation* geführt werden? Gewiss nicht, da weder im Falle der Annahme die Geschwächte, noch weniger im Falle der Relation der Stuprator selbst den fraglichen Eid leisten kann, und andere Beweismittel, wie Zeugen, Augenschein und sogar Geständniss, mithin Gewissensvertretung, unzulässig erscheinen.

Die von dem Vf. zusammengestellten Rechtsgrundsätze bey einem über die Alimente abzuschliessenden *Vergleiche* (§. 52) sind sehr dankenswerth. Stehen künftige Alimente in Frage: so muss die Obrigkeit bestätigen. Dass indessen bey nach Abschluss des Vergleiches eintretender Geistes- oder Körper-Gebrechlichkeit des Kindes, ingleichen bey später unverhofft erscheinender *Zwillingsgeburt*, der Vertrag *eo ipso* ungültig werde, läst sich gewiss nicht aus den Grundsätzen über *Verzicht* ableiten, in sofern dieser zu seinem Rechtsbestande stets voraussetze, dass der Verzichtende den Umfang des aufzugebenden Rechts vollkommen kennen müsse. Denn der Vergleich findet überall nur über ungewisse Rechte Statt, und kann wegen später eintretender, *einseitig nachtheiliger Gewissheit* niemals angefochten, noch weniger aber *eo ipso* für ungültig gehalten werden. Was aber die fraglichen Fälle speciell anbetrifft, so ist 1) wenn ein Unehelicher, rücksichtlich dessen künftiger Alimentation ein rechtsbeständiger Vergleich abgeschlossen wurde, *gebrechlich* wird, somit *höhere* Alimente zu fodern berechtigt wäre, als ihm aus dem Vergleiche, oder überhaupt zukommen, nach den allgemeinsten Grundsätzen über *Vergleich*, der abgeschlossene Vertrag keinesweges an sich ungültig, weder *eo ipso*, noch *ope actionis*, weil Vormund und Obervormundschaft für diesen und ähnliche Fälle zu sorgen verpflichtet waren. Fehlten sie hiebey, so wäre die Klage des Gebrechlichen gegen *diese*, nicht gegen den Stuprator zu richten. Erscheint dagegen 2) nach abgeschlossenem Vergleich eine *Zwillings-* oder *Mehr-Geburt*, so kann, da rücksichtlich dieser ein Vergleich überhaupt nicht zu Stande gekommen, der Vergleich in Beziehung auf die *über Einen* Geborenen nicht ungültig werden, vielmehr bleibt diesen Letzten ihr Klagrecht auf Alimente ungeschmälert. Hieraus ergeben sich zugleich zwey wichtige Lehren für die juridische *Cautel:* 1) Für dergleichen Fälle ist der Vergleich als ungültig *ausdrücklich* zu stipuliren. 2) Noch besser, man schliesst für *Nascituri* überhaupt noch keinen Vergleich ab, da ein noch nicht existirendes Rechtssubject weder selbst, noch durch Stellvertreter Verträge oder Vergleiche rechtsgültig eingehen kann.

Anlangend die zweyte, von dem Vf. vorausgestellte Hälfte des vorliegenden Buches, nämlich die Erörterungen über *das Recht der Stuprirten, auf Ehe oder Ausstattung zu klagen:* so beruft sich zunächst auch der Vf. auf einen abändernden Gerichtsgebrauch, um über die bekannte Conjunctiva des kanonischen Rechts: *dotabit eam et habebit uxorem,* in c. 1 und 2. X. 5. 16 hinwegzukommen. Nur ist bey Erklärung dieser Stelle zu wenig Gewicht auf den Unterschied zwischen der privatrechtlichen Verbindlichkeit und der *öffentlichen Strafe* des Stuprators gelegt worden; auch dürfte es bedenklich erscheinen, mit Nota 24 die Praxis überhaupt selbst *gegen* den klaren Buchstaben positiver Gesetze als rechtliche Norm gelten zu lassen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

JUNI 1837.

JURISPRUDENZ.

München, b. Franz: *Die Rechtsverhältnisse aus der ausserehelichen Geschlechtsgemeinschaft* (,) *sowie der unehelichen Kinder nach gemeinem, baierischen* (*m*), *österreichischen, preussischen und französischen Rechte*, von *Adam Friedrich Gett* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Als wesentliche Erfodernisse der sogenannten *Dotationsklage* nennt der Vf. (§. 4) auf dem Grunde des kanonischen Rechts folgende: 1) Beyschlaf, ohne Rücksicht auf erfolgte Schwängerung; 2) Verleitung zu demselben (*si seduxerit*); 3) ein *lediges* Frauenzimmer (*virgo*); 4) ein *unbescholtenes* Frauenzimmer. Letztes zu Folge der *ratio legis.* Die physische Jungfrauschaft wird (nach Nota 92) ausdrücklich nicht erfodert. Wir meinen, dass diese Erfodernisse mit Rücksicht auf allgemeine deutsche Praxis zu weit gehen. Als *praesumtio juris* dürfte nämlich die Verleitung zum Beyschlafe *durch den Mann* so lange gelten, bis das Gegentheil erwiesen ist, und die *exceptio*, die Geschwächte habe den Beyschlaf gestattet, *ohne verführt zu seyn*, wird von der Praxis nicht überall für statthaft geachtet. Auch halten wir es nicht für räthlich, den *unbescholtenen Ruf* der Geschwächten im Allgemeinen zum Beweisthema derselben zu stellen, weil weder das kanonische, noch das römische Recht diese Eigenschaft mit dem Worte *virgo* verbindet, eine desfallsige *ratio legis* aber nicht erweislich ist, und weil der gewöhnliche Begriff der Unbescholtenheit einen sicheren juristischen Massstab niemals abgeben kann. Vielmehr muss es Sache des Gegenbeweises seyn, positiv darzuthun, dass die Klägerin schon früher mit dem gegenwärtigen Beklagten oder einem Dritten sich fleischlich vermischt habe.

Die Aufstellung der Normen verschiedener neuerer Gesetzgebungen (§§. 23—26), welche übrigens besser nach historischer Reihenfolge zu ordnen war, erscheint auch hier nicht übersichtlich und kritisch genug. Baiern schliesst sich dem gemeinen Rechte an. Preussen legt (abgesehen von der Classe öffentlicher oder diesen gleichstehender Weibspersonen, welche weder Ehe, noch Entschädigung, und abgesehen von solchen, welche wegen geschmälerten Rufs nur Entschädigung fodern können) grosses Gewicht auf das *Versprechen der Ehe* und das Vorhandenseyn eines lebenden *Kindes;* doch findet, unbeschadet der Rechte der Geschwächten, kein absoluter Zwang zur Ehe Statt. Die Franzosen sprechen nach dem Grundsatz: *la recherche de la paternité est interdite*, der Geschwächten alle Rechte gegen den Stuprator ab. Dem französischen Gesetz am nächsten steht unter den deutschen das österreichische, welches nur im Falle der Erzeugung eines Kindes Ersatz der Entbindungs- und Wochenbetts-Kosten (und Alimentation des Kindes) vorschreibt, ohne der Geschwächten irgend ein weiteres Recht auf Ehe oder Entschädigung zu gestatten.

Das dem Buche angefügte *Sachregister* ist auf achtzehn Seiten sehr umfassend, und dem bequemen Gebrauche angemessen. Die *tabellarische* Zusammenstellung über die verschiedenen Berechnungsweisen der gesetzlich entsprechenden Zeit der Geburt eines ausserehelichen Kindes im Verhältniss zur Zeit der Geschlechtsgemeinschaft verdient volle Anerkennung, und wird Advocaten, wie Richtern, höchst willkommen seyn. Bemerkenswerth ist hiebey die bedeutende Abweichung mancher Legislationen; während z. B. das *gemeine* Recht fast einen Zeitraum von vier Monaten umfasst, beschränkt sich das *preussische* auf nur einen und einen halben Monat.

Druckfehler finden sich in dem Buche sehr viele und mitunter sinnstörende, z. B. S. 6 *virginem, nondum deponsatam;* S. 85: die Römer unterscheiden unter *dem liberos illegitimos* zwischen *liberos vulgo quaesitos, Spurios* (warum gross?) und *naturales;* was sind „Alimentations*pflichtvergehen*"? S. 90; §. 48 statt §. 52 (S. 157); S. 240 unten sind nicht vier, sondern sogar *sechs* Zeilen als überflüssig zu streichen; S. 209: *ex magna et propabili causa!* S. 251: *ex necessariis* (statt *nefariis*) *vel incestis vel damnatis complexibus!* Endlich Note 479: „deren Vater ein *illustres*," — aber kein guter Corrector war!

Wenn wir schliesslich den Stil des Vfs. als einen leichten, gewandten und sehr verständlichen, zugleich aber als einen mitunter breiten und hie und da nachlässigen bezeichnen: so entschuldigt sich der Vf. schon in seiner Vorrede zum Voraus mit mangelnder Musse und häufig unterbrochener Bearbeitung. Indessen hätten doch manche ungebräuchliche und fremde Wörter verwischt werden können, wie S. 30 Regardirung, Entschöpfung; S. 31 unplatzgreifend, vordersamst, Probe (für Beweis), *Erbs*interessenten (S. 367).

Durch vorstehende sorgsame Kritik hoffen wir lediglich der Sache genützt, und dem Vf. einen guten

Dienst erwiesen zu haben. Jedem praktischen Juristen wird die so beurtheilte Schrift eine höchst willkommene und befriedigende Gabe seyn.

A. W.

GESCHICHTE.

Kassel, in der Luckhardt'schen Hofbuchhandl.: *Die hessischen Ritterburgen und ihre Besitzer*, von *G. Landau*. 1 Band. Mit 4 lithographirten Ansichten. 1832. XII u. 388 S. 2 Band. Mit 4 lithogr. Ansichten. 1833. 428 S. 3 Band (Kassel, b. Bohne). Mit 3 lithogr. Ansichten und 4 Geschlechtstafeln. 1836. IV u. 404 S. 8. (4 Thlr. 12 gr.)

Dass eine, in allen ihren Feldern ausgebaute Specialgeschichte die nothwendige Grundlage einer befriedigenden allgemeinen Geschichte sey, das bedarf wohl keines Beweises. Nicht nur für die allgemeine, sondern auch für die specielle Geschichte Hessens ist in der neueren Zeit Vieles geleistet worden. Was *Strieder* und seine Nachfolger für die hessische Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte geleistet haben, ist allgemein bekannt, und häufig ist dieses Werk auch da benutzt worden, wo es nicht genannt wurde, wie dieses die Sitte unserer Zeit mit sich bringt. Auch für die Geschichte der *hessischen Ritterburgen* ist seit den 2 letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts Manches geschehen, wie die mit Beyfall aufgenommenen Monographieen in *v. Bibra's* Journal von und für Deutschland (Jahrg. 1788, 1790 und 1791), in *Justi's* hessischen Denkwürdigkeiten, in dessen *Vorzeit*, in *Gottschalk's* Ritterburgen und Bergschlössern Deutschlands beweisen (worin man *Nordeck*, den *Frauenberg*, *Blankenstein*, *Löwenstein*, *Bergen*, *Boyneburg*, *Frankenstein*, *Hanstein*, *Kruckenberg*, *Münzelberg*, *Rodenstein* u. a. m. findet. Hr. Archivar *Landau* schliesst sich an die früheren Bearbeiter rühmlich an, und seine bekannte Vertrautheit mit den hessischen Archiven, verbunden mit seiner unermüdeten Thätigkeit, die Schätze aus den ehemals mit lächerlicher Geheimnisstbuerey bewachten, oder dem Moder überlassenen, Archiven auch würdig zu benutzen, hat ihn in den Stand gesetzt, manche frühere Lücke auszufüllen, und manche dunkle Partie in ein helleres Licht zu stellen. Insbesondere hat das kurhessische Hans- und Staats-Archiv zu *Kassel*, das auch Hr. *v. Rommel* in seiner hessischen Geschichte so zweckmässig benutzt hat, unserem Vf. manchen interessanten Stoff dargeboten. Die äussere Einrichtung dieses Werkes gleicht im Ganzen der von *Gottschalck* befolgten. Auch hier steht vor jeder Ritterburg ein dichterisches Motto. Die Quellen und Hülfsmittel sind jedesmal in den Anmerkungen angegeben; doch hätten wir gewünscht, dass diese Anmerkungen nicht am Ende eines Aufsatzes, sondern sogleich unter dem Texte selbst angebracht worden wären. Die meisten Burgen kennt der Vf. aus eigener Anschauung, daher sind auch seine Schilderungen genau und sachgemäss. Im 1 Bande finden wir von folgenden Ritterburgen bald längere, bald kürzere Nachrichten: 1) *Bilstein*, 2) *Hanstein*, mit einer Ansicht, 3) *Burghaune*, 4) *Hauneck*, 5) *Löwenstein*, 6) *Romrod*, 7) *Reichenbach*, 8) *Steinau*, 9) *Schweinsberg*, mit einer Ansicht, 10) *Friedewald*, 11) *Haselstein*, mit einer Ansicht, 12) *Brandenfels*, mit einer Ansicht, 13) *Weidelberg*, mit einer Ansicht, 14) *Schartenberg*, 15) *Rauschenberg*. Ueberall werden interessante Nachrichten von den Burgbesitzern und, wo es möglich war, von deren Bewohnern eingeflochten. Beym Schlosse *Bilstein* kommt S. 20 die Nachricht vor: Nicht lange nach dem J. 1466 erhielt der Graf *Erwin von Gleichen* das Schloss mit seinem Amte und Wanfried verpfändet. „Dieser *Erwin* besass auch *die hessische Landeskrone*, als Pfand, die seit 1470 nicht mehr vorkommt, weil sie derselbe, dem der Landgraf *Ludwig* (*II*) für Kriegsdienste viel schuldig war, *an einen Juden versetzte*." Hienach ist sie schwerlich noch irgendwo vorhanden. Die interessante Beschreibung und Geschichte der Burg *Hanstein* bietet Stoff zu mancherley ernsten Betrachtungen dar. Düster ist das Gemälde, das uns der Vf. von dem Raubritterleben nach dem J. 1328 entwirft. Hier heisst es unter Anderem: „Von nun an finden wir die Familie (*Hanstein*) in die mannichfaltigsten Fehden und Kämpfe verwickelt. Trotzend auf die Festigkeit ihrer Burg, zogen sie jenes adlige und unadlige Gesindel an sich, das, wo Beute zu machen ist, sich stets bereit findet, und beunruhigten nicht allein das ganze Eichsfeld, sondern streiften selbst bis nach Thüringen. Tief war der Adel jener Zeit gesunken, und ein nicht kleiner Theil trieb offen und ohne Scheu ein wildes Stegreifsleben; weder der wehrlose Wanderer, noch der Bauer in seiner elenden Hütte war seines eigenen Leibes und noch weniger seiner Habe sicher *vor den rohen Händen der edlen Barbaresken*. Solcher Erwerb wurde für nichts weniger als unehrlich gehalten, mochte auch oft den Genossen Galgen und Rad lohnen. Ja das Sprichwort ging im Munde des Volkes:

„Reiten und rauben ist keine Schande,
Thun es die Besten doch in dem Lande!"

Einzelne charakteristische Züge empfehlen wir zum eigenen Nachlesen. Geleistete Eide zu brechen, wenn Gelegenheit da war, die Raubgier zu befriedigen, war nichts Ungewöhnliches. In der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts spielte *Kurt von Hanstein*, besonders in dem schmalkaldischen Kriege, eine wichtige Rolle. Noch im J. 1559 überfielen die *von Hanstein* das Berlepsch'sche Dorf *Weidroldshausen*, plünderten es, und zerstörten, was sie vom Raube nicht fortbringen konnten, auf eine empörende Weise. Sie wurden desshalb beym Reichskammergericht zu Speyer verklagt, worauf im J. 1561 ein Urtheil erfolgte. Dieses gebot aber nicht etwa, wie es billig gewesen wäre, eine Entschädigung, sondern *bedrohte bloss die Wiederholung* eines solchen Verfahrens mit — *der Acht!!* In der neueren Zeit haben sich mehrere Männer dieser Familie rühmlichst ausgezeichnet. Die Geschichte des Schlosses *Löwenstein*, wovon schon früherhin *Engelschall* und *Justi* Beschreibungen und

geschichtliche Nachrichten gegeben haben, ist durch Hn. *Landau* noch mit manchen interessanten Notizen bereichert worden. Ueber *Schweinsberg*, den Burgsitz der Herren von *Schenk zu Schweinsberg*, theilt der Vf. ausführliche und schätzbare Nachrichten mit. Die Stadt *Schweinsberg* war der Geburtsort des berühmten Rechtsgelehrten, Kanzlers *Estor*, zu Marburg, der, seinem Wunsche gemäss, in seiner Vaterstadt auch seine letzte Ruhestätte fand. Das Schloss *Friedewald* erhält ein besonderes Interesse durch mehrere merkwürdige Zusammenkünfte, die hier Statt fanden, und die uns der Vf. berichtet. Von dem ehemaligen Schlosse *Rauschenberg* weiss man nur sehr wenig. Das Wenige aber ist von dem Vf. gesammelt und gut benutzt worden. Unter Anderen starb hier im J. 1478 Landgraf *Ludwig von Hessen*, der älteste Sohn *Heinrichs III*. „Er war," heisst es S. 387, „erst achtzehn Jahre alt, und hatte seinen Tod durch das damals gebräuchliche *zu heftige Schnüren* herbeygeführt." Diese jetzt so verderblich-waltende Unsitte herrschte also auch schon im 15ten Jahrhunderte!

Der *zweyte Band* enthält Nachrichten von folgenden Ritterburgen und deren Besitzern: 1) *Altenstein*, 2) *Fürstenstein*, mit einer Ansicht, 3) *Wildeck*, 4) *Gelnhausen*, mit einer Ansicht, 5) *Lisberg*, mit einer Stammtafel, 6) *Buchenau*, mit einer Ansicht, 7) *Densburg*, 8) *Sensenstein*, 9) *Altenburg*, bey Felsberg, mit einer Ansicht, 10) *Frauenberg*, 11) *Naumburg*, an der Waldeck'schen Grenze, 12) *Schauenburg*, mit 2 Stammtafeln, 13) und 14) *Wallenstein* und *Neuenstein*, mit einer Stammtafel und einer Ansicht. Mit Theilnahme wird jeder Deutsche den Aufsatz über „die Kaiserpfalz zu *Gelnhausen*" lesen. *Gelnhausen* war einst der Lieblingsaufenthalt des grossen Kaisers *Friedrich I* Barbarossa; hier und in der schönen Umgegend ruhte er aus von den Lasten und Mühen seiner Regierung, sich vergnügend und erheiternd an der Jagd in den nahen, noch mit Wild reich gesegneten Wäldern, besonders dem königlichen Bannforste des Büdinger Waldes, in welchem durch ihn mehrere Jagdschlösser entstanden. Von *Gelnhausen* aus wurden nicht nur wichtige Urkunden ausgestellt, sondern hier selbst grosse Reichsversammlungen gehalten. Schrecklich ist's, zu vernehmen, wie man noch in der neuesten Zeit mit den herrlichen Ruinen dieses Kaiserpalastes umgegangen ist! „Nimmer zu entschuldigen ist es (sagt der Vf. S. 55 f.), wenn in unserer aufgeklärten Zeit nicht allein Männer, deren Name sie zu den Gebildeten des Volkes zählen läst, sondern selbst *Behörden*, den Barbarismus so weit treiben, mit verbrecherischer Hand Werke zu zerstören, vor denen nicht allein Künstler, sondern der auch nur Fühlende, ich will nicht einmal sagen, Gebildete, mit stummer Bewunderung dasteht, und den Mann und die Zeit preist, die solch Herrliches zu schaffen vermochten. Im J. 1811 baute man *ein grosses Backhaus* aus Quadersteinen, die man von der Ringmauer des *Palastgebäudes* brach. Im J. 1814 liess *die Rentkammer* zu *Hanau* ebendaher Gestein zum *Wasserbau* nehmen, und noch 1818 liess der *Freyherr Buderus von Karlshausen* von solchen Quadern *eine Gartenmauer aufführen*. Zwar hat hierüber die öffentliche Meinung schon ihr Urtheil gesprochen, und Jeder, der die Trümmer des Kaiserpalastes besucht, wird sich ihm anschliessen; aber auch der Schriftsteller darf nicht schweigen; denn so lange der Staat nicht Masregeln trifft zur Erhaltung solcher Werke, so lange muss dieses die einzige Strafe bleiben, die solche Verwüstung trifft." Auch Rec. hat es erlebt, dass öffentliche Denkmäler mehr als einmal durch rohe Fäuste, ohne allen Zweck, zerstört wurden, ohne dass die geringste Untersuchung darüber eingeleitet worden wäre! Bey dieser Gelegenheit müssen auch wir der beiden Prachtwerke: *Kaiser Friedrichs Barbarossa Palast in der Burg zu Gelnhausen*. Historisch und artistisch dargestellt von *Bernhard Hundeshagen*. Zweyte Auflage mit 13 Kupfertafeln. 1819. und: *Gebäude des Mittelalters zu Gelnhausen*, in 24 malerischen Ansichten, aufgenommen und radirt von *J. E. Ruhl*. 1831, rühmlichst gedenken. Von der einst angesehenen Familie *von Buchenau* giebt Hr. *L.* sorgfältig gesammelte und ausführliche Nachrichten. Der *Frauenberg* wird nur ganz kurz behandelt, da ohnehin so wenig von demselben bekannt geworden ist, und es wird auf die Beschreibung von *Justi* im *Journale von und für Deutschland* und in der *Vorzeit* u. a. hingewiesen. Auch hier hat die verwüstende Hand des Eigennutzes zwischen den ausserordentlich festen und ehrwürdigen Trümmern gewüthet, und deren völligen Untergang gewaltsam herbeygeführt. Dass Meiste ist in neueren Zeiten, ohne dass die Behörden einige Notiz davon genommen hätten, geschehen. Welche auffallende Verschiedenheit findet sich darum zwischen den stattlichen Trümmern, wie sie im *Journal von und für Deutschland*, und in der weit später erschienenen: *Vorzeit*, Jahrg. 1823, dem Blicke sich darstellen; auf dem letzten Bilde sieht man nur noch wenige Mauerreste. Für einige Mittheilungen aus ungedruckten Urkunden sagen wir Hn. *L.* unseren aufrichtigen Dank. Uebrigens hat Rec. seine frühere Vermuthung, die eine Volkssage bestätigte, dass der *Frauenberg* als Raubschloss gewaltsam zerstört worden sey, bereits in der *Vorzeit*, Jahrg. 1827. S. XIX mit den Worten zurückgenommen: „Schon vor der Reformation war das Schloss *Frauenberg* — verlassen von seinen adelichen Vertheidigern — verödet, und bereits im J. 1489 wurde dessen Burgaltar, nebst seinen Einkünften, nach *Marburg* in die Schlosskirche verlegt. Seit jener Zeit verfiel es immer mehr" u. s. w. Der Beschreibung des Schlosses *Naumburg* ist S. 218 f. die interessante Geschichte der Familie *von Hertingshausen* und des Schlosses *Naumburg* eingewebt, die aber keinen Auszug leidet. Schauderhaft ist die Geschichte des an dem Hofe des Landgrafen *Moritz* lebenden Hofjunkers *Rudolf von Eckhardtsberg*; merkwürdig, als ein Beytrag zur Kenntniss der *Criminaljustiz unter diesem Landgrafen*, S. 244—249. Der Geschichte der *Schauenburg* ist u. a. auch die sehr ausführliche Geschichte der Familie *von Dalwigk* ein-

verleibt. Den Beſchluſs des zweyten Bandes machen die Burgen *Wallenſtein*, ehemals *Altwallenſtein*, und *Neuenſtein*, ehemals *Neuwallenſtein*, mit einer lithographirten Anſicht und einer ſchätzbaren Stammtafel.

Der *dritte Band* enthält folgende Burgen: 1) *Biedenkopf*, 2) *Helfenberg*, 3) *Wolkersdorf*, 4) *Falkenberg*, 5) *Tannenberg*, mit einer Anſicht und einer Stammtafel, 6) und 7) *Steckelberg* und *Stolzenberg*, mit einer Anſicht und einer Stammtafel, 8) *Stauffenberg*, mit einer Anſicht, 9) und 10) *Eiſenbach* und *Wartenberg*, mit einer Anſicht und einer Stammtafel. Bey dieſem dritten Bande hat der raſtlos thätige Vf. nicht nur das kurheſſiſche Haus- und Staats-Archiv, das er bereits bey den 2 erſten Bänden benutzte, ſondern auch noch andere Archive, unter anderen auch das geheime Staatsarchiv zu *Darmſtadt* benutzt. Dadurch wurde es ihm möglich, die Geſchichte der in dieſem Bande vorkommenden Burgen und Geſchlechter vollſtändiger und umfaſſender, als in den früheren Bänden, liefern zu können. In Hinſicht der Mittheilung ſolcher Thatſachen, welche den handelnden Perſonen nicht zur Ehre gereichen, hat ſich der Vf. in dem *Vorworte* hinlänglich gerechtfertigt. Sein Zweck war, den künftigen Geſchichtſchreiber in den Stand zu ſetzen, *ein wahres Bild von der Vorzeit und dem Leben und Treiben der Geſamtheit aufzufaſſen und wiederzugeben.* Die Geſchichte des Schloſſes *Falkenberg* iſt ſehr ausführlich, und enthält manche intereſſante Nachrichten. S. 71 f. wird des von *Kunzmann von Falkenberg* und ſeiner Gefährten im J. 1400 an dem Herzoge *Friedrich von Braunſchweig* bey Kleinenglis in Niederheſſen verübten Mordes, und in einer Stelle des 2ten Bandes auch des *Kreuzes* gedacht, welches auf der Mordſtelle errichtet worden iſt. Eine genaue, von dem verſtorbenen königl. portugieſiſchen Oberſten *von Wiederhold* verfaſste Beſchreibung dieſes Denkmals und ſeine ſchwer zu deutende Inſchrift ſindet ſich in *Juſti's* heſſiſchen Denkwürdigkeiten, III Theil S. 393 f., und eine Abbildung des Denkmals mit ſeinen Umgebungen liefert *Juſti's* Vorzeit, Jahrg. 1824, womit die S. 294 f. vorkommenden geſchichtlichen Nachrichten zu vergleichen ſind. Mit der Beſchreibung und Geſchichte des Schloſſes *Tannenberg* hat der Vf. die ausführliche Geſchichte des noch in Heſſen blühenden adelichen Geſchlechts der *von Baumbach*, als Beſitzer dieſes Schloſſes, verbunden, und dieſe Geſchichte bietet intereſſante Züge zu einem treuen Gemälde jener Zeit dar, worin der Adel eine ſo bedeutende Rolle ſpielte. Charakteriſtiſch iſt die Zurechtweiſung, die Landgraf *Wilhelm IV, der Weiſe*, dem Amtmanne zu Sontra, *Bernd Keudel*, ertheilte, der einen adelichen Junker aus der erwähnten Familie, welcher einen Krämer verwundet hatte, nicht ſogleich hatte feſtnehmen laſſen. Hier heiſst es in einem Schreiben vom 6 Sept. 1580: „Hinfüro aber in dergleichen Fellen beſſer *Juſtitiam* halteſt, den gleichen Scheffel praucheſt, *vnnd nicht dem von Adel oder andern groſsen Hanſen durch die Finger ſeheſt.* Aber wenn etwa ein Armer vber Zwerch einicher tritt, denſelben Alspaldt Stocken vnd Plocken, vnd alſo wie man ſagett, die Mucken vff fangen, die Wespen aber frey ledig fliegen vnd ſchwermeu laſſet, *wie wir dan vornehmtlich zu ſchutz und Handthabung vnſer vnd vnſer Armen vnd nicht dieſen oder jenen zu favoriſiren, dieſs Amptt vertrauett.*" Wie ſtreng die *adelige Criminaljuſtiz* in früherer Zeit geweſen ſey, beweiſt unter anderen folgender Vorfall: *Philipp Reinhard von Baumbach* wurde in ſeinem 25ſten Lebensjahre am 1 Jul. 1624 in einem Walde durch *Hans Winter* aus Ulfen ermordet. Der Mörder, anfänglich zu Sontra feſtgeſetzt, wurde den *von Baumbach* ausgeliefert, und von ihrem peinlichen Gericht zu Nentershauſen zum Tode verurtheilt. Auf dem Hochgerichte vor Nentershauſen wurde er hingerichtet. *Nachdem er dreymal mit glühenden Zangen gezwickt, wurde er gerädert;* das Rad wurde hierauf an die Stelle des Mordes geſetzt, wo es noch lange Jahre an die Blutthat erinnerte! Ein merkwürdiges Beyſpiel von Gewaltthat, Rechtsverſagung und unbilliger Härte der Landgräfin *Anna* (Mutter *Philipp's des Groſsmüthigen*) gegen *Heinrich v. Baumbach* bietet die Geſchichte dieſes Mannes dar, der zuletzt, wiewohl mit Murren, ſeinen Nacken vor der Gewalt beugen muſste. Die Burg *Steckelberg* erhielt ihre gröſste Berühmtheit durch den edlen, kräftigen Ritter *Ulrich von Hutten*, der hier im J. 1488 geboren wurde, und ſeine erſten Jugendjahre auf derſelben verlebte. S. 226 f. theilt der Vf. die Geſchichte des reichsritterſchaftlichen Geſchlechts der *von Hutten* mit, wofür ihm jeder Freund der ſpeciellen vaterländiſchen Geſchichte danken wird. In dem in dem kurheſſiſchen Kreiſe Schlüchtern gelegenen Dörfchen *Hutten* hatte die reichsfreye Familie *von Hutten* ihren Urſitz. Im J. 1140 kommt der Name dieſes Ortes zuerſt vor. 130 Jahre ſpäter machte die v. Huttenſche Familie den Namen jenes Dorſes zu ihren Geſchlechtsnamen. S. 293 u. 294 wird der ſchändliche Meuchelmord berichtet, den der tyranniſche Herzog *Ulrich von Würtemberg* an *Johann v. Hutten*, einem Sohne des würdigen und hochgebildeten *Ludwigs von Hutten*, beging; eine That, welche die allgemeinſte Indignation erweckte. Auch aus der von Huttenſchen Familiengeſchichte lernt man den böſen Geiſt der Fehde in jenen rohen, ſo oft geprieſenen Zeiten kennen. *Ulrich von Hutten* hat ſie ſelbſt in einem Briefe an *Pirkheimer* (im J. 1518) treffend genug geſchildert. Die Nachrichten von *Stauffenberg*, unweit Gieſsen, ſind zwar nur kurz, aber doch, bey den wenigen vorhandenen Quellen, ſehr dankenswerth. Auch die Abbildung dieſer Ruine war uns willkommen. Den Beſchluſs dieſes Bandes machen die Burgen *Eiſenbach* und *Wartenberg*, wo der Vf. an die Beſchreibung der Burgen auch die Geſchichte ihrer Beſitzer anknüpft. Hier giebt er ſorgfältig geſemmelte Nachrichten von den *von Angersbach*, den *älteren von Eiſenbach*, den *von Wartenberg* und dem *Wartenbergiſchen Stamme der von Eiſenbach.* Der folgende Band wird die Fortſetzung dieſer Abhandlung, und zwar die Geſchichte der *Riedeſel zu Eiſenbach*, eines angeſehenen heſſiſchen Geſchlechts, enthalten. Mit Verlangen ſehen wir der baldigen Fortſetzung dieſes ſchätzbaren, mit Sachkenntniſs und auſserordentlichem Fleiſse ausgearbeiteten Werkes entgegen, dem wir nicht nur zahlreiche Leſer, ſondern auch Käufer wünſchen, damit es ſeinen ungehinderten Fortgang behalte.

Wi.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

JUNI 1837.

MEDICIN.

Leipzig, b. Gebr. Reichenbach und Wien, b. Ritter von Mösel's sel. Wittwe u. Braumüller: *Medicinische Phänomenologie.* Ein Handwörterbuch für die ärztliche Praxis von *Robert Küttner* M. D., ausübendem Arzte in Dresden. Erster Band A—K. 1836. XVIII u. 562 S. Lexik. Format. (2 Thlr. 18 gr.)

Bey dem leider mehr mercantilischen als wissenschaftlichen Streben, das sich in so vielen literarischen Unternehmungen neuester Zeit kund giebt, begrüssen wir mit desto grösserer Freude ein Werk, welches, wie das vorstehende, eine wirkliche Lücke ausfüllt, mit wahrhaft deutschem Fleisse und Gründlichkeit gearbeitet, einzig in seiner Art dasteht, um nicht nur für den Augenblick, sondern für lange Zeiten wohlthätig zu wirken.

Der grosse Werth der Diagnostik für die Arzneywissenschaft sowohl, als für die ärztliche Praxis, ist zu klar erkannt, ihr gegenwärtiger Zustand aber, wiewohl sich immer mehr hebend, noch so vieler Vervollkommnung fähig und bedürftig, dass jeder Beytrag dazu als höchst willkommen erachtet werden muss. Ein solcher Beytrag, und gewiss ein sehr tüchtiger, ist die Verbesserung und die wissenschaftliche Bearbeitung der Symptomatologie und im ausgedehnteren Sinne der Phänomenologie. Welches höhere Ziel kennt der Arzt, als den Namen eines Hippokratischen Heilkünstlers, in dem vollesten Sinne dieser Bedeutung, zu erringen, eines Heilkundigen, der weder ein knechtischer Diener, noch ein übermüthiger Tyrann der Natur zu seyn braucht, der aber ihr verborgenes Walten kennt, der ihre geheimnissvolle Sprache versteht und zu deuten weiss, der demnach als treuer Freund sich mit ihr zum Heil ihrer Geschöpfe verbindet, und ganz im Einklange mit ihrem nur heilbringenden Streben handelt. Aber wie gross ist immer noch die Zahl derer, welche die Natur und ihr wundervolles Wirken verachten, welche erwarten, *sie* solle und müsse sich nach ihren Compendien richten, müsse sich in die von ihnen ihr bezeichneten Schranken fügen! Wie gross die Zahl derer, welche nicht nur taub sind für die lauten Stimmen, mit der die Natur ihnen täglich predigt, sondern sich absichtlich die Ohren verstopfen, und wie gross die Zahl derer, welche zwar das weise Walten erkennen, es auch gern verstehen möchten, aber der Sprache nicht kundig sind, die ihnen zum Verständniss verhelfen könnte! Möchten sie Alle sich in dem vorliegenden Werke Raths erholen, es wird Jeden befriedigen, besonders aber den Letzten ein treuer Dolmetscher werden, und auf die bequemste Weise. Denn sie werden hier jedes Symptom, also jedes Wort, welches die Krankheit zu dem Arzte spricht, in seiner besonderen Beziehung, in seiner physiologischen und diagnostischen Bedeutung erörtert finden. Man glaube desshalb nicht, dass diese Enträthselung der Symbole der Natur auf die Weise geschehe, dass nun *Jedem* der Zutritt zu dem Heiligthume offen stehe, und jedem Ungeweihten unsere Kunstlehren preisgegeben seyen. Das Werk wird keineswegs den Stümper zum Arzte stempeln, wohl aber den wissenschaftlichen Heilkünstler vom Wege des empirischen und angelernten Schlendrians zurückzuführen, und zum rationellen, seine Heilmaximen auf den sicheren Grund einer geläuterten Physiologie bauenden Arzte machen.

Die Einrichtung des Werkes selbst werden wir näher erkennen, wenn wir der, einen rein wissenschaftlichen Geist athmenden und schon dadurch für den Vf. einnehmenden, als Einleitung dienenden Vorrede unsere Aufmerksamkeit schenken. Vor Allem giebt uns der Vf. eine sehr richtige Erklärung von der wahren Bedeutung der Phänomenologie, welche naturgemäss in eine Biophänomenologie und eine Nekrophänomenologie, Letzte als wichtiges Unterstützungsmittel der Ersten, zerfällt. Sehr richtig sind die folgenden Bemerkungen des Vfs. Wir vermögen keineswegs bis in die innersten Werkstätten des lebenden Organismus einzudringen; daher besteht unsere ganze Kunde von dem, was im Verborgenen vorgeht, nur in dem, was wir aus den Lebensäusserungen, aus den sinnlichen Erscheinungen zu abstrahiren im Stande sind. Diess gilt von allen Naturwissenschaften und ebenso von der Biologie und der darauf sich gründenden Medicin. Wahre Förderung der Heilkunde muss also immer von Bereicherung der Phänomenologie ausgehen. Dieser Ansicht huldigten die grössten Aerzte aller Zeiten, sie verbreitete sich lebhafter und allgemeiner in der neuesten Zeit. Gerade diesen Weg der treuen Naturbeobachtung finden wir am deutlichsten in den Hippokratischen Schriften vorgezeichnet, und wie wahr und beherzigenswerth ruft unser Vf. aus: „Wie unendlich weit müsste nicht die Heilkunde vorgeschritten seyn, wenn dieselbe Bahn seit jener Zeit von allen den Tausenden betreten worden wäre, welche als Aerzte wirkten und schrieben!" Diess gerade (so ungefähr fährt der Vf. fort) ist der Triumph der Phänomenologie, dass sie als reines Erzeugniss der Naturbeobachtung niemals

veraltet, und für alle Jahrtausende den gleichen Werth behauptet. Ein sorgfältiges Studium und die möglichste Ausbildung der Phänomenologie ist aber nicht allein die erste Bedingung einer wahren, lebenskräftigen Förderung der Heilkunde im Ganzen, sondern auch für die Thätigkeit des Arztes in jedem einzelnen Falle von der gröfsten Wichtigkeit; die Phänomenologie ist die einzige sichere Leiterin des ärztlichen Urtheils und Handelns. Das Erkennen und richtige Auffassen der Krankheit, d. h. Anamnestik, Diagnostik und Prognostik, die drey Hauptrichtungen, nach welchen die Phänomenologie ihre Thätigkeit äufsert, sind die Basis, auf welche sich in jedem gegebenen Falle das ärztliche Handeln stützen muss, auf deren möglichster Sicherheit aber auch die wahre Gröfse und selbst der Glanz des Heilkünstlers im Auge des Laien beruht. An einer umfassenden Bearbeitung der gesamten Phänomenologie (Anamnestik, Diagnostik und Prognostik zu einem Ganzen vereint) fehlte es, was wir leider dem Vf. zugestehen müssen, bis auf den heutigen Tag. Dieses Bedürfniss aber bewog den Vf. zur gründlichen Bearbeitung in einer praktisch-brauchbaren und bequemen Form, was wir ihm nicht genug Dank wissen können. Derselbe theilt uns nun weiter die einzelnen Aufgaben mit, welche er sich bey der Abfassung des Werkes gestellt, und den Weg, welchen er zur Erreichung seines vorgesteckten hohen Zieles einschlug. Die erste Anfoderung, welche er an das von ihm selbst zu verfertigende Handbuch stellte, war die, dafür zu sorgen, dass sich in demselben eine möglichst vollständige Sammlung aller am lebenden Organismus beobachteten Erscheinungen vorfinde, in so weit es bis jetzt gelungen ist, denselben irgend eine Bedeutung abzugewinnen. Allein nicht nur die objectiven, sondern auch die subjectiven Erscheinungen, auch die physischen und psychischen, die materiellen und functionellen, müssen neben den pathologischen ihre Erwähnung finden. Ueberdiess verschmäht es der Vf. nicht, unter der Benennung *zusammengesetzte Erscheinungen* uns ganze Bilder zu geben, so z. B. unter Rhachitis, Scropheln, Gicht u. s. w., und wenn er sich deshalb in seinem bescheidenen Sinne zu entschuldigen sucht, weil diese Dinge, so wie die manchmal eingestreuten therapeutischen Bemerkungen, eigentlich mehr in das Gebiet der Pathologie und Therapie, als hieher gehörten, so können wir ihm nur erwiedern, dass so gelungene Charakterbilder dieser Zustände, wie er sie giebt, dem Ganzen zur Zierde gereichen, und gerade das immer mehr zu begründen im Stande sind, was so wünschenswerth ist, — eine specielle Phänomenologie der einzelnen Krankheiten. Die zweyte Aufgabe des Vfs. war die Feststellung einer genauen, alle Verwechselungen und Irrungen beseitigenden Terminologie der Erscheinungen. In die hier etwas näher auseinandergesetzten Ansichten des Vfs. können wir freylich durchaus nicht einstimmen, da er sich, er mag uns sagen, was er will, hier von keinem bestimmten Principe leiten liess, sondern nur seinem eigenen Gutdünken folgte, weshalb selbst die Gründe für sein Verfahren wieder blofs in ganz individuellen Meinungen bestehen. Aber zu einem Vorwurfe kann und darf diess dem Vf. durchaus nicht gereichen. Denn man denke sich die wirklich herculische und beynahe tantalische Arbeit, welcher der Vf. sich unterzog, ein Chaos von Benennungen und Synonymen in eine schickliche lexikalische Form zu bringen, und man wird ihm gewiss gern die ausgedehnteste Nachsicht zukommen lassen. Uebrigens ist diesem einzigen Uebelstande des Werkes, — und diess bleibt er doch, weil öfters etwas nicht unter der Benennung gesucht werden wird, unter welcher es gegeben wurde, wiewohl der Vf. keine Mühe sparte, immer wieder von einem Artikel zum anderen zu verweisen — sehr leicht durch ein ausführliches Register am Ende des Ganzen abzuhelfen, so dass dann wirklich auch gar nichts mehr zu wünschen übrig bleibt. Eine dritte Aufgabe war die möglichste Vollständigkeit jedes einzelnen Artikels, d. h. möglichst erschöpfende Zusammenstellung aller Verhältnisse, unter denen eine jede Erscheinung beobachtet worden ist, und ihrer durch Erfahrung gewonnenen Bedeutung. Diese Riesenarbeit ist dem Vf. so gelungen, dass unsere Zeit kaum höhere Foderungen an ihn wird stellen können. Denn absolute Vollständigkeit läfst sich hierin wohl nie erreichen. Was weiter noch von der Wahl der lexikalischen Form gesagt wird, veranlasst uns nur, wiederholt dem Vf. zu danken, dass er der allgemeinen Bequemlichkeit wegen sich auch dieser, und wahrlich nicht geringen, Mühe unterwarf.

Dem Werke selbst geht noch voran eine Uebersicht der anatomischen Eintheilung der verschiedenen Körpergegenden und der in dem Buche für dieselben gebrauchten Benennungen, welche schon deshalb nicht überflüssig ist, weil sie uns ein Schema für die vom Vf. gewählte Terminologie giebt, und aus diesem Grunde das Aufsuchen einzelner Artikel wirklich erleichtert.

Eine nähere Kritik der einzelnen Artikel ist kaum möglich; denn das Werk ist ein zusammengetragenes; es liessen sich daher blofs die Quellen angeben, aus denen geschöpft worden; diess sind aber nur anerkannt bewährte Schriftsteller. Ueber die Einrichtung des Werkes haben wir bereits geurtheilt, und wird noch weiterhin der Fall seyn. Der Vf. konnte nicht jede Behauptung, jede Angabe, weler aufnahm, erst praktisch prüfen; es ist genug, dass er uns Auskunft darüber giebt, was man bereits in dieser oder jener Hinsicht erforscht habe; deshalb kann der Stoff des Werkes nicht wohl ein Gegenstand theoretischer Prüfung werden, sondern die praktische Erfahrung muss über dessen Werth entscheiden. Rec. ist nur drey Monate im Besitze des Buches, versäumte aber nicht, während dieser Zeit über viele in der ärztlichen Praxis vorkommende, zum Theil ganz einfache und allbekannte, zum Theil auch wirklich räthselhaftere und zu Zweifeln und Unsicherheit Anlafs gebende Gegenstände sich in diesem Buche umzusehen, und er kann aufrichtig versichern, dass er nie unbefriedigt gelassen wurde, so wenig wie viele

seiner Freunde, die eine gleiche Probe angestellt hatten. Allein es ist keineswegs zu verlangen, daſs Jeder, diesem Ausspruche unbedingt vertrauend, nun auch ganz für das Werk eingenommen sey. Denn die Ansichten und Bedürfnisse Einzelner hängen zu sehr von deren Individualitäten ab, als daſs ein allgemeines Urtheil darauf gegründet werden könnte. Damit nun Jeder selbst urtheilen möge, und auch damit Rec. selbst seine bisherigen Aussprüche einigermaſsen rechtfertige, erlaubt er sich, einige Proben mitzutheilen, wobey er nur bedauert, wegen des hier gegönnten Raumes nicht gerade den längsten und ausführlichsten Artikel wählen zu können.

Wir heben eines der seltener erscheinenden Symptome aus, das *Durchzucken*, *Concussio* (eine eigenthümliche, der Erschütterung durch eine elektrischen Schlag ähnliche Empfindung). Ein häufiges plötzliches Durchzucken, besonders vor dem Einschlafen, gehört unter die Zeichen erhöhter Nervenreizbarkeit, findet sich daher vorzüglich bey Hypochondristen, Hysterischen, bey zu Krämpfen und Nervenzufällen aller Art geneigten Personen, namentlich auch als ein Theil der *aura epileptica* vor den fallsüchtigen Paroxysmen. Es wird aber auch bisweilen bey sehr Vollblütigen und an Blutstockungen oder lebhaftem Blutandrang nach einzelnen Theilen Leidenden wahrgenommen. — Zähe, schmerzhafte elektrische, durch die Glieder fahrende Schläge gehören zu den Vorläufern des ansteckenden Typhus, und manchmal des Scharlachs, der Masern, Pocken, des Friesels. Namentlich ist die Empfindung, als führen elektrische Funken durch die Haut, gern die Verkünderin des Typhusexanthems. Ein immer wiederkehrendes, meist von einer umschriebenen, durch einen örtlichen drückenden Schmerz bezeichneten Stelle des Rückenmarkes ausgehendes plötzliches Durchzucken, besonders bey älteren Weibern, ist ein Symptom von Rückenmarkstuberkeln. — Das schmerzhafte, elektrische Durchzucken eines Gelenkes, ist eine charakteristische Erscheinung der Gelenk-, Knorpel- und Knochen-Entzündung, und der Gelenk-Verschwärung. — Das während einer starken Körperanstrengung plötzlich, oft mit einem eigenthümlichen Geräusch eintretende Gefühl eines heftigen Stoſses oder einer gewaltsamen Erschütterung, deutet auf Muskel- oder Flechsen-Zerreiſsung. — Folgt demselben unmittelbar ein festsitzender, begrenzter, lebhafter, immer zunehmender Schmerz an dieser Stelle, so sind Muskel-Fasern, tritt der Schmerz erst später und allmälich ein, so ist wahrscheinlich eine Flechse zerrissen. — Das von einer kleinen rundlichen härtlichen Geschwulst ausgehende, namentlich durch Aufheben eines Gegenstandes, starken Druck, oder auch nur leise Berührung der Geschwulst erregte plötzliche Durchzucken läſst auf Anschwellung eines Nerven schlieſsen. — Als ein äuſserst schmerzhaftes, heftiges, plötzlich erscheinendes und wieder verschwindendes, um sich strahlendes Durchzucken stellen sich häufig die reinen Neuralgieen dar. So sind namentlich schnell vorübergehende schmerzhafte Vibrationen, die, wie elektrische Schläge, ruckweise von einer bestimmten Stelle des Angesichts oder Kopfes ausgehen, und sich strahlenförmig nach verschiedenen Richtungen ausbreiten, der Anfang der Paroxysmen des *Fothergill*'schen Angesichtsschmerzes."

Das Werk beschränkt sich aber, wie schon erwähnt, keineswegs nur auf die specielle Semiotik der Pathologie allein, sondern es umfaſst gleichmäſsig alle Zweige des praktischen Wissens, was ihm zum ganz besonderen Vorzuge gereicht, und es als einzig in seiner Art bezeichnet. Auch hievon möchten wir unseren Lesern gern die Beweise liefern; deſshalb sey es uns wenigstens vergönnt, aus jedem Fache das kürzeste Beyspiel auszusuchen und mitzutheilen. Dem Werke selbst kann dieſs nicht nachtheilig seyn, weil jeder Artikel, er sey kurz oder länger, mit gleichem Fleiſse behandelt ist; unseren Kunstgenossen muſs es aber willkommen seyn, das Werk von allen Seiten kennen zu lernen. Also 1) aus der Chirurgie: *Fuſsverstellung*. „Die meist angeborene, seltener durch übele Angewohnheit erworbene Verdrehung der Füſse nach Innen, so daſs allmälich der äuſsere Fuſsrand nach abwärts, der innere aufwärts gerichtet wird, stellt den sogenannten Klumpfuſs (*Varus*) dar. In geringem Grade findet man diese Fuſsstellung bey den meisten neugeborenen Kindern. — Die entgegengesetzte Fuſsverstellung, so daſs der innere Fuſsrand abwärts, der äuſsere aufwärts steht, charakterisirt den viel seltener vorkommenden Klumpfuſs nach Auſsen (*Valgus*), welcher bey Weitem schwieriger zu beseitigen ist, als der erste. In geringem Grade bildet er sich oft bey Personen aus, die sich im Stehen stark anstrengen müssen, und dabey die Kniee kräftig anstemmen. Diese Bemerkung macht *Ramazzini* namentlich von den Bäckern. Eine plötzlich nach einer erlittenen Gewaltthätigkeit, einem Sprunge, falschem Tritt entstehende, sehr schmerzhafte Verstellung des Fuſses nach Auſsen, wie beym *Valgus*, deutet auf Verrenkung des Fuſsgelenkes nach Innen. Steht dagegen unter gleichen Verhältnissen die Fuſssohle nach Innen, wie beym *Varus*, so ist der Fuſs nach Auſsen verrenkt. Erscheint der Fuſs verkürzt, steht die Ferse hervor, ist die Achillessehne gespannt, die Streckmuskeln der Zehen erschlafft, so geschah die Verrenkung nach Hinten; scheint er dagegen verlängert, ist er stark ausgestreckt und die Ferse verkürzt, nach Vorn. — Plötzlich nach äuſseren Einwirkungen entstehende Fuſsverstellung durch Knochenbruch ist nur selten. Wo auch wirkliche Trennung des Zusammenhanges bey einem Fuſsknochen eintritt, da ist doch die Beweglichkeit so gering, daſs keine sehr bemerkbare Verstellung Statt finden kann. Nur ein plötzliches Verschwinden der Fersenhervorragung findet bisweilen beym Abbrechen der *Tuberositas calcanei* Statt, indem das abgebrochene Stück von der Achillessehne nach Aufwärts gezogen wird (auch bey complicirten Unterschenkelbrüchen findet gewöhnlich Fuſsverstellung Statt. Rec.). — Allmälich, besonders bey Kindern sich ausbildende, Verstellung des Fuſses nach Innen oder Auſsen, mit etwas schleppendem, hinken-

dem Gange, und Empfindlichkeit des Hinterbackens oder Kniees verräth nicht selten die sich ausbildende freywillige Hüftgelenks-Verrenkung. Bey weiter vorgeschrittenem Uebel ist der Fuss stets nach Aussen verstellt (s. Schenkel-Verstellung); 2) aus der Augen-Heilkunde: *Augenklopfen* (vgl. Augen-Schmerz, klopfender). Ein schmerzhaftes Klopfen im Innern des Auges begleitet häufig die inneren Augen-Entzündungen, besonders die der Chroidea. — Augen-Klopfen, mit örtlichem Frösteln verbunden, deutet auf Eiterung im Auge. — Ein schmerzhaftes Klopfen in der Tiefe der Augenhöhle, das sich beym Zusammendrücken der Carotis vermindert, verräth ein daselbst entstehendes Aneurisma. — Klopfender Schmerz in der Tiefe des äusseren Augen-Winkels deutet auf Entzündung der Thränendrüse. — Klopfend wird die Schmerz-Empfindung in skirrhösen Augen." 3) Aus der Geburtshülfe: *Eyhautblase, gespannte.* Je gespannter, praller die Eyhautblase, desto näher ist ihre Berstung. *Eyhautblase, schlaffe.* Einige Erschlaffung der Eyhautblase findet jedesmal in den Zwischenräumen der Wehen Statt. Plötzlich, unter heftigen, vergeblichen Wehen und oft mit dem Gefühle eines innerlichen Platzens, doch ohne Wasserabgang, eintretende Erschlaffung der Eyhäute deutet auf Gebärmutter-Riss. *Eyhautblase, spitze.* Eine ungewöhnlich spitz, oft wurstförmig herabtretende Eyhaut ist Zeichen des Vorliegens eines Armes oder Fusses. 4) Aus der psychischen Medicin: *Einsamkeits-Liebe* ist eine Eigenthümlichkeit Menschenscheuer, Trauriger, Schwermüthiger, Melancholischer, Nachdenkender, Hypochondrischer, Bleichsüchtiger, oft auch Veitstanz- und Wuth-Kranker, Fallsüchtiger, überhaupt Nerven-Kranker, an Vollblütigkeit oder organischen Krankheiten des Hirns, an Blutstockungen und Infarkten des Bauches Leidender. — Eine vorübergehende Einsamkeits-Liebe hat man nach stärkeren Gaben Brechnuss beobachtet. — Eine ungewöhnliche Einsamkeits-Liebe ist bisweilen die Vorläuferin von Seelen-Störungen, und bey mit Krampf-Leiden behafteten Personen die Verkünderin des Paroxysmus. — Die Neigung, sich an einsamen Orten aufzuhalten, von denen sie dann vielleicht erhitzt und roth zurückkommen, ist namentlich bey jüngeren Personen häufig eine Verrätherin der Selbst-Befleckung. — Bloss um dem Vf. noch den Beweis zu geben, mit welchem Interesse wir dessen ganzes Werk durchgelesen, fügen wir Folgendes bey: S. 22 ist wohl die Bedeutung des Hippokratischen Angesichtes recht genügend gegeben, aber keine Beschreibung desselben, die man doch in keinem semiotischen Handbuche vermissen darf. — S. 25, Spalte 1 die einseitige Angesichts-Röthe erscheint auch nach Schlagflüssen; Rec. kennt eine Person, welche von Apoplexie befallen, glücklich wieder genesen war, deren Haut aber ein besonderes Phänom darbot. Denn so bald sie sich irgend erhitzte, so war die eine Körper-Hälfte natürlich roth und heiss, die andere weniger heiss und ganz blass, und zwar in der Art, dass diese Hautfärbung, oder besser Entfärbung, ganz streng in der Mittel-Linie des Körpers begrenzt, mitten in der Stirne, Nasen-Spitze und Nabel, wie mit einem Lineal geschieden war. Im Angesichte bemerkte man diesen Zustand am auffallendsten, andere Zufälle von Lähmung u. s. w. waren nicht bemerkbar, wesshalb dieser Zufall kaum anders als Lähmung der Haut-Gefässe und deren Nerven genannt werden kann; denn die Emfindungs-Nerven der Haut sind in ihren Functionen durchaus nicht beeinträchtigt. — S. 96. Spalte 2 im Artikel *Ausdünstung* heisst es: „besteht in der Aushauchung dunst- und gas-förmiger Stoffe nicht allein auf der gesamten äusseren Haut-Oberfläche, sondern auch durch die *Lungen.* Allein von der letzten Art ist weder in diesem, noch im folgenden Artikel: *Ausdünstungs-Geruch* irgend eine Rede, sondern bloss vom Schweiss. — S. 130 findet sich der Haupt-Artikel: Eigenthümliche Empfindungen im Bauche, dem „Bauch-Zusammenschnürungs-Gefühl" subsummirt; wer wird es da suchen? Hr. *K.* hat wohl unter dem Artikel „Bauch" darauf aufmerksam gemacht; allein wird Jeder auch erst diesen Artikel nachschlagen? Dasselbe wurde uns in ähnlichem Verhältnisse noch öfter bemerkbar, so dass wir zu der Ueberzeugung gelangen, dass wer nicht das ganze Werk zuerst flüchtig durchgesehen, sich durch blosses Nachschlagen kaum werde orientiren, vielmehr Manches nicht finden werde, was doch darin steht. — S. 136 macht der Vf. eine Anmerkung, in der er sich entschuldigt, dass er Betäubung mit *Stupor animi* oder *Obnubilatio* übersetze, weil man mit *Stupor* auch das Taubseyn bezeichne. Warum wählte er aber nicht den bekannten und gebräuchlichen Ausdruck *Sopor?* Ausserdem wird *Stupor* nur selten, Taubheit bezeichnend, gebraucht, und wird dann immer einen erläuternden Beysatz haben; unter *Stupor animi* versteht man aber nicht einen wieder vorübergehenden Zustand, wie den der Betäubung, sondern einen höheren Grad des Blödsinnes, während *Obnubilatio* nur die Ohnmacht bezeichnet. — S. 141 im Artikel: *Blähungen* ist der Ausdruck: „Verschlucken der Luft" keineswegs passend, indem die Luft nur ganz zufällig und gleichsam in gebundenem Zustand mit dem Genossenen in den Darmcanal geräth. Das wirkliche Verschlucken der Luft erfodert eine besondere Uebung und Fertigkeit, denen aber, die es zu dieser gebracht haben, dient es als ein sehr leichtes Brechmittel, wie das ein Individuum in Frankreich lehrte, welches auf diese Weise das Genossene in jedem Augenblick entleeren konnte, um die Veränderungen desselben durch den Magensaft zu erläutern. — S. 142 hätte unter den Umständen, bey welchen sich stinkende Blähungen entleeren, auch Brand, Faulfieber und Typhus erwähnt werden können.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

JUNI 1837.

MEDICIN.

Leipzig, b. Gebr. Reichenbach und Wien, b. Ritter von Mösel's sel. Wittwe u. Braumüller: *Medicinische Phänomenologie.* Ein Handwörterbuch für die ärztliche Praxis von *Robert Müller* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

S. 164. Das Blutader-Durchscheinen hätte auch als günstiges Symptom erwähnt werden sollen, wenn es während heftiger Blutflüsse, namentlich Metrorrhagieen, noch Statt findet, oder nach solchen wieder erscheint. — S. 167. Unter *Blutharnen* steht die rothe Färbung des Urins während der Menstruation erst am Schlusse des Artikels, während es gleich anfangs unter den möglichen Täuschungen aufgeführt seyn sollte. — S. 176 bey Brand steht *Gangraena* und *Sphacelus;* keineswegs aber wird irgend ein unterscheidendes Merkmal zwischen beiden angegeben, nicht einmal eine Erklärung. — S. 218. Spalte 2 ist als Druckfehler stehen geblieben 1901 statt 1801. — Da alle Artikel mit Arm- aufgeführt wurden, so hätten der Consequenz wegen die mit Bein- beginnenden nicht ganz wegbleiben sollen. Ferner vermissten wir die Artikel Halsgeschwür und Kopfgrind.

Nach diesen wenigen Bemerkungen sey uns nur noch vergönnt, auch das nicht unerwähnt zu lassen, was in diesem Werke sich vorzüglich bemerkbar macht. So verdienen ganz besonders Lob die grösseren Artikel: Anschwellung, Athmen, Athmungsbeschwerde, Athmungsgeräusch, Augengeschwülste, Augenröthe, Augentrübung, Ausdünstungsgeruch, Auswurf, Bauchanschwellung, Bauchgeschwülste, Bauchschmerz, Bindehautanschwellung, Blick, Blödsichtigkeit. Hier, wo man sie eigentlich nicht suchte, findet man eine gelungene Charakteristik der erethischen und torpiden Amaurose. Ferner: Blut, Blutanhäufung und Blutandrang, Blutung, Brustdrücken, Brustschmerz, Durchfall, Durst, Erbrechen, Fallsucht, Frost, Fussanschwellung, alle mit Gebärmutter und Gelenk zusammengesetzten, Geschwüre, Gicht, die mit Hals-, Harn-, Haut-, Herz-, Hoden-, Hornhaut- zusammengesetzten, unter denen sich die Charakteristik der einzelnen Hautausschläge noch ganz besonders auszeichnet, Hinken, Hitze, Husten, Hypochondrie, Hysterie, Irrereden, Kolik, Krätze, Kopfschmerz und die mit Kopf- beginnenden, die grosse Zahl derer nicht gerechnet, welche einen kleineren Raum einnehmen. Ueberhaupt zählten wir im A 228, B 210, C 1, D 16, E 58, F 56, G 192, H 305, I 1, K 110, also im Ganzen beynahe 1000 wirklich abgehandelte Artikel, ohne der vielen nur namentlich angeführten und auf andere hinweisenden zu gedenken. Lobend müssen wir ferner erwähnen, dass des Neueren, namentlich der orient. Cholera, der Resultate der Auscultationen und Percussion nicht weniger ausführlich gedacht ist, als des Aelteren, nur die Homöopathie mit ihren Ansichten musste natürlich ausgeschlossen bleiben. Thun wir aber dem Vf. sehr Unrecht, wenn wir die Vermuthung wagen, dass vielleicht das Symptomenhaschen der Homöopathie ihn zur Abfassung dieses Riesenwerkes, das die rationelle Medicin mit einer wissenschaftlichen Symptomatik beglückt, bewog? Wäre diess der Fall, so wollten wir gern jenem Aftersysteme die Unbilden vergeben, die es der Wissenschaft zufügte. Verdient es allen Dank, dass auch nur selten vorkommende Symptome, denn gerade deren Deutung sucht man ja am häufigsten, wie Braunenfrost, Doppelthören, Fingerbohren, Fontanelleneinsinken u. s. w. erörtert werden: so müssen wir noch als einen besonderen Vorzug hervorheben, dass Hr. *K.* mit grosser Sorgfalt allenthalben auch auf sogenannte Kleinigkeiten, die gewöhnlich übersehen werden, aufmerksam macht, auch für die Krankheit ganz unwesentliche Dinge, welche aber doch zu einer falschen Diagnose Veranlassung geben könnten, z. B. dass der bittere Geschmack vom Genusse bitterer Dinge, blauschwarze Hautflecke von Einwirkung des salpetersauren Silbers auf die Haut u. s. w. herrühren können. Bey dieser Gelegenheit erinnert sich Rec. eines Mannes, welcher viele Jahre von mehreren sehr ausgezeichneten Aerzten an Schwerathmigkeit ernstlich behandelt, sogar in einige Bäder geschickt worden war, bis ihm endlich ein Chirurg den Antrag stellte, ihn doch seinen Hals und seine Nase untersuchen zu lassen, weil diess die früheren Aerzte versäumt, und die öftere Verstopfung der Nase bald für consensuelles, bald für nicht zum Hauptleiden gehöriges katarrhalisches Symptom erklärt hatten. Dieser fand nun zwar die Nase rein, aber bey Untersuchung des Rachens einen Polypen, welcher mit seiner Wurzel tief hinten in den Choanen inserirt war. Der durch sein langes Leiden, durch die vielen zweifelhaften Prognosen schwermüthig gewordene Kranke wurde nach vollendeter Operation lebensfroh seinem Berufe als Lehrer wiedergegeben. Es sey diess ein ganz klarer Beweis, wie sehr der Arzt auf Alles achten muss, und wie wenig er mit stolzer Miene über dergleichen Bemerkungen hinwegsehen darf, wie sie

uns der Vf. recht vielfältig in seinem Werke darbietet.

Somit sey denn dieses Buch, dessen äussere Ausstattung sehr schön zu nennen, und dessen Preis im Verhältniss zu dieser und zu dem inneren Werthe äusserst billig ist, sehr empfohlen. Der fleissige Vf. möge uns aber nicht zu lange auf den folgenden Band warten lassen!

— r.

Berlin, b. Schüppel: Dr. *James Hope's Grundzüge der pathologischen Anatomie in ihrer Verbindung mit den Krankheitssymptomen.* Aus dem Englischen, mit einer Einleitung herausgegeben von Dr. *M. S. Krüger.* 1836. XVI u. 404 S. 8. (1 Thlr. 18 gr.)

Da wegen der vielen Vorurtheile, die gegen die Oeffnung menschlicher Leichen in früheren Zeiten Statt fanden, besonders die pathologische Anatomie noch weit später ihre Bearbeiter finden konnte, als die normale und rein instruirende Anatomie, indem zu letzter wohl Leichname von Sträflingen und Verbrechern ausreichten, nicht aber so zu erster: so darf es uns nicht sehr wundern, wenn vornehmlich erst durch *Morgagni* dieser nothwendige Zweig des ärztlichen Wissens einen besonderen Aufschwung erhielt. Im Gegensatze zu dieser früheren Zeit wurde aber nun, besonders, nachdem man durch *Bichat's* allgemeine Anatomie eine noch grössere Anregung dazu gefunden, die pathologische Anatomie so sehr cultivirt, dass sich selbst in neuerer Zeit Aerzte fanden, die sich zu dem in mancher Hinsicht wohl wahren Ausspruche berechtigt hielten, man schade durch solches einseitige Bevortheilen des pathologisch-anatomischen Studiums der Einfachheit der reinen Pathologie und Therapie und selbst der Physiologie. Zwar können wir allerdings die freylich gar nicht unangenehme Beobachtung täglich machen, dass allenthalben nur die pathologische Anatomie vorzugsweise berücksichtigt wird; es fehlt uns Gottlob auch nicht an Schriftstellern, welche die oft erwähnte Doctrin systematisch und wissenschaftlich bearbeiteten; demungeachtet darf man es aber dem Arzte am Krankenbette nicht missdeuten, wenn er immer noch mit Freuden einem Vermittler jener beiden Extreme, des vernachläsigten sowohl, wie des übertriebenen Bearbeitens pathologischer Anatomie, in der Art entgegensieht, dass er jeden dazu Befähigten herzlich willkommen heisst, der es unternimmt, die pathologische Anatomie genau in Verbindung mit den Symptomen des Leidens bey Lebzeiten des Kranken, systematisch auszuführen, so, dass sich Symptome der Krankheit und Resultat der Leichenöffnung gegenseitig bedingen und ergänzen, und so die pathologische Anatomie uns ein wesentliches Mittel zur Erreichung einer sicheren Diagnostik wird. Der Titel des vorliegenden Werkes lässt uns einen solchen Vermittler wohl erwarten; ob aber der Inhalt auch dem Titel entspricht, werden wir bey näherer Betrachtung des Werkes selbst leicht finden.

Nach dem Inhaltsverzeichnisse folgt zuerst die Vorrede des Vfs., welche uns sagt, dass derselbe, der schon durch Abfassung eines Werkes über die Krankheiten des Herzens rühmlich bekannt ist, die Herausgabe des vorliegenden unternommen habe, um bey der Kürze der Zeit, welche gewöhnlich die Medicin Studirenden auf klinische Uebungen und eigene Erfahrungen durch Leichenöffnungen verwenden können, diesen die pathologische Anatomie durch eine Reihe eigens gesammelter Erfahrungen und durch 260 lithographirte und colorirte Abbildungen zu erläutern, welche, eines sehr mäsig gesetzten Preises wegen, auch Unbemittelteren zugänglicher seyen, als die bisher erschienenen theueren Kupferwerke. Der Uebersetzer dagegen erklärt sich am Schlusse seiner Einleitung dahin, dass er, um das Werk für deutsche Studirende nicht zu vertheuern, die erwähnten Abbildungen weggelassen, und die dieselben erläuternden Krankengeschichten mit in den Text eingewoben habe. Müssen wir seinen Grund auch als einen hinreichend triftigen anerkennen, so wäre es doch jedenfalls wünschenswerther gewesen, wenn uns derselbe das Werk des Verfassers ganz in ungeänderter Form mitgetheilt hätte, da das wenige Neue, das uns in dem eigentlichen Zusammenhange des Werkes geboten wird, weit minder werthvoll ist, und uns den Vf. weit weniger gründlich kennen und beurtheilen lehrt, als das, was ohnehin bey allen englischen medicinischen Schriftstellern das eigentlich Charakteristische bildet, ihre Cases und Abbildungen, besonders, da gerade in diesem Falle der Vf. selbst einigen Werth auf das Instructive derselben legt. — Die auf dem Titel benannte Einleitung des Uebersetzers selbst (S. IX — XVI), in der wir, wie es nicht anders erwartet werden kann, eine Lobrede auf die pathologische Anatomie finden, ist sehr fliessend und bescheiden geschrieben, und gereicht dem Vf. derselben wegen ihrer klaren Einfachheit zum grösten Lobe. Er erwähnt hier, dass allerdings die pathologische Anatomie unserer neueren Medicin einen ganz besonderen Charakter aufpräge, dass sie wirklich zur Vergewisserung der Diagnose diene, und somit ein Hauptmittel der Diagnostik werde, dass sie hiedurch auch unserer Zeit ebenso zur Zierde gereiche, wie es den Zeiten des Brownianismus und der Naturphilosophie zum grossen Nachtheile gereichte, dass man damals weit lieber in höheren Speculationen schwebte und sich erschöpfte, als seine Zuflucht zum Secirtische nahm. Nur dürfe aber auch die pathologische Anatomie auf der anderen Seite nicht einseitig hervorgehoben werden, indem das anatomische Moment ja nur ein einzelner Bestandtheil dessen sey, was man Krankheit nennt, und ausser diesem noch ganz andere Momente nothwendig sind, um den Krankheitsprocess gehörig zu construiren. Ferner habe man sich wohl vor falschen Schlüssen vom todten Zustande zurück auf den lebenden zu hüten; man berücksichtige dagegen nicht nur die Structurveränderungen des Festen, sondern auch die Mischungsverhältnisse des Flüsigen (Zoochemie), und versäume nicht, auch der vergleichenden pathologi-

ſchen Anatomie die gehörige Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Soweit im Weſentlichen der Inhalt der Einleitung, der wir unſeren Beyfall keineswegs verſagen können, von der wir aber wünſchten, daſs ſich das darin Ausgeſprochene auch auf das Werk *Hopes* ſelbſt anwenden lieſse.

Nun zum näheren Inhalte des Werkes ſelbſt. Der erſte Abſchnitt trägt die Ueberſchrift: *Krankheiten des Athmungsapparates.* I. Abtheilung: Krankheiten des Lungenparenchyms. S. 2. I Kap. Allgemeine Ueberſicht. Das Lungenparenchym beſteht theils aus Höhlen, den ſogenannten Luftbläschen, theils aus den Wandungen derſelben, theils aus dem Zellengewebe zwiſchen den Luftbläschen und ihren Wandungen. Daher müſſen auch alle Krankheiten des Lungenparenchyms in einem dieſer Theile ihren Sitz haben, und alle Krankheiten der Lungenſubſtanz, welche anatomiſche Veränderungen zur Folge haben, ſich zurückführen laſſen auf Störungen in der Capillarcirculation, der Ernährung und der Secretion. Dieſer Eintheilung zufolge beginnt der Vf. mit den Störungen in der Circulation. I. Hyperaemie der Lunge. A. paſſive, wie wir ſie im Cadaver finden, *Andral's* Leichenhyperämie. B. active oder Peripneumonie, deren verſchiedene Grade die Blutanfüllung und Hepatiſation ſind. C. Gangrän in Folge der Hyperämie. D. Lungenapoplexie durch Ruptur der Gefäſse und Extravaſat ins Zellgewebe. II. Anaemie der Lungen A. in Folge der Hamorrhagie. B. von mangelhafter Sanguification. C. von Atrophie der Lunge im Alter u. ſ. w. Ferner: Störungen in der Ernährung, welche meiſtens ihren Sitz in den Wandungen der Luftbläschen oder in dem umgebenden Zellengewebe haben. I. Hypertrophie a) die Zahl der Luftbläschen nimmt zu; 1) ſie verdicken ſich nur in ihren Wandungen, wodurch das Lumen der Bläschen kleiner wird, die Höhlchen obliteriren, und allmälich Verdickung der ganzen Subſtanz entſteht; die Lungengranulation *Andrals.* II. Atrophie, Abnahme der Zahl der Lungenbläschen und Verdünnung ihrer Wandungen; berſten dieſelben, und flieſsen ſie zuſammen, ſo entſteht Lungenemphyſem. III. Perverſe Ernährung: Das Zellengewebe verwandelt ſich in ein fibröſes, knorpliches Gewebe. Endlich: Störungen in der Secretion, welche in allen den drey benannten Theilen des Parenchyms vorkommen können. I. Eiterſecretion: a) eitrige Infiltration als dritter Grad der Lungenentzündung, b) Abſceſs oder Eiterablagerung in geſunden Lungen. II. Tuberkeln. III. Steinige Concretionen. IV. Melanoſe. Hydrotiden. VI. Seröſe Infiltration in das Zellengewebe, *Oedema pulmonum.* VII. *Emphyſema interlobulare.* Schon aus dieſer allgemeinen Ueberſicht iſt recht leicht zu erſehen, wie es ſich bey dem aufmerkſamen Durchleſen des ganzen Abſchnittes noch näher ergiebt, daſs das Meiſte aus *Andrals* pathologiſcher Anatomie entnommen iſt, nur hat der Vf., anſtatt wie *Andral* ſeine pathologiſche Anatomie in eine allgemeine und ſpecielle zu ſcheiden, das, was eigentlich zu der erſten gehört gleich im Zuſammenhange und namentlich in den Ueberſichten der einzelnen Abſchnitte mit abgehandelt, was die Einfachheit und Ueberſichtlichkeit des Werkes ziemlich erhöht. In dem weiteren Verfolge verläſst aber der Vf. die in der Ueberſicht angegebene Ordnung, und ſubſumirt die hier erwähnten krankhaften Erſcheinungen in den Reſpirationsorganen unter die ſpeciellen Krankheiten derſelben, wie folgt: S. 5 II Kap. Acute Lungenentzündung und zwar erſter Grad: Blutüberfüllung; zweyter Grad: Hepatiſation; dritter Grad: eitrige Infiltration. S. 11, III Kap. Lungenabſceſſe. S. 14, IV Kap. Brand der Lungen, der nicht umſchriebene und der umſchriebene. S. 16 V Kap. Chroniſche Lungenentzündung, zu welcher auch einigermaſsen der Keuchhuſten gerechnet wird (?). Warum handelte ſie der Vf. nicht gleich oben nach der acuten Lungenentzündung ab? S. 20, VI Kap. Pleureſie; wo wir zugleich die pathologiſchen Zuſtände der ſeröſen Häute überhaupt näher erörtert finden. S. 26, VII Kap. *Phtiſis pulmonalis.* Der Vf. berührt in dieſem Kapitel die *Crux Pathologorum*, die Bildung der Tuberkeln im Allgemeinen und in den Lungen insbeſondere, und entſcheidet ſich natürlich auch mit ſeinem Vorbilde *Andral* für deſſen Meinung. Weit entfernt, den groſsen Streit, ob der Tuberkelſtoff organiſirt ſey, und auf dem Wege der Plaſticität entſtehe, oder ob er als unorganiſirter Stoff bloſs durch Juxtapoſition abgeſetzt werde, hätten wir doch gewünſcht, daſs der Vf. gerade dieſen Punct, wenn auch nicht weitläuftiger, doch klarer erörtert hätte. S. 42, Kap. VIII Lungenapoplexie, *Haemoptyſis*, *Pneumorrhagie*, welche entſteht durch Ausſchwitzung oder Zerreiſsung. S. 47, Kap. IX Lungenemphyſem, veſiculäres und interlobuläres. S. 51, Kap. X Encephaloidgeſchwulſt der Lungen, entweder in einem Balge, oder ohne Balg in Maſſe vorkommend. S. 58, Kap. XI Melanoſis der Lunge. S. 64, Kap. XII Schwarze Lungenſubſtanz ohne Verhärtung. S. 65, Kap. XIII Oedem der Lungen. S. 65, Kap. XIV Oſſification der Lungenſubſtanz und Hydatiden.

So weit der Inhalt der erſten Abtheilung; es würde ermüden, ſollte ſofort der Inhalt des ganzen Buches hier angegeben werden, beſonders da die Behandlungsart, nämlich Eintheilung und Ausführung, ſich in Allem gleich bleibt. — Die zweyte Abtheilung enthält von S. 66 bis 77 die *Krankheiten der Luftwege*, gröſstentheils auch nach *Andral* bearbeitet. Von S. 78 bis 120 folgen die *Krankheiten des Herzens*, bey deren Erörterung ſich der Vf. meiſtens auf ſein gröſseres Werk über die Herzkrankheiten, ſowie auf die Schriften von *Laennec* und *Andral* bezieht. S. 121 bis 182. Die *Krankheiten der Leber*, recht gut abgehandelt. Wir finden es unter Anderem hier als beherzigungswerthen Erfahrungsſatz ausgeſprochen, daſs Verkleinerung und Verhärtung der Leber immer von *Ascites* begleitet werde, aber auch umgekehrt der *Ascites* durchaus nicht ohne jene vorkomme. Auſserdem ſind die eigenen Beobachtungen des Vfs. über die Hypertrophie der rothen Subſtanz der Leber oder der ſogenannten granulirten Leber S. 129 nicht uninteressant, ebenſo das ganze VI Kap. S. 156, wel-

ches vom Leberabceffe nach gröfseren Operationen, Verwundungen, *Phlebitis* im Uterus und den Schenkeln, Abceffen in anderen Theilen u. f. w. entftanden, handelt, und wo aus den Einfpritzungen *Cruveilhiers* bey Thieren nachgewiefen wird, auf welche Weife derartige Eiterablagerungen aus Venenentzündungen entftehen können. Es umfafst diefer Abfchnitt zugleich die Krankheiten des Gallenapparates und das hieher Gehörige über Gallenfteine. Auch der folgende Abfchnitt, *die Krankheiten des Darmcanales* enthaltend, S. 184 bis 310, enthält vieles Lobenswerthe. Wenn er fich auch wieder mehr auf andere Schriftfteller, namentlich auf *Billard*, bezieht, fo ift doch hier befonders viel Mühe auf die pathologifch-anatomifche Diagnoftik verwendet, d. h. auf die befonderen Unterfcheidungszeichen des im Tode gefundenen Zuftandes der Theile, nicht nur von dem normalen Zuftande, fondern auch wieder von den verwandten und fcheinbar gleichen Zuftänden in den Leichen, mit beftändiger Berückfichtigung des gefunden Verhaltens. So z. B. hinfichtlich der Röthe des Darmcanales, welche fowohl durch den Procefs der Verdauung, als auch durch verhinderten Rückflufs des Blutes, durch Entzündung, durch beginnende Fäulnifs, durch Krankheiten der Schleimhautdrüschen u. f. w. entftehen kann, fich aber in jedem diefer befonderen Fälle auch wieder befonders charakterifirt. Als auffallend ift nur das zu bemerken, dafs der Vf. keinen anderen Platz fand, den äufseren Krebs abzuhandeln, als diefen Abfchnitt. Wir erkennen dabey recht wohl die Schwierigkeit, bey Ausfchliefsung einer allgemeinen pathologifchen Anatomie, die dahin gehörigen Erörterungen am gehörigen Orte einzufchieben; allein der Vf. hätte ja allen derartigen Zuftänden einen befonderen Abfchnitt einräumen können. So aber machte er es fich fehr leicht; indem er den inneren Krebs abhandelt, fertigt er den äufseren, weil diefer öfters in Verbindung mit dem inneren vorkommt, S. 301 im Vorübergehen ziemlich kurz mit ab, und verweift hinfichtlich der übrigen organifirbaren Afterproducte auf die Werke eines *Lawrence*, *Travers* und *Hodykin*. Wahrfcheinlich gehört der Vf. unter die Zahl derjenigen, welche auch die Knochenkrankheiten, Gelenkkrankheiten u. f. w., als in die Chirurgie gehörig, von der pathol. Anatomie ausfchliefsen. Allein diefs gefchieht gewifs nur mit Unrecht, denn wir haben noch keine für fich beftehende, fyftematifche chirurgifch-anatomifche Pathologie, fondern kennen das, was dahin gehört, nur aus unferen chirurgifchen Handbüchern unter der Rubrik: „anatomifcher Charakter der Krankheit", während nach unferer Anficht doch Alles in die pathologifche Anatomie gehört, was in Leichen als abnormer Zuftand gefunden wird, ohne Rückficht auf äufsere oder innere Theile. Denn die Operationen geben keinen Grund dafür ab, chirurgifche Zuftände, als noch während des Lebens entfernbar, auszufchliefsen, da gar mancher Kranke, der theils nicht operirt werden kann, theils diefs nicht will, feinen äufserlichen krankhaften Zuftand mit unter die Erde nimmt. So vermiffen wir bey unferem Vf. das umfaffende Kapitel der Hernien, befonders aber das nicht in die Chirurgie gehörige über Intusfusception, Divertikel, Entozoën des Darmcanales u. f. w. Die nun S. 312 bis 348 folgenden *Krankheiten des Uterinfyftems* find grofsentheils nach *Lee* abgehandelt. Diefen reihen fich an: S. 349 die *Krankheiten der Nieren*, S. 359 die *Krankheiten der Harnblafe*, S. 360 die *Krankheiten der Milz*, S. 366 die *Krankheiten des Gehirns und des Rückenmarkes*, Erfte beynahe etwas zu kurz, die Letzten nach *Andral* abgehandelt. Ein alphabetifches Regifter von S. 399 bis 404 befchliefst das Ganze. Der angeborenen Fehler, fo wie der Lagen-Veränderungen wird nicht gedacht.

Ueberblicken wir nun noch einmal das Ganze, fo müffen wir nur unfere frühere Anficht wiederholen, dafs der Vf. bey Herausgabe feines Werkes mehr Werth auf die beygegebenen Krankengefchichten und Abbildungen legte, als auf den eigentlichen Text. Denn diefer ift nicht viel mehr als eine gute Compilation aus den benannten Schriftftellern zu nennen. Was die auf dem Titel verfprochene pathologifche Anatomie *in Verbindung mit den Krankheitsfymptomen* betrifft, fo ift die Erwähnung der Letzten bey den einzelnen pathologifch-anatomifchen Zuftänden ziemlich fparfam ausgefallen. Denn wir finden ihrer nur bey einigen Krankheiten gedacht, was fich nur dadurch erklären läfst, dafs der Vf. unter der Verbindung mit den Krankheitsfymptomen die in den Krankengefchichten vorkommende Symptomatologie verftand; allein felbft jene, fo weit fie in diefer Ausgabe vorkommen, find grofsentheils zu kurz und zu wenig inftructiv. Es bleibt uns demnach blofs übrig, mit dem Ueberfetzer darüber zu rechten, ob er dadurch, dafs er diefes Buch in unfere Sprache übertrug, etwas Verdienftliches oder etwas Tadelnswerthes gethan. Ift es nun wahr, dafs das Werk uns nicht mit neuen Forfchungen und Refultaten bereichert; wiffen wir, dafs unfere Literatur beffere pathologifche Anatomieen befitzt: fo dürfen wir auf der anderen Seite auch nicht verkennen, dafs gerade das, was den Vf. und den Ueberfetzer zu ihren Beftrebungen veranlafste, die Zugänglichkeit des Werkes für unfere Studirenden hinfichtlich des recht billigen Preifes, dann aber auch die wirklich praktifche Zufammenftellung, die Abhandlung der Stoffe nach den neueren phyfiologifchen Anfichten für Klinik Hörende fehr empfiehlt. Möge es daher diefen getroft empfohlen feyn; lernen wird Jeder daraus!

Die Ueberfetzung ift fliefsend, und lieft fich fehr gut; fie macht dem Ueberfetzer ebenfo viel Ehre als feine Einleitung.

R — r.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

JUNI 1837.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Parchim u. Ludwigslust, in der Hinstorff'schen Hofbuchhandlung: *Das junge Deutschland.* Ein theologisches Votum in einer akademischen Rede von Dr. *Karl Hase.* 1837. 47 S. 8.

Eine geistreiche und anziehende Schrift, in welcher der Vf. zuvörderst die Frage aufwirft, *was* von Seiten des „jungen Deutschlands" gegen das Christenthum vorgebracht worden, sodann begutachtet, was darin *neu*, endlich was daran *wahr* sey. Für eine akademische Rede, mit welcher Hr. Dr. *Hase* das ihm übertragene ordentliche Lehramt der Theologie auf der Universität zu Jena in lateinischer Sprache antrat, war dieses Thema gewiss sehr zeitgemäss gewählt; Oertlichkeit und Form der Rede selbst gestatteten es, dass der Stoff nicht allseitig und erschöpfend behandelt, die Meinung des Vfs. hie und da nur durch rednerische, selbst poetische Bilder angedeutet wurde; und obgleich derselbe versichert, bey Durchsicht der Uebersetzung einige Stellen weiter ausgeführt zu haben, so nimmt man dennoch gar bald wahr, dass er von jenem Rechte des Redners Vortheil zu ziehen gewusst hat, doch überall mit Gewandheit und Genialität.

So hat er gleich die erste, oben angeführte Frage fast nur in sofern berührt, als zwey berühmte Theologen halb als Lobredner der schriftstellerischen Jugend, welche ein junges Deutschland gründen wollte, halb als Sachwalter aufgetreten sind. Er zeigt, dass der *Theolog von Weimar* (wie er ihn nennt) aus einem sonderbaren Missverständnisse und sehr voreiliger Weise „*Heine's* Namen gefeiert, ihn für seinen Bundesgenossen gehalten, und viele Stellen aus dessen Schriften angezogen hat, um sein eigenes Urtheil durch die Autorität jenes Antichrists (wie *Börne* seinen Freund nannte) zu verstärken", während „der biedere und wahrhaft freysinnige" Dr. *Paulus* in Heidelberg (Er ist der in der Rede als *Advocat* bezeichnete) mit tapferem Geiste und ohne Furcht vor der Gehässigkeit einer solchen Sache den schamlosen, vor den Gerichten zu Mannheim angeklagten Verfasser des Buches „*Walli*" vertheidigt habe, „um einen Jüngling, dessen schönes Talent auch in seinem Missbrauche zu nicht geringen Hoffnungen berechtige, den Händen der Gerichtsdiener zu entreissen, und zugleich zu verhindern, dass literarische Angelegenheiten nicht durch Criminalgerichte entschieden werden." — Von den Merkzeichen dieser neuen Lehre selbst hat der Redner nur Einen ihrer Glaubensartikel und Eines ihrer Gebote erwähnt. „Sie verehren, sagt er S. 14, einen Gott, oder verehren ihn auch nicht, der so tief in die Natur verwickelt ist, dass jene Materie, als deren Ritter sie aufgetreten sind, als Bestandtheil und Grundlage der Gottheit erscheint. *Heine* in seiner glänzenden und dichterischen Weise erzählt, wie es geschehen sey, dass der uralte Jehova, d. h. der persönliche, seiner selbst bewusste Gott, allen Glauben unter den Menschen verlor und zuletzt, an sich selbst verzweifelnd, auf seinem Sterbebette lag. „Hört ihr das Glöcklein klingen!" ruft der Poet, „beugt die Kniee, sie bringen die Sacramente einem sterbenden Gott." — Das Gebot aber lautet dahin: „das müsse eine abergläubische und wahrhafter Liebe unfähige Jungfrau seyn, welche die Keuschheit versparen wolle auf den Segen des Priesters. Die Bande der Ehe möchten sich wohl für Leibeigene schicken, freyer Menschen seyen sie unwürdig. Ohne Zweifel ein folgerechtes Gebot von Seiten derjenigen, welche das Evangelium des Fleisches verkünden."

Sodann zeigt Hr. Dr. *Hase*, dass die Wortführer des jungen Deutschlands in ihren einzelnen Lehrsätzen eigentlich nichts *Neues* vorgebracht haben. Doch jenen, mit Geschichte und Literatur so wenig vertrauten Jünglingen war ohne Zweifel neu, was von den ältesten Zeiten der Kirche her bis tief ins Mittelalter von so vielen einzelnen Secten behauptet, was besonders im Zeitalter der Reformation angezweifelt, und was seit dem 17 Jahrhunderte in England von den damals sogenannten Freydenkern und Deisten gegen das Christenthum vorgebracht worden. Diese, obwohl nur kurze, Ausführung ähnlicher Thatsachen, welche der Vergangenheit zufallen, bewährt den kenntnissreichen Kirchenhistoriker, dem Beruf und Neigung gebot, auf den Pulsschlag einer jeden Zeit zu merken.

Wenn endlich gefragt wird, was an der neuen Lehre *wahr* sey, so unterscheidet der Vf. zwey Gestaltungen des menschlichen Lebens, von denen er die Eine die *asketische*, die Andere die *hellenische* Lebensansicht nennt. Die erste, nach welcher man die Erde für ein Jammerthal, oder vielmehr für ein Fegefeuer hält, gebe *Heine* dem Christenthume Schuld; die weise Mässigung der anderen habe er nicht erkannt, und sey daher in ein verwerfliches, der Sittlichkeit und Religion gleich nachtheiliges Extrem verfallen. Aber „jede von beiden Lebensgestaltungen (sagt er weiter S. 36) ist ein Theil des menschlichen Lebens, und die volle Humanität weder in der einen

noch in der anderen beschlossen. Wer daher beide, da sie doch nicht unbedingte Gegensätze sind, obwohl sie eben in ihrer strengen Einseitigkeit unsterbliche Werke hervorgebracht haben, wer sie zu ihrer naturgemäsen höheren Einheit verbinden könnte, würde den vollen Becher des Lebens an die Lippen setzen." — Dass eine solche Verschmelzung des Leiblichen mit dem Geistigen, des Ersten in gehörigen Schranken, längst schon auch anderen Theologen als das Richtige erschienen, wird der Vf. selbst nicht in Abrede stellen. Er führt Luthern mit seinem kecken Worte von „Weib, Wein und Gesang" als Gewährsmann an, dann auch unseren Herrn Christus selbst. Ob aber dieser sich weniger der asketischen Volkssitte fügte, als dem hellenischen Lebensgenusse huldigte; ob darin, dass er auf der Hochzeit, zu welcher er mit seinen ersten Schülern ging, wie der Vf. sich ausdrückt, „die geistigste Blüte, die Dithyrambe des Naturlebens, nämlich Wein, machte," und nachher, als die Stunde kam, da er wusste, dass er nie wieder trinken werde von dem Gewächse des Weinstockes, den Wein zum Sinnbilde seiner selbst, zum Träger seiner lebendigen Gegenwart unter den Seinen weihte, oder ob darin, dass er sich von einer liebenden Jungfrau seine Füsse mit köstlichem Oele salben liess, ein Beweis zu finden sey, wie gern und wie sehr er sich den Genuss der hellenischen Lebensherrlichkeit angeeignet habe, werden gewiss viele Theologen bezweifeln; viele nicht ohne Misbilligung einer verwegenen und unziemlichen Exegese: aber der geniale Vf. wird sich zu vertheidigen wissen.

Bey zweymaligem Lesen dieser schönen, in deutscher Art und Kunst ausgeprägten Rede hat sich uns oft die stille Frage aufgedrängt, wie dieselbe wohl im lateinischen Gewande sich möge ausgenommen haben. Rec. hat sich ehemals vielfach im Lateinschreiben versucht; er würde aber die Aufgabe, dieses Product in die ächte Römersprache, und zwar so überzutragen, dass es mit gleichem Wohlgefallen gelesen werde könnte, als eine allzu schwierige ablehnen. Hr. Dr. *Hase* bekennt in dem kurzen Vorworte, dass die nackte Ehrbarkeit des Lateinischen ihm erlaubt habe, ganz unbefangen und würdig über Dinge zu verhandeln, bey denen die deutsche Sprache nicht ganz ohne ein inneres Erröthen davon komme, und Rec. möchte daher wohl wünschen, dass der gelehrte Vf. selbst noch das Original zum Druck beförderte.

Bdf.

Oldenburg, b. Schulze: *Patriotische Phantasieen eines Juristen* von Dr. *Christian Ludwig Runde*, grosherz. oldenburg. Oberappellations-Präsidenten u. Conferenz-Rathe. 1836. 359 S. 8. (1 Thlr. 18 gr.)

Seit *Justus Möser* eine Reihe von kleinen Abhandlungen, Belehrungen über mancherley Gegenstände des bürgerlichen Lebens, Widerlegungen mancher weit verbreiteten Vorurtheile, Warnungen und wohlgemeinte Vorschläge unter dem Namen *Patriotischer Phantasieen* aus dem kleinen Kreise eines Wochenblatts von Osnabrück, wie sie es verdienten, auf das grosse Forum der Literatur brachte, ist diese Benennung fast eine technische geworden. Und so bezeichnet auch die Ueberschrift genau das, was wir in dieser Sammlung zu suchen haben; Erfahrungen aus dem Leben eines hochstehenden Geschäftsmannes; Ausläufer, wie der Vf. selbst sie nennt, vom Berufsfelde des Dienstes, wovon manche in die Gesetzgebung schon eingewirkt haben, andere noch einwirken können; geschichtliche Aufklärungen, welche theils zur richtigeren Beurtheilung, theils zur Verbesserung des Bestehenden dienen sollen, zum Theil aber auch ein rein historisches Interesse haben. Es sind 22 Aufsätze von grösserem oder kleinerem Umfange, aus den Jahren 1803 bis 1836, welche zuerst in vaterländischen, auf einen kleinen Kreis von Lesern beschränkten Zeitschriften erschienen, und nun hier in anständiger äusserer Ausstattung dem grösseren Publicum dargeboten werden.

Obgleich manche von ihnen durch vorübergehende Umstände und locale Verhältnisse des oldenburgischen Landes veranlasst worden sind (aus den Jahren der französischen Herrschaft 1809—1813 wird nichts mitgetheilt), so wird man doch keinen ohne Interesse lesen, und manche regen Betrachtungen über sehr wichtige Gegenstände an, über welche die Stimme eines Mannes von so langjähriger Erfahrung in den obersten Gerichtshöfen seines Vaterlandes und eines so gründlichen Kenners der vaterländischen Rechte vor Anderen gehört zu werden verdient. Als vorherrschende Richtung derselben können wir bezeichnen: Nachhülfe in der bestehenden Gesetzgebung vorzüglich über die Verhältnisse des Grundeigenthums, welche der Vf. nicht durch neue Gesetzbücher, sondern durch Ergänzung und genauere Bestimmung der bestehenden Landesordnungen zu erreichen sucht, und Erhaltung eines guten Geistes in dem Stande der Beamten. Auch in den Aufsätzen der ersten Gattung, in welchen natürlich die localen Verhältnisse am meisten hervortreten, wird man manchen Wink finden, welcher wohl verdient, weiter benutzt und überdacht zu werden. So macht er in No. I. „Klagen eines Abfindlings oder Bemerkungen über die nöthigen Verbesserungen der oldenburgischen und münsterischen Verordnungen über die Erbfolge in Bauergütern", S. 15 auf einen Gedanken aufmerksam, welchen auch Rec. schon seit vielen Jahren gehegt und gepflegt hat. Es ist die nach den Bedürfnissen und Einsichten der Zeit gestaltete Wiederherstellung der alten Bauerdinge (Gemeindegerichte), welche in den meisten Gegenden Deutschlands vor Zeiten üblich waren, theilweise unter Leitung der Beamten, welche sich auch in England in mancherley Formen und besonders in den Geschwornen für bürgerliche Rechtssachen noch erhalten haben. Wo es auf Kenntniss des Oertlichen, dessen, was von langer Zeit her gewesen, der Grenzen der Fluren und Güter, auf Schätzungen nach billigen Erfahrungsregeln ankommt, würde die Errichtung solcher Gerichte von der nützlichsten Wirksam-

keit seyn: Der Vf. will sie bey Ausmittelung der Abfindungen aus den Höfen, bey Streitigkeiten über Hoferbfolge, Gutsübertragung, Leibzucht, eheliche Güterverhältnisse angewendet wissen; aber in Gegenden, wo diese Verhältnisse anders geordnet sind, so dass bey ihnen weniger Gelegenheit zu dergleichen Entscheidungen gegeben sind, finden sich andere, bey welchen sie gewiss mit grossem Nutzen angewendet werden könnten, und besseren Erfolg haben werden, als manche Gesetze über ein abgekürztes processualisches Verfahren. Dagegen dürfte der Vf. mit dem Vorschlage N. II, das Näherrecht ganz abzuschaffen und dagegen zu verordnen, dass alle Grundstücke nur mit wenigen Ausnahmen öffentlich an die Meistbietenden verkauft werden müssten, wohl grossen Bedenklichkeiten begegnen. Diese Ausnahmen würden zu grossen Umgehungen eines solchen, dem Sinne der Völker gewiss nicht zusagenden Gesetzes, und dadurch zu einer Menge gerichtlicher Händel führen. Aber selbst die Aufhebung des Näherrechts, so verbreitet auch die Neigung dazu ist, dürfte doch wohl noch der reiflichern Ueberlegung werth seyn. Das Näherrecht der Gemeindenachbaren und der Verwandten möchte man immer abschaffen; wenn es aber einmal dahin kommen sollte, wie es in einigen Ländern wohl zu erwarten ist, dass man der grossen Zerstückelung der Güter wieder Einhalt thun möchte: so wird es zu Wiederherstellung zweckmässiger geschlossener Bauergüter von einem nicht zu grossen Umfange kein besseres und kaum ein anderes Mittel geben, als locale Näherrechts-Ordnungen, welche mit den Gemeinden, aber unter strenger Sorge dafür, dass der Eigennutz nicht mehr, wie jetzt nur zu oft geschieht, fremde Käufer abhalten dürfe, ohne grosse Schwierigkeiten zu entwerfen wären. „Die Kunst, ein Testament zu machen" (No. IV.), eine populäre Anweisung über diese wichtige Angelegenheit, führt zu dem Rathe, dass sich niemand mit einem so schwierigen Geschäfte befassen möge, ohne einen Rechtsgelehrten zu Rathe zu ziehen. Aehnliche Tendenz, das Vertrauen zu den Richtern und Advocaten, aber auch zu den bestehenden Einrichtungen des Landes zu befestigen, und die Nichtjuristen in ihren Rechtsgeschäften auf den rechten Weg zu weisen, aber auch auf nöthige Abänderungen der Gesetze aufmerksam zu machen, haben No. IV: Vergleichung des alt-münsterischen und des oldenburgischen Civil-Processganges; No. VIII: Erfahrungen eines Capitalisten; No. XI: der Advocat als Rechtsfreund; No. XIV: das Minorat; No. XVI: über das Hypothekenwesen; No. XX: die Erbschaftsantretung; ein Vorschlag, nach dem Muster des preussischen Rechts dieselbe aufzuheben.

Die historischen Aufsätze (No. III: der päpstliche Fischerring; No. V: Beytrag zur Kenntniss des bürgerlichen Zustandes der Juden im Mittelalter; No X: Vermeintliche Spuren von Landständen in der Geschichte der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst; XII: Chronik der oldenburgischen Kanzley; XV: die oldenburgischen Handschriften des Sachsen- und Schwaben-Spiegels) wird man sämtlich mit Vergnügen lesen, wenn sie gleich nur kurze Uebersichten ihres Gegenstandes geben. Ganz besonders hat aber den Rec. die Chronik der Kanzley angesprochen, welche von 1513 an, wo zuerst dem schon früher vorhandenen Kanzler zwey Räthe beygeordnet wurden, bis in die neuesten Zeiten fortgeführt ist. Die Nachricht, wenn die Kanzley Gerichtsbehörde wurde, fehlt; wahrscheinlich ist diess schon zu Anfange des 16 Jahrhunderts geschehen; im J. 1637 erhielt sie als Obergericht ein kaiserliches Privilegium mit Erhöhung der Appellationssumme auf 1000 fl.; die Kanzley war zugleich Regierungs-Collegium. Nach dem Abgange des Kanzlers *Bohn*, welcher 1657 als Reichshofrath nach Wien ging, wurde für die Regierungssachen ein Geheimeraths-Collegium angeordnet, und die Kanzley zu einem reinen Justiz-Collegium, indem ausserdem nur noch Hoheits- und Lehns-Sachen an sie gehörten; bey der Wiederherstellung der alten Verfassung 1814 bekam sie den Namen der Justizkanzley; sie hat unter sich 7 Landgerichte und ein Obergericht, und zugleich ist 1814 ein Oberappellationsgericht errichtet worden.

No. XVII, „Ueber die Ungewissheit des positiven bürgerlichen Rechts," hat den Rec. am wenigsten befriedigt. Dieser Gegenstand lässt sich nicht in einem so beschränkten Raume und in einem so populären Vortrage erschöpfen. Die Nachricht über die oldenburgischen Verordnungen über die Prüfungen der Rechtscandidaten (No. XXII) sind ganz interessant, und der Aufsatz No. XIX (Ueber die Vorbereitung zum Civilstaatsdienste) enthält Anweisungen für junge Männer, welche in diese Laufbahn eintreten, bey deren Befolgung sie sich wohl befinden werden, und die auch wohl mancher, der schon weiter geschritten ist, wohl beherzigen könnte. 197.

ERDBESCHREIBUNG.

STUTTGART u. AUGSBURG, in der Cotta'schen Buchhandlung: *Paris im Jahre* 1836. VI u. 305 S. und ein Grundriss von Paris in gr. Folio. 1836. 8. (2 Thlr.)

Wenn Rec. bey der Anzeige von „*Rom im Jahre* 1833" (Jen. A. L. Z. No. 36. d. J.) gleich von vorn herein diess Buch für ein Meisterwerk erklärte, so hält er sich für verpflichtet, ebenfalls bey dem Beginn der Recension von der vorliegenden Schilderung von „*Paris* im Jahre 1836" eine gleiche Erklärung niederzulegen. Der Vf. beider Werke ist, wie Rec. jetzt mit Gewissheit in Erfahrung gebracht hat, der königl. würtemb. Geh. Legationsrath *Kölle* zu Stuttgart, welcher sich viele Jahre sowohl zu Rom als zu Paris in diplomatischen Verhältnissen aufhielt, wodurch er dann zu Schilderungen dieser Art allerdings die beste Gelegenheit empfing, und gewissermassen befähigt wurde. Selbst bey dem ausgezeichneten Talente des Vfs., die objective Beschaffenheit der mannichfachen Lebensverhältnisse grosser Städte dem Leser nicht anders, als schauete dieser selbst, vor die Augen zu zaubern, würde es doch unmöglich gewesen seyn, ohne jahrelange Beobachtung der Gegenstände, und zwar unter

Verhältnissen, wie die angedeuteten waren, Schilderungen, wie die vorliegenden sind, zu Stande zu bringen. Mag es immerhin anziehend und selbst belehrend seyn, Bilder zu betrachten, die von solchen Reisenden flüchtig auf das Papier geworfen wurden, denen ihre Verhältnisse nicht gestatteten, Jahre lang sich in den geschilderten Gegenden und Städten aufzuhalten, — unter der Voraussetzung, dass die Darstellungen richtig und mit Geist verfertigt waren, — ist es selbst nicht zu bezweifeln, dass wir oft in einer uns bis dahin fremden Welt am ersten Tage richtiger sehen, und also schildern können, als am tausendsten: so ist es doch unmöglich, dass Schilderungen, wie die voliegenden, ohne die wiederholtesten Beobachtungen und langjährige Forschungen in das Leben treten können. — Auch möchte Rec. behaupten, nur ein Deutscher (Dänen und Schweden, als germanischen Stammes, nicht ausgeschlossen) konnte so unbefangen beobachten, als unser Vf. gethan hat; daher denn auch seine Schilderungen an objectiver Richtigkeit die der Nationalen, z. B. hinsichtlich von Paris *Mercier's*, und der Verfasser des *Livre des cent et un*, weit hinter sich lassen, Auch ein Engländer würde nie so beobachten und schreiben können; er würde getadelt haben, wo unser Verfasser nur berichtet. Selbst *Fürst Pückler*, so sehr er in ähnlichen Schilderun gen Meister ist, hätte, da sein Beobachtungspunct ein anderer ist, nicht mit dieser vollständigsten objectiven Wahrheit das Beobachtete wiedergegeben. — Von allem diesem hier Gesagten ist nun die Folge: dass vorauszusehen, — wie Rec. schon in der Anzeige von „Rom im Jahre 1833", in Beziehung auf dieses Werk äusserte: die Schilderungen werden im Laufe der Jahre, gleichwie *Goethe's* unvergängliches Gemälde des römischen Carnevals, eben dadurch, dass die Scene sich ändern wird, an Interesse gewinnen, und gleich den Classikern des Alterthums, niemals untergehen. — Rec. war zweymal in Paris zu sehr verschiedenen Zeiten, das letzte Mal während des höchsten Glanzes der Kaiserherrschaft; aber fast möchte er sich einbilden, auch 1836 dort gewesen zu seyn, so sehr hat ihn die Lesung des hier besprochenen Buchs, bey einer genauen Kenntniss der Oertlichkeit, von Neuem in die merkwürdige und in ihrer Art einzige Stadt versetzt. — Der Inhalt desselben zerfällt wieder in einzelne Kapitel (überhaupt *hundert*), deren jedes die Schilderung eines Gegenstandes enthält; z. B. Adel — Mittelstand — Advocaten und Notare — Aerztliches — Hallen und Märkte — Häuser — Lesecabinette — Versteigerungen — Kaffeehäuser — Clubs — Freymaurerey — Geistlichkeit — Bettler — Gassenthum — Akademieen u. s. w. — Von der Lesung sich zu trennen, ist fast unmöglich, man wird hingerissen und lässt Alles liegen.

Wenn Rec. aus dem Werke „*Rom im Jahre* 1833" ein Bruchstück, das wechselnde Strassenleben betreffend, mittheilte, so möge um zur Lesung des Ganzen einzuladen, hier eine ähnliche Schilderung aus Paris stehen:

„Wer Nachts erwacht und keinen Wagen rollen hört — vorausgesetzt, dass er nicht in einem ganz entlegenen Quartier wohne — der kann für gewiss annehmen, es sey mehr als zwey Uhr, nicht mehr als 4 Uhr. Denn um die letzte Stunde fangen die Wagen mit Lebensmitteln, Futter und Baumaterialien ihre Reisen an. Die Hallen sind am frühesten bevölkert. Die Bauarbeiter gehen ebenfalls mit Tagesanbruch an die Arbeit. Zu dieser Zeit treffen ebenfalls die meisten Postwagen und Briefposten ein. Herrschaftswagen erblickt man ausser den Cabriolets und Demifortunes der jüngern Aerzte nicht, denn die ältern haben schon zu viele gesellige Verbindungen und Verbindlichkeiten, als dass sie früh ausfahren könnten. Die Buden öffnen sich, je nach der Classe des Volks, für welche sie berechnet sind, die elegantesten also am spätesten. Ueberall sieht man die oberflächliche tägliche Zimmerreinigung — *faire la chambre* ist der Kunstausdruck — vornehmen, und die Fussteppiche vor Bett und Camin werden ungescheut auf das Trottoir ausgestäubt. Der Thürhüter fegt den Thorweg, der Chiffonier macht seine Ernte, und gegen 10 Uhr haben die Kothwagen meist aufgeräumt. Um diese Zeit werden die Angestellten der Bureaux, die in die Demipension geführte Jugend, die Einkäufer der Trödelwaare, Glaser, Schornsteinfeger und drehorgelnde Bettler bemerkt. Die Cafés und Lesecabinette füllen sich gegen 11 Uhr. Mittags ist bereits die Präparationsbörse vor Tortoni; die Strassen werden immer lebhafter, und sind es besonders zwischen 3 und 5 Uhr. Die Essenszeit bringt eine in den weniger lebhaften Quartieren fühlbare Pause in die Bewegung. Schon mit der Abenddämmerung werden die prachtvollen Gaslampen überall angezündet, die Strassen sind bey nur erträglichem Wetter sehr belebt, und durch den Glanz der Buden in mehreren Gegenden der Stadt wahrhaft zauberhaft, und weit imponirender als bey Tage. Die Buden werden gewöhnlich um 11 Uhr spätestens, manche sogar schon mit der Abendglocke geschlossen. Die Estaminets halten am längsten offen. Nächtlicher Lärm wird wenig gehört. Im Ganzen liebt der Pariser das gar zu lange Nachtschwärmen nicht. Die öffentlichen Mädchen halten selten über das Ende der Schauspiele auf der Strasse aus."

Darf nun Rec., nach so bestimmter Lobpreisung, etwas tadeln, so möchte es der Umstand seyn, der auch schon bey „*Rom im Jahre* 1833" hätte bemerkt werden können, dass die Sprache des Vfs. nicht ganz rein von Provinzialismen ist. So z. B. ist es unstreitig gegen die edele Sprache zu sagen: „*Trägerlohn*" (für Briefe) „*wird keiner bezahlt*; (S. 230) oder „*Wild ist keines mehr vorhanden*" (S. 234). Doch kleine Flecken dieser Art findet man in den Schriften sehr vieler süddeutscher Autoren. — Der hinzugefügte Grundriss ist zweckmässig eingerichtet und sehr gut lithographirt; der Druck besser als bey „*Rom*;" Druckfehler sind nicht ganz vermieden.

F. K. v. Str.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

JUNI 1837.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Oxford (Leipzig, b. Weigel in Comm.): *Anecdota Graeca e Codd. manuscriptis Bibliothecarum Oxoniensium* descripsit *J. A. Cramer*, S. T. P. Aulae novi hospitii principalis, nec non Academiae Orator publicus. 1835. Vol. I. VIII u. 472 S. Vol. II. IV u. 522 S. gr. 8. (8 Thlr. 16 gr.)

In der Vorrede zum ersten Bande dieser griechischen Anekdota verbreitet sich ihr Herausgeber S. III f. über die in demselben aus einer Oxforder Handschrift des Neuen Collegiums abgedruckten Epimerismen, deren Sammlung von Niemand, ausser *Bentley*, zu den Fragmenten des Kallimachus CCCVI gekannt gewesen sey. Rücksichtlich ihres Vfs. nimmt er billiger Weise an, dass sie einer späteren Zeit angehörten, hält sie aber, theils wegen ihrer Verbesserungen zu den beiden grösseren Etymologen, theils um vieler in ihnen enthaltenen Bruchstücke willen der Bekanntmachung für nicht unwerth. Aenderungen jedoch, fährt er fort, habe er sich nur selten gestattet, und, wo es der Fall sey, diese sorgfältig bemerkt; mehr Mühe dagegen auf Nachweisung der Homerischen Stellen, welche hier erläutert würden, mit Hülfe des Argus von *Seber* verwandt, endlich zwey Verzeichnisse, eins der erwähnten Schriftsteller, das andere der einzelnen Glossen beygegeben. Die darauf S. V ff. folgende nähere Beschreibung der Handschrift belehrt uns, dass sie muthmasslich aus dem Anfange des 14 Jahrhunderts stamme, und meist von Einer, aber schwer zu lesenden Hand geschrieben sey. Ihr Inhalt ist: Fol. 1—6 *Tzetzes* Metaphrasis der Iliade, im Anfang und Ende unvollständig; Fol. 7 ff. die *Ilias*, mit Rand- und Interlinear-Scholien, die von den bekannten sich wenig unterscheiden; Fol. 10 f. die allegorischen Erklärungen des *Tzetzes*, wie es scheint, zur Iliade, nicht über μ hinausgehend; Fol. 120 *Scholien zur Iliade*, mit dem Vened. A ziemlich übereinstimmend, aber schon bey β, 264 abgebrochen. Fol. 127 kommen *τοῦ Ὁμήρου Ἐπιμερισμοί*, nicht aber die hier mitgetheilten, sondern kürzere zu dem ersten Buche der Ilias, wie sich ähnliche anderwärts finden, z. B. in einigen Pariser Handschriften; der Herausg. giebt davon einige Proben S. VI f. Fol. 139 stehen die *Homerischen*, gewöhnlich *Heraklides* aus dem *Pontus* beygelegten *Allegorieen*, zwar unvollständig, aber mit einigen bemerkenswerthen Lesarten und Ergänzungen von Lücken; sie sollen in der von der Oxforder Akademie zu liefernden Ausgabe Homers mitgetheilt werden. Nun folgen Fol. 145 *Ὁμήρου Ἐπιμερισμοὶ κατὰ Ἀλφάβητον*, deren Abdruck vorliegt, sodann noch Fol. 245 *Σημαινόμενα τῶν λέξεων κατὰ στοιχεῖον*, womit Fol. 250, siehe Vorr. S. VIII, die Handschrift schliesst.

Rec. hat wegen des theueren Preises des Buches den Inhalt der Handschrift vollständig vorausschicken zu müssen geglaubt, und wendet sich nunmehr zu den Epimerismen selbst, um zugleich das, was der Herausg. für sie gethan hat, zu charakterisiren. Für Ausmittelung des Vfs. oder Compilators derselben ist vom Hn. *Cr.* so gut, wie nichts geleistet, auch möchte diess seine grossen Schwierigkeiten haben. Dennoch konnte theils der Nachweis, auf welche Homerische Stellen sich die Erklärungen beziehen, theils das Verhältniss unseres Buches zu den beiden grösseren *Etymologicis*, wobey, um diess gleich vorweg zu sagen, auch auf das *Arkadius* zugeschriebene Werk *de accentu*, mit welchem die über Betonung hier gegebenen Regeln oft wörtlich übereintreffen, Rücksicht zu nehmen war, theils endlich die kritische Behandlung desselben, sowie die der wirklichen oder angeblichen Bruchstücke, gewiss viel genauer und befriedigender ausfallen, wenn nur Hr. *Cr.* etwas mehr Fleiss und Ausdauer hätte anwenden wollen.

Was das Erste betrifft: so hat schon *Sauppe* in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaften, Jahrgang 1835, S. 670 ff., mit Recht das Verfahren des Herausg. getadelt, nach dem er die Homerischen Stellen nach der Angabe von *Seber* aufsuchte, und gezeigt, wie die Artikel von S. 1—20, wenige ausgenommen, der Ordnung der Verse von Il. β sich anschliessen. Sind nun gleich bey den vielen, oft wörtlichen Wiederholungen unseres Buches, die aus ähnlichen und verwandten Werken mit geringer Urtheilskraft des Sammlers zusammengetragen wurden, die Beziehungen des Einzelnen nicht überall leicht aufzufinden, so war diess ganze Geschäft doch auf andere Weise anzustellen. Um davon nur Ein Beyspiel zu geben, verweist Rec. auf S. 236, 22 bis 241, 11, deren einzelne Erklärungen sämtlich zu Il. γ gehören, obwohl Hr. *Cr.* dieser andere Bücher beymischt. So ist S. 238, 18 *Κεκλιμένοι* zu Il. γ, 135 *ἀσπίσι κεκλιμένοι* gehörig, und λ, 371 wird nur als Parallele beygefügt, S. 238, 1, *Καρπαλίμως* ist Il. γ, 117. Z. 12 *Κασίγνητος* γ, 332. Z. 33 *Κρητήρ* γ, 269. Z. 23 *Κύπελλον* γ, 248. Z. 28 *Κουλεός* γ, 272. Nun kommt aber S. 239, 12 *Κραίνων*, was in diesem Buche nicht steht; dagegen sind auf dieser und der folgenden Seite, auch wo Hr. *Cr.* das Gegentheil lehrt, alle Stellen

wieder in der genannten Rhapſodie zu treffen, z. B. S. 240, 4 *Κορυθαίολος*, wo nicht *β*, 816, ſondern *γ*, 324 anzuziehen war. Z. 12 *Κοτεόντε γ*, 345. Z. 23 *Κεστὸς γ*, 371 *ἄγχε δέ μιν πολύκεστος ἱμὰς ἁπ. ὑπὸ δειρήν.* Eben ſo iſt wohl 241, 29 *Κίων*, oder vielmehr *Κιών*, vor *Κύνεσσι* zu ſtellen, und zu *γ*, 447 gehörig. Aber mit dieſem Worte und dem folgenden Artikel ſpringt das Buch wieder auf Il. *α* über, zu der die nachherigen Erläuterungen faſt ſämtlich gehören. Es iſt demnach keine Frage, daſs der Herausg. die ſchon in der Schrift ſelbſt herrſchende Verwirrung durch den von ihm eingeſchlagenen Weg noch bedeutend vermehrt, und den unkundigen Leſer oft ganz rathlos läſst.

Die Wiederholungen unſeres Buches, die meiſt wenig oder nichts Neues bieten, kann Jeder in dem Verzeichniſſe ſelbſt auffinden, und auch ſie machen es nur zu wahrſcheinlich, daſs wir in dem Ganzen nichts, als eine Compilation eines ziemlich ſpäten Grammatikers aus älteren, namentlich Homeriſchen Erklärern, anzuerkennen haben. Daſſelbe beſtätigt ſich durch die auch von dem Herausg. gemachte Bemerkung, daſs ein groſser Theil des hier Mitgetheilten in beiden Etymologen enthalten ſey. Hier wäre es ſehr verdienſtlich geweſen, wenn ſich Hr. *Cr.* auf eine genaue Vergleichung des von ihm bekannt Gemachten mit dem bereits Gedruckten hätte einlaſſen wollen. Denn dadurch würde er nicht nur zur Berichtigung ſeiner Anekdota, ſondern auch der beiden Etymologika viel mehr haben leiſten können, zumal es offenbar iſt, daſs beide aus gemeinſamen Quellen, namentlich aus *Herodianus*, Vieles ſchöpften, ob aus deſſen Schriften ſelbſt, oder aus ſeinen Epitomatoren, wagt Rec. nicht zu entſcheiden. Dieſe Vergleichung aber iſt von Hn. *Cr.* äuſserſt oberflächlich angeſtellt, da er zwar hie und da ſich auf die Etymologen beruft, dieſes aber, wenn er genau und gewiſſenhaft zu Werke gehen wollte, ungleich häufiger hätte geſchehen müſſen. Freylich wäre dadurch der Ruhm der Herausgabe dieſer Epimerismen, als einer noch unbekannten Schrift, bedeutend geſchmälert worden, indem ſich weit mehr, als ſchon bekannt, dargeſtellt hätte. Allein die Wahrheit kann ja doch nicht verborgen bleiben, und der Gewinn würde dieſen etwaigen Nachtheil, wenn ihn Hr. *Cr.* fürchtete, bey Weitem überwogen haben. Jedoch bleibt es an ſich unentſchieden, ob der Herausg. aus Abſicht oder Nachläſſigkeit ſo verfuhr. Manches ſpricht mehr für die letzte Anſicht. In Wahrheit aber kann Rec. verſichern, daſs bey Weitem das Meiſte ſchon anderwärts gedruckt iſt; gröſsere Reichhaltigkeit, als die in den Etymologic. herrſchende iſt, gewahrt man faſt nur in den Artikeln über kleinere Redetheile, z. B. den Präpoſitionen, ferner in Anführung von Stellen, zuweilen ſonſt unbekannter. Dieſs alſo räumt Rec. Hn. *Cr.* ein, wiewohl nicht in dem Umfange und Maſse, welche er vorausſetzt, da er nicht eben ſelten ſich täuſchte. Um dieſs Alles näher zu erweiſen, wollen wir die genauer verglichenen Buchſtaben *M N*, mit Beziehung auf das bey Anderen Befindliche, und die Anmerkungen des Herausgebers einer näheren Prüfung hier unterwerfen. Erleichtert aber wird dieſe Ueberſicht dadurch werden, wenn zuerſt die Stellen, in welchen der Herausg. ſelbſt auf die genannten Hülfsmittel verweiſt, angeführt werden, ſodann die, in denen daſſelbe hätte geſchehen müſſen, und endlich die wenigen, die einzig und allein in unſerem Buche ſich vorfinden.

Das Erſte nun iſt der Fall S. 270, 30 ff. zu *Μητίετα*, wo neben dem *Etym.* 585, 2 auch das *Gudian.* 393, 48 zu erwähnen war, in welchem (vergl. Z. 24 ff.) die Bemerkungen Mehrerer vereinigt ſind. — S. 276, 15 bemerkt der Herausg. zu *Μεθίω*, es ſeyen nach *Etym. M.* 575, 29. 35 zwey Verben *μεθίω* (l. *μεθείω*) und *μεθύω* in einander gefloſſen. Die nämliche Verwirrung mit gleichen Fehlern bietet das *Gud.* 383, 36. — S. 285, 15 *Μέλεα* wird bey einem Bruchſtücke von *Pindar* auf *Etym. M.* 577, 18 verwieſen, dort ſteht fälſchlich *Μύσιμβλος* für *Μυρσίλος*, was ſchon *Sylburg* nach Clemens änderte. Der nämliche Artikel iſt auch im Gudian. 386, 14, wo *Μόρσιλος* geſchrieben iſt; das lyriſche Bruchſtück iſt im *Etym. M.* nicht fehlerhafter, als hier; den falſchen Accent *Μύρσιλος* hätte der Herausg. andeuten ſollen, ſiehe *Göttling* Lehre vom Acc. S. 184, 5. — S. 287, 28 *Μεμετρέαται* wird das *Etym. M.* 578, 41 angezogen; dort heiſst es *ὁ μὲν οὖν Βόσπορος καὶ ὁ Πόντος κατὰ πάντα μοι μεμετρέαται;* in den Epimerismen: *ὁ μὲν οὖν Βόσπορος καὶ ὁ Πόντος οὕτω, καὶ ὁ Ἑλλήσποντος κατὰ ταὐτά μοι μεμετρέαται.* Beide ſind aus Herod. IV, 86, 4, was der Herausg. erwähnt, zu berichtigen oder zu ergänzen. Wenn aber in unſerem Buche *Hekatäus*, im *Etym. M. Hipponax* als Gewährsmann angeführt wird, ſo iſt dieſes gewiſs ein Irrthum: denn es ergiebt ſich aus den Epimerismen, daſs dieſer für die ähnliche ioniſche Form *κεκινέαται*, ſiehe *Etym. M.* 499, 42, anzuführen war. Dagegen könnte wohl Herodotus, was auch Hr. *Cr.* vermuthet, die Stelle aus *Hekataeus* entlehnt haben; das noch beygefügte Fragment Anakreons hat das *Etym. M.* 322, 20, ſogar noch mit einem hier mangelnden Zuſatze. Ueber die Sache ſpricht auch *Phavor.* 497, c. und das *Etym. M.* 366, 8. — Bey dem Buchſtaben *N* beruft ſich der Herausg. S. 292 unter *Νήδυμος* und *Νηυσὶ* auf das *Etym. M.* 603, 1 und 14. Es hätte aber zu dem erſten vielmehr das *Gud.* 407, 12 verglichen werden ſollen, welches mit Ausnahme einiger ausgefallenen Worte von vorn herein, die aus den Anekdot. zu ergänzen ſind, vollſtändig übereinſtimmt. Die über die Kürze der Penultima gegebenen Beyſpiele ſind im Gud. in verdorbener Geſtalt, dagegen ergänzt es gleichfalls das zur Vollſtändigkeit des Sinnes hier übergangene *ἀποδύσασθαι.* Aehnliches findet ſich auch bey den Homeriſchen Erklärern nicht eben ſelten, vergl. zu Il. 2, 2. Daſſelbe war auch bey *νηυσὶ* zu beobachten, wo abermals das *Gud.* 409, 19 mit unſerem Buche übereintrifft, auch das vermiſste Bruchſtück hat. Nur iſt Z. 22 *νηΐστης* in *νηΐτης* zu beſſern, und am Schluſſe zu leſen: *κέκλιται δὲ ἀμφότερα διὰ καθαροῦ τοῦ ος.* Die nämlichen

Artikel kommen mit geringer Veränderung in den Epimerismen wieder S. 298, 4 und 23 vor; der erste trifft im Wesentlichen mit dem vom Herausg. erwähnten *Etym. M.* 605, 23 überein, aus dem die dorische Form νᾶς für ναῦς herüberzunehmen ist, dagegen fehlen dem Etym. die Homerischen Beyspiele, und das Fragment des *Alkäus* zu νάεσσι; doch ist dieser Dativ selbst eine Bereicherung, da er sich weder in den Grammatiken, noch auch, soviel Rec. weiss, in den Schriften über Dialekte, z. B. bey *Maittaire*, vorfindet. Auch steht der ganze Artikel des *Et.* bey *Phavor.* 526, b, nur dass hier nicht minder νᾶς verdorben ist. Die Endung γρεῦς für γραῦς, die hier im M. vermisst wird, ist in ihm 189, 49. 240, 28. Etwas anders stellt die Sache *Eustath.* 1936, 1, dem *Phavor.* 182, c folgt. Daraus wird es nicht unwahrscheinlich, dass in den *Anecdot.* in den Worten: τὸ γραῦς λέγεται καὶ διὰ τοῦ ε γρεύς· ὡς δῆλον ἀπὸ τοῦ γρεηὸς γενικῆς· ὡς τὸ νεὼς (l. νεὸς) ἀμφιελίσσης ein Fehler liege, und entweder γρεὺς, γρεὸς, wofür das Beyspiel spricht, siehe *Od.* 7, 252. 10, 156. 12, 368. 15, 283, zu lesen sey, oder mit *Eustathius* γρηὺς γρηὸς, denn sicherlich enthält γρεηὸς einen Ueberschuss. Was νήδυμος betrifft, so hat die nämliche Ableitung, nur kürzer ausgedrückt, das *Etym. M.* a. a. O.; die Regel über die Messung der Wörter auf υμος bieten auch andere fast in der nämlichen Gestalt, z. B. *Arkad. de acc.* 61, 15 und *Drak. de metr. poet.* 68, 12, aus denen die falsche Form χέλυμος zu verbessern ist. — S. 292, 28 Νοσφιζοίμεθα vergleicht zwar Hr. *Cr.* das *Gud.* 410, 52 ff., wo der ganze lange Artikel, der sich eigentlich auf das Adverbium νόσφι bezieht, und die paragogische Endung φι zugleich untersucht, steht, ohne jedoch die Berichtigungen, die er daraus entlehnen konnte, anzugeben. Rec. will, mit Uebergehung von Kleinigkeiten, nur das anführen, was zum Verständnisse nothwendig entweder hergestellt, oder doch angedeutet werden musste. Ganz unverständlich in unserem Exemplare ist 293, 7 καὶ λέγομεν, ὅτι αἱ πτώσεις αἱ ἐκτεινόμεναι διὰ τῆς φι συλλαβῆς für αἱ πτώσεις αἱ ἐκτ. δ. τῆς φι σ., nicht minder 294, 1 τὸ δὲ χωρὶς ἀποβάλλον το σ, διὰ τὸν κανόνα βαρύνεται. Denn da χωρὶς gar nicht zu den hier behandelten dnrch Paragoge von φι oder χι gebildeten Adverbien gehören kann, so sieht man leicht, dass hier etwas ausgefallen seyn müsse, was das *Gud.* 411, 25 richtig so ergänzt: τὸ δὲ νόσφι σημαίνει τὸ χωρὶς καὶ ἀποβολῇ τοῦ σ διὰ τὸν κανόνα καὶ (was zu streichen ist) βαρύνεται. Der Schluss des Artikels ist in den Epimerismen verstümmelt, und dadurch, wenn man nicht das *Gud.* zu Hülfe nimmt, ganz unbegreiflch. Die Verbesserungen, die auf der anderen Seite das *Gudian.* gewinnt, übergehen wir, und erinnern nur noch, dass alles hier Gelehrte auch im *Et. M.* steht, theils unter νόσφι 607, 15, theils unter φρήτρηφι 799, 50, wofür die Regel über die paragogische Endung *Choeroboskus* als Gewährsmann erwähnt wird. Aber schon bey älteren, wie bey *Apollonius de adverbiis* an verschiedenen Stellen, vergl. *Bekker Anecd.* im *Ind.* 1428, ist die Hauptsache davon anzutreffen. Die doppelte Ableitung von νόσφι von νο und ἕπω, oder durch Synkope aus νόστοφι, gehört verschiedenen Grammatikern. — S. 295, 31 Νηλεϊ χαλκῷ vergleicht Hr. *Cr. Etym. M.* 603, 43. *Gud.* 407, 53. Die Homerische Stelle *Il.* 16, 33, die in jenem vermisst wird, liegt beiden zu Grunde, nur dass sie bloss den Anfang erwähnen. Auch war sie von dem Herausg. zu verbessern, da es in unserem Texte heisst: νηλεὲς οὐκ ἄρα δή σοι πατὴρ ἦν, nicht aber, wie Index S. 471 geschieht, einem unbekannten Tragiker beyzulegen, auf welche freygebige Unwissenheit Hn. *Cs.* wir zurückkommen werden; am Schlusse ist das *M.* etwas vollständiger, und bietet, neben jenem Beyspiele noch νηλεὲς ἦτορ aus *Il.* 9, 497. — S. 297, 12 Νέηλυς νεήλυδος vergleicht der Herausg. das *Etym. M.* 599, 39, welches die Regel *Choeroboskus* zuschreibt, aber die Sache steht auch im *Gud.* 403, 56. *Phavor.* 521, b und anderwärts. — S. 299, 29 Νυστάζειν war zu dem *Etym. M.* 609, 34, was reichhaltiger, als unsere Schrift ist, noch das *Gud.* 412, 58 hinzuzusetzen. — Noch erwähnt der Herausg. S. 300, 24 zu Ξανθὸς, und daselbst ν zu νέαται in diesen Buchstaben des *Etym. M.* 610, 21 und 599, 20. In der ersten Stelle liesse sich über die abweichende Lesart ξανθόχλοοι und ξανθόχολοι, von welchen jene verworfen wird, noch streiten; doch scheint das *Gud.* 413, 25, was hier kürzer ist, dieses zu bestätigen. Aber ein merkwürdiger Irrthum ist Hn. *Cr.* wieder zu νέαται begegnet, nach welchem er die Worte: φρυγάνων φάκελοι συννενέαται als ein Dichterfragment abgesetzt drucken lässt, und sie im Verzeichnisse S. 471 einem unbekannten Lyriker zuschreibt. Den Rec., der sich beym ersten Durchlesen anmerkte: „*locus allatus Herodoti esse videtur*", hat sein Gedächtniss nicht getäuscht. Denn die angezogenen Worte stehen bey *Herod.* IV, 62, 2, und der lyrische Dichter verschwindet gleich einer Seifenblase. Allein es bedurfte nicht einmal dieser Entdeckung, da bereits *Sylburg* zu der betreffenden Stelle des *Etym.* anmerkt: „*locus est Herodoti, citatus etiam ab Eustathio* 689" (13), die vielen gelegentlichen Bemerker in der Leipziger Ausgabe des *Gudian.* haben freylich nicht Zeit gehabt, der Sache weiter nachzuspüren.

Um hier diess gleich anzuschliessen, so lässt sich, wie schon dieses zweyte Beyspiel bewährt, gar nicht in Abrede stellen, dass unser Herausg. in Aufspürung von neuen Bruchstücken eben so grosse Unkenntniss, als Fahrlässigkeit gezeigt habe, wodurch er freylich seinem Buche einen grösseren, aber unverdienten Ruf verschafft hat. Von den als neu-epische Fragmente im Verzeichnisse gegebenen sind nicht wenige Homerisch, und zwar zum Theil leicht verdorben, zum Theil auch wörtlich bey dem Dichter erhalten. Zu jener Classe gehören S. 44, 30 ἀλεύετο γὰρ βέλος und Z. 32 ἀθλεύω καὶ πρὸ ἄνακτος, in dem schon der unrythmische Versgang den Fehler beurkundet. Die Stelle ist nämlich aus *Il.* 24, 734, und aus dem ν des Participiums ἀθλεύων ist durch die Abschreiber καὶ geworden. Das *Wolfische* ἀθλεύων verwerfen auch andere sichere Zeugen. In der ersten dagegen

ist nach einer gewöhnlichen Variante ἀλεύετο für ἀλεύατο geschrieben, und die Worte sind aus *Od.* 20, 305 herübergenommen. S. 90, 8 ist συμφερτὴ δ' ἀρετὴ aus *Il.* 13, 237. — S. 115, 24 ἐν δαῒ λυγρῇ aus *Il.* 13, 286. 24, 739. — Nicht minder ist S. 176, 1 ἐν δ' ἔπεσ' ὑσμίνῃ Homerisch, siehe *Il.* 11, 297, nur dass der Dativ ὑσμίνῃ herzustellen war. — S. 252, 18 κεχαρημένος ἔλθοι ist aus *Od.* 2, 54 καί οἱ κεχαρισμένος ἔλθοι entlehnte. — S. 441, 31 ἀμφ' αὐτῷ ἐχύμην ist verschrieben, und nach nach *Il.* 19, 284 ἀμφ' αὐτῷ χυμένη zu verbessern. — Auch im zweyten Theile sind Homerische Stellen als Fragmente ungewisser Dichter bezeichnet worden, z. B. S. 368, 24 ἔρχομ' ἔχων ἐπὶ νῆας, was *Il.* 1, 168 Achilles spricht, und S. 375, 7, wo wir folgendem Musterverse begegnen:

ἤνεα ηκεν ζωσαμενι νοσεα χαλκύω τυπεῖσι·

Aber ein griechischer Dichter, der so hätte schreiben können, wäre doch ein wahrer Barbar gewesen. Jeder mit Homer nur in etwas Vertraute wird hierin die Klage des Ares finden *Il.* 5, 887: ἤ κε ζὼς ἀμένηνος ἔα χαλκοῖο τυπῇσιν. Andere Bruchstücke der Art sind gleichfalls nicht unbekannt, wie 80, 26 πνείουσαν ἀμαιμάκετον πῦρ Hesiodisch ist, siehe Th. 319 und die Anmerkungen im Etym. Gud. — Demselben Dichter gehört S. 85, 16 der Hexameter, den wir gleich richtig schreiben wollen:

πολλὰ δ' ἀπὸ χλωρῶν δενδρέων ἀμύοντα χαμᾶζε·

und von dem letzten Theile war es auch keineswegs unbekannt, vergl. *Etym. M.* 430, 57. *Wernicke* zu Tryphiod. S. 57. *Steph. Thes. gr. l. I. p.* 245, *not.* 1. — Auf S. 201, 29 θοὴ δ' ἐπεδέξατο γαῖα ist zuerst nach dem *Etym. M.* 453, 8 ὑπεδέξατο zu lesen, da dieses das nämliche Bruchstück hat. Stände nicht hier das Beywort θοὴ so fest, ob es gleich *Buttmann* Lexil. II, 65 ff. in dieser Bedeutung ganz übergeht: so könnte man *Quint. Sm.* XI, 57 ἀλγινόεντα τένοντ'· ὀλοὴ δ' ὑπεδέξατο γαῖα zu denken versucht werden. Aber es ist gar nicht unwahrscheinlich, dass eine Variante τενόντα θοὴ δ' ὑπ. γ. bot. — S. 280, 30 Μνημοσύνης ἢ δωδεγόνου χαρίεντος ἔπισσα, wo die mittelsten Worte gewiss fehlerhaft sind, musste wenigstens gesagt werden, dass im *Etym. M.* 596, 35 ἔπισσαι, als bey Hekatäus befindlich, erwähnt werde, vergl. *Creuzer hist. Gr. fragm. p.* 76. — Das Bruchstück S. 315, 5 ὁ μὲν οὔτι τόσον τελέθει κακὸν, ἔνδοθι μίμνον ist bereits aus *Etym. M.* 614, 9 bekannt, und scheint uns *Hesiodisch*, ob wir gleich seinen Sitz nicht haben auffinden können. — S. 435, 13 πόλῳ ἀστροχίτωνι steht auch im *Etym. M.* 806, 3, woraus die Worte in *Steph. Thes. ling. Gr.* I, 2377, d angeführt sind, bey *Joannes Gazaeus Ekphr.* 103 καὶ πόλον ἀστροχίτωνα καὶ ἀπλανέας καὶ ἀλήτας steht der Accusativ. — Im zweyten Theile S. 463, 10 ist der Hexameter:

αὐτίκ' ἀνασχόμεναι λευκοῖς ἐπὶ γούνασι πέζας,

wie er zu schreiben war, aus *Apoll. Arg.* IV, 940 genommen, und keineswegs einem unbekannten Dichter gehörig. Zieht man nun diese, entweder ihren Verfassern zurückzugebenden, oder doch sonst nicht ungehörten epischen Bruchstücke ab, so bleiben nur wenige und unbedeutende übrig, die erst durch den Abdruck unserer Epimerismen zum Vorschein gekommen sind. Dahin gehören S. 102, 20 ἐλαιθερὲς ὕδωρ — S. 123, 16 στυγνὸς δὲ λέλοιπα — S. 196, 7 εἱμένος αἴθοπι χαλκῷ, und S. 264, 4 ein voller Hexameter: Λαάγου φίλος υἱὸς ἀρίζηλος Πτολεμαῖος, der aller Wahrscheinlichkeit nach von einem alexandrinischen Dichter, vielleicht von *Kallimachus*, herstammt. Was von den epischen Fragmenten gilt, möchte sich theilweise auch von anderen, namentlich den Tragikern oder Komikern beygelegten, bewähren; nur fehlt es Rec. sowohl an Zeit, als auch an Hülfsmitteln, um hier überall nachzukommen. Doch erinnert er, dass nicht wenige derselben auch in den Etymologic. stehen, andere ohne Grund entweder Dichtern dieser Art, oder unbekannten zugeschrieben wurden. Sowie 296, 4 Homerisch war, eben so 164, 19 τῷ προσφὺς ἐχόμην, ὡς νυκτερὶς, siehe *Od.* 12, 433; allein die falsche Lesart ἐχοίμην brachte Hn. *Cr.* dazu, Worte eines Komikers darin zu sehen. Der voranstehende Vers: εἰ γὰρ τεκνώσεις παῖδ', ἀποκτενεῖ σ' ὁ φύς, der einem unbekannten Tragiker gehören soll, ist aus *Euripid. Phoeniss.* 19. Ein anderes Beyspiel, in dem eine biblische von *Sylburg* Anmerk. zum *Etym. M.* 158, 49 bereits nachgewiesene Stelle auf S. 31, Z. 26 ein Bruchstück eines Komikers seyn soll, hat der *Darmstädter Recens.* Nr. 83, S. 669, Note, gerügt. Daraus aber wird zur Genüge erhellen, wie vorsichtig der Gebrauch seyn müsse, der sich von diesen angeblichen Erweiterungen der griechischen Dichtererzeugnisse machen lässt.

Doch Rec. kehrt von dieser Abschweifung zur Vergleichung der erwähnten Buchstaben zurück, und behandelt zunächst die Artikel, die ganz oder doch zum grösseren Theile bey den Etymologen oder Arkadius stehen, ohne dass doch der Herausgeber diess irgend andeutete. Ueber das Μέροψ sind zwey Bemerkungen vorhanden S. 269, 7 und 270, 22; die erste, den Accent betreffende, ist nur mit anderen Beyspielen bey *Arkad.* 94, 15. Aus ihm ist vielleicht βούκλεψ für βοόκλεψ herzustellen, vergl. *Göttling* Lehre v. Acc. 331 ff. *Lobeck* z. Phryn. 612; in der anderen, wo das Wort etymologisch erläutert wird, sind das *Etym. M.* 580, 37. *Gud.* 388, 1 zu vergleichen. Aus diesem ist im Anfange ὁ ἄνθρωπος einzusetzen, und muthmasslich auch der sonst unklare Schluss zu berichtigen, wogegen in der Mitte das Gudian. nach beiden anderen zu verbessern seyn wird.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

JENASCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

JUNI 1837.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Oxford (Leipzig, b. Weigel in Comm.): *Anecdota Graeca e Codd. manuscriptis Bibliothecarum Oxoniensium* descripsit *J. A. Cramer* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Im Folgenden, S. 269, 20, sind zwey Anmerkungen über *Μάρναντο* und *Μή* durch eine Lücke in der Handschrift in Eine zusammengeflossen, was so klar ist, dass es eines „*videntur*" kaum bedurfte. Dafür zeugt denn auch das *Gud.* 390, 22, was mit unserem Buche wörtlich übereinkommt. In ihm ist, nach Anleitung der Epimerismen zu der Homer. Stelle Od. 1, 39 *μήτε μνάασθαι ἄκοιτιν* vielleicht die zweyte Person *μὴ ἔσο μνηστὴρ τῆς γυναικὸς αὐτοῦ* zu lesen, nachher aber *ὁ ποιητὴς τοῖς ἀπαρεμφάτοις ἀντὶ προστακτικῶν κέχρηται* mit dem Gud. zu schreiben. Am Schluss ist im Gud. etwas mehr gegeben; das *Etym. M.* 586, 23 hat die nämliche Sache behandelt, und stimmt unserer Ansicht bey; gegen das Ende aber ist es im Einklange mit den Epimerismen. — S. 270, 5 *Μέμφεαι*, vergl. *Gud.* 387, 21. *M.* 579, 16, wo im Gudian. für *πληθυντικῶν* mit unserem Buche *παθητικῶν* herzustellen ist. — Das. Z. 8 *Μεθήμων* siehe *Gud.* 383, 33. *M.* 575, 33. Nur giebt dieses für das Beyspiel *νοήμων δειδήμων*, und in den Epimerismen steht noch ein unbedeutender Zusatz über den Genitiv. — Das. Z. 11 *Μετάφρενον*, vergl. *M.* 580, 56, aus dem hier *μετὰ Θησέα* für *μετὰ θεὸν* einzusetzen ist; am Ende wird in den Epimerismen die Sache noch einmal wiederholt, das *Gud.* 388, 48. 389, 3 folgt einer anderen Quelle. — Ueber *Μυρία* Z. 17 ist noch ein anderer längerer Artikel S. 283, 31 ff. Ein grosser Theil des in beiden Gelehrten bieten das *Etym. M.* 595, 5 ff. und *Gud.* 399, 40, aus dem erhellt, dass verschiedene Bemerkungen über jenes Zahlwort von unserem Vf. berücksichtigt wurden; man sehe noch *Eustath.* z. Il. 15, 30. *Phavor.* 515, c. — S. 270, 26 *Μήν*, vergl. *Gud.* 391, 21. *M.* 583, 14. — S. 271, 15 *Μάρτυροι*, siehe *Gud.* 380, 47, wo nur die Ordnung in etwas umgestellt ist, und mehr Nachlässigkeiten der Abschreiber den Sinn verunstalten. Auch diese Bemerkung über den doppelten Nominativ war ein Gemeingut der Homerischen Erklärer, vergl. *Eustath.* z. Il. 114, 13 und anderwärts; im *Etym. M.* 506, 26 ist die Sache an einer anderen Stelle nur angedeutet. Uebrigens giebt unsere Schrift, sowie das Gudian., einen neuen Beleg für die aus dem Etym. M. entlehnte, und gewiss fälschlich bestrittene Form *ψίθυρ*. — Das. Z. 23 *Μῆχος*, vergl. *Etym. M.* 585, 19. *Gud.* 394, 15, die ganz dasselbe enthalten, und die Epimerismen erst deutlich machen, nur ist in diesen Il. 1, 576 noch beygeschrieben, was in jenen fehlt, und eigentlich auch nicht hieher gehört. — Das. Z. 27 *Μῶλος*, vergl. *Etym. M.* 592, 33 und 590, 17, und *Gud.* 411, 9, wo, ausser wenigen Worten, alles hier Gelesene steht. — S. 272, 1 *Μῆρα*, vergl. *Gud.* 392, 18, das viel verdorbener, als unser Buch ist; dennoch aber verlangt der Sinn Z. 23 *μέχρι γὰρ αὐτοῦ μερίζεται* mit dem Gud. zu lesen *μέχρι γὰρ αὐτοῦ ἔν ἐστι ἀπ' αὐτοῦ δὲ μερίζεται*, da die mittleren Worte nur durch Versehen des Abschreibers ausgefallen sind. Auch wird dieses durch das *Etym. M.* 585, 24 bestätigt, wo *ἔν ἐστι* für *ἔνεστι* zu lesen seyn wird. Uebrigens ist bey demselben ebenfalls die ganze Lehre, nur in umgekehrter Ordnung und mit Anführung der Homerischen Kritiker, erhalten. — Das. Z. 25 *Μυῖα*, vergl. *Etym. M.* 593, 50. *Gud.* 398, 47, welches auch den im *M.* fehlenden Zusatz über *ἀλυίω* oder *ἀλύω* giebt. — S. 273, 4 *Μεμαῶτες*, vergl. *Gud.* 387, 4. *M.* 578, 22, was im Einzelnen genauer ist, aber die von den anderen gegebenen Verbaladjectiven *ματός αὐτόματος* übergeht. — Das. Z. 12 *Μιγέωσι*, vergl. *Etym. M.* 578, 27, aus dem Einzelnes, in unserem Abdruck Irriges zu verbessern ist. So muss es heissen: *ὁ ἐνεστὼς μίγω· τὸ μι μακρὸν* (nicht *μικρὸν*), was schon das Nachfolgende: *ἔστι γὰρ σμίσγω* (lies *μίσγω*) *καὶ ἡ θέσει μακρὰ μετεβλήθη εἰς φύσιν μακρὰν* zurückfodert; am Ende hat das Etym. die in den Epimerismen übergangene Homerische Stelle Il. 2, 475. — Das. Z. 22 *Μυγδόνος. ὁ κανών. ὅσα δὲ εἰς δων λήγει.* Die hier nicht ausgeschriebene Regel ist bey *Arkad.* 11, 1 erhalten; in dem *Etym. M.* finden sich dieselben Regeln zerstreut an verschiedenen Stellen, z. B. 141, 14 und anderwärts. — Das. Z. 23 *Μαχαίρας*, vergl. *Gud.* 382, 1, wo neben der hier erwähnten Etymologie viele andere sind. — Das. Z. 26 *Μαρμαρέην*, siehe *Gud.* 379, 52, beide Grammatiker müssen aus einander, um das Richtige zu haben, verbessert werden. Am Etym. M. fehlt dieser Artikel, die Regel aber von der Bildung ist unter *Ἅλιος* 64, 30 beygebracht. — S. 274, 4 *Μέγας*, vergl. *Gud.* 382, 27. *M.* 574, 35, wo nur der Theil, welcher sich auf den Namen bezieht, wiederholt wird, vom Adjectivum aber mehr Beyspiele gegeben werden. — Das. Z. 14 *Μενεαίνων*, vergl. *Etym. M.* 579, 57 unter *μένος*. — Das. Z. 15 *Μόγος*, vergl. *Gug.* 396, 35. *M.* 589, 50, die beide etwas reichhaltiger sind. — Das. Z. 17 und S. 282, 3 *Μαίχη*, vgl. zu erster Erklärung *Gud.* 382, 4,

die andere, worin über die doppelte Form des Zeitworts μάχομαι und μαχοῦμαι, sowie über Zusammensetzungen gesprochen wird, ist unserem Buche ausschliesslich. — S. 274, 20 *Μείζων*, vergl. *Gud.* 383, 59, das nur des letzten Beysatzes ermangelt. Aus ihm ist in den *Anecd.* das ganz Unverständliche: ὁ ἄτυπος μεγάτερος in ὁ ᾱ (d. i. πρῶτος) τύπος μεγάτερος zu ändern, im Folgenden aber erhält das *Gudian.* mehrfache Berichtigungen durch die *Anecd.*, siehe *Etym. M.* 582, 11. Dieses ist reiner, als beide andere Quellen, und ergänzt das scheinbar Uebergangene anderwärts, vergl. 562, 5. 104, 15. — Das. Z. 28 *Μεταλλῶ*, vergl. *Etym. M.* 580, 47, wo die Sache nur umgestellt wird, *Gud.* 388, 39. — S. 275, 1 *Μάκαρ*, siehe *Etym. M.* 573, 45. *Gud.* 377, 41, beide haben etwas mehr. — Das. Z. 5 *Μοιρηγενὲς*, vergl. *Gud.* 396, 43. *M.* 589, 28, in ihm ist ἐπ' ἀγαθῇ μοίρᾳ γεγενημένε für ἐν ἀγ. zu bessern; auch im *Gudian.* haben die Abschreiber Fehler gemacht. — Das. Z. 8 *Μέλαιναι*, vergl. *Gud.* 385, 16. *M.* 575, 48; nach beiden muss die Ueberschrift μέλαινα heissen, da auch zunächst vom Singularis die Rede ist; nachher ist in den Epimerismen zu lesen τὰ εἰς ας ὀνόματα κ. τ. λ., ohne welchen Zusatz die ganze Regel unbrauchbar ist. Die letzte von sonst bekannte Ausnahme fehlt im M. — Das. Z. 15 *Μετέησι*, vergl. *Etym. M.* 581, 33, in dem richtiger steht καὶ τοῦ ε ποιητικῶς (für ποιητικοῦ) ἔησι καὶ μετέησι, denn das Dichterische liegt in diesen Formen, nicht aber ist ε an sich dichterisch. — Das. Z. 18 *Μεδέων*, vergl. *Gud.* 382, 56, wo zuletzt ὁδηγός in ἐδηδώς umzuwandeln ist; das *M.* 575, 1 hat das Nämliche, nur gedrängter. — Das. Z. 26 *Μαχήσομαι*, siehe *Gud.* 382, 7, was hier *Herodianus* als Gewährsmann nennt, und richtiger κλίσιν zuletzt giebt, wofür in den Epimerismen κίνησιν steht. — Das. Z. 34 *Μαρνάμενος* und S. 276, 27 *Μαρναμένοιιν*, siehe *Gud.* 380, 25. 30, was den zweyten Artikel wörtlich, den ersten im Auszuge bietet. — S. 276, 3 *Μηονίς*, vergl. *Etym. M.* 583, 36 unter *Μηονία*, wo die nämliche Regel mit geringer Abweichung aufgestellt wird. Im Eingange der *Anecd.* ist ein Irrthum in den Worten τὸ νι ι, vielmehr wird eine Vorschrift erwartet, nach der αι in η oder η übergeht, wie *Μαιονία*, *Μηονία*, vergl. *Eust.* z. Il. 365, 24. Schol. Ven. Il. 4, 142, nach ihnen war auch *Μηονίς* zu erwarten. — Das. Z. 19 *Μιν*, siehe *Gud.* 394, 56, welches das in den *Anecd.* ausgefallene χερμάδιον ergänzt, *M.* 588, 10. — Das. Z. 24 *Μῦθος*, vergl. *Gud.* 399, 11. *M.* 593, 42, aus jenem ist muthmasslich τὸν ἁπλοῦν (für ἁπλῶς) λόγον, was auch das M. bietet, des Gegensatzes halber aufzunehmen. — Das. Z. 31 *Μεθέμεν*, siehe *Gud.* 383, 19. *M.* 575, 18. Aus jenem ist in den *Anecd.* 32 καὶ συγκοπῇ τῆς αι (für ε) ἔμεν zu schreiben; andere noch offenbarere Fehler sieht Jeder selbst. Uebrigens geben beide Etymologen mehr. — S. 280, 1 *Μῆλα*, vergl. *Etym. M.* 584, 11, wo, mit Ausnahme des unbedeutenden Zusatzes am Ende, sich Alles findet; der schon *Sylburg* im Etym. anstössige Grammatiker Ἄτταλος ist, nach Massgabe der *Anecd.*, in οἱ δ' ἄλλοι umzuwandeln; im *Gud.* 391, 8 wird unter μῆλα auf μέλισσα verwiesen, hier aber die andere Bedeutung des Wortes erörtert. — Das. Z. 8 *Μεμηλώς*, vergl. *M.* 578, 45, wo jedoch nur ein Theil des hier Befindlichen zu lesen ist, auch ein anderes Homerisches Beyspiel angeführt wird; somit ist dieser Artikel in seiner Ausdehnung unserem Buche eigenthümlich. — Das. Z. 15 *Μή*, vergl. *Gud.* 389, 55. *M.* 585, 49, beide sind reichhaltiger, haben aber alles hier Gegebene, und muthmasslich war der Artikel bey unserem Grammatiker getrennt, siehe oben unter μάρνατο S. 269, 20. — Das. Z. 27 *Μέτασσαι*, vergl. *Etym. M.* 596, 23, in dem jedoch, wie schon erwähnt ward, das Bruchstück des Hekatäus in der hier gegebenen Ausdehnung vermisst wird, was auch von dem letzten Theile des Artikels gilt. — S. 281, 8 und 285, 7 *Μακρός*; in der Ableitung stimmen das *Gud.* 378, 4 und das *M.* 818, 1 so ziemlich überein; die nachher beygebrachten Accentregeln sind ein Gemeingut vieler Grammatiker, siehe *Arkad.* 74, 3. *Etym. M.* 595. 24. *Eust. ad Il.* 1352, 12. *Schol. Ven. ad Il.* 24, 316. — S. 282, 16 *Μῆνις* ist in dieser Ausführlichkeit in den Etymologen nicht vorhanden; jedoch findet sich bey ihnen Vieles, was hier zusammengefasst ist. So steht die etymologische Ableitung von μένω *Gud.* 391, 47. *M.* 579, 34. 583, 23; über μέμονα und μενοινάω spricht das *M.* 578, 23. 596, 43. *Gud.* 387, 45. Andere reduplicirte Formen sind im *Gud.* 46, 6 unter ἀμπεπαλών aufgenommen, worauf es nicht selten zurückweist, wie 365, 39, so auch das *M.* 86, 44, 194, 10 und häufiger; die Herleitung von μήνιγγες und μήνη, siehe *M.* 583, 18. 31. Nicht minder sind die Regeln über die Nomina auf ις, ιδος, εως, ιθος in beiden, vergl. *Gud.* 435, 45. *M.* 632, 2. Ueber ἀντήρεις ῥίδος wäre eine genauere Untersuchung um so wünschenswerther, da *Passow* im Lex. unter ἀντηρίς den Knoten zerhauen hat; vorsichtiger urtheilt *Lobeck* z. Phryn. 234. Nach den Grammatikern war ἀντήρεις ἤρειδος das Regelmässige, nur dass der Nominativ nicht eben im Gebrauche war, aber ῥίδος im Genitiv fast allein üblich, siehe *Etym. M.* 112, 19. 184, 10. *Gud.* 59, 3. 371, 45. *Eust.* z. Il. 903, 49. — S. 284, 21 *Μοι* handelt zunächst über die Enklisis des Dativs, mit Beziehung auf Homer; was dann über ἔγωγε und ἔμοιγε gesagt wird, berührt das *Etym. M.* 315, 1. 613, 56; über die verschiedenen dialektischen Formen siehe *Apoll. de pron.* 364, b. — S. 285, 22 *Μήνη*; die nämliche Etymologie ist schon 283, 8 erwähnt, wo die der Sache nach gleichen Stellen nachgewiesen sind, aber ein vollständig wörtliches Uebereinkommen hat nicht Statt. — S. 286, 6 *Μεσάγκυλος*; der grösste Theil des gegebenen Kanon über den Accent ist unter ἄντιος *Gud.* 60, 43. *M.* 113, 33 zu lesen, in dem ersten freylich mehrfach verdorben, mit diesen ist *Arkad.* 85, 23 im Einklange. — Das. Z. 17 *Μετέβαλλον*; über das Augmentum vor der Präposition siehe *Etym. M.* 483, 49 unter καθῆστο, *Gud.* 291, 49, über die mit δυς zusammengesetzten Verben *M.* 399, 46. — Das. Z. 27 *Μεμηλώς*, siehe oben zu S. 280, 8. Die drey hinzugefügten zweysylbigen Perfectformen οἶδα, οἶκα, εἶκα werden auch anderwärts, wie vom *Choeroboskus*,

beygebracht, siehe *Bekker Anecd.* III, 1294, 4, und im Index οἴκας. — S. 287, 8 Μέμυκε, siehe *Etym. M.* 579, 9, aus dem einige Verbesserungen zu entnehmen sind; dagegen ist bey ihm Z. 15 für μύω μύκω zu schreiben, was schon der Homerische Vers Il. 5, 749 αὐτομάται δὲ πύλαι μύκον οὐρανοῦ beglaubigt, vergl. *Phavor.* 498, a μέμυκεν, in den sich, wie aus 515, a erhellt, das nämliche Versehen eingeschlichen hat, über die Sache *Eust.* zur Od. 1655, 54. — S. 288, 6 Μηδαμινός, vergl. S. 319, 31 Οὐτιδανοῖσι, ist im *Gud.* 442, 50. *Etym. M.* 643, 4. 587, 47, und *Phavor.* 505, a, obwohl hier einige Ausdrücke anders lauten. — Das. Z. 15 Μώνυχες, siehe *Etym. M.* 593, 9. *Gud.* 402, 10, die beide kürzer sind. Allein in unser Buch, wo zweymal dasselbe behauptet wird, scheint durch Irrung des Abschreibers eine ursprünglich nicht vorhandene Wiederholung gekommen zu seyn. — Das. Z. 22 Μανία, siehe *Gud.* 378, 38. 40, nach dem es wahrscheinlich wird, dass in den Epimerismen zwey Artikel in Einen zusammenflossen. Wenn aber aus diesen das Bruchstück des *Aeschylus* im Gud. zu verbessern ist, so muss der Schluss der Epimerismen aus dem Gud. berichtigt werden. Dort heisst es nämlich: καὶ αὐτὴ συνέχησίς ἐστι σύγκλεισις καὶ οἷον ἕνωσις φρενῶν, in den Epimerismen κ. αὐτὴ ἡ σύνεσις, οἱονεὶ σύμβλησις καὶ ἕνωσις φρενῶν. Nun ist zwar σύνεσις richtig, und muss auch im Gud. hergestellt werden; allein aus diesem ist σύμβλησις in σύγκλεισις zu verwandeln, was nicht nur die Sache lehrt, sondern auch *Phavor.* 489, a durch seine Erklärung bestätigt. — Das. Z. 28 Μετέωρος, vergl. Gud. 389, 19. M. 581, 36, obwohl beide einigermassen abweichen und kürzer sind. Doch steht Manches in den Epimerismen Erwähnte anderwärts, siehe M. 421, 4. 356, 8 über die dorische Verwandlung des ε in α.

Das erste Wort des *N* ist S. 289, 8 Νήστιες, eine wegen ihrer doppelten Beugung von den Alten oft behandelte Form, vergl. Gud. 408, 40, das von derselben Ableitung ausgeht; das Nämliche hat *Bekker Anecd.* III, 1402 unter νήστης aus einer Pariser Handschrift gegeben. Beide ganz gleichlautende Artikel führen die Etymologie auf *Herodianus* Epimerismen zurück. Ist diess begründet, so möchte dieselben auch der Vf. unserer Schrift vor Augen gehabt, sie aber aus anderen Erläuterern Homers vermehrt haben. Im Ausgange des hier Gegebenen muss es heissen: ὁ μὲν οὖν ποιητὴς ἄνευ τοῦ δ τὴν κλίσιν ποιεῖται, siehe Gud. 409, 14. M. 605, 22 und *Lobeck* z. Phryn. 386. — Das. Z. 16 Νηπιάας ist dasselbe, was nur in veränderter Ordnung das Etym. M. 694, 25, auch mit Anziehung der Homerischen Stellen Il. 9, 487. Od. 1, 297 giebt; im Gudian. fehlt dieser Artikel, wie es scheint. — Das. Z. 23 Νεικέσω, und S. 294, 17 Νεικείεσκε, an beiden Orten wird der Unterschied zwischen νεικέω und νικάω erörtert; mit der zweyten Bemerkung trifft das Gud. 404, 10 wörtlich überein; im M. 602, 30 wird vom Conjunctiv νεικείῃσι ausgegangen, und zuletzt das hier behandelte Imperfectum νεικείεσκε beygebracht; die Regel über das Futurum auf εσω hat das M. 129, 39 unter ἀπολεῖς. — S. 290, 8 Νεῖ behandelt die Formen νέω (ich spinne) und νέω (ich schwimme); jenes und die angeführte Stelle aus Hesiodus sind unserer Abhandlung eigen, das zweyte wird mit den nämlichen Beyspielen oft erwähnt, siehe Gud. 401, 57. 409, 20. M. 604, 46. — Das. Z. 18 Νέρθεν, vergl. Gud. 187, 45. M. 340, 12 ἔνερθεν, wo, mit Ausnahme des einen Homerischen Verses, welcher fehlt, Alles gleich ist; der Schreibfehler ἀνέρων, ἀνέροθεν und ἄνερθεν erhält durch das Gudian. seine Erledigung. — Das. Z. 25 Νήσαντες, vergl. Gud. 408, 57, in dem das hier Vorkommende steht, die Ableitung von νηδύς aber schon 407, 18. 28; eben so ist das M. 605, 1 in Uebereinstimmung. Gegen Ende ist der Abschreiber der Epimerismen durch das zweymal vorkommende ἐξ οὗ getäuscht worden, und hat durch Uebergehung eines Satzes ein falsches Futurum νήθω, was also aus den anderen Quellen zu ergänzen seyn wird. — Νημερτές das. Z. 31 und S. 295, 27, vergl. Gud. 407, 60. 408, 8. M. 603, 46, und über die Umwandelung des α in ε 537, 19. 671, 29. Phavor. 525, b. — S. 291, 8 Νύμφη, die Ableitung des Namens ist auch im M. 608, 36. Gud. 412, 24, die damit verbundene Accentregel hat Arkad. 115, 4 ff., bey dem aus unserem Buche nach Il. 2, 533 Τάρφη für das verdorbene τράφη zu schreiben ist. — S. 291, 16 Νίψαν, nur der erste Theil steht in dieser Weise nicht in den Etymologen; die Herleitung von νίτρον siehe Et. Or. 107, 26, und hinter dem Gud. 615, 29, das äolische νίπτω νίσσω siehe im M. 605, 42, sowie πέπτω, πέσσω 635, 54. — S. 292, 15 Νηγατέον, vergl. Gud. 407, 6. M. 602, 43, das die hier gegebenen Ableitungen erweitert, aber das Homerische Beyspiel auslässt. In dem Gud. ist nach beiden anderen gegen das Ende νηγαέθεον bey der angenommenen Etymologie zu schreiben, wenn auch der Sprachgebrauch der Epiker abweicht. — Das. Z. 21 Νεστορέη, vergl. Gud. 406, 24, wo fälschlich Νέστορεν für Νεστορέη, was dort der Zusammenhang erheischt, siehe Il. 2, 54, gelesen wird. Auch im Fortgange sind beide durch Vergleichung zu berichtigen. So ist die Muthmassung des Herausgebers ἐπὶ τῶν διὰ τῶν εἰς ει κτητικῶν, wofür die Handschrift οι bot, eine verfehlte, ein Blick in das Gudian. hätte ihm das Wahre: ἐπὶ τῶν διὰ τοῦ ειος κτητικῶν an die Hand geben können; das M. 660, 43 erwähnt die Sache nur im Vorbeygehen. — S. 294, 12 Ναίουσι καὶ Ναίοιτε, vergl. Gud. 401, 50, wo zum Schluss ein Paar Worte mehr stehen. Das M. 598, 45 hat den Unterschied zwischen ναίω und νέω, aber andere Beyspiele. — Das. Z. 26 Νεμέσσηθέν τ' ἐνὶ θυμῷ, vergl. Gud. 405, 22. Die Erläuterung gehört zu Il. 2, 223, welche Stelle auch nachher erwähnt wird, und wodurch sich der auffallende Fehler des Gud., νεμεσηθέντες ἐνὶ θυμῷ, von selbst erledigt, den schon die Untersuchung über die Inclination des Tones bey vorausgehendem Proparoxytonon als solchen brandmarkt. Das M. giebt 600, 35 unter νεμεσητὸς fast dasselbe, mit einem in den Epimerismen übergangenen Zusatze, von dem auch das Gudian. weiss. — S. 295, 3 Νεαρός, Gud. 403, 34. 599, 12, in dem nur der letzte Beysatz fehlt; übrigens geben

beide ἀρυθὲν ὕδωρ, die Anecdot. ἀρυσθὲν, was alſo, wenn auch beide Formen nicht unerhört ſind, nach jenem zu ändern iſt. — Daſ. Z. 7 Νῶτα, vergl. Gud. 414, 1, das nur im Ausgange etwas kürzer iſt. Im M. 607, 46 iſt νῶτα mit dem Artikel Νοτάριος, dem römiſchen Schreiber, verbunden, wovon es, ob es gleich noch nicht bemerkt iſt, zu trennen ſeyn wird. — Daſ. Z. 12 Νηπίαχος, vergl. Gud. 408, 16. M. 604, 22, die beide noch etwas mehr geben. — Daſ. Z. 14 Νικᾶς, erklärt nicht das Zeitwort, ſondern das Nomen νίκη, als von ἐνί und εἴκω, woraus von ſelbſt folgt, daſs jenes für ἐνί herzuſtellen iſt, wenn es auch nicht das Gud. 409, 40 und M. 605, 55 darböten. Beide haben noch eine nicht beſſere Etymologie von ἐνί und ἵκω, d. i. παραγίγνομαι, von der die Epimerismen nichts wiſſen. — Daſ. Z. 18 Νότος, ſiehe Gud. 412, 7. M. 607, 39, das noch eine zweyte, den anderen unbekannte, Erklärung beyfügt. Im Gud. 5 ſteht dieſelbe Ableitung ſchon einmal mit dem Zuſatze: οὕτως εὗρον ἐν ὑπομνήματι Ἰλιάδος, woraus die Quelle jener und ähnlicher etymologiſcher Andeutungen erſichtlich wird, die Andere dann weiter ausführten. Allein es bleibt eben dadurch ſehr ſchwierig, gewiſſe Auskunft über den erſten Urheber zu geben, und das Meiſte, was ſich darüber ſagen läſst, wird immer nur Hypotheſe ſeyn. — Daſ. Z. 21 Νήϊον, ſiehe Gud. 407, 37. M. 603, 15; das von Hn. *Cr.* Kallimachus gegebene Bruchſtück γρήϊον εἶδος ἔχουσα war auch dem Gud. zu entnehmen, nur daſs es unmetriſch γρηΐδιον lieſt. Beide fügen übrigens, was in den Epim. nicht iſt, den Berg Νήϊον auf Ithaka aus Od. 3, 81 bey. — S. 296, 5 Νεκταρέου, vergl. Gud. 405, 14. M. 600, 2 unter νέκταρ, das in der Sache, nicht aber in den Worten übereintrifft. — Daſ. Z. 9 Ναιστάωσα, ſiehe Gud. 401, 46. M. 598, 59, hier ſteht ναιστάωσιν, im Gud. ναιεταώση, und unſere Handſchrift hat, nach des Herausg. Bemerkung ναιετάωσι, beides war zu verbinden, und ναιεταώσῃ zu ſchreiben, da die Gloſſe ohne Zweifel zu Il. 3, 387 ἤ οἱ Λακεδαίμονι ναιεταώσῃ gehört. — Daſ. Z. 16 Νοῦσος, vergl. M. 607, 33, nach ihm iſt ἢ παρὰ τὸ νο στερητικὸν für νε zu leſen; in der Zugabe der Epimerismen muſs es wohl heiſsen: σόος διὰ τοῦ ο μικροῦ ποιητικῶς, nicht ποιητικοῦ; im Gud. 411, 41 iſt das Nämliche ungleich kürzer. — Daſ. Z. 21 Νέηαι, ſiehe Gud. 403, 27, aus ihm iſt gleich im Anfange ὑποτακτικὸν χρόνον ἐνεστῶτος einzuſchieben, ſowie auch nachher dieſem Abdruck einiges Wenige fehlt, gegen das Ende aber tritt der umgekehrte Fall ein; im M. 599, 28 iſt daſſelbe gedrängter, aber mit Beyfügung der Homeriſchen Stelle Il. 1, 32. — Daſ. Z. 27 Νέκυς; hier ſind wieder zwey Artikel in Einen verbunden, nämlich νεκρός und νέκυς, ſiehe Gud. 405, 6. 18. M. 599, 48. 55. — S. 297, 3 Νόστος, vergl. Gud. 410, 41, was treuer, als das M. 657, 7 iſt, wo gegen den Ausgang die verſchiedenen Formen übergangen ſind; im Gud., das ſie geben wollte, ſcheint nur durch Schuld des ungenauen Abſchreibers der Schluſs verſtümmelt, die Verweiſung auf das nicht vorkommende νοσφισμὸς bringt uns nicht weiter. — Daſ. Z. 21 Νάκην, vergl. Et. M. 597, 13 und über den Accent der Nomina auf κη Arkad. 106, 14. Alles hier Gegebene findet ſich in dieſen beiden; nur fehlt der Halbvers aus *Heſiodus* Op. 540; im Gudian. iſt dieſe Erklärung nicht, und nur νάκος νάκιον wegen der Verkleinerungsform 286, 52 angeführt, vergl. M. 451, 20. — S. 299, 23 Νύσσα, vergl. M. 609, 29. Gud. 412, 56, in dem ὁδός καμπτή, was in den Anecd. ausgefallen iſt, nach dem M. in ὁ καμπτός zu verwandeln ſeyn wird; die doppelte Herleitung von νύσσω und νεύω iſt von beiden weniger klar ausgedrückt, als in unſerem Buche, das auch einen Homeriſchen Vers allein beyfügt. — S. 300, 14 Ξυνέηκε, vergl. Gud. 416, 20, das ganz das Nämliche, nur in umgeſtellter Ordnung vorträgt; aus ihm iſt in den Anecdot. für σύ, τύ, σοί, τοί zu ſchreiben, was das M. 611, 31 beſtätigt: οἱ γὰρ Ἀττικοὶ τὸ σ πῇ μὲν εἰς τ τρέπουσι, πῇ δὲ εἰς ξ· τὸ γὰρ σὺν ξὺν φασί· καὶ τὸ σοὶ τοί. — Daſ. Z. 20 Ξίφος, ſiehe Gud. 415, 26, in dem Σέριφος für στέριφος herzuſtellen iſt; das M. 611, 6 hat die Hauptſache. — Daſ. Z. 30 Ξεινοδόκον, vergl. Gud. 413, 41. 53, das die Formen ξεινοδόχος und ξεινοδόκος, die hier vereinigt ſind, in zwey Artikel trennt, das M. 611, 44 hat nur Einen, iſt aber von beiden verſchieden und gelehrter. — S. 301, 7 Ξυνήϊα. Dieſe ganze Gloſſe iſt unverſtändlich, da das, was in ihr geſagt wird, mehr zu ξύνιον, als ξυνήϊα gehört; die Wahrheit dieſer Vermuthung beſtätigen Et. M. 612, 4. 10. Gud. 416, 31. 46, die Beides geſondert behandeln. Dieſs war wohl auch hier, aber in umgekehrter Ordnung der Fall, ſo daſs zuerſt von ξυνήϊον, dann von ξύνιον geſprochen ward, und eine unbegreifliche Nachläſſigkeit des Abſchreibers, die von jenem auf dieſes ſprang, machte das Ganze faſt unlösbar. Siehe auch Phavor. 533, c.

Neben dieſen vielen Artikeln, die entweder wörtlich, oder doch dem gröſseren Theile nach, in den Etymologicis bereits vorhanden waren, giebt es nur eine ſparſame Anzahl ſolcher, die ganz neu ſind, oder doch in der hier gegebenen Geſtalt in jenen Quellen nicht vorhanden ſind. Dazu gehören, ſo viel Rec. bemerkt hat, aus den drey genannten Buchſtaben folgende: S. 269, 12 Μετά, vergl. Et. M. 580, 56. Gud. 388, 26, die Beide etwas ganz Anderes haben. — S. 277, 3 Μεγάροισιν iſt in dieſer Ausdehnung anderwärts nicht. Einzelnes, wie die Umbildung der Neutra der zweyten in die dritte Declination, z. B. θύον θύος. δένδρον δένδρος, ſteht an anderen Stellen, ſiehe Et. M. 287, 44.

(Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.)

JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

JUNI 1837.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Oxford (Leipzig, b. Weigel in Comm.): *Anecdota Graeca e Codd. manuscriptis Bibliothecarum Oxoniensium* descripsit *J. A. Cramer* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Die Accentregel über die Neutra auf *αρον* hat *Ark.* 122,28, bey dem nach unserem Buche *σαυρὸν* in *σάρον* zu verwandeln ist; dennoch möchten sich *σαρὸν* und *σάρον*, siehe *Lobeck* zu Phrynich. 83, durch die Bedeutung unterscheiden. — Das. Z. 29 *Μοῦσα* vgl. S. 285, 26 *Μούσας*; hier ist der erste Artikel über die dreyfache Zahl der Musen, die zwar auch von anderen, nicht aber in der vorgetragenen Weise, angenommen wird, so wie über die verschiedenen dialektischen Formen des Wortes, so viel Rec. weiss, ausschliessendes Eigenthum unseres Buches, von dem zweyten ist nur der Anfang im M. 589, 40, aber gleiche oder ähnliche Etymologieen jenes Namens kommen, wie bey *Eustathius*, *Phurnutus*, der *Eudokia*, häufig vor. — S. 278, 26 ff. *Μακροτάτη*; auch diese Untersuchung über die Formen der Comparativen und Superlativen möchte in dieser Ausdehnung anderwärts nicht zu treffen seyn, wiewohl die bezeichneten Ausnahmen nicht selten berührt werden, z. B. im M. 275, 48 unter *δικαιος*, von *Johannes Philoponus* in *Bekkers* Anecd. III, 1286, 20 und anderen. — S. 281, 16 *Μακὼν*; auch diese Regel über die Bildung des zweyten Aoristus ist in solcher Ausführlichkeit nicht bey den Etymologen, jedoch Einzelnes daraus an verschiedenen Stellen, so das über *μύλον* Gesagte in M. 579, 13. 594, 15. — Die Zusammenstellung dieser Formen scheint daher aus verschiedenen Quellen geflossen zu seyn. So wird die bestrittene Aristarchische Tonbezeichnung von *πέφνων* und *καταπέφνων*, siehe Il. 16, 827, im M. 187, 7. 350, 36, im Gud. 103, 46. 228, 18 von Arkad. 173, 22 erwähnt. — S. 284, 14 *Μὲν*. Die Frage über das Verhältniss von *μὲν* und *ἠμὲν* in Beziehung auf Abstammung und Bedeutung ist nicht selten von den Grammatikern berührt, s. M. 465, 3. Schol. z. Dionys. Gr. Kunst in *Bekkers* An. II, 959, 16, ohne dass jedoch irgend einer das ganz Gleiche böte. — S. 287, 15. *Μυστίλω*; zuvörderst scheint hier *μυστιλῶ* zu lesen zu seyn, da die über das Futurum der Verben auf *αω* in *ασω* und *ησω* gegebene Regel einen solchen Stamm voraussetzt. Die im M. unter *βοάσω* 202, 3 enthaltene, welche bey *Drak. de metr. poet.* 14, 20 wiederkehrt, ist theils erweiterter, theils beschränkter, als die unserige, mithin gehört dieselbe einem anderen Urheber.

Noch geringer ist die Ausbeute des Unbekannten, welche uns die beiden nächstfolgenden Buchstaben liefern. S. 298, 23. *Νυσήϊον* ist im Vergleich zu anderen, s. M. 609, 21, etwas umständlicher, sowohl in der gegebenen Ableitung, als in den ähnlichen sonst vermissten Beyspielen von *γαιήϊος*, *πολεμήϊος*. — S. 299, 7. *Νέα Πόλις* enthält die Regel über die dreyfache Zusammensetzung, die entweder eine blosse Nebeneinanderstellung ist, wo Beides declinirt wird, oder mit dem unbeweglich bleibenden Genitiv des einen verbunden wird, als *Ἀχαιῶν λιμὴν*, *Κόρακος πέτρα*, oder endlich mit Verschmelzung zweyer Nomina zu Einem, wie *λεοντοφόνος*, *Νεαπολίτης*; die Sache nun an sich wird von den Alten oft angedeutet, vergl. *Apollon. de adverb.* 587, 15 nach *Bekker*, M. 606, 35. 614, 58. Gud. 411, 48. 418, 30 und *Lobeck* z. Phryn. 604 ff., aber in dieser Fassung ist sie Rec. unbekannt. Das sehr entstellte *Ἡουσκύαμος* in den Epimerismen war, wie Jeder leicht gewahrt, in *ὑὸς κύαμος*, wofür auch *ὑοσκύαμος*, was hier aber unpassend ist, gefunden wird, zu bessern. — Unter den wenigen Worten mit *ξ* ist S. 301 *Ξυστοῖσι μακροῖσι*, zu Il. 13, 497 gehörig, nicht in den beiden Etymologen. Ist nun auch in anderen Buchstaben, wovon Rec. durch fortgesetzte Vergleichung überzeugt worden ist, dasselbe Verhältniss unserer Epimerismen zu den Etymologicis, so wird Jeder zugeben, dass der durch ihre Bekanntmachung erhaltene Gewinn ein geringer und untergeordneter zu nennen sey.

Der zweyte Band dieser Anekdota ist ganz aus der *Baroccianischen* Handschrift No. 50 nach Vorrede S. III. IV entlehnt. Aus ihm hatte schon *Bekker* Einiges abgeschrieben, und in dem 3 Bande seiner Anekdota mitgetheilt. Die auf Pergament sehr schön und meist von Einer Hand geschriebene Handschrift setzt Hr. *Cr.* in das 11 Jahrhundert, sie enthält 387 Seiten. Aus ihr nun werden zuerst S. 1—165 *Theognostus*, eines byzantinischen Grammatikers des 9 Jahrhunderts, Kanones mitgetheilt, der zwar Vieles aus Herodianus schöpfte, aber vom Herausg. für einen dürftigen und selten auf ältere Gewährsmänner zurückgehenden Grammatiker erklärt wird. Diesem folgt die Schrift von *Georgius Choeroboskus* über Orthographie S. 167—281, zwar nicht vollständig, was zu bedauern sey, sondern nur in einem von einem Schüler abgefassten Auszuge. Ebenso möchte das Werkchen *περὶ ποσότητος* S. 283—318 demselben *Choeroboskus* angehören. Was dann bis zum Ende

der Handſchrift, hier S. 319—487, ſtehe, und den Namen der *Epimerismen* oder *Eklogen* führe, habe neben vielen leeren Träumen der Grammatiker doch einigen Nutzen für die Verbeſſerung der Etymologen und der Eröffnung der Quellen, aus denen jene gefloſſen ſeyen. Am Schluſſe dieſes Bandes S. 488—500 hat Hr. *Cr.* einige Worterklärungen geſtellt, die auf einzelnen leeren Blättern der Handſchrift ſtanden, und aus *Harpokration* entlehnt zu ſeyn ſchienen, Weniges auch aus *Pollux*. Zuletzt S. 501—522 folgen ein *Index gloſſarum* und *auctorum nomina*.

Rec. übergeht, ob ſich gleich für ſeine Verbeſſerung viel thun lieſse, um nicht die Anzeige zu weit auszudehnen, das Werk des *Theognoſtus*, und wendet ſich ſogleich zu *Choeroboskus* Orthographie und den übrigen kleineren hier mitgetheilten grammatiſchen Bruchſtücken. Dabey wäre es angemeſſen geweſen, eine Unterſuchung über jenen Grammatiker und das Verhältniſs ſeiner Orthographie zu den Etymologen vorauszuſchicken. Allein Hr. *Cr.* hat die Leſer auſser der oben erwähnten Andeutung noch rathloſer gelaſſen, als im erſten Bande, wo doch noch zuweilen Nachweiſungen über den Einklang jener Sammlung mit den erwähnten Grammatikern zu finden waren, wiewohl man damit nicht eben viel gewann. Hier aber iſt faſt nichts der Art zu gewahren; und dennoch gab es Vorarbeiten, die eine billige Rückſicht verdienten. So hat *Bekker* in dem III Bande ſeiner *Anecd.* S. 1101 bereits eine kurze Beſchreibung des hier abgedruckten Codex geliefert, und den Anfang der Werke des *Theognoſtus* und *Choeroboskus* mitgetheilt. Aus ihr lernen wir, was man von unſerem Herausgeber nicht erfährt, daſs nach dem Gegebenen noch *Muſaeus* und *Phokylides* in ihm enthalten ſeyen. Ferner hat *Villoiſon An. Gr.* 103 und an anderen Stellen auch *Fabricius* über *Choeroboskus* Schriften geſprochen, vergl. auch *Göttling* Vorr. z. Theodoſ. XIII und XVI, und da nun auch im *Etymol. M.* und bey anderen Grammatikern ſeiner Schriften περὶ ὀρθογραφίας und περὶ ποσότητος nicht ſelten Erwähnung geſchieht, ſo iſt es mindeſtens ſonderbar, daſs nicht die letzte Abhandlung, welche mit der erſten hier verbunden ward, Hr. *Cr.* ganz unbedenklich Choerobosbus beylegt. Daſs dieſs geſchehen muſste, wird die Erwähnung des *Et. M.* 29, 31. 167, 5 vgl. mit *Anecd.* 286, 22 und 307, 14 dem prüfenden Leſer zeigen. Offenbar aber war noch ein Schritt weiter zu gehen; denn auch die ſämtlichen kleineren Bruchſtücke, von denen das erſte S. 319—330 ohne Ueberſchrift iſt, ſodann die ἐπιμερισμοὶ κατὰ στοιχεῖον und die ἐκλογαὶ διαφόρων λέξεων, in denen ſich übrigens, wie Rec. weiter unten beweiſen wird, einzelnes bereits Gedruckte vorfindet, gehören *Choeroboskus* an, und ſind bald längere, bald kürzere Auszüge aus ſeinen Schriften verſchiedenen Inhalts. Dieſs bewährt ſchon von erſten die nicht ſeltene Wiederholung des nämlichen Artikels aus der Orthographie und der angehängten Schrift περὶ ποσότητος in ihnen. Nur muſs man dabey nicht überall einen wörtlichen Einklang ſodern, ſondern in den meiſten Stellen iſt das, was an dem einen Orte nur kurz angedeutet war, an dem anderen mit gröſserer Ausführlichkeit wiederholt, und die Regel, auf die ſich die Schreibung gründet, mit Hinzufügung von Beyſpielen angegeben und erläutert worden. Dadurch iſt es freylich natürlich, daſs man nicht Weniges, worüber der Herausg. ganz ſchweigt, hier zwey oder dreymal lieſt, Einzelnes auch, was in dem erſten Bande ſich findet, im zweyten wiederkehrt. Wie aber die Epimerismen in nicht geringen Fällen mit den erſten beiden Schriften in Uebereinſtimmung ſtehen, wollen wir nur mit Wenigem darthun. Man vergl. αἶσκος Orth. 179, 29. Epimerism. 343, 24. βρότειος Orth. 185, 33. 186, 15 und Epim. 353, 1. βρότειον, βροτησίον Orth. 187, 4 und Epim. 353, 4. βροτήσιος γίνεται Orth. 188, 26 und Epim. 354, 11. γίνω· δίνη Orth. 190, 18 und Epim. 358, 7. δείλης Orth. 197, 19 mit Epim. 358, 30. δέλη, in denen der Schreibfehler zu verbeſſern iſt, ἐξίτηλος Orth. 199, 30 und Epim. 361 24. 368, 28. εἰς Orth. 208, 12 und Epim. 364, 13. 370, 14, ἔτι Epimer. 365, 18 und περὶ ποσότ. 314, 1, ἠνία Orth. 217, 17 und Epim. 372, 25 ἠνίον, ἶνα Orth. 222, 4 und Epim. 378, 6 ἶνες, ἰὸς Orth. 223, 19 und Epim. 379, 1. 4, κάμινος Orth. 230, 14 und Epim. 384, 1, κειρία Orth. 130, 22 und Epim. 384, 19 κίρεια.

Faſt noch gröſsere Aehnlichkeit mit den früheren Schriften haben die ἐκλογαὶ διαφόρων λεξέων, jedoch ſind ſie meiſt kürzer, als die vorangehenden Epimerismen, und geben neben einzelnen ausführlichen Worterörterungen ganze Seiten unerheblicher Gloſſen. Dabey iſt die Beziehung eine vielfachere und mannichfaltigere. Denn während ein groſser Theil des in ihnen Befindlichen die Pſalmen, Kirchenſchriftſteller und theologiſche Bücher, was bey *Choeroboskus*, der Chriſt war, durchaus nicht befremden darf, berückſichtigt, enthalten andere Erläuterungen homeriſcher Stellen, oder tragiſche und komiſche Beziehungen oder Sprichwörter und dem Aehnliches. Allein es genüge vor der Hand die Nachweiſung, daſs auch in ihnen Vieles, wo nicht das Meiſte, aus dem vorgedachten und anderen Werken des Choeroboskus entlehnt ſey, und ſie alſo dieſem mit ziemlichem Rechte beyzulegen ſeyn möchten, wobey Rec. zugleich die Epimerismen mitnimmt, und von dem Buchſtaben Λ beginnt. Man vergleiche demnach λόφος Epim. 385, 15. Ekl. 459, 17, μεταναστεύου Epim. 342, 5. Ekl. 461, 1, μουνοκερώτων Epim. 393, 21. Ekl. 460, 31, νότος und νῶτος Orth. 242, 4. Ekl. 461, 9. 10, ὁλοκαυτώματα Epim. 398, 1. Ekl. 462, 27. ὅμιλος Orth. 244, 22, περὶ ποσ. 291, 23 ff. 326, 10 und Ekl. 462, 15, ἀναλῶ Epim. 339, 4 und Ekl. 483, 16, σκίμπους Epim. 400, 29. Ekl. 484, 16, χεῖλος Orth. 278, 10. Epim. 422, 30 und Ekl. 473, 13. Dieſe Beyſpiele lieſsen ſich, obwohl Hn. *C's.* Verzeichniſs für dieſen Behuf ſehr mangelhaft iſt, noch bedeutend vermehren; aber Rec. will hier gleich noch die in dieſen Eklogen behandelten Homeriſchen Stellen beyfügen. Ihre Erklärung iſt zum Theil die nämliche, die wir beſonders in den Vened. Scholien finden; nur einigemal werden dieſe durch unſer Buch ergänzt, nur ſei-

ten bietet es ganz Abweichendes. S. 433, 4 ἐτέλειον ἐπαρὰς siehe Ven. Schol. zu Il. 9, 156, aus denen mannichfache Berichtigungen zu entlehnen sind. — S. 452, 13 κέρα ἀγλαὲ vgl. die Schol. zu Il. 11, 385. — S. 461, 16 οὐλη δ' ἐπενήνοθε λάχνη Schol. zu Il. 10, 134, wo auch *Bekker* unbedenklich das hier Gegebene *Choeroboskus* zuschreibt. — S. 463, 5. παλλακίδος περιχώσατο Schol. zu Il. 9, 449. — Das.: 12 παρηέρθη δὲ καρήνου muss nach Il. 16, 341 κάρη heissen, die bloss grammatische Erklärung deutet nur Eust. z. Il. 1063, 1 an. — S. 466, 18. Τρώων ἀνθ' ἑκατόν τε διηκοσίων τε ἕκαστος siehe Schol. zu Il. 8, 233. Aus *Choeroboskus* erfahren wir, dass zu denen, welche mit Unrecht die Präposition ἀντὶ annahmen, auch *Ptolemaeus* der Ascalonit gehörte. — S. 469, 22 ὡς φάσαν ἡ πληθὺς lehren die Scholien zu Il. 2, 278 dasselbe, der Ausdruck aber ist hier ganz abweichend. — S. 472, 14 über die dreyfache Betonung von ὡς vergl. Ven. Schol. z. Il. 11, 720 und anderwärts. Auch in der Orthographie, nur ungleich seltener, sind Homerische Halbverse anzutreffen, z. B. 217, 26 aus Od. 10, 251 ἤομεν ὡς ἐκέλευσας, der mit sehr geringer Veränderung in der Erklärung in den Eklogen 444, 1 wiederkehrt.

Eine andere schwierigere, nicht aber zu umgehende Frage ist es, in welchem Verhältnisse dieser Abdruck zu den ursprünglichen Schriften von *Choeroboskus* stehe. Denn dass wir nicht die Orthographie in ihrem vollständigen Umfange besitzen, ist bereits angedeutet, und wird in der Ueberschrift mit klaren Worten gesagt. In ihr heisst es nämlich: „*Das Ganze sey ein kurzer Auszug der ausführlichen und weitläuftigen Orthographie, weil in einem Auszuge das Gesuchte übersichtlicher sey, jedoch mit Angabe der Gründe für das Einzelne.*" Daraus aber erhellt noch gar nicht, wie viel oder wenig abgekürzt und weggeschnitten sey, und zu einiger Ausmittelung dieses Umstandes bleiben uns, so viel Rec. einsicht, nur zwey Kriterien übrig: einmal die Beschaffenheit des Buches selbst, sodann die etwaigen Anführungen aus ihm bey anderen Grammatikern. Blicken wir zuerst auf jene, so ergiebt sich auch bey einer oberflächlichen Durchmusterung wohl so viel, dass der Auszug nicht selten ein nur unvollständiger seyn könne. Dafür zeugt nicht bloss der Umstand, dass einzelne Buchstaben und Artikel nur von geringem Umfange sind, sondern hauptsächlich die Aufzählung ganzer Reihen von Worten mit dürftiger oder gar keiner Erläuterung, vergl. S. 197. 214. 239, 28. 242, 4 ff. 246, 32 ff, 254, 18 ff. 256, 21. 263, 10. 270, 22. 274, 9, während anderen eine sehr ausführliche Behandlung zu Theil ward. Ferner möchte dasselbe die Einschiebung von Artikeln, von denen man nicht begreift, wie sie dahin kommen, beweisen. Zwar lässt sich Einzelnes, wie die Verbindung von δεινὸς und αἰνὸς 194, 19, von εἶτις und ἥτις 214, 20, von εἴκω, ἥκω und ἵκω 214, 27 ff. entschuldigen; allein αἴσθησις 214, 16 nach ἐστής und 256, 22 Θηρίκλειον ζεῦγος mitten unter Formen, die mit *P* beginnen, ermangeln alles inneren Grundes. Vielleicht liessen sich zu diesen Wahrnehmungen auch die nicht eben seltenen Wiederholungen mit keiner oder nur geringer Veränderung hinzufügen, z. B. ἀκροθίνιον 182, 33. 183, 11, ἀψίς 172, 5. 182, 4. βοεικὸς 183, 15. 186, 4. δαρεικός 193, 13. 196, 3 und Aehnliches der Art, was sich in grosser Menge bietet. Allein es ist möglich, dass, wie in anderen grammatischen Werken, ein und dasselbe Wort an verschiedenen Stellen vorkam; immer aber fällt der Verdacht auf den Compilator, dass er daraus neue, nur das bereits Gegebene wiederholende Artikel schuf. Endlich aber sprechen auch für unsere Ansicht die kleineren Werke der sogenannten Epimerismen und Eklogen, indem in ihnen manches in der Orthographie Uebergangene nachgeholt und seine Rechtschreibung ermittelt, anderes schon Vorhandene näher bestimmt wird, Vieles auch, namentlich in letzten, aus ganz anderen Quellen geflossen ist. Zur ersten Gattung gehören besonders die Epimerismen, welche theils Neues geben, theils früher Gelehrtes erweitern und näher bestimmen. Von der ersten Classe sind gleich von vornherein S. 331, 4 αἴνιγμα, 17 ἄλγυς, 19 und 337, 15 ἁπλὸς und ἁπλοῦς, 331, 2 ἄρουρα, 23 ἀμητός, was in den Ekl. 428, 10 wiederkehrt, 332, 4 ἄνθραξ, 12 ἀγρὸς, 16 αὐστηρὸς, 29 ἀμνὸς, 31 αὐθέντης. Dagegen sind Wiederholungen aus früheren mit einigen Erweiterungen 331, 12 ἀδράνεια vergl. Orth. 179, 8. 332, 19 αἴσθησις vgl. 214, 16. 332, 24 αἰπόλιον, was mit ganz gleichen Worten schon 322, 1 vorkam, nur dass es hier einen kleinen Zusatz erhielt. Nach diesem Allem macht es schon die Beschaffenheit der Bruchstücke selbst wahrscheinlich, dass dieser Auszug aus Choeroboskus Orthographie wenig treu und vollständig gemacht sey. Noch könnte man diess aus ihren vielfachen Verderbnissen schliessen, die sie zuweilen, wenn man nicht andere Quellen zur Hand nimmt, ganz unverständlich machen, wie 177, 12 ἀείκελλος, wofür nach *Et. M.* 21, 55 ἀεικέλιος zu lesen ist, 183, 4 Βρισηΐς· βρίμος βριαρός· διὰ τοῦ ι γράφονται, τὰ γὰρ ἀπὸ τῆς βρι καὶ βι συλλαβῆς ἀρχόμενα ἀποστρέφονται τὴν ει δίφθογγον· οἷον βρίθω. Hier ist das mittelste sehr unsicher und muthmasslich in Βριμὼ, s. *Et. M.* 213, 49, umzuwandeln, wenn auch βρίμος als Grundform für βριμᾶσθαι und ἐμβριμᾶσθαι *Et. M.* 324, 8 von den Grammatikern geboten wird, übrigens steht die nämliche Regel in dem Buche περὶ ποσότ. 289, 27. Jedoch lässt sich daraus kein sicherer Schluss ziehen, weil die Fehler unwissender Abschreiber nicht auf Rechnung dessen, welcher den Auszug entwarf, zu setzen seyn möchten.

In Beziehung auf andere Grammatiker bemerkt Rec., dass er zu diesem Behufe das *Etymologicum Magnum* verglich, und zieht zunächst die Stellen desselben aus, in denen *Choeroboskus* Orthographie namentlich erwähnt wird. Hier begegnet uns zuerst 41, 45 eine Bemerkung zu ἀΐδηλος, in der es nach Erwähnung der Erklärungen von *Aristonikus* und *Methodinus* heisst: ὁ δὲ Χοιροβοσκὸς εἰς τὸ περὶ ὀρθογραφίας αὐτοῦ λέγει εἶναι ἀπὸ τοῦ ἀΐδνὸν τὸ σημαῖνον τὸ ἀφανιστικὸν ὁμοίως καὶ τὸν μὲν ἀΐδηλον θη-

κεν θεὸς (Il. 2, 318). In unserem Buche steht nur 177, 8 ἀείδηλον, dagegen ist in den Epimerism. I, 19, 21 eine Erläuterung, die ungefähr das enthält, was hier Choeroboskus beygelegt ist. — Et. M. 61, 43 unter ἀλείτης wird aus Choeroboskus Orthographie die Nebenform ἀλοίτης erwähnt, nach der Analogie von σπείρω, σπορὰ, ἀλείφω ἀλοιφὴ, hier stimmt die Orth. 169, 14 so ziemlich überein, nur dass sie σπείρω, σπορὰ, φθείρω, φθορὰ giebt, jenes aber fast nothwendige Beyspiel übergeht. — Et. M. 92, 31 Ἀμφίων steht am Ende: ἄλλοι δὲ λέγουσιν, ὅτι οὐ γέγονεν ἀπὸ τῆς ἀμφί, καὶ τοῦ ἰών· ἀλλ' ἀπὸ τῆς ἀμφὶ προθέσεως κατὰ παραγωγὴν καὶ ἐξέτεινε τὸ ι ποιητικῶς, ὥσπερ τὸ Ἰξίων καὶ Δολίων· οὕτω Χοιροβοσκὸς εἰς τὴν ὀρθογραφίαν αὐτοῦ; dagegen aber folgt die Orthogr. 168, 6 gerade jener angeblich von Choeroboskus verworfenen Herleitung: Ἀμφίων· διὰ τοῦ ι· ἔστι γὰρ ὄνομα κύριον ἀπὸ τῆς ἀμφὶ προθέσεως καὶ τῆς ἰὼν μετοχῆς, ἀφιῶν βαρύτονον· καὶ ἀμφίων κατὰ κρᾶσιν τοῦ ι εἰς ἓν ι μακρὸν κτλ. Da das Et. M. die nämliche Ableitung, die wohl die gewöhnliche war, im Anfange des Artikels giebt, so wird es wahrscheinlich, dass in unserem Auszuge nur der Schluss des von Choeroboskus mehr Gegebenen ausfiel. Einiges hieher Gehörige siehe περὶ ποσότ. 294, 27. — Et. M. 146, 20 zu ἀρνειὸς leitet die Form nach herkömmlicher Weise von ἀρὴν ἀρῆνος synkopirt ἀρνὸς, woraus ein neuer Nominativ entstand, der mit Einfügung der ionischen Epanthesis ἀρνειὸς gelautet habe; worauf Orus und Herodianus erwähnt sind, und zuletzt steht: Χοιροβοσκὸς εἰς τὸ περὶ ὀρθογραφίας. Dieses aber gehört aller Wahrscheinlichkeit nach zum Vorigen, und nicht zur nachfolgenden Ableitung von ῥὴν ῥηνός, die im Gud. 79, 4 und in den Epimer. An. I, 33, 6 angetroffen wird, vergl. *Ritschl* über Orus und Orion 45; ist diess aber der Fall, so fehlt in unserem Auszuge wieder die der Orthographie eigenthümliche Bemerkung über die Schreibart von ἄμνιος und ἀμνειὸς, und wir finden in ihm nur die gewöhnliche, oben erwähnte Etymologie von ἀρνειὸς an zwey Stellen: 168, 22. 174, 18. — Et. M. 376, 24 unter Ἑρμῆς heisst es zum Schlusse: καὶ δεῖ γινώσκειν, ὡς λέγει ὁ Χοιροβοσκὸς εἰς τὴν ὀρθογραφίαν αὐτοῦ διὰ τοῦ ι γράφεται, ὡς παρ' Ἀριστοτέλει εὐνοῦχος ὢν καὶ δοῦλος ὁ Ἑρμίας. Auch hier ist der letzte, dem Choeroboskus beygelegte Zusatz, der vom Gotte den menschlichen Eigennamen unterscheidet, in unserem Auszuge nicht anzutreffen. Auf die Schrift περὶ ποσότ. ist im Et. M. fünfmal verwiesen, und es ist schon erwähnt, dass 29, 31 und 167, 8 entsprechende Stellen in unserem Auszuge haben, obwohl letzte 307, 14 das nicht vollständig bietet, was Chöroboskus ursprünglich hatte. — Die Anführung Et. M. 38, 35 unter ἄρας könnte zu der Regel über καίω, κάω und ihm Aehnliches 311, 30 gehört haben. – Auf 73, 55 über den Conjunctiv ἀλῷη und ihm gleiche Pleonasmen ist hier nichts zu finden, aber es könnte bey der Ausnahme φημὶ φῇς 311, 12 Platz gehabt haben, vergl. auch Eklog. 426, 12. — Eben so wenig liest man das, was im M. 78, 51 unter ἁμαρτῇ über die von Dativen abgeleiteten Adverbien aus Chöroboskus beygebracht wird, in unserem Auszuge; denn 314, 16 kann nicht gemeint seyn. Allein dieser ganze Abschnitt über die Adverbien scheint sehr verstümmelt uns überliefert zu seyn.

An anderen Orten, wo nur *Choeroboskus* Name steht, ist es, da er vielerley schrieb, zweifelhafter, ob die hier im Auszuge mitgetheilten Bücher gemeint seyen; jedoch ist manches im Etymol. Berührte dem Anscheine nach ihnen entlehnt, was wir noch kurz andeuten wollen. Et. M. 23, 57 unter ἀήθεσσον stimmt in der Sache zu dem, was in den Epimerismen Vol. I, 86, 14 unter ἀηδίζομεν getroffen wird. — Etym. M. 26, 46 ἀθῷος kommt zwar mit dem oben angezogenen Kanon der Adjectiva auf ῳος überein, und steht auch in den Epimer. II, 350, 11; giebt aber nicht den von Etymologen erwähnten Unterschied zwischen ἀθῷος und ἄθωος. Et. M. 28, 55 αἴγειρος erwähnt *Choeroboskus* in ἀκτῖνα. Allein diess steht 168, 15, αἴγειρος besonders Orth. 177, 29. — Et. M. 48, 23 Ἀκιδαλίη, vergl. Orth. 172, 16, in der fälchlich Ἀκιδαλίνη, was auch *Zonar.* 104 verwirft, gelesen wird. — Et. M. 53, 2 ἀκριβὴς werden *Orus* und *Choeroboskus* angezogen, und dieselbe Ableitung gewährt die Orth. 171, 30; der Zusatz im Etymolog. gehört einem Anderen. — Et. M. 61, 37 Ἀλείσιον· τόπος οὕτω καλούμενος, ὡς λέγει Χοιροβοσκός; die Anmerkung bezieht sich auf Il. 11, 757; in unserem Abdrucke ist nichts der Art, doch könnte es als Ausnahme zu Ἀρκείσιος, Σιμοείσιος περὶ ποσότ. 293, 7, obwohl nicht von Sächlichem die Rede ist, zu rechnen seyn. — Et. M. 74, 50 ἀλώπηξ, über die veränderte Biegung steht in den Anekdot. nicht; die metaphorische Bedeutung von der Platte der Haare, mit Erwähnung des doppelten Geschlechts, ist wenig anders in den Eklog. 426, 15. — Et. M. Ἄμφιος, vergl. Orth. 168, 14 περὶ ποσ. 293, 30. Doch auch hier ist unser Buch unvollständig, was die Anführung des Et. M. 110, 43 bewährt, wo bey Ἄνιος, von dem nichts zu sehen ist, gesagt wird, es sey dort mit abgehandelt. — Et. M. 94, 46 Ἀμφιτρίτη, s. Orth. 173, 16. περὶ ποσ. 354, 15. — Et. 278, 45 διπλοῦς ist die Herleitung von δύο und πέλειν, die aber *Choeroboskus* ausdrücklich abgesprochen wird, auch in den Epimer. 337, 15. — Et. M. 324, 13 ἐκρέμω verbietet des Accents halber den Stamm κρεμάω mit Berufung auf *Choeroboskus;* dasselbe lehren die Epim. Vol. I, 171, 8. — Et. M. 411, 46 ζήτρειον, vergl. Orth. 215, 27, wo aber nur die Etymologie, nicht die Betonung behandelt ist, und *Ritschl de Oro et Or.* 45, 14.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

JUNI 1837.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Oxford (Leipzig, b. Weigel in Comm.): *Anecdota Graeca e Codd. manuſcriptis Bibliothecarum Oxonienſium* deſcripſit *J. A. Cramer* etc.

(Fortſetzung der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenſion.)

Etym. M. 491, 39 wird geſagt, daſs Choeroboskus nach Herodian über die unbiegſamen Neutra auf αρ geſprochen habe; es iſt möglich, daſs das, was dort im Etymolog. ſteht, in der Schrift περὶ ποσ. 309, 19 ausgefallen iſt; denn es heiſst hier: πᾶν ὄνομα οὐδέτερον εἰς αρ λῆγον διὰ τοῦ ε γράφεται· οἷον νέφος, στέφος κτλ. Will man nun nicht, was gewagt ſcheint, für εαρ φος leſen, ſo iſt die Sache nur durch eine Verſchmelzung zweyer ganz verſchiedener Regeln und Formen erklärlich. — Et. M. 537, 7 wird κράς, κρατός *Choeroboskus* beygelegt, während Andere, wie *Soranus*, es ohne Nominativ ſeyn lieſsen. Der auch anderwärts, obwohl mit Modificationen geleſene Kanon, ſiehe *Drak. de metr.* 103, 4 ff., iſt Vol. I, 231, 14 zu leſen. — Et. M. 537, 4, unter κρεῖον, vergl. Orth. 231, 33, περὶ ποσ. 289, 15; beide Stellen aber geben weniger, und in der letzten iſt der Ton unrichtig. — Et. M. 560, 15 λεξείδιον; über die Deminutive in ειδιον und ιδιον ſiehe Orth. 238, 18. 255, 20. — Et. M. 630, 51 ὀρίγανον, vergl. Orth. 243, 6. Epim. 398, 7. — Et. M. 635, 49 ὄσπριον, ſiehe Orth. 244, 29. — Et. M. 681, 26 Πολύειδος, ſiehe Orth. 251, 21, wo die angezogenen Stellen des *Sophokles* vermiſst werden. — Et. M. 704, 30 ῥινός, vergl. Orth. 255, 15. Aus jenem iſt ῥινός für ῥῖνος, und ἡ παρὰ τὸ ῥίον, ſtatt ῥίν, in der Orthographie herzuſtellen. — Et. M. 704, 45 ῥιπή, ſiehe Orth. 255, 17, aber mit Uebergehung der Bemerkung, daſs Ῥίπη bey Homer. Il. 2, 606 auch eine Stadt ſey. — Et. M. 710, 12 Σειληνός, Orth. 260, 4, die abermals erſt nach den Etymologen zu berichtigen iſt. — Et. M. 710, 33 σεισάχθεια, vergl. Orth. 261, 1. — Et. M. 713, 19 Σιμωνίδης findet ſich nicht in unſerem Abdrucke, könnte aber zu den patronymiſchen Formen, die περὶ ποσ. 299, 8 aufgezählt werden, gehört haben. Der Unterſchied zwiſchen Σιμωνίδης dem Lyriker und Σημωνίδης dem Jambendichter, der dort gemacht wird, iſt ſonſt unbekannt. — Et. M. 714, 32 Σίσυφος, vergl. Orth. 260, 15, wo der Fehler Σίσοφος zu ändern iſt; ſiehe auch περὶ ποσ. 294, 1. — Et. M. 718, 18 σκνίψ, vergl. Orth. 258, 17, was aber verdorben iſt. Es heiſst nämlich: Σκίπες· ι· σκὶψ γάρ ἐστιν ἡ εὐθεῖα; aber man leſe σκνῖπες ι σνὶψ κτέ, und im Folgenden λέγουσι δὲ καὶ σκνὶψ καὶ κνὶψ (ſtatt πνὶψ) διὰ τοῦ φ καὶ π; auch 263, 10 ſteckt in σκύψ muthmaſslich dieſes Wort. — Et. M. 722, 11 Σόλοικοι giebt die Orth. 262, 18 nur σωλοικία· ι· ἀπὸ τοῦ σώλοικος, wo noch im Anfange der lange Vocal irrig iſt. — Et. M. 726, 39 στεφανίτης ſucht man vergebens in unſeren Auszügen; doch iſt es denkbar, daſs es in der Regel περὶ ποσ. 292, 32 urſprünglich vorhanden war. — Et. M. 740, 14 σχές, ſiehe Epimer. 405, 20. Aber die Stelle, welche der Verfaſſer des Etymologici vor Augen hatte, iſt zunächſt aus den Erklärungen zu den *Pſalmen* V, 1 genommen, von der, wie es ſcheint, anderswärts und in den Eklog. 428 ff. Bruchſtücke enthalten ſind. — Et. M. 767, 57 Τριτογένεια, ſiehe Orth. 264, 16, περὶ ποσ. 300, 8, an beiden Orten aber fehlt die Choeroboskus zugeſchriebene Erläuterung. — Et. M. 774, 38 unter ὑγιής; über die Doppelform ὑγεία und ὑγίεια vergl. Orth. 270, 9, περὶ ποσ. 306, 16. — Et. M. 796, 52 φυεῖ wird erwähnt, daſs *Choeroboskus*, wegen der ungriechiſchen Conſonantenverbindung τοφνεῖ annahm. Dieſs konnte in der Sache περὶ ποσότητος, unter der Regel über die Adverbien auf ει, die gerade, wie ſchon geſagt iſt, ſehr mangelhaft und unvollſtändig hinterlaſſen ſind, geſchehen ſeyn. — Et. M. 800, 13 φρήτρηφι, ſiehe Orth. 224. 22, περὶ ποσ. 314, 3. — Et. M. 823, 47 Ὠρείτης καὶ τὸ κύριον ὄνομα ἔστι διὰ διφθόγγου ὡς περὰ Ἀπολλωνίῳ (Arg. II, 110) Ὠρείτης δ' Ἀμύκοιο — τινὰ δὲ τῶν ἀντιγράφων Ὠρείδης ἔχει, vergl. Orth. 280, 17, περὶ ποσ. 293, 1, wiewohl nirgends die Variante zu Apollonius angegeben iſt, die aber auch nicht nothwendig von Choeroboskus entlehnt ſeyn muſs.

Auch die Stellen des Etymologen, in denen Choeroboskus Kanones angezogen werden, haben zuweilen Anklang an unſeren Schriften; doch iſt dieſer ein nur ſeltener, z. B. 599, 41 νέηλυς, wo der hier erwähnte Kanon, der freylich Gemeingut der Homeriſchen Grammatiker iſt, in Vol. I, 297, 11, nur mit einigen Beyſpielen vermehrt, geleſen wird. Allein die ſonſtigen Erwähnungen der Art, wie Et. M. 3, 48 ἀβλής, 116, 19 ἀξιόχρεων, 230, 15 γήδιον, 460, 6 Θῶνος παράκοιτις, 517, 24 κλέα, 640, 8 οὐδέτερον, 670, 26 Πηλεύς, 800, 22 φρητὸς, 814, 23 χρέος, ſind hier entweder gar nicht, oder auf eine Weiſe, die zu verſchieden ſcheint, als daſs ſie ſich herziehen lieſse. Daſſelbe gilt von einigen beſonderen Formen, wo bloſs Χοιροβοσκός dabey ſteht, z. B. Et. M. 20, 20 ἀελλόπος, 59, 11 ἄλες, 93, 33 ἀμφόνου. 112, 39 ἀντιγονίζω, 159, 10 ἀστήρ, 230, 2 γηγενής, 290, 41

δύνασαι, 306, 22 ἐδίδων, 473, 41 ἱππῆς, 484, 36 καθῆ, 635, 34 ὀρφῶς, 629, 2 ὄπωπα, 639, 9 οὖας, 709, 57 σεύς, 749, 22 ταών, 803, 39 φῶς, 815, 14 χρηστήρ. Es iſt alſo wohl ausgemacht, daſs dieſe Hinweiſungen auf andere zahlreiche Schriften von Choeroboskus ſich beziehen. Wie man aber auch immer darüber urtheilen mag, ſo geht aus dem zuerſt Nachgewieſenen doch gewiſs ſo viel hervor, daſs die in unſeren Anecdotis enthaltenen Bruchſtücke des Choeroboskus einen nur ungenauen und keineswegs erſchöpfenden Auszug aus der Orthographie und anderen ſeiner Bücher enthalten können, auf welche Vermuthung ſchon ihre ganze Beſchaffenheit hindeutet. Am Schluſſe dieſer Unterſuchung muſs Rec. noch zweyerley hinzuſetzen: einmal, daſs er die Anführungen im Etymologicum übergehen zu können glaubte, in denen eine andere Schrift unſeres Verfaſſers namentlich erwähnt wird, ſodann, daſs er nicht ohne Vorbedacht *Χοιροβοσκός*, was Viele in das Proparoxytonon umzuwandeln befehlen, geſchrieben habe. Denn dieſe Accentuation iſt nicht nur im Etymologicum die überall herrſchende, ſondern auch in der Ueberſchrift der Orthographie a. a. O. überliefert. Es ſcheint aber dieſelbe ſchon um deſswillen beyzubehalten ſeyn, weil dieſe in der Folge gewöhnlich gewordene Benennung nur ein Schimpfname des *Georgius* war, deſſen Bedeutung eben durch die regelmäſsige Betonung mehr hervorgehoben ward.

Wenn nun ſchon dieſer Umſtand im Gebrauche der hier gegebenen Schriften Vorſicht räth, und eine fortgeſetzte Vergleichung anderer grammatiſchen Sammelwerke, beſonders der Etymologen, zur unerläſslichen Pflicht macht, ſo wird dieſe Vorſicht noch mehr dadurch erhöht, daſs die Handſchrift äuſserſt verdorben auf uns gekommen iſt, und für Berichtigung, oder auch nur Andeutung ſolcher Fehler der Herausg. ſeinem Plane nach auch gar nichts that. Da im Obigen nur Weniges dieſer Gattung im Vorbeygehen erwähnt werden konnte, ſo will Rec. dieſes mit Berückſichtigung anderer Hülfsmittel noch durch eine Reihe von Bemerkungen zu den kleineren in dieſem Theile gegebenen Aufſätzen darthun. — S. 320, 20 αἶπος· τὸ ἀκροτήριον, l. ἀκρωτήριον, vgl. Et. M. 37, 35. 41. Gud. 20, 49. 21, 9; im Index iſt hier fälſchlich S. 310 genannt. — S. 321, 1 Ἀκεσσαμενός, über die Betonung der von Participien ſtammenden längeren Eigennamen. Hier nun waren zuerſt die Homeriſchen Stellen Il. 4, 483 und 21, 142 zu berichtigen, da hier ſchon die aufgeſtellte Regel Ἀκεσσαμενοῖο verlangt, ſiehe *Lobeck* z. Phryn. 322. *Lehrs de Ariſt. ſtud.* 282. *Göttling* Lehre vom Accente 62. Auſser den von jenen angeführten Grammatikern hat auch *Arkad. de acc.* 64, 23 dieſe Regel. Alle aber beſchränken ſie auf die von Participien der Aoriſten oder des Präſens hergenommenen Namen, als Σωζομενός, Τισαμενός und gleiche. Wie kommt nun unſer Grammatiker, der von vorn richtig ſchreibt: τὰ εἰς μενος ὀνόματα ὑπὲρ δύο συλλαβὰς, zu dem nirgend gefundenen Beyſatze: μὴ παρὰ τὸ αἶνον συγκείμενα, διὰ τοῦ ε ψιλοῦ γράφεται, was am Ende mit ἐπαινός beſtätigt wird? Offenbar dadurch, daſs die Regel zunächſt nicht auf den Accent, ſondern auf die Schreibart mit αι oder ε ſich bezieht, vergl. Et. M. 36, 1. — Daſ. 20 ἀπειλή· τὰ εἰς η λήγουτα θηλυκὰ παραληγόμενα ἐνὶ τῶν ψιλῶν ἢ ἐνὶ τῶν δασέων ἢ τὸ (lies τῷ) κ λ μ ν οὐ θέλουσι τῇ ει διφθόγγῳ παραλήγεσθαι· πλὴν τοῦ ἐνδείπνη· πείνη· εἴλη· ὀφειλή· ἀπειλή· ὠτειλή. Auſserdem, daſs ἐνδείπνη gar kein Wort iſt, zeugen auch Orth. 195, 26. περὶ ποσ. 303, 22. Epim. 347, 9. Et. M. 261, 20. Gud. 135, 52. Arkad. 108, 18. 109, 9 dafür, daſs δείλη zu verbeſſern ſey; die Accentregel über die dreyſylbigen Oxytona bietet auch das Gud. 63, 34. — Der folgende Artikel ἀπήνη giebt σενήνη für σελήνη, und aus Il. 9, 155 οἵ κε δωτίνησι für οἵ κέ ἑ δωτ. κτλ., ſiehe περὶ ποσ. 306, 25. *Arkad.* 111, 15. 112, 1. 195, 6, und auch andere Grammatiker erwähnen nicht ſelten die Ausnahmen auf ῖνη und ίνη. — S. 322, 5 βιβλίον iſt der Artikel über die Neutra auf ιον und ειον unvollſtändig, da der Abſchreiber Beyſpiele von Adjectiven, wie ἀνθρώπειος, und Hauptwörter von Verben auf ευω, als βαλανεῖον, πτωχεῖον hinzuzuſetzen vergaſs, oder auch ſie beym Verfaſſer nicht fand, vergl. Et. M. 29, 38. 187, 10. Gud. 476, 1. — S. 323, 4 ἐλαῖα, die fehlerhafte Accentuation darf in unſerem Buche, das ſich hierin meiſt gleich bleibt, nicht auffallen. So ſteht 329, 5 Τροῖα, 330, 4 φρῆτρα, 335, 10 αὖρα, 357, 9 δουλεῖα, 423, 15 χῆρα, wo überall, wie häufig auch in der Orthographie, der Circumflex unrichtig war. Auch iſt ſelbſt der Fehler nicht durchgeführt, da 421, 21 φαρμακεία richtig geleſen wird, und die hier gegebenen πτελαῖα, ῥομφαῖα, Ἀλθαῖα unter dem zweyten 407, 22 paroxytonirt ſind. Aber es iſt eine falſche Gewiſſenhaftigkeit Hn. *Cs.*, wenn er nun auch im Verzeichniſſe ἐλαῖα und ῥομφαῖα bietet, ſiehe *M.* 326, 31. *Arkad.* 98, 6. Auch das M. 705, 25 hat irrig ῥομφαῖα, und im Gud. 493, 80 iſt Wahres und Falſches, wie in unſerem Buche, unter einander gemiſcht. — Daſ. 8 Ἑλένη iſt ſchon I, 107, 16 ausführlicher behandelt, dort wird δοξαμενή als Appellativum bezeichnet, was beſſer erſcheint, da der Eigenname Il. 18, 44 Paroxytonon iſt. Die nämliche orthographiſche Bemerkung iſt in M. 328, 10. Gud. 181, 1, in dem für Κλειωμένη Κλυμένη zu berichtigen iſt. — Daſ. 13 εὐρυάγυια ſind die Beyſpiele ἴδυια, ἅρπυια, Ἰλήθυια, αἴθυια, ὀρόθυια, ἀμάθυια, wie auch anderwärts in dieſen Schriften, z. B. περὶ ποσ. 300, 34, ſo verdorben, daſs man ſie kaum wiedererkennt. Etwas beſſer iſt Einiges 442, 2, wo die ganze Sache wiederkehrt, gegeben; auch hat Hr. *Cr.* Ὠρείθυια und Εἰλήθυια dort berichtigt. Aber Ἰδυῖα und Εἰδυῖα waren zu properiſpomeniren, vergl. *Göttling* Lehre vom Acc. 138, 9, und *Wellauer* z. Apoll. III, 243. Das Et. M. 14, 21 hat unter ἄγυια folgende Regel: τὰ διὰ τοῦ υια θηλυκὰ ὀνόματα ὑπὲρ β συλλαβὰς προπαροξυνόμενα τὸ ι θέλει παραλήγεσθαι· οἷον ἅρπυια, αἴθυια, ἄγυια, Ὠρείθυια, Εἰλήθυια. σεσημείωται τὸ μητρυιὰ καὶ ὀργυιὰ καὶ ἀγυιὰ ἡ ὁδός, παραληγόμενα τῷ ι καὶ ὀξυνόμενα· ἀναλογώτερον δὲ ἐστι τὸ ἄγυια. — μέσην ἐς ἄγυιαν ἰοῦσαι (Il. 20, 245).

Den nämlichen Kanon beut das Gud. 7, 41, verzeichnet aber nur ἅρπυια und Εἰλήθυια. Im Arkad. 98, 1, wo, wie die Beyspiele zeigen, das Gleiche berührt ward, schreibe man παραλήγοντα τῇ αι διφθόγγῳ ἢ τῇ υι (für οι) ἢ η, erwähnt sind nur ἅρπυια, αἴθυια, ὄργυια. *Drak. de metr.* 19, 19 zieht nur die wechselnde Messung und Betonung von ἀγυιά an. In gleicher Beziehung erwähnen *Eust.* z. Od. 1631, 29 ὀργυιάν und ἀγυιάν, und dieses die Ven. Schol. z. Il. 6, 422, und jener wieder z. Od. 1653, 3 ἡ δὲ ὄργυια καὶ ἐνταῦθα συνήθως προπαροξύνεται ὁμοίως τῷ ἅρπυια, εἰλείθυια καὶ τοῖς τοιούτοις. Nirgends ist demnach, wie es scheint, Εἰδυῖα oder Ἰδυῖα dahingezogen; und da selbst *Choeroboskus* περὶ ποσ. 300, 34 εἰδυῖα hat, so leidet es wohl keinen Zweifel, dass in unserer Stelle der Accent verdorben sey. — Das. 17 Ἐρυσίβη behandelt nur die Bildung des Wortes, das nach der gewöhnlichen Annahme dem Futurum ἐρύω, ἐρύσω, obwohl die Quantität die Sache ungewiss macht, entstammen soll. Die Bedeutung des Wortes wird ausserdem noch zweymal, Orth. 214, 3 und Ekl. διαφ. λέξ. 438, 3, erläutert. Am letzten Orte heisst es: Εὐρυσίβην· καλοῦσι τὴν τοῖς στάχυσιν ἐπανθοῦσαν ὀχρίαν (l. ὠχρίαν) καὶ συγκονοῦσαν (l. συγκλονοῦσαν) τοὺς καρπούς, ἣν τινες αἰθαλίδα καλοῦσιν. Die erwähnten Verbesserungen stimmen mit beiden Etymologen M. 378, 47. Gud. 210, 18, deren jeder zwey Artikel hat, überein; doch ist auch im Gud. einzelnes Fehlerhafte nach dem Ersten zu tilgen. Das Letzte hat noch am Schlusse ἣν τινος αὐθαλίδα καλοῦσιν, und das M. 378, 50 ἐκθαλίδα für αἰθαλίδα. Jedoch möchte hier unser Abdruck das Wahre haben, da diese Form der Natur der Sache entspricht, und die Krankheit des Getreides in ihr liegt, welche unsere Landleute besonders beym Weizen *Brand* nennen; vergl. *Steph. Thes. Gr.* l. II, 3829, b. *Hesych.* I, 151 αἰθαλίδες. — S. 325, 15 κίβδηλον bestätigt nicht nur unser Buch, sondern auch das Gud. 321, 19. Die Emendation z. M. 512, 45: οἱ γὰρ Ἀθηναῖοι τῷ πρὸς τοὺς Χίους μίσει φερόμενοι ἐν τοῖς ἀδοκίμοις ἑαυτῶν νομίσμασι (st. ὀνόμασι) τὸν τοῦ χ τύπον ἐγχαράττοντες κτλ. Aus diesen Quellen aber muss es am Ende unseres Artikels heissen: ἀπέῤῥιπτον καὶ ἐβδελύσσοντο, καὶ κίβδηλα ταῦτα ἐκάλουν, vergl. *Zonar.* II, 1213, die dort von *Tittmann* angezogenen Gelehrten und *Eust.* zur Od. 1462, 38 ff. — S. 326, 23 ὀμφή· τὸ ο μικρὸν· τὰ γὰρ εἰς φη θηλυκὰ ὀξύτονα, ἢ τὸ α παραλήγονται, οἷον ῥαφή, βαφή, ἢ τὸ ο, οἷον μορφή, ὀροφή, μομφή, ὀμφή. Offenbar ist hier βαφή dem unpassenden βαφή unterzustellen, vergl. Vol. I, 307, 19. *Arkad.* 15, 4. 9 und anderwärts. — S. 328, 23 τελήεις ist die nämliche Regel über die Bildung der Adjectiven in ηεις, ωεις und οεις schon I, 408, 12 vorhanden. Daraus nun ist τερμιόεις für τερμηόεις zu entnehmen, was auf das Homerische καὶ τερμιόεντα χιτῶνα Od. 19, 242, vergl. Il. 16, 803 Rücksicht nimmt; nachher ist für das ganz unerklärliche εὐόθεα σκιόεντα, muthmasslich aus Il. 1, 157, οὔρεά τε σκιόεντα zu lesen, vergl. Et. M. 39, 34 αἱματόεσσα, Gud. 18, 8, die beide unsere zweyte Verbesserung bestätigen; die erste aber ist auch in ihnen für die Unformen τιμιόεις und τιμόεις, die unwissende Abschreiber dem Homerischen unterschoben, herzustellen. — Rec. geht zu dem Theile des Buches fort, der die Ueberschrift ἐπιμερισμοί führt, S. 331—426. Allein bey der grossen Menge Irrthümer, die er sich hier angezeigt hat, mag es genügen, diejenigen auszuheben, durch die der ganze Artikel falsch wird, welche Arten von Versehen häufig auch in den Index des Herausg. übergegangen sind. S. 332, 4 ἄνθραξ, wo die auf Christus bezogene Deutung durch falsche Unterscheidung ganz entstellt ist; man lese: διφυῆς δὲ ἄνθραξ λέγεται ὁ Χριστὸς κατὰ ἀναγωγήν· γίνεται δέ κτλ., und eben so vorher: καὶ ὕδωρ διφυᾶ ἄνθρακα δέχεται, anstatt διφυά, was gar nichts ist, vergl. M. 109, 39. 42. Gud. 517, 58, wo nicht minder unrichtig διφυῶ ἄνθρ. steht, im Folgenden aber διφυὴς δὲ ἄνθραξ λέγεται ὁ Χριστὸς κατ' ἀλληγορίαν, wodurch ἀναγωγή, was die mystische oder typische Auslegung der Schrift bezeichnet, deutlicher wird, vergl. *Steph. thes. Gr. ling.* I, 817, b. c. — S. 336, 29 ἀποβουκολῶ· τὸ ἀπετῶ l. ἀπατῶ, vergl. Magn. 120, 9. Gud. 66, 7. Zon. 283. Hesych. I, 456. Ist hier etwas ausgefallen, da der Herausg. einer Lücke im Codex gedenkt, so ist aus den Anderen nur zu ergänzen ἢ τὸ ἀποπλανῶ. — Das. 30 ἄγαλμα· ἐκ τοῦ ἀγάλλω· ἐν ᾧ ἀγάλλεταί τις, l. ἐφ' ᾧ ἀγ. τις, vergl. Et. M. 5, 35; im Gud. 3, 4 ist derselbe Fehler wegzuschaffen. — S. 338, 15 ἀγορεύω ist die ganze Glosse durch Verderbniss und Auslassung unbrauchbar, vergl. Et. M. 12, 48. Gud. 6, 4, in dem auch Einiges fehlt. — Das. 19 ἀγαπῴην, war die Lücke auszufüllen, und am Ende zu schreiben: οἱ Ἴωνες ἐν τοῖς τρίτοις προσώποις τῶν εὐκτικῶν εἰώθασιν ἐπεντιθέναι (st. ἐπαντιθέναι) τὸ η, wie es das M. 6, 10 und Gud. 3, 15 vorschreiben. — S. 341, 7 ἀνενδοιάστως ist vielleicht aus unserer Schrift und dem Gud. 55, 29, auch im Et. M. 104, 12 das Adverbium für ἀνενδοίαστα herzustellen. Dagegen sind aus diesem hier und im Gud. andere Flecken zu tilgen, die Rec. übergeht, da *Valckenaer* z. Ammon. 68 f. das Nöthigste beygebracht, auch die angezogene Stelle der Psalmen nachgewiesen hat. Hr. *Cr.* hat durch ein sonderbares Versehen Homer dazu genannt. Wie sehr aber solche Bemerkungen über Entstehung und Rechtschreibung einzelner Formen zum Gemeingute der verschiedensten Grammatiker geworden seyen, beweist die von dem holländischen Gelehrten gegebene Anführung aus *Cyrillus*, die, ohne wörtlich einzustimmen, Vieles mit dem hier und anderwärts Gelesenen Uebereinkommendes darbietet. — S. 343, 4 war ἀῤῥωγός, das auch das Verzeichniss hat, unbedenklich in ἀρωγός umzuwandeln, siehe M. 130, 53. Gud. 75, 37. 82, 38, in dem auch die Accentregel erwähnt ist, vergl. noch *Arkad.* 47, 13, bey dem aus unserer Schrift, was auch *Göttling* Lehre v. Acc. 216, 5 Ἄμοργος für ἄμολγος zu emendiren seyn wird. — S. 345, 29 ἀμαρεύματα· λαμπρά, λαμπηδόνες. Hier möchte es schwer zu entziffern seyn, was sich Hr. *Cr.* unter ἀμαρεύματα, dem er sonder An-

stoſs auch im Regiſter einen Platz gönnte, gedacht habe. Schon das Et. M. 77, 50. Gud. 42, 33 ff. muſste ihn belehren, daſs ἀμαρύγματα ein bey Heſiodus und allen Epikern gebräuchliches Wort, ſiehe *Ruhnken ep. crit.* I, 107. *Wernicke* z. Tryphiod. 71, darin verſteckt liege. Im Ausgange des Et. M. 77, 35, welche Worte auch *Zonar* 154, 1 ff. hat: ἐκ τοῦ μαρῶ μέλλοντος μαρύσσω, ἀμάρω, ἀμάρυγμα, ἡ μαρυγμή, ἀμαρυγμαὶ καὶ ἀμάρυγμα ſind die unterſtrichenen Formen irrthümlich und aus μαρμαρυγή und ἀμαρυγή, die neben ἀμάρυγμα im Gebrauche waren, verdorben; auch von *Phavor*. 60, b ſind dieſe Fehler wiederholt. — S. 354, 17 γηροκόμων iſt Form und Accent unrichtig, und nach Et. M. 230, 37. Gud. 125, 29 in γηροκομῶν zu ändern. Ebenſo iſt das Beyſpiel κηρωφόρος in κερωφόρος (Hörnertragend) zu verwandeln; man ſehe noch *Zonar*. 435 γηρωκομεῖον, und über die ſehr beſtrittene Sache *Lobeck* z. Phrynich. 691 ff. — Daſ. 22 γράφω, vergl. M. 240, 32, Gud. 129, 40, die Beide das Nämliche geben. Aus ihnen iſt in unſerem Buche: εἰ γὰρ εἴπω „γράφω σοι“ μετὰ δοτικῆς, σημαίνει ἐπιστέλλω (für ἐπιστέλω) σοι zu leſen, und eben ſo zuletzt: „γράφομαι σε“, σημαίνει τὸ ἐγγραφὰς κατὰ σοῦ εἰς δικαστῇ ἀποτίθημι, εἰς δικαστήριον. Dagegen ſteht im Et. M. ἐγγραφάς. Auch iſt bey der Anklage das Medium das gewöhnliche, ſiehe den Grammatiker bey *Hermann de emend. rat. Gr. Gr.* 337, 121. *Phavor*. 181, b. Schol. z. Ariſtoph. Fried. 106. — S. 356, 17 δρόσος· παρὰ τὸ ἀπὸ Διός σεύεσθαι δίοσος καὶ δόσος, καὶ πλεονασμῷ τοῦ ρ δρόσος· αὕτη γὰρ ἀπὸ τὸν αἰθέρα κατέρχεται· ἢ παρὰ τὸ φερρόσος καὶ πλεονασμῷ τοῦ δ δρόσος· τὰ δὲ εἰς ος διβράχεα βαρύνονται. Hier iſt der Ausgang ganz dunkel, und man muſs ſeine Zuflucht zu anderen nehmen; in den Etymologen M. 287, 52. Gud. 152, 41 ſind die Ableitungen reichhaltiger, und auch unter 359, 22 kommt das Wort noch einmal vor. Dennoch ſind dadurch die hier herrſchenden Fehler nicht völlig entwirrt. Zuerſt nun iſt offenbar ἀπὸ τοῦ αἰθέρος zu leſen; hernach muſs es heiſsen: ἢ παρὰ τὸ ῥέω ῥόσος καὶ πλ. τ. δ. δρόσος, wodurch das unerhörte φερρόσος verſchwindet. Die Regel über den Accent der zweyſylbigen mit kurzer Penultima giebt auch *Arkad*. 75, 3 und *Zonar*. 571, bey dem σουμένη und διοσός τις nach anderen Quellen geſchrieben ſind. — S. 360, 19 Ἑλλάς· ἀπὸ Ἕλλης τινὸς τῆς Ξόθου (l. Ξούθου) θυγατρός; dieſelbe Lesart iſt dem M. 331, 13 für Ζήθου, und dem Gud. 182, 47 Ἑλλὰς ἀπὸ τῆς Ἕλλης τῆς Ξάνθου θυγατρὸς zurückzugeben, und es möchte ſich der von *Sylburg* in den Noten zum Et. M. geäuſserte Zweifel dadurch heben. — S. 363, 16 ἐσθὶς· παρὰ τὸ ἕω τὸ ἐνδύω ἐξ αὐτοῦ ἔσθος; hier iſt das letzte, weil die Homer. Stelle Il. 24, 94 beygeſchrieben iſt, auch in dem Eingange und im Regiſter zu ſchreiben, zumal ἐσθὶς gar kein Wort iſt, oder es muſs, was aber minder wahrſcheinlich iſt, nach Orthogr. 214, 14 ἐσθής heiſsen, vergl. M. 383, 1. Gud. 211, 47. Zonar. 879. 880. — S. 368, 28 ἐξήτηλα· ἀμαυρὰ καὶ σκοτεινά; im Regiſter fehlt das Wort; aber nach Orth. 199, 30. Epim. 36, 24 und Eklog. 435, 3 muſs es ἐξίτηλα heiſsen, vergl. auch Et. M. 348, 30. Gud. 193, 35. — S. 372, 25 ἠνίον· τὸ η u. ſ. w. Erſtens war hier der im Verzeichniſſe richtig gegebene Spiritus zu ändern, und der nämliche in der Orthogr. 217, 17 einzuführen, da die jetzige Schreibweiſe mit dem Imperativ von ἀνιάω ἠνία 446, 14, was auch geſchehen iſt, zuſammenfallen muſste; ferner iſt der Homeriſche Vers Il. 5, 306, der ἰνίον bewährt, am ganz unrechten Orte eingeſchoben, vgl. M. 432, 17. Gud. 245, 46. Zonar. 996. — S. 374, 13 ἠλίθιος· ὁ ἀκίνητος, l. ἀνόητος, und vergl. Ekl. 445, 24. Et. M. 427, 53. Gud. 240, 47. — S. 379, 19 ἰδμός· τί διαφέρει ἰδμός καὶ πορθμός; διαφέρει· ἰδμὸς λέγεται γῆ μεταξὺ δύο θαλασσῶν· πορθμὸς δὲ θάλασσα μεταξὺ δύο γαιῶν, iſt die Sache durch Beybehaltung des Schreibfehlers ἰθμός für ἰσθμός, ganz unklar, und ſelbſt im Verzeichniſſe ſo geblieben. Aufgedeckt wird der Irrthum durch Ekl. 450, 25. M. 477. 22. Gud. 282, 48. Zonar. 1122, der dieſen Unterſchied *Herodianus* giebt. Phavor. 390, a. — S. 383, 30 κύκλα· ἐπίῤῥημα τοπικὸν ἀντὶ τοῦ κυκλόθεν; da man nicht begreift, wie κύκλα ein Ortsadverbium ſeyn könne, ſo wird mit dem M. 544, 12 und anderen der Dativ κύκλῳ zu geben ſeyn. Im Gud. 352, 39 κύκλω· ἐκ τοῦ κυκλῶ iſt danach zu ändern: κύκλῳ· ἐκ τοῦ κύκλου, ſiehe Zonar. 1272. Phavor. 455, c. — S. 384, 9 κίρεια δὲ λέγονται οἱ ἀρχαῖοι ταῖς θριξὶν ἔπλεκον ὥσπερ σχοινία, καὶ ἐποίουν αὐτὰ ἐν ταῖς κλίναις, καθάπερ ἡμεῖς τοῖς σχοινίοις. Am Ende ſcheint hier χρώμεθα ausgefallen zu ſeyn; aber auch das ganze Wort iſt fehlerhaft, und es muſs κειρία oder κηρία heiſsen, worunter *Binden*, namentlich auch die Binden, mit denen die Verſtorbenen umwickelt wurden, zu verſtehen ſind, vergl. Etym. M. 108, 12. Gud. 309, 35. Zonar. 1190. Phavor. 418, a. Pollux X, 36. Aus eben dem Grunde iſt das vorangehende κίρειος, das ſonſt unbekannt iſt, nach der Ableitung von κείρω in κείρια umzuwandeln. — Daſ. 28 κέλλη· σημαίνει δὲ τὴν μικρὰν ναῦν iſt gänzlich unbekannt, und es muſs κέλης geleſen werden, ſiehe Etym. M. 353, 8. Gud. 313, 60. Phavor. 420, c; mehr darüber bietet *Stephan. Theſ. Gr. ling.* I, 916 c. f. — S. 385, 28 λαβύρινθος· ἔστιν σπήλαιον ἀντρώδη (l. ἀντρῶδες) καὶ δύσκολον περὶ τὴν κάθοδον, καὶ δυσχερὲς πάλιν περὶ τὴν ἄνοδον, ἐν ᾧ λέγεται ὁ Μινώταυρος ἐμβληθείς. Bey der tropiſchen Bedeutung: ἐπεὶ οὖν δυσχερὲς τὸ ἐκβῆναι τοὺς λαβυρίνθους, λαμβάνει ἐπὶ τῷ λόγῳ τῶν ἀφύκτων ὧν οὐδεὶς δύναται ἐκφυγεῖν. Hier iſt λαμβάνεται und ἐπὶ τῶν λόγων, was, da es die Handſchrift bot, Hr. *Cr.* mit Unrecht verſchmähte, nach dem Sprachgebrauche einzuſetzen, vergl. Gud. 359, 47. M. 554, 30, indem das Genus τὰς λαβυρίνθους einer Berichtigung bedarf.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

JUNI 1837.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Oxford (Leipzig, b. Weigel in Comm.): *Anecdota Graeca e Codd. manuscriptis Bibliothecarum Oxoniensium* descripsit *J. A. Cramer* etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

S. 386, 12 λωφῆσαι· ἔστιν ἡ λέξις μεταφορικῶς (l. μεταφορικὴ) ἀπὸ τῶν βοῶν, τῶν ὑπὸ τῶν λόφων (l. τὸν λόφον) ἀναπαυσαμένων, vergl. M. 571, 12. Gud. 376, 25. — Das. 19 λελυμασμένη war das Perfectum von λυμάζω, nicht λελύμαγκα, sondern λελύμακα zu bilden, vergl. M. 559, 57. Gud. 366, 4, und aus ihnen ist auch das in den Epimerismen übergegangene Perfectum ἤδυγκα, von ἡδύνω, zu ergänzen, obgleich die erstere Form in dem vorhergehenden und ausgefallenen ν einen Haltpunct haben könnte. — S. 387, 9 λόβιν· ἤπατος· λέγονται, λωβοὶ τὰ κατώτατα μέρη τῶν ὤτων. Hier ist λόβιν, was auch der Index hat, ganz unerhört, und λοβοὶ ἤπατος zu lesen, siehe Magn. 569, 9. Gud. 372, 9; auch der lange Vocal in λωβοὶ ist ein Irrthum. — S. 390, 1 μεταμέλεια· τὸ λει δίφθογγος· τὸ (l. τὰ) διὰ τοῦ εια προπαροξύτονα θηλυκὰ ἅπαντα διὰ τῆς ει διφθόγγου γράφονται· σχήματος παρασυνθέτου, ἐκ τοῦ μεταμέλομαι τὸ μετανοῶ καὶ μεταγιγνώσκω, vergl. Gud. 388, 46, wo falsch μεταλῶμαι steht. Nach beiden aber ist im M. 585, 27 μεταμέλειν in μεταμέλεια, und zuletzt μεταμέλομαι καὶ μετανοῶ καὶ μεταγινώσκω in τὸ μεταν. καὶ μεταγ. zu verwandeln, was bereits Sylburg einsah. — S. 393, 24 νεβρῶν· σημαίνει τὰ τῶν ἐλάφων γένη (l. γεννήματα, und in der Unterschrift νεβροί), vergl. M. 599, 43. Gud. 403, 44. Zon. 1388, 43; die beiden letzten haben die Einzahl Phavor. 521, a. — S. 394, 3 νήστης· ἔντερον οὕτω λεγόμενον musste nach den gleichmässigen Stellen Anderer, siehe M. 605, 18. Gud. 409, 14, νῆστις lauten, obwohl jenes das Verzeichniss treulich wiedergiebt. — Das. 13 νεφέλη. τὰ διὰ τοῦ ελη θηλυκὰ ὑπὲρ δύο συλλαβὰς βαρύτονα ἑνὶ φωνήεντι παραλήγονται, οἷον, Σεμέλη, ἀγέλη, μακέλλη (l. μακέλη), vergl. Hesiod. Op. 470. Hom. Il. 21, 259. Die Regel ist 326, 1 da gewesen, siehe nach M. 601, 51. Arkad. 108, 26; im Gud. 406, 40 ist der Kanon angedeutet, nicht aber ausgeschrieben. — S. 396, 10 ὄφρυες· ist richtiger ὀφρύες oder ὀφρῦς zu lesen; die Lücke aus Et. M. 644, 30. Gud. 444, 22 zu ergänzen, und danach wohl auch das Herodianus Zugeschriebene zu bestimmen; da ihm nicht wohl eine doppelte Etymologie gegeben werden kann. Im Eingange berichtige man: ὀφρῦς· λέγονται ἤτοι ὠπόρυες παρὰ τὸ φρουρεῖν τοὺς ὦπας ὁπότε (l. ἀπὸ τῶν) ὄμβρων καὶ τῶν ὕπερθεν ἱδρώτων, ὀσμὴ (l. ὡς μὴ) ἐπ' αὐτοὺς φέρεται (l. φέρεσθαι); dann ist αἱ ὀποφρύες oder ὀποφύες zu wiederholen, vergl. Zonar. 1489. — S. 403, 14 προΐη· ἐκ τοῦ ἰῶ τὸ πέμπω· ὁ παρατατικὸς ἴεον, ἴουν, ἴεε τὸ τρίτον, καὶ προΐει καὶ ἀφίει. Nach diesem wird also auch in der Unterschrift und im Register προΐει einzuführen seyn, siehe M. 467, 41. Gud. 272, 12, wo aber wieder der Spiritus unrichtig ist. — S. 409, 34 σκολιός· παρὰ τὸ σκάζω τὸ χωλαίνω, ὁ μὴ εὐθεῖαν ὁδὸν πορευόμενος, ἀλλὰ διεστραμμένον (l. νην)· ἢ παρὰ τὸ σκαιὸς ἢ παρὰ τὸ σκόλον (l. σκόλοπα), ὃ σημαίνει τὸ ἀποξυμμένον ξύλον, vergl. Gud. 504, 12. Im M. 718, 29 und Phavor. 662, b ist damit eine andere Etymologie verbunden, aus deren Ausfall die hier begangenen Irrthümer entstanden seyn können. — S. 410, 3 στηθύνιον· — ἐκ τοῦ στήθους γίνεται τὸ ὑποκοριστικὸν στηθύνιον; die hier gegebene Form ist für στηθίνιον auch im M. 727, 24. Gud. 511, 37 aufzunehmen, vergl. *Lobeck* z. Phryn. 384. *Spohn de extr. part. Od.* 136. — Das. 5 σταυρός· παρὰ τὸ στα (l. στάσις) καὶ τὸ εὖρος, siehe M. 725, 27. Gud. 509, 46, wo auch die Homerische Stelle (Il. 24, 453) σταυροῖσιν πυκινοῖσι richtig gelesen wird. — S. 411, 19 σθένος· παρὰ τὸ στένω, στένος καὶ σθένος (l. παρὰ τὸ στήσω), vgl. M. 711, 51. Zonar. 1640 σθεναρός. — S. 412, 18 στέβει, muthmasslich στείβει, und gleich darauf: τὰ εἰς βω λήγοντα ῥήματα τῷ ε παραληγόμενα ἢ μόνῳ ἢ μετὰ συμφώνου (l. φωνήεντος), ἄχρι τοῦ παρατατικοῦ κλίνονται, siehe M. 454, 6. — Das. 23 σέσοστο ist, wie die Regel zeigt, das Plusquamperfectum ohne Augment, und muss daher σέσωστο heissen. Beide fehlerhafte Gebilde sind natürlich auch in den Index gekommen. — S. 417, 13 τρυφή· ἀπὸ τοῦ φύπτω ῥήματος, τοῦ διακλῶ καὶ διαμαλάσσω φυφὴ καὶ τρυφή. Es ist wohl von selbst klar, dass weder φύπτω, noch φυφὴ griechischen Anklang haben, und θρύπτω und θρυφὴ dafür eintreten mussten; zum Ueberflusse bestätigen wir diess mit 416, 11. M. 771, 20. Gud. 536, 20. Phavor. 710, c. Im Register ist dieser Artikel gar unter τροφή gekommen. — S. 420, 10 ὕλεως· ἡ εὐθεῖα ὕλις κατὰ μεταπλασμὸν ἀπὸ τοῦ ὕλη· τὸ υ μακρὸν, καὶ τὸ ἰλύος· γίνεται δὲ παρὰ τὸ εἰχῶ τὸ συστρέφω. Muthmasslich ist hier nach dem M. 776, 29 ὕλιος, die ionische Form zu lesen; dieses aber erhält über die Länge des Vocals in ὕλη eine Berichtigung aus den Anecdotis. — S. 420, 22 φρυκτωρία· ἡ λαμπηδὼν, κυρίως ἡ ἐν τῷ πύργῳ· παρὰ οὖν τὸ πύργος καὶ τὸ οὐρῶ τὸ

φυλάττω γίνεται πρυτουρία (l. *πυρκτωρία*), vergl. Et. M. 801, 23 *φρυκτωρεῖν*, was zwar einer anderen Ableitung von *πῦρ* und *ὡροῦν* folgt, aber die Verbesserung unzweifelhaft macht; mit ihm ist Phavor. 739, b in Uebereinstimmung. — S. 421, 8 *φοινικόν· τὸ μέλαν* ist *φοινικοῦν* einzusetzen, vergl. M. 797, 30. Gud. 555, 58. — S. 422, 32 *χλιδή· ἡ τροφή* (l. *τρυφή*), siehe Gud. 567, 28. 37, aus dem derselbe Fehler zu entfernen ist, ausserdem Zonar. 1855. Phavor. 748, b. — S. 424, 25 *ψίξ· παρὰ τὸ ψίχω τὸ ἐνβρωματίζω* (l. *ἐμβρωματίζω*), obwohl in unseren Büchern *ν* vor einem Lippenlaut häufig unverändert gelassen ist, und vergl. M. 819, 6. Phavor. 755, b.

Die folgenden *ἐκλογαὶ διαφόρων λέξεων* mögen gleichfalls, wie wir schon bemerkt haben, Auszüge aus sehr verschiedenen Schriften von *Choeroboskus* seyn. Allein sie sind meist noch kürzer und unbedeutender; denn neben einzelnen ausführlichen Erläuterungen füllen ganze Seiten nur unerhebliche Glossen. Doch auch hier würde Hr. *Cr.* haben mehr thun können, da die Benutzung jener grammatischen Andeutungen ohne vorherige Berichtigung in vielen Fällen unsicher, ja unmöglich ist. Auch hier hätte eine fortgesetzte Vergleichung der Etymologen die Sache wesentlich gefördert; davon nur einige Beyspiele: S. 435, 22 *ἑσμός· ἡ καθέδρα ἀπὸ τοῦ ἧσθαι· καὶ τὰ ἕδνα δὲ τὰ ὑπὸ τῆς νύμφης διδόμενα ὑπὸ τῶν μνηστήρων.* Hier ist die Sache nach Et. M. 383, 19 zu berichtigen, weil in dem Gewöhnlichen der Sinn ganz unklar ist. — S. 435, 30 *Ἐρεμβοί· οἱ Ἄραβες οὐ καλῶς εἰσὶ γὰρ ἀπὸ Ἀρβαίου τινὸς βασιλέως Βαβυλῶνος*, man ändere: *Ἀραβός τινος β.*, vergl. M. 370, 40, wonach auch das Gud. 205, 10 zu verbessern ist. — S. 436, 25 *ἐπικύλλωμα*, vergl. M. 361, 8, nach welchem es heissen muss: *ὅθεν καὶ τὸ ἰατρικὸν κολλύριον ἀπὸ τοῦ κολοβόν· καλοῦσι δὲ κυλλίστην τὸν Αἰγύπτιον* (nämlich *ἄρτον*, vergl. Herodot. II, 72). Daraus ist das Gud. 199, 48, in dem dieser Artikel viel verdorbener ist, zu berichtigen, vergl. noch *Steph. thes. Gr. ling. proleg.* 229, *not.* 2, und I, 115, 2. — S. 436, 31 *εἰρεσιώνη*, vergl. Gud. 170, 16. M. 303, 18, von denen jenes in allen Fehlern mit unserem Buche übereinstimmt; dieses aber nicht nur einige Erweiterung hat, sondern auch viel reiner ist. — S. 437, 7 *ἐπικυνεῖν*, siehe M. 361, 12. Gud. 201, 21, von denen dieses besonders in den Accenten gar sehr verdorben ist, dagegen genügt vielleicht zur Erklärung des Beynamens von Hermes, *Κολλήνιος*, den Chrysippus nicht örtlich genommen wissen wollte, *ὀνειροπομπὸς* oder *ὀνειρόπομπος*, da in *ὀνειροπόλος πομπὸς*, was das M. hat, eine Tautologie ist, ob sie gleich auch Phavor. 296, a anerkennt, siehe noch Eustath. z. Od. 1951, 18. — S. 437, 20 *ἐλεδώνη*, vergl. M. 327, 22. Gud. 180, 27. Aus jenem ist der Ableitung wegen *ἐλεδώνη* — das Gud. giebt *ἐσεδώνη* — in *ἑεδώνη* zu verwandeln; der Vers aus Hesiod. Op. 524 *ὅτ' ἀνόστεος ὃν πόδα τένδει*, war nach dem Dichter und dem Etymologen zu verbessern. — S. 445, 33 *ἦπαρ· ἦδωρ, ἦδαρ, ἧπαρ*, vergl. M. 423, 11. Gud. 246, 39, nach denen zu lesen seyn möchte: *ἧπαρ· ἥδω, ἧδαρ, ἧπαρ*, da das Verbum als Stamm zu bezeichnen war. — S. 449, 1 *θρίαμβος*, siehe M. 455, 18. Gud. 265, 1, die Beide einiges in unserem Buche Verstümmelte ergänzen, Anderes, was verderbt ist, berichtigen. — S. 450, 29 *Ἰφιγένεια*; dazu hat der Herausg. das M. 480, 18 erwähnt, es liess sich Gud. 285, 4 hinzusetzen. Beide Grammatiker geben den Vers, nach dem Iphigenia die Tochter des Theseus und der Helena heisst, *Euphorion;* aber am Ende musste mit dem M. unbedenklich geschrieben werden *οὕνεκα δή μιν* statt *δ' ἡμῖν*, was auch das Gud. irrig bietet, siehe *Meineke Fr. Euphor.* 133, obwohl von ihm die Lesart unseres Buches, die *Bekker Anecd.* III, 1446 angab, minder genau wiedergegeben ist; die Form *ὑποβλῆτιν* liess sich auch dem Gud. entnehmen, nur dass in ihm *ὑποβλῆθιν* steht. — Auch die kleineren Glossen sind durch Unwissenheit oder Nachlässigkeit der Abschreiber nicht selten so verdorben, dass man sie ohne Verbesserung gar nicht brauchen kann, z. B. S. 438, 21 *ἐσθομένη· νοήσασα* l. *αἰσθομ.* — S. 439, 4 *ἐξαπινέως· ἐξέφνης* l. *ἐξαπιναίως· ἐξαίφνης.* — Das. 5 *ἐκιζομένους· τιμωρημένους* l. *αἰκιζομ. τετιμ.*, vergl. 429, 31, 31. — Das. 23 *ἐξάψαντες· δείσαντες* l. *δήσαντες*, vergl. Od. 22, 468. — S. 452, 19 *κυνοφουρίδες· οἱ ἀπὸ ἀλωπέκων καὶ κυνῶν τικτόμενοι παῖδες* l. *κυνοσουρίδες*, nicht, wie Hr. *Cr.* will, *κυνοστουρίδες*, wenn diess nicht Druckfehler ist, vgl. M. 474, 3. — S. 453, 13 *κύστης* l. *κύστις*, vergl. M. 548, 65. Gud. 356, 18. Zonar. 1268. Phavor. 460, a und andere. — S. 464, 7 *περιῆρχθαι· περικεκεῖσθαι* l. *περιεῖρχθαι· περικεκλεῖσθαι.* Alles diess wird einen hinreichenden Beweis davon abgeben können, wie leicht sich der Herausg. eine Arbeit machte, die bey gehörigem Fleisse weit ergiebigere Früchte seinen Lesern hätte bringen können; und doch hat Rec. der Natur der Sache nach nur sehr wenige Beyspiele, die das Verderbniss der Handschrift bewähren, ausgehoben, und sie liessen sich unendlich vermehren. Zum Schlusse dieser Bemerkungen darf aber nicht, was Hn. *Cr.* ebenfalls entging, verschwiegen werden, dass Einzelnes dieser Mittheilungen schon anderwärts gedruckt war. Wir haben oben gesagt, dass manches hier Befindliche *Choeroboskus* Erläuterungen zu biblischen Büchern enthalte, und so sind namentlich die S. 473 f. gegebenen *λέξεις τῶν κανόνων* die nämlichen, die *Bachmann* in seinen *Anecd. Gr.* I. S. 450 f. aus einer Pariser Handschrift lieferte, nur mit dem Unterschiede, dass unser Abdruck nicht über *A* hinausgeht. Die Vergleichung lehrt, dass auch hier unser Buch mehr Fehler habe, als der Pariser Codex, so ist S. 474, 3 *ἀστροπολοῦντας· ἀστέρας σκοπεῖστας* richtiger bey B. 451, 3 *ἀστεροσκοποῦντας*. — Das. 9 *ἀρηγὲ* B. 459, 9 besser das gewöhnliche *ἀρωγέ.* — Das. 11 *ἀμφώμοισι*, B. *ἀμφ' ὤμοισι*, muss wohl nach der Erklärung *ἀμφοτέροις τοῖς ὤμοις* in zwey Worte gesondert werden. Einzelnes Andere übergeht Rec. mit Stillschweigen.

Zum letzten Abschnitte unseres ganzen Buches S. 488 bis 500 wird in der Vorr. S. IV, wie schon ge-

ſagt, erinnert, daſs die gegebenen Erläuterungen zu *Harpokration* zu gehören ſchienen, bisweilen aber von dem Gedruckten abwichen, und deſswegen hier einen Platz erhalten hätten. Dieſe Verſicherung iſt aber unwahr; denn die bey Weitem meiſten Abweichungen ſind Irrungen der Abſchreiber, zuweilen durch Zuſammenziehung zweyer Artikel entſtanden; nur ſehr ſelten gewahrt man einen Zuſatz zu dem längſt Bekannten, oder eine der Erwähnung werthe Variante. Solches mitzutheilen, wäre verdienſtlich geweſen, alles Uebrige konnte füglich ungedruckt bleiben. Dahin gehören z. B. 489, 33 ἄπαγε· ἀντὶ τοῦ χρῶ τῇ ἀπαγωγῇ· οὕτω Δημοσθένης ἐν τῷ κατὰ Ἀνδροτίωνος; bey Harpokrat. 21, 13 nach dem Leipz. Abdrucke ſteht Δημ. ἐν τῷ κ. Κόνωνος, was auch die Erklärer anerkennen. — S. 490, 5 ἀπειπεῖν· ἀντὶ τοῦ ἀποκαμεῖν· Λυσίας καὶ ἀντὶ τοῦ ἀπαρνήσασθαι. Harpokr. 21, 34 giebt auch dieſe Bedeutung, ſamt der erſten *Antiphon*, ohne *Lyſias* zu nennen. — S. 492, 9 οὕτω Λυσίας καὶ Ἀριστοτέλης, Harpokr. 50, 30 λέγει δὲ περὶ αὐτῶν Ἀριστοτέλης Ἀθηναίων πολιτείᾳ, *Lyſias* bleibt unerwähnt. — S. 494, 30 ἐπιγραφέας διατίθεσθαι iſt die Erklärung ziemlich verſchieden von dem, was Harpokr. 68, 20 unter ἐπιγραφεῖς hat, jedoch iſt jenes, allem Anſcheine nach, nicht nur verkürzt, ſondern auch verdorben. — S. 495, 31 ἡλικία τῆς πόλεως, Harpokr. 84, 19 ἡλικία allein, was unverſtändlicher iſt. — S. 496, 17 καταδικασάμενος· ſind hier die Worte: Δημοσθένης εν η' Φιλιππικῶν ἀντὶ τοῦ ληΐζεσθαι καὶ κακοῦν, καὶ μὴ ἐᾶν τοὺς πλέοντας ὅπου βούλοιντο πλεῖν, nicht im Harpokr. 101, 9. Aber ſie gehören auch nicht dahin, ſondern vielmehr zu dem bey Harpokr. folgenden, hier übergangenen, Artikel κατάγειν, in welchem ſie jener auch anerkennt. Auf dieſe Weiſe könnte freylich in unſeren Auszug Manches, was als Verbeſſerung ſich geltend machte, nur durch Abkürzung gekommen ſeyn. Wie ein Verdacht der Art nicht ganz ungegründet erſcheine, läſst ſich aus der Menge der hier befindlichen Irrungen, von denen im Harpokration gar keine Spur iſt, ſchlieſsen, zumal da ſie zum Theil aus ſolcher Zuſammenziehung entſpringen. Davon noch wenige Beyſpiele: S. 492, 1 ſieht man nicht, wie βοηδρομεῖν in ein Wörterbuch der Redner komme; aber den Aufſchluſs giebt Harpokrat. 38, 29 unter βοηδρόμια, wo er jenes der Ableitung halben erwähnt. — S. 495, 19 εὐβοῖ, σαβοῖ· ναυτικόν τι ἐπιφώνημά ἐστι· Δημοσθένης ὑπὲρ Κτησιφῶντος. Hier iſt nach Harpokrat. 79, 19 und Demoſthenes ſelbſt εὐοῖ zu leſen. — S. 496, 30 Κολωνέτας, eine Art vornehmerer attiſcher Eckenſteher, die ſich für Geld zu falſchen Zeugniſſen brauchen lieſsen, müſſen mit Harpokrat. 107, 9 Κολωνίτας heiſsen, vergl. *Steph. Theſ. Gr. ling.* IV. 5173, b. — S. 497, 4 κρόβυλος iſt nach Harpokrat. 108, 29 und allen anderen Gewährsmännern κρώβυλος oder κρωβύλος zu leſen. — Daſ. 12 ὀβολοστατοῖ· ἀντὶ τοῦ δανείζοι l. mit Harpokrat. 130, 1 ὀβολοστατεῖ, was durch ζυγοστατεῖν und ähnliche beglaubigt wird. — Daſ. 30 οὐκ ἐπὶ τῆς αὐτῆς ὁρμῆ τοῖς πολλοῖς muſs wieder mit Harpokrat. 137, 10 ὁρμεῖ hergeſtellt werden, ſiehe *Paſſows* Wörterbuch unter ὁρμέω. — S. 498, 5 παρακρούει· ἐξαπατᾷ, ſetze man nach Harpokrat. 143, 3 das Medium παρακρούεται, was der Sprachgebrauch des Demoſthenes ſodert. — Daſ. 9 παραφρυκτωρεῖν iſt in der Erklärung der Infinitiv κεχρῆσθαι ausgefallen, und aus Harpokrat. 144, 4 zu ergänzen. — Daſ. 29 προβόλιον· εἶδος δόρατος ᾧ χρῶνται οἱ κυνηγέται πρὸς τῇ τῶν συῶν θήρᾳ verlangt den Accuſativ πρὸς τὴν τῶν σ. θήραν, und dieſs beſtätigt Harpokr. 152, 32. — S. 499, 45 τετρυπημένοι ſind die Worte ἐπειδὰν εἰρημένοι ὦσιν ὀλίγοι ganz ſinnlos; aber Alles iſt in Ordnung, wenn mit Harpokr. 173, 14 hergeſtellt wird: ἐπ. εἰρ. ὦσιν οἱ λόγοι, d.i. die *Reden für und wider die Sache.* — Daſ. 30 ὑπάγουσιν· ἀντὶ τοῦ παράγουσιν l. προάγουσιν mit Vergleichung Harpokr. 177, 9. — S. 500, 8 χλῆδος· τὸ πλῆθος· καὶ ἔστιν οἷον σωρός τις· οὕτω Δημοσθένης πρὸς Περικλέα. Harpokrat. 184, 2 hat χλίδος, was jetzt in den Text aufgenommen iſt, doch lieſse ſich darüber noch ſtreiten; allein mit ihm muſs man πρὸς Καλλικλέα ſchreiben, weil die Erwähnung des *Perikles* ganz ungehörig iſt.

Was nun noch den *Index gloſſarum* S. 501—519 betrifft, ſo hat Rec. bereits bey der Durchmuſterung der kleineren Schriften die Mängel und Gebrechen deſſelben zu bemerken Gelegenheit gehabt. Aber die Unvollkommenheit dieſer Arbeit iſt von der Art, daſs ſie dem Leſer für den eigentlichen Zweck einen nur geringen Nutzen gewähren kann. Einmal ſind in ihm alle Ausdrücke und Formen, die keinen beſonderen Artikel bilden, ganz übergangen, daher iſt auf die Schrift περὶ ποσότητος in ihm nie Rückſicht genommen; ſodann iſt auch im Uebrigen ſo viel ausgefallen oder irrig dargeſtellt worden, daſs daraus neue Verwirrung entſtehen muſs. So wird in dem Buchſtaben *Π* S. 575 von πάχνη auf πηγή übergeſprungen, und es fehlt nun alles Dazwiſchenliegende, wie πεῖρα 401, 23, πέλεια 404, 15, πέρθω 403, 22, πέτρος 403, 4 u. ſ. f. Daneben vermiſst man die Gloſſen zu Harpokration, und nicht weniges Einzelne, z. B. βάσει 353, 26, γῆρυν 355, 31, εὐτελοῦς ſteht nicht 361, 9, ſondern 368, 8. Daſ. 9 fehlt ἑλικτόν; ἰόν 379, 3. 13, wo aber erſt Berichtigung eintreten muſste; κρημνῷ hat das Regiſter 512, c aus 384, 5, aber am unrechten Orte; dagegen ſind κρεμῷ und κρεμάζω aus derſelben Stelle, wie 385, 7 κορώνη, ganz weggeblieben. — Ὄνονται 397, 15 wird irrig ὄνοντας geſchrieben. — S. 403, 3 πρόφρον, vielleicht πρόφρων zu ſchreiben, fehlt. — S. 405, 16 πρωΐ wird fälſchlich 485 angegeben. — S. 407, 8 ῥυθμός fehlt. — S. 408, 29 σφετεριαζόμενος verwandelt der Index um nichts beſſer in σφετερεαζόμενος; es wird σφετεριζόμενος heiſsen müſſen. — S. 416, 32 τραπεζείτης durfte das danebenſtehende τραπεζίτης (Geldwechsler) nicht ausfallen. — S. 417, 13 ward τρυφή durch Flüchtigkeit in τροφή verderbt. — S. 420, 1 ὑετός und 422, 12 φέρτερον werden wieder gänzlich vermiſst.

Noch ehe Rec. vorſtehende Anzeige ganz abſchlieſsen konnte, erfuhr er durch den Meſskatalog

andere Berichte, dafs bereits der dritte Band dieser Anekdota fertig sey. Ungeachtet er nun sich über die Rüstigkeit des Hn. *Cs.* aufrichtig freut, so wird ihm doch nach allem Gesagten der bescheidene Wunsch nicht zu verargen seyn, dafs diese neue Leistung an Gehalt und Gestalt die beiden vorhergehenden weit übertreffen möge. Geschieht diefs, so wird er, der jetzt nur im Interesse der Wahrheit und Wissenschaft das Ungenügende dieser Arbeiten nicht verhüllen zu dürfen glaubte, der Erste seyn, der dem Herausgeber die wohlverdiente Palme eines auf unermüdeten Fleifs begründeten und dauernden Ruhmes weiht.

F. Sr. Sx.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg: *Darstellungen aus meinem Leben und aus meiner Zeit.* Von *Friedrich Carl von Strombeck.* 1836. Dritter Theil. XII u. 450 S. Vierter Theil. 335 S. gr. 8.

Auch unter dem Titel:

Darstellungen aus einer Reise durch Deutschland und Italien im Jahre 1835. Von *F. C. v. Strombeck.* Erster und zweyter Theil.

[Vergl. Jen. A. L. Z. 1835. No. 76 u. 77.]

Diese Darstellungen, in denen der berühmte Vf. die Fortsetzung seiner bekannten, so allgemein mit Beyfall aufgenommenen „Darstellungen aus seinem Leben" liefert, und welche die interessante Zeit des westphälischen Königreichs und des Hofes des Königs Jerôme umfassen, schliessen sich den ersten Bänden würdig an. Sie zeichnen sich durch eine leichte, gewandte und fliesende Darstellung aus, behandeln aus dem praktischen Gesichtspuncte eines sehr unterrichteten und classisch gebildeten, durch Lebenserfahrungen in den höheren Lebenskreisen gereiften Weltmannes, dabey doch mit Freymüthigkeit und meist auch mit Unparteylichkeit die Städte und Länder, welche der Vf. durchreiste, da er durch Baiern und Tyrol über Venedig nach Rom und Neapel seinen Weg nahm. Ueber Neapel findet sich hier noch nichts, und wird wahrscheinlich einem dritten Bande vorbehalten bleiben, da die Fortsetzung sehr wünschenswerth ist. Das hauptsächlichste Verdienst dieser Reisebeschreibung besteht nun in der Widerlegung des bekannten, Italien so sehr verunglimpfenden, Buches von *Nicolai*, dessen einseitige und übertriebene Schilderung der in Italien den Reisenden erwartenden Uebel der Vf. überall glücklich, oft nur etwas zu ausführlich durch Thatsachen zurückweist, und dadurch für das reiselustige Publicum manche praktische Winke ertheilt. Auch in Italien selbst hat schon die Reisebeschreibung des Hn. *von Strombeck* viel Anerkennung gefunden, was allerdings um so eher zu erwarten war, da sich derselbe überall als ein gemüthvoller, mit der Welt zufriedener, Uebel und kleine Unbequemlichkeiten leicht ertragender, das Grofse freudig anerkennender Reisender zeigt, der die italiänische Eigenthümlichkeit überall in das vortheilhafteste Licht zu stellen sucht. — Fast wird derselbe durch diefs Bestreben dazu bewogen, mitunter sein Vaterland, und in einer zu günstigen Schilderung des Katholicismus, des Glanzes des päpstlichen Hofes und der Person des Papstes, hie und da fast auch den Protestanten etwas in den Hintergrund zu stellen. Freylich hat aber auch nicht jeder Reisende die glücklichen Verbindungen, um in die höheren und anmuthigsten Kreise der Gesellschaft durch solche Empfehlungen eingeführt zu werden, oder gar zum päpstlichen Handkusse zu gelangen. — Manche interessante Persönlichkeit, z. B. der Napoleoniden, werden uns vorgeführt; — auch gewinnt die noch so kräftige und jugendliche Individualität des Vierundsechzigers das besondere Interesse des Lesers, wiewohl mitunter wohl auch kleinliche Dinge und unbedeutende Erlebnisse und Ereignisse von allerley, sonst nicht weiter bedeutenden Personen der Darstellung den Charakter einer gewissen Breite geben. Freylich hat der gesprächige Flufs des Alters, die dann besonders *ingenii benigna dos*, auch wieder viel Anziehendes und Erfreuliches. In einer hoffentlich zu erwartenden zweyten Auflage dieses Werkes wird vielleicht Hr. *v. Strombeck* seinen Darstellungen noch mehr Gehalt durch tiefer gehende Bemerkungen über den politischen, religiösen, scientifischen, artistischen Zustand geben, was man von einem so classisch gebildeten und durch solche Verbindungen begünstigten Manne mit Recht erwarten kann.

Druck und Papier des Werkes sind sehr schön.

A. S.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Cleve*, b. Char: *Johanne Sebus.* Drama in einem Acte. Von *Roderich Benedix.* Aufgeführt in Cleve. 1835. 28 S. 8. (4 gr.)

Die einfache Gröfse jenes sich für Menschenrettung aufopfernden Mädchens leidet keine romanhafte Ausschmückung, jeder Zusatz steht schwach neben der That, wefshalb nicht die Ausführung, sondern die Idee dazu, nicht gut zu heifsen ist. Eine schärfere Rüge wäre unbillig für so wenig Seiten, in denen etwa noch ein ächt historischer Zug sich birgt.

Vir.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

JUNI 1837.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Leipzig, b. Wuttich: *Musterpredigten der jetzt lebenden ausgezeichneteren Kanzelredner Deutschlands und anderer protestantischen Länder.* Herausgegeben von D. *Heinrich August Schott*, Geh. Kirchenrathe und Professor zu Jena. Nach dessen Tode fortgesetzt von D. *Jonathan Schuderoff*, Geh. Consistorialrathe und Superintendenten in Ronneburg. Zweyter Band. 1836. VIII u. 483 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1836. No. 155.]

Der neue verdienstvolle Herausgeber dieser Predigtsammlung hat vorstehenden zweyten Band mit einer sehr zweckmäfsigen Vorrede eröffnet, in welcher er sich sowohl über sein Verhältnifs zu dem Publicum und die Mitarbeiter, als auch, und insbesondere, über den Titel „*Musterpredigten*" ausspricht. Auch er rügt das Unpassende dieser Aufschrift, und sucht die Ansprüche, welche das homiletische Publicum in Folge jener an die hier gegebenen Predigten machen könnte, noch mehr einzuschränken, als dieses schon der sel. *Schott* gethan hatte. Er glaubt, jener Titel sey nicht einmal in dem Sinne zu nehmen, „dafs die Mitarbeiter unter den dargebotenen Erzeugnissen ihrer homiletischen Muse wirklich die musterhaftesten und trefflichsten zu geben gemeint gewesen, oder gemeint seyn könnten." Eher solle man sich „Predigtmuster, wie sie die Zeit eben biete, wie sie in jedem Fache der Kunst und der Erzeugnisse des menschlichen Geistes dargeboten werden, wo dann Jeder nach dem greifen könne, was ihm am meisten zusage," unter jenem Titel denken. Rec. gesteht, dafs ihm selbst bey dieser Einschränkung jener vom Verleger aus mercantilischem Interesse gewählte Titel noch immer nicht von Anmafsung frey erscheine. Auch die Mitarbeiter möchten diefs in ihrer Bescheidenheit gefühlt haben, daher sich auf dem Umschlage der 5ten Lieferung dieses zweyten Bandes die Nachricht befindet, dafs vom dritten Bande an die Sammlung den Titel führen werde: „*Neueste Bibliothek protestantischer deutscher Kanzelberedsamkeit in Originalbeyträgen namhafter jetzt lebender Kanzelredner*" u. s. w.

Was den inneren Werth der hier gegebenen Beyträge anlangt, so nimmt Hr. *Sch.* selbst die Billigkeit der Beurtheiler in Anspruch, in sofern „die Sache nicht blofs eingeleitet, *sondern gemacht*, als er hinzugetreten, und die Einladung zu Beyträgen so wenig auf seine Rechnung komme, als die Titel" u. s. w.

Demungeachtet will es uns bedünken, als ob die neue Redaction etwas strenger in Aufnahme von Beyträgen gewesen sey, als die frühere, obschon ein Urtheil hierüber immer schwankend seyn mufs, indem sich, bey der Verschiedenheit des Inhaltes und der Vff., an diese homiletischen Erzeugnisse nicht wohl ein gemeinsamer Mafsstab anlegen läfst. In Einem Puncte jedoch scheint das Unternehmen, so weit wir es aus den uns vorliegenden Lieferungen, namentlich denen dieses zweyten Theiles kennen, hinter den Erwartungen und Versprechungen zurückzubleiben. Nach *Schotts* Erklärung nämlich sollte diese Sammlung Predigten von Vffn. der verschiedensten theologischen Richtungen in sich vereinen, um ein möglichst treues und anschauliches Bild der gegenwärtigen geistlichen Redekunst zu gewähren; in diesem zweyten Bande dagegen ist die rationalistische Richtung durchaus vorwaltend, ja dieselbe wird recht eigentlich vertreten und empfohlen durch folgende 3 Predigten des Herausgebers, nämlich No. V: *Ueber die Verunstaltung der einfachen Gotteslehre und schlichten Weisheit Jesu;* No. VI: *Ueber die Klagen Stillstand Liebender gegen die Freunde einer fortschreitenden Kirchenverbesserung;* No. XIX: *Jesus und seine Schüler, entschiedene Freunde eines vernünftigen Religionsglaubens;* und durch die Predigt von *Kochen*, No. III: *Wie sehr wir in unseren Tagen uns zu hüten haben, dafs die alte vermeintliche Rechtgläubigkeit nicht wiederkehre.* Denn so sehr Rec. auch mit den in diesen Predigten ausgesprochenen Grundsätzen, wenigstens der Hauptsache nach, einverstanden ist, so erlaubt doch die Unparteylichkeit nicht, die Einseitigkeit an einem homiletischen Werke *dieser* Art ungerügt zu lassen. Die Schuld derselben liegt gewifs nicht an dem würdigen Herausgeber, der in der Vorrede, S. VI, selbst, dem ursprünglichen Plane ganz gemäfs, erklärt, dafs die Sammlung „*keine* Farbe haben soll, weil sie *alle* haben soll," sondern vielmehr an den Männern der entgegengesetzten Denkarten, namentlich des modernen Supranaturalismus, welche, was wir gleich Anfangs befürchteten, Hn. D. *Sch.* mit Beyträgen zu unterstützen verabsäumten.

Dieser zweyte Band enthält nun, aufser den bereits namhaft gemachten, noch 27 Predigten von *Ammon*, *Horn*, *Krause* (in Weimar), *Goldhorn*, *Kaiser*, *Krehl*, *Röhr*, *von Schmidt* (in München), *Tischer*, *Alt*, *Ehrenberg*, *Fäsi*, *Hesekiel*, *Hüffell*, *Schrader* (in Frankfurt a. M.), *Paniel*, *Schläger*, *Schmalz*, *Schreiber* (in Lengsfeld), *Stickel* (in Jena), *Zeh* (in Rudolstadt), *Schottin* und *de Wette*. Gern

würden wir den Inhalt aller dieser Predigten angeben und mit kritischen Bemerkungen begleiten, oder auch besonders ansprechende Stellen als Proben mittheilen, wenn es der uns vergönnte Raum gestattete. Doch bürgen schon die Namen der meisten dieser Kanzelredner für die Vortrefflichkeit ihrer Producte. Wir begnügen uns, besonders auf folgende Vorträge aufmerksam zu machen. No. IX, von *Krehl:* „*die hohe Würde des Mütterberufs*,“ nach Luc. 1, 39—56, welche wohl durchdachte und geordnete Predigt, bey aller Einfachheit, dennoch durch eigenthümliche Kraft der Beredsamkeit sich auszeichnet. No. XIX, von *Paniel:* „*die Beruhigung, welche uns die Feyer des h. Abendmahls gewährt.*“ Die von ächt patriotischer und edler Freymüthigkeit zeugende Predigt von *Schmaltz*, No. XXI: *die Bürgschaften unserer Hoffnung, dass das Werk der Wiedergeburt unseres bürgerlichen Lebens fortschreitend gelingen werde*, gehalten am 3 Sonntage *p. Epiph.* 1833 am Tage der ersten Eröffnung der Kammern im Königreich Sachsen, zeichnet sich besonders auch dadurch aus, dass sie die in den einzelnen Theilen des Textes Matth. 8, 1—13 enthaltenen religiösen Momente sehr geschickt auf die bürgerlichen Verhältnisse anwendet. — No. XXVIII, *Schottins* Brandgedächtnisspredigt über Ps. 71, 20. 21. Wir können uns nicht enthalten, besonders folgende, tief ergreifende Stelle herauszuheben: „Als in jener grauenvollen Nacht, deren Andenken wir erneuen, Geschrey, Getümmel um uns her war, und die Wolke des Dampfes sich über die Gegend wälzte, oder in Wirbeln gen Himmel zog, da schwebte in stiller Glorie am hohen Firmamente ruhig der Vollmond heran. Wer es sahe, und geschah es auch nur in flüchtiger Beobachtung, den musste der Gegensatz, droben dieser Friede in seinem milden Glanze, und hier auf Erden dieser Kampf, diese Verheerung und Verwirrung, in Nachdenken bringen und in Bewunderung; und vielleicht senkte sich damals schon ein heiliger Friede in die Brust des Beobachters. Dieses Mondlicht, es war ein Bild der ewigen Vorsehung, ein Bild von dem Auge, welches nicht schläft und schlummert, und auch dann ungetrübt bleibt und voll Huld, wenn im menschlichen Auge Zähren stehen und finstere Nacht unseren Pilgerpfad bedeckt.“ — Ausgezeichnet ist auch die Homilie von *de Wette* über Matth. 27, 11—25: „*Christus vor Pilatus, oder die Gerechtigkeit in der Welt.*“

Dagegen haben wir auch an einigen Beyträgen Ausstellungen zu machen, unter denen wir nur folgende anführen. Wenn *Tischer* in einer sonst trefflichen Osterpredigt, um zu beweisen, „*der Tod sey eine neue Geburt*,“ folgenden Grund anführt: „Dort (bey der Geburt) lagen wir in einer Mutter Schoosse, und hier kommen wir in den Schooss der Mutter Erde,“ so kann diesen Vergleich nur derjenige treffend finden, der an eine dereinstige Auferweckung unseres jetzigen Leibes glaubt, während wir vom Vf. nicht wissen, ob er diesem Dogma noch zugethan sey. Unedel in der geistlichen Rede ist auch der Ausdruck S. 180: „Wir sind recht eigentlich immer *Schooskinder.*“ — In No. XVI verbindet *Hesekiel* die einzelnen Züge der bey Luc. 10, 38—42 vorgeführten zwey Frauen zu dem Einen Bilde einer *christlichen Hausfrau*, und disponirt folgendermassen: 1) Sie macht sich Viel zu schaffen im Hause, aber sie nimmt auch den Herrn darin auf, ihm zu dienen; 2) sie hat viel Sorge und Mühe für Andere, aber sie setzt sich auch zu Jesu Füssen, und hört seiner Rede zu; 3) sie verlangt mit Ernst, dass Andere das Werk auch angreifen, aber sie vergisst nicht das Eine, was Noth ist und das beste Theil zu erwählen.“ In den beiden ersten Haupttheilen lassen sich aber die ersten Untertheile schwerlich aus einander halten, so wie der zweyte Untertheil des dritten Haupttheiles beide Untertheile der vorhergehenden Haupttheile in sich begreift. Auch ist die Ausführung des Themas viel zu dürftig und mangelhaft. — In No. XXII, einer Predigt von *Schreiber:* „*Das lobenswerthe Betragen des kananäischen Weibes im vorgelesenen Evangelium* (Matth. 15, 21 ff.) *ist in jeder Hinsicht geschickt, uns den Unterschied zwischen rechter und falscher Empfindlichkeit, die Regeln des Verhaltens, die uns in dieser Beziehung als Christen obliegen, sowie die Vortheile, welche mit der Vermeidung falscher Empfindlichkeit verbunden sind, erkennen zu lassen*,“ verdient die unmässige Länge des Themas Tadel, welche das Behalten desselben ungemein erschwert, wo nicht unmöglich macht; erstlich enthält dasselbe zugleich die Theile; sodann ist es unpassend aus dem Texte abgeleitet, da sich aus demselben nicht erweisen lässt, dass das Weib wirklich empfindlich gewesen sey. Wenn aber S. 349 der Vf. dem Weibe sogar „*gerechte* Empfindlichkeit“ über das Betragen Jesu beylegt, so würde ja Letztes offenbar ungerecht und sündhaft gewesen seyn; höchst wahrscheinlich aber wollte Jesus nur das Vertrauen des Weibes prüfen.

Δ—μ.

HAGEN, b. Thieme und in Commission b. Langewiesche in Iserlohn u. Barmen: *Die Sonn- und Festtags-Evangelien durch das ganze Jahr, mit erklärenden Einleitungen, Lehren, Bibelsprüchen, Liederversen und Fragen.* Nebst einer kurzen Einleitung über Palästina zur Zeit Jesu und das christliche Kirchenjahr. Ein Lehr- und Lese-Buch für Schule und Haus, herausgegeben vom Schuldirector *G. Vormann*, Cand. des evang. Predigtamtes. 1835. VIII u. 224 S. gr. 8. (12 gr.)

So lange noch die alten Sonn- und Festtags-Evangelien, über welche nun schon tausend Jahre in den Kirchen gepredigt wird, in den meisten Ländern beybehalten werden, bleibt es immer ein verdienstliches Unternehmen, etwas für die Erklärung derselben beyzutragen. Und auch nachdem noch in der letzten Zeit sehr Viel für die Erklärung dieser biblischen Abschnitte geschehen ist, so möchten wir dennoch Hn. *V's.* Werk nicht zu den unnöthigen zählen. Der Vf. hat dasselbe zu einem Rathgeber und freundlichen Leiter für Kinder, Lehrer, die reifere Jugend, Confirmanden und Eltern bestimmt. Der in dem

Ganzen wehende Geist ist ein sehr frommer, sittlich reiner Geist. Dem Supranaturalismus zugethan, hält sich Hr. *V.* streng an die Bibellehre, was wir nicht tadeln, da wir Jeden seines Glaubens leben lassen. Recht gemüthlich und herzlich fliesst seine Sprache ruhig dahin, oft eindringlich, wo es sittlichen Geboten gilt. Sehr vieles Gute enthält die allgemeine Einleitung, in welcher Bemerkungen über Palästina zur Zeit Jesu und über die Einrichtung des Kirchenjahres gegeben werden. Es folgen hierauf die sämtlichen Sonn- und Festtags-Evangelien, mit Erklärungen und praktischen Anwendungen. Nachdem jedesmal das ganze Evangelium abgedruckt ist, folgen nöthige Sach- oder auch Wort-Erklärungen, ferner die Lehren und Ermahnungen, welche für uns darin liegen, sodann irgend ein passender, dahin gehöriger Bibelvers, welchem noch ein Liedervers, grösstentheils vom Vf. selbst gedichtet, sich anschliesst, worauf noch einige leichte, das Nachdenken anregende Fragen über das Abgehandelte folgen. Das Ganze hat uns sehr angesprochen, und wir können das Buch mit Ueberzeugung allen Lehrern, sowie überhaupt allen Erbauung Suchenden empfehlen, denen vielleicht weniger Hülfsmittel zum Verstehen der Evangelien zu Gebote stehen. Was wir zu tadeln haben, beschränkt sich nur auf sehr Weniges. So waren wir nicht des Vfs. Meinung, dass derselbe die Worte: „graben mag ich nicht," so nimmt, als habe der ungerechte Hausvater nicht graben *wollen*, indem vielmehr das „*mag*" so viel ist, als: *vermag* oder *kann*, was unbestreitbar das griechische οὐκ ἰσχύω lehrt.

Papier und Druck vortrefflich.

R. K. A.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Die Worte des ewigen Lebens, zur Erbauung betrachtet mit gebildeten Christen.* Von *J. C. Bernigau*, Prediger im Hannöverschen. 1834. VIII u. 178 S. gr. 8. Zum Besten der Taubstummenanstalt zu Hildesheim. (12 gr.)

Diese Schrift enthält folgende Betrachtungen: 1) Die Liebe, ein Segen für's Haus. 2) Die heilige Geburtsnacht Jesu. 3) Die Schmerzen und Freuden der Rückerinnerung. 4) Die Strafen der vergeltenden Gerechtigkeit Gottes. 5) Die Würde des weiblichen Berufs. 6) Abendbetrachtung. 7) Gott segnet auch durch Leiden. 8) Lesefrüchte aus dem Buche der Natur. 9) Die Hoffnung ist eine der erfreulichsten Gottesgaben. 10) Das Vermächtniss Jesu am Kreuze. 11) Die Erndte. 12) Wie betrübend und wie tröstend der Anblick eines menschlichen Grabes sey. Die Schattenseite des Grabes. Erste Betrachtung. Die Lichtseite des Grabes. Zweyte Betrachtung.

Diese Reden beurkunden ein lebhaftes religiöses Gefühl, Interesse für Wahrheit, und zeichnen sich durch lebendige, ergreifende Darstellung, wie auch durch einen edlen Stil vortheilhaft aus. Am meisten haben uns No. 3 und 7 angesprochen. Doch hat Rec. auch an manchen Ausdrücken und Behauptungen Anstoss genommen, z. B. S. 11 wird von der Liebe gesagt: — — „bey den gebildeten Ständen weiht sie manches Haus gleichsam — — zu einem *Tempel der Grazien.*" — S. 61 spricht der Vf. von dem, im Mittelalter herrschenden, romantischen Geist des Ritterthums, einem Geist der Galanterie von Seiten der Männer, der Coquetterie von Seiten der Frauen! Wie passt das aber zu dem Titel der Schrift: „Worte des ewigen Lebens," der einen tief christlichen Inhalt voraussetzt? — S. 55 wird der Vf. einseitig, wenn er allgemeine Unglücksfälle und Leiden — *nur* als Strafgerichte Gottes betrachtet.

Die äussere Ausstattung ist empfehlend; der Druckfehler sind nur wenige.

ἀἀ.

SCHWELM, b. Nohl, in Commission b. Langewiesche in Iserlohn u. Barmen: *Stunden des Nachdenkens* für gebildete Christen. Von *Imm. Verus.* Erste Lieferung. 1835. XIV u. 68 S. 8. (6 gr.)

Der Vf. dieser Schrift, angeblich ein bejahrter Geistlicher, legt hier die Früchte seines vieljährigen, religiösen Nachdenkens nieder, und bietet wirklich des Guten und Treffenden Viel. Das ganze Werkchen soll nur aus drey Lieferungen bestehen. Die Tendenz des Buches ist keine andere, als darzuthun, dass die ächte Philosophie und das reine Christenthum einander nicht entgegengesetzt, vielmehr ein und dasselbe sind, oder mit anderen Worten: dass die christliche Religion, von der höchsten Vernunft ausgegangen, selbst die höchste Vernunft sey. Dieses Ziel hatte Hr. *V.* unausgesetzt vor Augen, und, eben so löblich, wie die Tendenz, finden wir die Ausführung. Ueberall bewährt sich der denkende Mann, dem die Religion Herzenssache ist. Sein Streben geht besonders dahin, das Christenthum mit der Fackel der Vernunft und der Philosophie zu beleuchten, das rein Menschliche auszuscheiden, und nur an dem fest zu halten, was ewig als reine Wahrheit sich bewährt. Zu diesem Zwecke hält er sich besonders an das von Christus selbst Gelehrte. Er zeigt dabey eine tiefe ungeheuchelte Hochachtung und Ehrfurcht vor dem Heilande, die wohlthuend auf den Leser einwirkt, und mit Zutrauen gegen den Vf. erfüllt.

Das erste Kapitel ist überschrieben: „der Werth der mannichfachen menschlichen Bildung im Allgemeinen." Hier zeigt Hr. *V.*, dass zwar jede Bildung des Menschen ihren Werth habe, wenn sie irgend eine edle Seite desselben zum Ziele habe, dass aber die ächt religiöse und sittliche Bildung allein nicht bloss einen relativen Werth, sondern einen Werth in sich selbst und den höchsten Werth habe, weil sie dasjenige im Menschen hervorhebt, wodurch er des Menschennamens würdig wird, weil sie das Göttliche im Menschen erzielt. — Mit vieler Wärme und Eindringlichkeit zeigt der Vf. in dem 2ten Kapitel, dass Christus und sein Evangelium den Weg zu den höchsten Stufen menschlicher Bildung zeige. Recht gut erklärt derselbe, dass Christus keine Wissenschaft lehrte, da Wissenschaft, an sich, nicht allen Classen und Ständen der Menschen nöthig sey; was er lehrte, sollte Allen heilsam seyn, und Alle, mehr oder minder, zur

wahren Humanität führen, zu höherer Ausbildung ihres Herzens, Glaubens und Gefühls. — Im dritten Kapitel bespricht der Vf. die göttliche Offenbarung in Christo. Nach dem Vf. haben von jeher die Menschen, die von den höchsten, religiösen Gefühlen begeistert waren, auch das Schönste und Gröſste gedacht, gesagt, gethan. Man denke, neben dem Welterlöser, nur an seine herrlichen Apostel. Hier liege die Quelle, aus welcher wir uns die höchste Offenbarung Gottes in Christo etwas klarer machen können. Diese Quelle ist sein hoher Geist, innig durchdrungen von der Liebe des Vaters und voll des lebendigsten Gefühls für Gott und göttliche Dinge. Giebt es nun für uns einen vernünftigen Grund, den Glauben an eine göttliche Offenbarung im Inneren des Menschen zu rechtfertigen, so können wir mit vollem Rechte von Jesu Christo sagen, daſs er am fähigsten und würdigsten dazu, ja daſs in ihm der Gipfel göttlicher Offenbarung war, weil göttlicher Sinn und lautere Frömmigkeit, in ihrer höchsten Erhabenheit, in seiner Person erschien. Aus der Macht des religiösen Gefühls über den Menschen erklären wir wohl mit Grunde so viele Schwärmereyen, besonders ungebildeter Menschen, die der Welt oft gefährlich und verderblich wurden. Es war bey Menschen der Fall, deren allerdings oft hohe Gefühle durch Rohheit, Unwissenheit und Leidenschaft verunreinigt wurden. Es kann uns indeſs nicht schwer werden, Christum von allem Verdachte der Schwärmerey freyzusprechen. Wir sehen ja in ihm eine ungewöhnliche Bildung des Geistes; Menschen aber von hochgebildetem Verstande und klarer Einsicht werden nicht Schwärmer, wie uns die Geschichte lehrt. In Christi Reden und Handlungen finden wir, neben dem tiefsten Gefühle, einen klaren Verstand, einen in das Menschenherz tief eindringenden Geist. Die Reinheit des Herzens Jesu und sein klarer Verstand eigneten ihn ganz dazu, göttliche Offenbarungen rein zu empfangen, zu verstehen und sie den Menschen rein, mit Klarheit und Fülle wiederzugeben. Wenn wir nun die höchste Offenbarung Christi aus seinem tiefen Geiste und lebendigem religiösem Gefühle ableiten, so kann eine müſsige, grübelnde Speculation, die gern Alles erklären, und dabey doch immer, sich widersprechend, von Geheimnissen reden will, nun nicht mehr fragen: was hat die ewige Gottheit bey dieser Offenbarung gethan? Und was der Geist Christi? Hier geht vielmehr Göttliches und Menschliches unbegreiflich zusammen, ist innig in einander verflochten, und es kann uns vollkommen zureichen, daſs der menschliche Geist Christi vor Allen zu einer höheren Offenbarung geeignet war. Sollen wir aber in Christo die höchste göttliche Offenbarung anerkennen, und uns nicht einem blinden Glauben hingeben, so gebührt sich, daſs sich ihr Inhalt vor der sittlich religiösen Vernunft vollkommen rechtfertigen lasse. Wäre dieses nicht so, ja widerspräche er ihr sogar, wie etwa die Offenbarungsurkunden nichtchristlicher Völker, so entstände von selbst der Zweifel, ob der Gott, der die höchste Vernunft ist, dem Menschen etwas zu glauben vorhalten könne, was gegen die Vernunft ist. Was also eine glaubwürdige, göttliche Offenbarung seyn soll, das muſs von unserer Vernunft, der uns von Gott selbst gegebenen höchsten Prüfungskraft, eingesehen und gebilligt werden können. Was aber nicht gerade für die *Einsicht* der Vernunft ist, z. B. die erhabenen Reden Christi, wo er von seinem Seyn im Vater und des Vaters in ihm spricht, wo er das höchste religiöse Gefühl ausdrückt, das muſs doch wenigstens im menschlichen Gemüthe mit mehr oder minderer Lebendigkeit nachgefühlt werden können. Natürlich ist hier nur von der ursprünglichen Religion die Rede, wie sie in dem Herzen Jesu war, und wie er sich gegen seine Jünger und das Volk darüber aussprach. Es kann nicht die Rede seyn von den scholastischen Geheimnissen, die der gelehrte Unverstand erfunden, der reinen Religion Christi und seiner Person angedichtet, der christlichen Kirche seit langer Zeit als eine schwere Last aufgeladen, und die nur Zank und Zwietracht, statt der von Christo gebotenen Liebe, geboren haben. In diesen ist freylich gar Manches, was durchaus nicht mit der Vernunft harmonirt; in jenen Lehren aber, die Christus vorgetragen, finden wir nicht das Geringste, was unsere Vernunft verwerfen müſste. — Im 4ten Kap. sucht Hr. *V.* besonders zu erweisen, daſs Philosophie und Christenthum in dem innigsten Zusammenhange, nicht im Widerspruche mit einander stehen. Diese Beweisführung ist ihm um so mehr geglückt, da nach ihm die wahre Philosophie in einem lebendigen Sinne für das Wahre, Gute und Schöne besteht, und es ehrt, wo sie es nur findet. So befreundet und eng verbunden jedoch Christenthum und Philosophie sind, sollen sie dennoch nicht mit einander verwechselt, und Eines für das Andere genommen werden. Das Geschichtliche (Positive) des Christenthums, seine Eigenthümlichkeit, muſs bleiben, und diese besteht darin, daſs die Religiosität des Christen und sein frommer Sinn sich von Christo, als der lebendigen, göttlichen Quelle, ableitet, in welcher das Ewigwahre, Gute und Schöne in vollendeter Klarheit sich schon findet. Wie das Wesen des Christenthums sich durch lebendiges, religiöses Gefühl und sittliche Thätigkeit ausspricht, und hierin sein Hauptziel hat, so ist das Wesen der Philosophie eine vernünftige, zweckmäſsige Speculation über jene höchsten Dinge, die aber zugleich den Menschen bilden und leiten soll, also hierin auch eine praktische Seite hat.

R. K. A.

JENASICHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

JUNI 1837.

ALTERTHÜMER.

BONN, b. Weber: *Die altperſiſchen Keil-Inſchriften von Perſopolis.* Entzifferung des Alphabets und Erklärung des Inhalts. Nebſt geographiſchen Unterſuchungen über die Lage der im Herodoteiſchen Satrapieen-Verzeichniſſe und in einer Inſchrift erwähnten altperſiſchen Völker. Von Dr. *Chriſtian Laſſen*, auſserord. Prof. an der Rhein. Friedrich-Wilhelms-Univerſität, Ehrenmitgliede der aſiatiſchen Geſellſchaften zu Calcutta und London und der königl. norweg. Geſellſch. der Wiſſ. zu Drontheim. 1836. VI u. 186 S. 8. mit 2 Tafeln gedruckter Keilſchrift in 4. (1 Thlr. 12 gr.)

Hr. Prof. *Laſſen* in Bonn, durch ſeine umfaſſende Kenntniſs des Sanskrits und des ganzen Orients überhaupt der gelehrten Welt längſt auf das Vortheilhafteſte bekannt, hat in dieſer Schrift die Ergebniſſe ſeiner Forſchungen über einen Gegenſtand niedergelegt, dem zu gleicher Zeit ein ihm ſehr befreundeter franzöſiſcher Gelehrter, Hr. *Burnouf*, ſeinen Scharfſinn zugewandt hat. Als der Druck dieſer Schrift ſchon über die Hälfte vollendet war, wurde Hr. *Laſſen* durch ein Schreiben deſſelben benachrichtigt, daſs er mehrere über die Keil-Inſchriften im Inſtitut vorgeleſene Mémoiren veröffentlichen werde. Seit der Zeit iſt erſchienen: *Mémoire sur deux inscriptions cunéiformes trouvées près d'Hamadan et qui font maintenant partie de papiers du Dr. Schulz par M. Eugène Burnouf. Paris, imprimerie royale.* 1836. VII u. 196 S. in gr. 4. mit 5 Steintafeln in gr. Fol. Wir halten es jedoch für einen Gewinn für die Wiſſenſchaft, daſs Beide unabhängig von einander gearbeitet haben, weil dadurch die Unterſuchung eine gröſsere Vielſeitigkeit erhalten hat. Das preuſſ. Miniſterium, welches jedes wiſſenſchaftliche Streben ermuntert und unterſtützt, hat dem Vf. die erfoderliche Summe bewilligt, um bewegliche Typen der Keilſchrift verfertigen zu laſſen, ohne welche es unmöglich geweſen wäre, mit der Unterſuchung ins Einzelne zu gehen.

§. 1. *Einleitung.* Hr. *Laſſen* zeigt, wie ſich ſeine Schrift zu den Leiſtungen *Grotefend's* verhalte, deſſen Entdeckung der Namen Xerxes und Darius in den Inſchriften von Perſopolis er eine der ſchönſten nennt, die auf dem Gebiete der Paläographie gemacht werden können, und die ihrem Urheber einen bleibenden Namen unter denen ſichern, die durch Scharfſinn und eine glückliche Gabe der Divination die Grenzen der alt-aſiatiſchen Philologie erweitert haben. „Es war viel, zu wiſſen, ſagt er, daſs wir, wenigſtens in der einfacheren Schriftart, ein Alphabet vor uns hatten, und eine ſo ſichere Grundlage der weiteren Entzifferung zu beſitzen, als hiſtoriſch bekannte Namen. Xerxes, Darius, Hyſtaspes ſind ſicher mit dieſem Alphabet erkannt; wir leſen damit ein Wort, welches *König*, ein anderes, welches *Länder* bedeuten muſs; die grammatiſche Form aber, die beiden gegeben wird, erſcheint jedem Kenner des Zends und Sanskrits befremdlich." So wie ſich das *Grotefend*'ſche Alphabet bey dieſen Namen bewährt hat, — erklärt er ſich weiter — erregt es bey mehrerer Anwendung durch die unbekannten Wörter, die dem Leſer begegnen, durch verdächtig erſcheinende grammatiſche Formen, ja oft Sylben, die geradezu unausſprechbar ſind, wenn nicht, was bey *Niebuhr's* Treue und Uebereinſtimmung mit *Ker Porter* unwahrſcheinlich iſt, Fehler der Abſchrift angenommen werden, ſchwer zu löſende Zweifel. Die Richtigkeit deſſelben vorausgeſetzt, hat die Entzifferung, da *Grotefend* nur dieſe, keine Erklärung geben wollte, bis jetzt keinen groſsen Aufſchluſs über das Einzelne des Inhalts von jenen Inſchriften gebracht, und die Sprache muſs noch gefunden werden, die uns das Verſtändniſs öffnet. Eine wiederholte Unterſuchung hat Hn. *Laſſen* überzeugt, daſs das bisherige Alphabet nur halb richtig iſt, daſs die Inſchriften uns die Mittel darbieten, ein richtigeres zu finden, und daſs damit geleſen der Inhalt ſich aus der Kenntniſs des Zends und Sanskrits gröſstentheils von ſelbſt ergiebt. Dieſes darzuthun, iſt der Zweck ſeiner Abhandlung. Auf gebührende Weiſe *Grotefends* Verdienſte würdigend, will er ſein Fortſetzer, nicht ſein Gegner ſeyn.

Die Beſtimmung der Buchſtaben in den Königsnamen ſcheint ihm im Ganzen richtig; für angreifbar, für theils irrig, theils nicht hinlänglich begründet hält er die Beſtimmungen der übrigen Buchſtaben. Einer näheren Betrachtung unterwirft er dann *Grotefends* Erklärung, daſs er in allen vernunftmäſsig und ohne Willkür zu Werke gegangen ſey, und daſs ſeine Entzifferung nicht den Vorwurf eines blinden Zufalls verdiene, welchen ihm einige Anhänger ſeiner Gegner haben aufbürden wollen.

Bey den Königsnamen hatte Hr. *Grotefend* eine Richtſchnur in der bekannten Form der Namen ſelbſt; hier galt es nur, *die* Form des Namens zu finden, in die ſich die Charaktere fügten; bey den übrigen Wörtern wuſste er nicht, was herausgeleſen werden

ſollte. Das vernunftmäſsige Verfahren konnte nur darin beſtehen, aus dem Bekannten das Unbekannte zu finden, Wörter aufzuſuchen, in welchen die bekannten Buchſtaben neben den noch unbekannten auf ſolche Weiſe gemiſcht vorkamen, daſs ſich dieſe durch jene beſtimmen lieſsen. Dazu ſtanden ihm drey Hülfsmittel zu Gebote: die *Figur* der Buchſtaben, die *Sprache*, *Eigennamen*, die uns eben ſo bekannt ſind, wie die des Darius und Xerxes, wenn es gelänge, ſolche in dieſen Inſchriften zu entdecken. Den dritten Weg ſchlug Hr. *Grotefend* gar nicht ein. Hr. *Laſſen* weiſt nach, daſs die Geltung der Zeichen weder aus ihrer Figur zu folgern iſt, noch aus der Aehnlichkeit des Keil-Alphabet mit einem anderen bekannten. Die Sprache nahm man als die altperſiſche an, die aber ganz unbekannt iſt. Hr. *Grotefend* rief alſo das Zend zu Hülfe, das im öſtlichen Perſien zu Hauſe geweſen ſeyn muſs, und ſetzte *Identität*, nicht dialektiſche Verwandtſchaft des Zends und Altperſiſchen voraus. Daſs dieſe Annahme irrig ſey, beweiſt Hr. *Laſſen* aus dem Worte, das *Grotefend dahut-schâo* lieſt und *der Länder* überſetzt, er aber, der Analogie des Sanſkrits gemäſs, *dahunâm*. Ferner macht er nach *Strabo* 15, *p.* 724 *(Ariana* §. 8, *ed. Tzsch.)* und *p.* 727, §. 14 (aus einer Nachricht *Nearchs* von der karmaniſchen Sprache) auf ein ausdrückliches Zeugniſs aufmerkſam, daſs in den Gegenden, denen wir zunächſt den Namen *Iran* beylegen können, ehemals zwey nahe verwandte, jedoch dialektiſch-verſchiedene Hauptſprachen herrſchten, die mediſch-perſiſche, wozu die der Karmaniten gehörte, und die ſogdiſch-baktriſche. Zu der Letzten rechnet er das Zend, zu der mediſch-perſiſchen die Sprache dieſer Inſchriften. Auch deſshalb nennt Hr. *Laſſen* das Zend irre leitend, weil ſich in den Inſchriften keine Spur der dem Zend eigenthümlichen Epentheſe der kurzen Vocale *i* und *u*, vorzüglich des *i*, findet, z. B. *paiti* für *pati*, und weil man, um ſie zu finden, mehr als Einen Keil-Conſonannten in einen Vocal verwandelt hatte.

Das Zend muſste Hn. *Grotefend* aber auch deſshalb ein trügeriſcher Leitſtern ſeyn, weil es damals auf eine Weiſe mitgetheilt war, die irre führen muſste. Nach *Burnouf's* und *Bopp's* Arbeiten iſt es ausgemacht, daſs viele Buchſtaben von *Anquetil* falſch beſtimmt und verwechſelt, die Formen ſehr mangelhaft und irrig angegeben ſind. Dieſs iſt jedoch für *Grotefend* kein Vorwurf. Er konnte nicht benutzen und geben, was er nicht hatte.

Nach dieſen Bemerkungen dreht der Vf. *Grotefend's* Satz um, und ſagt, daſs es ein blinder Zufall geweſen, wenn er Alles richtig getroffen hätte. Er erlaubt ſich alſo, von ſeinem Alphabet nur das für richtig zu halten, wofür er Gründe der Beſtätigung anführen kann, um unbedenklich davon abzuweichen, wenn er ſich dazu berechtigt fühlt, indem er weniger trügeriſche Hülfsmittel anwendet.

Herodot (4, 87) giebt an, daſs Darius auf die Säulen, die er am Bosporus zum Andenken an ſeinen ſcythiſchen Feldzug errichten lieſs, in griechiſcher und aſſyriſcher Schrift die Namen der ihn begleitenden Völker hatte eingraben laſſen. Da wir nun Darſtellungen tributbringender Völker an den Paläſten, woher die Inſchriften kommen, erkennen, ſo lag es nahe, ein ſolches Völkerverzeichniſs hier zu ſuchen. Hr. *L.* ſuchte alſo mit Hülfe der ſchon entzifferten Buchſtaben des *Grotefend*'ſchen Alphabets die gröſseren Inſchriften durch, und entdeckte bald ein ſolches in der *Niebuhr*'ſchen Inſchrift I.

Aus der Unterſuchung dieſer Namen ergab ſich bald die Geltung faſt aller noch unbekannten Zeichen. Die Ordnung, in der die Völker aufgezählt ſind, ſtimmt genau mit ihrer geographiſchen Lage überein, ihre Namen entſprechen den aus Herodot und dem Zendaveſta bekannten, und die Wörter, die mit dem ſo gewonnenen Alphabet geleſen wurden, zeigen in ihrer Form eine zwar eigenthümliche, aber aus dem Zend leicht zu begreifende Grammatik.

Die Aenderungen, die Hr. *L.* in dem früheren Alphabet macht, betreffen theils den Werth der einzelnen Charaktere, theils das Weſen der Schrift ſelbſt. Er glaubt bewieſen zu haben, daſs der Vocal *a* nur *initial*, in der Mitte nur vor *h* und vor anderen Vocalen ausdrücklich durch ein Schriftzeichen geſchrieben, allen Conſonanten dagegen *inhärirt*, wenn er nicht durch ein anderes Vocalzeichen ausgeſchloſſen wird. Alſo ein Syſtem, welches groſse Aehnlichkeit mit dem der indiſchen Alphabete hat.

Kurz werden die Arbeiten des Hn. St. *Martin*, deſſen Alphabet *Klaproth* berichtigt herausgegeben und angeprieſen hat, und *Rask's* Bemerkungen, der ſich leider nicht weiter mit dieſem Gegenſtande beſchäftigt hat, gewürdigt, dann wird die befolgte Ordnung, welche der Abhandlung einen genetiſchen Charakter giebt, vertheidigt und gezeigt, daſs die Erklärung der Inſchriften eine nothwendige Zugabe ſey.

Die von Hn. *L.* behandelten Inſchriften ſind zuerſt die *Niebuhr*'ſchen dieſer Gattung der Keilſchrift; bey ihm A, B, G, H, I (*N's.* Reiſe 2 Theil. Kopenhagen, 1778. Tab. XXIV. XXXI). Von ſeinen A, H, I hat Sir *Robert K. Porter* ebenfalls Abſchriften gegeben, die zur Vergleichung benutzt wurden (*Travels* 1. *tab.* 44. 55 *a.* 55 *b*). Dazu kam die groſse Inſchrift bey *Le Brun* N. 131 und die einzelnen Bruchſtücke, die ſehr bedauern laſſen, daſs ſie nicht vollſtändig und gehörig copirt worden ſind. *Chardin* und *Kæmpfer* werden als keiner Berückſichtigung werth ganz übergangen. Auch ward eine neue Inſchrift, die von Mucghab, am beſten von *Porter* copirt, benutzt, die der Pariſer Vaſe und die mangelhaft copirte von Suez bey *Denon* als nichts Eigenes enthaltend nur nebenbey berührt.

Daſs die Keilſchrift von der Linken zur Rechten geleſen, und daſs der kürzere ſchräge Keil der Worttheiler ſey, deſſen Stelle in der Handſchrift der Punct vertritt, ſetzt Hr. *L.* als bekannt voraus. *Lichtenſtein* und *Wahl* ſind genügend von *Grotefend* widerlegt.

§. 2. *Die Namen Xerxes*, *Darius*, *Hyſtaspes.*

Nach der Bestimmung der Zeichen, die im Buche selbst nachzulesen ist, giebt Hr. *L.* den Nominativ von *Xerxes* als *k's'hârs'â* an, und hält diesen Namen für identisch mit dem biblischen *Ahasverus.* Das *a* ist ihm *prostheticum*, wie *esprit* aus *spiritus*, استان *istaden* im Neupersischen von *stâ*, für das *k'* steht ח, für das *s* beide Male ש, ר für *r*, für das lange *â* in der zweyten Sylbe ו; die Umstellung muss sich auf eine Aussprache *k's'hârâs* gründen. Auch für das erste *a* steht ו, aber als *ve* (bey den *LXX* ουη) punctirt. Dieses ist ohne Zweifel aus der in der Keilschrift in einem eigenthümlichen Zeichen enthaltenen Aspiration, hier durch *h* gegeben, herzuleiten. Wir haben aber schwerlich unmittelbar die altpersische Aussprache in der hebräischen, sondern die babylonische oder assyrische, die auch die Umstellung *k's'harâs* = (a) — h (a) s' vercs' erklären wird. Eben daher leitet er auch die breitere Aussprache *o* für *â* in der zweyten Sylbe und die Umgestaltung von *hâ* in der ersten in *ve* ab.

Die Erklärung des Namens, welche Herodot (6, 98) durch ἀρήϊος giebt, erinnert daran, dass der Anfang des Namens Xerxes und der der Benennung der Kriegercaste *k's'at'ra* derselbe ist. Der Anfang des Namens *k's'* scheint einer Wurzel (Sanskr. *k's'i*) zu gehören, die *herrschen* bedeutet, der zweyte Theil aber mehr ein angefügtes, selbstständiges Wort, als ein Affix *ârs'â* zu seyn, wohl das zendische *ĕrĕs* = *ars'* in der Bedeutung *wahr*, *rein*, *fromm*, mit dem *Burnouf* das indische *r's'i* (*Adi. ârs'a*) *frommer*, *heiliger Mann* verglichen hat. Nimmt man dieses Wort im zweyten Theile des Namens Xerxes an, so haben wir eine Zusammensetzung, die mit dem Indischen *râg'ars'i Heiliger*, *Weiser unter den Königen*, übereinstimmt, was ein Titel ist, welcher den frommen Königen der Urwelt beygelegt wird, welche die indische Bedeutung des Wortes *kavi*, *priesterlicher Sänger*, mit der zendischen *König* vereinigen.

Das zweyte Wort ist jedenfalls in dem Namen *Arses* und dessen Ableitungen *Arsites*, *Arsaces*, *Arsanes* enthalten.

Den Namen *Darius* liest Hr. *Lassen*, auch auf das Persische داراب *dârâb* neben دارا *dārā* sich stützend, *dārhwus'* oder richtiger *darha wus*, die Wurzelsylbe ist *dārh*, das Affix *awu*, das *s'* gehört dem Nominativ. Die Wurzel ist das indische *d'r'i*, das Zendische *dĕrĕ*, woher *d'artr'i*, *Erhalter*, *Satzung*, *Gesetz.* Herodot (6, 88) giebt die Bedeutung des Namens ἑρξείης, *coërcitor.*

Das Wort *Hystaspes* steht im Genitiv, und Hr. *Lassen* glaubt es unbedenklich *vis'taçpahâ* lesen zu können. Die Bedeutung ist nach *Burnouf: der Pferde erworben hat;* Hr. *Lassen* zieht vor: *dessen Beschäftigung oder Erwerb Pferde sind.* „Wir rechtfertigen, sagt er, dadurch noch besser die Angabe, dass *vitaxae*, was eine Verstümmelung aus *vittâçpa*, Sanskr. *vittâçva*, ist, *magistri equitum*, bedeute. Das Sanskritwort *vitta* hat beide Bedeutungen.“ *Von Bohlen* erklärt *Hystaspes* aus dem Indischen *gos'a*, *Geschrey*, und *açva*, Pferd, *Pferdegeschrey.*

§. 3. *Ueber die in einigen Flexionen vorkommenden Buchstaben.* Es werden hier nur solche grammatische Formen herausgehoben, aus denen der Werth unbekannter Buchstaben hervorgeht. Es ist hier vorzüglich das *a* nach verschiedenen Seiten betrachtet.

§. 4. *Entzifferung der Völkernamen in der Niebuhr'schen Inschrift I.* Der Vf. schaltet hier die Bemerkung ein, dass wir Herodots Verzeichniss und das hier vorliegende aus zwey verschiedenen Gesichtspuncten betrachten müssen. Herodots Verzeichniss ist offenbar ein administratives Actenstück, eine Steuerrolle, worin die jährlichen Tribute und die Völker, die sie brachten, angegeben waren. Man sieht dieses schon daraus, dass Völker zusammengestellt werden, die weder in Civil-Sachen, noch in Miltär-Angelegenheiten denselben beständigen Satrapen haben konnten. Die kleinen Völker waren den grösseren beygesellt, um *gerade* Summen der Steuerquoten herauszubringen; denn es sind immer Tribute, deren Summen in zehn aufgehen. Unser Verzeichniss zählt aber nicht in Beziehung auf diese Eintheilung auf, sondern nach der *geographischen* Lage, indem vom Mittelpuncte ausgegangen, und dann erst in westlicher, nachher in östlicher Richtung fortgefahren wird. Beide Namenreihen werden immer an einander gehalten. Aus *Niebuhr's* Inschrift I führt der Vf. die hier ausführlich erörterten Namen S. 152 in diesem Zusammenhange an: *Choana*, *Media*, *Babylon*, *Arbela*, *Assyria*, *Gudrâha*, *Armenia*, *Cappadocia*, *Çapardia*, *Hunae; tum hi Uscangae; porro hi Drangae; porro regiones hae; Parutes*, *Açagartia*, *Parthae*, *Zarangae*, *Areiae*, *Bactria*, *Çug'dia*, *Chorazmia*, *Zatag'adns*, *Arachosia*, *India*, *Gădar*, *Çacae*, *Maci.* Wegen der sehr gelehrten und scharfsinnigen Ausführung dieses Paragraphen müssen wir auf das Buch selbst verweisen.

§. 5. 6 und 7 haben die Ueberschriften *Consonanten; Vocale; zweifelhafte Buchstaben*, *Varianten*, *Fehler.* Zum Schluss ist das gewonnene Alphabet geordnet, mit der deutschen Bezeichnung begleitet, dem Leser vorgeführt.

§. 8. *Erklärung der Inschriften.* Dieser Abschnitt giebt die Resultate der bis hieher geführten Untersuchungen, in welchen wohl nicht jeder Leser dem Vf. ins Einzelne folgen möchte. Desto dankbarer kann er, da ihm auch bey oberflächlicher Betrachtung Hn. *Lassen's* Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit im hellsten Lichte erscheinen musste, das hier Dargebotene annehmen.

Zur Erklärung der Formen bedient er sich des Zends und Sanskrits, nachdem er sich zuerst der Lautgesetze der drey verschiedenen Sprachen ! zu zu vergewissern gesucht hat. Das Zend steht natürlich am nächsten, als Sprache eines in Sitten und Lehren am meisten verwandten Volkes; für die Wörter ist daher zunächst eine zendische Bedeutung aufzusuchen, und das Zend muss für das Altpersische das seyn, was das Sanskrit ist für das Zend. Die Er-

klärung der ganzen Infchriften, fo wie der einzelnen Wörter giebt ein glänzendes Zeugnifs von Hn. *Laffens* ausgezeichnetem Scharffinn und feiner grofsen Gelehrfamkeit. Er hat fich fowohl um die Sprachforfchung, als auch um die Gefchichte ein nie genug zu preifendes Verdienft erworben. Am Ende diefes Paragraphen folgt ein Verzeichnifs der Wörter, welche in den Infchriften vorkommen.

§. 9. *Schlufs nebft Zufätzen und Berichtigungen.* Mit Recht macht der Vf. aufmerkfam auf die Wichtigkeit diefer Unterfuchungen für Paläographie, Gefchichte der Sprachen und Gefchichte überhaupt.

Druck und Papier find gut, aber die Correctur könnte genauer feyn, da wir ziemlich viel Druckfehler gefunden haben.

C. in H.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Gebr. Reichenbach: *Eutropii Breviarium hiftoriae Romanae:* herausgegeben und mit fortlaufenden Verweifungen auf die Schulgrammatiken von *L. Ramshorn* und *C. G. Zumpt*, mit hiftorifchen und geographifchen Anmerkungen und einem Wörterbuche begleitet von Dr. *Carl Ramshorn*, 1837. II u. 190 S. kl. 8.

Mit Recht ift man in unferen Tagen zu der Ueberzeugung gelangt, dafs in Ausgaben alter Claffiker, welche zum Schulgebrauch oder auch zu akademifchen Vorlefungen dienen, weniger für grammatifche und philologifche, als für hiftorifche Belehrung geforgt werden follte. Auf gute Grammatiken kann der Anfänger leicht in Noten verwiefen werden, und es ift ihm heilfam, wenn er folche Bücher felbft brauchen lernt, und durch fleifsiges Nachfchlagen derfelben die grammatifchen Regeln fich vertrauter macht. Allgemeine philologifche Bemerkungen wird der Lehrer, nach dem jedesmaligen Bedürfniffe, beym mündlichen Vortrage beybringen. Aber die zum Verftändnifs des Schriftftellers nöthige Kenntnifs der Gefchichte, der Geographie, der Alterthümer läfst fich nicht fofort aus einem Handbuche fchöpfen; dennoch, wem fie abgeht, kann weder auf ein Penfum fich gehörig vorbereiten, noch weniger eine Privatlectüre verfuchen: hier mufs die Ausgabe des Autors felbft nachhelfen. Zu folchem Zweck hat unlängft Hr. *Orelli* Ciceros auserlefene Reden bearbeitet (vgl. Jen. A. L. Z. 1836. No. 113 u. 114), vorzüglich für Jünglinge, welche fchon etwas weiter vorgerückt find; zu gleichem Zwecke hat Hr. *R.* die vorliegende Ausgabe des Eutropius beforgt für folche, welche (wie er felbft fagt) mit den erften Anfangsgründen der lateinifchen Sprache bereits bekannt, aber ohne fremde Beyhülfe noch nicht im Stande find, die einzelnen erlernten Regeln der Grammatik auf gröfsere, unter einander verbundene und mit einander dem Sinne nach zufammenhängende Perioden überzutragen und anzuwenden. Daher durchgängige genaue Verweifung auf die beiden Grammatiken, welche der Titel nennt, ohne Wiederholung der einzelnen Regeln. Was aber zur Gefchichte nöthig fchien, ift überall mit Fleifs und Sorgfalt beygebracht; die chronologifchen Data find hinzugefetzt, felbft (was vielleicht weniger nöthig) jedem Kapitel eine kurze Inhaltsanzeige vorausgefchickt. Am entbehrlichften fcheint uns das angehängte *kurzgefafste Wörterbuch*, welches nicht etwa befondere Eigenheiten des Eutropifchen Sprachgebrauchs (die auch bey diefem Schriftfteller fchwerlich gefunden werden dürften), fondern ganz eigentlich ein Vocabularium enthält, wie jeder Schüler ohnehin befitzen und brauchen mufs. Selbft *fed*, *aber*, *fondern*, *fi*, *wenn*, *fimul*, *zugleich* und Aehnliches ift nicht übergangen. Sonft ift das Buch eben fo gut zum Schulgebrauch, als zur Privatlectüre geeignet, und Hr. Dr. *Ramshorn* hat durch Bearbeitung deffelben einen neuen, lobenswerthen Beweis feiner vorzüglichen Fähigkeit zu einem philologifche und hiftorifche Studien vorausfetzenden Schulamte abgelegt.

N. v. G.

DRUCKFEHLER

in der Recenfion des Werkes: *Die Sprache der Zakonen* von Hofrath *Thierfch:* No. 34. Seite 266, Z. 14 lefe man: Man liefst dabey *zum Theil* u. f. w S. 269, Z. 20 v. u. *tfchej* für *tfchj.* S. 270 Z. 1. *θέου* für *θέον;* S. 271, Z. 7 *οἱ μήνι* für *οἱ μήνε;* S. 271, Z. 19 v. u. *ἐκιοῦ (tu)* für *ἐκτοῦ (tu);* S. 272, Z. 8 *gaftj* für *gaftz;* S. 272 Z. 10 v. u. *bi* für *σι;* S. 272, Z. 8 b- Laut für 6- Laut.

No. 35. Seite 275 Z. 17 gunifirt für gummifirt; S. 275 Z. 21 v. u. *ἐσνινι* für *ειουνι;* S. 276 Z. 4 *Decl.* für *Dual;* Z. 26 v. u. lieben für lieber; S. 277, Z. 7 umfchreiben für unfch rieben; Z. 278, Z. 8 *γεγάασι* für *γεγάλοι*

No. 36. S. 282; Z. v. u. 1262 für 1662.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

JUNI 1837.

SCHÖNE KÜNSTE.

Lüneburg, b. Herold u. Wahlstab: *Gedichte* von *Isidor Bürger*. 1836. 384 S. 8. (1 Thlr.)

Diese Gedichtsammlung ist ein an Poesie nicht unreichhaltiger Schacht, aber wir mussten erst in die Tiefe hinabsteigen, um das gediegene Erz zu Tage zu fördern. Wer sich nicht die Mühe giebt, mit diesem Dichter genauere Bekanntschaft zu machen, dem muss sich nothwendig ein schiefes Urtheil über ihn aufdrängen. Der Werth seiner Leistungen liegt nicht auf der Oberfläche, ist nicht, wie bey manchem Anderen, schon aus Einzelnem zu erkennen. Wer nur hie und da in das Werk hineinguckt, der stösst vielleicht auf Dinge, die in dem Vf. einen blossen Traumbildner und poetischen Phantasten vermuthen lassen, während Meister Isidor im Grunde etwas viel Besseres ist. Wer sich ferner über Sprache und Darstellung nach Einzelnem zu einem Urtheil über ihn berechtigt glaubt, der möchte ihm zwar auch so Geschmack und Bildung nicht absprechen können; gleichwohl könnte ihm gerade ein Product vorkommen, wo Sprache und Inhalt mit einander nicht in dem richtigsten Verhältniss stehen, und das Verständniss durch eine gewisse Lückenhaftigkeit in der Darstellung erschwert ist, während der tiefer Forschende bald sein Urtheil ändert, und mit Freuden gewahr wird, dass er hier mit einem Geiste verkehrt, der nicht nur eine Ahnung von classischer Vollendung hat, sondern diese in glücklichen Augenblicken wirklich selbst erreichte. Seine Versification ist durchaus rein und gefällig, wiewohl er für einige Formen ein entschiedeneres Talent besitzt, als für andere. Wir loben es, dass Hr. *Bürger* Vieles in reimlosen Rhythmen ausgeführt hat, denn unser Geschmack fängt jetzt wirklich an, durch allzu viele Reimgedichte und Reimereyen übersättigt zu werden. Unter den antiken Metren ist es besonders der Hexameter, den er bald allein, bald in der Verbindung mit dem Pentameter geschickt zu seinen Darstellungen verwendet. So finden sich denn in der Sammlung mehrere Gedichte, die unter dem Titel Elegieen zusammengestellt sind. Ohne gegen die Behandlung des Rhythmus etwas einwenden zu wollen, konnten wir uns doch nicht überzeugen, dass der Vf. den Charakter der Dichtart richtig aufgefasst habe. Das eigentliche Wesen der Elegie, die Durchführung einer bestimmten Situation mit ihren lyrisch-dramatischen Schattirungen, ist ihm entgangen. Ueberhaupt finden wir bey ihm kein strenges Ausbilden der Dichtarten und Dichtgattungen, und es ist mehr die äussere Form, als das innere Wesen, welche den Unterschied seiner Poesieen bedingt, weshalb man ihnen den Vorwurf machen könnte, dass sie insgesamt an einer gewissen Eintönigkeit litten.

Doch wir müssen auf die vom Vf. beliebte Eintheilung des ganzen Werkes zurückkommen, um sodann hier unsere weiteren Bemerkungen über Form und Inhalt dieser Poesieen anzuknüpfen. Zwey grössere Abtheilungen zerfallen unter die Rubriken von Nord und Süd. Die erste Rubrik enthält Gedichte, zu welchen sich der Stoff auf der Insel Helgoland ergab, wo der Dichter, wie man schliessen muss, eine Zeitlang verweilte. Wir stossen hier auf Schilderung der See und jenes patriarchalischen Insellebens, die ihren Gegenstand trefflich veranschaulichen. Manche Beschäftigungen jenes biederen Völkchens, z. B. der Makrelen- und Hummer-Fang, werden in ein poetisches Licht gerückt. In das Gedicht: „die Elbe" (es wird ein den Namen des Stromes führendes Dampfschiff gemeint) ist zu viel Schilderey gekommen; es war hier die Veranlassung zu mehr dramatischer Entwickelung geboten, welche leider unbenutzt blieb. Einige dieser Poesieen bedurften in topographischer und anderer Hinsicht einer Erläuterung, die denn auch in eigenen Anmerkungen beygebracht wird. Der Dichter erlebte oder fingirt auch ein Liebesverhältniss auf Helgoland, das sich aber als frostig und gezwungen kund giebt. Alles ist hier ohne Wahrheit, ohne Natur, und gerade in der Weise gehalten, wie junge Phantasten es zu machen pflegen. Es ist fast nur von den Augen der Geliebten die Rede; das Verhältniss entbehrt jeder weiteren Erörterung, zu festen plastischen Situationen kommt es nun vollends gar nicht. Humor verräth sich nur in jenem Gedichte, wo über das Phänomen des Meerleuchtens gespottet wird. Für das Lied beweist Hr. *B.* entschiedenes Talent; wir stiessen im Verfolg der Lectüre noch auf manches Treffliche dieser Art; auch das vorläufig hier gebotene „Seemannslied" ist gewiss recht sangbar und hübsch. Kräftig überhaupt wird der Dichter immer, wenn er sich in fremde Situationen versetzt, und hier das Gefühl mit charakteristischer Aeusserung sich selber darstellen lässt, so in der „Lootsenwittwe," die ihren im Meer ertrunkenen Mann bejammert. Dieses Talent fremder Situationsmalerey in lyrischen Ergüssen bekundet jedoch Hr. *B.* am stärksten in seinen Bettlerliedern, die sich in einer späteren Rubrik unter dem „Vermischten" befinden, und von denen wir gleich hier Veranlassung

zu sprechen nehmen. Diese Bettlerlieder sind in ihrer Art so vortrefflich, dass sie namentlich die vortheilhafte Meinung, die wir von unserem Dichter hegen, mit begründen halfen; hier ist er nicht der Phantast, der Nebelbildner, als welchen er sich hie und da zeigt, hier gelangt er wirklich zur künstlerischen Verklärung der Wirklichkeit, und wir fühlen uns in eine poesiewarme Sphäre versetzt. Der Charakter des langen Schwefelhannes (eines Baronen, wie *Callot* keinen besseren gezeichnet hat) ist so gut gehalten, dass schon um dieser zwölf Bettlerlieder willen *Isidor Bürgers* Gedichte in keiner Sammlung fehlen sollten.

Die Gedichte, unter der Rubrik „Süd" zusammengestellt, sind das Erzeugniss eines Aufenthaltes zu V....e. Warum aber schreibt der Vf. den Ortsnamen nicht aus, und giebt ihn dem Leser bloss zum Errathen hin? Diess geschieht vielleicht aus übergrosser Delicatesse gegen einige nahe Bekannte; das Publicum aber, an welches man ja doch diese Gedichte durch den Buchhandel gelangen liess, muss in solchen Verschweigungen nur einen Anstoss finden. Ueberhaupt getraut sich der Vf. selten, einen eigenen Namen auszuschreiben. Hätte er doch lieber fingirte gebraucht, wenn er die wirklichen nicht zulässig glaubte. Poesieen sind doch zunächst für laute Recitation bestimmt; schon die Achtung vor dem Rhythmus fodert, kein Glied desselben schnöde zu unterdrücken. Was soll man nun aber machen, wenn man in einem Sonett auf die Verszeile stösst:

Wir pflücken in ....rio's Gefilde.

Soll man sogleich den fehlenden Jamb durch irgend Etwas aus der Einbildungskraft ergänzen, oder soll man den Vers verstümmelt lesen? Heisst das nicht den Leser unnöthig in Verlegenheit gesetzt, und liegt nicht eben darin ein Mangel an Delicatesse gegen denselben? Diess sey indessen nur nebenbey gesagt. Die Rubrik Süd oder V....e umfasst 40 Gedichte, darunter viele Sonette, in denen grossentheils eine gewisse „Bianca" gefeiert wird. In dieses Verhältniss hat der Dichter mehr Leben und Wahrheit gebracht, als in seine Helgolander Augenliebeley; doch ist auch hier Manches nach Art der italiänischen Concettisten getändelt, z. B. in dem Gedicht „Todeswahl." Manche Situation ist, ohne dass es der Dichter will, in der Darstellung lächerlich geworden. Er hat z. B. ein Rendezvous in einem Park, während es regnet; er brauchte desswegen aber nicht zu seiner Geliebten zu sagen:

Nicht des Bodens kalter Nässe
Achtend, die schon durch des Schuhes
Zarte Sohlen dir gedrungen,
Löstest du das Wort der Liebe,

denn das ist lächerlich, so wie wenn gleich darauf die Geliebte sagt:

Ruhen können wir nicht, Lieber,
Denn die Moosbank schwimmt im Regen.

In solche Lächerlichkeiten verfällt der Vf. mehrmals, wie wenn er von der Gefeierten rühmt, dass sie eine Hebe, keine hochstämmige Here sey; denn wäre sie das Letzte:

Qualvoll, wie Tantalus, ja müsst' ich streben
Zu dir empor, vom Kelche nur zu nippen.
Jetzt kann ich dich mit voller Lust umschlingen u. s. w.

Es fiel uns dabey unwillkürlich jenes ergötzliche Carricaturbildchen ein, wo ein kleines Schulmeisterlein, mit kupferfarbenem Gesicht und gepuderter Perücke, auf den Fussschemel steigt, um seine Dulcinea, der er sonst nur bis an die Herzgrube reicht, auf den Mund zu küssen. Ausserdem haben sich in diese Abtheilung auch einige Romanzen und Balladen eingeschlichen, von welchen uns „der Schwimmer," als im Ausgang zu läppisch, missfiel, „des Junkers Heimkehr" aber gerade durch den unerwarteten Ausgang uns völlig befriedigte. Die Form des Trioletts ist nicht richtig aufgefasst, denn Bianca's Triolett ist nichts weniger, als ein solches.

Es folgt nun eine neue Abtheilung: „Mährchentraum," eine in 7 längeren und kürzeren Gedichten fortgesponnene Allegorie zur Feier einer Hochzeit. Hier figuriren die leider zu diesem Zweck verbrauchten allegorischen Personen Glaube, Liebe, Hoffnung, und die Fiction wird dadurch frostig und fast lächerlich, dass sich der Dichter zu sehr in die Zukunft des gepriesenen Brautpaars hineinträumt, und ihm Dinge prophezeit, die Jeder belächeln muss, der da weiss, wie leicht Schicksal und Tod dem Poeten einen Strich durch die Rechnung machen und seine leeren Träume Lügen strafen können. Ein kluger Dichter wird sich nie in eine solche Gefahr begeben.

Die vermischten Gedichte zerfallen in drey Abtheilungen, worunter die zweyte den Titel „Dissonanzen" führt. Ob eine solche Tendenz auf dissonirende Wirkung in der Kunst überhaupt zulässig sey, wollen wir zunächst nicht entscheiden; doch wollte es uns bedünken, dass der Dichter bey Ausscheidung und Anordnung dieser Poesieen das Ungenügende derselben selbst fühlte, sie aber um gewisser Eigenschaften willen, die noch immer in denselben ansprachen, nicht ganz verwerfen wollte. Dass der Gegenstand meist ein tragischer sey, konnte wohl nicht vorzugsweise für diese Benennung bestimmen, die alsdann eben so gut auch auf andere in der Sammlung vorkommende Gedichte passen würde. Den Eintheilungsgrund aus der Gattung herzuholen, sicher die zweckmässigste Methode, ist dem Dichter nicht im Entferntesten beygefallen, sondern Balladen, Romanzen, Lieder, Sonette u. s. w. werden hier wieder, wie sie kommen, ohne Weiteres zusammengeworfen. Unter den Balladen zeichnen wir aus: „Der Troubadour," der Wirkung nach tragisch und in der ganzen Anlage höchst romantisch. „König Erdulf," ein Gedicht, das in der Fiction zwar Manches mit dem Gang nach dem Eisenhammer gemein hat, übrigens aber in gelungener Ausführung nichts zu wünschen übrig lässt. Meisterhaft und im hohen historischen Stil gehalten ist „König Duncan." Der Dichter hat hier sein ganzes poetisches Vermögen aufgeboten, und zwar mit solchem Erfolg, dass er uns freudiges Anerkennen seines Berufs für diese Gattung abringt. In der Ausführung etwas vernachlässigt und daher weniger be-

friedigend ist das Gedicht: „Mutterliebe," wiewohl es uns am Schlusse mit einer tiefpoetischen Rührung entläst. In „des Greises Klage" beweist der Dichter wieder jene lyrische Objectivirkunst, die wir schon oben bey Gelegenheit der Bettlerlieder an ihm gerühmt haben; dagegen mussten wir ihm auch jetzt wieder in anderen Gedichten viel Phantastisches, Wunderliches und Gemachtes nachsehen. „Das Gebet des Juden" dringt als ein religiöser Erguss der reinsten Art tief zu Herzen, und die schönste Männlichkeit der Gesinnung spricht sich im „Abschiedsgruss" aus, ein Gedicht, das hauptsächlich mit zu unserer völligen Herzensbefreundung mit dem Dichter beytrug. Doch es würde zu weit führen, wenn wir in eine detaillirtere Würdigung aller einzelnen Erzeugnisse dieser reichen Sammlung eingehen wollten. Wir bemerken nur noch, um der Gesinnung des Dichters volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, dass seine Muse auch für die Thaten des deutschen Freyheitskampfes begeistert glühte, und dass er in seinem Lied vom Dörnberg als ächter Patriot auftritt. Da diese Lieder schon in den Jahren 12 und 13 gedichtet wurden, so schliessen wir daraus, dass der Vf. gegenwärtig in der Vollkraft des männlichen Alters stehe, und wir entnehmen aus dem Schlussgedicht mit Bedauern, dass er von nun an der Poesie entsagen und künftig (diess seine Worte) „des Fröhners schwere Kettenlast tragen müsse." Von einem Talent, das bereits so schöne Proben gegeben, und gewiss durch Erfahrung so manchen Irrthum abgestossen hat, liesse sich in den Jahren errungener Meisterschaft gewiss noch viel Erfreuliches erwarten. Ist aber dieser Abschied von der Poesie nicht so ganz ernstlich gemeint, so werden uns neue Gaben, womit ihn die Muse beschenkt, wofern wir ihm die Lust der Mittheilung durch unser Räsonnement nicht verdorben haben, jedenfalls willkommen seyn. C. M. W.

Meissen, b. Gödsche: *Gedichte eines Materialisten.* 1835. 192 S. 12. (16 gr.)

Dichter haben ein gewisses Vorgefühl von dem, was sie leisten können und was nicht. Alles gelingt nun einmal keinem. Gleichwohl bleiben nur Wenige bey dem, was der Genius will, sondern wagen sich auch wohl auf ein Meer hinaus, wo sie auf Gerathewohl steuern. So scheint es unserem Materialisten auch ergangen zu seyn. Er selbst sagt im Schlussgedicht von sich: Manches ist vielleicht gelungen, Manches hab' ich auch erzwungen. Wir wollen ihm jenes Vielleicht, wenn es ihm Freude macht, in ein Gewiss verwandeln, denn für kleinere Gedichte mit artiger Wendung hat er gar kein übles Talent; auch im Balladenfach kann er Erhebliches leisten, und wir waren ganz erstaunt, hier so etwas Schönes anzutreffen, wie „der Leiermann" S. 66 ist. Kürze und Präcision des Ausdrucks ist meisterhaft und der Ausgang überraschend angenehm. Es ist nicht unsere Sache, Schriftsteller sogleich in Parallele mit einander zu setzen, sonst würden wir sagen, in dieser und einigen anderen trefflichen Balladen der Sammlung sind wir sehr lebhaft an das Schönste erinnert worden, was *Goethe* und *Uhland* in dieser Gattung geleistet haben. Welche Art von Philosophie diesen Dichtungen zu Grunde liege, scheint der Titel anzudeuten; übrigens glauben wir das Motiv zur Annahme besonders in dem Streben des Vfs. zu finden, alle, auch die ächte Idealität zu verhöhnen, und dagegen nur dem zu huldigen, was wirklich ist. Dass aber alle Kunst das Wirkliche nur im Spiegel der Idee vorzeigen dürfe, scheint dem Vf. nicht recht eingeleuchtet zu haben; sowie er sich denn überhaupt über die Natur, die er darstellen will, noch nicht recht mit sich verständigt hat; denn sonst würde er in manchen Gedichten nicht so phantastisch und sentimental seyn, was seinem Materialismus schnurstracks entgegen ist. Dass er hie und da, um natürlich zu seyn, ins Triviale und Unedle verfällt, ist ihm von seinem Standpuncte aus eher zu verzeihen, denn das geschieht immer bey Darstellungen der Wirklichkeit, an welche die Idee ihren Massstab nicht legt. Uebrigens gelingen ihm auch wohl warme Empfindungsgemälde, wie jenes S. 101 „Schwermuth" überschriebene. Manche Situation ist gut lyrisirt, z. B. „der Erbe," „der gefangene Wildschütz" und das artige Gedichtchen mit der Ueberschrift: „Zuversichtlich." Das Gedicht „Schlichtung" ist eine Erzählung in Fabelform; die Lehre tritt ziemlich anschaulich hervor, aber die Fiction ist etwas frostig. Das Komische und Naive gelingt zuweilen, wie in den Gedichten „die Umwandlung" und „Wo es sitzt." Oft wird es gemeiner Spass, der nicht wirkt, sondern verletzt. Einiges läuft auf eine obscöne Zweydeutigkeit hinaus, sonst kommt auch einmal eine dramatisirte Bagatelle ohne Werth vor. Das Trinklied sollte der Vf. mehr cultiviren; er möchte darin noch Ergötzliches leisten können; Sangbares hat er bereits gegeben. Ueber seine Religionsansicht erklärt sich der Vf. in dem Gedicht „Erklärung" etwa so, wie auch *Lessing* in seinem neuerdings eben desswegen angefochtenen Nathan. Wir haben von unserem Standpuncte aus nichts dagegen einzuwenden; Mystiker möchten ihm freylich arg den Text darüber lesen. Auch das Gnomische und Didaktische dieser Poesieen war uns nicht zuwider.

In seiner Sprache und in dem Versbau hat der Vf. noch nicht gebildeten Geschmack genug. Wir wollen ihm seine Provincialismen noch übersehen, aber Unverständliches, wie: „O Fliederbaum, o süsser *Duft*" soll er uns nicht sagen. Seine eingemischten Fehlreime, wie Stall, Zahl — Körper, Verderber — Leibe, Kneipe, können leicht zur Folge haben, dass stolze Reimpuristen, ohne weiter zu lesen, das Buch aus der Hand werfen; uns ziemte jedoch ein bescheideneres und gelasseneres Benehmen, und wir wären wirklich um viel Schönes gekommen, wenn wir uns vom ersten Impuls des Unwillens hätten übereilen lassen. Ja wir finden sogar eine geheime Freude darin, wenn im Reimen recht viel gepfuscht und gestümpert wird; diess hat vielleicht die gute Folge, dass, wie es zu *Klopstocks* und *Bodmers* Zeiten auch einmal

nöthig wurde, der Reim auf eine Zeitlang ganz aus unserer Poesie verbannt wird; und wir wollen sehen, ob sie nicht wesentlich dadurch gewinnen wird.

C. M. W.

Leipzig, b. Brockhaus: *Jens Baggesens poetische Werke* in deutscher Sprache. Herausgegeben von den Söhnen des Verfassers, *Carl* und *August Baggesen*. 1836. 1ster Theil. XXII u. 273 S. 2ter Thl. 382 S. 3ter Thl. 312 S. 4ter Thl. 275 S. 5ter Thl. 248 S. 12. (5 Thlr. 12 gr.)

Es wäre ein Bestreben, schier dem Wassertragen im Siebe zu vergleichen, *Baggesen's* Verdienste, den Inhalt seiner Schriften der deutschen Lesewelt im Einzelnen vorführen zu wollen. Denn trotz dem, dass der Flug der Zeit in den letzten 20 Jahren rascher gekreist, schneller das Gedächtniss an das Vergangene verweht, so haben die Schriften dieses Dänen doch noch einen guten Klang unter uns Deutschen. Aus Denkwürdigkeiten, Reisebemerkungen und aus Streitschriften von kürzlich verstorbenen und noch lebenden Zeitgenossen von ihm, ist auch dem jüngeren Publicum bekannt geworden, was *Baggesen* gestrebt, geleistet, und wie er gefehlt. Eine Kritik des Einzelnen wäre überflüssig, nicht aber die Angabe des Standpunctes, von welchem sie zu nehmen; sie ist nothwendig, um gegen den Dichter gerecht zu seyn.

Die Pietät der Söhne konnte keine Schattenseite der Selbstthümlichkeit des Vaters geben, und doch ist diese Erkenntniss unerläßlich zur richtigen Beurtheilung, ja zum Verständniss seiner Werke. Von einem unbefangenen Dritten kann sie ohne Parteylichkeit gegeben, das Andenken an den Verstorbenen von Flecken und Widersprüchen gereinigt, und ein billiges Endurtheil dadurch erlangt werden. — *Baggesen* war zugleich ein feuriger Schwärmer und bis zur Hartnäckigkeit beharrlich an dem, was er, auch in den kleinsten Aeusserlichkeiten, für das einzig Gute, Wahre, Schöne hielt, für den einzig möglichen Weg, dahin zu gelangen. Sein gegründetes Selbstgefühl erniedrigte sich nicht selten zur kleinlichen Eitelkeit, die um so verletzlicher war, als er durch fortdauernde Kränklichkeit, manche trübe Erfahrung, durch schweres Leid, und durch die noch empfindlicheren, stets prickelnden Dornen und Stacheln des Alltagslebens gallsüchtig wurde, und in einer meistens aufgeregten Stimmung sich befand. Harmlose Heiterkeit konnte unter solchen Umständen nur eine seltene Blüthe seyn; wo sie erschien, trug sie Früchte, wie die zierlichen, so anmuthig neckenden Epigramme beweisen, und einige der vermischten Gedichte, von denen die Grazie des Widerspruchs nicht allein das Erzeugniss einer Huldgöttin ist.

Mit voller Jugendglut eines schwärmerischen liebevollen Gemüths amalgamirte er sich mit der französischen Revolution, das Heil der Menschheit, die durchgreifendste Weltverbesserung davon erwartend. Der Aufenthalt in Frankreich enttäuschte ihn auf eine für sein ganzes Leben fortwirkende Weise, in seinem heiligen Zorn hasste er das Object, für das er einst geglüht, dem er Eigenschaften angedichtet, die nur der befangene Liebende sieht; er wurde ungerecht gegen das Volk, vor Allem gegen Napoleon. Wer so geliebt, wie er, konnte nur hassen; zur ruhigen Betrachtung, zur gerechten Mitte war ihm der Weg verschlossen. Die Herzenswunde, die er durch das Entsetzliche empfangen, sein Idol selbst niederstürzen zu müssen, vernarbte nie, der Schmerz darüber trübte seine Stimmung, sein Urtheil. Er wurde hartnäckiger im Festhalten an dem, was er für das Rechte hielt, er liess nicht die mindeste Abweichung von der Regel zu, bald gabs in seiner Meinung keinen Farbenschein, nur schwarz und weiss. So klammerte er sich an die *Reinhold*'sche Philosophie fest, jede andere Ansicht däuchte ihm ein Unding, er hasste und verfolgte die Romantik und deren Bekenner, er rügte nicht bloss den Missbrauch, den man mit dem Worte, wie mit dem Begriff trieb, er hätte das romantische Princip mit Stumpf und Stiel von der Erde vertilgen mögen. Bey einem solchen Vorhaben kann man weder billig, noch heiter seyn, desshalb ist sein vollendeter Faust, sein Adam und Eva ohne eine Spur der Fröhlichkeit, die in seinen vermischten Gedichten so artig neckt, so angenehm scherzt; jene Dichtungen sind durchaus polemisch, beleidigend, und in ihrem Eifer das Ziel verfehlend.

In seinen Oden und Elegieen ist er ein würdiger Nacheiferer *Klopstocks*, aber die Parthenais möchte von den Vorwürfen nicht freyzusprechen seyn, die man gleich nach ihrem Erscheinen über sie ergehen liess. Auch sie verdanken ihr Daseyn jenem Hasse des Romantischen, der die unbedingte Verehrung des Classischen und dessen Vertreter hervorbrachte, den Gebrauch von deren Formen und Metaphern gebot, auch wo sie dem Inhalt nicht ganz angemessen waren. Daher die Einmischung der olympischen Götter in eine Fusswanderung von drey jungen Mädchen und des Dichters auf die Alpen. Daher die Verrenkung, die seltsame Wortbildung und Wortfügung der Sprache, aus zu grosser Anhänglichkeit an sein Vorbild, den alten *Voss*, der in seinen starren Uebersetzungen bey alledem viel despotischer mit seiner Muttersprache verfuhr, als der Däne *Baggesen* mit der ihm angelernten.

Erklärt sich ein jüngeres Geschlecht, nach diesen Voraussetzungen, das ihm Fremde und Anstossgebende in *Baggesens* Dichtungen, so wird Ansicht und Urtheil über ihn sich mildern, und um der, von seiner Eigenthümlichkeit nicht zu trennenden, Schlacken willen die edle reiche Metallader, die in ihm fliesst, nicht verkannt werden.

n.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

JUNI 1837.

LITERATURGESCHICHTE.

Paris u. Genf, b. Cherbulier: *Histoire de la Littérature allemande, depuis les temps les plus reculés jusqu' à nos jours, precedée d'un parallèle entre la France et l'Allemagne et suivie d'une table analytique des matières*, par *A. Peschier*. 1836. Tome premier; XIX, 407; tome second; 502. 8.

Es ist schon eine geraume Zeit verflossen, seitdem Neckers geistreiche Tochter dem Volke jenseits des Rheines den Vorhang weggenommen, der ihm die Geistesleistungen eines anderen ihm so nahe wohnenden Volkes verbarg. Dass ihm diese nicht noch früher bekannt wurden, muss man um seinetwillen bedauern, ist aber leicht zu erklären. Bey der Selbstgefälligkeit der Franzosen früherer Zeit und bey dem Dünkel, sie einzig seyen das Gefäss, das alle geistige Bildung in sich schliesse, wäre es ein Wunder gewesen, wenn sich in ihnen ein Verlangen nach Bekanntschaft mit der Literatur der Deutschen geregt hätte. Was jedoch die Väter versäumt haben, holen die Söhne wieder ein, und es ist eine Freude, den Anfang und den Fortgang der Wirkung wahrzunehmen, die in dem jüngeren Geschlechte das Buch *über Deutschland* hervorgebracht hat. Nicht leicht findet sich in der Culturgeschichte ein Zeitraum, wo mehrere geistig angeregte Individuen eines Volkes mit grösserem Eifer die Schätze einer ausländischen Literatur aufzusuchen und sich anzueignen bemüht gewesen sind, als diess in Frankreich seit einigen Quinquennien in Bezug auf die deutsche geschehen ist. Wenn diese Erscheinung auch in Hinsicht der englischen sich darbietet, so ist diess nur ein Zeichen mehr, dass die Franzosen endlich einmal aus ihrer Abgeschlossenheit herausgetreten sind, und sich auch nach dem umschauen, was die Fremde Schönes und Beachtenswerthes hervorgebracht hat. Begreiflich und der Ordnung der Dinge gemäss ist es, dass diejenigen jungen Männer, die als Schilderheber für deutsche Literatur in dem *Globe* zusammentraten, vorzüglich die Blüthen der neueren Zeit pflückten, und als emsige Bienen den Honig nur derjenigen Schriftwerke sogen, die in dem jüngst durchlaufenen Stadium unserer Literatur die gefeiertsten sind, und ausgezeichnete, reich begabte Geister zu Schöpfern haben. Die einmal angeregte Liebe zu den Erzeugnissen des deutschen Genius aber wird gewiss dabey nicht stehen bleiben; sie wird auch rückwärts sich wenden, und den Spuren nachgehen wollen, aus denen das Walten desselben in der nächst vergangenen und der früheren Zeit erkannt werden kann. Um dieses Verlangen jedoch zu befriedigen, bedarf es eines Führers, der auf dem weiten Gebiete unserer Literatur einheimisch ist, die Orte bezeichnen kann, wo Schätze zu finden sind, und diese Schätze selbst, nicht auf die Weise eines mechanisch schwatzenden *Cicerone*, sondern mit Kennersinn und geistreichen Andeutungen den Wissbegierigen vor die Augen bringt. Und ein solcher Führer ist den Franzosen in dem Vf. des obigen Werkes geworden. Wie sehr er befähigt ist, zu seinen Sprachgenossen nicht bloss über den gegenwärtigen Stand unserer Literatur, sondern auch über ihren Ursprung und ihr allmäliches Fortschreiten zu sprechen, kann man daraus schliessen, dass er, des deutschen Idioms in seltenem Grade kundig, alle Schriften kennen gelernt und benutzt hat, aus denen die Materialien zu einer Geschichte unserer Literatur können zusammengebracht werden, dass er bey längerem Aufenthalt in Deutschland aus dem Umgang und Verkehr mit literarisch hochgebildeten Männern, als aus lebendigen Quellen, reiche und mannichfache Belehrung zu schöpfen bemüht gewesen ist, und nach allen Seiten hin deutsches Wesen und deutschen Sinn aufzufassen und sich anzueignen gesucht hat. Damals schon hat er in einem auserlesenen Hörerkreise Vorträge über deutsche Literatur in französischer Sprache gehalten, und durch dieselben, laut öffentlicher Berichterstattung aus Frankfurt und Berlin, Beyfall und Anerkennung eingeerntet; und da diese Vorlesungen nur Bruchstücke und Vorläufer einer künftigen vollständigen Geschichte waren, so konnte man von dieser, wenn sie nach mehrjähriger Reise und sorgfältiger Pflege würde erschienen seyn, nicht andere als schöne Erwartungen hegen. Diese sind nun denn auch wirklich erfüllt worden; und es ist ungewiss, wer mehr sich zu freuen Ursache habe, die Franzosen, dass ihnen nun endlich einmal das Ganze unserer schönen Literatur zur Anschauung gebracht worden ist, oder die Deutschen, dass glücklicherweise gerade ein so geschickter Vermittler, wie Hr. *Peschier*, dem Nachbarvolke diesen Dienst geleistet hat. Abgesehen nämlich vom Gehalt, hat sein Werk noch eine ganz besondere Empfehlung von Seiten der Form; und da schöne Darstellung dem Franzosen die unerlässliche Bedingung eines jeden Schriftwerkes ist, so wird diese für sie geschriebene Geschichte unserer Literatur um so mehr bey ihnen einen gefälligen Eingang und weite Verbreitung finden.

Zur richtigen und gerechten Beurtheilung des Vfs. und seines Werkes dient vorzüglich die höchst beachtenswerthe Vorrede. Er nimmt darin seinen Standpunct bald den eigenen Landesleuten, bald den Deutschen gegenüber, und auf demselben spricht er aus, was er in dieser Stellung zu sagen für nöthig hält. Er verhehlt sich nicht die Schwierigkeit, eine Geschichte der deutschen Literatur zu schreiben, ein Unternehmen, das ihm vielleicht eben so misslingen könnte, als schon andere rüstige Läufer auf dieser Bahn gestrauchelt haben. Unsere Literatur erscheint ihm an Schätzen so reich, dass sie mit allen Literaturen Europa's wetteifern könne. Er fürchtet daher den Tadel der Deutschen, diesen Reichthum in so engen Raum zusammengedrängt zu haben, der nicht gestatte, das Genie dieser Nation in seiner ganzen Ausdehnung, Fülle und Mannichfaltigkeit vor Augen zu legen. Zu dieser Begrenzung aber nöthigte ihn eine Klippe, an der er auch nicht gern hätte scheitern mögen; und diese ist die seltsame Eigenheit seiner Landesleute, dass sie zum Lesen bändereicher Werke nicht den erfoderlichen Athem besitzen. Was nun die Furcht vor Tadel betrifft, so ist diese, um es gleich jetzt zu sagen, ganz unbegründet. Wer, wie Hr. *Peschier*, die Kunst versteht, mit Wenigem Viel und Wesentliches zu geben, mag sich immer der Beschränkung befleissigen; und wenn sein Buch, wie zu erwarten ist, und der Vf. beabsichtigt hat, die Lust zum Kennenlernen der deutschen Schriftwerke über den bisherigen engen Kreis noch weiter hinaus verbreitet, so dürften wir Deutschen, anstatt an dem mässigen Umfange desselben Anstoss zu nehmen, es vielmehr in dieser Gestalt zu loben und willkommen zu heissen Ursache haben. Wir sind sogar der Meinung, dass selbst *Menzels* ähnliches Werk, falls es in ihre Sprache übersetzt wäre, den Franzosen nicht so zusagen, und in dem Grade den beabsichtigten Zweck erreichen würde, als man von dem gegenwärtigen voraussehen kann. Wir sagen diess um so unverhohlener, je verwunderter wir waren, vor einiger Zeit Hn. *Peschier's* Werk im Morgenblatt auf eine Weise angezeigt zu finden, die, neben dem vornehmen, kurz abfertigenden Tone vom kritischen Dreyfuss herab, auch noch verrieth, dass der Sprecher die Stellung des Vfs. seinen Landesleuten gegenüber und die dadurch bedingte Natur seines Buches aus den Augen gelassen hatte. Unter den einheimischen Kritikern, die seine Leistung beurtheilen werden, scheidet Hr. *P.* vorzüglich zwey Arten aus. Die Einen sind Leute, die, wenn auch nicht der Zeit, doch dem literarischen Standpunct nach, noch dem vorigen Jahrhundert angehören, aus welchem auf sie die bekannte dürftige Einseitigkeit und ein oberflächliches Achten auf fremde Güter gleichsam als ein Erbvermächtniss übergegangen ist. Sie haben keinen Begriff von dem, was ihre Nation bisher dadurch entbehrt hat, dass ihr unter den grossen Literaturen Europa's nicht auch die deutsche in einer besonderen Geschichte zur Kenntniss gebracht worden ist. Und wenn sie ja von dem gegenwärtigen Buche, das eine lang gelassene Lücke auszufüllen bestimmt ist, neugierig Kenntniss nehmen, so wird mehr die Form als der Gehalt, mehr das Sprachliche in der Darstellung als das Dargestellte ihr Augenmerk seyn; des Vfs. eifriges Forschen nach Materialien und sorgfältiges Ordnen und Verarbeiten derselben wird für sie weniger Werth haben. Diesen gegenüber stehen wieder Andere. Ernst, bedächtig, zum Forschen und Denken aufgelegt, bleiben sie nicht bey dem Aeusseren eines Buches stehen, und thun die Kenntnissnahme desselben nicht bloss mit einem oberflächlichen Blick ab; sie steigen in sein Inneres hinab, und suchen daselbst des Vfs. Wollen, Denken und Schaffen aufzuspüren. Diese, wenn auch nicht schon durch Erfahrung, aber doch wenigstens durch Vermuthung, haben eine Vorstellung von der Mühe, die es kostet, um eine neue literarische Welt, bisher den Franzosen unbekannt, von einem weiblichen adleräugigen *Columbus* unlängst erst entdeckt und mit ihren Reichthümern und ihrer erstaunenswürdigen Fruchtbarkeit dem überraschten Blicke gezeigt, in ihrem ganzen Umfange zu durchwandern, ihren Schöpfungsprocess und ihre allmäliche Gestaltung nachzuweisen, und über sie das zu berichten, was ein treues, wahres und anschauliches Bild von ihr vor die Augen bringen kann. Von diesen Kritikern nun, hofft Hr. *P.*, werde seinem Werke ein billiges, die Schwierigkeit in Rechnung bringendes Urtheil gesprochen werden. — Unter noch vielem anderen Erwähnungswerthen, das die Vorrede enthält, finden wir auch zwey einander entgegengesetzte Gemüthsstimmungen ausgedrückt, in die Hr. *P.* geräth, wenn er das Schicksal der deutschen Literatur unter seinen Landesleuten überdenkt. Die eine ist ein gerechter Aerger, dass ein brutaler Despotismus, ein wahrer Anachronismus der Sitten so lange Zeit hindurch um das intellectuelle Frankreich herum eine chinesische Mauer gezogen hatte, durch welche den glänzenden Geistern jenseits des Rheines der Eingang verwehrt war. Die andere ist die freudig empfundene Genugthuung, dass endlich eine muthige Amazone in diese Mauer eine Oeffnung gemacht und dadurch rüstige Männer befeuert hat, die den deutschen Musen bisher angethane Schmach zu tilgen, und dieselben in das jetzt gastfreundliche Frankreich einzuführen. Und eingeführt und aufgenommen sind sie worden mit einem Jubel und einem Enthusiasmus, dergleichen selbst gekrönten Häuptern bey ihrem Einzug in die Residenz nicht zu Theil wird. Nahdem nun Hr. *P.* die höchst verdienstlichen Bemühungen mancher geistreicher und talentvoller Männer, durch Uebersetzungen und Kritiken die deutsche Literatur zu verbreiten, mit gebührender Anerkennung erwähnt hat, zeigt er, wie es auch wirklich ist, dass die Franzosen dadurch nur Vereinzeltes erhalten, und von den Früchten des deutschen Genius nur diejenigen kennen lernen, die er in der neueren und jüngst verflossenen Zeit hervorgebracht hat; dass aber dadurch jetzt bey ihnen die Theilnahme an den geistigen Hervorbringungen der Deutschen lebendig geworden, und daraus die Begierde entstanden sey, auch dasjenige kennen

zu lernen, was die vergangene Zeit in ihrem Schofse getragen hat. Um diefe Begierde nun zu befriedigen, bedürfe es eines Führers, der, den Faden der Gefchichte in der Hand, fie durch das weite Gebiet geleite, wo die Denkmäler des germanifchen Geiftes, von deffen frühestem Regen an bis auf das jüngfte fchöpferifche Walten, in mancherley Wechfel aufgeftellt find. Da nun aber ein folcher Führer den Franzofen gefehlt habe, indem das Werk der Frau *von Staël* nur grofse und allgemeine Wahrnehmungen darbiete, und aus den hie und da in *Revues* zerftreuten Elementen einer Gefchichte der deutfchen Literatur kein in einander greifendes Ganze hervorgehe, fo fey ihm diefs, fagt Hr. *P.*, Antrieb gewefen, oder werde, wenn man lieber wolle, ihm zur Entfchuldigung gereichen, dafs er gewagt habe, ihnen ein folches Ganze vor die Augen zu ftellen, — ein grofses und fchwieriges Unternehmen, begleitet von vielen Gefahren, deren geringfte vielleicht die feyn möchte, weit hinter der Aufgabe zurückzubleiben. Ueber diefen Punct aber kann Hr. *P.* fich getroft beruhigen; dafs er in Bezug auf feine Landesleute wacker geleiftet hat, was er unternommen, darüber wird ihm diesfeits des Rheines, wo man die Schwierigkeiten kennt, gerechter Weife das wohlverdienteste Zeugnifs ausgeftellt werden. — Nach der Vorrede folgt auf 61 Seiten eine allgemeine *Einleitung*. Diefe halten wir ohne Bedenken für einen der vorzüglichften Theile des vorliegenden Werkes. Sie hat die Ueberfchrift: *Frankreich und Deutfchland*, und enthält die Darftellung zwey verfchiedener Nationalitäten, durch deren vorläufige Kenntnifs man auf den richtigen Standpunct zur Beurtheilung ihrer geiftigen Aeufserungen geftellt wird. Aus ihr fchon kann man das Augurium fchöpfen, dafs, wer als feiner Denker und fcharfer Beobachter das Eigenthümliche einer Nation, fo wie es hier mit der deutfchen gefchehen ift, aufzufaffen verftanden hat, diefer auch kein geiftlofer Berichterftatter über die Literatur derfelben feyn wird. Wir glauben nichts Ungehöriges zu thun, wenn wir Einiges aus diefer Einleitung ausheben. Von dem Ganzen, mit dem es genau vergliedert ift, losgeriffen und zum Fragment geworden, kann es freylich keinen vollständigen Begriff von dem Gefammtgehalt geben, wird aber doch vom Einzelnen einen Schlufs aufs Ganze zu machen geftatten. Das Ausgehobene wird die Gedanken theils in der vom Vf. ihnen verliehenen Form wiedergeben, theils fie nur der Subftanz nach zufammenfaffen. Der Eingang enthält eine allgemeine Betrachtung als Vorläufer darauf folgender Specialitäten. Er lautet: „Der Menfch ift allenthalben der nämliche, fagen gewiffe Ariftarchen, nachdem fie das menfchliche Gefchlecht nur obenhin betrachtet, und einige allgemeine Anlagen entdeckt haben, die faft allen Nationen gemeinfchaftlich find. In der That, beym Eintritt in das Leben gleichen fich die Menfchen; der Ausgangspunct Aller ift die Wiege; aber von da weg hört auch die wahrgenommene Affinität auf. Religion, Klima, Sitten, Gebräuche, Erziehung, Alles geht darauf aus, den eingeftaltigen Model zu zerbrechen, in welchen die Natur uns gegoffen zu haben fcheint. Bey jedem Schritte, den das Individuum auf der Bahn des Lebens vorwärts thut, trennt es fich auch von der Ganzheit; jeden Tag tritt feine moralifche Phyfiognomie merklicher hervor. Die charakteriftifchen Züge, die bey dem Menfchen die Originalität ausmachen, find auch die Elemente der Individualität bey Nationen. Es ift diefs eines der tiefften Geheimniffe der Schöpfung, und es wäre eine fchöne und grofse Aufgabe, den Urfachen nachzufpüren, die jedem Volke einen eigenthümlichen Charakter zuwegebringen, ihm einen befonderen Stempel der Nationalität aufdrücken. Aber da wäre ein unabfehbares Gebiet zu durchlaufen; wir müffen uns hier nur auf einige thatfächliche Bemerkungen einfchränken.“ — Nachdem von der Beweglichkeit der Franzofen nach Aufsen und von ihrem auf das Verändern und Geftalten der focialen und politifchen Welt ausgehenden Thätigkeitstriebe gefprochen worden, heifst es: „In Deutfchland herrfcht Ruhe nach Aufsen hin; im Inneren aber regt fich unaufhörlich ein Bedürfnifs nach Fortfchritt und Veränderung; es waltet da eine ununterbrochene Seelenthätigkeit; und diefes Streben, die Sphäre des menfchlichen Geiftes zu erweitern, hat ihm mit vollem Recht den Namen *Heimat des Denkens* zuwegegebracht. In Folge deffen gewahrt man denn auch die fchöne Erfcheinung, dafs während der Zeit, wo im Geiftigen bey den Franzofen das Stabilitätsprincip und Neuerungsfcheu herrfchte, und das Halten am Hergebrachten faft ein Gebot der Nationalehre war, bey den Deutfchen in der Religion, Philofophie, der Literatur ein Syftem nach dem anderen hervorgekommen ift. — Als Eigenheiten des deutfchen Volkes, wodurch es fich von den Völkern des Südens, und namentlich den Franzofen, unterfcheidet, werden, in der Meinung, fie feyen zum Theil Wirkungen des Bodens und des Himmels, unter Anderem folgende von Hn. *P.* angedeutet — ein Geftimmtfeyn zur Meditation, ein Forfchen nach den tiefften Geheimniffen unferes Wefens, ein Hang zum befchaulichen Leben, ein Hingezogenwerden zu metaphyfifchen Unterfuchungen, ein Zurückkehren der Seele auf fich felbft, ein Streben nach Freywerden von der Herrfchaft der Sinne, ein ernftes Erwägen der Gefchicke und der Beftimmung der Menfchen, eine träumerifche, das Gemüth in die fchönften Regungen bringende Senfibilität, ein Suchen und Nähren der Ideen und als Folge davon das Schaffen fchöner Ideale. Ein Volk, das durch folche und noch andere ähnliche Eigenfchaften, namentlich durch Gefühl für das Religiöfe, Heilige, Göttliche, ausgezeichnet ift, läfst wohl vermuthen, dafs es auch ein dichterifches fey, und dafs feine Poefie von der der Franzofen, befonders der blos auf das Materielle gerichteten des 18ten Jahrhunderts, fich durch eine höchft anziehende Natur unterfcheiden müffe. — Aus der trefflichen, im Laufe des Räfonnements aufgeftellten Charakteriftik der Franzofen verdiente Mehreres ausgehoben zu werden, wir befchränken uns aber nur auf Folgendes. — Bey den Franzofen ift vor-

herrschend der *Geist* (leider hat das psychologisch ausdrucksvolle Wort *Esprit* kein Analogon in unserer Sprache); bey den Deutschen das Gemüth und die Einbildungskraft. Daher sind Jene mehr empfindlich für Fehler, aber weniger offen den Eindrücken der Schönheiten; was kunstvoll ist und das Verdienst überwundener Schwierigkeiten an sich trägt, gilt ihnen mehr, als das, was in ächter, reiner Natur sich zeigt. Die Abwesenheit der Fehler erkennen sie leichter, fühlen aber weniger das wahre Genialische, das vielleicht Fehler begeht, aber sie zugleich auch durch Schönheiten aufwiegt oder übersehen läfst. Der Franzose, lebhaft, beweglich, erregbar, weifs seine Gedanken schnell zu gestalten, ist aber dafür oft oberflächlich, absprechend, flüchtig. Der Deutsche, mehr überlegt, bedächtig, ernst, bildet seine Ideen langsam, und urtheilt mit Umsicht, und das sonst von Witzlern im Munde geführte Phlegma der Deutschen ist gerade das Charakteristische, was von der Weisheit und dem richtigen Verstande dieser Nation das günstigste Zeugnifs ablegt. Darauf geht Hr. *P.* auf die Verschiedenheit über, die bey beiden Völkern in der *Kritik* oder den theoretisch-philosophischen Ansichten über Literatur und Künste herrscht, oder vielmehr herrschen mufs. Um recht würdigen zu lassen, und in schlagenden Contrast zu stellen, was in der Aesthetik die Deutschen geleistet haben, führt er zuerst die Franzosen an uns vorüber. Vor dem 18ten Jahrhunderte gab es ausgezeichnete Geister, wie *Montagne*, *Pascal*, *Nicole*, *Arnaud*, *Fenelon*, die durch ihre Schriften eine Menge gesunder, geistvoller und neuer Ideen über Literatur, die aus der menschlichen Natur und den Alten geschöpft waren, hier und da verbreiteten, und somit einen Samen ausstreuten, der reiche Früchte hätte bringen können, aber im Laufe dieses Jahrhunderts kläglich verkümmerte. In dieser Zeit, einige glückliche Ausnahmen abgerechnet, traten Aristarche auf mit jenen dürren, mageren Kritiken, die sich nicht zum allgemeinen, hohen philosophischen Standpunct erhoben, nur um das Technische, das Formelle der Literaturerzeugnisse herumkrochen, und den sie belebenden Geist aufser Acht liefsen. Gleichwohl erhielten diese dürftigen, oberflächlichen, einseitigen Ideen die Kraft gesetzgeberischer Aussprüche, nach denen gerichtet wurde und sich richten mufste, wer nur in der Literatur etwas schaffen und hervorbringen wollte; und die Nationaleitelkeit ging, besonders seit *Voltaire*, diesem literarischen Papst, sogar so weit, sich einzubilden, in Frankreich allein sey die allgemein selig machende Kirche, an deren Dogmen Jedermann in der ganz literarischen Christenheit glauben müsse, wenn er nicht für einen Ketzer gehalten und mit dem Banne belegt werden wollte. Endlich, zwar spät, aber doch einmal, begann in Frankreich eine neue Aera für die psychologische Kritik, angewendet auf Werke der redenden Künste. Sie wurde herbeygeführt durch eine mit hohem Geist begabte Frau, die gegen den lang geduldeten literarischen Despotismus und die ungebührlich ausgeübte absolute Gewalt zuerst die Lanze erhob. Nachdem Hr. *P.* nun gezeigt, wie dieser neue Apostel, neben der Einführung der deutschen Literatur, die Franzosen auch gelehrt, was Aesthetik sey, welche tief philosophische und weit reichende Beziehung diese Wissenschaft habe, und auf welcher breiten Basis sie ruhe, nachdem er gezeigt, wie sie allmälich in Frankreich Fufs gefafst, Boden gewonnen und Verbreitung erhalten habe, besonders durch die kritischen Abhandlungen vieler guten Köpfe der jüngeren Generation, welchen, durch das Buch über *Deutschland* angeregt, der Sinn für auswärtige Literatur aufgegangen, und den Geschmack daran zu verbreiten, ein begeistertes Geschäft geworden war, läfst er, im Gegensatz der dürftigen Kritiker unter den früheren Franzosen, sich also vernehmen: Was die Deutschen betrifft, so stehen sie, als Richter der Werke des Gedankens, in der Reihe der in Bildung am weitesten fortgeschrittenen Nationen Europa's oben an. Die Arbeiten grofser Meister beurtheilen, ist bey ihnen nicht ein gewöhnliches, obenhin abzuthuendes Geschäft, ein blofses Erwägen und Beantworten grammatischer oder rhetorischer Fragen, sondern ein hoher, wichtiger Beruf, eine Art Apostolat. Es genügt ihnen nicht, die Geistesschöpfungen, die zufällig hier und da und in verschiedenen Zeiten auf dem Gebiete der Kunst und der Literatur erscheinen, isolirt und einzeln zu beurtheilen. Der Kritiker in Deutschland mufs auf die Quelle der wahren Gesetze der Kunst zurückgehen, nämlich derjenigen, die aus der Natur und dem Wesen der Kunst selbst entspringen, denen ein solcher Ursprung den Charakter der Allgemeingültigkeit aufprägt, und die zu allen Zeiten und an allen Orten beobachtet werden müssen. Den Schriftsteller, den er analysiren will, fafst er auf in der Mitte seiner Zeit, setzt sich mit ihm an seinen Herd, beobachtet sein Inneres, und unter genauem Aufmerken auf den Charakter des Zeitalters und den des Schriftstellers selbst, so wie auf seine Umgebungen und Lebensverhältnisse, studirt er seine Seele, erklärt er seine Gedanken, würdigt er sein Talent. Ein grofser Kritiker steht in Deutschland mit einem grofsen Redner, einem grofsen Dichter auf der nämlichen Linie; er geniefst die gleiche Achtung, erregt die gleiche Bewunderung. Begabt mit einem hohen Verstand, läfst er sich weder durch schöngeistige Reize, noch durch den Putz eines falschen verdorbenen Geschmacks verblenden; sein Gemüth wird ergriffen von dem Gefühl des Schönen, des Edlen, des Erhabenen, und in diesem Seelenzustande nimmt seine Kritik einen Schwung, wird fruchtbar, schöpferisch, beredt, und was er schreibt, ist das Werk der Begeisterung.

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

JUNI 1837.

LITERATURGESCHICHTE.

Paris u. Genf, b. Cherbulier: *Histoire de la Littérature allemande depuis les temps les plus reculés jusqu' à nos jours, precedée d'une parallèle entre la Françe et l'Allemagne et suivie d'une table analytique des matières*, par *A. Peschier* u. f. w.

(Beschlufs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Zur Heraushebung der Deutschen, als Kritiker, fügt Hr. *P.* noch einige Bemerkungen aus *Thery's* geistreicher Schrift „*de l'Esprit et des Lois de la Critique littéraire chez les peuples anciens et modernes*" hinzu. Wir theilen davon nur Folgendes mit: Die *Aesthetik* bey den Deutschen hat jenen Charakter des tiefen Gefühls, das ihre ganze Literatur durchdringt. Sie, als ein wichtiger Zweig der reinen, wahren Philosophie, dieses bey den Deutschen so schön grünenden Baumes, nimmt auch den Saft in sich auf, der in diesem gährt und circulirt. Dadurch allein wird die Kritik das, was sie zu seyn bestimmt ist. Auch hat sie in Deutschland ihre weiteste Ausdehnung erhalten, während sie in dem übrigen Europa ihre Schritte anhielt, und in den jedesmaligen Principien der National-Literatur befangen blieb. So wie die anderen Arten der Schrifterzeugnisse, trägt auch die Theorie der redenden und plastischen Künste das ächte Gepräge des deutschen Geistes an sich. Dieser geht auf tiefe Allgemeinheiten aus, findet dort, was er sucht, Beides zusammen, Stoff zum Fühlen und Stoff zum Denken; und gleich sehr aufgelegt zu träumerischem Versinken, wie zu scharfem Auffassen, zum Begeistertwerden wie zum Analysiren, hat er die Genugthuung, erschöpfend eine Theorie aufzustellen, deren Basis auf der Verschiedenheit der Natur der Künste ruht, und deren Gipfel sich zu dem Unendlichen erhebt; daher denn auch die Aesthetik in Deutschland nicht durch kalte, dürftige Detailreflectionen, sondern durch eine weit greifende philosophische Analyse zu so hohen Ehren gekommen ist und ihren Triumph feiert. — Im Laufe seiner Bemerkungen sagt Hr. *P.* unter Anderem: „Wollte ich mit Einem Worte ausdrücken, was die Deutschen charakterisirt, so würde ich sagen: *ils ont de l'âme.*" Diese *Seele*, dieses *Gemüth*, ohne noch die Poesie zum Zeugniss dafür anzuführen, findet er schon im Inneren des Familienlebens, in häuslichen Gewohnheiten, in Nationalfesten. Unter Letzten hebt er den heiligen Christabend hervor, von welchem er eine Schilderung macht, so anziehend, so gemüthlich, dass diese allein schon bewiese, wie sehr er deutsches Seyn zu empfinden, und in deutsches Wesen sich zu versenken verstehe. Zu ferneren Belegen obiger Aussage greift er einige Redensarten selbst nur aus der gewöhnlichen Umgangssprache auf, und commentirt diese, französischen analogen gegenüber gestellt, auf eine Weise, die nur dem, der selbst Gemüth hat, eigen seyn kann. — Die Verschiedenheit der Deutschen von den Franzosen führt dann Hn. *P.* auch auf die Musik, in deren Wesen und Natur die Individualität einer Nation eben so sicher und treu wiederhallt, als sie in der Poesie sich abspiegelt. Hier finden sich wieder feine Beobachtungen, von denen einige mitzutheilen wir uns ungern versagen. Den Schluss derselben macht eine in rasche Umrisse gefasste, aber treffende Charakteristik unserer grossen musikalischen Schöpfer, unter denen *Beethoven*, nach dem zu urtheilen, was er von ihm aussagt, Hn. *P's.* Gemüth und Sympathie besonders zu erregen scheint. — Fragt man mich nun, diess ist die Apostrophe, die gegen das Ende der Einleitung der Vf. an sich selbst richtet, was ist denn der charakteristische Unterschied der Poesie der Franzosen und der Deutschen? so ist die Antwort leicht, und fliesst aus den im Laufe der Betrachtungen berührten Eigenschaften der beiden Nationen. Gleichsam voraussetzend, dass man diese Antwort sich selbst geben könne, thut er die seinige, was das Allgemeine der Poesie betrifft, nur in einigen substantiellen Zügen ab, dagegen aber geht er mehr ins Einzelne ein, wenn er auf die dramatische zu sprechen kommt; denn hier auf diesem Gebiete ist es, wo die dichterischen Schöpfungen beider Nationen am meisten auseinander gehen, wo um den Vorzug der Natur und der Kunst in der Poesie gestritten wird, und wo an den Tag kommt, ob diejenige Poesie, die die Natur auf ihrer Seite hat, den Sieg davon trägt, oder der künstlichen und conventionellen nachstehen soll. Anstatt aus den vielen schönen und wahren Bemerkungen, die hier zusammengedrängt sind, einige hervorzuheben, welche Vereinzelung doch nicht den wahren Werth derselben erkennen liesse, beschränken wir uns lieber bloss auf die Andeutung des Standpunctes, von welchem aus sie gemacht worden sind. Das System, sagt Hr. *P.*, das in der dramatischen Poesie die Franzosen befolgen, und die Grundsätze, von denen die Deutschen geleitet werden, möchte ich in die wenigen Worte zusammenfassen: die Einen beobachten genau die *Wahrscheinlichkeit*, die Anderen gehen aus auf Darstellung der *Wahrheit*. Und nun folgt der Com-

mentar, der über die beiden so allgemein aufgestellten Sätze das gehörige Licht verbreiten soll. Aus diesem, wie gesagt, etwas auszuheben, versagen wir uns. Angezogen werden wird, wer unter vielem Interessanten auch auf das stösst, was über *Goethe's* Iphigenia, Götz, Tasso, Faust, selbst nur wie im Vorbeygehen, gesagt wird. Die umständlichere Beurtheilung dieser Dramen erfolgt erst im Werke selbst. — Aufgespart zu einem schönen Schluss seiner Einleitung hat der Vf. die Reflexionen über die edelste der menschlichen Leidenschaften, die Liebe, und über die Art, wie deutsche Dichter sie auffassen und in ihren Dramen darstellen.

Man wird schon nach dem Lesen nur des Einganges zum Werke nicht anders können, als annehmen, dass unter denjenigen Franzosen, die ihrem Volke ein Gemälde der deutschen Literatur vor Augen zu stellen berufen wären, unser Verfasser gewiss einer der dazu befähigsten seyn würde. Geht man nun zu der näheren Betrachtung des Werkes selbst über, so findet man diese Voraussetzung auf das Erfreulichste bestätigt. Es ist ein Führer, an dessen Hand diejenigen, die sich in einem ihnen noch unbekannten Gebiete umsehen, und dessen Merkwürdigkeiten kennen lernen wollen, ihre Wanderungen auf eine eben so angenehme als lehrreiche Weise vornehmen können. Belege zur Bestätigung dieser Aussage zu geben, ist nicht leicht möglich. Sie müssten, wenn sie genügen sollten, in weitläufigen und ein Ganzes bildenden Auszügen bestehen, und zu solchen ist hier kein Raum. Aus diesem Grunde der Beengung enthalten wir uns auch, eine Uebersicht der Materien zu geben, die der Vf. im Laufe seines Werkes verarbeitet hat, und die an der Spitze der Abtheilungen, in die das Buch zerfällt, namhaft gemacht sind. In dem Gange seiner Geschichte und in der Abgrenzung der Epochen hat Hr. *P.* — besonders im ersten Theile; der zweyte hat hierin weit mehr Eigenthümliches — meistentheils die von seinen deutschen Vorgängern eingeführte Weise beybehalten. Ob nun gleich diese eben nicht sehr philosophisch ist, so konnte sie ihm doch, in Bezug auf die Leser, denen er sein Werk bestimmt hat, immerhin genügen, zumal er die Räume, in welche so die Literatur abgetheilt ist, recht gut geschichtlich darstellend und philosophisch räsonnirend auszufüllen verstanden hat. Wer, ohne das Werk gleich in einem Anlaufe vom Anfange bis zum Ende durchzulesen, theilweise sich mit seinem Inhalt bekannt machen, oder vielmehr, weil darauf die Neugierde besonders ausgeht, des Verfassers Art, die Gegenstände anzuschauen und darzustellen, kennen lernen will, den weisen wir an die *Table analytique des matières*, eine werthvolle Zugabe zu dem Werke. Da wähle er aus dieser reichen und wohlgeordneten Uebersicht alles des Speciellesten, was im Werke besprochen wird, dasjenige aus, was ihm zur Befriedigung seiner ungeduldigen Wissbegierde am besten zu dienen scheint, und wir sind überzeugt, Hr. *P.* werde bey diesem vorläufigen Fühlen an dem schriftstellerischen Puls als eine kerngesunde und von warmem, lebhaftem Blute durchströmte Natur erkannt werden. Rec. selbst ist so verfahren; er hat mehrere Stellen z. B. *Architecture grecque moderne et architecture romantique — Coup d'oeil rétrospectif sur le moyen âge — Parallèle des Minnesänger et des Troubadours de la Provence — Niebelungen, Analyse de ce poëme — Examen des principaux caractères* — und noch einige andere, blofs um einen Vorschmack zu gewinnen, durchgelesen, und ist darauf nur desto begieriger nach dem Ganzen geworden. Dieses nun zeigt offenbar, dass Hr. *P.*, ehe er an die Verfassung seines Werkes gieng, genau bekannt war zuerst mit allem dem, was die Deutschen selbst ihm dazu als Materialien, sowohl in eigenen Geschichtswerken, als auch in mannichfachen Abhandlungen und Kritiken, liefern konnten, und dass er zweytens auch benutzt habe, was seit der in Frankreich eingedrungenen Liebe zur deutschen Literatur so manche seiner geistreichen Zeitgenossen in Bezug auf diese gedacht und geschrieben haben, was, im Vorbeygehen gesagt, durch Scharfsinn, Feinheit und tiefes Eindringen in die Sache oft musterhaft ist. Auch ist seinen Blicken nicht entgangen, was die jetzige Generation des Volkes jenseits des Canals, bey dem ebenfalls in weit aufgethanen Thoren die deutsche Literatur ihren Einzug gehalten hat, in kritischen Schriften gelegentlich hie und da als Stoff zum *Verarbeiten* bieten konnte. Wir legen einen Nachdruck auf dieses Wort, um dadurch der etwa entstehenden Vermuthung zu begegnen, als sey Hn. *Ps.* Werk vielleicht nur ein Aggregat von dem, was er an Materialien als fleissiger Forscher zusammenzutragen bemüht gewesen ist. Dem ist nicht also. Möchten nur alle Verfasser von Schriften, deren Stoff, wie bey der vorliegenden, meistens von aussen her geholt werden muss, denselben so selbstständig verarbeiten und so mit eigenem Geiste beleben, als es hier geschehen ist! Und wäre selbst auch dieses nicht der Fall, so würde das Werk selbst schon durch die Form, in welche der Stoff gekleidet ist, anziehen und Gefallen erregen. Hn. *Ps.* Sprache ist lebendig, hat ein reiches Colorit, glänzt in schönen Bildern, trägt überhaupt das Gepräge, das die Prosa in den französischen Schriften der neueren Zeit angenommen hat. Manche vielleicht möchten dem Stile, besonders in einer didaktischen Schrift, weniger Pracht und Glanz wünschen, und in ihm lieber das schöne Temperamentum herrschen sehen, das in der classischen Prosa der früheren Franzosen so wohlgefällig ist, aber der Geschmack der jetzigen Zeit verlangt stärkere Reize, und diesem hat denn auch Hr. *P.* sich anbequemen wollen. Was übrigens noch als eine schöne Eigenheit seiner Darstellungsweise bemerkt werden muss, ist diese, dass er im Laufe seiner Betrachtungen auch fremde Autoritäten mit herbeyzieht. Diese aus anderen Schriften angezogenen Stellen dienen oft zur Unterstützung des von ihm selbst Ausgesagten, oft sind sie auch Angeber eines Thema, das er durch weitere Reflexionen erst auszuführen veranlasst wird. Zuweilen stehen sie auch da, um ihnen seine

eigene entgegengesetzte Meinung an die Seite zu stellen. Ausserdem, dass dieses Herbeyziehen ein besonderes glückliches Apropos ist, und der Darstellung eine gewisse dramatische Lebendigkeit verleiht, lernt man auch dadurch viele andere verwandte Geister kennen, die auf dem nämlichen Felde gearbeitet haben.

Wir schliessen diese Anzeige mit dem Wunsche, dass diesem Werke eine weite Verbreitung auch in Deutschland, denn in Frankreich kann es derselben versichert seyn, zu Theil werden möge. Es könnte dann vielleicht der Fall eintreten, dass es dem *Menzel*'schen, mit dem es dem Zweck nach verglichen werden kann, nicht bloss an die Seite gestellt, sondern in Hinsicht des Gehaltes uud der Behandlung des Stoffes noch vorgezogen würde. Sicherlich werden nach diesem Werke lieber als nach jenem alle diejenigen greifen, denen ein desultorisches Wesen, affectirte Paradoxie, keckes Absprechen, einseitiges Urtheilen und ein anmasendes Gebehrden auf dem kritischen Dreyfusse kein Vergnügen macht. Diese Verbreitung würde freylich noch mehr durch eine Uebersetzung befördert werden. Aber dadurch verlöre das Werk um die Hälfte an seinem Werthe; denn da das Formelle ohne Zweifel eine der Hauptbedingungen eines *schönen* Schriftwerkes ist, die Form aber zugleich mit den Gedanken entsteht, und durch das nationale Idiom eine eigene Modification erhält, so würde einem Geisteswerke, dessen Gedanken, in ein fremdes Idiom gekleidet, von dem Gefühl und dem Verstande nicht ganz so, wie beym Lesen in der Originalsprache, empfunden und aufgefasst würden, ein grosses Unrecht geschehen, wenn man es in diesem fremden Idiome darstellen wollte. Und nun ist der Stil des Hn. *P.* von so eigenthümlichem Gepräge, dass dadurch das Formelle seines Werks einen besonderen Reiz erhält. Da dieses Gepräg aber im Deutschen bey Weitem weniger hervortritt, was Rec. durch einen Versuch bestätigt gefunden, so möchte er durch Abrathen einer Uebersetzung dieses Unrecht von dem Werke abwehren. Hr. *P.* lebt, so viel wir wissen, in Genf, und hat auch daselbst sein Buch geschrieben. Es wäre zu wünschen, dass das Ministerium des Unterrichts ihn als Professor der deutschen Literatur nach Paris beriefe. Was er bisher in Schrift war, der beredte Apostel zur Verbreitung der Kenntniss unserer Literatur, könnte er dann in den weiten Kreisen eines nach deutschem Schriftthum begierigen Publicums durch lebendiges Wort werden. Er wäre dann für Paris, was *Carlyle* für London ist, welcher jetzt an der dortigen Universität durch seine Vorlesungen über deutsche Literatur eine ungemein zahlreiche Zuhörerschaar um sich versammelt.

C. J.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MEISSEN, b. Goedsche: *Der Schutzgeist edler Weiblichkeit.* Ein Geschenk für erwachsene Töchter, von *Lebrecht Siegmund Jaspis*, Dr. der Theologie und Archidiakonus an der Kreuzkirche in Dresden, Ehrenmitgliede des pädagogischen Vereins daselbst. 1836. 158 S. 8. (carton. 18 gr.)

Der durch seine Klarheit und Innigkeit rühmlichst bekannte Vf. verbreitet sich in dieser Schrift über alle Gegenstände des Wissens, welche auf die weibliche Bildung Beziehung haben. Er begleitet die Jungfrau seit dem Tage ihrer Confirmation bis zu dem Uebergang in das eheliche Leben, als treuer Wegweiser und Freund, und theilt ihr, vermöge seiner vielen gemachten Erfahrungen und als Familienvater Winke und Rathschläge mit, welche ihr in allen Verhältnissen des künftigen Lebens und Wirkens sehr nützlich seyn können. Er hat diese Schrift seinen Töchtern gewidmet, und schliesst die Dedication mit den Worten: „Bewahret diese Schrift als ein theueres Vermächtniss, un dblicket, wenn ich unter dem frommen Gebete meiner Lieben entschlafen seyn werde, mit treuer Kindlichkeit mir nach in die Lichtgefilde der Ewigkeit.“ Wer wollte nicht gern eine Schrift lesen, die so viele nützliche Lehren enthält und in einer sehr edelen Sprache abgefasst ist! Rec. hat nur wenig Ausstellungen zu machen; so z. B. S. 35, wo gesagt wird, dass das weibliche Geschlecht in Ansehung des Gefühlsvermögens entschiedene Vorzüge vor dem männlichen Geschlecht habe, konnte noch bemerkt werden, dass das weibliche Geschlecht auch mehr Anlagen zur Uebung hohen Mitleids, mehr Sinn für eine gute Wartung und Pflege der Kranken hat, und sich der Armen und Bedrängten bald und gern annimmt, dagegen es aber oft eine zu grosse Nachsicht gegen die Unarten der Kinder beweist, und dieselben nicht jederzeit bestraft, wenn es die Nothwendigkeit mit sich bringt. S. 43. „Die redlichste Thätigkeit ist nicht immer mit glücklichem Erfolge verknüpft, und Leiden sind nicht immer Strafen begangener Sünden.“ Dieser Satz ist richtig. Wenn es aber hierauf heisst: „Mache dich also nicht abhängig von den Erfolgen deiner Wirksamkeit,“ so kann damit nichts anders gesagt werden, als: Handle nur immer so, dass du von deinen Unternehmungen jederzeit keine anderen, als nur gute Erfolge erwarten kannst. Dann erst ist es dem Menschen zulässig, sich von den Folgen seiner Wirksamkeit nicht für abhängig zu erklären.

Druck und Papier dieses Buchs sind sehr gut.

C. a. N.

LEMGO, in der Meyer'schen Hofbuchhandl.: *Ueber den Aberglauben*, von Dr. *Hoffbauer.* 1837. 122 S. 8. (12 gr.)

Was wir in dieser Schrift zu finden hofften, eine philosophisch geschichtliche, wissenschaftlich geordnete Darstellung des Aberglaubens, nach seinen Ursachen und verschiedenen Erscheinungen, haben wir zwar nicht gefunden; dennoch aber ist die Schrift eine recht dankenswerthe Gabe. Der Vf. bemerkt auch selbst, dass es nicht Eines Menschen Arbeit sey, das vielgestaltige Wesen des Aberglaubens, wie es sich durch alle Lebensverhältnisse ausgebreitet habe, zu erschöpfen; nur die

auffallendsten Bilder von ihm, wie sie in unserem „hohen Geschlechte" gefunden würden, sollten hier eine Stelle finden, um auf einige Stunden den Verstand zu unterhalten. Und diesen Zweck hat derselbe vollkommen erreicht. Ohne die Quellen anzuführen, stellt er Beyspiele des Aberglaubens aus alter und neuer Zeit, aus allen Ländern und Himmelsstrichen zusammen, die gerade in dieser Zusammenstellung eben so unterhaltend als belehrend sind. Ueber Begriff, Ursachen und Wirkungen des Aberglaubens wird nur gelegentlich gesprochen; tieferes psychologisches Eingehen, wie wir es z. B. in den Schriften von *Feder*, *Reinhard*, *Zimmermann* finden, lag weniger in seinem Plane. Was z. B. die Bestimmung des Begriffs des Aberglaubens betrifft, so sagt der Vf. S. 2: „Täglich vermischt der Mensch natürliche Dinge und Erscheinungen mit übernatürlichen, und erwartet daher bald von natürlichen Ursachen übernatürliche Wirkungen, und leitet bald natürliche Wirkungen, deren Ursachen ihm nicht sogleich in die Augen fallen, von unbekannten, übernatürlichen Kräften her; und gerade hierin ist der Aberglaube gegründet." Dass damit Begriff und Grund alles Aberglaubens nicht erschöpft, und höchstens der religiöse Aberglaube zum Theil bezeichnet werde, bedarf nicht erst unserer Erinnerung. — Der Glaube an Wunder und Wunderbares, in welcher Hinsicht das bekannte *Reinhard*'sche Werk noch immer nicht übertroffen ist, macht einen wesentlichen Theil des Aberglaubens aus. Der Vf. berührt auch diesen Gegenstand S. 20 ff.; allein er scheint damit selbst noch nicht im Klaren zu seyn. Der Glaube an Wunder, wenn er sich auf vernünftige Gründe stützt, ist nicht Aberglaube, und die Behauptung, dass Alles hienieden nach gewissen bestimmten Gesetzen gehe, und dass die Mittel, deren sich die Vorsicht bediene, *immer* im Laufe der Natur gegründet seyen (S. 22), führt offenbar zu Fatalismus, der Quelle mancher abergläubiger Verirrungen.

L. L.

Lemgo, in der Meyer'schen Hofbuchhandlung: *Ueber den Götzen unserer Zeit.* Rede, im Augenblicke der Veranlassung gesprochen von einem Prediger, der seit einem halben Jahrhundert dem Predigtamte vorstand. 1835. 16 S. 8.

Rec. las diese kräftige Rede eines verdienten Geistlichen (des Pastors und Consistorialassessors *Pothmann* zu Lemgo) nicht ohne Rührung; aber auch nicht ohne Indignation über die traurige Veranlassung derselben. Ein achtzehnjähriges Mädchen, durch Frömmeley verrückt, wurde als Rasende ins Irrenhaus geführt. Dieser höchst traurige Vorfall gab dem Seelsorger des Orts Veranlassung, die Jugendgespielen der Unglücklichen vor dem schädlichen Einflusse der in unseren Tagen so überhandnehmenden Buchstäbeley zu warnen. Die Versammlung bestand grösstentheils aus Jünglingen und Mädchen. „Nur der allgemein geäusserte Wunsch, heisst es im Vorworte, konnte den Sprecher bewegen, die Hauptideen seines Vortrages zusammenzustellen, um dadurch allgemeiner für das reine einfache Christenthum zu wirken." Jeder Freund des Christenthumes, das in *Licht* und *Liebe* besteht, wird dem wackeren Vf. dafür danken, dass er sich nicht scheute, für die Wahrheit zu zeugen; Frömmler und Mystiker aber werden ein *Wehe!* über ihn aussprechen. „Wir Alle, heisst es S. 5, erinnern uns noch lebhaft der unglücklichen Freundin, wie sie harmlos und unschuldig, ausgerüstet mit den reinen, einfachen Kenntnissen des Christenthumes, als religiöses, frommes Mädchen vor sechs Monaten uns verliess, und begreifen es kaum, wie sie in so kurzer Zeit durch die Einwirkung der neuen Umgebung und durch die angeblichen Andachtsübungen nicht bloss zerrüttet in ihrem Geiste, sondern in dem Zustande einer Rasenden zu uns zurückgeführt wurde. Aber sie wurde durch Schmeichler getäuscht und verleitet, ihre Kniee zu beugen vor dem Baal unserer Zeit, und wurde zum Opfer hingegeben diesem Götzen des so überhandnehmenden modificirten Pharisäismus." Die weitere Ausführung wird jeder Unbefangene mit Theilnahme lesen, und dem Vf., der bald nach dem unglücklichen Ereignisse starb, manchen etwas harten Ausdruck zu Gute halten. Der trübe Geist der „Pharisäer-Demagogen" wird mit starken und und grellen Zügen geschildert. S. 13 heisst es von den jetzt so sehr begünstigten Conventikeln u. A.: „— — — — Die Rede der begeisterten Schneider, Schuhmacher und Stellmacher bleibt immer die Rede der Schneider, Schuhmacher und Stellmacher, wie sonderbar sie auch die Augen dabey verkehren und sich gebehrden. Dass durch ihren *Galimathias* nicht zum Besten aufs Herz gewirkt werden kann, liegt am Tage" u. s. w. S. 14 ff. bekommen die jungen, oft auf den Universitäten schon vom Pietismus angesteckten Theologen auch ihre verdiente Zurechtweisung. Vielen Frommen unserer Zeit möchte man freylich zurufen: „Was nicht aus dem Glauben (aus eigener innerer Ueberzeugung) kommt, das ist Sünde!"

Ff.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

JUNI 1837.

KUNSTGESCHICHTE.

Mainz, b. Wirth: *Kritische Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst durch Johann Gutenberg zu Mainz*, begleitet mit einer, vorhin noch nie angestellten, genauen Prüfung und gänzlichen Beseitigung der von Schöpflin und seinen Anhängern verfochtenen Ansprüche der Stadt Strasburg, und einer neuen Untersuchung der Ansprüche der Stadt Haarlem und vollständigen Widerlegung ihrer Verfechter, Junius, Meermann, Koning, Dibdin, Ottley und Ebert. Von *J. Wetter*. Mit dreyzehn grossen Tafeln voll sehr genauer Facsimile's. 1836. XVI u. 806 S. gr. 8. (7 Thlr.)

Ueberfieht man die fast überreiche Literatur der Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst, so möchte man leicht der Versuchung Raum geben, jede weitere Bemühung auf diesem engen Gebiete der Gelehrsamkeit für undankbar und überflüssig zu halten. Lernt man aber die bis auf die jüngste Zeit zu Tage geförderten Werke näher kennen, so dringt sich unwillkürlich die Ueberzeugung auf, dass nicht nur dadurch kein genügendes Resultat gewonnen, sondern auch die Frage, von wem, wo und wann die in ihren Folgen kaum berechenbare Kunst erfunden wurde, durch jeden Beantworter verwickelter und verworrener gemacht worden sey. Mit Unrecht hat man stets die Dürftigkeit und Unklarheit der Quellen vorgeschützt; hätte man nur die bis jetzt bekannt gewordenen kritisch geprüft, und ohne Vorurtheil zusammengestellt, so würde wenigstens das möglichst gewisse Resultat gewonnen worden seyn, und man könnte sich bis zur Entdeckung weiterer Quellen dabey genügen. Aber entweder gingen die seitherigen Geschichtschreiber der Erfindung der Buchdruckerkunst, wenn auch mit Geist und Gelehrsamkeit, doch auch mit vorgefassten Meinungen für ein Land, für eine Stadt oder für ein bestimmtes Jahr zu Werke, und deuteten die Quellen nach ihren Zwecken, oder sie waren der nöthigen Vorkenntnisse und einer gesunden Kritik ermangelnde Dilettanten, die einem späteren, wenn auch noch so rüstigen Bearbeiter einen fast nicht mehr zu reinigenden Augiasstall zurückliessen. In diese Classe von unberufenen Schriftstellern werfen wir ohne Bedenken den Verfasser einer vor einigen Jahren erschienenen bändereichen, aber inhaltsleeren Compilation (wir meinen *C. A. Schaabs* „Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst", Mainz 1830—31. 3 Bde. 8), und freuen uns, in Hn. *Wetter* den ersten würdigen

Historiker der grossen Erfindung aus voller Ueberzeugung begrüssen zu können. Ueber den Zweck seiner, wie aus Allem hervorgeht, mit Lust und Liebe begonnenen Arbeit, und über seine Auffassungs- und Behandlungs-Weise spricht sich der Vf. auf eine Art, die nichts Gewöhnliches erwarten lässt, selbst (Vorrede S. V) treffend aus: „Abzuwehren den Einfluss, welchen grosse Namen so leicht üben, dem man so leicht und fast unwillkürlich nachgiebt, mir nicht imponiren zu lassen, durch welche Autorität es auch sey, aber auch mich selbst frey zu halten von vorgefassten Meinungen und einseitigen Ansichten, unbefangen die Resultate erst aus der Forschung zu erwarten, keinerley Neigung zum Hypothesenschmieden Raum zu geben, nur die ächte historische Kritik walten zu lassen, Combinationen, Schlüsse und Conjecturen nur auf erwiesene Thatsachen zu bauen, und nie einen Augenblick anzustehen, die von mir aufgestellten aufzugeben, sobald mir fremde gegründeter erscheinen, kurz, die Wahrheit und nichts als die Wahrheit zu suchen; diess nahm ich mir vor, und musste es mit Ernst und Aufrichtigkeit, um einen wahrhaft freyen Standpunct für meine Arbeit zu gewinnen. Als ihren Zweck setzte ich mir vor, die Frage: *von wem, zu welcher Zeit und an welchem Orte die Kunst, mit beweglichen Buchstaben zu drucken, erfunden worden, was die ersten Anlässe und der nächste Schritt zu der Erfindung und die Stufen ihres Fortgangs waren*, auf eine, jeden Zweifel möglichst ausschliessende Weise zu beantworten, ohne in der einfachen Lösung dieser Fragen ihre Schranke zu erkennen, und auf die specielle Widerlegung entgegengesetzter, systematisch verschanzter Ansprüche zu verzichten." Wir folgen dem Vf. Schritt vor Schritt, prüfen die Gründe, die er für seine Behauptungen anführt, vergleichen das Resultat seiner Forschungen mit dem früher gewonnenen, und gedenken so am leichtesten und klarsten den Gewinn, welcher der Wissenschaft durch sein Werk zugeflossen ist, ermitteln zu können. Nachdem der Vf. in der Einleitung (S. 1—6) den Gedanken, „mit einzelnen beweglichen Buchstaben Worte, Zeilen und ganze Seiten zusammenzusetzen, und diese dann abzudrucken", als die eigentliche Erfindung richtig bezeichnet hat, wirft er (Kap. I. S. 6—27) einen flüchtigen Blick auf die Vorspiele und Anlässe zu der eigentlichen Buchdruckerkunst. Die Siegel und Stempel der Alten, in welche bestimmte Worte und Zeichen eingegraben waren, um sie in weichere Gegenstände abzudrücken, oder in härtere einzuschlagen, sollte man in einer Geschichte der Buchdrucker-

kunſt gar nicht als Vorſpiele derſelben erwähnen, da ſie keine weitere, der Buchdruckerkunſt ähnliche Entdeckung veranlaſsten. Die Vermuthungen einiger Gelehrten, daſs die Alten ſich auch ſolcher, aus einzelnen Buchſtaben zuſammengeſetzter Stempel bedient haben dürften, beruhen auf ſo ſchwankenden Grundlagen, daſs ſie ſich bis jetzt noch nicht annehmbar machen konnten. Aber mit vollem Rechte darf man die zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts bekannter werdende Kunſt, Heiligenbilder und Spielkarten durch Holzſtich zu vervielfältigen, als den Hauptanlaſs zur Erfindung des Bücherdrucks betrachten. Schon in der erſten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts war die Holzſchneidekunſt ſehr verbreitet, und es kommen ſchon förmliche Zünfte von Holzſchneidern, die in gleichzeitigen Schriften Formſchneider, Briefdrucker, Kartenmaler, Figurenſchneider, Drucker, Printers genannt werden, vor. Anfänglich blieb man bey der Darſtellung des Bildes, ſpäter ſetzte man einige erklärende Zeichen darunter (das erſte datirte Bild dieſer Art iſt der heilige Chriſtoph vom Jahre 1423, ſ. *Hellers* „Geſchichte der Holzſchneidekunſt", S. 40), und endlich druckte man ganze Seiten Text den Bildern gegenüber, oder auch nur Text ohne Bilder. Der Abdruck der Holztafeln geſchah durch den ſogenannten Reiber, einen ſtraff mit Pferdehaaren oder Tuchbändern ausgeſtopften Ballen, mit welchem der Drucker auf der Rückſeite des auf die Holztafel gelegten Blattes mit groſser Kraft hin- und herfahren muſste, wenn er einen gelungenen Abdruck zu Stande bringen wollte. Deſswegen iſt bey allen xylographiſchen Werken die Rückſeite glatt, verdorben und zum Bedrucken unbrauchbar, deſswegen ſind ſie alle nur auf einer Seite bedruckt. Um alſo den Tafeldruck auf den Druck eigentlicher Bücher anwenden zu können, bedurfte es einer Erfindung, durch welche der Druck auf beiden Seiten möglich gemacht wurde, es bedurfte — der Preſſe, und dieſe Erfindung gebührt Gutenberg.

Wir ſind ſomit an einem Theile von Hn. *Wetters* Werk angelangt, der ein ſeither nicht gekanntes und gewürdigtes Verdienſt Gutenbergs hervorhebt, und daraus für die Geſchichte der Erfindung der Buchdruckerkunſt höchſt wichtige Folgerungen zieht. Ehe wir die beygebrachten Beweiſe erörtern, wollen wir mit dem Vf. (S. 28 — 55) einen Blick auf des Erfinders Herkommen und Leben zurückwerfen.

Frielo Gensfleiſch und Elſe zum Gutenberg, beide aus alten, angeſehenen Patriziergeſchlechtern der Freyſtadt Mainz ſtammend, ſind die Eltern des Erfinders der Buchdruckerkunſt, *Henne* (Johann) *Gensfleiſch* (von mütterlicher Seite) *genannt Gutenberg*. Seine Geburt fällt zwiſchen die Jahre 1393 und 1400. (*Rotteck* giebt in ſeiner „Allgem. Geſchichte" mit Beſtimmtheit das Jahr 1397 an; Rec. iſt keine Quelle bekannt, auf welche ſich dieſe Angabe ſtützen könnte.) Ueber Gutenbergs Jugendjahre wiſſen wir nichts. Als in Folge des Streites zwiſchen den Patriziern und Plebejern (1420) mehrere der erſten Geſchlechter Mainz verlieſsen, wanderte auch die Familie Gensfleiſch aus. Gutenbergs Bruder Frielo lieſs ſich in Eltvill nieder; wo ſich aber Gutenberg bis zum J. 1434 aufhielt, hat bis jetzt nicht ermittelt werden können. In dem angeführten Jahre treffen wir ihn zu Straſsburg, wo er ſeſshaft geworden war, und ſich mit mancherley Künſten beſchäftigte.

Es iſt bekannt, wie *Schöpflin* im J. 1745 in dem Archive zu Straſsburg die viel beſprochenen Proceſsacten auffand, aus welchen man die Erfindung der Buchdruckerkunſt in dieſer Stadt hat erweiſen wollen. Der Proceſs wurde durch die Erben des Andreas Dritzehn (ſt. 27 oder 28 Dec. 1438), den Gutenberg gegen Bezahlung ſeine Künſte gelehrt hatte, veranlaſst, und die vorgeladenen Zeugen machen nun die dunkeln Ausſagen, aus welchen man die verſchiedenartigſten Schlüſſe gezogen hat. Schon die Vieldeutigkeit dieſer Ausſagen ſollte den Hiſtoriker vorſichtig machen und abhalten, ein folgereiches Syſtem darauf zu bauen. Rec., der ſich früher fleiſsig und länger Zeit mit dieſen Proceſsacten beſchäftigt hat, muſs eingeſtehen, daſs er nie etwas weiter darin finden konnte, als die kaum halbklaren Ausſagen von *einer Preſſe, in welcher vier Stücke lagen, die von einander fielen, wenn man die zwey Schrauben, die ſich an der Preſſe befanden, aufdrehte**)." Hr. *Wetter* hat der Auseinanderſetzung und Widerlegung der Anſprüche Straſsburgs einen groſsen Theil ſeines Werkes (S. 56 — 257, und Nachträge S. 753 — 768. 787 — 792) gewidmet, den wir um ſo lieber einer genaueren Prüfung unterwerfen, weil nur nach dem Reſultate dieſer Unterſuchung die Zeit und der Ort der Erfindung (und ſomit auch die Feier des vierten Jubiläums) feſtgeſtellt werden können.

Zuerſt (Kap. II) giebt der Vf. die Urtheile der bedeutendſten Bibliographen über den Sinn der Zeugenverhöre. *Schöpflin* („*Vindiciae typographicae*", *Argent.* 1760. 4.) beginnt den Reihen. Eingenommen von dem Gedanken, es müſſe in den Zeugenausſagen von der wirklichen Buchdruckerkunſt die Rede ſeyn, macht er aus den vier Stücken vier Blattſeiten (*paginae*), und behauptet, dieſe Blattſeiten müſsten, weil von einem Auseinanderfallen die Rede iſt, aus einzelnen beweglichen Buchſtaben beſtanden haben. Die zum Beweiſe dienende Stelle ſpricht aber weder von Blattſeiten, noch von einzelnen beweglichen Buchſtaben, ſondern nur von vier ganzen Stücken, welche vier Stücke von einander fielen, wenn man die beiden Schrauben öffnete. Wie übrigens auch zwey Schrauben vier Columnen beweglicher Buchſtaben hätten zuſammenhalten können, wird nicht leicht Jemand begreifen. *P. S. Fournier*, ſelbſt ein geſchickter Schriftgieſser („*Obſervation ſur un ouvrage intitulé: Vindiciae typographicae*", *Par.* 1760. 8), der freylich die Proceſsacten nur nach einer unvollkommenen deutſchen Ueberſetzung beurtheilen konnte, beſtritt ſogleich *Schöpflins* Meinung, welche *F. C. Bär* („*Lettre ſur l'origine de l'imprimerie*", *Strasb.* 1761. 8) mit ſehr

*) Gutenberg ſchickt ſeinen Diener Lorenz Beildeck zu Klaus Dritzehn, und läſst ihm ſagen: „*er ſolle ſich bekumbern ſo vil und gon über die preſſe und die mit den zweyen würbeln uff dun ſo vielent die ſtucke von einander.*"

leichten Gründen zu stützen versuchte. *G. Meermann* („*Origines typographicae*“, *Hag. Com.* 1765. 4) stimmt zwar in soweit *Schöpflin* bey, dass er in den Stücken ebenfalls aus einzelnen Buchstaben bestehende Blattseiten *(paginae, columellae)* erkennen will; fügt aber sogleich hinzu, Gutenbergs Arbeiten in Strassburg hätten durchaus keinen Erfolg gehabt, und die Möglichkeit, ein Buch zu drucken, habe noch sehr fern gelegen. *C. H. von Heineken* („*Idée générale d'une collection complette d'estampes*“, *Leips.* 1770. 8) stimmt für bewegliche, hölzerne Lettern, leugnet aber den Erfolg, weil es unmöglich sey, ein Buch mit solchen zu drucken. Hr. *Wetter* hat die Möglichkeit durch einen Probedruck (Tab. II) hinlänglich bewiesen. *J. J. Oberlin* („*Essai d'annales de la vie de J. Gutenberg*“, *Strasb.* 1802. 8) hat keine eigene Meinung, sondern stimmt in Allem *Schöpflin* bey. *P. Lambinet* („*Recherches sur l'origine de l'imprimerie*“, *Bruxell.* 1798. 8. *N. E. Par.* 1810. 2 *Voll.* 8) hält die Zeugenaussagen für so dunkel, dass man unmöglich etwas Gewisses daraus folgern könne; dadurch entsteht in seinen eigenen Behauptungen ein solches Schwanken, dass man über seine Meinung nicht recht klar werden kann. *G. Fischer* („*Essai sur les monumens typographiques de J. Gutenberg*“, *Mayence* 1802. 4) untersuchte als Bibliothekar zu Mainz die Quellen der Erfindungsgeschichte genauer, und gewann als Resultat seiner Forschungen die feste Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit der Ansprüche Strassburgs. *P. C. F. Daunou* („*Analyse des opinions diverses sur l'origine de l'imprimerie*“, *Par.* 1802. 8), *C. de la Serna-Santander* („*Dictionnaire bibliographique*“, *Brux.* 1805—7. 3 *Voll.* 8) und *J. F. Lichtenberger* („*Initia typographica*“, *Argent.* 1811. 4) wärmten die Ansichten *Schöpflins* wieder auf, ohne sie durch neue Beweisgründe annehmbarer machen zu können. Die Holländer *J. Koning* („*Verhandeling over der Oorsprong*, *de Uitvinding*, *Verbetering en Volmaking der Boekdrukkunst*“, *Harlem* 1816. 8) und *J. Scheltema* (in seiner „Beurtheilung der Geschichte der Buchdruckerkunst von *C. A. Schaab*“, Amsterd. 1833. 8) schlagen einen anderen Weg ein. Der Erste behauptet, die Zeugenaussagen berechtigten zu keinem anderen Schlusse, als dass Gutenberg sich zu Strassburg mit den Entwürfen und der Herrichtung einer zum Abdrucken ganzer Blattseiten geschickten Presse beschäftigt habe; der Andere will darin nicht die geringste Beziehung auf die Buchdruckerkunst finden; man müsse, sagt er (und zwar mit vollem Rechte), das vorkommende Wort „drucken“ mit dem Hauptgeschäfte Gutenbergs, dem Spiegelmachen nämlich, in Beziehung bringen, und es ergebe sich dann schon von selbst, dass man bey jenen vier in einer Presse liegenden Stücken nicht nothwendig an vier Columnen von beweglichen oder unbeweglichen Buchstaben denken müsse, als wären im Bereiche der technischen Künste gar keine anderen Zwecke möglich, welche eine solche Vorrichtung nöthig machen könnten. Warum können nicht jene vier in der Presse liegenden Stücke eben so gut die vier Stücke eines viereckigen Spiegelrahmens, oder vielmehr vier zu einem Rahmen zusammengesetzte Formstücke mit eingeschnittenen Verzierungen gewesen seyn? Weiss man ja doch aus anderen Quellen, (z. B. aus „Reinecke Fuchs“, B. III. K. 8. 10. 11 *), dass solche Spiegelrahmen mit eingeschnittenen oder eingedruckten Verzierungen sehr beliebt waren! Mag *Scheltema's* Auslegung auch nicht die einzig richtige seyn, so beweist sie doch, wie unklar und vieldeutig die Zeugenaussagen sind. Die Meinung *Schaabs* (in seiner schon angeführten „Geschichte der Buchdruckerkunst“) führen wir als die sonderbarste und unbegreiflichste zuletzt an. Er giebt die Ansprüche der Stadt Strassburg in ihrer grössten Ausdehnung zu; er giebt zu, dass Gutenberg bereits zu Strassburg die wahre Buchdruckerkunst (wie er sich ausdrückt) geübt habe, und doch will er die Ehre der Erfindung der Stadt Mainz retten! Der Ausweg, den er einschlägt, wäre originell, wenn er sich nur auf irgend ein historisches Zeugniss stützte, oder nicht aller Wahrscheinlichkeit widerspräche. Er behauptet nämlich, *Gutenberg habe die Buchdruckerkunst schon vor seiner Flucht aus Mainz (also vor 1420) erfunden.* Rec. muss gestehen, dass ihn dieser barocke Einfall überraschte. Gutenberg als Jüngling, als Sohn eines reichen Patriziers, und gewiss (wie Hr. *Wetter* ganz richtig bemerkt) mit den ritterlichen Uebungen seines Standes beschäftigt, sollte schon eine so bedeutende Erfindung gemacht, und sie erst nach vielen Jahren in Ausübung gebracht haben? War nicht vielmehr gerade Gutenbergs Entfernung aus Mainz, welche eine allmäliche Versiegung seiner Existenzquellen zur Folge hatte, gerade die Veranlassung, dass er sich auf die Erlernung und die Erforschung wenig bekannter und gewinnversprechender Künste verlegte? Wie weit kann man sich verirren, wenn man von vorgefassten Meinungen ausgeht!

Hr. *Wetter* prüft nun (Kap. III) nochmals selbst kalt und unparteyisch die Strassburger Processacten, und gelangt zu der sich gewiss jedem ruhigen Leser aufdringenden Ansicht, *dass, wenn wirklich vom Bücherdrucke die Rede ist, Gutenbergs Erfindung zu Strassburg nichts Anderes, als die Anwendung der Presse bey dem Tafeldrucke, der früher nur durch den Reiber zu Stande gebracht wurde, seyn könne.* Darin bestand also das Geheimniss Gutenbergs, dass er die Presse auf den Tafeldruck anwendete, und mehrere Tafelblattseiten zu *einer* Form zusammensetzte. Wenn Gutenberg zu Strassburg schon auf die Idee beweglicher Lettern gekommen wäre, so liesse sich auf keine Weise begreifen, wie er in Mainz noch mit festen Tafeln drucken, wie er noch Jahre lang mit so grossen Schwierigkeiten, dass sein ganzes Vermögen darauf ging, kämpfen konnte.

Rec. ist es immer unbegreiflich gewesen, warum man so grosses Gewicht auf die zweydeutigen Zeugenaussagen legte. Nach den Regeln der Hermeneutik

---

*) Die hieher gehörende Stelle lautet:
„Seeth dese Historie und der noch mehr
„Stunden up dem Spegel umher,
„Gewracht, geschneden und gegraven
„Mit Bylden und guldenen Bockstaven.“

wird ein klares, unverdächtiges Zeugniſs ſtets einem dunkeln und zweifelhaften vorgezogen. Warum geſchieht dieſes nicht auch in der Geſchichte der Erfindung der Buchdruckerkunſt? Würde man bey jeder anderen Erfindung irgend einem Zweifel Raum geben, wenn man das Zeugniſs des Erfinders ſelbſt, oder eines ſeiner erſten Mitarbeiter hätte? Haben wir für die Erfindung der Buchdruckerkunſt in Mainz nicht ein ſolches doppeltes Zeugniſs? Oder ſoll man den willkürlichen Deutungen der Straſsburger Proceſsacten mehr Glauben ſchenken, als Gutenberg ſelbſt, welcher ſich in der Schluſsſchrift des von ihm gedruckten „*Catholicon*“ (*Mog.* 1460. *Fol.*) über die Erfindung mit folgenden, nur Eine Deutung zulaſſenden Worten ausdrückt: „Durch des Allerhöchſten Bey„ſtand, auf deſſen Wink der Kinder Zungen beredt „werden, und der oft den Kleinen enthüllt, was er „den Weiſen verbirgt, iſt dieſes treffliche Buch, Ca„tholicon, im Jahre der Menſchwerdung 1460 in der „werthen, der berühmten deutſchen Nation angehö„renden *Stadt Mainz, welche Gottes Güte durch ein „ſo hohes Geiſteslicht und freywilliges Geſchenk an„deren Völkern der Erde vorzuziehen und zu ver„herrlichen gewürdigt hat*, gedruckt worden*).“ Wie ſind die Anſprüche Straſsburgs mit dieſer Ausſage Gutenbergs zu vereinigen? P. Schöffer, Gutenbergs Mitarbeiter, erzählt ſogar den ganzen Hergang der Erfindung dem Abte Trithemius zu Spanheim ſo deutlich, daſs es nicht leicht begreiflich iſt, wie man der offen daliegenden Wahrheit die Augen hartnäckig verſchlieſsen mag. Trithemius wiederholt dieſe Erzählung P. Schöffers in ſeinen „Annalen des Kloſters Hirſchau“ zum J. 1450 mit folgenden Worten: „Um „dieſe Zeit wurde zu Mainz, einer deutſchen Stadt „am Rheine, jene wunderbare und vorher unerhörte „Kunſt, mit beweglichen Buchſtaben Bücher zu dru„cken, von Johann Gutenberg, einem Mainzer Bürger, „erfunden und ausgedacht. Als dieſer beynahe ſein „ganzes Vermögen für die Erfindung dieſer Kunſt „aufgeopfert, und mit allzugroſser Schwierigkeit käm„pfend, bald in dieſem, bald in jenem rathlos war, „und, an dem Erfolge zweifelnd, beynahe das Unter„nehmen aufgegeben hätte, vollbrachte er endlich „durch den Rath und die Geldvorſchüſſe des Mainzer „Bürgers Johann Fuſt das begonnene Werk. *Zuerſt „druckten ſie mit feſten Holztafeln, in welche die „Buchſtaben eingeſchnitten waren; mit dieſen Tafeln „konnten ſie aber nichts Anderes drucken, weil die „Buchſtaben nicht von ihnen abgelöſt werden konn„ten, ſondern dieſe, wie geſagt, eingeſchnitten waren.* „Dieſen Erfindungen folgten bald ſinnreichere; ſie „erfanden nämlich die Kunſt, Formen für alle Buch„ſtaben des lateiniſchen Alphabets zu gieſsen u. ſ. w. *)“ Kann ein Zeugniſs deutlicher ſprechen? Muſs man nicht Jedem, der, bey vorgefaſsten Meinungen beharrend, dieſen Ausſagen, welche noch durch viele Stellen glaubwürdiger Schriftſteller aus dem funfzehnten und ſechzehnten Jahrhundert, ſowie durch die Schluſsſchriften vieler Mainzerdrucke unterſtützt werden, hartnäckig ihren Glauben verſagen, wenn auch nicht des Unverſtandes, doch gewiſs der Parteylichkeit beſchuldigen? Was kann Gutenberg in Straſsburg anders und mehr, als die Preſſe erfunden haben, wenn er noch nach ſeiner Zurückkunft nach Mainz Verſuche mit Holztafeln macht?

Rec. hat ſich nie einiger Zweifel an der Aechtheit, wenn auch nicht der Zeugenausſagen überhaupt, doch einiger verdächtigen Stellen erwehren können. Dieſe Zweifel werden in ihm wieder durch Hn. *Wetters* ironiſche Bemerkungen, die er „Bekenntniſs zur Sühne einer Verſündigung an den Manen *Schöpflins*“ überſchreibt, von Neuem geweckt. Wie kommt z. B. der Goldſchmied Dünne zum Verhör, da er doch nichts für die Geſellſchaft, ſondern (wie er ſelbſt ausſagt) drey Jahre früher für Gutenberg allein arbeitete? Gerade in *ſeiner* Ausſage kommt allein das Wort „drucken“ vor. Warum ſind die Ausſagen anderer Zeugen, die unter dem Protocolle ſtehen, nicht mitgetheilt? Warum zögerte *Schöpflin* mit der Bekanntmachung dieſer Protocolle bis zum J. 1760, da er ſie doch ſchon 1745 auffand? Wir wollen uns in keine weiteren Erörterungen einlaſſen; jedenfalls wäre eine nochmalige genaue Unterſuchung und Vergleichung dieſer vielbeſprochenen Documente höchſt wünſchenswerth. Wir gönnen indeſs den Straſsburgern das Vergnügen, das Feſt der Erfindung der Buchdruckerkunſt im J. 1836 gefeiert zu haben; freuen uns aber, daſs man in Mainz von dem durch die Gutenbergscommiſſion veranlaſsten Gedanken zurückkam, die Feier des vierten Jubiläums im J. 1836 zu begehen; wenn auch die Gutenbergs-Commiſſion nicht aus Ueberzeugung (denn eine ſolche können wir nach Allem, was ſie bis jetzt von ſich hat laut werden laſſen, nicht zutrauen), ſondern durch zufällige Hinderniſſe gezwungen, das in ihrem „Aufruf, um das herannahende Säcularfeſt der Buchdruckerkunſt zu feiern“ (Mainz 1832. 4) angekündigte Feſt ungefeiert lieſs.

*) „*Altiſſimi praeſidio, cujus nutu infantium linguae fiunt diſertae, quique numero ſaepe parvulis revelat, quod ſapientibus celat, hic liber egregius, Catholicon, Dominicae incarnationis annis MCCCCLX alma in urbe Moguntina nationis inclytae Germanicae, quam Dei clementia tam alto ingenii lumine donoque gratuito caeteris terrarum nacionibus praeferre illuſtrareque dignatus eſt . . . impreſſus atque confectus eſt.*“

*) „*His temporibus in civitate Moguntina Germaniae prope Rhenum inventa et excogitata eſt ars illa mirabilis et prius inaudita imprimendi et caracterizandi libros per Joannem Guttenberger, civem Moguntinum, qui cum omnem pene ſubſtantiam ſuam pro inventione hujus artis expoſuiſſet, et nimia difficultate laborans, jam in iſto, jam in alio deficeret, jamque prope eſſet, ut deſperatus negotium intermitteret, conſilio tandem et impenſis Joannis Fuſt, aequo civis Moguntini, rem perfecit incoeptam. In primis igitur caracteribus literarum in tabulis ligneis per ordinem ſcriptis formisque compoſitis nihil aliud potuerunt imprimere, eo quod caracteres non fuerint amovibiles de tabulis, ſed inſculpti, ſicut diximus. Poſt haec inventis ſucceſſerunt ſubtiliora, inveneruntque modum fundendi formas omnium latini alphabeti litterarum.*“ *Annal. Hirsaug.* (*S. Gall.* 1690. *F.*) *Vol. II. p.* 421.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

JUNI 1837.

KUNSTGESCHICHTE.

Mainz, b. Wirth: *Kritische Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst durch Johann Gutenberg zu Mainz*, begleitet mit einer, vorhin noch nie angestellten, genauen Prüfung und gänzlichen Beseitigung der von Schöpflin und seinen Anhängern verfochtenen Ansprüche der Stadt Strasburg, und einer neuen Untersuchung der Ansprüche der Stadt Haarlem und vollständigen Widerlegung ihrer Verfechter, Junius, Meermann, Koning, Dibdin, Ottley und Ebert. Von *J. Wetter* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Nachdem Hr. *Wetter* die Ansprüche Strasburgs, wir dürfen sagen siegreich, zurückgewiesen hat, beginnt er (Kap. IV) die Geschichte der Erfindung zu Mainz. Die (S. 259—290) vorausgestellten Hauptquellen, Trithemius (a. a. O.), Arnold Bergellanus („*Encomium Chalcographiae*", *Mog.* 1541. 4), J. F. Faust von Aschaffenburg (in *Köhlers* „Ehrenrettung Gutenbergs", Leipz. 1741. 4. S. 89 ff. aus dem Originalmanuscript, das sich jetzt auf der Stadtbibliothek zu Frankfurt befindet, abgedruckt), die Cölner Chronik (Cöln 1499. Fol. 311), die Schlussschriften der Drucke P. Schöffers und das Instrument des Notars Helmasperger (1455, bey *Köhler*, S. 54), durch eine Menge anderer, minder bedeutender Zeugnisse gestützt, liefern, wenn man sie mit gesundem Verstande und ohne Vorurtheil in ihrer Gesamtheit betrachtet, einen so sicheren Beweis für die Erfindung der Buchdruckerkunst zu Mainz, dass es Rec. völlig unbegreiflich bleibt, wie man anderen Meinungen hat Raum geben können.

Das durch Hn. *Wetter* gewonnene Resultat ist mit kurzen, dürren Worten folgendes: Gutenberg verliess Strasburg (wo er gewiss, wenn er die Buchdruckerkunst schon hier erfunden und ausgeübt hätte, geblieben wäre) um das J. 1444, und kehrte wahrscheinlich noch im Laufe desselben Jahres nach Mainz zurück *), wo er sich noch fortwährend bis zu seiner Verbindung mit J. Fust mit dem Tafeldruck beschäftigte (S. 290—295). In dem am 22 Aug. mit Fust abgeschlossenen Gesellschaftsvertrage, durch welchen Gutenberg von Fust, gegen Einweihung in die Kunst, Geldvorschüsse erhielt, ist vom Bücherdrucke und den dazu erfoderlichen Geräthschaften klar und deutlich die Rede. Zuerst druckte Gutenberg noch mit festen Holztafeln; da er aber nichts Anderes damit drucken konnte, kam er auf den Gedanken, diese Tafeln zu zerschneiden, die gesamten Buchstaben herauszunehmen, damit die Setzerey anzufangen, und die abgängigen Buchstaben durch neue zu ersetzen. Mit solchen Lettern ist der von *Bodmann* aufgefundene 27zeilige Donat (Facsimile, Tab. III. 1) wahrscheinlich im J. 1450 gedruckt (S. 296—327). Als Gutenberg beschäftigt war, jeden einzelnen Buchstaben viele hundertmal in Holz zu schnitzen, musste ihn die Ungeduld während dieser langweiligen Arbeit auf den Gedanken bringen, dass, wenn er über einen derselben eine Form mache, er ja auch die nöthige Anzahl von Lettern mit unendlich weniger Arbeit aus Metall giessen könne. Obschon Trithemius dieses Verfahren ausdrücklich angiebt *), so hat man doch ungescheut stets die Unmöglichkeit, aus gegossenen Matrizen (Mutterformen) Lettern zu giessen, behauptet. Hr. *Wetter* hat durch einen Versuch (Tab. II und III) nicht nur die Möglichkeit, sondern auch die Leichtigkeit eines solchen Verfahrens erwiesen (S. 328—348). Mit solchen Lettern druckten Gutenberg und Fust vom J. 1452—1455 die 42zeilige Bibel und andere kleinere Werke. Es würde zu weit führen, die bibliographischen Untersuchungen des Hn. *Wetter* über die ersten Drucke der Mainzer Presse (S. 349—392) näher auseinanderzusetzen; wir gestehen nur, dass uns seine Ansicht unter allen bis jetzt bekannt gewordenen am meisten befriedigt hat. Hypothesen werden hier immer möglich bleiben; auch sind sie hier um so eher zu gestatten, als sie auf die Hauptsache keinen Einfluss haben. Einen grossen Fortschritt machte die Buchdruckerkunst durch die Verbesserungen P. Schöffers von Gernsheim, den Fust als Gehülfen angenommen hatte. Sein hauptsächliches Verdienst besteht darin, dass er zuerst die Matrizen, welche seither gegossen wurden, mittelst eines Stempels (Punze genannt), worauf der auszudrückende Buchstabe geschnitten war, *schlug*, und durch dieses neue, leichtere Verfahren einen schnelleren Guss, sowie völlige

*) Höchst wahrscheinlich ist es freylich, dass Gutenberg von Strasburg sogleich nach Mainz kam; seine wirkliche Anwesenheit wird aber erst 1448 durch eine von ihm selbst am 6 Oct. 1448 ausgestellte Urkunde, die sich auf der Mainzer Stadtbibliothek befindet, und bereits (bey *Schaab* II. 253—258) gedruckt ist, erwiesen.

*) *„Post haec inventis successerunt subtiliora, inveneruntque modum fundendi formas omnium latini alphabeti literarum, quas ipsi matrices nominabant, ex quibus rursum aeneos sive stanneos characteres fundebant ad omnem pressuram sufficientes."*

Gleichheit der gegossenen Lettern bewirkte, und dadurch der Vollender der Buchdruckerkunst, *wie sie jetzt ist*, wurde (S. 393—406). Durch Hn. *Wetter* ist dieser Theil der Erfindungsgeschichte, welcher bey *Schaab* so verwirrt ist, dass man keinen Sinn herausfinden kann, erst klar geworden. Schöffers Erfindung war ohne Zweifel die Veranlassung der Trennung Fusts von Gutenberg. Fust wollte die überwiegenden Vortheile, welche Schöffers Verbesserungen versprachen, nicht mit Gutenberg theilen, und fand leicht in dessen ihm wohlbekannter Zahlungsunfähigkeit einen Vorwand zum Streite. Die Trennung ging 1455 vor sich, und Gutenberg muste, weil er Fusts Foderungen nicht befriedigen konnte, seine Werkstätte an ihn abtreten (S. 407—426). Hr. *Wetter* beschreibt nun (Kap. V. S. 427—450) die Druckwerke, welche aus der Presse Gutenbergs und Fusts während ihrer Verbindung hervorgegangen sind, genauer: Die Donate, die Ablassbriefe von den Jahren 1454 und 1455, die Mahnung an die Christenheit wider die Türken vom J. 1455 und die 42zeilige Bibel zeigen die Kunst in ihrer Kindheit; die beygefügten, höchst genauen Facsimile's (Tab. III. IV. V) geben einen recht anschaulichen Begriff von diesen Arbeiten. Der Vf. erwähnt bey dieser Gelegenheit (S. 450—461) auch der Druckwerke, welche aus der ersten Officin ausserhalb Mainz, welche A. Pfister, der wahrscheinlich bey der Trennung Gutenbergs von Fust seinen Lehrherrn verliess, zu Bamberg anlegte; zeigt aber zugleich (S. 780—787) die völlige Unhaltbarkeit der Meinung des Bibliothekars *H. J. Jäck* zu Bamberg, welcher eine eigene gleichzeitige Erfindung der Buchdruckerkunst durch Pfister zu Bamberg vermuthet.

In dem folgenden Kapitel (VI. S. 462—533) führt Hr. *Wetter* die Geschichte bis zum Tode P. Schöffers (in den ersten Monaten des J. 1503) fort. Es waren nun in Mainz zwey Druckereyen, von denen die Fust's und Schöffers die neu angelegte des geldarmen Gutenbergs bey Weitem überflügelte. Dass Gutenberg vor der Einrichtung seiner neuen Officin sich noch einmal nach Strassburg begeben und dort gedruckt habe, kann Rec. unmöglich mit dem Vf. glauben; denn die einzige sehr späte Nachricht (aus dem siebenzehnten Jahrhunderte) spricht nicht von dem ersten Aufenthalte Gutenbergs in Strassburg, und beruht sicher auf einer Zeitverwechselung; auch finden sich urkundliche Spuren der Anwesenheit des Erfinders in Mainz während des Jahres 1457 (s. *Schaab* II. 270—273). Da Gutenberg schon im J. 1460 sein grösstes Werk, das Catholicon, beendigt hatte, wodurch natürlich die frühere Anlegung seiner Druckerey bedingt wird, so müsste er sogleich Strassburg wieder verlassen haben. Zu Strassburg hat sich bis jetzt nicht die geringste Spur seiner Anwesenheit während dieser Zeit vorgefunden. Unterdessen waren aus Fusts und Schöffers Werkstätte der prächtige Psalter (1457) und andere Meisterwerke hervorgegangen, die Hr. *Wetter* alle ausführlich beschreibt.

Das Geheimniss der Buchdruckerkunst war noch wenig verbreitet, als Mainz durch Verrätherey von Adolph von Nassau eingenommen (28 Oct. 1462) und der Plünderung Preis gegeben wurde. Die Buchdruckergehülfen wanderten in Folge dieses traurigen Ereignisses aus, und verbreiteten die Kunst in ferne Länder. Auch Fusts Druckhaus war abgebrannt, und erst im J. 1464 erschien wieder das erste Druckwerk. Fust, welcher sich zum besseren Absatze seiner Bücher nach Paris begeben hatte, starb daselbst (wahrscheinlich) im J. 1466 an der Pest. Im folgenden Jahre nennt sich schon P. Schöffer als alleinigen Besitzer der Officin. Gutenberg trat im J. 1465 in die Hofdienste des Erzbischofs Adolph, und zog nach Eltvill; seine Druckerey übergab er seinem Verwandten Bechtermünze, welcher noch einige Werke zu Tage förderte. Der Erfinder starb im Februar 1468 arm und kinderlos, und ward in der Franziskanerkirche zu Mainz begraben. Johann Schöffer und sein Sohn Ivo Schöffer führten die Officin Peter Schöffers bis zum J. 1552 fort.

Rec. kann den Wunsch nicht verbergen, Hr. *Wetter* möge ein bibliographisch genaues Verzeichniss der Mainzer Drucke (wenigstens bis 1500) beygefügt, und besonders Untersuchungen über die undatirten, deren es, wie Rec. aus eigener Ansicht weiss, viele unbekannte giebt, angestellt haben. *Schaab* hat die undatirten (was freylich das Leichteste war) ganz übergangen, und die datirten in einem so unvollständigen, fehlerhaften und lüderlichen Verzeichnisse zusammengeworfen, dass es für den Bibliographen völlig unbrauchbar ist. Wir wollen Hn. *Wetter* durch diese Bemerkung keinen Vorwurf machen, da ein solcher gewiss sehr wünschenswerther Katalog, streng genommen, in einer Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst nicht verlangt, sondern nur als angenehme Beygabe gewünscht werden kann.

Wir kommen nun an den unerfreulichsten Theil des Werkes (Kap. VII. S. 534—746), nämlich an die Widerlegung der Ansprüche Haarlems. Wir sagen unerfreulich, weil Hypothesen, die nur auf Sagen gegründet sind, nie in den Kreis geschichtlicher Forschung aufgenommen werden sollten. Lohnt es der Mühe, Folgerungen zu widerlegen, wenn die Vordersätze ungereimt und unwahr sind? Mainz muss es jedoch dem Vf. Dank wissen, dass er die Ansprüche Haarlems aufs Genaueste und bis ins Kleinlichste untersucht, und so treffend und entschieden zurückgewiesen hat, dass sie selbst ein von Nationalvorurtheil Befangener, wenn er die sonnenklare Erfindungsgeschichte der Buchdruckerkunst durch Gutenberg in Mainz auch nur oberflächlich durchgeht, nicht leicht wieder auftischen wird.

Nachdem Hr. *Wetter* gezeigt hat, wie die Cölner Chronik (1499), und besonders Mariangelus Accursius (um 1530), welcher klar und deutlich von mit festen Holztafeln in Holland gedruckten Donaten spricht *), von den Verfechtern der Haarlemer Sache wahrhaft

*) „*Admonitus certe fuit* (nämlich der Erfinder der Buchdruckerkunst) *ex Donato, Hollandiae prius impresso in tabula incisa.*“

gemartert und genothzüchtigt werden. Um ein Zeugniſs für ihre Hypotheſe herauszuzwängen, zeigt er, wie die Fabel von der Erfindung der Buchdruckerkunſt in Haarlem allmälich erſt im ſechzehnten Jahrhunderte durch die aus Hörenſagen geſchöpften Vermuthungen Joh. van Zuyrens (der zwiſchen 1550 und 1560 eine Abhandlung über die Erfindung der Buchdruckerkunſt ſchrieb, welche aber, bis auf einige Blätter, verloren ging, die Scriver im J. 1628 bekannt machte), Th. Volckard Coonherts (1561), L. Guicciardini (1567) und H. Junius (1688) ſich ausbilbildete, und ſchon bey dem Letzten als ein vollſtändiges Gewebe von Lügen erſcheint, das in der neueſten Zeit von *Koning*, *Ebert*, *Dibdin*, *Ottley* und *Scheltema*, ſo viele Mühe ſie ſich auch gaben, keinen Schein der Wahrheit hat gewinnen können. Nicht einmal die Exiſtenz eines Laurens Janſſons Koſters, *als Buchdrucker oder Drucker* überhaupt, war zu erweiſen. Wir wollen nicht durch weitere Auseinanderſetzung der unzähligen, auf Vermuthungen gebauten Hypotheſen langweilen, und verweiſen den Leſer, welchen ſolche Unterſuchungen intereſſiren, auf Hn. *Wetters* Werk ſelbſt. Wir würden Holland den Druck mit feſten Tafeln gern zugeſtehen, wenn wir dadurch den Dank der Holländer verdienen könnten; aber ſchon *Meermann* („*Origin. typogr.*" *p.* 31) ſagt: „Wenn dem Laurens Koſter nichts, als der Tafeldruck, welcher ein ſehr armſeliges Ding iſt, zuzuſchreiben iſt, ſo mag der Stadtrath von Haarlem, auf meinen Rath, die zu deſſen Andenken aufgerichteten Denkmäler nur alsbald niederreiſsen laſſen, damit die Haarlemer nicht fortan den Fremden zum Gelächter dienen, von den Einheimiſchen aber mit Achſelzucken angeſehen werden*)."

Ueberſchauen wir nochmals die Hauptmaſſen des ausführlichen Werkes, welches wir der Beurtheilung unterwarfen, ſo müſſen wir folgende Reſultate der Unterſuchung als die wichtigſten herausheben:

1) iſt gezeigt, daſs die Beſchäftigung Gutenbergs zu Straſsburg höchſtens auf den Druck mit feſten Tafeln ausgedehnt werden könne, an eine Erfindung der eigentlichen Buchdruckerkunſt aber nicht im Entfernteſten zu denken ſey.

2) Daſs Gutenberg erſt nach ſeiner Zurückkunſt nach Mainz, und nach ſeiner Verbindung mit Fuſt (1450) die Kunſt, mit beweglichen Lettern zu drucken, erfunden habe.

3) Daſs das Verdienſt P. Schöffers in der Erfindung der geſchlagenen Matrizen, ſtatt der früher gegoſſenen, begründet ſey.

4) Daſs die Anſprüche Haarlems nach genauerer Unterſuchung in ſich ſelbſt zerfallen, und daſs man nicht einmal die frühere Anwendung des Tafeldrucks in Holland nothwendig einräumen müſſe.

Im Ganzen ſind des Vfs. ſcharfe Kritik, Genauigkeit und Vollſtändigkeit in der Angabe der Quellen, die ſtreng logiſche Behandlungsweiſe und klare Darſtellung mit lobender Anerkennung hervorzuheben. Die XIII Tafeln Facſimile's ſind eine koſtbare Zierde des Werkes, und machen dem Lithographen Lehnhardt in Mainz alle Ehre. Auch der Verleger hat auf Koſten des Vfs. an gutem Papier und Druck nichts geſpart.

Rec. kann ſein Bedauern darüber nicht genug ausſprechen, daſs Hn. *Wetters* Werk nicht vor dem J. 1832 erſchien; die Gutenbergscommiſſion zu Mainz hätte ſich dann eine groſse Blamage erſpart, die ſie durch den ſchon oben erwähnten „Aufruf" auf ſich lud. Sie proclamirt darin das Jahr 1436 als das Jahr der Erfindung der Buchdruckerkunſt, und geſteht dadurch ohne weitere Unterſuchung die Erfindung zu Straſsburg ein. „Ja," ruft ſie (S. 5) aus, „1836 muſs den Manen Gutenbergs werden, was die ihm nähere Nachwelt nicht zu gewähren vermochte." Wir fragen, was iſt ihnen geworden? In Mainz iſt, ſo viel wir wiſſen, noch keine Spur eines Monuments zu ſehen; worüber ſich die Mainzer übrigens nur freuen dürfen: denn der guten Stadt hätte keine gröſsere Schmach widerfahren können, als wenn die Gutenbergscommiſſion im J. 1836 ein Denkmal errichtet, und die Feier des vierten Jubiläums der Erfindung der Buchdruckerkunſt damit in Verbindung gebracht hätte. Die Commiſſion hüllt ſich und ihr Wirken überhaupt in ſo myſtiſches Dunkel, daſs man die Errichtung des Gutenbergsmonuments eher für eine Familienangelegenheit, als für eine Sache der ganzen gebildeten Welt halten ſollte. Um einen groſsartigen Erfolg der Auffoderung zu erzielen, hätten bedeutende, ſachverſtändige Männer in allen gröſseren Städten ein Comité bilden müſſen, eine Commiſſion zu Mainz hätte ſich dann mit den localen Angelegenheiten beſchäftigen können. Die Gutenbergscommiſſion wollte ſich aber wahrſcheinlich allein durch Gutenberg verewigen; dafür hat man ſie auch allein ſtehen laſſen, und ſtatt eines groſsartigen Monuments, das der ganzen gebildeten Welt würdig geweſen wäre, wird in der Stille (denn bis jetzt hat auſserhalb Mainz von dem im Juni 1837 zu feiernden Feſte noch nichts verlautet) ein den Bemühungen der Commiſſion entſprechendes kaum zu Stande kommen. Möge zur Ehre der Stadt das ganze Unternehmen keine Krähwinkeliade werden.

s. i. e. s.

*) Die Vermuthung einer gleichzeitigen Erfindung der Buchdruckerkunſt in verſchiedenen Städten, die ſchon früher einige Mal geäuſsert wurde, fand in der neueſten Zeit an *J. D. F. Sotzmann* („Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik", 1836. II. 116—120, und *F. v. Raumers* „Hiſtoriſches Taſchenbuch", Leipz. 1837. 8. S. 447—599) einen Vertheidiger. *Sotzmann*, welcher ſich mit einer Geſchichte der Holzſchneidekunſt beſchäftigt, ſcheint eine ſonderbare Antipathie gegen die eigentliche Buchdruckerkunſt gefaſst zu haben; wenigſtens findet er darin nicht das Groſsartige, was Andere darin finden wollen. Die Erfindung der beweglichen Lettern lag nach ihm ſo nahe, und doch haben ſie die von ihm ſo hoch erhobenen Holzſchneider nicht früher erhaſcht. Wohin führen doch vorgefaſste Meinungen!

München, b. Fleischmann: *Neues allgemeines Künstlerlexikon, oder Nachrichten von dem Leben und den Werken der Maler, Bildhauer, Baumeister, Kupferstecher, Formschneider, Medailleure, Zeichner, Lithographen* u. s. w., von *A. G. K. Nagler.* Sechs Bände, nebst den Monogrammen. 1835. Ersten Bandes 1ste und 2te Lieferung. (Jede Lieferung 9 gr.)

Hr. Dr. *Nagler* in München hat es unternommen, die Kunstliteratur mit einem Werke zu bereichern, das ein lang und tief gefühltes Bedürfniss war, nämlich mit einem neuen, umfassenden, allgemeinen, bis auf unsere Tage herabreichenden Künstlerlexikon. Indem wir uns eine ausführliche Beurtheilung dieses Werkes bis nach Vollendung des Ganzen vorbehalten, können wir nicht umhin, jetzt schon, wenigstens im Allgemeinen, unser vorläufiges Urtheil zu fällen, und Künstler und Kunstfreunde auf das aufmerksam zu machen, was sie zu erwarten haben.

Wir haben obige erste Lieferungen mit wahrem Vergnügen gelesen, und müssen dem Fleisse und der Umsicht des Vfs. in Hinsicht auf Vollständigkeit und Anordnung das grösste Lob ertheilen. Sorgfältiges Quellenstudium leuchtet überall hervor. Führt derselbe auf der so gut eingeschlagenen Bahn fort, so darf sich Deutschland eines Künstlerlexikons erfreuen, wie es keine andere Nation aufzuweisen hat. Rec., im Besitze des Neuesten, was hierin in Italien und Frankreich erschienen, stellte genaue Vergleichungen an, und überzeugte sich bald, dass dem deutschen Fleisse die Krone gebühre. Mit wie wenig Kritik, besonders was das Ausland betrifft, Italiäner und Franzosen verfahren, ist allbekannt; unverantwortlich aber bleibt es, dass selbst die Nachrichten über italiänische und französische Künstler häufig höchst mangelhaft und unrichtig sind. Hr. *Nagler* hat alle diese Irrthümer berichtigt. Man findet in seinem Werke alle namhaften Künstler der älteren, neueren und neuesten Zeit aufgeführt; dabey sind die neuesten Forschungen im Gebiete der Kunst beachtet, und mit dem früher Bekannten vereinigt worden. Nicht bloss die Heroen der Kunst findet der Freund der Malerey darin, sondern auch diejenigen, welche, mit beschränkteren Talenten begabt, dennoch Löbliches leisteten; selbst solche wird er nicht vermissen, welche nur auf eine mittelmässige Stelle in der Kunstgeschichte Anspruch machen. Ebenso wird der Sammler von Werken der Kupferstecherkunst volle Befriedigung finden. Bildhauer- und Bau-Kunst und ihre Priester finden nicht minder Anerkennung nach ihren Verdiensten. Auch die Erzeugnisse der Formschneidekunst sind gewürdiget und aufgezählt, und selbst der jüngsten Tochter der Kunst, der Lithographie, ist ihre Stelle angewiesen.

Wir wünschen der Kunstwelt Glück zu diesem Werke, dem Vf. aber Muth und Ausdauer zu seiner mühsamen Arbeit.

Druck und Papier lassen nichts zu wünschen übrig.

Schn. Dr.

SCHÖNE KÜNSTE.

Halle, b. Schwetschke u. Sohn: *Gedichte zur Uebung des Gedächtnisses und Belebung des Gefühls für das Schöne, Wahre und Gute,* gesammelt von Dr. *C. W. A. Barth.* Erster Theil. 1835. XX u. 166 S. kl. 8. (9 gr.)

In dem vorausgeschickten Vorworte macht der Sammler auf die Vorzüge aufmerksam, wodurch er seine Arbeit vor ähnlichen dieser Art auszuzeichnen gedachte. Da es besonders die kleinen Kinder sind, welchen dieser erste Theil zur Gedächtnissübung übergeben werden soll, so hatte der Sammler besondere Rücksicht darauf zu nehmen, dass die ausgewählten Stücke der Fassungsgabe derselben angemessen, und wenigstens durch vorhergegangene Erklärung des Lehrers verständlich wären. Sodann sollte durch den Inhalt der zu memorirenden Gedichte auch auf den Willen der Kleinen, und zwar auf andere Weise, wie bisher, gewirkt werden, wo gewöhnlich die Moral mit dürren, ausdrücklichen Worten den Erzählungen und Fabeln beygefügt ist, eine Manier, die, wie man sich durch Erfahrung überzeugt hat, von unserer lieben Jugend nicht eben sehr goutirt wird. In dieser Beziehung hat nun wirklich der Sammler so gewählt, dass Stoff und Einkleidung nicht nur für Kinder, sondern selbst für Erwachsene anziehend und lehrreich ist. Unter den Verfassern finden sich die Namen vieler älteren und neueren Dichter, aus deren Werken sich Manches für den vorgesetzten Zweck entlehnen liess, besonders ist *Speckters* mit Recht gerühmtes Fabelbuch fleissig benutzt worden. Die richtige Betonung der Worte ist durch eigene, unter den Vocalen und Diphthongen angebrachte Striche angedeutet, eine Bezeichnungsart, die man der durch Schwabacher Schrift vorziehen zu müssen glaubte, weil Letzte oft Veranlassung wird, dass der Ton, wenn auch nicht auf das unrechte Wort, doch auf die unrechte Sylbe gelegt wird. Sonstige Anweisung zur richtigen Aussprache, und zu Allem, was guter Vortrag bey diesen kindlichen Recitatoren erheischt, bleibt natürlich dem Lehrer überlassen. Der Druck sollte nicht durch so viele Druckfehler entstellt seyn.

C. M. W.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG.

JUNI 1837.

PREDIGERWISSENSCHAFTEN.

FRANKFURT a. M., in der Andreä'schen Buchhandl.: *Handbuch der geistlichen Beredsamkeit*, von *Jacob Brand*, Dr. u. Bischof zu Limburg, nach seinem Tod herausgegeben von *Caspar Halm*, geistlichen (m) Rath u. s. w. zu Limburg. Erster Band. 1836. XII u. 676 S. gr. 8. (1 Bd. 2 Thlr. 12 gr. Das Ganze 5 Thlr.)

Dieses Werk ist eine weitere Ueberarbeitung eines Compendiums: „Anleitung zur geistlichen Beredsamkeit, von Dr. *Ignaz Wurz*," und soll „eine seit Jahrzehnden (?) offen stehende Lücke in der Literatur der katholisch-geistlichen Wissenschaften würdig ausfüllen." — Als ein wissenschaftliches Product kündigt sich also diess Werk an; vom Standpuncte der Wissenschaft aus, und wir dürfen versichern, nach der gründlichsten Prüfung, wollen wir es also beurtheilen; sehen uns aber genöthigt, ihm diese Bedeutung, wenn auch nicht gerade allen praktischen Werth, abzusprechen. — Durchweg vermissen wir darin jenen wissenschaftlichen Geist, der das treueste Zeugniss des eigenen klaren Durchblicks ist, der Alles wohl begründet, und selbst bis in die kleinsten Verzweigungen organisch gestaltet. Weder das Ganze, noch seine Hauptmomente sind auf bestimmte, belebende Principien gebaut; die einzelnen Abtheilungen sind nicht aus einander gehalten, viele Materien sind doppelt und dreyfach behandelt; die einzelnen Ideen selbst tragen das Gepräge der Unwissenschaftlichkeit, sind meistens nicht gründlich durchdacht und ermangeln der Schärfe und Bestimmtheit; überall mehr ein schwankendes Beleuchten des Gegenstandes von Aussen, als jene wissenschaftliche Bestimmtheit und Tiefe, die das Wesen von Innen heraus holt, und klar vor Augen legt; überall mehr ein allgemeines Räsonnement über die *Erscheinung* und schon *Hervorgebrachtes*, wie es seyn und wie es nicht seyn solle, als, was gerade bey einer Theorie der Kunst und Praxis für den angehenden Lehrling das Wichtigste ist, die Enthüllung *des Wesens* und der Gesetze, Quellen, Kräfte und Hülfsmittel der *Hervorbringung*. Dabey entbehrt das Werk aller wissenschaftlichen Literatur, sowohl für das Gesamtgebiet der Homiletik, als für ihre einzelnen Materien; die aber in Ueberzahl angeführten und abgedruckten praktischen Beyspiele sind meistens ohne Wahl, ohne gediegene leitende Kritik und oft wirklich ganz verkehrt und unpassend herbeygezogen. — Man sieht wohl überall eine redliche Absicht durchblicken, man bemerkt überall, dass in des Vfs. Herz sich Mancherley bewegte, in seiner Seele mancherley Materialien aufgenommen, aber noch nicht zu bewusstem Eigenthum, zu gründlicher Wissenschaftlichkeit und Klarheit durchgedrungen waren, welches doch die erste Bedingung ist, wenn man selbst darstellen und wiedergeben will. — Die Belege aber werden sich aus der gründlichen Betrachtung des Werkes, die wir jetzt nach dem Wesentlichsten vornehmen wollen, ergeben. Eine gründliche Betrachtung sind wir ihm schuldig wegen des bedeutungsvollen Standpunctes, den es für eine ganze Kirche einnehmen soll, müssen aber gestehen, dass es uns wirklich keine geringe Arbeit war, unter dem Vielen, beym ersten Durcharbeiten desselben Niedergeschriebenen, gerade das Entsprechendste zusammenzudrängen.

Nach einer Einleitung zerfällt das Ganze in zwey Haupttheile: der *erste* handelt vom *Redeaufsatz*, und füllt nebst der Einleitung diesen ersten Band; der *zweyte* vom *Vortrag*, und soll den bald folgenden zweyten Band einnehmen. *Die Einleitung* zerfällt in 4 Abschnitte: I. Von der *Nothwendigkeit* des Studiums der Beredsamkeit; II. Von seiner richtigen *Methode;* III. *Geschichte* der Beredsamkeit; IV. ihr *Begriff* und *Wesen*.. Abgesehen davon, dass wir hier eine tiefere wissenschaftliche Begründung der Beredsamkeit, welcher der selige *Schott* sogar einen ganzen Band seines classischen Werkes widmete, gänzlich vermissen, muss schon das Sachwidrige und zu manchen Irrungen Anlass Gebende dieser Eintheilung sogleich in die Augen fallen, dass von der Nothwendigkeit, Methode u. s. w. eines Gegenstandes gehandelt wird, ehe man einmal weiss, was er eigentlich *ist* und *bezweckt;* Feststellung des Begriffes und Wesens der geistlichen Beredsamkeit musste das Erste seyn, woraus dann nicht bloss der Beweis ihrer Nothwendigkeit, sondern auch ihrer öfter, z. B. von *Kant*, angefochtenen Rechtmässigkeit vorbereitet war. — Wenn *Abschn. I* zum Erweis der *Nothwendigkeit des Studiums* der geistl. Bereds. §. 1, 2, 3, 4 und 5 von Jesus und den Aposteln und apostolischen Vätern und der Kraft ihrer Rede handelt, so ist diess gerade geeignet, an dieser Nothwendigkeit Zweifel zu erregen, und gehörte nur zum Erweise des christlichen Lehramts. Die Nothwendigkeit der Beredsamkeit zu erweisen, musste von der Erklärung, wie wenig wir uns an jenen hochbegnadigten Männern des Urchristenthums, und am wenigsten an Christus und den Aposteln, messen könnten, musste vom fortgeschrittenen Bedürfniss und Fodern der Zeiten, von der Beredsamkeit als

einer *Kunst* ausgegangen werden. Aber die Feststellung ihres Wesens fehlte ja eben noch. — *Abschn. II*, bey Abhandlung der *richtigen Methode ihres Studiums*, wird blofs als dazu gehörig angegeben: Studium der Muttersprache, Psychologie und Religionskenntnisse; doch hiebey mehr von der *Ausübung* der Beredsamkeit schon die Rede, als von der *Methode ihres Studiums*, nichts 1) von der *rechten Art* des Studiums der Muttersprache, der Lectüre der besten Prosaisten und Dichter, nichts 2) von dem Studium der alten Rhetoren und der classischen Producte der alten Beredsamkeit, 3) von Logik, 4) von Aesthetik, 5) von Ausbildung des Gedächtnisses, des Gefühls, der Einbildungskraft und selbst der körperlichen Gewandtheit, und endlich 6) vom Studium ausgezeichneter Predigtmuster; von dem Allen nichts. Indem aber nun Hr. *B.* hier die Quintessenz seiner Psychologie giebt, offenbart er eine solche Begriffs- und Sprachverwirrung, die uns den Grund der Unwissenschaftlichkeit des Ganzen enthüllt. §. 13 heifst es: „Das menschliche Gemüth (?) zeigt sich hauptsächlich (?) nach dreyerley Richtungen (?) thätig (?): *a*) im Erkenntnifsvermögen, *b*) im Gefühlsvermögen, *c*) im Begehrungsvermögen.“ Man muthe uns nicht zu, allen Unsinn hervorzuziehen, der sich in den nun folgenden psychologischen Erörterungen in buntem Gewirre drängt, doch einiges Wenige sind wir zum Belege schuldig, besonders da der philosophische Standpunct eines Mannes der sicherste Maſsstab seiner Wissenschaftlichkeit ist. Wir bleiben gerade beym Ersten stehen. „*a*) Das Erkenntnifsvermögen. Diefs geistige Vermögen umfafst: die *Anschauung*, die *Vorstellung*, die *Einbildung*, den *Verstand* und die *Vernunft*.“ Wir hatten dem Vf. zugetraut, dafs er hier nicht *Producte* des Erkenntnifsvermögens einzelnen Thätigkeiten und *Vermögen* desselben coordinirt habe, und hatten „Anschauung,“ „Vorstellung“ und „Einbildung“ für Anschauungsvermögen u. s. w. genommen, so vag dann immer noch diese Eintheilung war; aber wir hatten ihm zu viel zugetraut, denn sogleich wird nun Anschauung u. s. w. als Product aufgestellt und erklärt. — Anstatt die beiden Extreme des *unmittelbaren* Erkennens 1) in der *sinnlichen* Anschauung (*sinnliches Erkennen*), 2) in der *übersinnlichen* (*Vernunft*) zu suchen; als *mittelbares* Vermögen zwischen beide in die Mitte, als beide verarbeitend, 3) den *Verstand* zu stellen, und 4) als Hülfsvermögen die *Einbildungskraft* und *Erinnerung* hinzuzufügen; anstatt bey allem Erkennen das *Bewufstseyn* zu Grunde zu legen, und alle *Producte* des Erkenntnifsvermögens nun unter den allgemeinen Begriff *Vorstellungen* zu ordnen, die des sinnlichen als *Anschauungen* im engeren Sinne zu bezeichnen, die des übersinnlichen oder der Vernunft als *Ideen*, die des Verstandes als *Begriffe*, *Urtheile* und *Schlüsse*, die der Einbildungskraft als *Schemate* zu den Begriffen (productive Einbildungskraft) und als *Wiederholungen* der Anschauungen (reproductive Einbildungskraft, wovon eine geistigere Modification die Erinnerung ist), geht es in buntem Gewirre durch einander, Subjectives und Objectives, Vermögen und dessen Product, ja schon die Thätigkeit des Redners Alles durch einander werfend. Unmittelbar nach jener unlogischen Eintheilung heifst es nämlich weiter: „Der Redner (also sogleich schon mischt er den Redner in's Spiel, ehe noch irgend ein Begriff bestimmt ist) mufs seinen Vortrag einleuchtend zu machen suchen u. s. w. Dieses bewirkt er durch Anregung der Thätigkeit des Erkenntnifsvermögens, durch welches wir (man höre!) das der Anschauung (?) Vorgestellte (?) betrachten, *ohne es noch auf irgend eine Weise mit Bewufstseyn in uns aufzunehmen* (??) oder zu *reproduciren* (?!). Damit wir es aber *selbst vorstellen*, oder in uns *abbilden*, es *in uns aufnehmen* können, mufs es uns doch *vorgestellt werden* (?). Wir müssen daher das, was wir uns zu eigen machen sollen, vor Allem erst anschauen (??).“ Welche Verwirrung aller Begriffe, die noch vollständig gemacht wird durch den doppelten Gebrauch des Wortes „vorstellen,“ vom Redner statt *darstellen* und von der Thätigkeit des Erkenntnifsvermögens; alles Bisherige soll aber eine Erklärung von *Anschauung* seyn!! Es heifst weiter: „die Anschauung ist gleichsam der *Raum* (!!) unserer Vorstellung, Einbildung unseres Denkens und Erkennens (!!). Es mufs uns das Vorzustellende gegenwärtig seyn, dieses ist *die Anschauung* als der *erste Moment* des Erkennens.“ „Dieses“ Welches? Nachher heifst es: *die Vorstellung* ist der *erste Act* der Erkenntnifs. „Anschauung ist schon Product, *nicht* blofs Gegenstand oder etwas *Vorgestelltes*, sondern das Resultat von dem anschauenden Subject und dem angeschauten Object, also selbst schon etwas *Vorgestelltes* (eben hiefs es ja, das sey sie *nicht!*) oder eine Vorstellung, aber es ist eine Vorstellung, deren Inhalt wir nicht zum Bewufstseyn bringen (!!), oder wie man es sonst ausdrückt, eine *unmittelbare Vorstellung* (!!), d. h. eine Vorstellung, die wir nicht in uns mit Bewufstseyn haben“ (??) u. s. w. u. s. w. und schliefst: „Bey jeder Anschauung, die *ohne Vorstellung* (!!) geschieht, bleibt uns der Gegenstand äufserlich, aufser uns, wir haben von ihm nichts erkannt. Dieses geschieht immer, wenn der Gegenstand so *vorgestellt wird*, dafs man sich *keine Vorstellung* davon machen kann. *Es wird nichts erkannt.*“ — Scheint es doch wahrlich, als habe der Vf., statt einer kurzen und klaren Erläuterung der *unmittelbaren sinnlichen Anschauung*, in dunkeln sinnlosen Phrasen sich abgemüht, um seinen Schlufssatz zu verwirklichen: „wenn ein Gegenstand so vorgestellt wird, dafs man sich von ihm keine Vorstellung machen kann, so wird nichts erkannt!“ — An dieser Probe seiner Philosophie sieht gewifs jedes klare Auge genug; so geht's fort! — Nur noch einige ganz kurze Andeutungen: *b*) das Gefühlsvermögen. „Das *Gefühl* ist nach der Sprache der Schule *das innere Selbstbewufstseyn*“ (in welcher Schule hat diefs der Vf. gelernt?). Es wird auch bald „Lebensstimmung,“ bald „*Lebensbestimmung*“ genannt. — *c*) Das Begehrungsvermögen wird noch unrichtiger behandelt. „Das Princip (?) des *Begehrungsvermögens* ist der *Wille*,

der sich als *Begierde*, als *Trieb* und *Neigung* offenbart." Also, sowie auch im Weiteren durchweg, nur vom *niederen* Begehrungsvermögen die Rede. Nun werden „*innere Hindernisse* erwähnt, die der *Wille* zu überwinden hat," wo liegen diese aber anders, als in den *Begierden*, *Trieben* und *Neigungen?* Wie kommt nun Hr. *B.* in's Gedränge, da von einem *höheren* wahrhaft geistigen Willen mit keinem Worte die Rede war, der Wille offenbarte sich ihm ja nur als Begierde, Trieb und Neigung! — Er sucht sich durch „Energie des Willens" zu helfen, aber diess ist nun ein völlig unbestimmter Begriff, der sich auch an dem Lasterhaften in hohem Grade offenbaren kann. „Motife" werden genannt ohne alle Erklärung, wie *Dii ex machina*. „Der Wille ist das Princip der Erhebung der Begeisterung," umgekehrt! Das sagt ja auch der Vf. kurz nachher ganz deutlich. — Doch genug von dieser alles philosophischen Denkens und Darstellens entbehrenden Philosophie, der überall statt gründlich klarer Erörterung mit oft unpassend angebrachten Bibelstellen nachgeholfen wird.

Abschn. III. Die Geschichte der geistlichen Beredsamkeit gehört mit zum Besten im ganzen Werke. Doch wenn jede Specialgeschichte einen bestimmten Faden des Entwickelungsganges einer Seite und Thätigkeit des geistigen Lebens im Auge hat und verfolgt, damit sie nicht ein Aggregat von Erscheinungen sey, sondern an diesem bestimmten Faden sich entwickele, und daran den bestimmten Weg durch das Gewirre der vielfachen Erscheinungen finde, das Angemessene aufnehme, das Fernerliegende zur Seite lasse, um nur pragmatisch den wesentlichen Fortschritt der Entwickelung dem Leser vor Augen zu legen: so suchten wir auch hier diesen bestimmten Faden (in einem kurzen Abriss um so mehr) in der andeutenden Nachweisung, wie die geistliche Rede aus einem Naturzustande zu einem Gegenstande der Kunst und bis zu ihrer jetzigen Ausbildung sich entwickelt hat. Erst *ganz freyer Vortrag* ohne Text und bestimmtes Thema (bey den Jüngern, apostolischen Vätern, Basilius M. und Macarius); dann *ganz freye Homilie*, als Erklärung biblischer Abschnitte, also mit Text, aber ohne bestimmtes Thema (bey Origenes, Ephraem S. und, zuweilen mit mehr Einheit, bey Chrysostomus, und später wieder bey Wiederherstellung der geistlichen Beredsamkeit bey den Reformatoren, besonders bey Luther und Zwingli); dann *strengere Homilie* mit Einheit und einiger Disposition, ohne doch genau der Ordnung des Textes zu folgen (erste Disposition bey Cyprian); und endlich *analytische* und *synthetische Predigt* mit der strengeren Homilie abwechselnd; diesen bestimmten Faden vermissen wir aber durchaus. Auch wäre eine bestimmtere Charakteristik jeder Periode, eine schärfere Bezeichnung der geistigen Eigenthümlichkeit der Lehrart der genannten Redner und der besten Ausgaben ihrer Werke zu wünschen gewesen; dafür hätte manche nicht hieher gehörige Darstellung der kirchlichen Einrichtungen u. dgl. wegfallen müssen. Wie §. 48 der Vf. im Allgemeinen sagen konnte, „dass *die helleren Lichtpuncte*, welche in einer Periode sich zeigen, *den Grundcharakter* der Erscheinung, welche die Periode auszeichnet, *unberührt lassen*," begreifen wir in der That nicht. Auf Einzelnes können wir nicht eingehen, so Mancherley wir uns auch notirt hatten. Wenn er sich aber S. 181 durch seine Partey verleiten lässt (so gutdenkend sich auch sonst überall sein Sinn erweist), der geschichtlichen Wahrheit untreu zu werden, so können wir dieses nicht unberührt lassen. Er sagt: „Ohne die Reformation (sollte wohl heissen: ohne die Reactionen gegen die Reformation) würde die Ausbildung der Wissenschaften (!!) und mit ihnen gleichen Schritt haltend auch die geistliche Beredsamkeit weit schneller das Ziel erreicht haben, zu dem sie erst im 18ten Jahrhundert hat gelangen können," und: „In Ansehung des Inhaltes machte das Predigtwesen nach der Reformation sobald keine weiteren Fortschritte." Man braucht fürwahr diese beiden Urtheile nur anzuführen, um dem Vf. bey jedem unbefangenen Geschichtskenner den Vorwurf einer offenbaren Unwahrheit zu erwecken, da der gänzliche Verfall alles Predigtwesens vor der Reformation und seine einzige Entwickelung, sowie die Blüthe aller Wissenschaften in der protestantischen Kirche weltbekannt ist. Wie diess denn überhaupt im Geist des Protestantismus nothwendig liegt, worin geistiges Wesen, freyere Forschung, Erhebung des Herzens zu Gott in lichtvollen Ideen, nicht Opferaltar und *opus operatum* die Hauptsache ist, während diess Vorurtheil bis in die neuesten Zeiten in der katholischen Kirche auf die Entwickelung und Ausübung der geistlichen Rede den nachtheiligsten Einfluss übte (nur in Frankreich, wo ein freyerer Geist sich regte, thaten sich Einige hervor), so dass selbst jetzt das Predigtwesen in der katholischen Kirche noch sehr zurück ist, und nur *einige* Erscheinungen einigermassen hervortreten, während die protestantische Kirche schon von der Reformation an eine lange Reihe der ausgezeichnetsten Kanzelredner aufzuweisen, und überhaupt die geistliche Rede zu ihrer schönsten Blüthe entfaltet hat. — Doch später sagt ja der Vf. selbst: „In anderen, von den Reformationsstreitigkeiten weniger berührten Gegenden schwebten die, hauptsächlich über dogmatische Gegenstände sich verbreitenden Predigten (wenn etwa irgendwo einmal gepredigt wurde — füge ich hinzu) hauptsächlich in der Theorie, und nahmen sie auch eine praktische Richtung, so waren es vorzüglich die *kirchlichen Gebräuche*, deren Beybehaltung und fleissige Uebung empfohlen wurde" u. s. w. Und sein eigenes Citat aus *Wurz's* oben genanntem Werke sagt unter Anderem: „Was unser *katholisches Deutschland* betrifft, so habe ich hier *nichts anderes als Wünsche* auszusprechen, dass doch jene Männer bald erscheinen möchten, welche ... die geistliche Beredsamkeit aus *dem Wuste*, in dem sie bey Manchen liegt, hervorheben. .. Allein *welche Hoffnung!* da es unter uns, obwohl man schon besser zu denken anfängt, noch immer Leute giebt, welche ... sich aus ihrer pöbelhaften Art eine Ehre machen, und einen edleren Ausdruck für Ketzerey halten, ... eigen-

sinnig genug sind, zu behaupten, eine Predigt, die in den Herzen der Zuhörer Früchte schaffen solle, könne sich mit der Kunst nicht vertragen." — Rec. braucht wohl nichts hinzuzusetzen, wenn die eigenen Stimmen so reden.

Abschn. IV. Ueber den Begriff und das Wesen der geistlichen Beredsamkeit. Hier suchen wir vergeblich nach fester Begriffsbestimmung; der Vf. thut die Sache meist mit mageren Worterklärungen ab, und sagt dann endlich: „unter Rede versteht man eine geordnete zusammenhängende Sprachdarstellung in der Absicht, der eigenen Gemüthsstimmung (also einem *momentanen Gefühls*zustand?) in dem Inneren Anderer Anklang und Zustimmung zu bewirken." Wie unvollständig und doch dabey weitschweifig und pleonastisch ist diese Definition. Nun theilt er die Reden in „*lehrende*" und „*bewegende*," weist den ersten einen „rein prosaischen" Stil zu, „wobey Herz und Gefühl leer ausgehen" (wie stimmt diess zu „Gemüthsstimmung"?), charakterisirt die letzten als „affectvolle Prosa;" durchaus verfehlt! — Wollen wir auch die Eintheilung zugeben: in Reden, worin die Absicht der *Belehrung*, und worin die des *Bewegens vorwaltet* (wiewohl die Rede eigentlich alle Seelenkräfte in Anspruch nimmt, vorzüglich um *gleiche Bestrebungen* mit dem Redner hervorzubringen), so ist doch des Vfs. nähere Unterscheidung beider mit dem richtigen Begriff der Rede und auch mit ihm selbst im Widerspruch. Zum allgemeinen Charakter der Rede gehört, dass sie alle Seelenkräfte in Anspruch nehme, und besonders auch durch *Gefühl* und *Phantasie*, also durch eine *lebhaftere*, über die eigentliche Prosa erhabene Darstellung auf ihren Zweck hinarbeite. Ein zusammenhängender lehrender Vortrag „in reiner Prosa, bey dem Herz und Gefühl leer ausgeht," mag immerhin ein Lehrvortrag seyn, aber eine Rede, ein Product der Beredsamkeit, die ja der Vf. selbst eine „schöne Kunst" nennt, ist er durchaus nicht. — Ebenso wenig ist aber auch die Bezeichnung: „affectvolle Prosa" eine richtige Charakteristik der eigentlich sogenannten „bewegenden Rede." In das innere Wesen ist der Vf. nicht eingegegangen, bloss eine Erscheinung an ihr hebt er hervor, obendrein auf eine bedenkliche Weise ausgedrückt. Denn durchaus glauben wir gegen den Ausdruck „affectvoll," besonders wie sich darüber der Vf. an anderen Stellen noch näher ausspricht, protestiren zu müssen, wenn er z. B. S. 209 und anderwärts von „Entflammen bis zur Leidenschaft," „starkem Affect," „feuriger Heftigkeit," „heftiger Bewegung" redet. Es ist freylich ein fehlerhafter Charakter der alten Rhetorik, dass sie als dritten Hauptzweck der Rede *permovere* auch in diesem Sinne gebraucht, und auf die πάθη ein zu grosses Gewicht legt, und sogar Anschläge giebt zu ihrer Entzündung (*Arist. T. ῥητ. II*, 1. *Cic. de or. II*, 43. *Quint. inst. or. VI*, 2). Dieser Bedenklichkeit suchte der tiefdenkende *Theremin* in seinem ideenreichen Werke: „die Beredsamkeit eine Tugend," durch die Erklärung des Affectes, als von einer Idee erweckt, auszubeugen, abweichend von *Maas:* „über die Leidenschaften," Thl. I S. 22 ff. Allein schon das Schwankende des Sprachgebrauchs, und dass man mehr von bösen Affecten, als von guten redet, zeigt das Missliche dieses Wortes. Affect ist von Leidenschaft bloss dadurch verschieden, dass er momentan und vorübergehend ist, diese aber zum Habitus geworden; — hüte sich aber der heilige Redner besonders, den Zufall und die Aufwallung in seinen Dienst zu ziehen, seine Sache ist zu ernst und der Ausgang zu unsicher, zu vorübergehend der Erfolg; — kann er die losgelassenen Affecte zügeln? — Kann es ihm nicht gehen, wie Phaëton, dass die Affecte mit ihm durchgehen (so geht es manchem jungen Redner), und er sich und sein Auditorium aus der Welt hinaus exaltirt, — oder in eine Flammengluth versetzt, — oder in eine Thränenfluth stürzt, — aber sein bestimmtes Ziel ganz verfehlt, zu dem der gesetzte Redner mit immer steigender Begeisterung, aber sicher *hin*anführt. — Die Rede, besonders die geistliche, charakterisirt gerade die höchste *Einheit und Harmonie* der Seele, die bey aller Begeisterung immer mit einer besonnenen Ruhe verbunden ist, und die auch zu erzeugen gerade der Hauptzweck des Redners ist, während Affecte immer das harmonische Gleichgewicht der Seele in etwas aufheben, und ihr leicht eine einseitige, überwiegende Richtung geben. Meide man also das zweydeutige Wort und setze überall: *lebendiges Gefühl* und besonders: *Begeisterung* dafür, die eben den Charakter des Erwecktseyns durch eine geistige Idee und der höchsten geistigen Einheit und nachhaltigen Ergriffenheit des *ganzen* Wesens in sich trägt, während der Affect *speciell* und *momentan* ist. — Die Unterscheidung der *politischen* und *geistlichen* Beredsamkeit ist höchst dürftig; zugleich hat der Vf., wenn er bey der politischen von der der Alten redet, immer nur eine Gattung derselben im Auge: die *berathschlagende*, nicht aber die *richterliche* und *lobende*, wesshalb er sie auch ganz unrichtig charakterisirt, als sey „ihr Streben *stets* auf einen *allgemeinen* Zweck der Gesellschaft gerichtet;" — keineswegs! *nie* bey der richterlichen und dem Panegyrikus, und selbst die berathende Rede hatte *meistens* einen speciellen Zweck. Die Reden der Alten waren beynahe alle *Casualreden*.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG.

JUNI 1837.

PREDIGERWISSENSCHAFTEN.

Frankfurt a. M., in der Andreä'schen Buchhandl.: *Handbuch der geistlichen Beredsamkeit*, von *Jacob Brand* u. s. w., nach seinem Tode herausgegeben von *Caspar Halm* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Wenn Hr. *B.* §. 150 die Beredsamkeit eine „schöne Kunst" nennt, so hätte er doch auch nicht vergessen sollen, dass sie keine *rein* schöne Kunst ist, sondern sich zur Dichtkunst verhalte, wie die schöne Baukunst zur Plastik, und desshalb ihren Standpunct in der Mitte zwischen Prosa und Poesie erhalte (was der ehrwürdige *Schott* durch Sprache des ruhigen Denkens (Prosa), des lebhaften Gefühls (Poesie), und der ernsten Bestrebung (Beredsamkeit) wohl sehr wahr, aber leicht zu einseitigen Ansichten Anlass gebend, zu erläutern sucht). Das Verhältniss möchte wohl so angedeutet werden können: die *eigentliche Prosa* bewegt sich auf der Erde, in der *Objectivität* und *Wirklichkeit* des Wahren, Guten und Schönen, sie mit ruhigem Auge auffassend und wiedergebend; die *Poesie* schwebt im Aether der *Ideale* mit der *inneren Subjectivität*, mit Gefühl und Phantasie sie fühlend und anschauend in sich, und damit sie ausschmückend und aus sich darstellend; die Beredsamkeit waltet zwischen beiden in der Mitte, *das Ideal in die Wirklichkeit ziehend*, um diese durch jenes zu verklären, von der unvollkommenen Wirklichkeit zum Ideal, von der Erde zum Himmel zu führen; — dieser *bewusste Zweck* ihr innerster Charakter; darin liegt zugleich die gleichmässige Anwendung in ihr von der festen objectiven Erkenntniss, von dem lebendigen Fühlen und dem Vorstellen durch die Phantasie und von dem begeisterten himmelwärts gehenden Streben, und zwar in Letztem das Ziel und die Vollendung; darum auch findet die Beredsamkeit gerade im Christenthume, dem ja gerade derselbe Zweck des Hinführens zum Ideal, zum Himmel zu Grunde liegt, ihre eigenste Stelle und zugleich ihre wahre Würde, die bey den Griechen und Römern noch im Irdischen verhüllt und entweiht war. — Ueber diess Alles geht der Vf. flüchtig hinweg, das Wesen der Beredsamkeit tritt uns nirgends bestimmt hervor, nur einer oder der andere Zug ihrer Erscheinung. Auch hätten wir am Ende dieses Abschnittes, oder doch irgend sonst wo, eine Charakterisirung der verschiedenen Arten von Reden (nach ihrem *Hauptinhalte* wird eine solche oberflächlich Abschn. V gegeben) nach ihrer *Form* (Homilie

in dreyfacher Bedeutung — analytische und synthetische Predigt), nach ihrer *Veranlassung* (allgemeine und casuale, und diese Casualpredigt und Casualrede) nothwendig wünschen müssen, aber auch hier der allgemeine Mangel an Gründlichkeit.

Die drey nun noch folgenden Abschnitte dieses Bandes, *V*, *VI* und *VII*, *über den Redeaufsatz* selbst, handeln von der *Erfindung*, *Anordnung* und rednerischen *Darstellung*. Doch bey der *Erfindung* ist durchaus nicht von der Erfindung eigentlich die Rede, sondern von der Ausführung; bey der *Anordnung* viel von der Erfindung und Darstellung, und bey der *Darstellung* von Behandlung der Materialien wieder. Indessen können und müssen wir uns bey diesen Abschnitten noch kürzer fassen, da der Geist des Werkes schon im Vorhergehenden so charakterisirt ist, dass wir manche Bemerkung, so sehr sie sich auch hervordrängt, unterdrücken müssen. *Abschn. V: von der Erfindung*, Kap. 1: des *Thema's*. Bey diesem Kapitel täuscht man sich sehr, wenn man wirklich Etwas über die Erfindung des Thema's erwartet. Nach zwey Vorbemerkungen wird sogleich zur Eintheilung in *dogmatische*, in *Sitten-Predigten* und in *Trostpredigten* übergegangen, und dabey bloss Eins und das Andere über die *Ausführung*, nicht über die *Erfindung* dieser oder jener Themen geredet; keine Sylbe von den *beiden Hauptquellen*, woraus der Prediger seine Themen suchen solle, *Zeitbedürfniss* im umfassendsten Sinne und *Text;* nichts vom Verhältniss des Thema zu beiden; nichts davon, wie man entweder aus Zeitbedürfniss und äusserer Veranlassung (und wie mannichfaltig ist sie) sein Thema bestimmen, und den Text dazu *nach*wählen kann, oder aus einem gewählten oder gegebenen Text (mit Rücksicht auf äussere Zeitverhältnisse freylich auch) sein Thema findet; nichts *von den Hauptrücksichten*, die bey Erwägung *des Textes selbst* zur Auffindung eines Thema's leiten müssen, welches Alles doch für den angehenden Geistlichen hier gerade das Wichtigste war. Auch hätten hier billig die drey Nebenquellen von Themen, *Natur*, *Geschichte* und *Seelenkunde*, nicht ganz unberührt bleiben sollen. Die christliche Religion ist Weltreligion, sie soll Allen Alles bieten, sie soll Alles erklären, Alles sich aneignen; Alles muss freylich, soll es in einer christlichen Kirche eine Stätte finden, von Christi Geist geweiht seyn, und die allgemeinen Erfodernisse christlicher Themen an sich tragen. Vieles §. 161—175 Gesagte, *A.* über „dogmatische Predigten," *B.* über „Sittenpredigten," fällt durch einander; wenn zu *A* auch „Dogmata der Sit-

ten" gezogen werden, so liesse sich dieses allenfalls entschuldigen; wenn aber nun „Keuschheit" als Beyspiel angeführt wird, sowie bey Sittenpredigten „Gottes Barmherzigkeit," „die Liebe Gottes" (zu den Menschen), so zeigen diese Beyspiele schon die völlige Verwechselung der Begriffe. — Die Bemerkungen über Strafpredigten, besonders §. 174 und 175, sind gut (wenn wir auch Einzelnem, z. B. über „auffallende Lasterthaten," nicht beystimmen können), die über Trostpredigten sind besonders herzlich und praktisch. — Bey *Kap.* 2: *über die Erfindung des Stoffes*, wo nun eine eigentliche *Topik* gegeben werden soll, (warum hier erst?) unter VI allgemeinen Erfindungsquellen, die weder logisch, noch praktisch gewählt, noch überhaupt logisch behandelt und aus einander gehalten sind, findet man wieder von *Erfindung* wenig oder gar nichts, sondern nur Manches über *Behandlung* des bereits Erfundenen, so dass diese sogenannten Erfindungsquellen nur allenfalls zur *Eintheilung*, aber einer sehr unvollkommenen, da zu seyn scheinen, und wirklich das Meiste so zu sagen wörtlich bey dem folgenden Abschn. von der Anordnung Kap. 4, 5, 6 und 7 wiederholt wird, wo nochmals, und zwar an passenderem Orte, von der Behandlung des Redestoffes in „Erklärungen," „Beweisen," „Wiederlegungen" und „Erweiterungen" gehandelt wird. Der Vf. scheint die Idee einer eigentlichen Topik nicht klar aufgefasst zu haben, bestimmt festgehalten hat er sie wenigstens nicht. Kein Gegenstand in der ganzen Homiletik fodert mehr logische Gründlichkeit, als gerade die Topik, die eben hier fehlt. So wird unter Loc. I, Betrachtung des Gegenstandes nach seinem *Wesen*, auch die *Distinction*, die doch unter Loc. III gehört, subsumirt; unter Loc. II, Betrachtung der Sache (?) in ihrem *nothwendigen* Zusammenhang mit Anderem 1) Ursache, 2) Wirkung, 3) *zufällige* Verbindung; bey Loc. III, Betrachtung des Gegenstandes nach seinen Verhältnissen zu anderen (vgl. Loc. II?!) wird die Verwirrung der unlogischen Eintheilung in 1) Vergleichung, 2) Gleichniss, 3) Gegentheil (!!) vollständig gemacht durch Einmischung des eigentlich Stilistischen. Wollen wir aber alle die einzelnen Verstösse und verkehrt gewählten Beyspiele erörtern, es würde uns weit über unsere Grenzen hinausführen, wir müssen es in unserem Concepte zurücklassen. (Hätte Hr. *B.* doch *E. A. L. Kästner's* Topik, Leipz. 1816" einmal durchstudirt!)

Abschn. VI, *über die Anordnung*, ist Vieles §. 227—230 weitschweifig anticipirt, was zu Kap. 3 über die Disposition oder Abtheilung erst gehört, anstatt hier zu geben, was nicht fehlen durfte, aber wirklich fehlt: zuerst *allgemeine Principien* der Anordnung aus der Idee der Predigt in ihrer *Einheit* und *rastlos zum Ziele schreitenden* Handlung; *Einheit* und *Gradation* als die Grundgesetze; zwey Hauptrücksichten bey der rednerischen Anordnung, eine *logische* und eine *psychologische*, in der möglichst engen Verbindung beider die Vollendung der Aufgabe; dann *besondere Principien* der Anordnung für Erweckung der Ueberzeugung, für Erregung der Gefühle und Richtung des Begehrungsvermögens; — statt dessen wird überall fragmentarisch in Erfindung und zweckmässige Behandlung der Materialien eingegangen. *Kap.* 2, *vom Eingang*, hat der Vf. keine klare, bestimmte Idee. §. 231 sagt er: „der Redner solle *sogleich* sich offen aussprechen *über die Hauptidee*, die seine Betrachtung leite," d. i. über sein Thema, dann ist aber ein Eingang, der ja auf diese „Hauptidee" erst hinleiten soll, nicht mehr nöthig. In der katholischen Kirche wird der Text *vor* dem Eingang verlesen, es fällt also *Exordium* (Hinleitung zum Thema) und *Transitus* (Nachweisung der Textgemässheit des Thema's) zusammen. Die Idee des Eingangs ist (nach *Mosheim*) 1) eine *lehrende* (die eigentliche Tendenz klar machend, Missverständnisse vorläufig beseitigend, Erörterungen, die nicht zur Ausführung gehören, vorläufig gebend, Alles mit genauer Rücksicht auf das Thema), 2) eine erweckende (Theilnahme) oder 3) beides vereinigt. — Solche bestimmte Erörterung der Idee des Eingangs, *Anleitung* und *Ideen* zur Anlegung passender Eingänge, und über ihren zweckmässigen Stoff vermisst man durchaus. *Kap.* 3: *vom Hauptsatz und der Abtheilung*, gehört zu den besten Partieen, aber es werden doch nur die guten Eigenschaften und Fehler der Partition bloss angegeben, *ohne dass eine gründliche allgemeine Anleitung* zu finden ist zu einer richtigen Abtheilung, z. B. Erörterungen über *Fundam. divis.*, dessen Name bloss genannt wird, Angabe der wichtigsten *Fundam. div.*, die bey der Abtheilung vorkommen können; also auch hier wieder das tiefer liegende begründende, und darum für den angehenden Redner wichtigste Element übergangen! Wenn §. 241 Hr. *B.* den Rath giebt, das Thema „durch mehrfache Veränderung der Ausdrücke und Redensarten" mehrfach und in verschiedenen Sätzen auszudrücken, es gleichsam zu wenden und zu drehen, um es recht klar zu machen, so ist dieser Rath sehr nachtheilig; die Klarmachung gehört in den Eingang, der so darauf hinführen muss, dass es zu seiner richtigen Auffassung nun nichts Weiteres, als *ein bestimmtes* Aussprechen bedarf. Eine mehrfache Ausdrucksweise des Thema's verwirrt im Gegentheile den Zuhörer, so dass er entweder wirklich *mehrere* verschiedene Themen zu hören glaubt, oder doch nicht ein besonderes mit bestimmten Worten im Kopfe behält. — „Wenn nun Thema und Partition angekündigt und Alles im Klaren ist," heisst es §. 243 weiter, „wird noch eine kurze *Hinweisung* auf die Wichtigkeit des Gegenstandes und *Ermahnung* zur besonderen Aufmerksamkeit" beygefügt; das war ja Sache des Eingangs, *attentum, docilem et benevolum reddere;* der Vf. hat hier wahrscheinlich das sachwidrige, veraltete *Exord. specialissimum* im Sinne. Manches andere Unvollständige und Unrichtige wird der denkende Leser §. 243, 246, 255, 264, 265 besonders finden.

Der VII oder letzte Abschn.: von der rednerischen Darstellung, ist der magerste und (nächst jenem philosophischen) der fehlervollste von allen, ein sehr dürftiger Appendix über einen sehr wichtigen Gegen-

stand. Kap. 1 Darstellung *der Gedanken* (?), Kap. 2 vom *Wortausdruck*, Kap. 3 von den *Redesätzen*, Kap. 4 von den *Redefiguren*, Kap. 5 von der *Schreibart*. Auffallend muss es freylich seyn, wenn von der „Schreibart" bloss anhangsweise in einem 5ten und kürzesten Kapitel die Rede ist, da doch eigentlich der ganze Abschnitt davon handeln *soll*, wenigstens Kap. 2, 3 und 4 offenbar schon dazu gehören. Kap. 5 handelt bloss oberflächlich von dem Unterschied der höheren, mittleren und niederen Schreibart, und belegt diese drey mit nicht passenden Beyspielen. Das Viele aber, was sich noch bey diesem VIIten Abschn. aufdrängt, über ganz Uebergangenes (z. B. oratorischen Rhythmus), über fehlende und mangelhafte Begründungen (z. B. der Schreibart selbst aus dem Inneren), unrichtige Begriffsbestimmungen und Eintheilungen und Durcheinanderwerfung derselben (Figuren und Tropen z. B.) gestattet uns nicht der Raum, noch zu erörtern. — Nur noch ein Wort über des Vfs. eigenen Stil. Dieser ist, so viel es bey unbestimmtem Denken nur immer möglich ist, *fliessend*, *lebendig* und *gefällig*, wiewohl auch manche offenbare Nachlässigkeiten vorkommen, z. B. S. 3 „hingebenste" st. hingebendste, S. 19 „entschöpft" st. erschöpft, S. 36 „der Verstand ist das sondernde und *besondernde* Vermögen," S. 41 „alle Menschen haben *mit der Gemeinschaft Gottes* ihre sittliche Natur verunstaltet" st. mit Verunstaltung der Gemeinschaft G., S. 51 „*Auf*stellung der Lehrer," S. 59 „Bestimmt- und Unbestimmt*heit*," S. 80 „schwunghaft" st. edel, S. 114 „von der *Uebung* einer *Tugend* oder eines oder mehrerer *Laster* hängt die Erwerbung *der Seligkeit* noch nicht allein ab" st. von der Uebung einer Tugend und der *Vermeidung* u. s. w., S. 449 „seelsorgerliches Amt" st. Seelsorgeramt u. A. „Antitese" st. Antithese, „ἐνδυμεμαι" st. ἐνθυμοῦμαι mag wohl Druckfehler seyn. — Möge diess Werk übrigens durch seine herzliche Meinung, durch seinen unverkennbaren Eifer und seine mannichfaltigen, oft sehr guten praktischen Winke manchen Nutzen, besonders bey Denen stiften, welche, aus zu ängstlicher Absonderung, das viele Gediegene ihrer protestantischen Brüder in diesem Fache vermeiden zu müssen glauben.

Die äussere Ausstattung ist sehr schön.

X. φ.

KIRCHLICHE ALTERTHÜMER.

LEIPZIG, b. Schumann: *Handbuch der christlich-kirchlichen Alterthümer*, in alphabetischer Ordnung, mit besonderer Beziehung auf das, was davon noch jetzt im christlichen Cultus übrig geblieben ist. Von M. *Carl Christ. Friedr. Siegel*, Diakonus und Vesperprediger zu St. Thomä in Leipzig. Zweyter Bd. 1836. VI u. 473 S. gr. 8. (2 Thlr.)

[Vgl. Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1836. No. 75.]

Mit demselben Fleisse hat der Vf. diese Fortsetzung bearbeitet, und er verspricht uns binnen Jahresfrist das Ganze zu beendigen. Dieser Band umfasst die Artikel: *Eheliche Verbindung* bis *Kirchliche Verfassungsformen*, und besonders verdienen die Art. *Feste der Christen — Fluch und Segen — Gebet — Geburtsfest Jesu — Gesang — Heilige — Homilie — Indulgentia — Kirchengebäude — Kirchliche Verfassungsformen* Auszeichnung. Nur müssen wir unsere Erinnerung erneuern, die zu vielen Ab- und Unter-Abtheilungen, Wiederholungen u. dgl. zu vermeiden. Dem Vorwurfe, als seyen durch die alphabetische Bearbeitung die einzelnen Materien zu sehr zerstreut und aus einander gerissen, will der Vf. dadurch vorbeugen, dass er dem Werke eine gedrängte Darstellung der christlich-kirchlichen Alterthumswissenschaft beyzugeben gedenkt, und zwar so, dass das Ganze in einzelne Paragraphen getheilt wird, unter welchen mit kleinerer Schrift die Artikel nachgewiesen werden, die den zusammengedrängten Inhalt erläutern. Wir erachten jedoch diesen Anhang nicht für so unbedingt nothwendig, da der Vf. ein mehrfaches Register folgen zu lassen gesonnen ist, theils um die lateinischen und griechischen Wörter, die im Werke erwähnt und erläutert werden, theils um die Artikel, die einander ergänzen und aufklären, zusammenzustellen, theils um in einem specielleren Sachregister den Inhalt der einzelnen Artikel möglichst genau nachzuweisen.

Um nun diessmal unseren Lesern an einem Beyspiele zu zeigen, wie der Vf. in der Bearbeitung der einzelnen Artikel verfahre, wählen wir gleich den ersten Artikel: *Eheliche Verbindung*, und fügen einige Bemerkungen hinzu. Nachdem der Vf. die nöthigen literarischen Nachweisungen vorausgeschickt, erwähnt er 1) die Belehrungen Jesu und des Apostels Paulus über die eheliche Verbindung. Was des Paulus Lehre betrifft, so ist der Widerspruch in 1 Kor. 7 und den Pastoralbriefen, den auch der Vf. ernstlich anzunehmen scheint, wirklich nur scheinbar, und es ist nicht nöthig, denselben durch die Voraussetzung lösen zu wollen, als habe der Apostel die Pastoralbriefe später geschrieben, und sey durch schlagende Erfahrungen von seiner früheren Meinung abgekommen. Wir dürfen nur bedenken, welche Sittenlosigkeit in Korinth herrschte. Vor dieser πορνεία warnte der Apostel schon im vorhergehenden (6) Kapitel, und die Korinther mochten ihm deſshalb wegen bedenklicher Fälle um Rath gefragt haben (7, 1). Wenn er nun ermahnt, ja zu heurathen, anstatt Unzucht zu treiben, und diess auch den Wittwen empfiehlt, dagegen wegen der bevorstehenden Noth (dabey S. 3 an den baldigen Untergang der Welt denken zu wollen, ist ganz seltsam) lieber unverheurathet zu bleiben anräth, sofern diess anders ohne Gefahr sittlicher Reinheit geschehen könne: so begreifen wir in keiner Weise, wie man dem Apostel habe Schuld geben können, dass er hier dem unehelichen Stande das Wort rede. Daneben hätte der Vf. zur Bestätigung des Resultates, dass „Christus und Paulus die eheliche Verbindung für eine unmittelbar heilige Veranstaltung erklärt, um dadurch die edelsten bürgerlichen und sittlichen Zwecke zu fördern, von welcher frevelnder Leichtsinn wie asketische Ueberspannung gleich weit entfernt zu halten sey" — die vortreffliche Stelle in dem Epheserbriefe Kap. 6, 21 f. um so weniger unerwähnt lassen

sollen, als die Worte V. 32 τὸ μυστήριον u. s. w. in den späteren Jahrhunderten Veranlassung gaben, die Ehe wo nicht für ein Sacrament, das der priesterlichen Weihe bedürfe, zu halten, so doch dieser schon hie und da geltend gewordenen Ansicht allgemeineres Ansehen zu verschaffen. — Unter II theilt uns der Vf. die Urtheile der früheren rechtgläubigen Kirchenlehrer von dem Werthe der ehelichen Verbindung mit. In den Citaten aus den Kirchenvätern ist Hr. *S.* entweder nicht immer genau genug gewesen, oder es haben sich zu arge Druck- oder Schreiber-Fehler eingeschlichen. So findet sich S. 2 folgendes Citat: *Tertullian. Paedagog. l. II. c.* 10. *Clemens Alex. l. III. c.* 33. Statt Tertullian muss es offenbar ebenfalls *Clemens Al.* heissen; denn das angeführte 10 Kap. handelt περὶ παιδοποιΐας, und gehört hieher; Tertullian hat aber kein Buch unter diesem Titel geschrieben. Die Stelle Tertullians, welche hieher gehört, findet sich in *lib. I ad uxor. c.* 1 u. 2. — Nachdem unter III die eigenthümlichen Ansichten der ersten Jahrhunderte von der zweyten Ehe dargestellt, handelt der 4 Abschn. von dem Ursprunge des kirchlichen Einflusses auf die eheliche Verbindung und der allmälichen Ausbildung desselben. Unter den Gründen, welche es disciplinarisch nothwendig machten, dass sich die kirchlichen Gemeinden und ihre Repräsentanten, die Bischöfe, um die eheliche Verbindung ihrer Mitglieder bekümmerten, war der Umstand nicht zu übersehen, dass die Versorgung verarmter Eheleute, zumal ihrer Kinder, der Gemeinde anheimfiel, übereilte Verbindungen also nicht gleichgültig seyn konnten. Darin lag vielleicht auch mit der Grund, dass die Verlobten eine *Oblatio* kirchlich darzubringen ermahnt wurden. Die für diese Sache so wichtige Stelle *Tertullian. ad uxor.* II, 8 ist weder erwähnt, noch berücksichtigt. Schon die Worte: *Felix matrimonium, quod ecclesia conciliat, confirmat oblatio et obsignat benedictio, Angeli renuntiant, pater rato habet* — geben manchen Aufschluss. Die Benediction war also schon zu Tertullians Zeiten zwar nicht allgemein und gesetzlich eingeführt, doch gebräuchlich und von dem Klerus empfohlen. Ihr Ursprung darf demnach in die Zeit gesetzt werden, da die Kleriker die priesterliche Würde sich beyzulegen angefangen hatten, mithin noch vor die Mitte des zweyten Jahrhunderts. — Unter VIII stellt der Vf. die veränderten Ansichten von der Ehe durch die Reformation dar. Merkwürdig bleibt es, und ein Beweis, wie gern man bey Verbesserungen auf halbem Wege stehen bleibt, dass die reformirten Kirchen zwar das Sacrament der Ehe und die priesterliche Würde verworfen, aber unbedenklich zur Vollendung der Ehe die *priesterliche* Einsegnung oder Weihe beybehalten haben.

S. 278 hat der Vf. einen eigenthümlichen Artikel *Häretiker* aufgenommen, und besonders ihren Einfluss auf die rechtgläubige katholische Kirche dargestellt. Mit Recht rügt derselbe gleich in den ersten Zeilen, dass der Inhalt dieses in der That höchst interessanten Gegenstandes von den kirchlichen Archäologen grösstentheils unbeachtet gelassen worden sey, und dass ausser einigen fragmentarischen Erörterungen in den bekannten Werken von *Augusti* und *Schöne* nur *Münter's* Versuch über die kirchlichen Alterthümer der Gnostiker etwas Vollständigeres darbiete. Hätte er aber aus den Quellen selbst geschöpft, so konnte er die ersten Abtheilungen entweder ganz weglassen, oder weit kürzer fassen, und dafür einen kurzen geschichtlichen Abriss der kirchlichen Gebräuche der angeblichen Häretiker mittheilen. So ist Alles, was er sagt, nur fragmentarisch, wobey auf andere einschlagende Artikel verwiesen wird. Soll eine solche Darstellung recht lehrreich werden, so darf das Dogmatische in so weit nicht übergangen werden, als es den Zweck und die wahre Bedeutung des Rituellen erklärt. Der Vf. gedenkt insbesondere der Gnostiker; hinsichtlich der Arianer erwähnt er, dass sie, wie andere Häretiker, einen ziemlich ausgebildeten Gesang gehabt hätten, und verweist zurück auf den Artikel *Gesang* S. 217, wo kürzlich die Hymnologie der Häretiker dargestellt wird. Ueber die Gebete der Gnostiker, besonders ihre Todtengebete (wir schlugen den Artikel *Gebet* auf, und fanden auch da nichts darüber), die eigentliche Bedeutung ihrer Bilder (ein Theil ihrer ἀπολύτρωσις, indem das Geistige im Menschen, durch die Gnosis schon des ersten Grades der Erlösung theilhaftig, durch die Anschauung der Bilder von Männern, durch welche schon in der vorchristlichen Zeit der Aeon, die Weisheit, die Menschen zur Erkenntniss der Wahrheit führen und so erlösen wollte, im Bewusstseyn ihres Zustandes erhalten werde), endlich über ihre kirchlich-symbolischen Gebräuche, über die Taufe der Arianer, die höchst zweckmässigen Einrichtungen der Manichäer, im Mittelalter über die sogenannten Paulicianer, Waldenser u. s. w., welche Ursache wurden, dass die rechtgläubige katholische Kirche ihren Cultus strenger regelte, hätte eine gedrängte zusammenstellende, gewiss sehr anziehende Uebersicht gegeben werden können.

Wir wollen jedoch mit diesen Erinnerungen keinesweges dem Werthe des ganzen Werkes zu nahe treten: denn der Vf. hat im Allgemeinen seiner Aufgabe (S. VI): „ein Handbuch der christlichen Alterthumswissenschaften zu liefern, das möglichst bequem zum Gebrauche für praktische Geistliche, sowie für alle die seyn soll, welche sich für diesen einzelnen Zweig der historischen Theologie interessiren" — auch durch diese Fortsetzung glücklich Genüge geleistet. Die Correctur ist sorgfältiger gehandhabt worden; nur bey Eigennamen finden sich noch dann und wann Versehen.

L. L.

INTELLIGENZBLATT
der
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

JUNY 1837.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Nekrolog.

Luise Eleonore,

verwittwete Herzogin von Sachsen-Meiningen.

Diese edle Fürstin, achtzehn Jahre hindurch wohlwollende und hochverdiente Miterhalterin der Universität Jena, welcher schon deshalb ein Denkmal dankbarer Verehrung in diesen Blättern gebührt, war geboren den 11 August 1763, zu Langenburg. Sie war die älteste Tochter des Fürsten *Christian Albrecht Ludwig* von Hohenlohe-Langenburg; ihre Mutter, *Caroline*, Prinzessin von Stollberg-Gedeon. Am 27 Nov. 1782 vermählte Sie sich mit Herzog *Georg* von S. Meiningen, dem Sie drey Kinder, zwey Töchter und einen Sohn, gebar. Nach dem Tode ihres Gemahls (d. 24 Dec. 1803) übernahm Sie die Vormundschaft des einzigen Prinzen *Bernhard* bis zu seiner Volljährigkeit (17 Dec. 1821), und führte mit Kraft zugleich und mit Milde eine lange, an Ereignissen, wohl auch an Trübsalen, reiche Zeit hindurch die Regierung. Nicht blos Meiningens Bürger, sondern wer sie kannte, feiert das Andenken der trefflichen Fürstin. Als liebenswürdige und geliebte, treue Gattin des unvergesslichen *Georg*; als zärtliche Mutter liebender, von ihr zur Tugend und Frömmigkeit erzogener Kinder, die jetzt Thronen zieren und Familien beglücken; als gerechte und pflichtgetreue Regentin ihres Landes, und dann, als ihr Tag sich neigte, unter dem ehrwürdigen, allgemein anerkannten Namen der *Herzogin Mutter*, welchen Sie im höheren Sinne des Wortes verdiente — war Sie hochgeachtet überall: ihre edle Gesinnung bewährte Sie namentlich in den bedrängten Jahren des Krieges, der Theuerung und Seuche, oft tiefbekümmert um ihr Land, dem Sie gern und mit Freuden so manches Opfer brachte: so zeigte Sie sich immer, unter dem anspruchlosesten Herabneigen, und selbst bey dem natürlichen Ernste greiser Jahre den jugendlichen Frohsinn niemals störend, lieber nachsichtig und mild, aber stets voll Würde und Anmuth. Wie kindlich dankbar man ihre grossen Verdienste anerkannte, bewies besonders ihre 50jährige Jubelfeier (den 11 Dec. 1832), deren nähere Beschreibung sich in der Meining. Chronik II. S. 260 befindet.

Sie starb am 30 April Nachmittags 3 Uhr, nach einer 2tägigen leichten Krankheit, an Entkräftung. Den 4 Mai Morgens 7 Uhr wurde unter Begleitung des regierenden Herzogs Durchl. und des nahverwandten Fürsten *F. von Corolath*, des Erbprinzen *Georg* und der beiden jüngsten Prinzen von S. Weimar (Söhne der Herzogin *Ida*, Tochter der Verewigten), des Ministeriums, der Landescollegien, des Hof- und Militärstaats, der Geistlichen, Schullehrer mit den Knaben der Bürgerschule und den Gymnasiasten, des Magistrats und der Bürgerschaft u. s. w. die fürstliche Leiche zur Schlosskirche gebracht, wo vor der Einsenkung in die fürstliche Gruft Hr. Oberconsistorialrath *Mosengeil* mit einer kraftvollen (zum Besten des Georgenkrankenhauses in Meiningen auch gedruckten) Rede auftrat, aus welcher wir oben einige Worte entlehnt haben. Sie brachte um so tieferen Eindruck hervor, da sie aus dem Munde eines Mannes kam, welcher der Verewigten eine lange Reihe von Jahren hindurch näher stand, und dessen Lebensgang (wie er selbst in der Rede sagt) hauptsächlich von jener, nun erblassten Hand gelenkt ward. Vor und nach der Rede wurden einige Compositionen des Capellmeister *Grund* und Concertmeister *Nohr* für Blasinstrumente ausgeführt. Die Todtenkrone der Verblichenen wurde mit unzähligen schönen Perlen geschmückt, von kindlichen Augen sowohl als von den Augen treuer Bürger und Bürgerinnen Meiningens gespendet.

II. Vermischte Nachrichten.

Im Morgenblatte No. 93 wird berichtet, dass am 24 Jun. d. J. Gutenbergs Denkmal in Mainz aufgestellt werden solle, mit folgender Inschrift:

Vorderseite.
Ioannem Gensfleisch de Gutenberg
Patricium Moguntinum
aere per totam Europam collato
posuerunt cives
MDCCCXXXVII.

Rückseite.
Artem, quae Graecos latuit latuitque Latinos,
Germani soleis extudit ingenium.
Nunc, quicquid veteres sapiunt sapiuntque recentes,
Non sibi, sed populis omnibus id sapiunt.

Wir wünschten, es wäre noch Zeit, die ehrenwerthen Männer, denen die Besorgung dieser Nationalangelegenheit übertragen worden, darauf aufmerksam zu machen, dass solche Monumente, welche für die Ewigkeit errichtet werden, auch mit entsprechenden und tadelfreyen Inschriften zu versehen sind. Aber ist jene Inschrift von dieser Art? Wir wollen unsere Zweifel in bescheidene Fragen einkleiden, deren genügende Beantwortung wir mit Dank annehmen werden. Sagten die Römer *hominem ponere* statt *hominis statuam ponere? Aere* oder *ex aere collato* kommt allerdings auf alten Inschriften vor: aber der Beysatz *per totam Europam* scheint uns *hier* eine Nebenidee zu erwecken, welche fast an das *stipem cogere* in den XII Tafelgesetzen erinnert. — In den Distichen auf der Rückseite ist *soleis* hoffentlich ein Druckfehler für *solers:* denn wie passten *Schuhsohlen* hieher? Aber wird der Nachdruck, der in dem *latuit latuitque* liegen soll, nicht geschwächt durch eine gleiche, unmittelbar darauf folgende Wiederholung: *sapiunt sapiuntque?* Wenn diess nicht matte Eintönigkeit ist, welche das Epigramm seiner Kürze wegen am wenigsten verträgt, was ist es sonst? Was soll *sapiunt* hier sagen? Bloss *denken?* Aber die Alten *schrieben* ja auch. Für *schriftliche* Mittheilung aber ist da *sapiunt* das rechte Wort? — Doch diess auch einer epigrammatischen Licenz zugegeben, führt das *Nunc* im dritten Verse uns nicht nothwendig auf den Gegensatz? Ist es aber dann überhaupt wahr, dass die *veteres sibi solis sapiebant?* Hatten sie, obgleich die Buchdruckerkunst noch nicht erfunden war, bey Mittheilung ihrer Gedanken, ihrer Entdeckungen, ihrer Schriften nicht auch Mit- und Nachwelt im Auge?

L. am 24 Mai 1837.

— — *n.*

LITERARISCHE ANZEIGEN.

Ankündigungen neuer Bücher.

In der Buchhandlung von *C. F. Amelang* in Berlin (Brüderstr. Nr. 11) erschienen seit Kurzem folgende Werke, welche ebendaselbst, so wie in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben sind:

Gottschalk, M. *W.*, *Hellas*, oder Erinnerungen aus der älteren Geschichte Griechenlands. Der reifern Jugend zur lehrreichen und angenehmen Unterhaltung dargestellt. gr. 8. Mit Titelkupfer und Vignette. 1⅓ Thlr.

Heinemann, *M.*, *Neuester kaufmännischer Briefsteller;* nebst einer kurzgefassten synonymischen Wörtersammlung und einer Theorie der Wechsel, mit Rücksicht auf das preussische Wechselrecht. Zum Gebrauche für Handlungsbeflissene bearbeitet. 35 Bogen in gr. 8. Geheftet 1⅓ Thlr.

Petiscus, *A. H.* (Prof.), *Der Olymp*, oder Mythologie der Aegypter, Griechen und Römer. Zum Selbstunterricht für die erwachsene Jugend und angehende Künstler. 8. Mit 53 Abbildungen, neu gestochen von *Ferd. Jüttnig* in Berlin. *Sechste verbesserte und vermehrte Auflage.* Geheftet 1¼ Thlr.

Schoppe, *Amalie*, geb. *Weise*, *Erzählungen für meine Töchter.* Ein Lesebuch für die reifere weibliche Jugend, zur Belebung religiöser und sittlicher Gefühle und Gesinnungen, und zur Erhebung des Geistes. 8. Mit Titelkupfer und Vignette. Geheftet 1⅓ Thlr.

Staedler, G. L., *Grammatik der deutschen Sprache.* Für Gymnasien, Militär- und höhere Bürgerschulen, so wie zum Selbstunterricht. 22 Bogen in 8. ⅔ Thlr.

Valentini, Dr. *F.* (königl. preuss. Prof. der ital. Sprache und Literatur), *Vollständiges italiänisch-deutsches* und *deutsch-italiänisches Taschenwörterbuch.* Zusammengetragen aus den vorzüglichsten und neuesten über beide Sprachen bisher erschienenen Wörterbüchern und vermehrt mit einer grossen Anzahl von Wörtern aus allen Fächern der Künste und Wissenschaften. *Zwey Theile. Erster:* italiänisch-deutsch. — *Zweyter:* deutsch-italiänisch. *Zweyte rechtmässige Ausgabe, vom Verfasser durchgesehen, verbessert und mit etwa* 3000 *Wörtern vermehrt.* 69 Bogen aus der Perlschrift in 8, jede Seite in drey Spalten. Druck-Velin. Aeusserst sauber geheftet complet 3 Thlr.

Werther, *F.* (Pred.), *Die Heldensagen griechischer Vorzeit.* Oder ausführliche Darstel-

lung des mythisch-heroischen Zeitalters der Griechen. Zugleich eine nothwendige Ergänzung zu jeder griechischen Mythologie und Geschichte. *Zwey Theile* in gross 8. Jeder Theil mit einem historischen Titelkupfer und einer Charte. Stahlstich von *Mayer* in Nürnberg. Geheftet complet $2\frac{2}{3}$ Thlr.

Wilhelmi, Ferdinand, Versuch eines methodischen Leitfadens bey dem Unterrichte in der Geschichte für Bürger- und Land-Schulen. Auch unter dem Titel: *Geschichts-Kinderfreund.* 8. ($14\frac{1}{2}$ Bogen) $\frac{1}{4}$ Thlr.

In unserem Verlage ist so eben erschienen:

Netz, F., der Denkfreund, oder erstes Lehr- und Lesebuch, enthaltend den ersten Anschauungs-Zeichnen-Schreibendlese-Sprech- und Lebens-Unterricht nach Dr. *Grasers* Elementar-Unterrichtsmethode. $7\frac{1}{2}$ Bogen, wovon 3 Bogen lithographirt, und 1 Kupfer 6 Gr.

Dessen 2r Thl. 13 Bogen 9 Gr.

Dessen Anleitung zum Gebrauch des Denkfreundes. 8 Bogen nebst 2 lihogr. Tafeln und einer Vorrede des Hn. Dr. *H. Gräfe.* 6 Gr.

Zweck des Verfassers ist, denkenden Lehrern und Müttern einen wahrhaft menschlichen Entwickelungsweg für den Elementarunterricht in naturgemässer Steigerung zu zeigen. Wer in der pädagogischen Literatur nur einigermassen bekannt ist, den wird der Name „*Graser*" schon auf die praktische Darstellung der Ideen dieses tiefdenkenden Pädagogen wissbegierig machen, noch mehr aber wird er von der gelungenen Ausführung derselben befriedigt werden.

Leipzig, im Juni 1837.

C. Hochhausen und *Fournes.*
(Allgem. niederl. Buchhandlung.)

Paroemiographi Graeci.

Ediderunt *E. L. a Leutsch* et *Fr. G. Schneidewin.*

Die von *Gaisford* in Oxford 1837 edirten *Paroemiographi Graeci* liefern das Material zu einer kritischen Bearbeitung dieser den Philologen eben so nöthigen als bis jetzt schwer zugänglichen Autoren. Da diess Material vom englischen Herausgeber aber nicht gehörig verarbeitet, der Preis auch Deutschland zu hoch ist, so hat die unterzeichnete Verlagshandlung eine neue Ausgabe unternommen.

Die Herren Dr. *v. Leutsch* und Dr. *Schneidewin* haben sich zu diesem Unternehmen vereinigt, und machen wir von dem Plane derselben unter Verweisung auf eine nächstens in den Göttinger Gelehrten Anzeigen erscheinende Anzeige des *Gaisford*'schen Werkes vorläufig Folgendes bekannt.

Zenobius u. *Diogenianus* machen die Grundlage aus; die *Codd. Bodleianus* und *Coislinianus*, die *Gaisford* besonders hat abdrucken lassen, betrachten die Herausgeber nur als Handschriften jener beiden, und geben in der jenen untergesetzten *annotatio critica* alle Abweichungen derselben; die Sprichwörter aber, welche nicht im *Zenobius* und *Diogenianus* sich finden, aber in *Codd. Bodl.* und *Coisl.*, in *Apostolius*, *Arsenius* und andern *Paroemiogr.* enthalten sind, vereinigen sie in eine *Appendix*, so dass man in dieser neuen Ausgabe alle bey Paroemiographen sich findenden Sprichwörter findet. Ausser der *Annotatio critica* wird noch eine zweyte *Annotatio* folgen, welche alle Stellen, wo ein Sprichwort bey den Paroemiographen, Lexikographen, Scholiasten sich findet, enthält, eben so wie auch Nachweisungen, wo Schriftsteller die Sprichwörter anwenden, endlich, wo es nöthig ist, auch zur Erklärung Material liefert.

Die Verlagshandlung wird, in der Hoffnung, dass dieser Plan den Beyfall der Kenner erhält, auch ihrentheils nichts verabsäumen, dem Werke die gehörige äussere Ausstattung zu geben.

Göttingen, im Mai 1837.

Vandenhök und *Ruprecht.*

Im Verlage der *K. Kollmann*'schen Buchhandlung in Augsburg ist eben erschienen, und an alle Buchhandlungen versandt worden:

Lehrbuch der Metaphysik

nebst einem Grundrisse

der Geschichte der Philosophie;

nach der Grundlage
von
Dr. *Franz Anton Nüsslein's*
Vorlese-Heften
bearbeitet von
Johann Bapt. Aymold,
Doctor der Philosophie und Professor der Physik am königlichen Lyceum in Dilingen.

Zweyte Abtheilung: Geschichte der Philosophie.
gr. 8. 1837. Preis 1 fl. 36 kr. oder 1 Thlr. preuss.
(Die *Erste* Abtheilung: *Metaphysik*, 1836. kostet 1 fl. 12 kr. oder 16 ggr.)

Mit dem Erscheinen dieser *zweyten* Abtheilung des „*Lehrbuchs der Metaphysik*" ist nun der *Schlussstein* in das *Gebäude* des *philosophischen Curses* gefügt, welches der sel. *Nüsslein* durch seine früher herausgegebenen Schriften: das „Handbuch der Kunstwissenschaft", das „Lehrbuch der allgemeinen Psychologie", die „Grundlinien

der Logik“ und die „Grundlinien der Ethik“ begann, an dessen gänzlichem Ausbaue ihn aber sein zu früh erfolgter Tod verhinderte. Herausgeber und Verleger hoffen, auf den Dank aller Schüler und Verehrer des geistreichen und trefflichen Verewigten einigen Anspruch zu haben, so wie sie den Wunsch und die Hoffnung hegen, dass dessen Schriften auf den in- und ausländischen höheren Studien-Anstalten nun noch immer grössere Verbreitung finden mögen.

Geist des heiligen Franz von Sales, Fürstbischofs von Genf. Gesammelt aus den Schriften des *Johann Peter Camus*, Bischofs von Bellay, durch *P. C.*, Doctor der Sorbonne. Aus dem Französischen übersetzt von einem katholischen Geistlichen der Augsburger Diöcese. *Erstes Bändchen. Zweyte verbesserte Auflage.* gross Duodez. 1837. (14 Bogen) Preis in Umschlag geh. 42 kr. oder 12 ggr.

(Das zweyte Bändchen 1833 (16 Bogen) kostet eben so viel.)

Galura, Bernard (Fürstbischof von Brixen), *Gebet- und Betrachtungs-Buch* für Christen, welche vor Allem das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit suchen. *Ein Auszug* aus des Verfassers *grösserem Gebetbuche.* Vierte vermehrte Auflage. 1837. Mit einem Titelkupfer. *Taschenformat.* Preis auf Druckpapier 36 kr. oder 9 ggr., auf Velinpapier in Umschlag broschirt 54 kr. oder 14 ggr.

Anerkannt zweckmässige Hülfsmittel

zur Erlernung der *deutschen, französischen, italiänischen* und *englischen* Sprache. Verlag der Buchhandlung v. *C. F. Amelang* in Berlin (Brüderstr. Nr. 11) und durch *sämmtliche Buchhandlungen* des In- und Auslandes zu haben:

Arlaud, L., Nouveau *Recueil* de Fables et de morceaux choisis des meilleurs poëtes françois, avec des remarques grammaticales etc. $\frac{1}{3}$ Thlr. — *Ise*, Dr., *Der kleine Franzos.* 5 *Aufl.* $\frac{1}{4}$ Thlr. — *Ise, Fasslicher Unterricht* in der französ. Sprache. $\frac{3}{4}$ Thlr. — *Ise, Anleitung und Materialien* zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische. $\frac{1}{3}$ Thlr. — *Ise*, Ausführl. *Rathgeber* in der französ. Sprache oder alphabetisch geordnetes *Hülfswörterbuch* zur Rechtschreibung, Aussprache, Gebrauch und Stellung der Wörter in *schwierigen* und *zweifelhaften Fällen*, nebst Erklärung der französ. *Synonymen.* $1\frac{1}{2}$ Thlr. — *Ise, Le Secrétaire français* ou l'art de la correspondance française. 1 Thlr. — *Meyer*, Dr., *Le Mercure galant.* $\frac{7}{12}$ Thlr. — *Ponge*, Manuel de la langue française à l'usage des écoles. 2 Tomes. à $\frac{1}{2}$ Thlr. cpl. 1 Thlr. — *Rollin, Dictionnaire de poche.* Français-allemand et allemand-français. *Nouvelle Edition.* $1\frac{3}{4}$ Thlr. — *Schoppe*, Mad. *Amélie, Mélanges* ou Recueil d'historiettes amusantes et instructives pour l'enfance. Traduit de l'allemand par *H. Dabin.* $\frac{3}{4}$ Thlr. — *Schoppe, A., Le miroir* ou contes moraux à l'usage de la jeunesse de 10 à 14 ans. Traduit de l'allemand par *H. Dabin.* $\frac{3}{4}$ Thlr. — *Ise*, Dr., Der *kleine Italiäner.* 2 Aufl. $\frac{5}{12}$ Thlr. — *Valentini*, Dr. u. Prof., *Italiänische Grammatik* für Deutsche. $1\frac{1}{2}$ Thlr. — *Valentini, Dizionario portatile.* Italiano-tedesco e tedesco-italiano. 2 Vols. *Zweyte rechtmässige* mit 3000 Wörtern *vermehrte Auflage.* 3 Thlr. — *Burckhardt*, Completes *Pocket-Dictionary.* Englisch-deutsch und deutsch-englisch. 2 Thle. 2 *Aufl.* $2\frac{1}{3}$ Thlr. — *Burckhardt, English Reading Lessons* oder englische Lesestücke. 1 Thlr. — *Burckhardt*, der *kleine Engländer*, oder Sammlung der im gemeinen Leben am häufigsten vorkommenden Wörter und Redensarten zum Auswendiglernen. Englisch u. deutsch. 3 *Aufl.* $\frac{1}{3}$ Thlr. — *Burckhardt, Vorschule* der engl. Sprache für Deutsche. $\frac{5}{6}$ Thlr. — *Burckhardt*, Prof., u. *Jost*, Dr., *Ausführl. Lehrbuch* der engl. Sprache. 2 *Aufl.* $1\frac{5}{6}$ Thlr. — *Jost*, Dr., Erklärendes *Wörterbuch* zu Shakspeare's plays. $1\frac{3}{4}$ Thlr. — *Schöler*, New *Grammar* of the German Tongue. 1 Thlr. — *Jost*, Dr., *Unterricht im deutschen Stil* mit sehr vielen Uebungs-Beyspielen. gr. 8. 1 Thlr. — *Heinemann*, Neuester kaufmännischer Briefsteller $1\frac{1}{3}$ Thlr. — *Meyer*, Dr., *Eros*, Neuester Briefsteller für Liebende. $\frac{7}{12}$ Thlr. — *Schoppe, A., Briefsteller für Damen*, oder fassl. Anweisung, alle Arten von Briefe zu schreiben, nebst einer deutschen Sprach- und Schreib-Lehre. 1 Thlr. — *Schoppe, A.*, Briefsteller für die Jugend gebildeter Stände. $\frac{2}{3}$ Thlr. — *Solger*, Neuester u. vollständigster Briefsteller. 2 Auflage. 1 Thlr. — *Städler*, Grammatik d. deutschen Sprache. $\frac{2}{3}$ Thlr. — *Vollbeding*, Gemeinnützlicher *Briefsteller* für das bürgerliche Geschäftsleben. 7 Aufl. $\frac{5}{6}$ Thlr. — *Vollbeding*, Kleine theoretisch-prakt. *deutsche Sprachlehre.* 2 Aufl. $\frac{1}{2}$ Thlr. — *Vollbeding*, Verdeutschungswörterbuch. 3 Auflage. $1\frac{2}{3}$ Thlr. — *Wilmsen, F. P., Lehrstoff und Lehrgang* des deutschen Sprachunterrichts in *Mädchenschulen.* $\frac{3}{4}$ Thlr.

INTELLIGENZBLATT
der
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

JUNY 1837.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Universitäten und andere öffentliche Lehranstalten.

Würzburg.

Am 25 März wurde der ordentliche Professor der höheren Mathematik an der Universität, Dr. *J. Schön*, ein hochverdienter Lehrer, unter Bezeigung allerhöchster Zufriedenheit wegen seiner physischen Gebrechlichkeit, wie es im Rescripte lautet, quiescirt, und der Dr. *Blois Meyer* aus Stadtamhof an dessen Stelle befördert. Ferner wurde der durch bibliographische Kenntnisse ausgezeichnete Unterbibliothekar Dr. *Ruland*, ein Sohn des mit dem Titel eines geheimen Rathes ebenfalls quiescirten Professors der Medicin, seiner Stelle enthoben, und dieselbe dem Lyceal-Lehramtscandidaten *Ludwig* aus Aschaffenburg, einem Schüler des Bibliothekar *Merkel*, verliehen. — Das zweyte Semester hatte bereits begonnen, als plötzlich auf Befehl der kön. Regierung des UMKreises das im Auftrage des K. *Maximilian*, unsterblichen Andenkens, verfasste und im kön. Schulbücherverlage auf Staatskosten erschienene *Lehrbuch der allgemeinen Geschichte* von *W. Fr. v. Breyer*, welches seit dem Jahre 1817 in fast allen Lehranstalten bisher eingeführt war, an allen katholischen Anstalten des Kreises abgeschafft, und dagegen das im Jahr 1835 bey Manz in Regensburg wahrscheinlich durch geistliche Hand angefertigte *Handbuch der allgemeinen Weltgeschichte für Schule und Haus*, welches, abgesehen von der jeder Compilation eigenen Dürre der Darstellung, an unzähligen, theils schiefen, theils veralteten Auswüchsen leidet, unverzüglich eingeführt werden musste, obschon, laut öffentlicher Nachrichten, so eben eine gelehrte Gesellschaft unter dem Vorsitze des Augsburger Bischofs und Reichsraths Dr. *P. Richarz*, versammelt ist, um unter höherem Einflusse gleiche Lehrbücher, nach dem Vorbilde von Oesterreich, allerwärts einzuführen.

Aschaffenburg.

Das Schlussprogramm vom vorigen Jahre schrieb der Priester *J. V. Kuhn* unter der Aufschrift: „*Die Kirche, das Organ der göttlichen Offenbarung, somit auch der wahren Erziehung.*“ 6 B. Ferner wurde der Studienlehrer *A. Abel* von der lat. Schule hier an das unter dem trefflichen *Schroll* stehende Gymnasium zu Dillingen versetzt, welche Beförderung zugleich eine Entschädigung für eine durch einen k. Appellationsrath ihm widerfahrene Verdächtigung und in deren Folge geschehene Uebergehung seyn sollte. Nachdem der Candidat der Philologie, Dr. *Hoffmann*, ein Sohn des berühmten mathematischen Schriftstellers und Lycealdirectors, diese Stelle eine kurze Zeit versehen hatte, wurde der Lehramtscandidat *Burghard* in die Classe allerhöchst befördert. Am 22 April wurde der Dr. *Löhnis* aus dem Staatsdienste entlassen, um einem Rufe an die kath. theol. Facultät in Giessen zu folgen. In dessen Stelle wurde der kürzlich von der Universität zu Würzburg zum Doctor der Theologie creirte Religionslehrer am Gymnasium, *Kuhn*, ernannt, woraus man auf das Fortbestehen der theologischen Section schliesst, obschon das Lehrpersonal sich nur Eines Candidaten zu erfreuen hat.

Eutin.

Die Gelehrtenschule zu Eutin, an welcher einst der berühmte *Voss* und *Bredow* als Lehrer rühmlichst wirkten, ist nach einer zu Michaelis 1836 ins Leben getretenen, und in einem lehrreichen Programme des jetzigen Rectors, Hn. Dr. *J. F. E. Meyer*, beschriebenen Reform mit der Bürgerschule dergestalt vereinigt worden, dass die Gesammtanstalt 10 Classen zählt, davon drey der Gelehrtenschule ausschliesslich, die vierte beiden Anstalten gemeinschaftlich angehört. Die eigentliche Bürgerschule enthält eine Oberclasse für Knaben in zwey Abtheilungen und eine dergleichen für Mädchen; ausserdem eine Elementarschule mit einer Knaben-, einer Mädchen- und

einer gemeinschaftlichen Classe. — Die Vereinigung der vierten Classe des Gymnasiums mit der Bürgerschule, welche die Rücksicht auf die Lehrmittel gebot, schien unbedenklich, da der wissenschaftliche Unterricht in der Quarta einer Gelehrtenschule kaum ein anderer seyn kann, als der der zweyten Classe einer guten Bürgerschule. Diejenigen Schüler, welche in die Gelehrtenschule übergehen wollen, werden besonders im Lateinischen für die Tertia vorgebildet. Den Unterricht im Französischen haben die Bürgerschüler mit den übrigen gemeinschaftlich, nicht mit vorherrschender Berücksichtigung eines künftigen Bedürfnisses, sondern als Bildungsmittel, damit jene sich mit den durch das Lateinische geförderten Mitschülern leichter in gleicher Bildungsfähigkeit erhalten können.

Auch bestehen seit dem 28 April 1836 sehr zweckmässige Turnübungen unter Leitung der Hnn. D. *Schmidt*, D. *Burmeister*, Dr. *Leverkus*, Oberlehrer *Schmidt* und Lehrer *Fürstenau* und *Kruse*.

Mittelst höchsten Rescriptes vom 30 Sept. 1830 wurde die in dem verflossenen Schuljahre von dem Dr. *Leverkus* provisorisch bekleidete zweyte Collaboratur an der vereinigten Schulanstalt dem Candidaten der Philologie *Ernst Hausdörfer* aus Blankenburg verliehen. Dem bisherigen Elementarlehrer an der Bürgerschule *J. G. Petersen* wurde das Prädicat eines Oberlehrers beygelegt; die bisherigen Hülfslehrer *Chr. Th. Fürstenau* und *C. Chr. Kruse* sind, Erster zum dritten, Letzter zum vierten Lehrer der Bürgerschule ernannt worden. Endlich wurde dem bisherigen Districtsschullehrer zu Wilmersdorf, *P. Fr. Kirchmann*, die neufundirte fünfte Lehrerstelle an der Bürgerschule verliehen.

Dem Hn. Regierungsrath *Hellwag* in Eutin und Hn. Pastor *Hellwag* in Neukirchen verdankt die Schule eine Büste des Dichters *Voss*, welche den Bibliotheksaal zieren wird.

Rostock.

Auch auf dem Gymnasium und der Realschule zu Rostock sind, einer lesenswerthen Schulschrift zufolge, welche Hn. Professor und Director Dr. *Gottl. Ludwig Ernst Bachmann* zum Verfasser hat, seit dem Jahre 1833 mehrere sehr zweckmässige und den gesteigerten wissenschaftlichen sowohl, als religiös - sittlichen Anfoderungen unserer Zeit angemessene Directorial - Einrichtungen ins Leben getreten. Dahin gehört 1) *die Einsetzung von Classenordinarien* oder Hauptlehrern der einzelnen Classen, zu welchen die Schüler in unmittelbarer und nächster Beziehung stehen, und mit denen sich die Erfahrungen der übrigen an derselben Classe arbeitenden Lehrer vereinigen. Von ihnen erhält dann der Director die Kenntniss des Einzelnen, um es in Gesammtresultate zu vereinigen, und auf die Classenordinarien rückwirken zu können, indem nur auf solche Weise der vielgegliederte Organismus einer Schulanstalt nach Einem Geiste und nach Einer Idee gelenkt werden kann. 2) *Das Ersatznormativ*, seit dem 8 Febr. 1833, durch welches dem auf öffentlichen Lehranstalten häufig vorkommenden Uebel der Unterbrechung des Schulunterrichtes durch ausfallende Lectionen bey Behinderung einzelner Lehrer gründlich abgeholfen wird. 3) *Die gesetzlich geregelte Controlirung der Schulversäumnisse.* 4) *Das die Stilarbeiten betreffende Regulativ.* 5) *Die monatlichen Zeugnisse der Zufriedenheit mit Sitten und Fleiss.* 6) *Die monatlichen gemeinsamen Morgenandachten* in dem freundlichen und geräumigen Schulsaale, welcher zur Aufnahme des ganzen Cötus auf das Zweckmässigste eingerichtet, und zur Leitung und Belebung des Gesanges mit einer Orgel versehen ist.

Im Sommersemester 1836 betrug die Gesammtzahl der Schüler in beiden Anstalten 230, von denen, was das Gymnasium betrifft, 14 in Prima, 27 in Secunda, 24 in Tertia und 27 in Quarta sassen. Einer ging auf die Universität ab.

Im Wintersemester $18\frac{36}{37}$ hatte die Gesammtschule 228 Schüler; unter denen 18 Gymnasiasten Prima, 24 Secunda, 20 Tertia, 28 Quarta besuchten. — Ostern 1837 wurden 7 auf die Universität entlassen.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Ankündigungen neuer Bücher.

jedem scholastischen Wortschwall durch eine einfache Analyse für jenes grosse Bedürfniss eine neue Bahn zu brechen, und Vorarbeiten für einen künftigen Weltcodex oder ein Gesetzbuch für alles menschliche Zusammenseyn zu liefern.

Um jedoch den Zweck einer gleichen ausdauernden Aufmerksamkeit bey Rechtsgelehrten und Philosophen leichter zu erreichen, hielt derselbe für zweckmäsig, durch vergleichende Blicke auf die Gegenwart und ihre Mängel, auf zum Theil illustre Rechtsfälle und Wirren des Augenblicks, so wie auf neue literarische Erscheinungen und ihre Gefahren das Interesse zu fesseln.

Bey *Georg Joachim Göschen* in Leipzig ist erschienen, und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Das Leben in seiner Blüthe.
Oder
Sittlichkeit, Christenthum und Erziehung
in ihrer Einheit.
Von
Prof. Dr. *F. H. C. Schwarz*,
grosherzoglich badischem geheimen Kirchenrathe
u. s. w. u. s. w.

gr. 8. Preis 2½ Thlr. 3 fl. 45 kr. C. M. 4½ fl. rh.

Bey *G. Wuttig* in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schott, H. A., über die Authenticität des kanonischen Evangeliums nach Matthäus benannt. Aus und nach dessen hinterlassenen Papieren herausgegeben von D. J. T. L. *Danz.* gr. 8. 12 gr.

Leipzig, im May 1837.

In unserem Verlage erscheint:

Beyträge zur Geschichte der Universität Göttingen in dem Zeitraume, von 1820—1838, mit Kupfern vom Hn. Universitätsrath Dr. *Oesterley.*

Diess Werk bildet die Fortsetzung der Gelehrten-Geschichte der Georg-August-Universität, welche vom geh. Justizrath *Pütter* in unserem Verlage herausgegeben und vom Professor *Saalfeld* bis 1820 fortgesetzt ist. Das Ganze umfasst die Geschichte der Universität von ihrer Stiftung bis zu ihrer hundertjährigen Jubelfeier, deren Beschreibung dem Werke beygefügt werden wird.

Da der Verfasser die möglichste Vollständigkeit wünscht, so bittet er diejenigen Herren, welche hier gelehrt haben, und an welche er sich nicht bereits direct gewandt hat, um bald gefällige Nachrichten über ihre Lebensverhältnisse und ihre Schriften unter der Adresse der unterzeichneten Buchhandlung durch Buchhändler-Gelegenheit.

Göttingen, im Mai 1837.

Vandenhök und *Ruprecht.*

Bey *C. G. Kunze* in Mainz erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

Lange, Dr. *G.*, über die kyklischen Dichter und den sogenannten epischen Kyklus der Griechen. gr. 8. geh. 10 ggr.

Die
Mörderin M. A. Birnbaum
aus Nürnberg,
hingerichtet in München am 12 Nov. 1836.
Actenmäſsige Darstellung
ihrer verübten unmenschlichen Grausamkeiten.

Ein höchst merkwürdiger Beytrag zur Geschichte der Ausartung des menschlichen Herzens.

München bey Fleischmann. gr. 8. 1837.
Preis 8 gr. oder 30 kr.

Der Leser wird zurückschaudern bey der unmenschlichen, aber planmäsig und beharrlich durchgeführten Misshandlungen, durch welche die Birnbaum ganzer 15 Jahre hindurch der braven Tochter eines Beamten den langsamen Tod bereitete. Dieser in seiner Art einzige Criminalfall wird in ganz Deutschland die höchste Aufmerksamkeit rege machen.

Bey *H. L. Brönner* in Frankfurt a. M. sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Lord Byron's works,
complete in one vol. The 3 *edit. considerably augmented.*
Mit 1 Kupf. 51 Bog. Imper. 8. cart.
Preis 8 fl. 45 kr. oder 5 Thlr.

Es sind weder Kosten noch Mühe gescheut worden, um diese 3te Frankfurter Ausgabe der Werke *Byron's* in Einem Bande, des Dichters würdig und seinen immer zahlreicher werdenden Verehrern und Lesern erfreulich, ins Publicum zu bringen. Alles, was seit dem Erscheinen der 2ten Auflage aus seinem Nachlasse bekannt wurde, ist nun hinzugekommen und an den passenden Orten eingefügt. Durch zweckmäsigste Anord-

nung, ein etwas grösseres Format, vorzüglich schönen Druck und Papier, wurde, neben durchgängiger Correctheit, bey dieser neuen Auflage die möglichste typographische Eleganz erreicht.

II. Antikritik.

Erklärung.

Auf die Recension des dritten Bandes meines *Grundrisses der Chemie* (die analyt. Chemie und Stöchiometrie enthaltend) in der Jenaischen allg. Lit. Zeitung No. 238 (Dec. 1836) wurde ich erst kürzlich aufmerksam gemacht. Männer vom Fache haben zwar den Vogel sogleich aus seinen Federn erkannt, und die intriguanten Absichten seiner Recension durchschauet; allein, da es unter den Lesern der Literaturzeitung Manche geben mag, welche das Gekrächze jenes Kauzes missverstanden haben könnten, so halte ich eine öffentliche Vertheidigung meiner Ehre für Pflicht. Es ist daher bereits Anstalt getroffen, die unverschämt lügenhaften Behauptungen der genannten Recension durch gerichtlich gültige Zeugen und Beweise öffentlich zu widerlegen, und ich hoffe, das gelehrte Publicum wird sich überzeugen, dass mein Recensent, welcher sich der Chiffre H. R. zu bedienen beliebt hat, nur Verachtung verdiene. Darauf wollte ich diejenigen verehrlichen Leser, welche sich für mein Buch und meine Ehre interessiren, vorläufig aufmerksam machen.

München, den 11 Mai 1837.

Dr. *A. Buchner*,
ordentl. Prof. d. Medic.

Erwiederung des Recensenten auf obige Erklärung.

Recensent ist sich bewusst, die analytische Chemie des Hn. Prof. *Buchner* nur nach ihrem Inhalte und wahrem Werthe redlich und leidenschaftlos beurtheilt zu haben, und es ist ihm nie in den Sinn gekommen, die Persönlichkeit des Verfassers auch nur von ferne zu berühren.

Rec. hegt die feste Ueberzeugung, dass jeder unparteyisch denkende Chemiker vom Fache, wenn er das Werk mit der Recension vergleicht, dieselbe gerecht finden und ihr beystimmen muss, indem das Werk doch nichts Anderes ist, als eine mit auffallender Selbstüberschätzung und Kurzsichtigkeit unternommene, aber sehr verunglückte Compilation aus *Berzelius* und *Rose*.

Was die gemeinen Ausfälle und die rohe Sprache in der obigen Erklärung betrifft, so war Rec. bey der bekannten Eigenthümlichkeit des Verfassers gleich darauf gefasst, und muss sich nur verwundern, dass nicht schon früher ein dergleichen Ausdruck der verletzten Eigenliebe erschien — ein Beweis, dass der Verfasser die Literatur seines Faches nicht sehr fleissig verfolgt, sonst würde er nicht vom December v. J. bis jetzt mit seiner Erklärung gewartet haben.

Rec. hält es übrigens unter seiner Würde, auf dergleichen niedrige Schmähungen etwas zu erwiedern, und ist vollkommen vorbereitet und gerüstet, die angekündigten gerichtlich gültigen Zeugen und Beweise, welche zur Unterstützung dieser verlorenen Sache beygebracht werden sollen, zu prüfen, nach Gebühr zurecht zu weisen, oder nach Umständen, stillschweigend zu verachten —

INTELLIGENZBLATT
der
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

JUNY 1837.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

Der grofsherzogl. fächf. Gefchäftsträger in Paris, Hr. *Weiland*, ift von dem Könige der Franzofen zum Officier der Ehrenlegion ernannt worden.

Hr. Stadtrichter *Carl Wilhelm Schenck* in Jena, durch feine unlängft erfchienene Schrift: *Die Lehre von dem Retentionsrechte nach gemeinen Rechten*, rühmlich bekannt, hat von des Grofsherzogs zu S. Weimar-Eifenach k. H. den Charakter als *Juftizrath* erhalten.

Hr. *Vatout*, Bibliothekar des Königs der Franzofen, ift zum Staatsrath und Director der öffentlichen Denkmäler bey dem Minifterium des Inneren ernannt worden.

Dem als Schriftfteller bekannten Hn. *E. Stanley* ift das hochkirchliche Bisthum Norwich verliehen worden.

Hr. Generallieutenant *Rühle von Lilienftern* in Berlin ift zum Director der dafigen allgemeinen Kriegsfchule ernannt worden.

Die königl. Akademie der Medicin zu Paris hat für das Jahr 1835 die Hnn. DD *Renauldin* zum Präfidenten, *Moreau* zum Vicepräfidenten, *Roche* zum Secretär erwählt.

Die Akademie der moralifchen und politifchen Wiffenfchaften im Inftitute von Frankreich hat an die Stelle des verftorbenen *Comte* den bekannten Gelehrten Hn. *F. A. Mignet* zu ihrem Secretär *perpétuel* erwählt.

Der bisherige kaif. ruffifche Gefchäftsträger zu London, Baron *von Maltitz* ift zum kaif. Gefandten am kön. niederländifchen Hofe im Haag ernannt worden.

An die Stelle des auf fein Anfuchen entlaffenen Staatsrathes *Charmoy* ift zum Profeffor an dem mit dem auswärtigen Departement verbundenen *Inftitut oriental* zu Petersburg Hr. *Demaifon* ernannt worden.

Der zum Director des neubegründeten evangelifchen Prediger-Seminarium zu Friedberg im Grofsherzogthume Heffen berufene ordentliche Profeffor der Theologie zu Giefsen, Hr. Dr. *Cröfsmann*, ift zugleich zum Stadtpfarrer dafelbft, ferner der Stadtpfarrer *Fertfch* dafelbft, unter Belaffung diefer Stelle, zum zweyten Profeffor der Theologie, und der bisherige Pfarrer zu Wallerftädten zum dritten Profeffor der Theologie an gedachtem Seminar ernannt worden.

Der bekannte bergwiffenfchaftliche und geognoftifche Schriftfteller Dr. *de Bonnard* ift von der kön. Akademie der Wiffenfchaften in Paris zum freyen Akademiker ernannt worden.

Der bisherige aggregirte Profeffor an der Akademie zu Montpellier, Hr. Dr. *Bojer*, ift zum Profeffor der Anatomie an der Univerfität Strafsburg ernannt worden.

Hr. Candidat *F. C. Schreckenberger* aus Wintz bey Zeitz, ift zum Schreib- und Zeichen-Lehrer am Gymnafium zu Wittenberg proviforifch ernannt worden, und hat mit dem 22 Mai d. J. fein Amt angetreten.

II. Nekrolog.

Am 15 Jul. 1836 zu Stuttgart *Conr. Weitbrecht*, Profeffor an der Gewerbs- und Kunft-Schule und Bildhauer dafelbft, Verfaffer der gefchätzten Ornamenten-Zeichnungs-Schule, 41 J. alt.

Mitte November 1836 zu Rom Dr. *Domenico Morichini*, Profeffor der Chemie dafelbft und Infpector des chemifchen Laboratoriums bey der *Camera apoftolica*, Verf. einiger kleiner Schriften über Chemie und gerichtliche Medicin, geboren 1773.

Am 9 Febr. 1837 ft. zu Grünberg in Schlefien *Chr. Fr. Meurer*, erfter Prediger dafelbft, als homiletifcher Schriftfteller rühmlich bekannt.

Am 21 Febr. zu Breslau *Carl Gottl. Thiemann*, Lector der italiänifchen Sprache an dafigen Univerfität und Lehrer an der königl. Wilhelmsfchule, geb. 1789.

Im Februar zu Dresden der Privatgelehrte M. *Friedr. Heinr. Ludw. Leopold*, früher bey der Univerfitätsbibliothek in Wittenberg angeftellt, geb. zu Magdeburg 1771.

Am 19 März zu Stuttgart M. *Cp. Ad. Dann*, Stadtpfarrer daselbst, Vf. vieler meist kleiner asketischer Schriften, als Prediger wie als Mensch gleich achtbar, 79 J. alt.

Am 4 April zu Dresden *Christn. Ern. Stölzel*, Kupferstecher und Lehrer an der dasigen Kunstakademie, durch einige sehr gelungene Stiche bekannt, geb. 1790.

Am 5 April zu Lucca die gefeierte Improvisatrice *Theresa Bandettini*.

Am 12 April zu Dresden *Joh. Heinr. Gottl. Heusinger*, ehemals Privatdocent in Jena, dann Professor am Cadettenhause in Dresden, als Verf. mehrerer pädagogischer, historischer und mathematischer Schriften bekannt, geb. zu Römhild, den 1 Aug. 1767.

Am 13 April zu Padua der musikalische Schriftsteller Ritter *Andreas von Majer*, 72 J. alt.

Am 14 April in Marosch Wascharheli *Martin Liedemann*, Pastor in Klausenburg, Verfasser der Briefe über Freyheit des menschlichen Willens und der Agnes, die seltene Dulderin. Neustadt a. d. O. b. Wagner.

Am 20 April zu Hamburg der als Hydrauliker bekannte Schriftsteller *Reinhard Woltmann*.

An demselben Tage zu Paris *Honoré Benjamin Taillandier*, Advocat am königl. Gerichtshofe, als Gelehrter und Sachwalter sehr geachtet.

Am 21 April zu Mannheim der grossherzogl. bad. Canzler *Carl Ignat. Wedekind*, als publicistischer Schriftsteller bekannt, geb. zu Heidelberg 1766.

An demselben Tage zu Prenzlau der praktische Arzt Dr. *Ewald Schmidt*.

Am 22 April zu Mainz der grossherzoglich hess. Oberstudienrath und Director des dasigen Gymnasium, *Reiter*.

Am 27 April zu Paris Dr. *Nicol. Deyeux*, Administrator der Hospitäler zu Paris, Professor emer. der Pharmacie in der medicinischen Facultät, als pharmaceutischer Schriftsteller sehr bekannt, 93 J. alt.

An demselben Tage zu Windsheim in Franken M. *Friedr. Wilh. Hagen*, Decan und Pfarrer daselbst, als pädagogischer und pomologischer Schriftsteller bekannt, 70 J. alt.

Am 28 April zu Dresden der praktische Arzt Dr. *Cp. Jul. Reichardt*, und am 5 Mai ebendas. der praktische Arzt Dr. *Franz Francke*, Beide auch als Schriftsteller bekannt.

Am 6 Mai zu Kiel der Senior der Universität und theol. Facultät daselbst, Kirchenrath Dr. *Eckermann*, 83 Jahre alt. Ihm verdankt unsere A. L. Z. in früheren Jahren viele gelehrte Beyträge.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

Vollständiges
deutsch-italiänisches und *italiänisch-deutsches*
Taschenwörterbuch.

Zusammengetragen
aus den vorzüglichsten und neuesten über beide Sprachen bisher erschienenen Wörterbüchern, und vermehrt mit einer grossen Anzahl von Wörtern aus allen Fächern der Künste und Wissenschaften
vom Dr. *F. Valentini*, aus Rom,
königl. preussischem Professor der italiänischen Sprache und Literatur.

Zweyte rechtmässige Ausgabe, vom Verf. *durchgesehen, verbessert* und mit etwa 3000 Wörtern *vermehrt.* kl. 8. *Zwey Theile.* I Theil, italiänisch-deutsch. II Theil, deutsch-italiänisch. Zusammen 69 Bogen mit neuen Perlschriften, jede Seite in 3 Spalten gedruckt. Engl. Velinpapier. Sauber geheftet complet 3 Thlr.

Wenn schon die erste Auflage dieses Taschenwörterbuchs, dem in Hinsicht seiner Reichhaltigkeit und Correctheit, so wie der sach- und sprachkundigen Bearbeitung überhaupt, kein anderes ähnliches Werk gleich kommen dürfte, in ganz Deutschland nicht allein, sondern selbst auch in Italien allgemeine Anerkennung und die günstigste Aufnahme fand, so ist mit Recht zu erwarten, dass die nöthig gewordene *zweyte Auflage* desselben, da sie von dem um die italiänische Literatur so verdienten Herrn Verfasser sorgfältig revidirt und *bedeutend vermehrt* worden ist, sich eines gleichen Beyfalls, und zwar noch um so mehr erfreuen wird, da sich diese *neue Auflage* vor der früheren durch *Schärfe* und *Reinheit des Drucks*, so wie durch *schönes Papier* gar sehr auszeichnet, mithin dieses Wörterbuch als ein schätzbares Hülfsmittel zum Studium der italiänischen Sprache nicht genug empfohlen werden kann.

In der Allgem. Niederländischen Buchhandlung bey *Hochhausen* und *Fournes* zu Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Zur
Physik, Chemie und Mineralogie,
von
Dr. *Gustav Suckow*,
ausserordentl. Professor der Philosophie an der Universität zu Jena.
Erstes und zweytes Heft
(Preis 1 Thlr.)

Die in diesen Heften vom Hrn. Verf. gegebenen neuen Nachweisungen betreffen: 1) Das chemisch verschiedene Verhalten quantitativ verschieden zusammengesetzter Stoffverbindungen gegen des Sonnenlicht; 2) Reflexionen über den verschiedenen optischen Charakter der südlichen und nördlichen Urgebirgsgesteine; 3) die Charakteristik des künstlichen Feldspathes von der Kupferhütte zu Sangerhausen; 4) die Krystallform der Kupferblüthe; 5) Combinationen des Schwefels; 6) einige Zweifel gegen die Selbstständigkeit der sogenannten organischen Chemie; 7) Vorschlag zu Aufbewahrungsgefässen chemischer Präparate; 8) Andeutungen zu einem Systeme der Experimentalphysik; 9) Ergänzungsfarbenphänomene; 10) die farbigen Schatten; 11) die Intensität der chemischen Wirksamkeit des Morgensonnenlichtes; 12) Vorschläge zur Vereinfachung der Dampfmaschinen vom hohen Drucke; 13) Begriff und Eintheilung der Salze; 14) die chemische Zusammensetzung des krummschaligen Schwerspathes; 15) das Holzzinn; 16) den Dioptas (aus der kirgisischen Steppe); 17) den Uwarowit (von Bissersk); und 18) das Tellursilber (aus der Grube Sawodinski in Sibirien).

Im Verlage von *Fr. Hentze*, Buchhändler in Breslau erschien so eben:

K. Hälsig's
Wandkarte der östlichen und westlichen Halbkugel der Erde.

Für Schullehrerseminarien, Gymnasien und Volksschulen. Zweyte, vom Seminarlehrer *J. C. F. Scholz, verbesserte* Auflage.

Jede in 12 color. Royal-Blatt. à 2 Thlr.
Beide zusammen 4 Thlr.

Bei *August Schmid* in Jena ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Dietrich, Dr. *D.*, *Flora universalis*, in colorirten Abbildungen. Ein Kupferwerk zu den Schriften *Linnées*, *De Candolles*, *Sprengels* u. A. gr. Fol. II Abtheil. 55stes u. 62stes Heft. Jedes Heft enthält 10 illum. Kupfer, und kostet $2\frac{1}{3}$ Thlr.

Von diesem schönen Kupferwerke sind bis jetzt 103 Hefte erschienen, welche ungefähr 8000 Pflanzenabbildungen enthalten. Der Preis sämtlicher 103 Hefte ist 240 Thlr. Um aber den Ankauf dieses Werkes zu erleichtern, wird bis Ende October ein wohlfeiler Preis Statt finden.

Wer sich daher unmittelbar an die Verlagshandlung wendet und 50 Hefte zusammen nimmt, erhält dieselben für 90 Thlr. Pr. Curr. Wer 100 Hefte nimmt, erhält dieselben für 150 Thlr. Pr. Curr.

Nach Ablauf dieser Zeit tritt der Ladenpreis wieder ein.

In der Unterzeichneten ist so eben erschienen:

Lehrbuch der Geburtshülfe zum Unterrichte für Hebammen, mit einer lithograph. Tafel, von Dr. *Johann Christian Stark*, Ritter mehrerer Orden, Geheimen Hofrathe, ordentlichem Professor der Chirurgie und Entbindungskunst zu Jena, erstem Leibarzt, erstem Director der Landesheilanstalten, Physicus der Universität u. s. w. gr. 8. Preis 1 Thlr. 12 gr.

Der hochgeehrte Herr Verfasser hat in diesem Buche die Resultate sechsundzwanzigjähriger reicher Erfahrung niedergelegt; der rühmlichst bekannte Name desselben überhebt uns jeder weiteren Empfehlung.

Jena, im Juni 1837.

Bran'sche Buchhandlung.

Im Verlage von *Fr. Hentze*, Buchhändler in Breslau, erschien so eben:

Wandcharte von Europa.

Für Schullehrerseminarien, Gymnasien, Volksschulen und Privatanstalten eingerichtet vom Seminarlehrer *J. C. F. Scholz*.

12 color. Royal-Blatt. Preis 2 Thlr.

Literarische Anzeige.

Bey uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Gemmerli, G. A., Encyklopädie der Bibelkunde. Handbuch für forschende Freunde der heiligen Schrift. Nach des Verfassers Tode fortgesetzt und herausgegeben von *M. E. W. Löhe*, Stadtpfarrer zu Hohenstein u. s. w. gr. 8. 29 ¼ Bogen. Preis 1 Thlr.

Schulze, Dr. A. M., Lehrbuch bey Judenbekehrungen, zugleich ein Hülfsmittel zur Unterscheidung des alten und neuen Testamentes. gr. 8. 13 ½ Bogen. Preis 1 Thlr.

Leipzig, im Juni 1837.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Bey mir ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Theoretisch-praktische Grammatik

der englischen Sprache für Lehrer und Lernende.

Von

Conrad Lüdger, ehemaligem Privatlehrer mehrerer lebender Sprachen in London, Bremen, Hamburg und Leipzig.

Vierte, durchaus umgearbeitete und verbesserte Ausgabe

von *Johann Sporschil*.

gr. 8. 20 ⅓ Bogen Patent-Velinpapier.

Preis 1 Thlr. 1 fl. 30 kr. C. M. 1 fl. 48 kr. rhein.

Die beste Empfehlung für diese Grammatik dürfte wohl seyn, dass solche sogleich bey dem Erscheinen dieser 4ten Ausgabe in der *Leipziger Handelsschule als Lehrbuch eingeführt wurde*, und ich enthalte mich daher jeder weiteren Anpreisung, da sich nach genommener Einsicht deren Brauchbarkeit als vorzüglich bewähren wird.

Georg Joachim Göschen in Leipzig.

In der *v. Rohden*'schen Buchhandlung in Lübeck sind so eben erschienen:

Neun Bücher Phönizischer Geschichte des Sanchuniathon.

Nach der griechischen Uebersetzung des *Philo von Byblus* ins Deutsche übertragen.

Mit einer Vorrede. Geh. 10 Gr.

Ein Werk, welches schon vor seinem Erscheinen die gelehrte Welt in die grösste Bewegung setzte, und ohne Zweifel noch geraume Zeit nach seinem wirklichen Auftreten die lebhaftesten Erörterungen hervorrufen wird. Die Uebersetzung ist einfach und correct, und sucht so treu als möglich den Eindruck, den das Original auf den griechischen Leser macht, wiederzugeben.

II. Vermischte Anzeigen.

Erwiderung auf die Recension des 2ten Heftes meiner Beyträge zur christlichen Dogmatik und neutestamentlichen Exegese in Gersdorf's Repertorium XII Band 2s Heft S. 38.

Wenn der Verfasser der vorerwähnten Recension in ihr nicht nur eine äusserst elende, matte, und wahrhaft erbarmungswürdige Beurtheilung geliefert hat, sondern sich auch obendrein noch hier und da die grösste Unverschämtheit ausspricht, wie z. B. bey Erwähnung meiner Erklärung der Stelle Matth. 9, v. 13: so können wir ihn nur im höchsten Grade bemitleiden. Diess möge er als unsere Entgegnung hinnehmen.

Dr. *Mohr*.

INTELLIGENZBLATT
der
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

JUNY 1837.

LITERARISCHE NACHRICHTEN.

I. Beförderungen und Ehrenbezeigungen.

Se. K. H. der Grofsherzog von S. Weimar-Eifenach hat dem herzogl. fachf.-altenburgfchen wirklichen Geh. Rathe und erften Staatsminifter, auch Kammerpräfidenten, Hn. Edlen *von Braun*, das Grofskreuz des grofsherzogl. fächf. Hausordens vom weifsen Falken verliehen.

Der König von Preuffen hat den Geh. Hofrath und Erzieher des Prinzen *Waldemar* von Preuffen, Hn. *Wilh. Hengftenberg*, in den Adelftand erhoben.

Der berühmte Orientalift *Sylvefter de Sacy* ift von Sr. Maj. dem Könige der Franzofen zum Grofsofficier der Ehrenlegion ernannt worden.

Der Bifchof zu Carlftadt in Schweden, Hr. Dr. *C. A. Agardh*, früher Profeffor der Botanik an der Univerfität zu Lund, ift zum königl. Ordensbifchof und zum Commandeur des Nordfternordens ernannt worden.

Der königl. franzöf. Oberft Hr. *Bory de St. Vincent*, als Schriftfteller durch die *Voyage de la commiffion scientifique de Morée* u. a. Werke bekannt, hat von Sr. M. dem Könige von Schweden den Nordfternorden erhalten.

Der Bataillonschef Hr. Vicomte *de Courtivron*, Vf. einer gefchätzten Schrift: *sur la natation appliquée à l'art de la guerre*, hat das Officierkreuz der Ehrenlegion erhalten.

Dem grofsherzogl. bad. Oberforftrathe Hrn. *Gatterer* zu Heidelberg wurde bey Gelegenheit feines 50jährigen Lehrerjubiläums das Ritterkreuz des Zähringer-Löwenordens ertheilt.

Die königl. Akademie der Wiffenfchaften in Turin hat Hrn. Prof. *Heinr. Leo* in Halle zu ihrem correfpondirenden Mitgliede in der hiftorifch-philologifchen Claffe ernannt.

II. Nekrolog.

Am 28 Dec. 1836 ftarb zu Birmingham der als medicinifcher Schriftfteller bekannte praktifche Arzt Dr. *John Johnftone*, 68 J. alt.

Am 19 Febr. 1837 zu Southampton der als gelehrter Theolog und Philolog rühmlichft bekannte Dr. theol. *Thomas Burgefs*, Lordbifchof von Salisbury, Kanzler des königl. Hofenbandordens u. f. w., geb. am 19 Nov. 1756.

Am 27 Febr. zu Dublin *Edward King*, *Viscount Kingsborough*, als Gelehrter und Alterthumsforfcher durch das grofse und verdienftvolle Werk: „*The antiquities of Mexico*" (Lond. 1831. 6 Vol. gr. fol.) rühmlichft bekannt. Er hatte bey einer fehr bedeutenden Summe für feinen Vater fich verbürgt, und ftarb, da er zur beftimmten Zeit nicht zahlen konnte, im Schuldgefängniffe, 42 J. alt.

Am 9 März zu Torquay in Devonshire der Dr. theol. *Henry Beeke*, Dechant zu Briftol u. f. w., ein fehr vielfeitig gebildeter Gelehrter und als Verf. mehrerer kleinerer mathematifcher, finanzwiffenfchaftlicher, politifcher und antiquarifcher Schriften bekannt, geb. d. 6 Jan. 1751.

Am 7 April zu London der Buchhändler *William Eufebius Andrews*, als Herausgeber des *orthodox Journal* u. anderer katholifcher Schriften bekannt.

Am 11 April zu Paris *Charles Murat*, Prof. in der medicinifchen Facultät.

Am 29 April zu Berlin der königl. preuff. Kammergerichtsrath *Carl Wünfch*, durch feine Arbeiten bey der Revifion der Gefetze fehr verdient; auch Verf. einer Ueberfetzung des Sophokleifchen Philoktet (Berlin 1830), geb. 1793.

Anfang Mai zu Paffy der ehemal. Profeffor an der polytechnifchen Schule, *Alex. Mangot*, im 104 Lebensj.

Am 7 Mai zu Paris *Felix Bodin*, Deputirter des Départ. de Maine et Loire, Mitglied der Redaction vieler Journale, und fonft als publiciftifcher und äfthetifcher Schriftfteller bekannt, geb. 1795.

Am 10 Mai zu Zürich der befonders durch feine Ausgabe des Corn. Nepos und des Aefchines bekannte Philolog, Altkanonikus und Prof. *Joh. Heinr. Bremi*, geb. dafelbft 1772.

An demf. Tage zu Colditz in Sachfen Dr. *Chrift. Aug. Fürchtegott Hayner*, Director und Arzt der Landesverforgungsanftalt dafelbft, geb. 1775.

Am 24 Mai in Gotha der geheime Conferenzrath und Oberconfiftorialdirector *von Hoff*, rühmlichft bekannt durch feine fchriftftellerifchen Arbeiten, namentlich im Fache der Geologie und Staatskunft, 66 J. alt. In dem erften Fache hat er zu unferer A. L. Z. einige Beyträge geliefert.

In der Nacht vom 24 zum 25 Mai zu München *Jofeph* Ritter *von Muffinan* auf Zellerreit, königl. baier. wirkl. geh. Rath, Abgeordneter der zweyten Kammer der Stände des Reichs, Mitglied der Akademie der Wiffenfchaften u. f. w., 71 J. alt.

Am 26 Mai in Carlsruhe der grofsherzogl. badifche Hofmufikdirector *Johann Brandl*, geb. 1760 zu Klofter Rohr in Baiern.

Am 7 Juni in Dresden der Freyherr *Gotthilf Auguft von Maltitz*, als dramatifcher, lyrifcher und fatirifcher Schriftfteller wohl bekannt.

Am 12 Juni zu Jena der Buchhändler *Friedrich Frommann*, 71 J. alt.

LITERARISCHE ANZEIGEN.

I. Ankündigungen neuer Bücher.

In dem Verlage der Buchhandlung von *C. F. Amelang* in Berlin erfchien und ift in allen Buchhandlungen des In- und Auslandes zu haben:

NOUVEAU DICTIONNAIRE DE POCHE FRANÇAIS-ALLEMAND ET ALLEMAND-FRANÇAIS.

Neues
franzöfifch-deutfches und *deutfch-franzöfifches*
Tafchenwörterbuch.

Verfafst nach den beften und neueften über beide Sprachen erfchienenen Wörterbüchern von *J. F. E. Rollin.*

Neuefte Ausgabe, enthaltend alle gebräuchlichen Wörter mit ihren Ableitungen und Zufammenfetzungen, ihrem Gefchlechte und ihren verfchiedenen Bedeutungen im eigentlichen Sinne fowohl, als im bildlichen; die wefentlichften Eigenheiten und Sprüchwörter der franzöfifchen und der deutfchen Sprache; die bey den Wiffenfchaften, den Künften, dem Handel und den Handwerken üblichften eigenen Ausdrücke; ein Verzeichnifs der merkwürdigften Länder, Infeln, Völker, Städte, Flüffe, Berge u. f. w.; und endlich die unregelmäfsigen Zeitwörter in tabellarifcher Form. *Zwey Theile* 1fter Theil: Franzöfifch-deutfch. 2ter Theil: Deutfch-franzöfifch. kl. 8. Jede Seite in 3 Spalten, mit neuen Perlfchriften gedruckt. Sauber geheftet $1\frac{3}{4}$ Thlr.

Reichhaltigkeit, Correctheit, Raum erfparender, aber deutlicher Druck mit Perlfchriften, fchönes Papier und wohlfeiler Preis liefsen auch diefes franzöfifch-deutfche Tafchenwörterbuch, trotz der grofsen Concurrenz, die erfreulichfte Aufnahme finden!

Kleinere Wörterbücher zum Schul- und Privat-Gebrauch:

Burckhardt (Prof), *Der kleine Engländer.* III Auflage. $\frac{1}{3}$ Thlr. — *Ife*, Dr., *Der kleine Franzos.* V Auflage. $\frac{1}{4}$ Thlr. — *Ife*, Dr., *Der kleine Italiäner.* II Auflage. $\frac{5}{12}$ Thlr.

Elegante und höchft wohlfeile

Tafchenausgaben.

(Das Bändchen zu 18 Pfennigen!)

Der Unterzeichnete hat fämtliche Vorräthe der bey den Gebr. *Schumann* erfchienenen *Tafchenausgaben* an fich gekauft, und offerirt diefelben dem gebildeten Publicum zu nachftehend bemerkten

beyfpiellos niedrigen Preifen.

1) In deutfcher Sprache:
(Das Bändchen zu 18 Pfennige!)

Alfieri's Trauerfpiele; 8 Theile. 12 Gr.
Lord Byron's Werke; 26 Theile. 1 Thlr. 15 gr.
Calderon's Schaufpiele; 12 Theile. 18 Gr.
Cervantes Werke; 16 Theile. 1 Thlr.
Walter Scott's fämtliche Romane; 112 Theile. 7 Thlr.
— — poetifche Werke; 20 Theile. 1 Thlr. 6 Gr.
— — Leben Napoleons; 21 Theile. 1 Thlr. 8 Gr.
— — Gefchichte von Schottland; 7 Theile. $10\frac{1}{2}$ Gr.
— — Romandichter; 3 Theile. $4\frac{1}{2}$ Gr.
Voltaire's Werke; 7 Theile. $10\frac{1}{2}$ Gr.
Chaucer, 2 Theile. 3 Gr. — *Delille*, 2 Thle. 3 Gr. — *Guarini*, 2 Thle. 3 Gr. — *Irving*, 4 Thle. 6 Gr. — *Moliere*, 2 Thle. 3 Gr. — *Moore*, 2 Thle. 3 Gr. — *Yoriks* Reife, 1 Thl. $1\frac{1}{2}$ Gr. — *Shakfpeare*, 3 Thle. $4\frac{1}{2}$ Gr. — *Taffo*, 3 Thle. $4\frac{1}{2}$ Gr. — *Thomfon*, 2 Thle. 3 Gr. — *Virgil*, 4 Thle. 6 Gr.

2) In fremden Sprachen:
(Das Bändchen zu 3 Groschen!)

Lord Byrons Works. 32 Vol. 4 Thlr.
Cooper's Works. 33 Vol. 4 Thlr. 3 Gr.
Irving's Works. 3 Vol. 9 Gr.
Moore's Works. 6 Vol. 18 Gr.
Walter Scott's Works. 152 Vol. 19 Thlr.
Southey's Works. 2 Vol. 6 Gr.

Petrarca, 2 Vol. 6 Gr. — *Guarini*, 2 Vol. 6 Gr. — *Alfieri*, 2 Vol. 6 Gr. — *Tasso*, 1 Vol. 3 Gr. — *Parini*, 1 Vol. 3 Gr. — *Delille*, 1 Vol. 3 Gr. — *Voltaire*, 3 Vol. 9 Gr. — *Marot*, 2 Vol. 6 Gr. — *Molière*, 2 Vol. 6 Gr. — *Calderon*, 4 Vol. 12 Gr.

Diese sämtlichen Taschenausgaben sind ganz gleichförmig auf das schönste Velinpapier höchst sauber und correct gedruckt, und jedes Bändchen ist im Durchschnitt wenigstens 200 Seiten stark.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen darauf an, und haben *ausführliche* Anzeigen vorräthig.

Zwickau, den 1 Juni 1837.

J. G. Lindemann.

So eben ist erschienen:

Pfeilschmidt, E. H., *Abriss der alten Geschichte, nach den drey Hauptvölkern des Alterthums, den Juden, Griechen und Römern, als Grundlage beym Unterrichte der Schüler in den mittleren und bei den Privatrepetitionen der Schüler in den oberen Classen gelehrter Schulen bearbeitet.* gr. 8. 11 Bogen. Preis 16 Gr.

Leipzig, im Juni 1837.

C. H. Reclam.

II. Antikritik.

Erklärung.

In No. 43 und 44 dieser Blätter (März 1837) hat es einem *D. v. P.* unterzeichneten Recensenten gefallen, den ersten Theil meiner Schrift: *über den Versuch der Verbrechen*, Götting. 1836, einer tadelnden Beurtheilung zu unterwerfen. Bey Ansicht derselben war ich keinen Augenblick darüber im Zweifel, dass nur der Herr Dr. *Friedrich* Freyherr *von Preuschen* der Verfasser seyn könne. Ueber den Tadel eines solchen Gegners darf ich mich aber um so leichter beruhigen, als jeder Sachverständige, ohne dass es einer weiteren Ausführung bedarf, den Werth jener Recension zu beurtheilen wissen wird, und als Herr von *Preuschen* durch einen neuen, gegen mich gerichteten Ausfall in der Vorrede zu seinen jüngst erschienenen Beyträgen zur Lehre vom strafbaren Betruge und der Fälschung, sich selbst auf eine solche Weise bloss gestellt, dass Jedermann leicht ermessen kann, aus welchem Grunde ich von meinem Recensenten, wenn er überhaupt als competenter Richter in Betracht käme, kein unparteyisches Urtheil erwarten durfte. Vergl. *Gött. gelehrte Anzeigen*, Jahrg. 1836. St. 42. 43. — Jedenfalls muss ich aber als Berichtigung für diese Blätter bemerken, dass, wenn mein Recensent fälschlich berichtet, ich nähme die Möglichkeit eines Versuches der Beyhülfe und Begünstigung an, im §. 38—41 meiner Schrift gerade das Gegentheil ausgeführt wird.

Göttingen, 1837.

Professor Dr. *Zachariä.*

Antwort
auf die Erklärung des Herrn Professors Zachariä.

Die Erklärung des Herrn Professors *Zachariä* hat mich keineswegs befremdet, da es in der Natur der Menschen und hauptsächlich gerade der von beschränkten Geisteskräften liegt, dass sie die eigenen Arbeiten stets für etwas Ausgezeichnetes halten, und daher geneigt sind, den wohlbegründetesten Tadel für unverdient zu halten. Fühlt ein solcher sich dann zu schwach, die Gründe zu widerlegen, so sucht er den Urtheilenden als parteyisch hinzustellen. Herr *Zachariä* glaubt einen Grund darin zu finden, weil er eine von mir vor 2 Jahren erschienene Schrift nachtheilig beurtheilt hat. Da aber das vom Herrn *Zachariä* beurtheilte Werk von den geachtesten Gelehrten gut aufgenommen wurde, die Recension des Herrn *Zachariä* so durchaus unmotivirt war, dass sie nur dazu geeignet seyn konnte, ihn selbst zu prostituiren; und da die Göttinger Anzeigen wegen Aufnahme von dergleichen Arbeiten wenig verbreitet und fast nirgends mehr gelesen werden, so kann sich Jeder überzeugen, dass Herr *Zachariä* und seine Recension zu unbedeutend war, um bey mir eine feindselige Gesinnung gegen ihn zu veranlassen. Wesswegen ich in meiner Vorrede zu meinen Beyträgen zur Lehre vom strafbaren Betrug und der Fälschung erklärte, dass ich solche Recensionen künftig nicht berücksichtigen, dagegen ausdrücklich erklärte, dass ich gegentheilige Ansichten, sofern sie mit Gründen unterstützt wären, stets gern hören würde. Die Behauptung des Herrn *Zachariä*, dass ich mich hiedurch bloss gestellt, ist daher eben so unmotivirt, als seine frühere Recension. Der ausgesprochene Zweifel gegen meine Unparteylichkeit machte daher dem Herrn *Zachariä* um so weniger Ehre, als ich stets nur mit Gründen seine verkehrten Ansichten widerlegt habe.

Dafs in dem Satze S. 250: „Ferner nimmt der Verfaffer die Möglichkeit eines Verfuchs" u. f. w. durch einen Druckfehler oder Fehler des Abfchreibers „*nichts*" ausgelaffen ift, hätte fich Herr *Zachariä* um fo mehr denken können, als ich hieraus keinen Tadel gegen ihn hergeleitet habe.

Der Rec.

Verzeichnifs der Buchhandlungen, aus deren Verlage im April-, Mai- und Juni-Hefte der J. A. L. Z. und in den Ergänzungsblättern von No. 23—48 Schriften recenfirt worden find.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numern des Stückes, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt. Der Beyfatz EB. die Ergänzungsblätter.)

Allgem. niederl. Buchhandlung in Leipzig 70.
Andreafche Buchhdl. in Frankfurt a. M. 119. 120.
Anhuth in Danzig 96.
Appun in Bunzlau 95. EB. 26. 30.
Arnold in Dresden u. Leipzig EB. 43.
Bachem in Cöln EB. 44.
Bade in Berlin EB. 34.
Barecke in Eifenach 85.
Beckfche Univerfitäts-Buchhdl. in Wien 66.
Beck u. Fränkel in Stuttgart EB. 37.
Brockhaus in Leipzig 94. 114. EB. 27. 30. 38.
Brodhag in Stuttg. 77. 100. EB. 36. 39.
Bühler in Magdeburg EB. 23.
Calve in Prag EB. 40.
Centralbücherverlag in München EB. 33.
Char in Cleve 78. 111.
Cherbulier in Paris u. Genf 115.
Chriftl. Verein furs nördl. Deutfchland in Berlin 101.
Cotta in Stuttgart 106.
Creutz in Magdeburg 86.
Creutzbauer in Carlsruhe u. Leipzig EB. 40.
Didot in Paris 73. EB. 41.
Dietrichs in Amfterdam 99.
Dörffling in Leipzig EB. 48.
Drefch in Bamberg EB. 24.
Dunker u. Humblot in Berlin 75. EB. 43.
Eichler in Berlin 66. 89.
Eifenach in Leipzig EB. 38.
Elwert in Marburg 68.
Engelmann in Heidelberg, Frankfurt u. Leipzig EB. 40.
Enslinfche Buchhdl. in Berlin EB. 31.
Erzbifchöfl. Druckerey in Prag EB. 33. (2)
Expedition der allgem. Monatsfchrift in Achen EB. 37.
Fabricius in Magdeburg EB. 37.
Fleckeifen in Helmftädt 96.
Fleifchmann in München 118.
Flemming in Glogau EB. 32. 45.
Frank im Haag 84.
Franz in München 102. EB. 28.
Friedländer in Berlin EB. 37.
Friedländer in Breslau 76. EB. 34.
Frommann in Jena EB. 30.
Gerold in Wien 68. EB. 34.
Glükher in Conftanz EB. 48.
Gödfche in Meiffen 114. 116. EB. 32. 34. (2) 44.
Göfchen in Leipzig 90.
Grimmerfche Buchhdl. in Dresden 92. (2)
Groos in Carlsruhe EB. 27.
Groos in Heidelberg EB. 29.
Güntz in Leipzig EB. 32.
Hage in Berlin 89.
Hahnfche Buchhdl. in Hannover 67. 92. 101. (2)
Hammerich in Altona 77. 78. EB. 75.
Heinrichshofen in Magdeburg 96.
Helwing in Hannover EB. 31.
Hendefs in Cöslin 68.
Hermannfche Buchhdl. in Frankfurt a. M. EB. 27.
Herold u. Wahlftab in Lüneburg 114.
Heyer in Darmftadt 67.
Heymann in Berlin u. Leipzig EB. 38.
Heymann in Liffa u. Glogau 62.
Hinrichs in Leipzig EB. 33.
Hinftorffche Buchh. in Parchim 106.
Hoff in Mannheim 79.
Hof- und Staats-Buchdruckerey in Wien EB. 28.
Hoffmann u. Campe in Hamburg 65.
Hoffmann in Frankfurt a. O. 96.
Hoffmann in Stuttgart 71.
Hurter in Schaffhaufen EB. 42.
Jonghans in Darmftadt 84.
Kefſelring in Hildburghaufen EB. 46.
Kollmann in Augsburg EB. 33.
Krieger in Marburg u. Caffel 87. 96.
Kronberger u. Weber in Prag EB. 33.
Kunze in Mainz 69.
Kummer in Leipzig 80.
Kupferberg in Mainz 62.
Leon in Klagenfurt 96. (2)
Luckhardfche Hofbuchhdl. in Caffel 103.
Mayer in Aachen u. Leipzig 63.
Meifsner in Hamburg EB. 25.
Meifsner in Leipzig 71.
Metzlerfche Buchh. in Stuttg. 80. 95.
Meyer fen. in Braunfchweig EB. 34.
Meyer in Lemgo 116 (2)
Mohr in Heidelberg 64.
Naffe in Soeft 96.
Nauck in Berlin EB. 35.
Neubourg in Breslau 72.
Neumann-Hartmann in Elbing EB. 42.
Nicolai in Stettin EB. 24.
Nohl in Schwelm 112.
Opitz u. Frege in Güftrow 76. 77. EB. 26. 33.
Ofiander in Tübingen EB. 39.
Ofterwald in Rinteln 62.
Palm u. Enke in Erlangen EB. 27.
Peeters in Leipzig 95.
Pergay in Afchaffenburg 74.
Perthes in Hamburg 61. EB. 43.
Rathsbuchdruckerey in Wismar 97.
Reichard in Güns EB. 28.
Reichenbach in Leipzig 104. 113. EB. 46.
Renard u. Dubyen in Cöln 84.
Riblerfche Hofbuchh. in Hechingen EB. 23.
Ricker in Giefsen EB. 29.
Riegel u. Wiefsner in Nurnberg EB. 40. (2)
Rieger u. Comp. in Stuttgart und Leipzig 68.
Rohrmann u. Schweigerd in Wien 77.
Sauerländer in Aarau 96. EB. 23.
Sauerländer in Frankfurt a. M. 76. 77. 78. EB. 26.
Scheible in Leipzig u. Stuttg. EB. 34.
Schellenberg in Wiesbaden EB. 46.
Schmidt u. Coffelfche Buchhandl. in Wismar u. Leipzig 79.
Schüppel in Berlin 105.
Schulze in Oldenburg 106.
Schumann in Leipzig 120.
Schweighäuferfche Buchhdl. in Bafel 87.
Schwetfchke in Halle 81. 119.
Seidel in Sulzbach 82.
Sollinger in Wien EB. 33.
Struck in Stralfund 96.
Thieme in Hagen 112.
Thomann in Landshut 95.
Vandenhoek u. Ruprecht in Göttingen 83. 112. EB. 29.
Veit in Berlin 83.
Velhagen in Bielefeld EB. 48.
Velten in Carlsruhe 77.
Vieweg in Braunfchweig 111. EB. 47. 48.
Voigt in Weimar 97.
Voffifche Buchhdl. in Berlin EB. 31.
Wächtershäufer in Offenbach 80.
Wallishaufer in Wien 66.
Waltherfche Buchh. in Dresden 91.
Wartmann u. Scheitlin in St. Gallen 67.
Weber in Bonn 113.
Weigel in Leipzig 107.
Wiegand in Leipzig EB. 26. 32.
Wirth in Mainz 117.
Wuttig in Leipzig 98. 112.
Zeh in Nürnberg EB. 38. (2)
Zimmermanns Erben in Parchim 72.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1837.

THEOLOGIE.

Passau, b. Winkler: *Grundrifs der Liturgik der chriſtkatholiſchen Religion*, von *Fr. Xav. Schmid.* 1836. X u. 760 S. gr. 8.

Dieſer Grundriſs iſt, wie der Vf. ſelbſt in der Vorrede bemerkt, nur ein Auszug aus ſeinem gröſseren Werke über Liturgik, welchen er in der Abſicht verfaſste, Candidaten der Theologie und jüngeren Prieſtern ein um einen mäſsigen Preis anſchaffbares Compendium in die Hand zu geben. Und in dieſer Hinſicht entſpricht derſelbe auch ſeinem Zwecke vollkommen: denn wenn auch die Alles zergliedernde Schreibart des Vfs. ſchon anderwärts nicht ohne Grund Tadel gefunden hat, ſo thut dieſs doch dem Ganzen keinen weſentlichen Eintrag, da man bey einem Grundriſſe mehr auf Inhalt, als Darſtellung zu ſehen hat. Hinſichtlich des Inhaltes aber verdient die Ueberſichtlichkeit und Vollſtändigkeit deſſelben alles Lob. Nach einer ausführlichen Einleitung nämlich ordnet der Vf. die Liturgie der chriſtkatholiſchen Kirche nach *vier* Haupttheilen: 1) Liturgik der Sacramente; 2) der Benedictionen; 3) der Gebetsformularien, und 4) der heiligen Zeiten, Oerter, Sachen, Gänge und Geſellſchaften. In den Unterabtheilungen wird gewöhnlich zuerſt der Begriff des liturgiſchen Objectes erklärt, und einige geſchichtliche Notizen beygebracht, dann wird die Feier deſſelben im Allgemeinen, ſowie im Beſonderen geſchildert, in welcher letzten Hinſicht von den Nebenceremonieen, von der Materie und Form, von dem Subjecte, dem Miniſter, dem Ort und der Zeit, der Zahl, der Sprache, den Geräthen u. ſ. w. ausführlicher gehandelt wird. Der Katholik wird nicht leicht etwas irgend Wichtiges und allgemeiner Eingeführtes vermiſſen, und auch dem Nicht-Katholiken, dem die gröſseren liturgiſchen Werke der katholiſchen Kirche nicht zugänglich oder verſtändlich ſind, wird dieſes Werk einen befriedigenden Aufſchluſs über das ſo umfaſſende Ceremonieenweſen des Cultus dieſer Kirche und deſſen Zweck und Bedeutung gewähren; es wird ihn mit innigem Danke gegen die Reformatoren des ſechszehnten Jahrhunderts, mit Liebe und Achtung gegen die Kirchengemeinſchaft, welcher er angehört, erfüllen, wenn er näher kennen lernt, von welchem drückenden Joche äuſserer Werkheiligkeit uns die Stifter unſerer Kirche befreyet haben. Zwar iſt hier nicht der Ort, zu polemiſiren; allein unwillkürlich drängt ſich dem treuen Anhänger der evangeliſchen Kirche bey dem Durchleſen dieſes Werkes der Gedanke auf, ob wohl Chriſtus und ſeine Apoſtel, indem ſie Verehrung Gottes im Geiſt und in der Wahrheit, indem ſie den in der Liebe thätigen Glauben verlangten, an die Einführung eines ſolchen ſklaviſchen Cultus denken konnten. Der Vf. ſcheint dieſs ſelbſt gefühlt zu haben, indem er uns in der Einleitung die Angemeſſenheit eines ſolchen Cultus zu zeigen bemühet iſt.

Dieſe Einleitung nämlich enthält *acht* Paragraphe, und handelt zuerſt von der Nothwendigkeit, Nutzen und Pflicht, die Religion zu äuſsern. Und ſchon aus dieſem Abſchnitte wird klar, daſs und warum der Vf. die Aeuſserung der Religion, oder das religiöſe Leben, mit der Aeuſserung derſelben als kirchlichem Cultus abſichtlich verwechſelt. So wahr es iſt, daſs ohne kirchlichen Cultus Religion und Religioſität unter der groſsen Menſchheit nicht beſtehen können, eben ſo wahr bleibt es, daſs die wahre chriſtliche Religioſität allein wahrhaft an den aus dem Glauben hervorgehenden guten oder gottwohlgefälligen Werken, alſo nicht zunächſt an der bloſsen Theilnahme am kirchlichen Cultus, ſich offenbare und erkannt werden ſolle. Der äuſsere Cultus hat daher durch die Einrichtung und Verwaltung der kirchlichen Liturgie vor Allem darauf hinzuwirken, daſs die Chriſtgläubigen des inneren Cultus, alſo der Verehrung Gottes im Geiſt und in der Wahrheit durch ein chriſtlich frommes und tugendhaftes Leben, immer eingedenk bleiben. Je einfacher nun die Lehren und Grundſätze einer Religion ſind, deſto einfacher muſs auch die Liturgie ſeyn; denn beide entſprechen ſich genau. Wird dagegen die Zahl der Symbole, Ceremonieen, Sacramente und aller liturgiſchen Handlungen, die Zahl der Feſttage, Proceſſionen, Benedictionen, Gebete u. ſ. w. überhäuft, ſo iſt die nächſte und ſchädlichſte Folge Aberglaube und Werkheiligkeit, zumal wenn Alles, was zur Erhaltung eines frommen und tugendhaften Lebens durch den äuſseren Cultus geſchehen ſoll, und was nur dann ſeine wahre Wirkung auf das Gemüth des Menſchen haben kann, wenn dieſer aus innerem Bedürfniſſe, aus freyer Ueberzeugung daran Antheil nimmt, bis in die kleinlichſten Ceremonieen durch ſtrenge Vorſchriften geordnet, und die Theilnahme daran durch Geſetze erzwungen wer-

den ſoll. Wir geben dem Verf. vollkommen Recht (S. 2 fg.), wenn er die Nothwendigkeit des äuſseren oder kirchlichen Cultus (von ihm nur ganz falſch „äuſsere Religion“ genannt) aus der Natur des Menſchen, aus der Lehre des Chriſtenthums und der Geſchichte aller Religionsparteyen zu erweiſen ſucht. Nur hätte er, da er ſich ausdrücklich auf die Lehre des Chriſtenthums beruft, ſchon im Voraus bedenken ſollen, daſs die von ihm ſogenannte äuſsere Religion durchaus der inneren entſprechen müſſe, wenn ſie im Geiſte des Chriſtenthums ihrem Endzwecke genügen ſoll. Daſs Chriſtus einen äuſseren Cultus ſtiften wollte, hätte man nie bezweifeln ſollen; aber eben ſo gewiſs iſt es, daſs er allen Aberglauben, alle Werkheiligkeit, allen äuſseren Opfer- und Prieſter-Dienſt verwarf. Dieſe unleugbare Wahrheit ſetzt den katholiſchen Liturgiker in nicht geringe Verlegenheit; er muſs ſich hier abermals durch die Autorität der Kirche zu helfen ſuchen. So z. B., wenn der Vf. S. 3 ſagt: „So ſehr Chriſtus für Anbetung Gottes im Geiſte und in der Wahrheit eiferte, ſo würde man ihn doch völlig miſsverſtehen, wenn man ſich auf ihn, als einen Gegner der äuſseren Religion, berufen würde. Abgeſehen von der Einſetzung der ſieben heiligen Sacramente, der Unterweiſung, das Vaterunſer zu beten, den Beyſpielen, die er uns als Menſch hinterlieſs (Matth. 19, 13) u. ſ. w., iſt die beſtändige Praxis der Kirche ein auch den mindeſten Zweifel unterdrückender Beweis, daſs er eine in die Sinne fallende Darſtellung ſeiner Religion wollte“. Schon nach dieſen Worten ſollte man glauben, Chriſtus ſelbſt habe die ſieben Sacramente eingeſetzt; er habe, wie dieſs ſpäter entſchieden behauptet wird (S. 6. 9 u. a.), der Kirche, d. h. dem Papſte und ſeinen Biſchöfen, das Recht übertragen, die Liturgie anzuordnen, weil er ſie zu Regenten der Gemeinden eingeſetzt habe. Und dieſs iſt der Grundirrthum der Liturgie der chriſtkatholiſchen Kirche, den freylich der einzelne katholiſche Prieſter oder Laie nicht zu vertreten hat; darin liegt auch die Urſache, daſs alle Verſuche, weſentliche und höchſt nothwendige Verbeſſerungen in der Liturgie (wir nennen beyſpielsweiſe nur die von manchen aufgeklärten Katholiken aus den triſtigſten Gründen vorgeſchlagene oder bereits unternommene Einführung der Mutterſprache) vorzunehmen, ſcheitern muſsten. Daher die Aengſtlichkeit, womit ſolche Vorſchläge gemacht werden; die abgeſchmackten Gründe, welche das Fortbeſtehen des einmal herkömmlichen, auf die Autorität der Kirche gegründeten Rituals rechtfertigen ſollen. Auch unſer Vf. konnte ſich dieſer Aengſtlichkeit nicht entſchlagen. S. 88 bis 103 handelt er z. B. von der Sprache der Sacramente im Allgemeinen. Bekannt iſt, daſs und aus welchen Gründen ſchon ſeit Jahrhunderten die durchgängige Einführung der Mutterſprache im römiſch-katholiſchen Cultus verlangt worden. Nichts iſt billiger, nichts vernünftiger, als dieſe Foderung. Aber warum gehen die oberſten Hierarchen nie darauf ein? Warum werden alle Scheingründe aufgeboten, um dieſes Verfahren zu rechtfertigen? Der wahre Grund liegt nur darin, weil die Kirche durch weſentliche Aenderungen oder Verbeſſerungen ſich widerſprechen, alſo das Anſehen ihrer Vorſteher untergraben würde. Anſtatt dieſs offen herauszuſagen, werden die ſeltſamſten Gründe für die Beybehaltung der lateiniſchen Sprache hervorgeſuch[t]. Hr. *Schmid* z. B. theilt uns folgende mit: die Ki[rche] finde die Feier der Sacramente in der Landesſp[rache] nicht unumgänglich nothwendig, und zwar u. A. [des]halb, weil es ſich bey dieſer Feier nicht zunächſt [um] Belehrung, ſondern um Erbauung und Stärkung [im] Guten handle, es auch übertrieben ſey, daſs der La[ie] ununterbrochen auf das Wort des Prieſters merke[n] ſolle. Sodann feiere die Kirche die Sacramente um ſo lieber in der bisherigen Sprache, als dieſe ein nicht verſchmähenswerthes Mittel zur leichteren Erhaltung der kirchlichen Einheit ſey, und die Kirche wohl wiſſe, daſs das Radicalmittel, um der Religioſität aufzuhelfen, nicht in der Einführung der Landesſprache beſtehe. Endlich ſtreite die lateiniſche Kirchenſprache nicht mit dem Ausſpruche Pauli 1 Kor. 14; ſie werde vielmehr durch denſelben gutgeheiſsen. Darauf werden nach *Sailer* die Gründe erwähnt, welche für die entgegengeſetzte Anſicht angeführt werden, und S. 111 ganz ſchüchtern der Schluſs gezogen: vergleiche man die beiderſeitigen Gründe, ſo erhelle, daſs die Einführung der Landesſprache zwar *in einiger Hinſicht* wünſchenswerth ſey, jedoch nur in ſo weit vorgenommen werden ſollte, als die Vortheile der Kirchenſprache nicht verloren gingen; denn wirklich ſpräche die Sorge für die Erhaltung der Einheit, ferner Antiquität, Autorität und Unveränderlichkeit für die theilweiſe Beybehaltung der letzten. Man ſiehet an dieſem Beyſpiele recht deutlich, wie ſelbſt in Hinſicht der Liturgie die chriſtkatholiſche Kirche einer Stabilität auch da huldiget, wo ſchon der geſunde Menſchenverſtand hinreicht, um die Nothwendigkeit einer Verbeſſerung zu erkennen.

Wenn jedoch in dieſen und ähnlichen Theilen der Liturgie ſeiner Kirche der Vf. etwanigen Verbeſſerungsvorſchlägen Aufmerkſamkeit ſchenkt, auch mitunter ſelbſt dergleichen den Kirchenoberen recht dringend zur Beachtung empfiehlt, ſo muſs es um ſo mehr auffallen, daſs er in anderer Hinſicht ganz im Geiſte des Curialſyſtems entſcheidet. Im *ſiebenten* Abſchnitte wird die Liturgik des Sacramentes der Ehe ausführlich und im Uebrigen völlig befriedigend abgehandelt, und natürlich auch der Erfoderniſſe und Hinderniſſe eines Ehebündniſſes gedacht. Hier wird es (S. 488) als Wunſch der Kirche ausgeſprochen, daſs ſich kein Gläubiger mit einem Akatholiken vereheliche; eine Menge Gründe werden angeführt, um die Nothwendigkeit dieſes Wunſches zu erweiſen. Sind denn etwa die Akatholiken geradezu Ungläubige? Hinſichtlich der Erziehung der Kinder aus gemiſchter Ehe aber wird ohne Weiteres behauptet, der Katholik ſey durch ſein Gewiſſen ſchwer verpflichtet, dafür zu ſorgen, daſs die Kinder ohne Ausnahme in der katholiſchen Religion erzogen werden; ja ein Ehecontrahent, der bey der Eheabſchlieſsung ſich verbindlich mache, die allenfallſigen Kinder ent-

der alle oder zum Theil akatholiſch erziehen zu ſen, begehe eine ſchwere Sünde, und ſey als ſchwe- Sünder wo möglich vom Empfange des Sacrantes der Ehe abzuhalten. Unter den Gründen, che für dieſe intolerante, in die bürgerlichen Vertniſſe ſtörend eingreifende Maſsregel aufgezählt rden, ſteht obenan der löbliche Satz: „Die katho- che Kirche iſt die Säule und Grundfeſte der Wahreit; ſie hat *allein* alle Anſtalten und Mittel, den Menſchen zur Seligkeit zu führen; jede von ihr getrennte religiöſe Geſellſchaft iſt *Secte*, Defectivanſtalt, und entbehrt als ſolche mehr oder weniger der Mittel, ſelig zu werden.“ Conſequent iſt dieſe Behauptung allerdings; allein es ſollte endlich einmal durchgeſetzt werden, was durch die heiligſten Staatsverträge längſt geſetzlich beſtimmt iſt, daſs kein katholiſcher Schriftſteller auf deutſchem Boden die proteſtantiſche Kirche eine Secte nennen dürfte: denn gerade dieſe ſchmähſüchtige Intoleranz erweckt den für das öffentliche und Privat-Leben der Unterthanen verderblichſten Religionshaſs. Allein das iſt dem Curialſyſteme gleichgültig; ja es ſcheuet ſich nicht, die heilſamſten Staatsgeſetze anzutaſten, welche ihm nicht gelegen ſind. Sagt doch Hr. *Schmid* S. 491 bey Widerlegung der Gründe, die man jenem Grundgeſetze entgegengeſtellt hat, ganz offen, es ſey nicht Sache des Staates, ſondern Gewiſſensſache, ob die Eltern ihre Kinder in dieſer oder jener Religion erziehen laſſen; menge ſich der Staat hinein, ſey es auch nur in ſo weit, daſs er den Vertrag der Gatten als bindende Norm für den Geiſtlichen erkenne, ſo übe er Religionsdruck aus, und dann gelte der Ausſpruch: *obedire oportet Deo magis quam hominibus.* Zu bedauern iſt nur, daſs in den meiſten europäiſchen Staaten der katholiſche Klerus nicht mehr den Staatsgeſetzen die nöthige Gewalt entgegenſetzen kann, um jenen, hier ganz falſch angewendeten Ausſpruch des Petrus mit gehörigem Nachdrucke zu befolgen.

L. L.

Leipzig, b. Volkmar: *Commentarius in Vetus Teſtamentum*, ſcripſit *F. J. V. D. Maurer.* 1836. Faſc. II. 193—384 S. 8.

Indem wir die Fortſetzung des bereits 1833 No. 182 unſerer A. L. Z. beſprochenen Werkes anzeigen, müſſen wir vor Allem bemerken, daſs der Vf. ſelbſt die Mangelhaftigkeit des Unternehmens, wie es in dem erſten Hefte ſich darſtellte, eingeſehen hat, und daher ſich bewogen fand, nach Beendigung der hiſtoriſchen Bücher, die er flüchtigen Fuſses durcheilt, länger und mit mehr Kritik bey den Propheten zu verweilen. Das Letzte kann man nur billigen, während gewiſs jeder Kenner es mit dem Rec. bedauert, auf den wenigen Seiten von 193—250 das 2 Buch Sam. von Kap. XIX an, die beiden Bücher der Kön. bis S. 231, und nun gar die beiden Bücher der Chron. bis 244; Eſra mit 2, Nehem. mit 3, Eſther mit kaum 1 Seite abgefertigt zu ſehen. Der übrige Raum dieſes Heftes iſt dem Jeſaia bis Ende Kap. XXXIX gewidmet. Im Allgemeinen iſt der Ton und die Art der Arbeit nicht ſonderlich verändert; doch glaubt Rec. in dieſem Hefte gröſseren Fleiſs, obwohl dabey etwas zu groſse Kampfluſt gegen bisherige Leiſtungen wahrzunehmen. — Eine ernſtliche Rüge verdient jedoch der Vf., daſs er ſehr viele, ſowohl kritiſch, als exegetiſch ſchwierige, der Erläuterung bedürftige Stellen, ja ganze Abſchnitte, mit Stillſchweigen übergeht. Rec. führt beyſpielsweiſe nur Folgendes an: 2 Sam. XIX, 8 u. 9. 20. 21. 43. 44. Kap. XXI, 2 (das אל) 4. 5. Kap. XXIV. — 1 Kön. XI, 18. 20. 27. 31. 39. Jeſ. II, 9. 12. III, 6. 8.

Hieran ſchlieſst Rec. noch einige Bemerkungen:

2 Sam. XIX, V. 32 will Hr. *M.* mit *Geſenius* das *Chethib* אֶת בַּיַּרְדֵּן in Schutz nehmen, das iſt aber durchaus unhebräiſch, was man auch ſagen möge. Gerade daſs man, wie Hr. *M.* meint, griechiſch ſagen könnte, *τὸ ἐν τῷ Ἰορδάνῃ* (was Rec. in dieſem Falle nicht zugeben möchte), würde beweiſen, daſs die LXX ſchon die vorgezogene Lesart nicht kannten, weil ſie eben nicht ſo überſetzen. — Kap. XX, 6 muſste bey והציל bemerkt werden, daſs die LXX mit *σκιάσει* ſehr wahrſcheinlich den Stamm צלל im Auge hatten. — Kap. XXI, 6. Das בחיר macht Schwierigkeit, die Conjectur בְּהָבָר iſt noch ſchlechter. Die maſor. Lesart läſst ſich vertheidigen, wenn man annimmt, die Anhöhe habe geheiſsen: גבעת שאול בחיר י״י; will man aber eine Conjectur machen, ſo läge בְּהַר näher, und lieſse ſich aus V. 9 rechtfertigen.

1 Reg. 18 iſt das zweyte ועתה höchſt wahrſcheinlich, wie Jedermann leicht wahrnimmt, ein Schreibfehler für ואתה. Die Einwendung des Vfs., daſs man es auch ſo *überſetzen* könne, gehört mindeſtens nicht ins Bereich der Kritik. — Kap. XX, 34. חצות *ni fallor, paſcua ſunt.* Dieſs muſste mit Belegen nachgewieſen werden; denn dieſe Bedeutung findet ſich ſonſt nirgend.

Im 2ten B. d. Kön. herrſcht, wie natürlich, derſelbe Geiſt. Kap. 1 erklärt der Vf. nur zwey Dinge, während doch mehrere grammatiſche Abweichungen wohl zu berückſichtigen waren, z. B. 10 ויענה, 13 שלישים *pl.*, und nachher חמשים ohne Artikel; 15 אותו. Eben ſo iſt Kap. 2, V. 9 Ende. 22 וירפו, 23 ויתקלסו, 24 שתים u. A. übergangen, während V. 14 אף־הוא *ille ipſe* ſtatt *etiam ille*, und אבי, אבי V. 12 unnöthiger Weiſe mit: *h. e. magiſter fideliſſime* commentirt wird.

Kap. 3 iſt unerklärt oder unbemerkt geblieben V. 4 נקד; 11 יצק; 13 אַל; 23 החרב, לשלל; 24 חרשת. Kap. 4, V. 2 אסוך; V. 7 Ende; 17 כעת חיה; 39 ירעו, גפן, פלח, ארת.

Mit gröſserer Ausführlichkeit wird, wie Rec. ſchon im Eingange bemerkte, Jeſaia behandelt. Der Vf. hat, da faſt ſchon alle Kunſt am Jeſaias erſchöpft worden, mindeſtens das Verdienſt, gut geſammelt, und manche treffende Nachweiſungen gegeben zu haben. Rec. will indeſs, der Ordnung der erſten Kapp. folgend, noch einige Bemerkungen beyfügen. Das Ganze durchzugehen, überſchreitet den Umfang einer Recenſion.

Kap. I, V. 7 iſt זרים immer noch ſchwierig, und *ſubverſio, qualem quis exſpectat ab hoſtibus peregrinis*, iſt durchaus nicht befriedigend, denn es iſt ja

eben von feindlichem Einfalle die Rede, alſo paſst das Vergleichen nicht. Rec. möchte immer noch der Erklärung, welche זרים für *Waſſerfluthen* nimmt, den Vorzug geben, wenn nicht die Tradition dawider wäre. Andererſeits iſt nicht zu überſehen, daſs die LXX ושממה als Verbum überſetzen. — Das כעיר, als Nachſatz zu nehmen, wie der Vf. möchte, iſt wohl zu gewagt. Wenn man übrigens weiſs, daſs עיר öfters eine *ganz kleine Burg* bezeichnet, ſo iſt das Gleichniſs ganz richtig, und es bedarf keiner ſchwierigen Verſuche. V. 18 hat ſchon manche Schwierigkeit gemacht. Der Vf. nimmt נוכחה in dem Sinne: *cauſam noſtram decernamus*, und die folgenden Worte ſo: *ſi peccata veſtra vel graviſſima fuerint, tamen eorum abſolutam condonationem impetrabitis, ſc. ea lege, ut mores veſtros emendetis.* Rec. kann ſich mit dieſer Erklärung nicht befreunden, ſo wenig, wie mit der Anſicht, ילבינו und יהיו als Frage anzuſehen. Der Sinn der Stelle iſt nach hergebrachter Interpretation ganz klar: „Laſst uns mit einander rechten, ſpricht Gott! (d. h. rechtfertigt euch, wenn ihr könnt!) Wenn euere Sünden noch ſo roth ſind, machet ſie weiſs"! (d. h. das geht ja nicht!) Allein, fährt der Prophet fort, euch widerfährt von ſelbſt Euer Recht u. ſ. w. — V. 20. חרב für מחרב zu nehmen, und zu behaupten, es ſey aus Verſehen des Abſchreibers מ ausgefallen, iſt nicht zu rechtfertigen. Die LXX haben die klare Ueberſetzung, und חרב iſt eine Art *Accuſativus abſolutus*, wie häufig.

Kap. II, V. 2—4 hält der Vf. mit *Roſenmüller* für ein älteres Stück, das dem Propheten als Text diene. Dieſs hat um ſo mehr Wahrſcheinlichkeit, als dieſs Umwandeln der Waffen in Ackergeräth, auſser der Parallelſtelle in Micha, auch ſonſt ſchon zu den herrſchenden Vorſtellungen gehört zu haben ſcheint, da Joel ſich derſelben Worte zum umgekehrten Bilde bedient (IV, 10).

Kap. III, 1 entkräftet der Vf. zwar nicht die Bedenklichkeiten *Geſenius's* wegen כל משען u. ſ. w., aber er ſchützt die Redensart ſehr gut durch Lev. 26, 26. — הכרת nimmt der Vf. für *Partey-Geiſt*, dem Sprachgebrauche angemeſſener, als die gewöhnliche Erklärung: *äuſseres Anſehen.* — V. 10 hat groſse Schwierigkeit. Vielleicht könnte man erklären: „*Sprechet, es ſey ganz recht, und gut, daſs ſie.*" Uebrigens iſt die völlig abweichende Ueberſetzung der LXX hier wohl der Berückſichtigung werth, und der Vf. hätte ſie nicht übergehen ſollen, indem offenbar derſelben ein anderer Text zum Grunde liegt.

Kap. V, 13. מבלי דעת hält der Vf. für eine Angabe des Grundes: *propter inſcitiam*, weil Hoſ. IV, 6 etwas Aehnliches zu ſagen ſcheint. Doch giebt er auch die Erklärung: *inopinato*, nach XLVII, 11 u. a. St. Dennoch möchte Rec. glauben, es heiſse hier: *im Zuſtande der Bewuſstloſigkeit, im Rauſche;* ähnlich auch Hoſea, nur daſs dort ſogleich mit דעת eine neue Anwendung gemacht wird.

Kap. VI und VII ſind mit vielem Fleiſse gearbeitet; und man möchte nichts auszuſetzen finden, wenn man nicht abſichtlich Ausſtellungen ſucht. Was indeſs die Stelle VII, 8 betrifft, ſo geht doch der Vf. gar zu eilig darüber hinweg, wenn er das Orakel von 65 Jahren als ein Fragment aus einem *älteren* Orakel hält, in dem er ſagt: *haec verba ab aliena manu e aliquo antiquiore oraculo huc translata videntur* nämlich weil die Zeit nicht richtig iſt, und weil der Schluſs des V. 9 demſelben widerſpricht. Rec. hält beide für eingeſchoben, nicht aber durch Abſicht, ſondern durch eine zufällige Confuſion in den älteſten Handſchriften; und ſchwerlich dürfte ſich ein ſicherer Sinn aus dieſer corrupten Stelle ermitteln laſſen. Daſs hier etwas Verwirrung herrſche, zeigt auch das ויוסף u. ſ. w.

Um von des Vfs. Verfahren in Exegeſe und Kritik einen beſtimmten Begriff zu geben, wollen wir hier zum Schluſſe ſeine Erklärung der erſten Hälfte des Kap. VII im Auszuge mittheilen: Die Veranlaſſung dieſes Vortrags iſt der Feldzug 2 Kön. 16, 5, welcher vermuthlich bereits im Anfange der Regierung Achas Statt fand. V. 1. יכל *ſing.* auf *Rezin;* übrigens hält der Vf. dieſe Stelle für eingeſchoben. (Rec. iſt derſelben Anſicht.) — 2. נחה „mit Heeresmacht ſich feſtſetzen"; wegen *fem.* ſ. 1 Sam. 17, 21 und wegen על, 2 Sam. 21, 10. — V. 3. Ueber den Namen der Söhne des Proph., gewöhnliche Anſicht. Hinſichtlich der Teiche erklärt der Vf. das Oertliche, doch weiſs Rec. nicht, warum derſelbe bey dem Worte *ſüdlich* ein Zeichen des Zweifels ſetzt, da jedenfalls ihre Lage im ſüdlichen Theile Jeruſalems zu ſuchen iſt. Achas befand ſich am Teiche, um zu unterſuchen, wie das Waſſer hier abzuleiten ſey. — V. 4. השמר etc. *cura, ut ſis tranquillus* ſcheint dem Rec. zu gewagt; das Beyſpiel des lat. *cave, ut* beweiſt hier nichts. Indeſs verdient jene Erklärung immer eine Erwägung. — V. 6. ונקיצנה *timore afficiamus i. e. oppugnemus.* — טבאל, *p. patach*, *ob pauſam.* (Ganz gerechtfertigt kann es dadurch doch nicht ſeyn, weil die Maſſorethen hier die Ausnahme ausdrücklich bemerken.) — 11. העמק u. ſ. w., ſ. v. a. ein Zeichen aus der Tiefe oder Höhe, unten oder oben, vgl. Matth. 16, 1. — 12. לא אנסה ironiſch, in Bezug auf Deut. 6, 16. (Ueber den Zuſammenhang des V. 13 mit dem Vorhergehenden iſt hier keine Andeutung.) — 14. אות, *dieſs Zeichen*, iſt nur als Zeichen der *genaueren* Prophezeihung zu verſtehen, nämlich daſs in 9 Monaten der Anfang der Befreyung, und in 2 bis 3 Jahren die Beendigung des Krieges Statt finden werde. Die Prophezeihung war leicht, da ſie ſich auf die zu erwartende Hülfe Aſſyriens ſtützt. — העלמה *Unverheirathete* (gegen *Geſ.* u. A.), für עלמתי *a me ducenda*, wie הרה הנביאה; *fut.;* wegen קראת vgl. Gen. 33, 11. Der Vf. verwirft jede Art der meſſianiſchen Erklärung dieſer Stelle, als weder dem Wortſinne, noch dem Zuſammenhange entſprechend. — 16. Das כי hängt genau mit 15 zuſammen (gegen *Hitzig* u. A.); der Sinn: der Krieg werde nur 2 bis 3 Jahre anhalten, denn bis dahin ſeyen die Länder der Feinde zu Grunde gerichtet. — חמאה u. ſ. w.: eine ſolche Nahrung iſt Beweis des Mangels jeder anderen; wegen Verwüſtung. — V. 16. יביא u. ſ. w. hält der Vf. für ein ſpäter angeführtes Orakel, welches dem Reiche Juda von den Aſſyriern ausgehendes Verderben droht.

Z. Z.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1837.

KIRCHENGESCHICHTE.

Mainz, b. Kupferberg: *Der Primat des Papstes in allen christlichen Jahrhunderten.* Von Dr. *Rothensee*, geh. Rath und Generalvicariats-Director des ehemal. Bisthums Speier zu Bruchsal. Nach seinem Tode herausgegeben von Dr. *Räss* und Dr. *Weis.* Erster Band: Die ersten sechs Jahrhunderte. 1836. XII und 487 S. gr. 8. (1 Thlr. 20 gr.)

Es ist bekannt, dass in neuerer Zeit wiederum nicht bloss Theologen, sondern selbst angesehene Staatsmänner im Dienste katholischer Fürsten den Primat des Papstes als einen Gegenstand vertheidigen, auf welchem die wahre und dauernde Wohlfahrt nicht allein der Kirche selbst, sondern mit ihr zugleich aller christlichen Staaten und ihrer Regenten beruhe. Nichts konnte für Erreichung dieses Zweckes gelegener kommen, als der in unseren Tagen in politischer Hinsicht, und zwar hier mit vollkommenem Rechte, aufgestellte und anerkannte Grundsatz der Legitimität. Man wandte diesen Grundsatz auf den römischen Primat an; und ward die kirchlichpolitische Gewalt des Papstes von Seiten der Fürsten, als legitim, anerkannt, so war zugleich die Richtigkeit der Consequenz, wenn auch nur stillschweigender Weise, zugestanden, dass alle früheren und späteren Angriffe auf das Papstthum gegen die Legitimität gerichtet, mithin für revolutionär gehalten werden müssten. Wir wollen gern zugeben, dass einzelne streng römisch gesinnte Katholiken, wie vielleicht auch der sel. *Rothensee*, aus wirklicher Ueberzeugung den Primat vertheidigen zu müssen glauben; allein nur unter der angegebenen Voraussetzung bleibt es uns begreiflich, wie sie sich in unseren Tagen von derartigen Versuchen einigen Erfolg versprechen können. Der gewöhnliche Katholik kümmert sich wenig um den Papst; die aufgeklärteren erblicken in ihm höchstens noch den Mittelpunct der kirchlichen Einheit, und nur die in das Gewebe der Hierarchie enger Verflochtenen erkennen, um ihres eigenen Besten willen, sein göttliches Recht an. Oder sollte etwa der Akatholiken wegen ein solches Werk grossen Nutzen versprechen? Der Vf. und die Herausgeber scheinen wirklich diese Hoffnung zu hegen; denn sie wollen, wie sie am Schlusse der Vorrede wiederholt erklären, bey Katholiken und Akatholiken die Gefühle der Ehrfurcht und Unterwürfigkeit für den Nachfolger des heil. Petrus kräftig wecken und erhalten, damit „*alle Christen* erkennen und bekennen, dass, wie nur ein unsichtbares Haupt der Kirche, Jesus Christus, im Himmel und auf Erden, so nur ein sichtbares Haupt der sichtbaren Kirche auf Erden ist, der Papst, welcher als Nachfolger des Apostelfürsten in Rom seinen Sitz hat, mit welcher Kirche, wegen der vorzüglicheren Obergewalt, alle auf der Erde zerstreuten Kirchen übereinstimmen sollen".

Um nun diesen wichtigen Zweck zu erreichen, trägt der Vf. aus allen Jahrhunderten Zeugnisse von Bischöfen, Päpsten, Fürsten, kirchlichen Schriftstellern, Concilien zusammen, welche die kirchliche Obergewalt des römischen Stuhles anerkannt haben. Und diese Zeugnisse, hinaufreichend bis in die apostolische Zeit, sollen zugleich die richtigste Erklärung der Worte Christi Matth. 16, 18. 19. 28, 19. 20. Luk. 22, 31. 32. Joh. 14, 16. 21, 15 fg. u. a. enthalten. „Denn", fragt der Vf. S. 7 seltsam genug, „wie ist es möglich, vor dem Richterstuhle des gesunden und unbefangenen Menschenverstandes nur bezweifeln zu wollen, dass Jesu Meinung und Absicht viel besser und deutlicher von denen verstanden und erkannt werden konnte, welche in seiner und seiner Apostel Nähe standen?" Allein, bedachte der gesunde und unbefangene Menschenverstand des Vfs. nicht, dass wir weit sicherer gehen, wenn wir, anstatt aus der unzuverlässigen Tradition die Meinung und Absicht der Worte Christi zu erklären, lieber zu den noch vorhandenen Schriften der Apostel unsere Zuflucht nehmen, um zu sehen, ob und wie sie, die in seiner nächsten Nähe standen, seine Worte verstanden haben? Wäre die Lehre von dem Primate des Apostelfürsten und seiner Nachfolger wirklich der Schlussstein des Gewölbes (S. 1), auf welchem der majestätische Dom der Kirche ruhen sollte, so muss es Staunen erregen, dass in allen apostolischen Briefen kein Wörtlein davon zu lesen ist. Wir haben die Briefe des Paulus, in denen so oft von der kirchlichen Einheit, von der Erhaltung der Einen evangelischen Wahrheit, von der Führung des christlichen Lehramtes die Rede ist; und doch findet sich auch nicht die geringste Hindeutung auf jene angebliche Grundlehre des Christenthums. Wir haben die Briefe des vermeintlichen Fürsten der Apostel selbst; nach ihnen kann er nicht die mindeste Ahnung von

dieser seiner hohen Würde gehabt haben: denn, anstatt sich, wie seine vermeintlichen Nachfolger, als den Oberpriester und Hirten der christlichen Gemeinden zu geriren, ermahnt er vielmehr seine Leser insgesammt, als ein heiliges, königliches Priesterthum sich dieses ihres Namens würdig zu verhalten. Doch was hülft es, immer aufs Neue Irrthümer zu widerlegen, die schon so unzählige Male widerlegt worden sind? Und wenn auch jeder Anfänger in der Schrifterklärung sofort einsiehet, dafs Matth. 16, 18. 19 u. s. w. durchaus nicht von dem Primate des Petrus, geschweige denn von der Fortdauer dieses Primates auf dem römischen Stuhle, verstanden werden könne: die römische Curie und ihre Trabanten beharren bey ihrer sinnlosen Erklärung; denn (S. 17) „die in allen Jahrhunderten ohne Unterbrechung fortlaufende Geschichte von dem geglaubten und durch Worte und Thathandlungen laut und in allen Sprachen gepredigten Primat ist ein *commentarius perpetuus*, der die vor achtzehnhundert Jahren gesprochenen Worte des Herrn erst recht und am besten verständlich macht."

Einen solchen *commentarius perpetuus* will uns nun der Vf. nach dieser eigenthümlichen exegetischen Methode in seiner Schrift mittheilen. Er stellt seit Clemens von Rom bis auf den Britten Gildas im sechsten Jahrhunderte die Zeugnisse aller derer zusammen, die nur irgend für den römischen Stuhl sich günstig ausgesprochen haben, und um mehr durch die Menge, als das Gewicht solcher Aeufserungen Eindruck zu machen, werden auch Stellen aufgenommen, in denen von dem Primate nicht entfernt die Rede ist. Dabey läfst es der Vf. nicht an bitteren und höhnenden Aussprüchen über die Gegner des Primates, namentlich den Herausgeber des Sophronizon, fehlen, und es ist ein den Unkundigen leicht täuschender Kunstgriff, wenn er für das Alter, die Würde und Nothwendigkeit des Episkopats die Stimmen von Anhängern der anglikanischen Kirche unter protestantischem Namen vernimmt. Abgesehen nun davon, dafs ein grofser Theil dieser Zeugnisse, wie wir später zeigen werden, sich auf den eigentlichen Primat entweder gar nicht, oder nur sehr entfernt beziehet, und dafs dabey zu wenig Rücksicht genommen wird einerseits auf ausdrückliche Zeugnisse derer, welche jenen Primat verwarfen, andererseits auf Thatsachen, welche dasselbe darthun; so bleibt es doch immer eine seltsame Schlufsfolgerung, dafs, weil in allen Jahrhunderten der Primat anerkannt worden ist, er wirklich legitim und auf Christi Anordnung begründet seyn müsse. Wie viele Irrthümer und gesetzlich bestehende Einrichtungen sind Jahrhunderte lang, ja oft Jahrtausende hindurch von vielen Seiten anerkannt worden, die sich am Ende doch nur auf eine ursprüngliche Täuschung, auf den Missbrauch widerrechtlicher Gewalt, also nicht auf Recht und Wahrheit gründeten! Die Geschichte, welche hierüber allein zu richten hat, mufs frey und unbefangen zu Werke gehen; sie hat die ersten Ursachen der Erscheinungen zu erspähen, und offen an den Tag zu legen, was sie als das Resultat ihrer Forschungen gefunden hat, unbekümmert darum, welche Folgerungen sich für den dermaligen Stand der Dinge daraus ergeben mögen. Wenden wir diesen Grundsatz auf das Werk des Vfs. an.

Der Vf. will nachweisen, dafs der Primat des römischen Stuhles in allen Jahrhunderten anerkannt worden, und dafs diese Anerkennung der thatsächliche Erweis seiner Rechtmäfsigkeit sey. Allein gleich das erste Jahrhundert setzt ihn in einige Verlegenheit. Er gestehet nämlich (S. 27), dafs über das amtliche Wirken des ersten obersten Kirchenvorstehers im ersten Jahrh. fast gar keine Urkunden auf uns gekommen sind; er findet diefs aber weder befremdend, noch nachtheilig für seine Sache: denn die späteren Zeugen hatten die uns verlorenen Denkmäler vor Augen und in Händen. Allein mehr als befremdend ist es doch, dafs in den Schriften der sogenannten apostolischen Väter (deren Aechtheit wir hier unangefochten lassen) sich gar keine Spur von ausdrücklicher Erwähnung des von Christo selbst gestifteten und ununterbrochen durch die kirchliche Ueberlieferung verbürgten Primates, als des Mittelpunctes der kirchlichen Einheit, entdecken läfst. Hr. *R.* beruft sich zuerst auf Clemens von Rom. Er würde diefs vielleicht nicht mit so grofser Zuversichtlichkeit gethan haben, wenn er mit dem wesentlichen Inhalte des Clementinischen Briefes näher bekannt gewesen wäre. Denn im Grunde ist es nur der Umstand, der für seinen Zweck benutzt werden konnte, dafs Clemens, als römischer Bischof, die korinthische Gemeinde ermahnt und belehrt. Was folgt aber daraus für den Primat des römischen Stuhles oder den Apostolat des Clemens selbst, den dieser (S. 29) mit dem Bewufstseyn der wichtigen Pflichten desselben übernommen haben soll? Mit demselben Rechte würden wir diefs von den übrigen apostolischen Vätern, welche Bischöfe waren und ähnliche Schreiben erlassen haben, annehmen müssen. Ganz anders aber gestaltet sich dieses angebliche Zeugnifs des Clemens, wenn wir erwägen, dafs er zwar des Märtyrerthums des Petrus und Paulus, aber mit keiner Sylbe des Primates des ersten gedenkt; dafs er ferner die apostolische Einsetzung der bischöflichen Nachfolge erwähnt, aber auf eine Weise, welche zeigt, dafs allen Bischöfen gleiche Rechte zukommen (Kap. 44); dafs er endlich zur Erhaltung des kirchlichen Friedens ermahnt, nicht, weil die kirchliche Einheit auf der Uebereinstimmung mit dem heiligen Petrus und seinem Stuhle beruhe, sondern weil alle Christen Einen Gott, Einen Christus, Einen heiligen Geist haben sollen. Hätte Clemens gewufst, dafs nach Christi Anordnung die Kirche auf dem Primate des heiligen Petrus, dessen Schüler er, wie wir hier erfahren, gewesen seyn soll, beruhe, würde er wohl bey dieser Gelegenheit, um seinen Lehren und Ermahnungen den gehörigen Nachdruck zu geben, diefs ganz mit Stillschweigen übergangen haben? Dieses *argumentum e silentio* ist hier weit schlagender, als wenn der Vf. aus einzelnen allgemeinen Ermahnungen des Clemens den Schlufs zieht (S. 30),

dafs nur das lebhafte Bewufstseyn der von Petrus mit seinem Stuhle geerbten Weide- und Stärkungs-Pflicht das kraftvolle Einschreiten dieses Bischofs geleitet haben könne.

Ein zweyter Zeuge aus der Zeit des Urchristenthums für das Vorrecht des römischen Stuhles soll der Hirte des Hermas seyn. Wenn dieser nämlich sagt, er habe Befehl empfangen, eine Abschrift seines Buchs dem Clemens von Rom zu schicken, um es den auswärtigen Gemeinden mitzutheilen, wozu Clemens befugt sey, so schliesst Hr. *R.* daraus, Hermas habe in dem Bischofe von Rom ein Besonderes, was er in den Bischöfen anderer Städte vermifste, erkannt, das Besondere nämlich, dafs derselbe befugt sey, auch auswärtigen Gemeinden, die nicht zu seinem Stadtsprengel gehörten, solche nützliche Belehrungen zugehen zu lassen. Was beweist diefs aber für den Primat des Petrus und seines angeblichen Stuhles? Es läfst sich ja jene Aeufserung weit leichter aus den persönlichen und örtlichen Verhältnissen eines römischen Presbyters erklären; Clemens stand in persönlicher Achtung, und hatte von Rom aus bessere Gelegenheit, eine Schrift unter den auswärtigen Gemeinden zu verbreiten. Nehmen wir nun dazu, dafs der Hirte die Kirche selbst lehrend auftreten läfst, dieselbe mit einem Thurme vergleicht, dessen Pforte allein der Sohn Gottes sey, dafs er die Bischöfe die Bausteine, die Vorsteher der christlichen Gemeinden, nennt, aber mit keiner Sylbe weder des heiligen Petrus, als des Felsen, worauf die Kirche gebaut sey, noch der römischen Bischöfe, als dessen Nachfolger und Erhalter dieses Baues, gedenkt: so ist auch hier einleuchtend, dafs der Verfasser des Hirten noch keine Ahnung von allen jenen Dichtungen der nächst folgenden Jahrhunderte gehabt haben könne.

Wir ersparen uns jedoch die unnöthige Mühe, die folgenden Zeugnisse auf gleiche Weise zu prüfen: denn erst nach der Mitte des zweyten Jahrhunderts treffen wir, dem verbürgten Zeugnisse der Geschichte zufolge, nicht blofs auf entschiedene Aeufserungen kirchlicher Schriftsteller, sondern auch auf mehrfache Thatsachen, welche beweisen, dafs man nunmehr dem römischen Stuhle einen Vorrang zuzugestehen angefangen hatte, und zwar aus dem Grunde, weil man glaubte, Petrus habe zu Rom den Märtyrertod erlitten, sey also Bischof dieser Gemeinde gewesen. Die Wahrheit dieser Thatsache vorausgesetzt, aber nicht zugestanden, sieht man leicht, zu welchen Folgerungen jener Satz in dem leichtgläubigen zweyten Jahrhunderte führen mufste. Um im Kampfe mit der Gnosis die biblisch-apostolische Grundlehre aufrecht zu erhalten, nahm man seine Zuflucht zu einem äufseren Beweise, der *successio Episcoporum apostolica* und der daraus hervorgehenden Tradition der wahren Lehre unter den ächten Nachfolgern der Apostel, und besonders in den von ihnen gestifteten Gemeinden. Die Bischöfe, schloss man, als einzig rechtmäfsige Nachfolger der Apostel, sind durch die Ordination in die Rechte dieser letzten eingetreten; sie haben von ihnen die Gabe des heiligen Geistes zur Regierung ihrer Gemeinden, zur Schlichtung entstandener Streitigkeiten, zur Verhütung von Irrthümern, empfangen; und je gröfser nun Ansehen und Wirksamkeit eines Apostels war, um so gröfser war auch das Ansehen seines Nachfolgers, der von ihm durch die *successio* die wahre Lehre empfangen hatte. Wie aber unter der Unzahl von Sagen, welche im zweyten Jahrhundert ausgebreitet und ohne Weiteres geglaubt wurden, auch die Sage entstanden, die Apostel Petrus und Paulus hätten die römische Kirche gegründet, und durch ihren dort erlittenen Märtyrertod verherrlichet, läfst sich bald durch Vermuthung erklären. Unbezweifelt aber ist es theils aus Tertullians und Irenäus Zeugnissen, theils aus dem Umstande, dafs nach der Mitte des zweyten Jahrhunderts solche, die auswärts der Ketzerey waren angeschuldiget worden, meist zu dem römischen Bischofe ihre Zuflucht nahmen — dafs man jene Sage für eine ausgemachte Wahrheit hielt, und darauf consequenter Weise die *potior principalitas* nach dem bekannten Ausdrucke des Irenäus gründete. Dagegen ist es entschiedene Thatsache, welche nicht durch Sagen, sondern durch die Schriften des N. T. erwiesen dastehet, dafs Petrus und Paulus die römische Kirche nicht gestiftet haben (*fundata et constituta* nach dem Irenäus): denn des Paulus Brief an die Römer und die Apostelgeschichte beweisen, dafs lange zuvor, als jene beiden Apostel nach Rom kamen, eine ansehnliche Gemeinde daselbst bestanden habe. Und so lange diese Thatsache nicht widerlegt worden ist, auch nicht widerlegt werden kann, so lange beweisen die aus allen Jahrhunderten zur Bestätigung der Anerkennung des römischen Primates zusammengetragenen Zeugnisse im Grunde doch weiter nichts, als dafs nur Unwissenheit, Autoritätsglaube und hierarchische Herrschsucht einen Irrthum Jahrhunderte lang für geschichtliche Wahrheit halten konnten. Wer aber noch immer einen solchen Irrthum vertheidigen zu können oder zu müssen glaubt, verdient als römischer Katholik Entschuldigung, von protestantischer Seite aber keine ausführlichere Widerlegung.

L. L.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Berlin, b. Oehmigke: *Postille*, oder *Predigtsammlung über die Episteln der sämmtlichen Sonn- und Fest-Tage des christlichen Kirchenjahres (,)* zum Gebrauche bey der häuslichen Andacht und zum Vorlesen in evangelischen Kirchen (,) von *Ernst Sigismund Ferdinand Schulz* (,) königl. Superintendenten der Berliner Stadt-Diöces und erstem Prediger an der Sophien-Kirche zu Berlin. 1833. II u. 571 S. 4. (2 Thlr. 8 gr.)

Der, schon durch seine Postille über die Evangelien rühmlich bekannte Vf. bemerkt in der Vorrede, er habe diese Sammlung aus den, von ihm über die Episteln gehaltenen, Vorträgen als diejenigen gewählt, die auf die Gemeinde einen gesegneten Eindruck ge-

macht hätten. „Wie viel, ſagt er, wie viel dieſe Vorträge vor dem Richterſtuhle der homiletiſchen Kunſt zu wünſchen übrig laſſen, fühle ich ſelbſt am Beſten; aber ich hoffe, daſs man in ihnen wenigſtens das Streben nicht verkennen wird, die göttlichen Lehren des Evangeliums auf eine praktiſche, die Heiligung und Beruhigung des Herzens, die Beſſerung des Lebens bezweckende Weiſe darzuſtellen" u. ſ. w.

Wir theilen von den Themen einige mit. Am 1 Adv.: Wenn (wann) kann der Chriſt von ſich ſagen, daſs ihm das Heil nahe gekommen ſey? S. 1. — Am 2 Adv.: Ueber die Gleichheit Chriſti und ſeiner Erlöſten. S. 9. — Am 3 Adv.: Was erhebt den Chriſten über den ungerechten Tadel der Menſchen? S. 18. — Am 4 Adv.: Worin beſteht die wahre, chriſtliche Vorbereitung auf eine fromme, geſegnete Weihnachtsfeier? S. 28. — Am 1ſten Weihnachtsfeiertage: Worüber ſollen ſich Chriſten am Feſte der Weihnachten freuen? S. 35. — Am 2ten: Der Heldenmuth evangeliſcher Zeugen. S. 44. — Am letzten Sonntage im Jahre: Der freudige Rückblick aller wahren Kinder Gottes auf das bald verfloſſene Jahr. S. 53. — Am Neujahrstage: Was uns der Zuſpruch des Apoſtels: ihr ſeyd alle Gottes Kinder, eigentlich ſagen will. S. 62.

Der Vf. hat die Aufgabe, die er ſich geſtellt hat, vortrefflich gelöſt. Denn dieſe Predigten eignen ſich eben ſowohl zur häuslichen Andacht, als zum Gebrauche bey öffentlichen Gottesdienſten. Sie empfehlen ſich durch herzliche Popularität, klare, meiſt eindringliche Sprache, einen ſchönen, blühenden, jedoch nicht mit Bildern überhäuften Vortrag, durch bibliſchen Geiſt und gewandte Benutzung des Textes. Sie werden nicht ohne vielfachen Nutzen gebraucht werden. Einiges jedoch möchte nicht zu billigen ſeyn. Die Eingänge ſind viel zu weit ausgedehnt, was in verſchiedenen Hinſichten widrig und nachtheilig iſt. Den Dispoſitionen fehlt es hie und da an logiſcher Genauigkeit und Schärfe, z. B. in der Predigt am 3 Adv. S. 18—27 heiſst das Thema: Was erhebt den Chriſten über den ungerechten Tadel der Menſchen? II. — — auch das Bewuſstſeyn, daſs wir treu ſind in dem Berufe, den uns der Herr befohlen hat, S. 22, und III. — — das Bewuſstſeyn, daſs wir unſer Werk im rechten Geiſte der Menſchenliebe auszuüben ſuchen, S. 23. — Hier fallen II. und III. zuſammen: denn die wahre Treue beſteht auch darin, daſs ſie im rechten Geiſte der Menſchenliebe ausgeübt wird, und wahre Treue wird auch durch den Geiſt der Menſchenliebe erzeugt und unterhalten. Auch iſt III. dem Texte fremd, und doch wollte der Vf. ſeine Theile nur aus demſelben ableiten. Eben ſo zu miſsbilligen iſt die Dispoſition am 1ſten Weihnachtsfeiertage S. 35: Worüber ſollen ſich Chriſten am Feſte der Weihnachten freuen? 1) ſollen ſie ſich darüber freuen, daſs ihnen in Jeſu die heilſame Gnade Gottes erſchienen iſt, S. 37; daſs wir durch Chriſtum tüchtig geworden ſind, vor dem Herrn zu wandeln in rechtſchaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit, S. 39; — — daſs uns die Erſcheinung Chriſti zu einer groſsen, heiligen Hoffnung berechtiget, S. 40; — — daſs Chriſtus allen Menſchen als ein Heiland und Erretter erſchienen iſt, S. 42. Allein die heilſame Gnade Gottes iſt gerade durch die II., III. und IV angeführten Puncte in Chriſto erſchienen, und daher kann die Erſcheinung derſelben nicht einen beſonderen Theil bilden, ſondern die angegebenen Puncte ſind darunter zu ſubſumiren. Rec. möchte folgendes Thema vorſchlagen: Die heilſame Gnade Gottes. I. Wie ſie in Chriſto erſchienen iſt; II. wie ſie am Feſte der Weihnachten zur Freude uns auffodert. — S. 279 iſt aus Jac. 1, 22—27 das Thema abgeleitet: „Die Früchte des wahren Gottesdienſtes". Der Vf. verſteht darunter den öffentlichen kirchlichen Gottesdienſt, da doch dieſe Stelle anerkanntermaſsen nur vom Gottesdienſt in weiterem Sinne, d. h. von einer würdigen Verehrung Gottes im Allgemeinen durch Geſinnung und That, handelt.

Die äuſsere Ausſtattung genügt, wenigſtens wegen des groſsen, guten Druckes.

åå.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, in der Nauck'ſchen Buchhandlung: *Handbuch der franzöſiſchen Sprache und Literatur*, oder Auswahl intereſſanter chronologiſch geordneter Stücke aus den claſſiſchen franzöſiſchen Proſaiſten und Dichtern, nebſt Nachrichten von den Verfaſſern und ihren Werken, von *L. Ideler* und *H. Nolte*. Dritter Theil, enthaltend die Proſaiker der neueren und neueſten Literatur, bearbeitet von Dr. *J. Ideler*, herausgegeben von *L. Ideler*. Zweyte Auflage. 1836. 565 S. gr. 8. (1 Thlr. 6 gr.)

Wir beziehen uns bey dieſer neuen Auflage auf das Urtheil, das bereits in unſerer A. L. Z. 1836. No. 99 gefällt worden iſt.

Aarau, b. Sauerländer: *Neues franzöſiſches Leſebuch*. Eine Auswahl franzöſiſcher und deutſcher Aufgaben von *Caspar Hirzel*, Vf. der franzöſiſchen Grammatik, vervollſtändiget von *Conrad von Orell*, Reviſor eben dieſer Grammatik von der dritten Ausgabe an. Vierte verbeſſerte und vermehrte Auflage. 1836. 344 S. 8. (12 gr.)

Vgl. die Recenſion der dritten Auflage in dieſer A. L. Z. 1836. No. 99.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 7.

JURISPRUDENZ.

Leipzig, b. Barth: *Lehrbuch für Institutionen und Geschichte des römischen Privatrechts* von D. *Friedrich Adolph Schilling*, ordentlichem Professor des römischen Rechts, Beysitzer der Juristenfacultät und des Universitätsgerichts zu Leipzig, Domherrn zu Naumburg. Erste Lieferung, die Einleitung enthaltend. 1834. 176 S. gr. 8. (1 Thlr.)

Die Institutionen des römischen Rechts mit der äusseren und inneren Geschichte desselben in ein Ganzes zu verbinden, ist eine Methode, welche in unseren Tagen eben so häufig gewählt worden ist, als die entgegengesetzte, nach welcher die Geschichte des römischen Rechts abgesondert von den Institutionen vorgetragen zu werden pflegt. Der Nutzen dieser Behandlungsweise an sich läfst sich zwar nicht in Zweifel ziehen; nur scheint es, als wenn es bey dieser besonders auf eine angemessene Auswahl des geschichtlichen Materials ankomme, wenn die Verbindung für zweckmäfsig erachtet werden soll. Die Geschichte ergiebt eine Menge von Gesichtspuncten, welche sich sehr füglich mit den Institutionen verbinden lassen, weil sie für das neueste römische Recht unmittelbar entscheidend, und zum genauen und richtigen Auffassen desselben wesentlich beytragen; diese sollten daher niemals bey dem Vortrage der Institutionen unberücksichtigt bleiben, damit nicht die leitenden, obersten Grundsätze, der Geist und der innere Zusammenhang des neuesten römischen Rechtes übersehen, oder gar verkannt werde. Aber davon ganz verschieden ist die Frage, ob eine genaue und umfassende Behandlung der äusseren und inneren Geschichte des römischen Rechtes im Zusammenhange mit den Institutionen, wie es der Plan des Vfs. zu seyn scheint, sich rechtfertigen lasse. Hierüber ist Rec. anderer Ansicht, indem er der entgegengesetzten Methode ganz unbedingt den Vorzug giebt, und die Trennung der Rechtsgeschichte von den Institutionen für durchaus nothwendig erachtet; besonders aus dem Grunde, weil eine genaue Darstellung aller für die Geschichte zu erörternden Gegenstände bey einer übersichtlichen Darstellung des neuesten römischen Rechtes, welches die Aufgabe der Institutionen ist, nur störend und höchst unzweckmäfsig erscheinen wird; um so mehr, als für die Geschichte eine Reihe von Gegenständen wichtig werden, welche für die neueste Zeit entweder veraltet, oder nur von untergeordnetem Belange geblieben sind, dennoch aber für die Geschichte nicht übergangen werden können. Bey einer Darstellung des Justinianeischen und vorjustinianeischen Rechtes, in einem und demselben Zusammenhange, wird, zumal der Anfänger, für welchen dieses Lehrbuch nur bestimmt seyn kann, wiederholt Gefahr laufen, eine klare Uebersicht über das neueste Justinianeische Recht zu entbehren, und erst durch Mühe im Stande seyn, beides von einander gehörig zu trennen, sofern nicht das eine oder das andere mehr oberflächlich behandelt worden ist.

Ob der Vf. diejenigen Bedenklichkeiten, welche sich bey einem Unternehmen der vorliegenden Art entgegenstellen, gewürdigt habe, und überhaupt von welchem Gesichtspuncte er bey der gegenwärtigen Darstellung ausgegangen sey, darüber findet sich bey fehlender Vorrede weder eine bestimmte Erklärung des Vfs., noch ist Rec. nach der vorliegenden Einleitung darüber Rechenschaft zu geben im Stande. In dem *ersten* Abschnitte derselben werden zunächst allgemeine, das römische Recht betreffende Begriffsbestimmungen und Gegensätze dargelegt, fast mit grösserer Ausführlichkeit, als es für den ersten juristischen Unterricht passend erscheinen könnte. Der *zweyte* Abschnitt handelt sodann vom römischen Rechte überhaupt, und dem Studium desselben, der *dritte* von der römischen Rechtsgeschichte, deren Quellen und Hülfsmitteln, der *vierte* von der Art und Weise, die juristischen Rechtsquellen, insbesondere die Justinianeischen Rechtsbücher, zu citiren, endlich der *fünfte* enthält ausgewählte Literatur des römischen Rechts.

In der Darstellung selbst ist der Vf. mit Ausführlichkeit zu Werke gegangen, insbesondere im letzten Abschnitte, wobey auch Encyklopädieen, bibliographische und lexikographische Werke, Sammlungen von Rechtsquellen, Werke über römische Geschichte, nicht weniger in Erwägung gezogen werden, als diejenigen, welche die Rechtsgeschichte, sowohl äussere, als innere, und beide zugleich zum Gegenstande haben. Ebenfalls ist Rücksicht genommen auf Sammlungen von rechtsgeschichtlichen Abhandlungen, aber auch auf die Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter, die ältere christliche Kirchengeschichte,

auf die Verfaſſung und Regierung des römiſchen Staats, auf römiſche Antiquitäten, alte Geographie, auf chronologiſche Werke, ſolche über Diplomatik und Paläographie. Demnächſt erſt folgen die Werke, welche das neueſte römiſche Recht betreffen, wobey jedoch Abhandlungen und Syſteme über Pandekten, Schriften über Kritik und Hermeneutik, Controverſen, juriſtiſche und civiliſtiſche Literärgeſchichte berückſichtigt werden; ſogar Schriften über Philoſophie des poſitiven Rechts und Sammlungen von Abhandlungen oder Bemerkungen über verſchiedene Gegenſtände des römiſchen Rechts, oder verſchiedener Stellen unſerer Quellen, ſind mit Ausführlichkeit ausgezeichnet worden.

Zweckmäſsig ſcheint es jedoch zu ſeyn, auch nach der Meinung des Rec., in dem Vortrage der Inſtitutionen allein das römiſche Recht, und dieſes in ſeinem ganzen Zuſammenhange, darzulegen, ſelbſt diejenigen Inſtitute nicht zu übergehen, welche bey uns keine Anwendung mehr finden, während es für die Pandekten zweckmäſsig ſeyn würde, auf die ſpäteren Abänderungen römiſcher Beſtimmungen Rückſicht zu nehmen.

Druck und Papier ſind lobenswerth.

C.

Darmstadt, b. Heyer: *De condictionibus quaeſtiones duae.* Scripſit *Carolus Sell*, Doctor utriusque juris Darmſtadinus. 1834. 146 S. gr. 8. (16 gr.)

Der Gegenſtand dieſer Schrift iſt die Erörterung zweyer allerdings beſtrittener Rechtsfragen, 1) *in wie weit die condictio indebiti und die condictio ob cauſam datorum mit der condictio indebiti concurriren könne*, 2) *ob der Beklagte durch die condictio indebiti zur Reſtitution des Erhaltenen, oder bloſs zur Reſtitution deſſen, um was er ſich bereichert befindet, angehalten werde.* Die *erſte* der hier aufgeworfenen Fragen wird zunächſt in Rückſicht der *condictio indebiti* in der doppelten Hinſicht beantwortet, in wie fern zwiſchen denſelben Individuen eine Concurrenz der *condictio indebiti* mit der *condictio furtiva* gedacht werden könne, und in wie fern eine Concurrenz beider Klagen aus dem Grunde ſtatthaft ſey, weil man durch Stellvertreter in Folge eines Mandats oder einer *ratihabitio* berechtigt oder verpflichtet werde, dann beſonders von der gedenkbaren Concurrenz der *condictio cauſa data cauſa non ſecuta* mit der *condictio furtiva* geſprochen. — In der Sache ſelbſt geht der Vf. davon aus, jede *condictio*, mit Ausnahme der *condictio furtiva*, welche in einem beſonderen *odium furum* ihren Grund habe, damit der Dieb mit deſto mehr Klagen belangt werde, könne nur von einem Nichteigenthümer *(non dominus)* angeſtellt werden, und weil Niemand als Nichteigenthümer zugleich Eigenthümer ſeyn könne, ſo ſey eine Concurrenz der *condictio indebiti* und der *condictio cauſa data cauſa non ſecuta* mit der *condictio furtiva* unzuläſſig. Aus demſelben Geſichtspuncte wird dann bey der *condictio indebiti* die Verpflichtung der Zurückgabe des Empfangenen geradezu in Abrede geſtellt, und dagegen allgemein behauptet, der Beklagte könne nur zum Schadenserſatz angehalten werden. Dieſer nämlich, als *bonae fidei poſſeſſor*, brauche nur zu leiſten, um was er ſich bereichert befinde, ohne Unterſchied, ob er nicht fungible oder fungible Sachen empfangen, und nur, wenn er hinterher anfange, *malae fidei poſſeſſor* zu ſeyn, müſſe er Alles und Jedes reſtituiren, Alles, was er erhalten und *dolo malo* aus ſeinem Beſitz entäuſsert habe, und er könne nicht aufhören zu beſitzen.

Rec. iſt ſowohl in dem einen, als dem anderen Hauptpuncte entgegengeſetzter Anſicht. Es muſs in der That ſcheinen, als wenn der Vf. nur durch ein Miſsverſtändniſs des §. 14 und 15 *I. de action.* zu jener Annahme verleitet worden ſey, da das Gegentheil nach ausdrücklichen Quellenzeugniſſen und zuverläſſigen Rechtsargumenten nicht beſtritten werden kann. Es iſt unzweifelhaft, daſs die Condictionen des ſpäteren Rechtes insgeſammt von der *legis actio per condictionem* benannt, ſich auf diejenigen Fälle beziehen, in welchen urſprünglich *per condictionem* geſtritten wurde. Es waren obligatoriſche Verhältniſſe, abgeſehen von einem contractlichen *nexus*, in welchen ſchon das ältere römiſche Recht die Klage geſtattete: allein, daſs jenes bey Gajus und in den Inſtitutionen erwähnte *dare oportere* für das neueſte römiſche Recht nicht ausſchlieſslich auf Eigenthumsübertragung von Seiten des Beklagten bezogen werden könne, läſst ſich für die Condictionen überhaupt mit aller Sicherheit behaupten; nicht bloſs in Betreff der *condictio furtiva*, für welche das Gegentheil ausdrücklich in den Quellen erwähnt wird, ungeachtet auch auf dieſe ſich dieſelbe Formel bezog, ſondern eben ſo für die in Frage ſtehende *condictio indebiti*, welche nicht allein auf Rückgabe des *indebite* empfangenen Eigenthums, vielmehr ebenfalls auf Wiederherſtellung einer Verbindlichkeit, die *indebite* getilgt war u. ſ. w., gerichtet war. Wenigſtens iſt obiges Reſultat für die Anwendung der Condictionen im neueſten römiſchen Rechte, wie ſie ſich durch die Interpretation der römiſchen Juriſten feſtgeſtellt hatte, auſser allem Zweifel, es würde alſo durch die vom Vf. angeführten Zeugniſſe nicht zu beweiſen ſeyn, daſs, abgeſehen von der *condictio furtiva*, alle Condictionen nur auf Einfodern eines Eigenthums von einem Nichteigenthümer angeſtellt werden könnten. Die *condictio indebiti* ſetzte urſprünglich den Fall voraus, daſs das Gegebene als *indebitum* auch *bona fide* empfangen ſey; aber war für dieſen Fall, ähnlich wie beym Darlehn, die Verpflichtung der Rückgabe vorhanden, ſo muſste dieſelbe um ſo mehr vorhanden ſeyn, wenn der Empfänger wiſſentlich ein *indebitum* in Empfang genommen hatte, unter welcher Vorausſetzung nicht bloſs eine *mala fides* des Empfängers, ſondern eben ſo gut auch die Erfoderniſſe des Diebſtahls vorhanden ſeyn könnten. Es ſtand alſo gewiſs nichts im Wege, wenn die römiſchen Juriſten für letzten Fall electiv die *condictio indebiti* und *condictio furtiva* zur Anwendung zu bringen ge-

neigt waren. Diesem nach ergiebt es sich aber schon von selbst, dass der Gegenstand der *condictio indebiti* gerade zunächst das *indebite* Empfangene sey, nämlich so oft das Gegebene noch bey dem Empfänger vorhanden ist, so dass es im Einzelnen sogar völlig gleichgültig bleibt, ob das Gegebene ein Eigenthum, oder eine sonstige Leistung war, in welchem letzten Falle jedoch das Geleistete selbst nicht füglich restituirt werden könnte. Aehnlich, wie beym Darlehn, musste hier das Gegebene, sey es *in genere*, oder *in specie*, oder durch ein Aequivalent restituirt werden. Nur erst dann, wenn die übertragene *species* nicht mehr bey dem Empfänger vorhanden ist, kann derselbe als obligatorisch Verpflichteter zur Leistung des Schadenersatzes verpflichtet seyn; aber in Rücksicht der Früchte und der sonstigen Accessionen in der Zwischenzeit kann er nur als ein sonstiger *bonae fidei possessor* belangt werden; und es versteht sich von selbst, dass eine hinterherige *mala fides* eben so, als wenn der Empfänger gleich Anfangs sich *mala fide* befindet, hier die entgegengesetzten Wirkungen der *mala fides* herbeyführt.

Nur von dem Bisherigen glaubt Rec. ausgehen zu müssen, um im Einzelnen zu sicheren und zuverlässigen Resultate gelangen zu können. Die von dem Vf. berücksichtigten Quellenzeugnisse stehen damit am wenigsten im Widerspruche. Was die elective Concurrenz der *condictio indebiti* mit der *condictio furtiva* anlangt, so ist diese von nicht Wenigen der älteren und neueren Juristen behauptet und ausführlich vertheidigt worden. Als einen Hauptgegner in dieser Hinsicht zeichnet der Vf. den *Cujacius* aus, der sogar durch verschiedene anderweitige Beyspiele nachzuweisen sucht, dass im römischen Rechte häufig verschiedene Klagen mit einander concurriren, welche ein ganz verschiedenes Fundament voraussetzen, namentlich solche Klagen, wovon die eine ein Eigenthum voraussetzt, während die andere nur bey fehlendem Eigenthum angestellt wird. So hingestellt wird die ausgesprochene Behauptung jedenfalls Widerspruch finden müssen, und die von *Cujacius* angeführten Beyspiele sind am wenigsten im Stande, dieselbe zu bestätigen. Es steht aber in gar keinem Widerspruche, wenn der Legator ausser der *actio personalis ex testamento* sich auch der *rei vindicatio* gegen den Erben bedienen kann; eben so ist es aus einem ganz anderen Principe zu erklären, wenn die Frau zur Zurückfoderung ihrer *dos* sowohl die *rei vindicatio*, als *actio hypothecaria* anstellt; ebenfalls lässt es sich sehr wohl vereinigen, wenn der Schenker bey einem Geschenke über 500 *solidi* wegen unterlassener Insinuation sowohl zu einer *condictio*, als zur *rei vindicatio* bey vorhandenem Eigenthume berechtigt seyn soll, welche beide Klagen nicht anders zur Zurückfoderung einer widerrechtlich gemachten *donatio inter virum et uxorem* neben anderen Klagen gültig sind. Die elective Zulässigkeit der *condictio* und der *rei vindicatio* wird durch die von *Cujacius* angeführte *l.* 1. *C. de donat. qu. sub mod.* für den Fall einer *donatio sub modo*, wenn nämlich der *modus* nicht erfüllt wurde, unbedenklich seyn, aber dieser Fall und eine Reihe sonstiger Fälle beweisen deutlich genug, dass das Princip der Condictionen nur eine persönliche, durch das Gesetz festgesetzte Verpflichtung sey, und dass das Eigenthum des Klägers nicht die Anstellung der *condictio* ausschliesse.

Die sonstigen Vertheidiger der entgegengesetzten Ansicht berufen sich zum Beweise, dass die *condictio indebiti* mit der *condictio furtiva* concurrire, mehr auf ausdrückliche Quellenzeugnisse, welchen der Vf., seltsam genug, alles Gewicht abzusprechen sucht. Zunächst in der angeführten *l.* 37. *C. de cond. indeb.* heisst es ausdrücklich, wenn Jemand seinen eigenen Sclaven *bona fide* gekauft und den Preis bezahlt habe, könne Letzter mit der *condictio indebiti* zurückgefodert werden, der Empfänger möge *bona* oder *mala fide* den Preis empfangen haben. Ferner nach *l.* 65. §. 8. *D. de cond. indeb.* soll der Freylasser, wenn er *mala fide* den *indebite* übertragenen Sclaven freylässt, mit der *condictio indebiti* auf Herausgabe des Werthes (*quanti sua interest*) belangt werden, nicht, wenn er *bona fide* die Freylassung vornahm. Im letzten Falle ist er nur die durch die Freylassung erlangten Vortheile herauszugeben verpflichtet; es ist jedoch ebenfalls die *rei vindicatio* zulässig, um den nicht frey gewordenen Sclaven zurückzufodern. In dem einen, wie in dem anderen Falle wird eben so gut die *condictio furtiva* angestellt werden können. Weniger jedoch konnte die angeführte *l.* 65. *D. de cond. indeb.* von den Gegnern zum Beweise benutzt werden.

Der *mandans* oder der *ratihabens* wird durch sein Mandat oder *ratihabitio* eben so berechtigt oder verpflichtet, als wenn er selbst in eigener Person die Zahlung empfangen oder geleistet hat, wesshalb auch nur dieser concurriren oder als Empfänger mit der *condictio indebiti* belangt werden könne. Eine elective Concurrenz jener *condictio* mit der *condictio furtiva* wird auch hier nach den vorhandenen Quellenzeugnissen um so weniger bezweifelt werden können; wie es auch nach *l.* 14. *D. de cond. caus. dat. c. n. sec.* in Gemässheit der allgemeinen, für die Condictionen entscheidenden Grundsätze, weniger streitig seyn dürfte, dass die *condictio ob causam datorum* im Einzelnen mit der *condictio furtiva* concurriren könne.

Die Latinität ist verständlich, Druck und Papier lobenswerth.

C.

Glogau, in der Buch-, Kunst- und Musikalien-Handlung von Carl Heymann: *Rechts- und Gerichts-Verfassung der preussischen Rheinprovinz.* Ein Leitfaden und Unterrichtsbuch für die Anwohner des Rheins und diejenigen, die mit ihnen in Geschäftsverbindung stehen. 1834. 8. (16 gr.)

Die Entstehung der hier benannten Schrift ist in dem Vorworte offenherzig angegeben. Der Verleger sagt hier, da der in seinem Verlage erschienene *Haus-*

Secretär seit wenigen Jahren bereits die vierte Auflage erlebt habe, so habe er, im Streben, die Zweckmäfsigkeit dieses Handbuchs immer mehr zu erhöhen, und dasselbe auch zum Gebrauche der Bewohner der Rheinprovinz einzurichten, die gegenwärtige Schrift ausarbeiten lassen, um sie entweder als Anhang des *Haus-Secretärs*, oder auch für sich allein dem resp. Publicum in die Hände zu geben. — Ob jedoch der angeführte *Haus-Secretär* mit der gegenwärtigen Schrift in der hier angegebenen Verbindung stehe, werden diejenigen, die ihn besitzen, aus dem Inhaltsverzeichnisse derselben entnehmen. Die im Vorworte noch vorkommenden Aeufserungen, der Bürger der alten Provinzen bedürfe so oft der Kenntnifs der rheinischen Rechts- und Gerichts-Verfassung, dafs ihm diese Zugabe des *Haus-Secretärs* gewifs willkommen seyn werde, der Bürger der Rheinprovinz könne hingegen daraus nicht blofs die Kenntnifs der in seinem eigenen Lande geltenden Gesetze sich verschaffen, sondern er erhalte auch durch die Anschaffung des Haus-Secretärs Gelegenheit, die Rechts- und Gerichts-Verfassung der alten Provinzen kennen zu lernen, geben darüber keine Auskunft.

Allerdings könnte nun das auf dem Titel bezeichnete Publicum wohl von einer Schrift, wie die hier genannte, Gebrauch machen, wenn sie mit Verstand gearbeitet wäre. Es könnte sich dann Mancher, der in dem Augenblicke, wo er Raths bedarf, und doch keinen Rechtskundigen in der Nähe hat, vor Nachtheil bewahren. Eine solche Auswahl dessen, was diesem Publicum zu wissen nöthig ist, setzt jedoch Bedingungen voraus, die sich mit einer rein mercantilischen Speculation nicht wohl vereinigen lassen. Oeffentliche Rüge verdient es aber, wenn derjenige, der ein solches Buch dem Publicum für sein gutes Geld zu verkaufen gedenkt, nicht einmal in Betreff der Frage, welche Gesetze noch Gültigkeit haben, sich die nöthige Auskunft verschafft, sondern aus dem einmal angeschafften Gesetzbuche fortweg abschreiben läfst. So ist in diesem Machwerke noch von Special-Gerichtshöfen die Rede, weil sie im *Code d'instruction criminelle* vorkommen, und der Cabinetsordre vom 6ten März 1821 wird mit keinem Worte gedacht.

Auf den 153 Seiten kommt nun vor: A. *Rechtsverfassung*. I. Von der Feststellung des Civilstandes. II. Von der Ehe. III. Von den Rechten und Pflichten der Eheleute. IV. Von der Ehescheidung. V. Von Kindern. VI. Von der Minderjährigkeit, von der Vormundschaft und der Emancipation. VII. Von der Interdiction und von gerichtlich angeordneten Beyständen. VIII. Von Abwesenheits-Erklärungen. IX. Von Erbschaften. X. Vom Grundbesitz und den damit verbundenen Rechten und Pflichten. XI. Vom Niessbrauche, dem Gebrauch und der Wohnung. XII. Von Schenkungen unter Lebenden und von Testamenten. XIII. Von Kaufcontracten. XIV. Vom Mieth- und Pacht-Contracte. XV. Vom Darlehn. XVI. Von Privilegien. XVII. Von Hypotheken. XVIII. Von Bürgschaften. XIX. Von der Vermögens-Abtretung. XX. Vom Beweise der Verbindlichkeiten und der Zahlung. XXI. Vom Personal-Arreste. XXII. Von der Zwangs-Veräusserung (Subhastation). XXIII. Vom Handel. XXIV. Von Wechseln. XXV. Von Billets *à Ordre*. XXVI. Von Fallimenten und Bankrotten. B. *Gerichtsverfassung*. a) *Civilsachen*. I. Friedensgerichte. II. Landgerichte. III. Handelsgerichte. IV. Appellations-Gerichtshof. V. Revisions- und Cassations-Hof. b) *Strafsachen*. I. Polizeyübertretungen. II. Zuchtpolizey-Vergehen. III. Verbrechen. A. Assisenhöfe. B. Special-Gerichtshöfe. c) *Oeffentliches Ministerium*. d) *Notarien*. e) *Gerichtsvollzieher*. f) *Armenrecht*. Es werden hier theils Auszüge gegeben, theils ist geradezu abgeschrieben, und zwar ohne dafs von einem anderen Plane, als etwa diese bestimmte Bogenzahl herauszubringen, sich etwas verspüren liefse, indem bey Dingen, mit deren Kenntnifs es durchaus keine Eile hat, Weitschweifigkeit herrscht, dagegen Vorschriften, auf deren alsbaldige Kenntnifs viel ankommt, gänzlich übergangen sind. Als Beyspiel führen wir nur den Abschnitt von der Ehe an, der 15 Seiten einnimmt, die im Art. 172 des *Code civil* zur Eintragung des Acts über die im Auslande geschlossene Ehe vorbestimmte Frist aber mit Stillschweigen übergeht. Und so fehlt es auch nicht an unrichtigen Angaben. Der Inhalt des Art. 436 des *C. c. Ceux qui ont cinq enfans légitimes, sont dispensés de toute tutelle autre, que celle des dits enfans* wird S. 21 so angegeben: frey von der Uebernahme der Vormundschaft ist, wem die Vormundschaft über 5 eigene eheliche Kinder obliegt, und der Bestimmung, in wie fern hier auch verstorbene Kinder in Betracht kommen, ist nicht erwähnt.

Es ist vielleicht diese Anzeige schon zu ausführlich. Einer köstlichen Bemerkung über den Art. 340 *C. c.* mufs jedoch noch erwähnt werden. Sie ist das Einzige, was der Verfertiger dieses Buchs aus seinem Eigenen hinzugethan hat, läfst uns aber diese seine Sparsamkeit bedauern, indem, wenn er sich mehr so ergangen hätte, das Buch ohne Zweifel sehr ergötzlich geworden wäre. S. 17 heifst es: „*Uneheliche* Kinder im Sinne des Allgemeinen Preussischen Landrechts, so wie die in dem Letzten festgesetzten Folgen des unehelichen Beyschlafs sind dem französischen Gesetze unbekannt. Nach dem Letzten ist es verboten, eine Untersuchung darüber anzustellen, wer der Vater eines Kindes sey. Nach dem Preuss. Landrechte bedarf es dieser Untersuchung nicht, sondern wer sich in den Fall gesetzt hat, dafs ein Kind von ihm hat gezeugt werden können, wird für den Vater angenommen, weil das Gegentheil nicht bewiesen werden kann, da diefs ein Naturgeheimnifs, das der Gesetzgeber nicht hat ermitteln wollen."

C.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 7.

MEDICIN.

Graez, b. Damian und Sorge: *Der Menſch im geſunden und kranken Lebenszuſtande.* Zum Gebrauche für Candidaten der mediciniſchen Studien dargeſtellt von *Leopold Langer*, Dr. und Prof. 1836. 258 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Den vielverſprechenden Titel hätte der Vf. füglich in einer Vorrede entſchuldigen, und zugleich den eigentlichen Zweck ſeiner Schrift darlegen können; bey dem Mangel des Vorworts iſt nach der compendiöſen Faſſung zu vermuthen, daſs Hr. *L.*, vielleicht durch ſeinen Wirkungskreis beſtimmt, mit dieſem, Phyſiologie und allgemeine Pathologie verbindenden, Grundriſſe die Anfänger der mediciniſch-chirurgiſchen Studien in das eigentlich ärztliche Gebiet einführen wollte, und wenigſtens theilweiſe lieſs ſich die Erreichung dieſes Zweckes von dieſer Arbeit erwarten. Die 3 Abtheilungen derſelben 1) vom Leben überhaupt, 2) geſunden, 3) kranken Lebenszuſtande geben nämlich allgemein biologiſche, anthropologiſche (anatomiſch-phyſiologiſch-pſychologiſche) und allgemein pathologiſche Skizzen, in denen wir bekannte Thatſachen ganz gut zuſammengedrängt, und den Zuſammenhang derſelben zur Lebenseinheit nachweiſenden Contemplationen finden. Schade nur, daſs durch einige Phantasmata — Auswüchſe der naturphiloſophiſchen Schule — die Klarheit des Vortrags mitunter getrübt, der Vf. aus ſeinem eigentlichen Felde heraus, und zu ſolchem hingeführt iſt, *quae vaga incertaque ratione mota, opinionem modo nec ſcientiam parere valent.* Vorzüglich treten dieſe in dem der allgemeinen Pathologie gewidmeten Abſchnitte hervor, doch finden ſie ſich auch in den beiden anderen, was Rec. nun durch Einiges nachzuweiſen hat, und zwar mögen ihm dazu hauptſächlich die erſten Paragraphen der drey Abſchnitte dienen. §. 1. Die Körperwelt ſtellt ſich uns als ein aus mannichfaltigen Theilen beſtehendes Ganze dar, mit dem Beſtreben, unter verſchiedenartigen Veränderungen einen ihm vom Schöpfer beſtimmten Zweck — eine Idee des Schöpfers — zu realiſiren. §. 65. *Geſund* iſt jener Zuſtand des menſchlichen individuellen Lebens, in welchem es fähig iſt, einen ſolchen Vorgang zu entwickeln, daſs der Menſch ſeiner Beſtimmung entſprechen kann. Dieſen Zuſtand nennt man auch Geſundheit. §. 321. Jenen Zuſtand des individual-menſchlichen Lebens, in welchem ſich deſſen Vorgang ſo geſtaltet, daſs es ſeiner Beſtimmung zu entſprechen unfähig iſt, nennt man *krank*, und was dieſen Zuſtand zunächſt begründet, *Krankheit.* Der kranke Zuſtand iſt alſo ein Attribut des individuellen Lebens, allein die Krankheit iſt ein dem individuellen Leben aufgedrungenes Eigenleben (ein eigenartig individueller Lebensproceſs). Dieſe 3 §§. leiden zuvörderſt an dem gemeinſchaftlichen Gebrechen, daſs die Metaphyſik in die Phyſik hereingezogen iſt, von dem rein phyſiſchen Standpuncte kann man weder von einer Realiſirung der Ideen Gottes durch die Körperwelt, noch von der Beſtimmung des Menſchen oder irgend einer Creatur ſprechen, weil Beides nothwendig auf ein Weſen auſserhalb, reſp. über der Natur zurückführt. Immer machen wir durch dieſe Beziehungen einen Sprung aus einer Sphäre in eine andere. Solches frommte zu keiner Zeit unſerer Wiſſenſchaft, und führt leicht dahin, phyſiſche Lehrſätze durch metaphyſiſche Ahnungen zu verwirren. So iſts unſerem Vf. ergangen; in jenem 1 §. iſt der Grund dadurch gelegt, daſs er zur Definition des phyſiſchen Zuſtandes Geſundheit und Krankheit metaphyſiſchen Succurs herbeyzieht, und dieſen kann die Pathologie, welcher dadurch auch moraliſche Gebrechen zugewieſen werden, eben ſo wenig annehmen, als die Aetiologie Strafgerichte Gottes als *cauſae morborum* aufzählen darf. Schon darum ſind jene Definitionen verfehlt; ſie ſinds aber auch in anderer Beziehung. Es wird nämlich darin mit „geſundem und krankem" Zuſtande des individuellen Lebens im Vergleiche zu der Species, reſp. zu einem Lebensideal, bezeichnet, ſo daſs jene gleichbedeutend mit „vollkommen und unvollkommen" wären, während ſie Zuſtände des individuellen Lebens für ſich ohne alle Relation zu Anderem bezeichnen, z. B. ein Verſtümmelter wäre nach Obigem krank, während er nicht dieſes, wohl aber unvollkommen nach dem Sprachgebrauche iſt. Unrichtig iſt ferner die Definition von *Geſundheit* als Zuſtand u. ſ. w., in welchem es fähig iſt u. ſ. w. zu entwickeln, es müſste heiſsen, in welchem es entwickelt; denn nicht die Möglichkeit zu einem beſtimmten Lebensproceſſe, ſondern deſſen Wirklichkeit wird damit bezeichnet. Am meiſten Stoff zu Tadel enthält aber die Definition von *Krankheit.* Vorerſt tritt die Definition von krankem Zuſtande und Krank-

heit mit dem Sprachgebrauche in Widerspruch, welcher einen solchen Unterschied nicht kennt. Freylich nimmt eine Menge medicinischer Autoren neueren Stils sich die Freyheit, diese Rücksicht bey Seite zu setzen; daher das Babel in unseren technischen Ausdrücken. Doch ist es nicht verzeihlich, dass der Vf., welcher Gesundheit gleichbedeutend mit gesundem Zustande nimmt, der Krankheit — dem Gegensatze von Gesundheit — einen von krankem Zustande — dem Gegenstücke von gesundem — verschiedenen Begriff beylegt. Verführt wurde er hiezu offenbar durch die Hoffnung, durch diese überfeine Definition der phantasiereichen Idee in der Wissenschaft mehr Halt geben zu können, welche die Krankheiten für lebende Individuen hält. Diess ist ihm indess schlecht gelungen. Zur Nachweisung und Begründung dieses angenommenen Unterschieds hätten beide in der Aetiologie, Nosologie und Symptomatologie streng geschieden durchgeführt werden müssen. Diess ist durchaus nicht geschehen. Schon in der Aetiologie fallen sie, nach einigen fruchtlosen Versuchen, sie getrennt zu erhalten, durch §. 330 zusammen, wo es heisst: „die Disposition und Veranlassung *(causa occasionalis)* enthalten die ursachlichen Momente der Krankheit und des kranken Zustandes.“ Hin und wieder sollen sie im ferneren Verlaufe nun wohl noch als different nachgewiesen werden, doch führt das mitunter zu Widersprüchen, z. B. steht im Kap. über Veranlassung zum Erkranken, wo die Contagien als Repräsentanten der *generatio seminalis* gelten, §. 343 mit §. 360, Kap. über Charakter des kranken Zustandes, völlig in Widerspruch; dort wird gesagt: „*Contagien* nennt man jene *Producte* einer *bestimmten Krankheit*, welche, auf einen günstigen Boden gelangend, dieselbe Krankheit erzeugen“ — hier dagegen: „die *kranken Zustände*, welche qualitative Abweichungen vom normalen sind, sprechen sich durch *eigenthümliche Producte* in der Vegetation aus, als Bildungen, welche niederen Thieren oder Pflanzen zukommen, oft im physiologischen (soll heissen gesunden) Zustande nirgends erzeugt werden: Eiter, Gauche, *Contagien.*“ In der Nosologie ist überhaupt nur die Rede von Charakterisirung des kranken Zustandes. In der Symptomatologie bricht aber der Vf. im §. 415 dieser Distinction selbst den Stab. „Ein kranker Zustand und eine Krankheit ist für uns nur in sofern da, als sie sich durch wahrnehmbare Aeusserungen zu erkennen geben, d. h. durch Symptome.“ Natürlich folgt hieraus, Krankheit und kranker Zustand sind nur dann für uns verschiedene Dinge, wenn sie sich durch verschiedene Symptome zu erkennen geben; und so beweist die hier ungeschieden gegebene, ganz gewöhnliche *Symptomatologia generalis*, dass jene Unterscheidung des Vfs. rein fingirt ist. — Wir finden sonach in dieser allgemeinen Pathologie als Lichtseite bekannte Thatsachen und Theorieen — als Schattenseite mehrfache Trübung durch jene einseitige Idee, von welcher schon *Gaubius* sagt: *qui vim generandi contagiis inditam ponunt, hypothesi utuntur nondum demonstrata* — und *quod peculiare nonnullis est, haud satis tuto per analogiam universo generi tribuitur* — und schliessen mit dem Wunsche, dass doch die Pathologen nie den Grund und Boden verlassen möchten, welchen dieser Gründer der rationellen allgemeinen Pathologie so schön und trefflich in der Vorrede zu seinen Institutionen bezeichnet hat. Wäre diess immer geschehen, wir wären sicherlich an Hypothesen zwar ärmer, an Wahrheiten aber reicher.

f — e.

Eisenach, b. Bärecke: *Handbuch der Physiologie* von *F. Magendie*, Mitgliede des Instituts von Frankreich, Titularmitgliede der kön. Akademie der Medicin, Arzte des Hotel Dieu, Professor der Physiologie u. s. w. Nach der dritten, vermehrten und verbesserten Ausgabe aus dem Französischen übersetzt mit Anmerkungen und Zusätzen von Dr. *C. F. Heusinger*. I Bd. 1834. Mit 4 Kupfertafeln. VIII und 363 S. II Bd. 1836. Mit 5 Kupfertafeln. 527 S. 8. (3 Thlr.)

Aus zwey Gründen begnügen wir uns, von dieser dritten Auflage der *Magendie*'schen Physiologie nur eine ganz kurze Anzeige hier zu liefern; einmal, weil wesentliche Veränderungen im Plane und in der Anordnung in dieser neuen Auflage nicht vorgenommen wurden, die erste Auflage aber bereits sehr weitläuftig in diesen Blättern recensirt worden (S. J. A. L. 1821. No. 145 u. 146), und sodann in diesem Jahre schon wieder eine vierte Auflage des Originales erschienen ist, welche ebenfalls sehr vermehrt und verändert seyn soll. Dadurch wird freylich diese dritte Auflage sehr entbehrlich, und man muss wünschen, dass die Uebersetzung künftig weniger langsam und spät erscheinen möge, um mit dem Originale nur einigermassen gleichen Schritt zu halten. Für den ersten Band sind vom Uebersetzer 3 Tafeln bestimmt. Taf. I, Fig. 1 bis 4 zeigen uns horizontale Durchschnitte des Rückenmarkes und verlängerten Markes, Fig. 5 und 6 Ansichten des verlängerten Markes von seiner hinteren und vorderen Fläche, Fig. 7 die Chorden der Rautengrube nach *Bergmann*. Taf. II, Fig. 1 liefert eine allgemeine Uebersicht der Centralenden der Hirnnerven nach *Mayow;* Fig. 2 eine Uebersicht der Hauptchorden am grossen Gehirn nach *Bergmann*, Fig. 3 stellt einen senkrechten Durchschnitt des Wurmes dar. Taf. III giebt die Ansicht der inneren Organisation des grossen Gehirns nach *Reil*. Der zweyte Band enthält 5 Tafeln. Auf Taf. I sehen wir einen senkrechten Durchschnitt der Deglutitionsorgane; auf Taf. II dieselben Theile während des Durchganges des Bissens durch die Rachenhöhle über die Epiglottis. Die III Taf. liefert eine Abbildung der Haargefässnetze in der Schwimmhaut des Frosches nach *Marshall Hall;* die IV Tafel eine treffliche Ansicht des stark vergrösserten Haargefässchens der Froschlunge, nach demselben. Taf. V enthält 6 Figuren. Fig. 1 stellt ein Stückchen eines durchschnittenen Eyerstockes einer jungen, brünstigen, nicht befruchteten Hündin mit 5 *Graaf*'schen Bläschen dar; Fig. 2 eine Abbildung des *Graaf*'schen Bläschens aus

dem Eyerstocke des Schweines, nach *v. Baer;* Fig. 3 das Ey des Hundes mit der Keimscheibe, 300mal im Durchmesser vergrösert; Fig. 4 dasselbe Ey ohne die Keimscheibe; Fig. 5 ein menschliches Ey mit der Scheibe, 100mal im Durchmesser vergrösert; Fig. 6 das Ey der Hauskatze, nach *Wagner*.

Da diese vom Uebersetzer beygefügten, und an die Stelle der unzweckmässigen Originalabbildungen gebrachten, Kupfertafeln den Preis des Werkes um ein Merkliches nicht erhöhet haben: so können wir diese Zugabe nur mit Dank anerkennen, obgleich Rec. sehr bezweifeln muss, dass dieselben als untrennbarer Bestandtheil und Erleichterungsmittel des Werkes zu betrachten sind.

Schliesslich wollen wir bemerken, dass der erste Band um 72, und der zweyte Band um 71 Seiten in dieser neuen Auflage vermehrt worden, und dass Druck und Papier sich vortheilhaft vor den früheren Ausgaben auszeichnen.

D. X. S.

Leipzig, b. Kollmann: *William Lawrence's Vorlesungen über Chirurgie und chirurgische Therapeutik.* Deutsch bearbeitet von Dr. *F. J. Behrend*, praktischem Arzte zu Berlin und Mitgliede mehrerer gelehrten Gesellschaften. Dritter Theil. 1835. VI und 168 S. 8. (16 gr.) Nebst dem Register über alle drey Theile. (Das Ganze 4 Thlr.)

[Vgl. Ergänzungsbl. zur Jen. A. L. Z. 1836. No. 6.]

Von S. 1 bis 45 handelt der Vf. die Krankheiten der Augen ab. Die Darstellung ist einfach und klar, aber leider zu aphoristisch, z. B. in der *Ophthalmia neonatorum* und *gonorrhoica*, um Anfängern genügen zu können. Zu allgemein finden wir aber auch die antiphlogistische Methode empfohlen; alle Entzündungen der Augen sind derselben unterworfen, die meistentheils durch energisches Darreichen des Calomels nach englischer Art effectuirt werden soll. Deutsche Wundärzte sind hiemit zum Besten ihrer Kranken vorsichtiger, um so mehr, als bey manchen Individuen der übermässige Quecksilbergebrauch fast schlimmere Folgen haben kann, als die Augenentzündung ist. Bey der scrophulösen Augenentzündung huldigt der Vf. noch dem alten Schlendrian in Anwendung ableitender Mittel durch *Ungt. tartari stibiati*, als des kräftigsten, aber auch am meisten marternden unter ihnen. Es gehört aber nach unserer Ueberzeugung nicht viel Beachtung und Erfahrung dazu, um inne zu werden, dass diese Proceduren in gar keiner Beziehung zur kranken Metamorphose stehen, und daher eine unnütze Qual für den Kranken sind. Die *Iritis* und *Cataracta* sind mit mehr Genauigkeit dargestellt, und unter den zur Entfernung der Letzten gebräuchlichen Operationsmethoden zieht der Vf. die Depression der Extraction, gewiss aus guten Gründen, vor. Die Krankheiten des Gehörorgans werden von S. 45 bis 47 ebenfalls zu kurz abgefertigt. Von S. 47 bis 55 folgen die Krankheiten und Verletzungen des Mundes und Schlundes. Unter diesen ist der *Cancer labiorum* am kärglichsten bedacht. Die Operation wird auch hier leider, ohne alle Berücksichtigung des constitutionellen Leidens, unbedingt empfohlen, und ihre Ausführung sehr unvollständig angegeben. Rec. hat in seiner noch nicht langen praktischen Laufbahn schon manche an Lippenkrebs Operirte in längerer oder kürzerer Zeit nach der Operation dahinscheiden sehen, und Wundärzte sollten daher sich mehr Mühe geben, solche pathologische Gegenstände ohne Operation zu entfernen, als diess bisher geschehen ist: denn das Operiren ist immer das Leichteste, aber nicht die höchste Aufgabe der Kunst. Von S. 55 bis 58 folgen die Krankheiten des Kehlkopfes und der Luftröhre. Die Laryngotomie und Tracheotomie werden als Operationsacte unvollständig angegeben, und die Letzte noch seltsamerweise als letztes, und wie der Vf. irrthümlich glaubt, untrügliches Mittel bey der *Cynanche laryngea* angesehen; da doch dem Vf. nicht unbekannt geblieben seyn kann, dass das Wesen der *Cynanche laryngea* mehr in einer Paralysirung der diese Theile beherrschenden Nerven, des *Vagus* und *Accessorius Willisii*, als in einem mechanischen Hindernisse, in der Auskleidung der Luftröhre und des Kehlkopfes durch Pseudomembranen, besteht, und da nicht unbekannt ist, dass öfterer schon nach der Operation, so wie nach dem Tode der an *Cynanche laryngea* Verstorbenen, die Pseudomembranen nicht gefunden wurden, wesshalb sie jetzt auch selten in dieser Absicht verrichtet wird. Von S. 58 bis 108 handelt der Vf. von den Krankheiten der Harn- und Zeugungs-Organe. S. 59, beym *Carcinoma penis*, wird die Amputation als gefahrlos und ohne genaue Angabe des Operationsactes hingestellt, was Tadel verdient; denn nach der Angabe des Vfs. möchte Rec. die Operation nicht unternehmen; auf die möglichen Verlegenheiten, in die der ungeübte Operateur kommen kann, muss in einem Handbuche der Chirurgie durchaus Rücksicht genommen werden. Dagegen äussert sich der Vf. S. 60 u. s. f. über die Exstirpation des krebshaften Gebärmutterhalses, der krebshaften Gebärmutter und die Exstirpation der Eyerstöcke missbilligend, und seine Ansichten hierüber verdienen beachtet zu werden, da sie das Resultat pathologischen Scharfsinnes sind, und bey vernünftigen Wundärzten die Charlatanerie, die mit solchen Operationen hin und wieder getrieben wird, weit überbieten müssen. S. 63 wird eine verborgene Krankheit der äusseren Geschlechtstheile bey kleinen Mädchen beschrieben, die nichts Anderes ist, als eine erysipelatöse Entzündung der äusseren Geschlechtstheile, und also keine verborgene Krankheit seyn kann. Ebendaselbst folgen Bemerkungen über Wunden der Harnröhre und Blutungen aus derselben; sie enthalten nichts Neues, so wie S. 66, unter *Gonorrhoea benigna*, nur das Bekannte angetroffen wird. Von S. 67 bis 87 werden von dem Vf. die Stricturen der männlichen Harnröhre mit Umsicht abgehandelt, und die Resultate der eigenen Beobachtungen hinzugefügt. Es geht aus dieser Darstellung hervor,

dafs derfelbe diefem Gegenftande vorzugsweife Aufmerkfamkeit gefchenkt hat, und feine Reflexionen hierüber verdienen Berückfichtigung. Mit derfelben Sorgfalt ift auch von S. 87 bis 91 die Entzündung der Proftata abgehandelt, obfchon man auch hier nur das Bekannte antrifft. Die Ruptur der Blafe, S. 91 bis 94, wird von dem Vf. faft durchgehends für tödtlich gehalten, worin auch andere Beobachter mit ihm übereinftimmen. Bey der Darftellung der Lähmung der Blafe giebt derfelbe den wohl zu beachtenden Rath: bey allen Störungen der Harnfunction nie die Unterfuchung des Unterleibes und der Blafengegend zu unterlaffen. Die Befchreibung der Krankheiten der weiblichen Harnröhre S. 94 und die der Harnfteine, S. 95 bis 107, enthält das Bekannte in Hinficht der Erzeugung derfelben und Angabe der verfchiedenen Operationsmethoden. S. 98 meint Hr. *L.* irrthümlich, dafs die Umftände, welche zur Bildung eines Steins Veranlaffung geben, im Urine gefucht werden müfsten; da doch derfelbe fchon das Product der kranken Metamorphofe ift, und alfo die Wefenheit der Steinbildung nicht ausmachen kann. Niemand wird jetzt noch darüber in Zweifel feyn, dafs eine eigenthümliche Befchaffenheit des Blutes und eine abnorme Function der Nieren, die aber meiftens erft im Verlaufe jener eigenthümlichen, z. B. arthritifchen u. f. w. Befchaffenheit des Blutes, eintritt, die Wefenheit der Steinbildung bedingen: in Bezug hierauf gilt es als ganz gleich, ob der im Blute erzeugte, vorhandene und durch die Metamorphofe des Blutlebens und der bezüglichen Organe ausgefchiedene Stoff an die Gelenke oder an die Nieren abgefetzt wird. S. 110 macht der Vf., wie *Ruft* in feinen Abhandlungen und Auffätzen, darauf aufmerkfam, dafs man bey Maftdarmfifteln gröfseren Umfanges, und wenn daneben Lungenleiden exiftirt, mit der Heilung derfelben fehr vorfichtig feyn müffe, weil eine Verfchlimmerung des Letzten meiftens erfolge. S. 111 und 112 bieten *Haemorrhoides coecae externae et internae* und *Excrefcentiae haemorrhoidales* nur das Bekannte, und bey Letzten wird von dem Vf. die Exftirpation als die kürzefte, gefahrlofefte und am wenigften fchmerzhafte Operation mit Recht empfohlen. Die Stricturen des Maftdarms S. 113 werden als unheilbar hingeftellt, und nur ein Palliativ-Verfahren wird angegeben. Von S. 117 bis 150 handelt der Vf. die Hernien ab. Auffallen wird hier dem deutfchen Wundarzte, dafs der Vf. S. 125 und 26 die Hernitomie als eine das Leben fehr gefährdende Operation darftellt, da doch, nach Beobachtung und Erfahrung, nicht die Operation an und für fich, fondern die Verhältniffe und Umftände, unter welchen fie unternommen wird, fie nur gefährlich machen können. Aufserdem trifft man hier nichts, was eine befondere Erwähnung verdiente. Von S. 150 bis 168 werden einige chirurgifche Operationen abgehandelt, deren Darftellung nichts Befonderes enthält. Dem dritten Bande ift nun auch das früher gewünfchte Regifter beygefügt, wodurch der Gebrauch des Werkes fehr erleichtert wird. Wiederholen müffen wir hier aber, was wir gleich Anfangs bey der Kritik des erften Bandes behaupteten, dafs die Arbeiten *W. Lawrence's* den Leiftungen deutfcher Wundärzte wohl an die Seite geftellt, aber ihnen nicht vorgezogen werden können, die deutfche Chirurgie alfo durch fie nicht bereichert wird. Druck und Papier find gut.

W....r.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Hannover*, in der Helwing'fchen Hofbuchhandlung: *Medicinifch-pfychologifches Gutachten über die Verurtheilung des Lieutenant Emil de la Ronciere von den Affifen in Paris im Juli* 1835. Von *C. Chr. Matthäi*, Med.-Rath in Verden. 1836. IV u. 84 S. 8. (12 gr.)

Die Gefchichte des Fräuleins von Morell und des oben erwähnten Lieutenants ift in Deutfchland durch Zeitungen und andere Schriften fo bekannt geworden, dafs es unnöthig feyn wird, hier die Thatfache noch einmal zu erzählen. Der Vf. vorliegender Schrift fucht nun mit ziemlicher Gewifsheit darzuthun, dafs der Lieutenant an dem, ihm zur Laft gelegten nächtlichen Ueberfalle des Fräulein von Morell gänzlich unfchuldig, und defshalb auch ungerechter Weife verurtheilt worden fey, und dafs befagtes Fräulein die ganze Gefchichte felbft erfunden und verbreitet habe. Den Gründen des Vfs. können wir jedoch nicht unbedingt beyftimmen, obgleich wir ihnen einen hohen Grad von Wahrfcheinlichkeit nicht abfprechen wollen. Wir müffen erft noch die Vertheidiger des Fräuleins hören, ehe wir mit Beftimmtheit urtheilen können. Auf jeden Fall aber hat die ganze Gefchichte, die zuletzt nichts Anderes als ein gewöhnliches franzöfifches Abenteuer ift, bey welchem vielleicht der Hr. Lieutenant fo gut als das gnädige Fräulein Schuld tragen, das *pfychologifche* Intereffe nicht, das ihm der Vf. beylegt.

J. B. F—h.

Stuttgart, b. Brodhag: *Chemifch-medicinifche Unterfuchungen über den menfchlichen Urin.* Von Dr. *G. Duvernoy*, prakt. Arzte zu Stuttgart. 1835. 59 S. gr. 8. (9 gr.)

Eine Schrift, welche, ohne Anfprüche auf die Bekanntmachung von Refultaten eigener Forfchungen, alles Dasjenige zweckmäfsig zufammenftellt, was tüchtige Chemiker der neueren Zeit vom Farbeftoffe des Urins, von der Art des Vorkommens der Harnfäure im Urine, vom Harne im kranken Zuftande, namentlich von der Veränderung deffelben in Fieberkrankheiten und über die Bildung der Harnfteine gefagt haben. Die jüngften Entdeckungen von *Braconnot* hinfichtlich des Cyanurins und Melanurins fcheinen jedoch eben fo, wie die Nachweifungen von *Frommherz* und *Gugert* über die Befchaffenheit des Harns bey Gichtkranken und jene von *Cantu* im Betrachte des Vorhandenfeyns von Queckfilber im Urine der mit Mercurial-Einreibungen behandelter luftfiechen Perfonen, dem Vf. unbekannt geblieben zu feyn.

— e —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1837.

BIOGRAPHIE.

BERLIN, b. Dunker und Humblot: *Leben des Generals Hans Karl von Winterfeldt.* Von *K. A. Varnhagen von Enfe.* Mit *Winterfeldt's* Bildniffe. 1836. 234 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Der Charakter und das Wirken *Winterfeldt's* ift fowohl von feinen Zeitgenoffen, als auch von einem Theile ihrer Nachfolger auf mannichfache Weife angefochten und entftellt worden, fo dafs eine aus bisher unbenutzten Quellen gefchöpfte unparteyifche Biographie diefes ausgezeichneten Generals als ein fehr dankenswerthes Unternehmen erfcheint. Hr. *Varnhagen von Enfe*, im Gebiete der Biographie längft rühmlich bekannt, ftellt hier ein Seitenftück zu feiner Schrift über *Seydlitz* auf, hat aber, wenn wir richtig urtheilen, feinen neueften Helden mit mehr Vorliebe behandelt, als den grofsen Reiter-General. Es ftanden ihm hiebey befondere Quellen zu Gebote, von denen wir nur 3 Bände eigenhändiger, zwifchen dem Könige Friedrich d. Gr. und Winterfeldt gewechfelter Schriften erwähnen. Und fo erfcheint denn auch Winterfeldt unter feiner Feder in einem neuen, bisher unbekannten Lichte. — Wir geben eine kurze Skizze der vorliegenden Biographie, indem wir befonders die abweichenden Anfichten des Vfs. herauszuheben beabfichtigen.

Hans Karl v. Winterfeldt, geb. den 4 April 1707 zu Vanfelow in Vorpommern, trat nach dem Tode feines Vaters im 14ten Jahre in ein preuffifches Küraffier-Regiment als gemeiner Reiter. Bey der nächften Mufterung fiel er dem Könige Friedrich Wilhelm I wegen feines ftattlichen Ausfehens auf, und ward von diefem als Lieutenant in die Grenadier-Garde verfetzt, wo er feiner ausgezeichneten Eigenfchaften wegen in kurzer Zeit zum Adjutanten ernannt und vom Könige befonders lieb gewonnen wurde. Als im Jahre 1732 die damalige Regentin von Rufsland, Grofsfürftin Anna, fich von dem Könige von Preuffen eine Anzahl Unterofficiere zur Einübung einiger neu errichteter Feldregimenter erbat, ward Winterfeldt mit diefen nach St. Petersburg abgefendet, wo er eine Stieftochter des Grafen Münnich kennen lernte, mit der er fich fpäter vermählte. — Nicht ungern fah es der König, dafs auch der Kronprinz fich dem entfchloffenen und aufgeweckten jungen Manne anfchlofs; Winterfeldt löfte hier die fchwierige Aufgabe, fich in der Gunft Beider feftzufetzen und zu erhalten. Nach dem Tode Friedrich Wilhelms I ernannte ihn der neue König vom Lieutenant zum Stabsofficier und Flügeladjutanten. Die erfte wichtige Miffion, zu welcher er verwendet wurde, war die an den Petersburger Hof, wo er mit folchem Erfolge dem Einfluffe Oefterreichs entgegenarbeitete, dafs er nicht nur die Erneuerung des Defenfiv-Vertrags zwifchen Rufsland und Preuffen, fondern auch die Erhöhung des Hülfscorps auf das Doppelte bewirkte. Dafs diefes Bündnifs nur von kurzer Dauer war, lag in anderweitigen politifchen Verhältniffen. An der Eroberung von Glogau hatte Winterfeldt, der mit einem Grenadier-Bataillon den Eingang durch das Protter-Thor erzwang, rühmlichen Antheil. Nicht minder zeichnete er fich in der Schlacht von Mollwitz aus, wo er leicht verwundet wurde. Der glückliche Ausgang des Gefechtes bey Rothfchlofs am 17 Mai 1741 ift ganz feinen umfichtigen Anordnungen zuzufchreiben. Winterfeldt rühmte in feiner Relation Ziethen's kühnes Benehmen, deffen glänzende Laufbahn von jenem Zeitpuncte an begann. Allein zu gleicher Zeit beginnt auch die Kälte und Feindfchaft, welche diefe beiden Männer mehr und mehr trennte. Hier findet der Vf. zum erften Male Gelegenheit, die fchiefen Urtheile zu berichtigen, welche Ziethen's begeifterte Biographin, Frau *von Blumenfeld*, in ihrem Werke über Winterfeldt fällt. Noch in demfelben Jahre ward Letzter zum Obriftlieutenant und Obriften ernannt.

Während des Feldzuges im J. 1742 war Winterfeldt in gewohnter Thätigkeit um den König, der ihn häufig mit befonderen Ausführungen beauftragte. Bey Czaslau hatte er wiederholt Gelegenheit, fich unter den Augen des Königs auszuzeichnen, und feinen hellen Ueberblick, wie feine rafche Entfchloffenheit, darzuthun. Während des Friedens blieb Winterfeldt als Generaladjutant dem Könige zur Seite. — Beym Ausbruche des zweyten fchlefifchen Kriegs erhielt er den wichtigen Auftrag, Sachfens Zuftimmung zu des Königs Einfall in Böhmen zu erwirken; mit welcher Thätigkeit er fich deffelben entledigte, geht aus der angeführten Correfpondenz mit dem Könige hervor. Seiner Fürforge war die Verpflegung des 80,000 Mann ftarken preuffifchen Heeres durch Sachfen überlaffen, worauf er wieder in das Hauptquar-

tier des Königs nach Prag eilte. Bey den vielfachen Verfchickungen, zu welchen der König ihn brauchte, gerieth Winterfeldt oft in unangenehme Lagen, wenn fein Auftrag ihn für den Augenblick über feinen Dienftrang erhob, und fein Anfehen nicht gehörig erkannt wurde, wobey er doch dem königlichen Befehle nichts vergeben durfte.

Nach dem Tode des Kaifers Karl VII im Anfange des Jahres 1745 änderte fich das Verhältnifs Preuffens in dem bisherigen Kriege gänzlich. Es bedurfte der gröfsten Kraftanftrengung, um den Krieg glücklich und bald zu beendigen. Winterfeldt's Eifer und Thätigkeit wurde hiebey in ftärkften Anfpruch genommen. Er hatte immer die kundigfte Ueberficht, die mannichfachften Nachrichten und das treffendfte Urtheil. Mit einer verhältnifsmäfsig kleinen Truppenzahl deckte er Oberfchlefien gegen die Streifzüge der Ungarn. Seine militärifche Thätigkeit ward um diefe Zeit durch Aufträge, Berichte an den König u. f. w. fo fehr in Anfpruch genommen, dafs er den Obriften von Nazmer wegen feines confufen Schreibens um Verzeihung bittet, und hinzufügt: „Ich bin aber fo gefchoren, dafs ich mich nicht zu retten weifs, und kann mich, feit ich aus Neifse bin, nicht rühmen, dafs ich des Nachts zwey Stunden gefchlafen habe, manche Nacht gar nicht."

Der Vf. theilt hier einige Briefe Winterfeldt's an den Geh. Cabinetsrath Eichel mit, aus welchen fein Diensteifer und feine kräftige Gemüthsart hervorleuchtet. Eben fo wird ein Theil der Correfpondenz zwifchen dem Könige und Winterfeldt citirt, woraus erhellt, dafs Erfter immer feine Zufriedenheit mit W's. Mafsregeln ausfpricht, und feine Urtheile billigt. Sein Antheil an dem glücklichen Treffen bey Landshut gegen Nadasdy wird ausführlich erzählt, und er dafür zum Generalmajor befördert: Bey Hohenfriedberg befehligte er nebft dem General Dumoulin die Vorhut, und der König übertrug Beiden die Verfolgung des gefchlagenen Feindes. Die muthige Hingebung, mit welcher er fich bey jeder Gelegenheit den Kugeln preisgab, zog ihm einen liebreichen Verweis des Königs zu, der ihm anbefohl, fich künftig ohne Noth nicht blofszuftellen. Winterfeldt's Antwort bezeichnet feine Denkweife: „Da Ew. Majeftät allergnädigfte Ordres mir allerzeit ganz heilige Gefetze feyn, fo werde auch denfelben darin folgen, mich nicht unnöthig zu exponiren. Ich wüfste auch nicht, dafs ich es bishero mehr gethan, als es meine Schuldigkeit und Function erfodert; denn ob zwar die beiden letzten Gelegenheiten von keiner Wichtigkeit, fo find dennoch Umftände dabey gewefen, dafs ich habe gut Exempel geben, und zeigen müffen, dafs ich ihnen nichts mehr zumuthete, als wozu ich mich felbft exponirte, und wenn derjenige, welcher ausgefchickt ift, das nicht thut, und felbft nach Allem fieht, was vorgeht, fo fchonen fich alle Untergebenen, und rapportiren von der Sachen viel gefährlicher, als fie in der That an fich felbft ift, wenn man fie felber fieht, und Contenance halten laffet."

Bey Gelegenheit des Gefechtes bey Kath. Hennersdorf berichtigt der Vf. die häufig verbreitete Anficht, als fey diefer Sieg die alleinige That Ziethen's, indem er Winterfeldt's Antheil heraushebt, unter deffen Befehlen Ziethen an diefem Tage geftanden hatte. Letzter fafste von jenem Tage an einen unverföhnlichen Hafs gegen Winterfeldt. — Zu Ende diefes Jahres fchrieb der König an Winterfeldt: „Der Frieden ift richtig. Alfo wenn Er wird die Hufaren durchgemuftert haben, und in Breslau wegen Lieferung der Pferde Anftalt gemacht, fo kann Er zu mir nach Berlin kommen. Frch."

Winterfeldt nahm fofort feine Stelle als Generaladjutant wieder ein, und der Vf. fchildert feine Wirkfamkeit während des Friedens ausführlich. Aufser einigen diplomatifchen Verwendungen, war feine Thätigkeit, fo wie feine Stellung unter dem Könige, eigentlich die eines Kriegsminifters oder Major-Generals. Häufig kam er in Fälle, wo ihm die Befehle des Königs gegenüber von Perfonen höheren oder dienftälteren Ranges ein nachdrückliches Verfahren auferlegten. Eine fanftere Gemüthsart würde vielleicht mancher Feindfchaft vorgebeugt, aber dann auch fchwerlich den Erwartungen des Königs völlig entfprochen, und den ftrengen Foderungen des Dienftes fo genügt haben, wie diefs Winterfeldt rückfichtslos für alles Andere zu thun gewohnt war. Viele feiner Kriegscameraden, und felbft Mitglieder der königl. Familie, hegten ihm offenen oder heimlichen Widerwillen, der mit dem fteigenden Vertrauen des Königs noch wachfen mufste. Dazu kamen mehrere Aufträge, wie z. B. der Befehl, Ziethen's Hufaren einzuhetzen, weil diefer nur wenig Gefchick als Befehlshaber im Frieden zeigte, ferner die Unterfuchung gegen den Genie-General von Wallrave, der fich grofse Veruntreuungen hatte zu Schulden kommen laffen u. f. w., die ihm vielfache Feindfchaften zuzogen.

Auf den Reifen, welche Winterfeldt zu Herftellung feiner Gefundheit nach Carlsbad unternahm, knüpfte er manche Verbindungen an, welche in der Folge von gröfster Wichtigkeit waren; eben fo brachte er mehrere ausgezeichnete öfterreichifche Officiere in den preuffifchen Dienft, welche fämmtlich feiner fördernden Empfehlung durch ihre Thaten Ehre machten. In politifcher Beziehung weihte ihn das unbedingte Vertrauen des Königs in die geheimften Verhältniffe ein; fein richtiger Blick, fein Reichthum an Hülfsmitteln, feine kühnen Anfchläge machten ihn auch auf diefem Gebiete dem Könige immer nothwendiger und fchätzbarer. Seinen Bemühungen gelang es, gegen Ende des Jahrs 1754 jede Woche regelmäfsig durch einen Unterhändler die Abfchrift der Depefchen zu erhalten, welche in Dresden über den Fortgang der von Oefterreich und Rufsland im Vereine mit Sachfen gegen Preuffen gerichteten Anfchläge von Wien und St. Petersburg einliefen. — Kurz vor dem Ausbruche des 7jährigen Krieges ward Winterfeldt zum Generallieutenant, Gouverneur von Kolberg und Inhaber eines Inf.-Regiments ernannt, bey welcher Gelegenheit fich feine Uneigennützigkeit

in glänzendem Lichte zeigte. Die Einkünfte des seit einigen Jahren erledigten Regiments betrugen 10,000 Thaler, mit denen der König ihn absichtlich hatte bedenken wollen. Winterfeldt nahm jedoch diese Summe nicht an, sondern vertheilte den ganzen Betrag an Officiere und Gemeine, die einer Unterstützung oder Belohnung werth waren.

Dass Friedrich so unerwartet den ersten Feldzug des 7jährigen Krieges eröffnete, dazu soll ihn, nach des Vfs. Angabe, insbesondere Winterfeldt durch seine unermüdeten Berichte über die Lage der feindlichen Cabinete bestimmt haben. Nach dem Einfalle in Sachsen ging Winterfeldt's Rath unmittelbar dahin, das feste Lager bey Pirna zu stürmen, und dann rasch bis Prag vorzudringen, wozu er, nach dem Zeugnisse Retzow's, einen meisterhaften Entwurf machte. Der König, der gleich im Anfange des Krieges nicht so Viel wagen wollte, beschloss, die Sachsen durch Mangel zur Uebergabe zu zwingen. Der Markgraf Karl von Brandenburg erhielt dieses Commando, und Winterfeldt ward ihm beygegeben; er verhütete durch sein kräftiges Einschreiten manchen Fehler, den der Markgraf zu begehen im Begriffe war, und führte endlich die bekannte Capitulation von Pirna herbey.

Den Winter über hatte Winterfeldt den Auftrag, von Landshut aus Schlesien zu decken. Während dieser ganzen Zeit sehen wir ihn in ununterbrochener Correspondenz mit dem Könige, der alle seine Entwürfe vorher mit W. besprach, und auf dessen Ansichten grosen Werth legte. Man folgt diesem Briefwechsel mit um so grösserem Interesse, da derselbe nicht nur Aufschluss giebt über das Verhältniss beider Briefsteller, sondern auch über die politische Lage der damaligen bewegten Zeit.

Zu Anfange des nächsten Jahres war in Winterfeldt's fruchtbarem Geiste der Plan gereift, den Feldzug mit einem raschen Einfalle in Böhmen zu eröffnen, und hier den Hauptschlag zu thun. Diesen Plan, den der Vf. ausführlich mittheilt, sendete Winterfeldt von Landshut aus an den König, und schloss mit den Worten: „dass dieser Plan, wills Gott, mit Glorie wird ausgeführt werden, davon bin ich so gewiss überzeugt, dass, wenn ich zehn Köpfe und Leben hätte, ich solche Ew. Majestät davor zum Unterpfande geben wollte.“ Den ganzen über diesen wichtigen Punct geführten Briefwechsel theilt der Vf. aus Rücksicht für seine militärischen Leser mit, wofür ihm diese allerdings zu danken verpflichtet sind; zu gleicher Zeit stellt er hier lebendig vor Augen, in welch' grosartigem Verhältnisse hier zwey kriegsgewaltige Geister verbunden waren, Herrscher der eine, Diener der andere, doch beide durch Anerkennung und Zutrauen, wie durch Eifer und Hingebung, den Unterschied auf Augenblicke fast ausgleichend, ohne den ursprünglichen Standpunct im Geringsten zu verrücken.

Der Feldzug 1757 begann nach den Rathschlägen Winterfeldt's, wenn gleich der König diesen eine eigene Gestalt gab. Der Einbruch in Böhmen geschah in vier Heerabtheilungen zu gleicher Zeit. Bey Prag kam es am 6 Mai zu entscheidender Schlacht; Winterfeldt's Antheil an derselben geht am klarsten aus seiner eigenen Relation hervor, welche er zwey Tage später seinem Secretär in die Feder dictirte; er selbst war am Halse verwundet worden, was jedoch seine Dienstthätigkeit nicht zu unterbrechen vermochte; er blieb nebst dem Feldmarschall Keith zur Einschliessung von Prag zurück.

Der unglückliche Ausgang der Schlacht bey Kollin änderte die Lage der Dinge für Preussen vollkommen. In Böhmen konnten sich die Preussen nicht mehr halten, und kaum vermögend, Schlesien und Sachsen gegen die siegreichen Oesterreicher zu decken, sollten sie auch noch den vorrückenden Russen und Franzosen die Spitze bieten. Der König eilte vor Prag, liess Winterfeldt und Retzow rufen, und legte diesen beiden Vertrauten seine verzweifelte Lage ganz offen dar. Bey den Unterredungen, welche hier Statt fanden, machte Winterfeldt einst den verwegenen Vorschlag, wenn denn wirklich der ganze Staat fast verloren scheine, so möchte der König ein Aeusserstes wagen, und das Geringere aufgeben, um vielleicht ein Grösseres zu gewinnen. Er solle seine besten Truppen zusammenraffen, an ihrer Spitze in Frankreich einbrechen, und ein zweyter Klodwig dort Land und Volk sich erobern; der Krieg aber müsse nicht gegen das Volk, sondern nur gegen den verachteten Hof und die elendeste aller Regierungen geführt, das französische Ehrgefühl nicht nur geschont, sondern kräftig angesprochen werden, und die Verheissung eines besseren Zustandes den preussischen Fahnen vorhergehen, den die Franzosen willig von einem Könige empfangen würden, in welchem sie schon längst einen ihnen verwandten Geist anerkannten. — Die von Kollin zurückgekommenen Truppen stellte der König unter die Befehle des Herzogs von Bevern, und theilte diesem Winterfeldt zu. Später übernahm des Königs Bruder, Prinz August von Preussen, der muthmasfsliche Thronerbe, den Oberbefehl über diese Armee, mit der Weisung, in schwierigen Fällen den Rath Winterfeldt's zu befolgen. Hiedurch kam Winterfeldt in eine Lage, in der seine grosen Eigenschaften nicht wirken konnten, vielmehr ihm nur Widerwillen und Hass zuzogen. Der Feldzug des Prinzen von Preussen fiel unglücklich aus. Der Rückzug aus Böhmen hatte die traurigste Gestalt. Bey Bautzen ward beschlossen, Halt zu machen, und den König abzuwarten. Der Prinz versammelte alle seine Generale, und ritt ihm entgegen; nur Winterfeldt und Golz fehlten, welche der König schon früher zu sich beschieden hatte; eine Viertelmeile von Bautzen begegneten sich die beiden Brüder. Hier fand nun jener bekannte merkwürdige Auftritt Statt, an welchen sich viele beklagenswerthe Folgen anreihten. Der König wich dem Prinzen aus; nach dem Einrücken in das Lager musste Winterfeldt, auf ausdrücklichen Befehl des Königs, öffentlich im Parade-Kreise, in welchem der Prinz und alle seine Generale standen, denselben sagen: „Sie hätten

Alle verdient, dafs über ihr Betragen ein Kriegsgericht gehalten würde, wo fie dann dem Spruche nicht entgehen könnten, die Köpfe zu verlieren; indefs wolle es der König nicht fo weit treiben, weil er im General auch den Bruder nicht vergeffe.“ Der König ftand unweit des Kreifes und horchte, ob Winterfeldt auch genau der ihm befohlenen Ausdrücke fich bediente. Winterfeldt, fo erzählt ein Augenzeuge, that es, aber mit Schaudern, und er konnte den Ausdruck feiner Worte fogleich fehen; denn der Prinz trat fogleich aus dem Kreife und ritt, ohne den König zu fprechen, nach Bautzen.

Winterfeldt ward allgemein als der Urheber der Ungerechtigkeit und Härte des Königs bezeichnet, obgleich durch nichts erwiefen ift, dafs er dem Könige heimliche Berichte über den Prinzen abgeftattet, und noch weniger, dafs er diefen oder einen feiner Generale verleumdet habe. Freylich durfte er dem Könige die üble Leitung der Operationen, auf deffen Frage, nicht verhehlen. Der unglückliche Ausgang des brüderlichen Zwiftes — denn der Prinz ftarb im folgenden Jahre aus Gram zu Oranienbaum — gab Winterfeldt's Namen noch mehr der üblen Nachrede preis, welche bisweilen fogar den König in feinem Lieblinge treffen follte.

Winterfeldts Laufbahn nähert fich jetzt ihrem Ende. Während der König mit einem Theile der Armee fich gegen die Franzofen nach Thüringen wandte, blieb der Herzog von Bevern, dem Winterfeldt beygegeben war, in der Laufitz mit 36,000 Mann den Oefterreichern gegenüber zurück. Das Mifsverhältnifs, welches bisher fo fchlimme Früchte gebracht, wurde hiedurch fortgefetzt, und der fchon vorhandene Widerwille unglücklich gefteigert, da auch Ziethen fich bey diefem Corps befand. Beym Abfchiednehmen umarmte der König Winterfeldt mit den Worten: „Bald hätte ich vergeffen, Ihm Seine Inftruction zu geben! Nur diefe weifs ich für Ihn: Erhalte Er Sich mir!“

Bey dem Ueberfalle von Moys, nachdem Winterfeldt vergebens von dem Herzoge von Bevern dringend Verftärkung gebeten hatte, ward er, im Vorrücken begriffen, durch den Schufs eines Kroaten in die Bruft tödtlich verwundet, und ftarb am folgenden Tage, den 8ten November. Als der König diefe Nachricht erhielt, rief er aus: „Gegen die Menge meiner Feinde hoffe ich noch Rettungsmittel zu finden, aber einen Winterfeldt finde ich nicht wieder!“ und Thränen entftürzten feinen Augen.

Zum Schluffe entwirft der Vf. ein Bild von Winfeldt's Geftalt, von feinem Charakter als Menfch und Soldat; im Jahre 1777 liefs Friedrich d. Gr. feines Freundes Standbild von Marmor auf dem Wilhelmsplatze errichten. Dagegen auf dem Denkmale, welches der Prinz Heinrich von Preuffen zum Andenken feines Bruders Auguft Wilhelm und aller Helden der drey fchlefifchen Kriege zu Rheinsberg auf-ftellen liefs, fehlt Winterfeldt's Name, während viel Mindere dort aufgezeichnet find.

— s —

SCHÖNE KÜNSTE.

DRESDEN und LEIPZIG, b. Arnold: *Dramatifches Vergifsmeinnicht* für das Jahr 1836, aus den Gärten des Auslandes nach Deutfchland verpflanzt von *Theodor Hell.* 13tes Bändchen. Enthält: *Caravaggio* (1599), Drama in 3 Aufzügen, und: *Geliebt und todt!* Luftfpiel in 1 Aufzuge. 1836. 146 u. 96 S. 8. (1 Thlr.)

[Vergl. Jen. A. L. Z. 1835. No. 86.]

Ob das erfte, nach dem Franzöfifchen frey bearbeitete Stück, welches diefer Almanach enthält, auf *hiftorifchen* Grund und Boden gebauet ift, wiffen wir nicht; jedenfalls aber können wir es allen deutfchen Bühnen als ein fehr brauchbares empfehlen. Es ift ein mit Umficht behandeltes und auf theatralifchen Effect berechnetes Drama, die Situationen find anziehend, gehen mit Leichtigkeit, natürlich, eine aus der anderen hervor, die Spannung wird bis zum Schluffe rege erhalten, der Ausgang des Ganzen überrafcht, da man ihn nicht, wie bey fo vielen anderen theatralifchen Producten, fchon in den erften Scenen erräth, und der Charakter Caravaggio's ift wahr und von Anfang bis zu Ende trefflich gehalten. — Ohne grofse poetifche Tiefe in Behandlung des Stoffs wird dennoch diefe Uebertragung bey einigermafsen guter Darftellung fich auf die Bretter Eingang zu verfchaffen wiffen. Die Aufführung des Drama's auf der Dresdener Bühne rechtfertigt diefe Behauptung. — Das einactige Luftfpiel nach *Scribe* und *Dumanoir* ift ebenfalls mit Gefchmack und Gewandtheit übertragen, der Dialog fein und fliefsend, und auch ihm dürfen wir ein günftiges Refultat, jedoch nur bey tüchtiger Befetzung und rafchem Spiele, prophezeien. Der fprach- und bühnenkundige Ueberfetzer verdient daher den Dank des Publicums.

F. + Z.

BERLIN, b. Plahn: *Gedichte* von *Romulus Heilmann.* 1836. 106 S. 8.

Ein angenehmes Talent, welches das Erlernbare in der Poefie mit Gefchmack und einem feinen Gehöre gut ausgebildet hat, und defshalb gefällt, wenn es nicht Anfprüche macht, ein hochbegabtes Dichtergenie zu feyn, nicht eine Begeifterung erzwingen will, welche die Natur ihm verfagte. Weil Hr. *H.* nichts von jenen Unfertigkeiten an fich hat, vielmehr feinen leicht fliefsenden Verfen auch durch inneren Gehalt, ein herzliches Anfchmiegen an die Natur, ein verftändiges Anfchlagen des Romanzentons, Werth giebt, fo würde es unbillige Befangenheit verrathen, wenn man den freundlichen Gaben die freundliche Aufnahme verweigerte.

n.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1837.

MATHEMATIK.

Wien, b. Gerold: *Lehrbuch der reinen Elementar-Geometrie*, zum öffentlichen Gebrauch und zum Selbstunterrichte, von *Joseph Salomon*, Professor am k. k. polytechnischen Institut in Wien. Zweyte durchaus verbesserte Auflage. Mit fünf Kupfertafeln. 1833. VIII und 300 S. gr. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Weder Schreibsucht, noch Eigennutz, sondern lediglich die Absicht, seinen Schülern nach Kräften zu nützen, bewog den Vf. zur Herausgabe dieser Schrift, indem ein bestimmtes Handbuch sowohl das Studium einer Wissenschaft erleichtere, als auch dieselbe angenehmer mache, und dem Schüler die Gelegenheit zur Vorbereitung gewähre. Hr. *S.* bemerkt, die Bedürfnisse seiner Zuhörer vorzugsweise berücksichtigt, und deswegen nicht alle Theile gleichförmig behandelt zu haben, indem ein Theil seiner Schüler sich für das Studium der höheren Mathematik vorbereite, ein anderer jenes für gründliche Betreibung der physikalischen Wissenschaften vorziehe, und manche auch aus Liebe für die Mathematik den Vorlesungen beywohnten, weswegen er an einem Orte ausführlicher, am anderen kürzer und bündiger verfahren sey. In wie weit der Vf. seinen Zweck erreicht hat, wird Rec. später näher bezeichnen, da ihm das Erscheinen in der 2ten Auflage keinen Massstab für die Vortrefflichkeit des Werkes abgeben kann, indem innerhalb 13 Jahren ein Verfasser, bey einer nur mässigen Anzahl von Zuhörern, seinem Werke einen ziemlich bedeutenden Absatz verschaffen, und selbst eine 2te Auflage möglich machen kann.

In der 2ten Auflage hat der Vf. an der Gestalt nichts geändert, weil sie, nach seinen Beobachtungen, den oben angegebenen nächsten Zweck nicht ganz verfehlt habe. Mehrere Begriffe will er in dieser 2ten Auflage allgemeiner gegeben, einzelne Sätze strenger begründet, andere vereinfacht, und alles nicht unmittelbar zum Systeme Gehörige ausgeschieden haben. Viele Lehrsätze und Probleme waren in der 1sten Auflage bloss wegen des besonderen Interesses, oder wegen ihres praktischen Nutzens eingeschaltet, damit der Anfänger die Hülfssätze jedesmal gleich anwenden lernte, und so zur deutlichen Einsicht der Theorie selbst gelangen sollte. Der Vf. machte jedoch die Erfahrung, dass mittelmässige und schwächere Schüler für ein Examen sich die Arbeit dadurch erleichterten, dass sie alle, nach ihrer Ansicht, zu Nebensätzen gehörigen Darstellungen wegliessen, und durch Missgriffe dabey es sich unmöglich machten, die Theorie gründlich aufzufassen, und das Gefoderte zu leisten. Zur Beseitigung dieses Uebels stellte er in dieser Auflage bloss diejenigen Lehrsätze und Aufgaben zusammen, welche in absolut nothwendiger Verbindung stehen, und das System der Geometrie bestimmen.

Hierin besteht ein wesentlicher Vorzug dieser 2ten Auflage vor jener ersten. Für jede besondere Disciplin, oder für jeden besonderen Zweig des Wissens giebt es gewisse Sätze, welche das Ganze beherrschen; diese allgemeinen Wahrheiten müssen daher im Eingange zusammengestellt, dem Lernenden zum klaren Bewusstseyn gebracht werden, und ihm zu Stützpuncten für alle anderen Entwickelungen dienen. Hiezu gehören vorzüglich die aus umfassenden Erklärungen sich ergebenden Grundsätze und eine gewisse Anzahl von Lehrsätzen und ihren Beweisen; auch einige umfassende Aufgaben darf man nicht übersehen, z. B. der Parallelentheorie liegt die Wahrheit, dass Winkel, deren Schenkel gleiche Neigungen haben, sich gleich sind, und die Aufgabe, einen einem gegebenen gleichen Winkel zu construiren, zum Grunde. Die Aehnlichkeit der Dreyecke beherrscht der Grundsatz, dass die Gleichheit der Winkel die Aehnlichkeit der Figuren bedinge, und der Lehrsatz, dass, wenn man den einen Schenkel eines Winkels in unter sich gleiche Theile theilt, und Parallelen nach dem anderen Schenkel von diesen Theilungspuncten zieht, auch dieser in unter sich gleiche Theile getheilt werde, begründet die Proportionalität der Seiten ähnlicher Dreyecke u. s. w.

Um den fleissigeren und talentvolleren Schülern Gelegenheit darzubieten, ihre eigenen Kräfte zu versuchen, die mit klarem Bewusstseyn aufgefassten Sätze anwenden, und das Vergnügen des Selbstfindens geniessen zu können, hat der Vf. eine grosse Anzahl von Lehrsätzen und Aufgaben gesammelt, nach dem Systeme des Lehrbuchs geordnet, und die Beweise und Auflösungen der Selbstthätigkeit des Jünglings entweder ganz, oder theilweise überlassen. Nur bedauert Rec., vom Vf. darin einen Missgriff gemacht zu sehen, dass er sie nicht diesem Werke mit einiger

Auswahl beygefügt hat. Die Sammlung von Lehrſätzen und Aufgaben aus der Planimetrie erſchien im vorigen Jahre; eine ähnliche aus der Stereometrie ſoll nächſtens erſcheinen. Den Zweck des Selbſtdenkens und Selbſtfindens würde jedoch der Vf. im Beſonderen dadurch noch ſehr einflusreich und umfaſſend erreicht haben, wenn er aus den Hauptlehrſätzen einer Materie jedesmal die unmittelbar ſich ergebenden Wahrheiten nur ganz kurz angedeutet, und als Folgeſätze aus jenen den Schüler hätte entwickeln laſſen. Dieſes Verfahren hat jedoch der Vf. ganz überſehen, und eben deſswegen in der ganzen Darſtellung das nicht erreicht, was er wollte. Im Beſonderen tadelt es Rec., daſs von jenen eigentlichen Folgeſätzen gar nichts geſagt, und daſs dieſelben mit den Zuſätzen verwechſelt ſind, obgleich ſie ſich weſentlich darin unterſcheiden, daſs der Folgeſatz eine aus dem Lehrſatze ſich unmittelbar ergebende, keines weiteren Beweiſes bedürfende Wahrheit darbietet, die Jeder, der den Lehrſatz aufgefaſst hat, zugleich erkennet und zureichend begründet findet; der Zuſatz aber eine noch näher zu erweiſende Behauptung oder zu löſende Foderung enthält, welche gewöhnlich den Aufgaben beygefügt wird u. ſ. w.

Wie ſehr übrigens Anfangs leichtere, dann ſchwerere Lehrſätze und Aufgaben, welche den Lernenden zum Beweiſen oder Auflöſen vorgegeben werden, um daran die abgehandelten Materien zu üben, zur Aufmunterung des Eifers und der Thätigkeit, zur Anregung von Luſt und Liebe zum geometriſchen Studium und zur Erzielung einer gewiſſen Selbſtſtändigkeit und eines gewiſſen Zutrauens zu ſich ſelbſt beytragen, muſs man aus eigener Erfahrung beobachtet, und ſich von den dadurch gewonnenen Fortſchritten der Schüler überzeugt haben, wenn man ihren Nutzen nach ihrem ganzen Inhalte und Umfange kennen lernen will. Dieſe wenigen Angaben mögen hinreichen, das Verhältniſs der 2ten Auflage zur erſten allgemein zu bezeichnen. Rec. wendet ſich zum eigentlichen Inhalte der Schrift und zur kurzen Beleuchtung, in wiefern dieſelbe wahren wiſſenſchaftlichen Werth, der Vf. ſeinen Zweck richtig verfolgt und ſeine Abſicht erreicht hat.

Die Schrift zerfällt in zwey Theile, deren erſter nach einer kurzen Einleitung von 4 Seiten in 7 Abſchnitten die allgemeinen Grundbegriffe, die Congruenz der Dreyecke und die darauf beruhenden Wahrheiten, die Parallellinien, Proportionallinien und Aehnlichkeit der Dreyecke, die Parallelogramme und Vielecke überhaupt, den Kreis, die in und um den Kreis beſchriebenen Vielecke, und endlich die Beſtimmung der Flächenräume ebener Figuren, die Vergleichung, Verwandelung und Theilung derſelben, behandelt. Der 2te beſchäftigt ſich in 5 Abſchnitten mit der körperlichen Geometrie, und zwar mit der Lage der geraden Linien gegen ebene Flächen und der Ebenen gegen einander, mit den Körperwinkeln, mit Erklärung und Eintheilung der Flächen und Körper, mit den allgemeinen und beſonderen Eigenſchaften eckiger Körper, mit ihren Kennzeichen, mit der Aehnlichkeit, mit der Ausmeſſung und Vergleichung derſelben, mit den regelmäſsigen Körpern, und endlich mit dem Cylinder, mit dem Kegel und mit der Kugel. In einem Anhange findet man verſchiedene Conſtructionen der beſtimmten Gleichungen des 1ſten und 2ten Grades.

In Betreff der Anordnung der Materien des erſten Theils ſtimmt Rec. mit dem Vf. nicht ganz überein, obgleich er die Anordnung zweckmäſsiger, dem Weſen der Geometrie entſprechender und dem gründlichen Studium förderlicher findet, als in ſehr vielen Lehrbüchern der Geometrie. Rec. geht von dem Grundſatze aus, daſs die Betrachtungen einer Linie, die Vereinigung oder Parallelität zweyer Linien, des Dreyeckes, Viereckes, Vieleckes und Kreiſes hinſichtlich aller Linien-, Winkel- und Flächen-Verhältniſſe Gegenſtände der ebenen Geometrie ſeyen; daſs daher dieſe in der genannten Folge betrachtet werden müſsten. Die Parallellinien haben mit der Proportionalität und Aehnlichkeit der Dreyecke wohl Manches gemein; allein ſie müſſen der Congruenz der Dreyecke vorausgehen, wenn nach einem ſtreng logiſchen Syſteme verfahren werden ſoll. Alle anderen Anordnungen ſind dem Rec. wie aus dem Geiſte geſchrieben, und gerade ſo getroffen, wie er ſie in ſehr vielen Recenſionen ſeit einer langen Reihe von Jahren als dem Geiſte der Geometrie entſprechend gefodert und als allein richtig dargeſtellt hat.

Hinſichtlich der Gegenſtände des 2ten Theiles ſtimmt Rec. mit dem Vf. ebenfalls nicht ganz überein. Wir unterſcheiden regelmäſsige und unregelmäſsige Körper, und theilen Letzte wieder in prismatiſche, pyramidaliſche und ſphäriſche ein, was vom Vf. nicht verfolgt wird, weſswegen wir deſſen Darſtellungen dem Weſen der Stereometrie nicht entſprechend finden. Bey der ſpeciellen Beleuchtung bemerkt Rec. noch Einiges. Das Bisherige mag hinreichen, im Allgemeinen den Geiſt und wiſſenſchaftlichen Werth des Werkes kennbar, und den Leſer auf die Vorzüge und Mängel aufmerkſam zu machen.

Da Mathematik überhaupt eine Wiſſenſchaft iſt, ſo iſt, ſtreng genommen, die Geometrie keine ſelbſtſtändige, ſondern ein Theil jener Wiſſenſchaft. Indem die Raumgröſsen, womit ſich die Geometrie beſchäftigt, Linien, Winkel, Flächen und Körper ſind, ſollte man ſie in 4 oder doch wenigſtens in 3 Abtheilungen betrachten. Wir bedauern, vom Vf. aus Erklärungen oder Grundſätzen Zuſätze abgeleitet zu ſehen, da dieſes keine logiſche Darſtellung iſt; was derſelbe als Zuſätze angiebt, ſind theils Grundſätze, theils Folgeſätze. Zwey in einem Puncte ſich ſchneidende Linien nennt der Vf. zweckmäſsig *Secanten*; aber wir billigen nicht, daſs er bey Erklärung zuſammenſtoſsender Linien nicht zugleich den Winkel erörtert hat, und daſs er von ebenen Flächen ſpricht, bevor er dem Anfänger den Begriff einer Fläche verſinnlicht hat. Die Erörterung: Legt man zwey Dinge auf einander, und die Grenzen des einen fallen auf die des anderen, ſo ſind beide vollkommen gleich, und man ſagt, ſolche Gröſsen decken einander, oder

ſind congruent, iſt kein Axiom, wie der Vf. meint, ſondern eine Erklärung; er verwechſelt das Weſen jenes mit dem dieſer, was jedem ſachkundigen Leſer die Darſtellung zu erkennen giebt; aus ihr folgt dann der Grundſatz, daſs alle congruenten Gröſsen ſich gleich ſind.

Für die Erklärung des Winkels wäre Rec. vom Lothe und rechten Winkel ausgegangen, da dieſer die Baſis für die übrigen Winkelarten iſt, und eben ſo gut zu hohlen Winkeln gehört, wie der ſpitze und ſtumpfe. Der Begriff „Scheitelwinkel" ſagt nicht, was Verticalwinkel ſagt; für jenen muſs noch „gegenüberliegend" beygeſetzt werden. Die Gleichheit der Verticalwinkel kann aus keiner Erklärung folgen; ſie erfodert einen Beweis, und iſt Lehrſatz; eben ſo verhält es ſich mit dem Satze, daſs die Summe der Nebenwinkel = 2 R iſt, wie der Vf. ja ſelbſt in §. 14, ſich wiederholend, darſtellt. Die Lehre von den Parallelen iſt nicht nach Erfoderniſs gründlich behandelt; ſie beruht auf einigen Erklärungen und Lehrſätzen, wovon der Vf. nichts ſagt; dieſe muſs der Lernende zuerſt richtig aufgefaſst haben, bevor er zu anderen Diſciplinen übergehen darf. Daſs Radien und Durchmeſſer eines Kreiſes gleich ſind, ſind keine Zuſätze, wohl aber Grundſätze, indem ſie aus den Erklärungen unmittelbar ſich ergeben, und gewiſs von Jedem, der nur einigen geſunden Verſtand hat, erkannt werden. Was der Vf. von Winkeln im Kreiſe und ihrem Maſse u. ſ. w. hier ſagt, iſt nicht an der rechten Stelle; er greift dem wiſſenſchaftlichen Gange vor, und handelt mehrfach inconſequent.

In Anſehung der Dreyecke vermiſst Rec. die Erklärung über Abhängigkeit des Weſens, der Beſtimmungsſtücke, der beſtimmten Stücke und der Nothwendigkeit einer Seite unter jenen; auf ihr beruht die ganze Lehre von der Congruenz der Dreyecke; ohne ſie wird dieſe nicht rein und geiſtig aufgefaſst. Auch muſs man für die Beweiſe der Congruenz von den drey Seiten ausgehen, weil alle anderen Lehrſätze in ihren Erörterungen auf dieſen zurückgeführt werden. Was vom Gegenüberliegen der gleichen Winkel gegen gleiche Seiten geſagt wird, kann keine Folgerung congruenter Dreyecke ſeyn. Die Unterbrechung der Congruenz der Dreyecke durch andere Lehrſätze und Erklärungen wirkt nachtheilig; der Lernende muſs alle Kriterien über jene mit Einem Mal überſchauen; ſie dürfen alſo nicht getrennt werden. Die Erklärungen §. 33 gehören zu §. 19; denn aus ſolchen Erklärungen, wie z. B. von den Eigenſchaften, Beziehungen u. ſ. w. der Dreyecke, muſs der Lernende jene allgemeinen Wahrheiten als ſichere Anhaltspuncte für die ganze Lehre von den Dreyecken, ihrer Congruenz, Aehnlichkeit und ihrem Linien- und Winkel-Verhältniſſe entnehmen. Die Conſtruction eines einem gegebenen gleichen Winkels ſollte der Paralleltheorie vorausgehen. Nebſt dem billigt Rec. die Einmiſchung der Aufgaben unter die Lehrſätze nicht, ſondern will ſie nach der Abhandlung einer Materie als Anwendungen der vorgetragenen Lehren zuſammengeſtellt wiſſen.

Den Satz über das Verhältniſs des Auſsenwinkels, wofür der Vf. nicht zweckmäſsig „äuſserer" ſchreibt, was leicht zur Verwechſelung an Parallelen führt, zu ſeinem gegenüberliegenden inneren, würde Rec. ſo geſtellt haben, daſs dieſer Winkel den zwey Gegenwinkeln gleich iſt, woraus der Lernende dann von ſelbſt folgert, daſs derſelbe gröſser iſt, als jeder einzelne. Daſs die Summe der Dreyeckswinkel = 2 R iſt, und andere Lehrſätze, beruhen wohl auf der Paralleltheorie, gehören aber nicht zu ihr. Eben ſo verhält es ſich mit der Proportionalität der Dreyecksſeiten und mit der Aehnlichkeit der Dreyecke. Die letzte Lehre hat der Vf. ſehr zweckmäſsig mit den Verhältniſſen der Dreyecke verbunden; jedoch vermiſſen wir manche ſehr wichtige Lehrſätze, z. B. wenn man durch die Spitzen eines Dreyeckes mit den gegenüberliegenden Dreyecksſeiten Parallelen zieht, ſo entſtehen drey dem gegebenen congruente Dreyecke; wenn man irgend eine Dreyecksſeite und die Halbirungslinie halbirt, und durch deren Mitte von den anderen Dreyeckswinkeln Linien zieht, ſo werden an den übrigen zwey Dreyecksſeiten oben Stücke abgeſchnitten, welche dem Drittel der ganzen Linien gleich ſind, und manche andere Wahrheiten. Die Beſtimmung der mittleren Proportionallinien kann wohl arithmetiſch, aber nach den vom Vf. vorgetragenen Materien noch nicht geometriſch geſchehen. Die Aehnlichkeit der Dreyecke iſt ſehr weitſchweifig erörtert, und manche Lehrſätze und Beweiſe drehen ſich im Kreiſe herum, ſo daſs der Vf. nicht recht zum Ziele gelangen kann.

Zu den Eigenſchaften eines Parallelogrammes gehört auch die Halbirung der Diagonalen, welche der Vf. unrichtig von jenen trennt. Mit der Behandlung der übrigen Materien ſtimmen wir im Allgemeinen überein; nur weiſt der Vf. nicht deutlich und gründlich nach, wie die Natur des Viereckes und Vieleckes vollkommen beſtimmt iſt, woraus ſich alsdann die Congruenz, welche Gleichheit der Beſtimmungsſtücke, und die Aehnlichkeit, welche in der Gleichheit der Winkel, aber Proportionalität der Seiten beſteht, ſehr einfach ergeben hätten. Daſs der Durchmeſſer den Kreis und ſeine Peripherie halbire, hat der Vf. ſchon in §. 25 als Zuſatz bemerkt, hier ſtellt er die Wahrheit nochmals als Lehrſatz auf, was weder conſequent, noch zweckmäſsig iſt; der Beweis dafür iſt ein Cirkelbeweis, der am Ende nichts ſagt. Die Beſtimmung der Lage eines Kreiſes durch drey Puncte beruht eigentlich auf der Conſtruction deſſelben um ein Dreyeck. Daſs der Peripheriewinkel die Hälfte des Bogens, worauf er ſteht, zum Maſse hat, iſt reiner Folgeſatz von der Wahrheit, daſs derſelbe, wenn er mit dem Centriwinkel auf gleichem Bogen ſteht, halb ſo groſs iſt als dieſer; der Vf. kehrt die Sache um, was dem Weſen der Wiſſenſchaft nicht entſpricht. Der gröſste Theil der in dieſem Abſchnitte dargeſtellten Wahrheiten verdient ungetheilten Beyfall, und zeichnet ſich in der Entwickelung weſentlich gegen viele andere Lehrbücher aus. Aehnlich verhält es ſich mit den Darſtellungen der Wahrheiten von den in den Kreis gezeichneten Winkeln; der

Vf. bemüht sich, die Gegenstände möglichst deutlich zu erörtern, und erreicht seinen Zweck vollkommen; man wird in wenigen Lehrbüchern alle hieher gehörigen Elementarwahrheiten in demselben verständlichen Vortrage entwickelt finden; Rec. macht z. B. auf die Bestimmung des Verhältnisses zwischen dem Durchmesser und der Peripherie u. dgl. aufmerksam.

Für die Berechnung des Flächenraumes einer Figur vermissen wir eine einsichtsvolle Entwickelung der Elemente, wovon jene abhängt; aus dieser erkennt der Lernende bald, dass der Inhalt eines Parallelogrammes ein Product aus dem Masse der Grundlinie in das der Höhe ist, woraus er alsdann die verschiedenen Verhältnisse zweyer Parallelogramme leicht ableiten kann. Diese Verhältnisse stellt der Vf. gar nicht genügend dar, indem er z. B. von dem Lehrsatze ausgeht, dass Rechtecke von gleicher Grundlinie sich wie ihre Höhen verhalten, und demnach nur einen Fall berührt. Rec. stellt obigen Satz von dem Flächeninhalte jedes Parallelogrammes voraus, wie auch der Vf. Sind nun G und H die Elemente des grösseren Parallelogrammes $= P$ und g u. h die des kleineren $= p$, so wird $p : P = g.h : G.H$, woraus sich für Rechtecke, Rauten und Rhomboiden unter allen möglichen Voraussetzungen die Verhältnisse einfach ergeben, und wodurch dem Lernenden ein weites Feld zur Uebung im consequenten Denken dargeboten ist. Auch hätte sich der Vf. viel kürzer fassen können, und würde weit gründlicher und leichter verständlich geworden seyn. Aehnlich verhält es sich mit zwey Dreyecken. Viele Bestimmungen von Inhalten giebt der Vf. für Lehrsätze aus, was sie nicht sind; z. B. die Bestimmung der Kreisfläche, des Kreisausschnittes u. s. w.; sie enthalten Foderungen, denen zu entsprechen ist, sind also Aufgaben. Wegen der Vergleichung der Flächen vermisst Rec. manche selbst wichtige Sätze, welche in den Anwendungen mathematischer Disciplinen häufig vorkommen; sowohl hinsichtlich des Dreyeckes, als des Kreises und der in, an und durch ihn gezogenen Linien, würde Rec. manche Ergänzungen für nothwendig halten und anführen, wenn er sich noch weiter in die besonderen Betrachtungen einlassen könnte. Für die Verwandelung und Theilung der Flächen werden sich ebenfalls mehrere sehr inhaltsreiche Aufgaben als mangelnd angeben lassen.

In Betreff der Lage gerader Linien gegen Ebenen usw. hätte sich der Vf. viel kürzer fassen und die Wahrheiten mehr auf die Eigenheiten der Linien beziehen sollen; sie sind die Grenzen ebener Flächen; was von ihnen gilt, gilt auch von diesen; zugleich sollte die Sprache mehr abgekürzt und bestimmter seyn. Die Lehre von den Körperwinkeln behandelt der Vf. besonders verständlich, und theilt unter Anderem von dem Lehrsatze: „Wenn die drey Kantenwinkel eines dreyseitigen Körperwinkels der Ordnung nach gleich sind den drey Kantenwinkeln eines anderen Trieders, so sind die beiden Körperwinkel congruent", einen allgemeinen und eleganten Beweis eines an der Universität zu Wien sich der Mathematik widmenden jungen Mannes mit. Ueber die Eintheilung der Körper hat sich Rec. im Allgemeinen schon ausgesprochen; da z. B. der Kegel eine ebene Grundfläche und Spitze, also auch Ecke hat, so gehört er nicht zu den runden Körpern. Hier hat der Vf. es mehrfach versehen. Dass es nur 5 regelmässige Körper giebt, findet man nicht gründlich dargethan, und dass der Cylinder ein prismatischer, der Kegel aber ein pyramidalischer Körper ist, ist eine ziemlich bekannte Sache, gegen welche es der Vf. aber versieht. Die Zusammenstellung von Erklärungen der Begriffe, Eigenschaften u. s. w., und von allgemeinen, sich auf jene Erklärungen beziehenden Wahrheiten in dem 3ten Abschnitte verdient ausgezeichneten Beyfall. Eben so viel Lob verdient die Trennung allgemeiner von den besonderen Eigenschaften, wobey jedoch der Vf. die gehörige Auswahl nicht getroffen hat. Dass ein Parallelepiped durch einen Diagonalschnitt halbirt wird, beweist der Vf. wohl höchst umständlich, aber nicht so einleuchtend, wie es auf anderem Wege mit Zuziehung der Eigenschaften des Parallelogrammes und Prisma's geschehen könnte.

Die Berechnung der Oberfläche eines Prisma's ist eine Aufgabe und kein Lehrsatz; ähnlich verhält es sich mit verschiedenen anderen Darstellungen; überhaupt bleibt sich der Vf. hinsichtlich dieser Verhältnisse nicht gleich, sondern stellt Behauptungen bald als Lehrsätze auf, welche Aufgaben sind, bald diese als jene. Die regelmässigen Körper behandelt derselbe sehr gut, und lässt für ihre klare Entwickelung wenig zu wünschen übrig; die Ableitung der verschiedenen Formeln ist weder gesucht, noch undeutlich. Dasselbe gilt auch von der Aehnlichkeit der Körper und von ihrer Ausmessung, womit er die Vergleichung verbindet. Allein diese Vergleichung kann doch an und für sich erst durch die Kenntniss von der Ausmessung der Körper verstanden werden, mithin sollte diese jener, wie in der Ueberschrift, so auch in der Behandlung, vorausgehen. Auffallend erscheint, dass der Vf. zuerst die Berechnung des Cubikinhaltes des Parallelepipedums, dann die des Prisma's überhaupt angiebt. Da jenes ein besonderes Prisma ist, so ergiebt sich aus der Inhaltsbestimmung von diesem die von jenem auf einfachem Wege. Die Zerlegung des Prisma's in drey pyramidalische Körper, wovon zwey wirkliche Pyramiden sind, der 3te ein keilförmiger Körper ist, hat in ihrer speciellen Nachweisung den Beyfall des Rec., den dieser auch auf die Behandlung der Oberflächen- und Körper-Berechnung regelmässiger Körper ausdehnt.

Die Berechnung jener Grössen für den Cylinder, Kegel und die Kugel entspricht allen Foderungen, welche man an einen elementaren Vortrag machen kann; sie ist gründlich und einfach, reichhaltig und zweckmässig geordnet, und wird Jedem, der sich mit ihr näher bekannt machen will, die gewünschte Belehrung gewähren. Zur Erhöhung des Werkes trägt der Inhalt des Anhanges mehrfach bey, indem er die Methode kurz zu verständlichen strebt, wie man die Werthe der Unbekannten aus einfachen und quadratischen Gleichungen geometrisch darstellen könne; er bietet demnach die ersten Grundsätze der sogenannten constructionellen Geometrie dar, welche man in den meisten elementaren Lehrbüchern der Geometrie vermisst.

Rec. schliesst mit der Bemerkung, dass er das Werk mit vielem Interesse gelesen hat, und zu den besseren rechnet, welche er zu beurtheilen Gelegenheit hatte. Manches bleibt freylich noch zu wünschen übrig, wie er an mehreren Stellen nachgewiesen hat; allein der Vf. hat sich doch der zu behandelnden Materien völlig bemeistert. Gute Zeichnungen, vortreffliches Papier und schöner Druck erhöhen den Werth des Buches.

R.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1837.

THEOLOGIE.

Weilburg, b. Lanz: *Ueber den Separatismus.* Ein Versuch von *Karl Wilhelm Schultz*, Pfarrer zu Weilmünster. 1835. IV u. 112 S. gr. 8. (12 gr.)

Achtung und Ehre dem Predigervereine, der solche Mitglieder zählt, wie unser Verfasser! Gegenwärtige Abhandlung nämlich sollte einen Theil der *nassauischen Prediger-Arbeiten* bilden, die in einer besonderen Jahresschrift erscheinen sollen. Nach dem Wunsche des Verlegers aber entschloss sich der Vf., diese Abhandlung abgesondert herauszugeben, die nun als Probeblatt der angekündigten Jahresschrift angesehen werden kann.

Ein zeitgemäſseres Thema konnte derselbe nicht wählen, als dieses, da ja in unseren Tagen nach Aufhebung der Winkelschulen sich überall Winkelkirchen hervorthun, durch welche die Eintracht der evangelischen Kirche auf die bedauerlichste Weise gestört wird. Immer mehr tritt es hervor, wohin jene separatistischen Conventikel, jene zum Theil so un- und widersinnigen Tractätchen und die Missionarien führen, die im Lande und in den Häusern umherschleichen, und die Weiblein samt den schwachen Männlein verführen. Wie kann es auch anders seyn, da ja fast zu keiner anderen Zeit die Vernunft mehr verdächtigt, und als die Lügnerin vom Anfange verschrieen wird, als in unseren Tagen! Der Vf. hat daher gerechten Anspruch auf den Dank des Publicums, dass er diese Verirrung unserer Tage, die zum Theil selbst von Kathedern herab veranlasst und genähret wird, zum Gegenstande einer ausführlichen Untersuchung wählte.

Derselbe stellt vor Allem den Begriff des Separatismus fest, und zeigt, dass nicht Jeder, der von der Kirche sich absondert, z. B. der Unkirchliche, der Proselyt, der Sectenstifter, der Schismatiker, der Reformator ein Separatist sey; und nachdem er diese verschiedenen Trennungen von der Kirche und die Negative des Begriffes beschrieben hat, erklärt er den Separatismus als diejenige Trennung von der Kirche, welche zur Absicht hat, eine besondere Kirchengemeinschaft zu stiften auf Grundsätze, die von denen der Kirche verschieden sind, aber irrigerweise als die ursprünglichen und ächten Grundsätze der Kirche dargestellt werden. Der Separatist will daher keine neue Kirche stiften, sondern behauptet, dass er mit seinen Anhängern die wahre Kirche sey. Diese Begriffsbestimmung stellt der Vf. auf einer besonderen Tafel dar. Wenn er aber behauptet, dass nur in einer Kirche, wie die evangelische ist, Separatismus Statt finden könne, und in der Anmerkung S. 5 sagt, dass Separatismus nie ohne Schwärmerey möglich sey, Schwärmerey aber dem Geiste der evangelischen Kirche widerspreche: hebt er da in der Anmerkung nicht auf, was er im Texte behauptet? Und wenn er vom Katholicismus sagt, dass in demselben nicht so leicht Separatismus, sondern nur entweder Schisma oder Reformation Statt finden könne, und gleichwohl behauptet, dass der Katholicismus der Schwärmerey reichliche Nahrung darbiete, widerspricht er sich da nicht aufs Neue? Dass leider der Separatismus in unseren Tagen sich vorzüglich innerhalb der evangelischen Kirche zeigt, hat wohl seinen Grund in der Freyheit der evangelischen Kirche, die das eigene Forschen und Denken sodert, da hingegen der Katholicismus Religion und Kirche identificirt, und nicht Christi Wort, sondern die Lehre der Kirche für seligmachende Wahrheit erklärt. Der Vf. beschreibt ferner mehrere *Arten* des Separatismus, als den Pietismus, Mysticismus und Fanatismus. Diese Abarten sind ihm insgesamt Kinder der Schwärmerey, wesshalb er auch den Fanatismus die Toll- oder Wuth-Schwärmerey nennt. Dass pietistische Grundsätze, mystische Phantasieen in den Separatismus hineinspielen, und dieser bald in pietistischer, bald in mystischer und fanatischer Gestalt erscheint, ist unleugbar. Allein ob Pietismus, Mysticismus und Fanatismus Arten des Separatismus, und nicht vielmehr Quellen des Letzten sind, giebt Rec. dem Vf. zu bedenken. Mit der Begriffsbestimmung der drey genannten Arten ist Rec. nicht durchgängig einverstanden, und es scheint ihm, als ob in dieser Partie der schätzbaren Schrift einige Dunkelheit herrsche, während diese doch sonst durch grosse Klarheit sich auszeichnet. Schwerlich hat der Vf. das Wesen des Pietismus richtig gefasst, wenn er als die Grundidee desselben die strengste Oberherrlichkeit Gottes ansiehet, da doch die niederschlagende Idee eines gänzlichen sittlichen Unvermögens zum Guten, und wie er S. 34 es selbst nennt, die Ohnmachtslehre das wahre Princip des Pietismus ist, welchem Unvermögen nur durch eine gnädige Allmacht abgeholfen werden kann, und woraus die gänzliche Verdienst-

lofigkeit der menfchlichen Tugend, und eine in Selbftverachtung fich verlierende Demuth von felbft folgt. Den Myfticismus fetzt der Vf. ganz richtig in den Wahn einer unmittelbaren Gemeinfchaft mit Gott, welcher in dualiftifchen Religionen in dualiftifcher Form als Gemeinfchaft mit dem guten und böfen Princip erfcheint. Wenn aber Hr. *Sch.* die Schwärmerey als eine verkehrte Anwendung der Phantafie auf die Ideen erklärt, wodurch entweder die Gefetze des Verftandes und der Erfahrung verletzt werden, = Schwärmerey im engften Sinne, oder wodurch felbft die Ideen, auch die moralifchen, verletzt werden, und diefes den Fanatismus nennt, wo alfo die *unverftändige* Schwärmerey Schwärmerey im engften Sinne, und die *unvernünftige* Fatalismus wäre, fo weichen diefe Begriffsbeftimmungen nicht nur von den gewöhnlichen ab, fondern der Fanatismus wäre fonach nicht ein Kind der Schwärmerey, fondern nur eine Art derfelben, während er gewöhnlich für diejenige Gemüthskrankheit erklärt wird, in welcher der Menfch Erfcheinungen des inneren Sinnes für folche hält, die von einer äufseren, und zwar übernatürlichen, Urfache bewirkt werden, welche doch kein Gegenftand der Erfahrung feyn kann, wie z. B. die Träumereyen einer Bourignon. — Sehr gut wird ferner das Verhältnifs diefer drey Arten der Schwärmerey zu dem Separatismus auseinandergefetzt, und gezeigt, wie der reine Myfticismus nicht nothwendig, der ausgebildete Pietismus hingegen immer zum Separatismus führe, befonders in unferen Tagen, in welchen die Pietiften behaupten, dafs nicht fie, fondern die evangelifche Kirche von den Grundlehren des Chriftenthums abgewichen, und alfo in ihnen die ächte Kirche Chrifti zu finden fey, oder dafs nur die fymbolifch-Lutherifche Kirche auf den Namen der allein chriftlichen Anfpruch habe.

Die Charakterzüge des Separatismus werden theils aus dem Wefen deffelben, theils aus der Erfahrung entwickelt, wie der Separatift im Verhältniffe zu Gott fich als einen befonders Erwählten und Begnadigten anfieht; daher der geiftliche Hochmuth, die tiefe Verachtung und Unduldfamkeit gegen Andere, die Bekehrungsfucht u. f. w. Ganz der Wahrheit gemäfs wird hervorgehoben, wie die neueren Separatiften ihre evangelifchen Glaubensgenoffen mehr haffen, als die Katholiken, und wie die Neuevangelifchen und Katholiken gegenfeitig ihre Lehrmeinungen lobpreifen. Wenn der Vf. die Lehrmeinungen des Separatismus, die Ohnmachtslehre der Pietiften im Zufammenhange darftellt, fo ift er doch weit entfernt, zu glauben, dafs diefe Lehrmeinungen in diefer Vollftändigkeit bey jedem Separatiften anzutreffen feyen. Ganz richtig wird gezeigt, wie die, die Vernunft empörende, allen fittlichen Begriffen und Gefühlen Hohn fprechende, Lehre von der *materiellen Maffe* des Blutes, das Jefus am Kreuze vergofs, als dem Löfegelde, der eigentliche Mittelpunct der Lehre des heutigen Separatismus ift, und wie durch grobfinnliche Auffaffung des biblifchen Buchftabens die erhabenften Wahrheiten entftellt, und zum Nachtheile wahrer Religiofität und Sittlichkeit gemifsdeutet werden. Nachdrücklich macht der Vf. darauf aufmerkfam, wie durch die Gleichftellung des alten Teftamentes mit dem neuen der jüdifche Separatismus in die chriftliche Kirche überging, und wie die Scheidewand, die Chriftus niederrifs, aufs Neue wieder aufgerichtet, und der böfe Geift der Trennung aus dem abgethanen todten Gefetze wieder herauf befchworen wird. Und find es denn nicht Texte des A. T., nach welchen die pietiftifchen und myftifchen Prediger unferer Tage ihren groben Materialismus vortragen, und fo die geiftig Freyen wieder unter das Joch jüdifcher Meinungen zurückführen, und von der höheren chriftlichen Erkenntnifs- und Bildungs-Stufe auf die niedere jüdifche zurückdrängen? — Es gehörte mit zu der Beurtheilung des Separatismus und feiner pietiftifchen und myftifchen Elemente, die Glaubensmeinungen der Separatiften einer Kritik zu unterwerfen, und darzuthun, wie diefelben nicht blofs von der Lehre Jefu, fondern fogar von den fymbolifchen Büchern fich entfernen.

Lehrreich und von guter Menfchenbeobachtung zeugend ift die Darftellung der *veranlaffenden* Urfachen des Separatismus, und warum insbefondere kinderlofe Frauen, unbefchäftigte Kaufleute, Officiere, Fabrikarbeiter u. f. w. diefer Gemüthsrichtung fo ergeben find, und in welcher mifslichen Lage Geiftliche fich befinden, in deren Gemeinen diefe Geifteskrankheit herrfcht. Nachdem der Vf. noch auf die *Gefahren* diefer fo leicht anfteckenden Geifteskrankheit aufmerkfam gemacht hat, giebt er in einer anziehenden, fcharffinnigen und den Geift der Liebe athmenden Belehrung den Geiftlichen die Mittel an, wie fie diefer im Finftern fchleichenden Seuche vorbeugen, und diefelbe unfchädlich machen follen. Er legt ihnen insbefondere an das Herz, das hiftorifchpofitive Element des Chriftenthums eben fo wenig zu vernachläffigen, als das rationale, die Geftalt eben fo wenig, als den Gehalt.

Als Anhang ift noch beygefügt: *Chriftus in uns*; der Lieblingsausdruck der modernen Separatiften, in welchem der Vf. den Unterfchied zwifchen *fittlicher*, *myftifcher* und *magifcher Einwohnung Chrifti* kurz, aber beftimmt und gründlich auseinanderfetzt, und — wie zu erwarten ift — für die *fittliche* fich entfcheidet.

Cm.

MAINZ, b. Kupferberg und WIEN, b. Gerold: *Religiöfe Zeitfchrift für das katholifche Deutfchland, als Fortfetzung der Kirchenzeitung für das katholifche Deutfchland.* Herausgegeben mit mehreren Gelehrten von Dr. *Sengler*, Prof. an der kathol. theol. Facultät zu Marburg. 1833. Zweyten Bandes drittes Heft. S. 209—322. Dritten Bandes erftes, zweytes und drittes Heft. S. 1—310. gr. 8. (Der Jahrgang 4 Thlr. 12 gr.)

[Vgl.. J. A. L. Z. 1833. No. 221.]

Die vorliegenden Hefte enthalten, aufser vielen Recenfionen, folgende Auffätze: Ueber das Wefen

und die Bedeutung der speculativen Philosophie und Theologie in der gegenwärtigen Zeit, mit besonderer Rücksicht auf die Religionsphilosophie, von Dr. *Sengler.* Erster Artikel, S. 209—244 und 3ten Bandes 1stes Heft S. 1—30. Zweyter Artikel, S. 113—132, und 3ten Bandes 3tes Heft S. 219—234. Dritter Artikel, S. 234—255 und (Schluss) S. 1—36, 4ten Bandes 1stes Heft. Vierter Artikel, S. 95—123 und (Schluss) S. 203—270. — Ueber die eigentliche Grenze des Pantheismus und des philosophischen Theismus. Mit besonderer Beziehung auf *Hegels* Vorlesungen über die Philosophie der Religion und einige verwandte Schriften. Von *C. H. Weisse*, Professor zu Leipzig. Vierter Artikel, S. 244—269, 2ten Bandes 3tes Heft (Fortsetzung eines bereits früher erschienenen Aufsatzes). — Ueber den vier und vierzigsten Psalm, nach der Vulgata, S. 269—275, ebendaselbst. — Aphorismen über das historische Moment der Offenbarung im Allgemeinen, und der christlichen insbesondere. Von Dr. *Staudenmaier*, Prof. d. Theol. an d. kathol. theol. Facultät in Giessen. S. 30—43. 3ten Bandes 1stes Heft. — Ueber die Parusie. Eine exegetische Abhandlung über Matthäus 24. Beschluss. Von Dr. *J. B. Lüft*, Prof. an d. kathol. theol. Facultät in Giessen. S. 43—74. Ebend. — Ueber die Theologie des *Thomas von Aquino.* Von Dr. *Kling*, Prof. d. protest. Theol. in Marburg. S. 74—97. Ebend. — Bemerkungen über die Liturgie der katholischen Kirche. Erster Theil, S. 133—159, 3ten Bandes 2tes Heft. — Zweyter Theil, S. 255—295, 3ten Bandes 3tes Heft. — Wie ist die christliche Kirche erbaut worden? Wie wird sie erbaut? Und wie soll sie erbaut werden? Grundrisse. Von *Heinrich Brauer*, protestant. *Past. extraord.* aus Marburg. S. 159—167, 3ten Bandes, 2tes Heft. — Ueber die Tübinger Schule, namentlich ihre exegetischen Leistungen, mit besonderer Rücksicht auf die Vorlesungen des Dr. *Joh. Friedr. von Flatt* über die Briefe des Apostels Paulus, S. 167—176, ebend. — Uebereinstimmung der Geologie und der Genesis, in Beziehung auf die Schöpfung. Von *L. Schmid.* S. 176—186, ebend. Schluss S. 295—306, 3ten Bandes 3tes Heft. — Winke zum katechetischen Unterricht über den Tod Jesu. Von Dr. *Sengler.* S. 36—46, 4ten Bandes 1stes Heft. — Die Verklärung Jesu, von Dr. *Sengler.* S. 46—54, ebend. — Der feierliche Einzug Jesu in Jerusalem. S. 123—133. 4ten Bandes 2tes Heft. — Hermeneutische Betrachtungen, vom Prof. Dr. *Kling.*

Ueber den Gehalt dieser Zeitschrift überhaupt haben wir uns schon weitläuftig bey Beurtheilung der früheren Hefte ausgesprochen, und wir können unseren Lesern die Versicherung ertheilen, dass der Herausgeber fortwährend seinen Grundsätzen treu geblieben, und die einzelnen Aufsätze sich durch ihre Gediegenheit vor vielen anderen katholischen Zeitschriften auszeichnen. Allerdings behaupten zunächst die philosophischen Abhandlungen den ersten Rang aus leicht begreiflichen Gründen, die aus der Individualität des Herausgebers fliessen; aber auch die übrigen Aufsätze sind alle in dem Geiste geschrieben, der ein ächt christlicher genannt werden muss. Es ist in dieser Zeitschrift für die Zeloten und ihre Koryphäen, die namentlich in Baiern den ärgsten Unfug treiben, kein Raum und kein Sprechzimmer eröffnet, sondern es zeigt sich vielmehr darin die so äusserst erfreuliche Erscheinung, dass Protestanten und Katholiken ruhig *neben einander* auftreten, wie es auch im praktischen Leben der Fall seyn soll, und schon desswegen verdient die gegenwärtige Zeitschrift vorzügliches Lob. Ja, wir fodern protestantischer Seits die edlen Männer, welche so würdige Mitarbeiter an derselben sind, auf, nicht abzulassen, den Geist christlicher Toleranz, von dem sie beseelt sind, mit unerschütterlicher Beharrlichkeit, besonders auf dem wissenschaftlichen Felde festzuhalten; denn nur daraus können segensreiche Früchte für beide Schwesterkirchen sprossen, und nur dadurch wird endlich die Hydra einer parteysüchtigen Polemik ihren Untergang finden.

Sch....r.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

WEIMAR, b. Voigt: *Archiv für Zeitpredigten und kirchliche Gelegenheitsreden.* Eine Quartalschrift für Prediger und Freunde evangelisch-christlicher Erbauung. Im Vereine mit mehreren deutschen Kanzelrednern herausgegeben von M. *Christian Ernst Anger*, grossh. weimar. Superintendenten in Blankenhain. *Neue Folge.* Erster Jahrgang. Erstes Quartalheft. 1836. VI u. 160 S. 8. (Der ganze Jahrgang 2 Thlr.)

Ueber das Zweck- und Zeit-Gemässe der Herausgabe dieses Archivs haben wir uns bereits bey Anzeige der ersten Folge desselben (vgl. J. A. L. Z. 1835. E.B. No. 71) ausgesprochen; und auch diese neue Folge entspricht ihrem Zwecke vollkommen. Sie enthält grösstentheils gediegene Leistungen, die gerade dadurch, dass sie nicht von einerley Form und Farbe sind, um so lehrreicher seyn werden. Da übrigens die meisten der hier auftretenden Kanzelredner aus einem von der Kraft und Wahrheit des *einfachen*, reinen und lauteren Evangeliums durchdrungenen Gemüthe sprechen, so befremdete uns einigermassen die Klage des würdigen Herausgebers (S. 32) über „die noch hie und da herrschende Liebe einer flachen, die Geistesarbeit der tieferen Durchdringung wissenschaftlicher und religiöser Begriffe scheuender *Popularphilosophie*, die den wesentlichen Inhalt des Evangeliums dem Princip einer falschen, ihm völlig unbekannten *Gemeinverständlichkeit* und Gemeinnützigkeit so gut wie zum Opfer gebracht habe" u. s. w. Wir wissen wohl, worauf diese Worte hindeuten sollen, sind aber eben so fest überzeugt, dass der Kanzelredner, als solcher, bey einem durch die Resultate einer angeblich höheren oder tieferen Philosophie versetzten Christenthume in denselben Fehler verfallen werde.

Die erste der hier mitgetheilten Predigten ist eine Neujahrspredigt, gehalten von Hn. Superint. *W. Hey* zu Ichtershausen. Nach Offenb. 21, 6 zeigt

derselbe, dass Gott unser Anfang und Ende seyn solle 1) äusserlich und 2) innerlich. Das Ganze ist mehr eine blosse Ermahnung, als eigentliche Predigt. — Die beiden folgenden sind von Hn. Archidiak. Dr. C. *Ackermann* in Jena. Nur die zweyte verdient mit Recht den Namen einer Zeitpredigt; aus Matth. 4, 1—11 leitet sie das Thema her. *Die gewaltigen Versuchungen, von denen der christliche Geist unserer Zeit angefochten wird;* sie sind 1) sinnlicher, 2) geistiger und 3) weltlicher Art. Vorzüglich gelungen werden im zweyten Theile die anscheinend wissenschaftlichen und geistreichen Angriffe auf das Christenthum charakterisirt. — Die nächst folgenden Predigten (4—7) sind vom Herausgeber. Durch Kraft des Ausdruckes und Begeisterung für die Wahrheit des auf Thatsachen beruhenden Evangeliums zeichnet sich die Himmelfahrtspredigt (S. 38) meisterhaft aus. Schon das Thema: *Das Leben des Herrn die unwandelbare Grundlage seiner Gemeine*, und zwar 1) als ein geschichtlich beglaubigtes und wirkliches; 2) als ein mit dem Glanze göttlicher Herrlichkeit und Vollendung umgebenes, und 3) als ein himmlisch vollendetes, aber auch unter uns noch gegenwärtiges und wirksames — lässt vermuthen, welche theologische Zeiterscheinung der Vf. im Auge hatte. Die Art, wie er dieselbe gründlich und doch immer praktisch zu würdigen weiss, verdient als musterhaft zur Nachahmung empfohlen zu werden. — Auch die Busstagspredigt des Hn. Pfarrers Dr. *Müller* in Berka an der Ilm führt, sich anschliessend an die Theile des Textes Röm. 5, 12. 13, recht eindringlich durch: „Die grosse und ernste Mahnung, welche die Stimme des heutigen Tages an uns ergehen lässt." — Dagegen ist in den vier folgenden Predigten des Hn. Diakonus *Wetken* zu Erfurt zwar ein eigenthümlicher und kräftiger Ton nicht zu verkennen; nur erlauben sie sich Freyheiten in Gedanken und Worten, die, wenn sie oft wiederkehren, stören müssen. Z. B. in der am 13 Sonnt. p. Tr. 1835 zum Gedächtnisse der Leipziger Schlacht über Matth. 10, 32. 33 gehaltenen und *das Bekennen und Verleugnen Christi* darstellenden Predigt beginnt der eigentliche Vortrag mit den Worten: „Heute möchte ich wo anders meine Kanzel aufbauen und predigen können vom Namen des Herrn! Auf Leipzigs Feldern, den blutgetränkten Feldern, möchte ich heute" u. s. w. Dort würde er aus bekannten Gründen wohl keinen Zuhörer finden. Auch ist der Gedanke, die Leipziger Völkerschlacht als Bekenntniss des Namens Christi darzustellen, nicht eben glücklich. — Die Predigt am Reformationsfeste über Hebr. 10, 23—25 entwickelt treffliche, recht eigentlich zeitgemässe Gedanken. — Allgemeineren Inhalts sind die beiden von Hn. Pfarrer D. *Steuber* in Zeitz mitgetheilten Predigten; die Erste zeigt nach Matth. 6, 24—34 die *Unverträglichkeit des Gottessinnes und des Weltsinnes;* die zweyte, zur Todtenfeier über Joh. 5, 24—29 gehalten, hat das schon oft behandelte Thema: *Wie sollen wir das Andenken an unsere Verstorbenen feiern?* — Die Predigt am Geburtstage des Königs von Preussen über 1 Kor. 8, 55. 56, vom Hn. Divisionsprediger *Frobenius*, athmet edlen Patriotismus.

Unter den fünf Gelegenheitsreden, welche den Schluss dieses Heftes machen, ist unstreitig die vortrefflichste die von dem leider zu früh verstorbenen (den 9 Mai v. J.) Pfarrer *Hunnius* zu Oberweimar mitgetheilte Rede zur Einweihung eines neuen Gottesackers. Doch verdienen auch die übrigen, von dem Herausgeber, von Hn. Conf. Rath *Möller* zu Erfurt, Hn. Pst. D. *Müller* in Berka, Hn. D. *Steuber* in Zeitz gerechtes Lob. Und wir brauchen nach dem Allen wohl nicht erst Prediger insbesondere aufzufodern, den Herausgeber, wie den Verleger, der auch bey billigem Preise für ein empfehlendes Aeussere gesorgt hat, in jeder Hinsicht kräftig zu unterstützen.

N. N.

KLEINE SCHRIFTEN.

PÄDAGOGIK. *Breslau*, b. Pelz: *Elementar-, Lese- und Sprach-Büchlein*, nach pädagogischen Grundsätzen für den vereinten Sprech-, Schreibe-, Lese- und Sprachlehr-Unterricht bearbeitet von Dr. *Ernst Fibel*. III. Das Sätzebüchlein. Erste Abtheilung (Der einfache Satz). 136 S. (8 gr.)

Das Büchlein kann zweckmässig genannt werden. Es ist in einem gehörigen Stufengange, d. h. vom Einfachen zu dem Zusammengesetzten, vom Leichteren zum Schweren, mithin wahrhaft pädagogisch abgefasst. Hat auch der Vf. hierin schon Vorgänger, so verdient doch die von ihm eigenthümlich gewählte Nachahmung eine beyfällige Anerkennung. Der Anfang geschieht mit dem einfachsten Satze durch das Zeitwort: Seyn. Dann folgt das Adjectiv in Verbindung mit dem Subject. Letztes zuerst voran, dann am Ende. Die Sätze erscheinen nun in der Fragform, dann mit vorausgehendem Prädicat. Sätze mit Subject, Object, mit Accusativ und Dativ, mit Präpositionen, mit vorangehendem Genitiv u. s. w. Ebenso sind die erweiterten Sätze in einer guten Stufenfolge behandelt. Elementarlehrer werden die kleine Schrift als einen nützlichen Leitfaden zu dem Unterrichte brauchen können.

D. R.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1 8 3 7.

MEDICIN.

Leipzig, in der Dyk'schen Buchhandlung: *Bemerkungen über Hydrocele, Sarcocele und Varicocele*, von Dr. *T. W. G. Benedict*, Profess. ordinar. der Chirurgie an der Universität zu Breslau. 1831. IV u. 181 S. 8. (18 gr.)

Der Zahl der Schriften über die fraglichen Krankheiten und der Competenz deren Verfasser nach zu urtheilen, sollte man zwar meinen, dass hinsichtlich der semiotischen Momente, durch welche die am Scrotum vorkommenden Geschwülste von einander zu unterscheiden sind, kaum noch besondere Schwierigkeiten obwalten dürften. Indessen dem ist in der That nicht so. Nur zu häufig geschieht es noch, dass *Hydrocele*, *Sarcocele*, Markschwamm des Hoden und dergl. ganz verkannt und fehlerhaft behandelt werden. Es ist daher eine sehr lobenswerthe und mit Dank zu erkennende Bemühung, wenn, wie durch vorliegendes Werk, ein Mann von eben so wissenschaftlicher Bildung, als vorurtheilsfreyer Beobachtungsgabe, seine Erfahrungen öffentlich bekannt macht. Der Vf. liefert in anspruchloser Sprache, ohne gelehrten Flitter, doch mit wohl durchdachter Kritik, höchst schätzenswerthe Beyträge für die Diagnostik und Therapeutik der genannten Krankheitsformen. Die auf wissenschaftlichem Wege gewonnene und auf treue Beobachtungen gestützte Erfahrung allein ist ihm leitendes Princip, hypothetische Meinunnungen haben kein Gewicht.

Von S. 3 bis 26 wird die Diagnose des Wasserbruches unter folgenden besonderen Unterabtheilungen abgehandelt: *a*) allgemeine Kennzeichen des Wasserbruches; *b*) Wasserbruch mit Verdickung der Scheidenhaut; *c*) mit dem Diverticulum am oberen Ende; *d*) die angeborene und *e*) die hydatitöse Hydrocele. Der Vf. erwähnt hiebey eine Wasseranhäufung, die in dem Gewebe der Scheidenhaut selbst unmittelbar ihren Sitz hat, und giebt dieser den Namen *Hydrops tunicae vaginalis proprie sic dictus*. *g*) Die Zerreissung der Hydrocele. Die beiden Wasseranhäufungen im Scrotum, welche leicht mit der *Hydrocele tunic. vaginal.* verwechselt werden können, und die *Boyer* in dem *Dictionnaire des sciences médicales Tom.* 22. *p.* 217 u. d. f. unter den Namen *hydrocèle enkystée du cordon* und *hydroc. dans le sac herniaire* näher beschrieben hat, sind nicht besonders angeführt.

Als ätiologische Momente der Hydrocele werden von S. 27 bis 30, besonders Unterdrückung der Hautthätigkeit, gehinderte Thätigkeit in den Saugadern der Scheidenhäute und die Entzündung des Samenstrangs und Hodens angegeben. Ueber die Hämatocele verbreitet sich der Vf. von S. 30 bis 32 nur sehr kurz. Ueberhaupt ist das pathogenetische Verhältniss der Hydrocele derjenige Theil dieser Abhandlung, der am wenigsten berücksichtigt und gewürdigt wurde. Dagegen ist die Radicalcur der Hydroc. durch die Operation von S. 33 bis 65 sehr ausführlich angegeben. Der Vf. ist mit den meisten Chirurgen für den Schnitt. Nach vollbrachter Operation und in die Höhle der Geschwulst eingelegter nöthiger Charpie vereinigt er die Hautwunde, nicht, um schnellere und bessere Vereinigung der Wundränder zu bewirken, sondern, wie er durch seine Erfahrung dazu bestimmt worden ist, um das Vorfallen des Testikels zu verhüten, durch die Knopfnath. — Dieses Verfahren dürfte indessen doch wohl nur selten nöthig werden, und ist nach des Rec. Meinung mithin blos auf diese einzelnen Fälle einzuschränken. Bey der von S. 66 bis 70 angegebenen Palliativcur räth derselbe, den platten Troikarts nicht in horizontaler, sondern in verticaler Richtung einzustossen, um mögliche Gefässverletzungen zu vermeiden. Ein Vorschlag, der ohne Zweifel beherzigt zu werden verdient.

Die Diagnose der Sarkocele ist von S. 75 bis 117 sehr ausführlich unter nachstehenden Unterabtheilungen angegeben: *a*) der Scirrhus des Hoden; *b*) die von Letztem zu unterscheidende örtliche Sarkocele (worunter der Vf. eine nicht bösartige Verhärtung und Anschwellung des Hodens versteht); *c*) das Sarkom der Scheidenhaut; *d*) der Markschwamm des Hoden; *e*) einige andere fälschlich zur Sarkocele gerechnete Formen. Hieher sind besonders zu zählen: die sogenannte Erschlaffung des Parenchyms des Hodens, welche bey veralteten und grossen Hydrocelen nicht selten vorkommt, ferner eigenthümliche, aus schichtenartig übereinander gelegenen, feinen Häuten zusammengesetzte Knoten, welche mit einer weisslichen Masse angefüllt sind, und die das Ansehen eines beginnenden Markschwammes haben, jedoch aber von diesem durch ihren eigenthümlichen Bau, der mit einer zwiebelartigen Sackgeschwulst zu vergleichen ist,

wieder verschieden sind. Es wurden drey solcher Geschwülste vom Vf. bey einem 22jährigen Menschen an dem dem Nebenhoden zugekehrten Ende des Testis beobachtet, und die Kastration mit glücklichem Erfolge unternommen. Endlich gehören hieher noch Fettklumpen am Samenstrange, wie solche von *Desault* und *Rudtorffer* beschrieben sind.

Auch bey dieser Krankheitsform sind die ätiologischen und pathogenetischen Momente höchst stiefmütterlich im Vergleiche zur Diagnose und Therapie behandelt worden.

Die Prognose dagegen, so wie die aus derselben hervorgehenden Anzeigen und Gegenanzeigen zur Operation sind überall mit Umsicht verzeichnet. Besonders ausführlich aber handelt der Vf. von S. 117 bis 166 die Operation der Sarkocele ab, und zwar *a*) den Hautschnitt; *b*) die Entblösung der entarteten Theile; die Unterbindung des Stranges. (Er unterbindet mittelst eines gewächsten starken Fadens den ganzen Strang durch *Eine kräftige* Zusammenschnürung desselben, und macht dann, ausser dem chirurgischen Knoten, noch einen zweyten nach Art der Nabelschnurunterbindung.) *d*) Die Entfernung des Hoden; *e*) Verband und Nachbehandlung.

Den Schluss des Werkes macht die Varicocele von S. 176 bis 181. Hiebey macht der Vf. auf zwey Eigenthümlichkeiten dieser Venenkrankheit aufmerksam, nämlich: 1) dass nie einzelne rundliche, neben einander gelagerte varicöse Knoten, wie diese bey Varicen an den unteren Extremitäten und an anderen Orten des Körpers so häufig vorkommen, angetroffen würden, sondern dass die Varicocele immer nur eine einfache Erweiterung des Venencylinders darstelle; 2) dass sich das Uebel nie bis innerhalb des Bauchringes und in die oberen Regionen des Samenstranges fortsetze.

Zur Heilung der Krankheit schlägt derselbe, als das sicherste Mittel, die Unterbindung eines einzigen Venenastes, und zwar des stärksten des ganzen Fascikels, vor, indem dieses hinreichend sey, um in dem gesammten Venengeflechte den Grad der Entzündung hervorzurufen, welcher zur Tilgung der Krankheit nothwendig sey.

Der Druck dieser Schrift, welche allgemein empfohlen zu werden verdient, ist nicht prachtvoll, doch deutlich; Druckfehler finden sich nur sehr wenige. Der Ausdruck: *Nekrose der Scheidenhaut*, dessen sich Vf. hie und da bedient, ist zwar nicht unrichtig, klingt aber doch etwas sonderbar, und könnte wohl mit einem anderen gebräuchlicheren vertauscht werden.

D. X. S.

WÜRZBURG, b. Stahel: *Die Influenza, ein epidemisches Katarrhalfieber.* Inaugural-Abhandlung von *Ferd. Escherich*, Dr. Medic. Chirurg. und der Geburtshülfe. 1833. 60 S. 8. (8 gr.)

Wie es nur erfreuen kann, wenn junge Männer in ihren schriftstellerischen Erstlingsversuchen bescheiden auftreten, und schon durch ihre Weise, zu schreiben, beurkunden, dass sie etwas Tüchtiges gelernt haben — mehr können Dissertationen nicht beweisen — so muss es missfallen, wenn solche, die, wie unser Vf., sich mit der Kürze der bisherigen Studien, mit der Schwierigkeit des Gegenstandes und der Eile der Arbeit zu entschuldigen Ursache finden, und nicht orthographisch schreiben können, wie jede Seite beweist, insbesondere die Literatur von S. 11—14 beynahe in jedem Artikel, so absprechend erscheinen. Die Unreife im Philosophiren thut sich hinreichend S. 14 dar, wo ein vollkommen zusammenhangloses Räsonniren über den Unterschied der Formbestimmungen bey organischen und nichtorganischen Objecten an die Stelle des Denkens getreten ist. Während er selbst zwey Momente der Entwickelung einer Krankheit, ein subjectives inneres und ein objectives äusseres annimmt, welche beide concurriren müssen, um jene zu produciren, und wovon er die Begriffe: pandemisch, epidemisch, endemisch, miasmatisch, contagios, sporadisch ableitet, auf der Seite der Subjectivität aber nur jene Krankheiten annimmt, die nach Geschlecht und Alter, Temperament, Individualität und Erblichkeit verschieden sind, — eine gewiss sehr willkürliche Bestimmung — tadelt er *Schnurrer*, der in seiner Chronik *allzu leichtsinnig* eine Menge von Epidemieen als Influenzen angeführt habe, — nach einer eigenen Hypothese alle Epidemieen in sub- und objective abtheile, und die Influenza zu den ersten rechne, ja sie als Repräsentantin dieser Gattung, wie die Variola als die der subjectiven, betrachte. Man wird gewiss leichter dem berühmten Geschichtschreiber der Seuchen, als diesem jungen Manne, beystimmen, da die sämmtlichen Contagionen mehr in subjectiven Modificationen des Menschen ihren Erzeugungs- und Fortpflanzungs-Moment haben, als die im Gegensatze zu ihnen aufgestellten rein epidemischen oder auch miasmatischen Seuchen. Als Kriterium für die Influenza erkennt unser Aesculap die epidemisch-miasmatische Beschaffenheit, das schnelle und allgemeine Befallen, die wahrscheinliche Entstehung derselben aus auffallendem Witterungswechsel, die ausgezeichnet nervösen, katarrhalischen und febrilischen Erscheinungen, den schnellen und leichten Verlauf und die nur geringe Sterblichkeit. Nur da, wo er alle diese Merkmale zusammen fand, nahm er Influenza an. Er führt dann die Jahre auf, in denen sie in Europa erschien, bedauert, dass er über ihre Erscheinung im Jahre 1831 nichts Bestimmteres habe erfahren können, weil die Cholera alles Interesse absorbirt hatte, und geht zu der von 1833 über, um sie etwas näher zu betrachten.

Bey der Geschichte der Influenza theilt er den Verlauf in 3 Stadien, den nervösen, katarrhalischen, febrilischen. Störungen des Gemeingefühls und des Kräftezustandes mit späteren katarrhalischen Symptomen der Luftwege oder des Darmcanals bilden den ersten Zeitraum. Dass dieses Stadium nie fehle, ist seine feste Ueberzeugung. Im 2ten Stadium trete deutlich das Fieber hinzu, meist mit erethischem Charakter, modificirt durch Alter und Individualität zur

fynochalen oder torpiden Form. Wie bey jedem Fieber werden *alle* Schleimhäute ergriffen, confenfuell nämlich. Wie *Huxham*, *Juch*, *Wittwer*, diefe guten Befchreiber, fo fand auch unfer Vf. oft keinen Durft, trotz des Fiebers und der ftarken Schweifse (wie wunderbar! kühlt der Schweifs nicht ab? Rec.), die felbft bey fonft wenig Schwitzenden fich leicht einftellen. — Die Urinfecretion fand er auffallend befchränkt (*mirum fupra mirum*, da die Kranken fo fehr fchwitzten, Rec.), den Stuhl bald vermehrt, bald — (nicht: *oder*, Rec.) retardirt, den Puls grofswellig, voll, weich, befchleunigt. Auch die grofse Schlaffucht findet er bemerkenswerth, und dafs die katarrhalifchen Erfcheinungen in den Hintergrund treten, da bey allen Fiebern fonft die Secretionen angehalten find (was ift das? find bey Katarrhen diefe nicht auch angehalten? Rec.); nur bey der gaftrifchen Form fchweigen jene, wie er fagt, nicht fo leicht; fie verrathen fich durch Erbrechen oder Durchfall, oder beides zugleich, ein complettes Fieber bildet fich aus, und bey häufigen Schweifsen dauert oft Erbrechen und Durchfall an. Selbft die charakteriftifchen Krämpfe der Extremitäten bildeten fich bey diefen ausgebildeten Erfcheinungen der Cholera. Defto eher waren nach folcher Explofion und heftigem Fieber die Kranken wieder genefen. Tenesmus, blutige Diarrhöe, mit intermittirendem Fiebercharakter fah der Vf. bey mehrtägigem Verlaufe. Das 2te Stadium endete fich mit Krifen, Schweifsen, wolkigem Niederfchlage im Harne, Erfte mitunter fauerriechend; auch topifche Krifen (als confiftente Schleimmaffen ausleerende) fanden Statt durch die Athmungs- und Dauungs-Organe.

Das 3te Stadium ift dem Vf. das langwierigfte und ärgerlichfte; durch Schwächegefühl befonders bezeichnet; Durft und fchlechtes Ausfehen im Gefichte, bis Ausleerungen *per anum* hinreichend erfolgt waren. Der Huften dauert fort, leicht jedoch und feucht; bald flüffiger, bald trockener Schnupfen. Wo Darmausleerungen, da ift der Appetit vermehrt, die Erholung fchnell. Hyfterifche klagen hie und da; ein periodifcher Schmerz im Eyerftocke bildete fich zu Nymphomanie. Als chronifche Formen bleiben *Catarrhus fuffocat.*, *Bronchitis maligna*, *Typhus*, *Intermittens.* Dafs bey Bruftkatarrh diefs Stadium länger, als bey den anderen Formen dauert, liegt nach dem Vf. am Mangel von Stuhlausleerungen; Alter und andere Krankheiten beftimmen gleichfalls diefe Dauer.

Die Menge der Befallenen, die Veränderungen des Gemeingefühls, Schwäche und drückende Schmerzen in der Augenhöhle, den Schenkeln, der Kniekehle, katarrhalifche und febrilifche Erfcheinungen bezeichnen diefelbe. Ausgebildete Cholera, blutige Stühle der diefsjährigen Epidemie unterfchieden fie von anderen Arten der Influenza; man fehlt weniger, wenn man *alle* ähnlichen Krankheiten als Ausbrüche der Influenza, als wenn man nur einige Formen, während dem fie herrfcht, als folche anerkennen will. Das epidemifche Auftreten unabhängig von jeder Witterung, die bedeutende Affection, grofse Mattigkeit, und der Verlauf unterfcheiden die Influenza von anderen Katarrhen; doch kann fich leicht diefe zu einer anderen Krankheit fteigern, nämlich zu Entzündungen.

In feiner Aetiologie fetzt Hr. *Efcherich* die Influenza als eine Krankheit, die ihren Urfprung in uns unbekannten Verhältniffen entweder der einzelnen Planeten unter fich, oder der Erdelemente unter einander finde. Ein unterftützendes, aber nicht ein nothwendiges Moment ift ihm der Witterungs- und Temperatur-Wechfel. Wichtiger fcheint die unregelmäfsige Temperaturvertheilung in den verfchiedenen Erdzonen. *Moft's* Anficht von übermäfsig phlogiftifirter Luft nennt er eine abenteuerliche. Von miasmatifcher Verbreitung kann er fich keine Vorftellung machen, wenn es etwas Anderes, als contagiöfe Verbreitung bedeuten foll. Welche Schleimhaut, ob die der Athmungs- oder der Dauungs-Organe ergriffen wird, fcheint abhängig vom Charakter der Epidemie, von endemifchen Verhältniffen, von dem ergriffenen Individuum und der Gelegenheitsurfache. Erwachfene und Alte litten mehr an Unterleibs-, Kinder mehr an Bruft-Zufällen. Die, welche die Influenza als Affection des Ganglien-Nervenfyftems anfehen, und dem Typhus anreiheten, fehlten in ihrer Anficht eben fo, wie jene, die, weil fie *vor*, *mit* und *nach* der Cholera erfchien, fie, wie Dr. *Heydenreich* in Ansbach, unverfchämt genug (hört! Rec.), als fehr ähnliche Krankheiten, als Modificationen derfelben, oder als identifch betrachteten. Man foll, meint der junge Vf., nicht das Wefen einer Krankheit erforfchen wollen, fondern fich an die Erfcheinung halten, diefe an ihre möglichft nahe Urfache knüpfen, wodurch genug gethan fey für die Pathologie. Die urfächliche Erklärung glaubt er indeffen doch, in Bezug auf die Alienationen des Gemeingefühls und der Kräfte, oft mit Localfchmerz verbunden, in der epidemifchen Natur finden zu können; das Gemeingefühl fey das empfindlichfte Reagens gegen alles abfolut Schädliche. Das Schädliche der Influenza ift ihm allmächtig, doch nicht fo intenfiv, dafs fie das Individuum ganz vernichten kann. Rheumatifch fey die Natur diefer Localfchmerzen nicht; fie feyen mehr läftig, andauernd drückend, nicht fix traumatifch, oder unterbrochen ziehend, reifsend, wie bey Rheumatismus. Auch der Sitz fey meift verfchieden; Augenhöhle, Oberfchenkel, Kniekehle. Zum Katarrh der Bauchfchleimhaut disponiren am meiften Diätfehler; auf der Höhe der Krankheit und bey längerem Umgange fey fie auch anfteckend; alfo gebe es auch eine contagiofe Genefis; nicht durch ein fehr fixes und mächtiges, fondern durch ein nur fo lange wirkfames Contagium, als die Influenza in der Gegend herrfcht und bey näherem Umgange.

In dem Abfchnitte: *Vorkommen*, beftimmt er fie als eine miasmatifche Krankheit; ihre Schnelligkeit, Allgemeinheit, beftimmte Richtung fallen alsbald auf, ihre Erfcheinung ift grofsartiger als die der conta-

giosen Epidemieen, die bedeutender und verwandter mit dem Organismus, ihren Zusammenhang mit dem Planeten mehr aufgegeben haben, — und Producte einzelner Individuen sind. (Hierin liegt ein tiefer Blick in das Wesen der Contagien und in die Art ihrer rein subjectiven Erzeugung. Rec.) Für die miasmatische Erzeugung sprechen ihm die Entstehung aus tellurischen Verhältnissen, die Periodicität, der Gang der Influenza in bestimmter Richtung von Osten nach Westen ohne alle Möglichkeit, ihn zu verhindern oder zu fördern, das schnelle und allgemeine Befallen der Bevölkerung, ihr bald rascher, bald schleichender Verlauf, gleichzeitiges Entstehen an verschiedenen Orten, Unabhängigkeit der Ausbreitung über Land und Seen, ihre theilweise Abhängigkeit von der zufälligen Witterung des Orts (diess würde mehr für ein Contagium sprechen, Rec.), die leichten Rückfälle und mehrmaliges Befallen während einer Epidemie, was bey acuten contagiösen Krankheiten nicht Statt hat, und das Befallenwerden von Thieren während heftiger Epidemieen auf epidemische (?) Art.

Die Verbreitung geschieht von NO. nach SW., nach einer Erfahrung des letzten Jahrhunderts; doch ist Ursprungsquelle und Richtung nicht so genau bestimmt. Auch die Intensität der Influenza ist verschieden. Ruhrepidemieen gingen ihr voraus, oder folgten ihr nach; eben so die *Cholera epidemica;* ein nothwendiges Causalverhältniss ist nicht wohl auszumitteln. Gleichzeitige Epizootien sind zufällig, hängen nur mittelst der Witterung mit ihr zusammen. Auffallend ist das Verhältniss der Influenza zum Sexualsystem, zur stärkeren Menstruation, zum Abortus (das thun auch Contagien, z. B. das *Typhus contag.* Rec.), selbst bey Solchen, die nicht gerade krank daran lagen. Habituelle Anlagen exacerbiren während der Krankheit, und variiren dieselbe; Phthisiker, Hysterische, chronisch Kranke werden schlimmer, Flechten lehren wieder Metrorrhagien entstehen; Apoplexieen bey Alten, Lungenlähmungen; krankhafte Anlagen werden sichtbar. — Die Dauer der Epidemie scheint mit der Entfernung von der Ursprungsstelle im geraden Verhältnisse zu stehen; Complication, Alter, Constitution bedingen die Dauer bey dem Einzelnen, — von 3—4 und 7—11 Tagen, ja Monaten. — Sie geht in Genesung, in andere Krankheit — Schlagfluss, Lungenlähmung bey Alten — seltener Entzündung, Pneumonieen, chronische Blennorrhöen, Intermittens, Phthisis u. s. w. über. Die Sterblichkeit kann also sehr vermehrt werden. — Durch Verweilen im Freyen scheint sie eher herbeygeführt, als abgehalten zu werden. Aufenthalt im Bette, Erregung des Schweisses, der doch nicht zu stark seyn darf, sind angezeigt; antiphlogistische Behandlung bey synochaler Form; bey torpider stärkere Schweissmittel, warme Begiessungen, Bäder; Expectorantia nur in der Reconvalescenz, Narcotica häufig und Gargarisnea mit Nitrum. Ausleerungen bey Darmkatarrh, Brechmittel.

Br.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Glogau*, b. Flemming: *Ein auf homöopathische Heilversuche begründetes Urtheil über Homöopathie für Aerzte und Nichtärzte*, von Dr. *L. Lilienhain*, prakt. Arzte zu Glogau. 1834. 84 S. 8. (8 gr.)

„Licht und Recht ist mein Wahlspruch seit meinem Eintritte in das praktische Leben; Licht und Recht gelten mir als das Höchste, es sey in religiöser, es sey in wissenschaftlicher Beziehung, gleichviel, woher das Licht, woher das Recht, werden Beide nur auf rechtlichem Wege erlangt." Mit diesen schönen Worten beginnt die Vorrede dieses Büchelchens, und dass der Vf. darin seine Ueberzeugung ausgesprochen, dafür giebt die würdige Haltung, in welcher das Ganze geschrieben ist, ein ehrenvolles Zeugniss. Nachdem der Vf. ohne alle Animosität im 1sten Abschnitte die Hauptgrundsätze der Homöopathie dargelegt, und einige grelle Widersprüche, in welche der Meister und seine Schüler im Laufe der Zeit bey Cultur derselben gerathen sind, aus deren Schriften hervorgehoben, dann im 2ten Abschnitte die Nothwendigkeit, homöopathische Heilversuche anzustellen, motivirt, und die Ueberwindung geschildert hat, welche diess dem nach Klarheit und Wahrheit strebenden Arzte kostet, wegen des Mysticismus der Lehre, des vielfach moralische Schwäche verrathenden Treibens der Homöopathen, der schwankenden praktischen Grundlage ihrer s. g. reinen Arzneymittellehre, die hier praktisch nachgewiesen wird, und der Zweydeutigkeit der ärztlichen Erfahrungen überhaupt: — betritt er im 3ten Abschnitte — der Darlegung seiner homöopathischen Heilversuche — den Kampfplatz, auf welchen die Homöopathen die rationellen Aerzte mit so vieler Zuversichtlichkeit und Keckheit herausfodern. Es wird nun wohl nicht an Eiferern für das neue Princip fehlen, welche nach ihrer Art diese Versuche des Vfs. angreifen und verdächtigen wollen; es ist diess die einzige Weise, wie sie sich gegen die ihnen hier klar dargethane Wahrheit der Nichtigkeit ihres s. g. Systems verblenden können. Der rationelle Arzt wird sich wenig darum kümmern, und in den Versuchen des Vfs. vollständig die im 4ten Abschnitte aus den vorangegangenen 83 Krankheitsfällen gezogenen Schlüsse begründet finden, deren Hauptresultat bestätigend, was theoretisch längst nachgewiesen wurde, das ist, dass die Homöopathie, streng genommen, nichts ist, als eine *methodus exspectativa*, die Allopathie derselben aber dafür Dank schuldet, dass sie 1) der *vis medicatrix naturae* (freylich ohne es zu wollen) und der Diät die ihr entzogenen Rechte wieder verschafft, 2) auf die Nachtheile einer zu stürmischen allopathischen Behandlung aufmerksam gemacht hat, und 3) das Princip *Similia Similibus* in der Allopathie nicht selten fruchtbringend sey.

Allen, denen es um Wahrheit in dieser Angelegenheit zu thun ist, sey darum diese Schrift recht empfohlen; sie ist zwar klein an Umfang, aber reicher an Gehalt, als viele der uns überfluthenden homöopathischen und allopathischen Streitschriften. Die Fortsetzung der Untersuchungen des Vfs. kann nur Gutes stiften.

Die S. 77 gelieferte wichtige Geschichte des Verlaufs eines Empyems giebt ein recht augenfälliges Beyspiel der Heiltendenz der Natur. Wie viel weiter würden wir in der Heilkunde seyn, wenn diese Heilkraft immer nach Gebühr geachtet worden wäre.

f — e.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1837.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) FRANKFURT a. M., b. Brönner: *Demosthenis Philippicae orationes V* et *Libanii vita Demosthenis ejusdemque argumenta ex recens. J. Bekkeri cum tribus codd. mscr. collata.* Edidit, prolegomenis et annotatione perpetua illustravit *Jo. Theod. Voemel*, Gymnas. Francof. Rector et Prof. 1829. XX u. 312 S. Vorrede, Text und Prolegomena, 324 S. Commentare und Indices. kl. 8. (2 Thlr. 12 gr.)

2) Ebendas., b. Schmerber: *Demosthenis Philippica II secundum codd. mscr. recognita.* Prolegomenis et annotatione perpetua illustrata ab *J. Th. Voemelio.* 1832. X u. 86 S. Prolegom. u. Text. 66 S. Commentar u. Indices. (21 gr.)

Bekanntlich ist durch *Boeckhs* Staatshaushaltung der Athener gewissermaſsen eine neue Epoche, so wie für die wissenschaftliche Auffassung des griechischen Alterthums überhaupt, so für Athen und seine blühende Redner- und Demagogen-Zeit insbesondere, eingetreten. So wie *Niebuhr's* Werk Rom neu erschlossen hatte, so lag jetzt eine der Hauptrichtungen des geistreichsten aller alten Völker offen da, und in dem Einen spiegelte sich das Ganze ab, so daſs nicht leicht eine Untersuchung über irgend einen Zweig des attischen Lebens seit jener Zeit geführt worden ist, die nicht einen Theil ihrer Nahrung aus jenem reichen Werke gezogen hätte. Zunächst waren die attischen Redner zum ersten Male in ihrer Wichtigkeit für Erkenntniſs antiker Zustände vorgeführt, und durch erschöpfende Benutzung derselben für einen Zweck auf ihre Brauchbarkeit für andere, näher oder ferner stehende, nachdrücklich hingewiesen. Die Verdienste *Bekker's* um die Texteskritik gaben dem erwachenden Eifer eine würdige Grundlage, auf der bald eine neue Disciplin, die des attischen öffentlichen und Privat-Rechts, erwuchs. Gesellt man zu dieser juristischen Seite des Studiums noch die historisch-antiquarische, die sprachlich-grammatische und rein technische: so hat man damit alle wesentlich nothwendigen Richtungen desselben umfaſst.

Dieses allseitige Eindringen in die rednerischen Kunstwerke des Demosthenes ist das Streben, welches die Leistungen des Hn. *Voemel* auszeichnet. Er ist durchdrungen von der gröſsten Bewunderung des Demosthenes (*Demosthenem prae aliis amo*), und hat die Versicherung, dem Demosthenes alle Kräfte seines Mannesalters zu widmen (Vol. I. p. IX), durch die That bekräftigt, indem er rasch mit steigender Tüchtigkeit dem ersten Versuche (No. 1) noch zwey andere Ausgaben folgen lieſs. Eine Reihe von Programmen, die zum Theil in die Prolegomena zu den einzelnen Reden wieder aufgenommen sind, hatte hinlänglich erwiesen, daſs er mit dem groſsen Umfange der unternommenen Arbeit vertraut sey, und die Schwierigkeiten und zurückschreckenden Partieen derselben eben so gut als die erfreulicheren und belohnenden Seiten genau kenne. Es konnte ihm keine der bisherigen Ausgaben der Philippischen Reden genügen, da alle mehr oder weniger particuläre Zwecke verfolgten, und theils nur für den Gelehrten, theils nur für den Schulgebrauch berechnet waren. Er suchte nun Beides durch die umfassendere Tendenz, die er seiner Arbeit gab, zu vermitteln, und zugleich den Schüler, wie den Gelehrten, in der Kenntniſs des Demosthenes zu fördern. Es könnte scheinen, als ob das Erste unverträglich mit dem Letzten sey; allein wenn alles Erläuternde in der strengsten Beziehung zum Schriftsteller selbst gehalten wird, so verschwindet jene Duplicität des Planes in dem Streben, allem Einzelnen *eine* Richtung zu geben, und Alle, sie mögen auf einer Stufe der Bildung stehen, auf welcher sie wollen, können aus dem Dargebotenen zu eigener Belehrung schöpfen, vorausgesetzt, daſs es ihnen darum zu thun ist, eben den Schriftsteller kennen zu lernen. Wir wollen damit die Schulausgaben geschieden wissen, die einen Schriftsteller benutzen als Vehikel zur Beybringung von Sprachbemerkungen.

Was nun die in Hn. *Voemel's* Ausgabe den einzelnen Reden vorausgeschickten Prolegomena betrifft, so hat er in denselben erstens ungefähr alles das zusammengestellt, was der attische Bürger, wenn Demostenes die Rednerbühne betrat, im Voraus Thatsächliches von dem fraglichen Gegenstande wuſste, oder, wenn man lieber will, was Demosthenes bey seinen Zuhörern voraussetzen konnte, und wirklich vorausgesetzt hat. Es versteht sich von selbst, daſs die Summe dessen dem Forscher nur annäherungsweise zu erreichen möglich ist, bey der Spärlichkeit unseres historisch-antiquarischen Wissens. Hr. *V.* brauchte

in unserer Zeit für einen solchen Zweck nicht so weit auszuholen als *Fr. A. Wolf*, sondern konnte sich auf die Zusammenstellung des nöthigen historischen Materials beschränken, zumal die von ihm gewählten Reden der einfachsten und unmittelbar verständlichsten Gattung der Rede angehören, und schwieriges juristisches Detail ausschliessen. Weil aber bey der Verwickeltheit der attischen Geschichte, die leider zum grössten Theil auf Rechnung der Redner selbst kommt, fast eben so viel verschiedene Ansichten und Anordnungen des hieher gehörigen Kreises von Thatsachen versucht worden sind: so nimmt die kritische literar-historische Berücksichtigung derselben einen zweyten grossen Theil jener Prolegomena neben anderen verwandten Dingen noch ein, was wir in dem Masse, wie es geschehen ist, nicht billigen können, weil sich hier ganz unvermerkt etwas Anderes, als das gesteckte Ziel unterschiebt, und den Leser, der die Prolegomena durchliest, um sich in die Stimmung des Atheniensers zu versetzen, gewissermassen aus seiner beginnenden Illusion heraus in die Wirren moderner Forschungen reisst. Wir können uns nicht enthalten, hiebey auf das Verfahren des Hn. *Jacobs* hinzuweisen, der in den Einleitungen und Anmerkungen zu seiner Uebersetzung nie die Grenze überschreitet, und den Leser sich in Einzelheiten verlieren lässt. Für Erklärung einer Rede ist diess von der grössten Wichtigkeit, damit die erwachende Theilnahme, oder bey Demosthenes wohl auch Begeisterung nicht erkalte, und das Vermissen wahrhaft erklärender Bemerkungen dem Leser nicht die Beschäftigung mit der ausgestorbenen Kunst ganz verleide.

Die Prolegomena zu den Reden des ersten Bandes sind alle als Programme schon sehr verbreitet, und auch mit dem Texte selbst in die Hände Vieler gekommen. Wir können daher den Inhalt derselben als ziemlich bekannt voraussetzen. Um so leichter und passender erscheint es uns daher, unser Urtheil über dieselben mehr im Allgemeinen zu halten, als eine Reihe von Berichtigungen dazu zu liefern, was uns mehr Sache der den Inhalt derselben in Empfang nehmenden und verarbeiteten Wissenschaft scheint.

Da die erste Philippische und die drey Olynthischen Reden in einem gewissen, durch die Zeitereignisse bestimmten, Zusammenhange stehen, so hat Hr. *V.* die Prolegomena zu denselben in ein Ganzes verschmolzen, in denen über Olynthus und Amphipolis und die übrigen Städte jener Gegend, die der Mittelpunct waren, um welchen sich die Politik Athen's und Philipp's bewegte, ausführlich, fast zu weit ausholend für den vorliegenden Zweck, gehandelt wird. Das überall sichtbare Streben nach gründlicher, wenn auch zuweilen nur literar-historischer Erschöpfung jedes vorkommenden Punctes hat dem Einwirken des Gegebenen auf den Leser geschadet, und das Ausscheiden des Hn. *Voemel* eigenthümlich Gehörenden erschwert. Ein Hauptfehler ist dadurch der Abhandlung gewiss ganz wider Willen des Vfs. geworden, dass die einzelnen Theile derselben zu locker und lose dastehen, und in ihrer Isolirtheit sich nicht recht zu einem Ganzen fügen wollen. So spricht Hr. *Voemel* §. 1: *de conditore, situ et incolis Olynthi*, dann §. 2: *Leges Olynthi optimae.* §. 3: *Potentia Olynthi bellis aucta.* §. 4: *Societas Olynthiaca* — geht dann über zu einer ähnlich angeordneten Untersuchung *de nominibus, situ et origine Amphipolis*, dann *de praestantia Amphipolis* — *Amphipolis colonia Atheniensium* — *Amph. sub aliena potestate* — *Amph. libera*, und kommt endlich S. 57 auf das *Bellum Amphipolitanum*, dessen Darstellung eine ganz vorzügliche Sorgfalt gewidmet wird. Hiebey rückte offenbar Hr. *Voemel* seinen nächsten Zweck aus den Augen, und wollte einen Beytrag zu alter Geographie liefern. Allein auch diess ist nicht mit hinlänglicher Kritik geschehen. Bleiben wir z. B. bey dem stehen, was über die Lage von Olynth gesagt ist, so ist auffallend, dass Hr. *Voemel* von *Larcher* sagt, er habe diese am genauesten bestimmt. Aus *Larcher's* in der Note mitgetheilten Worten geht hervor, dass er Olynthus zwischen Pallene und Sithonia setzte, offenbar nach *Stephanus Byzant.* Unser Verf. setzt aber Olynth geradezu nach Sithonia nach *Herod.* VII, 122. *Stephanus* bedient sich des unbestimmten Ausdruckes: *πόλις Θρᾴκης πρὸς τῇ Σιθωνίᾳ τῆς Μακεδονίας*, worin liegt, dass er Olynth nicht zu Sithonien rechnet, denn Sithonien ist eine Landschaft Macedoniens, Olynth aber eine Stadt Thraciens. Die richtige Angabe des *Stephanus* ergiebt sich auch aus *Herod. l. c.*, wo Olynth unter den zu Sithonien gerechneten Städten als die letzte, offenbar auch der Lage nach, aufgezählt wird. Zudem wird jener Gebrauch des *πρός* ganz klar aus *Steph. B. s. v.* *Ὄμβοι πόλις Αἰγύπτου πρὸς τῇ Λιβύῃ.* So verdienstlich ferner ist, dass Hr. *Voemel* Alle namhaft macht, die über Olynth gesprochen unter den Neueren, und selbst die Numismatiker, so konnte er doch auch hier nicht absolute Vollständigkeit erreichen, wie denn *Goltzii Graecia* übersehen ist, worauf *Berkel* zu *Steph. Byz. s. v.* verweist. Doch dergleichen Nachträge machen, hiesse das Unzweckmässige noch vermehren. So nöthig und aufklärend der Abschnitt über *Potentia Olynthi bellis aucta* und *Societas Olynthiaca* ist, so unnöthig und leer ist der über: *Leges Olynthi optimae.* Alles in demselben Gesagte gehört in die Zeit des olynthischen Bündnisses, und wegen des Uebrigen wird der Leser auf die bekannten Bücher über griechische Staatsverfassung verwiesen. Zu *Amphipolis* konnte Hr. *Voemel* noch nicht den *Append. IX* zu *Clinton's Fasti Hellen.* vergleichen. Von dem Jahre der Thronbesteigung Philipps von Macedonien (*Ol. CV*, 1) führt der Herausgeber näher in die Demosthenische Zeit ein. Er setzt diess Ereigniss richtig auf das angegebene Jahr, wie *Clinton*, von ihm jedoch unbenutzt. Eine grosse Ungenauigkeit ist es, wenn *Flathe* in seiner Geschichte Macedoniens S. 49 den Philipp erst *Ol.* 105, 2 zur Regierung gelangen lässt, woran gewiss weniger eigene Forschung, als nachlässige Benutzung des *Clinton*, wie öfter in jenem Werke, Schuld ist. Die weiteren chronologischen Bestimmun-

gen Hn. *Voemel's* weichen zuweilen von denen *Winiewski's* ab, z. B. Hr. *V.* setzt die Eroberung Potidäas durch Philipp und die Olynthier (S. 65) auf *Olymp.* 105, 3, nach der Angabe *Diodor's* XVI, 8, richtiger *Winiewski* und auch *Clinton* auf *Ol.* 106, 1, nach *Plut. Alex. c.* 3. Ferner die Landung des Königs bey Marathon setzt Hr. *V. Ol.* 106, 2 (S. 71), ohne sich auf eine bestimmte Stelle zu beziehen, dagegen *W.* auf *Ol.* 106, 4 oder 107, 1, mit Rücksicht auf die durch *Boeckh* festgestellte Chronologie der attischen Unternehmungen auf Euböa. Ganz abweichend setzt *Held prolegom. p.* 9 diese Landung auf *Ol.* 106, 1. Es ließe sich diese Vergleichung noch weiter anstellen, bald zu Gunsten des einen, bald des anderen der beiden so verdienstvollen Gelehrten. Die Forschungen *Winiewski's* haben den Vorzug, dass sie mit grösserem inneren Zusammenhange die ganze Zeitgeschichte, die den Inhalt der Rede περὶ στεφάνου bildet, umfassen. Hr. *V.* hätte die Uebersicht seiner Resultate in einer *Tabula chronologica* recapituliren sollen, wie diess von *Winiewski* und *Fr. Jacobs* gethan worden ist. Es sind eine Menge vortrefflicher historischer Forschungen durch sein Buch zerstreut, die man an ihren oft ganz gelegentlichen Stellen gar nicht sucht. Alles diess würde man mit einem Male übersehen können, und in dieser Zusammenstellung eine unentbehrliche Ergänzung des *Clinton*'schen Werkes besitzen. Die weitere Auseinandersetzung der Zeitverhältnisse führt den Herausgeber zu den olynthischen Feldzügen, deren Kritik wir aus dem Grunde unterlassen, weil die neueste Schrift über diesen Gegenstand von *Ad. Ziemann* endlich weiteren Behandlungen ein Ziel gesetzt zu haben scheint. Hr. *V.* ist auf der Seite der Dionysianer, die in neuer Zeit den Libanianern immer mehr haben weichen müssen. Wir billigen es, dass er sich S. 110 begnügt, seine Ansicht kurz hinzustellen.

Die Prolegomena zur Rede *de pace* (S. 240—283) enthalten eine ins genaueste Detail eingehende Geschichte der Jahre *Ol.* 108, 1 — 108, 3, d. i. dem Jahre, wo die Rede gehalten wurde.

Der Text, welchen nun Hr. *V.* giebt, ist im Ganzen der *Bekker*'sche, was nur gebilligt werden kann, ohne dass wir es darum mit Hn. *V. audacia* nennen können, wenn er einmal von ihm abweicht, wie z. B. *de pace p.* 59. *R.* (S. 301) in der Hinzufügung des von *Bekker* mit Σ weggelassenen εὖ, oder *p.* 38. *R.* (S. 195), wo Hr. *V.* ἑτοίμως aus dem *Cod. Victorii* hinzufügt, was früherhin von *Bekker* herausgeworfen worden war. An dieser Stelle war jedoch noch nachzuweisen, dass man das Adverbium ἑτοίμως so von unbestimmten, allgemein bezeichneten Sachen brauchen könne, da doch ἑτοῖμος meist von Personen gesagt wird. *Bekker's* Verwerfung dieses Wortes, das zum genaueren Verständnisse nicht nöthig ist, beruhte gewiss auf diesem Grunde. Ueberhaupt wünschten wir, dass die Kritik des Herausgebers mehr demonstrativ wäre, wie denn die kritische Seite seiner Ausgabe die schwächere ist. Die von ihm neu benutzten Handschriften fördern den Text im Ganzen wenig, leisten jedoch dadurch gute Dienste, dass sie sich oft an gute Handschriften anschliessen.

Der reichhaltige Commentar macht eine ins Einzelne gehende Beurtheilung schwierig. Es tritt hier die Absicht, auch jüngeren Lesern des Demosthenes zu nützen, am deutlichsten hervor, oft zu sehr, wie z. B. S. 184 bey der genauen Aufzählung der Officiere der athenienfischen Kriegsmacht; S. 217 in der Bemerkung, dass ἕκαστος mit dem Plural construirt werden könne; S. 233 in der Note über den Gebrauch des Imperfectums in hypothetischen Sätzen; S. 242 über das *Futurum Atticum;* S. 248 über παρά = *contra* und anderem dem Aehnlichen. Dagegen muss rühmlichst anerkannt werden, dass Hr. *V.* eine besondere Aufmerksamkeit auf das verwendete, was aus den Schriften der Rhetoren und selbst Scholiasten für das Verständniss und die rhetorische Würdigung einzelner Stellen gewonnen werden kann. Ein Punct jedoch ist dem Nutzen, den derselbe mit seiner Ausgabe gestiftet hat, sehr nachtheilig, die ungebildete, selbst nicht einmal correcte lateinische Form des Ganzen. So stand z. B. schon in dem Programme, welches die Einleitung zur Rede *de pace* enthält, und jetzt wieder abgedruckt worden ist, das in Prosa ganz unzuverlässige: *Chersonesum, quam Cersobleptes regnabat* (S. 240); ferner S. 255 *comprehenserat;* hiezu S. 256 des Commentars *cujus vis, ratio etc. exposuit Dounaeus*, was jeder billige Beurtheiler nur als Spuren von Flüchtigkeit erkennen wird. Fehler dieser Art kommen natürlich selten vor, auch sind sie zu offenbar, als dass sie Hn. *V.* gerade sehr schaden sollten. Anders ist es jedoch mit der ganzen Conformation seiner Perioden, seiner Wortstellung, Auswahl von Worten u. a. hieher gehörigen Dingen. Hier zeigt sich, dass es ihm an lateinischen Genius fehlt, wie diess z. B. gleich der erste Satz der Vorrede zeigt: *De consilio meo et de forma ac designatione praemonendum esse videtur publice edendarum orationum Demosthenis.*

Nach denselben Grundsätzen hat Hr. *V.* die unter No. 2 bezeichnete Rede herausgegeben. Er benutzte dazu die Collationen einer Berner, Breslauer und 3 Wiener Handschriften. Die der Rede vorausgeschickten Prolegomena haben den Zweck, die Einheit der Rede zu beweisen, die wir auch durch Hn. *V.* hinlänglich gesichert erachten. Das Historische ist, wie immer bey Hn. *V.*, überwiegend. Zur Untersuchung über die Tetrarchieen Thessaliens ist Hn. *V.* unbekannt geblieben: *Frid. Horn — de Thessalia Macedonum imperio subjecta. Gryphiae.* 1829. Aus dem Commentare heben wir als vorzüglich beachtenswerth den *Excurs de nominibus propriis compositis cum* νησος S. 39 fg., über *Elatea* S. 22 fg., *Anthemus* S. 28 fg., über ὡς ἂν *sequ. Optat.* S. 8 fg., wo wir nur in den S. 9 angeführten Stellen die vermeintliche Gradation nicht bemerken können.

Klg.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Brüssel u. Leipzig, Allgemeine Niederländiſche Buchhandlung: *De la prostitution dans la ville de Paris, considerée sous le rapport de l'hygiène, de la morale et de l'administration.* Ouvrage appuyé de documents statistiques puisés dans les archives de la prefecture de police, avec cartes et tableaux par *A. J. B. Parent-Duchatelet*, membre de conseil de salubrité de la ville de Paris, de l'académie royale de médicine, de la Legion d'honneur, médécin de l'hopital de la pitié, precedé d'une notice historique sur la vie et sur les ouvrages de l'auteur, par *Fr. Leuret.* 1837. XVI u. 392 S. 4.

Wer in dieſem Werke ein Gemälde von der Liederlichkeit einer groſsen Stadt, in äſthetiſchen Schleier verhüllt, erwartet, irrt ſich ſehr: denn der Vf., welcher aus einer ſehr ehrenwerthen, reichen Notariatsfamilie abſtammt (geb. 1790 in Paris, geſt. 7 März 1836), war in Leben und Thaten einer der achtungswürdigſten, ſeinem Berufe ergebenen Beamten, und läſst wünſchen, daſs die Phyſiker unſerer groſsen Reſidenzen, Fabrik- und See-Städte uns bald Muſter ähnlicher Art in der Staats-Geſundheitspflege liefern möchten. Das Verzeichniſs ſeiner 32 Schriften beweiſt, wie vielſeitig ſeine Bildung war, und wieviel er dazu beytrug, die Geſundheit der Atmoſphäre und der Gewerbe ſeiner Vaterſtadt zu verbeſſern. — Auf die Einleitung folgen Kap. I zehn allgemeine Unterſuchungen über das Perſonale der Huren, und ihre Familien-, Standes-, Religions- und Gewerbs-Verhältniſſe, gemiſcht aus allen civiliſirten Völkern. Kap. II. Ihre Sitten und Gewohnheiten, Liebhaber und Unterhalter, Unreinlichkeit, Zeitvertreibe, ihr Tatowiren, Reſte der Schaam. Kap. III. Phyſiologiſche Bemerkungen über dieſe Claſſe und ihre Eigenthümlichkeiten in der Neigung zur Wohlbeleibtheit, zur Veränderung der Stimme, ihrer Haare, Augen und Augenbraunen, ihres Wuchſes, des Zuſtandes ihrer Schamtheile, ihrer monatlichen Reinigung und Fruchtbarkeit. Kap. IV. Einfluſs ihres Gewerbes auf die allgemeine Geſundheit des Publicums. Kap. V. Allgemeine Bemerkungen über die Bordelle. Kap. VI. Namen und Charakter-Regiſter derſelben in den Polizeybüchern. Kap. VII. Das Hurenweſen in den mannichfaltigen Nahrungs- und Putz-Verhältniſſen und Charakter der Bordellhalterinnen. Kap. VIII. Das heimliche Hurenverhältniſs in Paris. Kap. IX. Die Hurerey in den 3000 Schlafhäuſern und deren General-Inſpection in Paris. Kap. X. Wie die Weinſchenker, Gaunerhäuſer, Kaffeehäuſer, Bierhäuſer und Kleinkrämer häufig die Liederlichkeit zur Stütze ihres Gewerbes machen. Kap. XI. Schau der Liederlichkeit auf den Gaſſen, und wie ſolcher abzuhelfen iſt. Kap. XII. Wie und warum die verſchiedenen Stadtquartiere mehr und weniger von den Huren bevölkert ſind. Kap. XIII. Verhältniſſe des Hurenweſens mit der Militärbeſatzung. Kap. XIV. Die Liederlichkeit auſser den Ringmauern der Stadt in den nahen Dörfern. Kap. XV. Gewöhnliches Schickſal der Huren, wenn ihr gewohntes Gewerbe nicht mehr gehen will. Kap. XVI. Wie man die Geſundheit der Hurenclaſſe zu erhalten ſucht in den verſchiedenen Jahreszeiten, und auch bey denjenigen, welche in der Polizey als Huren nicht eingeſchrieben worden ſind. Kap. XVII. Die Hoſpitäler für veneriſche Kranke. Kap. XVIII. Strafgefängniſſe der Huren. Kap. XIX. Abgaben, welchen die einregiſtrirten Huren vormals unterworfen waren. Kap. XX. Allerhand mittelbare und unmittelbare Unterſuchungen und Maſsregeln in der Handhabung der Geſundheitspolizey in den vielen Verhältniſſen des Lebens, worin das Hurenweſen nachtheilig eingreift. Kap. XXI. Die Bordellwirthſchaft, und wie man diejenigen ſtraft, welche ſich nicht den Polizeygeſetzen fügen. Kap. XXII. Umfang der Geſetzgebung im Hurenweſen ſeit Karl dem Groſsen, und wie auf daſſelbe die verſchiedenen Regierungen und ihre Beamten wirkten, und welche Geſetze zur beſſeren Ordnung noch gegeben und durchgeführt werden müſſen. Kap. XXIII. Kann man die jetzige Aufſicht der Verwaltung über dieſen Theil der laſterhaften Civiliſation entbehren? Entwurf eines heilſamen Geſetzes, um viele grelle Unordnungen durch und in der Liederlichkeit, wenn nicht ganz abzuſtellen, doch wenigſtens bedeutend zu mildern; mit Bemerkungen über die weitverbreitete Willkür der vormaligen Polizeyminiſter in den Tagen der Autokratie in Frankreich, und die nothwendige, mäſsige Beſchränkung eines von der Civiliſation in feſten Schranken zu duldenden Laſters, ſowohl im Fache der öffentlichen, als der im ehrbaren Schleier verhüllten Liederlichkeit. Aber jeder der öffentlichen Liederlichkeit angelegte Zaum wirkt auch wohlthätig auf die im Schleier der Anſtändigkeit, denn die Letzte zerrüttet nicht weniger das Familienglück. Kap. XXV. Kann und muſs die Verwaltung die noch weitere Verbreitung der veneriſchen Krankheiten verhüten? Mit manchen ſchauderhaften Winken. Kap. XXV. Zufluchtshäuſer für die öffentlichen Mädchen, wenn ſie mit wahrer Reue entſchloſſen ſind, ihrem laſterhaften Gewerbe zu entſagen. — Alle Werke dieſes Vfs. verdienen einen Platz im Polizeyhauſe einer jeden groſsen Stadt, da die bisherigen, in den Zweigen der Geſundheitspolizey erſchienenen Schriften noch ſehr mangelhaft ſind. Jede weſentliche Verbeſſerung dieſer als eine Vorſehung für die Enkel waltende Behörde iſt eine wahre Wohlthat, die bald gewiſſen Gewerben, bald dem ganzen Publicum erwieſen wird.

A. H.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 7.

PÄDAGOGIK.

Halle, in der Gebauer'schen Buchhandlung: *Die Beaufsichtigung des Volksschulwesens.* Ein Handbuch für Volksschulaufseher und Volksschullehrer von *A. Ludewig* (Schul- und Seminar-Director zu Wolfenbüttel). 1835. VIII und 120 S. in 8. Nebst noch 12 Tabellen. (12 gr.)

Während in den gelehrten Schulen in der neueren Zeit mehr die oberen Staatsbehörden walteten und wirkten: so wirkten in der Volksschule mehr die Geistlichen; ja, es war von der Kirche die Volksschule ursprünglich ausgegangen. Auch die Aufsicht über die Volksschule war zeither meistens in den Händen der Geistlichen; doch hat in der neueren Zeit der Staat auch da grösseren Einfluss erlangt. In vorliegender Schrift findet man nun die Grundsätze und Vorschriften für diese Aufsicht, dargestellt von einem ohne Zweifel kenntnisreichen Schulmanne. Sein Standpunct ist der mehr empirische, neue wissenschaftliche Ansichten sind demnach hier wohl nicht zu erwarten.

Ausser einer nicht unpassenden *Einleitung*, worin hauptsächlich von den Hauptmängeln des deutschen Volksschulwesens gesprochen wird, zerfällt das Werkchen in zwey Haupttheile: I. *Ueber die Beaufsichtigung des Volksschulwesens im Allgemeinen* — ihren Zweck, ihre Gegenstände und die allgemeinen Anfoderungen an Schulbehörden überhaupt (S. 13—27), und II. *Ueber die einzelnen Volksschulbehörden insbesondere. Kap. 1. Die Oberschulbehörde. Kap. 2. Die Localschulbehörden:* 1) die städtische Schulcommission, 2) die Schulcommission auf dem Lande, und 3) der Prediger, als unmittelbarer Volksschulaufseher (S. 28 bis Ende).

Wir begnügen uns, Folgendes bemerklich zu machen. S. 3 wird die verhältnissmässig geringe Besoldung der meisten Volksschullehrer obenan gestellt, neben fünf anderen, meistens äusserlichen Mängeln. Schon diese Anordnung ist nicht zu loben. Vorzüglich zu erinnern aber ist, dass der Vf. die Mängel des Volksschulwesens nicht nach *Zeller's* (I. S. 14—18) und Anderer Vorgange etwas höher moralisch und mehrseitig pädagogisch beleuchtet hat, durch Nachweisung, wie die Ursachen des Verfalls theils in den Lehrern, theils in den Aeltern, theils in den Kindern selbst, theils in den *Schulaufsehern* zu suchen seyen.

Unter den *Gegenständen* der *Volksschulaufsicht* wird zuerst angeführt der moralische Lebenswandel des Volksschullehrers. Vor allen Dingen gehört aber dahin die Wahl und Anstellung desselben. Denn wird bey dieser ohne gehörige Prüfung verfahren, so lässt sich auch nicht immer die gebührende Pflichterfüllung von Seiten des Schullehrers erwarten. S. 17 kommt der Vf. auf das Verhältniss zwischen Kirche und Schule, vermöge dessen nur Geistliche für Leitung des Unterrichts angestellt werden sollen, worin der Verfasser im Ganzen ohne Zweifel Recht hat. Vorzüglich aber sollte *christlicher Geist und Sinn* alle Schul- und Bildungs-Anstalten beherrschen und beleben; und Alles, was dahin führte, wäre auch der höheren Pädagogik gemäss. Dieses ist es auch wohl, was der Vf. als 5tes *Erfoderniss in der Person* eines Schulaufsehers aufstellt, welches er aber nur „guten Willen und regen Eifer für das Gedeihen der Volksschule" nennt. Auch ist Rec. mit ihm darin einverstanden, dass ein gewisser Grad höherer menschlicher Bildung auch dem geringeren Bürger und dem Landmanne nöthig und nützlich sey. Nur hätte der Vf. nicht einen solchen ironischen Ton gegen die Andersdenkenden anstimmen, nicht so stark von despotischen Weltlichen und mystischen, hierarchischen Geistlichen sprechen sollen.

Was endlich noch über *Organisirung* der *Volksschulaufsicht* in einem kleinen Lande, oder in der Provinz eines grösseren Landes gesagt wird, ist im Ganzen gleichfalls richtig und lobenswerth. Nur ist für die Schulen auf dem Lande, anstatt oder neben der Schulcommission, in jedem Bezirke von zehn bis funfzehn Schulen, auch wohl ein eigener Schulinspector aus den Geistlichen oder älteren Schullehrern desselben zu erwählen und anzustellen, wie solches auch im Preussischen ausgeführt ist. Die Mitwirkung von Männern aus den einzelnen Gemeinden — Schulvorstand — ist noch zur Zeit grösseren Bedenken unterworfen.

Im *2ten Haupttheile* sind 1) die *Rechte und Verpflichtungen der Oberschulbehörde* sehr richtig bestimmt, nur dass in Bezug auf jene wider die Patronatrechte etwas zu sehr geeifert wird. Unter den letzten wird nun auch von Bildung und Anstellung der Volksschullehrer gesprochen, ingleichen von der

Nothwendigkeit paſſender Inſtructionen, ſowohl für die Lehrer, als auch für die Schulaufſeher, und endlich von den Kenntniſſen, Verhältniſſen und Geſchäften des Schulraths oder Oberſchulinſpectors insbeſondere, wo es mit Recht gewünſcht wird, daſs derſelbe ein Theologe ſey, der ſich zum Schulmanne gebildet habe. In wiefern können auch Profeſſoren der Theologie und der Philoſophie und Rectoren höherer Gymnaſien zu einem ſolchen Wirkungskreiſe beſtellt werden?

2) In Betreff der *Localbehörden* ſcheint es uns doch nicht paſſend, daſs *a*) in der *ſtädtiſchen Schulcommiſſion* das geiſtliche Mitglied zwar den Vorſitz führe, aber bey Berathungen und Entſcheidungen doch die Stimme jedes einzelnen Mitgliedes gleich ſeyn ſoll; vielmehr entſpricht es dem vom Vf. ſelbſt gefoderten gröſseren Einfluſſe der Kirche, daſs dem Ephorus, im Fall der Stimmengleichheit, die entſcheidende Stimme gebührt, ſo wie ihm auch in Bezug auf die erſte Einrichtung der Schulen ein gröſserer Einfluſs im Verhältniſſe zum Schuldirector eingeräumt werden müſste, als S. 44 geſchieht.

Ueber die Verhältniſſe des Schuldirectors, auch zu den Aeltern der Kinder, und vorzüglich als *Vorſteher der Volksſchule*, wird dann ſehr vielſeitig geſprochen, die Strafe des Stocks nur auf den Fall der äuſserſten Nothwendigkeit — Rec. würde ſagen, den der Bosheit und Thätlichkeit der Kinder — beſchränkt, und dabey zugleich auf die dem Buche beygefügten Muſter zu Lectionsverzeichniſſen, zu einem Sittenbuche und zu Zeugniſſen für die Kinder hingewieſen, wo es aber uns nicht wohl gefallen will, wenn in Letzten das Lob oder der Tadel durch bloſse Numern angedeutet werden ſoll, ſo wie man überhaupt Alles, was zur Eitelkeit der Schüler führen, und die kindliche Einfalt und Beſcheidenheit verdrängen möchte, möglichſt vermeiden ſollte.

S. 69 kommt der Vf., bey des Schuldirectors Aufſicht über das *Lehrerperſonal*, auch auf den Fall, daſs einer der Lehrer in religiöſer Hinſicht einem entgegengeſetzten Syſteme huldige, als er, und beſtimmt ſolchen im Ganzen richtig, kann aber wieder nicht unterlaſſen, ſeine eitle Furcht vor dem ſogenannten Myſticismus auszuſprechen. Man ſollte doch nie das wahre, bibliſch glaubensvolle Chriſtenthum mit Myſticismus vermengen, und Erſtes eben ſo, wie Letztes bekämpfen, wodurch groſser Schaden im Religionsunterrichte herbeygeführt wird.

b) *Die Schulcommiſſion für Landſtädte und das platte Land* betreffend, wird vornehmlich vom Superintendenten, Inſpector u. ſ. w., und dann auch vom weltlichen Schulaufſeher geſprochen, und auch hier manche treffliche Bemerkung gemacht, z. B. S. 85: „Der Vorgeſetzte" — im Verhältniſſe zu den unmittelbaren Schulaufſehern — „zeigt ſich immer erſt dann, wenn dem wohlwollenden Rathgeber kein Gehör geſchenkt wird." Aehnliches dürfte auch da zur Anwendung kommen, wo ein eigener Schulinſpector für den Bezirk angeſtellt iſt. Auch die Schullehrer-Conferenzen und die Leſebibliotheken derſelben ſolllten überall von den Inſpectoren geleitet und befördert werden.

Endlich *c*) wird der *Prediger, als unmittelbarer Schulaufſeher*, ſowohl im Verhältniſſe zur Schulcommiſſion, als auch in Hinſicht auf Leitung der Schulen ſelbſt, betrachtet. Mit Recht wird S. 90 ein gutes Einverſtändniſs mit dem nichtgeiſtlichen Beamten empfohlen. Endlich bezieht ſich der Vf. noch auf fünf Schemata zum Lectionsplane für eine Dorfſchule u. ſ. w., wobey jedoch möglichſte Vereinfachung zu wünſchen iſt.

Wollte der Vf. ſeine Aufgabe ganz ſyſtematiſch löſen, ſo hatte er in der Hauptabhandlung bloſs die drey Fragen zu beantworten: 1) Wer hat die Schulaufſicht zu führen, und über wen iſt ſie zu führen? 2) Worauf erſtreckt ſich dieſelbe in Anſehung der Gegenſtände? und 3) *Wie* iſt dieſelbe zu führen? Während die erſten zwey Stücke gebührend ausführlich abzuhandeln waren, brauchte man ſich, in Hinſicht auf das dritte, nur für eins der bekannten Syſteme der Erziehungswiſſenſchaft zu erklären, und die Art und Weiſe der Beaufſichtigung näher zu beſtimmen, aber ſich nicht auf das Einzelne des Inhaltes über Methode, Schulzucht u. dgl. einzulaſſen. Statt deſſen hat unſer Vf. hie und da letztes mit jenen drey Hauptpuncten verbunden. Darüber wollen wir aber nicht mit ihm rechten; es kann vielmehr für Manchen, der zu der Aufſicht über Volksſchulen mitwirken muſs, von Nutzen ſeyn, auch in dieſer Beziehung hier Manches vorgetragen zu ſehen. Da jedoch das Ganze etwas einſeitig nach der gewöhnlichen philoſophiſch-empiriſchen Erziehungs- und Unterrichts-Lehre beſtimmt iſt: ſo glaubt Rec. ſchlieſslich auch auf die Werke von *Schwarz* (Erziehungslehre Bd. 3 und 4 — im erſten beſonders eine neue Anſicht vom Religionsunterrichte), *Zeller* (Lehren der Erfahrung Bd. 1. 2), *Denzel* u. A. verweiſen zu müſſen.

K. Θ. B.

1) Aachen, b. Roſchütz u. Comp.: *Real-Buch für Elementar- und Bürger-Schulen und die unteren Claſſen der Gymnaſien, wie auch für Bürger und gebildete Landleute.* Ein Lehr- und Leſe-Buch, enthaltend: Erdkunde, Naturlehre, Naturbeſchreibung, Menſchenlehre und Geſchichte. Herausgegeben von *J. B. Roſsel.* Fünfte vermehrte und verbeſſerte Auflage. 1836. V und 320 S. (10 gr.)

2) Heidelberg, b. Oſswald: *Allgemeines Leſebuch zur Erwerbung und Bewahrung der gemeinnützigſten Kenntniſſe für Stadt und Land, ſo wie für Schule und Haus.* Nach den beſten Quellen bearbeitet von *Michael Deſaga*, Lehrer in Heidelberg. 1834. I und II Theil. Zweyte Auflage. (18 gr.)

Macht man mit Recht an Schriften, wie die vorſtehenden ſind, die Anfoderung, daſs ſie eine Sammlung nützlicher, dem gegenwärtigen Standpuncte der Bildung für die Jugend angemeſſener, Kenntniſſe in

einer lichtvollen und edlen Einkleidung (beides in Verbindung, z. B. in *Hempels* Volksſchulfreunde) enthalten ſoll, ſo daſs aus dem Leſebuche dem Kinde immer mehr ein Lieblingsbuch wird, und vergegenwärtigen wir uns die Schwierigkeit, daſs nicht zu Wenig, aber auch nicht zu Viel gegeben werden darf, damit der Lehrer ohne Zwang bleibe, und einen freyen Spielraum gewinne: ſo wird man in den beiden zu beurtheilenden Schriften das Verdienſt des Anſtrebens nach dem Ziele nicht verkennen. Der verewigte, als Menſch und Pädagog gleich ſchätzbare, Vf. von No. 1 hat damit ſich um die Schulwelt gewiſs verdient gemacht. Vorliegende 5te Aufl. giebt das Zeugniſs beyfälliger Aufnahme. In den auf dem Titel bezeichneten Lehrgegenſtänden wird in der Kürze ein möglichſt reicher Stoff zuſammengedrängt. Doch vermiſste Rec. in der Geographie S. 113 die Angabe der geſchichtlich und ſtatiſtiſch gleich merkwürdigen Städte: Merſeburg (mit einer königl. Regierung) und Zeiz (ehemalige Epiſkopal-Stadt) — in der Naturlehre die Erwähnung der ſo merkwürdigen Gasarten. Auſser dem Schulgebrauche hält Rec. übrigens die Schrift noch als Handbuch für Solche brauchbar, die ſich eine Ueberſicht der gemeinnützigſten Kenntniſſe erwerben und zum Nachſchlagen gebrauchen wollen. Druck und Papier derſelben iſt aber weniger gut.

Auch No. 2 iſt eine nützliche Schulſchrift. Es werden in der erſten und zweyten Abtheilung derſelben in Kürze allgemeine Kenntniſſe über menſchliche Geſellſchaft, die Schule und deren Lehrgegenſtände, über Natur-, Himmels- und Erd-Kunde mitgetheilt. Die Einkleidung iſt klar und deutlich. So heiſst es z. B. S. 48: „Die beſte Staatsverfaſſung iſt die conſtitutionelle Monarchie, wo Jederman weiſs, was der Regent von ſeinem Volke, und was das Volk von ſeinem Regenten fodern kann, und wo der Regent ſelbſt dem Geſetze unterworfen und als der erſte Beamte des Staates (?) anzuſehen iſt. Nur bey dieſer Verfaſſung beſteht das *wahre Glück* des Volkes, weil Jeder ſeine natürliche Freyheit der bürgerlichen zum Opfer bringt, um die Vortheile der Allgemeinheit zu genieſsen.“ Ein reichhaltiges Regiſter über beide Theile dieſes Leſebuchs macht dieſes noch mehr brauchbar. Druck und Papier ſind empfehlungswerth.

D. R.

1) Hannover, in d. Hahn'ſchen Hofbuchhandlung: *Leſeſchule von den Buchſtaben an, in einer methodiſchen Stufenfolge.* Für Elementar-Claſſen, auch zum Privatgebrauche, von *G. L. W. Gläſer*, Elementarlehrer an der Töchterſchule zu Hannover. Fünfte Auflage. 1835. (6 gr.)

2) Hof u. Wunsiedel, b. Grau: *Erſter Schreibe- und Leſe-Stoff.* Ein Verſuch nach Dr. *Graſer's* Elementarſchule fürs Leben. Von *Johann Thomas Pezet*, Knabenſchullehrer in Hof. 1836. VIII u. 169 S. 8. (6 gr.)

3) Nürnberg, b. Stein: *Deutſche Leſeſtücke aus der Geſchichte der Natur und der Menſchen*, für Knaben von 7—9 Jahren bearbeitet von *Fr. Wilhelm Jubitz*, Candidaten der Theologie und Lehrer an der älteren Privatelementarclaſſe des Gymnaſiums zu Nürnberg. 1836. VIII u. 233 S. (12 gr.)

Drey verſchiedene Schriften in Beziehung auf den Elementarunterricht. Die Brauchbarkeit von No. 1 hat ſich durch die 5te Auflage ſowohl, als auch namentlich dadurch bewährt, daſs der Vf. ſich den in ähnlichen Leſebüchern nicht ſelten vermiſsten Stufengang: „vom Leichten zum Schweren“ zu vervollſtändigen und auszufüllen geſucht hat. Da die Schrift gewiſs vielen Elementarlehrern ſchon hinreichend bekannt ſeyn wird, ſo können wir uns hier um ſo mehr einer ausführlichen Beurtheilung derſelben enthalten. Für die Wenigen, die ſie nicht kennen, bemerken wir bloſs, daſs ihre Einrichtung dem Kindesalter angemeſſen, der gewählte Stoff anziehend und der jugendlichen Wiſsbegierde entſprechend iſt. Weniger gelungen ſcheint in der II Abtheil. S. 52 ff. das Geſpräch über Sonne, Mond und Sterne. S. 78. I Abtheil. muſste ſtatt: Rocken — Roggen ſtehen.

Der Vf. von No. 2, von dem Geſichtspuncte ausgehend, daſs der Schüler nicht leſen ſoll, um zu leſen, nicht ſchreiben, um zu ſchreiben, ſondern daſs Beides, Schreibe- und Leſe-Stoff, einen Sinn haben muſs, wenn *dieſer* Unterricht wahrer Unterricht für das Leben ſeyn ſoll, hat in ſeinem Büchlein dieſer Idee zu entſprechen geſucht. Das Ganze iſt gut geordnet, und als Verſuch nicht unbeachtenswerth. Man ſieht unverkennbar den Fleiſs und die Mühe, mit welcher der Vf. die Idee ſeines Meiſters zu verwirklichen geſucht hat. Weitere Verſuche werden ihn derſelben noch näher bringen. Rec. ermuntert dazu, und bemerkt nur, daſs der S. 160 befindliche Dialog — die Sprache — etwas ungezwungener und natürlicher ſeyn ſolle.

Die Abſicht der Schrift von No. 3 iſt nicht bloſs Uebung im Leſen, woran es der Elementarlehre gerade nicht fehlt, ſondern es ſoll auch eine Materialienſammlung zur deutſchen Formenlehre und Zuſammenfügung der einzelnen Redetheile ſeyn. Voran gehen Kinderbriefe mit dem Inhalte über natürliche Dinge in leichter und natürlicher Erzählung. Von S. 70 folgen gut gewählte und erzählte Schilderungen und Begebenheiten, z. B. aus dem Leben eines Columbus, Fiesco u. ſ. w., die Knaben von dem genannten Alter nicht ohne Intereſſe leſen werden. Das Ganze hat eine beyfallswerthe Bearbeitung.

D. R.

1) Carlsruhe, b. Groos: *Deutſches Leſebuch für Schulen*, bearbeitet von *Karl Kärcher*, Prof. an der höheren Töchterſchule daſ. 2te Abtheilung. 1834. 278 S. gr. 8. (16 gr.)

2) Zürich, in der Schultheſs'ſchen Buchhandlung: *Natalie* von *Selma.* Eine Erzählung für alle Stände, beſonders für die reifere weibliche Jugend. 1835. XVIII u. 368 S. gr. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Was in dieſer A. L. Z. (1835. No. 128) über die 1ſte Abtheilung des erſten der hier genannten Bücher geſagt wurde, gilt im Ganzen auch von dieſer zweyten. Indeſſen iſt hier die Auswahl von einem beſſeren Geſichtspuncte geleitet, und daher auch weit befriedigender ausgefallen. Alles ſcheint darauf berechnet zu ſeyn, Liebe zum Guten und Haſs gegen das Böſe den jugendlichen Herzen einzuflöſsen. Sehr paſſend hat zu dieſem Zwecke der Herausgeber zu dem *1ſten* oder *Haupttheile* des Leſebuchs meiſtens *Erzählungen* aus dem wirklichen Leben, aus der Menſchen- und Völker-Geſchichte, gewählt, — an der Zahl 112. Rec. hat dieſelben, ſo weit ſie ihm nicht auf den erſten Blick ſchon bekannt ſchienen, meiſtens durchgeleſen. Einige hätten wegbleiben mögen, die entweder zu bekannt ſind, wie No. 84, *Diogenes*, oder die das Zartgefühl fürs Sittlich-Gute beleidigen, wie No. 70, *die muthige Pfarrerin*, — da der Zweck nie die Mittel heiligt —, oder von unbedeutendem Inhalte ſind, wie No. 94, *Chriſtoph Schmidt;* auch von den vielen dem vornehmen Fürſten- und Staats-Leben angehörenden hätten wohl manche zurückbleiben können. Die meiſten haben uns aber ſehr wohl angeſprochen, und ſind überhaupt für rührend und lehrreich zu halten; wie No. 6: *Ein armer Hirte rettet dem Grafen Eberhard von Würtemberg das Leben;* No. 33: *Selbſtaufopferung der 400 Pforzheimer;* No. 46: *Chriſt. Fürchtegott Gellert;* No. 52: *Kaiſer Joſeph II der Menſchenretter;* No. 53: *Das Rothkehlchen;* No. 62: *Wahre Gottesfurcht, thätiges Chriſtenthum — in dem Beyſpiele der Gräfin F. zu Mohrungen;* No. 69: *Die Dulderin;* No. 98: *Maria Thereſia, deutſche Kaiſerin;* No. 111: *Der reiche Mann* u. ſ. w. Die Fabeln No. 10 u. 12 dagegen würde Rec. weggelaſſen haben, ſo wie auch das *Allerley Sonderbares* (No. 2). Sehr paſſend ſind dagegen die Mährchen No. 12: *Die Stricknadeln*, und No. 12: *Die goldene Spindel.* Unter den *Gedichten*, welche den *2ten Haupttheil* des Buchs ausmachen, 34 an der Zahl, ſind gleichfalls einige zu bekannte, oder zu unbedeutende, z. B. No. 5: *Das Winterlied*, No. 24: *Der Rieſe Goliath* u. ſ. w. Die meiſten ſind aber gut gewählt, z. B. No. 2: *Die Erde*, No. 13: *Lied des Troſtes*, No. 18: *Die Geſundheit*, No. 16: *Sonntagsmorgen im Frühling* u. ſ. w. Die Erzählungen, in eine gewiſſe Ordnung gebracht (z. B. die drey vom Kaiſer Joſeph, No. 47. 52. 100, mit einander verbunden), können entweder, wie es mehrere Pädagogen empfehlen, als erſter Curſus des Unterrichts in der Weltgeſchichte, oder nächſt den bibliſchen Geſchichten als Beyſpielſammlung zum Religionsunterrichte in der Sitten- oder Lebens-Lehre dienen, wie dieſes beſonders von *Wagnitz* in gröſserem Umfange wirklich ausgeführt iſt. Kurz, die ganze Sammlung wird hoffentlich mancher Schule, ja ſelbſt mancher Familie — anſtatt der leidigen Romane, — als Leſebuch guten Nutzen gewähren.

Druck und Papier ſind gleichfalls lobenswerth.

Was No. 1 der zarten Jugend, das ſoll No. 2 der reiferen weiblichen Jugend gewähren, nämlich Anleitung zur Menſchenkenntniſs und Vorſicht und Standhaftigkeit im Leben. Jenes iſt aber mehr zur allgemeinen, vielſeitigen, dieſes mehr zur beſonderen, tiefer gehenden Belehrung geeignet. Jenes iſt mehr ein Buch für *Schulen*, dieſes mehr für häusliche Kreiſe, auch für Aeltern und Erzieher, doch nicht für alle Stände, wie der Titel ſagt; denn die niederen, weniger gebildeten würden für ihren Lebensbedarf wenig daraus ſchöpfen können. In der Vorr., von *J. Conr. Appenzeller*, wird zuvörderſt von den Schriften der pſeudonymen Vfin. überhaupt geſprochen. Die Schrift ſelbſt zerfällt in *drey Abtheilungen:* 1) Der kleinen Natty Lehrjahr, 2) Nataliens Briefe an Emma, und 3) Nataliens hohe Schule. Das Ganze iſt der ziemlich wechſel- und verhängniſsvolle Lebenslauf eines jungen Frauenzimmers von adelichem Stande bis zu ihrer Verheirathung, mit eingeſtreueten warnenden Andeutungen. Rec. würde die Geſchichte lieber in folgende Abſchnitte eingetheilt haben: Natalie als Kind, unter Aufſicht ihrer Mutter — Dieſelbe als Pflegkind — Dieſelbe in der Zuchtſchule der Ungerechten — Dieſelbe dadurch gebeſſert, im Hauſe ihres Pflegvaters zum Chriſtenthum angeleitet, ein hoffnungsvolles Mädchen — Dieſelbe als Jungfrau auf dem Schloſſe ihres, bis dahin unbekannten, leiblichen Vaters, eines begüterten Edelmannes — Dieſelbe eine Verlobte ihres Vetters, lebend in den Cirkeln der feineren Welt — Dieſelbe, nach dem Abſterben ihres Vaters, ſich losſagend von dem Verhältniſſe, und dann, auf der Reiſe zu ihrem Pflegvater, betrogen und beraubt von einem vielverſprechenden Abenteurer — Dieſelbe verlaſſen und entfernt von ihren Freunden, doch getröſtet und erquickt von Fremden — Dieſelbe wieder in der Nähe ihres geliebten Pflegvaters und ihrer Herzensfreundin Emma — Dieſelbe endlich, mit einem des Erſten verheirathet, auf dem Wege zu dauerndem Lebensglücke. Dadurch wird zugleich der Hauptinhalt der ganzen Geſchichte angedeutet ſeyn. Die guten Eigenſchaften, die jener Vorredner, auch in Bezug auf gegenwärtiges Werkchen, der Vfin. zuſchreibt, kann auch Rec. derſelben im Allgemeinen nicht abſprechen. Es läſst ſich auch nicht leugnen, daſs daſſelbe viel Lehrreiches, beſonders für junge Frauenzimmer, enthält. Man findet hier die Gefahren kindlichen Eigenſinns und jugendlicher Eitelkeit, ſo wie auch der Sitten der groſsen Welt, ihre Neigung zur Unredlichkeit und Unbeſtändigkeit, kurz, ihre vielfachen Verſuchungen zum Böſen, für einen Jeden, der in ſeinem Chriſtenglauben und Leben noch gar nicht, oder nur halb befeſtigt iſt, recht gut ins Licht geſetzt.

Indeſſen erſcheint doch dem Rec. das Ganze zu romanhaft, die 1ſte Abtheilung auch, welche aus der Feder eines kleinen Mädchens, der Natalie ſelbſt, gefloſſen ſeyn ſoll, zu wortreich, und beſonders in der Schilderung des Sterbefalls der Mutter ſo unnatürlich, daſs es auf manches Gemüth wohl keinen guten Eindruck machen möchte. Auch die Briefe an Emma ſind meiſtens zu reich an Worten, zu arm an wahrem Inhalte. Leicht könnte auch die Rolle, welche der betrügeriſche Abenteurer ſo glücklich ſpielt, einen leichtſinnigen Jüngling zu ähnlichen Verſuchen veranlaſſen. Folglich ſind im Allgemeinen ſolche kurze Erzählungen, wie das Buch No. 1 enthält, in Hinſicht auf Sittlichkeit, vorzuziehen.

Druck und Papier auch dieſes Buchs ſind gut.

K. Θ. B.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 7.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) LEIPZIG, b. Hartknoch, und ZÜRICH, b. Ziegler und Söhnen: *Deutfche Dichter.* Erläutert von *M. W. Götzinger.* Für Freunde der Dichtkunft überhaupt und für Lehrer der deutfchen Sprache insbefondere. I Theil. 1831. XVIII u. 687 S. II Theil. 1832. XVI u. 592 S. 8. (5 Thlr. 12 gr.)

2) Ebendafelbft: *Dichterfaal.* Sammlung deutfcher Gedichte für höhere Schulanftalten. Von *M. W. Götzinger.* 1831. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Die beiden hier angeführten Werke ftehen in unmittelbarer Beziehung auf einander. Das gröfsere ift zunächft für Lehrer an Schulen beftimmt, in welchen das kleinere eingeführt werden dürfte. Es umfafst daher einen vollftändigen Commentar zu allen in No. 2 aufgenommenen Dichtern. Von diefem Gefichtspuncte aus könnte man rügen, dafs die Erklärung oft mehr für zu unterrichtende Schüler, als für unterrichtende Lehrer beftimmt fcheint, indem diefe augenfcheinlich überall als zu ungebildete, der Sprache unkundige Männer angenommen werden, dergleichen man heute noch an unferen Schulen zu finden mit Recht nicht mehr erwartet. Wenn der Verfaffer des Commentars folche Lehrer noch kennt, wie diefs, S. VI und VII der Vorrede zufolge, der Fall zu feyn fcheint, fo mufs Rec. zwar die Schüler beklagen, die fo fchlecht verfehen find, allein er fieht defshalb noch nicht ein, warum der Vf. auf diefe befondere Rückficht zu nehmen hatte, da er nicht für diefe allein fchrieb, fondern für Lehrer überhaupt. Da jedoch das Werk auch für Freunde der Dichtkunft im Allgemeinen berechnet wurde, fo mögen wir die Breite des Commentars allenfalls überfehen, da fich unter diefen leicht auch Solche finden könnten, welche eine noch ausführlichere Erklärung wünfchen dürften. In diefer Rückficht will Rec. auch die läftige, an Wiederholungen reiche Weitfchweifigkeit der äfthetifchen Einleitung nicht befonders rügen. Wir begnügen uns hier, den Inhalt der Einleitung kurz anzugeben. Sie zerfällt in drey Kapitel oder Abtheilungen, deren erfte von der Kunft überhaupt, die zweyte von der Dichtkunft, und die dritte von den verfchiedenen Dichtungsarten handelt. Die Eintheilung diefer Kapitel in Paragraphe billigen wir; um fo eher follten aber läftige Wiederholungen vermieden feyn. Die Paragraphe verbreiten fich über: 1) den allgemeinen Begriff von Kunft; 2) Kunft und Natur; 3) fchaffende Kunft; 4) Schönheit und Güte; 5) Organismus und Mechanismus; 6) organifche Schönheit; 7) das Kunftwerk; 8) Kunft und Wirklichkeit; 9) Stoff und Form; 10) verfchiedene Künfte; 11) redende Künfte; 12) und 13) die Sprache; 14) Gedanken und Worte; 15) Rythmus; 16) Dichterfprache; 17) epifche, lyrifche, dramatifche Kunft; 18) Epos und Fabel; 19) epifches Gedicht; 20) und 21) Ballade und Romanze; 22) und 23) Gefchichte der Ballade und Romanze; 24) Sammlungen von Balladen; 25) die Erzählung und die Legende. Ueber die Idyllen wird im zweyten Bande befonders gehandelt.

Eine Bemerkung des Vfs. jedoch, die uns befonders auffällig gewefen, können wir nicht übergehen, da fie auf einem wunderbaren Irrthume beruht. Er fagt S. 31: „Zur rein-epifchen Darftellung gehört eine eigentliche künftlerifche Bildung; eine *fchöne Ballade* kann allenfalls auch ein Dichter fingen, *der fich feines Schaffens und Bildens nicht klar bewufst ift.*" Es follte uns freuen, wenn der Vf. uns eine *fchöne* Ballade von einem Dichter diefer Gattung nachweifen wollte; denn damit wäre augenfcheinlich bewiefen, dafs auch heutzutage noch Wunder gefchehen.

Um nun eine Probe von der Art zu geben, wie Hr. *G.* die Dichtungen erklärt, wollen wir Einiges aus feinem Commentare zu *Schillers* „Ring des Polykrates" hier mittheilen. Zu Strophe 2:

> „Du haft der Götter Gunft erfahren!
> Die vormals deines Gleichen waren,
> Sie zwingt jetzt deines Scepters Macht.
> Doch einer lebt noch, fie zu rächen;
> Dich kann mein Mund nicht glücklich fprechen,
> So lang' des Feindes Auge wacht."

fagt Hr. *G.*: „Wenn hier die Satzzeichnung oder der Vortrag beym Lefen falfch ift, fo kann ein arges Mifsverftändnifs hervorgehen; nämlich:

> Du haft der Götter Gunft erfahren,
> Die vormals deines Gleichen waren,
> Sie (die Götter) zwingt jetzt deines Scepters Macht.

So würde dann der Nebenfatz: „*Die vormals deines Gleichen waren*" ein auf Götter bezogener Beyfatz; er foll fich aber auf das nachfolgende *fie* beziehen.

Diese waren vormals deines Gleichen. Jetzt zwingt sie deines Scepters Macht. Jener Nebensatz kann übrigens hier gar nicht als Beysatz angesehen werden; denn sonst müsste er sich auch durch „*welche*" einleiten lassen, was aber nicht der Fall ist; er ist ein persönlicher Nennsatz, und vertritt hier das Object des Hauptsatzes, steht anstatt *Samier.* Die Samier zwingt jetzt deines Scepters Macht. Es ist also nicht dieselbe Satzumkehrung, wie z. B. in den Versen von *Voss:*

> Die jetzt in wilden Wirbeln drehn,
> Die Wasser werden auferstehn.

Denn hier haben wir einen wirklichen Beysatz, welcher, der gewöhnlichen Ordnung entgegen, vor seinem Hauptworte steht; bey *Schiller* haben wir einen Objectsatz; der, wie das Object selbst, sehr wohl zu Anfange des Satzgefüges stehen kann."

Sollte man, wenn man diess liest, meinen, dass Hr. *G.* für *Lehrer* oder auch nur für *Gebildete* schrieb? Doch sehen wir weiter. Str. 4:

> Getroffen sank dein Feind vom Speere;
> Mich sendet mit der frohen Mähre
> Dein treuer Feldherr Polydor —
> Und nimmt aus einem schwarzen Becken
> Noch blutig, zu der Beiden Schrecken,
> Ein wohlbekanntes Haupt hervor.

„Ob der Dichter unter diesem Feinde ein feindliches Heer oder einen Einzelnen meint", lautet Hn. *G's.* Erklärung, „bleibt unbestimmt." Meint er ein feindliches Heer, so wäre der Ausdruck aber unpassend: Er sank getroffen vom Speere. Vielleicht spielt der Dichter aber auf den Bruder des Polykrates an, den derselbe wirklich ermorden liess, oder auf den vertriebenen Syloson, der überall gegen ihn warb. Diess scheint auch aus dem letzten Verse hervorzugehen: ein *wohlbekanntes* Haupt; ferner aus dem Anfange der Str. 5: Der König tritt zurück mit *Grauen.* Hat der Dichter wirklich den Bruder im Sinne gehabt, so ist seine Zartheit zu loben, dass er ihn nicht nennt, und etwa sagt: des Bruders Haupt. — „Zu Beider Schrecken" soll sich wohl beziehen auf: „ein wohlbekanntes Haupt, nicht auf das blosse Hervornehmen, oder auf blutig."

Rec. muss hiebey rügen, dass der Erklärer nur annehmen kann, der Dichter habe etwas Unpassendes gesagt, wo der rechte Sinn doch augenfällig ist. Von nur *einem* Feinde ist die Rede, wie auch nur *ein* Haupt aus der Schüssel genommen wird. Es war demnach nur zwischen dem Bruder des Polykrates und dem Syloson die Wahl erlaubt; an ein Heer von Feinden kann nicht gedacht werden. So hätte Hr. *G.* sich auch das „*soll*" und „*wohl*" im letzten Satz ersparen können, da der Beiden Schrecken sich nur auf „*wohlbekannt*" beziehen kann, da man, wie bekannt, im Alterthume nicht vor jedem blutigen Haupte zu erschrecken pflegte. Str. 5:

> Der König tritt zurück mit Grauen:
> „Doch warn' ich dich, dem Glück zu trauen,"
> Versetzt er mit besorgtem Blick.
> „Bedenk, auf ungetreuen Wellen,
> Wie leicht kann sie der Sturm zerschellen,
> Schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück."

Hiezu folgende Erklärung: „*Doch.* Ellipse. Wenn auch dieser dein Nebenbuhler nicht mehr lebt, so warne ich doch, dem Glücke zu *trauen.* Offenbar muss auf *trauen* der Ton liegen. — *Zerschellen.* Der Ausdruck ist hier zu tadeln. Es ist immer gewagt, ein rückweisendes Fürwort auf ein erst folgendes Hauptwort zu beziehen, sobald eins voraus geht, auf welches es zurückweisen könnte. Sehr leicht könnte man das *sie* hier auf die *Wellen* beziehen." — Offenbar eine spitzfindige, unfruchtbare Erklärung. Der König warnt den Freund, dem Glücke nicht zu trauen, weil Glück gewöhnlich Unglück nach sich ziehe. Welch ein Unglück aber wäre es wohl für den Polykrates, wenn der Sturm die Wellen zerschellte? Bey solchen Stellen demnach, wo kein Missverstand möglich, ist es keinesweges gewagt, das rückweisende Fürwort dem dazu gehörigen Hauptworte vorausgehen zu lassen. — „*Glück.* Kräftiger, schöner Dichterausdruck für: Deine Flotte, deren Glück sehr zweifelhaft ist. Es ist hier keine Kriegsflotte, sondern eine Kauffahrteyflotte gemeint, wie aus dem Folgenden erhellt. Str. 6:

> Und eh er noch das Wort gesprochen,
> Hat ihn der Jubel unterbrochen,
> Der von der Rhede jauchzend schallt.
> Mit fremden Schätzen reich beladen,
> Kehrt zu den heimischen Gestaden
> Der Schiffe wasserreicher Wald.

Gesprochen. Hat eigentlich keinen Sinn. Ehe er noch gesprochen, kann ihn doch unmöglich der Jubel unterbrechen. Natürlicher hiesse es: Und kaum hat er das Wort gesprochen, oder: Und eh der König ausgesprochen. Oder soll unter dem *Er* Polykrates gemeint seyn? Soll es etwa heissen: Eh er noch hat antworten können? Diess gäbe freylich einen sehr guten Sinn; der Ausdruck wäre aber sonderbar gewählt." — Letztes ist, nach des Rec. Ansicht, *Schiller's* Meinung nicht; zu *gesprochen* ist hier *hatte*, nicht *hat*, hinzuzudenken. Es ist diess ein dem täglichen Leben entnommener Ausdruck, und ist nichts Schwieriges dabey. *Wort* steht für *Rede.* Wahrscheinlich hat nur das *unterbrochen* Hn. *G's.* Anmerkung veranlasst. — „*Wald.* Dieser Ausdruck giebt der Einbildungskraft schnell ein frisches kräftiges Bild der Flotte. In solchen Ausdrücken zeigt sich der Meister des poetischen Stils." — Diese Anmerkung zu machen wäre der mündlichen Erklärung der Lehrer billig überlassen worden. Die Bemerkungen zu Str. 7, 8, 9 übergeht Rec., um nicht zu weitläuftig zu werden, und wendet sich sogleich zu Str. 10:

> Auch mir ist Alles wohl gerathen;
> Bey allen meinen Herrscher-Thaten
> Begleitet mich des Himmels Huld;
> Doch hat ich einen theuren Erben,
> Den nahm mir Gott, ich sah ihn sterben,
> Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld.

Doch (Z. 7), sagt der Vf., ist Gegensatz der drey ersten Zeilen. Als Herrscher ist mir Alles gelungen, will Amasis sagen, da straften mich aber die Götter in meinem Hause. Das *doch* ist übrigens falsch; die-

ſes Bindewort zeigt das Verhältniſs an zwiſchen Einräumung und Widerſpruch, hier findet aber daſſelbe gar nicht Statt. Denn Glück im Regieren und Unglück in der Familie ſind ja keine Widerſprüche, ſondern nur gewöhnliche Gegenſätze. Das paſſende Bindewort wäre mithin: *aber* oder *allein*. Logiſcher Hauptſatz iſt natürlich die zweyte Hälfte der Strophe. Man gebe den logiſchen Nebenſatz auch der Form nach durch einen Nebenſatz, und man wird nicht das einräumende *obgleich*, ſondern nur das entgegenſetzende *während* oder *dahingegen* brauchen können, d. h. man kann nicht ſagen: „*obgleich mir im Herrſchen Alles wohlgerathen iſt, ſo nahmen mir doch die Götter den Sohn*", was einen ganz anderen Sinn gäbe, ſondern nur: „*während mich im Herrſchen das Glück begleitete, nahmen mir die Götter den Sohn.*" Hiezu erwähnt Rec., daſs Niemand verlangen darf, die Dichter ſollten *ſo* durch Regeln der Grammatiker im Gebrauche der Wörter ſich beſchränken laſſen, wie die Grammatiker gehalten ſind, ihre Regeln nach dem Sprachgebrauche der Dichter zu bilden und aufzuſtellen. Die Dichter gehen dem Grammatiker, wie der Zeit nach, ſo auch darin voran, daſs ſie den Sprachgebrauch beſtimmen, Letzte hingegen den von Erſten beſtimmten Sprachgebrauch aufzuzeichnen und zu erklären haben. Uebrigens ſteht *doch* hier auch ganz an ſeiner Stelle. „Obgleich mir die Götter bey meiner Regierung Alles wohl gerathen lieſsen, ſo habe *doch* auch ich dem Glücke meine Schuld bezahlt, denn ſie nahmen mir meinen Sohn." Demnach bilden hier nicht Regierung und Familie, ſondern Gunſt und Ungunſt der Götter den Gegenſatz.

Dieſs wird hinreichend ſeyn, die Art und Weiſe, wie Hr. *G.* erklärt, anſchaulich zu machen. Das Intereſſanteſte dieſes Bandes für Freunde der Dichtkunſt ſind unleugbar die geſchichtlichen Nachweiſungen zu den einzelnen Balladen, wo dieſe Statt finden konnten. Mit Recht ſagt Hr. *G.* in der Vorrede (S. X) ſelbſt, daſs dieſs das Verdienſtlichſte im ganzen Buche ſey, und daſs man über den dichteriſchen Werth eines epiſchen Erzeugniſſes eigentlich gar kein richtiges Urtheil fällen könne, ſobald man nicht den rohen, oder vielleicht ſchon vorher geformten Stoff kennt, den der Dichter benutzt oder verarbeitet hat. — Solche Nachweiſungen findet man hier zu folgenden Balladen *Bürger's:* der Lenore; dem Raubgrafen; den Weibern von Weinsberg; dem braven Manne; dem Bruder Graurock und der Pilgerin; der Entführung; dem Kaiſer und dem Abte u. ſ. w. Bey mehreren, wo ähnliche Bearbeitungen da ſind, hat Hr. *G.* ſie zur Vergleichung abdrucken laſſen, was wir gleichfalls billigen, da ſie, meiſt älteren Dichtern zugehörig, wie z. B. *Burkard Waldis*, oder gar nur in ſeltenen Sammlungen fremder, z. B. engliſcher Volkslieder, vorhanden ſind. Daſſelbe that er auch bey *Schiller's* Taucher, Handſchuh, Polykrates, Ritter Toggenburg u. A. Sehr intereſſant iſt die beygegebene Vergleichung zwiſchen *Schiller* und *Bürger* als Balladendichtern. Er ſagt unter Anderem: „Daſs unter unſeren Balladen die von *Bürger* und *Schiller* Lieblingsſtücke der Nation geworden ſind, iſt eine Thatſache, die keines weiteren Beweiſes bedarf. Dieſs muſs auf den erſten Anblick auffallen; es muſs uns wundern, daſs zwey Dichter, die einander ſo unähnlich ſcheinen, und auch wirklich ſind, die Liebe des Volkes ſo gleichmäſsig beſitzen. Käme es bloſs auf gewiſſe Formen, oder bekannte Gegenſtände an, ſo könnte man ſich dieſs nicht erklären; allein jenes iſt nicht der Fall; vielmehr kommen wir hier auf das zurück, was ſchon ſo oft in dieſem Buche (in der Einleitung) behauptet worden iſt: das Wohlgefallen an einer Dichtung beruht nicht auf den äuſseren ſchönen Formen, ſondern darauf, daſs ein ſchönes Leben in ihnen wohnt, und ſich deutlich ausſpricht. Und eben dieſs Leben iſt es, was wir bey beiden Dichtern, trotz ihrer anderweitigen Verſchiedenheit, mit Verwunderung wahrnehmen. Es iſt aber bey jedem eine andere Natur, eine andere Lebensregung. Aus *Bürger's* Balladen blickt uns Friſche und Geſundheit, Lebhaftigkeit und Feuer, Jünglingskraft und kühner Muth entgegen; aus *Schiller's* Dichtungen ſchaut uns Seelengröſse und Herzensreinheit, ſtiller Ernſt und himmliſche Ruhe, männliche Kraft und feſter Wille an. Jene Friſche und Geſundheit artet oft in Derbheit, ja wohl gar in Rohheit (?) aus, dieſe innere Seelenerhebung in Schwärmerey und Unklarheit (?); immer aber wird uns die Wahrnehmung dieſer Lebensreize angenehm und erfreulich ſeyn." Nun verbreitet ſich Hr. *G.* zuerſt über die Wahl der Stoffe bey beiden Dichtern, d. h. der Gegenſtände, die den Dichtungen beider Männer zu Grunde liegen. *Bürger* wählte immer ſehr einfache, *Schiller* dagegen eine ordentliche Begebenheit, eine verwickelte Fabel, deren Auflöſung der Gang der Handlung hervorbringt. Dieſe Eigenthümlichkeit in den Gegenſtänden iſt nichts Zufälliges, ſagt Hr. *G.*, ſondern beruht auf der Eigenthümlichkeit beider Dichter. *Bürger's* Poeſie geht aus von der Innigkeit ſeines Gemüthes, der zufolge er warmen Antheil an ſeinem Stoffe nimmt; *Schiller's* Poeſie zeigt ſich am glänzendſten in dem Reichthume ſeines Geiſtes, dem zufolge er eine tiefe Anſicht von ſeinem Gegenſtande hat. Jener weiſs das Kleinſte zu beleben und zu erwärmen durch ſeine Liebe, dieſer das Gewöhnliche, ja das Sonderbare, zu veredeln, und in einen bedeutenden Zuſammenhang zu bringen durch ſeine Anordnung. — Man ſieht, Hr. *G.* hat den Charakter beider Dichter richtig aufgefaſst, und die gegenſeitige Verſchiedenheit deſſelben ſcharf und genau ausgeſprochen. Auch die Bemerkung iſt wohl begründet, daſs *Bürger* immer eines groſsartigen, das Gemüth erſchütternden Gegenſtandes, aber keiner Begebenheit bedurfte, und daſs *Schiller* ſich gerade im entgegengeſetzten Falle befand. Denn wir gewahren in der That, daſs *Bürger* den Menſchen nie im Kampfe mit der Wirklichkeit, den äuſseren Verhältniſſen des Lebens, ſchilderte, einzig Lenardo und Blandine ausgenommen, welche Ballade aber auch, wir ſtimmen mit Hn. *G.* völlig darin überein, deſshalb ſeine ſchlechteſte iſt. Das menſchliche Herz, die Gewalt der in-

neren Stürme, die im Gemüthe toben, diese wusste er jedoch meisterhaft darzustellen; und desshalb erfahren auch die Helden seiner Balladen weder Widerstand, noch Anregung von Aussen, wenn er auch die innere Stimme oft symbolisch als äussere Gestalten auftreten lässt. *Schiller* dagegen lässt in der Regel seine Helden im Kampfe mit der äusseren Welt, dem feindlichen Schicksale, auftreten, und mit der Schilderung dieses Kampfes haben es seine Balladen zu thun. *Bürger* zeigt sich demnach überall als Liederdichter, *Schiller* aber als dramatischer, welcher zwar den Sieg des Edlen oder dessen erhabenes Unterliegen vortrefflich darzustellen weiss, dagegen, wo der Gegenstand eine unmittelbare Darstellung der heftigsten Leidenschaft erheischet, sich in erhabenen Wortschwall verliert (Hero und Leander), oder nur schwache Umrisse giebt (Ritter Toggenburg). — Nun lässt Hr. *G.* eine Vergleichung der Charaktere in den Dichtungen beider Dichter folgen, deren Ergebniss ist, dass er bey *Schiller* lauter ideale, d. h. allgemein gehaltene Gestalten und Charaktere, ohne besondere eigenthümliche Züge, jedoch stets in anderen Verhältnissen, in einer anderen Umgebung, findet, bey *Bürger* stets individuelle, mit einander nichts gemein habende Charaktere antrifft. *Bürger* verschmäht in der Regel die künstlerische Anordnung und Vertheilung des Stoffes, und wenn seinen Balladen auch eine grosse Begebenheit zu Grunde liegt, so erzählt er dennoch. fern aller scenischen Gestaltung, in der Ordnung, wie der Prosaiker gewöhnlich erzählt. Diess lässt sich besonders in Lenardo und Blandine wahrnehmen. Anders bey *Schiller*, dem die künstlerische Anordnung und Vertheilung des Stoffes eine Hauptangelegenheit war; wozu ihm natürlich seine dramatischen Arbeiten hinlänglich Anleitung gegeben hatten. Der dritte Punct, worin beide Dichter sich sehr unterscheiden, ist die Darstellung, die bey *Bürgern* volksmässig derb, zuweilen sogar etwas roh, bey *Schillern* dagegen immer frey von aller Manier, allgemein und ideal, gerade wie die Charaktere seiner Helden, erscheint. Der vierte Punct, worin beide Dichter, nach Hn. *G's.* Ansicht, sich unterscheiden, die Reinheit der Sprache, scheint uns weniger begründet. Unleugbar schreibt *Bürger* rein, und zeigt die grösste Genauigkeit im Gebrauche richtiger Sprachformen. Können und dürfen wir aber *Schillern* desshalb das Gegentheil Schuld geben, weil er nicht, wie *Bürger*, der überall das Volkslied nachahmte, der Sprache des täglichen Lebens huldigt? Ist nicht Hr. *G.* unbillig, oder vielmehr ungerecht, wenn er *Schillern* vorwirft, er sey wirklich im Gebrauche mancher Formen, besonders in Allem, was die Satzbildung angeht, unglücklich gewesen? Wenn Hr. *G.* hier durch eine, seiner Meinung nach, ganz falsche Partikel, dort durch eine falsche Satzform gestört wird; wenn er hier den Zusammenhang mehrerer Sätze nur errathen zu können glaubt, oder wenn er meint, man müsse es dort gar dahingestellt seyn lassen, was der Dichter eigentlich sagen wolle, hat er sich da nicht auf einen gar zu niedrigen Standpunct, den grammatischen nämlich, gestellt? Man nehme nur einmal ein Paar Dichter des classischen Alterthums zur Vergleichung vor, und sehe, wie es da steht. Wird man da nicht z. B. dem Pindar im Gegensatze zum Anakreon dasselbe vorwerfen müssen, was Hr. *G. Schillern* vorwirft? Statt dessen sprechen aber die Philologen von einem besonderen Sprachgebrauche Pindar's, abgesehen von aller dialektischen Verschiedenheit.

Immer sollte man doch bedenken, dass der Dichter über dem Grammatiker stehe, niemals aber, wofern Erster nicht geradezu die Naturgesetze der Sprache verletzt, den zu kleinen Massstab des täglichen Lebens, oder auch der gebildeten Prosa anlegen.

Goethe's Balladen beurtheilt der Vf. in sofern wenigstens gerecht, als er sie weder für so unbedeutend hält, wie manche Feinde des Dichters, noch auch für so erhabene und unerreichbare Muster ansieht, wie sie so viele Freunde *Goethe's* angesehen wissen wollen. Wahrheit und Anschaulichkeit, womit Alles, das Ganze, wie das Einzelne, vor uns tritt, ist allerdings ein Vorzug der *Goethe*'schen Balladen, welchem aber *Bürger's* Wärme und Innigkeit, wie *Schiller's* Tiefe und hohe Gesinnung, nach der Meinung des Vfs., mit Recht entgegengestellt wird. Das Beste, was *Goethe* uns gab, sind freylich nicht gerade seine Balladen, und will man auf den vielleicht doch gerechtesten, wenigstens unbestechlichsten Richter in solchem Falle, auf das Urtheil des gesamten Volkes, hören, so hat dieses unleugbar für die *Bürger*'schen und *Schiller*'schen Balladen, als die besseren, entschieden, indem diese wohl, nicht aber die *Goethe*'schen, in aller Munde sind. Aber was werden Manche denken, wenn sie Hn. *G.* also über *Goethen* urtheilen hören: „Wir finden bey *Goethen* kleinliche und erhabene, anmuthige und grässliche, anziehende und ekelhafte, alberne und bedeutende Gegenstände behandelt, und die meisten erscheinen durch seine Kunst im höchsten Grade belebt und beseelt, aber keiner innerlich veredelter, als er in seinem rohen Zustande war."

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 7.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Leipzig, b. Hartknoch, und Zürich, b. Ziegler und Söhnen: *Deutsche Dichter.* Erläutert von *M. W. Götzinger* u. s. w. I und II Theil u. s. w.

2) Ebendaselbst: *Dichtersaal.* Sammlung deutscher Gedichte für höhere Schulanstalten. Von *M. W. Götzinger* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Schilderung der Eigenthümlichkeit *Uhland's* hat völlig unseren Beyfall. Mit Recht macht der Vf. besonders auf die Balladen dieses Dichters aufmerksam, bey welchen er einen ganz eigenen Weg gegangen ist. Bey keinem anderen neueren Dichter gewahren wir in der That eine solche Vereinigung von klarer Auffassung des Aeufseren, oder sinnlicher Anschauung, und von inniger Theilnahme an seinem Gegenstande, oder warmer Gemüthlichkeit. Gewiss aber verdankt *Uhland* in dieser Hinsicht Viel seiner emsigen und stäten Beschäftigung mit den deutschen Dichtungen des Mittelalters, und deſshalb wird auch, wenn jemals einer, gewiss *Uhland* einst der Dichter des Volkes werden. Denn wer könnte je diess werden, als der zu dem Gemüthe des Volkes zu sprechen weiss? Wo aber wäre besser zu lernen, welche Saiten zu diesem Zwecke anzuschlagen seyen, als gerade in den Dichtungen, die einstens Lieblinge des Volkes, wahre Volksdichtungen waren? — Das Wesen der *Uhland*'schen Balladen bildet in der That den Gegensatz zu den *Goethe*'schen und *Schiller*-schen, ohne deſshalb jedoch mit der Art und Weise der Balladen *Bürger's* völlig übereinzustimmen, wiewohl sie diesen in einer Hinsicht ziemlich nahe stehen. Wir stimmen daher dem Vf. in seinem Urtheile über dieselben bey, wenn er *das* als das Charakteristische der *Uhland*'schen Balladen angiebt, dass in ihnen der Mensch, und zwar als Charakter, ganz in den Vordergrund trete, so dass die Umgebung und selbst das Schicksal des Helden als Nebensache erscheint. Bey *Goethe* dagegen steht die Scene mit ihren Umgebungen im Vordergrunde, der Mensch als Charakter verschwindet vor derselben, und nur sein Schicksal bleibt. Da in *Uhland's* Balladen aber immer der Charakter des Helden Hauptsache ist, so bedingt diess natürlich auch Handlung, worin sich eben der Charakter entwickeln kann, aber die Handlung steht nicht im Vordergrunde, wie bey *Bürger*, noch auch ist sie von der Grösse und vielfältigen Verwickelung, wie bey *Schiller*, sondern sie tritt in den Hintergrund. — Es würde uns zu weit führen, wenn wir die Charakterisirung der anderen Balladendichter dieses Bandes, eines *Friedr.* Grafen *zu Stolberg*, *A. W. Schlegel's*, *Joh. Friedr. Kind's*, *Heinrichs*, *Jos.* Edler *v. Collin's*, *A. F. E. Langbeins*, und wie diese *Dei minorum gentium* noch heissen, hier aus einander setzen wollten; wir wenden uns demnach zum *zweyten Theile* dieses Werkes, worin Hr. *G.* die Lyriker, Elegiker und Fabeldichter behandelt.

Das grösste Verdienst erwarb sich Hr. *G.* in diesem Bande um *Schiller's* hieher gehörende Gedichte, denn sein Commentar begnügt sich nicht bloss mit der gewöhnlichen Wort- oder Sach-Erklärung, sondern er sucht uns auch eine Einsicht in den schönen Bau des Ganzen aller *Schiller*'schen Gedichte dieser Gattung zu vermitteln. Das Verdienstliche dieses gelungenen Unternehmens ist um so mehr anzuerkennen, als gerade bey *Schillern* die schöne abgerundete Form es vorzüglich ist, welche seinen Gedichten (wie der Vf. ganz richtig sah) den grössten Reiz giebt.

Ausser *Schillern* commentirte Hr. *G.* in diesem Theile noch *Klopstock*, bey welchem er seine Vorgänger *Vetterlein* u. s. w. benutzte, *Hölty*, *J. H. Voss*, *Jacobi*, *Salis*, *Herder*, *Lichtwer* und *Pfeffel.* Warum, möchten wir fragen, blieb *Goethe* weg? Diess werden manche Freunde der Dichtkunst Hn. *G.* übel auslegen, und zwar mit Recht, da sein Buch auch für Solche, und nicht für Schulen allein geschrieben ist. Hr. *G.* scheint eben kein besonderer Gönner dieses Dichters zu seyn, wie wir im ersten Theile bey den Balladen *Goethe's* zu bemerken schon Gelegenheit hatten, allein wir sollten meinen, es wäre doch seine Pflicht gewesen, diesem Dichter auch in dieser Gattung der Dichtkunst einige Blätter zu gönnen. So vermissen wir gleichfalls ungern *Hölderlin* und *A. v. Platen.*

Auch diesem Bande geht eine 30 S. lange Einleitung voraus, welche gleich der des ersten Bandes in Paragraphen eingetheilt ist. Der Vf. bespricht im §. 1 die lyrische Dichtkunst im Allgemeinen, §. 2. 3 die Gegenstände der Lyrik, §. 4 Gang der lyrischen

Dichtkunst, §. 5 Eintheilung der lyrischen Gedichte, §. 6 das Lied, §. 7 zwey Classen des Liedes, §. 8 elegische Dichtungen, §. 9 beschreibendes Gedicht, Elegie, Satire, §. 10 Epistel, Heroide, Epigramm, §. 11 äussere Form der Elegie, §. 12—14 didaktische Dichtkunst, §. 15 Lehrgedicht.

Ueber den Commentar zu den einzelnen Gedichten zu sprechen unterlassen wir, da er, was den sprachlichen Theil desselben betrifft, ganz mit dem Commentare zu den Balladen übereinstimmt. Nur das bemerken wir, dass Hr. *G.* bey der langen Ode *Klopstock's*, oder vielmehr dem Odenkranze, welcher in den von *Klopstock* selbst besorgten Ausgaben den Namen *Wingolf* trägt, sich erlaubte, die ursprüngliche Gestalt desselben von 1747 wieder aufzunehmen. Der Unterschied zwischen den beiden Recensionen besteht bekanntlich darin, dass die zweyte der nordischen Mythologie sich bedient, da die erste der griechischen folgte. Die Gründe, die Hr. *G.* für seine Wahl anführt, sind allerdings annehmbar, obwohl eigentlich diese Wahl ein Eingriff in die Autorrechte *Klopstock's* seyn dürfte. Wir benutzen zugleich diese Gelegenheit, einen Irrthum Hn. *G's.* zu berichtigen, worein er bey der 8 Strophe der ersten Ode verfallen ist. Er giebt diese Strophe also:

> Wo Zeus und Flaccus neben einander
> Mit Zeus und Flaccus Cicero donnerte,
> Wo Maro mit dem Capitole
> Um die Unsterblichkeit göttlich zankte?

und fügt als Anmerkung hinzu: In dem ersten Verse fehlt eine Sylbe, und im zweyten steht eigentlich Scipio für Cicero, was ich mit *Vetterlein* für einen Druckfehler halte, da doch hier die drey Hauptschriftsteller Roms angeführt werden sollen: Horaz, Cicero, Virgil, vermuthlich *Ebert's* Lieblingsschriftsteller. Im Wingolf sind die ersten Verse dieser Strophe ganz unverständlich:

> Wo Scipionen, Flaccus und Tullius,
> Urenkel denkend, tönender sprach und sang.

Wir bemerken dabey zweyerley: 1) dass in der ersten Zeile zu lesen ist:

> Wo Zeus und Flaccus neben einander, wo
> Mit Zeus und Flaccus u. s. w.

und 2) dass die spätere Aenderung uns doch nicht so ganz unverständlich erscheint. Wir lesen nämlich mit anderer Satzzeichnung:

> Wo Scipionen Flaccus und Tullius,
> Urenkel denkend u. s. w.

und erklären: „Wo Horaz und Cicero, der Nachwelt eingedenk, in höherer Begeisterung der Scipionen Ruhm verkündigten“, indem wir in Scipionen den zu Sprach (Cicero) und Sang (Horaz) gehörenden Accusativ erkennen. — Beygefügt ist ein Anhang, welcher 1) „Gedanken über das Lesen deutscher Dichter in Schulen“ enthält, und 2) die Frage: Wie sollen deutsche Dichter auf fruchtbare Weise gelesen werden? zu beantworten sucht. Wir dürfen mit Wahrheit aussprechen, dass wir beide Theile des Anhanges mit grossem Vergnügen gelesen, und sie aller Beherzigung werth gefunden haben.

Druck und Papier sind lobenswerth.

E. D. J.

Stuttgart, b. Ehrhard: *Ausgewählte Schriften* von *George Sand.* 1836. 1ster Theil. *Rose und Blanche*, oder *Schauspielerin und Nonne.* Ein Roman. Aus dem Französischen von Dr. *Adelbert Keller.* In 5 Lieferungen. 464 S. 2ter Theil. 6ste und 7te Lieferung. *Leone Leoni.* Aus dem Französischen von Dr. *Heinrich Elsner.* 192 S. 16. (Jede Lieferung 3 gr.)

Es gab im alten Athen eine Gattung Redekünstler, Sophisten genannt, die durch den süssen Fluss ihrer Rede, durch jeden Kunstgriff scharfsinniger Dialektik, Schwarz in Weiss zu verwandeln verstanden, deren Trugschlüsse und Scheingründe dergestalt bestachen und hinrissen, dass es eines recht festen Willens, einer sehr besonnenen Urtheilskraft bedurfte, um nicht den glänzenden falschen Schein der ungeschmückten Wahrheit vorzuziehen. Das Geschlecht der Sophisten ist nicht ausgestorben, wenn es auch nicht den Namen führt, und öfterer die Neigung, als die Fähigkeit hat, in die Fusstapfen der Ahnen zu treten. Eine schimmernde, mit dem reichsten Talent ausgestattete Wiedergeburt hat die Gattung in der Person der Madame *Dudevant* erlebt, die sich *George Sand* nennt, was man ihr nicht als Grille anrechnen muss. Denn, wie keck sie sich auch über das Decorum wegsetzen mag, so viel Begriff von Schicklichkeit ist ihr doch noch geblieben, um nicht als Frau ihre Leser zu den Orgien der Hefe der Gesellschaft einzuführen, sie zu Hörern von mehr als zweydeutigen Gesprächen der verdorbensten Wüstlinge und verlorener Weiber zu machen. Eine Meisterin in den rhetorischen und dialektischen Künsten leitet sie nicht nur jedes Unheil im Leben von der gedrückten und schiefen Stellung der Frauen in der Gesellschaft und durch die Gesetze ab, sondern sie unterscheidet auch nicht Frömmeley von Frömmigkeit, nennt sie Heucheley, oder abgelebte kleinstädtische Richtschnur für Unmündige; Geist, Tugend ist ihr meistens Thorheit und leerer Schall, jede gemeine Unthat ist ihr geadelt, sobald sie aus der Leidenschaft sich ergiesst, die einzige Autorität, welche sie anerkennt. — Jedoch muss man zugestehen, dass nicht alle ihre poetischen Erzeugnisse diesen Typus genau verfolgen, bey einigen kann nur ein scharfes Auge ein Zipfelchen von dem Dämon entdecken, der seine Gebieterin nie ganz entfernt.

Strenge Sittenrichter werden wohl eine deutsche Uebersetzung der Schriften von *George Sand* völlig verwerfen, zumal in einem Formate, unter Bedingungen, die sie Jederman, der Matrone, wie dem jungen Mädchen in der Pension, dem Knaben auf der Schule zugänglich machen; gelindere Beurtheiler dagegen dringen nur auf eine vorsichtige Auswahl, die aber in dieser Ausgabe nicht beachtet zu seyn scheint.

Rofe und Blanche verdient diefe Aufnahme. Unfchuld und Tugend ift zwar nicht als glücklich dargeftellt, aber doch nicht, als verfolge fie der Fluch des Unglücks; das Lafter leidet an Gewiffensbiffen, neben den fchwelgerifchen verfolgungsfüchtigen Priestern ftehen milde ächte Jünger des Herrn, und unter dem kleinlichen und lieblofen Trofs der Nonnen finden fich auch wahrhaft begeifterte, wohlwollende, erhabene Gemüther. Rofa, die Tochter einer herumziehenden Schaufpielerin von den fchlechteften Grundfätzen, bleibt unfchuldig und rein, einzig durch die Kraft ihres Gemüths. Der Wüftling, dem die Mutter fie verkaufte, ehrt ihren Abfcheu gegen die Sünde, durch feine Vermittelung wird fie als Koftgängerin in ein Klofter aufgenommen, aus dem fie fich herausfehnt, in einer tödtlichen Krankheit von der Mutter gepflegt wird, nach deren Tod eine glänzende Theaterlaufbahn beginnt, die fie jedoch nicht mit der Exiftenz hinter den Couliffen, mit dem Umgange mit entfittlichten und langweiligen Kameraden verföhnt. Der Mann ihrer Liebe hat fich mit ihrer Freundin verbunden, die Welt kann ihr nichts bieten, was fie anzieht, fie betritt zum zweyten Male das Klofter, für immer durch heilige Gelübde dort gebunden.

Jene Freundin, Blanche, ganz Unfchuld und Güte, zu engelhaft zart für irdifche Liebe, deren Gefühl fich blofs zur innigften Andacht und Freundfchaft erheben kann, ftirbt aus Entfetzen in der Hochzeitnacht mit jenem Geliebten Rofens, zu welcher Ehe fie ein eifernder Beichtvater und die Vorfpiegelungen des Mannes drängte, deffen Wohlthaten ein geringer Erfatz gegen das Unrecht waren, die er der Bewufstlofen anthat. Blanche, eigentlich Denife, die Tochter eines Steuermanns, der jenem Horace das Leben rettete, war nämlich bis in ihr 15tes Jahr blödfinnig, als fie ein Arzt völlig von dem Drucke, der auf ihrem Geifte lag, befreyte, ift als ein Kunftftück der Arzneywiffenfchaft zu erachten, die, wie die Jurisprudenz auf dem Theater und in Romanen, von ganz anderen Kräften und Gefetzen ausgeht, als im gewöhnlichen Leben. — Aergernifs ift an der Gefchichte nicht zu nehmen, was darin vorkommt, ift nur dem Erfahrenen merklich, die Sünde ift eher abftofsend, als anlockend gemalt. Die Art der Darftellung hat durch den Triumph der Sittlichkeit weder an Klarheit, noch an Schärfe und geiftreichem Ausdrucke, verloren.

Leone Leoni ift in manchem Betracht als das Widerfpiel von jener Erzählung anzufehen, und hätte die Aufnahme nicht verdient. Eine junge Flamänderin wird von einem venetianifchen Edeln entführt, der feine Schandthat hinlänglich durch augenblickliche Reue, die keine Befferung nach fich führt, abzubüfsen wähnt. Er beftiehlt des Mädchens Vater, vergiftet eine Dame, die ihn unterhält, verkauft die Geliebte an einen Nichtswürdigen, deffen Umarmungen fie fich durch einen Sprung aus dem Fenfter entzieht, ein wackerer Mann rettet fie vom Tode, er will fie ehelichen, fie gefteht ihm, dafs fie jenen Verworfenen, der mit den gemeinften Verbrechen befleckt ift, dennoch liebt, fie fpringt in eine Gondel, die fich der ihrigen nähert, worin fie unvermuthet den Verräther erblickt. Mit diefem Sprung endet fich die Erzählung, aus der fich die Nutzanwendung machen läfst, dafs leidenfchaftliche Liebe mächtiger fey, als Vernunft und Gefühl, dafs die durch fie Geknechteten der Verantwortung ledig find, und dafs bey ihnen nur blinde Ergebung an den geliebten Gegenftand ift, was bey Anderen Thorheit und Entfittlichung hiefse.

Die Ueberfetzungen find wohlgerathen. Die erfte ift zu Anfang allzu buchftäblich, z. B. kleines Kleidchen für *petite robe* u. f. w. Später bewegt fich der Verdeutfcher freyer, und auch jene unbedeutenden Fleckchen find nicht mehr zu rügen.

B. U.

PÄDAGOGIK.

1) GIESSEN, b. Ricker: *Das Recht der Zeit und die Pflicht des Staates in Bezug auf die wichtigfte Reform in der inneren Organifation der Schule.* Nach den vereinigten Principien des Humanismus und Realismus wiffenfchaftlich begründet von Dr. *Wilhelm Braubach*, Prof. der Philof. 1833. IV u. 92 S. 8. (10 gr.)

2) AACHEN, in d. Roffel'fchen Buchhandl.: *Darftellung des gelehrten Unterrichtswefens in Baiern und feiner Organifationen, fo wie des Standpunctes der gelehrten Schulen Baierns, unter befonderer Hinficht auf die Jahre* 1824—1831. Von *R. P. Bayer.* 1832. 60 S. 8. (9 gr.)

No. 1. Dafs an die Schulen, von der Gelehrten- bis zur Volks-Schule, in neuefter Zeit vielfache, ja oft die widerfprechendften Anfoderungen gemacht werden, ift Jedem bekannt, der einigen Antheil an der Sache nimmt. Dafs über diefe Foderungen der Streit mit leidenfchaftlicher Hitze geführt, oft Perfonen ftatt der Sachen angegriffen, und dadurch eine Erbitterung rege gemacht wird, welche felbft guten Vorfchlägen Thor und Thür verfperrt, hat ebenfalls Jeden fchon unangenehm berührt, der das Beffere in Eintracht möchte gefördert fehen, ohne welche nirgends etwas gedeihen kann, am allerwenigften im Schulwefen, deffen Ruin durch geheime oder offene Feindfeligkeit immer herbeygeführt, ja fchon durch ein kaltes Nichtzufammenwirken der einzelnen Betheiligten befördert wird. Rec. freuet fich daher, die vorliegende Arbeit des Hn. *B.* den Freunden unbefangener Forfchung in diefem Gebiete anzeigen, und durch eine kurze Andeutung ihres Ideenganges zu vollftändigem Nachlefen empfehlen zu können. Der Zeitgeift, fagt der Vf. S. 1, will von der Schule 1) *mehr*, oder 2) *andere* Leiftungen. Seitdem in der neueften Zeit die *Naturwiffenfchaften* fo grofse Fortfchritte gemacht, eine ganz neue Geftalt angenommen haben, und zugleich ihre gefteigerte Anwendung auf andere Wiffenfchaften, Künfte und Gewerbe fo

mannichfach wohlthätig an das Licht getreten iſt, verlangt der Zeitgeiſt vor Allem von der Schule die Aufnahme dieſer Wiſſenſchaften oder ihre gröſsere Beachtung. Der in der neueſten Zeit ſo ſehr geſteigerte Verkehr der Völker, Länder und Erdtheile hat für die Aneignung des erſten Mittels für allen Verkehr, für die Aneignung der bezüglichen lebenden Sprachen ein lebhaftes Bedürfniſs rege gemacht, und es ertönt deſshalb ferner der Ruf des Zeitgeiſtes nicht minder laut an die Schule, *lebende Sprachen* in ihren Bereich zuzulaſſen, oder den zugelaſſenen eine gedeihlichere Pflege zuzuwenden. Auch für andere, näher oder entfernter damit zuſammenhängende Kenntniſſe, wie *Geographie*, beſonders phyſiſche, *Mutterſprache* u. ſ. w., wird eine ſorgfältigere Behandlung in Anſpruch genommen. Aber dieſs Alles zuſammen iſt zu Viel; nimmt man es auf, ſo leiden darunter die todten Sprachen, und auf ihre Erlernung und die Kenntniſs ihrer Literatur hat ſich doch einmal die ganze wiſſenſchaftliche Cultur des civiliſirten Europa baſirt, und wie ſollte man das ſo bewährt geſundene Mittel für die Civiliſation der Völker und die Veredelung der Menſchen in undankbarer Neuerungsſucht verächtlich bey Seite ſchieben, um ein anderes Mittel an ſeine Stelle treten zu laſſen, das im glücklichſten Falle jenes nicht übertreffen würde? Nach dieſen Vorerinnerungen tritt der Vf. vermittelnd auf, und ſucht das rein formale Princip des Humanismus, der die geiſtige Kraft auf Einen Punct zu ſammeln ſtrebt, und das rein reale Princip des Realismus, der die geiſtige Kraft nach allen Seiten der Erkenntniſs gerichtet ſehen will, zu vereinigen. „Denn, ſagt er S. 8, damit das Geſchlecht nicht verflache, haltet feſt an dem wahren Principe des Humanismus, und (S. 11) damit das Geſchlecht ſich nicht in einſeitiger Beſchränkung gefalle, bringet zu Ehren den Realismus." Um nun eine Vereinigung herbeyzuführen, verlangt der Vf. von der humaniſtiſchen Schule, daſs ſie willig und gern die Naturwiſſenſchaften und die neueren Sprachen aufnehme, jedoch fortwährend die alten Sprachen, ihrem Principe getreu, als den Haupt- und Ein-Punct, das Uebrige aber als Realien zur Erweiterung des Geſichtskreiſes ihrer Schüler betreibe, damit der Vorwurf der Einſeitigkeit verſchwinde. Die Realſchule dagegen nehme das Princip des Humanismus an, und wähle die Baſis der formalen Bildung. Die Mathematik ſey ihr Hauptſache; ſecundärer Hauptunterricht die franzöſiſche Sprache. Dieſe Grundſätze ſucht Hr. *B.* (S. 15 fg.) auch als wirklich anwendbar darzuſtellen, und zwar 1) auf Gymnaſien, 2) auf Realſchulen, 3) auf Volksſchulen. Eine der bemerkenswertheſten Aeuſserungen, welche Rec. in dieſem Theile des Schriftchens gefunden hat, iſt folgende: *Um Zeit für die Realien zu gewinnen, ſoll die Grammatik weichen.* Die Grammatik (heiſst es S. 18), d. h. das Denken *über* die Sprache, kann nicht der Zweck des humaniſtiſchen Princips ſeyn, ſondern das Denken *in* der Sprache und die damit verbundene Fertigkeit in Handhabung ihres mündlichen und ſchriftlichen Gebrauches; ja die Grammatik iſt eher ſtörend wegen der Vertheilung der Kräfte nach verſchiedenen Richtungen. Es ſollte daher (S. 29) die Grammatik *nach* den Sprachen erlernt werden, denn nach ihrer Aneignung in Handhabung des mündlichen und ſchriftlichen Gebrauches muſs die Abſtraction eine lebendige und ſelbſtgeſchaffene werden. Beachtung verdient noch in dieſem Abſchnitte, was über die *Erfindungs-* und *Entwickelungs-Methode* geſagt wird, von denen jene eine groſse Zeitverſchwendung, bey dieſer aber die Vorſicht anzuwenden ſey, daſs (S. 43) die Schule nicht entwickele, was ſich von ſelbſt entwickelt, und daſs ſie das, was ſie zu entwickeln für nöthig erachtet, nur zur rechten Zeit entwickele, denn ſonſt wird der Zögling zur Dumpfheit oder zur Spielerey verleitet. Nach einigen tüchtigen Worten über Moral, Religioſität und Methodik des Unterrichts giebt endlich der Vf. S. 67 fg. noch eine kurze *Ausführung* ſeines Syſtems, und theilt für die 3 Schulbranchen Lectionsplane mit. Hier kann Rec. die Bemerkung nicht unterdrücken, daſs er eher mit dem für die Realſchule vorgelegten Plane zufrieden iſt, als mit dem Gymnaſialkataloge, der manche Schwächen enthält. Für das Franzöſiſche z. B. ſind der Stunden unſtreitig zu wenige. Bey der Erlernung dieſer Sprache kommt es hauptſächlich darauf an, daſs der Schüler noch biegſame Organe habe, um der richtigen Ausſprache des Franzöſiſchen Meiſter werden zu können. Dieſs iſt nach Hn. *B's.* Plan unmöglich, und es müſste das Franzöſiſche ſchon in Quarta in wenigſtens 3 Stunden gelehrt werden. Viel zu wenig Zeit weiſt eben ſo der Vf. der deutſchen Sprache zu; denn, wenn er S. 75 ſagt, die Mutterſprache ſolle durch die Ueberſetzungen aus anderen Sprachen cultivirt werden: ſo reicht dieſs doch nach den Erfahrungen der meiſten Gymnaſiallehrer nicht hin. Im Ganzen iſt jedoch auch dieſer Theil der vorliegenden Schriſt mit Umſicht abgefaſst, und Rec. empfiehlt denkenden Schulmännern das kleine Buch zu gründlicher Beachtung.

Der Vf. von No. 2 ſchlägt einen anderen Weg ein, hat aber ebenfalls die Abſicht, Verbeſſerungen im Schulweſen herbeyzuführen. Hr. *Bayer* zieht es nämlich vor, in dieſem Schriftchen bittere Perſönlichkeiten gegen diejenigen Männer öffentlich mitzutheilen, welchen in Baiern (auf welches Land ſich daſſelbe vorzugsweiſe bezieht) die Leitung des Schulweſens anvertraut war, und theilweiſe noch iſt. Durch ſolche Aeuſserungen wird aber in der Regel wenig Gutes erreicht, und Rec. iſt der Ueberzeugung, daſs durch dieſe Schrift durchaus keine Verbeſſerung herbeygeführt werden wird.

D. H. E. S.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1837.

GESCHICHTE.

Stuttgart und Leipzig, b. Rieger und Comp.: *Geschichte Gustav Adolphs, König(s) von Schweden, und seiner Zeit*, für Leser aus allen Ständen bearbeitet vom Professor *A. F. Gfrörer*, Bibliothekar zu Stuttgart. Mit Kupfern und Holzschnitten, nach Original-Zeichnungen von Dr. *Fellner* und Anderen. 1835 — 36. 1ste bis 10te Lieferung. 768 S. gr. 8. (2½ Thlr.)

Der Vf. dieser Geschichte Gustav Adolphs sagt uns weder in einem Vorworte, von welchem Gesichtspuncte er ausgegangen ist, und welche Quellen er benutzt hat, noch finden wir Letzte im Laufe des Werkes citirt. Neue Quellen scheinen ihm nicht zu Gebote gestanden zu haben, denn diese anzuführen unterläfst ein historischer Autor wohl nie. Wir müssen daher annehmen, dafs der Vf. nur die älteren, bereits bekannten Quellen benutzt habe, um aus diesen ein neues Gebäude aufzuführen. Da der Gang, welchen er hiebey nimmt, ein eigenthümlicher ist, und er Manches in den Bereich seiner Darstellung hereinzieht, was der Hauptaufgabe ziemlich fern liegt, so wollen wir diesem Gange in der Kürze folgen, und unsere Bemerkungen unmittelbar an die betreffenden Kapitel knüpfen. Die Geschichte des grofsen Schwedenkönigs kann entweder vom theologischen, oder vom politisch-militärischen Standpuncte aufgefafst und bearbeitet werden; beide in richtigem Verhältnisse mit Hinsicht auf die Leser aus *allen* Ständen, wie der Titel sagt, zu vereinigen, wäre vielleicht das Zweckmäfsigste gewesen. Indessen scheint es uns, der Vf. habe sich vorzugsweise zu dem ersten Standpuncte hingezogen gefühlt. Statt der unbedeutenden Kupfer und Holzschnitte wären einige Uebersichtscharten der Hauptkriegsschauplätze in Polen und Deutschland von ungleich gröfserem Nutzen gewesen.

I *Buch*. 1*stes Kap*. (S. 1 — 17.) Eine Einleitung erzählt die Schicksale Schwedens von der *Calmarer Union* bis zu dem durch Christian II in Stockholm verhängten Blutbade zu Ende des Jahres 1520, nach welchem das unglückliche Land einem Körper ohne Haupt glich, der Muth des Adels gebrochen und der gröfste Theil des Volkes entwaffnet war.

2*tes Kap*. (S. 18 — 30.) Aber in den nördlichen Thälern, insbesondere in Dalekarlien, glühte noch der Funke der Freyheit. Dort erhob sich Gustav Wasa, dessen Jugendgeschichte der Vf. erzählt. Seine wechselvollen Schicksale bis zum ersten Siege über die Dänen an der Dalelbe, Stockholms zweyjährige Belagerung und endliche Einnahme, Christians II von Dänemark Sturz, herbeygeführt durch den aufs Aeusserste gesteigerten Hafs seines Adels, und die Wahl Gustav Wasa's zum Könige von Schweden bilden in lebendigem Vortrage den Inhalt des 2ten Kapitels. In dem kurzen Zeitraume von 2 Jahren war ganz Schweden von der Tyranney der Dänen befreyt, und in der Mitte des Jahres 1523 hielt Gustav Adolph I, der grofse Gründer des Wasa-Hauses, den feierlichen Einzug in seine wieder eroberten Hauptstadt.

3*tes Kap*. (S. 30 — 48.) Gustav I, als Wiederhersteller des Reiches im Inneren. Unermefslich waren die Schwierigkeiten, mit welchen der jugendliche König im Anfange seiner Regierung zu kämpfen hatte. Indem er mit der einen Hand der Reformation kräftig Bahn brach, und das usurpirte Eigenthum der katholischen Kirche dem Staate zusprach, hob er mit der anderen Hand den dritten Stand empor, jagte mit seiner Hülfe dem stolzen Adel seinen Theil der geistlichen Beute wieder ab, und brachte vermöge seiner grofsen, aber einfachen Politik Krone und Volk in den innigsten Bund. Wie dieser grofse Zweck von Gustav I allmälich erreicht wurde, ist von dem Vf. ausführlich erzählt. Ein lebensvolles Bild von diesem Könige, wie es S. 29 von Christian II von Dänemark entworfen ward, ist am Schlusse dieses Kapitels ganz an seiner Stelle.

4*tes* und 5*tes Kap*. (S. 48 — 72.) Gustav I hatte in kaum 30 Jahren Schweden aus der schmählichsten Knechtschaft befreyt, das Land im Inneren wieder hergestellt, die Kirche reformirt, den Adel in gesetzliche Schranken zurückgetrieben, dem dritten Stande seine verfassungsmäfsigen Freyheiten erworben, durch weise Administration den Wohlstand des Landes ungemein gehoben, und für die Zukunft durch Stätigkeit der Thronfolge gesorgt. Nicht in demselben Geiste handelte sein Sohn und Nachfolger Erich XIV, dessen feige, mifstrauische Gemüthsart bald in Wahnsinn ausbrach. Er ward durch einen Spruch der Reichsstände im Jahre 1569 des Thrones entsetzt. Die Regierung kam an seinen Bruder, Johann III. Dieser Fürst, der sich auffallend zum Katholicismus hinneigte, verschaffte seinem ältesten Sohne Sigismund,

dem präsumtiven Thronerben von Schweden, die Krone von Polen, und legte dadurch den Grund zu einer Reihe von Misshelligkeiten und Kriegen. Durch die im Jahre 1587 sanctionirten sogenannten Calmarer Statuten vernichtete er seines weisen Vaters Plane, und bewirkte, dass die königliche Macht, wie vor der Zeit Gustav I, nur dem Namen nach bestand, das Wesen und die Kraft des Thrones aber sich in den Händen einer Oligarchie befand.

6tes Kap. (S. 72—92.) Nach König Johanns III im Jahre 1592 erfolgtem Tode befand sich der rechtmässige Thronerbe Sigismund in seinem Königreiche Polen, umgeben von Jesuiten, deren Aussprüche er blindlings befolgte. Der kräftige Herzog Carl von Südermanland, Johanns Bruder und Sigismunds Oheim, der schon während der letzten 2 Jahre Johanns die Regierung geführt hatte, behielt die Macht in Händen. Auf dem ersten Reichstage sprach er: „Die *Religion* und die *Freyheit* sind meines Vaters Wohlthaten gegen das Vaterland. Aus Dankbarkeit dafür haben die Stände die Krone erblich gemacht im Hause Gustav's; nur der ist der rechte Erbkönig in Schweden, der diese Güter dem Reiche erhält. Wir haben jetzt einen König, der in seinem Gewissen der Macht und dem Willen des Papstes unterworfen ist; um so nothwendiger ist es, dass wir für Religion und Freyheit solche Bedingungen feststellen, wie sie Schweden von Alters her von seinen Königen zu fodern das Recht hat.“ Die Zerwürfnisse zwischen Sigismund und dem Reichsverweser Carl erzählt der Vf. ausführlich, eben so auch den Krieg der Schweden gegen Polen, in welchem Carl am 25 Septbr. 1598 bey Stängebro siegte; in Folge dessen sagte der Reichstag 1599 dem Könige Sigismund Treue und Gehorsam auf, und ernannte Carl IX zum regierenden Erbfürsten des Landes. Im Jahre 1594 den 9ten Decbr. wurde Carls erster Sohn aus 2ter Ehe, *Gustav Adolph*, auf dem Schlosse zu Stockholm geboren; Carl feierte die Geburt desselben bedeutsam mit der Wiederherstellung der Universität zu Upsala, einer der festesten Stützen des nordischen Protestantismus.

7tes Kap. (S. 92—107.) Carl IX hatte nicht so bald den schwedischen Thron bestiegen, als er im edelsten schwedischen Blute die Parteyen, welche für Sigismund Anhänglichkeit zeigten, mit unerbittlicher Strenge erstickte. Von den höchsten Begriffen über die gesetzmässige Kraft des Königs erfüllt, hielt er sich zu solcher Strenge berechtigt. Im Jahre 1600 begann der Krieg in Liefland gegen Polen, den Carl in Person und mit Glück leitete, und der bis zu seinem Tode (1611) fortdauerte. Am Ende seines Lebens sah er sich in 2 neue Kriege mit Russland und Dänemark verwickelt, deren tiefer liegende Ursachen der Vf. gründlich entwickelt. Auf dem Wege von dem Lager zu Rysby auf den Reichstag nach Stockholm starb er zu Nyköping im 60sten Lebensjahre. Der Vf. zählt ihn „zu der kleinen Zahl Männer, die ohne Wanken thun, was seyn muss. Seine Bahn ist mit Blute bezeichnet, aber das Interesse Schwedens wurde durch ihn auf das Innigste mit der Politik des Wasahauses verwoben, und so tragen seine Thaten die höchste Bestätigung der Weltgeschichte, das Gepräge des öffentlichen Nutzens.“

Die 7 Kapitel des ersten Buches dienten, wie wir gesehen haben, der Hauptaufgabe des Vfs. nur zur, freylich etwas weit ausgeholten, Einleitung. Denn erst mit dem 2ten Buche beginnt *Gustav Adolphs erste Epoche*, nämlich der Zeitraum von dessen Regierungsantritte bis zu seinem Zuge nach Deutschland. Hätte in jener Einleitung auch hie und da an Raum gespart werden können, so bewegt sich dafür der Leser von jetzt an auf einem bekannteren Boden, und alles Rückgreifen in die frühere Geschichte Schwedens, das sonst nicht wohl hätte vermieden werden können, ist nun beseitigt.

Im *1sten Kapitel* des *II Buches* (S. 108—116) erzählt uns der Vf. nunmehr Gustav Adolphs Jugend und seinen Regierungsantritt. In seinem 18ten Jahre von den Ständen für volljährig erklärt, fand er das Reich in dem furchtbarsten Zustande der Erschöpfung, wovon der Vf. als Beyspiel anführt, dass Gustav Adolph kurz vor seines Vaters Tode einem Heerlieferanten eine schriftliche Anweisung auf 18 Thaler gab, weil er nicht so viel baares Geld besass. Im Inneren schwierige Stimmung des Volkes wegen der unerschwinglichen Lasten, die um ein Sechstheil vermehrt werden mussten, und dazu Carls IX Hinterlassenschaft: die drey grossen Kriege mit Dänemark, Russland und Polen! Diese Noth, theilweise wohl auch das Gefühl der einwohnenden individuellen Kraft, drängte den jugendlichen König unwillkürlich auf die künftige Heldenbahn.

2tes Kap. (S. 116—126.) Dasselbe ist der Darstellung des dänischen Krieges gewidmet. Durch Milde und Weisheit hatte sich G. A. in kurzer Zeit die Herzen seiner Unterthanen gewonnen. Im Anfange des Jahres 1612, nachdem alle Friedensunterhandlungen an den übertriebenen Foderungen der Dänen sich zerschlagen hatten, eröffnete der König in Person den Krieg mit der Belagerung von Helfingborg. Von Lübeck und den Niederlanden mit den nöthigen Geldmitteln unterstützt, ging sein Plan vor Allem dahin, das Land von den dänischen Heeren zu reinigen. Durch grosse Thätigkeit und ausserordentliche Anstrengungen erreichte er diesen Zweck mittelst des übrigens für Schweden nachtheiligen Friedens zu Siöröd den 18 Jan. 1613, der eigentlich nur ein nothgedrungener Waffenstillstand war, weil grössere Gefahr auf einer anderen Seite drohte.

3tes, 4tes, 5tes Kap. (S. 126—166.) Bey Darstellung der Ursachen des russischen Krieges geht der Vf. bis zur Thronbesteigung Iwan Basilowiczs 1533 in die russische Geschichte zurück. Diess scheint etwas zu weit ausgeholt. Ueberhaupt hätte der Krieg, den der schwedische General de la Gardie unter Carls IX Regierung gegen Russland führte, kürzer gefasst werden dürfen. Hier nimmt er ein ganzes Kapitel ein. Der Hauptgrund des Krieges gegen Russland ist kein anderer, als G. Adolphs lebhafter

Wunsch, sich der reichen Ostsee-Provinzen zu bemächtigen, und sich dadurch zum Herrscher der nordischen Meere zu erheben. Ehe der Vf. die Darstellung des russischen Krieges beginnt, wirft er einen Blick auf G. Adolphs Verbesserungen im Inneren seines Landes. Zur Hebung des Handels wurden viele Ausländer in das Reich berufen, und denselben wichtige Vorrechte gesichert. Im Münz- und Steuer-Wesen, hauptsächlich aber in der Rechtspflege, traf er höchst wohlthätige Einrichtungen, wodurch er sich bey seinem Volke immer mehr beliebt machte. — Im Sommer des Jahres 1614 begann G. A. den Krieg gegen Russland. Bey Staraja Russa schlug er seinen Gegner, und eroberte die Festung Gdow. Der Feldzug im nächsten Jahre war weniger glücklich: Gust. Adolph musste vor Pleskow nach vergeblicher Belagerung mit Verlust abziehen. Den 17ten Februar 1617 kam es zum Friedensschlusse. Dieser Krieg gewährt nach der Darstellung des Vfs. kein Interesse. Man vermisst Einheit im Operationsplane, und Gust. Adolph zeigt sich hier nicht als ausgezeichneter Feldherr.

6tes Kap. (S. 166—174.) Ehe der Vf. zum polnischen Kriege übergeht, erzählt er die Krönung G. Adolphs, und dessen Bemühungen, während der kurzen Zeit der Ruhe den inneren Wohlstand Schwedens zu heben, wobey er besonders den Handel scharf ins Auge fasste. Eine neue Reichstagsordnung ward von ihm eingeführt, und dadurch die Macht der Stände sehr beschränkt. Folgender Grundsatz, den der Vf. bey dieser Gelegenheit aufstellt, dürfte von mancher Seite angefochten werden: „Die gewöhnlichen Constitutionen werden nur in Zeiten allgemeiner Erschöpfung, oder unter Fürsten von gewöhnlichem Schlage, die selbst nicht sehen, was dem Ganzen frommt, zum wahren Bedürfnisse der Völker. Grosse Geister dagegen, die, an die Spitze eines Staates gestellt, die Interessen, den Ruhm, die Ehre ihrer Unterthanen zu ihrer eigenen Sache machen, werfen mit grösster Leichtigkeit diese Hemmschuhe ab, ohne dass sich das Volk darüber im Geringsten kümmert."

Im *7ten Kap.* (S. 174—178) erörtert der Vf. Schwedens Verhältnisse zu Dänemark. Nur durch strenges Einhalten der im letzten Frieden den Schweden auferlegten Contribution konnte G. Adolph einen neuen Krieg auf dieser Seite vermeiden. Christians ganze Handlungsweise beurkundet die Eifersucht eines alten Hauses gegen ein glückliches neues.

8tes Kap. (S. 179—193.) König Sigismund von Polen betrachtete sich noch immer als den legitimen Erben der schwedischen Krone. Daher sein unversöhnlicher Hass gegen Gustav Adolph, der ihm nur als der Sohn eines Thronräubers erschien. Die Verhältnisse Lieflands seit der Schlacht bey Tanneberg (1410) werden, vielleicht etwas zu weitläuftig für den vorgesetzten Zweck, auseinandergesetzt. Ein Krieg, in welchen Sigismund mit dem siebenbürger Fürsten Bethlen Gabor (1618) verwickelt wurde, hielt ihn zwey Jahre lang ab, seine Waffen gegen Schweden zu wenden. Diese kostbare Zeit benutzte G. Adolph zur Vermehrung und Hebung der schwedischen Seemacht, so dass sie den ersten Rang im baltischen Meere ansprechen durfte. Auch bey dem Landheere führte er mannichfache Verbesserungen ein, welche, der militärischen Leser wegen, ausführlicher hätten geschildert werden sollen. In diese Zeit fällt G. Adolphs Vermählung mit Marie Eleonore, einer Tochter des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg (1620).

Im *9ten Kap.* (S. 193—218) erzählt der Vf. den ersten polnischen Krieg mit seinen Waffenstillständen. Der Leser vermisst hier eine Uebersichtscharte des Kriegsschauplatzes, so dass es schwer ist, dem Gange der Operationen zu folgen, und sich ein richtiges Bild von diesem Kriege zu machen. Sigismund, obgleich zu derselben Zeit von den Osmanen bedroht, war eigensinnig genug, jede Ausgleichung mit Schweden von der Hand zu weisen. G. Adolphs erstes Object war die Eroberung von Riga; nach einer vierwöchentlichen, äusserst thätigen Belagerung ergab sich die Stadt, und am 16ten Septbr. 1621 hielt Gustav seinen feierlichen Einzug in dieselbe, und liess sich von den Bürgern huldigen. Ausser der Einnahme von Mietau geschah in diesem Jahre nichts mehr; ein Waffenstillstand bis zum Sommer 1622 stellte die Feindseligkeiten ein; derselbe ward mit geringen Unterbrechungen bis zum Jahre 1625 verlängert. Im Juli dieses Jahres erschien G. Adolph mit einem wohl geordneten Heere von 20,000 Mann in Liefland, dessen er sich in nicht ganz 3 Monaten bemächtigte. Am 7ten Januar 1626 kam es bey dem Dorfe Wallhof in der semigall'schen Ebene zur ersten geordneten Feldschlacht mit den Polen, die unter dem altersschwachen Sapieha eine vollständige Niederlage erlitten. Der König legte den Oberbefehl in die Hände des Generals de la Gardie, und kehrte nach Stockholm zurück.

10tes Kap. (S. 219—228.) Dort beschäftigte ihn die Einrichtung eines stehenden Heeres, die er freylich bey den grossen Schwierigkeiten, auf die er stiess, nur theilweise durchzusetzen vermochte. Doch besteht die von ihm entworfene Einrichtung, von seinen Nachfolgern vollends ins Leben geführt und vervollkommnet, in Schweden noch auf den heutigen Tag. Während G. Adolph ferner dem Adel neue Privilegien verlieh, beschränkte er denselben auf der anderen Seite wieder durch die von ihm eingeführte neue Ritterhausordnung. Den Wissenschaften half er durch Reorganisirung der Universität Upsala auf, und dotirte dieselbe mit der freyen Schenkung sämtlicher Güter des Wasa-Hauses, die Herrschaft Lindholm ausgenommen. Dasselbe Jahr erfreute ihn seine Gemahlin durch die Geburt einer Thronerbin, der Prinzessin Christina.

Im *11ten* und *12ten Kap.* (S. 229—262) erzählt der Vf. den preussischen Krieg der Jahre 1626 und 1627. — Preussen war damals zwischen Polen und dem Kurfürsten von Brandenburg getheilt; Letzter besass unter polnischer Lehenshoheit namentlich die

Küstenstriche längs dem frischen und curischen Haff. Drey Hauptgründe bestimmten G. Adolph, seine Waffen gegen dieses Land zu wenden: 1) Polen dadurch von den Weichselmündungen und vom Meere abzuschneiden; 2) die Leichtigkeit der Behauptung der gemachten Eroberungen wegen der nahen Verbindung zur See; 3) endlich die Festsetzung auf der Grenze von Deutschland, wohin G. Adolph seinen Blick fortwährend gerichtet hielt. Pillau, Braunsberg, Frauenburg fielen in kurzer Zeit in seine Hände. Elbing hatte gleiches Schicksal, eben so die Städte Marienburg, Wormdit, Stum, Christburg und die Festungen Dirschau und Mewe, beide wegen ihrer Lage an der Weichsel für die Schweden höchst wichtig. Mewe, von Sigismund mit einem zahlreichen Heere belagert, ward von G. Adolph nach einem glänzenden Gefechte entsetzt. Friedensunterhandlungen zerschlugen sich an den übertriebenen Foderungen der Polen. Den Winter über kehrte G. Adolph nach Stockholm zurück. Im Frühjahre 1627 wendete sich das Kriegsglück auf die Seite der Polen unter dem erfahrenen General Koniecpolski, dem es gelang, das von den Schweden eingeschlossene Danzig wieder frey zu machen. Allein im Mai stellte G. Adolphs Ankunft das Gleichgewicht wieder her. Danzig ward zwar von der Land- und See-Seite wieder eingeschlossen, dagegen ging Mewe an den unternehmenden Koniecpolski verloren. Seinen Schwager, den Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, schlug er am 17ten Juli bey Mohrungen, und nahm den grössten Theil seiner Truppen gefangen. Vor Dirschau lagerten sich beide Hauptheere; hier kam es im August zu mehreren Treffen; am 18ten August rettete die Polen nur G. Adolphs Verwundung vor einer gänzlichen Niederlage. Die Zeit bis zum October füllten vergebliche Friedensunterhandlungen. Hierauf folgte die Eroberung von Wormditten, bey welcher Gelegenheit sich G. Adolph zum ersten Male der sogenannten ledernen Kanonen bediente, deren Beschaffenheit der Vf. S. 260 näher beschreibt. Nach abgeschlossenem Neutralitätsvertrage mit dem herzoglichen Preussen bezogen die Schweden Winterquartiere, und der König kehrte nach Schweden zurück, wo er von dem Volke mit dem grössten Jubel empfangen wurde.

13*tes Kap.* (S. 262 — 296.) Darstellung der Feldzüge 1628 und 1629 bis zum Frieden mit Polen. Zu den erheblicheren Operationen gehört G. Adolphs Marsch von Mewe nach Massovien und die Belagerung von Strasburg. Uebrigens erscheint der Feldzug 1628 arm an Resultaten; man vermied, besonders polnischer Seits, im freyen Felde auf einander zu stossen, und beschränkte sich schwedischer Seits auf Verheerung des Landes. Den Winter über hatten, wie gewöhnlich, vergebliche Unterhandlungen Statt. Im Frühjahre 1629 siegten die Schweden unter Oxenstierna über die hinter dem Prinzenflusse aufgestellten Polen am 12 Februar, woran neben der Ueberzahl der Sieger die Unfähigkeit des polnischen Generals Potowski Schuld war. Das Treffen führt den Namen von dem nahegelegenen Städtchen Gorgno, und ist sehr ausführlich von dem Vf. erzählt. Der kaiserliche General Arnim, mit einigen Wallensteinschen Regimentern den Polen zu Hülfe gesendet, verhielt sich meist unthätig, und nöthigte dadurch den König Sigismund zur Abschliesung des Starygroder oder Altmarker Vertrags, der den Schweden den grösten Theil von Liefland sicherte.

III Buch. Der Vf. ist nunmehr in seiner Lebensbeschreibung G. Adolphs zu dem Zeitpuncte gekommen, wo derselbe seinen unsterblichen Ruhm auf deutschem Boden begründen sollte. Dabey holt er freylich sehr weit aus, indem er im 1*sten Kapitel* (S. 297 — 327) bis zu den Ursachen des 30jährigen Krieges hinaufsteigt, und mit den Hohenstauffen beginnt, die ganze Reformationsgeschichte mit hereinzieht, im 2*ten Kap.* (S. 327 — 341) ausführlich die Geschichte der Jesuiten und ihres Einflusses darstellt; sofort im 3*ten Kap.* (S. 341 — 376) die äussere politische Geschichte des deutschen Reichs in der Epoche zwischen Carls V Tode und dem Ausbruche des Kampfes, mit der Regierung der Kaiser Ferdinands I, Maximilians II, Rudolphs II und Matthias einschaltet, und endlich im 4*ten Kap.* (S. 377 — 430) bey dem Anfange des 30jährigen Krieges anlangt. Diese Ausführlichkeit über so entfernt liegende Zeiten, obwohl an sich, der Darstellung nach, lobenswerth, ist doch dem eigentlichen Zwecke des Buchs, seinem Titel zufolge: „*Gustav Adolph und seine Zeit*", fremd, und möchte kaum zu entschuldigen seyn. Es scheint, der Vf. wurde von dem grossen Stoffe, der sich ihm rückwärts darbot, über die selbst gesteckten Grenzen hinausgeführt, wodurch das Werk wohl um ein Drittel verstärkt ward. Mit demselben Grunde liesse sich nach Gust. Adolphs Tode auch noch die ganze Geschichte des 30jährigen Krieges bis zum westphälischen Frieden hereinziehen; dadurch aber würden Titel und Inhalt des Werkes in einen offenbaren Widerspruch mit einander gerathen.

Dem Ausbruche des 30jährigen Krieges und dem Siege Ferdinands II mit Hülfe der Ligue sind 53 Seiten gewidmet. Der Personal-Schilderung eines Mannsfeld, Friedrichs V, Ferdinands II hat der Vf. ein lebendiges Interesse zu verleihen gewusst. Die Schlacht am weissen Berge ist gut erzählt; grösserer Zusammenhang in der Darstellung wäre wünschenswerth gewesen.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1837.

GESCHICHTE.

Stuttgart und Leipzig, b. Rieger und Comp.: *Geschichte Gustav Adolphs, König(s) von Schweden, und seiner Zeit*, für Leser aus allen Ständen bearbeitet vom Prof. *A. F. Gfrörer* u. s. w. Mit Kupfern und Holzschnitten, nach Original-Zeichnungen von Dr. *Fellner* u. A. 1ste bis 10te Lieferung u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Im *5ten Kap.* (S. 430 — 444) schildert der Vf. die Rückwirkung der Unterwerfung Böhmens und die von den Jesuiten in dem unglücklichen Lande ausgeübte Rache, bey welcher Gelegenheit er die Erfindung der berüchtigten Dragonaden nicht Ludwig XIV und französischer Herzlosigkeit, sondern den Jesuiten Kaiser Ferdinands II, vindicirt.

6tes Kap. (S. 444 — 457.) Mannsfelds, des letzten Parteygängers Friedrichs V, abenteuerliche Züge, sein Sieg bey Wisloch über Tilly, die Niederlage des Herzogs Christian von Braunschweig den 6 Aug. 1623 bey Stadtlohn im Bisthum Münster, die Verleihung der Kurwürde an Maximilian von Baiern, die eigentliche Seele der Ligue, endlich Tilly's Schrecken verbreitende Züge in Süddeutschland, wo er mit eiserner Hand die kaiserliche Achtserklärung vollstreckte, füllen dieses Kapitel. Durch die wachsende Grösse Oesterreichs geweckt, bildete sich der erste europäische Bund zu Gunsten der protestantischen Reichsaristokratie wider das Haus Habsburg. Gust. Adolph und Christian IV von Dänemark boten sich als Feldherrn an.

7tes Kap. (S. 457 — 479.) Christian IV, ein persönlicher Feind G. Adolphs, hatte kaum Nachricht erhalten, dass sich Letzter zum Haupte des Bundes gegen den Kaiser angeboten, als er, von thörichter Eifersucht getrieben, und von England, verwandtschaftlicher Verhältnisse mit Jacob I wegen, unterstützt, seine Rüstungen übereilte, um als der Erste auf dem Kampfplatze zu erscheinen. G. Adolph zog sich gekränkt zurück, auf bessere Zeiten harrend. Christian und seine Verbündeten brachten ein Heer zusammen, das dem der Ligue weit überlegen war. Dieser Umstand gab Veranlassung zur Aufstellung eines besonderen kaiserlichen Heeres zur Erhebung Wallenstein's. Am Schlusse dieses Kapitels beleuchtet der Vf. den damaligen Zustand der deutschen Finanzen, und findet, dass Maximilian I von Baiern im Laufe des 30jährigen Krieges der einzige Fürst war, der geordnete Finanzen hatte.

8tes Kap. (S. 479 — 526.) Wallenstein's Abkunft, Jugend und erstes Auftreten in Ungarn, der Weg, auf welchem er während der böhmischen Unruhen jene ungeheuere Gütermasse erwarb, die es ihm möglich machte, grosse Heere auf eigene Kosten zu stellen, seine Ernennung zum Herzoge von Friedland, und seine Bestallung als General-Oberster-Feldhauptmann des Kaisers im Juli 1625, werden von dem Vf. ausführlich erzählt. Sofort wird Tilly's Feldzug gegen Christian IV von Dänemark an der Weser in demselben Jahre und Wallenstein's Erscheinen daselbst nachgeholt, von welchem Zeitpuncte an die ganze Kriegführung der Kaiserlichen einen geregelteren Charakter annahm. Mannsfeld's Niederlage am 11ten April 1626 bey Dessau war die erste Folge seines kräftigen Eingreifens. Nicht mit gleicher Thätigkeit benahm er sich in Ungarn gegen den siebenbürger Fürsten Bethlen Gabor, den er im October vernichten konnte, und dennoch ungefährdet entkommen liess. Die Ursachen dieses zweydeutigen Benehmens Wallenstein's sind von dem Vf. nicht gehörig aufgeklärt. Die Angabe, dass Wallenstein den jungen Georg Zriny, Ban von Croatien, wegen verletzter Eitelkeit beym Gastmahle habe vergiften lassen, hätte verdient, durch Angabe glaubwürdiger Quellen erhärtet zu werden. — In Niederdeutschland fiel, ausser der Schlacht bey Lutter am Barenberge den 17 Aug., in welcher Tilly den König Christian entscheidend schlug, nichts Bedeutendes vor. Diese Schlacht ist von dem Vf. mit grosser Ausführlichkeit dargestellt.

9tes Kap. (S. 526 — 575.) Hier schildert der Vf. den weiteren Verlauf des dänischen Krieges in den Feldzügen von 1627 und 1628. Wallenstein vertrieb die Dänen aus Schlesien, und bewirkte dadurch den Uebertritt des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, Schwagers G. Adolphs, auf Seite des Kaisers. Eine der wichtigsten Unternehmungen in diesem Kriege war die vergebliche Belagerung von Stralsund durch Arnim und Wallenstein, welcher der Vf. im Verhältnisse zu der Anlage des ganzen Werkes wohl einen zu grossen Raum (15 Seiten) widmet. Wenn auch Wallenstein in dieser Unternehmung scheiterte, so gelang es ihm dagegen, sich ganz Mecklen-

burgs und Pommerns zu bemächtigen. Die Ursachen und Verhandlungen des Lübecker Friedens 1629 sind gleichfalls umständlich dargestellt. S. 572 heiſst es: „Allem Anscheine nach hat Wallenstein schon im Herbste 1628, um sich für Stralsund zu rächen, einen Mörder für G. Adolph gedungen;“ worauf der Vf. seine Beweise für diese furchtbare Beschuldigung beybringt. Rec. kann aus denselben nur *Vermuthungen* ableiten, indem es den angeführten Beweisstellen an jeder bestimmten Bezeichnung der Person, oder der zu vollziehenden That gänzlich fehlt. Mit Anklagen ähnlicher Art sollte der Geschichtschreiber nur äuſserst behutsam, und erst nach Auffindung unumstöſslicher Beweise auftreten, weil sie gar zu leicht in die Geschichte selbst übergehen.

10*tes Kap.* (S. 575 — 607.) Dieses Kapitel ist gröſstentheils politischen Betrachtungen und der geheimen Geschichte des 30jährigen Krieges gewidmet. Die Darstellung der Ränke, durch welche sich Wallenstein, der vielen Gegner ungeachtet, in den Besitz des Herzogthums Mecklenburg zu setzen wuſste, ist gleichfalls geistreich aufgefaſst und zusammengestellt. Diese Erwerbung Mecklenburgs erscheint dem Vf. als der Grundstein eines groſsartigen politischen Gebäudes, welches in weitem Umkreise nach ähnlichen Grundsätzen fortgeführt werden sollte. Er sucht zu beweisen, der kaiserliche Feldhauptmann habe den Plan gefaſst, sämtliche niederdeutsche Reichsfürsten gewaltsam zu verdrängen, eine neue Militäraristokratie an ihre Stelle zu setzen, hierauf den hohen Erbadel des mittleren und südlichen Deutschlands in die Mitte zu nehmen zwischen die neuen Emporkömmlinge und den Kaiser, und so den Letzten zum alleinigen Herrn Deutschlands und das durch eine schlechte Constitution zerrissene deutsche Volk zu einer compacten Nation zu machen. Tilly sey zum Herzoge von Calenberg, Pappenheim zum Fürsten von Wolfenbüttel bestimmt gewesen. Wahr ist, Wallenstein sprach damals laut aus: „Man braucht keine Fürsten und Kurfürsten mehr, es ist Zeit, denselben das Gasthütel abzunehmen; wie in Hispanien und Frankreich nur Ein König ist, so soll auch in Deutschland nur *ein* Herr allein seyn“! Auch bringt der Vf. eine Menge Beweisgründe für seine Behauptung bey, die jedoch von den Historikern mannichfachen Widerspruch erfahren dürften. Wallensteins Plan scheiterte *vorerst* an dem Widerstande des Kurfürsten Maximilians von Baiern, der Jenen in tiefster Seele haſste, später unterblieb die Ausführung desselben, weil nach der Ermordung des Gewaltigen sich kein demselben gewachsener Genius mehr auf dem Schauplatze fand.

11*tes Kap.* (S. 608 — 664.) Ferdinands II unpolitisches Restitutionsedict und dessen nächste Folgen, die Verwickelung des Kaisers in den mantuanischen Erbfolgekrieg, der übrigens in gar keinem Zusammenhange mit des Vfs. Hauptaufgabe steht, und die 28wöchige Belagerung Magdeburgs durch friedländische Truppen, werden hier erzählt. Unter anderen Gründen, wegen welcher Wallenstein unverrichteter Dinge von Magdeburg abzog, führt der Vf. S. 631 an: „Erstlich rieth ihm die schlimme Erfahrung, die er vor Stralsunds Wällen gemacht, behutsam zu seyn; er *mochte selbst fühlen, daſs er von der Belagerungskunst wenig verstehe.*“ Der Vf. ist sehr im Irrthume, wenn er glaubt, ein Oberfeldherr müsse nothwendig ein Ingenieur seyn. Seine Sache ist, mit Festigkeit auf der Ausführung des festgesetzten Planes beharren, und alle Detailanordnungen den Leuten vom Fache zu überlassen. Die Eigenschaften eines groſsen Feldherrn und die eines tüchtigen Ingenieurs finden sich selten, oder nie vereinigt, weil sie sich der Natur der Sache nach eigentlich gegenseitig ausschlieſsen. Weiter erzählt der Vf. die Beschlüsse und nächsten Folgen des Regensburger Reichstages im Juni 1630, hält sich jedoch hier wieder viel zu lange bey der Schilderung des Paters Joseph auf. Auf jenem Tage ward Wallenstein in Folge der vereinten Bemühungen seiner zahlreichen Feinde gestürzt. Gegen Gustav Adolph, der bereits zu Stralsund festen Fuſs gefaſst hatte, ward Tilly zum Generalissimus ernannt.

IVtes Buch. Gustav Adolph im Kampfe gegen die vereinten Kräfte der Ligue und des Kaisers 1630 — 1631. 1*stes Kapitel.* (S. 665 — 692.) Ein ganzes Buch von 9 Kapiteln hindurch war der Leser von der Hauptperson des Werkes getrennt. Hier wird er endlich wieder mit derselben zusammengeführt. Der eigentliche Beweggrund zu dem Kriege in Deutschland scheint dem Vf. derselbe zu seyn, der einst den jungen Macedonier-König nach Asien hinüberzog, — hoher Drang nach Thaten, ein durch den Schimmer religiöser Ideen veredelter Geist der Eroberung. Wie G. Adolph zuvörderst seine Unterthanen und Stände für seine Plane gewann, wie er mit Frankreich, England und Holland Unterhandlungen anknüpfte, und selbst bey den deutschen protestantischen Fürsten zu einem künftigen Anschlusse den Weg bahnte, wird von dem Vf. weitläuftig erzählt. Sofort berichtet er über die inneren Hülfsmittel Schwedens, und besonders über die Finanzen, endlich über des Königs Streitkräfte, mit denen er den Krieg in Deutschland zu eröffnen bereit war; sie bestanden aus 92 Compagnieen Fuſsvolk, 16 Schwadronen Reiter, zusammen gegen 14,000 Mann, darunter 38 Compagnieen deutsche Fuſsknechte und 8 Compagnieen Schotten; die übrigen waren geborene Schweden. Die Zahl der Geschütze ist nicht angegeben. — Nach einem rührenden Abschiede von den versammelten Ständen geschah die Einschiffung den 29sten Mai 1630 zu Elfsnaben. Widrige Winde hielten die Flotte bis Ende Juni auf. Am 25sten Juni geschah die Landung bey dem Dorfe Peenemünde. Es ist störend, daſs der Vf. in seinen Zeitangaben bald nach altem, bald nach neuem Stile rechnet.

2*tes Kap.* (S. 692 — 742.) Das Manifest, in welchem G. Adolph vor Eröffnung des Krieges seine Beschwerden gegen den Kaiser bekannt macht, wird im Auszuge mitgetheilt. In Pommern stand der kaiserliche General Torquato Conti mit etwa 16,000 Mann. Da diese jedoch in vielen kleinen Garnisonen zer-

ſtreut lagen, ſo gelang es G. Adolph, in den erſten 14 Tagen ſich der drey Inſeln, Rügen, Uſedom und Wollin, nebſt der wichtigen Stadt Stettin, zu bemächtigen, und ſomit in Deutſchland feſten Fuſs zu faſſen, worauf er mit dem Herzoge von Pommern ein Offenſiv- und Defenſiv-Bündniſs abſchloſs. Die erſte Waffenthat in dieſem Kriege war die Niederlage Savelli's bey Roſtock zu Ende Octobers. Die Unternehmungen des Herzogs Franz Carl v. Lauenburg und des Markgrafen Chriſtian Wilhelm im Erzſtifte Magdeburg hatten, weil vorzeitig unternommen, keinen Erfolg. Am Chriſtustage des Jahres 1630 beſchloſs G. Adolph den Feldzug mit der Eroberung von Greifenhagen, wobey der kaiſerliche General Ferdinand von Capua in ſeine Hände fiel, und mit der Eroberung Pommerns. Nur Kolberg und Greifswalde befanden ſich noch in Feindes Gewalt. Der Winter verfloſs unter fruchtloſen Unterhandlungen mit den deutſchen Reichsfürſten, beſonders mit Brandenburg, welche von G. Adolph Neutralität verlangten, die er in ſeiner Lage nicht gewähren konnte. Nur der Landgraf Wilhelm V von Heſſen Caſſel machte hievon eine Ausnahme, indem er ſich offen dem Schwedenkönige anſchloſs.

3tes Kap. (S. 743—768.) Mit dieſem Kapitel, das G. Adolphs glückliche Fortſchritte in Mecklenburg und die Erſtürmung Frankfurts an der Oder enthält, ſchlieſst die 10te Lieferung des Werkes, das Anfangs kaum auf 6 Lieferungen berechnet war, bis zum Schluſſe aber wenigſtens doppelt ſo viele umfaſſen dürfte. Indem wir uns vorbehalten, auf die letzten Lieferungen zurückzukommen, ſobald ſie erſchienen ſeyn werden, können wir zwey Wünſche für eine etwanige 2te Auflage nicht unterdrücken: 1ſtens die Beygabe der nothwendigſten Ueberſichtscharten der verſchiedenen Kriegsſchauplätze, 2tens einen etwas ſorgfältiger gefeilteren Stil. Als ein Beweis, mit welchem Intereſſe wir dem Vf. gefolgt ſind, mögen die Ausſtellungen gelten, welche wir uns erlaubt haben. Uebrigens wünſchen wir dem lobenswerthen Werke recht viele Leſer, weil wir die Ueberzeugung hegen, daſs für die bey Weitem gröſsere Mehrzahl Viel daraus zu lernen iſt.

— s —

Leipzig, in der Allg. Niederländiſchen Buchhandlung: *Memoiren über die Reſtauration*, oder *hiſtoriſche Erinnerungen aus der Zeit der Reſtauration von* 1830 *und den erſten Jahren der Regierung Ludwig Philipps*, von der Herzogin *von Abrantes*. Deutſch von *L. v. Alvensleben*. 1836. Zweyter Band. 252 S. Dritter Band. 280 S. Vierter Band. 268 S. 8. (Dieſe bilden zugleich Band 20. 21. 22 der Allg. Memoiren der Vfin.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1836. No. 216.]

In dieſen 3 letzten Theilen zeigt die Vfin. ihren edelen, aber auch ehrgeizigen Charakter, ſie ſcheint durch ihre Feder, oder Perſönlichkeit, wie S. 43 Theil 3 beweiſt, eine Rolle unter ihren Mitbürgerinnen ſpielen zu wollen. Der Werth dieſer 3 Bände für die Geſchichte der Begebenheiten Frankreichs ſeit 1814, die ſie ſo umſtändlich aus fremdem Munde, aber faſt immer aus Mittheilungen von gemeiniglich genannten Augenzeugen oder den handelnden Perſonen beſchreibt, iſt ſehr groſs. Ihr Urtheil wird gar oft durch ihre Vorliebe für Napoleon, die Anhänglichkeit für ihren Gemal und ihre gemeinſchaftliche Familie beſtochen; ſie liebt die Bourbons nicht, aber ſie verleumdet ihren Charakter nicht, am wenigſten würdig ſtellt ſie Ludwig XVIII dar, der gewiſſermaſsen ihr Wohlthäter war; ſie geiſselt das Heer der Höflinge, die den Kaiſer und ſeine beiden nächſten Thronfolger umgeben, bitter, und eben ſo die von der Zeit bereits als Unwürdige verurtheilten Männer, Talleyrand und Fouché, und malt recht deutlich, wie ſich Beide an der Welt und an der Humanität verſündigten, und alle Moralität mit Füſsen traten. Oft erhebt ſich ihr ſonſt nicht erheblicher Stil zu einer Begeiſterung für edle Menſchen und wider arge Böſewichter der Civiliſation, aber ſie ehrt ihre Freunde und manchen erhabenen Charakter in jedem Stande. Es war uns oft unerklärbar, wie eine von dem Hofe und von den Miniſtern in Frankreich zurückgedrängte Frau, die aber mit Jederman, auch nach verlorenem Reichthume, die Verbindung der Freundſchaft und des Umganges fortſetzte, und von dem gröſsten der lebenden deutſchen Staatsmänner geſchätzt und mit Vertrauen beehrt wurde, nicht ſelten die wichtigſten Nachrichten ertheilen konnte, aber das Publicum kennt längſt die Freymüthigkeit, ſo wie das literariſche Sammler- und Autor-Leben der Vfin. Daher wendet ſich Jederman, der etwas zu berichtigen hat gegen irrige Angaben, oder der einen Schlüſſel zu wichtigen Begebenheiten beſitzt, ſich aber nicht durch eigene Mittheilung bemühen oder compromittiren will, an die Herzogin. Dabey iſt ſie vorſichtig, die jetzigen Machthaber keinesweges arg anzufeinden, auch wohl, nach Gelegenheit, ihnen ein wenig Weihrauch zu ſtreuen. Sie entlarvt die Politik und den Eigennutz mancher, in der öffentlichen Meinung hochſtehenden, Männer, und zeigt indirect, warum es jetzt in Frankreich unter Jungen und Alten ſo viele Republikaner giebt. Die Periode vor Napoleons erſtem und zweytem Exil und der Parteyen wider ihn beleuchtet ſie mit vielem Verſtande, verſucht auch zu erklären, warum Napoleon bey ſeiner Landung ſo viele Freunde, und als er ſich Englands Groſsmuth überlieferte, ſo wenige hatte. Durch ihre Gemälde wird es uns erſt ganz klar, warum Napoleon ſo lange zögerte, ſich einzuſchiffen, da er, dem Anſcheine nach, leicht und ſchnell, im erſten Augenblicke nach ſeiner Thronentſagung, auf einem neutralen Schiffe nach Amerika, aber freylich dann ohne Hofſtaat und Trümmer ſeines Privateigenthums, entkommen konnte. Dagegen hat die Vfin. nirgends aufgeklärt, warum Napoleon ſo oft ſein groſses Heer im Auslande 18 Monate lang ohne Sold lieſs, da er doch bis zu dem unglücklichen Feldzuge nach Ruſsland einen baaren

Schatz von 300 Millionen Franken aus der Beute ſeiner Kriegscontributionen geſammelt hatte. — Alles, was auf Frankreichs Marſchälle irgend eine Beziehung hat, beleidigt, wenn es jene verletzt, die Vſin., indem ſie dieſelben für den Centralpunct der franzöſiſchen Militärehre hält. — Ueber die Greuel des Bürgerkrieges im Süden liefert ſie manche bisher unbekannte Thatſachen, die es erklären, warum man im Süden Frankreichs ſo antibourboniſch geſinnt wurde. — Die Vſin. verſteht den Effect ſchöner Handlungen und Worte auf die Leſer durch kurze und treffende Darſtellung zu heben. — Sehr intereſſant iſt die Lebensgeſchichte des Camillo Borgheſe, ſeiner Gemalin, Bonapartes Schweſter, und deren Abenteuer, des edlen Lucian Bonaparte, des Räuberhauptmanns Gasparone und deſſen päpſtliche Begnadigung, des verſatilen Wucherers Herzogs von Blacas, der jeſuitiſche Plan und Verrath im Entwurfe der Stiftung des Königreichs Aquitanien, die Schilderung der Parteywuth in Frankreich, des Herzogs Decazes Leben und Thaten, der Chamäleone, die das Kaiſerthum aufgaben und dem Götzen des Königthums huldigten; ferner, wie die Jeſuiten durch den Seher Martin Decazes beym Könige zu ſtürzen ſuchten, das Denkmal der Prinzeſſin Katharina, Hieronymus Gemalin, und der Leichtſinn ihres Gatten, ſarkaſtiſches Bild des Miniſters Pasquier, der Damenputz in den Tagen des Kaiſerreichs, der Carbonaro Stephanopouli, und wie ſolcher berüchtigte Orden wider geglaubte Feinde und Verräther wirkte, die Myſtification, daſs Ludwig XVII noch lebt, wie die unter Villele ſich bildende geheime royaliſtiſche Comité den Miniſter Decazes neckte und endlich ſtürzte, die letzte Krankheit der Frau v. Staël. — Das Publicum wird wahrnehmen, daſs, je mehr ſich die Zeitbeſchreibung dem Schluſſe des J. 1816 nähert, die Gemälde immer anziehender werden. Aber wie mögen die durch die Vſin. ſardoniſch beſpöttelten Familien, Kaſten und Einzelnen die geiſtreiche Schriftſtellerin haſſen, welche dennoch in Paris zu leben fortfährt! Manche Orts- und Familien-Namen, welche die Vſin. falſch angab, hätte der mit jener Zeitgeſchichte gleichfalls bekannte Ueberſetzer verbeſſern ſollen. In Deutſchland ſchreibt man Görz und nicht Goricia, Suffren ſtatt Suffrain, Augereau ſtatt Auchereau.

X.

SCHÖNE KÜNSTE.

Dresden und Leipzig, in der Arnold'ſchen Buchhandlung: *Sämtliche Schriften von Guſtav Schilling.* Rechtmäſsige Ausgabe letzter Hand. 43r bis 50r Band, zuſammen 925 Seiten, und 53r bis 60r Bd., zuſ. 1293 S. 1836. 8.

Mit Bezugnahme auf die in dieſer A. L. Z. 1836. No. 35 enthaltene Anzeige der Werke des genannten Vfs. bemerken wir, daſs die ſeitdem erſchienene fernere Folge nachſtehende Romane und Erzählungen in ſich faſst: XLIII u. XLIV: *Die Vorzeichen.* 2 Thle. — XLV: *Der Feiertag*, *der Ehrenſold*, *Henriette*, *der Mantel*, *ein Sinnbild des Lebens*, *der Wittwe Leid und Lohn.* — XLVI u. XLVII: *Das Erbbild.* 2 Thle. — XLVIII: *Die Folgen der Verſuchung*, *der Schieferdecker*, *die Brille*, *die Filzſchuhe der Eurynome.* — XLIX und L: *Leanders Irrfahrten.* 2 Thle. — Demnächſt: LIII: *Wellands Wege.* — LIV und LV: *Stern und Unſtern.* 2 Thle. — LVI: *Der Leichtfuſs* oder *die Geſchwiſter.* — LVII und LVIII: *Wolfgang*, oder *der Name in der That.* 2 Thle. — LVIX u. LX: *Der Hausgenoſſe.* 2 Thle.

Das früher im Allgemeinen über die *Schilling*ſchen Erzeugniſſe von uns Ausgeſprochene gilt auch für dieſe, bald mit Ausführlichkeit und ſauberem Fleiſse behandelten Gemälde, bald nur flüchtig ſkizzirten Zeichnungen. Ein willkommener, lebendiger Geiſt weht beynahe in allen. Die *ernſten*, zum Tragiſchen ſich hinneigenden Schilderungen zeugen von reicher Gedankenfülle und der genaueſten Kenntniſs auch der verſteckteſten Triebfedern des ganzen vielgeſtaltigen Geſellſchaftslebens. Des Vfs. Dialog, ſtatt, wie bey vielen Schriftſtellern, eine, oft ganz unnöthige Ausdehnung des Vortrages zu bewirken, führt gerade umgekehrt, indem er zugleich nicht ſelten durch ein oder einige prägnante Worte ein Licht verbreitet, das ſeitenlange Erläuterungen entbehrlich macht, gewöhnlich viel ſchneller und ſicherer zum Ziele, als es der bloſsen Relation gelingen würde. Der Satyr, der vormals allzu oft mitten aus ſeinem höchſten Ernſte auftauchte, und ſo Zweifel an dieſem erregen muſste, kommt neuerlich höchſtens noch dann und wann zum Vorſcheine. Deſto freundlicher begrüſsen wir den anmuthigen Schalk in *Schillings komiſcher* Darſtellung, wo er fortdauernd ganz in eigenthümlicher Sphäre umhergaukelt, und oft gewiſs, ſogar dem hartnäckigſten Feinde des Scherzes, durch das zuweilen höchſt Ueberraſchende ſeiner luſtigen Einfälle ein lautſchallendes Lachen abnöthigen wird.

— m —

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1837.

MATHEMATIK.

WEILBURG, b. Lanz: *Hand- und Lehr-Buch der reinen Mathematik*, zum Gebrauche für Schulen und zum eigenen Studium, von *J. Hehl*, Lehrer der Mathematik und Physik am Gymnasium zu Weilburg. Erster Band. 1834. XII u. 320 S. gr. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Nachdem der Vf. in der ausführlichen Vorrede S. V bis X über den Werth der Mathematik und der Naturwissenschaften im Ganzen recht genügend gesprochen hat, fährt er, um seinen Standpunct bey Abfassung dieses Lehrbuchs näher zu bezeichnen, so fort: „So wie es aber, um reichliche Früchte zu erhalten, nicht hinreicht, in dem Besitze eines gesunden, die Fülle von Treibkraft einschliessenden, Keimes zu seyn, sondern auch die Einsenkung desselben in einen Boden und die Zuführung der Säfte hinzukommen muss, eben so ist es nicht genug, dass die mathematisch-physischen Wissenschaften den Keim eines grosen Einflusses auf die Heranreifung eines Jünglings zum Manne in sich schliessen, sondern dass derselbe auch Aufnahme in dem Spiele seiner inneren Thätigkeiten erhält, und durch Associationen mit allen Kenntnissen der Vernunft in weiterer Bedeutung verkettet wird. Dieses geschieht durch Vortrag und Behandlung. Die Aufgabe des Lehrers muss es seyn, den Gegenstand so zu behandeln, dass das Interesse an ihm geweckt wird. Dieses Interesse entspringt nicht aus einer Vermengung von theoretischen Lehren mit praktischen, sondern aus der Nachhülfe für die Beobachtung einzelner Vorstellungen vor dem inneren Bewusstseyn, aus dem in Anspruchnehmen der Aufmerksamkeit, und endlich aus der treuen Begleitung nach einem Standpuncte, von wo aus die Jünglinge das Ganze überschauen können. Hiedurch werden die Jünglinge mit dem Gegenstande vertraut, es bilden sich die Associationen der Vorstellungen unter einander und die Verkettung derselben mit dem Willen aus; es zeigt sich eine stärkere Aufmerksamkeit, lebhafteres Reflectiren und Denken. Sie schreiten mit einer Leichtigkeit und einer Besonnenheit vorwärts, welche man kaum einem solchen Alter zumuthen zu dürfen glaubt. In der Stunde wird wie in einer Werkstatt gearbeitet: hier erhebt sich einer und wirft eine Frage auf, dort wird sie ihm mit einer anspruchslosen Kälte beantwortet. Die Untersuchung bietet einen Fall dar, dessen Lösung Keiner gewachsen ist; allmälich bilden sich, ohne Störung der Ruhe, kleine Disputatorien; der Eine wirst sich als Lehrer der Anderen auf, dem Lehrer selbst aber kommt es vor, als wenn er unter Männern wäre. Mit Freuden nimmt er wahr, dass sich Keiner die Zeit vergönnt, an lustige Streiche zu denken, und ergreift in dem Momente den Faden der Untersuchung, wenn die kleinen Gesellschaften ihre Aufgaben gelöst haben. Auf diesen Standpunct gekommen, ist Strenge des Lehrers überflüssig."

„Um das Interesse zu wecken, ist, ausser der Lebhaftigkeit und Umsicht des Lehrers, womit er seine Schüler zu lenken versteht, erfoderlich, dass er seinen Gegenstand wissenschaftlich behandelt. Das Wissenschaftliche darf nicht fehlen; lebendige Lexika sind hier an dem unrechten Orte; der Vortrag muss sich nach den Zuhörern richten. Die Werke der reinen Mathematik lassen sich nach der Art ihres Verfahrens in zwey Classen zerlegen. In der ersten kommen diejenigen vor, worin die einzelnen Lehren registermäsig aufgeführt sind. In keinem, nicht einmal in einem scheinbar inneren Zusammenhange stehend, kommt der Jüngling auf die Vermuthung, dass sie durch einen glücklichen Zufall erfunden oder entdeckt, und hierauf ihren Beweisen oder ihrem Stoffe angemessen, so wie etwa ein System der Botanik, geordnet worden wären. — Hier erscheint das Ganze aus einem Gusse. Dem Jünglinge wird der Gesichtspunct verschafft, aus dem er dieselbe übersehen kann. Wenige Werke sind in diesem Sinne bearbeitet; das vorliegende macht Anspruch, unter sie aufgenommen zu werden. — In wie weit ihm hier ein Platz vergönnt wird, mögen Sachverständige entscheiden."

Unsere Leser werden mit uns die Ueberzeugung theilen: *a*) dass der Vf. theils allzu wortreich und doch hie und da unklar in seinem Vortrage ist; *b*) dass es noch eine *dritte* Classe von Schriften giebt, welche zwischen den vom Vf. bezeichneten mehr oder weniger in der Mitte steht, und gerade im Gebiete der Lehrbücher die *gröste Anzahl* bildet; *c*) dass er selbst in Bezug auf vorliegende Schrift grose Erwartungen erregt. — Im Allgemeinen hat er ein recht brauchbares Schulbuch für die ersten Elemente der Arithmetik und Algebra geliefert, und in der Hand eines guten Lehrers wird es gute Früchte bringen. Es umfasst die Lehre von den vier Grund-

operationen in ganzen und in gebrochenen Zahlen, mit Inbegriff der Lehre von den entgegesetzten Gröſsen und der niederen Buchſtabenrechnung, nebſt den Kettenbrüchen und den benannten Zahlen, im *erſten* Theile; dann die Elemente der Algebra, mit Ausſchluſs der quadratiſchen und höheren Gleichungen, im *zweyten* Theile. — Da dieſem, immer noch etwas beſchränkten Lehrſtoffe volle 320 Seiten in gr. 8 gewidmet werden, ſo geht ſchon hieraus die groſse Weitläuftigkeit in des Vfs. Vortrag hervor. In der That müſſen wir dieſe, die Klarheit nicht fördernde, ſondern dieſelbe mehr oder minder hemmende Gedehntheit als einen nicht geringen Fehler dieſer Schrift rügen, welche ſich übrigens durch wiſſenſchaftliches Streben vor vielen ihres Gleichen rühmlich auszeichnet. Die *Vollendung* der Arithmetik fodert, nach gleicher Bearbeitung, mindeſtens noch einen (und wohl bogenreicheren) Band, und die Geometrie, mit Einſchluſs der Trigonometrie und der Stereometrie, dürfte ſich kaum in 2 ſolchen Bänden darſtellen laſſen. Der Preis des Ganzen würde dann jedenfalls über 5 Thlr. ſteigen, was für ein Lehrbuch der erſten Elemente der Zahlen- und Raum-Lehre ſehr unzweckmäſsig iſt. Daher empfehlen wir dem vom lobenswürdigſten Eifer beſeelten Vf., ſich bey der Fortſetzung ſeiner Schrift einer angemeſſeneren Kürze zu befleiſsigen, wodurch dieſelbe ſehr an Werth gewinnen wird.

Sehr richtig ſagt unſer Vf. im Anfange der Einleitung, daſs die Mathematik, wie jede Wiſſenſchaft, einer Grundlage bedarf, und daſs dieſe Grundlage entweder ein einfacher oder ein zuſammengeſetzter Begriff iſt. Wenn aber weiter geſagt wird, daſs der mathematiſche Grundbegriff: *Gröſse*, weil er einfach ſey, *nur erklärt werden könne*, ſo iſt dieſe Aeuſserung unrichtig, indem die logiſche Erklärung eines Begriffs gerade in der Angabe ſeiner weſentlichen Merkmale beſteht, und ſomit nur zuſammengeſetzte, nicht aber einfache Begriffe, einer ſolchen Erklärung fähig ſind. — Eben ſo wenig können wir die Art billigen, auf welche der Vf. aus dem Grundbegriffe der Gröſse überhaupt die beiden allgemeinſten Theile der reinen Mathematik: Geometrie und Arithmetik, ableitet. Er ſagt: „Wenn auch der Begriff Gröſse einfach iſt, und im Allgemeinen durch die Natur des Vorſtellungsvermögens gegeben, ſo iſt doch gerade hiedurch für Eine Gröſse auf einem zweyfachen Wege eine Vorſtellung zu bilden denkbar: nämlich entweder vermittelſt der *Anſchauung*, oder der *Vorausſetzung der Vorſtellungen aller Theile*, aus welchen die Gröſse beſtehend gedacht wird. Wenn vermittelſt der Anſchauung eine Vorſtellung von einer Gröſse gebildet werden ſoll, ſo muſs ſie mit einem Sinne durchlaufen werden. Dieſes Durchlaufen führt auf den Begriff Bewegung. Auf dieſem beruht die Geometrie. Daſs wir uns vermittelſt der Vorſtellungen aller Theile, aus welchen eine Gröſse beſtehend gedacht wird, die ganze Gröſse vorſtellen können, bedarf keiner weiteren Auseinanderſetzung. Zu den Vorſtellungen der einzelnen Theile müſſen wir entweder vermittelſt der Anſchauung oder der Vorſtellungen aller Theile gelangen, durch welche jeder Theil gedacht wird. Dieſes führt bis auf die Annahme unmittelbarer, d. i. durch die Anſchauung erworbener Vorſtellungen zurück. Hierauf gründet ſich die Arithmetik.“ — Fürs Erſte fehlt es dieſer Entwickelung an nöthiger Klarheit und Präciſion, und fürs Zweyte bezieht der Vf. den Begriff: *Anſchauung*, lediglich auf den Raum, welcher als der allgemeinſte Träger der Bewegung erſcheint, und ſchlieſst die *Zeit* mit allen Anſchauungen, welche ihr unterworfen ſind, ganz davon aus. Die Zahl, als Namenbegriff der Arithmetik, wird offenbar durch eine fortſchreitende Syntheſis in der Zeit gebildet; und da uns die Zeit als die allgemeinſte Form alles menſchlichen Erkennens gegeben iſt, ſo muſs ſich auch alles Erkennbare, im Gebiete der *Vorſtellungen* ſowohl, als im Bereiche der *äuſserlich-ſinnlichen Gegenſtände*, zählen laſſen. Die Form des *Raumes* dagegen iſt jener der Zeit ſubordinirt; daher können alle räumliche Objecte, deren Inbegriff die Geometrie bildet, auch *arithmetiſch* betrachtet, d. h. gezählt und verglichen werden. Weitere Ausführungen dieſer Materie verbietet der Raum unſerer Blätter. — Wenn S. 4 geſagt wird: „Die Einheit kann aus einem gewiſſen Geſichtspuncte entſtanden betrachtet werden; ihr kann eine gewiſſe Beziehung zukommen. Dieſe Beziehung muſs aber als die urſprüngliche angenommen werden. Die Gröſse, welche man ſich durch die vorige mittelbar vorſtellen will, kann aus demſelben Geſichtspuncte entſtanden gedacht werden; ihr kann dieſelbe Beziehung zukommen müſſen, die *urſprüngliche* oder auch die *entgegengeſetzte*. Um für dieſen Fall eine Vorſtellung vermittelſt der Einheit zu bilden, muſs der Geſichtspunct, aus welchem die Einheit entſtanden betrachtet wird, in den widerſtreitenden verändert werden. Wenn z. B. als Einheit eine gewiſſe Länge gegen Norden gegeben, und vermöge dieſer eine Vorſtellung von einer gewiſſen Länge gegen Süden zu bilden verlangt wird, ſo muſs die Einheit, die durch die Bewegung nach Norden entſtanden zu denken iſt, zuvörderſt in *den* Zuſtand verſetzt werden, damit ſie mit der Gröſse, von welcher die Vorſtellung gebildet werden ſoll, einſtimmig wird“: ſo iſt der ſo wichtige Begriff der *Einheit* nur nebenbey erörtert; auch wird derſelbe lediglich auf die (bloſs äuſserlich-ſinnliche) Anſchauung bezogen, und endlich iſt der: *gewiſſe Geſichtspunct*, die *gewiſſe Beziehung* dieſer Einheit, durchaus nicht zur nöthigen Klarheit gebracht; gleich wie auch nicht nachgewieſen iſt, warum eine ſolche Beziehung als die *urſprüngliche* angenommen werden *muſs*. Auſserdem giebt es nicht bloſs entgegengeſetzte *Raumgröſsen*, ſondern auch entgegengeſetzte *Gröſsen überhaupt*, deren Entſtehung und eigenthümliche Natur nachgewieſen werden muſs. — S. 13 heiſst es: „Die Verknüpfung zweyer oder mehrerer Vorſtellungen, welche als coordinirt zu einander betrachtet werden, führt in der Mathematik allgemein den Namen *Addition*. Durch dieſe wird eine zweyte Operation unter dem Namen *Subtraction* als

Wiederauflöfung einer vor fich gegangenen Addition bedingt. Die Subtraction ift eigentlich keine Grundoperation; fie ftellt keine Gefetze auf, welche nicht in der Addition liegen." Wenn es nun auch unbeftreitbar ift, dafs Zahlen Vorftellungen von beftimmten Vielheiten gleichartiger Einheiten find, fo wird doch offenbar nicht jede Verknüpfung mehrerer coordinirter Vorftellungen eine Addition genannt werden, was durchaus nicht behauptet werden kann. Die Addition hat es mit Verknüpfung mehrerer gleichartiger *Zahlgröfsen* zu *einem Ganzen* zu thun, welches diefelbe Menge von Einheiten enthält, welche in den gegebenen einzelnen, unter fich getrennten, Zahlgröfsen vorhanden find. Dafs man diefe zu addirenden Zahlen als einander *coordinirt* betrachten kann, wollen wir nicht leugnen; allein wir können uns nicht überzeugen, dafs aus diefer Beftimmung irgend ein *Vortheil* für die arithmetifche Wiffenfchaft entfpringt. — Dafs die Subtraction erft durch die Addition *bedingt* werde, ift irrig, indem man fich jene ohne diefe mit der gröfsten Confequenz des Denkens vorftellen und zur wirklichen Ausführung bringen kann. Sobald man fich Begriffe von gleichartigen Gröfsen gebildet hat, kann auch die Subtraction als *Grundoperation* erfcheinen; jedoch immer als eine folche, welche der Addition entgegengefetzt ift, indem diefe *vermehrt* und jene *vermindert*. Demnach find auch die Gefetze der Subtraction, in Bezug auf die Eigenthümlichkeit diefer Rechnungsweife, jenem der Addition entgegengefetzt. — Aus ähnlichen Gründen können wir auch des Vfs. Ableitung der *Multiplication* und der *Divifion* nicht billigen. Wenn Evidenz der Darftellung, d. h. eindringende Fafslichkeit mit unerfchütterlicher Gewifsheit gepaart, ein Grundcharakter des mathematifchen Vortrags bildet, fo wird derfelbe hiebey mehr oder minder vermifst.

Der Abfchnitt III (S. 94) von der Theilbarkeit der Zahlen wird den Anfängern manche Schwierigkeiten darbieten, obwohl derfelbe fehr wortreich dargeftellt ift. Es werden in demfelben Buchftaben-Gleichungen und manche Behandlungsweifen derfelben eingemifcht, welche in dem Vorhergehenden nicht gehörig entwickelt worden find. — Die Lehre von den *gemeinen Brüchen* ift weit überzeugender und durchaus mit gröfserer Fafslichkeit dargeftellt; was wir wiederum weniger von der Entftehungsweife und von den Rechnungs-Operationen der *Decimalbrüche* fagen können, welche überhaupt weit zweckmäfsiger fogleich nach der Lehre von den ganzen Zahlen abgehandelt wird, indem diefe nach demfelben decadifchen Gefetze gebildet werden. Gleichwie nämlich in der Reihe der Ziffer: 8374,659, worin 4 die *Einer* bedeuten, die ihnen unmittelbar zur Linken ftehende 7 die *Zehner*, die weiter zur Linken ftehende 3 die *Hunderte*, und endlich 8 die *Taufende* andeutet, und woraus denn natürlich folgt, dafs in der Reihenfolge der Ziffer 8, 3, 7 und 4 jede der anderen zur Rechten ftehende Ziffer vermöge diefer Stelle einen zehnmal geringeren Werth hat: fo mufs, nach demfelben Gefetze des Fortfchreitens, die 6 zehnmal weniger als Einer, d. h. *Zehntel*, die 5 zehnmal weniger als Zehntel, d. h. *Hundertel*, die 9 zehnmal weniger als Hundertel, d. h. *Taufentel* bedeuten u. f. f. Aus *diefer Entftehungsart* der zehntheiligen Brüche gehen dann höchft einfach und klar alle Rechnungsoperationen mit denfelben hervor, und es dienen hiedurch die Decimalbrüche dem Anfänger als naturgemäfse Vorbereitung zur Lehre von den gemeinen Brüchen. — S. 140 u. f. wird die Rechnung in entgegengefetzten Gröfsen, welche der Vf. *widerftreitende* nennt, durchgeführt. Es heifst: „Um eine mittelbare Gröfsenvorftellung zu bilden, ift eine Einheit und die Vorfchrift ihres Setzens erfoderlich. Mit der Vorftellung der Einheit kann eine gewiffe Beziehung verbunden gedacht werden; diefe Beziehung ift als die urfprüngliche anzunehmen. Der Gröfse, von welcher man fich vermittelft der Einheit eine Vorftellung machen will, kann *diefelbe* oder die *widerftreitende* Beziehung entfprechen. Um in dem letzten Falle vermittelft der angenommenen Einheit eine Vorftellung von der Gröfse zu bilden, ift erfoderlich, die Einheit zuvor mit der auszudrückenden Gröfse einftimmig zu machen, d. h. fie in den widerftreitenden Zuftand verfetzt zu denken, oder in den Zuftand, dafs die Verbindung, wenn fie mit der Einheit wieder zufammentritt, gleich 0 wird. Nur diefes entfpricht dem Begriffe des Widerftreites. Wenn die Einheit in den Zuftand verfetzt ift, dafs das neu entftandene Etwas mit der auszudrückenden Gröfse einftimmig ift, fo bildet fich die Gröfsenvorftellung an eben diefem Etwas. Um anzudeuten, dafs die Einheit zuvor in den widerftreitenden Zuftand verfetzt werden mufs, um mit der auszudrückenden Gröfse einftimmig zu werden, fetzt man vor die Gröfse das Zeichen —; Gröfsen, welche fich geradezu aus der Einheit bilden, haben das Zeichen + vor fich." Hiebey haben wir nun zu bemerken, dafs nirgends deutlich erklärt ift, worin diefe *widerftreitende Beziehung* der Einheit, oder der aus ihr hervorgehenden Zahlgröfsen eigentlich beftehe. Der *logifche Unterfchied* zwifchen disparaten, conträren und contradictorifchen Begriffen ift den Schülern der erften mathematifchen Elemente wohl noch nicht bekannt geworden. Es wird demnach immer wieder darauf ankommen, dem Anfänger zuerft in Beyfpielen deutlich zu machen, dafs es Gröfsen giebt, welche zwar zur nämlichen Art gehören, jedoch in einem folchen Wechfelverhältniffe zufammenftehen, dafs eine die andere vermindert, oder in manchen Fällen durchaus aufhebt. Es mufs hiebey ein Gegenfatz in Bezug auf die *Gröfse* (bey entgegengefetzten *Zahlen*) und in Bezug auf die *Lage* (bey *räumlichen* Objecten) unterfchieden werden. Nach unferer Ueberzeugung mufs man fodann jene von beiden Gröfsen die *pofitive* nennen, welche einem entweder felbft gewählten oder einem gebotenen Ziele entfpricht. *Negativ* ift dann jene Gröfse, welche uns von diefem Ziele entfernt. Will man z. B., auf dem freyen Felde ftehend, gegen Norden gehen, fo find alle Schritte, welche *diefe* Richtung haben, als pofitive; jene aber,

welche uns gegen Süden führen, als negative Schritte zu betrachten. Wer nun etwa sechs Schritte in gerader Linie gegen Norden geht, und sodann in derselben geraden Linie wieder sechs eben so grosse Schritte zurück gegen Süden macht, hat sich, in Bezug auf sein Ziel: *nach Norden zu gehen*, weder gegen Norden, noch gegen Süden fortschreitend bewegt, sondern befindet sich wieder an seiner ersten Stelle. Es hat sich demnach + 6 und — 6 hier deſshalb gänzlich aufgehoben und zur Null gebildet, weil man dem ursprünglichen Ziele weder näher gekommen ist, noch sich auch von demselben weiter entfernt hatte, als man anfänglich gewesen ist. Indessen sind *zwölf wirkliche* Schritte gemacht worden, woraus deutlich hervorgeht, daſs auch die sechs negativen Schritte keine bloſs eingebildeten, sondern durchaus reelle Schritte sind. Diese negativen Schritte könnten übrigens dadurch ebenfalls zu *positiven* Schritten werden, wenn das Ziel des sich Bewegenden nicht darin bestände, gegen Norden zu gehen, sondern überhaupt nur dieses wäre, sich in freyer Luft umher zu bewegen. Aus diesen Grundbestimmungen kann nun die ganze Lehre in entgegengesetzten Zahlen sehr überzeugend und klar abgeleitet werden. — Der scharfe Tadel, welchen der Vf. S. 147 in der Anmerk. gegen jene ausspricht, welche die negativen Gröſsen *weniger als nichts* nennen, fällt weg, wenn man unparteyisch erwägt, daſs jene, welche sich dieses Ausdrucks bedienen, die negativen Gröſsen nicht durch denselben, als ihr einziges und Haupt-Merkmal, *erklären*, sondern nur eine Beziehung derselben *erläutern* wollen, welche durchaus nichts Widersprechendes in sich faſst. Wer z. B. 10 fl. Schulden und sonst kein Vermögen hat, besitzt in sofern *weniger als Nichts an Vermögen*, als er *dann erst* Nichts im Vermögen hat, wenn er sich 10 fl. erworben hätte. Das Wort Nichts wird hier nicht in dem absoluten, sondern im relativen Sinne genommen. — Die Regeln für die Bestimmung des Zeichens + oder — im Producte, wenn die beiden Factoren theils einerley, theils verschiedene Zeichen haben, sind S. 149 u. f. befriedigend, jedoch nicht auf eigenthümliche Weise, vorgetragen. Der Gang der Beweise ist im Wesentlichen jener, welchen schon *Kästner* befolgt hatte; nur finden wir die Darstellungen dieses gründlichen Denkers noch präciser, als jene des Vfs. Am Schlusse dieser Entwickelungen hätte noch bemerkt werden sollen, daſs alle Resultate, in Bezug auf die Zeichen, in die entgegengesetzten übergehen, wenn die Grundeinheit nicht als + 1, sondern als — 1 angenommen wird; indem dieses zwischen dem Positiven und dem Negativen bestehende Wechselverhältniſs vorzüglich geeignet ist, ein helleres Licht auf die eigenthümliche Natur dieser Gröſsen zu werfen. — Bey den Multiplications- und Divisions-Beyspielen in Buchstabengröſsen wäre es, zur Abkürzung der Schreibart, sehr schicklich gewesen, wenn sich der Vf. der *Exponenten* bedient hätte, wobey denn zuvor die so sehr verständlichen Begriffe von Potenzen und Wurzeln zur Erklärung kommen muſsten. — Die Lehre von den Kettenbrüchen ist S. 174—208 ausführlich und gründlich, doch für Anfänger, wie sie hier vorausgesetzt werden, nicht selten allzu schwierig vorgetragen. Der Lehrer wird hier viele Nachhülfe leisten müssen. — Daſs der Vf. in dem Abschnitte von den *benannten Zahlen* eine Zahlgröſse, wie z. B. 12 Ruthen, 8 Schuh und 2 Zoll, welche aus gleichartigen Theilen von verschiedenem Werthe besteht, eine *gebundene* Gröſse nennt, ist dem Sprachgebrauche nicht entsprechend; eben so wenig ist dieses auch die Erklärung: „Eine Gröſse, welche mehrere Einheiten unterlegt hat, heiſst eine gebundene." — Obwohl wir mit dem Vf. darin einverstanden sind, daſs es (S. 211) ein mathematischer Unsinn ist, zu behaupten, man könne 7 fl. mit 60 Kreuzern multipliciren, so finden wir nichts gegen die Richtigkeit der bekannten Vorschrift zu erinnern: 7 fl. werden dadurch in Kreuzer verwandelt, wenn man jene 7 fl. mit der Reductionszahl 60 multiplicirt. Denn wenn 1 Gulden = 60 Kreuzer ist, so muſs auch 7mal 1 Guld. = 7mal 60 Kr., d. h. es müssen 7 Guld. = 420 Kr. seyn. — Dieser Abschnitt ist übrigens reich an belehrenden praktischen Uebungsaufgaben. — Die Anfangsgründe der *Algebra* beschränken sich auf die Darstellung der ersten Elemente, indem lediglich die Gleichungen des ersten Grades behandelt werden. Diese einfachen Gleichungen werden inzwischen sowohl auf bestimmte, als auf unbestimmte Aufgaben angewendet. Dieser zweyte Haupttheil der Schrift ist im Wesentlichen recht zweckmäſsig bearbeitet, und wir geben ihm vor dem ersten Theile den Vorzug; obwohl der Vf. auch hierin noch mehr befriedigt hätte, wenn sein Vortrag weniger wortreich wäre. Die Entwickelung der bekannten Aufgabe von dem Hunde, der einen Hasen verfolgt, wobey aus den gegebenen Bestimmungen zu finden ist, wie viele Sprünge dieser noch machen wird, bis ihn jener einholt, füllt hier mehr als *fünf Seiten* aus, was offenbar unverhältniſsmäſsig ist. Durch allzu groſse Weitläuftigkeit wird selten Klarheit erzweckt, welche aus einer kürzeren, jedoch präcisen Darstellung in weit höherem Maſse hervorgeht. — Bey der allgemeinen Erklärung der Algebra haben wir ungern den Beysatz vermiſst, daſs die *Gleichungen* das eigenthümliche Mittel sind, wodurch diese Wissenschaft ihre Aufgaben auflöst.

Druck, Papier und Correctheit der Schrift sind lobenswerth.

Δ.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1837.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

1) Berlin, b. Eichler: *Anleitung zum Französisch-Lesen (sic) nach einer neu erfundenen Methode*, von *Harnier*, Lehrer der französischen Sprache und Literatur in Berlin. 1835. 84 S. 8. (9 gr.)

2) Paris und Leipzig, b. Hinrichs: *Abécédaire français amusant et instructiv*, à l'usage des enfans et des étrangers. Troisième édition revue et corrigée par *M. E. Haag*, prof. de literature française à l'école de commerce de Leipsic. Avec figures. 1835. XIII u. 161 S. (1 Thlr.)

3) Stuttgart, b. Löflund: *Lehrbuch der französischen Sprache nach Hamilton'schen Grundsätzen*, von Dr. *Leonhard Tafel. Erster Cursus.* Zweyte verb. Ausgabe. 1835. XLVI und 250 S. 8. (14 gr.)

4) Glogau, b. Flemming: *Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische*, von Dr. *C. D. Klopsch*, Director des evangelischen Gymnasiums zu Grossglogau, Ritter des rothen Adlerordens 4 Classe. Neu bearbeitet und mit einem synonymischen Wörterverzeichnisse versehen von Dr. *Carl Adolph Wernhard Kruse*, Mitgliede der grammatischen und literarischen Gesellschaft zu Paris. Dritte, vielfach verb. Auflage. 1835. XVI und 318 S. 8. (18 gr.)

5) Berlin, in der Nauck'schen Buchhandlung: *Praktische Anleitung zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Französische*, mit Hinweisung auf die Grammatiken von *Herrmann*, *Franceson* und *Hirzel;* enthaltend eine grosse Anzahl mustergültiger, nach den Regeln der Grammatik geordneter, aus den besten französischen Schriftstellern entlehnter Sätze und grösserer Fragmente mit Wörterverzeichnissen, bearbeitet von *Friedrich Herrmann*, Lehrer der französischen Sprache und Literatur am kön. Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, der kön. Real-, der kön. Elisabeth- und städtischen Gewerb-Schule, und *Louis Albert Beauvais*, Inspector des französischen Schullehrerseminariums, Lehrer der französischen Sprache am Cölnischen Realgymnasium, an der städtischen Gewerbschule, am französischen Waisenhause u. s. w. 1835. IV u. 314 S. 8. (20 gr.)

6) Aarau, b. Sauerländer: *Correspondance française.* Modèles de lettres sur toutes sortes de sujets avec leurs réponses. Par *G. Fries*, Prof. à Paris. 1835. IV u. 355 S. 8. (20 gr.)

7) Ebendaselbst, b. dems.: *Vollständige Anleitung zur französischen und deutschen Unterhaltungssprache.* Von *M. G. Fries*, Prof. zu Paris. 1833. 302 S. 8. (1 Thlr.)

8) Schwerin, in der Kürschner'schen Buchhandl.: *Leichte französische und deutsche Gespräche.* Zum Gebrauche für Mädchenschulen, von *Charlotte Grimm.* 1835. VI u. 128 S. 8. (8 gr.)

9) Berlin, b. Duncker und Humblot: *Handbuch der neueren französischen Sprache und Literatur*, oder Auswahl interessanter, chronologisch geordneter Stücke aus den besten neueren französischen Prosaisten und Dichtern, nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken. Von *Karl Büchner* und *Friedrich Herrmann.* Prosaischer Theil. 1833. XXIV u. 464 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

No. 1. Rec. hat schon oft bey Gelegenheit der Beurtheilung französischer Sprachlehren darauf aufmerksam gemacht, wie unzweckmässig in der Regel die Lehre von der Aussprache in denselben behandelt werde, und wie nothwendig es sey, dieselbe endlich auf festere Principien zurückgeführt zu sehen. Allerdings hat nun bey der grossen Mannichfaltigkeit der für einen und denselben Laut gebräuchlichen Zeichen der Gedanke, alle äusserlich verschiedenen und doch gleichmässig auszusprechenden Buchstaben und Buchstabenverbindungen immer durch ein und dasselbe Zeichen darzustellen, auf den ersten Blick sehr Viel für sich, indem dadurch für den Anfänger eine ziemlich bedeutende Erleichterung erzielt werden muss, und diese Idee hat auch Hn. *H.* bey Ausarbeitung des vorliegenden Werkchens geleitet, wie aus einem von ihm in der Vorrede angeführten Worte *Tracy's* hervorgeht. Es ist jedoch durchaus nicht gleichgültig, *welche* Zeichen man zur Erreichung dieses Zweckes wählt. *Wir* würden es auf jeden Fall vorziehen, uns solcher Zeichen zu bedienen, welche dem Schüler ohnehin geläufig seyn müssen; wir würden also z. B. lehren: *O*, *oh*, *os*, *ot*, *au*, *eau*, *aux*, *aud*,

od, *ots* haben den Laut O“; oder: „*Ou*, *oue*, *oues*, *ouent*, *oux*, *aout*, *out*, *ous* ſprich, wie das deutſche U“. Dem Vf. ſchien dieſs aber wohl zu einfach, und er wählte zur Bezeichnung der Laute theils Ziffern, theils andere, eigens erſonnene Zeichen, welche erſt von der Jugend einſtudirt und ſpäter, wenn der Schüler fertig leſen kann, wieder aus dem Gedächtniſſe ausgerottet werden müſſen. Er theilt nämlich ſämtliche Laute der franzöſiſchen Sprache in 3 Arten: 1) Hauptlaute *(expirations)*, 2) Nebenlaute *(aspirations)*, 3) Halblaute *(indicatrices)*. Die 12 Expirationen bezeichnet er nun auf folgende Weiſe: *E* = (, *O* =), *Un* = 1, *Oe* = 2, *A* = 4, *In* = 5, *I* = 6, *E* = 7, *U* = 8, *On* = 1·, *Ou* = 2·, *En* = 3·. Um ſonach im Leſebuche die richtige Ausſprache von *aimer* darzuſtellen, hat Hr. *H.* daneben *7m(* abdrucken laſſen; neben *parler* ſteht *p4rl(*; neben *nez* finden wir *n(*. Daſs der Vf. hiebey ſogar bey denjenigen Buchſtaben, welche ihren urſprünglichen, mit dem Deutſchen conformen Laut behalten, ſeine neue Bezeichnungsweiſe angewandt hat, iſt ohne Zweifel eine zum Nachtheile des Lernenden eingetretene Uebertreibung. So ſetzt der Vf. ſtatt *il* immer *6l*, weil 6 bey ihm den Laut *I* bezeichnet; ſtatt *paques* ſchreibt er *p4k*, weil 4 bey ihm den Laut *A* ausdrücken ſoll. Allein, würde es nach unſerem obigen Vorſchlage nicht kürzer und beſſer ſeyn, ſolche Grundlaute überall beyzubehalten? Rec. kann ſich nicht denken, daſs es ohne Verwirrung hergehen wird, wenn ſich der Schüler von ſeinem *t8* (= *tu*), *6l* (= *il*), *7l* (= *elle*) u. ſ. f. losſagen ſoll. Schon der bloſse Anblick der nach Hn. *H's.* Manier gedruckten Sachen nimmt ſich ganz wunderlich aus. z. B. (S. 77): *4pr7 k6 d'm3·d(v2·, m)s.62?* d. h.: *Après qui demandez-vous, monsieur?* Rec. würde dieſes Sätzchen ſo dargeſtellt haben: *Aprä ki dmandeſ wu mosiö?* Auf jeden Fall würde dieſs minder verwirrend ſeyn.

In No. 2 iſt auch auf die Erleichterung der Lehre von der Ausſprache Rückſicht genommen, und wenn die Art und Weiſe, auf welche es geſchehen iſt, auch minder durchgreifend iſt: ſo ſcheint ſie uns doch auch weit weniger bedenklich. Der Vf. hat nämlich nicht allein die Buchſtaben, welche in der Ausſprache nicht gehört werden, im Drucke bemerklich machen laſſen, ungefähr, wie folgt: „*Cèst Jésus Christ qui a établi le christianisme èt nous qui professons cètte religion nous sommes chrétiens*, ſondern er hat auch durch manche leicht verſtändliche Zeichen die ſchwierigeren Puncte der Ausſprache zu erleichtern geſucht, z. B. S. 33: *La chenille et le papillon*, wo die Puncte unter den beiden *L* den mouillirten Ton bezeichnen ſollen. Später iſt dieſe Erleichterung weggefallen, und die für Kinder berechneten und zur Lectüre für das kindliche Alter geeigneten franzöſiſchen Erzählungen, welche den Hauptheil des Buches bilden, ſind nebſt dem dazu gehörigen Wörterverzeichniſſe ganz in der gewöhnlichen Weiſe gedruckt. Das Buch iſt übrigens ſo ziemlich nach dem Muſter der deutſchen ABCbücher eingerichtet, worin jeder Buchſtabe und jeder bemerkenswerthe Laut durch irgend ein kleines Bild verſinnlicht wird. Rec. kann nicht verhehlen, daſs es ſein Wunſch wäre, Hr. *H.*, der Herausgeber dieſer Edition, der ſich als geſchmackvollen Kenner der franzöſiſchen Sprache ſchon durch einige, von uns gern empfohlene Werke bekannt gemacht hat, hätte das Buch und ſelbſt dieſe Bildchen vor ihrem erneuten Abdrucke einer noch ſorgfältigeren Durchſicht gewürdigt. Gewiſs würde dann die zu S. 7 gehörige Abbildung einer *guenipe* nicht mehr darin vorkommen.

In Bezug auf No. 3 könnten wir nur wiederholen, was wir hier und anderwärts ſchon über die *Hamilton*'ſche Methode und ihre Anwendung auf neuere und ältere Sprachen ausgeſprochen haben. Wir beſchränken uns daher auf die kurze Bemerkung, daſs eine Methode, welche durch Verrenkung der Mutterſprache eine fremde zu lehren beabſichtigt, und welche durchgängig gleiche Anlagen der Lernenden vorausſetzt, wenigſtens für die Einführung in Schulen nicht paſst. Dem Lehrer wird freylich durch die Interlinearüberſetzung die Mühe der Vorbereitung erſpart; Rec. könnte ſich aber nie entſchlieſsen, um einer ſolchen Erleichterung willen ſeinen Schülern Unſinn einzuprägen, wie z. B. S. 10 (Evang. Joh. 2, 23—25):

„Während daſs er war zu Jeruſalem zu die Feſt von
„*Pendant qu' il etait à Jérusalem, à la fête de*

Oſtern mehrere glaubten in ihn ſehend die Wunder welche er
Pâque plusieurs crurent en lui, voyant les miracles qu' il

machte. Aber Jeſus nicht ſich traute Punct zu ſie, durch dieſs
faisait. Mais Jésus ne se fiait point à eux, parce

daſs er ſie kannte alle. Denn er nicht hatte Schritt Be-
qu' il les connaissait tous. Car il n'avait pas be-

dürfniſs daſs Perſon ihm rückgäbe Zeugniſs von irgend einem
soin que personne lui rendit temoignage d' aucun

Menſchen, da er kannte durch ihn ſelbſt dieſs was war
homme; puisqu'il connaissait par lui même ce qui etait

in den Menſchen.“
dans l'homme.“

Verſtändig angewandt und von ihren Hauptmängeln befreyt kann allerdings die *Hamilton*'ſche Methode nützen, und wir verweiſen deſshalb wiederholt auf einen, bereits in unſerer A. L. Z. 1835. No. 224 empfohlenen, gelungenen Verſuch, welcher unter dem Titel: „*Elementarbuch der engliſchen, franzöſiſchen, italiäniſchen und lateiniſchen Sprache*“ bey Diehl in Darmſtadt erſchienen iſt.

In No. 4 finden ſich 17 Fabeln und Märchen, 12 Erzählungen vermiſchten Inhalts, 17 Briefe, 2 Geſpräche und ein kleines Drama zur Uebung im Ueberſetzen aus dem Deutſchen ins Franzöſiſche eingerichtet. Rec. hat in dieſem Buche nicht allein den allmälichen Uebergang vom Leichten zum Schwereren, ſowohl in den Uebungsſtücken ſelbſt, als in den Anmerkungen, fortwährend beachtet, ſondern auch die Auswahl der aufgenommenen Abſchnitte mit ſteter Rückſicht auf das ſittliche Gefühl der Jugend be-

werkstelligt gefunden, und, so sehr er sich oben der Verrenkung der Muttersprache widersetzte: so kann er doch das Verfahren der Hnn. *K.* nur billigen, welche in den Stücken auf den ersten Bogen die deutsche Wortstellung der französischen so sehr zu nähern suchten, als es gehen wollte, ohne dem Genius der deutschen Sprache zu nahe zu treten. Sehr lobenswerth ist die Einrichtung des angehängten Wörterverzeichnisses, welches nicht allein vollständig, sondern auch deshalb zu empfehlen ist, weil es durch besondere Berücksichtigung der Synonymik den Schüler in der Wahl der französischen Ausdrücke richtig zu leiten sucht. Die deshalb gegebene Erläuterung ist jedoch in der Regel zu kurz, um den Schüler vollständig aufzuklären. So findet sich S. 310: „Verlassen, *quitter*, (hülflos zurücklassen) *abandonner*, (loslassen) *desemparer;* sich auf etwas —, *se fier de q. ch.*" Der eigentliche Unterschied zwischen *abandonner* und *quitter* liegt aber nicht blofs in der Hülflosigkeit des Verlassenen, sondern ganz besonders in dem höheren oder geringeren Grade von Anhänglichkeit des Verlassenden an das, was er verläfst. So sagt man von einem leidenschaftlichen Spieler: „*Il abandonne le jeu*", worauf die Erklärung des Hn. *Kruse* gar nicht passen würde. Besonders hervortretend erschien uns diese Mangelhaftigkeit S. 257 im Artikel: *Ende*. Hier heifst es wörtlich: „Ende, *fin, f.*, (eins von zweyen) *bout, m.*, (Ziel) *terme, m.*" Daraus kann der Anfänger nicht schliessen, dafs *le bout* hauptsächlich bey Ausdehnungen in die Länge gebraucht wird, z. B. *le bout d'une table; la fin* dagegen mehr bey einem Zusammenhange von Zuständen und Verrichtungen, oder überhaupt von Theilen zur Bezeichnung des letzten unter denselben, z. B. *la fin de la vie.*

No. 5 hat zwar Vieles mit den gewöhnlichen Uebungsbüchern dieser Art gemein, die Vff. haben ihm aber doch auch manchen eigenthümlichen Vorzug zu verschaffen gewufst, durch welchen es sich vor anderen ähnlichen Schriften auszeichnet, und vor ihnen in den Lehranstalten Eingang finden wird. Dahin rechnen wir namentlich das, durch eine zweckmäfsige Eintheilung des Stoffes erzielte, methodische und stufenweise Fortschreiten vom Leichten zum Schwereren, was schon dadurch mit ziemlicher Sicherheit erreicht wird, dafs im ersten Theile (S. 1—164) in 22 Kapiteln die Lehren vom Artikel und den übrigen Redetheilen, gewöhnlich (aber nicht immer) mit Angabe der darauf bezüglichen Regeln in den auf dem Titel genannten Grammatiken durchgenommen, und hierauf im zweyten Theile (S. 166 — 314) in 8 Kapiteln recht anziehende gröfsere Uebungsstücke mitgetheilt werden, unter welchen sich namentlich das bekannte *Picard*'sche Lustspiel: „*Encore des Méněchmes*" befindet, welches *Schiller* für die deutsche Bühne unter dem Titel: „Der Neffe als Onkel" bearbeitet hat. Auch die anderen ausgewählten Stücke sind wegen ihres Inhaltes durchgängig zu loben, und enthalten entweder irgend eine Lebensregel, einen Sittenspruch, eine grofse und schöne Wahrheit, eine anziehende Thatsache aus der Geschichte oder eine längere Erzählung. Weislich haben die Vff. die Wörterverzeichnisse nicht unter jeden §. gestellt, sondern sie immer am Ende eines jeden Kapitels zusammengeordnet. Rec. stimmt darin mit ihnen überein, dafs sich auf diese Weise der Schüler zweckmäfsiger vorbereiten, und der Lehrer zugleich die von dem Schüler auswendig gelernten Wörter mit Leichtigkeit abhören könne. Nur bey Uebungsbüchern, welche für den allerersten Anfang bestimmt sind, läfst sich das, seit *Meidinger* so häufig beobachtete Verfahren billigen, nach welchem die Wörter gleich jedem einzelnen §. oder Satze mitgegeben werden.

In No. 6 erhebt sich der Vf. weniger über das Gewöhnliche, als in No. 7. Er theilt hier in 14 Abschnitten, nach einer kurzen Einleitung über das Aeufsere der Briefe, 1) Muster von Briefen bey Gelegenheit häuslicher Feste, 2) bey Glückwünschen, 3) bey Trauerfällen, 4) bey Verweisen, 5) bey Entschuldigungen, 6) an Aeltern und Vorgesetzte, 7) bey Empfehlungen, 8) bey Aufträgen, 9) bey Danksagungen, 10) bey Nachrichten, 11) bey Liebeserklärungen (!) u. dgl., 12) über vermischte Gegenstände mit, worauf 13) Bittschriften, 14) Billets, 15) Handelsbriefe, 16) Contracte u. dgl., 17) Wechsel, Anweisungen u. dgl. folgen. Der Ausdruck in diesen Briefen ist in der Regel gut gewählt, und den Gegenständen angemessen, auch minder steif, als es z. B. in *Mozin's* ähnlichem Buche der Fall ist. Der einzige Tadel, den Recensent aussprechen mufs, trifft die noch hie und da auszumärzende unnöthige Weitschweifigkeit. Welcher Schwulst liegt z. B. in der „*Lettre d'une petite fille à sa mère*" S. 33. Dieser Brief fängt so an: „*Je vous aime tous les jours également, je puis vous le dire toutes les fois que j'ai le bonheur d'être dans vos bras, toutes les fois que je vais vous voir ou que vous venez ici etc.*" Der Schlufs lautet: „*Je me figure dans vos bras, je vous embrasse mille et mille fois, sans oublier ma soeur Caroline et mon cher petit Louis etc.*" Selbst die Handelsbriefe, welche doch die Nüchternheit selbst seyn müssen, sind nicht ganz frey davon, obgleich es in der kurzen Einleitung dazu (S. 290) mit Recht heifst: „*Il suffit de dire ce qui est necessaire d'apprendre à celui à qui nous écrivons. L'esprit est inutile ici, il ne faut que du bon sens et de la clarté.*" Am verfehltesten sind ohne Zweifel die Liebesbriefe. Diese Rubrik sollte besser ganz fehlen.

In No. 7 bewährt der Vf., dem wir schon öfter auf seiner schriftstellerischen Laufbahn unseren Beyfall bewiesen haben, sein Talent, bisher schon vielfältig behandelten Gegenständen eine neue Seite abzugewinnen, was seinen Büchern gewöhnlich einen hohen Grad von Brauchbarkeit verleiht, und wodurch er dem Publicum einen wesentlichen Dienst leistet. So verhält es sich auch mit dem vorliegenden Werke. Während andere, für die Uebung in der sogenannten Umgangssprache bestimmte Schriften immer wieder

das Alltägliche vom Wetter, Theater, Reisen, Schreiben, Datum, Anziehen, Auskleiden u. s. w. bringen, und meistentheils aus faden, längst abgenutzten Phrasen zusammengesetzt sind — Rec. erinnert nur an die, in solchen Büchern immer zum Ueberdrusse wiederkehrenden, zum Essen oder Trinken nöthigenden Redensarten bey den Gesprächen über das Mittagsessen, welche wohl in Deutschland an manchen Orten üblich seyn mögen, aber in Frankreich dem guten Tone durchaus widersprechen —: während also die gewöhnlichen Hülfsbücher dieser Art nur das Alltägliche und Alte wiederholen, hat sich Hr. *F.* weniger mit solchen Dingen befasst, dagegen aber sein Buch dadurch zu einer wahren Fundgrube ächtfranzösischer Redensarten gemacht, dass er sich vorzugsweise unter den am häufigsten vorkommenden Zeitwörtern der französischen Sprache und unter den, mit denselben zusammenhängenden, in Frankreich so zu sagen stereotyp gewordenen Redeformen und Wendungen, ohne deren Kenntniss sich niemand rühmen kann, wirklich französisch zu sprechen, umgesehen, und sie in den verschiedenartigsten Zusammenstellungen und Constructionen in einer Reichhaltigkeit aufgeführt hat, welche das beste Lob verdient. Wer dieses Buch gründlich studirt — denn ein flüchtiges und oberflächliches Durchgehen nützt hier eben so wenig, als anderswo — und inne hat, wird sich nicht leicht bey irgend einer Gelegenheit rathlos finden. Als Beyspiel mögen 2 der am kürzesten behandelten Vocabeln hier stehen. S. 228: *Monter. Montez plus haut. Il faut le faire monter. Montez un peu plus haut. Montez. Faites le monter ou qu'il monte. Montez-moi mon chapeau. Voulez-vous monter à l'échelle? — Descendre. Descendez un peu plus bas. Quelqu'un descend l'escalier. Descendez. Il descendit de voiture. Il descend. Descendez-moi mon chapeau. Descendez-vous? Vous me faites descendre en vain. Son manteau lui descend jusqu'aux talons. Descendez de voiture.* Die deutsche Uebersetzung ist diesen Phrasen jedesmal beygefügt; wir haben sie hier der Kürze wegen weggelassen. Auch ist sie die schwächere Partie des Buchs.

In No. 8 werden junge und im Französischen noch nicht vollkommen geübte Lehrerinnen Stoff genug finden, um sich mit ihren Zöglingen in französischer Sprache über die vorkommenden Gegenstände zu unterhalten. Man findet da recht passende Gespräche beym Stricken, Nähen und Sticken, und die Vfin. geht so gründlich in diese Gegenstände ein, dass eine Lücke schwer zu entdecken seyn möchte. Ja, manche Ausschmückung des Dialogs könnte unseres Ermessens fehlen, ohne dass dadurch der Nützlichkeit des hiedurch empfohlenen Büchleins Eintrag geschähe.

No. 9. Wie wichtig es für die Kenntniss einer jeden Sprache ist, mit ihren vorzüglichsten Schriftstellern vertraut zu seyn, ist noch von Niemandem geleugnet worden. Darin liegt der einzige Grund, der bisher auf öffentlichen und Privat-Schulen noch immer die Chrestomathieen im Gange erhalten hat, weil sich ohne sie die Bekanntschaft der Lernenden nur auf sehr wenige Autoren beschränken würde. Bey einer lebenden Sprache besonders, in welcher gerade jetzt so Vieles und mitunter so Preiswürdiges zu Tage gefördert wird, nachdem sie sich vor vierzig Jahren aus langer Ruhe wieder erhoben hat, sind dergleichen Sammlungen ganz unentbehrlich, und selbst zur Privatlectüre sehr zu empfehlen, da es fast unmöglich ist, überall aus den Quellen selbst zu schöpfen, und da solche Sammlungen, wenn sie mit Geist und Geschick veranstaltet werden, wenigstens dazu dienen können, einen Fingerzeig zu weiterem Studium dieses oder jenes Schriftstellers zu geben. Die Hnn. *B.* und *H.* haben ihren Beruf zur Zusammenstellung eines solchen Werkes durch ihre umsichtige Auswahl beurkundet. Fast keiner der berühmtesten Namen fehlt, denn sie bieten Bruchstücke aus *Barante*, *Bignon*, *Bouilly*, *Capefigue*, *Chateaubriand*, *Constant*, *Cottin*, *Courier*, *Cousin*, *Cuvier*, *Daru*, *Dégérando*, *Math. Dumas*, *Dupin ainé*, *Foy*, *Guizot*, *Hugo*, *Humboldt*, *Jouy*, *Lacretelle*, *La Mennais*, *Michaud*, *Mingnet*, *Mirabeau*, *Nodier*, *Saint-Pierre*, *Salvandy*, *L. Ph.* und *P. P. Ségur*, *Sismondi*, *Mad. de Souza*, *Mad. de Staël*, *Thierry*, *Thiers*, *Vigny*, *Villemain*, *Volney* dar, und es würde kleinlich seyn, wenn man es hier zum Vorwurfe machen wollte, dass man kein Bruchstück aus den Werken eines *Larochefoucauld* († 1825), *Péron* († 1810), *Fourier* († 1829), *Pouqueville* (geb. 1770), *Las Casas* u. A. aufgenommen findet. Denn bey der täglich wachsenden Anzahl tüchtiger Autoren in Frankreich ist es kaum möglich, von jedem etwas zu liefern, ohne die Artikel zu kurz und so das durch sie von den einzelnen Schriftstellern zu gebende Bild ungenügend werden zu lassen. Rec. kann jedoch nicht allein die Auswahl der Schriftsteller, sondern auch die der einzelnen Bruchstücke aus ihren Werken loben, und versichert, dass Niemand das Buch ohne vielfachen Genuss und ohne Belehrung aus der Hand legen wird. Die Brauchbarkeit des Werkes wird noch durch eine verständig geschriebene deutsche Einleitung, welche hauptsächlich den heutigen Stand der französischen Literatur abbildet, und durch kleine Biographieen der Autoren, aus deren Schriften sich hier Fragmente finden, erhöht, obgleich wir hier den Wunsch nicht unterdrücken können, dass solche Einleitungen und Biographieen in französischen Chrestomathieen auch französisch geschrieben seyn, und die Angaben hier und dort noch mit grösserer Sorgfalt gesammelt werden möchten.

D. H. E. S.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 7.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

1) Berlin, b. Dümmler: *Bhartriharis ſententiae et carmen quod Chauri nomine circumfertur eroticum.* Ad codicum mſtt. fidem edidit, latine vertit et commentariis inſtruxit *Petrus a Bohlen.* 1833. XXIX u. 246 S. gr. 4. (4 Thlr. 12 gr.)

2) Hamburg, b. Campe: *Die Sprüche des Bhartriharis.* Aus dem Sanskrit metriſch übertragen von *P. von Bohlen,* Profeſſor der orientaliſchen Sprachen in Königsberg. IV und 186 S. 8. (1 Thlr.)

Unter den bis jetzt in Deutſchland im Drucke erſchienenen vollſtändigen Sanskritwerken iſt das vorliegende das einzige, welches rein nach Art der europäiſchen Philologie bearbeitet worden. Die Bearbeiter anderer Sanskrit-Originale, von der hohen Bedeutung des Inhaltes der Sanskritliteratur gleichſam überwältigt, führten uns zunächſt den Inhalt verſchiedener Sanskritwerke vor, nahmen davon mehr die philoſophiſche, poetiſche oder hiſtoriſche Seite auf, und berührten den philologiſchen Theil ihrer Originale nur nebenbey, in ſo weit, als die Reinigung des Textes und die Kritik über die Bedeutung einzelner Wörter den Sinn, das Verſtändniſs des Textes erläutern halfen.

Das vorliegende Werk zerfällt, ſeiner Bearbeitung nach, in drey Theile, in den gegebenen Text, in die Ueberſetzung und die beygefügten Anmerkungen, ſo daſs daſſelbe eine Betrachtung in hermeneutiſcher und kritiſcher Richtung zuläſst. — Den drey Büchern des *Bhartriharis* geht ein erotiſches Gedicht, *Chauropanchâsica*, voran, welches wegen der Aehnlichkeit ſeines Inhalts mit dem erſten Buche der *Bhartrihariſchen* Centurien mit dieſen von Hn. *von Bohlen* in Einer Ausgabe mitgetheilt worden iſt.

Die Kritik des Textes iſt von Hn. *v. B.* mit vieler Sachkunde vorgenommen worden. In die Versmaſse und in die Quantitäten der einzelnen Versglieder iſt er tiefer eingegangen, wodurch in grammatiſcher und kritiſcher Hinſicht gelungene Verbeſſerungen mit dem Texte vorgenommen werden konnten. — Die Ergebniſſe aus der höheren Kritik haben Hn. *v. B.* zu dem Endurtheile geführt, daſs die Centurien des *Bhartriharis* wirklich gleichen Zeitalters mit jenen Gedichten ſind, die man dem *Kalidaſa* zuſchreibt. Und wirklich iſt auch nach Form und Sprachentwickelung das vorliegende Gedicht denen des Kalidaſa am ähnlichſten. Wir finden hier einerſeits nicht mehr den einfachen Stil, der in antikeren epiſchen Gedichten, in *Ramajana* und *Mahabharata* vorwaltet; andererſeits aber auch nicht den durch zahlreiche zuſammengeſetzte Worte ſchleppend gewordenen Stil der ſpäteren Zeit, ſondern jene blühende und geſchmeidige Schreibart des Kalidaſiſchen Zeitalters. Dieſes Urtheil mag jedoch mehr von den Centurien des *Bhartriharis*, als von dem erotiſchen Gedichte, *Chauropanchâsica*, gelten, da letztes Gedicht ſich in einer wortreichen Darſtellung gefällt, und die *Epitheta compoſita* zum Ueberdruſſe häuft. Es muſs daher dieſes Gedicht in eine ſpätere Zeit fallen, wie Hr. *v. B.* dargethan hat. Gleiche Aufmerkſamkeit hat derſelbe in dem Commentare dem hermeneutiſchen Theile gewidmet, wo er vergleichungsweiſe die claſſiſche, ſowohl orientaliſche, als occidentaliſche Literatur benutzt hat, ohne dabey in den heutzutage zur Mode werden wollenden Miſsbrauch gerathen zu ſeyn, alles Orientaliſche und Occidentaliſche im Sanskrit zu finden, als einer gemeinſamen Urſprache. Hr. *v. B.*, der ſich ſchon durch die Herausgabe ſeines *alten Indiens* ſo groſsen literariſchen Ruf erworben hat, konnte als höherer hiſtoriſcher Philolog am beſten einſehen, daſs es eine gemeinſame Urſprache in der Wirklichkeit nicht gebe, und eine ſolche nur in den Köpfen gewiſſer pedanter Philologen hauſe, die dem höheren philologiſchen und hiſtoriſchen Standpuncte fremd geblieben ſind. Hr. *v. B.* hat daher in dieſer ſeiner ſprachvergleichenden Richtung nur die Aehnlichkeit des Sanskrit mit anderen claſſiſchen Sprachen nach grammatiſchen Conſtructionen, nach den poetiſchen Bildern und nach dem Ausdrucke gewiſſer Gedanken, der ſich in verſchiedenen Claſſikern des Alterthums wiederfindet, nachgewieſen, und das leidige Spiel mit unſtatthaften Etymologieen gänzlich vermieden.

Unter den Text des erotiſchen Gedichtes von *Chauras* hat Hr. *v. B.* die Scholien in Original ohne Ueberſetzung derſelben geſetzt. Das Verſtändniſs von Sanskritſcholien iſt oft ſchwieriger, als das Original ſelbſt, weſshalb wir eine Ueberſetzung derſelben mit Dank aufgenommen hätten. Auch hätte der Vf. dadurch in ſeinem Commentare zu dem *Chauro-*

panchāsica ſich kürzer faſſen, das Verſtändniſs des Originals dem Leſer bedeutend erleichtern, und den Anfänger in der Sanskritliteratur mit der Methode der Sanskrit-Scholiaſten näher bekannt machen können, was ſeither von den meiſten Bearbeitern von Sanskritoriginalien ſo unbeachtet geblieben iſt.

Weit ausgeholte Erklärungen über den Sinn des Originals und die grammatiſchen Conſtructionen in gewiſſen Stellen wären bey der Bearbeitung von Sanskritwerken oft überflüſſig, wenn man die Scholien mit Ueberſetzung zum Originale überall beygäbe, wodurch das Sanskrit durch ſich ſelbſt erklärt, und der Anfänger mit der indiſchen Denk- und Empfindungs-Weiſe erſt ſo eigentlich vertraut gemacht würde. Die Scholien zu den Sanskritoriginalien haben eine ganz eigenthümliche Klarheit und Kürze, beziehen ſich eben ſowohl auf den Sinn und Gedanken, als auf die ſchwierigeren grammatiſchen Conſtructionen, analyſiren die einzelnen Beſtandtheile der gröſseren zuſammengeſetzten Worte, und erklären die ſyntaktiſchen Verhältniſſe der einzelnen Beſtandtheile eines ſolchen Compoſitums zu einander, was Alles die übergelehrte Kritik heutzutage für zu kleinlich hält. Ein Beyſpiel mag näher erläutern, was wir eben in Beziehung auf Scholien angedeutet haben. Wir wählen zu dieſem Behufe das erſte Diſtichon des *Chauras*, geben davon zuerſt den Text mit einer das Original nachahmenden Ueberſetzung mit Bezeichnung der Beſtandtheile eines Compoſitums durch einen Querſtrich. Das Scholion mit Beybehaltung der Reihenfolge der Wörter des Originals laſſen wir dann nach derſelben Methode überſetzt nachfolgen:

Adjāpi tān kanakatshampakadāmagaurīm
Phullāravindavadanān tanuromarādshīn
Suptotthitām madanavihvalasālasāngīm
Vidjām pramādugalitāmiva tshintajāmi.

Wörtlich:

Hodie etiam illam (puellam), aurei — tshampaki — fibrae — flavae ſimilem,
Aperti — loti — vultu praeditam, teneris — capillis — ſplendidam,
E ſomno — erectam, a Madano — agitato — languido — corpore praeditam,
Scientiam incuriā — amiſſam quaſi, reputo.

Scholiaſt, Original und *wörtliche* Ueberſetzung:

Adjāpīti — „hodie etiam". Adjāpi udbandhanāja badhabhūmim nījamāno 'pi tām rādshaputrīm tshintajāmi smarāmi — Hodie etiam; ad alligationem in mortuam — terram me ferens etiam hanc regis — filiam cogito, recordor. — Tat s'abdah pūrvaparāmars'i — Hoc, vocabulum primitus — diſtinctum (vgl. *Oth. Frank. Gram. ſansk.* §. 41—42). — *Kathambhūtām — qualem (puellam cogito)? Kanaka — tshampakadāmagaurīm suvarṅa — tshampakamālaeva pītāngīm — aurei — tshampaki fibrae — flavae ſimilem, pulchro — colore, — tshampaki (Michelia champaca) — ſerto — quaſi praeditam (puellam), flavis — membris praeditam. — aetaena gātralavanjam uktam varn'otkarsham tsha — per hoc corporis (membrorum) — pulchritudo ſignificata, coloris — praeſtantiaque. Gauram pitae 'run'ae s'vaetae iti vis'vah — flavum, in flavo, rubro, albo; ſic univerſe. — Punah kathambhūtam — porro, qualem (puellam cogito)? — Phullāravindavadanām phullam vikaſitam jad aravindam tadvad vadanam āsjum jasjāh sā tām — aperti — loti — vultu praeditam; apertum, expanſum, quod loto ſimile os, facies cujus, illa; illam (cogito). — prahasita — mukhīm itjar — thah — subridenti — vultu praeditam; ſic ſenſus. — Punah kathambhūtām — porro, qualem (puellam cogito)? — tanuromarādshīm tanvī mun'd'abhā romarādshī romavalī jasjāh sā tām — teneris — capillis — ſplendidam; — tenera, in capite — lucida, capillis — ſplendida, capillus infirmus cujus, illa, illam (cogito). — Punah kathambhūtām — porro, qualem (puellam recordor)? — madana — vihvalasālasāngīm madanaena pushpakaetunā vihvalam ata aeva sālasam ālasjajuktam angam vigraho jasjāh sā tām — a Madano — agitato — languido — corpore praeditam; a Madano, a florum — vexillario (i. e. Kamas, Cupido) agitatum; inde etiam languidum, inertiae — addictum membrum, corpus cujus, illa; hanc (puellam ſubaudit). — Kām iva smarāmi — Qualem quaſi recordor? — vidjām iva vāgdaevatām iva — ſcientiam quaſi, loquelam — divinam quaſi. — Kathambhūtām vidjām — qualem ſcientiam (recordor)? — pramādagalitām pramadaena tshjutām vismaranatvam āgatām itjarthah — incuriā — amiſſam, incuriā elapſam, in oblivionem tranſitam —; ſic ſenſus. — Vidjānāmnīti kaetshit — ſcientiarum ratio, (ſic) quidam (interpretantur). — Tadasad dshjaesh — t'hastrīnām agrahan'ajogjatvāt tad uktam — Hoc improbabile (est); de praeſtantiarum — puellarum intacta — virginitate hoc dictum (est).* — (Wir haben hier die Sanskritcharaktere durch die lateiniſchen Buchſtaben nach *Oth. Frank* ausgedrückt.)

Es wäre in der That für das Gedeihen des Sanskritſtudiums ſehr erwünſcht, wenn ſolche ausgezeichnete Sanskritkenner, wie ein Hr. *v. B.*, die Mühe nicht ſcheuten, Sanskritoriginalien ſamt den dazu gehörigen Scholien, wörtlich überſetzt, herauszugeben. Man würde nicht verlangen, daſs die Ueberſetzungen *verbotenus*, wie in Hn. *Bopp's Nalus*, mitgetheilt würden, wiewohl jene Methode, deren ſich Hr. *Bopp* in der Ueberſetzung ſeines Nalus bedient hat, das Erlernen des Sanskrit ſo ungemein erleichtert. — Hr. *v. B.* hat in vorliegendem Werke ſich bemüht, bey Ueberſetzung des Originales in das Lateiniſche, dem lateiniſchen Sprachgenius, ſo weit dieſs nur möglich war, zu huldigen, ohne den Sinn des Originals dadurch zu verwiſchen, in welcher Beziehung unter den bis jetzt erſchienenen Ueberſetzungen von Sanskritoriginalien ins Lateiniſche die vorliegenden wohl den erſten Rang mit einnehmen dürften.

Das Studium des mitgetheilten Originales aber würde durch eine wörtliche Interpretation deſſelben mit geringerer Rückſichtnahme auf die Latinität noch weit mehr erleichtert worden ſeyn. Wir wollen hier durch ein Beyſpiel zeigen, in wie weit Hr. *v. B.* von der Wörtlichkeit des Originals in ſeiner Ueberſetzung zu Gunſten der beſſeren Latinität abgewichen iſt. Wir wählen hiezu das 1ſte und 3te Diſtichon der II Centurie aus *Bhartriharis:*

1) *Dikkūlānavatshtshhinnāja tshinmātrānantamūrtajae*
Svānubhūtjaikasārāja namah s'āntāja taedshasae.

Hr. *v. B.:*

Laus ſit numini illi benigno ac lucido, per coeli plagas et tempora indiviſo, cogitatione tamen infinitis formis praedito, in ipſius manifeſtatione unā gaudenti ſubſtantia.

Wörtlich:

Per plagas — et tempora indiviſo, cogitationis — modis — infinitis — formato, in ſui — ſpiritus — contemplatione — unā — eſſentiā praedito honor! tranquillo, lucido (illi).

3) *Adshnah sukhamūrādhjah sukhatara mūrādhjatac vis'aeshadshn'ah*
Dshn'analavadurvidagdham brahmāpi naram na ran'dhajati.

Hr. v. B.:

Stultus facile dirigendus est; facilius prudens dirigitur: at qui scientia exiguá tinctus est, hunc virum vel Brahmá ipse non regit.

Wörtlich:

Stultus facile — dirigendus, facilius dirigitur distinctionum — gnarus; scientia — exiguá — male — ustum Brahmā etiam hominem non regit.

Aus den gegebenen Beyspielen sieht man, dass Hr. *v. B.* zwar die goldene Mittelstrasse zwischen einer wörtlichen Uebersetzung, die freylich dem lateinischen Sprachgebrauche Gewalt angethan haben würde, und einer ganz freyen, die das Original entstellt hätte, glücklich eingeschlagen hat; dass aber auch, ohne desshalb unverständlich zu werden, das Sanskrit-Original durch die lateinische Sprache in seinem inneren Baue noch mehr nachgebildet, und dadurch dem Anfänger zugänglicher hätte gemacht werden können.

Den drey Büchern des *Bhartriharis* sind keine Scholien beygegeben; dagegen sucht der fortlaufende Commentar des Hn. *v. B.* das Original nach jeder Richtung zu erläutern.

In den mit dem Texte hie und da vorgenommenen Verbesserungen zeigt Hr. *v. B.* einen grossen philologischen Scharfblick. Eben so ist er durchaus glücklich in der Interpretation schwieriger Wörter, und nur in manchen Stellen könnte der Sinn derselben klarer seyn.

Während No. 1 einen rein philologischen Standpunct behauptet, und durchaus wissenschaftlich behandelt ist, sind die *Sprüche des Bhartriharis* durch No. 2 den Nichtkennern des Sanskrit durch metrische Uebertragung derselben ins Deutsche mitgetheilt, und auf eine gewandte Weise nationalisirt worden, ohne dadurch das Original zu verwischen. Die Ueberschriften der Dekaden sind hinweggelassen, und dafür deutsche, den Inhalt genau bezeichnende, Inschriften gesetzt worden. Am Schlusse folgen Anmerkungen, welche gehörige Aufschlüsse über indische Mythologie und andere Sachverhältnisse geben. — Das Versmass des Originals ist in der deutschen Nachbildung desselben aufgegeben, und mit deutschen Reimen von verschiedenartigen Metren vertauscht worden. Um jedoch nachzuweisen, wie weit diese deutsche Nachbildung von einer wörtlichen Uebertragung abweicht, theilen wir die 4te Dekade aus dem zweyten Buche des *Bhartriharis* mit.

Original:

Prasahja man'im uddharaen makaravaktradanshtrānkurāt
Samudram api santaraetsh tshapalad ūrmimālākulam

Bhudshangam api kopitan 'sirasi pushpavaddhārajaen
Na tu prātinivishtamūrkhadshanatshittam ārādhajaet.

Wörtlich:

Mit Gewalt vermag man einen Edelstein aus den Zähnensprossen des Rachens eines Meerungeheuers zu reissen, und über das von lebendem Wellenkreise stürmische Meer zu setzen, und eine erzürnte Schlange wie eine Blume am Haupte zu tragen; aber die vorgefasste Meinung thörigter Menschen vermag man nicht zu lenken.

Hr. v. B.:

Leichter nimmst Du eine Perle
Aus des Krokodiles Zähnen,
Schwimmest über Meereswogen,
Wo die finstern Schlünde gähnen,
Leichter wirst Du ungefährdet
Schlangen um das Haupt Dir binden,
Als die rohen Vorurtheile
Eines Narren überwinden.

Aus diesem Beyspiele wird klar, dass Hr. *v. B.* vom Sinne des Originals nicht im Mindesten abweicht. Die poetischen Bilder in der Uebersetzung weichen nur in so weit vom Originale ab, als diess der deutsche Sprachgenius, das Versmass und der Reim fodern. Allen jenen, welchen das Original, oder selbst auch die lateinische Uebersetzung desselben unzugänglich ist, und doch Kenntniss von den Sentenzen des *Bhartriharis* erlangen wollen, können wir diese so gelungene Uebersetzung derselben ins Deutsche nicht genug empfehlen.

H.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

Wien, in d. Volke'schen Buchhandlung: *Handbuch der italiänischen Sprache (,) enthaltend eine nach einer einfachen und leichten Methode kurzgefasste Sprachlehre und praktische Uebungsstücke*, als: Aufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Italiänische, mit Bezug auf die im ersten Theile angegebenen Regeln — ein kleines Wörterbuch — eine Phraseologie — Gespräche — interlinearische Uebersetzungen — und eine Sammlung auserwählter italiänischer Sprüche, Anekdoten und Aufsätze, mit Angabe der deutschen Uebersetzung der schwierigsten Wörter und Redensarten, zur Leseübung. Von *J. B. Bolza*, der Rechte Doctor. 1835. XVI (mit der Dedication und dem Register) u. 344 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Unter den vielen jährlich erscheinenden Lehrbüchern der italiänischen Sprache verdient vorliegendes vor vielen anderen die Aufmerksamkeit der Grammatiker, indem der Vf. seinen Gegenstand nicht nur recht praktisch, sondern auch mit philosophischem Geiste behandelt hat. Er scheint die Regeln der italiänischen Sprache vereinfachen zu wollen, und wir können von den neuesten italiänischen Grammatiken nur *Minner's* geistreiches Werkchen dem des Hn. *B.* an die Seite setzen. Wir wollen hier nur auf Einiges aufmerksam machen, zum Theil, um auch unsererseits zur Vervollkommnung des Werkes beyzutragen. S. 6 u. f. wäre es gut gewesen, wenn der Vf. sich etwas klarer über die Aussprache des *c* und *g* (§. 11 und 16) vor *e* und *i* ausgedrückt hätte; dem Kenner der italiänischen Sprache ist allerdings die gegebene Regel klar, aber nicht dem Anfänger.

Auch §. 14 hätten wir etwas mehr Ausführlichkeit gewünſcht; Hr. *B.* mag darüber *Minner's* wiſſenſchaftl. ital. Sprachlehre nachleſen. Das S. 13 angegebene Verzeichniſs: „aller Ausgänge italiän. Wörter, welche den Ton auf der drittletzten Sylbe haben", iſt ſehr ſchätzenswerth. §. 62, wo der Vf. über die Geſchlechtsformen ſpricht, iſt ſehr treffend. §. 69 gehören zu den Ausnahmen auf *u*, auſser *Perù*, noch folgende: *Corfù*, *cuccurucu*, das Geſchrey des Hahns, und *soprapiù*, *le surplus.* S. 52 §. 139 hätten wir mehr Ausführlichkeit gewünſcht, zumal da die Regeln über die *Affissi* für den Anfänger etwas ſchwierig ſind. Warum hat der Vf. dort nicht geſagt, wenn der Conſonant von *mi*, *ti* u. ſ. w. beym Verbo verdoppelt wird? wovon ſich unzählige Beyſpiele finden, z. B. *Dante's inferno*, 2: *Dirótti perch' i' venni; Daratti il cuore; Bocc. g.* 9, *n.* 5. *Hott' is; Bocc. g.* 8, *n.* 7*;* eben ſo konnte etwas über die Weglaſſung der Vocale in der dritten Perſon beym Verbo, wenn dieſes ein *Affisso* hat, geſagt werden. Auch hätte Hr. *B.* etwas darüber ſagen können, wie man das deutſche *ihn*, *es* überſetzen kann. *Veneroni* z. B. ſagt, *es* werde vor einem Verbo immer durch *lo* überſetzt; dieſer Fehler findet ſich faſt in allen Grammatiken, die Regel hierüber iſt folgende: Fängt ein Verbum mit einem *s*, worauf ein anderer Conſonant folgt, oder mit einem Vocal an, ſo wird *ihn*, *es* durch *lo* ausgedrückt, in letztem Falle kann auch *lo* apoſtrophirt werden; fängt das Verbum dagegen mit einem anderen Buchſtaben an, ſo gebraucht man ſowohl *il* als *lo;* doch iſt *il* in dieſem Falle vorzuziehen. Beyſpiele ſind: *Jo il vidi jeri costi. Bocc. Jo lo serverò fermamente. Bocc. Fama il so — e non me cale. Silv. Pellico.* Dieſelbe Regel gilt auch von *li* und *gli*, z. B. *Gli aspettava. Bocc. g.* 3. *n.* 7. *O li condánni a sempiterno pianto. Petr. son.* 214. Vgl. *Fornasari* §. 195. S. 73. Die Participien *Paſſivi* erhalten auch oft die *Affissi*, z. B. *Salutatolo*, *il domandò se egli si sentisse niente* = *avendolo salutato. Bocc.* Hr. *B.* führt erſte Regel über *lo* und *il* wohl §. 143 an, aber ſie ſcheint uns nicht beſtimmt genug. *Il* ſteht auch gewöhnlich ſtatt *lo* beym Imperativ, z. B. *mandatelmi*, *diteloi;* hat aber das Verbum dagegen den Accent, ſo kann ſowohl *il* als *lo* ſtehen, z. B. *dilmi* oder *dillomi;* vor den Zeiten des Verbi, die nicht den Accent haben, gebraucht man jedoch lieber *il*, z. B. *Dirólvi.* Beyläufig bemerken wir auch, daſs zwiſchen *me*, *te*, *se*, *lui* u. ſ. w. ſtatt *mi*, *ti*, *si*, *gli* u. ſ. w. ein Unterſchied iſt, z. B. wenn ich ſage *mirate me* ſtatt *mirate mi*, ſo heiſst Erſtes ſo viel als: *mirate me e non mirate gli altri*, oder *mirate me, e non mirate lui*, oder *mirate me e non lui*, nach den Umſtänden. Die Regeln über den Comparativ S. 62 ſind zu kurz. S. 66 *c*) hätten wir mehr Ausführlichkeit gewünſcht; über die Inſeln des mittelländiſchen Meeres, die ohne den Artikel gebraucht werden, iſt gar nichts bemerkt. §. 204 ſteht, daſs *desse*, meiſtens nach den Zeitwörtern *essere*, ſeyn, und *parere*, ſcheinen, gebraucht werde; warum ſind nicht auch die Zeitwörter *sembrare* und *credere* bemerkt? §. 210 konnte bemerkt werden, daſs *quanto* bey Ausrufungen oft gebraucht wird. Die Regel über *tutto* S. 79 iſt zu unbeſtimmt, denn es iſt nicht geſagt, wenn es ohne Artikel ſtehen kann, z. B. *tutto Parigi*, ganz Paris. §. 271 ſagt der Vf. in Betreff der zuſammengeſetzten Zeiten des Verbi viel Wahres, doch glauben wir nicht, daſs das Bemerkte Eingang finden werde.

Aus dem Allen erhellt, daſs dieſe Schrift, ſo viel Mühe der Vf. auch auf die Ausarbeitung derſelben verwendet hat, dennoch in mehreren Partieen nur mit *Vorſicht* zu gebrauchen iſt.

F. P.

Berlin, in der Nauck'ſchen Buchhandlung: *Handbuch der franzöſiſchen Sprache und Literatur*, oder Auswahl intereſſanter, chronologiſch geordneter Stücke aus den claſſiſchen franzöſiſchen Proſaiſten und Dichtern, nebſt Nachrichten von Verfaſſern und ihren Werken, von *L. Ideler* und *H. Nolte.* Vierter Theil, enthaltend die Dichter der neueren und neueſten Literatur, bearbeitet von Dr. *J. Ideler*, herausgegeben von *L. Ideler.* 1835. VIII u. 696 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

In dieſem Buche begrüſsen wir mit Freuden den Beſchluſs eines Werkes, welches unter den Büchern dieſer Art ſchon ſeit einer langen Reihe von Jahren eine hohe Stufe eingenommen hat. Alles Lob, welches wir in unſerer A. L. Z. 1836. No. 99 dem proſaiſchen Theile dieſer Arbeit widmeten, gebührt auch dem vorliegenden, ſich mit den Werken der franzöſiſchen Dichter beſchäftigenden Bande, denn faſt jedes ausgewählte Stück beurkundet den ſicheren Tact und die groſse Beleſenheit des Herausgebers. Die Dichter, deren Werken er die hier befindlichen Fragmente enthoben hat, ſind folgende: *Andrieux*, *Arnault*, *Avrigni*, *Barbier*, *Barthélémy* und *Méry*, *Béranger*, *Chateaubriand*, *A.* und *M. J. de Chenier*, *Collin d'Harleville*, *Daru*, *Delavigne*, *Désaugiers*, *Desbordes-Valmore*, *Ducis*, *Dupatis*, *Duval*, *Fontanes*, *Hugo*, *Jouy*, *Lamartine*, *Le Brun*, *Legouvé*, *Lemercier*, *Michaud*, *Millevoye*, *Nodier*, *Parceval-Grandmaison*, *Garny*, *Ségur*, *Vigny*, *Vitet.*

D. H. E. S.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 7.

MATHEMATIK.

Augsburg, b. v. Jenisch und Stage: *Theoretisch-praktisches Lehrbuch der Arithmetik und Geometrie für Gewerbe-Schulen* u. s. w., von *Joseph Bräuhäuser*, Lehrer der oberen Classe an der höheren Bürgerschule zu Augsburg. 1833. II u. 308 S. 8. Mit 5 Steintafeln. (1 Thlr. 8 gr.)

Der Vf. dieser Schrift sagt im Anfange der Vorrede: „Der Mangel eines Lehrbuchs der Arithmetik und Geometrie, welches nach der Form des hier vorliegenden in möglichster Kürze und bey mäſsigem Preise Alles umfaſst, was an den bisherigen höheren Bürgerschulen in diesem Gebiete gelehrt werden muſste, so wie das Zeit-, Schrift-, Text-Verderbende des Dictirens und Copirens, hat mich am Ende des verflossenen Schuljahres veranlaſst, ein Lehrbuch oben bezeichneter Art dem Drucke zu übergeben." Obwohl wir nun an Elementarschriften *aller Art*, wie jeder Sachkundige weiſs, durchaus keinen Mangel haben, so kann man es doch einem öffentlichen Lehrer nicht verargen, wenn er seinen Unterricht nach eigenem Leitfaden ertheilen will; zumal wenn derselbe sowohl mit dem Lehrstoffe, als mit der Darstellungsweise, hinreichend vertraut ist. — In der Arithmetik trägt der Vf. folgende Lehren vor: Von den ganzen Zahlen und ihren Rechnungsarten; von den gemeinen Brüchen und ihren Grundoperationen; von dem Rechnungswesen in benannten Zahlen, nebst Anwendungen alles dessen auf Altersberechnungen, Regel detri, Kettensatz, Interessenrechnungen, Berechnung der Interessen auf Interessen, Rabattrechnung, Rabatt auf Rabatt, Procentrechnung ohne Zeit, Tara- oder Waaren-Abzugsrechnung, Gesellschaftsrechnung, Erbschaftstheilungen, Gold- und Silber-Rechnung, Vermischungsrechnung und Reductionen der gewöhnlichsten Münzsorten; von den Decimalbrüchen; von der Buchstabenrechnung; von der Ausziehung der Quadratwurzel; von den Gleichungen des ersten und zweyten Grades; von den Verhältnissen und Proportionen; von den Progressionen, und endlich von den Logarithmen. — Die Geometrie enthält sodann folgende Abtheilungen: Longimetrie, Planimetrie und Stereometrie; nicht bloſs theoretisch, sondern auch mit Zahlenbeyspielen erläutert.

Obwohl sich nun dieses Lehrbuch durch Vollständigkeit und befriedigenden Vortrag im Allgemeinen den besseren Elementarschriften für Bürgerschulen beyzählen läſst, so finden wir doch im Einzelnen nicht Weniges zu erinnern; was wir hier, sowohl zur Beherzigung des Vfs., als überhaupt für Jene mittheilen, welche sich dieses Leitfadens bey dem Unterrichte bedienen, und wobey wir uns nur auf das Wesentlichste beschränken. — Wenn §. 1 bemerkt wird, die Wissenschaft der Gröſsen heiſse nichts Anderes, als die Wissenschaft der Zahlen, Linien, Flächen und Körper, so ist diese Erklärung offenbar zu eng, da auch z. B. die Kraft eine Gröſse ist, welche gemessen werden kann. — In §. 2 ist der Begriff der *Trigonometrie* nicht bestimmt genug angegeben, indem nicht bemerkt ist, daſs unter den gegebenen Stücken sich wenigstens *eine* Seite befinden muſs. — Eben diese Unbestimmtheit herrscht in den Erklärungen der *reinen* und *angewandten* Mathematik, §. 3, wobey wenigstens durch Beyspiele zu erläutern ist, was hier unter *wirklichen* Gröſsen verstanden wird. — In §. 5 sollten, bey den *Zeichen* für die Aehnlichkeit und Congruenz, auch diese Begriffe selbst erklärt werden. Das bloſse Zeichen ist unbefriedigend, wenn man die Sache nicht kennt, welche es symbolisch darstellen soll. — Der §. 6 enthält eigentlich keine logische Schluſsfolge. Auch ist nicht erklärt, was man unter *Postulat* versteht. In No. 4 sollte es deutlicher heiſsen: Zwey Gröſsen, wovon jede der nämlichen dritten gleich ist, sind unter sich gleich. No. 10 und 11 bleiben durchaus unklar, wenn nicht faſsliche Erläuterungen beygefügt werden. — Die Erklärung des *Rechnens*, §. 7, ist allzu unbestimmt. Es müſste mindestens bemerkt werden, worin die *Beziehung* der unbekannten Zahlen auf die bekannten eigentlich bestehe. — Bey dem Begriffe der Zahl, §. 8, fehlt jener die *Einheit* und die nöthige Bemerkung, daſs die Einheiten, welche eine Zahl bilden sollen, unter sich *gleichartig* seyn müssen. Eben so fehlt dem Begriffe des *Zahlensystems*, §. 9, die nöthige Klarheit und Allgemeinheit. Auch wäre es hier zweckmäſsig gewesen, den wahrscheinlichen Grund davon anzugeben, daſs wir gerade auf zehn zählen. — Die Verschiedenheit, welche der Vf. in §. 16 zwischen *Rest* und *Differenz* oder *Unterschied* aufgestellt hat, ist, Alles genau erwogen, ein bloſses Wortspiel. — Bey der Auflösung in §. 17 fehlt der Fall von dem Ueber-

ſpringen der Null. — Die Erklärung des Multiplicirens iſt in §. 20 nicht ſcharf genug beſtimmt. Der Vf. ſollte ſagen: Multipliciren heiſst: eine gegebene Zahl ſo oft zu ſich ſelbſt ſetzen, als es eine andere gegebene Zahl durch die Menge ihrer Einheiten angiebt. Auch ſollte bey dieſer Rechnungsart weder das Einmaleins, noch eine Angabe jener Fälle fehlen, wobey ſich Nullen an den Factoren finden. — Bey der Diviſion, §. 23 u. f., iſt der Ausdruck: *wie* und *wie oft* eine gegebene Gröſse in einer anderen enthalten iſt, dem Anfänger undeutlich; auch fehlen mehrere Hauptfälle, wobey Nullen vorkommen, oder wenn Reſte bleiben. — Die Entſtehung der gemeinen Brüche, §. 28, wünſchten wir, zur gröſseren Faſslichkeit der Anfänger, durch Theile gerader Linien verſinnlicht. — Nicht der *Ausdruck* des Bruches (§. 35) wird bey dem Heben deſſelben vergröſsert oder verkleinert, ſondern die beiden *Bruchzahlen* werden vermindert. — Bey dem Gleichnamigmachen der Brüche in §. 36 ſollte zuerſt der einfachſte Fall (bey zwey gegebenen Brüchen) vorgetragen werden. Des Vfs. Auflöſung iſt zu undeutlich und allzu ſchwierig für die erſten Anfänger. — Bey §. 37 fehlt der ſo leicht und ſo verſtändlich anzugebende Grund des Verfahrens, und bey §. 42 fehlen einige weſentliche Fälle der Subtraction. — In §. 43 fehlt wieder der Grund des Verfahrens, welcher nicht ſchwierig zu entwickeln iſt. Obwohl wir es billigen, daſs in einem Lehrbuche für Gewerbſchüler keine allzu ſchwierigen Demonſtrationen vorkommen ſollen, ſo finden wir doch den Mangel einfacher Beweiſe nicht nur zuläſſig, ſondern ſogar erſoderlich, um das bloſs Mechaniſche zu vermeiden. — So ſehr wir mit dem Vf. darin übereinſtimmen, daſs *Multipliciren* und *Vermehren* nicht einerley iſt, ſo wenig können wir ſeinen hiebey gebrauchten Ausdruck: deutſchthümleriſch, billigen, da dieſe Benennung: Vermehren, ſchon gar ſehr lange vor der Periode der ſogenannten Deutſchthümler im Gebrauche geweſen iſt. — Der Rechnung mit gemeinen Brüchen ſollte noch die Aufgabe: Einen gegebenen Bruch zur kleinſten Benennung zu bringen, d. h. denſelben, mit Beybehaltung ſeines Werthes, in den möglichſt kleinſten Zahlen darzuſtellen, nicht fehlen, da ſie eine ſo ſehr praktiſche iſt. — Die Altersberechnungen ſind in §. 62 u. f. recht klar und befriedigend dargeſtellt; weniger verſtändlich iſt §. 65 der Begriff von der Regel detri, wobey durchaus bemerkt werden muſs, daſs zwey von den drey gegebenen Gliedern unter ſich gleichartig ſeyn müſſen, und daſs das dritte mit dem zu findenden vierten ebenfalls von einerley Art ſeyn muſs. Ferner muſs dem Anfänger zur Klarheit gebracht werden, daſs dieſe Gliederpaare *nicht bloſs überhaupt Zunehmen* oder *Abnehmen*, ſondern daſs dieſes auch immer *um das Gleichvielfache* g ſchieht. Ueberhaupt fehlt es dieſer Darſtellung an nöthiger Klarheit, welches auszuführen hier der Raum nicht geſtattet. Am faſslichſten und zugleich am gründlichſten wird die Regel detri, dequinque u. ſ. f. auf die Lehre von Verhältniſſen und Proportionen gegründet, welche unſer Vf. indeſſen hier noch nicht vorgetragen hat. — Die Erklärung der Geſellſchaftsrechnung iſt in §. 108 nicht deutlich genug. Warum ſagt der Vf. nicht: Sie iſt jene Anweiſung, nach welcher eine gegebene Zahl nach dem Verhältniſſe mehrerer gegebenen Zahlen eingetheilt wird? Auch hier vermiſst man die Lehre von den Verhältniſſen und Proportionen, als einfache Baſis *dieſer* Rechnungsweiſe, und mehrerer der noch weiter folgenden. — Bey der Alligationsrechnung ſollte das *Gemenge* vom eigentlichen *Gemiſche* unterſchieden werden. Auch fehlt wieder der Beweis über die Richtigkeit des Verfahrens. Auſserdem ſollten zuerſt die *einfacheren* Aufgaben dieſer Rechnungsweiſe und darauf erſt die zuſammengeſetzteren betrachtet werden. Jene beziehen ſich auf die Beſtimmung des Werthes von einer beſtimmten Einheit des Gemenges oder des Gemiſches, wenn Dinge von verſchiedenem Werthe und nach verſchiedenen Mengen zuſammen vereinigt werden. — Die Entſtehung der Decimalbrüche in §. 145 wäre einfacher aus unſerem decadiſchen Zahlenſyſtem abgeleitet worden. Dieſe Darſtellungsweiſe erleichtert ſodann auch die Rechnungsarten mit dieſen ſo unentbehrlichen Brüchen. — Der Satz in §. 147 ſollte allgemein bewieſen ſeyn, da er wichtig für die Rechnung und einfach zu begründen iſt. — Bey der Subtraction in Decimalbrüchen (§. 149) und bey der Multiplication (§. 150) ſollten alle möglichen Hauptfälle, zur Erleichterung des Anfängers, entwickelt ſeyn. — Die Diviſion eines Decimalbruches durch einen Decimalbruch wird am Einfachſten auf die allgemeine Regel reducirt, daſs man den Diviſorbruch *immer* in eine *reine ganze Zahl* verwandelt, er mag weniger oder eben ſo viele oder mehr Bruchſtellen haben, als der Dividend, welche Verwandelung, durch gehörige Behandlung dieſes Dividenden, jedesmal ſehr leicht geſchehen kann. — In §. 152 befindet ſich ein irriger Ausdruck, welchen der Vf. mit mehreren Schriftſtellern über die Arithmetik gemein hat. Es heiſst: Der Exponent zeigt an, wie oft die unmittelbar vor ihm ſtehende Gröſse (ſie ſey ein Buchſtabe oder eine Zahl) als Factor zu ſetzen, d. i. mit ſich ſelbſt zu multipliciren ſey. — Beides iſt aber nicht einerley, da z. B. bey a^2 die Gröſse a nicht zweymal, ſondern nur einmal mit ſich ſelbſt multiplicirt wird, um ihr Quadrat zu bilden. Allgemein wird bey a^n die Wurzel a wohl n mal als Factor geſetzt; allein nur $n-1$ mal mit ſich ſelbſt multiplicirt, um die n^{te} Potenz zu erhalten. — Der in §. 157 gegebene Grund für das Verfahren bey der Subtraction negativer Gröſsen iſt nicht befriedigend und faſslich genug. Eben dieſes gilt für die Multiplicationsfälle bey Factoren von verſchiedenen Vorzeichen in §. 159. Die *populäre* Entwickelung derſelben, nach welcher z. B. -5×-3 deſshalb $= +15$ iſt, weil die Verneinung verneinen ſo viel als Bejahen iſt; oder, weil zwey Verneinungen, welche ſich auf den nämlichen Gegenſtand beziehen, immer eine Bejahung geben. Dieſelbe Bemerkung trifft die Regeln für die Zeichen bey der Diviſion entgegengeſetzter Zahlen. — Die ſo wich-

tige Lehre von der Ausziehung der Quadrat- und Cubik-Wurzel ist §. 172 bis 177 ist in Bezug auf Theorie und Praxis nicht genügend dargestellt; jene sollte faslicher und überzeugender, diese ausführlicher seyn. Indessen wird ein guter Lehrer beides leicht zu ergänzen wissen. — S. 109 würde man besser sagen: Solche Wurzeln, welche sich nie *ganz genau* darstellen lassen, nennt man Irrationalzahlen. Die Worte: „nie ganz rein" sind nicht wohl gewählt. — In dem Begriffe der Algebra §. 179 fehlt die wesentliche Bemerkung, dass die zu findenden unbekannten Grössen durch bekannte Beziehungen gefunden werden, in welchen sie zu den bekannten Grössen stehen. Ferner sollte bemerkt seyn, dass die erste (und oft die schwierigste) Arbeit des Algebraisten die Bildung einer Gleichung ist, welche den Bedingnissen der gegebenen Aufgabe vollkommen entspricht. — Bey solchen algebraischen Fragen, wie jene in §. 184 ist, giebt es eine den Anfängern sehr nützliche Abänderung der Auflösung, indem man die Anzahl der *Feiertage* $= x$ setzt, und, nach der gebildeten Gleichung, dieselbe wiederum auflöst. — Die in §. 187 vorkommende Aufgabe kann, sehr zweckmäsig für die Anfänger, *ganz allgemein* aufgelöst werden, um hiedurch zu zeigen, dass ihr auf sehr vielerley Arten entsprochen werden kann, wenn man bestimmte Zahlenverhältnisse setzt. — Uebrigens sind des Vfs. Darstellungen dieser Aufgaben aus der Elementaralgebra klar und befriedigend. Nur wäre zu wünschen, dass aus der Classe der *reinen* quadratischen Gleichungen mehrere Beyspiele beygebracht seyen. Die *eine* Aufgabe in §. 194 ist ungenügend. Auch wird der Lehrer einige Aufgaben beyfügen, welche auf reine cubische Gleichungen führen. Ein Gleiches gilt von den *unreinen quadratischen* Gleichungen, wovon nur eine Aufgabe vorgetragen wird. — Der Begriff des *Verhältnisses überhaupt*, welches nach §. 198 dadurch entsteht, dass man zwey Grössen so mit einander vergleicht, dass die eine das Mass der anderen wird, ist offenbar irrig, da sich diese Erklärung nur auf das *geometrische* Verhältniss bezieht. Das Verhältniss im Allgemeinen ist die Vergleichung zweyer Zahlen in Rücksicht ihrer Grösse, welche Vergleichung dann wieder von zweyerley Art seyn kann, je nachdem man bestimmt, *um wie viel* oder *wie viel mal* die eine von ihnen grösser oder kleiner als die andere ist. — Wenn der Vf. jene Zahl, welche in dem arithmetischen Verhältnisse (nach der allgemeinen Annahme) die *Differenz* des Verhältnisses heisst, mit dem Worte: Verhältnissexponent, bezeichnet, so muss man diese Verwechselung der Begriffe missbilligen. — Dass der Vf. anstatt des sprachrichtigen Wortes: *stetig*, immer das sprachwidrige: *stätig*, schreibt (§. 199 u. f.), ist ein kleiner Missstand in Bezug auf die Correctheit des Stils. — Der Satz in 202 ist unbewiesen, und doch konnte ein befriedigender Beweis leicht gegeben werden. — Wenn es §. 203 heisst: Von den vier Gliedern einer Proportion sind immer drey gegeben, und das vierte ist nicht selten unbekannt; und ferner: Auch sind von den vier Gliedern immer zwey und zwey gleichartig oder können es doch werden, so springt in die Augen, wie sehr es diesen Worten an Bestimmtheit des Ausdruckes fehlt. — Auch nennt man nicht die ganze *Proportion* eine *gerade* oder *ungerade*, sondern diese Benennungen sind nur von den *geometrischen Verhältnissen* gebräuchlich, und auch hier sagt man nicht: gerade und ungerade, sondern: gerade und umgekehrte (oder verkehrte) Verhältnisse. — Der Vorschrift zur Bildung des Ansatzes bey der Regel detri in §. 204 gebricht die erfoderliche Fasslichkeit, welche man sodann auch in der Auflösung des §. 206 vermisst. Höchst einfach werden alle Regeldetri-Aufgaben auf folgende Weise aufgelöst. 1) Jene der drey gegebenen Zahlen, welche mit der zu findenden vierten gleichartig ist, setze man als drittes Glied der Proportion; 2) nun untersuche man, ob nach der Natur der Frage jenes zu findende vierte Glied *grösser* oder *kleiner* als dieses dritte Glied werden müsse, was jedesmal sehr einfach zu entscheiden ist. Im ersten Falle werden die beiden anderen, unter sich gleichartigen Glieder als ein Verhältniss vom Kleineren zum Grösseren, und im zweyten Falle als ein Verhältniss vom Grösseren zum Kleineren gesetzt. 3) Findet man den Werth des vierten Gliedes, wenn das Product der beiden mittleren Glieder durch das erste dividirt wird. Des Vfs. Aufgabe giebt daher Folgendes. Nach Regel 1 wird

$$* : * = 5 \text{ fl.} : x \text{ fl.} —$$

Nach Regel 2 ist, da hier $x > 5$,

$$9 : 24\tfrac{1}{2} = 5 : x$$

und diess giebt nach Regel 3:

$$x = \frac{24\frac{1}{2} \times 5}{9} = \frac{122\frac{1}{2}}{9} = \frac{245}{18} = 13\,\frac{11}{18} \text{ fl.}$$

Bey Entwickelung der Formel für die Summe aller Glieder in einer arithmetischen Proportion, d. h. bey dem Beweise der Formel: $s = (a + u)\,\frac{n}{2}$, fehlt in §. 211 der Beweis des Falles, wenn n eine *ungerade* Zahl ist, der hier beygefügt werden muss. — In §. 221 u. f. wird der Begriff des Logarithmen als Exponent der Potenz erklärt, wonach in der Gleichung $m = b^x$ der Exponent x der Logarithmus von m ist. Fasslicher für Anfänger dieser Lehre werden die Logarithmen als *Verhältnisszähler* betrachtet, welches auch ihrer etymologischen Bedeutung entspricht. — Bey der *Anwendung*, welche von der Logarihmenrechnung §. 226 u. f. gemacht wird, fehlt Vieles, was zur Praxis unentbehrlich ist, z. B. die Bedeutung der negativen Kennziffer, die oft nöthige Reduction derselben in Bezug auf die positive Kennziffer, welche sich an demselben Logarithmen befindet u. s. w. — Die Berechnung der Zinses-Zinsen, §. 231 bis 239, ist übrigens recht zweckmäsig; eben so der *Anhang* über die in Baiern üblichen Masse, Gewichte und Münzen S. 164—183, welchen auch noch das neufranzösische metrische Mass- und Gewichts-System S. 183—186 beygefügt ist.

Die *Geometrie* ist S. 187—308 meist bloss praktisch und im Ganzen befriedigend dargestellt. Manches

kann indessen leicht verbessert werden. Darum fügen wir folgende kritische Bemerkungen bey. — Die Erläuterung des geometrischen Punctes in §. 244 durch die *Grenze* einer halb roth und halb schwarz gezogenen geraden Linie, welche weder schwarz, noch roth seyn kann, scheint uns recht zweckmäsig für die ersten Anfänger. — Die Erklärung der Kreislinie §. 247 ist nicht scharf genug. Der Inhalt der *Anmerkung* S. 192 sollte damit *verbunden* werden. — Die Auflösungen der Aufgaben in §. 251, 252 u. 253 sind blos mechanisch. Leicht wäre es, sie weiter unten mehr wissenschaftlich zu behandeln. Die Ausdrücke: man *reisse* mit beliebiger Zirkelöffnung einen Bogen u. dgl. m., sind veraltet, und sollten vermieden werden. — Wenn der Vf. der kurzen Beschreibung des in §. 255 erwähnten Messtisches, Astrolabiums und der Boussole, welche nicht durch Zeichnungen erläutert werden, die Worte beyfügt: „Die Kenntniss dieser Instrumente dürfte für Anfänger hinreichend seyn", so kann eine solche befriedigende Kenntniss derselben nur durch die wirkliche *Anschauung* und durch den praktischen *Gebrauch* erlangt werden. — Die Bildung eines rechten Winkels auf dem Papier und auf dem Felde §. 256 ist ebenfalls nur mechanisch dargestellt, und könnte doch späterhin wissenschaftlich entwickelt werden. Es ist dieses ein gewöhnlicher Missstand jener Lehrbücher, welche die Geometrie durchaus in die Longimetrie, Planimetrie und Stereometrie abtheilen wollen. — Bey der Erklärung der Parallellinien §. 261 fehlt der Beysatz, dass sie in einerley Ebene liegen müssen. Auch ist die Rede nur von zwey krummen Parallelen. Dass die wissenschaftliche Entstehung der geraden Parallellinien nicht nachgewiesen, und der Beweis von der Gleichheit des äusseren und inneren Winkels in denselben nicht scharf geführt ist (§. 262), wollen wir nicht als ein bedeutendes Gebrechen rügen, da der Zweck des Lehrbuchs dieses zum Theil entschuldigt. — Die Auflösung der Aufgabe des §. 264: Eine gegebene gerade Linie in *drey* gleiche Theile zu theilen, ist recht artig, und wir wollen dieselbe, da sie weniger bekannt ist, mit einem von uns ersonnenen Beweise versehen, hier mittheilen. Es sey die in drey gleiche Theile zu theilende Linie mit ab bezeichnet, und man construire oberhalb derselben ein gleichartiges Dreyeck acb und unterhalb ein ihm congruentes Dreyeck adc. Wird nun ca in m, cb in n halbirt, und sowohl md als nd gezogen, deren jene die ab in q, diese die ab in p schneidet, so ist $aq = qp = pb$. — Denn, wegen W. npb = W. apd und W. npb = W. dap, ist Dr. $npb \sim$ Dr. dpa; folglich $nb : bp = da : ap$, und $nb : da = bp : ap$. Allein $nb : da\ (= bc) = 1 : 2$; daher auch $bp : ap = 1 : 2$ und $bp = \frac{1}{3}\ ba$. Eben so wird bewiesen, dass Dr. $dbq \sim$ Dr. mqa und $aq = \frac{1}{3}\ ab$ ist. Folglich muss $aq = qp = pb = \frac{1}{3}\ ab$ seyn. — Diese Aufgabe könnte auch auf folgende Weise aufgelöst werden. Wenn man die in drey gleiche Theile zu theilende gerade Linie mit bc (b zur Linken und c zur Rechten) bezeichnet, so construire man über dieselbe ein beliebiges Dreyeck bac, theile ac in d in zwey gleiche Theile, ziehe db, halbire diese in o, ziehe die gerade ao, deren Verlängerung die bc in e schneidet, so ist $be = \frac{1}{3}\ bc$. — Zieht man dh parallel mit cb, welche die ae in f schneidet, so ist, wegen $do = ob$, W. dof = W. boe und W. fdo = W. ebo, auch Dr. $dof \cong$ Dr. boe und $df = be$. Allein Dr. $afd \sim$ Dr. aec und $df = \frac{1}{2}\ ce$, weil $ad = \frac{1}{2}\ ac$ ist. Folglich ist auch $be = \frac{1}{2}\ ce$, und daher $be = \frac{1}{3}\ bc$. — Die Aufgaben in §. 267 bis 277 sind blos praktisch, ohne theoretische Begründung, aufgelöst; was nun einmal, bey der Trennung der Longimetrie von der Planimetrie nicht wohl anders geschehen konnte. Die Auflösungen, als solche, haben wir befriedigend gefunden. — Der Begriff der *Aehnlichkeit* der Figuren ist in §. 280 *e* nicht mit der nöthigen Schärfe und Kürze bestimmt. Eben so ist der in *f.* vorkommende Ausdruck von *Auf*einanderlegen der Figuren nicht zu billigen, indem die Ebenen keine Dreyecke haben. Bey der Congruenz tritt vielmehr ein gänzliches *In*einanderfallen derselben ein, wodurch sie nur eine einzige bilden. — In dem Worte: Hypotenuse, welches S. 222 Hypothenuse geschrieben wird, ist das unrichtige h zu streichen. — Bey §. 283 *c* sollte bemerkt werden, dass zwey gegebene Seiten und ein Winkel, welcher der einen von ihnen gegenüberliegt, nicht ein einziges Dreyeck, sondern zwey verschiedene Dreyecke bestimmen. — Die beynahe allzu wortreichen Beweise des §. 289 bilden mit den sonst entweder fehlenden, oder nur unzulänglich beygebrachten Beweisen anderer Sätze einen unverhältnissmäsigen Gegensatz.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1837.

MATHEMATIK.

Augsburg, b. v. Jenisch und Stage: *Theoretisch-praktisches Lehrbuch der Arithmetik und Geometrie für Gewerbe-Schulen* u. s. w., von *Joseph Bräuhäuser* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

In §. 291 wird bewiesen, dass zwey Parallelen in allen Puncten einerley Abstand von einander haben; was indessen bereits in der §. 261 gegebenen *Erklärung* derselben vorausgesetzt wird. — Der Satz in §. 299 ist deshalb irrig ausgedrückt, weil man keine zwey Linien mit einander multipliciren kann. Das fragliche Product kann nur durch das in Zählen ausgedrückte *Mass* der beiden Seiten bestimmt werden. — Der Lehrsatz des §. 308 ist nur unbefriedigend bewiesen. — In §. 309 folgt No. 3 nicht ohne besonderen Beweis aus No. 1 und 2. — Eben so sollte in §. 310 *bewiesen* werden, dass sich ähnliche Vielecke durch homologe Diagonalen in ähnliche Dreyecke zertheilen lassen. — Der Radius lässt sich nicht sechsmal *auf* die Peripherie *auftragen*, sondern er kann sechsmal als Sehne in dem Umkreis umhergetragen werden. — Der Satz des §. 319 war deutlicher auszudrücken; auch ist sein Beweis zu weitläuftig. — In §. 321 kann man sich nicht eher durch diese drey Puncte einen Kreis *denken*, bis dessen Möglichkeit (um die es sich gerade hier handelt) nachgewiesen ist. — Der Satz des §. 323 und mehrere folgende sind bloss historisch aufgestellt. Bey diesen Kreisrechnungen wären die einfachsten Formeln bequem zu gebrauchen, und können deshalb leicht nachgetragen werden. — Die Aufgaben von §. 352 bis 357 sind recht wohl gewählt; doch könnten die Rechnungen bisweilen etwas einfacher werden. — Der Begriff des Körperwinkels, so wie überhaupt jene der verschiedenen Arten der Körper, müssen dem Anfänger durch Modelle zur Klarheit gebracht werden; zugleich muss er Anleitung erhalten, dieselben an der Tafel gehörig zu zeichnen. — Die Berechnung des Parallelopipedums ist in §. 366 nur unvollständig begründet. — Die Gleichheit der beiden dreyeckigen Prismen in §. 370 ist nur bey Voraussetzung eines *senkrechten* Parallelopipedums, nicht aber bey einem schiefen, nachgewiesen. — Vor §. 372 sollte zuerst die Berechnung der senkrechten und schiefen Cylinder vorgetragen und mit Beyspielen erläutert seyn. — Die Berechnung des Inhaltes einer abgekürzten Pyramide in §. 384 scheint uns für diese ersten Elemente etwas zu schwierig, und sollte mit einer bequemeren Auflösungsweise vertauscht werden. Auch wären Beyspiele sehr wünschenswerth zur Erläuterung. — Fasslicher würde in §. 394 zuerst der *Inhalt* der Kugel, nach dem Satze des Archimedes, und dann hieraus die Bestimmung ihrer *Oberfläche* abgeleitet. Beyspiele in Zahlen sollten auch hier nicht fehlen.

Das hier Bemerkte kann dazu dienen, diesem Lehrbuche, bey einer zweyten Auflage, einen weit höheren Grad von Brauchbarkeit zu geben. In der Hand eines tüchtigen Lehrers wird es seinen Zweck nicht verfehlen. Das Papier ist gut, der Druck meist correct, und die Zeichnungen der Figuren recht empfehlenswerth.

Δ.

Berlin, b. Reimer: *Lehrbuch der ebenen und sphärischen Trigonometrie;* für die oberen Classen der Gymnasien von *J. G. Grassmann*, Professor am Gymnasium zu Stettin. Mit Holzschn. 1835. X u. 134 S. gr. 8. (1 fl. 3 kr.)

Da nach dem bestimmt ausgesprochenen Willen der höchsten k. preuss. Studienbehörde dem ganzen mathematischen Schulcursus auf jedem Gymnasium Ein und dasselbe Lehrbuch zum Grunde gelegt werden soll, so fand sich der Vf. genöthigt, entweder ein solches zu schreiben, oder unter den bereits genehmigten eines auszuwählen. Er wählte das Erste. Die Uebereinstimmung seiner Ansichten mit denen seines Collegen, Hn. *Scheibert's*, dem der mathematische Unterricht in den mittleren Classen übertragen ist, veranlasste daher die Bearbeitung eines vollständigen Lehrbegriffes, wovon unter dem Titel: „Lehrbuch der Arithmetik und ebenen Geometrie für die mittleren Classen der Gymnasien von *Scheibert*, Berlin, bey Reimer, 1834“, der 2te Theil erschien, wozu der Vf. hier die Trigonometrie liefert, dem die übrigen Theile für die oberen Classen möglichst bald folgen, und die Arithmetik und Algebra, allgemeine und geometrische Combinationslehre, Geometrie und Stereometrie enthalten sollen. Dabey ist der Hauptplan des Vfs., das Pensum der früheren Classen noch

einmal aufzunehmen, es in einem zuſammenhängend fortlaufenden Vortrage zu einer kurzen ſyſtematiſchen Ueberſicht möglichſt klar zuſammenzuſtellen, und in ähnlicher Weiſe auch das Uebrige zu behandeln.

Der Vortheil, welchen der Vf. hievon ſich verſpricht, iſt mehr ein eingebildeter, als ein wirklicher, da die mathematiſchen Wahrheiten in einem conſequenten Vortrage von einander abgeleitet, und dem Anfänger vorzugsweiſe auf genetiſchem Wege klar vorgeführt werden müſſen, wobey weder Lücken, noch Anticipationen vorkommen dürfen. Zugleich hält es Rec. für ſehr zweckwidrig, mit Bearbeitung eines mathematiſchen Lehrbuches gleichſam von Hinten zu beginnen, da in der Trigonometrie gar manche geometriſche Sätze zur Anwendung kommen, und auf ſie die Darſtellungen bezogen werden müſſen. Daſs dieſes hier nicht geſchehen konnte, wird der Vf. wohl oft gefühlt haben. Er wählt den ſynthetiſchen Weg, und doch erklärt er von keiner goniometriſchen Linie den geometriſchen Charakter, mithin geräth er bey der Durchführung mit ſeinem Vorhaben oft in Widerſpruch, ſo ſehr er ſich in manchen Darſtellungen bemüht, den Vortrag auf eine combinatoriſche, ſelbſt zu erzeugende Ueberſicht zu geſtalten. Der Titel des Lehrbuches bezeichnet die zwey Hauptabtheilungen, denen Rec. in ſofern ſeinen Beyfall nicht geben kann, als der eigentliche Zuſammenhang der Winkel oder Bogen mit den ſie beſtimmenden geraden Linien daraus ſich nicht ergiebt, und die eigentlichen goniometriſchen Functionen unrichtig zu trigonometriſchen gemacht ſind. Sobald vom Dreyecke die Rede iſt, ſo werden jene ſchon angewendet; ſie haben als ſolche mit jenen noch nichts gemein, ſondern ſind bloſse Beſtimmungslinien der Winkel oder Bogen, laſſen ſich mittelſt Verhältniſſe in arithmetiſchen Werthen darſtellen, und auf das Dreyeck oder Vieleck übertragen. Auch billigt Rec. die dem Texte beygedruckten Figuren nicht; ſie ſind noch dazu ziemlich ſchlecht.

Nach des Vfs. Meinung gehört der Pythagoriſche Lehrſatz eigentlich in die Trigonometrie: da er aber den Zweck dieſer darin ſucht, die Liniengröſse und Winkelgröſse rechnend zu verbinden, ſo kann jene Meinung um ſo weniger als richtig gelten, da für die Vergleichung des Quadrates der Hypotenuſe mit denen der beiden Katheten die Winkel mit der Länge gar nicht in Verbindung treten, und die Arithmetik ſelbſt gar nicht angewendet zu werden braucht, um jenen Satz darzuſtellen. In den Formeln: $\sin.\,^2x = r^2 - \cos.\,^2x$; $\cos.\,^2x = r^2 - \sin.\,^2x$; $\text{tang.}\,^2x = \sec.\,^2x - r^2$; $\sec.\,x = \sqrt{(r^2 + \text{tang.}\,^2x)}$ u. ſ. w. herrſcht kein Seitenverhältniſs von 2 Dreyecken, mithin gehörten ſie nach des Vfs. Anſicht nicht zu den trigonometriſchen Functionen, und doch bildet die Formel: $\sin.\,^2x + \cos.\,^2x = r^2$ mit den Formeln für $\sin.\,(x \pm y)$ und $\cos.\,(x \pm y)$ die Grundlage derſelben. Die für die Seiten eines rechtwinkeligen Dreyeckes aufgeſtellten Verhältniſſe ſind ohne zureichende Begründung herbeygezogen, und keinesweges geeignet, dem Anfänger ein klares Verſtändniſs von dem Charakter und Werthe des Sinus, Coſinus u. ſ. w. zu verſchaffen. Erklärt man demſelben, daſs Sinus die dem ſpitzen Winkel des rechtwinkeligen Dreyeckes (wenn man daſſelbe zum Grunde legen will) gegenüberliegende Kathete iſt, im Falle man die Hypotenuſe als Radius $= 1$ anſieht, ſo ergiebt ſich aus des Vfs. Figur $a = 1$ und $c = \sin.\,C$ das Geſetz $a : c = 1 : \sin.\,C$, alſo $\sin.\,C = \frac{c}{a}$, und der Anfänger ſieht den Werth des Sinus, alſo ihn ſelbſt entſtehen, wogegen er nach des Vfs. Methode die Art und Weiſe gedächtniſsmäſsig einüben muſs, jede Seite und jeden Winkel des rechtwinkeligen Dreyeckes aus zwey gegebenen Elementen ſogleich auszudrücken. Wie häufig ſolche mechaniſch erlernte Wahrheiten vergeſſen werden, iſt keinem Sachkenner, beſonders keinem Schulmanne, unbekannt. Rec. verkennt hiebey nicht, daſs mittelſt jener Fertigkeit in dem analytiſchen Theile der Trigonometrie ſchnelle Fortſchritte gemacht werden; allein er findet das Verfahren für den Unterricht an Gymnaſien verderblich, und für das gründliche Studium nachtheilig: daſſelbe gilt von allen anderen goniometriſchen Linien, beſonders von dem frühzeitigen Einmiſchen praktiſcher Rechnungsfälle, bevor erklärt iſt, wie die Logarithmen auf den Radius bezogen, und die Werthe jener Linien, alſo ihre Logarithmen, gebraucht werden. Das Ganze geht auf ein mechaniſche Abrichten hinaus, kann alſo nie eine genetiſche und gründliche Kentniſs der Sache gewähren.

Für das rechtwinkelige Dreyeck mit der Hypotenuſe $= a$ und den beiden Katheten b und c ſtellt der Vf., dem Pythagoriſchen Satze gemäſs, die drey Formeln auf: 1) $c^2 + b^2 = a^2$; 2) $a^2 - c^2 = b^2$ und 3) $a^2 - b^2 = c^2$, und ſagt: Drückt man dieſe drey Gleichungen trigonometriſch aus, ſo daſs die Dreyecksſeite, welche auf der rechten Seite des Gleichheitszeichens allein ſteht, als Maſs gebraucht wird, wodurch die übrigen ausgedrückt werden, und dividirt dann die ganze Gleichung (womit?), ſo erhält man aus 1) $a^2 \sin.\,x^2 + a^2 \cos.\,x^2 = a^2$ oder $\sin.\,x^2 + \cos.\,x^2 = 1$ u. ſ. w. Dieſe Darſtellungsweiſe iſt gewiſs nichts weniger als einfach und gründlich, verſtändlich und klar; ſie huldigt dem verderblichen Gedächtniſskrame, welcher das Grab des mathematiſchen Studiums iſt, und jeden Anfänger von dieſem abſchreckt, ihm alle Luſt und Liebe daran benimmt, und ihn zu keinen durch eigene Geiſtesthätigkeit erworbenen Kenntniſſen führt. Würde der Vf. bey ſeinem mechaniſchen Verfahren die Formel 1, durch $\frac{c^2}{a^2} + \frac{b^2}{a^2} = \frac{a^2}{a^2}$ oder $\left(\frac{c}{a}\right)^2 + \left(\frac{b}{a}\right)^2 = \left(\frac{a}{a}\right)$ ausgedrückt, und den Anfänger nochmals hingewieſen haben, daſs für einen Winkel x der Bruch $\frac{c}{a} = \sin.\,x$ und $\frac{b}{a} = \cos.\,x$ iſt, ſo würde Letzter von ſelbſt auf die Formel $\sin.\,x^2 + \cos.\,x^2 = 1$ gekommen ſeyn. Nebſtdem hat derſelbe ganz Unrecht, $\sin.\,x^2$ u. ſ. w. ſtatt $\sin.\,^2x$ zu ſchreiben; er ſagt hie-

bey, das Quadrat eines Winkels habe keinen rechten Sinn, und widerspricht sich dadurch selbst, da gerade seine Schreibart sin. x^2 anzeigt, es sollte der Winkel quadrirt werden, wogegen doch der Sinus, d. h. der eigentliche Ziffernwerth der Linie oder die eigentliche Function des Winkels zu quadriren ist. Rec. lieferte hiemit einige Proben von den Darstellungen des Vfs., um seine missbilligende Ansicht wegen der Darstellungsweise desselben wenigstens kurz zu begründen.

Ob der Vf. nicht gründlicher und für den Anfänger leichter verständlich verfahren wäre, wenn er die verschiedenen Formeln für $\text{tang. } x = \frac{\text{sin. } x}{\text{cos. } x}$, $\text{cot. } x = \frac{\text{cos. } x}{\text{sin. } x}$ und andere aus der Figur mittelst der Aehnlichkeit der Dreyecke abgeleitet hätte, will Rec., der beide Wege schon oft befolgte, aber durch den letzten stets am schnellsten und für die Schüler am besten zum Ziele, d. h. zum klaren Bewusstseyn der Formeln durch selbstthätige Ableitung, gelangte, nicht entscheiden; jeder Schulmann wird seine eigenen Erfahrungen machen. Auch hält es Rec. für zweckmäsig, den Anfängern (und dieses sind doch die Gymnasialschüler) an einer Zeichnung mit 2 senkrechten Durchmessern aus der Lage nach diesen die positive und negative Beschaffenheit der goniometrischen Linien zu versinnlichen; ihnen den Satz zu beweisen, dass gleiche Winkel oder Bogen auch gleiche goniometrische Linien haben, und jeder spitze oder stumpfe Peripheriewinkel die halbe Sehne, worauf er ruht, zu seinem Sinus hat, und die sechs Wurzelfunctionen der Linien durch Ziffernbeyspiele mehr zu versinnlichen. Er theilt wohl die meisten nothwendigen Formeln mit, zeigt aber den Lernenden den Weg nicht, wie sie dieselben selbst ableiten können; z. B. aus den Paar Formeln über sin. 3x und cos. 3x bis sin. 5x und cos. 5x sind dieselben nicht im Stande, den sin. nx und cos. nx zu entwickeln, und den Zusammenhang der Gesetze des Binominalsatzes zu erkennen. So viele Formeln auch mitgetheilt sind, so vermisst man doch manche, z. B. die Anleitung für sin. und cos. drey- oder 4theiliger Winkel; die Berechnung der Ziffernwerthe aus den verschiedenen Formeln, und manche andere. Zweckmäsig ist, von dem Aufschlagen der Logarithmen nichts zu lesen, da dieses in den Gebrauch der logarithmischen Tafeln gehört.

Die Anwendungen der Winkelfunctionen auf die Dreyecke nennt der Vf. „Auflösung ebener Dreyecke", was in sofern unverständlich gesprochen ist, als blofs die fehlenden Stücke aus drey bekannten der Dreyecke berechnet werden, was keine Auflösung der Dreyecke ist. Die Darstellung ist in soweit verfehlt, als für das rechtwinkelige Dreyeck die zwey Hauptverhältnisse nicht erwiesen, und für das gleichschenkelige das für die Bestimmung der fehlenden Sätze erfoderliche Gesetz nicht genetisch dargestellt ist. Ist es auch richtig, dass die Gleichung $c . \sin. D = d . \sin. C$ die Proportion $c : d = \sin. C : \sin. D$ giebt, so ist diese Darstellungsweise doch nicht so leicht verständlich und instructiv, wenn man das der obigen Proportion zum Grunde liegende Gesetz auf den Satz bezieht, dass um jedes Dreyeck ein Kreis zu construiren, also jeder Dreyeckswinkel die ihm entsprechende halbe Dreyecksseite zum Sinus hat, also $\frac{1}{2}$ c = sin. C und $\frac{1}{2}$ d = sin. D also $\frac{1}{2}$ c : $\frac{1}{2}$ d = sin. C : sin. D oder c : d = sin. C : sin. D ist. Hier sieht der Schüler das Gesetz entstehen; er leidet es durch eigene Kraft ab, und ist in seinen weiteren Studien um so glücklicher. Aus diesem Grunde hält es Rec. für sehr belehrend, die auflösenden Gleichungen für das schiefswinkelige Dreyeck in theoretischer Hinsicht von einander abzuleiten, und den Schülern zum Gebrauche und zur Uebersicht mitzutheilen, damit in ihnen jene Liebe und jenes Selbstvertrauen erwächst, welches die nothwendige Bedingung alles mathematischen Studiums ist.

Ob die für zwey gegebene Seiten und den von ihnen eingeschlossenen Winkel entwickelte Formel der erweiterte Pythagorische Lehrsatz genannt werden könnte, bezweifelt Rec. in sofern, als die Wahrheit selbst nur dann erwächst, wenn der eingeschlossene Winkel ein rechter, also: cos. D = cos. 90° = 0 und 2 . bc . cos. D = 0, mithin $d^2 = b^2 + c^2$ ist. Höchstens kann man die Folgerung für eine Begründung der Wahrheit, welche sich auf so verschiedenartige Weise ableiten läfst, ansehen. Die Gleichung für den Cosinus des Winkels aus den 3 Seiten wird durch beiderseitige Addition der 1 nicht für logarithmische Bearbeitung, sondern für ihre logarithmische Berechnung bequemer eingerichtet. Die Uebersicht, welche die Sätze von der Bestimmung der Dreyecke berührt, verdient besonderen Beyfall, welcher auch den Formeln für den Flächeninhalt der Dreyecke zu Theil wird. Nur sollte der Radius in den früheren und diesen Formeln nicht vernachläfsigt seyn, da ihn die Schüler bey logarithmischen Rechnungen sehr oft übersehen, oder sich bey Resultaten oft nicht zu helfen wissen. Auch sollten einige Aufgaben über das Viereck, z. B. aus den beiden Diagonalen und dem von ihnen am Durchschnitte gebildeten Winkel oder aus den 4 Seiten jenes nach Ecken centrischen Trapezes den Flächeninhalt desselben zu finden, nicht fehlen. Die Anwendung der Winkelfunctionen zur Auflösung höherer Gleichungen beruht bekanntlich auf der Einführung eines Hülfswinkels, was der Vf. nicht gehörig versinnlicht, und erst nach jener Darstellung bespricht, woraus den Schülern erst theilweise verständlich wird, warum in der Gleichung $x^2 + px = q$ für x abgeleiteten Formel der unter dem Wurzelzeichen stehende Quotient $\frac{4q}{p^2} = \text{tang.}^2 \varphi$ gesetzt, und daraus $\text{tang. } \varphi = \frac{2\sqrt{q}}{p}$ oder $\frac{1}{2}p = \frac{\sqrt{q}}{\text{tang. } \varphi}$ u. s. w. wird; oder warum in der für x aus $x^2 + px = q$ abgeleiteten Formel der Quotient $\frac{4q}{p^2} = \sin.^2 \varphi$, mithin $\sin. \varphi = \frac{2\sqrt{q}}{p}$ und $\frac{1}{2}p = \frac{\sqrt{q}}{\sin. \varphi}$ wird.

Die ſphäriſche Trigonometrie ſteht vorzüglich durch die Seiten ihrer Dreyecke als Bogen gröſster Kreiſe einer Kugel mit der Stereometrie in Verbindung, nicht aber im Verhältniſſe. Zur Verſinnlichung des Poſitiven und Negativen bedient ſich der Vf. eines zweckmäſsigen Verfahrens; allein für die ſphäriſchen Dreyecke bleibt den Schülern der Begriff „gröſster Kreis, Neigungswinkel, Oberfläche der Kugel, Cubikinhalt“ und dgl. dunkel, da ſie die ſtereometriſchen Geſetze der Kugel nicht kennen. Wenn daher der Vf. in §. 177 von der Oberfläche, vom cubiſchen Inhalte der Kugel und von ihrer Beſtimmung, vom Verhältniſſe der Kugel zum Cylinder, in welchem jene ſteht, ſpricht, ſo bleibt er ſeinen Schülern völlig unverſtändlich; ſie lernen das Geſagte höchſtens mechaniſch auswendig, und der Gründe ſich nicht bewuſst, da jener mit Bearbeitung ſeines Lehrbuches rückwärts verfährt. Zugleich iſt die Berechnung des Flächen- und Cubik-Inhaltes der ſphäriſchen Dreyecke vor den Eigenthümlichkeiten und Geſetzen nicht ganz conſequent; der Geleitsmann des Vfs., Hr. *Crelle*, iſt in ſeinem Lehrbuche gründlicher verfahren. Dagegen hat er vor dieſem den Vorzug der conſtructionellen Deutlichkeit, indem er durch Zeichnungen die verſchiedenen Dreyecke, zuerſt die rechtwinkeligen, dann die Polardreyecke, zeichnet, und die Eigenthümlichkeiten der Winkel und Seiten mit Bezug auf die durch die 3 Winkelpuncte gelegte Ebene, zugleich aber auch die Fälle im Einzelnen aufzählt und näher erläutert, wann ein ſphäriſches Dreyeck vollkommen beſtimmt iſt, worauf einige vergleichende Beſtimmungen folgen, welche mit jenen an Zeichnungen verſinnlicht ſind, und der Schrift vor manchen anderen ähnlicher Art den Vorzug verſchaffen.

Mit §. 214 beginnt die Auflöſung (der Aufgaben) rechtwinkeliger Dreyecke, wofür der Vf. 10 beſondere Fälle, welche ſich aber an und für ſich auf 6, unter denen drey die anderen von ſelbſt zu erkennen geben, reduciren laſſen, nachweiſt, deren aber nur 3 näher verſinnlicht. Hiemit kann Rec. nicht ganz einverſtanden ſeyn, indem er es für zweckmäſsiger hält, zuerſt im Allgemeinen die Gleichungen zu entwickeln, aus welchen vermöge drey gegebener Stücke ein 4tes, und ſo die 2 anderen gefunden werden, d. h. die auflöſenden Gleichungen zwiſchen drey Seiten und einem Winkel, zwiſchen 2 Seiten und den beiden anliegenden Winkeln, zwiſchen zwey Seiten, einem anliegenden und dem eingeſchloſſenen Winkel, und endlich zwiſchen drey Winkeln und einer Seite abzuleiten, und dieſelben alsdann auf die verſchiedenen Dreyecke anzuwenden, wodurch die Theorie leichter überſehen, und von der Anwendung mehr unterſchieden würde. Zugleich ergiebt ſich, daſs, wenn das Raumdreyeck einrechtwinkelig iſt (es kann auch zwey- und dreyrechtwinkelig ſeyn) in jenen Gleichungen ein Stück beſtimmt iſt, dieſelben alſo nur noch drey Stücke enthalten. Die Zuſammenſtellung der Formeln für die Auflöſung der Aufgaben rechtwinkeliger Dreyecke iſt lobenswerth. Jedoch vermiſst man die Formeln für den Coſinus der Seiten aus einer Seite und zwey Winkeln u. dgl. Die Neper'ſchen Analogieen, d. h. die auflöſenden Gleichungen zwiſchen fünf Beſtimmungsſtücken eines ſphäriſchen Dreyeckes ſind nicht bewieſen und entwickelt.

Die Umformung der Formeln für den bequemeren Gebrauch der Logarithmen trägt der Vf. im Zuſammenhange vor, und ſchreibt auch hier $\sin.\ \frac{1}{2} D^2$ ſtatt $\sin.^2 \frac{1}{2} D$ u. ſ. w. In wie fern ſich aus der Formel für $\sin.^2 \frac{1}{2} D$ mittelſt der Formel $\sin. D = 2 \sin. \frac{1}{2} D \cdot \cos. \frac{1}{2} D$ der Werth von $\sin. D$ ableiten läſst, alſo $\sin. D =$

$$\frac{2\sqrt{[\sin \frac{1}{2}(b+c+d) \sin \frac{1}{2}(c+d-b) \sin \frac{1}{2}(b+d-c) \sin \frac{1}{2}(b+c-d)}}{\sin b \,.\, \sin c}$$

und dieſe Formel dadurch vereinfacht wird, daſs $\sin. \frac{1}{2}(b+c+d) = p$ u. ſ. w. ſetzt, hätte der Vf. nicht übergehen ſollen. Von dem Falle, daſs man, wenn die Seiten eines ſphäriſchen Dreyecks ſehr klein ſind, die Bogen annäherungsweiſe für ihre Sinuſſe nehmen, oder in dieſem Falle die Reihen, welche die Sinuſſe und Coſinuſſe durch die Bogen ausdrücken, gebrauchen kann, ſagt der Vf. nichts, was wenigſtens anmerkungsweiſe hätte geſchehen ſollen.

Die Erörterungen über die Determination der verſchiedenen Dreyecke, d. h. über die Frage, ob eine verlangte Conſtruction, ein Dreyeck, aus den gegebenen Stücken möglich, ob daſſelbe beſtimmt, oder zweydeutig oder unbeſtimmt ſey, verdienen um ſo mehr Beyfall, je ſeltener man in ähnlichen Lehrbüchern dieſen Gegenſtand mit derſelben Beſtimmtheit behandelt findet; in vielen Schriften kommt er gar nicht zur Sprache. Einige Anordnungen auf die Raum-Vielecke und Polyäder, worüber freylich nur wenige einzelne Sätze vorhanden ſind, ſollten am Schluſſe der Darſtellung nicht fehlen.

Da es für die Auflöſung von Aufgaben ſehr bequem iſt, die Formeln in einer Ueberſicht vor Augen zu haben, ſo hat der Vf. eine doppelt abgedruckte Tafel beygefügt, um, wenn nicht beide, doch ein Exemplar auch auſser dem Lehrbuche zum nächſten Handgebrauche ſich bereit legen zu können. Eine 2te Tafel enthält die Hauptformeln, welche jeder zugleich im Gedächtniſſe haben, und bis in ihrem 1ſten Grunde hinab überſchauen muſs. Dieſe Ueberſichten dienen zum Ableiten der Formeln aus einander oder zur Hervorhebung ihrer Charaktere und der Vergleichung ihrer Eigenthümlichkeiten; ſie ſind darum eine werthvolle Zugabe der Schrift, welche, ungeachtet der gerügten wiſſenſchaftlichen und pädagogiſchen Mängel, manches Gute und Zweckmäſsige hat, und welche in der Hand des Vfs., ſo wie jedes gewandten Lehrers der Mathematik, an Gymnaſien mit vielem Nutzen gebraucht werden kann. Möchte derſelbe verſchiedene Winke bey einer etwanigen folgenden Ausgabe benutzen, um dem Buche ſtets gröſsere Vollkommenheit zu geben. Papier und Druck ſind ziemlich gut.

R.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 7.

BOTANIK.

1) Berlin, b. Veit u. Compag.: *Systema Laurinarum.* Exposuit *Christianus Godofredus Nees ab Esenbeck*, Dr., Acad. Caes. Leop. Carol. Nat. Curios. Praeses, Prof. Vratislav. 1836. VIII u. 720 S. 8. nebst einigen Tabellen in grösserem Formate. (3 Thlr. 12 gr.)

2) Prag, b. Haase: *Tentamen Pteridographiae, seu Genera Filicacearum praesertim juxta venarum decursum et distributionem exposita.* Auctore *Carolo Bor. Presl*, Med. D., Caes. Reg. Prof. Publ. ord. hist. nat. univers. in univers. Pragensi etc. Ex actis Regiae Bohemicae societatis scientiarum. 1836. 290 S. 8. nebst XII Tafeln Abbild. in kl. Querf. (2 Thlr. 12 gr.)

3) Ebendaselbst: *Prodromus Monographiae Lobeliacearum.* Auctore *C. B. Presl.* Ex act. Reg. boh. soc. scient. 1836. 52 S. 8. (6 gr.)

4) Ebendaselbst: *Bemerkungen über den Bau der Blumen der Balsaminen.* Von *C. B. Presl.* Aus den Abh. der Böhm. Gesellsch. der Wissenschaften. 1836. 54 S. 8. nebst einer Steindrucktafel. (8 gr.)

1) Wir erachten vorliegendes System der Laurinen für eine wahre Bereicherung der botanischen Literatur, indem sich hier Fülle des Stoffes mit seltenem Talente der Bearbeitung und grosser Gelehrsamkeit im schönsten Bunde zeigt. Allen Freunden der Wissenschaft ist hinlänglich bekannt, welche Studien unser Vf. dieser herrlichen Gewächsfamilie widmete, und welche neue Aufschlüsse sie ihm verdankt. Man erinnere sich nur an die deshalb erschienenen Programme, an die treffliche Abhandlungen unseres Vfs. in den *Plantis Asiaticis* von *Wallich*, in *Schlechtendal's Linnaea* u. s. w. um schon hiedurch ein günstiges Vortheil für vorliegendes Buch zu erwecken, und wir wollen nur noch hinzufügen, dass darin 45 Gattungen mit 392 Arten, ja wenn man die noch im Anhange aufgezählten zweifelhaften dazu nehmen will, 400 Arten mit grösster Genauigkeit und Umsicht erläutert sind. Denn nicht allein, dass alle Arten beschrieben, hinsichtlich ihrer Kennzeichen, Synonymen udgl. geprüft und in naturgemässe Gattungen gebracht wurden, findet man auch stets den organischen Zusammenhang und die Verbindung genau beacht.., in der das Einzelne zum Ganzen steht, so dass gleichsam die Entwickelung dieser Familie durch alle ihre Stufen verfolgt wird. Zudem sind selbst die geographische Verbreitung, die Geschichte der Kenntniss dieser interessanten Pflanzenfamilie und die Kräfte derselben hinlänglich gewürdigt worden, wesshalb man im Allgemeinen kaum noch Etwas von Wichtigkeit vermissen dürfte. Vor der Einleitung steht ein Schlüssel der Stämme (*clavis tribuum*), dann ist in der Einleitung selbst der wesentliche und natürliche Charakter der Laurinen, sowie die Grundsätze besprochen worden, welche bey Anordnung derselben leiten müssen. Den Schluss dieser Abtheilung bildet die Aufzählung der in natürliche Verwandtschaft gebrachten Stämme mit ihren Gattungen, welche zugleich ihre Diagnosen erhalten. Es sind folgende: trib. I. *Cinnamomeae;* II. *Camphoreae;* III. *Phoebeae;* IV. *Perseae;* V. *Cryptocaryeae;* VI. *Acrodiclidia;* VII. *Nectandreae;* VIII. *Dicypellia;* IX. *Oreodaphneae;* X. *Flaviflorae;* XI. *Tetrantherae;* XII. *Daphnidia* und XIII. *Cassyteae.* Die Letzten (*Cassyteae*) möchte man von den übrigen Laurinen wegwünschen, da sie als schmarotzende blattlose flachsseidenähnliche (wie Cuscutaarten aussehende) Pflanzen eine so ganz verschiedene Tracht wahrnehmen lassen, welche schlecht zu den schönen hier auftretenden Bäumen und Sträuchern passt. Dennoch sprechen Blüthen und Früchte für Beybehaltung. Pflanzenanatomen ist besonders die Structur ihres Stengels zu empfehlen, der manches Eigenthümliche zu haben scheint. Sollten sich darin auch Behälter für ätherisches Oel oder sogenannte *Drüsen* finden? Unser Vf. trennt, und sicherlich mit grossem Recht, die amerikanischen von den ostindischen *species*, welche man zeither unter *Cassyta filiformis* vereinigt hat, und lässt letzteren diesen *Linné*'schen Namen, während die amerikanische *C. americana* genannt wird. Ausser diesen und einigen andern schon von *Robert Brown* erörterten Arten, wird hier zuerst *Cassyta ciliolata N. E.*, welche unser Vf. unter den *Ecklon*'schen Kappflanzen fand, und *Cass. Brasiliensis Mart.* ausführlich beschrieben, die *C. corniculata L.* aber als zweifelhaft bezeichnet. Der *Laurinae* wird noch als angrenzende Familie die *Illigereae Blume* mit den beiden Gattungen *Gyrocarpus* und *Illigera*, die jedoch keinen neuen Zuwachs erhielten, angefügt.

Aufser der ausführlichen Befchreibung der einzelnen Arten ist fogar eine erfchöpfende Darftellung der auf ihren Blättern vorkommenden parafitifchen Kryptogamen geliefert, welche faft fämtlich neu find. Man zählt 13 — 14 Arten derfelben, welche zu den Pilzen und Flechten gehören. Andere dafelbft vorkommende Auswüchfe mögen von Infecten herrühren. So liegt ein fchönes Exemplar von *Cinnamomum eucalyptoides N. E.* aus Oftindien vor uns, was *Blume* in feiner *Rumphia* neuerdings als *C. nitidum* fo trefflich abgebildet hat, an welchem fich dergleichen ungemein entwickelte gallusähnliche Excrefcenzen bemerken laffen, die offenbar Producte von Infecten, etwa einer *Diplolepis*, find. Sehr intereffant wäre noch gewefen, wenn der Vf. auch auf die Abftammung mancher feltenen ehemals oder noch jetzt officinellen hieher gehörigen Rinde Rückficht hätte nehmen wollen. So befitzen wir in unferer Sammlung eine Laurinenrinde unter dem Namen *Kukania f. Caffia indica*, welche fich durch Structur, Farbe und Geruch von der gewöhnlichen *Caffia* auszeichnet, und ungemein reich an ätherifchem Oele ift. Ueber ihre Abftammung vermögen wir nichts mit Sicherheit anzugeben, was unferem Vf. leichter gelingen möchte, der eine fo grofse Menge von Arten und Exemplaren unterfuchte, dafs er in diefem Syfteme allein 81 neue *Species* befchreiben konnte, und nothwendigerweife bei feinen Forfchungen auch auf die von den Laurinen abftammenden Droguen ftofsen mufste. Ein vollftändiges Regifter ift eine fehr erwünfchte Zugabe des auch hinfichtlich feiner äufseren Ausftattung fehr empfehlenswerthen Buches.

2. Nachdem wohl *Gaudichaud* der Erfte war, welcher auf den Adernverlauf in den fogenannten Blättern der Farrengewächfe als auf ein fehr wichtiges Unterfcheidungsmerkmal aufmerkfam machte, ja es felbft bei feiner Darftellung benutzte, fehlte es nicht an Nachfolgern, die wie *Brongniart* diefe Andeutung weiter verfolgten, und auf viele einzelne Gattungen und Arten anwandten. Indefs unternahm Niemand eine umfaffendere Arbeit diefer Art, als unfer Vf., dem wir in vorliegendem *Tentamen pteridographiae* einen wirklichen Fortfchritt in genauerer Artbeftimmung der noch jetzt exiftirenden Farrnkräuter verdanken. Mag auch manchem Gelehrten diefe und jene Gattung zu fein unterfchieden fcheinen, fo bleibt unferem Vf. das unbeftrittene Verdienft, alle ihm bekannt gewordenen, hieher gehörigen Gewächfe nach einerley Methode unterfucht, und fo einen anfchaulichen Beweis von der Nutzbarkeit jenes Eintheilungsprincips geliefert zu haben. Auch wird man nur bei wenigen Gattungen den Adernverlauf nicht vollkommen deutlich unterfcheiden, vorausgefetzt dafs ausfchliefslich vollkommen entwickelte Exemplare zur Prüfung genommen wurden. Blofs bey der Gattung *Grammitis* konnte Rec. wegen allzu verdickten Laubes die Adern nicht gehörig verfolgen. Namentlich war diefs bei *G. involuta* und *cuspidata* der Fall. Alle hier aufgeftellten Gattungen mögen wir jedoch keineswegs als naturgemäfs betrachten. So dürfte *Calymella* wohl zu *Gleichenia* und *Disphenia* als Untergattung zu *Cyathea* gehören. Viele von den neugebildeten Wörtern können kaum von den Grammatikern gebilligt werden. So *Cnemidaria*, welches unfer Vf. aus κνημια bildete, *Calimella* aus καλυμμα, *Ragiopteris* aus ῥαξ, ῥαγος, *Phymatodes* als Gattungsname u. f. w. Zudem ift der Stil nicht rein, und Wörter und Formen wie: *nec minime*, *rectilinee*, *aequitenenda*, *grandiofitas*, *fceleton*, *diramationes*, *innotuebit*, *potebunt* u. f. w. find hier nichts Ungewöhnliches. Alles diefes foll uns aber nicht abhalten, den wirklichen Werth diefer Schrift, den darin entwickelten Scharffinn und darauf verwandten Fleifs gehörig anzuerkennen. Das hiezu gebrauchte Material ift kein geringes gewefen, indem der Vf. die Herbarien des böhmifchen Nationalmufeums, die königlichen Herbarien und botanifchen Gärten in Berlin, fowie viele andere reichhaltige Privatfammlungen (wie die von *Kunth*, *Kunze*, *Meyer*, *Nees v. Efenbeck*, *Reichenbach*, *v. Römer*, *v. Schlechtendal*, *Sprengel* u. A.) für Vervollkommnung feiner Arbeit benutzte. Hiedurch wurde es möglich, dafs im vorliegenden Werke über 2000 Arten, die hier jedoch blofs einzeln nahmhaft gemacht find, Rechenfchaft gegeben ift. Bei Weitem die Mehrzahl der Gattungen wurde in etwas vergröfserten Repräfentanten bildlich dargeftellt, indem oft fchon ein einzelnes Blättchen oder ein einzelner Blattesfchnitt hinreichte, um den in Frage ftehenden Adernverlauf, fowie die Form und Stellung der Keimhäufchen u. f. w. zu verfinnlichen. So findet man oft gegen 25 — 30 Arten auf einer einzigen Tafel bey einander. Mit Ausnahme von *Hemidyctium Brunonis*, *Calymmodon cucullatus* und *Stegnogramme aspidioides* find alle Figuren vom Vf. felbft fehr reinlich und inftructiv gezeichnet, und blofs wenige Gattungen erhielten kein Abbild, wie diefs namentlich mit *Sticherus* der Fall ift. Nur die letzte Tafel, welche fehr vergröfserte Darftellungen der Keimkörner nach Zeichnungen von *Corda* darftellt, wurde lithographirt, alle übrigen find in Kupfer geftochen. Uebrigens machen nach unferem Vf. die *Farrenkräuter*, wie auch Andere bereits annahmen, eine eigenthümliche Claffe aus, welche in 5 folgende Ordnungen zerfällt: 1. *Filiaceae*; 2. *Hymenophyllaceae*; 3. *Marattiaceae*; 4. *Osmundaceae* und 5. *Ophiogloffaceae*. Indefs verdienten die *Schizaeaceae Mart.* wohl eine ebenfolche Ordnung zu bilden, als die meiften der fo eben genannten. Nur die erfte Ordnung kommt hier in Betracht. Nachdem die Unterfcheidungskennzeichen derfelben angegeben find, folgen Bemerkungen über Eintheilung in Familien, Organifation u. f. w., welche viel Lehrreiches enthalten. Als *männliche Genitalien* werden die bei jüngeren Kapfeln ftehenden den Moosparaphyfen ähnliche Körperchen betrachtet, welche uns jedoch eher rudimentelle unentwickelte Kapfeln zu feyn fcheinen, und daher einfacher unvollkommener find, aber eine ganz ähnliche Form als die Kapfeln zeigen. Sie werden unter anderen von *Polyftichum aculeatum* und *Asplenium Trichomanes* auf Taf. XI vergröfsert dargeftellt. Für die leichtere Orientirung

würde ein Ueberblick der Abtheilungen sehr erspriesslich gewesen seyn. Schade, dass nicht auch für jede hier aufgeführte Art das Vaterland angemerkt werden konnte, wodurch die Pflanzengeographie eine schöne Bereicherung erhalten haben würde; ebenso können wir nur bedauern, dass nicht auch der Vf. die fossilen Farrenkräuter in das Bereich seiner Forschungen zog, wodurch noch manches Verbindungs- und Mittelglied uns Tageslicht gezogen seyn würde. Denn dass diese Betrachtungsweise auch für das Studium urweltlicher Farrengewächse von höchster Wichtigkeit ist, hat schon *Brongniart* dargethan und bedarf keines ausführlichen Beweises.

3. Schon mehrere Jahre hat der Vf. dieses *Prodromus*, wie er in der Vorrede sagt, auf das Studium der Lobeliaceen verwandt, worüber er eine mit Diagnosen, ausführlichen Beschreibungen und genauer Synonymik ausgestattete Monographie verfasste. Vorliegende Schrift ist nur der Vorläufer derselben, um andere Botaniker auf die ihm noch fehlenden Arten aufmerksam zu machen, und sie um ihre Unterstützung zu ersuchen, damit jene Monographie so vollständig als möglich werde. Die ganze Familie der Lobeliaceen wird in 3 *Tribus* zerlegt, sowie in die Gattungen *Mezleria*, *Myopsia*, *Dobrowskya*, *Rapuntium Tournef.*, *Monopsis Salisb.*, *Tylomium*, *Solenopsis*, *Lobelia* (wohin auch *Siphocampylus* gebracht wird), *Enchysia*, *Byrsanthes*, *Isotoma R. Br.* *Grammatotheca*, *Clintonia Dougl.* *Lysipomia HBK.*, *Hypsela*, *Trimeris*, *Pratia Gaudich*; *Macrochilus*, *Delissea Gaud.*, *Cyanea Gaud.*, *Bollandia Gaud.*, *Clermontia Gaud.* und *Centropogon*. Alle die neuen Gattungen und Arten erhalten Diagnosen, die schon bekannten und hinlänglich charakterisirten werden bloss mit Namen aufgeführt. Im Anhange findet sich ein Verzeichniss von entweder zweifelhaften oder nur hinsichtlich ihres Namen bekannten Lobeliaceen, und von Gattungen und Arten, welche aus dieser Familie ausgeschieden werden müssen. Fleiss, Gelehrsamkeit und Scharfsinn sind in der ganzen Arbeit unverkennbar, und lassen das Beste für die herauszugebende ausfürliche Monographie hoffen. Noch erlauben wir uns eine Bemerkung. Es liegen vor uns Exemplare von *Lobelia excelsa Lesch.*, welche der Verf. *Rapuntium Leschenaultianum* nennt, an denen man deutlich sehen kann, dass sämtliche Antheren bartlos sind, daher sie vom Vf. unter einer anderen Rubrik aufgeführt werden muss, als S. 24 geschah. Ungern vermisst man die Angabe des Vaterlandes bei den bereits bekannten Arten, indem solches nur bei den hier zuerst beschriebenen mitgetheilt wird. Auch möchte ein gedrängtes Namenregister den Gebrauch dieser Schrift sehr erleichtern.

4. Es ist in der botanischen Weltsoviel über den Blumenbau der Balsaminen verhandelt worden, dass wir wünschen, es möge diese lichtvolle und naturgemässe Darstellung den Streit zu Ende führen, wozu jedoch kaum Hoffnung vorhanden, da sich unverkennbare Spuren einer gewissen Leidenschaftlichkeit beigemischt hatten, die unser Vf. jedoch glücklicherweise von sich ganz fern gehalten. Nachdem er das Geschichtliche über diesen Gegenstand erörtert hat, stellt er eine Beschreibung der Blumenorgane von *Impatiens noli tangere* und *Balsamina hortensis* neben einander, und zieht auch die Gattung *Hydrocera*, sowie die Füllung der Gartenbalsamine in den Kreis seiner Betrachtungen. Auf beygegebener lithographirter Tafel finden sich die Diagramme von *Impatiens noli tangere*, *Balsamina hortensis* in verschiedenen Abänderungen, einfach und gefüllt, und von *Hydrocera triflora*. Die äussere Ausstattung verdient ebenso wie die der beiden anderen Presl'schen Schriften unser Lob.

yκ.

1) Essen b. Bädeker: *Deutschlands Flora oder systematische Beschreibung der in Deutschland wildwachsenden und im Freyen angebaut werdenden Pflanzen.* Von *Johann Wilhelm Meigen*, Mitgliede mehrerer naturf. Gesellschaften. Erster Band. 1836, XX u. 472 S., nebst 49 lithographirten Tafeln. gr. 8. (2 Thlr. 12 gr.)

2) Cöln a. Rhein, b. Schmitz: *Anleitung zur Gewächskunde*, zunächst für Seminaristen und Volksschullehrer, von *August Richter*, Seminarlehrer zu Brühl. Mit 2 lithographirten Tafeln. 1836. XXVI u. 438 S. 8. (1 Thlr. 6 gr.)

3) Kassel, b. Luckardt: *Die Giftpflanzen und Giftschwämme Deutschlands*, nebst Abbildung und Beschreibung eines tollen Hundes, der gemeinen Kupfernatter und der Angabe der im gemeinen Leben zunächst gelegenen Hülfsmittel gegen Vergiftungen. Ein Hülfsbuch für Volksschulen von *A. Rullmann.* Dritte verbesserte und vermehrte Auflage mit 38 nach der Natur gezeichneten und colorirten Abbildungen auf 3 lithograph. Tafeln. 1837. 55 S. kl. 8. (12 gr.)

1. Wie gern lobten wir den trefflichen Herausg. der europäischen zweiflügeligen Insecten auch als Vf. vorliegender Flora Deutschlands, allein leider ist dieselbe nicht in demselben Grade ausgezeichnet, als jenes frühere Werk. Schon was den Plan anlangt, können wir uns nicht von der wirklichen Nothwendigkeit eines solchen Werkes überzeugen, da wir bereits durch *Mertens* und *Koch* eine so ausgezeichnete ganz in deutscher Sprache verfasste Flora von Deutschland erhalten haben, die schwerlich in Ansehung der Genauigkeit, Wissenschaftlichkeit und Zweckmässigkeit überboten werden konnte. Hätte unser Vf. mehr den Nutzen und Schaden, sowie überhaupt die Brauchbarkeit der fraglichen Gewächse fürs praktische Leben hervorheben wollen, so hätte doch wenigstens hiedurch eine neue Seite der deutschen Flora abgewonnen werden können. Allein da diess nicht geschehen; so können wir bloss in der Zugabe der lithographirten Tafeln, welche die meisten vaterländischen Gattungen erläutern sollen, etwas finden, wodurch eine gewisse Eigenthümlichkeit bedingt wird. Indess darf man nicht in Abrede stellen, dass sie noch viel zu wün-

schen übrig lassen. Wie ungenau sind z. B. nicht die Doppelfrüchte von *Cerinthe*, die Anheftung der Samen bey *Gentiana Cruciata*, die Antheren bey *Epimedium alpinum* dargestellt, wenn schon auf der andern Seite allerdings Manches richtig erfasst wurde. Auch läfst die ganze Anordnung nicht auf grofse Bekanntschaft oder doch gehörige Würdigung des fraglichen Stoffes schliessen. So will der Vf. das Linne'sche Sexualsystem beybehalten, allein die 21ste — 23ste Classe weglassen, und welche Ansichten er von dem natürlichen System hat, erhellt nicht allein aus der Vorrede, sondern auch aus der Angabe der einzelnen Familien, zu welchen die in Frage stehende Gattung gehören soll. So rechnet er *Ornus* zu den Kätzchenblüthen, *Veronicn* zu den Gentianen, *Fraxinus* zu den Kätzchenblüthen oder Jasminen, *Zea* zu den Scheingräsern, *Dipsacus* zu den Kaprisolien, *Epimedium* zu den Papaveraceen und *Cornus* zu den Dolden. Wir wissen wohl, welche Autoritäten da zum Theil missleiteten, und hätte der Vf. wenigstens dieselben nahmhaft gemacht, so würde er nicht die Verantwortung davon tragen. Ferner tadeln wir die Ungenauigkeiten bei den Diagnosen. Wer vermag, um nur Ein Beyspiel anzuführen, wohl die Gattung *Dipsacus* und *Scabiosa* nach folgenden Merkmalen zu unterscheiden: „*Dipsacus*, Blumen in Köpfchen, mit einer allgemeinen vielblätterigen Blüthendolde; Kelch doppelt: der obere beckenförmig mit ausgeschweiften Rande; Samen im bleibenden Kelche, Blüthenboden spreuig". — „*Scabiosa*, Blumen in Köpfchen mit einer allgemeinen vielblätterigen Blüthendolde; Kelch doppelt, der obere beckenförmig mit Randborsten; Samen im bleibenden Kelche; Blüthenboden spreuig oder borstig". Hienach würden die mangelnden Randborsten des oberen Kelches von *Dipsacus* den Hauptunterschied begründen, allein bey *Scabiosa Succisa L.* fehlen auch diese und nach solcher *Definition* würde man letztgenannte Art als einen *Dipsacus* betrachten müssen. — Da übrigens das Ganze sehr compendiös gehalten und daher auch wohlfeil ist, so wird es sich besonders für unbemittelte Liebhaber der vaterländischen Pflanzenkunde um so mehr eigenen, als auch die beygegebenen Lithographien, oft eine sehr erwünschte Auskunft bey Bestimmungen der Gattungen geben können. Nach der Vorrede steht eine kurze, im Allgemeinen lobenswerthe Erklärung der wichtigsten Kunstausdrücke, und dann erst kommt der Schlüssel des Systems. Vor jeder Classe steht eine kurze Charakteristik der darin enthaltenen Gattungen, welche bey Darstellung der Arten noch ausführlicher geliefert wird. Hiebey fällt unter Anderem auf, dafs stets blofs im Singular gesagt wird: „Ein *Kraut*, ein *Wassergewächs* u. s. w.", obschon oft sehr viele krautartige u. s. w. Arten zu einer Gattung gehören. Aufser der Diagnose der Arten findet sich noch eine kurze Beschreibung, Standort u. s. w. In diesem ersten Bande sind die 4 ersten Classen des, wie schon erwähnt, etwas veränderten Linn. Systems, sowie die erste Ordnung der fünften Classe abgehandelt, und ein Register der lateinischen Gattungsnamen macht den Schlufs. Was die Abbildungen anlangt, so mufs man sehr bedauern, dafs gerade die interessantesten Gattungen keine Darstellungen erhielten. So *Ruppia*, *Corispermum*, *Najas* u. s. w. Papier und Druck sind zu loben.

2. Die Methode, welche Hr. *Richter* beym botanischen Unterrichte in der von ihm näher bezeichneten Sphäre anzuwenden vorschlägt, scheint uns ganz geeignet, Interesse für mehr wissenschaftliche Pflanzenkunde zu erregen und gründliches Wissen zu befördern. Er hat sie in der Einleitung zu vorliegendem Buche ausführlicher vorgetragen, und sie verdient die Beachtung jedes denkenden Schulmannes, der nur immer die unabweisbare Nützlichkeit und Nothwendigkeit solcher Lehrgegenstände, wie hier in Frage stehen, erkannt hat. Man sieht daraus, dafs der Vf. aus eigener Erfahrung spricht, und diesem Gegenstande besondere Aufmerksamkeit gewidmet hat. Der eigentliche Inhalt zerfällt in 2 Theile, wovon der erste die Kunstsprache, der zweyte die Classification und Beschreibung der einzelnen Gewächse enthält. Die Unterscheidungsmerkmale sind ebenso, wie die etwas ausführlichere Beschreibungdeutsch, doch fehlt der lateinische systematische Name nicht. Angabe der Eigenschaften, Nutzen, Schaden u. s. w. vollenden das Bild des Ganzen. Bey der Reihenfolge des Einzelnen wurde das Linne'sche System nach der von *Ruthe* (Flora von Brandenburg) vorgeschlagenen Abänderung zu Grunde gelegt, doch geht selbst das natürliche System nicht ganz ohne alle Berücksichtigung aus, wenn schon weniger, als es verdient. Auch ist zu beklagen, dafs aus der Pflanzenphysiologie nicht soviel auf eine allgemein verständliche Weise beygebracht wurde, als ausreicht, um die daraus hergeleiteten oder sich darauf gründenden Verrichtungen des Landmanns, Gärtners u. s. w, gehörig zu begreifen. Ferner wäre es sicherlich passend gewesen, wenn die wichtigsten ausländischen Handelspflanzen ihre kurze Erörterung erhalten hätten.

3. Das *Rullmann*'sche Giftbuch ist besser gemeint, als ausgeführt, indem es nur Lobenswerthes bezweckt, allein hinsichtlich der Lithographieen ziemlich vernachlässigt ist. So dürfte der Unkundige wohl kaum darnach den gefleckten Schierling und die Hundspetersilie kennen lernen, da so wenig bey diesen Darstellungen auf Deutlichkeit und gehörige Hervorhebung der wichtigsten Unterscheidungsmerkmale Rücksicht genommen worden ist. Besonders fällt diefs bey der Abbildungder Kreuzotter (*Vipera Berus*) auf, die fast jede andere Schlange ebenso gut darstellen könnte, zudem fehlen unter den Schwämmen auch manche sehr giftige und ziemlich allgemein verbreitete, wie *Boletus Satanas*. Im Allgemeinen aber ist der dazu gehörige Text für den angegebenen Zweck brauchbar, wefshalb auch das Büchlein, wie auf der Rückseite des Titels zu lesen steht, von der kurfürstl. hessischen Regierung zu Kassel in die Schulen eingeführt wurde.

kr.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 7.

KIRCHENGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Barth: *Zeitschrift für die historische Theologie.* In Verbindung mit der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig herausgegeben von D. *Christian Friedrich Illgen*, ord. Prof. der Theol. zu Leipzig. Sechsten Bandes erstes Stück. 315 S. Mit einer Steindrucktafel. Zweytes Stück. VI u. 286 S. 1836. gr. 8. (3 Thlr.)

[Vgl. Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1836. No. 1. u. 2.]

Bereits in den früheren Bänden begegneten uns einige Male Abhandlungen, die entweder die Hälfte eines ganzen Heftes oder gar noch etwas mehr einnahmen. Wohl ist zuzugeben, dass diess in einer Sammlung von Abhandlungen rein wissenschaftlichen Inhaltes nicht eben gerügt zu werden verdienen würde; etwas Anderes ist es jedoch bey einer Zeitschrift, deren Wesen und Zweck Abhandlungen ausschliesst, welche von solchem Umfange sind, dass sie als selbstständige Schriften erscheinen könnten. — Zu dieser Erinnerung veranlasst uns gleich die *erste* Abhandlung dieses Bandes. Sie führt die Ueberschrift: *Doctrina Plutarchi et theologica et moralis, Commentatio, quam scripsit Theod. Hilmarus Schreiter, Schleusingensis, phil. Dr. in acad. Kiliensi privatim docens*, und umfasst S. 1 — 144. Zwar liefert diese Monographie, deren Einleitung sich zugleich über Plutarchs Leben und Methode zu philosophiren verbreitet, einen schätzbaren Beytrag zur Bereicherung der Geschichte der Philosophie, und zeugt von einem sorgfältigen Studium der Schriften dieses denkenden Staatsmannes: dennoch hätte dieselbe, für den Zweck einer Zeitschrift, von dem Vf. selbst bedeutend abgekürzt werden können. Sehr richtig wird überall nachgewiesen, dass der geistige Charakter unseres Philosophen weniger zur abstracten Speculation, als zu einem geistreichen, nach Consequenz strebenden Synkretismus oder Eklekticismus sich hinneigte, der alle philosophischen Lehren auf den Zweck des wirklichen Lebens zu beziehen suchte. Wie gründlich der Vf. seinen Gegenstand durchgeführt habe, erhellet schon aus der Eintheilung. Der *erste* Abschnitt nämlich: *Plutarchi doctrina theologica* zerfällt in folgende §§: 1. *de vera theologiae ratione;* 2 *de natura divina;* 3. *de gubernatione divina;* 4. *de institutis quibusdam sacrorum.* Der zweyte: *Plut. doctrina moralis* zeigt 1. *gravissimum esse philosophiae momentum ad vitam moresque formandos;* 2. *de natura animi humani ad virtutem formandi;* 3. *praecepta doctrinae ethicae potiora;* 4. *sententiae de republica administranda.*

Die *zweyte* Abhandlung über *die biblische Vorstellung vom Paradiese* hat Hn. Prof. Dr. *C. Aug. Credner* zu Giessen zum Vf. So sehr wir der philologischen Belesenheit des Vfs., sowie manchen scharfsinnigen Bemerkungen, Gerechtigkeit widerfahren lassen, so wenig können wir doch dem Resultate, das auf eine lange Reihe von Voraussetzungen gegründet wird, unsere Beystimmung geben. Die Sage von dem nach Westen hin liegenden, unzugänglichen Eilande der Seligen, hinweisend auf die Canarischen Inseln, welche auch bey den alten Griechen in der Sage von den Hesperiden ihren Anklang finde, soll von den Karthagern oder Phöniciern zu den Hebräern übergegangen, und hier von der selbstschaffenden Thätigkeit eines theokratisch gesinnten Hebräers, aus dem religiösen Standpuncte aufgefasst, in die Gestalt gebracht worden seyn, in welcher sie uns noch jetzt in der Genesis vorliege; oder wie der Vf. selbst das Resultat seiner Forschung am Schlusse derselben S. 193 zusammenfasst: „Die hebräische Sage von dem Ursitze des Menschengeschlechtes ist das gemeinschaftliche Erzeugniss einer auf Hochasien hinweisenden Ueberlieferung und phönizischer Sagen, auf palästinensischem Boden unter localem und theokratisch nationalem Einflusse entstanden." Fürs Erste bleibt ein derartiger Verkehr zwischen Phöniciern und Hebräern, wodurch Schiffernachrichten (wie es S. 176 ausdrücklich heisst) von jenen zu diesen übergegangen, und von diesen zwar nicht dem eigentlichen Werthe nach richtig beurtheilt, jedoch aus ihrem religiösen Standpuncte aufgefasst worden seyn sollen, ein solcher Verkehr bleibt höchst unwahrscheinlich; noch unwahrscheinlicher, dass ein *theokratischer* Hebräer die Sagen eines in seinen Augen verächtlichen, abgötterischen Volkes sollte angenommen, und ihnen „einen bestimmten Platz in seinem theologischen Systeme" angewiesen haben: abgesehen davon, dass jene Ursagen der Genesis in ein weit früheres Alter hinaufgerückt werden müssen, und wohl auf geschichtlichem Grunde beruhen.

Sehr anziehend ist der folgende Aufsatz vom Hn. Cons. Rath und Inspector Dr. *Böhme* zu Luckau bey

Altenburg *über das Buch Jona*, obſchon er eigentlich dem Bereiche unſerer Zeitſchrift etwas fern liegt. Der Vf. zeigt zuerſt aus der Einheit der handelnden Hauptperſon, ſowie aus der Einheit der Sache und der Darſtellung, daſs dieſes Buch ein Ganzes bilde; ferner, daſs daſſelbe eine einzige reine Dichtung enthalte, deren Endzweck ſey, die Häſslichkeit des Hebräerſinnes gegen Gott und nicht hebräiſche Menſchen zu lehren, und zwar in der Perſon des von Gott ſo ſehr begünſtigten und doch ſo ſtörrigen Jonas. Dieſe gründlich durchgeführte Hypotheſe hat allerdings hohe Wahrſcheinlichkeit, und dient treffend zur Beſeitigung mancher Schwierigkeiten.

Den Schluſs dieſes Heftes macht eine eigenthümliche Mittheilung aus dem Anfange des 17 Jahrhunderts. Sie führt die Ueberſchrift: *Die Chriſtenburg.* Allegoriſch - epiſche Dichtung von *Joh. Valentin Andrea.* Nach einer gleichzeitigen Handſchrift herausgegeben von Dr. *Carl Grüneiſen*, erſtem Hofprediger, Feldpropſte und Ober-Conſ. Rathe zu Stuttgart. Dieſe Handſchrift befindet ſich auf der kön. Bibliothek zu Stuttgart, und obſchon, wie auch der Herausgeber zugeſteht, das Gedicht an ſich von geringem poetiſchem Werthe iſt, ſo verdiente es doch, als ein noch unbekanntes Denkmal jenes verdienſtvollen Mannes, wegen ſeines chriſtlichen Inhaltes, namentlich in Beziehung auf die damalige verworrene Zeit, öffentlich bekannt gemacht zu werden. Das Ganze beſteht aus 40 kleinen Geſängen, jeder von 50 Verſen, und bildet ſo, wie auch der Herausgeber bemerkt, eine chriſtliche Epopee. Um Inhalt und Weiſe deſſelben unſeren Leſern einigermaſsen kenntlich zu machen, theilen wir die erſten Verſe mit, jedoch mit der Veränderung der Orthographie, die hier dem Originale völlig getreu beybehalten worden iſt:

Die Ankunft und das Regiment
Ein'r Stadt, die Chriſtenburg genennt,
Ihr Zunehmen und rechte Freud',
Ihr Abnehmen und Herzenleid',
Ihr' Scheinburger und falſche Freund',
Ihr' Glückwürger und alte Feind',
Ihr' Unruh' und die blutig Schlacht,
Und wie ſie wieder aufgebracht,
Auch was gehört zu dieſen Dingen,
Will ich mit Wenigem fürbringen.

Das *zweyte* Stück eröffnet die Ueberſetzung der Schrift des vor einigen Jahren zu Kopenhagen verſtorbenen Prof. und Bibliothekars *R. Rask* über: *Den aeldste hebraiske Tidsrechning indtil Moses* u. ſ. w. Hr. Conſ.-und Schul-Rath Dr. *Mohnike* zu Stralſund theilt uns dieſelbe mit, unter der Ueberſchrift: *Die älteſte hebräiſche Zeitrechnung bis auf Moſes*, nach den Quellen neu bearbeitet und mit einer Karte vom Paradieſe verſehen u. ſ. w. Der Vf., mit Recht von dem Grundſatze ausgehend, daſs die ägyptiſche Zeitrechnung, die er ſelbſt in einer früheren, auch ins Deutſche überſetzten Schrift näher zu beſtimmen verſucht hatte, zur Berichtigung der hebräiſchen vorzüglich geeignet, und daſs die in den älteſten Moſaiſchen Urkunden enthaltenen Ereigniſſe keineswegs für bloſse Mythen zu halten ſeyen, daſs ſie vielmehr (mit Ausnahme der Schöpfungsgeſchichte S. 12) einen rein hiſtoriſch-geographiſchen Stoff enthielten — nimmt an, daſs die in dem erſten Buche Moſis angegebenen Zeitbeſtimmungen auf drey verſchiedene Arten, die Länge des Jahres zu berechnen, ſich gründen, und daſs ſich daraus drey ſehr verſchiedene Zeiträume ergeben: der erſte von dem Auszuge aus Aegypten (1619 v. Chr.) bis zurück zu Abrahams Einwanderung in dieſes Land: der zweyte von dieſem Zeitpuncte bis zur Fluth Noahs; der dritte die Zeit Noahs und vor ihm. Wenn nun in dem älteſten Zeitraume vor Noah das Lebensalter der Urväter zwar in beſtimmten, in paſſendem Verhältniſſe zu einander ſtehenden, jedoch ungewöhnlich groſsen Zahlen angegeben wird, und es doch das Wahrſcheinlichſte bleibt, daſs das Alter jener Menſchen dem geſetzmäſsigen Menſchenalter werde entſprochen haben: ſo könne man leicht die wahre Zeitbeſtimmung finden, wenn man jene Jahre für Monatjahre nehme, und daher jene Zahlen durch Zwölfe theile. In der zweyten Periode finde ſich eine bedeutende Minderung der Jahreszahlen: nehme man nun an, daſs eine verſchiedene Jahresrechnung eingetreten, und man das Jahr zu zwey Monaten berechnet habe (was jedesmal durch anderweitige Gründe wahrſcheinlich gemacht wird), ſo habe man die angegebene Zahl mit Sechs zu theilen, und man erhält dieſelben naturgemäſsen Reſultate. Auf gleiche Weiſe wird für die zweyte Abtheilung dieſes Zeitraumes das Jahr zu vier Monaten gerechnet, und daher die Zahlenangaben durch Drey zerfällt. — Schon dieſe unſere Andeutung wird genügen, auf die Wichtigkeit dieſer gediegenen Unterſuchung aufmerkſam zu machen; ſie iſt von derſelben Bedeutung für den Geſchichtsforſcher der älteſten Zeit, wie für den Theologen. Für den letzten hat noch beſonderes Intereſſe die S. 94 eingewebte Unterſuchung über die Lage des Paradieſes, deren Reſultat weit wahrſcheinlicher iſt, als die von Hn. D. *Credner* im erſten Stücke aufgeſtellte Hypotheſe. Ein beygefügtes, ſauber gearbeitetes Kärtchen „von dem Paradieſe und den umliegenden Ländern" dient zur Veranſchaulichung derſelben. — Wichtiger für die Specialgeſchichte, jedoch der Mittheilung vollkommen werth, iſt die *zweyte* Abhandlung über *die Metropolitanverbindung Riga's mit den Biſsthümern Preuſſens;* nach urkundlichen Quellen dargeſtellt von Dr. *Heinr. Fr. Jacobſon*, auſs. Prof. der Rechte zu Königsberg. Die Abhandlung, in welcher mehrere Berichtigungen ſeitheriger Annahmen, oft aus ungedruckten Quellen, ſich finden, zerfällt in drey Abſchnitte: 1. Begründung der Metropolitanverbindung der preuſſiſchen Kirche mit dem Erzbiſsthume Riga; 2. Ausübung der einzelnen Metropolitanrechte der Erzbiſchöfe von Riga über die preuſſ. Suffraganen; 3. Umgeſtaltung der Metropolitanverbindung in den einzelnen Diöceſen Preuſſens. — Eine höchſt merkwürdige Erſcheinung aus dem ſechzehnten Jahrhundert bietet der folgende Aufſatz unter der Ueberſchrift dar: *Origo et fundamenta religionis Chriſtianae;* eine bisher noch unbekannte deiſtiſche, antichriſtliche Schrift aus dem ſechzehnten Jahrh. Mit-

getheilt von Dr. *Aug. Gfrörer*, Bibliothekar zu Stuttgart. Die beiden Herausg., Hr. *Gf.*, dem dieser Aufsatz von einem Freunde zu näherer Untersuchung im Manuscripte auf schlechtem, altem Papiere mitgetheilt worden war, sowie Hr. *I.*, haben denselben bevorwortet; und so richtig sie sich beide über das Seichte und Frivole mehrerer hier mitgetheilter Angriffe auf das Christenthum aussprechen, so hätten sie doch nicht unerwähnt lassen sollen, dass auch viele treffende Einwürfe in diesem Aufsatze gemacht werden, die aber nicht das reine biblische Christenthum, sondern das kirchliche, durch die Schuld der Theologen und Philosophen ganz entstellte, treffen, und dass dieser Aufsatz aus einer Zeit herrührt, in welcher der theologische Zeloten-Eifer für ein angeblich orthodoxes Christenthum aller Natur- oder Vernunft-Religion Hohn zu sprechen wagte: ein Verfahren, das eben so frivol genannt zu werden verdient, als die Angriffe der Deisten auf das kirchliche Christenthum. Was z. B. der uns völlig unbekannte Vf. im ersten Abschnitte über die alttestamentlichen Weissagungen und deren Erfüllung sagt, um zu beweisen, dass sie dem Wortsinne nach nicht können auf Jesus von Nazareth bezogen werden, namentlich die Annahme einer *promissio conditionalis* von Seiten der Propheten, zeugt von nicht geringem Scharfsinne, und er würde gewiss das Wesen der Prophetie richtiger aufgefasst und sich überzeugt haben, dass Jesus der von den Propheten verheissene Christus wirklich gewesen sey, wenn die damalige Orthodoxie nicht eben so einseitig darüber entschieden hätte. Sehr richtig erinnert er auch gegen den damaligen kirchlichen Dogmatismus, dass Christus weder im A. T. als Gott erwartet, noch von der Mehrzahl der Apostel als solcher verkündet worden sey. — Der zweyte Abschnitt: *Vera, divina, antiquissima et perfectissima doctrina de Deo et voluntate ejus*, ist keinesweges so ganz antichristlich: die Einheit Gottes, des Schöpfers Himmels und der Erde, wird anerkannt, sowie die Erhaltung und Regierung der Welt; ihm sind wir Dank und Verehrung, unseren Nebenmenschen aber, als Geschöpfen desselben Gottes, Liebe und Wohlwollen schuldig, und desshalb müssen ihm heilige Tage geweihet werden; die zehn Gebote, deren Summe (S. 242, wo ausdrücklich auf Matth. 22, 37 — 40 verwiesen wird) das Gebot der Gottes- und Nächsten-Liebe ist, sind als Gottes Wille heilig zu halten, und nur der Rechtschaffene findet Erhörung des Gebetes bey Gott und der reumüthige Sünder Erleichterung des Gewissens. — Diese Grundsätze, meint der Vf., lehre uns die Vernunft, *seu potius Deus ipse* (wie er S. 236 ausdrücklich sagt) *per rationem, quam nobis hanc potissimum ob causam concessit.* Wie leicht würde er dieselben Grundsätze für ächt und reinchristlich anerkannt, und die Lehren von Jesu als dem wahren Christus, von Taufe und Abendmahl u. s. w. vernunftgemäss gefunden haben, wenn er sie damals von dieser Seite hätte kennen und beurtheilen lernen! Wenn in letzter Hinsicht der Vf. sich wirklich frevelhaft über Christus und seine Apostel ausspricht, so müssen wir diess mehr seiner Unwissenheit, als Böswilligkeit, zuschreiben, und beide Herausg. verdienen unseren Dank, uns dieses merkwürdige Denkmal deistischer Freysinnigkeit des sechzehnten Jahrhunderts mitgetheilt zu haben. — Den Beschluss macht eine akademische Gelegenheitsrede des Hn. Kirchenraths Dr. *A. G. Hoffmann*, gehalten zu Jena d. 6. Febr. 1836 bey Uebernahme des Prorectorats. Wir müssen uns in diesen Blättern nur auf eine allgemeine Anzeige dieser Rede beschränken.

L. L.

ELBERFELD, in der Büschlerschen Verlagshandlung und Buchdruckerey: *Die Lehre und Geschichte der christlichen Kirche.* Ein Lehrbuch der Religion für obere Classen höherer Schulen. Von *Ludwig Bender*, Rector (in Langenberg). 1834. IX u. 129 S. 8. (12 gr.)

Den *zweyten* Theil dieser Schrift finden wir richtig, aber den *ersten* nicht genau bezeichnet. Der letzte enthält nur die Lehre eines *Theils* der christlichen Kirche, nämlich der *protestantischen.* Gelegentliche Berührungen der Differenzpuncte anderer christlicher Confessionen können noch nicht für eine Darstellung ihrer Lehrsätze angesehen werden. Die christliche Religion aber (*fides quae creditur*) wäre dann, als auf historischen Factis beruhend, in ihrer Entstehung, ihren Schicksalen und ihrer Ausbildung zunächst, die Lehre selbst in ihren einzelnen Theilen aber als das Resultat jener geschichtlichen Begründungen und Relationen füglicher im zweyten Theile behandelt worden.

Doch wir folgen dem Vf. nach der von ihm beliebten Ordnung. *Erste Abtheilung.* Die Lehre der christlichen Kirche. Einleitung. 1. Abschnitt. Von der Religion überhaupt und der christl. insbesondere. S. 1 — 5. *Religion* definirt der Vf. als „die feste Ueberzeugung von dem Daseyn eines unsichtbaren, über Alles mächtigen Wesens, das wir Gott nennen, das Bewusstseyn unserer Abhängigkeit von ihm, und die nach der besonderen Vorstellung, die man von demselben hat, sich gestaltende Verehrung desselben.“ Dieser Definition fehlt es an der nöthigen Kürze und Klarheit, und deswegen auch an Fasslichkeit. Das Nämliche ist der Fall, wenn die *Theologie* als eine gründliche, geschichtliche und wissenschaftliche Erkenntniss der Religion erklärt wird, wo offenbar die Bezeichnung „wissenschaftlich“ ausreichend gewesen wäre. 2 Abschnitt. Von den Erkenntnissquellen der Religion. S. 5 — 12. Mit *Niemeyer* (Lehrb. für die oberen Religionsclassen in Gelehrtenschulen) behauptet der Vf. S. 6, dass die Bücher des A. T. ihrem Inhalte nach entweder *geschichtlich*, oder *dichterisch*, oder *prophetisch* seyen. Das Ungenügende dieser Eintheilung muss er aber wohl selbst empfunden haben, weil er hinzufügt: „doch meist gemischt.“ Wir geben zu, dass keine der älteren und neueren Eintheilungen völlig genau ist, allein der bekannten in historische, didaktische und prophetische Bücher müssen wir doch darum den Vorzug einräumen, weil dabey der Eintheilungsgrund ein unvermischter ist, und die ein-

zelnen Glieder sich ausschliessen, bey jener aber theils der Inhalt und theils die Form das *fundamentum divisionis* hergeben. S. 8 heisst es, dass Paulo auch der Brief an die *Hebräer* zugeschrieben werde. Bey der Unentschiedenheit dieser Frage hätte der Zusatz „von Manchen“ nicht fehlen dürfen. I. Hauptstück. Von Gott und seinem Wesen überhaupt. S. 12 — 16. Die Bemerkung S. 13: „wenn es auch der *Kunst* erlaubt ist, Gott auf die würdigste Weise bildlich darzustellen, er will nicht in Bildern — — verehrt seyn,“ ist dem Rec. befremdend gewesen, jedenfalls aber hätte sie wegbleiben sollen. II. Hauptst. Von Gott dem Vater. S. 16 — 20. S. 17. §. 17. wird der Satz aufgestellt, dass Gott sich nirgends *theilweise offenbaren* könne. Gottes Wirksamkeit und Offenbarung hat der Vf. hier mit einander identificirt. Erstere ist niemals das theilweise, sondern stets das totale Ergebniss seiner Eigenschaften, allein daraus folgt nicht, dass letztere als Relation zu den Menschen diesen in jedem Falle zur Erkenntniss jenes vollen Ergebnisses verhilst. III. Hauptst. Von Gott dem Sohne. S. 20 — 25. IV. Hauptst. Von Gott dem heiligen Geiste. S. 25—26. Es ist nicht gutzuheissen, dass der Vf. hier die unschriftmässige Terminologie in der Bezeichnung des Sohnes Gottes und des Geistes Gottes oder des heil. Geistes beybehalten hat. V. Hauptst. Von den Engeln. S. 26 — 28. VI. Hauptst. Von des Menschen Ursprung, anfänglicher Beschaffenheit und Sündenfall. S. 28 — 30. Hier finden wir S. 29 die Bemerkung, dass der Körper des Menschen nach höchst sicheren Schlüssen anfangs *unsterblich* gewesen sey. Aber durch welche biblische Prämissen gelangt der Vf. denn zu diesen *höchst sicheren* Schlüssen? Er hat die Stelle 1 Thess. 4, 17 beygefügt. Daraus möchten sich aber wohl Wenige zu dieser Sicherheit verhelfen können. Der θάνατος, als eine *necessitas moriendi* betrachtet, beruht auf einem physischen Gesetze, welches sich Genes. 3, 19. vgl. mit 1 Kor. 15, 47 u. 50 findet; nicht derselbe an und für sich, sondern nur das Beschwerende und die Bitterkeit, wovon er begleitet, überhaupt sofern er etwas Schreckliches geworden ist, erscheint dem Rec. als Folge der Sünde. S. 30 heisst es: „Die Sünde der ersten Menschen bestand nicht in dem Genusse, viel weniger in dem Genusse einer dem Körper schädlichen Frucht, sondern in der Nachgiebigkeit gegen die sinnliche Lust“ u. s. w. Hier fehlt es dem Gedanken, wenn wir die Stelle richtig aufgefasst haben, an der gehörigen Präcision, auch hätte diese Bemerkung füglich erspart werden können. VII. Hauptst. Vom sittlichen Verderben des Menschen. S. 31 — 33. VIII. Hauptst. Von Gottes Rathschlusse zur Erlösung der Menschen und dessen Vollziehung in Christo. S. 33 — 40. IX. Hauptst. Vom christl. Wandel. 1. Von den Pflichten der Gottesliebe. S. 41 — 42. 2. V. d. Pfl. der Selbstliebe. S. 42 — 44. 3. V. d. Pfl. der Nächstenliebe S. 44 — 49. S. 44 steht: „Auch die *Ehre* des Nächsten lässt sich die Liebe anempfohlen seyn.“ Welches ist hier das Subject? S. 46 sagt der Vf.: „besondere Beziehungen der brüderlichen Liebe, in sofern sie das *jugendliche* Alter angeht, sind die Aelternliebe, die Geschwisterliebe, Lehrerliebe, Freundschaft und Feindschaft, Mildthätigkeit und Dankbarkeit, Kirchenliebe, Vaterlandsliebe und das Verhältniss zwischen Herrschaften und Untergebenen.“ Wir wissen nicht, aus welchem Grunde der Vf. diese Pflichten nur als solche bezeichnet, die gerade dem *jugendlichen* Alter allein obliegen sollen. X. Hauptst. Von den Heilsmitteln. 1. Von der Kirche. S. 49 — 52. 2. Vom Worte Gottes. S. 52 — 53. 3. Von den Sacramenten. S. 53 — 57. a. Von der heil. Taufe. b. Vom heil. Abendmale. 4. Vom Gebete. S. 57 — 59. Bey der Fürbitte für die Feinde (S. 58) hätte der Stelle Matth. 5, 44 ein Platz gebührt.

Zweyte Abtheilung. Die Geschichte der christl. Kirche. Einleitung S. 65. I. Zeitraum. Von der Stiftung der Kirche bis Constantin d. Gr. S. 66. II Zeitr. Von Constantin dem Gr. bis Gregor I. S. 71. III. Zeitr. Von Gregor I bis Gregor VII. S. 76. IV. Zeitr. Von Gregor VII bis zur Reformation. S. 83. V. Zeitr. Von der Reformation bis auf unsere Zeiten. S. 95. 1. Epoche. Vom Anfange der Reformation bis zum Schlusse des Trienter Concils. S. 95. 2. Ep. Vom Concil zu Trient bis zum Eindringen der Freygeisterey. S. 103. 3. Ep. Vom Eindringen der Freygeisterey bis zum neuen Aufleben des christl. Glaubens. S. 118 — 129.

Die Ausstellungen an diesem Lehrbuche würden sich allerdings vermehren lassen, allein theils würden wir dadurch den Raum dieser Anzeige überschreiten, und theils haben wir zu unserem Vf. das Vertrauen, dass er bey fernerer Ueberarbeitung die anderweitigen, seiner Schrift noch anklebenden einzelnen Mängel selbst auffinden und verbessern werde. Im Ganzen genommen, können wir diesem Buche unseren Beyfall nicht versagen. Und wenn wir uns auch mit der Anordnung der beiden Hauptheile nicht einverstanden erklärten, so zeugt doch im Uebrigen die Anlage von Gründlichkeit, die Ausführung von Scharfsinn, Fleiss und Belesenheit. Der Ausdruck ist meist bestimmt, bündig und klar, und so vereinigt diese Schrift viele treffliche Eigenschaften in sich, welche sie der Empfehlung bey Schulmännern werth macht. Einen sinnentstellenden, nicht hinten angegebenen Druckfehler glaubt Rec. S. 38 Z. 2 von oben gefunden zu haben, wo für „*engern*“ weitern gelesen werden dürfte. S. 74. Gesch. §. 27. Der Pelagianische Streit begann im J. 412. Es muss desswegen dort heissen: im Anfange des 5ten, nicht aber des 3ten Jahrh. S. 119 lies K. F. statt K. L. Bahrdt.

Br.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1837.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Hanau, b. König: *Letzte Schickfale und Entdeckungen des franzöfifchen Schiffscapitäns Grafen de la Perouse und der Mannfchaft der Fregatte La Bouffole jenfeits des 85 Grades N. Breite.* Mit einer Entdeckungscharte. 1837. 224 S. gr. 8. (1 Thlr.)

Es gehört zu den beklagenswertheften Erfcheinungen der Zeit, dafs die Claffe der fittenverderblichen Schriften in den letzten Jahren fich nicht blofs unverhältnifsmäfsig gemehrt hat, fondern dafs auch gerade die talentvollften Schriftfteller mehr oder weniger in diefer Richtung fteuern. *Wolfgang Menzel* hat mit feiner literarifchen Geifsel wahrfcheinlich mehr gereizt als gebeffert, und der Procefs *Gutzkow's* hat wohl einige gefetzliche Klippen kennen gelehrt, die ein Schriftfteller meiden mufs, aber die Schmugglerfahrten auf der See der Neomanie find nur defto lockender geworden. Als Rec. die vorliegende Schrift zu Geficht bekam, dachte er an Nichts weniger als an einen philofophifch-phyfikalifchen Roman, nur die Neugierde, von den Schickfalen des unglücklichen Laperoufe vielleicht etwas Näheres zu erfahren, als die Zeitungsnachrichten gegeben hatten, bewog ihn zur Lectüre des Buches. Bald fah er fich enttäufcht, anfangs zwar, fo lange die Fiction fich im Kreife der Geographie und Phyfik bewegte, auf eine angenehme Weife, fpäter aber, als der Vf. feinen Helden über moralifche und Civilifations-Fragen räfonniren läfst, höchft fchmerzlich. Nicht, als wenn gerade fehr viel grelle Behauptungen aufgeftellt, oder das fittliche Gefühl des Lefers direct beleidigt würde — gerade die Lieblichkeit der Einkleidung, der einfchmeichelnde Stil, machen die Schrift zu einer gefährlichen Lectüre für die Jugend. Es ift Pflicht des Rec., diefs zu erweifen.

Die höchft gelungene Fiction ift kürzlich folgende: Ein englifcher Arzt, den der Vf. in dem Bade Salzhaufen kennen lernte, fand auf einer nördlich von Spitzbergen gelegenen Infel die Papiere eines dort umgekommenen Reifegefährten Laperoufe's, des Wundarzt-Gehülfen *Bicer*, welche beweifen, dafs der berühmte Weltumfegler nicht, wie fälfchlich vorgegeben wird, bey Vanikoro Schiffbruch litt, fondern in das Innerfte des Eismeeres bis an den Nordpol felbft vorgedrungen fey, und als Entdecker eines öften Welttheils von gar feltener Befchaffenheit nebft allen Gefährten feinen Untergang gefunden habe.

Der Faden der Erzählung wird aufgenommen, als die kühnen Seefahrer das Eiscap umfegeln, und ziemlich feemännifch durchgeführt, bis die Fregatte unter 82° N. B. 80° W. L. einfriert. Da nach Süden kein Entkommen möglich fcheint, der Capitän aber die Hoffnung auf ein milderes Klima in der Nähe des Pols anregt, fo entfchliefst fich die Mannfchaft, in Schlittenbooten die Richtung nach Norden zu verfolgen. Nach grofsen Mühfeligkeiten erreichen fie wirklich mildere Temperatur und ein offenes Meer, worin fie zuerft die Infel Neufrankreich mit riefenhaften gefchwänzten Menfchen und eben fo riefenhaften Thieren und Gewächfen entdecken. Auf ihrer weiteren Entdeckungsfahrt gelangen fie an den Polarcontinent, mit herrlicher Natur und von liebenswürdigen Naturmenfchen bewohnt, von welchen fie aufs Gaftlichfte aufgenommen, und auf ihrer Landreife nach dem Pole felbft unterftützt werden.

Die phyfikalifchen Hypothefen oder Träume, welche an diefe Unterfuchung des Pols geknüpft werden, find jedenfalls finnreich, und Rec. würde gern bey denfelben verweilen, wenn ihm die moralifchen Partieen des Buches nicht wichtiger dünkten. Eben fo wenig mögen wir darüber rechten, wie man ein Land innerhalb des 86° der Breite, alfo von höchftens 11300 Q.Meilen, einen Continent nennt u. dgl. Alles diefs find Kleinigkeiten, die in dem wohl ausgearbeiteten Ganzen verfchwinden würden, wäre daffelbe nur nicht durch andere Flecken entftellt.

Die Entdecker waren nach der Hauptftadt des Polarreiches zurückgekehrt, und in dem Verkehre der paradiefifch-einfachen Eingeborenen mit den Franzofen des *ancien regime* entfpinnen fich nun Gefpräche, welche unfere ganze Civilifation fo ziemlich als eine Ausgeburt der Hölle darftellen. An fich find dergleichen goldzeitalterliche Ideen den Mitgliedern des eifernen Zeitalters nicht fehr erbaulich, und haben fchon manchen Jüngling und manche Jungfrau von der thatkräftigen Wirklichkeit zu poetifch-philofophifcher Ohnmacht hinabgezogen, indeffen hat doch da Hr. *Pfeudo-Laperoufe* nicht mehr gethan, als *Wieland* in feinem Goldenen Spiegel, *Klinger* in gar vielen Romanen, und *Herder* in feinen Ideen, wenn ihn gerade der Ekel an dem künftlich verkehrten

Treiben ſeiner Zeitgenoſſen befiel. Der Hauptvorwurf, welchen wir dem Vf. machen, ſind ſeine Angriffe gegen die Ehe, ſeine Vertheidigung ungeregelter Wolluſt, und ſein Ausmalen der ſinnlichſten Scenen. Rec. iſt überzeugt, daſs dadurch der Nerv aller wahren Civiliſation, die nur auf Sittlichkeit gegründet ſeyn kann, verletzt wird, und kann nicht begreifen, daſs, nachdem man Jahrtauſende lang Cekrops und ähnliche Geſetzgeber wegen der Einführung feſter Ehen geprieſen hat, man jetzt, nach dem Vorgang einer ſchreibtollen Madame Dudevant, die Ehe unter die Haarzöpfe der veralteten Jahrhunderte rechnen will. Der directe Angriff auf die Ehe iſt zwar bey unſerem Nordpolfahrer ſeemänniſch kurz und faſt elliptiſch, aber das Accompagnement der eheloſen Wolluſt iſt ſo überſchwellend, daſs das Thema ſich leicht ergänzen läſst. Schon an der Eskimoküſte kann der Vf. dem Drange nicht widerſtehen, grobe Liebesattaken zu erzählen, und um doch durch eine philoſophiſche Bemerkung dieſe Digreſſion zu bemänteln, ſchlieſst er mit den Worten: „So lieblos auch der Himmel ſeines Vaterlandes gegen den Eskimo iſt, ſo hat er ihm doch ein der Liebe zugängliches Herz geſpendet.“ Ganz recht! die eskimoartige Liebe findet überall Eingang, ſelbſt in die Herzen der Wallfiſche und Eisbären. Damit der Vf. auf dieſs beliebte Thema zurückkehren kann, läſst er den todesmüden Bicer von einem Meerweibchen aufgeweckt werden, und unter welchen zärtlichen Verhältniſſen! „Jugendtriebe, ſo lange unterdrückt und nahrungslos, regten ſich; mir war, als ſchlummere ich an dem Buſen eines ſchönen Weibes, deren Arme mich liebend umfingen, und deren Lippen brennende Küſſe auf meinen Mund drückten.“ Und weiter: „Ich befand mich in den Armen einer nackten weiblichen Geſtalt, deren Schönheit erhöht durch die wunderbare Weiſe, auf welche ſie ſich zuerſt meinem Auge darbot, und theilweiſe verhüllt durch das Halbdunkel der Nacht, mich in Wolluſtſchauern beben machte.“ Doch dieſs Mal wird auf eine ſehr unſanfte Weiſe abgebrochen, weil dem jungen Helden die *partie inferieure*, nämlich der Fiſchſchwanz, nicht gefällt. Indeſs hat das Geſchöpf Anziehendes genug, daſs der encyklopädiſche *Laperouſe* und der naturphiloſophiſche Ueberſetzer ſich der bezweifelten Exiſtenz dieſer Zwittergattung von Menſch und Fiſch annehmen.

Auch die Himmelskörper werden von der Wolluſt des Zeugungsactes nicht ausgeſchloſſen. „Es giebt zweyerley Geſchlechter von Himmelskörpern, das eine Geſchlecht mit feſtem Inneren, wo vom Centrum, dem zuerſt entſtandenen Kerne, die Verdichtung ſich nach der Oberfläche hin verbreitet, und dahin gehören alle Sterne, welche eigenes Licht ausſtrahlen, die Sonne mit allen Fixſternen: es iſt das männliche Geſchlecht. Die Sterne, welche zum zweyten oder weiblichen Geſchlechte gehören, haben ein hohles Innere, und ſtrahlen nur von fremdem Glanze.“ Die Begattung dieſer liebenden Weltmaſſen geht entweder durch die Sonnenſtrahlen vor ſich, welche durch die poröſe Erdſchale in den Uterus eindringen, um dort die Welteychen zu befruchten; oder durch die Kometen, welche wie Blüthenſtaub in den Himmelsregionen umherfliegen. Wahrlich, groſsartige Ideen! Nur verbitten ſich die telluriſchen Väter und Mütter die Anwendung derſelben auf ihre Söhne und Töchter; ſo wie uns auch die Schwangerſchaft unſerer Erde nicht recht gefallen will, weil wir dadurch die Ausſicht auf eine baldige gewaltſame Entbindung derſelben erhalten, wobey die Mutter nicht ſtirbt und unter Thränen in ein Grab gelegt, ſondern wie ein Dampfkeſſel aus einander geſprengt wird.

Nach der Polexpedition entfalten ſich reichere Liebesabenteuer mit den ſchönen Polarländerinnen. Die Königin kommt in einem von Mammuthen getragenen Garten den rückkehrenden Helden entgegen. Die Schönheit dieſes Gartenwunders wird gebührend gerühmt, noch weit mehr aber die „üppigen, liebeathmenden Geſtalten der in ihre ſchneeweiſsen Gewänder nur leicht verhüllten, reizenden Polarländerinnen“, ſpäter auch „wollüſtige Hebegeſtalten“ und „Nymphen“ genannt. In der That kann es auch nicht wohl zuvorkommendere Frauenzimmer geben, als dieſe Polarnymphen; denn ſie ſingen den ſelbſtgedichteten Vers: „Der Buſen unſerer ſchönſten Mädchen iſt nicht würdig, daſs die Kinder dieſer Fremdlinge daran ſaugen.“ Doch war es mit dieſer Unwürdigkeitserklärung nicht ganz ernſtlich gemeint; denn einige Zeilen darunter wird von den „anmuthigen Gruppen“ geſprochen, „in welchen ſich unſere lüſterne Mannſchaft mit den liebeglühenden Nymphen zuſammengeſellt hatte. Es war keine ſchattige Blumenlaube, unter welcher nicht ein Matroſe auf weicher Matte ausgeſtreckt lag, ſeinen Mund auf die glühenden Lippen einer feurigen Polarländerin heſtend, mit der einen Hand in den aufgelöſten Seidenlocken ſpielend, oder den entblöſsten Buſen liebkoſend.“ Solche Schilderungen mögen gewöhnliche Romanleſer ergötzen, und Leihbibliothek-Beſitzern bequemen Gewinn verſchaffen. Aber ſind ſie zu billigen? — Doch es kommt noch beſſer. Nachdem der Ehe mittelſt einer Reihe von Gedankenſtrichen und einer Anmerkung des Ueberſetzers, daſs das Manuſcript hier unleſerlich ſey, die gehörige Ehre erwieſen worden iſt, wird die Königin Ihie bedauert, daſs ſie allein durch ein dem ehelichen Inſtitute ähnliches Familienſtatut eingezwängt ſey, um eine Nachkommenſchaft aus reinem Königsſtamme zu erhalten. Allein die unſchuldige Natur dieſer liebenswürdigſten aller Königinnen zerreiſst auch dieſes unnatürliche Band; denn während der männliche und weibliche Hofſtaat ſich über die „unerſättliche Geſchlechtslüſternheit der liebeshungerigen Meernymphen“, wovon jede Colonie ſich mit einem einzigen Manne begnügen muſs, unterhält, flüſtert Ihie dem von ihr auserleſenen Bicer ins Ohr: „Heute Nacht, Fremdling, wenn der Schatten jenes Roſenbaumes, welcher ſich am Eingange meines Palaſtes befindet, die benachbarte Quelle erreicht hat, erwarte ich dich auf meinem Blumenlager. Ich werde meine Dienerinnen und die argloſen Beamten aus

meiner Umgebung zu entfernen wissen, damit du ungestört und gefahrlos die Glut deiner Wangen mit der meines Busens vermischen kannst, bis sie in der Sättigung erlischt." Wahrlich, es gehört mehr, als europäische Unschuld und Naivetät dazu, solche jungfräuliche Anträge zu machen. So hat Eva zu Adam weder in noch ausser dem Paradiese gesprochen. Von den Worten kommt es natürlich zur That, aber nicht bevor Bicer vor Wollustgedanken einem Matrosen die Rettung aus den Klauen eines Meerungethüms und seinem Capitän den Beystand gegen Feinde versagt hat. Obgleich diese Erzählung in anderem Betrachte die Glanzpartie des Buches ist, so dürfen wir doch die über alles Mass wollüstige Ausschmückung nicht ungerügt lassen, und führen einige Stellen wörtlich an, um dem ganzen deutschen Publicum die Giftblumen zu zeigen, welche in den Gärten der Naturphilosophie und der *jeune Allemagne* wachsen.

Bicer hält nach seiner Unterlassungs-Mordthat folgenden Monolog: „O, sie zu sehen — ihre anmuthigen Formen, ausgestreckt auf das duftende Bett bunter Blüthen; das Haupt von schmeichelnden Seidenlocken umtanzt, leicht gestützt auf den Alabasterarm! — O, mit brennenden Lippen nur leise streifen dürfen erst die von keiner Falte getrübte Marmorstirne, den stolzen Thron der Anmuth und Grazie; dann die in Wollustschauern sich halb schliessenden Augenlieder; die dunkele, sinnige Reihe der Wimpern! — O, küssen dieses Kinn, so zart, so frisch, und die Alabastersäule des mit feinem Blau leicht geäderten Halses! — O, kosen dürfen mit meinem Athem diesen wohlgerundeten Busen, der in blendendem Weiss sich kaum von dem Glanze des Linnengewandes unterscheidet, welches ihn halb verhüllt! — O, einsaugen dürfen den jungfräulichen Athem, welcher mild und verliebt aus dem Knospenmunde voll glänzender Perlenzähne weht! — O, — — — — — — — — — — — —"

Schade, dass nicht eine schlafende Venus, oder eine Leda mit dem Schwane, oder eine Fauniske an die Stelle dieser Gedankenstriche gedruckt werden konnte!

Bey der Beschreibung der Ausführung des so schön geschilderten Vorhabens kommt endlich auch der Ausdruck *Sünde*, nebst einer Definition vor, die ganz zu einer solchen Liebesmoral passt: „Die Psychologen nennen die Sünde eine Schwäche, eine Verirrung! Ist sie nicht vielmehr der Klang gewisser Saiten in unserer Seele, die, weil sie ungestüm berührt werden, und mit dem ordinären Summen unseres Alltagslebens (hört!) nicht harmoniren, einen Missaccord tönen?" Wie poetisch eine solche Sünde zu begehen, die doch endlich die Monotonie des Alltagslebens einmal unterbricht, und den Uebergang in eine andere Tonart der Lebensmelodie bildet! Die Gerechtigkeit des Dichters lässt zwar den Sünder Bicer unter allen Gefährten zuletzt verhungern; allein Rec. besorgt, dass unserer Jugend bey Lesung des Buches leicht der causale Zusammenhang der himmlischen Rache entgehen, dass sie sich vielmehr an dem lustigen Leben im Polarlande, als an dem Nachdenken über strafende Gerechtigkeit ergötzen werde. „Wenn sich das Laster erbricht," sagt *Schiller*, „setzt sich die Tugend zu Tisch"; bey unserem Schriftsteller aber gelangt die Tugend gar nicht dazu, sich zu Tische zu setzen, denn wir hören Nichts von derselben. Vielleicht ist sie nur ein besonderer Accord auf dem Menschen-Instrumente, der schwer zu greifen ist, und darum nicht leicht vorkommt.

Zur besonderen Empfehlung der polarischen Sitten wird es gereichen, dass nicht die Greise, sondern die Jünglinge die Ehrenplätze in den Versammlungen einnehmen, ganz im Geiste der *jeune France* und *jeune Allemagne.* Anfangs wollte das zwar dem ernsten *Laperouse* nicht recht in den Kopf; allein er liess sich belehren, denn man erwiederte ihm: „Ihr Fremden seyd doch sonderbare Menschen, dass ihr dem Greisenalter einen Vorzug vor den übrigen Lebensaltern einräumen wollt! Auf welches Verdienst soll sich denn dieser Vorzug gründen? Etwa auf die *weissen Haare?* In unseren Augen sind die dunkeln Locken schöner. Ihr sprecht viel von der Erfahrung des Alters und von dem Werthe derselben. Wir aber, (d. h. die Polarländer und die *jungen* Deutschen) sind der Ansicht, dass nicht die Zahl der durchlebten Jahre, sondern die Achtsamkeit, die Aufmerksamkeit, mit welchen man durch das Leben *(in specie* aber durch die Scenen der Wollust) schreitet, die Erfahrung geben." Dass im Haar der Unterschied nicht liegt, darüber ist man auch in Europa einig; denn man müsste sonst manchem *jeune Allemand* frühzeitige Ehre erweisen; dass aber den Alten sogar der Vorzug der Erfahrung abgesprochen wird, das ist bey uns noch kaum erhört worden. Rec. wenigstens, der noch gar nicht auf Silberhaar stolz seyn kann, hat schon so häufig mit Reue auf seine frühere, oft kaum ein Jahr zurückliegende Unerfahrenheit zurückschauen müssen, dass er jede neue Erfahrung als Gewinn ansieht, und eine Summe von Erfahrungen mit grosser Erfurcht betrachtet, und kann desshalb die angeführte Stelle für nichts Anderes, als für den Gipfel jugendlicher Anmassung gelten lassen. Ist vielleicht die Bescheidenheit unserer Jugend so übertrieben, dass man derselben durch solche Deductionen zu Hülfe kommen muss? So gewiss ihr selbst einmal Greise zu werden, und die Merkmale des Alters mit Ehren zu tragen hofft, ihr deutschen Jünglinge, so dringende Verpflichtung habt ihr, eure Väter, Grossväter, eure Lehrer, Rathgeber und Wohlthäter zu ehren, selbst mit ihren Schwächen Geduld zu zeigen. Glaubt es einem aufrichtigen Freunde der Jugend; ihr entehrt euch selbst, wenn ihr eure Väter zurücksetzt; glaubt es: Die sind treulose Rathgeber, welche ihre Afterweisheit über die Erfahrung ganzer Generationen setzen wollen, glaubt es: Was die grössten Geister nicht ersinnen konnten, das hat die Erfahrung nachgewiesen; und gerade die Naturwissenschaft, welcher der Vf. dieser Schrift ein gleissendes Lob redet, ist fast allein auf Erfahrung gegründet, und ein Physiker steht desto höher, je weniger er sich in selbst-

geschaffene Träume verliert. Selbst die Mathematik, welche der Vf. ebenfalls Gelegenheit nimmt, zu rühmen, welche aber auch Rec. von näherer Bekanntschaft, als vom Hörensagen kennt, ist zwar keine Erfahrungswissenschaft, aber eine Wissenschaft, deren rechte Verehrer die Erfahrung, und um dieser willen das Greisenalter äusserst hochschätzen.

H. Curtmann.

SCHÖNE KÜNSTE.

DRESDEN und LEIPZIG, in der Arnold'schen Buchhandlung: *Marchese Pensorosa*, Novelle, und *das Leben einer grofsen Seele*, Erzählung von *H. F. Mannstein.* 1836. 232 S. 8. (1 Thlr. 4 gr.)

Der fashionable Romanenfreund braucht sich aus der Unbekanntschaft mit dem wesentlichen Unterschiede zwischen *Novelle* und *Erzählung* schon darum kein sonderliches Gewissen zu machen, weil trotz der vielfachen Versuche, solchen darzulegen, noch immer ein gewaltiges Dunkel über ihn hingebreitet ist; Blut aber — das darf man diesem Freunde ansinnen, — muss er wie Wasser, wenn auch nicht trinken, wenigstens sehen können. Im Marchese Pensorosa wird es in starken Portionen servirt. Besser ist das Dessert. Von dem Laster, welches sich da, wie billig, erbricht, darf man nur gefälligst das Gesicht abwenden, und dafür der sich zu Tische setzenden Tugend die wohl verdiente Aufmerksamkeit vergönnen. Pensorosa sucht in klösterlicher Andacht sein Heil vor den Schrecknissen, die das Bewufstseyn ihm vorhält, und weil es ihm Ernst ist mit Aufstellung eines völligen Gegensatzes von seinem früheren ruchlosen Leben, so gewährt ihm das Schicksal zuletzt noch die Freude, mehrere Missethaten durch gute Handlungen gewissermafsen auszugleichen. Wo sich der Verf. vor dem Schleppenden hütet, steht ihm ein recht anständiger Vortrag zu Gebote. Der Ernst gelingt ihm besser, als der Scherz. Dieser ist überdiess bey den, die Erzählung füllenden, düsteren Bildern wenig an seinem Platze.

Ausdrücke, wie S. 35: „*er riegelte* seine Augen ungewöhnlich weit auf", oder S. 53: „guckt mich der neugierige Mensch doch an, als wollt' er mir seine *Augen an den Leib nageln*", sind geschmackloser, als man es im Allgemeinen von des Vfs. Stile erwarten sollte.

Letzten setzt die zweyte Erzählung in ein noch günstigeres Licht. Obschon die im Eingange und am Schlusse über einige Schriftsteller gefällten Sentenzen zum Theil um so mehr zurückstofsen, weil sie bey den Haaren herzugezogen sind, so liegt doch in der eigentlichen Hauptsache, der S. 145 beginnenden Geschichte, ungleich gröfsere Anziehkraft, als dem Marchese Pensorosa, sowohl *nach*, wie *vor* seiner Bekehrung nachzurühmen seyn möchte. Sie enthält das Jugendleben des gewaltigen Volksredners *Mirabeau*. Recht interessant ist besonders der letzte Theil des Aufsatzes vorgetragen.

— m —

NÜRNBERG, b. Campe: *Poetische Mittheilungen in vier Büchern*, von *C. M. Winterling.* 1837. XX u. 148 S. 12.

Versäume doch ja Niemand das Vorwort zu diesen ächten Poesieen zu lesen, sie werden den Genuss daran steigern, indem sie den Standpunct bestimmen, und Aufschlüsse über Inhalt und Form geben.

Sängerliebe ist als ein kleines episches Ganze zu betrachten, in welchem der Sänger in Sonetten seine Neigung zu einer Schönen, ihre Verherrlichung besingt, seine reine Liebe nicht wankt, als sie die Frau eines Vorgezogenen wird, ja, sie dauert bis über das Grab hinaus, das bald die Holde umschliesst. Es ist keine Manier, nichts Gezwungenes in der Form, auch ermüden die Sonette nicht, nur billigt man nicht so recht des Dichters zweyte Liebe. Um dieser, eigentlich verzeihlichen, Unbeständigkeit willen dürften die Leserinnen die letzten Sonette den ersten nachsetzen.

Lebensbilder, in Glossen und anderen Formen, erzählen, tändeln, necken, gar anmuthig, aus einigen haucht ein warmes zartes Gefühl. *Lady Bothwell's lament* ist öfterer übersetzt worden, aber kaum irgendwo so gut als hier in „*die Mutter an der Wiege*". — Die dialogisirten Erzählungen, *das Maifest* und *der Botaniker*, entbehren eines schlagenden, epigrammatischen Schlusses, sie endigen nicht, man erwartet eine Fortsetzung.

Vermischte Gedichte sind theils ernst betrachtend, theils neckend und beschreibend, es haben sogar einige zärtliche Sonette sich aus dem ihnen angewiesenen Raume hieher verirrt.

Die Gnomen und Epigramme, in antiken Versmafsen, ziehen an, hier durch den geistvollen Grundgedanken, dort durch den gefälligen Ausdruck, der selbst das längst Bekannte als neu erscheinen läfst. — Als Probe, was dem Leser dargeboten wird, mögen einige Distichen folgen, bey deren Auswahl besonders die Kürze entschied.

Nicht im verständigern Mann, nicht im gefühlvollern Weibe,
Nur in Beiden zugleich, stellet die Menschheit sich dar.

Glück, du ewiges Ziel des Thörichten, so wie des Weisen,
Nur dafs dieser in sich, jener dich aufser sich sucht.

Viele Worte bey Narren vergeuden mag kein Verständiger,
Gleichwohl versuchen auch wir immer zu schweigen umsonst.

Die Druckerstöcke zu Anfang und Ende der 4 Bücher sind überaus sauber und geschmackvoll, sie machen, so wie der gute Druck und das weisse Papier, der Verlagshandlung alle Ehre.

Vir.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 7.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

MAGDEBURG, b. Bühler: *Maſſillon's Conferenz- und Synodal-Reden über die vornehmſten Pflichten der Geiſtlichen.* Ins Deutſche übertragen, beantwortet und herausgegeben von *Karl Eduard Reineck*, Paſtor zu Garlipp bey Stendal. Erſter Theil. 1835. XVI und 163 S. Zweyter Theil. 1836. IV u. 189 S. gr. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Maſſillon, der gefeierte Kanzelredner Frankreichs, verdient es allerdings, daſs durch eine neue Ueberſetzung in die deutſche Sprache ſeine Reden denen zugänglich gemacht werden, welche dieſelben in dem Originale nicht zu leſen vermögen. Freylich wird ſelbſt durch die wohlgelungenſte Ueberſetzung das Original nicht erreicht. Indeſſen hat Hr. *Reineck* mit Fleiſs und Geſchick die Conferenz- und Synodal-Reden *Maſſillon's* ins Deutſche übertragen. Er rechnet in der Vorrede zum zweyten Theile auf Nachſicht bey Beurtheilung, indem ihn oft alle Wörterbücher, ſelbſt das berühmte der franzöſiſchen Akademie, im Stiche gelaſſen hätten. *Maſſillon* hat nämlich, nach dem Typus der lateiniſchen Sprache, ſchöpferiſch über ſeine Sprache geboten, ſo daſs nur die Kenntniſs der lateiniſchen Sprache dem Ueberſetzer hie und da das Räthſel löſte. Dazu kommt, daſs auf geiſtliche Redner in lexikographiſchen Arbeiten bisher ſo gut als keine Rückſicht genommen worden iſt.

Maſſillon hielt dieſe Reden, theils als Director des theologiſchen Seminars St. Magloire in Paris, theils ſpäter als Biſchof von Clermont, vor den zu den jährlichen Synoden verſammelten Geiſtlichen. Mit bewundernswerther Eindringlichkeit, und dennoch dabey freundlich und herzlich, ſpricht er über die Pflichten der Geiſtlichen, und gewiſs hat er auf ſeine Zuhörer den vortheilhafteſten Eindruck g[illegible]acht. In dem erſten Bande verbreitet ſich der Redner über folgende Gegenſtände: 1) über die hohe Beſtimmung des Prieſterthums; 2) über die den Geiſtlichen nothwendige Zurückziehung von der Welt; [illegible] über den Ehrgeiz der Geiſtlichen; 4) über die Communion; 5) über den Eiſer der Diener der Kirche wider die Aergerniſſe. — Auf das Ergreifendſte wird in der erſten Rede die ſchwere Verſündigung derer dargeſtellt, welche Anderen ein Beyſpiel ſeyn ſollen, und durch unſittlichen Wandel ihre heilige Beſtimmung ganz verfehlen; dagegen wird der Segen hervorgehoben, welchen der ehrwürdige, fromme, rechtſchaffene Geiſtliche ſtiften kann. Er ſchlieſst mit den Worten: „Von der Stunde an, da ich in das heilige Amt eingeſetzt und mit dem chriſtlichen Prieſterthume bekleidet bin, bin ich nothwendig entweder eine aus der Hand Gottes zum Unglücke der Menſchen hervorgegangene Plage, oder ein Geſchenk des Himmels zu ihrer Glückſeligkeit. Eines von Beiden iſt meine Beſtimmung. Welch' ein mächtiger Beweggrund zur Treue in meinem Amte, zur Wachſamkeit über mein Betragen, zum Eifer in meinem Dienſte u. ſ. w." — Im heiligen Eifer geht der Redner mitunter zu weit. Dahin rechnen wir die Stelle S. 6: „Was meint Ihr, m. Br., woher kommt denn die Zügelloſigkeit der Völker, der Verfall der Sitten, die Schlaffheit der Zucht, das Erlöſchen des Glaubens und der Frömmigkeit in der Kirche? Es kommt von der Lauheit und Treuloſigkeit der Prieſter." — In derſelben Rede ſchreibt *M.* gemeine Krankheiten, unerwartete Todesfälle, traurige Ereigniſſe, dem unwürdigen Abendmahlsgenuſſe zu. Ungern lieſt man ſolche und ähnliche Bemerkungen, weil ſie zu ſehr den ſonſt ſo günſtigen Eindruck der Rede ſtören. — Auch in der zweyten recht anſprechenden Rede geht der Vf. mitunter zu weit, aber die Grundſätze, welche er aufſtellt, ſind aller Beachtung werth. So ſagt er S. 36: „Alles iſt an einem Prieſter heilig und ganz anders, als die gemeinen Gebräuche; ſeine Zunge darf nur von dem Worte Gottes reden; ſchon unnütze Reden entweihen ſie, wie gemeines Fleiſch ein geweihtes Gefäſs befleckt; ſeine Hände dürfen nur zur Darreichung der Gaben und Opfer dienen; aber Spiele, Beluſtigungen, menſchliche Werke ziehen ſie aus ihrer Heiligkeit herab, und ſchänden die Würde ihrer Salbung; ſeine Blicke dürfen nur auf frommen Dingen ruhen; wenn ſie ſich wohin anders verirren, ſo beflecken ſie ſich, und verlieren das Recht, in das Innere des Tabernakels zu treten, und die Herrlichkeit und Majeſtät des Gottes, der darin thronet, von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen. Kurz, die ganze Perſon des Prieſters iſt wie ein frommes Schauſpiel, welches immer von Ehrerbietung, Ernſt und Gebühr umgeben ſeyn muſs; man ſollte ihn nur mit einer Art Verehrung anſehen." — Der zweyte Band enthält: 1) Rede über die Berufung zum geiſtlichen Stande; 2) über das Betragen der Geiſtlichen in der

Welt; 3) über den Eifer der Paſtoren für das Heil der Seelen; 4) über die Eigenſchaften, welche der Eifer gegen die Laſter haben muſs; 5) über das Beyſpiel, welches die Paſtoren ihren Gemeinden geben müſſen; 6) über die Beſcheidenheit der Geiſtlichen; 7) über die Art des Umganges mit weltlichen Menſchen; 8) über die Liebe der Hirten zu ihren Heerden; 9) von den traurigen Folgen, welche das unordentliche Leben der Geiſtlichen hat; 10) über die Unterweiſung der Kinder. — Recht vieles Gute enthält beſonders die zweyte Rede. Denn wenn auch *M.* zu ſehr auf das Zurückziehen der Geiſtlichen von der Welt dringt, ſo hat er dennoch Recht, wenn er unter Anderem ſagt: „Die Augen der Pfarrkinder, die gewohnt ſind, uns im Heiligthume gebeugt, geſammelt, gedemüthigt zu ſehen, wie die Engel des Himmels vor dem Throne deſſen, der da war und ſeyn wird, werden verwundet, wenn ſie uns wo anders mit ganz anderem Geſichte und einem Betragen ſehen, wie es andere Menſchen haben." So viel iſt gewiſs, daſs erſtaunliche Klugheit von Seiten des Geiſtlichen in unſeren Tagen dazu gehört, ſich zwar nicht ganz von der Welt zurückzuziehen, aber doch auch ſich ſo öffentlich zu benehmen, daſs ſein Amt nicht geläſtert werde. Eine ſehr gute Regel giebt in dieſer Hinſicht *M.*: „Behauptet überall und auf gleiche Weiſe den Ernſt unſeres Amtes. Die Lippen des Prieſters, über welche Lehre und Wahrheit geht, dürfen ſich nicht zu unnützen Dingen und unheiligem Scherze mehr öffnen." — In der Rede über den Eifer der Paſtoren für das Heil der Seelen, will *M.* die ganze Schuld der Unſittlichkeit der Gemeinden und der Einzelnen den Prieſtern aufbürden. Damit würde vielen Geiſtlichen groſses Unrecht geſchehen, was wir bereits oben angedeutet haben. Möchten übrigens die Myſtiker unſerer Tage beherzigen, was *M.* ſagt: „Man muſs jene maſsloſe Strenge vermeiden, die den Sündern nur Verzweiflung zeigt, durch die Uebertreibung und Unmöglichkeit der gänzlichen Erneuerung, die ſie von ihnen fodert; jenen immer mit Schrecken und Härte gewaffneten Eifer, der das Ungeheuere der Sünde und die Schwierigkeit der Vergebung übertreibt, und ganz geeignet iſt, die Sünder im Laſter zu beſtärken, durch die unausführbare Vorſtellung, die er ihnen von der Tugend giebt." Wie wahr! — Die ſechſte Rede handelt, nach der Ueberſetzung, von der Beſcheidenheit der Geiſtlichkeit. Dieſe Beſcheidenheit ſollen ſie zeigen 1) in der Würde ihrer Reden, 2) in dem Anſtande ihrer Kleider, 3) in dem Ernſte aller ihrer Handlungen. Das Wort: Beſcheidenheit, hätte hier gewiſs mit einem anderen vertauſcht werden müſſen, vielleicht mit: Würde.

Auch ſonſt enthalten dieſe Reden viele herrliche, beherzigenswerthe Wahrheiten, und ſo ſehr man auch faſt auf jeder Seite den Katholiken hört, ſo verdienen ſie dennoch, von allen Geiſtlichen jeder Confeſſion ſtudirt zu werden. Kommen hie und da Uebertreibungen vor, ſo dürfen wir nicht vergeſſen, daſs *M.* vor 100 Jahren gelebt und geſprochen hat. Alle Achtung aber dem Redner, der von der Würde des geiſtlichen Berufes ſo innig durchdrungen iſt.

Der Druck, mit lateiniſchen Lettern, und das Papier ſind gut.

R. K. A.

HECHINGEN, in der Ribler'ſchen Hofbuchhandl.: *Neue Predigtſammlung* von *F. Spriſsler*, Pfarrer in Empfingen, und mehreren ſüddeutſchen Geiſtlichen. 1ſter Jahrgang. 1—9 Heft. 1835 u. 1836. 605 S. 8.

Wir haben es hier mit einem Geiſtlichen katholiſcher Confeſſion zu thun, welcher ſich unſere wahre Hochachtung erworben hat. Auch nicht das geringſte den römiſch-katholiſchen Chriſten Verrathende findet ſich in dieſen gehaltvollen Predigten, ſo daſs wir dieſelben allen Chriſten aller Confeſſionen dringend empfehlen. Führten alle Katholiken dieſe Sprache, gingen Alle von dieſen Grundſätzen aus, wären Alle ſo erleuchteten Geiſtes, dann wäre die groſse Scheidewand gefallen, welche bis jetzt Evangeliſche und Katholiken aus einander hält.

Eine Vorrede vermiſsten wir; was der Vf. zu ſagen für nöthig fand, iſt in den homiletiſchen Bemerkungen enthalten, welche den einzelnen Heften beygefügt ſind. Wir erfahren durch dieſe Bemerkungen, daſs der Vf. nicht bloſs das gab, was *ſeinem* Geiſte und Herzen entſproſſen, ſondern auch Einiges, was urſprünglich Anderen gehörte, von ihm aber umgemodelt und in ſeiner Sprach- und Rede-Weiſe wiedergegeben iſt, ſo daſs es dennoch als ſein Eigenthum betrachtet werden kann. Mehrere Predigten ſind Ueberſetzungen der Vorträge, welche *Joh. Wild*, von Geburt ein Italiäner, ſpäter Domprediger am Erzſtifte zu Mainz († 1554), hielt. Wir waren verwundert, ſo vieles Praktiſche in den Reden des vor beynahe 300 Jahren Lebenden zu finden; auch *Harms* und *Bretſchneider* wurden von Hn. *Spr.* benutzt. — Recht freymüthig und aufgeklärt ſchreibt derſelbe: „Später verfaſste Theile der Liturgie, namentlich diejenigen, welche die Apotheoſen von mittelalterlichen und Legend-Heiligen u. ſ. w. betreffen, erſcheinen oft durchaus heidniſch, ekelhaft oder ſonſt wie immer unſinnig." — Eine Eigenthümlichkeit des Vfs. beſteht darin, daſs er, faſt zu Anfange jeder Predigt, auf die vorhergehende Rückſicht nimmt, und dadurch die ſämtlichen Perikopen des Jahres mit einander verbindet. In den homiletiſchen Bemerkungen giebt er ſich viele Mühe, den inneren Zuſammenhang, in welchem dieſe in uralter Zeit gewählten Texte zu einander ſtehen, zu erweiſen. Ob er ſich gleich, bey dieſer Behauptung, auf die Ausſprüche und Schriften von *Liſco* und *Nickel* (die heil. Zeiten und Feſte, nach ihrer Geſchichte und Feier in der kath. Kirche) beruft, ſo erſcheint uns dennoch die Annahme, als ob alle Perikopen in einem inneren Zuſammenhange ſtehen, als viel zu geſucht und künſtlich. Allerdings läſst ſich, durch vieles Nachſinnen und dialektiſche

Künfte, ein gewiffer Zufammenhang auffinden, aber gewifs hat man daran nicht gedacht, als man die Texte zu Perikopen erhob.

Der Vf. huldigt dem entfchiedenften Supranaturalismus, was wir nicht tadeln mögen, da er von feiner Glaubensanficht ganz durchdrungen ift. Sonderbar klingt freylich der von ihm aufgeftellte Satz: „Bey der Nachricht (von der Geburt Jefu) knirfcht und zittert der uranfängliche Menfchenfeind, der Satan, und mit ihm die Hölle, und finnet auf eitlen Rath wider Gott und feinen Gefalbten; wo aber Höll' und Satan zittert und knirfcht, da foll der Menfch frohlocken." — Derb, aber wahr, fchildert er die Sittenlofigkeit der Zeit in der Predigt am Sonntage nach Weihnachten: „Da fitzen in zweyfacher Nacht, in natürlicher und fittlicher, aber kaum von natürlichem Lichte beleuchtet, freche Gefellen beym Saufgelage; zu Glas und Chart' und Würfelfpiel fprechen fie, wie Amofa zu David: „„Mit dir halten wir's."" Unrichtig ift die Annahme, wo von dem Tode Jefu die Rede ift: „Nicht hat ihn der Lanzenftofs getödtet; mit lautem Schrey, dem Zeichen grofser Kraft, nicht überwunden von den Gefetzen des Todes, fondern freywillig, weil Alles vollbracht war, entliefs er feinen Geift." Dafs Jefus feinem Tode hätte entgehen können, ift wahr, dafs er aber den Martern am Kreuze erlag, ift eben fo wahr. — Originell ift folgender Gedanke S. 122: „Freylich müffen wir auch, aber in einem würdigeren und höheren Sinne, als die Israeliten thaten, das *Thier* tödten und opfern, jenes nämlich, das in unferer Bruft lebt, in jedes Menfchen Bruft, diefes oder jenes Thier, und oft fo greuelvolle Verwüftungen des fittlichen Lebens, des häuslichen Glückes und der gefellfchaftlichen Ordnung anrichtet. Denn wie hoch und edel auch ein Menfch fich gebehrde, ein Thier fchläft in feinem Bufen; oft wacht es plötzlich auf, brüllt nach feinem Frafs und rafet nach Befriedigung feiner Triebe." — Sehr wahr ift auch, was der Vf. S. 124 fagt: „Die glänzendfte Lobrede auf die Vortrefflichkeit des chriftlichen Gottesdienftes halten nicht felten feine kühnften Verächter durch ihren Wandel und den gänzlichen Zerfall ihrer inneren Kräfte in Geift und Gemüth." — Zu viel folgert Hr. *Sp.* aus dem Umftande, dafs Jefus auf der Hochzeit zu Kana fein erftes Wunder verrichtete. Er fagt: „Da er feine *erfte* Handlung die feyn läfst, durch feine Gegenwart ein Hochzeitfeft zu verherrlichen, hat er damit nicht deutlich genug zu erkennen gegeben, *wo* er den Grund feines Reiches fuche, *wovon* er den Erfolg feines Werkes hoffe, und dafs die von ihm beabfichtigte Aufrichtung der Menfchheit bey den urfprünglichften, einfachften, wefentlichften, heiligften Verhältniffen, bey der *Ehe* beginnen müffe? Hat er nicht eben hiemit mehr als deutlich kund gethan, welch' erhabene Würde er der Ehe zuerkenne?" — Welche willkürliche Annahme! Gewifs machte fich die Gegenwart Jefu bey der Hochzeitfeier zu Kana mehr zufällig. — Nicht einverftanden find wir mit Hn. *Sp.*, dafs er die Würde des Eheftandes auch von feinem Alter herleiten will. Folgerecht müfste auch das Heidenthum, feines Alters wegen, einen Vorzug vor dem Chriftenthume haben. So viel Wahres übrigens auch in diefer Betrachtung über die Ehe gefagt wird, fo ift uns doch Manches aufgefallen, und wir find von Neuem in unferer Anficht beftärkt worden, dafs es gar nicht leicht fey, über fo delicate Puncte auf der Kanzel würdevoll zu reden. So hätten wir die Ausdrücke: „gute Partie" und „die Flitterwochen find vorüber, die Eheleute haben bis zur Ueberfättigung genoffen, wonach fie dürfteten", als ftörend und unzart hinweggewünfcht. Sehr hat uns gefallen, wie von dem Faften S. 206 gefprochen wird. Alle Achtung einem Katholiken, welcher Allem eine fo fchöne, geiftige Deutung zu geben verfteht! Eine fehr gute, pfychologifch richtige Bemerkung finden wir S. 380: „Wenn du ficher erfahren willft, ob diefe oder jene Stimmung, Gefinnung oder Neigung der Seele recht und fittlich, fo verfuch' es, ob du neben ihr zugleich kindlich zu beten wageft und vermögeft; denn die Seele hat ein Ehr- und Scham-Gefühl gegen Gott, und fie wagt nicht zu beten, wenn fie fich unlauterer Dinge zu fchämen hat."

Die Predigten find grofsentheils logifch richtig disponirt, und reich an praktifchen Momenten. Ein reicher Schatz gefammelter Lebenserfahrungen fteht dem Vf. zu Gebote. Die Hauptfätze find nicht gerade originell, aber doch auch zum Theil nicht ganz gewöhnlich.

In den angehängten homiletifchen Bemerkungen findet fich manches Beherzigenswerthe, z. B. über die Sprache des Predigers; fodann eine theilweife Ueberfetzung des bekannten Werkes von *Erasmus: de ratione concionandi;* ferner eine Recenfion des „Lebens Jefu" von *Straufs.* Der Vf. mifsbilligt natürlich, wie jeder befonnene Chrift, die Anficht des Hn. *Straufs*, läfst aber feiner Wiffenfchaftlichkeit Gerechtigkeit widerfahren.

Die Sprache des Vfs. ift edel, zum Theil erhaben, ja fogar (was wir nicht gutheifsen) poetifch. Sonderbar klingt dagegen der Satz: „Feindes Vorficht ward vereitelt, Grabes Stein ward zerfprengt, Rathes Siegel ward gebrochen, Soldaten-Wache ward erfchreckt." — Sonderbar ift der Ausdruck: „Des Gefieders fehnfuchtsvolle Melodie." — Der Apoftel Paulus wird, gleich den übrigen Apofteln: „der Zwölfbote" genannt. — Sprachunrichtig ift das Wort: Furcht, in der Mehrzahl: „Furchten."

Das Papier und der Druck find gut.

R. K. A.

STUTTGART, in der Belfer'fchen Buchhandlung: *Chriftliche Reden auf alle Sonn- und Feft-Tage des ganzen Jahres.* Von *J. T. Beck*, Prof. der Theologie an der Univerfität Bafel. *Zweyter Abdruck.* 1836. Erftes und zweytes Heft. XII u. 324 S. 8. (12 gr.)

Mit Recht hat der Vf. die hier dargebotenen Vorträge „*Reden*", nicht *Predigten* genannt, da fie nicht

die äuſsere Form der Letzten haben, ob ſie gleich an Sonn- und Feſt-Tagen ſtatt der Predigten gehalten zu ſeyn ſcheinen. Zwar finden ſich Ueberſchriften über jedem Vortrage, welche aber oft nur mühſam errathen laſſen, wovon eigentlich in der Rede geſprochen werden wird. So ahndet wohl Niemand, daſs in dem: „*der Zauderer*", überſchriebenen Vortrage von der heidniſchen Mutter die Rede ſeyn werde, welche Hülfe für ihre kranke Tochter bey dem Heilande ſucht, von ihm anfänglich zurückgewieſen, endlich doch findet, was ſie ſuchte. Der „Zauderer" iſt aber Niemand Anderes, als der Heiland ſelbſt. — Eben ſo unpaſſend iſt die Ueberſchrift: „der Hausfreund", über einem Vortrag, welcher Luc. 10, 38—42 zum Gegenſtande hat, indem zwar von Chriſto in Bethanien die Rede iſt, aber kein Wort von einem Hausfreunde geredet wird, ſondern mehrere Regeln über Müſſiggang und Thätigkeit des Menſchen gegeben werden. Allerdings halten wir dieſe und andere Ueberſchriften für „geſucht", obgleich Hr. *B.* in der Vorrede bemerkt: „Die Ueberſchriften wolle Niemand für geſucht halten, um Kunſt daran zu zeigen, ſondern nur, um den Hauptinhalt, für ſich und in ſeinem Zuſammenhange, kurz anzugeben." Das Letzte iſt nicht einmal von dem Verf. geſchehen, da die Ueberſchriften zwar kurz genug ſind, aber keinesweges den Hauptinhalt richtig angeben. — Was die Logik in dieſen Reden betrifft, ſo bemerkt darüber der Vf. in der Vorrede ſelbſt: „Dieſe Reden ſind nicht ausgearbeitet nach Schulregeln, und begeben ſich eben deſshalb des Titels: Predigten, um ihre Freyheit von Menſchenſatzungen ſich zu verwahren." Dagegen iſt nur einzuwenden, daſs eine Rede, ohne Anwendung der Regeln der Logik, von dem Hörer leichter wieder vergeſſen wird, und daſs von ſolchem unlogiſchen Gerede allenfalls nur der Totaleindruck bleibt, während das Einzelne bald wieder ſchwindet, wenn das Gedächtniſs gar keine Anhaltepuncte findet. — Auffallend iſt die Sprachweiſe und der Stil des Vfs., jedoch nicht unangenehm, auch ſehr verſtändlich. Er fühlt das Auffallende ſeiner Redeweiſe ſelbſt, und ſagt: „Der Vf. bittet ſeine Leſer noch insbeſondere, durch manches anfangs Befremdliche ſeiner Sprache nicht ſich irre machen zu laſſen, ſondern durch ein lautes, langſames und nachdenkſames Leſen vorerſt daran ſich zu gewöhnen. Das Verſtändniſs wird bald, wie mir's auch Zuhörer bezeugten, leichter und beſtimmter ſich machen, als bey der gewöhnlichen Schreibart." Uebrigens ſpricht Hr. *B.* über die heiligſten Angelegenheiten in edler Popularität, er bringt gerade nichts ganz Neues vor, aber dennoch beſpricht er Intereſſantes, und wird gewiſs Hörer und Leſer ſeiner Vorträge nicht ohne Erbauung und Segen laſſen. Seinem Glauben nach Supranaturaliſt, iſt er weit entfernt, polemiſch aufzutreten; er hebt vielmehr nur das für Alle Erbauliche hervor. — Gröſstentheils unrichtig und leicht zu Miſsverſtändniſſen Anlaſs gebend iſt jedoch der Satz (S. 75): „Die erſte Wahrheit iſt überall und immer die, daſs den Menſchen auf jede Weiſe bezeugt wird: ihr ſeyd Sünder; mit euerem Ruhme, mit euerem Verſtande, mit euerem guten Herzen und Willen, mit euerem unbeſcholtenen Lebenswandel, mit eueren feinen Sitten, eueren ſchönen, hohen Worten, Namen und Titeln iſt es — Nichts!" Daſs es allerdings oft mit hohen, ſchönen Worten, Namen und Titeln Nichts iſt, iſt ſehr wahr, aber daſs es auch mit dem unbeſcholtenen Lebenswandel, ſo wie mit dem guten Herzen und Willen Nichts ſey, iſt in der That eine nicht zu entſchuldigende Uebertreibung.

Unedel iſt das Wort: „*Schwatzkunſt*" (S. 83), das ſich leicht mit einem anderen hätte vertauſchen laſſen. — Nicht zu billigen iſt ferner die öfter vorkommende Redensart: „bälder ſtatt bald". — Nicht ganz edel finden wir den Ausdruck: „Chriſtus hat keine böſe Ader an ſich gehabt". — Ungenau und ſprachunrichtig iſt der Satz: „Als Knabe von zwölf Jahren ſtand Chriſtus im vorigen Evangelium uns vor Augen, heute als Mann *in den Dreyſsig*."

Das Werk wird aus fünf Heften beſtehen. Druck und Papier ſind gut.

R. K. A.

NEUE AUFLAGEN.

Aarau, b. Sauerländer: *Praktiſche franzöſiſche Grammatik*, oder *vollſtändiger Unterricht in der franzöſiſchen Sprache*. Von *Caspar Hirzel*. Neunte verbeſſerte und vermehrte Ausgabe von *Conrad von Orell*, Profeſſor in Zürich. 1834. 539 S. 8. (15 gr.)

Wir ſehen in dieſer wiederholten Auflage von Neuem den Wunſch erfüllt, den wir bey Beurtheilung einer früheren in No. 217 unſerer A. L. Z. 1831 ausſprachen, daſs dieſe Grammatik immer allgemeiner in den Schulen eingeführt werden möge, da ſie alle pädagogiſchen Anſprüche möglichſt befriedigt, und ſich zugleich durch ungemeine Wohlfeilheit auszeichnet.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1837.

MATHEMATIK.

Stettin, b. Nicolai: *Verſuch eines Unterrichts in der Elementar-Geometrie* u. ſ. w., von *Friedr. Wilh. Vollſchwitz.* Erſter Curſus. 1836. VI u. 58 S. 8. Mit 6 Steindrucktafeln. (6 gr.)

Der Titel dieſer Schrift ſpricht ſich nicht darüber aus, für welche Claſſe von Schülern dieſelbe beſtimmt iſt. Und doch hängt die Beurtheilung ihres Stoffes und der Darſtellungsweiſe deſſelben nicht wenig von dieſer Beſtimmung ab. Aus den letzten Abſätzen des Vorwortes glauben wir jedoch entnehmen zu können, daſs ſie für die Zöglinge der Stadtſchule zu Paſſow, deren Lehrer der Vf. zu ſeyn ſcheint, benutzt wird. Für *ſolche* Schüler reichen nun allerdings die *erſten Elemente* der Geometrie ſchon aus, und es wird nur darauf ankommen, daſs dieſe Anfangsgründe auch mit gehöriger Klarheit und Beweiskraft entwickelt werden. Unſer Vf. will dem Schüler ein Mittel an die Hand geben, durch eigenen Fleiſs ſich das zu eigen zu machen, was ihm vielleicht in dem Vortrage des Lehrers unverſtändlich geblieben iſt, und es verſteht ſich hiebey von ſelbſt, daſs ein hiezu geeignetes Lehrbuch ſo deutlich und erklärend ſey, daſs es den Gegenſtand nicht bloſs berührt, ſondern ihn erſchöpft, wodurch natürlicherweiſe eine gröſsere Umſtändlichkeit geboten wird.

Beurtheilen wir das vorliegende Werkchen nach dieſem Geſichtspuncte, ſo müſſen wir ihm im Ganzen unſeren Beyfall ſchenken, indem es gröſstentheils Klarheit mit Gründlichkeit des Vortrags vereinigt. Es enthält in 99 §§. die Fundamentalſätze der Planimetrie bis zum Pythagoriſchen Lehrſatze einſchlieſslich; und dieſes Alles bloſs theoretiſch, ohne irgend eine praktiſche Anordnung. Es würde indeſſen, zumal für die Zöglinge einer Stadtſchule, zweckmäſsiger geweſen ſeyn, wenn der Vf. mit dieſer Theorie auch eine verhältniſsmäſsige Praxis der Linienmeſſung auf dem Felde verbunden hätte. Solche Anwendungen erfreuen die Schüler und erhöhen ihren Eifer, indem ſie einſehen lernen, daſs das Studium der Geometrie nicht bloſs zur Bildung des Geiſtes, ſondern auch zur Befriedigung mancher Bedürfniſſe des bürgerlichen Lebens dient.

Wir gehen nun über zur Beurtheilung von Einzelheiten. Wenn es §. 7 heiſst, eine Fläche entſtehe durch Bewegung einer Linie *um* einen ihrer Endpuncte, ſo iſt dieſe Erklärungsweiſe viel zu eng, indem jede beliebige *Seitenbewegung* einer geraden (oder auch krummen) Linie eine Fläche erzeugt. — In §. 9 ſollte der Unterſchied der einfach gekrümmten und der allſeitig gekrümmten Flächen angegeben und anſchaulich erläutert werden. — Der Erklärung der Parallellinien in §. 10 fehlt ebenfalls ihre anſchauliche Entſtehung, welche ſehr einfach nachgewieſen werden kann. — In §. 12 wird die *Neigung* zweyer geraden Linien gegen einander mit dem *Berühren* oder *Treffen* derſelben in irgend einem Puncte gleichgeſtellt, was offenbar irrig iſt. — In §. 14, 2 hätte der in der Winkelöffnung ſtehende Buchſtabe nicht A, ſondern (dem Herkommen gemäſs) a ſeyn ſollen; in 3 wäre ſehr ſchicklich das Geſetz für die Beſtimmung der Anzahl jener verſchiedenen Winkel entwickelt worden, welche entſtehen, wenn ſich 3, 4, 5, 6 . . . n gerade Linien in *einem* Puncte durchſchneiden. — In §. 18 ſollte deutlich nachgewieſen ſeyn, worin eigentlich das Gröſser- und Kleiner-Seyn eines Winkels beſtehe, und wie der *Unterſchied* ungleicher Winkel beſtimmt werde. — Bey Angabe des Begriffs der Diagonale in §. 23 wäre es lehrreich für Anfänger, wenn das Geſetz entwickelt würde, welches in jedem geradlinigen Vielecke die Geſamtzahl aller möglichen Diagonalen und aller hiedurch entſtehenden verſchiedenen Dreyecke beſtimmt. — Die Entſtehung des *Dreyecks überhaupt* ſollte §. 24 im Allgemeinen nachgewieſen werden. Man vermiſst ſowohl dieſes, als auch die Art und Weiſe, nach welcher gleichſeitige, gleichſchenkelige und ungleichſeitige Dreyecke zu conſtruiren ſind, in §. 25. Dieſe Conſtructionsweiſen ſollten mindeſtens praktiſch gelehrt werden, da von einer ſtreng wiſſenſchaftlichen Erzeugung derſelben ohnedieſs hier keine Rede iſt. — In §. 29 wird das Rechteck (*rectangulum*) ein *länglichtes* Rechteck genannt, was als überflüſſiger Beyſatz erſcheint. — Der §. 30 ſollte nicht nur die ſämtlichen *Arten* der Parallelogramme aufzählen, ſondern zugleich ihre Entſtehungsart nachweiſen. — Bey den verſchiedenen Begriffen, welche §. 31 in Bezug auf den Kreis entwickelt werden, ſollten die Erklärungen der *inneren* und der *äuſseren Winkel* am Kreiſe nicht fehlen. — Concentriſche Kreiſe ſind §. 32 nicht ſolche, welche einerley Mittelpunct haben; ihre Halbmeſſer müſſen auch ungleich in Gröſse ſeyn. — Die

§. 34 gegebene Erklärung von *gleichen* Raumgrössen ist nicht deutlich genug für die ersten Anfänger. Sie konnte und musste durch anschauliche Beyspiele von der *Gleichheit* zweyer Figuren bey verschiedener Gestalt erläutert werden. Was der Vf. hier von dem gemeinschaftlichen Masse dieser Grössen sagt, welches in der einen so oft enthalten ist, als in der anderen, bleibt den Schülern unverständlich ohne solche Erläuterungen. — Eben so ist der Begriff der *Aehnlichkeit* der Figuren in §. 35 nicht fasslich genug für die ersten Anfänger dargestellt. Warum wird derselbe nicht z. B. an zwey *Quadraten* von verschiedenen Seitenlinien, oder an zwey *Kreisen* von verschiedenen Halbmessern u. dgl. zur Klarheit gebracht? — Eben so wenig ist in §. 36 der Begriff der *Congruenz* durch das *Auf*einanderlegen der Figuren gehörig bestimmt, weil es hiebey auf das gänzliche *In*einanderfallen solcher Figuren ankommt, wodurch zwey oder mehrere derselben eigentlich *nur eine einzige* bilden. — In §. 38 nennt der Verfasser jenen Winkel, welcher einem gegebenen beygefügt werden muss, um mit ihm zwey rechte Winkel zu bilden, das *Supplement* dieses Letzten; ein Ausdruck, der wenigstens das geometrische Bürgerrecht noch nicht erhalten hat, indem man unter dem *Complemente* eines Winkels bekanntlich jenen Winkel versteht, welcher dem ersten fehlt, um mit ihm *einen* Rechten zu bilden. — In §. 39 heisst der erste Grundsatz: „Eine jede Grösse ist sich selbst gleich". So allbekannt und richtig derselbe ist, so verdient sowohl er, als mancher der folgenden entsprechende Erläuterungen für die Anfänger; indem z. B. bemerkt wird, dass $8+6=2\times7=22-8=42:3=14$ ist u. s. w. Denn gerade hierin nützt dieses Axiom am meisten, dass *eine und dieselbe Grösse* unter *verschiedenen arithmetischen Formen* erscheint. — Wenn unter No. 12 gesagt wird: Eine gerade Linie, welche durch einen in der Oeffnung des Winkels liegenden Punct geht, muss, gehörig verlängert, wenigstens einen Schenkel dieses Winkels durchschneiden, so hat dieses nur dann seine volle Richtigkeit, wenn auch die Schenkel des Winkels gehörig verlängert werden. — In No. 14 wäre zu bemerken, dass *beide* Umfänge zwey Puncte mit einander gemein haben. — Da in §. 39 und 40 von *Grundsätzen* und *Foderungen* gesprochen wird, so sollten mit diesen Worten auch die nöthigen Erklärungen verbunden werden, damit der Anfänger wisse, was er sich bey denselben zu denken habe, und wie sie sich von *Lehrsätzen* und von *Aufgaben* unterscheiden. Was in §. 41 u. 42 davon vorkommt, ist theils nicht ausreichend hiezu, theils auch nicht scharf genug bestimmt. Denn unter *Construction* versteht man nicht *allein* die Darstellung der *Hülfslinien*, welche zu einem Satze gehören, wie bekannt genug ist. — Bey dem Begriffe der *Aufgabe* muss es statt der Worte: „ohne dass die Art, wie es geschieht, schon bekannt ist", besser heissen: ohne dass die Art, wie es geschieht, schon durch sich selbst einleuchtet. — In No. 3 muss bemerkt werden, dass sich der Beweis bey der *Aufgabe* nicht auf die Richtigkeit der *Behauptung*, sondern auf die Richtigkeit der *Auflösung* zu beziehen habe. — In §. 43 könnte wohl auch erklärt seyn, was der *Beweis überhaupt* ist. — Die in §. 44 stehenden Zeichen: $\square$ für Viereck überhaupt, und: $\square^2$ für Quadrat, sind nicht allgemein üblich, auch wohl nicht zweckmässig. — In dem Lehrsatze §. 45 ist die *Hypothesis* irrig angegeben. Sie heisst nicht: $\sphericalangle ACF = BCF = R$, sondern muss heissen: Wenn die beiden Winkel ACD und DCB Nebenwinkel sind, d. h. wenn diese Winkel den Schenkel DC gemein haben, und wenn ihre zwey anderen Schenkel CA, CB in *einer* geraden Linie ACB liegen. — Der Beweis des Lehrsatzes in §. 47: Wenn zwey Winkel zusammengenommen gleich 2 R sind, und einen gemeinschaftlichen Schenkel und Scheitelpunct haben, so bilden die beiden anderen Schenkel *eine* gerade Linie, ist über die Gebühr weitläuftig; denn er füllt mehr als eine volle Seite aus. Allzu wortreiche Beweise schaden bey dem Unterrichte mehr als sie nützen, da der Schüler sehr leicht das Wesentliche mit dem bloss Zufälligen verwechselt. — Im Anfange des Beweises zu §. 49 wird das Dreyeck DEF wieder *auf* das Dreyeck ABC gelegt, anstatt dass auch hier wieder von einem *In*einanderfallen die Rede seyn sollte, da die geometrischen Dreyecke *keine Dicke* haben. — Der in §. 51 geführte Beweis ist durchaus überzeugend; sollte indessen ebenfalls kürzer gefasst seyn. Dasselbe gilt, nur noch in höherem Masse, vom Beweise des §. 52, worin bewiesen wird, dass die beiden Winkel an der Grundlinie des gleichschenkeligen Dreyecks einander gleich sind, und welcher mehr als eine volle Seite einnimmt. — Bey dem Lehrsatze in §. 54 ist *nur einer* der *drey* möglichen Fälle bewiesen. Daher fehlt diesem Beweise seine Vollständigkeit. — Der zur Aufgabe des §. 55 gehörige Beweis ist ebenfalls theils sehr weitläuftig, theils ist es unbewiesen, dass der aus C beschriebene Kreis die gerade Linie AB in *zwey* Puncten schneiden müsse. — Die Aufgabe: Aus einem in einer geraden Linie gegebenen Puncte ein Loth auf sie zu errichten, die hier ebenfalls beygebracht werden sollte, fehlt gänzlich. — Bey der Aufgabe in §. 56 könnten noch einige *andere Auflösungen* angeführt werden, um den Anfängern zu zeigen, dass öfters verschiedene Wege zum nämlichen Ziele führen. Dem Zusatze in §. 58 sollte noch beygefügt seyn, dass in diesem Falle die Schenkelsumme des grösseren Winkels kleiner ist, als jene des kleineren Winkels; ein Satz, welcher leicht zu beweisen ist. — Dem §. 60 sollte nach den Worten: „ein rechter" noch hinzugefügt seyn: oder ein stumpfer Winkel; da die ausgesprochene Behauptung auch von dem stumpfwinkeligen Dreyecke gilt. — Dem Satze in §. 62 fehlt durchaus der Beweis, welcher sehr einfach sowohl direct, als indirect gegeben werden kann. — Der Satz des §. 68, welcher überhaupt schon weit früher hätte aufgestellt werden sollen, muss dem Lehrsatze in §. 67 offenbar vorangehen, weil dieser jenen voraussetzt. — Nach der Aufgabe in §. 71 muss der Lehrer bemerken, dass eine den gegebenen Winkel

auch in 4, 8, 16, 32... gleiche Theile theilen kann; nicht aber in 3, 5, 6, 7... gleich grofse Stücke. — Wenn es zu Anfange des Lehrfatzes in §. 73 heifst: Wenn zwey gerade nicht parallele Linien u. f. w., fo wünfchten wir, zur gröfseren Klarheit, dafs er *fo* ausgedrückt werde: Wenn zwey gerade nicht parallele, d. h. nicht gleich weit von einander abftehende Linien u. f. f., da die Parallelen als gleich weit abftehende Linien von dem Vf. erklärt werden. — Dafs derfelbe übrigens in dem Beweife diefes Satzes aus der blofsen *Convergenz* zweyer geraden Linien auch die Nothwendigkeit ihres einmaligen *Zufammentreffens* abieitet, und keine *weiteren Erläuterungen* hierüber beyfügt, kann in Bezug auf *diefe* Elementarfchrift keinen Tadel erwecken. Es wird nämlich auch in §. 74 nur bewiefen, dafs die beiden Linien weder convergiren, noch divergiren können; nicht aber, dafs fie überall gleichen Abftand von einander haben müffen. — Vor dem §. 79 follte die wiffenfchaftliche Conftruction der *vier* Hauptarten der Parallelogramme nachgewiefen werden, um nachher erft die weiteren Eigenfchaften derfelben zu entwickeln. — Der §. 86, 1 bemerkt zwar fehr richtig, dafs man die Gröfse *eines* Winkels im Dreyecke findet, wenn die Summe der beiden anderen von zwey rechten Winkeln abgezogen wird; indeffen zeigt der Vf. nicht, *wie* man Winkel addiren oder von einander fubtrahiren kann. Es wäre überhaupt zweckmäfsig gewefen, das Wefentlichfte von dem *Meffen der Winkel durch Grade* hier einzufchalten, um diefe geometrifchen Sätze durch folche einfache *Rechnungen* zu erläutern. In den Elementen des Euklides ift zwar von keiner Gradmeffung die Rede; allein in einem Lehrbuche für Stadtfchulen follte fie nicht fehlen. — Die Formel in §. 89 für die Summe aller Polygonwinkel in einer geradlinigen Figur, oder $(n-2).2R$, könnte auch *noch einfacher* daraus abgeleitet werden, dafs jedes geradlinige n Eck, durch gehörig gezogene Diagonalen, in $n-2$ Dreyecke zerlegt werden kann, in deren *jedem* die Winkelfumme $=2R$ ift. — Der *Lehrfatz* des §. 93 kann, ohne einen neuen Beweis von ihm zu geben (wobey noch angenommen werden mufs, dafs die beiden Parallelogramme mit ihren Grundlinien in *einer* einzigen geraden Linie liegen), fehr einfach aus dem bewiefenen Satze in §. 92 abgeleitet werden. — Als Zufatz zu §. 97 verdiente folgender aufgeführt zu werden: Wenn ein Dreyeck mit einem Parallelogramme einerley Höhe hat, und die Grundlinie aus Letztem halb fo grofs, als jene aus Erftem ift, fo haben beide Figuren gleichen Flächeninhalt; fo wie überhaupt mehrere Aufgaben über die Verwandelung der Dreyecke in gleich grofse Parallelogramme, und umgekehrt. Auch hätte der fo folgenreiche Lehrfatz: Wenn man in der Diagonale eines Parallelogramms einen willkürlichen Punct annimmt, und durch denfelben zwey Linien zieht, deren eine mit der *einen* Seite diefes Vierecks und deren andere mit der *anderen* Seite deffelben gleichlaufend ift, fo find die beiden Parallelogramme, wodurch jene Diagonale nicht geht, gleich an Flächenraum, hier noch beygebracht, und mit einigen Anwendungen auf Verwandelung der Figuren begleitet werden können. — Der Pythagorifche Lehrfatz ift §. 98 nach Euklides bewiefen, und zwar recht verftändlich für Anfänger. Allein wir vermifsten die zunächft liegenden *Anwendungen* von demfelben auf die Conftruction eines Quadrates, welches 3, 4, 5... gegebenen Quadraten zufammengenommen gleich ift, oder welches 3, 4, 5... mal fo grofs als ein gegebenes Quadrat, oder welches dem Unterfchiede zweyer gegebenen Quadrate gleich ift u. f. f. — In dem Schlufsparagraphe 99 kommt das Zeichen $\sqrt{AB^2}$ vor, deffen Bedeutung (obwohl bekannt genug) nirgendwo zuvor *erklärt* worden ift. — Da der Vf. die Elemente der theoretifchen Flächenverhältniffe, in Bezug auf den Zweck feiner Schrift, ziemlich vollftändig entwickelt hat, fo hätten wir es fehr gern gefehen, wenn auch die Regeln zur Berechnung ihres Inhaltes wären angegeben und durch Beyfpiele erläutert worden. — Schliefslich wünfchen wir die Fortfetzung diefes Werkchens; es wird uns erfreulich feyn, diefelbe fpäterhin in noch höherem Mafse empfehlen zu können. — Druck, Papier und Zeichnungen find gut.

Δ.

SCHÖNE KÜNSTE.

Bamberg, auf Koften des hiftor. Vereins und in Commiffion b. Drefch: *Der Renner.* Ein Gedicht aus dem 13 Jahrh., verfafst durch *Hugo v. Trimberg*, Magifter und Rector der Schulen in der Theuerftadt vor Bamberg, zum erften Male herausgegeben und mit Erläuterungen verfehen vom hiftorifchen Vereine zu Bamberg. Drey Hefte. 1833—1836. 8.

Diefes Gedicht des 13 Jahrh. hatte feit mehreren hundert Jahren für alle Freunde der deutfchen Dichtkunft und Sprache ein defto gröfseres Intereffe, je feltener fich ihnen eine Gelegenheit darbot, daffelbe nach feinem ganzen Inhalte aus einer vollftändigen Handfchrift kennen zu lernen. Die einzige Ausgabe, welche zu Frankfurt im Jahre 1549 erfchien, lieferte es mit 24,000 beygefetzten fremden Verfen in ganz veränderter Geftalt. Die Meiften mufsten fich daher mit wenigen Bruchftücken begnügen, welche feit einem Jahrhunderte im Drucke herauskamen. *Leffing* hatte fich vorgenommen, es, nach Vergleichung mehrerer Handfchriften, vollftändig herauszugeben; doch ihn rief der Tod ab, ehe er feinen Vorfatz ausführen konnte. Seine Handfchriften wurden nach feinem Dahinfterben fo zerftreut, dafs der hiftor. Verein in Bamberg nicht mehr erforfchen konnte, wohin diejenigen gekommen find, welche den *Renner* betreffen. Da kein anderer Gelehrter die Ausführung der Idee *Leffings* übernahm, und kein Buchhändler das herrliche altdeutfche Gedicht dem Publicum mittheilen wollte: fo nahm der ehrenwerthe hift. Verein Bambergs, welcher unter anderen Leiftungen auch fich zur Aufgabe gefetzt, alte Handfchriften zur Kenntnifs des Publicums zu brin-

gen, die geeignete Veranlassung, den Renner herauszugeben, und zwar auf eigene Kosten.

Die 3 Hefte bieten demnach den Renner in seiner ursprünglichen, unverfälschten, vollständigen Gestalt dar. Als Grundlage des Textes diente die Erlanger Handschrift, wiewohl andere Handschriften, z. B. die des Grafen von Schönborn, die der freyen Stadt Frankfurt u. a. m. dabey verglichen wurden. Wo in der Erlanger Handschrift einzelne Verse oder Endreime fehlten, welche die anderen Handschriften hatten, wurden sie aus diesen beygefügt, jedoch die Schreibart jener des Erlanger Codex angepasst. Dieser Fälle waren aber nicht viele, und fanden nur da Statt, wo ausserdem ein Sinn gar nicht wäre zu erhalten gewesen. Aus diesem Grunde schaltete man fast überall die Unterscheidungszeichen, deren der Erlanger Text nur wenige hat, hier ein.

Was das Gedicht selbst anbetrifft, so hat es seinen Stoff aus mehreren Sittensprüchen, Fabeln und Erzählungen, Schilderungen, Gleichnissen u. s. w. Der Vf. vergleicht die Denkart und Sitten seiner Zeitgenossen mit jenen seiner Vorfahren, und schildert das Leben der alten Bamberger und der Franken überhaupt. Er geisselt die Laster seiner Zeit, ohne Rücksicht auf Stand, besonders aber die Ueppigkeit der Domherren und der Ritter; er lobt dagegen den altdeutschen Mittelstand, in welchem noch wahre Treuherzigkeit und Ehrlichkeit herrsche u. s. w.

Hugo vom Trimberg, der Verfasser des Gedichts, war kein Dynast der Reichsherrschaft Trimberg, für welchen ihn gerne der verst. Oberthür in Würzburg ansehen mochte, sondern wahrscheinlich nur in dem Dorfe geboren, welches am Fusse des Bergschlosses Trimberg liegt. Auch der Bibl. *Jäck* ist dieser Ansicht, und zählt Hugo auch nicht zu Gliedern der Edelherren von Trimberg. (Vergl. *Jäck's* Beschreibung der Bamberger Bibliothek.) Unser Hugo war in frühester Jugend ungemein thätig; verfasste aber bis in sein dreyssigstes Jahr lateinische Gedichte; später 5 halb lateinische, halb deutsche und 7 ganz deutsche. Von diesen Gedichten ist keines bis auf unsere Zeiten erhalten worden. Im J. 1266 schrieb er ein Werk unter dem Name: „*Samner* oder *Sammler*“; davon ging ihm eine Quinterne oder Heft von 5 Bogen verloren, welcher Verlust ihm „Zorn war“, wie er sich hierüber zu äussern beliebte. Was ihm vom *Sammler*, diesem, auch geisselnden Gedichte übrig geblieben, schaltete er seinem *Renner* ein, und sagte dann in dem Eingange des Letzten: „*Jenez lovffet vor, diez rennet nach.*“ Er fügte bey: wer dieses lesen möge, der merke dabey, dass es von Jenem genommen sey. Eine andere Erklärung des Titels seines Werkes: „*der Renner*“, gab er dadurch, dass er sagte: sein Gedicht sollte durch das ganze Land *rennen.*

Nach Freidank's Vorbilde haben Hugo's sittliche Betrachtungen in seinem Renner einen individuellen Charakter. Seine Einbildungskraft nimmt die Bilder aus der ganzen Natur. Er beweist eine grosse Vertrautheit mit älteren Gedichten. Sein Werk ist überhaupt voll guter Laune, steter Scherzhaftigkeit, naiver Beredsamkeit, es ist gleichsam aus einer Seele geflossen. Mit Recht pries diesen Hugo und dessen edle Freymüthigkeit schon *Gellert.* — Der Renner wurde im Jahre 1300, dritthalb vor dem Jahre, da die Juden in Franken erschlagen wurden, „*volldichtet*“, wie Hugo selbst angiebt. — Nach einer Bamberger Urkunde wurden die Juden zu Bamberg am St. Pantaleons-Tage, d. h. 28 Juli 1298, erschlagen; der Renner wurde also zu Anfang des Jahres 1300 vollendet.

Nach verschiedenen Stellen des Renners und nach archivalischen Quellen war Hugo von 1260 bis 1309 Magister und Rector der Schulen am ehemal. Collegiatstifte der Maria und des h. Gangolph zu Bamberg in der Theuerstadt (später Steinweg, nun Königsstrasse). Er unterzeichnete als Zeuge eine Urkunde vom 12 Februar 1294, eine andere vom 21 März 1303, ohne nach dem Muster der vorgehenden und folgenden Zeugen beyzufügen, dass er Stiftsherr und Bürger sey. Da das gemeinschaftliche Leben des Collegiatstiftes schon aufgehoben war, und da Hugo's Name in keinem Verzeichnisse der Scholastiker vorkommt: so war er als Rector der Schulen der weltliche Oberlehrer, und hatte den Cantor, als weltlichen Unterlehrer, neben sich. Als Oberlehrer führte er noch den Beynamen *Magister*, wie sein Berufsgenosse am Domstifte. Sein vorzüglichstes, vielleicht einziges Vermögen scheint in seiner Sammlung von 200 Büchern, deren 12 von ihm selbst verfasst oder zusammengetragen waren, bestanden zu haben. Denn er sprach im Renner die Hoffnung aus, dass er im höheren Alter sich von dem Unterrichte und von dem Erlöse aus den 200 Büchern ernähren könne. Ob er besonderen Unterricht in der Dichtkunst oder in anderen wissenschaftlichen Zweigen ertheilt, ob er Einfluss auf andere Schulen der Stadt hatte, ist unbekannt. Die lange Zeit seines Dienstes hindurch konnte er viel Gutes stiften; ohne Zweifel hat er es auch, bey seinem Eifer für Sittlichkeit und Wissenschaft, gethan.

Diesen 3, auch äusserlich sehr schön ausgestatteten Heften des Textes vom *Renner* (wegen dessen Aufbringung, Berichtigung u. s. w. Biblioth. *Jäck* und die Proff. Dr. *Rudhard* und *v. Reider* in Bamberg vor Allen genannt und belobt werden) soll noch ein viertes Heft mit den Erörterungen, Varianten und den übrigen Resultaten der Forschungen über den Renner und dessen Dichter folgen: eine vielversprechende Arbeit, da *Lappenberg* in Hamburg, *Schmeller* und *Massmann* in München, *Ettmüller* in Zürich u. A. sich zu diesem Zwecke mit den Bamberger Literatoren verbunden haben.

Dr. *Sch.*

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 7.

SCHÖNE KÜNSTE.

HAMBURG, b. Meissner: *Gedichte* von *Christine Westphalen*, geb. *v. Axen.* 4ter Band. Neuere Gedichte. Erster Band. 1835. 266 S. 8. (1 Thlr. 4 gr.)

„Die Literatur ist eine Literatur der Einsamen geworden. Der sinnende und bildende Geist wird von einer ewigen Nothwendigkeit getrieben, sich zu offenbaren, und zur Vollständigkeit dieser Offenbarung gehört die äussere Erscheinung. Man schreibt daher und lässt drucken nach wie vor (d. h. wie ehedem), ohne die Aussicht der Vorgänger zu haben, gelesen zu werden. Anfangs und in der Jugend bereitet diess Verhältniss bittere Schmerzen; es ist so traurig, sich mit einer Welt voll Anschauungen, Gedanken und Empfindungen in der Wüste zu sehen. Allmälich beruhigt sich das Gemüth, und endlich kann in der durchgeprüften Seele das Bewusstseyn einer glorreichen Dunkelheit entstehen, welches so unzerstörbar schön ist, dass man es mit Nichts vertauschen möchte. Oder ist es nicht besser, unter Reichen als Wohlhabender zu verschwinden, denn unter Bettlern mit seinem Etwas sich hervorthun?"

So tröstet sich *Immermann* in seinen Epigonen ob der Nichtanerkennung seines Werthes von Seiten der Mitwelt; und an diese Worte möchten wir die Dichterin erinnern, deren neuestes Werk vor uns liegt. Denn wohl gereicht es Deutschlands kritischen Journalen keinesweges zum Ruhme, *Christine Westphalen*, die schon seit mehr als drey Jahrzehenden Germaniens Parnass ziert, in letzter Zeit so wenig berücksichtigt zu haben. Wir sagen diess nicht, als meinten wir, die Dichterin besässe weniger Seelenstärke, als der, dessen Worte wir oben anführten: im Gegentheile, wenn *Immermann* im Achilleuszorne finster grollend dasitzt, erklärt *C. W.* ächt weiblich:

Nicht fragt die tonerfüllte Nachtigall,
Nicht Fink und Lerche, ob ihr Lied man höre;
Nicht ob zu singen ihnen man gewähre:
Es tönen ihre freyen Chöre
Der Luft, dem Hain, dem Wiederhall!
Nicht kümmert sie, ob ihnen andre Sänger lauschen,
Ob sie des Menschen Ohr entzücken, es berauschen.
So sing auch du, du freyer Liedesgeist,
Vom Genius geweckt, von ihm getrieben: —
Der edlen Kräfte schönste musst du üben,
Nicht fragen: ob auch Andre lieben
Was so zu singen er dir heisst.
Sind geistvoll die Gesänge, reich an Kraft und Schöne,
Dann hallen auch der Nachwelt ihre Zaubertöne.

(S. S. 90 „Freyer Gesang". Vgl. die „Zueignung".)

Da indess selbst ein Kritiker von den früher erschienenen Werken unserer Dichterin kaum Kunde zu haben scheint, so dürfte es nicht unzweckmässig seyn, hier ein Verzeichniss der bis jetzt erschienenen Schriften der Vfin. zu geben, welches Rec. nach *von Schindel:* „die deutschen Schriftstellerinnen" vervollständigt hat.

Zuerst erschienen von ihr im G.A. von *Halems* Irene, im Hefte vom August 1802, vom Jan., März, Juli u. Aug., Nov. u. Dec. 1803, vom Jan., Aug., Sept. 1804, vom Aug., Sept., Oct., Dec. 1805 mehrere einzelne Gedichte unter dem Namen *Angelika.* Wir machen besonders auf die sinnige Deutung des *Schiller*'schen Bergliedes im Octoberhefte 1804 S. 152 aufmerksam. 1804 erschien „Charlotte Corday" ohne Namen; ein Werk, von dem selbst *Goethe* in seinem Briefe an *Schiller* Notiz nimmt, und von dem er wohl mehr Notiz genommen hätte, wenn er nicht zu sehr ein Napoleon in der Poesie gewesen wäre: er benutzte, aber er hob nicht. Im Journal für Deutsche Frauen von 1805, 4 Hefte, finden sich unter dem Zeichen — *x* — „*Gemälde aus dem Leben des Menschen*", ein Gedicht in 9 Briefen. — 1806 erschien „Petrarca", ein dram. Ged. in 5 Acten. Von der Vfin. der „Charlotte Corday". Mit 2 Kupfern (eins von *Tischbein*). — In den Jahren 1809 und 1811 erschienen, nun nicht mehr anonym, die 3 Bde. Gedichte, wozu vorliegende Sammlung als 4ter Bd. gehört. Das schöne Kupfer vor dem 1sten Bde. ist von *Tischbein.* — 1815 gab *C. W.* zum Besten der hanseatischen Krieger „Gesänge der Zeit" auf eigene Kosten heraus. Gewiss war nicht allein der wohlthätige Zweck Ursache, dass in 6 Wochen die ganze Auflage von 800 Exemplaren verkauft war. In *Lotz* Originalien finden sich in den Jahrgängen von 1818 bis 1823 nicht wenig Gedichte von *C. W.*, bezeichnet wie die im Journal f. Deutsche Frauen erschienenen. Manche derselben sind im 4ten Bande der

Gedichte wieder abgedruckt. — Vor 2 Jahren gab *C. W.* zum Besten des weiblichen Vereins für Arme und Kranke zu Hamburg *Erbauungslieder* heraus. — Sonst findet sich noch im bremischen Gesangbuche 1812 ein geistliches Lied von ihr; ingleichen hat *Rambach* in seine „Anthologie christlicher Gesänge" im 6ten Bde. S. 392 zwey geistl. Lieder unserer Dichterin aufgenommen, wodurch sie als mustergültig anerkannt sind. Auch in *Mahecke's* Gesangbuch für Freymaurer findet sich unter No. 492 ein Gedicht von ihr.

In *Rassmann's* Sonetten der Deutschen 1817 ist Band 1 S. 231 ein Sonett, „der Mai", aufgenommen.

Noch werden in manchen Blumenlesen, wie z. B. in der Teutona, herausg. von *Wredau* und *Salberg* (Fränckel und Salomon), und in *Kröger's* „Deutschlands Ehrentempel" sich Kinder der Muse unserer Dichterin finden.

Der wahre Dichter fühlt mit seiner Zeit, er sucht sie zu heben und zu fördern: *Tyrtäos* und *Körner* begeisterten zum Muth im Getümmel der Schlacht: in zerstreuten Gedichten, deren Untergang wir bedauern, weil sie Denkmale ächter Vaterlandsliebe waren, begeisterte *C. W.* zu Muth, Vaterlandsliebe und Freysinn in der Zeit der allgemeinen Bedrückung durch die Franzosen. Es erschienen von ihr: „*Lieder zum Beytrage für die Hanseatische Legion* 1813."

Es gilt den Philologen als Gesetz: „jeden Schriftsteller möglichst aus sich selbst zu erklären": man kann das mit gutem Fug auf jeden Dichter anwenden. Und man hat es angewendet. Wie der Ton der Saite erklingt, so ist das Gedicht Nichts als die Accorde, die dem Dichtergemüthe sich entwinden.

Daher geben wir denn hier eine Schilderung des Lebens unserer Dichterin, so weit es sich in ihren Dichtungen abspiegelt.

C. W. ist Naturdichterin.

> Gieb (singt sie), o Nymphe des Thals, Begeisterung meinem Gesange,
> Horch' ihm, blühender Hain, horch' ihm, silberner Quell!
> Nicht hochschwebenden Flugs, wie wenn uns der Seher Apollo
> Hehr durchströmet mit Gluth, Hohes uns, Göttliches lehrt —
> Nein! ein melodischer Bach, der den Auen Beseelendes lispelt
> Tön' er in Anmuth dahin, gleich' er der Lerche der Flur,
> Ihr, die zu Höhen entschwebt, doch niedergelockt zu dem Boden
> Ruht in der Saat, in dem Nest freudig die Kinder begrüst:
> Also sey auch mein Lied. Der Heimat Räumen geweihet,
> Schweb' es zur Bläue hinauf, kehr' es zur Erde zurück!

Und diese innige Liebe zur Natur, die so häufig die Dichterin begeistert, wurde geweckt und auf das Günstigste genährt durch ihre Lebensverhältnisse. Wenn gleich Aeusserungen wie:

> Hier, wo Lerch' und Amsel singt,
> Spott' ich *städtischer Grüfte*

von dem allgemeinen Widerwillen gegen die dumpfe Stadt mit ihrem Getöse und Gewirre herzuleiten seyn könnten, so lernen wir doch aus den Gesängen der Zeit (s. S. 106 „Verlust des Paradieses an der Bille" und S. 107 „die Ruinen am Ufer der Bille"), dass ein bestimmter Landsitz an der Bille bey Hamburg der Dichterin Ruhe und begeisternden Naturgenuss gewährt. Wie lieb sie diess Besitzthum gewonnen hatte, und dass es 1814 durch Feindes Hand eingeäschert wurde, zeigen die Worte:

> Flammen verzehrten das Dach, und gefällt ist der Baum in der Blüthe,
> Ach, mein Tempe, du wardst Moder und Schutt und Ruin!
> Einst bewachte mit flammendem Schwert' ein Engel das Eden:
> Hier hat ein flammendes Schwert mir es auf ewig geraubt.

Auf ewig ist die Sängerin ihrem Paradiese nicht fern geblieben, es ist neu erstanden, und somit gewinnen wir für manche Gedichte eine bestimmte Beziehung. Dahin gehört S. 44: „An den Billfluss", S. 155: „Gebiet der Ruhe", S. 48: „Hoffnungsfreude"; das letzte Gedicht verdankt gewiss der freudigen Aussicht, nun bald das Land wieder zu sehen, sein Entstehen. („Es ist gewiss kurz vor dem „*Hinausziehen*" gedichtet", würde ein „*erzogener und geborener*" Hamburger sagen.)

Diesem stillen Zufluchtsorte, fern vom Geräusche der Stadt, entspricht auch vollkommen das stillruhige Gemüth der Dichterin. Solchen Sinn athmet das schöne Gedicht „Gemüthsstille" S. 33. Diesem stillen Frieden entquillt ein Frohsinn, der S. 163 von der Dichterin gar munter geschildert ist:

> Str. 1. Wie Tage des Maien
> Voll seliger Lust
> Will Alles zum Freuen
> Mir weiten die Brust.
>
> Str. 4. Gern hab ich die Freude
> Mir Schwester genannt.
> Und wahrlich! wir Beide
> Sind innig verwandt.
>
> Str. 5. Sie weilt mir zur Seite
> So jugendlich frey,
> Giebt stets mir Geleite
> Und singet dabey.

Doch wie kein Glaube ohne Zweifel, also ist keine Freude ohne Leid: und auch Leiden fehlen unserer Dichterin nicht. S. S. 37 „*Mitgefühl*". Zu diesen Wolken und Wölkchen aber, die bisweilen den heiteren Himmel ihres Gemüthes trübten, dürfen wir auch wohl die Anfoderungen rechnen, die das Leben an sie als Hausfrau macht. (Allerdings gehört eine *blue stocked woman* nicht zu den liebenswürdigsten ihres Geschlechts.) Sie schildert sie sehr launig:

Die Unbequemen.

> Was klopft so rasch an des Zimmers Thor?
> „Der Freund, die Freundin ist davor!"
> — Wie froh macht sonst ihr Kommen;
> Jetzt kann es mir nicht frommen,
> Denn lieber wär' ich heut allein: —
> Doch nur: Herein! —
>
> Was klopft so leis an des Zimmers Thor?
> „Die Noth, die Armuth ist davor!"
> — Gott weiss, mein Herz mag geben;
> Doch kommt's gar oft im Leben,
> Und jetzt möcht' ungestört ich seyn.
> Doch nur: Herein!

Was klopft gebietend ans Zimmerthor?
„Die Etiquette ist davor!"
— Es sind die Excellenzen!
Da müssen Worte glänzen!
Wie gern, wie gern blieb' ich allein! —
Doch ach: Herein!

Was klopft bescheiden an's Zimmerthor?
Wir Dienerinnen sind davor,
Befehle uns zu holen.
Ach, ich bin wie auf Kohlen!
Die Pflicht gebeut: es muss so seyn!
Geschwind: Herein! —

Was klopft so lustig an's Zimmerthor?
„Wir Enkelinnen sind davor!"
— Die lebensfrohe muntre Schaar
Sie lass' ich ein, fürwahr, fürwahr!
Wär' ich auch heute gern allein:
Herein, herein! —

Der so vielfach Beschäftigten glauben wir gern, dass sie in der Stille des frühen Morgens (S. 41. 49) am liebsten dem Apoll opfert.

Aus dem Gesagten erhellet schon, dass wir keinesweges eine in schmachtender Empfindeley aufgelöste Dichterin vor uns sehen: *C. W.* fasst die Poesie von einer ernstkräftigen Seite auf. Deshalb aber dringt sie darauf, dass der Dichter auch wirkliches Wissen sich aneigne: eine Anfoderung, der sie selbst auf eine um so ehrenwerthere Weise entsprochen hat, als sie auf autodidaktischem Wege, und selbst, durch Verhältnisse gezwungen, heimlich verstohlen sich selbst gebildet hat. Die Geschichte ihrer Geistesbildung giebt sie uns in kurzen Zügen selbst S. 105: „*die Begleiter des Lebens*". Und dass sich die Dichterin wirkliche Kenntnisse erworben hat, ist uns vor Allem klar geworden aus ihrem Petrarca, dieser Dichtung, die neben der tiefsten Kenntniss des menschlichen Herzens (wir glauben nicht, dass der Kampf gegen eine durch die Verhältnisse verbotene Leidenschaft wahrer geschildert werden kann) eine keinesweges oberflächliche Kenntniss der Zeit, der Zeitgenossen und der Lebensverhältnisse des gekrönten Sängers verräth. Ausgezeichnet aber ist auch *C. W.* durch ihre vertraute Bekanntschaft mit der antiken Mythologie. Und mit diesem Wissen verbindet sie unverkennbar wahren Sinn für Musik und Malerey (S. 123 und 260). (Wer mag die Sängerin seyn, der die Dichterin die Worte S. 124 zuruft? vielleicht die Catalani?)

Betrachten wir so das Leben der Dichterin, so glauben wir ihr gern, wenn sie singt:

„Darum merk' ich nicht der Zeit
Rasches Weiterstreben,
Weil mich Alles noch erfreut
Wie im Jugendleben!

Möge ihr das Trübe des Alters nie nahen, und möge erst, wenn die todbringende Parze naht, die Muse von ihr scheiden!

Wir gehen jetzt an eine übersichtliche Darstellung dessen, was in vorliegender Sammlung enthalten ist.

Die vier ersten Dichtungen: „*Der Aufruf*", „*An die Begeisterung*", „*An die Muse*" und „*Die Entweihung*" schildern das Emporschweben des Dichtergeistes über die Erde und ihre Kleinlichkeiten. Wir können nicht umhin, hier das gelungenste dieser Gedichte, „*die Entweihung*", mitzutheilen.

Soll, der sich himmelbürtig fühlt, ermatten,
Und lechzend dürsten nach der Heimat Land,
Der dürft'gen Erde nebelbleichen Schatten
Die Blicke zugewandt?

Er, dem das All gehört? der kühn beseelet
Was todt für uns im Raum der Schöpfung weilt?
Der Erd' und Himmel einet und vermählet,
Mit Göttern Wonne theilt?

Der Dichtergeist? ein Sohn der Sonnenhöhen!
Der die Jahrhunderte die seinen nennt,
Vor dessen Seherblick die künft'gen stehen,
Der die vergang'nen kennt!

Der Baum und Felsen seine Sprache leihet,
Die Höh'n erfliegt, in Gründ' und Tiefen taucht;
Der jedes Wesen höh'rer Schönheit weihet,
In Alles Seele haucht!

Der Himmelssohn soll mit der Erde Sorgen,
Mit ihrer Last den hohen Sinn entweih'n,
Sich heute quälen, dass am künft'gen Morgen
Ihm Plagen sich erneu'n?

Nicht sollt' er kennen, der Olympverwandte,
Des Lebens Foltern Trüb' und Dunkelheit,
Verrath und Neid und Ehrfucht, zornentbrannte
Verfolgung, Hass und Streit!

Er, dem der Ruhm die ewigfrischen Kränze,
Die strahlenden aus Höh'n entgegen hält;
Der mit den Musen feiert seine Tänze
Im Aetherraum der Welt!

Nein, nein; hinauf zu lichterhellten Bahnen
In hehrem Fluge zur Unsterblichkeit!
Vergeblich mag ihn Sorg' an's Daseyn mahnen,
Ihn engt nicht Raum, noch Zeit!

Der kraftbeschwingte Adler fleugt zur Sonne,
Am Donnerhall labt er sein trunk'nes Ohr,
Sein Aug' am Licht; — so strebt ihm gleich mit Wonne
Des Dichters Geist empor!

Wer so den Geist des Dichters schildern kann, besitzt ihn.

Das Gedicht, „*die Seele*", beginnt mit der Klage, warum doch die Seele von den Banden des Körpers umfangen sey, schliesst dann aber mit den schönen Worten:

Nein, ob auch heiss die Sehnsucht in dir lodert,
Bezähme sie und trage dein Geschick:
Der dich als *Funk'* entsandte, der, der fodert
Als *Flamme* dich zurück! —

Verwandten Inhalts ist „*Psyche*" S. 16.

Der von der Liebe zur Natur erfüllten Brust der Sängerin entströmen gar manche Hymnen an die Natur. Dahin gehört S. 17 die „*Hymne a. d. Nat.*", S. 90 „*a. d. Nat.*" und S. 101 „*der wahre Arzt*".

Die Dichterin wird vor Allem vom heiteren Lenze poetisch angeregt; daher die zahlreichen Lieder an und über denselben; daher auch sonst noch die so häufige Erwähnung des Frühlings und seiner Wonnen. Gedichte, wie: „*Die Frühlingsboten*" (S. 20), „*Frühlings Loblied*" (S. 22), „*Der Dichter im Frühlinge*" (S. 24), „*Lenzeswirken*" (S. 40), „*Verschiedene*

Sprachen" (S. 125), „*Im Frühlinge*" (S. 152), „*Frühlingsgenuſs*" (S. 150), „*Die Opfer*" (S. 151), „*Das Frühlingslüftchen*" (S. 148), „*Frühlingswirken*" (S. 149), „*Der Mai*" (S. 233) und „*Der Wundermai*" (S. 234) gehören zu den lieblichſten Kindern Euterpens, und beweiſen durch die Fülle der ſich nie wiederholenden Gedanken die Eigenthümlichkeit und Schöpfungskraft des Genius.

Die feine Beobachtungsgabe der Dichterin, deren Gemüth wie die Aeolsharfe vom leiſeſten Lufthauche von den einfachſten Erſcheinungen der Natur zur Poeſie geſtimmt wird, hat uns in folgenden Dichtungen beſonders angeſprochen: „*Die frühe Lerche*" (S. 21), „*Die heftigen Stürme im März*" (S. 25), „*Der Frühlingsfroſt*" (S. 112), „*Die todten Blumen*" (S. 60), „*Die Nachtigall in einer Sturmnacht*" (S. 129), „*Winterlaunen*" (S. 140).

> Schreckt nicht des mächt'gen Sturmes Kampfgewalt
> Dich Nachtigall? Die ſüſsen Lieder tönen,
> Daſs durch das Toben es herüberſchallt,
> Beſeelt von gleicher Harmonie des Schönen!
> Nicht ſtockt der Laut dir, wie's auch dröhnt und kracht;
> Begeiſtert ſingſt du fort dein Lied der Nacht.

Aehnlich iſt „*die Nachtigall im Gewitter*" (S. 130), und zu zwey Gedichten wurde die zarte Empfindung *C. W.* angeregt durch den „Tod einer Nachtigall" S. 130. 131.

Dem Freunde des claſſiſchen Alterthums fällt es auf, wie auf ächt antike Weiſe die Dichterin körperloſe Ideen und Begriffe verkörpernd beſeelt. Der Lenz insbeſondere wird auf eigenthümlich anſprechende Art dargeſtellt, vgl. S. 19. 21. 27. Das Gefühl, das den Alten die Tritonen und Najaden ſchuf, das Sehnen, das uns ſo oft hinlockt, daſs wir hineinſinken möchten in die dunkele Fluth, in die Arme Undinens, rief auch „*den Geiſt der Gewäſſer*" S. 30 hervor.

Der milde Sinn des Weibes gefällt ſich gar oft im gemüthlichen Betrachten des Stilllebens in der Natur, und ſolche Dichtungen, aus einem ruhig leidenſchaftloſen Seelenzuſtande hervorgegangen, beſchwichtigen unwiderſtehlich die leidenſchaftliche Erregung auch in fremder Bruſt. Wie majeſtätiſch erhaben beginnt S. 51 *die Nacht*:

> Glanzvolle Nacht! Du, welche die Gedanken
> Empor zu allen Sonnenräumen hebt,
> Den Geiſt beſchwingt, die Seele in den Schranken
> Der Endlichkeit mit Götterſinn belebt! u. ſ. w.

Die Nacht iſt beſungen S. 53, 87, 132; der Abend S. 45, 66, 84, 179; der Schlaf S. 28 u. 54.

Weil in der jüngeren Dichterwelt ſich gar oft Ueberſchätzung hervorthut, hat man (in Wahrheit ungerecht) auch unſerer Dichterin ein edles Selbſtgefühl faſt miſsdeuten wollen. Nichts Anderes aber als das Bewuſstſeyn des Dichterberufs ſpricht aus der „*Zueignung*" und aus des „*Dichters Heimat*" S. 69. Gern glauben wir es der Reichbegabten, daſs unbewuſst der Sturm der Begeiſterung ſie erfaſst, daſs ſelbſt in Träumen Lieder ſie umtönen (S. 32, 33, 55, 161).

Der Vfin. der „*Erbauungslieder*" dürfen wir, wenn es nicht ſchon allein aus den beiden Dichtungen, die *Rambach* — wie oben erwähnt — in ſeine Anthologie aufgenommen hat, unwiderſprechlich hervorginge, ein inniges religiöſes Gefühl, einen chriſtlich gläubigen Sinn, namentlich in dem von *Rambach* mitgetheilten *Oſterliede*, nicht abſprechen. Auch in dieſer Sammlung fehlt es nicht an religiöſen Dichtungen, ſ. S. 49, 50, 61, 123, 180, 182, 183. Und dieſe Wahrnehmung berührt um ſo wohlthuender das Gemüth, als von ſo manchem unſerer Dichter und Dichterlinge *Goethe's* gewiſs in Beziehung auf ſich ſelbſt geſprochene Worte gelten:

> Die Botſchaft hör' ich wohl, doch ach! mir fehlt der Glaube!

Hörte doch dieſs Kokettiren mit dem Schmerze der vom Zweifel zerriſſenen Bruſt, dieſe poetiſche Benutzung des Unglaubens auf! Die Poeſie ſoll erſchüttern und erheben, beſänftigen und mildern, nicht aber ruheloſe Spaltung hervorbringen. Das lehrt auch unſere Dichterin S. 103: „*Rath*".

Mütterlich mahnend giebt uns die Dichterin gar manche Lehren ernſter Lebensweisheit: Ohne Leid, tröſtet ſie, iſt keine Freude; bekämpfe mit ſtarkem Geiſte das Miſsgeſchick, denn das Leben iſt wechſelvoll. S. S. 38 „*die Parze*", S. 39 „*des Geiſtes Macht*", S. 68 und 91 „*der Wechſel*", S. 92 „*Unſicherheit der Beſchlüſſe*". Schranken, lehrt ſie, hemmen den weithinſtrebenden Menſchengeiſt; harre des Jenſeits, wo alle Räthſel ſich löſen. S. S. 34 „*Beſchränkung*", S. 97 „*die Nacht der Blindheit*". — Bewahre den Sinn der Kindheit, auch wenn das Alter nahet, S. 75, 104, 105.

Das Fiſcherlied S. 57 eignet ſich gewiſs zur Compoſition.

Die Tetralogie, „*der Adler*", iſt erhaben anregend. Die Worte:

> Nicht fürchtet der Adler den tödtenden Pfeil:
> Einſt trug er ja ſelber des Donnerers Keil!
> Nicht klebt er an Erdengefilden im Raum,
> Sein Droben bleibt ihm ſein ſeligſter Traum.
>
> Nicht ſchauert ihn, ſieht er das offene Grab;
> Hell leuchtet ſein Auge, er kennt nicht: Hinab!
> Zu ſonnigen Höhen — oft prüft er ſie ſchon —
> Iſt freudig der muthige Geiſt ihm entfloh'n! —

erinnern uns lebhaft an die majeſtätiſche Schilderung der dunkelen Adler Paläſtinas, die *Lamartine* ſah. S. *Voy. en Orient II*, *p.* 5.

Mit kindlich einfachem Sinne verſetzt ſich die Dichterin ſelbſt in die Seele des Wilden, der den groſsen Feuerball anſtaunt, ihn fragend, warum er nicht immer leuchte, und den Silberball, der durch die dunkele Himmelsflur dahin wandelt. — Zartes Gefühl athmen Dichtungen wie: „*Die Vögel*" und „*Sprachen der Liebe*" S. 126—27. Dann: „*Das Veilchen*". Doch auch zu erhabener Speculation ſchwingt ſich der Geiſt der Dichterin auf, das beweiſt im hohen Grade „*der Gedanke*" S. 94. Auch S. 124: „*die Sprache*", iſt in dieſer Beziehung hervorzuheben. Aufſchwung des Geiſtes künden die Gedichte, wie S. 120: „*Der Ruhm*", S. 138 „*Macht der Phantaſie*".

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 7.

SCHÖNE KÜNSTE.

Hamburg, b. Meifsner: *Gedichte* von *Chriftine Weftphalen*, geb. *v. Axen.* 4ter Band. Neuere Gedichte. Erfter Band u. f. w.

(Befchlufs der im vorigen Stücke abgebrochenen Recenfion.)

Die 2te Abtheilung diefer Sammlung enthält Romanzen und erzählende Gedichte. Uns hat als eigentliche Romanze nur eines diefer Gedichte erfcheinen wollen: „*die Braut am See*". Den anderen, wie z. B. der erften, fehlt das Romantifche, der füdliche Farbenfchmelz, wodurch eben die Romanze fich vom Epos unterfcheidet.

In den erzählenden Gedichten aber wird uns wieder ein bedeutendes Talent zur Fabeldichtung offenbar. Wir erlauben uns nur eins der kleineren diefer Gedichte hier mitzutheilen, bey dem wohl ein tieferer Sinn zum Grunde liegt.

Die Lilie und die Biene.

Mich lockte jüngft die Lilie
In ihrer Silberpracht:
Ich pflückte fie, da fummt' es leis
In ihres Kelches Schacht.
Ein gold'nes Bienchen flog heraus;
Wie war's im Kelche fchön!
Jetzt reu't es mich, dafs ich zum Straufs
Die Lilie mir erfehn.
Das Bienchen flog zur Nachbarin,
Ihr Summen tönte fort:
Nicht ganz nach feinem Sinn war die,
Denn lang' nicht blieb es dort.
Umfuchend auf der Lilien Flur
Durchnippt' es ihre Reih'n:
Verfchwunden war des Lieblings Spur,
Die *fehlte*, follt' es feyn.

Nicht minder zart gehalten ift „*das Schneeglöckchen*" S. 206, „*die Lerche und die Nachtigall*" S. 207, „*Neidhart*" S. 208, „*der Knabe, die Mutter und die Rofe*" S. 209, „*der Schmetterling*" S. 211 u. a. m.

Was die Sonette betrifft, fo find Italiens Flötenlaute dem rauheren Norden zwar verfagt: doch fehlt es den hier mitgetheilten keineswegs weder an Wohlklang, noch an Gedanken. Das Sonett: „*Helianthus*", ift fchon an einem anderen Ort als mufterhaft öffentlich mitgetheilt; wir verweifen noch auf „*Falfche Ruhe*" (S. 228), auf „*die Klagen einer Nachtigall*" (S. 240) und auf „*Petrarka*" (S. 241).

Die *epigrammatifchen Gedichte* find theils kurze Ausfprüche voll heiter-ernfter Lebensweisheit, theils Scherze, denen zwar der Stachel der Satire, nicht aber die *Pointe* fehlt. Lefen wir nur:

Italien.

Wie doch claffifcher Grund hier Alles begeiftert und bildet!
Wo Merkwürdiges winkt, ftehet der Efel von felbft.

Uns fprechen noch befonders an: „*die ficherfte Heilung*" (S. 249), „*der Blumenkranz*" (S. 252), „*Verfpätete Bekränzung*" (S. 259), „*der Liebe Sonnenblick*" (S. 261), „*der Befchützer*" (S. 264) und „*Unfchuld*" (S. 247).

Sollen wir nun fchliesslich noch im Allgemeinen unfere Anficht von der vorliegenden Sammlung geben, fo räumen wir gern ein, dafs der moderne Humor der Dichterin fehlt. Sie hat nicht diefe krankhafte Reizbarkeit, die fich „am Blute des eigenen Herzens letzt", ihr fehlt allerdings auch jenes Brillantfeuer des Witzes, das blendend und täufchend nicht felten einnimmt. Dafür aber fpricht aus ihren Dichtungen ein tiefes Gemüth (fiehe die fchöne Schilderung des Gemüths S. 149. 170), deffen Töne zum Herzen fprechen, weil fie vom Herzen kommen. Wir wünfchen daher, gewifs in Einverftändnifs mit allen Freunden einfach anfprechender Poefie, es möge zwifchen dem 2ten Bande „Neuerer Gedichte" und dem erften ein nicht fo langer Zeitraum entftehen, wie zwifchen diefem 4ten Bande und dem vorhergehenden 3ten.

Doch wir müfsten befürchten, von unferen Zunftgenoffen, den Philologen, unter die Parias verftofsen zu werden, wollten wir nicht einige kleine grammatifch-kritifche Ausftellungen hier beyfügen. S. 11 *der Kunft* ift wohl zu tilgen. S. 15 ftatt *Erdulden* möchte Rec. „*Du Dulden*" lefen. S. 15 ftatt „*Oft der Gefangenfchaft*" wäre beffer *Ob d. Gef.* S. 15 ftatt „*Funk' entfandte*" ift vielleicht zu lefen: „*Funken fandte*". S. 33 *Hellen* im Plur.? S. 84 *verbleicht?* S. 130 *zollen?* S. 167 *der* Lethe? beffer *des* L. S. 190 *entmuthen?* S. 208 *krönft?* S. 225, wie S. 9, *Erdenrand*, wozu der Zufatz? S. 265 „*Gefchrey*", ein etwas harter Ausdruck. S. 44 *deinem Gifcht* beffer *ihrem* (der Welle) *Gifcht.* S. 244 für *als wie* l. *ftets wie.* S. 201 für *Er edel denk'* l. *Und e. d.* oder *Wie e. d.* S. 112 *wilde* Lüfte?

S. 106 *bestreifen?* S. 33 läse Rec. lieber: „*Wohnt auch mir*“.

Druck und Papier sind ausgezeichnet, und machen der Verlagshandlung Ehre.

Lt.

GÜSTROW, b. Opitz und Frege: *Adolar, der Weiberverächter.* Novelle von *Emerentius Scävola.* Zweyte Ausgabe. 1836. 1ster Theil. VIII und 364 S. 2ter Theil. 338 S. 8. (3 Thlr. 12 gr.)

Laut dem Vorworte wird nur verzimpften, Ueberzartheit affectirenden Frauen und Männern, die eine halb cynische, halb sybaritische Belustigung erwarten, die Lesung des Buchs widerrathen. Aber wir möchten das Verbot auch auf solche Leser ausdehnen, die ungern bey der Gesunkenheit des Geschlechts, bey dem Triumphe des Thiers über den Menschen, verweilen. Lüstern, ekelhaft ist das mit grosem Verstande und durchdringender Menschenkenntnifs geschriebene Buch nicht, mehr im Sinne der neuesten französischen Werke, die das Unreine für das Naturgemäfse, das Reine für abgeschmacktes Wahngebild erklären. Der Weiberverächter bezeichnet schon durch den Namen seine Gesinnung, widersprechende Freunde wälzen die gröfsere Schuld des Verfalls der Menschen ihrem Geschlechte zu, bis das Ergebnifs festgestellt wird, der Mann sinke handelnd, das Weib duldend, welcher Ausspruch als Motto dem Werke vorgesetzt werden könnte.

Trostlose Erfahrungen und Beyspiele erläutern den Satz. Aufser zwey niederträchtigen Weibern und zwey eben so verworfenen Männern, die recht mit Vorbedacht sich im Schlamme wälzen, sind die übrigen Handelnden und Duldenden, bis auf den Punct der Prüfung, achtungs- oder doch liebenswerthe Leute. Der frevelt aus Uebermuth, aus Ehr- und Geld-Geiz, die aus Gefallsucht, aus Irrthum und Täufchung, indem sie meinte, das Kluge sey das Rechte, da es doch ganz das Falsche war. Sie sinken Alle, Alle, bis auf einen Mann, der nur an einem Falle des Körpers untergeht, und bis auf eine Frau, deren Tugend keine Anfechtung zu bestehen hat. Kein religiöses Gefühl richtet sie auf, für sie giebt es keinen Gott, keine Unsterblichkeit. Es war schwerlich des Vfs. Absicht, diese gänzliche Glaubenslosigkeit zu einer Grundursache der Verderbtheit der Männer und Frauen in der Geschichte zu machen, aber ohne Zwang kann man diese Meinung zwischen den Zeilen durchlesen, und so eine sittliche Lehre davon tragen, die eine Erzählung der Art nothwendig bedarf.

Der Held, bald Millionär, bald Bettler, erblindet, bleibt aber noch immer geschickter Arzt, nachdem er im Dienste der Sünde in den tiefsten Sumpf der Schande gesunken war. Allmälich erhebt er sich wieder, und verbindet sich mit der Frau, zu der ihn doch nicht blofs Sinnlichkeit geführt hatte, für die er ein Gefühl hegte, das mehr als Begierde war, das sich der Liebe annäherte. Da Beide hinlänglich Ursache zur Selbstverachtung haben, und die Sünde sie verliefs, leben sie ganz zufrieden hin, bis ein feindlicher Ueberfall sie wie ein Blitz aus heiterem Himmel tödtet, und die Hörer der Geschichte von dem bänglichen Gefühle befreyt, das Jeden beschleichen wird, der nicht so unglücklich ist, das mephistophelische Verhöhnen und Leugnen des Edlen und Positiven in der Menschenbrust für die einzige Wahrheit des Lebens zu halten.

n.

FRANKFURT a. M., b. Sauerländer: *Loyola.* Von *Eduard Duller.* 1836. 1ster Band. 346 S. 2ter Bd. 350 S. 3ter Bd. 320 S. 8. (4 Thlr. 21 gr.)

Gewisse Unternehmungen sind schon um des Versuchs willen zu loben, und halb als gelungen zu betrachten, wenn sie nur auf dem richtigen Wege sind, und von dem eigentlichen Mittelpuncte ausgehen. Loyola könnte viel geringfügiger in der Behandlung seyn, und man würde ihn nicht mifslungen nennen, denn der Vf. machte sich mit dem Geiste, der Wesenheit des Jesuitenordens vertraut, er motivirte den Charakter des Stifters desselben aus geschichtlichen Ueberlieferungen heraus, und setzte ihn in Verhältnisse und Gemüthslagen, die es begreiflich machen, wie der Entschlufs, eine solche geistliche Verbrüderung zu errichten, in ihm entstehen konnte.

Zuerst lernen wir ihn als einen wüsten spanischen Officier kennen, der ein edel geartetes Mädchen verführte, über welches Verhältnifs ein zu dichtes Dunkel schwebt, man erfährt zu wenig oder auch zu viel von ihr; Peregrina wäre besser nur vorübergehend, am besten so aufgeführt worden, dafs man von der Entstehung der Liebe zu Loyola, von den Zuständen in ihrem väterlichen Hause, eine mehr als nur flüchtig angedeutete Kunde erlangt hätte. Auch konnte immerhin Peregrina im Geheimen ihm vermählt seyn, sie stirbt zu früh, als dafs die Ehe ihm ein Hindernifs für die Folge geworden wäre. Mit dieser Rüge ist der wunde Fleck des Werkes ausgesprochen, an welchem fast blofs unbedeutende Makel zu tadeln sind. Loyola, in der Schlacht verwundet, verfällt in Verzückung, die in Wahnsinn überstreift. Die treue Geliebte, die unerkannt ihn begleitete, hält er für die Madonna, welche ihn heilt, aber nicht in dem Grade, dafs er ferner zum Kriegsdienste tauglich wäre. Seine Andacht wächst zum Trübsinne, der in jeder Art von Selbstpeinigung, in gänzlicher Verleugnung jedes menschlichen Gefühls sich äufsert. Ein treuer Diener, Tiburzio, Sancho Pansa in einer anderen Sphäre, nimmt sich der Verlassenen an, und später ihres Knaben, den der Vater verstöfst, um sein Herz an nichts Irdisches zu hängen. Der Diener ist die gelungenste Gestalt, Alles aus einem Gufs. Sein guter Mutterwitz ist häufig im Widerspruche mit dem Meinen, Wollen und Thun des Herrn, und doch übt dieser eine solche geistige Gewalt über ihn aus, dafs er, seiner Vernunft und seinem Gefühle zu Trotz, Loyola's Gebote, ohne zu deuteln, vollstreckt.

Don Luis, gemeiner und roher als Loyola, ist es auch in seinem Wahnsinne, der wilde Raserey wird, die den ehemaligen Kameraden aus seiner Abtödtung aufrüttelt, den Schwärmer zum besonnenen selbstischen Denker umwandelt, der jetzt Maximen heuchelt, die er sonst glaubte, der eine Mittelmacht zwischen der Hierarchie und Monarchie gründen will, eine Kirche in der Kirche, die von ihm Zweck, Bewegung, Kraft und Wirksamkeit erhalten, unsichtbar von ihm gelenkt, willenlos um ihn sich drehen soll. Die Zusammenkunft der ehemaligen Kampfgenossen bey den Gräbern ist grossartig gedacht, und von schlagender Kraft; Wirkung und Ursache stehen zwar in logisch richtigem Verhältniss, auch konnte die Sinnesänderung des Ignaz nicht nach und nach, sie musste mit einem Stosse geschehen, aber um mancher Leser willen hätte die Umwandelung des Schwärmers in einen weltklugen Rationalisten mehr erläutert werden müssen.

Loyola's Geduld ermüdet nicht bey Verfolgung, Erniedrigung und geringer Unterstützung, unablässig arbeitet er für seinen Plan, dem Genius ist das Glück hold, der scheinbar ungünstige Zufall wird durch Loyola's Gewandheit zum günstigen verkehrt. Klein und schwach ist der Jesuitenorden bey seiner Entstehung, aber nur im Aeusseren, im Geiste war er nie Kind; vollendet entsprang er, gleich Jupiters Tochter, aus dem Haupte Loyola's, der auch seine Ausbreitung und Bedeutsamkeit noch erlebte. Am Schlusse des Lebens fühlt er jedoch das Unzulängliche des Verstandes, der Glaube, die Liebe kehrt in sein Herz zurück, das er endlich für die mächtigere Seelenkraft anerkennt. Seinen Sohn nimmt er freundlich auf, und hindert ihn nicht länger, das Glück in der Familie statt im Orden zu suchen.

Ein zweyter Gefährte Loyola's, der feurige Xaver, braucht nicht auf das Sterbebett zu warten, um der Täuschung quitt zu werden, dass Herrschen höher stehe, als Lieben, er verkündet den Heiden das Evangelium, nicht aus Ruhmsucht und Herrschbegierde; der fromme Christusjünger will in seinem schönen kindlichen Liebesgefühle die armen unwissenden Menschen erleuchten, sie der göttlichen Barmherzigkeit, des himmlischen Friedens, der seligen Liebe, die höher ist als alle Vernunft, theilhaftig machen. Xavers Religiosität ist ohne Verfolgungseifer, im Gegensatze von Ignaz, der unduldsam aus Klugheit, nicht aus übertriebenem Glauben ist. Xaver steht versöhnend zwischen den Uebergläubigen und Ungläubigen, deren es auch unter den Lesern des Buches geben wird, das gross und tief gedacht, von kleinlichen Spötteleyen frey gehalten ist, und reiche Belehrung über den Jesuitismus giebt.

n.

Bunzlau, b. Appun: *Kleine Romane*, von *Leopold Schefer*. 1836. 1ster Theil. *Die Geschiedene*. 260 S. 2ter Theil. *Unglückliche Liebe. Das vergiftete Testament*, oder *der erlogene Sohn*. 237 S. 16.

Die Nachtseite des Lebens zu betrachten, ist nun einmal des bekannten, hochbegabten Vfs. Neigung. Wir dürfen darum nicht mit ihm rechten, wenn wir gleich wünschen möchten, dass sein Geist eine minder einseitige Richtung genommen hätte. Ist es doch dankenswerth, dass seine tragische Muse nicht die Larve hohnlachender Verzweiflung vorhält, dass sie nicht zur Meduse erstarrte, welche Glück, Gefühl, Tugend, Glaube verleugnet, welches Steinbildniss das geheiligte Palladium vieler der neuesten Schriftsteller ist.

Wir erkennen unseren Dichter, mitleidiger als das junge Deutschland, in den vorliegenden Erzeugnissen wieder. Die Labyrinthe seiner Erzählungen lassen uns zuweilen ohne den leitenden Faden, oder durchkreuzen ihn so mit anderen, dass es schwer fällt, den rechten aufzufinden; die Schreibart dagegen ist fliessender als sonst, es scheint, als habe er den Wahn aufgegeben, als liessen sich nur mit einem zerstückten Stile die Gedankenblitze des Genius wiedergeben, welche herrliche Erscheinungen uns geblieben sind, und zwar in gefälliger Form.

Auf den Titel: *Geschiedene*, können drey Frauen Anspruch machen, die Mutter, Schwiegermutter und Frau des Grafen Herrmann, der seine Untreue vortrefflich bey sich selbst zu beschönigen versteht, und um sich den Aerger über das eigene Unrecht zu ersparen, es auf die Gattin wälzt, welche die eigentliche Heldin ist. Die Schwester raubt der edlen Frau, die ein erreichbares Ideal, kein abstracter Begriff der Frauenwürde ist, den Gemahl, und als diese in Irrsinn fällt, und Herrmann erfährt, dass er von ihr betrogen worden, als seine beiden Kinder erster Ehe eines gewaltsamen Todes sterben, verbindet er sich aufs Neue mit ihr, deren Leben entflieht, indem ein neues ihr entstammt. Es ist viel Rührendes in diesem Schmerze, zumal in dem Tode der Kinder, aber auch viel Trübes in den Wirrungen, die zum Theil durch verwickelte Verwandtschaftsgrade entstehen, indem die geschiedenen Mütter sich wieder verheiratheten. Eine der klarsten Gestalten ist die des vermittelnden Freundes, der mit Bewusstseyn sich unterzuordnen weiss, in welchem man eine Portraitfigur wittert, wie denn überhaupt für die Personen und Begebenheiten die Bezeichnung *Wahrheit und Dichtung* nicht unpassend seyn dürfte.

Unglückliche Liebe schachtelt eine Novelle in die andere, eine jede mit tragischem Ausgange. Ein Wahnsinniger (eine Lieblingsfigur des Autors) sprengt ein Stück der Grotte von Corneal, tödtet dadurch eine schöne Türkin, und zerrüttet den Geist ihres Geliebten. Die Beschreibung der Grotte, der Erleuchtung, ja der Verirrung, der Hoffnung und Furcht, und der schrecklichen Katastrophe, ist ein Meisterstück. Ferner ist ein französischer Obrist gezwungen, bey einem Uebergange über die Alpen, seinen Sohn selbst zu erschiessen, um ihn nicht in einer Gletscherspalte als Beute dem Hunger, den Raubvögeln, zu überlassen. Endlich hassen sich Aeltern und Kinder, und morden sich gegenseitig. Eine muthmassliche

Ehe am Schluſs iſt nur ein ſchwacher Balſam für ſo harte Wunden, dem Gefühle geſchlagen.

Im *vergifteten Teſtamente* ſpukt auch einige Narrheit. Ein abgewieſener, eigentlich geliebter italiäniſcher Graf bildet ſich ein, daſs der Sohn des Nebenbuhlers und der angebeteten Frau ſein eigener ſey, und da ſein Irrſinn nur in fixen Ideen beſteht, ſo findet ſein thörichtes Teſtament, das dieſen Wahn beſtätigt, Glauben, die Keuſchheit der makelloſen Frau wird bezweifelt, der Mann verſtöſst ſie, und trachtet dem Sohne nach dem Leben, doch löſt ſich noch Alles zur Zufriedenheit, ſogar der charakterloſe Mann bekommt Gehalt und Würdigkeit, eine Umwandelung, die möglich, wenn auch auſser dem Romane nicht ſehr wahrſcheinlich iſt. — Die mildeſte der drey Erzählungen iſt die letzte, aber nicht die ergreifendſte, doch entbehrt auch ſie den Schmuck tiefſinniger Betrachtung nicht, die dem Vf. zur Weſenheit wurde, von der er groſsmüthig auch Anderen mittheilt, um ſie über den gemeinen Stand der Dinge zu belehren und zu erheben.

t.

Leipzig, b. Wigand: *Shakſpeare's dramatiſche Werke.* 7tes Bändchen. *Viel Lärm um Nichts.* Luſtſpiel in 5 Acten. Ueberſetzt von *Alexander Fiſcher.* 138 S. 8tes Bändchen. *Der Kaufmann von Venedig.* Schauſpiel in 5 Aufzügen. Von *Alex. Fiſcher.* 116 S. 9tes Bdchn. *Romeo und Julie.* Trauerſpiel in 5 Aufzügen. Ueberſetzt von *Ernſt Ortlepp.* 10tes Bdchn. *Die Irrungen.* Luſtſpiel in 5 Aufzügen. Ueberſetzt von *Karl Simrock.* 89 S. 11tes Bdchn. *Macbeth.* Trauerſpiel in 5 Acten. Ueberſetzt von *Ludwig Hilſenberg.* 12tes Bdchn. *Der Sommernachtstraum.* Dramatiſches Gedicht in 5 Acten. Von *Alex. Fiſcher.* 106 S. 16. 1836.

Die Vorzüge, welche wir an den erſten 6 Bänden dieſer Sammlung (vergl. J. A. L. Z. 1836. No. 225) gerühmt haben, ſind auch der Fortſetzung eigen, namentlich den Arbeiten des Hn. *Alexander Fiſcher.* Die Ueberſetzung flieſst leicht dahin, was beſonders bey dem luſtigen reizenden Gedichte, mit vollem Rechte *Sommernachtstraum* benannt, eben der Leichtigkeit wegen eine ſchwere Aufgabe war. Der Sinn iſt faſt nirgends verfehlt, *Mondes-Phaſe* für *moons eclipse* iſt das ſchlimmſte Pröbchen davon, und dazu nöthigte der Reim. Im Allgemeinen ſind die Reime leicht und ungezwungen, nur in den *Denkſprüchen, in den Käſtchen der Portia, im Kaufmanne von Venedig,* ſetzte derſelbe fortlaufende Endreim in Verlegenheit, und da heiſst es denn: „Vor Gram mein Herz erfror", was um ſo weniger nöthig war, da eben bey dieſen Zeilen im Originale der Reim wechſelt. Miſsverſtanden ſind auch die reizenden Verſe in der auſserdem ſo trefflichen Uebertragung des *Viel Lärm um Nichts. Percy* ſetzte das *sigh no mone* u. ſ. w. mit anderen Liederſtrophen zuſammen, ergänzte ſie, und bildete eine der beſten Balladen ſeiner *ancient poetry* daraus, die *Bürger* wieder in ſeinem *Bruder Graurock*, einige Stufen tiefer genommen, verarbeitete, was auch hier der Fall iſt, der Schmelz iſt abgeſtreift, der liebliche Balladenton läſst das burleske Volkslied durchklingen. — Die Wortſpiele ſind durch andere erſetzt, wo die deutſche Sprache von der engliſchen abweicht, nur bey den Mädchenköpfen, in *Romeo und Julie*, hielt ſich der Verdeutſcher zu genau an die Urſchrift, *Mädchenſchaft* hätte dem zweydeutigen Sinn der *maidenhead* beſſer entſprochen.

Der Anmerkungen ſind wieder zu wenige, und obendrein ſind ſie meiſtens überflüſſig, theils erläutern ſie bekannte Dinge, theils liefern ſie gelehrte Citate, die beweiſen ſollen, daſs *Shakſpeare* den Ovid geleſen, und an dieſen und jenen Helden des Plutarch gedacht habe, was zwar dem Biographen *Shakſpeare's* merkwürdig, dem Freunde ſeiner Dichtungen jedoch ganz gleichgültig ſeyn kann.

In den bey aller Kleinheit deutlichen Druck haben ſich zwey arge ſinnentſtellende Fehler geſchlichen. *Ar*muth für *An*muth, und *Nett* für *Nell*, wodurch der Scherz mit n' *Ell* verloren geht.

Der Verleger fodert zuletzt auf, die Stimmen für oder wider die Fortſetzung der jetzigen treuen, oder für die Annahme der freyen Ueberſetzungen zu geben, die Stimmenmehrheit ſolle dann entſcheiden. Rec. giebt die ſeinige unbedingt für die treuen, aus vier Gründen: 1) ſind die bereits auf dieſe Weiſe ausgeführten gut, es iſt ungewiſs, ob die der entgegengeſetzten Art es auch ſeyn werden; 2) würde die Sammlung nicht mehr ein Ganzes ſeyn, wenn ihre Richtungen verſchieden wären; 3) iſt es ein gewagtes Stück, einen dichteriſch Begabten aufzufinden, der ſo mit der fremden poetiſchen Natur ſich amalgamirte, immer zu wiſſen, was auszuſcheiden wäre, was zu verändern, ohne durch die ſcheinbar unbedeutende Willkür nicht das innerſte Leben, die nicht anzutaſtende Eigenthümlichkeit des Dichters zu verletzen; 4) hat keine der freyen Ueberſetzungen das Verdienſtliche der treuen von *Schlegel* erreicht, wie dagegen keine von dieſen ſo durchaus verfehlt iſt, als die berüchtigte freye von *Meyer.* Sollte der Erfolg, die bisher gemachte Erfahrung entſcheiden, ſo iſt wohl keine Frage, wohin ſich die Schale neigen würde.

n.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 7.

MEDICIN.

1) Frankfurt a. M., in der Hermann'schen Buchhandlung: *Denkwürdigkeiten in der ärztlichen Praxis.* Von Dr. *Johann Heinrich Kopp*, kurfürstlich hessischem Oberhofrathe u. s. w. Zweyter Band. 1832. XVI u. 533 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Auch unter dem Titel:
Erfahrungen und Bemerkungen bey einer prüfenden Anwendung der Homöopathie am Krankenbette.

[Vgl. Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1831. No. 57.]

2) Leipzig, b. Brockhaus: *Die Homöopathie und Herr Kopp.* Eine Kritik der Schrift des Letzteren über Erstere, nebst einem Sendschreiben an Herrn Hof- und Medicinal-Rath u. s. w. Ritter Dr. *Clarus* von Dr. *Ludwig Wilhelm Sachs*, ord. Professor der praktischen Medicin und Director der medic. Poliklinik zu Königsberg u. s. w. 1834. 274 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

3) Carlsruhe, b. Groos: *Der Sachsenspiegel.* Freymüthige Worte über die Medicin des Herrn Ritter *Sachs* in Königsberg und *Hahnemanns.* Nebst einem Sendschreiben an Herrn Ritter *Sachs.* Von Dr. *L. Griesselich*, grossh. bad. Regimentsarzte und Mitgliede mehrerer ärztlichen und naturhistorischen Gesellschaften und Vereine. 1835. VI u. 173 S. 8. (18 gr.)

4) Erlangen, b. Palm und Enke: *Die Prüfung der Homöopathie.* In gemeinverständlicher Sprache vorgeschlagen von Dr. *Eisenmann.* 1836. 85 S. 8. (8 gr.)

Die Art und Weise, wie die Verhandlungen über die Homöopathie bisher gepflogen wurden, hat viel Aehnliches mit den Verhandlungen auf dem ehemaligen polnischen Reichstage. Auf beiden Seiten erblicken wir Kämpen, wie sie dort als Landboten figurirten und debattirten, was bereits auch durch ein Karrikaturgemälde, „der Aerzte Krieg des neunzehnten Jahrhunderts" (wahrscheinlich ein Nürnberger Product), veranschaulicht wurde. Eine solche Scene wiederholt sich uns auch hier. Während Hr. *Kopp* mit grösster Ruhe und Kälte seine Stimme abgiebt, und auf eigene, freylich einseitige Erfahrung sich beruft, geräth Hr. *Sachs* in Staunen, und entgegnet mit einem Aufwande von vielen spitzigen Worten. Hierüber wird Hr. *Griesselich* entrüstet, und fällt über den Opponenten her. Aehnlich ist auch Hr. *Simon* jun. mit Hn. *Kopp* in seiner bekannten Manier verfahren. Was aber soll hiemit für die Wissenschaft gewonnen werden? *Contraria contrariis* und *Similia similibus* stehen sich feindlich einander gegenüber, ohne zu bedenken, dass Extreme sich berühren, und dass Beide eine Dyas, nicht aber zwey Monaden darstellen. Nicht bloss auf Einer Wahrheit kann die Heilkunde gegründet seyn, da der Makrokosmus deren so viele ausgemachte darbietet, die sich im Mikrokosmus wiederholen. Es ist daher als grosse Einseitigkeit zu betrachten, nur dem einen oder dem anderen huldigen zu wollen. Die Allseitigkeit des Mikrokosmus, im gesunden, wie im kranken Zustande den thierischen Organismus repräsentirend, muss auch allseitig aufgefasst werden, daher die einseitige Allöopathie und die einseitige Homöopathie (wo alle Ein Steckenpferd reiten) gleiche Vorwürfe trifft. *Crollius* sah diess schon, so wie auch *Helvetius* von Anhalt-Köthen, welcher Letzte wahrscheinlich *Hahnemann's* Geist erleuchtet hat, nur mit dem Unterschiede, dass er sich dessen Licht nicht ganz aneignen konnte oder mochte, weil ihm vielleicht missfiel, was dieser allerdings geistreiche Kopf in der Vorrede zu „*Mors morborum etc.*" sagt: „*Desswegen auch die Medicinische Kunst so lang ein unaussgebrühtetes Chaos, oder zweiffelhafter verwirreter klumpen bleiben wird, Ja ein rechtes Tohu va Bohu, biss die begierde eines guten Gewissens die Geldtgierigkeit auss ihrem platz vertreiben wird.*" Passender mochte ihm daher gewesen seyn, was in den *Actis sanctorum a Jesuitis Antverpiensibus etc. collectis* (1658, *Januar II, p.* 1092) geschrieben steht: „*Sanctis non jam contraria contrariis, ut medici mortales solent, sed similia similium usu curantibus.*" Es ist darum sehr zu bewundern, dass so alte Sätze aus der Heilkunde, deren richtige Würdigung wir schon bey Männern, wie *Crollius* und *Helvetius*, finden, in unseren Tagen noch zu Verketzerungen Anlass geben konnten, die gleichwohl nur einen schwachen Grund haben können, wie wir aus dem ersehen, was *Eisenmann* anführt.

Er fasst *Hahnemann's* Lehre in folgenden Hauptsätzen zusammen: 1) Von einem Wesen der Krankheiten zu reden, sey Thorheit, da sie für uns nur in

der Erscheinung vorhanden seyn könnten, wofür wir keinen Namen nöthig hätten. Ob dieses oder jenes System oder Organ ergriffen, und wie es verändert sey, wird von ihm für zweckloses Abmühen erklärt. Wird nun unter Wesen einer Krankheit der erste und letzte Grund ihres Seyns verstanden, so ist diess allerdings einer hohlen metaphysischen Redensart zu vergleichen; betrachten wir aber die Krankheitserscheinungen als Thätigkeitsäusserungen, so sind wir auch zu dem Schlusse auf eine vorhandene krankhafte Thätigkeit berechtigt. So wenig aber Elektricität, Galvanismus und Magnetismus für uns bloss in der Idee vorhanden sind, eben so wenig ist auch die krankhafte Thätigkeit Idee, und daraus, dass wir sie nicht immer erkennen, folgt nicht, dass sie ein *Non-Ens* ist. „*Medicina autem in philosophia non fundata res infirma est*" sagt *Baco (de augm. scient. Lib. IV)*, und eine Philosophie in seinem Sinne, oder wie *Oken* die Naturphilosophie bestimmt, schützt gewiss vor Phantasmen in der Heilkunde, wie solche z. B. bey den Arzneymittelprüfungen der Homöopathen an Gesunden vorkommen. Wie verschieden fasst der Homöopath den Intermittensprocess im Gangliensysteme auf, je nachdem er sich in den Bewegungs- oder Empfindungs-Nerven, oder selbst in der physischen Sphäre äussert, und so heterogene Symptome darbietet, die der Arzt als Naturforscher zur Einheit hinaufzuführen vermag. So viel auch sich diesem Satze entgegenstellen lässt, so ist seine Unrichtigkeit doch zu klar, als dass wir ein Mehreres noch anzuführen brauchten. Hieher passt, was *Helvetius* in seinem *Berillus Medicus* sagt: „*In welchen humoren vermeinen sie, der Krankheit-Saame und unsichtbare Wurtzel seye verborgen, und solches gleich den Hunden, die nach dem Stein, und nicht nach dem der ihn wirft, lauffen, und darein beissen.*"

2) Die Naturheilkraft sey ohnmächtig bey Heilung einer Krankheit, wie es die Aerzte der alten Schule auch seyen. Diesen Unsinn malt *Hahnemann* so aus: Wäre die *Vis naturae medicatrix* die grosse Natur selbst, d. h. der Mikrokosmus der Makrokosmus, so müssten wir ihr folgen; ja wir wären als Aerzte sogar überflüssig. Da sie aber bloss die individuelle Natur des organischen Menschen, die instinctartige, verstandlose, keiner Ueberlegung fähige, an die organischen Gesetze unseres Körpers gebundene Lebenskraft sey, so verdiene sie auch bey der Heilung keine Rücksicht. Und doch hat in unserer Zeit Niemand mehr dazu beygetragen, die so gelästerte Naturheilkraft in ihre angestammten Rechte einzusetzen, als eben *Hahnemann* durch seine s. g. Homöopathie. Wenn aber eine Lehre entgegengesetzte Wirkung hat, so ist ihre Falschheit schon erwiesen, und wir können uns der Mühe einer näheren Erörterung und Widerlegung entheben.

3) Heilung sey nur dadurch zu bezwecken, dass wir Arneymittel anwenden, welche ganz ähnlich sich im Organismus äussern, als die Krankheit, die wir zu heilen haben. So werde die natürliche Krankheit durch eine künstliche verdrängt, und diese weiche zugleich mit der ersten. Wir können diesen Satz fast nicht anders, als Nachklang der alten *Signatura signata* betrachten, und doch enthält er Wahrheit. *Nil novi sub sole.* Wir erklären uns die Sache so: Durch *Hensler* (über die verschiedenen Arten des thierischen Magnetismus), aus dessen Forschungen sich ergab, dass nur gleichartige magnetische Verhältnisse wohlthätig auf einander einwirken, wurden wir bestimmt, im Magnetismus das *summum medicamen* zu erkennen, und von diesem aus auf die übrigen Arzneymittel in Beziehung auf ihre Wirkungsweise zu schliessen. So wie wir aber die verschiedenen Arten des Magnetismus uns nur dadurch erklären können, dass vermöge der Verwandtschaftsverhältnisse desselben zur Elektricität und zum Galvanismus auch verschiedene Verbindungen unter diesen drey Imponderabilien zu Stande kommen, wodurch dann verschiedene Modificationen derselben und verschiedene Wirkungsweisen entstehen, deren Kenntniss freylich noch sehr mangelhaft ist: so halten wir uns auch zu dem Schlusse *ex analogia* berechtigt, dasselbe Verhältniss in den Arzneymitteln zu vermuthen, wofür Thatsachen in Menge sprechen, so zerstreut sie uns auch vorliegen. Und da auf denselben Verhältnissen Gesundheit, wie Krankheit beruht, was die organische Physik schon auf ihrer bisherigen niederen Entwickelungsstufe darthut, so erscheint uns der alte Satz „*Similia similibus*" gerechtfertigt, ohne aber das „*Contraria contrariis*" auszuschliessen: denn das *Simile* ist eben dadurch, dass es Gesundheit und Krankheit mit einander ausgleicht, für Letzte zugleich ein *Contrarium*, indem es sie aufhebt. Eine solche Wirkungsweise der Arzneymittel finden wir schon in früheren Zeiten ausgesprochen, und wir erinnern uns, in *Baldinger's* Magazin eine alte Stelle über die magnetische Wirkungsweise des Eisens im Organismus gelesen zu haben. Auch *Helvetius* spricht von der magnetischen Wirkung der Arzneyen, und wir sind darum der Meinung, dass eine physikalische Untersuchung der Arzneykörper in Beziehung auf elektrisch-galvanisch-magnetische Eigenschaften die Heilkunde mehr fördern werde, als alle übrigen Versuche, ohne jedoch einseitig diese ausschliessen zu wollen. So wie es einen mineralischen und animalischen Magnetismus giebt, so muss es auch einen vegetabilischen geben; und so verhält es gewiss auch mit der Elektricität und dem Galvanismus, im Mikrokosmus, wie im Makrokosmus. Was überdiess noch *Hahnemann's* Ansicht von einer künstlichen oder Arzney-Krankheit betrifft, so können wir solche nur als eine Intoxication betrachten, wenn sie in dem Grade auftreten soll, dass sie sich wirklich als Krankheit darstellt. Dann verschwindet sie aber mit der natürlichen Krankheit nicht, wie etwa ein Geist, was wir leider schon oft sehen mussten, besonders bey Kranken, die mit Arzneyen längere Zeit gefüttert wurden, an denen wir nicht mehr die frühere Krankheit, sondern eine wahre Arzneykrankheit zu behandeln hatten. Demnach übertreibt er, indem das Wahre an der Sache nur darin bestehen kann, dass

wir neben den Krankheitsſymptomen auch Arzneyſymptome bemerken, die wir jedoch nicht mit den Symptomen der Krankheit und denen der Naturheilkraft verwechſeln dürfen, wenn wir richtig heilen wollen. Anlangend die Unterſcheidung der primären und Nachwirkung der Arzneyen, ſo verhalten ſich ihre Symptome, wie die der Krankheit und der Naturheilkraft zu einander.

4) Das gröſste Werk der Homöopathie ſind die Verſuche mit den Arzneymitteln im geſunden Organismus. Der Experimentator lauſcht auf die Wirkungen, die in ihm vorgehen, und ſchreibt die Symptome alle nieder. Das Regiſter der Krankheitsſymptome wird mit dieſem verglichen, und hienach die Wahl der entſprechenden Arzney getroffen. Die Unzulänglichkeit dieſes Verfahrens erhellt zum Theile ſchon aus dem vorigen; wir haben dagegen noch einzuwenden, daſs der individuelle Organismus in ſeiner ſteten Wechſelbeziehung zur Auſsenwelt, namentlich zu den telluriſch-atmoſphäriſchen Verhältniſſen, und als ſteter Reagent zur Behauptung ſeiner Integrität immer auch Reactions-Aeuſserungen, ja ſelbſt ſo häufig Zeichen von anomaler Affection (ohne gerade zu einem Krankheitsbilde zu werden) darbietet, daſs es gewiſs ſchwer werden muſs, ſolche Symptome von denen der Arzneymittel auszuſcheiden. Wer kann wohl ſagen, daſs es ihm immer ſo ganz und gar wohl ſey? Täuſchung iſt darum unvermeidlich, und ihre nächſte Folge iſt ebenfalls Täuſchung. Daher der auſserordentliche Symptomenzuwachs in der reinen Arzneymittellehre. Und wohin führen auch ſolche Symptomenkataloge ohne phyſiologiſche Verbindung? Fürwahr nicht weiter, als die Aufzählung der Krankheitsſymptome ohne phyſiologiſches Licht, und zwar angezündet im Bereiche des Nervenſyſtems. Was leiſtet uns hierin *Hahnemann*, was ſeine Schüler, was ſeine ſelbſtſtändigen Anhänger? Ein fernerer Grund der Unzulänglichkeit dieſes Verfahrens ſcheint uns darin zu liegen, daſs die individuelle Conſtitution der Experimentirenden gleichfalls zu Täuſchungen Anlaſs geben kann, was uns die Geſchichte der animaliſch-magnetiſchen Heilverſuche beſonders vermuthen läſst, nach welcher ein und daſſelbe Arzneymittel in verſchiedenen Individuen ſich verſchieden äuſsern kann. Es gehört hieher die Idioſynkraſie, die ſich zu einem Arzneymittel nicht anders verhält, als heterogene magnetiſche Individuen zu einander, je nach ihren verſchiedenen Abſtufungen. Welches ſind die Vorſichtsmaſsregeln zur Vermeidung ſolcher Täuſchungen? Und iſt auch *der* Fall nicht möglich, daſs der Experimentator in ſeinem heiligen Eifer zu viel an ſich erlauſcht? Wir erſehen aus dem Geſagten, daſs wir hier wenig Gewährſchaft finden, was bey allem Einſeitigen nicht anders möglich ſeyn kann. Wenn nicht die Verſuche an lebenden Thieren mit Sectionen, am geſunden, wie am kranken Menſchen, die chemiſchen und phyſikaliſchen Unterſuchungen bey Begründung einer Arzneymittellehre zuſammenwirken, ſo bleibt dieſe, was ſie iſt — ein Kapitel über die Ungewiſsheit.

5) Ueber die homöopathiſchen Arzneydoſen, deren Kleinheit *Hahnemann* ins Lächerliche getrieben hat, ſo daſs ihm hierin viele ſeiner Anhänger untreu wurden, kann definitiv nur dann entſchieden werden, wenn wir über die oben erwähnten phyſikaliſchen Eigenſchaften der Arzneykörper ein Mehreres wiſſen. Daſs darin die Entſcheidungsgründe liegen, unterliegt keinem Zweifel, da es ſich wirklich mit manchen Arzneyen ſo verhält, was aber unmöglich auf alle ſich beziehen kann. So wie wir z. B. alles Eiſen magnetiſch nennen können, wenn gleich eine Gradverſchiedenheit bis zur *Hahnemann*'ſchen Doſis herab Statt findet, und man mithin dieſe Eigenſchaft des Eiſens nicht ſo allgemein anerkennen will: ſo finden wir gewiſs auch eine Gradverſchiedenheit der imponderablen Verhältniſſe aller Arzneykörper, und eben dieſe Gradation muſs ausgemittelt werden, um + und — der Doſis und der davon abhängenden + und — Wirkung beſtimmen zu können, wodurch dann die allgemeine Anwendung dieſes homöopathiſchen Grundſatzes gewiſs in die Enge geräth. Dieſs die leitende Anſicht des Rec. bey ſeiner Praxis, der kein Pathicus iſt, weder *ὅμοιος*, noch *ἀλλοῖος*, wohl es aber mit den naturforſchenden Aerzten lieber, als mit den Receptſchreibern hält. Wie wir Grade bey Anwendung der Elektricität haben, von denen in einem gegebenen Falle der eine ſchadet, während ein anderer nützt, was von den gegebenen Elektricitätsverhältniſſen des Krankheitsproceſſes abhängt, ſo verhält es ſich auch mit den Arzneyen und ihren Doſen, ſo daſs in dieſen Verhältniſſen der Grund des für den praktiſchen Arzt ſo nöthigen Individualiſirens liegt. Wir erſehen hieraus, welches Feld der Forſchung noch öde vor uns liegt, und welche Wege hiezu wir noch zu bahnen haben. Auch erhellt hieraus, daſs die Verſchiedenheit der imponderablen Verhältniſſe im Organismus, je nach den einzelnen Geweben und Organen, die einen Gegenſatz zu einander im normalen, wie im anomalen Leben bilden, wie *Donné*, *Matencci* u. A. gezeigt haben, es unendlich erſchweren muſs, zu allgemeinen Grundſätzen für die Anwendung der Arzneyen und zur Beſtimmung ihrer Doſen in beſtimmten Krankheitsfällen zu gelangen. Faſſen wir dieſe Momente ins Auge, ſo ſehen wir die dringende Nothwendigkeit ein, in Fällen der Ungewiſsheit über derartige Heilbedingungen uns an die Naturheilkraft, *quid ferat aut faciat*, anzulehnen, und es hat häufig der günſtige Erfolg der homöopathiſchen Täuſchung mit ihren Streukügelchen und 30ſten Verdünnungen keinen anderen Grund, als den der ſogenannten ſympathetiſchen Curen durch Amulete, Zauberworte u. dgl. Es giebt uns dieſs ſelbſt Hr. *Grieſſelich* und jeder ehrliche Homöopath zu, dem es um die Heilwiſſenſchaft ernſter iſt, als um den Erwerb.

6) Eine Hauptbedingung zur homöopathiſchen Heilung iſt ſtrenge Diät, und wir finden dieſen Grundſatz häufig ſchon unterm Volke, wo Viele durch die Hungercur geneſen ohne allöo- und homöopathiſche Arzney. Sie iſt ein ſprechender Beweis für die Na-

turheilkraft. Ihr Wirken bloſs gegen die Krankheit gerichtet ſeyn laſſen, und ihre Kräfte nicht zerſplittern durch Stoffaufnahme, iſt Hauptzweck der ſtrengen Diät.

7) Daſs *Hahnemann* alles weitere ärztliche Wiſſen, das nicht auf das Heilen ausſchlieſslich ſich bezieht, verachtet, iſt Unſinn, längſt auch anerkannt von den Edleren ſeiner Anhänger. Ohne allſeitige Auffaſſung des normalen und anomalen Lebensproceſſes iſt alles Heilen nur ein blindes Tappen; unſer weites Gebiet des Forſchens kann demnach nicht begrenzt werden, wie *Hahnemann* der Bequemlichkeit halber für gut gefunden hat.

Wäre uns nun gelungen, in Vorſtehendem Wahrheit und Dichtung der *Hahnemann*'ſchen Lehre ausgeſchieden, und ihren roh empiriſchen Charakter bezeichnet zu haben: ſo fragt ſich zunächſt, von welchem Einfluſſe iſt dieſer ärztliche Streit auf die Heilkunde, da nichts an unſerer Wiſſenſchaft ſpurlos vorübergehen kann. Zur richtigen Beantwortung dieſer Frage wenden wir uns noch von der Theorie weg zur Praxis. Verſuche mit Arzneyen an Geſunden wurden allenthalben wiederholt von ſogenannten Allöopathen, das Reſultat ſtimmte aber nicht mit dem *Hahnemann*'ſchen überein, was auch nach dem, was wir oben darüber erwähnten, nicht wohl möglich iſt. Ergeben ſich auch die Hauptſymptome, ſo werden wir, wenn wir auch noch ſo unbefangen zu Werke gehen, doch nie wieder eine *Hahnemann*'ſche Litaney herausbringen. Hr. *Eiſenmann*, den einige Verſuche, welche durchaus nicht entſprachen, ganz miſstrauiſch gemacht haben mochten, wozu wahrſcheinlich die myſtiſche Oſtentation ſo Vieler, die ſich Homöopathen nennen, das Ihrige beygetragen hat, macht darum den Vorſchlag, die Prüfung unter Regierungsaufſicht vornehmen zu laſſen. Er ſchlägt zu dieſem Ende folgende Procedur vor: „Die Regierung läſst ungefähr 20 kleine Gläschen kaufen, die ſich in jeder Beziehung ganz gleich ſind; dann läſst ſie unter den Augen einer Commiſſion, zu welcher ein Chemiker gezogen wird, von einem Homöopathen, welcher etwa von den Homöopathen ſelbſt dazu gewählt werden kann, zwanzig verſchiedene Arzneymittel, und zwar ſolche, die nach *Hahnemann* ganz verſchiedene Symptome erzeugen, auswählen, nach homöopathiſcher Weiſe zubereiten und verdünnen. So wie ein Mittel fertig iſt, wird daſſelbe, oder die damit befeuchteten Zuckerkügelchen, in ein jetzt von der Commiſſion präſentirtes Gläschen gethan; dieſes Gläschen wird verſtopft, und vom Homöopathen, wie von der Commiſſion, verſiegelt; ferner bekommt dieſes Gläschen einen Zettel, auf welchem der Name des Arzneymittels geſchrieben iſt, der aber zuſammengelegt wird, daſs dieſer Name durchaus nicht geleſen werden kann, und dann gleichfalls vom Homöopathen und der Commiſſion verſiegelt wird. Auf gleiche Weiſe werden nach und nach alle Gläschen mit Arzneyen verſehen, und es iſt dabey zu beachten, daſs die angehängten Zettel von gleichem Papier, auf gleiche Art zuſammengelegt, und auf gleiche Weiſe verſiegelt ſeyen u. ſ. w." Wir ſehen hieraus ſchon, daſs Hr. *Eiſenmann* die Homöopathen in eine verfängliche Lage zu verſetzen beabſichtigt. Sie ſollen auf ſolche Weiſe an ſich experimentiren, ohne zu wiſſen, mit welchem Arzneymittel, und daſſelbe durch Angabe der wahrgenommenen Symptome errathen. Wir ſtimmen damit in ſofern überein, als der Staat die Geheimniſskrämerey ſo vieler Homöopathen, die ſie namentlich unter dem Deckmantel des Selbſtdiſpenſirens, das jede Controle unmöglich macht, treiben, ins Auge faſſen ſoll. Den redlichen Forſcher möchten wir aber davon befreyt wiſſen, und ihn wird auch Hr. *Eiſenmann* ſelbſt ausſchlieſsen. Indem er ſo dieſe Homöopathie zur Sache der Regierung zu machen beabſichtigt, hat er ſie auch durch ſeine Schrift zur Volksſache gemacht, und überzeugende Belehrung demſelben über *Hahnemann*'ſchen Unſinn und die Charlatanerie ſeiner Jünger gegeben. So Viel über das Prüfungsreſultat an Geſunden. Nun auch von dem an Kranken.

Das Reſultat des Rec. iſt kein beſtimmtes, da er ſich bisher nicht überzeugen konnte, ob die nach homöopathiſchem Verfahren behandelten Fälle nicht auch ohne daſſelbe und ohne alle Arzney, bloſs durch ſtrenge Diät, in Geneſung übergegangen wären. Wir wenden uns daher zu Hn. *Kopp's* Verſuchen, die ſo viel Lärmen erregten, was wir aber nur miſsbilligen können. Die Hnn. *Kopp*, *Sachs* und *Grieſſelich* ſind uns gleich achtbare Aerzte. Der Erſte iſt von den praktiſchen Aerzten hochgeachtet; der Zweyte als ſcharfſinniger Noſolog bekannt, nur zu geſchwätzig und zu überzeugungsſüchtig, wenn es ſich darum handelt, ſeine Anſichten zu verbreiten, übrigens allerdings auch in der Reihe der Reformer der Medicin ſtehend; der Dritte ein Reformer der *Hahnemann*'ſchen Lehre, in ihr Wahrheit von Dichtung ſcheidend, und Erſte weiter verfolgend, übrigens grob, ja ungezogen gegen Andersdenkende, eine Intoleranz beurkundend, die Jedem, der nach Förderung der Wiſſenſchaft ſtrebt, verhaſst ſeyn muſs, weil ſie nur hemmend einwirken kann. Dieſe drey Männer kommen bey Beurtheilung der Verſuche an Kranken zu unſerer Betrachtung.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 7.

MEDICIN.

1) FRANKFURT a. M., in der Hermann'schen Buchhandlung: *Denkwürdigkeiten in der ärztlichen Praxis.* Von Dr. *Johann Heinrich Kopp* u. s. w. Zweyter Band u. s. w.

Auch unter dem Titel:

Erfahrungen und Bemerkungen bey einer prüfenden Anwendung der Homöopathie am Krankenbette.

2) LEIPZIG, b. Brockhaus: *Die Homöopathie und Herr Kopp.* Eine Kritik der Schrift des Letzteren über Erstere, nebst einem Sendschreiben an Herrn Hof- und Medicinal-Rath u. s. w. Ritter Dr. *Clarus* von Dr. *Ludwig Wilhelm Sachs* u. s. w.

3) CARLSRUHE, b. Groos: *Der Sachsenspiegel.* Freymüthige Worte über die Medicin des Herrn Ritter *Sachs* in Königsberg und *Hahnemanns.* Nebst einem Sendschreiben an Herrn Ritter *Sachs.* Von Dr. *L. Griesselich* u. s. w.

4) ERLANGEN, b. Palm und Enke: *Die Prüfung der Homöopathie.* In gemeinverständlicher Sprache vorgeschlagen von Dr. *Eisenmann* u. s. w.

(*Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.*)

Hr. *Kopp*, der zu Ende 1826 das Studium der Homöopathie und mit Anfang 1828 die Praxis begann, liefert uns in seinem Buche Alles, was ihm merkwürdig schien, „in verbindungslosen kleinen Aufsätzen und Notizen", von denen er jedoch selbst sagt, dass sie bald zum Vortheile, bald zum Nachtheile der neuen Lehre sprechen. Gehen wir zuerst die homöopathischen Heilversuche durch, und vergessen dabey nicht, was Hr. *Griesselich* davon erzählt, dass nämlich Hr. *Kopp*, nach Aussage eines zur Zeit seiner Experimente in Hanau conditionirenden Apothekergehülfen, mit seinen homöopathischen Ordinationen von der Apotheke aus getäuscht worden sey, indem öfter statt der Arzney Milchzucker allein verabreicht wurde. Anlangend nun die Vorzüge des homöopathischen Verfahrens „im Anfange von hitzigen Krankheiten, wo die Form sich noch nicht entwickelt hat", so sind keine Beweise dafür geliefert; übrigens ist bekannt, dass der rechtzeitig reagirende Organismus Krankheiten im Keime ohne alle Arzneybeyhülfe zu ersticken vermag. Einen günstigen Erfolg in Nervenfiebern können wir in sofern zugeben, als sich uns das *Fare niente* überhaupt in derartigen Fällen heilsamer erwies, als das arzneyliche Stürmen, welches bey den nach gewissen typischen Gesetzen sich entwickelnden streng acuten Krankheitsprocessen meistens der Fall ist. Die Unzulänglichkeit der Homöopathie bey Intermittenten, namentlich bey protracten, ist uns in sofern klar, als sie ihre Ursache in einer Schwäche der Reaction des Organismus haben. Erfolgte bey einer *Quartana protracta* die Genesung nicht eher, als bis sie sich in eine *Tertiana* mit deutlicheren Reactionserscheinungen umgewandelt hatte, so ist diese gewiss der Naturheilkraft meist zuzuschreiben. Hätte man sie während der Dauer der *Quartana* unterstützt, etwa durch ein *Brownian*'sches *Regime*, und sich um das Fieber weniger gekümmert, so wäre die Umänderung in eine *Tertiana* früher eingetreten, und die Naturheilung dann erleichtert gewesen. Der günstige Erfolg in einer Augenentzündung, bey welcher die Nerven mehr afficirt waren, ist uns klar durch die Anwendung von *Narcoticis*, deren Wirksamkeit in kleinen Gaben anerkannt ist. Eine beginnende *Cataracta*, die mit *Neurorrheumatismus paralyticus* der entsprechenden Gesichtshälfte zusammenhing, wie aus der Darstellung hervorgeht, behandelte der Vf. mit Erfolg; er giebt uns aber nicht die Dauer der Cur und die angeordnete Diätetik an, woraus uns die Resorptionsthätigkeit in ihrem Verhältnisse zur Naturheilkraft klar würde. Der Rheumatismus wich erst grösseren Arzneydosen. Bey einer Bräune der Mandeln, wo noch keine Eiterung eingetreten war, wird der günstige Erfolg dem Gurgeln mit kaltem Wasser allein zuzuschreiben seyn. Von „manchem Halsweh chronischer Art" spricht der Vf. ganz allgemein; doch nennt er heilsame Mittel, wie *Belladonna*, *Calcar. sulph.*, deren Wirksamkeit in kleiner Dose auch den sogenannten Allöopathen bekannt ist. Da aber von einer Dauer der Cur keine Rede ist, so können wir den Werth des homöopathischen Verfahrens nicht ermessen. Dass wir in Croupfällen mit einem vorsichtigen leisen Verfahren glücklicher sind, als mit einem unsinnigen Stürmen, ist jedem Verehrer der Naturheilkraft bekannt, und wünschenswerth, dass die Receptschreiber von der Homöopathie bekehrt würden, da sie auf sonstige vernünftige Vorstellungen nicht hören wollen. Nur müs-

fen, namentlich in höher entwickelten Fällen, Grade vom homöopathifchen zum alloopathifchen Verfahren berückfichtigt werden, was auch der Vf. beobachtete. Einen Fall von Pneumonie, den Hr. *Sachs* unbillig fo fehr beanftandet, indem er fogar die Treue des Vfs. in Zweifel zieht, fpricht nach unferer Anficht auffallend für die Homöopathie. Doch macht Eine Schwalbe noch keinen Sommer. Belehrt durch Verfuche mit Aconit bey künftlich erregten Entzündungen fchenkten auch wir ihm unfer Vertrauen, und fahen davon (in kleinen, wenn auch nicht ganz homöopathifchen Dofen) herrlichen Erfolg. Dafs die Reconvalefcenz durch Unterlaffung von Aderläffen aus Achtung gegen die *Vis medicatrix naturae* fehr erleichtert wird, haben wir uns überzeugt. Wir fahen diefs aber auch bey Behandlung der Pneumonie mit grofsen Dofen Brechweinftein, wie mit grofsen Dofen von Hyofcyamus, nachdem wir wiffenfchaftliche Gründe aus der Phyfiologie der Krankheiten dazu aufgefunden. Uebrigens erklärt den Fall des Vfs. hinreichend die Conftitution des Patienten, der, ein Gelehrter, ein anderes Nervenfyftem hatte, als ein robufter Bauer, daher auch aufs Subtilfte behandelt werden mufste, eine nothwendige Folge des Individualifirens der Krankheitsfälle. Der Vf. führt noch einige Fälle der Art an, die diefs beweifen; aber auch andere, in welchen die Homöopathie nicht ausreichte, und zu Aderläffen u. dergl. gefchritten wurde. Es folgt daraus deutlich, dafs die Homöopathie der einfachfte Grad der Behandlung ift, und dafs, fo wie die Krankheiten und Körperconftitutionen fo verfchiedene Grade haben, auch die Behandlung fie haben müffe. Darum individualifire man, fpreche aber nicht von einer allgemeinen Zuläffigkeit des einfachften Behandlungsgrades, was die Homöopathen eben fo gut bey einer Revifion ihres Forfchungsweges einfehen möchten, als wir es thun. Und in der That wird uns diefs auch von den verftändigen, nicht blind nach Wahrheit ftrebenden Homöopathen zugeftanden werden. Die verftockten freylich begnügen fich damit, wenn fie auf der breiten Strafse des Lebens nur die Seitenwege zur Wahrheit angedeutet gefunden haben, ohne fie felbft durchzugehen.

Wir können hier nicht alle Fälle des Vfs. muftern, aber doch unter drey Gefichtspuncte bringen. Bey einigen ift die Naturheilung mehr als wahrfcheinlich, da ihnen Fälle entgegengeftellt werden können, dafs auch ohne Arzney Genefung eingetreten ift. Bey anderen ift die einfache Behandlung von fichtbarem Erfolge, und bey den letzten unzureichend gewefen, und hieraus ziehen wir den Schlufs, dafs der einfeitige Homöopath fo wenig taugt, als der einfeitige Alloopath. Es ift demnach die Homöopathie von der praktifchen Seite betrachtet, was fie von der theoretifchen ift. Sie enthält Wahrheiten, wie wir nachgewiefen, ift aber die Wahrheit nicht felbft, nicht allein felig machend. Ihren Einflufs auf die Heilkunde überhaupt bezeichnen wir mit den Worten des trefflichen *Jahn* in Meiningen, der aus Erfahrung fpricht, und gewifs Viel zugegeben hat. (S. deffen Verfuche für die prakt. Heilkunde, 1 Heft.) „*Spe fallente, progreffu haud profpero, fructu parco et exiguo, cum contemnendo aut plane nullo fucceffu!* mufs ich mit *Bacon* im Ganzen von meinen Verfuchen ausfagen, indeffen haben fie mir doch auch eben fo manches Gute ergeben, wie nach jenem bekannten Spruche felbft das fchlechtefte Buch dem Lefer irgend einen Vortheil gewährt. Ich bin durch diefe Verfuche zu richtigeren Anfichten über die Naturheilkraft, ihre Beftrebungen und ihre Macht, über die Bedeutung, den Werth, die Gewalt und das Gebiet der Hippokratifchen exfpectativen Heilmethode, über die Diät, und namentlich die verfchiedenen Abftufungen der Entziehungs- und Hunger-Cur, über die Arzneykraft auch folcher Subftanzen, die man gewöhnlich für völlig unwirkfam hält, über die Wirkfamkeit des Glaubens und des Vertrauens der Kranken, über die Wichtigkeit der Arzneyprüfungen an Gefunden, über die Verworrenheit, Falfchheit und Unzulänglichkeit unferer Arzneymittellehre, über die Symptomatologie und das Krankenexamen, über den eigentlichen, durch gewaltfame Eingriffe nicht geftörten Verlauf der Krankheiten, über die Schädlichkeit eingreifender Verfahrungsweifen und Heilmittel, über die bisher nur im Volke gekannte und geachtete fogenannte fympathetifche Heilmethode, die mit der Homöopathie fehr nahe verwandt ift, über die weite Verbreitung und unglaubliche Hartnäckigkeit der unreinen Behaftungen, über die Nothwendigkeit, den fchlechten, gedanken- und wiffenfchaftlofen Aerzten, der *turba vulgi medicorum et imprimis literaturae five aliarum ἀλλοτριώσεων πολυπραγμοσύνη diftincta*, wie *Stahl* fagt, ftatt des zweyfchneidigen Schwertes, das fie an den Arzneyen in der Hand haben, ein unfchuldiges Spielzeug zu überantworten, und eine efoterifche und exoterifche medicinifche Schule zu gründen, und über ähnliche Verhältniffe gelangt, und kann daher nur wünfchen, dafs meine Collegen, ftatt, wie fie pflegen, die Homöopathie ohne weitere Prüfung zu verfpotten und zu verfchreien, fich zu Verfuchen über diefelbe herablaffen mögen." Darum verdammet nicht, auf dafs ihr nicht verdammet werdet, und lafst uns nichts vorwerfen, bevor wir nicht von feiner totalen Nichtigkeit überzeugt find. Dafs die neuefte Homöopathie eine andere Geftalt erhält, als die urfprüngliche *Hahnemann*'fche, werden wir allenthalben gewahr; und fo wird uns auch ihr Anblick erträglich, welchen uns die *Hahnemann*'fche Garde fo fehr verleidet hatte. Hr. *Grieffelich* felbft kann nicht umhin, ihrer anders, als mit höchftem Unwillen zu erwähnen, wie er es in feiner Schrift an Hn. *Sachs* thut, dem er eine Lection über die Homöopathie lieft, die jeden Unbetheiligten empören mufs. Wahr ift, dafs Hr. *Sachs* Blöfsen gegeben hat, und ächt *Hegelifch* zu überreden beabfichtigt. Wie er dazu kommen konnte, über Hn. *Kopp* fich heimlich zu ärgern, dafs diefer die Homöopathie die fpecififche Heilmethode nennt, was denn freylich etwas zu weit getrieben ift, begreifen wir nicht, da uns die Sache immer näher am Herzen liegen foll, als der Name,

und Hr. *Kopp* nichts weniger, als unbedingt Weihrauch dem Meister *Hahnemann* streut. Ueberdiess hätte Hr. *Sachs* einsehen sollen, dass in der Medicin mit Beweisen *a priori* allein nichts gethan ist, dass also jene *a posteriori* ihm abgehen, daher er seine vielen Worte und das Papier wohl hätte sparen können. Ins Detail des Streites selbst, sofern wir auch die dabey geführten Waffen noch zu beschreiben hätten, einzugehen, dazu finden wir, auch zu Vermeidung alles Aergernisses, uns nicht berufen. Der ruhige Gang der Wissenschaft gilt uns als der sicherste, und ohne die Verirrungen der sogenannten Homöopathen (wir verstehen darunter *Hahnemann's* Leibgarde) wäre die Heilkunde dennoch weiter gekommen, da das Bedürfniss einer Revision derselben schon längst von den Besseren allgemein gefühlt wurde.

Bfs.

1) Wien, mit den Schriften der k. k. Hof- und Staats-Buchdruckerey: *Pharmacopoea Austriaca.* Editio quarta emendata. 1834. VIII u. 192 S. gr. 8. (2 fl. Conv.M.)

2) Güns, b. Reichard: *Handbuch der Pharmakologie, als Erläuterung aller in der österreichischen Pharmakopöe vom J. 1834 enthaltenen Arzneymittel.* Zum Gebrauche für Aerzte, Wundärzte und Apotheker bearbeitet von *Carl Joseph Meyer*, Dr. der Arzneykunde und Wundarzneykunst, k. k. wirklichem Hofmedicus, Ordinarius an der höheren weltpriesterlichen Bildungsanstalt zum heil. Augustin und Mitgliede der medicinischen Facultät in Wien. 1835. XIV u. 414 S. gr. 8. (2 fl. CM.)

No. 1. Die vorletzte Ausgabe der Pharmakopöe für die k. k. österreichischen Staaten erschien im Jahre 1820. Im Laufe der nachher verflossenen Jahre haben sich so vielfache und wesentliche Veränderungen in dem Gebiete der Heilmittellehre ereignet, der Arzneyschatz ist inzwischen so namhaft bereichert worden, insbesondere aber hat das Verfahren in der Zubereitung der Medicamente einen Grad der Vollkommenheit erreicht, dass eine zeitgemässe und dem nunmehrigen Bedürfnisse angemessene Umgestaltung des *Codex medicinalis* schon längst ein tief gefühltes Bedürfniss war für das gesamte ärztliche und pharmaceutische Publicum der k. k. Monarchie.

Es ist bekannt, dass die Einrichtung der österreichischen Pharmakopöe immer diese ist, dass, nach vorläufiger Angabe der Grundbestimmungen des Apothekergewichtes, die zum ärztlichen Vorrathe gesetzlich erkorenen Gegenstände in zwey Hauptabschnitten verhandelt werden, wovon der eine die einfachen, der andere die Vorschriften hinsichtlich der Bereitungsart der zusammengesetzten Medicamente umfasst; dann folgen vier Tabellen, deren erste das quantitative Verhältniss des Mercurs, so wie des Antimons und des Opiums in den besonderen Zusammensetzungen, die zweyte das Mass der Löslichkeit einzelner Neutral- und Mittel-Salze im Wasser, die dritte das Verzeichniss der Prüfungsmittel, die vierte endlich das erfoderliche Eigengewicht der flüssigen Arzneystoffe bezeichnet. Den Schluss bildet ein alphabetisches Register aller in der voranstehenden Pharmakopöe enthaltenen Medicamente. Diese einfache, überaus bequeme und höchst zusagende Behandlung der Gegenstände für besagten Zweck ist auch in dieser neuen Ausgabe bloss mit dem Unterschiede beybehalten worden, dass dieses neue Dispensatorium bey den einzelnen zwey Hauptabtheilungen einen Anhang von Arzneyen liefert, wodurch die Vermuthung einigermassen begründet wird, dass die Officinen zur Führung dieser nachträglich verzeichneten Objecte minder streng angehalten werden.

Die Pharmakopöe vom Jahre 1820 enthielt die Aufzählung von 306 einfachen Arzneykörpern und die Angabe von 317 Formeln für die Anfertigung zusammengesetzter Medicamente; dagegen sind in dem vorliegenden Handbuche insgesamt 316 einfache und 341 zubereitete Arzneyen vorgeschrieben.

Aus der Reihe der bisher vorschriftmässig im Gebrauche gewesenen einfachen Stoffe wurden nachfolgende gestrichen: *Cortex acaciae germanicae*, *Flores althaeae*, *Folia arnicae*, *Folia asari*, *Semen cannabis*, *Cortex cotini*, *Daucus*, *Semen foenugraeci*, *Lichen parietinus*, *Herba menthae rubrae*, *Nuclei et folia persicae*, *Radix pimpinellae*, *Radix polypodii*, *Folia quercus* und *Folia scabiosae*. Dagegen wurden nunmehr aufgenommen: *Radix artemisiae*, *Aurum*, *Bolus armena*, *Herba chelidonii*, *Bulbus et semen colchici*, *Cubebae*, *Resina elemi*, *Fuligo splendens*, *Radix galangae*, *Cortex radicis granati*, *Radix hellebori albi*, *Helminthoehorton*, *Folia laurocerasi*, *Maltum*, *Jodum*, *Lactuca sativa*, *Resina mastiches*, *Herba matricariae*, *Nux vomica*, *Resina olibani*, *Radix petroselini*, *Polygala amara*, *Radix ratanhiae*, *Sacharum lactis*, *Secale cornutum*, *Folia stramonii* und *Folia toxicodendri*.

Bey den Vorschriften für die zusammengesetzten Arzneykörper zeigt sich im Vergleiche zu den bisher officinell gewesenen Ingredienzen eine Verminderung um: *Aqua carminativa*, *foliorum persicae recentium*, *origani*, *pulegii et serpylli*, *Conserva hederae terrestris*, *Extractum gratiolae*, *hippocastani et cichorei*, *Liquor ophthalmicus caeruleus*, *Oleum foliorum persicae*, *sabinae*, *origani et rutae*, *Oxydulum ferri nigrum*, *Roob dauci et nucum*, *Tincturn acori*, *corticis quercus*, *pimpinellae albae et rhei chinensis.* — Indessen bilden nachbenannte Präparate einen wesentlichen Zuwachs: *Acetas morphii*, *Acetum colchici*, *Acetum lithargyri*, *Acidum hydrocyanicum*, *Acidum phosphoricum commune*, *Acidum pyro-lignosum*, *Aqua aromatica spirituosa*, *Aqua castorei*, *Aqua destillata amygdalarum amararum concentrata et diluta*, *Aqua cinnamomi spirituosa*, *Aqua petroselini*, *Balsamum embryonis*, *Bicarbonas sodae*, *Chloretum calcis*, *Crocus martis aperitivus*, *Electuarium aromaticum cum opio*, *Emplastrum meliloti et saponatum*, *Extractum chelidonii*, *cichorei*, *filicis maris*, *nucis vomicae et ratanhiae*, *Hydrojodas lixivae*,

Lactucarium, Laudanum liquidum Sydenhami, Morphium, Murias auri et fodae, Oleum coctum foliorum hyofcyami, Phosphas ferri, Phosphas fodae, Pulpa caffiae, Spiritus feminum carvi, Sulfas chinini, Sulfas cinchonini, Tartarus boraxatus, Tinctura aromatica, aromatica acida, colchici jodii, lixivae et ratanhiae und *Unguentum mercuriale fortius.*

Aufserdem ift eine neue Bereitungsart bey folgenden Zufammenfetzungen beftimmt worden: Für *Acetas plumbi acidulus ficcus, Acetum aromaticum, Ceratum fimplex, Extractum malatis ferri, Infufum rhei chinenfis cum alkali, Linimentum faponato-camphoratum, Oxydulum ftibii hydrofulphuratum aurantiacum, Sulfur praecipitatum, Sulfuretum hydrogenatum ammoniae, Syrupus cichorei cum rheo, Tinctura amara, benzoës, cantharidum, caftorei, cinamomi, digitalis, euphorbii, quajaci* und *myrrhae, Unguentum acetatis plumbi, aromaticum, fimplex, fulfuratum* und *terebinthinatum.*

Man erkennt fehr bald, dafs diefe neue Ausgabe der öfterr. Pharmakopöe vor der früheren einen entfchiedenen Vorzug behauptet. Sie beurkundet im erfreulichften Mafse das umfichtsvolle Streben nach einer fowohl dem Bedürfniffe des Publicums, als den Anfoderungen der Aerzte, fo wie der Apotheker, durchgängig entfprechenden Vollftändigkeit, fo wie eine fo umfaffende als gemäfsigte Berückfichtigung der Fortfchritte, welche die pharmaceutifche Chemie und die Arzneywiffenfchaft in der neueren Zeit gemacht haben. Nichts defto weniger dürfte man wohl fragen, ob es fo ganz unerläfslich gewefen, fo manchen Arzneykörper, deffen Erfodernifs fehr in Zweifel fteht, weil feine Anwendung nicht gebräuchlich ift, die gefetzliche Auszeichnung angedeihen zu laffen, und ob man dagegen nicht einigen Medicamenten die Anerkennung ihres erprobten Werthes hätte ertheilen follen. Gar wohl hätten *Agaricus chirurgorum, Bulbus allii, Radix armoraciae, Bolus armena, Semen citri, Semen hordei, Maltum, Turiones lupuli, Semen melonum, Herba falicariae, Folia toxicodendri, Tinctura lixivae, Unguentum mercuriale fortius* u. dgl. weggelaffen werden können, dagegen aber *Balfamum vitae Hoffmanni, Emplaftrum ad rupturas et fpermalis ceti, Globulos martiales, Unguentum bafilicum* und *adlabia* nach den Beftimmungen des öfterreichifchen Difpenfatoriums vom J. 1774, fo wie *Maffa pilularum Ruffi, Pulvis antiepilepticus, antifpasmodicus dulcis* und *Stahlii, Species lignorum* und *pectorales, Syrupus kermefinus* und *mannatus, Tinctura balfamica* und *macis* aus der Pharmakopöe vom J. 1794, endlich das *Kreofot, Lichen karagahen, Oleum cajeput* und *crotonis,* für *Tinctura roborans Whytii* u. dgl. Gegenftände, an welche man bereits fehr gewöhnt ift, aufgenommen werden follen. Die Formeln für die Bereitung der zufammengefetzten Medicamente find durchgehends fo eingerichtet, dafs fie eine löbliche Fürforge für ein zweckmäfsiges und einfaches Verfahren bewähren.

Sowie wir fchliefslich bezweifeln, ob die Benennung *Carbonas magnefiae purus* mit jener von *Magnefiae muriae* gleichbedeutend fey, dabey aber auch erwähnen müffen, dafs den älteren officinellen Namen jetzt der billige Vorzug eingeräumt worden: fo können wir auch die höchft verworrene Aufeinanderfolge der zubereiteten Arzneymittel vom gerechten Tadel nicht freyfprechen.

Die Ausftattung des Buches ift gefällig; aber der Druck leider fo incorrect, dafs felbft das beygefügte Verzeichnifs der Druckfehler nicht den fünften Theil der mitunter fchweren Sünden des Setzers umfafst.

No. 2 ift ein Commentar zu dem vorhergehenden, in welchem Hr. *M.* bey den einfachen Arzneykörpern die Angabe der Synonyme, ihrer naturhiftorifchen Form, ihrer Abbildung, der officinellen Stoffe, der äufseren Kennzeichen, ihrer vorwaltenden Beftandtheile, der Präparate, der Wirkung und Anwendung, fo wie der Dofis und Form des Gebrauches, bey den zufammengefetzten Medicamenten aber die Aufzählung ihrer Eigenfchaften, Wirkung und Anwendung, fo wie der abfoluten Gabe und der Form ihrer Benutzung vollftändig und fafslich liefert, wefshalb diefes Handbuch als ein fehr bequemes Repetitorium für angehende Aerzte, Chirurgen und Apotheker zu empfehlen ift. Bey der Anzeige der defsfalls benutzten Schriften ift uns aufgefallen, dafs der Vf. ein keinesweges gehaltlofes Werk (*Anleitung zur Unterfuchung der Apotheken, vorzüglich aber zur Prüfung der Aechtheit und Güte der Arzneyen,* von Dr. *W. Streinz,* Prag, 1825) ganz mit Stillfchweigen übergangen hat.

— e —.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *München,* b. Franz: *Wilhelm* und *Rofine,* ein ländliches Gedicht von *M. Meyr.* 1835. 278 S. 8. (1 Thlr. 4 gr.)

Das Kurze und Lange bey der Sache ift: dafs ein reicher Bauer die einzige Tochter an einen ebenfalls reichen Mann verheirathen will, um die ehemals zufammengehörenden Güter wieder zu verbinden. Das Mädchen hat fich jedoch einen armen Burfchen erkiefst, dem fie nach abgehaltenem Familienrath, wobey der Pfarrer das entfcheidende Wort führt, zugefprochen wird. Das Gedicht wäre ganz als Gegenftück zu des Werneucher Schmidt metrifcher Profa feiner Mufen in der Mark anzufehen, wenn es nicht wohlhäbiger in Haus und Flur, und befonders bey Tifche ausfähe, durch welches Behagen an guten Gerichten es mit der Louife von *Vofs* Aehnlichkeit hat, aber auch nur in diefer Hinficht; fonft möchte der Verftorbene, wenn er nicht jenfeits an Duldfamkeit gewonnen, noch aus der Unterwelt herauf gegen die aufgedrungene Vergleichung arg proteftiren.

F. K.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 7.

PREDIGERWISSENSCHAFTEN.

Giessen, in Commission b. Ricker: *Wissenschaftliche Darstellung des geistlichen Berufs*, nach den neuesten Zeitbedürfnissen entwickelt von *Robert Haas*, einem nassauischen Geistlichen. 1834. Erster Band. XIX und 227 S. Zweyter Band. 299 S. 8. (2 Thlr.)

Auch in der Wissenschaft des geistlichen Berufs, in der Pädagogik des Pastors und Dieners der Kirche, sind es herrliche Klänge die Wörter *Humanismus* und *Gemeingeist;* aber wer und was anders, als sie, haben auch zuerst hier der Seichtheit und Oberflächlichkeit die weiten Pforten geöffnet? — Nie im Leben, seit der erste göttliche Stifter unserer Kirche diese Welt verlassen hat, ist mehr über das Wesen des geistlichen Berufs und Standes, seine innere und äussere Form und Gestalt, gedacht, gesprochen und geschrieben worden, als in den letzten Decennien, in welchen unter dem lockeren Zügel des Humanismus das Leben selbst, über die Wissenschaft hinaus, auch in diesem Theile der Literatur eine Alleinherrschaft, ihm Ideale und höchste Ziele vorzustecken sich anmasste, und dabey sogar den vielfarbigen Faden des Empirismus, des im Leben geborenen, im Leben erzogenen, im Leben geläuterten Wissens, nicht selten aus den Augen verlor. Die blosse Phantasie, weil sie ins Leben gestellt, glaubte da nicht minder als die gereifte Wissenschaft, lebenskräftige Erfahrung und innerste Kenntniss der Sache, ihre Ideen, als die einzig wahren, als Principe aufstellen zu dürfen; die Jugend den Vorbildern nachstreben, und sie als Muster der ganzen Welt vorlegen, die ihr Feuerkopf im ersten Umschauen hie oder da erfasst, oder ihr tiefes Empfinden sich gebildet hatte. Immerhin war ein solches Streben löblich, der Zauberstoff des Besseren gewann dadurch an Süssigkeit, und manche Richtung des geistlichen Amtes, so namentlich das Verhältniss der Kirche zum Staate, ward auf eine neue wohlthätige Weise beleuchtet und erforscht; aber ableugnen lässt sich doch auch nicht, dass dem Bedürftigen nicht wenige Werke dadurch geboten wurden, die in ihrem oberflächlichen Räsonnement ihn, leider nur zu oft, zurückhielten vom Studium des Ernsteren, Besseren, und auf das Leben selbst, diesseits und jenseits, Wirksameren, indem sie, wie der Vf. vorliegender Schrift höchst naiv auch von sich selbst sagt, meistens „wie die Biene aus allen Blumen auf den Lebensfluren sogen, und den edelsten Saft aus dem Evangelium von Nazareth, und jeder Wissenschaft und Kunst, aus Natur und Menschenleben zu einem Ganzen gestalteten, *die Blumen selbst aber stehen liessen.*" Es sollte uns leid thun, wenn wir diese merkwürdige Aufrichtigkeit anders deuteten, als der ehrenwerthe Vf. sie verstanden wissen wollte; aber bitter ist gewöhnlich des Zufalls Ironie. Des Vfs. bald bis ans Unverständliche grenzende aphoristische, bald hochschwülstige, unklare, und dann wieder sehr natürliche und ansprechende Schreibart, die Vermengung an sich ganz verschiedener Gegenstände, der öftere Mangel an systematischer Ordnung, endlich der unverkennbar niedere Stand seiner Ansichten auf dem unaufhaltsamen Wege wissenschaftlicher Forschung lassen auch in ihm einen jener jungen Männer vermuthen, die wohl berufen wären, über ihren Gegenstand zu reden, wenn sie nur erst die Kraft gewinnen könnten, durch das Chaos von Verworrenheiten sich hindurch zu arbeiten, das ihre gesamte Geistigkeit noch umfängt, deren Kenntniss noch nicht zur völligen Reife gelangt ist, die daher mehr *vor-* als „*dar*stellen", mehr für sich einnehmen, als belehren, und durch solche Art der Bestechung junge Gemüther und ans Selbstdenken noch nicht gewöhnte Köpfe viel leichter auf Irr- und Ab-, als auf die geraden Vorwege zum einzig wahren Ziele der Kunst und Wissenschaft, der ewigen *Wahrheit* selbst, führen. Wer erräth z. B. den eigentlichen Sinn der Worte, womit Hr. *H.* gleich vorn seine Vorrede beginnt: „Die Stellung des Geistlichen im Staate und seinen in derselben religiös-sittlichen Beruf aufzuklären; zu wissenschaftlicher (?) und moralischer Ertüchtigung des Geistlichen anzuregen, und durch Begeisterung für gemeinschaftlichen Beruf ein Band des geistlichen Gemeinsinns um so inniger zu knüpfen, als nur allein ein freudiges Miteinanderwirken die gottgesegneten Früchte bringt, an denen man sie erkennen soll — ist der Zweck meiner Schrift"; — „jede Wissenschaft und Religion hat ihre Geschichte und Philosophie. Jene ist nützlich, wenn sie treu ist, diese, wenn sie Idee hat" —? Und so geht es das ganze Buch hindurch.

Um den so eben mit eigenen Worten bezeichneten Zweck des Werks zu erreichen, handelt der Vf.,

nach einer kurzen Entwickelung des Begriffs der „wissenschaftlichen Darstellung des geistlichen Berufs", in der *Einleitung* zunächst von dem „Verhältnisse der Wissenschaft des geistlichen Berufs zur theoretischen Theologie", dann von dem „Verhältnisse der Wissenschaft des christlich geistlichen Berufs zur Wissenschaft des geistlichen Berufs überhaupt", und endlich von den „Theilen der Wissenschaft des geistlichen Berufs". Es bedurfte wohl nur dieser Inhalts-Anzeige der Einleitung, um zu beweisen, wie sehr unsere Klage über Mangel an Klarheit und Deutlichkeit u. s. w. gegründet ist. Die Wissenschaft des geistlichen Berufs ist dem Vf. „die Entwickelung der rechten Beschaffenheit der Bedingungen und Mittel zur Erweckung und Vervollkommnung der Religion im Leben des Volks, welche in dem Geistlichen concentrirt ist". Zur theoretischen Theologie verhält sich ihm diese „Entwickelung" als das „Resultat der theoretischen Studien und die Bestimmung, wie diese als Samen auf die beste Weise in die Gemeinde auszustreuen seyen." Und deshalb müsse denn auch — schliesst er weiter — der Geistliche nothwendig mit aller Gründlichkeit und allem Eifer auf dem Wege der theoretischen Theologie immer voranschreiten. Gern halten wir die unbestritten wahre Ansicht des Vfs. fest, und übergehen im ersten Bande den ersten Theil, „die *Ecclesialwissenschaft*", und den zweyten, „die *geistliche Pädagogik*", in welchen beiden Theilen man *Bretschneider*, *Niemeyer* und *Schwarz*, als einige von „jenen Blumen, aus welchen der Vf. den besten Honig sog, ohne sie selbst aber zu nehmen", zum öfteren wieder lesen kann. Im zweyten Theile aber hätten wir das Lange und Breite über *Mädchenerziehung (!)* eben so gern vermisst, als die vielen Motto's, kurzen und langen Gedankenspähne und Verschen, welche fast jedem einzelnen Theile, Abschnitte und Paragraphen des ganzen Buchs, oft auf die gesuchteste Weise, vorangeschickt sind. Damit ist dem wissenschaftlichen Leser Nichts gedient, wenn gleich viele unter ihnen nicht selten weit Mehr und Treffenderes sagen, als die ganze lange Darstellung des Vfs. selbst. Halten wir aber jene Ansicht fest, von deren Wahrheit auch der Vf. überzeugt zu seyn scheint, so läst sich nicht absehen, wie er im dritten Theile, der *Episkopalwissenschaft*, eine so lockere theologische Bildung, eine so unerschütterlich fest auf *Kant*'schem Standpuncte zurückgebliebene Anthropologie, eine solch' magere Erkenntnisslehre, die weder von Aufnahme, noch von Ueberwindung der jetzigen wissenschaftlichen Speculationen zeugt, entwickeln konnte. Data anzuführen erlaubt uns der Raum dieser Blätter nicht; aber der Versicherung können wir uns nicht enthalten, auch hier wieder ein neues Beyspiel für die oben ausgesprochene Behauptung gefunden zu haben, dass mit dem Eindrängen des Humanismus und Gemeingeistes auch in die theologischen Studien das eigentliche wissenschaftliche Forschen auf ihrem Gebiete meist gehemmt, durch das Behagliche in der *Lebens-Anschauung* der Ernst der Wissenschaft vielfach gemindert wurde. Wo Hr. *H.* hier den Geistlichen betrachtet in seinen rein äusseren, seinen Verhältnissen in der äusseren Welt, zum gemeinschaftlichen Leben u. s. w., da finden sich manche interessante, sehr richtige und beherzigenswerthe Bemerkungen, wie z. B. im vierten Abschnitte: „*der tüchtige Geistliche in seinem Umgange mit der Welt*" (im Allgemeinen und Besonderen); aber sobald er die *Tüchtigkeit* und das Verhältniss selbst *wissenschaftlich* begründen will, da dürfte der erste der beste junge Studirende jetziger Schule ihn besser belehren können.

Im *zweyten Bande* handelt der Vf. in 4 Theilen von der *Pastoralwissenschaft*, *Katechetik*, *Liturgik* und *geistlichen Rhetorik*. Wir wollen nicht mit ihm rechten über die wunderbare Leichtigkeit oder vielmehr Flüchtigkeit, womit er hier über viele sehr wichtige Gegenstände, namentlich in der *Liturgik* und *Homiletik* hinwegeilt, auch nicht über das, was, abgesehen von der leidigen Kürze, alle seine Darstellungen noch zu wünschen übrig lassen, oder vielmehr das, was er hier aus den Blumen *Harms*, *Trefurt*, *Schmidt*, *Grotefend*, *Schott*, auch der *allgemeinen Kirchen-Zeitung* u. a. sog. — hat er sie alle doch, wenigstens das Beste von ihnen, den schönsten Honig in ihren Kelchen, stehen lassen! Aber fragen müssen wir, was ihn wohl veranlassen konnte, die Katechetik, Liturgik und Rhetorik der Pastoralwissenschaft zu coordiniren? — Jedenfalls musten jene drey der Lehre von dem Seelsorger-Amte, unter Einem Begriffe vielleicht, als ein zweytes Glied gewissermassen, nebenbey gesetzt werden; oder der gemeinschaftliche Titel: *Pastoralwissenschaft*, muste, als dem ganzen zweyten Band angehörig, alle jenen besonderen Richtungen des geistlichen Berufs insgesamt umfassen, wie es denn auch *Harms* schon that, der seine *Pastoraltheologie* in drey besondere Theile, den *Prediger*, *Priester* und eigentlichen *Pastor*, theilte. War diess dem Vf. zu wenig, so konnte er unter *Katechetik* auch den vierten Theil noch zufügen.

Wünscht Hr. *H.* in einer *Nachrede* zu seinem Werke „Vereinigung der beiden protestantischen Parteyen zu einer evangelischen Confession; Einheit des Staates und der Kirche; zweckmässige geistliche Seminarien (hiebey erlaubt sich Rec., ihn beyläufig auch auf die kürzlich erschienene Schrift von *Dittenberger* „über Predigerseminarien" zu verweisen); Regulirung der Zehnten und anderer Gefälle; Centralverwaltung sämtlicher Kirchen- und Pfarr-Güter; Baarbesoldung der Geistlichen; ein allgemeines evangelisches Spruchbuch, Gesangbuch und Glaubensbekenntniss, eine allgemeine evangelische Agende, Kirchenordnung" u. s. w.: so stimmen wir von ganzem Herzen in sein Lied ein, und bedauern nur, so gar Manches an seiner vorangeschickten „wissenschaftlichen Darstellung" haben aussetzen, und namentlich seinen ausserordentlichen „Bienenfleiss" ans Licht ziehen zu müssen.

Dr. *Sch.*

HEIDELBERG, b. Groos: *Homiletisches Magazin über ausgewählte Stellen des Neuen Testaments,*

unter Berückſichtigung der Ordnung des Kirchenjahrs zum allgemeinen Gebrauche bearbeitet von *Carl Friedrich Wilhelm Paniel*, evangel. proteſt. Pfarrer und Camerar zu Ziegelhauſen bey Heidelberg. 1ſter Theil. XVIII und 372 S. 2ter Theil. 446 S. gr. 8. (3 Thlr. 8 gr.)

Kurze, nicht ausgeführte Entwürfe werden hier gegeben, und zwar, wie ein zweyter Titel des Buches ſagt, über die ſämtlichen, für die evangel. proteſt. Kirche des Groſsherzogthums Baden neubeſtimmten evangeliſchen und epiſtol. Perikopen, ſo wie über die Paſſionstexte. Als Grund, warum dieſe Predigtentwürfe nicht weiter ausgeführt worden, giebt der Vf. an, daſs durch weitere Ausführung theils das Werk zu einer unverhältniſsmäſsigen Breite ausgedehnt worden, theils jeder Selbſtdenkende fähig ſey, ſelbſtſtändig auszuführen, was hier bloſs angedeutet werden konnte. Der Vf. wollte durchaus „kein neues Ruhebette für die geiſtige Bequemlichkeit" ſchreiben. — Stoff genug hat er geliefert, indem die meiſten hier vorkommenden Texte über 30, ja zum Theil ſogar über 40 Entwürfe erhalten. — Was die logiſche Ordnung dieſer Entwürfe betrifft, ſo verſichert zwar Hr. *P.* in der Vorrede, daſs dieſelben im Allgemeinen logiſch richtig geordnet ſeyen; allein nicht von allen läſst ſich dieſs mit Recht behaupten. Der Vf. hat oft 5 und 6 Theile, und bey ſolcher Eintheilung kann es nicht fehlen, daſs zuweilen ein Theil in dem anderen enthalten iſt. Sehr oft lieſsen ſich die vielen Theile auf wenige reduciren, ob wir gleich nicht der Meinung ſind, als müſſe eine gute Predigt nur aus drey Theilen beſtehen. Ausnahmen kann es allerdings geben, aber etwas miſstrauiſch gegen die logiſche Dispoſition ſind wir von vorn herein, wenn wir 5 oder gar 6 Theile erblicken. Mehrere verfehlte Dispoſitionen ſind uns darum auch hier vorgekommen. Z. B. 1ſter Theil: In dem 35ſten Entwurfe über Luc. 3, 1—18 finden wir das Thema: „Habſucht und Bruderliebe ſtehen in einem unauflöslichen Widerſpruch(e)." Der zweyte von den 5 angegebenen Theilen heiſst: „Habſucht kennt nur den eigenen Vortheil — Bruderliebe auch den des Anderen"; der dritte Theil: „Habſucht freut ſich nur deſſen, was ſie an ſich riſs — Bruderliebe auch deſſen, was ſie zum Wohle des Anderen aufgeopfert." Es wird aber äuſserſt ſchwer werden, in der Ausarbeitung dieſe, zu nahe mit einander verwandten, Theile aus einander zu halten. — Nach Luc. 2, 25—35 iſt unter Anderem: „Simeons fromme Freude über die Geburt Jeſu Chriſti" dargeſtellt. Es wird gefragt: woraus dieſe Freude entſpringt? und geantwortet: 1) daraus, daſs das Gebet Simeons von Gott überhaupt erhört worden, 2) daſs Sim. noch in ſeinem höheren Lebensalter den Heiland ſah." Dieſe beiden erſten Unterabtheilungen muſsten in Einen Theil verwandelt werden; denn, daſs Simon in ſeinem Alter noch den Heiland ſah, darum hatte er ja gebeten; es liegt der zweyte Theil in dem erſten. — S. 66 finden wir eine „Ermunterung, die Apoſtel des Herrn nach ihren Verdienſten zu ſchätzen." Im zweyten Theile wird die Frage beantwortet: wie ſollen wir den Apoſteln unſere Achtung an den Tag legen? *a*) durch gewiſſenhafte Befolgung ihrer Lehren; *b*) durch eine Bereitwilligkeit, Jeſum (Jeſu) nachzufolgen, welche der ihrigen gleichkommt; *c*) durch einen Glauben und einen Glaubenseifer, welcher ſich der Apoſtel Vorbild zum Muſter nimmt." Faſt alle drey Theile ſagen faſt daſſelbe, und konnten in einem einzigen Theile abhandelt werden. — S. 272: „Eine Ermunterung, Gott genauer kennen zu lernen. 1) Wodurch lernen wir ihn genauer kennen? 2) Warum müſſen wir ihn genauer kennen lernen?" Hier muſs der erſte Theil zuletzt ſtehen; erſt muſs ich die Gründe wiſſen, warum ich Gott genauer kennen lernen muſs, dann frage ich erſt nach dem: *Wie?* — S. 285 beantwortet der Vf. die Frage: „Was haben wir nach dem Tode zu erwarten? 1) eine ewige Fortdauer unſeres Geiſtes; 2) eine gerechte Vergeltung; 3) ein ewiges Fortſchreiten in Einſicht und Gottſeligkeit." Haben wir aber nicht auch ein Wiederſehen unſerer Lieben zu erwarten? warum wird dieſs nicht erwähnt? Dem *zweyten* Theile iſt ein Sachregiſter über die, in dem ganzen Werke behandelten, Materien, als ſchätzbare Zugabe, beygegeben; allerdings erſieht man aus dieſem Regiſter, wie vielfach die Gegenſtände ſind, welche hier zur Sprache kommen, ſo daſs nicht leicht irgend etwas, des Beſprechens Würdiges, vermiſst werden wird. Möchte doch auch ein Regiſter über die behandelten Texte beygegeben worden ſeyn. — Dieſer zweyte behandelt die Texte, welche, von Exaudi an bis zu dem letzten Trinitatisſonntage, zu Grunde liegen; auſserdem iſt noch das Reformationsfeſt und das Erntefeſt berückſichtigt, ſo wie endlich die Leidensgeſchichte, nach den vier Evangelien harmoniſch zuſammengeſtellt, weitläuftig erörtert und mit vielen Entwürfen bedacht iſt.

Gehen wir nun auch bey dieſem Theile zu Beurtheilung des Einzelnen über. — Der Vf. behandelt unter Anderem das Thema: „Gründe für die Hoffnung, daſs ſich das Chriſtenthum auch noch zu den nichtchriſtlichen Völkern verbreiten werde." Die Gründe, welche hier angegeben werden, ſind die bekannten; aber, daſs Jeſus ſelbſt dieſe Hoffnung in uns erweckt, daſs er ausdrücklich verheiſsen, es werde einſt noch Eine Heerde und Ein Hirte werden, davon ſpricht der Vf. nicht. Wir tadeln dieſs, da, auf einer chriſtlichen Kanzel, dieſer gar nicht unerhebliche Grund für jene Hoffnung ganz an ſeiner Stelle war. — S. 92 finden wir das Thema: „Stehen auch wir in der Gnade?" Die Dispoſition beginnt nun ſogleich: 1) „fraget euer Herz, 2) prüfet eueren Wandel" u. ſ. w. Hier muſste zunächſt der Ausdruck: „in der Gnade ſtehen", eine nähere Erklärung finden; das Thema muſs entweder ganz klar ausgedrückt ſeyn, oder es muſs, ehe man an eine weitere Erörterung des Einzelnen geht, deutlich erklärt werden. — Bey dem Thema: „Wie ſchön und troſtreich dem Chriſten das ganze irdiſche Daſeyn

erscheint", finden wir folgende Disposition: „Dem Christen erscheint dasselbe 1) als eine Anordnung Gottes, des himmlischen Vaters, 2) als eine Schule der Bildung und Veredelung, 3) als ein Ort der Prüfung und Bewährung, 4) als ein Weg zu einem besseren Leben." Wie leicht konnte hier der zweyte und der dritte Theil mit einander vereinigt werden, da sie so nahe mit einander verwandt sind. — S. 98 ist das Thema: „Noch lebt der alte Gott! — der kräftigste Zuruf bey den Leiden des Lebens, 1) der alte Gott, dessen Vaterliebe unendlich, 2) dessen Weisheit unbeschreiblich, 3) dessen Gnade unermesslich, 4) dessen Allmacht unerschöpflich ist." Auch hier sind der erste und der dritte Theil sehr schwer aus einander zu halten. — S. 107: Thema: „In wiefern wir Gott selbst die Bewahrung und Stärkung unseres Glaubens verdanken." Als zweyten Theil finden wir: „Gott ist es, welcher uns christlichen Unterricht und christliche Erziehung zu Theil werden liess"; als vierten Theil: „Gott ist es, welcher uns durch die christliche Kirche fortwährend ermahnen und warnen läfst." Ohne alle Schwierigkeit lassen sich diese beiden Theile mit einander verbinden. — Bey dem Thema: „Worin besteht das Glück der Ehe?" sagt der Vf. unter Anderem: „Das Glück der Ehe besteht in der Freude an seinen Kindern." So wahr diefs bey den Eltern ist, welche mit guten Kindern gesegnet sind, so falsch ist es bey solchen Eheleuten, denen Gott keine Kinder gab, oder bey denen, welchen die Kinder Kummer und Herzeleid bereiten. — Der siebente Theil: „Das Glück der Ehe besteht in der trostreichen Aussicht auf eine ewige Wiedervereinigung mit Menschen, die uns auf der Erde schon theuer waren", konnte ganz hinwegfallen. — Den Segen, welcher auf glücklichen Ehen ruht, sucht der Vf. (S. 117) „in dem *ungestörten* Genusse menschlicher Freuden." Wo wäre jedoch auf Erden ein ungestörter Genufs der Freuden immer zu finden? — Ueber die so äufserst interessante Leidensgeschichte Jesu finden wir auch hier anziehende und praktische Themen, von welchen jedoch manche nicht im Entferntesten an die Leidensgeschichte erinnern; z. B. über die Processsucht; von der Wohldienerey; von den Pflichten der Unterthanen gegen die Obrigkeit; von der Vaterlandsliebe u. s. w. Der Held der Geschichte, Jesus, darf in den Passionspredigten nie zu sehr in den Hintergrund gestellt werden; noch tadelnswerther aber ist es, ein Thema zu wählen, bey welchem des Heilandes gar keiner Erwähnung mehr geschieht.

Ungeachtet dieser und ähnlicher Ausstellungen, die wir noch machen könnten, gestehen wir doch Hn. *P.* gern zu, dafs sein Werk von vielem *Fleifse* und richtigem Tacte zeugt. Viele Dispositionen haben uns sehr angesprochen, z. B. im 1 Theile: „Wahre Frömmigkeit wird in jedem Falle belohnt. 1) Um was sie der äufsere Erfolg betrügt — das gewährt ihr das Bewufstseyn; was ihr die Menschen versagen, schenkt ihr Gott; 3) was ihr die Erde raubt, reicht ihr der Himmel." — Hätte der Vf. die schöne Kunst verstanden, in wenige Theile dasselbe, was er in vielen Theilen sagt, zusammenzudrängen, so hätten wir noch mehr Ursache, sein Buch ein wohl gelungenes zu nennen. — Druck und Papier sind vorzüglich.

R. K. A.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoeck und Ruprecht: *Die christliche Predigt in kurzen Lehrgedichten* (,) auf alle Sonn- und Fest-Tage des Kirchenjahres, ein Hülfsbuch für Kanzel, Schule und häusliche Andacht, von *Ludwig Aschenbach*, Prediger der reformirten Gemeinde zu Göttingen. 1836. X u. 314 S. 8. (1 Thlr.)

Der Vf. beurkundet auch hier, wie in den früher von ihm herausgegebenen Gebeten einen frommen Sinn. Hr. *A.* hält sich dabey fern von dem in unseren Tagen so weit verbreiteten Mysticismus, was jedenfalls seinem Werke einen höheren Werth verleiht, wenigstens bey allen denen, welche auch die Vernunft, als Gottes Gabe, neben dem geoffenbarten Worte achten. Zunächst waren diese Lehrgedichte eine Art von Schlufsversen, in welchen der Vf. die Hauptzüge der entwickelten christlich-religiösen Wahrheit am Ende der Predigt wiederholte, um sie so dem Gedächtnisse und zugleich dem Gemüthe seiner Zuhörer besser einzuprägen. Daher kommt auch der für den Augenblick etwas auffallende Titel: „die christliche Predigt." Dieser soll nur den Inhalt und die Bestimmung des Buches angeben, und andeuten, dafs diese Lehrgedichte keinen anderen Zweck haben, als den der christlichen Predigt im weitesten Sinne des Wortes, nämlich den der religiösen Belehrung, und dafs sie diesen Zweck, wenn auch in anderer Form, doch *gröfstentheils* nach derselben logischen Ordnung, wie die eigentliche Predigt, zu erreichen suchen. Bestimmt ist das Buch für Kanzel, Schule und Haus. Der Prediger wird allerdings manche originelle Gedanken finden, welche er vielleicht den Perikopen nicht abgewonnen haben würde. Ueber jedem Gedichte ist zuerst der Text und dann das Thema oder der Hauptgedanke der Predigt angegeben; unter jedem sind die Stellen der heil. Schrift verzeichnet, welche zu näherer Beleuchtung und biblischen Begründung des ausgesprochenen Gedanken dienen können. Auch wird das Buch, seinem Zwecke gemäfs, in Schule und Haus viel Segen stiften. An jedem Sonn- und Fest-Tage finden sich zwey, oft auch mehrere Gedichte über die gewöhnlichen Perikopen oder auch über andere ansprechende Texte des A. und des N. T.; der Anhang enthält Lieder am Erntefeste, am Reformationsfeste, am Bufstage, am Schlusse des Kirchenjahres und endlich über die 10 Gebote. — Die Poesie des Vfs. erhebt sich allerdings nicht zu dem Ausgezeichneten, aber die Verse sind in der Regel fliefsend und ungezwungen. Hie und da wird wohl auch gegen das Metrum etwas gesündigt; z. B.: „Knüpft eng' und fest das heil'ge *Band* — Der Liebe mit dem Welthei*land*". Auch stöfst man hie und da auf falsche Reime, z. B. *den* — *Höhn*; Evangel*ium* — *Ruhm*; Ko*rinth* — *find* u. s. w. Trotz dieser und anderer formellen Mängel glauben wir diese Lehrgedichte empfehlen zu können, um so mehr, da auch Druck und Papier nichts zu wünschen übrig lassen.

R. K. A.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1837.

MEDICIN.

JENA, b. Frommann: *Grundlehren der ärztlichen Praxis in ihrem gesamten Umfange.* Von *Carl Vogel*, der Med. und Chir. Dr., grofsherzogl. sachsen-weimar-eisenachischem Hofrathe, Leibarzte, Assistenten des Chefs der Oberaufsicht über die unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst, der grofsherzogl. Landesdirection als Obermedicinalbehörde und der Prüfungsdeputation für höhere Medicinalpersonen zu Weimar, so wie mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. 1832. VIII u. 104 S. 8. (14 gr.)

Wenn ein Mann mit einer aus wenigen Bogen bestehenden Schrift hervortritt, und sie als die Frucht eines eifrigen, während seiner ganzen ärztlichen Laufbahn fortgesetzten Strebens, die Praxis mit der Theorie in Einklang zu bringen, ankündigt: so verdient sie unstreitig die Beachtung aller Fachgenossen. Diese Anzeige kommt wohl zu spät, um das ärztliche Publicum auf diese *Grundlehren* aufmerksam zu machen; sie sind gewiss schon in der Hand jedes mit seiner Wissenschaft vertrauten Arztes. Indess sey es uns gestattet, den Inhalt derselben anzudeuten, und einige Bemerkungen beyzufügen.

Die Hauptabsicht des Vfs. war, wie er in der Vorrede sagt, darauf aufmerksam zu machen, dass sich in die praktisch-medicinischen Disciplinen, vornehmlich in die allgemeine Pathologie und Therapie, nicht wenig Begriffe eingeschlichen haben, welchen nur mehr oder minder logische, aber keine reale Wahrheit zukomme, und zu zeigen, wie sich, seines Dafürhaltens, aus einem jetzt wohl allgemein anerkannten Begriffe des individuellen Organismus und aus dem Gesetze der Causalität die Regeln für jedes ärztliche Thun oder Lassen ungezwungen und brauchbar ergeben. Dann fügt er bey: „Er habe sich Zeit genommen, das Buch bis zu der vorliegenden Kürze zusammenzuarbeiten, einmal, weil er für angemessen erachte, unsere Wissenschaft aus der Breite, in welche sie sich immer mehr zu verlieren drohe, möglichst in die Enge und Tiefe zurückzuführen, dann auch, weil er durch eine gedrängtere Zusammenstellung den Eindruck der ihm eigenthümlichen Ansichten zu verstärken wünsche.“ Diese Kürze, dieser zusammengedrängte Stil muss dem Vf. als ein besonderes Verdienst zuerkannt werden, um so mehr, da fast jeder Schriftsteller in der jetzigen Zeit sein Buch so bogenreich zu machen sich abmüht, als nur immer möglich.

Ehe nun Rec. zur Andeutung der eigenthümlichen Ansichten des Vfs. übergeht, glaubt er folgende Bemerkungen vorausschicken zu müssen. Hr. *V.* steht nicht auf dem Standpuncte, auf dem sich die Medicin als Wissenschaft und Kunst, ihrem Entwickelungsgange gemäs, in dem gegenwärtigen Momente befindet, sondern er spricht aus einer Zeit, die wohl zwanzig, und selbst dreyssig Jahre hinter uns liegt. Er geht mehr von abstracten Ideen aus, als dass er sich auf die schönen, fruchtbringenden Resultate, wie sie die Naturwissenschaften, und insbesondere die Physiologie, vorzüglich in den letzten achtzehn bis zwanzig Jahren, darbietet, stützte. Selbst sein Stil, seine ganze Vorstellungs- und Ausdrucks-Weise gehören einer eben verflossenen Zeit an. Wenn auch einige Ideen unserer Zeit zur Sprache kommen, so geschieht es nur, um sie als unstatthaft, als irrig zurückzuweisen. Abgesehen aber von diesen Momenten, die wohl einzig und allein in der Individualität des Vfs. begründet sind, bietet seine Schrift eine Masse von so trefflichen Grundsätzen und Bemerkungen dar, dass sie wohl kein jüngerer Arzt ohne Belehrung lesen wird; auf den älteren Praktiker dagegen dürfte sie mehr negativ wirken, indem sie ihn bloss zum Nachdenken auffodert.

Der Form nach besteht sie aus einer Einleitung und zehn Kapiteln.

Die *Einleitung* enthält folgende Sätze, auf welche sich die Grundlehren des Vfs. stützen. „Dem lebenden menschlichen Körper, als individuellem Organismus, müsse man ein beständiges Streben, seine Individualität möglichst zu wahren, und sie nach der ihm eingeborenen Idee möglichst vollkommen zu entwickeln, nothwendig zuschreiben. Der Zweck alles eigentlich ärztlichen Handelns, in weitester Beziehung auf den menschlichen Organismus, sey Unterstützung des gedachten Strebens, sowohl in dem einzelnen Individuum, als in einer grösseren oder geringeren Anzahl von Individuen gleichzeitig.“ Gleich der oberste Grundsatz des Vfs. von einem Streben des Organismus, seine Individualität möglichst zu wahren u. s. w., will Rec. als irrig, wenigstens als ungenügend erscheinen, da er weder die Entstehung, Entwickelung, noch das Absterben, den Tod, in sich fasst; durch

den Ausdruck „eingeborene Idee“ wird er nicht bestimmter. Ist diese Bemerkung richtig, so ist auch der zweyte Satz zu einseitig aufgestellt. Wohlbegründeter ist der folgende: „Alles ärztliche Handeln sey ein Wirken, daher sein oberstes Gesetz das Gesetz der Causalität. In der Welt ist nichts durch sich allein bestimmt; Jedes erscheint durch ein Anderes; jede Wirkung hat ihre Ursache, und gleiche Ursachen haben gleiche Wirkungen, gleiche Wirkungen deuten stets auf gleiche Ursachen.“ Was der Vf. nun unter Ursache versteht, wird weiter auseinandergesetzt.

Erstes Kapitel. Von den Lebensäusserungen im Allgemeinen. Hier werden folgende Sätze obenan gestellt: „Alle Lebensäusserungen seyen Wirkungen, Folgen von Einwirkungen auf die verschiedenen Organe des Organismus durch Aussendinge. Ohne Aussenwelt sey ein individuelles Leben nicht denkbar. Sofern der Organismus die Fähigkeit zu gewissen Lebensäusserungen besitze, habe er Anlage zu denselben; sofern Aussendinge Lebensäusserungen zu bewirken vermöchten, hiessen sie Reize; sofern Umstände eine wirksame Berührung des Organismus und der Reize zur Folge hätten, nenne man sie Gelegenheit. Anlage, Reiz und Gelegenheit seyen nothwendige, ursächliche Momente aller Lebensäusserungen. Gesundheit und Krankheit seyen Modificationen des Lebens, folglich seyen zu ihrer Erhaltung und Erzeugung, sowie zur Hervorbringung der sämtlichen, ihnen eigenthümlichen Erscheinungen, Anlage, Reiz und Gelegenheit, als ursächliche Momente, nothwendige Erfodernisse. Zu jeder bestimmten Modification der Lebensäusserungen seyen eine bestimmte Anlage, bestimmte Reize und die bestimmte Gelegenheit nothwendig.“ Läst man auch die drey ersten Sätze ohne alle Einschränkung gelten, so wird man es kaum mit dem vierten können, die Gesundheit und Krankheit nur als Modificationen des Lebens annimmt. Mit einer solchen Definition ist gar nichts gewonnen; es fehlt der tiefere Grund; man schwebt da in der Luft. Welches ist die Basis der Gesundheit? Welches ist die Basis der Krankheit? Haben Beide eine und dieselbe Basis? Nur das Leben im Allgemeinen ist ihm gemeinschaftliche Basis. Die Krankheit lebt ihr eigenes Leben; sie ist gesund an und für sich: denn Leben und Gesundheit sind identisch, die Krankheit verdient den Begriff, den sie involvirt; nur relativ, in Bezug auf den Ort, wo sie eben lebt. Rec. weiss wohl, dass diese Anschauungsweise von Gesundheit und Krankheit heftige Gegner gefunden; allein diese Gegner waren fast durchaus solche Männer, welche die Naturwissenschaften nicht, oder nur höchst dürftig, in den Kreis ihrer Studien mit aufgenommen hatten. Eben so weiss er, dass man mit derselben geistreiche Spielereyen trieb. Diess Alles aber thut der Wahrheit der Anschauung und Auffassung keinen Abbruch. Hier ist nicht von Speculation, nicht von Hypothesen, nicht von unfruchtbaren Ideen die Rede, sondern von einer Auffassung der Natur als Ganzes, so weit diess eben dem beschränkten menschlichen Geiste gestattet ist. Rec. lebt der festen Ueberzeugung, die auf die Geschichte der Entwickelung der Medicin gegründet ist, dass die Idee, welche die Gesundheit und Krankheit nur als Modificationen des Lebens — des besonderen, individuellen menschlichen Lebens betrachtet, bald nur noch historischen Werth haben wird. — In den folgenden Paragraphen spricht der Vf. über Anlage, Reize u. s. w., und kommt auf die Behauptung, alle Lebensäusserungen im menschlichen Organismus liessen sich zuletzt auf Empfindungen und Bewegungen zurückführen. Aber auffallender Weise macht er zu den allgemeinen und wichtigsten Repräsentanten der Empfindlichkeit das Nervensystem, und der Beweglichkeit das *Gefässsystem* und die *irritable Faser* überhaupt. Sollten die Unterscheidungen der Nerven in die der Empfindung und Bewegung nicht bald Eingang finden bey sämtlichen Aerzten? Soll man nicht bald einen bestimmten Begriff mit dem gespenstigen Worte Irritabilität verbinden? Das Gefässsystem zum Repräsentanten der Bewegung zu machen, ist doch bey dem jetzigen Standpuncte unserer Physiologie etwas zu Viel.

Zweytes Kapitel. Von dem Begriffe und den allgemeinsten Merkmalen der Gesundheit und Krankheit. Gesundheit wird definirt, wenn die Bestrebungen des Organismus zur Behauptung und möglichst vollkommenen Entwickelung seiner Individualität durchaus zweckmässig erfolgen; ausserdem sey Krankheit vorhanden. Bey dieser Gelegenheit berührt der Vf. die Bestrebungen, welche die Krankheitsprocesse mit anderen Processen der belebten und unbelebten Natur verglichen. So lange man die aus solchen Vergleichungen hervorgehenden Resultate bloss als Ergebnisse einer oft geistvollen Anstrengung des Witzes geltend mache, seyen sie nicht zu verwerfen, obgleich immer gefährlich, weil sie so leicht dazu verführten, dass man, die gefundenen Aehnlichkeiten für völlige Gleichheit nehmend, unzulässige, praktische Folgerungen aus denselben ableite. Rec. urtheilt hierüber weniger streng, und betrachtete diese Vergleichungen nur als Vorarbeiten zu der oben angedeuteten Anschauungsweise. Diese selbst ignorirt der Vf. nicht ganz, und spricht von derselben in folgender Weise: „Man behaupte häufig, die Krankheit sey ein für sich bestehender Lebensprocess. Diess sey sie allerdings, nur müsse man nicht glauben, dass in einem kranken Organismus zwey Lebensprocesse, ein gesunder und ein kranker, gleichzeitig vorhanden seyen. Ein Individuum sey entweder gesund oder krank, niemals Beides zugleich. Die Verwechselung der concreten Krankheiten mit den künstlich definirten, habe wohl zunächst Veranlassung zu dieser irrigen Meinung gegeben.“ Aber betrachtet der Vf. die Sache aus dem richtigen Gesichtspuncte? Ein gesunder und ein kranker Lebensprocess sind keineswegs in einem kranken Organismus vorhanden, sondern zwey gesunde Lebensprocesse; der eine wird nur relativ krank; jeder sucht seine Individualität möglichst zu wahren. Bey diesem Kampfe unterliegt das Eine oder das Andere.

Drittes Kapitel. Von den ursächlichen Verhält-

nissen der Krankheiten im Allgemeinen. Diese Verhältnisse sind in guter Folge entwickelt, ohne dass ihnen eben neue Seiten abgewonnen worden sind. Der Vf. spricht von der Krankheitsanlage im Allgemeinen, dann von den Krankheitsreizen im Allgemeinen, und von der Gelegenheit, als ursächlichem Momente der Krankheiten.

Viertes Kapitel. Von den Symptomen der Krankheiten im Allgemeinen. Der Vf. will die Symptome sämtlich zuletzt auf Aeusserungen der Empfindlichkeit und Beweglichkeit zurückführen. Wenn man bey der Beziehung des ärztlichen Handelns auf die Symptome Verwirrung möglichst vermeiden wolle, müsse man stets diese Reduction vornehmen, und, mit ihm, unter Symptomen nur die einfachen, nicht weiter zu spaltenden, desshalb auch weniger leicht miszudeutenden, als Zeichen eines vorhandenen krankhaften Lebensprocesses, in den verschiedenen Theilen des Organismus auftretenden Aeusserungen der Modificationen beider Grundkräfte verstehen. Diesem nach verwirft er die seither gebräuchlichen Eintheilungen der Symptome. Nach der Ansicht des Vfs. von Gesundheit und Krankheit lässt sich die Symptomatologie noch mehr vereinfachen, die überhaupt, wie sie jetzt besteht, der Medicin nicht zum Ruhme gereicht.

Fünftes Kapitel. Von den Zeiträumen und von den Krisen der Krankheiten im Allgemeinen. Es liess sich erwarten, dass der Vf. über die Lehre der Krisen einige leitende und klare Ansichten aufstellte; allein er nennt diese Lehre eine von den am meisten verwirrten in der ganzen allgemeinen Pathologie, und lässt es — bey dieser Verwirrung.

Sechstes Kapitel. Von den Verschiedenheiten der Krankheiten im Allgemeinen. In diesem ziemlich ausführlichen Kapitel hat Rec. wenig dem Vf. Eigenthümliches gefunden, wenn er dessen eigenthümliche Darstellungsgabe ausnimmt. Besondere Beachtung verdienen einige seiner Bemerkungen über die Lehre von der Ansteckung. Ueber die Naturheilkraft drückt er sich folgendermassen aus: „Genesung könne eben so wenig, wie irgend eine andere Modification des Lebensprocesses, jemals durch die Kraft des genesenden Organismus allein erfolgen, sondern auch ihr lägen die bekannten ursächlichen Momente aller Wirkungen zum Grunde. Desshalb sey die dem Organismus zugeschriebene, besondere Heilkraft der Natur entweder gleichbedeutend mit dem, jedem Individuum zukommenden Streben zur Wahrung seiner Individualität, oder nur in sofern statthaft, als man unter derselben die Fähigkeit — Anlage — des Organismus zur Genesung verstehe. Man sollte also vielmehr von Genesungsfähigkeit, als von Heilkraft des Organismus sprechen.

Siebentes Kapitel. Von dem ärztlichen Verfahren im Allgemeinen. Als obersten Satz stellt der Vf. auf: „Da die Hauptabsicht alles ärztlichen Verfahrens auf Unterstützung des Organismus in dem Streben, seine Individualität möglichst zu wahren, gehe: so seyen thunlichste Verhütung aller Störungen des individuellen Lebensprocesses, so lange derselbe seinem Zwecke entspreche, und thunlichste Zurückführung des Lebensprocesses in sein zweckmässiges Gleis, wenn er aus demselben gewichen sey, die Hauptaufgaben des praktischen Arztes.“ Man findet hier auch Manches gut und geistreich Gedachte. Charakteristisch, sowohl für den Vf., als für den Geist, der in diesen Grundlehren herrscht, scheint dem Rec. die Bezeichnung des ärztlichen Talentes, welches vorzüglich in dem Vermögen bestehen soll, richtig wahrzunehmen und über Gegenstände der praktischen Medicin richtig zu vermuthen, oder auf der synthetischen Fähigkeit, möglichst viele, selbst feinere und dem Talentlosen entgehende Inductionsglieder aufzufinden und zu vereinigen.

Achtes Kapitel. Von der ärztlichen Behandlung der Krankheiten im Allgemeinen. Etwas zu kurz. Jede ärztliche Behandlung einer Krankheit müsse zweckmässige Leitung des krankhaften Strebens eines menschlichen Organismus zur möglichsten Behauptung seiner Individualität, also mit geringen Ausnahmen, immer thunlichst sichere, und angenehme Herbeyführung der Gesundheit, Heilung, beabsichtigen. Eine besondere Beachtung wünscht Rec. folgendem Satze: „Sey das Krankheit genannte Streben des Organismus zweckmässig, d. h. sey dasselbe erfahrungsgemäss so beschaffen, dass nach ihm sicherste und angenehmste Herbeyführung der Gesundheit erwartet werden dürfe: so habe der Arzt dasselbe nur vor Störungen zu bewahren; sey es unzweckmässig, so müsse er es auf den Weg der Zweckmässigkeit leiten.

Neuntes Kapitel. Von den ärztlichen Mitteln im Allgemeinen. Solche seyen alle Aussendinge, in sofern man sich ihrer zur Erreichung ärztlicher Zwecke bedienen könne. Sie werden in dynamische, mechanische und chemische eingetheilt. Als Grundregel für die Wahl der ärztlichen Mittel in einem gegebenen Falle wird angegeben, dass man diejenigen anwende, welche allen vorhandenen Verhältnissen des Organismus am zweckmässigsten entsprechen.

Zehntes Kapitel. Von den ärztlichen Methoden im Allgemeinen. Aerztliche Methode, Curmethode im Allgemeinen nennt der Vf. den Weg, welchen der Arzt, behufs zweckmässiger Ordnung der Gelegenheit für die Einwirkung der Aussendinge auf den Organismus, in einem gegebenen Falle einschlägt. Mit Recht wird bemerkt, in der Methode liege die hauptsächlichste Macht des Arztes, die Gelegenheit sey seiner Willkür mehr unterworfen, als die Mittel an sich. Jede ärztliche Methode sey an sich, und im gegebenen Falle um so vorzüglicher, je sicherer und angenehmer — also auch, je einfacher — sie den mit ihr beabsichtigten allgemeinen oder besonderen ärztlichen Zwecken zu entsprechen im Stande sey. Hierauf unterscheidet er positive und negative, directe und indirecte Methoden, und führt noch besonders als eine besondere Art der indirecten die ableitende an.

Aus dem, was wir angedeutet haben, erhellet, dass diese Schrift, wenn auch nicht einzig und allein ihres Inhaltes, doch vorzüglich der Darstellungsweise wegen jungen Aerzten zu empfehlen ist. Einige der

letzten Kapitel laſſen aber auch in Bezug auf den Inhalt kaum etwas zu wünſchen übrig.

B. K.

SCHÖNE KÜNSTE.

Bunzlau, in Appuns Buchhandlung: *Novellen und Erzählungen*, von *Franz Berthold*, eingeführt von *Ludwig Tieck*. 1836. 512 S. 16.

Heut zu Tage iſt es ſchon für ein rühmliches Streben des jungen Schriftſtellers zu erachten, wenn er ſeinen Flug nicht abwärts nimmt, ſich nicht dem Gräſslichen, Widernatürlichen zukehrt, wenn er das Lächeln der Freude höher hält, als das Lachen des Hohns, wenn er meint, das ſcheinloſe Beſſern und Erhalten ſey verdienſtlicher, als das Effect machende Zertrümmern. Verbindet ſolch ein Strebender mit dieſer Geſinnung noch Tieſe des Verſtandes, ein augenfälliges Talent für Erfindung, eine wohllautende, anſpruchloſe Schreibart, ſo kann man ihn freudig als Einen der Wenigen begrüſsen, der ſchöne Hoffnungen erweckt, dereinſt auf eine anſtändige Weiſe dieſs ungeſättigte Verlangen nach Unterhaltungsliteratur zu beſriedigen. Das nicht zu Erlernende iſt vorhanden; von Unwahrſcheinlichkeiten und anderen Dingen, die man wegwünſcht, befreyt die Uebung und ein gereifteres Urtheil.

Das Schloſs zum finſteren Stern verräth den jugendlichen Autor, der das Finſtere, Geheimniſsvolle, Schauerliche dem Ruhigen, Heiteren vorzieht; den Vf. bewahrt jedoch ein bereits geläuterter Geſchmack vor dem Uebertriebenen. Ein bereits vermählter Fürſt heirathet unter fremdem Namen ein Ritterfräulein, die den Tod findet, indem ſie den noch immer geliebten Mann aufſucht, der ihr bald folgt. — Anſchauungs- und Darſtellungs-Vermögen von Naturſcenen, und ſinnige Beobachtungsgabe, die ſich nicht in Sentenzen brüſtet, macht ſich ſchon in dieſer erſten Erzählung geltend, und geht durch die übrigen fort.

Die Zweyte, *der Ziegenhirt*, iſt eine ausgeſchnittene Gruppe aus dem ungeheueren Gemälde des Feldzugs in Ruſsland und der darauf folgenden Schlachten. Der verwaiſte Knabe ſtirbt, als er den franzöſiſchen Boden betritt; der ernſte Schluſs iſt eher verſöhnend, als zerreiſsend.

Die Geſellſchaft auf dem Lande vergnügt ſich mit Geiſtergeſchichten, von denen bloſs die mit der Löſung etwas abgeſtanden ſind.

Der Haſs der Liebe wüthet gegen ſich, den unſchuldigen Theil, am heftigſten, und führt ſo den Wahnſinn herbey. Der Charakter der Mariana iſt mit, man darf ſagen, pragmatiſcher Genauigkeit in die Erſcheinung geſetzt. Daſs der einzige Menſch, dem ſie, die ganz Verlaſſene, vertraute, untreu wurde, muſste ſie zerſtören. Denn mit ihm ſtarb Alles, was von Glaube und Liebe in ihr lebte, was ſie mit ihrem Geſchicke, mit dem Daſeyn verſöhnte.

Die Beſchreibung von Venedig iſt ſo friſch und dabey gedrängt, daſs man ganz vergiſst, wie Viel man über den Gegenſtand ſchon gehört und geleſen hat.

Der leichtſinnige Verführer iſt ein junger Pole, was dem Vf. Gelegenheit giebt, ſich mit Klarheit und Billigkeit über polniſche Nationalität auszuſprechen. Wir heben Folgendes davon aus, das zugleich als Probe in der Art, wie der Vf. betrachtet, dienen kann: „Für den Polen iſt nur die Gegenwart da, die Zukunft iſt ihm fremd, die Vergangenheit ohne Lehre. Eine Geſchichte konnte dieſes Volk beynahe nicht haben, oder ſie konnte keine andere ſeyn, als die ſeine. — In dem Augenblicke liegt dem Polen alle Poeſie, aller Inhalt des Lebens, und ſo beſticht dieſer ſeine Einbildungskraft dermaſsen, daſs er, hingeriſſen, immer das Opfer des Augensblickes wird. — Wie ritterlich, wie edel, wie ausgebildet, wie mächtig wirkend auf ſeine Erſcheinung, wie flieſsend ſeine Rede, wie ſprudelnd ſein Geiſt, wie vollendet und gewaltig das Ganze in der Gegenwart; doch iſt er ohnmächtig zur Erlangung der dauernden, der durchgreifenden Wirkung: denn dieſe gründet nicht *ein* Augenblick, ſondern die Kette der Augenblicke; er iſt ohnmächtig zum Erhalten und Bewahren."

t.

Leipzig, b. Brockhaus: *Taſchenbuch dramatiſcher Originalien.* Herausgegeben von Dr. *Franck.* Erſter Jahrgang. Mit 6 Kupfern. 1837. 301 S. 8. (2 Thlr. 8 gr.)

Bauernfelds wohlgetroffenes und wohlgeſtochenes Bildniſs als Titelkupfer, das ausſieht, als wolle es uns ins Geſpräch ziehen, macht uns Luſt zu dem, was hier geſprochen wird, und bald hält nicht allein die Neugier, ſondern auch der Werth der kleinen Dramen uns feſt. Keines der fünf Luſt- und Schau-Spiele iſt franzöſiſchen Muſtern nachgebildet, keines iſt abgeſchmackt, geſchraubt, oder — langweilig. Auſser dieſen negativen Tugenden, hat es auch die poſitiven eines leichten, gefälligen Dialogs und raſch ſich entwickelnden Planes.

Der Muſicus von Augsburg, von *Bauernfeld*, das längſte Stück darin, hat eine artige Luſtſpiel-Intrigue, die nicht ſo flach hingepinſelt iſt, daſs man ſie ſogleich durch und durch ſchaute. Die komiſche Figur des Rumormeiſters iſt ergötzlich, ohne Uebertreibung. *Miltons* Muſe, *Liebenau*, gehört zu den dramatiſirten, geſchichtlichen Anekdoten, und zwar der ſentimentalen Gattung. Zu letzten bekennt ſich ebenfalls die *Chriſtnacht* von *Pannaſch*, die einen Volksaberglauben darſtellt, der einer liebenden Mutter beynahe den Tod durch die Hand ihres Mannes bringt. *Autorsqualen* und *der Herr vom Hauſe*, von *Franck*, ſind luſtige Nachſpiele im beſten Sinne, harmlos, heiter, zumal die Miſsverſtändniſſe des Autors, der jedes Geſpräch ſpazierender Leute für bezüglich auf ſein neues, eben aufgeführtes Stück hält. — Die äuſsere Ausſtattung iſt zierlich und ſauber, wie die Verlagshandlung ihre eleganten Artikel zu geben gewohnt iſt.

F. K.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 7.

THEOLOGIE.

Berlin, in Commission in der Vossischen Buchhandlung: קֹהֶלֶת, *Uebersetzung des Koheleth*, nebst grammatisch-exegetischem Commentar von *Moses Heinemann*. 1831. VIII u. 130 S. 8. (18 gr.)

In der Vorrede sagt der Vf.: „Der Zufall hat es geheischt (!), dass ich einige Verse aus Koheleth citiren, und darin nachschlagen musste. Ich besass eben die hebräische Textausgabe, in der sich die in hebräischer Sprache abgefasste Wort- und Inhalts-Erklärung von dem verewigten *Mendelsohn*, nebst einer auf Letzter sich gründenden deutschen, aber mit hebräischen Typen abgedruckten Uebersetzung befand. Beym *Durchblättern (!!)* mehrerer Stellen fand ich gleichwohl (!) die Uebersetzung in sprachlicher und stilistischer Hinsicht ausgezeichnet schön, und in Rücksicht auf den zum Grunde gelegten *Mendelsohn*'schen Commentar völlig consequent; doch wollte hie und da die Exegese mir keinen Gefallen abgewinnen, und der Umstand, dass es an einem, einigermassen vollständigen Commentar in deutscher Sprache überhaupt noch fehle, bestimmte mich zur Bearbeitung" u. s. w. In diesem schleppenden, zerflossenen Tone wird dann erzählt, welche exegetische Hülfsmittel ihm nach und nach zu Handen gekommen; wie er die wichtige Entdeckung gemacht, die deutsche Uebersetzung sey von *David Friedländer* nach dem *Mendelsohn*'schen Commentare gefertigt worden, und dergleichen Allotria, um die sich kein Mensch kümmert; aber über die Idee des Buches, wie sie ihm aufgegangen, über die Eigenheiten der Sprachformen und der Diction, über muthmassliche Zeit der Abfassung — kein Wort. Diese Planlosigkeit, deren die Vorrede selbst geständig ist, zeigt sich denn auch auf jeder Seite in den Anmerkungen, aus denen nicht gut zu ermitteln ist, ob Hr. *H.* bey der Bearbeitung mehr das streng Wissenschaftliche, oder mehr das Paränetische, mehr den Schüler, oder mehr den Mann vom Fache im Auge gehabt habe. Noten, wie: „הִבָּהֵל ist das Niphal; תְּרַגְּעֵנִי ist das Piel", finden sich bis zum Ueberdrusse gehäuft; aber die seltensten, schwierigsten Spracherscheinungen werden ganz übergangen, oder mit wenigen, nichtssagenden Worten abgefertigt. Von einer rationellen Behandlung der Grammatik ist vollends gar nicht die Rede. Die Flachheit, die keine nothwendigen, aus dem Organismus der Sprache geschöpften Gesetze, sondern von flüchtiger Beobachtung scheinbarer Analogieen abgezogene Regeln kennt, macht sich überall breit genug. Dieser ist es ein Leichtes, בְּכֹל (K. 1, V. 3, wo der Vf. anstatt dieser seichten Erklärung nur auf 3 M. 8, 32; 14, 18 הַנּוֹתָר בְּ··· hinzuweisen brauchte) und מִכֹּל, בַּאֲשֶׁר (4, 17, was aber nirgends „*wann*" heisst) mit כַּאֲשֶׁר für gleichbedeutend zu nehmen. Ueberhaupt scheint sich der Vf. die grammatischen Werke *Gesenius's* und *Ewald's* kaum der Mühe des „Durchblätterns" werth geachtet zu haben. Denn so oft auch das Handwörterbuch citirt wird: so ist uns fast gar keine *Rücksicht und Hinsicht* (ein Paar Favoritwörter des Vfs., die alle Augenblicke vorkommen) auf die Grammatik begegnet. — Der Zusammenhang — versteht sich nach rein subjectiver, selten *wissenschaftlich* motivirter Auffassung — ist sein einziger Führer; daher Bemerkungen, wie z. B. zu 5, 2: „Auch hier können wir für עִנְיָן die von *Gesenius* gegebene Bedeutung: *Geschäft*, nicht berücksichtigen, sondern *ahmen (!)* lieber die von *Friedländer* gewählte Uebersetzung: *Vorstellung*, nach." Aber den logischen Zusammenhang dieser Bedeutung mit dem Grundbegriffe nachzuweisen, kommt ihm nicht in den Sinn. In der That erinnert diese Erklärungsweise an jenen jüdischen Idioten, der auch aus dem *Zusammenhange* herausbrachte, dass וּבִזְמַן קָרִיב einen *Schlitten* bedeuten müsse, weil es in der Kadisch-Hymne mit בַּעֲגָלָא (das er mit עֲגָלָה, *der Wagen*, für identisch hielt) in Verbindung steht. — Doch wir wollen der Kürze halber einige Stellen der „Inhalts- und Wort-Erklärung" ohne Auswahl hersetzen, und der Leser mag urtheilen, ob wir dem Vf. zu viel thun.

Zu Kap. 1, V. 2: „Zur Begründung einer Glaubwürdigkeit, dass alles Folgende die Bemerkung eigener Erfahrung sey, war dieser Ausbruch: Eitelkeit der Eitelkeiten, der sich durch nachstehende Erörterung bewährt, als Einleitung nothwendig. Eben so dient die nachdrucksvolle Wiederholung: Alles ist eitel! zur Bekräftigung seiner Ueberzeugung, dass Alles, was nur irdisch heisst, und als solches betrachtet werden kann, eitel, thöricht, nichtig und vergänglich ist." — Zu K. 3, V. 1: „Allen diesen chimärischen Geistern (meint der Vf. etwa: *Gespenster?* Rec. we-

nigſtens kann ſich nichts Anderes unter einem ch. G. denken) ruft der Weiſe begeiſtert zu: Alles hat ſeine Zeit und ſeine Beſtimmung! Es bedenke der Beherrſcher doch, daſs auch dem Bedrückten, Gebeugten und Gedemüthigten einſt die Stunde der Erlöſung ſchlagen, und ein günſtiger Augenblick ihn noch über den erheben kann, der ihn jetzt mit der züchtigenden Ruthe geiſselt. Es vergeſſe nicht der Unzufriedene, der unerſättlich nach Reichthum *haſcht*, und auf des Metalles Klang begierig *lauſcht* — es vergeſſe dieſer nicht, daſs ein Windſtoſs, von der Gewalt der Zeit ausgehaucht, ſchnell das Blatt verwehen kann, an dem (!) des Thoren Glück grünen ſoll u. ſ. w.". Denn in dieſem ſchwülſtigen, abgeſchmackten Capuzinertone geht es noch eine ganze Seite fort.

K. 1, V. 13. עִנְיָן in der Bedeutung *Trieb* findet der Vf. bloſs durch ſeine ewige Autorität, den Zuſammenhang, gerechtfertigt. Ein Blick ins Wörterbuch hätte ihn belehren können, daſs in der Urbedeutung: *drängen*, *drücken*, wie ſie in ſo vielen Sproſsformen und Derivaten durchſchimmert (in עָנָה, עָנָו, עָנִי, מַעֲנִית u. ſ. w.), jene Bedeutung vollkommen begründet iſt. — K. 2, V. 8 wird zu der *crux interpretum* שִׁדָּה וְשִׁדּוֹת die ſeine Bemerkung beygebracht: „Die im *numerus* angenommene Verdoppelung des Wortes (!!) läſst ſehr wahrſcheinlich auf den Sinn ſchlieſsen, daſs der Dichter ſich die Sklavinnen, je nachdem es möglich war, bald in einzelner, bald in mehrfacher Anzahl anzuſchaffen ſuchte." Warum hat er nicht anſtatt dieſer Ineptien auf *Geſenius* Lehrgeb. S. 670. Anm. 1 verwieſen?

K. 2, V. 24. Das fehlte noch, daſs Hr. *H.* uns den Text nach Conjectur zurecht machen ſollte! In den correcten Ausgaben, meint er, müſſe ſtehen וְשָׁתָה (vielleicht iſt das Druckfehler für: וְיִשְׁתֶּה) ſtatt וְשָׁתָה." Aber abgeſehen davon, daſs dieſelbe vermeintliche Incorrectheit K. 3, V. 13 noch einmal vorkommt, iſt gerade dieſe Inconſequenz in der Folge der Verbalformen eine Eigenheit des Koheleth. Vergl. K. 5, V. 16. 8, 9. 9, 11. 10, 3. — Ebendaſ. wird zu רָאָה bemerkt: „Im Urtexte ſteht es in der Form des Hiphil." Aber die Ueberſetzung beweiſt, daſs der Vf. dieſe Conſtruction nicht verſtanden habe. Nicht: „er zeige ſeinen Geiſt vergnügt bey ſeiner Arbeit" heiſst: הֶרְאָה אֶת נַפְשׁוֹ טוֹב, ſondern: er läſst ſeine Seele Gutes ſchauen (d. i. des Guten genieſsen, wie 3, 13. 5, 17) von ſeinem Ermüheten. — K. 3, V. 9. Zu עָמֵל. Ob die Ueberſetzung: „daſs er ſich ſo mühet", *wohlklingender* iſt, als die: „daſs er ſichs ſo ſauer werden läſst", darüber will Rec. mit dem Vf. nicht rechten: das ſind Geſchmackſachen. Aber grundfalſch iſts, daſs man ſo *nicht könne* überſetzen. Welcher Nutzen des Geſchäftigen (gegen den *ſtat. conſtructus* hat der Vf. auch ganz grundloſe Scrupel) iſts = W. N. hat der Geſchäftige davon, worin er ſich gemühet hat? — K. 4, V. 2. Zu מְנַחֵם „bezeichnet, wie *Geſenius* überſetzt, eine Perſon, welche tröſtet." Welchem Schulknaben, der die Verbalformen inne hat, braucht das der Vf. zu ſagen? — Ebendaſ. V. 10. „Im Urtexte ſteht יִפֹּלוּ, und bezieht ſich die neutrale Handlung des Fallens auf jeden Einzelnen." Das iſt wahrſcheinlich ſehr tief; leider iſt unſer Auge nicht ſcharf genug, auf den Grund zu ſehen. — Ebendaſ. Nur Commentatoren, wie Hr. *H.*, können der Parallele 10, 16 zum Trotz אוֹי für אִי leſen, eine Lesart, die von keinem *Cod.* bey *Kennikot* und *de Roſſi* entſchuldigt wird. — Die faſt talmudiſtiſch gefärbte Diction des Koheleth rechtfertigt übrigens die recipirte Form. Vergl. אִי שָׁמַיִם, o Himmel! (*Roſchhaschanah fol.* 31, *a.*) — K. 4, 17. „Haus heiſst hier Bethaus". Nicht doch! בֵּית הָאֱלֹהִים heiſst: „Haus Gottes", d. i. Tempel, Bethaus. — K. 5, 7. „גָּזֵל bedeutet hier, daſs Jemanden das, was ihm gehört, entzogen wird". Hätte der Vf. die ſchlechteſte Logik nur *durchgeblättert*, er hätte ſo nicht definirt. — Ebendaſ. 8. „רָעָה חוֹלָה ein krankartiges Uebel. חוֹלָה iſt hier *adverbialiſch*". Was heiſst das? — Ebendaſ. 13. „Wir begreifen nicht, warum andere Ueberſetzer וְאָבַד als Niphal behandeln, da doch hätte וְנֶאֱבַד ſtehen müſſen". Wir wiſſen recht gut, warum Hr. *H.* das nicht begreiſt. — אָבַד iſt *verb. intranſ.*, und heiſst: (die Sache) geht verloren. Will der Hebräer ſagen: ich habe die Sache verloren, ſo ſagt er: הַדָּבָר אָבַד מִמֶּנִּי, לִי. Vgl. 5 M. 22, 3. 1 Sam. 9, 3. וְאָבַד הָעֹשֶׁר heiſst alſo ganz ſprachrichtig: der Reichthum geht verloren. — K. 6, 2. „חָסֵר iſt parallel mit יָרֵא, 1 M. 42, 18." Wie geſagt, der Vf. kennt nicht einmal die grammatiſche Terminologie. Er wollte wahrſcheinlich ſagen: חָסֵר iſt *adj. verbale* nach der Form פָּעֵל. So haben wir einigemal das Wort „Praktik" in dem Buche gefunden, und nur errathen müſſen, daſs der Vf. damit *den Sprachgebrauch* meint. — Ebendaſ. 5. „Da נַחַת hier als Subſtantiv ſteht, ſo können wir es nicht mit *Geſenius* adverbialiſch überſetzen." Höher kann die Prägnanz nicht getrieben werden; denn mehr Sünden gegen Sprache und Logik kann man nicht in ſo wenigen Worten zuſammenpreſſen. Was heiſst das: ein Wort *adverbialiſch überſetzen?* Und warum kann ein Subſtantiv nicht als Adverbium überſetzt werden? Vgl. בֶּטַח 1 M. 34, 15. מַעֲדַנּוֹת 1 Sam. 15, 32. *Ewald* krit. Gramm. 501, 1. Und wo ſagt das *Geſenius*, daſs נַחַת hier ein Adverbium iſt, welchen Sinn gäbe das? — K. 7, 1. „בֵּית מִשְׁתֶּה ein Haus, in dem ein Gaſtmahl dargeboten (!) wird". Wie gründlich! — Ebendaſ. 5. „Beſſer iſt es, den Vorwurf eines Weiſen anzuhören, als einen Menſchen, der gern auf Geſang der Narren hört". Zu dieſer geſchraubten Ueberſetzung wird recht pretentiös bemerkt: „In Hinſicht auf unſeren Grundſatz, nach welchem wir, ſo viel es nur möglich iſt, das Grammatiſche und Buchſtäbliche ins Auge faſſen, dürfen wir das Wort מֵאִישׁ nicht unüberſetzt laſſen" u. ſ. w. (Es wird hier ein vornehmer Seitenblick auf die anderen deutſchen Ueberſetzungen geworfen.) Wir würden ganz ſchlecht überſetzen: Beſſer zu hören das Schelten eines Weiſen (ſich wie ein *Kind* ausſchelten zu laſſen), als (zu ſeyn) ein *Mann* (durch den Contraſt motivirt) hörend das Lied

der Narren. Ueber מֵאִישׁ für מִהְיוֹת אִישׁ vgl. *Ewald* kr. Gr. 299. *a.* — Ebendaf. 11. „Wenn נַחֲלָה gleichwohl (? auch ein Liebling des Vfs.) an vielen Stellen in der heil. Schrift: *Eigenthum*, *Befitzthum* heifst, fo wird doch darunter immer ein *Erwerb* verftanden, und die Bedeutung ift mit *Erbtheil* parallel.“ Was hat fich wohl der Vf. bey diefem Galimathias gedacht? — Ebendaf. 13. „Wenn, wie *Friedländer* überfetzt, der Schlufs des Verfes heifsen follte: *was er verkrümmt*, fo müfste der hebr. Text אֵת אֲשֶׁר עִוֵּה (alfo nicht עִוְּתוֹ) lauten. Er überfetzt daher lieber: *was in feiner Verkrümmung ift.* — Mit diefer torquirten und fprachwidrigen Uebertragung hätte er uns verfchonen können, wenn er fich aus Lehrgeb. §. 195, 2 belehrt hätte, dafs das Suffix beym Nomen fehr oft in der h. Schrift wiederholt wird. — Ebendaf. 18. „Einen *Menfchen* nämlich habe ich unter Taufend gefunden, ein *Weib* aber konnte ich unter all diefen nicht antreffen.“ Für diefe Ueberfetzung — die in den Noten in der gewöhnlichen Weife motivirt wird — werden ihm die Frauen fchlechten Dank wiffen, denn er fchliefst fie geradezu von der *menfchlichen* Gattung aus. — Zu K. 8, 1. „יְשַׁנֶּא wird ausgezeichnet. Was יְשֻׁנֶּא betrifft, fo dürfte unfere Ueberfetzung beiderley Schreibarten fowohl mit א, als mit ה entfprechen“. Was heifst das?

Doch wir find es müde, uns und unfere Lefer noch länger in diefer ungaftlichen Sahara herumzutreiben; hier ladet nicht *Eine* Oafe zum Bleiben. Entfchädigte wenigftens die Ueberfetzung für die verunglückte Auffaffung des Originals! Aber diefe leidet an der abgefchwächten, verwäfferten Manier, die zum Glück bereits antiquirt ift. — Wir zweifeln indeffen gar nicht — denn wir vertrauen der Perfectibilität unferer Gattung — der Vf. felbft werde in den 5 Jahren zu der Erkenntnifs gekommen feyn, es gehöre etwas mehr dazu, ein Buch, wie Koheleth, zu commentiren, als ein bequemes, flüchtiges Durchblättern in einer fchlafrock- und pantoffelmäfsigen Geiftesverfaffung. Möge er wiederkommen, ausgerüftet mit tüchtigen Sprachkenntniffen, geübter Denkkraft und ausgebildetem exegetifchem Gefchmack, und er foll uns eben fo willkommen feyn, als wir jetzt genöthigt find, feine übereilte, unzeitige Schülerarbeit unwillig von der Hand zu weifen.

— o —

BERLIN, in der Enslin'fchen Buchhandlung (Ferd. Müller): *Biblifche Betrachtungen über Johannes den Täufer.* Von *Friedrich Guftav Lisco*, Prediger an der S. Gertraudkirche. 1836. VIII u. 272 S. gr. 8. (1 Thlr. 4 gr.)

Dem Vorworte nach waren diefe *Betrachtungen* urfprünglich Predigten, welche theils einzeln, theils mehrere zufammenhängend, in den Jahren 1834 und 1835 gehalten worden. Da aber die Predigtform einen gewiffen Zwang auferlegt, während die freye Weife der Betrachtung Manches zu berühren oder weiter aus einander zu fetzen erlaubt, was in der Predigt feine Stelle nicht würde finden können: fo hat der Vf., bey der Veröffentlichung diefer Vorträge, die Mühe der Umgeftaltung nicht fcheuen zu müffen geglaubt. Das Buch ift in befondere Abfchnitte getheilt, und in diefen Alles befprochen worden, was nur irgend von Johannes dem Täufer die heil. Schrift erzählt. Wir geben das Inhaltsverzeichnifs an, damit der Lefer auf den Reichthum des hier Abgehandelten fchliefsen könne. I. Die Verheifsung. Luc. 1, 5—25. 1) Die Aeltern des Verheifsenen. 2) Zeit und Ort der Verheifsung. 3) Der Verheifsene. 4) Der Unglaube des Zacharias. 5) Die beginnende Erfüllung. II. Die Erfüllung und Ausficht. Luc. 1, 57—80. 1) Die Geburt Johannis. 2) Die Ausficht. 3) Der Lobgefang des Zacharias. 4) Die Entwickelung Johannis. III. Die Morgenröthe vor der Sonne. IV. Die göttliche Berufung. V. Die Bufspredigt. VI. Johannes tauft Jefum. VII. Die Demuth des Täufers. VIII. Johannis Zeugnifs von Jefu, dem Lamme Gottes. IX. Die Eiferfucht (Joh. 3, 22—30). X. Johannes im Gefängniffe. XI. Die dunkele Stunde. Matth. 11, 2—6. XII. Chrifti Zeugnifs über Johannes. XIII. Der Eigenfinn und die göttliche Weisheit. Matth. 11, 16—19. XIV. Der Tod des Täufers. — Sehr gern bekennen wir, dafs fich des Lefenswerthen in diefer Schrift Viel und Mancherley findet, dafs Vieles zur Erklärung und Erläuterung der biblifchen Erzählung angeführt wird; dafs die Schrift felbft in einer edlen Sprache abgefafst ift; aber trotz diefen Vorzügen hat uns das Werk wenig angefprochen. Es ift zunächft das orthodoxe, ftreng fupernaturaliftifche Syftem des Vfs., mit welchem wir nicht übereinftimmen, und dann vermiffen wir zu fehr das praktifche Moment in diefem Buche. Es wird nämlich Vieles über Johannes gefagt, aber es fehlt zu fehr die Anwendung auf die Lefer der jetzigen Zeit; wodurch das Werk an Werth bedeutend gewonnen haben würde, und mehr ein Erbauungsbuch geworden wäre, als es in feiner jetzigen Geftalt ift. — In einem befonderen Kapitel fpricht der Vf. über die Sendung einiger Jünger des Johannes an Jefum mit der Frage: Bift du, der da kommen foll, oder follen wir eines Anderen warten? Diefer Abfchnitt ift überfchrieben: die „dunkele Stunde“, und hat Matth. 11, 2—6 zum Texte. Die Exegeten find bekanntlich noch nicht über Abficht und Zweck diefer Sendung einig. Während die Einen diefe Frage des Täufers in feinem eigenen Inneren entfpringen laffen, welches im Glauben an Jefum, als den Meffias, irre geworden und erfchüttert feyn foll, leugnen die Anderen diefs ab, und behaupten, der Grund jener Sendung und Frage an Jefum habe nur in der Gemüthsverfaffung der Jünger Johannis gelegen, die überhaupt noch nicht an die Meffiaswürde Jefu geglaubt hätten. Nach jener erften Auffaffung würde Zweck der Sendung gewefen feyn, fich felbft aufs Neue zum Glauben zu erwecken; nach der anderen, feine Jünger zu dem Glauben an Jefum hinzuführen. Hr. *L.* fchlägt einen Mittelweg ein. Er fagt: „Des Johannes Glaubens-

überzeugung hatte einen Stofs erlitten, das fühlte er, fühlte er fchmerzlich, und fuchte defshalb Glaubensftärkung bey dem, der fie geben konnte; nicht ein völliges Erlöfchen des Glaubens an Jefum, als den Meffias, fand fich im Gemüthe des Johannes, aber fein Glaube war ein nur noch fchwach glimmendes Tocht, war wie ein zerknickter Stab, dem die rechte Kraft und Feftigkeit gebricht, und daher fuchte er Glaubensftärkung, Glaubensbefeftigung für fich, nicht für feine Jünger." Wir find mit dem Vf. nicht einverftanden, und haben vielmehr die Ueberzeugung, dafs Johannes feine Jünger abfandte, um fie felbft in dem Glauben an Jefum zu befeftigen. Denn diefe Johannesjünger waren zu geneigt, ihren Lehrer und Meifter Johannes für den erwarteten Meffias zu halten, fie wollten nichts wiffen von einem Anderen; darum fandte fie Johannes an Jefum mit jener Frage ab. Aus der Antwort Jefu: „Saget *Johanni* wieder u. f. w.", folgt nicht, dafs Jefus auch geglaubt habe, Johannes fey irre an ihm geworden. Johannes liefs ihn durch feine Jünger fragen, und fo richtete er auch feine Antwort wieder an ihn durch diefe Boten. Wahrfcheinlich ift es jedoch, dafs Johannes zugleich mit jener Sendung die Abficht hatte, Jefum zu einem entfchiedenen Auftreten als Meffias zu ermuntern.

Druck und Papier des Buches find vortrefflich.

R. K. A.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

HANNOVER, b. Helwing: *Der Chrift auf dem Wege durch das prüfungsreiche Leben zur Verherrlichung;* dargeftellt in zehn Predigten für die Gedächtnifszeit des Leidens und der Auferftehung des Herrn, zur öffentlichen und häuslichen Erbauung. Von *Julius Heinrich Dreyer*, Paftor zu Klofter-Medingen, im Königreiche Hannover. 1836. X u. 148 S. 8. (12 gr.)

Geift und Leben wehet in diefen Vorträgen, der Text wird fehr gut benutzt, mit fteter Anwendung auf das Leben und die individuellen Lagen, in welche der Menfch kommen kann. Die Difpofitionen find logifch richtig, die Sprache edel und populär. Einzelne diefer Predigten find freylich faft etwas zu lang, jedoch waren fie, nach der Verficherung des Vfs., als fie gehalten wurden, zum Theil um ein Bedeutendes kürzer. — Ein wünfchenswerthes Erfodernifs guter Faftenpredigten fucht Hr. *D.* darin, dafs die Hauptfätze, wie die biblifchen Abfchnitte, aus welchen fie abgeleitet wurden, unter fich in geiftiger Verwandtfchaft ftehen, und als nothwendige und gehörig geordnete Theile *eines* Ganzen erfcheinen, dem ein Hauptgedanke zu Grunde liegt. Der Vf. verfuchte daher diefe Idee zu verwirklichen, und die Ausführung ift ihm recht wohl gelungen. Man könnte, bey dem erften Anblicke, meinen, dafs auf diefe Weife eine gewiffe ermüdende Einförmigkeit unvermeidlich fey, aber dem ift nicht fo, wenigftens hier nicht. Der Vf. weifs der Sache durch Mannichfaltigkeit der angeführten, aus dem Leben gegriffenen, Beyfpiele und durch fcharffinnige, pfychologifche Bemerkungen immer neuen Reiz zu geben. Der bey der Ausarbeitung befolgte Plan war folgender: „Der Chrift auf dem Wege durch das prüfungsreiche Leben zur Verherrlichung." Das ift der Grundton, welcher fich durch alle 10 Predigten hindurchzieht. Die einzelnen Predigten haben folgende Hauptfätze: 1) Der Chrift im Kampfe mit den geiftigen Gefahren der Trübfal. Luc. 22, 39—47. 2) Der Chrift im Kampfe mit den Gefahren der finnlichen Luft. Luc. 22, 47—53. 3) Auch der fromme Chrift bleibt fchwach und der Sünde unterworfen auf dem Pfade zu feiner Verherrlichung. Luc. 22, 54—62. 4) Der fromme Chrift wird durch Leiden feiner Verherrlichung näher gebracht. Luc. 22, 63—71. 5) Der fromme Chrift fügt fich auch unter harten Mifsgefchicken in Gottes Willen. Luc. 23, 1—12. 6) Dem chriftl. frommen Dulder fehlt es auf der rauhen Bahn zur Verherrlichung nicht an ehrender Anerkennung feines Werthes. Luc. 23, 13—25. 7) Der Chrift gefegnet durch fromme Freundfchaft auf dem rauhen Pfade zur Verherrlichung. Joh. 13, 1—15. 8) Chriftus, der Gekreuzigte, als Vorbild des Frommen auf dem Wege zu feiner Verherrlichung, im Schmucke edler Selbftverleugnung. Luc. 23, 26—37. 9) Die unausbleibliche Verherrlichung des frommen Dulders — durch Chrifti Auferftehung bekräftigt. Marc. 16, 1—8. 10) Der vollendete Gerechte — befeligt durch den Rückblick auf die durchwandelte Bahn. Luc. 24, 13—35. Die beiden letzten Predigten wurden am Ofterfefte gehalten, wie fchon aus den Hauptfätzen hervorleuchtet. Chriftus tritt in allen diefen Vorträgen als der Heilige und Vortreffliche hervor, ohne dafs der Vf. zu der geift- und kraftlofen Satisfactionstheorie feine Zuflucht genommen hätte. — Wir empfehlen daher aus voller Ueberzeugung diefes Predigtbuch fowohl Laien, als Predigern; jenen zur Erbauung, diefen zur Nachahmung.

R. K. A.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR - ZEITUNG.

1837.

MUSIK.

Meissen, b. Goedsche: *Repertorium für Deutschlands Kirchenmusik.* 1 Band, Nr. 1. Hymne: „Es ist ein köstlich Ding, dass das Herz fest werde" u. s. w. (Hebr. 13, 9.) für Chor- und Instrumental-Begleitung; zum Gebrauche bey evangelischen Kirchenmusiken, von *C. G. Reissiger,* königl. sächs. Kapellmeister in Dresden. 1836. 26 S. (16 gr.)

Mit diesem Repertorium beginnt die Morgenröthe einer neuen Aera für Deutschlands Kirchenmusik. Möge ihr ein freundlicher, erheiternder Tag folgen! Schon ist im vorliegenden Werke von eben so zeitgemässer, als meisterhafter Bearbeitung der erste wichtige Schritt in das Heiligthum einer, fromme Andacht befördernden und das Gemüth zur Sehnsucht nach dem Unendlichen stimmenden Kirchenmusik glücklich geschehen. Wie wünschenswerth wäre es aber, wenn der in neuerer Zeit, wie es scheint, immer mehr verflachte und verminderte Kunstsinn gehoben, belebt und vermehrt werden könnte! Denn blieb gleich das Feld der Kirchenmusik durch die Meisterwerke *Mozarts, Haydns, Bachs, Naumanns* u. s. w. nicht unbefruchtet, so war doch die Saat, insbesondere für den protestantischen Cultus, nicht immer reich und fröhlich emporgrünend. Gerade dieser Mangel aber machte bey denen, welchen die Verwaltung der Kirchenmusik obliegt, entweder eine eigene Composition, wozu Vielen aber der rechte Genius fehlte, nothwendig, oder man musste sich für einen bestimmten Fall auf Anpassung einer sonst fremdartigen Musik beschränken. Es ist aber von selbst einleuchtend, wie wenig damit der Zweckmässigkeit und Wirksamkeit der Kirchenmusik entsprochen werden konnte. Es muss darum gewiss allen Freunden und Beförderern der kirchlichen Tonkunst eine höchst angenehme Nachricht seyn, einem bisher dringend gefühlten Bedürfnisse durch die Herausgabe neuer und zeitgemäss abgefasster Kirchenstücke abgeholfen zu sehen.

In vorliegender Hymne nun weht ein ächt frommer, kirchlicher Geist. Keine Spur von dem, was Sinne aufregen oder bethören kann; aber desto mehr Reiz zur Einkehr ins Innere, zur ruhigen und frommen Ergebung und zum Festhalten an dem Unendlichen. Sowohl die gewählte Tonart des sanften F-dur, wie nicht minder das Thema, stimmt trefflich zu dem Charakter des Ganzen. Es spricht sich darin die gläubige Seele in den Worten aus: „Es ist ein köstlich Ding, dass das Herz fest werde." Mit Lebhaftigkeit wird dieser Gedanke in den von unten herauf, vom Basse, steigenden und sich gleichsam drängenden Stimmen ausgedrückt, die alsdann wieder im angenehmen Wechsel erscheinen. Daran reihet sich, und mit besonderem Ausdrucke, der Gedanke: „dass das Herz fest werde", welches in immer mehr zunehmender Steigerung bis zu dem gehörigen Ruhepuncte geschieht. Unter Begleitung sanfter Blasinstrumente (in *As*) gehen die Stimmen nun anmuthig und affectvoll über zu: „welches geschiehet durch *Gnade*", welches Letzte, mit Recht, sinnvoll und anziehend herausgehoben wird. Aber noch einmal beginnt in obiger Weise und in derselben Tonart der Chor: „es ist ein köstlich Ding" u. s. w., wobey der eintretende und fortgehaltene Septimen-Accord von trefflicher Wirkung ist, bis der erste Satz in umgekehrter Figur, aber sanfter Bewegung, sich mit einem *lento* schliesst.

Der zweyte Abschnitt des Ganzen: „Darum suchet den Herrn von ganzem Herzen; denn der Herr allein macht das Herz gewiss", hätte in der Instrumental-Einleitung, nach des Rec. Ansicht, der Form nach sich vielleicht etwas eigenthümlicher gestalten sollen. Sonst aber folgt ein einfaches Thema mit: „Darum suchet den Herrn von ganzem Herzen", in daran geknüpfter Versetzung, welcher abwechselnde Solo-Stimmen, und, wie im prophetischen Rufe, mit den Worten folgen: „denn der Herr allein macht das Herz gewiss", die endlich und in beruhigender Weise sich vereinen.

Das Ganze ist trefflich und effectvoll, und das Gemüth ungemein ansprechend, und darum auch eine grosse Theilnahme daran unbezweifelt. Auf einige Druckfehler machen wir jedoch aufmerksam, als S. 6, Tact 10, zweyte Violine, muss statt *ces* stehen *c*; S. 18, Tact 1, Flöte, nicht *f*, sondern *d*.

Das Aeussere ist angenehm, der Preis billig.

D. R.

Leipzig, b. Wigand: *Musikalische Grammatik, oder theoretisch-praktischer Unterricht in der Tonkunst.* Für Musiklehrer und Musiklernende, sowie für Jeden, der über die Grundbegriffe der Tonkunst Belehrung sucht. Von *G. W. Fink,*

Verdienst-Mitglied des holländischen Vereines zur Beförderung der Tonkunst, und Herausgeber der Leipziger allgemeinen musikal. Zeitung. 1836. XIV u. 282 S. 12. (1 Thlr.)

In der sehr instructiven Vorrede theilt der geistreiche Vf. unter Anderem seine beherzigungswerthe Ansicht darüber mit, „wie es bisher, der vielen vorhandenen Anleitungen zur kunstgerechten Ausübung der Tonkunst ungeachtet, selbst in allen ihren Theilen, dennoch immer noch an einem Werke fehle, worin der Mehrzahl der Tonkünstler (d. h. solcher, die nicht über dem Puncte mechanisch erlangter Fertigkeit stehen, oder höchstens noch im beschränkten Raume eines dunkeln Gefühls der Kunst sich gefesselt fühlen) das Heiligthum der Wissenschaft, der Kunst enthüllt, und die Erfassung ihres Wesens möglich werde.“ Bekanntlich aber vermochten die bisher über viele Zweige der Tonkunst, jedoch mehr auf das Praktische, als Wissenschaftliche gerichteten, und neu erschienenen Schriften, aus mancherley Ursachen nicht, das allerdings schwierige Räthsel zu lösen. Wir dürfen uns nur freuen, dass dieses unserem Vf., dem vieljährig begeisterten Jünger der Kunst und hellsehenden Forscher der Wissenschaft, vorbehalten war. Mit Umsicht und Bündigkeit, mit ungemeiner Klarheit und einer seltenen Sorgfalt, die das Wesentliche von dem Unwesentlichen unterscheidet und sichtet, hat er in vorliegender Grammatik mitgetheilt, was dem nach Aufhellung in dem ihm noch dunkeln Gebiete der Tonkunst ringenden Lernbegierigen zur Aufklärung dienen, und zu einem weiteren und sicheren Fortschreiten anleiten kann. Die Wichtigkeit einer solchen Schrift ist darum für die Meisten eben so unbezweifelt, als ihre hohe Brauchbarkeit gewiss ist. Mehr bedarf es nicht, um sie der Aufmerksamkeit der Leser dringend zu empfehlen. Wenden wir uns zu ihrem Inhalte. In der Einleitung (S. 1—8) wird von der Musik (Tonkunst), als einer Sprache des Gefühls durch Töne, ihrem Ursprunge (nicht nach gewöhnlicher Meinung von den Griechen oder Aegyptern, sondern von den Chinesen und Hindostanern), ihrem Fortgange nach Westen, und ihrer durch das Christenthum erfahrenen wesentlichen Veränderung gehandelt. Auf eine sehr fassliche Art wird der Stoff aller Musik, der Ton, bezeichnet, und die auf das Gebiet desselben fallenden, obwohl davon sehr verschiedenen, Modificationen: *Schall*, *Laut*, *Klang*, mit Klarheit und zweckmässiger Kürze dargestellt, so fern sie nämlich zu den Wissenswürdigkeiten in einer allgemeinen Grammatik der Tonkunst gehören. Wie der Mensch durch die Sprache Begriffe auszudrücken weiss, so ist er auch des Ausdrucks der Empfindungen durch Töne fähig, theils mittelst seiner Stimme, theils musikalischer Werkzeuge, daher *Vocal*- und *Instrumental*-Musik. Uebt er Beides nach fremder Vorschrift, so treibt er praktische Tonkunst im engeren Sinne; *Composition* oder *Tonsetzkunst* aber, oder die Dichtkunst in Tönen, wenn er selbst eine Darstellung in Tönen erfindet. Bringt er die Empfindungen des Geistes im Augenblicke zum Gehör, so wird Letztes *Phantasiren* genannt. Welche Kenntniss zur Kunstausübung erforderlich, wie Letzte am leichtesten erlangt werden kann, lehrt die Wissenschaft der Tonkunst, oder die *Theorie*. Die hier gegebene trägt nur (und zwar mit vollem Rechte dem Gesichtspuncte der Schrift gemäss) die ganz unumgänglichen Kenntnisse, die für alle Ausüber der Tonkunst unserer Zeit Bedürfniss sind, deutlich vor. Das Ganze zerfällt in die drey Theile: 1) von der Bezeichnung der Töne, 2) Melodie, 3) Harmonie. Wie die Sprache ihre Buchstaben, so bedarf die Tonkunst ihre Zeichen zur Darstellung, heut zu Tage *Noten* genannt, in früherer Zeit Letzten noch sehr unähnlich. Die Chinesen hatten hieroglyphische (von den Aegyptern ist es ungewiss), die Griechen angeblich 1620 erschwerende Tonzeichen, wozu sie ihre grossen Buchstaben in vielfacher Abwechselung brauchten, und ihre Bezeichnungsart *Semeiographie* nannten, bis in der Folge unter den Christen die 7 ersten Buchstaben des Alphabets gewöhnlich, aber auch diese endlich im 12 Jahrhunderte verdrängt wurden, und unsere anfänglich aus Kreisen, Vierecken und Puncten bestehende Tonschrift in ihrer heutigen Form daraus hervorging, die sich in der Reihenfolge von *C D E F* u. s. w. bildete, welche Italiäner und Franzosen mit: *Ut Re Mi Fa Sol La Si* benennen. Man blieb, ob man gleich früher 12 und mehrere Linien gebraucht, zuletzt doch nur bey 5 Linien stehen, auf und zwischen welche die Tonreihen gesetzt wurden, setzte zur Bezeichnung der Höhe und Tiefe gewisse Zeichen unter dem Namen: *Schlüssel*, zunächst für die 4 bekannten Stimmen und die ihnen ähnlichen Instrumente, davor; führte eine Tonleiter, überdiess Kreuze, Been, Bequadrate, und endlich die chromatische Tonleiter ein. Dazu fügte man noch ausserdem die Bezeichnung der verschiedenen Zeitdauer der Töne, die Pausen, das Zeitmass, Tactschlagen (Metronom), das Vortrags-, Abkürzungs- und Ausschmückungs-Zeichen, die Ziffer- und Buchstaben-Notirung, die dreyerley Tonleitern (die diatonische insbesondere), und bereicherte damit das Gebiet der Tonkunst. Ueber alles dieses werden in dieser Schrift nicht selten feine Bemerkungen und überraschende Ansichten mitgetheilt, die wir jedoch der eigenen freudigen Wahrnehmung des Lesers überlassen wollen.

Der zweyte Theil der Schrift enthält: *Melodie* (Weise), oder eine auf einander folgende Tonreihe, die bey den Vögeln, z. B. als Naturweise, zwar reizend, ihnen selbst aber unbewusst ist; bey dem Menschen aber eine bestimmte Tonreihe zur Grundlage haben muss. Die älteste ist die in China gefundene, als: *c d e g a c*, aus welcher alle ächt alterthümlichen Melodieen zusammengesetzt sind, und wovon noch die neuen in China die deutlichsten Merkmale an sich tragen. Diese trägt an und für sich den Charakter der Sehnsucht, des Idyllischen und einer wirksamen Grossartigkeit des patriarchalisch Einfachen an sich. Man wird in der That durch melodische Versuche nach derselben überrascht, und wir muntern Kunstjünger dazu auf. Späterhin gewannen die 8 griechi-

schen Tonarten: *c-dur*, *d-moll*, *e-moll*, *f-dur*, *g-dur*, *a-moll*, *h-moll*, vom ersten Tone beginnend, und zwischen dem dritten und vierten, siebenten und achten Tone mit einem halben Tone bezeichnet, ihren Platz, und erhielten nach griechischen Provinzen (ionische, dorische, phrygische, lydische Tonart) ihre Namen. Die vier ersten derselben hatte Ambrosius im vierten Jahrhundert eingeführt. Sie heissen: *authentische.* Die vier letzten aber (plagetische) um eine Quarte tiefer anfangend, wurden am Ende des sechsten Jahrhunderts von Gregor dem Grossen hinzugethan. Die Grundlage unserer melodischen Musik lässt sich auf zweyerley Tonleitern der sich völlig gleich bleibenden *Dur-* und *Moll-Scala* zurückführen, und mit denselben ausreichen. Es wird nun von melodischen Fortschreitungen, Rythmus, Einschnitten, Figuren, Phrasen der Melodie und ihrer innigen Verbindung mit voller Einsicht und Klarheit gehandelt. Ueber die Betonung heisst es: „Ihre Verschiedenheit ist so vielfach, dass sie schlechthin nicht ins Feinste mit Worten oder Zeichen dargestellt werden kann. (Wie beherzigungswerth für geistliche Redner, unter welchen Manchem die Wichtigkeit des Gegenstandes bisweilen noch fremd scheint.) Daher kommt es, dass jeder Ausüber irgend eines Musiksatzes, so wie jeder Sprecher eines Gedichts oder einer Rede ein dichtender oder schaffender Künstler für sich ist, oder seyn soll. In das Gesetz der Einheit frisches Leben, reichen Wechsel im schönsten Zusammenhange zu bringen, ist die Aufgabe aller Kunst. In dieser freyen und doch genau zusammenhängenden Bewegung im gegenseitig richtigen Verhältnisse stehender Glieder wohnt das eindringlichste Wirken aller Schönheit und Wahrheit." Wie trefflich! Wenn wir endlich der *Harmonie* nothwendig hier gedenken müssen, so können wir uns doch nur auf Wesentliches beschränken. Dahin gehört nun: die Intervallenlehre, die Bildung der Intervallen zu Accorden, deren verschiedene Arten und Umkehrung; Cadenzen, Modulationen, Durchgänge, Vorhalte, Auflösung, Orgelpunct u. s. w., Alles Dinge, die freylich auch sonst in einer Generalbassschule, Compositionslehre u. a. vorkommen, nur mit dem Unterschiede, dass, wenn jene häufig isolirt und unzusammenhängend dort dargestellt werden, sie hier in enge Verbindung gebracht, und, wir möchten sagen, auf eine genetische Weise entwickelt und in lichtvoller Darstellung aufgeführt sind.

Denkenden Künstlern, und überhaupt allen Freunden der Tonkunst, die sich über das Wesen dessen, was sie treiben, eine klare und befriedigende Einsicht verschaffen wollen, rathen wir daher, und aus voller Ueberzeugung, zur Anschaffung dieses so nützlichen Werkes. Auch Seminarlehrern, insbesondere denen der theoretische Musikunterricht obliegt, kann es als ein umsichtiger und sicherer Führer dienen. Das Aeussere des Ganzen erscheint übrigens in eleganter Gestalt.

D. R.

Glogau, b. Flemming: *Praktischer Leitfaden für Lehrer beym Gesangunterricht in Schulen.* Ein Versuch, die Gesanglehre nach Noten — in entwickelnder (Pestalozzischer) Methode eben so möglichst zu vereinfachen, als fest zu begründen; ein praktischer Beweis, dass das Singen nach Noten leichter und gründlicher gelehrt und gelernt werden kann, als nach Ziffern; und ein Mittel, eine gründliche Einsicht in das gesamte melodische Tongebiet zu erlangen. Verfasst von *Joh. Gottlob Fischer*, evangel. Schullehrer zu Grabig bey Gross-Glogau. 1836. XXII und 170 S. 8. (12 gr.)

Wenn wir gleich für den in neuerer Zeit, namentlich als nothwendiges Bildungsmittel der Jugend erkannten und vielseitig geförderten Gesangunterricht manche, zum Theil gediegene Anweisungen, z. B. von *Nägeli*, *Marx*, *Erk* u. A., besitzen: so lässt sich doch auch nicht leugnen, dass manche Vff. solcher Anleitungen entweder ganz, oder doch theilweise von dem früher gewöhnlichen Standpuncte darin ausgegangen sind, und ihn bey der Bearbeitung nur allein vor Augen gehabt haben. Damit konnte aber weder eine merkliche Verbesserung, noch Erhebung des Gesangunterrichts bewirkt werden. Es hätte vielmehr eine, vielleicht durch eine Preisaufgabe bewirkte, Gesanglehre erscheinen müssen, die den Anfoderungen an eine solche, nach einem festen und umfassenden Plane entsprochen, und die rechte und ganz zum Ziele führende *Methode* durchgängig nachgewiesen hätte.

Der Vf. des vorliegenden „Leitfaden beym Gesangunterricht" scheint diesen Mangel wahrgenommen zu haben, und an seinem Theile abhelfen zu wollen, was allerdings ein gutes Vorurtheil dafür erwecken muss. Die Schrift selbst aber ist, nach der Vorrede, aus dem Leben hervorgegangen, und dadurch veranlasst, dass der Vf. Einzelnes daraus einer Schullehrer-Conferenz zur Prüfung vorlegte, und daher Ermunterung zur Herausgabe erhielt. Sie soll aber ein Leitfaden für Lehrer seyn, wodurch sie angewiesen werden, in welchem *Masse*, in welcher *Ordnung* und auf welche *Weise* der Lehrstoff den Schülern vorzuführen ist; sie soll ferner ein *praktischer Leitfaden*, d. h. ein solcher seyn, dessen Inhalt unmittelbar so, wie er dargestellt ist, vom Lehrer vorgetragen werden kann. Dessgleichen will sie als *Gesanglehre* den Schüler vorläufig zur nothwendigen *Einsicht*, weniger noch zur *Fertigkeit* im Gesange bringen. Sie erscheint endlich in *entwickelnder Methode*, will den Gesangunterricht möglichst vereinfachen und begründen, sucht die Leichtigkeit des Gesanges nach Noten vor den Ziffern darzuthun, und will überhaupt eine gründliche Einsicht in das ganze melodische Tongebiet befördern. Mann kann dem Ganzen, wenigstens im Allgemeinen, einen gewissen pädagogischen Tact nachrühmen, ohne welchen freylich der Gesangunterricht nicht wohl gedeihen kann. Nachdem in

der Kürze die Einwürfe gegen den Nutzen des Gesanges (leider fehlt es noch immer nicht an folchen) widerlegt find, beginnt der Unterricht mit der *Trefflehre* (Melodik), die in einfacher, verfinnlichender Weife die Dur- und Moll-Tonleiter darftellt, von da zu den Intervallen übergeht, wo namentlich das Treffen der halben Töne durch Beyfpiele anfchaulich gemacht ift, an welches fich die *mufikalifche Zeitmeffung* oder die verfchiedene Länge oder Dauer der Töne fchliefst. Da diefe im Mufik-, wie im Gefang-Unterrichte, namentlich felten nach ihrer Wichtigkeit und mit dem erfoderlichen Ernfte betrieben wird (fo dafs man oft fertige Pianofortefpieler, auch wohl geübte Sänger — jedoch ohne ausreichendes Tactgefühl findet), fo müffen wir es für fehr angemeffen halten, dafs man diefen Punct hier mit der nothwendigen Ausführlichkeit behandelt fieht. Auch ift der von *Gottfried Weber* zur Veranfchaulichung des Zeitmafses eingeführte Pendel mittelft einer Bleykugel am Bindfaden hier genannt, und verdient in den Schulen zu diefem Behufe nähere Bekanntwerdung. Das folgende Hauptftück (*Dynamik*), welches Stärke und Schwäche, Anfchwellung und Abnahme u. f. w. behandelt, hätte wohl etwas ausführlicher gefafst werden müffen, wenn man bedenkt, dafs von der Fertigkeit hierin die Schönheit des Gefanges abhängt, die häufig noch manchen Sängern fehlt. Nachdem nun eine für die Singekunft nicht minder wichtige Lehre von den *Verzierungen* der Töne (die, wo nicht für Elementarfchulen auf dem Lande, doch fchon für Stadt- und Bürger-Schulen, hauptfächlich aber für Gymnafien gehört) mit richtiger Behandlung vorausgeht, folgt im zweyten Theile die *Gefanglehre im engeren Sinne* (mufikalifche Syntax). Der Vf. bringt aber hier Manches zur Sprache, das in gemeinen Gefanglehren entweder gar nicht, oder nur obenhin berührt wird, und das gleichwohl in einem vollftändigen Gefangunterrichte nicht fehlen darf. Wir rechnen dahin die *mufikalifche Satz- und Interpunctions-Lehre*, deren Kenntnifs dem Sänger, wie dem Sprachfchüler, gleich unentbehrlich ift; ferner: den *mufikalifchen Accent*, welcher durch gewählte Beyfpiele von *Graun*, *M. Weber* u. f. w. dem Schüler einleuchtend werden mufs — die *mufikalifche Gefühlslehre*, wodurch der Schüler dahin geleitet wird, fey es ein Lied der Freude oder der Traurigkeit, jedes in angemeffener und rechter Weife, wie es der inneren Empfindung entfpricht, zu fingen; — endlich den *Vortrag* (mufikalifche Gefchmackslehre). Sehr wichtig. Wie zwey Violin-Virtuofen ein und daffelbe Stück vielleicht mit gleicher *Fertigkeit* (Technik), aber nicht mit gleicher Gemüthlichkeit vortragen können: fo wird fich eine ähnliche Verfchiedenheit auch im Gefange zeigen. Daher mufs der Sänger ftets darauf finnen, zu dem Richtigen und Seelenvollen feines Vortrags auch das Schöne zu fügen, wozu unter Anderem namentlich die Auffaffung des richtigen Charakters eines Tonftückes, die Verbindung zufammengehöriger Töne, und vorzüglich forgfältige Schattirung des Starken und Schwachen führen mufs. Ueber die Erhaltung der Stimme werden gute Regeln, zu welchen, wenn es der Raum geftattete, Rec. jedoch noch Eins und das Andere fügen würde, mitgetheilt. Auch die Winke und Rathfchläge für Lehrer find der Beachtung nicht unwerth. Zuletzt wird der Zifferfchrift die Notenfchrift mit guten Gründen vorgezogen. Papier und Druck follten jedoch beffer feyn.

D. R.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Güntz: *Gedichte*, von *Ludwig Giefebrecht*. 1836. IV u. 412 S. 8. (2 Thlr.)

Einer der befferen Sänger aus dem vorigen Jahrhunderte giebt uns feine gefammelten Poefieen. Nicht entfremdet dem Göttinger Dichterbunde, neigt er fich doch mehr der fog. *Schlegel-Tieck*'fchen Schule zu, jedoch ohne blinden Nachahmungstrieb. Er fank nicht zu der Schwäche jener nur die Form erfaffenden Schüler herab; die glatte Kälte des Metriker in antiken Versmafsen, die fchwer gereimten Oden, find ihm eben fo wenig vorzuwerfen, als das Wortgeklingel, das Nebeln und Schwebeln der unächten Romantiker. Das Sonett, die Stanze, weifs er ohne Zwang anmuthigft zu beherrfchen, artig tändelt er im Triolet, er ift Meifter des Reims, nicht diefer von ihm, keine Nachläffigkeit entfchlüpft ihm, von der felbft die erften Dichtergenien nicht immer freyzufprechen find, er ift niemals ein fchlafender, aber freylich auch nur felten ein wachender Homer.

Des Dichters vielfeitiges Talent zeigt fich fo, wie in den verfchiedenen Formen, fo auch in 22 verfchiedenen Gattungen, *Bücher* benannt. *Das des Kriegers* athmet begeifterten Muth, Treue und warme Anhänglichkeit für Vaterland und König. Das *Buch der Liebe* huldigt in Sonetten und Canzonen der Erkorenen zart und finnig. Das *Buch der Mährchen* ift, wie billig, eine anziehende Geburt der Einbildungskraft. Das *Buch des Frühlings* duftet füfs, und blickt unfchuldig wie Veilchen und Maienglöckchen. Die *Bücher des Haufes und des heil. Otto* find myftifch religiös, wie die Gedichte, das h. Grab betreffend, aber ernft, ohne gefuchte Dunkelheit. Das *Buch des Niederfachfen* ift nur diefem verftändlich; es hätte faft noch mehr als die allemannifchen Lieder eines Gloffariums bedurft. Das *Buch des Deutfchen* handelt von wichtigen Zeitereigniffen in der deutfchen Gefchichte, in der Scene des Fauft find Anklänge aus dem unfterblichen Gedichte des grofsen Meifters, fogar die gleitenden Reime am Oftermorgen in den Engelschören. Das *Buch der Welfchen* trifft nicht recht den Ton, es ift für Südländer zu reflectirend, zu fentimental. Die *Bücher der Hebräer*, *der Kaaba*, *des Grabes*, *der h. Jungfrau*, find in *Herders* und auch einigermafsen in *Klopftocks* Geift, jedoch ohne ihre Höhe zu erreichen. Die *letzten Dinge*, mehr Legende als Betrachtung, fchliefsen mit Fug und Recht die fchätzbare Sammlung, an der nur zu bedauern ift, dafs der geweihte Priefter blofs in feltenen Augenblicken in das innere Heiligthum dringt, nicht das Vollkommene zum dauernden Befitze macht, was, fo fcheint es, möglich war.

n.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 7.

BRUNNENSCHRIFTEN.

PRAG, b. Kronberger u. Weber: *Pflanzen und Gebirgsarten von Marienbad*, gesammelt und beschrieben von Seiner königl. Hoheit dem Prinzen *Friedrich*, Mitregenten von Sachsen (1834 und 1835), und von Sr. Excell. *J. W. von Goethe*, groſsherzogl. sachs. weimar. wirkl. geheimen Rathe u. Staatsminister (1821, 1822, 1823). Ergänzt und mit einem Anhange über die anderen naturhistorischen Verhältnisse des Curortes herausgegeben von Dr. *C. J. Heidler*. Mit 5 Abbildungen. 1837. X u. 203 S. 8.

Nicht bloſs die Thermen des Alterthums, oder auch die noch jetzt gebräuchlichen in Mittel-Asien haben ihre Votivgeschenke dankbarer Genesender aufzuweisen, sondern auch die Heilquellen unseres Vaterlandes erhalten fortwährend ihre Weihgaben, welche den Kraft und Gesundheit spendenden Najaden aus Dank und Anerkennung dargebracht werden. Unter ihnen zeichnet sich besonders vorliegende Schrift aus, mag man nun auf den Ort, dem es gilt, oder auf den Inhalt, oder auf ihre Verfasser, oder endlich auf die äuſsere Ausstattung sehen. Möchte doch jeder wichtigere Heilbrunnen gleich kundige Curgäste und Beschreiber, man könnte sagen *Biographen*, finden, die ihm ähnliche Denkmäler errichteten! Nehmen wir das Buch noch näher in Augenschein, so erhellet, daſs es in einen botanischen, geognostischen und hydrographischen Abschnitt zerfällt, indem der Letzte zugleich auch die geographischen und meteorologischen Verhältnisse, samt den Heilgasen und Heilerden, abhandelt.

Der hochgebildete Prinz *Friedrich* gab hier ein schönes Zeugniſs seiner Liebe zur Botanik durch die alphabetische Aufzählung der von ihm während einer zweymaligen Brunnencur in den Jahren 1834 und 1835 um Marienbad beobachteten Pflanzen, der noch *Eversmann*, *Skalnik* und *Schram* einige Ergänzungen beyfügten. Von *Carus* wurde das bereits in den *Nov. Act. Acad. Caes. Leop. Carol. Nat. Cur. XVII*, 1 beschriebene und hier zuerst entdeckte *Pyronema Marianum Car.* wegen localen Interesses, samt einer Abbildung, mitgetheilt. Auch wir haben es anderwärts beobachtet, und müssen gestehen, daſs es uns nichts Anderes, als eine bloſs orangengelbe, allerdings seltene Abänderung der *Thelephora sulphurea Fries* scheint, welche mit gelblichem Colorit allerwärts, und zwar in der verschiedendsten Nuancirung, auftritt. Den Schluſs dieser Abtheilung bildet ein nach dem Linné'schen Sexualsystem geordneter *Index Florae Teplensis*, wobey eine, drey Centurien haltende, und jetzt im Cabinette der anderthalb Stunden entfernten Prämonstratenser Abtey Tepl aufbewahrte, ursprünglich vom Kaufmann Conrad angelegte, Pflanzensammlung zu Grunde gelegt wurde.

Dem zweyten Abschnitte wird eine instructive petrographische Charte von Marienbad vorausgeschickt. *Goethe* hatte in drey hintereinanderfolgenden Jahren (1821—23) Marienbad besucht, und endlich im Sommer 1823 seine vollkommenste Wiederherstellung nach einer schweren Krankheit durch den Kreuzbrunnen erlangt. Während seines dasigen Aufenthaltes nun brachte er eine Sammlung der Gang- und Gebirgs-Arten von Marienbad zusammen, und überlieſs diese, nebst dazu gehörigem, geschriebenem Verzeichnisse, dem verdienten Herausgeber dieser Schrift, der keinen Anstand nahm, eine so schätzbare Reliquie hier zu veröffentlichen und zu ergänzen. Als weiterer Commentar dazu ist nämlich die ganze, auf Marienbad bezügliche Stelle aus dem ersten Bande *Goethe's „zur Naturwissenschaft"* S. 339 eingeschaltet worden, und auch die interessante *„Darstellung einiger geognostischen Verhältnisse zunächst Marienbad"*, vom Oberlieutenant *A. v. Gutbier* aus Zwickau, welche von mehreren Abbildungen begleitet wird, sowie endlich die vom Vf. selber beygebrachten Beobachtungen, und der Auszug aus *Gumprechts „Beyträgen zur geognostischen Kenntniſs einiger Theile Sachsens und Böhmens"*, gewähren weitere Einsicht und Belehrung.

Den dritten Abschnitt, welcher, wie schon oben gesagt, Marienbad in seinen geographischen, hydroistischen (ein nicht zu empfehlendes Wort!), meteorologischen Verhältnissen, sowie nach seinen Heilwässern, Heilgasen und Heilerden erörtert, verdankt man ganz der Feder des Herausgebers, und jeder gebildete Curgast und sonstige Naturforscher wird daraus Belehrung und Unterhaltung schöpfen, indem Gründlichkeit und angenehme Schreibweise Hand in Hand gehen. Was wir jedoch vermissen, ist die genauere Beleuchtung des sich ebenso in Marienbad, wie in den meisten Gesundbrunnen, vorzüglich warmen Quellen, bildenden sogenannten *Zoogens*, dem bereits

mehrere Aerzte eine befondere belebende Kraft beygemeffen haben. Und wirklich follte man meinen, dafs in dem, was Leben erzeugt und erweckt, auch felber ein höheres Leben walten müffe, was nur an ein befonderes Subftrat gebunden, feine erregenden Kräfte an anderen kranken Organismen zeigen könne. Man pflegte aber unter jenem Worte einen gallertähnlichen, organifchen Stoff zu verftehen, worin fich eine ganze Menge mikrofkopifcher Organismen, gleichfam die Blüthe der Heilkraft des Waffers, erkennen läfst. Welche Ausbeute würde nicht ein tüchtiger Algenforfcher noch an diefer regen Bildungsftätte der Natur gewinnen, welche Fülle von Formen mikrofkopifcher Thierchen würden fich nicht darin wahrnehmen laffen! Gewifs fpielen auch hier die Bacillarien und überhaupt Diatomeen eine Hauptrolle, und felbft die von unferem Vf. fogenannte Heilerde mag zum Theile von ihnen zufammengefetzt feyn. Bekanntlich find ähnliche Verhältniffe in Carlsbad und Töplitz beobachtet worden, und für die Wiffenfchaft wäre es gewifs nur erfpriefslich, wenn diefe und einige andere verwandte Quellen hinfichtlich ihrer organifchen Einfchlüffe vergleichend geprüft würden. Man hat fich endlich lange genug abgemüht, blofs die chemifchen Beftandtheile zu erforfchen; und nicht zu verwundern ift es, dafs fie nicht die erwartenden Refultate lieferten, da doch aus einem *Caput mortuum* nur Todtes und Taubes gewonnen werden kann; allein jetzt ift es an der Zeit, auch die organifchen Beftandtheile jener Heilquelle kennen zu lernen, da fie uns noch tiefere Einblicke zu gewähren verfprechen, als die meiften der chemifchen Unterfuchungen. Denn hier ift Leben; die chemifche Analyfe aber ift Tödtung!

Die äufsere Ausftattung des Buches ift dem inneren Gehalte angemeffen.

Wie fehr Hr. Hof- und Medicinal-Rath *Heidler* in Marienbad fich nicht blofs durch forgfältige und einfichtige Behandlung der Kranken, von denen fo Manche fchon das Tibullifche *te poffe mederi Picta docet templis multa tabella tuis* auf ihn angewendet hat, fondern namentlich auch durch Förderung und genauere Befchreibung der Badeanftalt felbft verdient gemacht, bezeugen, aufser der vorher angezeigten Schrift, auch noch folgende:

1) Prag, in der fürftl. erzbifchöflichen Druckerey: *Alte Gründe für den neuen Ruf in Marienbad.* Von Dr. *C. J. Heidler.* 1837. 52 S. 8.

2) Leipzig, in d. Hinrichs'fchen Buchhandlung: *Ueber den Gebrauch mineralifcher Wäffer am Abend;* mit befonderer Rückficht auf *Marienbad.* Von Dr. *C. J. Heidler.* 1836. X u. 84 S. 8. (12 gr.)

3) Prag, in d. fürftl. erzbifchöflichen Druckerey: *Ein Fragment aus den Verhältniffen Marienbads zu feinen Lebendigen und Todten von* 1833 *und* 1834. Von Dr. *C. J. Heidler.* 1837. 35 S. 8.

Nr. 1 ift aus den *öfterreich. Jahrbüchern der Medicin* (neuefte Folge Bd. XI, Heft 2) befonders abgedruckt. Die alten Gründe, welche für die heilfame Wirkung des Marienbades fprechen, find die einfachen Heilgefetze, welche die Natur felbft vorfchreibt, und denen Hippokrates, der kein Marien-, kein Carls-, kein Franzens-Bad kannte, durch andere Mittel zu genügen beftrebt war. Vorzüglich zeigt der Vf., wie fehr der Marienbader Kreuzbrunnen dem allgemeinften Heilgefetze nach dem Begriffe eines *fecernirenden* Heilmittels entfpreche, und wie man diefen Begriff richtig faffen müffe, um nicht durch die gewöhnlichen Ausdrücke: *Schwächen* und *Auflöfen*, zu Irrthümern verleitet zu werden. Man erkennt überall den erfahrenen, umfichtigen Praktiker in diefer Schrift, deffen Vortrage man nur etwas mehr Klarheit wünfchen möchte. Vieles jedoch, was hier nur angedeutet ift, wird in Nr. 2 deutlicher ausgeführt.

Der Inhalt von Nr. 2 befteht nämlich in Folgendem. Der Vf. geht von der Gefchichte des Abendtrinkens im 17 und 18 Jahrhundert aus, und würdigt fowohl die Gründe, welche dafür vorgebracht, als die Zweifel, die dagegen erhoben worden. Sodann ftellt er feine eigene, auf vieljährige Erfahrung gegründete Theorie der Zweckmäfsigkeit und Unzweckmäfsigkeit des Abendtrinkens nach den verfchiedenen Umftänden der Kranken auf, und fucht hier wiederum, indem er den Begriff der fecernirenden Mittel und Methoden feftftellt, die gewöhnlichen Mifsverftändniffe über den Zuftand der pathologifchen Schwäche zu berichtigen. Ueberhaupt aber bezweckt er eine beffere Aufklärung des fchwierigen Punctes in der Brunnenpraxis über die tägliche rechte Menge und Zeit eines Mineralwaffers, weil die Erfahrung lehrt, dafs mancher Kranke bald durch Unkenntnifs, bald durch beunruhigende Zweifel, feinen opfervollen Zweck im Curorte nicht erreichte. „Ein Becher mehr oder weniger (fagt Hr. *H.*) ift nicht das Palladium der brunnenärztlichen Kunft und Wiffenfchaft." Zuletzt werden noch einige „nichtmedicinifche Stimmen" über das Abendtrinken abgehört: diefe erklären gewöhnlich daffelbe für langweilig, gefellfchaftftörend, partieenverhindernd, theaterverderblich u. f. w., und geben dem Vf. reiche Veranlaffung, *ridendo dicere verum.*

In Nr. 3 (einem lehrreichen Auffatze, der zuerft in *Hufelands* und *Ofanns* Journal der prakt. Heilkunde, 1836, Heft 7 erfchien) werden die wenigen Todesfälle, welche fich in den Jahren 1833 und 1834 im Marienbade ereigneten, pathologifch erklärt, und zur Empfehlung des Brunnens vorzüglich auch der Umftand hervorgehoben, dafs fo viele Rheumatiker, Arthritiker und andere reizbare, zur Erkältung fehr geneigte Unterleibskranke, welche zu Haufe immerfort zu den Oefen ihre Zuflucht nahmen, ja felbft in den Hundstagen durch Wolle und Whate fich fchützten, im Marienbade fich vom warmen Bette weg im Freyen einer nafskalten oder windigen Atmofphäre ausfetzen durften, und dennoch hier ihre Genefung fanden.

P. I. — N v. G.

MÜNCHEN, im königl. Central-Schulbücher-Verlage: *Beschreibung der Mineralquelle zu Höhenstatt (,)* nach eigenen bisherigen Beobachtungen und Ansichten von Dr. *Joseph Röckl*, kön. baier. Landgerichts-Physicus zu Griesbach und Badearzt. 1832. XII u. 180 S. gr. 8. (9 gr.)

Die Gegend am Zusammenflusse des Inns mit dem Donaustrome enthält bekanntlich ein weitgedehntes Braunkohlenlager. Dieses ist erklärbarerweise die Geburtsstätte vieler kalter Schwefelquellen: eine derselben entspringt nächst dem Pfarrdorfe Höhenstatt, im königl. baier. Landgerichtsbezirke Griesbach, zwey Stunden von der Kreishauptstadt Passau, und eben so weit von der österreichischen Grenze. Ihre augenfällige Reichhaltigkeit veranlasste schon vor mehr als hundert Jahren die dortigen Landleute, sie nach eigener Wahl gegen mancherley Körpergebrechen, und zwar oftmals nicht ohne guten Erfolg, zu benutzen, bewog endlich sogar die Mönche eines benachbarten Klosters, dort ein Badehaus, jedoch nur für ihren alleinigen Gebrauch, zu errichten. Nach der Auflösung jenes Klosters kam diese Badeanstalt bey dem grossen Publicum in grössere Aufnahme; und um sie noch gemeinnütziger zu machen, wurde sie gegen das Ende des Jahres 1830 vom Staate angekauft. Seither sind daselbst die angemessensten Vorkehrungen zu einer zweckdienlichen Einrichtung getroffen worden, und gleichzeitig hat die auf allerhöchsten Befehl von dem berühmten Chemiker und Professor Dr. *Vogel* unternommene Analyse dieses Mineralwassers gelehrt, dass in einem Pfunde desselben

von hydrothionsaurem Natron	0.60	Gran,
„ kohlensaurem Natron	0.60	„
„ schwefelsaurem Natron	0.35	„
„ salzsaurem Natron	0.25	„
„ kohlensaurem Kalk	1.25	„
„ kohlensaurer Bittererde	0.12	„
„ Kieselerde	0.30	„
„ Erdpech	0.10	„
und von kohlensaurem Eisenoxydul eine Spur,		
überdiess vom Schwefelwasserstoffgase	0.6	„
und von kohlensaurem Gase	1.2	Cubikzoll

enthalten sey.

Hr. Dr. *R.* erforschte mit lobenswerthem Eifer die Heilkräfte dieser Quelle auf dem Wege der rationellen Empirie; und so kommt man denn, mittelst eines Anhanges von 46 gut erzählten Krankheitsfällen, zu der Ueberzeugung, dass dieses Bad sich bisher, namentlich bey der Gicht, sowie bey Rheumatismen und den Nachwehen beider, ferner in der Beseitigung der Skrophelsucht, bey Flechtenübeln, gegen die Folgen der zurückgetretenen Krätze, in der Mercurialkachexie und bey der Bleichsucht sehr wirksam bewiesen hat. Diese Mittheilungen sind allerdings sehr schätzbar, und wir zweifeln keineswegs, dass bey der unverkennbaren Sorgfalt der umsichtsvollen Staatsverwaltung, sowie bey dem rastlosen Bemühen ihrer Beamten, unter denen vorzüglich Hr. Dr. *R.* sich rühmlichst auszeichnet, dieser Curort bald zur erwünschten Aufnahme gelangen, und dadurch auch dem Vf. dieser Schrift der verdiente Lohn für sein achtungswürdiges Streben zu Theil werden wird. Uebrigens hätte diese Abhandlung, ganz unbeschadet ihres eigentlichen Werthes, ja sogar mit offenbarem Gewinne, sehr leicht wenigstens auf die Hälfte des Raumes, den sie einnimmt, eingeschränkt werden können, und die Menge der nachweislichen Druckfehler übersteigt leider das beygefügte Verzeichniss um mehr, als das Doppelte.

— e —

AUGSBURG, b. Kollmann: *Die Jod- und Bromhaltige Adelheids-Quelle zu Heilbrunn in Baiern, eine der merkwürdigsten und heilkräftigsten Mineralquellen.* Dargestellt von *Johann Er. Wetzler*, königl. baier. Regierungs- und Kreis-Medicinal-Rathe zu Augsburg u. s. w. 1833. IV u. 120 S. 8. (12 gr.)

Im Landgerichtsbezirke Tölz, nicht weit von dem gleichnamigen Flecken und dem ehemaligen Kloster Benedictbeuern, acht Meilen von München, entspringt am Fusse einer Voralpe, deren Hauptgebirgsart ein aus Mergel und aus (magerer) Braunkohlenformation mit Sandstein gemengter Felsen ist, eine bis auf die neueste Zeit beynahe ganz unbeachtet gebliebene Quelle. Bloss die Anwohner benutzten sie wegen ihres salzigen Geschmackes zum Brodbacken, und entdeckten nebenher an derselben eigenthümliche Heilkräfte gegen den alldort häufiger, als anderswo, vorkommenden Kropf. Dieser letzte Umstand bewog Hn. Prof. *Vogel*; ihre chemische Analyse im Jahre 1825 vorzunehmen; der Erfolg davon war die Nachweisung, dass das Wasser derselben Jodine enthalte, und eben desshalb gelangte sie im Jahre 1831 durch Kauf an zwey Handelsleute, die Gebrüder Debler in München, welche die Räumung und Fassung des Brunnens auf ihre Kosten bewerkstelligten; doch mangelt es bisher an einer Badeanstalt daselbst, so dass dieses Mineralwasser bisher bloss versendet wird.

Hr. Dr. *Wetzler* hat nun die Bekanntmachung dieser Heilquelle zum Gegenstande vorliegender Schrift erwählt. Zu diesem Ende führt er an, dass sie, laut einer von dem Hn. Hofrath und Prof. Dr. *Fuchs*, seitdem die Reinigung des Brunnens Statt gefunden hat, unternommenen chemischen Analyse, in 16 Unzen Wassers,

von Jodnatrium	0.912	Gran,
„ Bromnatrium	0.300	„
„ Kochsalz	36.899	„
„ kohlensaurem Natron	4.257	„
„ kohlensaurem Kalk	0.504	„
„ kohlensaurer Bittererde	0.230	„
„ Kieselerde	0.122	„

endlich aber in 100 Cubikzollen Wassers, 4 Cub. Z. Kohlenwasserstoffgas enthalte, und in allen Krankheiten des lymphatischen, besonders aber des Drüsen-Systemes, mit einem Worte, bey Uebeln, gegen welche bisher die Jodine empfohlen wurde, sehr heilsam sey.

Dieses Unternehmen ist dem Vf. in Rücksicht seiner schon so oft rühmlichst erprobten Gewandtheit und vielseitigen Erfahrung im Gebiete der medicinischen Hydrographie vollkommen gelungen, und an sich deſshalb des besten Dankes werth; allein der unselige Hang zur Streitsucht, welcher ihm schon so viele Unannehmlichkeiten, jedoch, wie es nun scheint, leider ohne alle gute Wirkung, zugezogen hat, verdunkelt sein dieſsfälliges Verdienst abermals in einem bedauerlichen Maſse. Seine krankhafte Reizbarkeit lieſs ihm nämlich keine Ruhe, einen Fehdehandschuh dem Hn. Dr. Ritter *von Holger* in Wien hinzuwerfen, und zwar bloſs darum, weil dieser Chemiker eine anerkannt gute Analyse einer gleichfalls Jodine führenden Quelle zu Hall im Erzherzogthume Oesterreich ob der Enns geliefert hat. Es entstand daraus bey Hn. *W.* das eitle Streben, den Gehalt des heilbrunner Wassers auf Kosten des haller Brunnens höher zu stellen; ja es scheint sogar dem Beschreiber der Adelheidsquelle auch sehr viel an dem Ruhme gelegen zu seyn, den Nagel an der vermeintlichen Breterhütte zu Hall genauer auf den Kopf getroffen zu haben. Möge er doch endlich ein Mal, um seines eigenen unbestreitbar hohen Verdienstes willen, auch den Werth Anderer ehren, und dergleichen Persönlichkeiten künftig bey Seite legen! — Die Ausstattung der Schrift ist sehr empfehlend.

— e —

Wien, b. Sollinger: *(Die) Jod- und lithionhaltige Salzquelle bey Kremsmünster in Oberösterreich.* Versuch einer Darstellung der Wirkung dieses Wassers als Bad und Gesundbrunnen. Von *F. W. Arming*, k. k. Kreiswundarzte des Traunkreises, Magister der Chirurgie u. s. w. 1834. VI u. 127 S. gr. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Es ist bekannt, daſs das Erzherzogthum Oesterreich ob der Enns sehr mächtige Salzlager enthält. Zunächst denselben, und zwar im Traunkreise, unweit dem Marktflecken Hall, entspringt eine Salzquelle, welche seit Jahrhunderten unter dem Namen des *Kropfbrunnens* bey dem Landvolke in hohem Ansehen steht; und nachdem nunmehr ihr Gehalt an Jod und Lithion unbezweifelbar nachgewiesen worden, einen ehrenvollen Platz in der Reihe der Curanstalten behauptet. Ihre gründlichere wissenschaftliche Würdigung ist, nachdem sie auch bereits Hn. Dr. *L. Wagner* in seiner Inaugural-Dissertation (Wien 1830) versucht hatte, der Gegenstand vorliegender Schrift. Der Vf. liefert zuvörderst eine gedrängte Topographie des Amtsbezirkes, sowie des höchst reizend gelegenen Marktes Hall, erzählt das Bekanntwerden der dasigen Mineralquelle, beschreibt die daselbst bestehenden Einrichtungen für Curgäste und die Umgebungen jener Ortschaft, mit schätzbaren Angaben der geognostischen Verhältnisse. Sodann folgt die Aufzählung des Ergebnisses der vom Hn. Dr. Ritter *v. Holger* bewerkstelligten physikalisch-chemischen Untersuchung des haller Wassers, wodurch dargethan wird, daſs dasselbe alle bisher bekannten, die heilkräftige Jodine führenden Mineralwässer, sogar auch die Adelheidsquelle zu Heilbrunn, nächst Benedictbeuern, bedeutend übertrifft, indem es nicht nur weit mehr vom jodsauren und bromsauren Natron, sondern auch schwefelsaures und salzsaures Lithion enthält. Bey der Auseinandersetzung der Wirksamkeit dieses Wassers läſst sich's Hr. *A.* angelegen seyn, die heilsamen Folgen seines Gebrauches gegen Krankheiten des lymphatischen und des Drüsensystemes, namentlich bey der Skrophelsucht, bey Geschwüren und chronischen Hautausschlägen, bey veralteten Unterleibsübeln, bey gichtischen und rheumatischen Leiden, bey Affectionen der weiblichen Sexualorgane und bey tiefer wurzelnden Nervenzufällen, zu entwickeln, wofür ein Anhang von 28 sehr lehrreicher Heilungsgeschichten die schätzbarsten Beweise liefert.

Da diese Abhandlung auch in typographischer Hinsicht sehr empfehlend ausgestattet ist, so verdient sie allerdings, im Betracht der Wichtigkeit ihres Gegenstandes sowohl, als der gelungenen Behandlung, den vorzüglichsten Brunnenschriften beygezählt zu werden.

— e —

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Güstrow*, b. Opitz u. Frege: *Die Sünde des Vorurtheils.* Ein Roman, entlehnt aus dem wirklichen Leben von *L. v. Alvensleben.* 1836. Erster Theil. 208 S. Zweyter Theil. 206 S. 8. (2 Thlr. 8 gr.)

Die Sünde des Vorurtheils, oder der trügerische Schein, wie man auch sagen könnte, raubt einem redlichen Manne den guten Ruf, Vermögen und Freunde, vertreibt ihn aus dem Vaterlande, in welches er nach langen Jahren mit reichen Glücksgütern, aber den Wurm im Herzen, heimkehrt; denn jene verdankt er einer Unthat, der einzigen seines Lebens. Auch ein jüngeres Geschlecht, drey Freunde, ihm bluts- und wahlverwandt, werden in sein Geschick gezogen, sie haben Frevel zu erdulden, auch von solchen Männern, die dem verkannten Sonderlinge früher feindlich gegenüber standen. Ihm läſst die artig erzählte Geschichte Ruhe im Grabe finden, die Jünglinge erreichen das Ziel ihrer Wünsche und Hoffnungen, die Sünder werden bestraft und unschädlich gemacht, ohne gewaltsames Herabziehen der Nemesis, und so kann man denn mit Recht behaupten, der befriedigende Schluſs kröne das Ganze.

F. K.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 7.

ERDBESCHREIBUNG.

Wien, b. Gerold: *Handelsgeographie*, zum Gebrauche für Kaufleute, Fabricanten, Geschäftsmänner und Handelsschulen. Von *Siegfried Becher*, Dr. der Rechte und politischen Wissenschaften, suppl. Professor der Geschichte und Geographie am k. k. polyt. Institute zu Wien u. s. w. Erster Band. 1837. VIII u. 528 S. 8. (2 Thlr.)

Zufolge der Einleitung zu diesem Werke ist eine Handelsgeographie nichts Anderes, als eine Beschreibung der Erde in Rücksicht auf den Handel. Sie befasst sich demnach ausschliessend mit allen geographischen Angaben, die für den Handel nothwendig und nützlich sind. Wer sollte nun mit so wichtigen Zwecken sich nicht einverstanden erklären, wer sollte nicht fühlen, dass ein solcher Unterricht dem polytechnischen Wissen ganz unerlässlich sey? In Bezug auf vorliegendes Werk fragt es sich nur, ob nicht bereits vorhandene Schriften, die dasselbe Bedürfniss ins Auge gefasst haben, das *Becher*'sche entbehrlich machen.

So weit Rec. von der einen Seite die geographische, von der anderen die Mercantil-Literatur kennt, so schien ihm in älteren Werken in beider Beziehung noch Manches zu wünschen übrig zu seyn, indem in denselben entweder die Idee nicht völlig richtig aufgefasst, oder die Ausführung nicht consequent gehalten worden ist. In wie weit nun Hn. *B's.* Handelsgeographie den in der Sache liegenden Anfoderungen entspricht, werden die nächstfolgenden Auseinandersetzungen lehren.

Der erste oder allgemeine Theil des Werks enthält das Nothwendigste aus der mathematischen, physikalischen und politischen Geographie, die Begriffe vom Handel und von seinen Theilen mit allen dazu gehörigen wichtigen Erfodernissen und Beförderungsmitteln, und zerfällt demnach in vier Abschnitte. Der zweyte oder besondere Theil enthält die Handelslage Europens, seiner einzelnen Länder und der von denselben abhängigen Colonieen, so wie auch aller mit Europa in Handelsverbindung stehenden Länder. Alles, was auf den 10 ersten Seiten von der mathematischen Geographie erwähnt ist, enthält in gedrängter Kürze die hieher gehörigen wesentlich wichtigen Gegenstände, ohne tiefer in dieses Gebiet einzudringen, als unumgänglich nöthig ist. Mit gehöriger Berücksichtigung des umfassenderen praktischen Theils ist die physikalische oder physische Geographie umständlicher behandelt worden. In diesem Abschnitte ist die Schilderung der Vertheilung der Thiere und Pflanzen dem Vf. ganz besonders gelungen. Von S. 51 an beginnt der 3te Abschnitt, oder die politische Geographie, aus welchem, als für die Handelsgeographie besonders wichtig, bezeichnet ist: die Grenze, Eintheilung, Grösse, Bevölkerung und Eintheilung der Menschen, nach der Verschiedenheit ihrer Beschäftigungen. Der vierte Abschnitt handelt vom Handel im Allgemeinen. Hier werden über folgende Gegenstände die erläuternden Hinweisungen gegeben: Begriff vom Handel; verschiedene Arten desselben, nach Ausdehnung und Richtung, nach dem Gegenstande, nach dem Verhältnisse des Unternehmens zum Betriebe, nach der Vermittelung zwischen Producenten und Consumenten, nach der Anzahl der handeltreibenden Personen und in Absicht auf die Art der Thätigkeit. Ferner: von den Erfodernissen zum Handel, wobey folgende Gegenstände berücksichtigt werden: Vorrath an Materialien, als Stoffe der Industrie und des Handels, aus den drey Reichen der Natur; Vorrath an verarbeitender Kraft, d. i. gehörige Anzahl und geeignete Beschaffenheit der Arbeiter und leichte Communication durch schiffbare Flüsse und Seen, und durch gute und zweckmäsig angelegte Strasen. Hier findet das Nöthige über Schifffahrt, Dampfschifffahrt, Hafenplätze, Leuchthürme, Quarantäneanstalten, Canäle, Caravanen, Wege und Handelsstrasen, Eisenbahnen, Steinkohlenwerke und Postwesen Erwähnung. — Hierauf geht der Vf. zu den Mitteln und Anstalten zur Beförderung und zum Schutze des Handels über; wohin besonders gehören: Geld, Banken, Börsen, Wechselplätze, Messplätze, Wollmärkte, Handelsplätze, Niederlagsplätze, Stapelplätze, Manufacturen und Fabriken, Masse und Gewicht, Colonieen und Factoreyen, Consulate, Handels- und Schifffahrts-Verträge, Handelsgesellschaften, Assecuranzanstalten, Erfindungspatente, Handelsgerichte, Handelskammern und Handels- und Gewerbs-Schulen. Man sieht aus dieser reichen Masse von Gegenständen, wie sehr sich der Vf. auch in das höchst wichtige Detail verbreitet. Endlich werden auch noch hieher die Zölle, Zollvereine und Zollämter gerechnet.

Der specielle politisch-geographische Theil be-

ginnt mit S. 253, mittelst einer Europa betreffenden allgemeinen Ueberficht. Es galt, dieselbe besonders in Beziehung auf den Mercantilzweck aufzustellen. Und diess findet auch Rec. mit aller nur möglichen Raumbeschränkung durchgeführt. In welchem geographischen Werke, ausser dem vorliegenden, findet man z. B., dass die vorzüglichsten von China und Japan aus nach Europa gelangenden Theesorten in folgenden bestehen: Bohra-, Congou-, Campoi-, Souhong-, Pekko-, Thrankay-, Hyson-skin- und Hyson-Gumpowder-Thee?

Das Detail der Erdkunde stellt hierauf das Kaiserthum Oesterreich an die Spitze. Man wird sich nicht wundern, wenn man in diesem Abschnitte auf manches Neue stösst, auf Materialien, die zu erlangen dem Vf. in seinen Verbindungen und verschiedenen amtlichen Stellungen möglich gewesen sind. Hieher rechnet Rec. insbesondere das Tabellenwerk zu S. 299 f. gehörig. Es gereicht aber auch der Regierung zur grössten Ehre, dass sie dergleichen amtliche Notizen zu veröffentlichen, und darüber ein Urtheil auszusprechen gestattet.

Das Werk entspricht sonach seinem Zwecke, und wird namentlich dem Geschäftsmanne — im weitesten Sinne des Worts — für den Handgebrauch wesentlich wichtige Dienste leisten. Rec. verweist beyspielsweise auf die Tabelle S. 364 mit der Ueberschrift: „Masse und Gewichte nachstehender Plätze, verglichen mit Wiener Pfunden und Triester Star; nach dem Journal des österreichischen Lloyds vom 19ten April"; ferner S. 434 auf das Verzeichniss sämtlicher Berg- und Schmelz-Werke von Böhmens Bergdistricten u. s. w. Nur möge der Vf. dem Schlusse seines trefflichen Werks sowohl ein Sach-, als auch ein detaillirtes Namen-Register beygeben, wodurch es zugleich aller Vortheile eines lexikographischen Wörterbuchs mit theilhaftig wird, ohne die Haupttendenz auf irgend eine Weise zu gefährden.

Dass man der Fortsetzung eines solchen gemeinnützigen, schätzbaren und in seiner Art originellen Werkes mit grossem Verlangen entgegen sieht, da es gewiss überall sich der besten Aufnahme zu erfreuen haben wird, leidet wohl keinen Zweifel.

S. v. C.

MEISSEN, b. Gödsche: *Beschreibung der gesamten sächsisch-böhmischen Schweiz in ihrer neuesten Gestalt.* Für Reisende. Von *Albert Schiffner.* Zwey Bändchen. Mit einer Reise-Charte. Erstes Bändchen: *Allgemeiner Ueberblick, und drey- oder viertägiger Besuch der bekannteren Puncte.* VI u. 198 S. Zweytes Bändchen: *Die entfernteren und Seiten-Partieen*, nebst Höhen- und Pflanzen-Verzeichnissen, auch vollständigem Register. Von S. 199 bis 438. kl. 8. Ohne Jahrzahl. (2 Thlr. 6 gr.)

Der Vf. sagt im Vorworte, dass die Zahl der die sächsische Schweiz behandelnden Werke zwar nicht gering sey, dass dieselben aber, so wie das *Götzinger'sche*, als das Hauptwerk unserer Zeit, keinesweges genügen. Namentlich lasse das Letzte theils die böhmische Schweiz fast ganz unbeachtet, theils lasse es die Gegenstände unter einer unwillkommenen Menge überflüssiger Exclamationen, erbaulicher Betrachtungen u. s. w. hervortreten, theils verkette es dieselben zu wenig in einer dem Reisenden zusagenden Ordnung; auch werde es nach 23 Jahren, die hier so Vieles umgestalteten, selbst dem billigsten Beurtheiler als veraltet erscheinen müssen. — Ueber die *Lindau'sche* Beschreibung der sächsischen Schweiz sagt er: „Bey aller Gefälligkeit könnte demnach das *Lindau'sche* Buch selbst mässigen Ansprüchen nicht genügen" u. s. w. Wenn man nun so Vieles an anderen Autoren, wie der Vf. es sich zur Pflicht macht, zu rügen hat, so darf wohl mit allem Recht erwartet werden, dass er etwas Ausserordentliches geleistet habe. Wenn nun auch Rec. gern zugesteht, dass das vorliegende Buch recht gut und brauchbar ist, und daher allen in jener Gegend sich orientirenden Reisenden bestens empfohlen werden kann: so ist doch etwas Ausserordentliches weder im Stile, noch in der schnellen Ueberficht der einzelnen merkwürdigen Puncte, worauf es doch hauptsächlich mit ankommt, zu bemerken. Die dem ersten Bändchen beygefügte Wege- und Reise-Charte ist sehr mittelmässig ausgeführt. Die gewählte Methode, die Höhenpuncte und Felsenreihen durch Kreuzchen zu bezeichnen, stört den Gesamteindruck. Uebrigens vermisst man im Buche selbst nichts wesentlich Wichtiges, und die einzelnen Notizen unter dem Texte sind besonders interessant und beachtungswerth. Am Schlusse des zweyten Bändchen befindet sich ein Verzeichniss der Seehöhen in und an der sächsisch-böhmischen Schweiz, sowohl nach barometrischen, als auch nach trigonometrischen Messungen. Hierauf folgt ein Verzeichniss minder häufig vorkommender Pflanzen in der sächsischen Schweiz, welches wohl hätte wegbleiben können; hieran reiht sich eine Ueberficht der bemerkenswerthen dort befindlichen Insecten. Den Schluss macht ein vollständiges Namenregister.

S. v. B.

MEISSEN, b. Gödsche: *Wegweiser durch die sächsisch-böhmische Schweiz für Reisende*, von Einem, der diese Gegend seit mehreren Jahren besuchte. Zweyte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit einer Reisecharte und zwölf Ansichten, schwarz oder colorirt und auch ohne dieselben. VIII u. 230 S. kl. 8. (Ohne Jahrzahl.) (12 gr.)

Bücher ohne Jahrzahl lassen immer befürchten, man wolle selbige stets für neu ausgeben, und es lässt sich im vorliegenden Falle aus keiner Stelle des Buches abnehmen, seit wie lange es bereits existirt. Auffallend ist es, dass zwey Werke über die sächsische Schweiz in einer und derselben Buchhandlung als neu bezeichnet erscheinen. Das Büchelchen ist übrigens in seiner gesamten Ausstattung als höchst zweckmässig für den Reisenden zu bezeichnen, und reicht viel weiter, als man gemeiniglich für den Flächenraum der

fächfifchen Schweiz annimmt, denn es beginnt mit Meifsen, und verfolgt theils den Thalweg der Elbe, theils den Bergrücken des rechten Elbufers. Böhmifcher Seits ift Jofephsbad, Tetfchen, Kreibitz, Arbesfau, die Ruinen des Schreckenfteins und Auffig mit aufgenommen worden, und alfo auch von diefer Seite ift genug gefchehen. Was die Wanderungen durch die angrenzenden Gefilde des weftlichen Elbhochlandes nach Böhmen anlangt, fo berichtet diefer Wegweifer von Wefenftein, dem Sattelberg, Liebftadt, dem Mückenthürmchen, Kreifcha, dem Wilifchberg und Altenberg, und endlich find an einzelnen Partieen durch die fächfifche Schweiz folgende Routen angedeutet worden: von Dresden aus; von Bautzen und der Oberlaufitz aus; von Böhmen aus; vom fächfifchen Gebirge aus. Den Befchlufs machen Vorfchläge für Schandauer Badegäfte, die fächfifche Schweiz in kleinen Partieen zu bereifen. Die Reifecharte durch die fächfifche Schweiz ift fo gut, als man fie zu dem beabfichtigten Zwecke nur immer erwarten kann; jedoch fehlt die Angabe des Mafsftabes; auch befindet fich keine Gradverzeichnung am Rande. Ihre Ausdehnung ift in der Breite von Teplitz bis Dresden, und in der gröfsten Länge von Dresden bis Schluckenau. — Uebrigens fehlen dem uns vorliegenden Exemplare die auf dem Titel bemerkten Anfichten aus der fächfifchen Schweiz.

S. v. C.

Braunschweig, b. Meyer fen.: *Handbuch der Erdbefchreibung.* Nach *Adrian Balbi's Abrégé de Géographie*, für Deutfchland frey bearbeitet, und namentlich in Hinficht auf Topographie, Handels- und Militär-Geographie, vervollftändigt von Dr. *Karl Andree.* 1834. 1fter Band, 3tes bis 5tes Heft von S. 385 bis 929. 2ter Band, 1ftes bis 4tes Heft, S. 1 bis 792. 8. (3 Thlr. 12 gr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1835. No. 34.]

Ueber *Balbi's Abrégé de Géographie* ift fchon Viel und Mancherley gefagt worden, und auch Rec. der vorliegenden Hefte hat fich bereits bey Beurtheilung des 1ften und 2ten Heftes darüber ausgefprochen. Ein gewiffer geiftiger Blick in alles das, was das Wefentlichfte und Wichtigfte einer Sache ift; ein höchft verftändiges und geläutertes Räfonnement fpricht fich überall aus, und darf bey einem unbefangenen Urtheile nicht überfehen werden; auch die Anordnung des Buchs ift überall zweckmäfsig. Neben diefen Vorzügen beurkundet fich aber auch nur zu oft grofse Oberflächlichkeit im Gegenfatze zu deutfcher Gründlichkeit, welche felbft der deutfche höchft fleifsige Bearbeiter, trotz feiner mancherley Zufätze, nicht hat verdecken können. Es kann daher diefes Buch nur mit Vorficht und nur von folchen benutzt werden, denen nicht das vorfindliche gefamte ftatiftifche Zahlenwerk ein Evangelium ift.

Nach der jetzt beliebten Buchhändlermanier bricht jedes Heft mit dem 12ten Bogen ab, oft felbft mitten in einem Worte. Der Lefer erhält demnach in dem 3ten Hefte noch eine Seite von Belgien, zu dem der gröfsere Theil des Grofsherzogthums Luxemberg gefchlagen worden ift; ferner das Königreich der Niederlande; dann das öfterreichifche Kaiferthum. Es folgt darauf die Befchreibung des preuffifchen Staats, mit Angabe der Bevölkerung von 1831, obfchon eine neuere vom Jahre 1833 öffentlich bekannt gemacht worden ift. Eine Provinz Jülich-Kleve-Berg exiftirt zur Zeit eben fo wenig mehr, als eine Provinz Oftpreuffen. Auch über Baiern giebt es neuere ftatiftifche Angaben, namentlich die von *Hohn.* Zu Koburg-Gotha gehört das Fürftenthum Lichtenberg nicht mehr, fondern diefs ift der preuffifchen Rheinprovinz einverleibt worden. Für das Königreich Sachfen hätten die Mittheilungen des dortigen ftatiftifchen Vereins benutzt werden mögen, wodurch fich Manches, befonders im Zahlenwerke, hätte berichtigen laffen. Es würde ganz aufser den Grenzen diefer Beurtheilung liegen, tiefer, als blofs hier beyfpielsweife, in das Detail des *Balbi*'fchen Werks einzugehen. — Sehr intereffant ift die am Schluffe des 4ten Heftes 2ten Bandes befindliche vergleichende Ueberficht der einzelnen Angaben über die Gefamtbevölkerung Amerika's. Man fieht daraus, wie höchft unzuverläffig noch alle dergleichen Angaben find, indem fie von 13½ bis 400 Millionen variiren; und wenn auch die Angabe über den Zuftand Amerika's zur Zeit der Entdeckung diefes Welttheils hier aufser Betracht kommt: fo ift doch der Unterfchied von *Büfching's* Angabe vom Jahre 1778, und *Dede*, der *Haffel's* Almanach fortfetzt, vom Jahre 1831 30½ Million.

C. v. S.

Leipzig und Stuttgart, in Scheible's Verlags-Expedition: *Europa und feine Bewohner.* Ein Hand- und Lefe-Buch für alle Stände. In Verbindung mit mehreren Gelehrten herausgegeben von *Karl Friedr. Vollrath Hoffmann.* In acht Bänden, mit 3 Charten, neun Städtegrundriffen und einhundert Holzfchnitten. Erfter Band, enthält: Boden und Geognofie, oder das Land. 1835. XII u. 471 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Im Vorworte zu diefem vielumfaffenden Werke fagt der Vf., dafs ihm das Sammeln und Ordnen weit mehr Mühe gemacht habe, als es fcheinen möchte, und er wünfcht, dafs die fpäteren Theile mehr Intereffe gewähren, und die Befitzer in denfelben einigen Erfatz für die Trockenheit diefes Theils erhalten mögen. — Rec. erkennt Hn. *Hoffmann* als einen unferer deutfchen Geographen an; er verbindet tiefe Kenntniffe in das eigentliche Wefen der Wiffenfchaft mit Klarheit und Deutlichkeit des Vortrags, und es ift daher eine erfreuliche Erfcheinung, dafs in der neueren Zeit fo manches Treffliche, dem Gebiete der Erdkunde Angehörige, aus der Feder des Vfs. gekommen ift. Inzwifchen wird das hier vorliegende Werk nur theilweife feinen Zweck, befage des Titels: „ein Hand- und Lefe-Buch für alle Stände", erfüllen; mindeftens kann Rec. nicht glauben, dafs das für den Geographen vom Fache manche

wichtige Notiz enthaltende Höhenverzeichniſs als Lesebuch nur irgend ein Intereſſe in dieſem Sinne befriedigen möge. Nimmt man es aber mit dieſer Titelbezeichnung nicht ſo genau, ſieht man auf das, was das Buch eigentlich liefert, ſo dürſte das Urtheil dahin gerichtet ſeyn, daſs es ein möglichſt vollſtändiges, zweckmäſsig geordnetes Reſumé des Wiſſenswertheſten aus dem Gebiete der Erdkunde iſt. Das Verzeichniſs der vorzüglichſten gemeſſenen Puncte der einzelnen Gebirge und Landſchaften iſt einmal nach den verſchiedenen Gebirgsſyſtemen, dann aber nach den verſchiedenen Höhen geordnet. Das Aufſuchen der einzelnen Puncte iſt durch das Regiſter erleichtert. Die fleiſsige und durchdachte Arbeit dieſes erſten Bandes zeigt ſich noch charakteriſcher in dem Abſchnitte, der die Ueberſchriſt führt: „Geognoſtiſche Beſchaffenheit und Mineralreichthum der Hauptgebirge Europa's und ihrer Länderbezirke." Hier galt es nicht allein, die einzelnen Vorkommniſſe wiſſenſchaftlich zu unterſcheiden, und dieſes auch dem deutlich zu machen, der nicht Geognoſt vom Fache iſt, ſondern auch dieſe Vorkenntniſſe nach dem Beſtehenden aufzuſuchen und zu paralleliſiren. Beſonders ſchätzbar ſind hier die wiſſenſchaftlichen Nachweiſungen in den Noten unter dem Texte. Vielleicht möchte es zweckdienlich ſeyn, bey einer gewiſs bald eintretenden zweyten Auflage dieſem Abſchnitte ein Verzeichniſs ſämtlicher vorkommender Foſſilien mit Bemerkung ihrer Unterſcheidungsmerkmale vorauszuſchicken. Denn wie Wenige, die ſich an dem Buche erfreuen werden, wiſſen, was chloritiſcher Sand, Nagelfluh, Trachit u. ſ. w. iſt. Was der Vf. über die Mineralquellen Europa's geſagt hat, ihre Claſſification und ihr Vorkommen verdient beſondere Beachtung. Wenigſtens iſt Rec. kein Werk bekannt, in welchem dieſer Gegenſtand ſo kurz und bündig, und dabey ſo wiſſenſchaftlich geordnet erſcheint. Endlich findet Rec. auch noch als beſonders berückſichtigungswerth den geologiſchen Rückblick, in 14 beſonderen Reſultaten zuſammengeſtellt. „Betrachtet man nun", ſagt der Vf. S. 356 u. f., „nach allem dieſem die chemiſchen Beſtandtheile der Erdrinde, ſo ergiebt ſich daraus, daſs die Hauptbeſtandtheile derſelben aus Kieſel-, Thon- und Kalk-Erde, theilweiſe mit Kali, Natrum, Talkerde und Eiſenoxyd verbunden, beſtehen. Dieſs ſind die Beſtandtheile des Ur-, Uebergangs- und Flötz-Gebirges, ſo wie des Schwemmlandes und der vulcaniſchen Geſteine. Von den übrigen 44 bis jetzt auf der Erde entdeckten Grundſtoffen findet ſich der Kohlenſtoff nur ſehr ſparſam in der Kohlenblende und dem Grafit, und mit Sauerſtoff verbunden in dem Urkalke der älteren Gebirge, während er dagegen in den Stein- und Braun-Kohlenlagern der Flötzzeit deſto mächtiger auftritt, und alle Kohlenſäure, mit Kalk verbunden, die auſserordentlich verbreiteten Kalkgeſteine zuſammenſetzt." Mit Verlangen ſieht Rec. dem zweyten Bande dieſes nützlichen Werks entgegen.

C. v. S.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Breslau, b. Friedländer: *Eurynome.* Dramatiſches Taſchenbuch für das Jahr 1837. Von Dr. *W. Förſter.* VIII u. 328 S. 16. (1 Thlr. 12 gr.)

2) Berlin, b. Bade: *Berliner Theater-Almanach* auf das Jahr 1837. Herausgegeben von *Alexander Cosmar.* 2r Jahrg. 429 S. 16. (1 Thlr. 12 gr.)

Gleich an Idee, lebhaftem raſchem Dialog, geſchickter Bearbeitung des Ausländiſchen, iſt es ſchwer zu beſtimmen, welchem von beiden Taſchenbüchern der Preis gebührt. Laſſen wir dieſs unentſchieden, und ſetzen ſtatt deſſen das Urtheil über beide hin, daſs ihre kleinen Luſtſpiele recht artig ſind, und zum gröſseren Theil ſich auch für Liebhabertheater eignen. Die herkömmlichen Luſtſpielrequiſiten finden ſich ſämtlich vor, Duelle, ohne viel Blutvergieſsen, junge Burſche, die noch verſchuldeter als verliebt ſind, verſchmitzte Bediente, Mädchen, die ihre zärtlichen Gefühle anderswohin lenken, als die Väter und Oheime es wollen u. ſ. w.

Neue Erfindungen bemerkt man eben nicht, aber das gut kleidende Gewand trägt ſogar auf die Sache den Reiz der Neuheit über; die Anekdoten, welche einigen zu Grunde liegen, ſind theatraliſch mundrecht gemacht, beide haben ein franzöſiſches Original bearbeitet, das im *Theater-Almanach* „*die Hochzeit des Weiberfeindes*", und in *Eurynome*, „*die Wette*" betitelt, vielleicht in letzter Form etwas feiner gehalten iſt.

Enzian, Burleske von *Albini*, im Almanach, eine Parodie des Trauerſpiels Enzio, ſollte noch von keckerem Humor und unbewuſsterer Luſtigkeit für die Anlage, die empfindelnde Liebhaberin, den renomiſtiſchen Liebhaber, und vor Allem für das dreiſte Durcheinanderwerfen der Zeiten ſeyn, das eine recht tolle Ausgelaſſenheit bedingt.

Eurynome reicht uns in Cäcilie eine ſentimentale Gabe, die auf einen jugendlichen Verfaſſer deutet, der den wunden Fleck des Stoffes nicht gewahr wurde, entweder durch Längen und Demonſtrationen zu ermüden, oder, wie hier, noch das mindere Uebel, zu wenig motiviren zu können, und dadurch ins Unwahrſcheinliche verfallen. Auf der Bühne einer Dilettantengeſellſchaft kann dieſs Rührſpiel indeſs doch Theilnahme erregen, vielleicht eine gröſsere, als eine regelrechtere Erfindung. Daher iſt auch dieſer Verſuch mit Dank aufzunehmen, und dieſe Gattung von Sammlungen der Art nicht ganz auszuſchlieſsen.

n.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 7.

PHILOSOPHIE.

Berlin, in der Nauck'schen Buchhandlung: *Antäus. Ein Briefwechsel über speculative Philosophie und ihren Conflict mit Wissenschaft und Sprache*, herausgegeben von *O. F. Gruppe*. 1831. XII u. 467 S. 8. (2 Thlr. 20 gr.)

Erfahrung und Speculation sind zu genau mit einander verbunden, als dass sie von einander getrennt gedacht werden könnten, indem der Denker, immer von der Ersten ausgehend, und wieder zu derselben zurückkehrend, nur davor gesichert seyn kann, sich nicht in dürre Wüsten und unfruchtbare Steppen zu verlieren, und eben so wahr ist es auch, dass man, um zu philosophiren, der Sprache bedarf, obgleich diese auch oft wieder hemmend auf den Denker zurückwirkt, und in seinem schönsten Fluge ihn aufhält. Denn erfahren hat es doch wohl Jeder schon, dass man sich Manches klar denken könne, wofür man nicht den rechten Ausdruck zu finden weiss. — Wollte also der Vf. des vorstehenden Buches nur dieses darthun, so würde er damit nichts Neues behaupten. Hr. *G.* hat sich indessen ein höheres Ziel gesteckt. Zunächst zwar hat er es mit *Hegel* und dessen Philosophie zu thun; im Grunde aber bricht er über alle bisherige Philosophie den Stab; und wenn er auch eine Philosophie überhaupt zuzulassen scheint, so hält er sich doch für berechtigt, die Speculation einer *camera obscura* zu vergleichen, welche durch ein convex geschliffenes Objectiv irgend einer besonderen Meinung, uns die Welt im Kleinen zeigt innerhalb des Denkens, mit dem unglücklichen Umstande, dass sie uns Alles umkehrt, und auf den Kopf stellt. — „Empirische Wissenschaft," fügt er S. 462 hinzu, „mit dem Worte Resignation auf ihrem Schilde, wird auf dem Wege, welchen sie jetzt inne hat, bis ans Ende der Welt Fortschritte machen, und nach immer höheren Fragen und immer höheren Beantwortungen aufsteigen. Nur in den *Lücken* unseres Wissens hat die Speculation von jeher ihr Wesen treiben können; also ist sie eine eigentliche Lückenbüsserin; sie hat es um so leichter, grosse Systeme über alle Dinge der Welt aufzustellen, ehe sie die Letzten kennt." — Nach des Rec. Ansicht hat sich der Vf. von Speculation einen Begriff gebildet, welchen der nüchterne Denker nicht damit verbindet. Denn nicht fodert dieser, dass das Denken sich von aller Erfahrung losreissen, und aus blossen Begriffen sich selbst eine Welt construiren soll, die es mit der wirklichen identificirt, wie oft diess auch einzelnen Philosophen widerfahren seyn mag, sondern er geht nur davon aus, dass man irgend etwas, wie man es auch nennen möge, aller Erfahrung zum Grunde legen müsse, um diese nur begreifen zu können, und eben so wenig leugnet er nothwendigen Einfluss der Sprache auf das Denken, wenn er behauptet, dass das Resultat des Denkens darum noch nicht sogleich unwahr sey, weil man es mehr zu ahnen, als klar auszusprechen vermöge. So vielen Scharfsinn und so viele Gelehrsamkeit der Vf. in dieser Schrift auch aufbietet, so ist Rec. doch der Meinung, dass sich gegen seine Folgerungen noch gegründete Einwendungen machen lassen, und dass, wie siegreich er auch im Einzelnen gegen *Hegel* kämpft, und den gepriesensten Philosophen, von *Plato* und *Aristoteles* bis auf *Kant* und *Hegel*, manche Verirrungen und Fehlschüsse nachweist, damit gegen die Philosophie selbst noch wenig oder Nichts gewonnen sey.

In der *Vorrede* verbreitet sich Hr. *G.* über die verschiedenen Angriffe, die auf die speculative Philosophie gemacht worden sind. — Der einen Opposition, die nur die unbestimmte Stellung der Praxis gegen die Theorie einnehme, und der das Fachwerk der Systeme ihr vorzüglichster Anstoss sey, sey es nicht schwer, eine Partey zu finden. Aber durch die Angriffe dieser heimatlosen, leichten Freybeuter werde für die speculative Seite eine Theilnahme erregt, welche sie um jene Belästigungen, welche sie doch niemals aus ihren Angeln heben, nicht zu theuer erkauft habe. — Ernstlicher nehme es eine zweyte Opposition, welche sich als Vertheidigerin der einzelnen, entweder gefährdeten oder beeinträchtigten Disciplinen aufwerfe, die aber doch im Grunde selbst zugeben müsse, des Philosophischen bedürftig zu seyn. — Noch gehören dem Vf. zwey entgegengesetzte Ansichten über deutsche Philosophie hieher, wovon die eine von denen komme, welche zur Philosophie hinan möchten, die anderen vielmehr von solchen, welche sich darüber hinaus glauben; und endlich dürften unter den Gegnern der Philosophen ihre eigenen Schüler nicht übergangen werden, die, nach der Welt Sitte, ihren Meistern erst auf den Schooss, und dann auf die Schultern klettern. — Doch, es gelte hier

nicht eine einzelne Meinung der Zeit, noch einen Kampf mit zerstreuten Massen; es müsse etwas Radicales seyn, auf die Gefahr hin für den, der ein solches ankündige, für anmaſsend zu gelten. — Zuvörderst müsse die *Sprache* ins Auge gefaſst werden, wenn man die Wege zu verfolgen strebe, wie das sogenannte Denken, mit dem wir jetzt, als mit etwas *Gegebenem*, frey und verdachtlos schalten, zu solcher Höhe und zu solcher Beschaffenheit herangewachsen sey. — Es drehe sich hier der Streit um Lebenspuncte der Philosophie, die eben so grosse Köpfe zu Erfindern, als zu Bewunderern gehabt habe. — Der Irrthum habe gerade ein anthropologisches Interesse, meist sogar vor der Wahrheit voraus. (Schwerlich möchte sich aber wohl von dem, was in Wahrheit anthropologisches Interesse für sich hat, darthun lassen, daſs es wirklich Irrthum sey; ihm wird immer, wenn sich auch Irrthum eingemischt haben sollte; und die Gründe, worauf man es stützt, meistens auf Irrthum beruhen, zuletzt Wahrheit zum Grunde liegen. Rec.) — Schon letztes Dafürhalten entferne sich freylich sehr weit von der neuesten Lehre, daſs alle und jede Philosophie an ihrer Stelle wahr und ohne Irrthum gewesen sey; mit der ferneren absoluten Construction trete dann das Buch noch härter in Widerspruch. Ihr gegenüber sey versucht worden, mit einigen Kohlenstrichen eine Zeichnung derjenigen uns näher stehenden Gewalten zu entwerfen, welche über das Menschengeschlecht entschieden haben und entscheiden.

Nachdem so der Zweck und die Bestimmung des Buches dargelegt worden, tritt *Br.* 1 ein junger begeisterter Hegelianer auf, der sich freut, daſs ihm, der sonst bey den schneidenden Widersprüchen der Systeme stehen geblieben, endlich klar geworden sey, daſs dieſs nur Durchgangspuncte seyen, und daſs jener ewige Geist, welcher in der Weltgeschichte lebe, selbst die Lösung herrlich herbeyführe. — Von der *Hegel'*schen Philosophie wird auch gerühmt, wie sie darin den neueren Dogmatikern mit gutem Beyspiele vorangehe, daſs sie den wesentlichen positiven Inhalt des Christenthums, die dreyeinige Existenz und Offenbarung Gottes, in welcher allein die Versöhnung gedacht werden könne, einzig als den Mittelpunct des wahren Christenthums ansehe. — *Br.* 2 wird bemerkt, daſs mit den gewöhnlichen Mitteln *Hegeln* Nichts anzuhaben sey, und daſs man sich erst neue Rüstungen und Streitkräfte verschaffen müsse, um den verpallisadirten Gegner ernsthaft anzugreifen. — Wäre Philosophie ein bloſses Ding zum Ergötzen, ein bloſses Kunststück, ein eitles Spiel, ein Gegenstand zum Staat und Prunk, gäbe sie sich für eine bloſse Abfindung unserer Wünsche, unseres Wissensdranges und unserer Ungeduld: so würde man die *Hegel'*sche gern anerkennen, und sie oft witzig und hie und da poetisch finden. Mache sie aber Ansprüche auf den Ernst der exacten Wissenschaften, und stelle sich sogar mit Anmaſsung über dieselben, so verhalte es sich anders. — Sehr richtige Bemerkungen werden nun über die Ursachen gemacht, warum diese Philosophie so vielen Beyfall, insonderheit auch bey der Jugend, gefunden habe. — Es sey noch nie zur Untersuchung gekommen, welchen Antheil die Sprache, und deren Mittel und Ausdrucksweise am Denken habe, in welcher Abhängigkeit dieſs von jener stehe. — Es gelte die Beantwortung der Frage: Welchen wahren Sinn haben unsere abstracten Ausdrücke, welchen Sinn haben die Gattungsnamen? Sind sie im Gedanken oder in der Natur feststehende Theilungen, oder sind es nur willkürliche Zusammenfassungen? Haben sie noch auſser ihrer praktischen Anwendung einen absoluten Sinn und Gebrauch? Wie weit ist ihre Geltung, wie weit sind sie unverdächtig? Was sind jene Begriffe, aus denen selbstständige, begriffsmäſsige Erkenntniſs soll entwickelt werden können? — Hierauf wird das empirische Verfahren gepriesen, das vielen Anhängern der Speculation nur nicht in seiner wahren Gestalt bekannt sey. — Ueber den jetzigen Zustand der Naturwissenschaften, der Geschichte, der Kunst, der Psychologie, die jetzt fast ganz darniederliege, besonders seit es speculative Systeme gebe, welche sie doch wahrlich schlecht ergänzen. — Die nächste Nutzanwendung sey, daſs die Data weder vollständig, noch fest und fertig daliegen, welche in dieser Voraussetzung die Speculation uns wolle begreifen lehren. — Die Empirie habe der Mystik auf dem Felde der Natur ein Ende gemacht; in der Philosophie dränge sie sich wieder vor. — *Br.* 3 entgegnet vorläufig, daſs schon die alten Griechen das Vorhandenseyn des Widerspruchs im Denken in seiner ganzen Härte gefühlt haben, und in diesem Puncte *Kant* an Tiefe des Denkens ihnen weit nachstehe, indem er nur einen partiellen Widerspruch in der Kosmologie und Psychologie urgire, während jene schon eine viel gröſsere Allgemeinheit desselben im Denken nicht wohl kannten. — Aber diesen Widerspruch selbst, als wesentliches Moment, in das Denken aufgenommen, sein Daseyn selbst als nothwendig gerechtfertigt, ihn dann aber auch gelöst zu haben, sey eben die unglaubliche Siegsthat des Gedankens, welche den Namen *Hegel* unsterblich mache. — *Br.* 4 wird die Frage: Ob jemals die Speculation die Empirie in irgend einem Puncte gefördert habe? mit Nein beantwortet. — *Hegels* System sey so weltklug, diese Foderung selbst von sich abzulehnen; es wolle nur *begreifen* lehren, was diese ihrerseits erworben; er muthe aber der Empirie ganz Ungebührliches zu. — (Wie richtig dieſs auch gegen *Hegel* seyn mag, so dürfte es doch schwerlich dargethan seyn, daſs man nicht, um nur überhaupt die Empirie zu begreifen, zu etwas Höherem hinaufsteigen dürfe und müsse; und daſs, wie oft auch dabey die Philosophen auf Abwege gerathen seyn mögen, doch dieses Hinaufsteigen überhaupt von der Natur des Menschen unzertrennlich sey, und daſs schon das Streben danach an sich würdig sey, wenn es auch niemals gelingen sollte.) — Zu diesem *Br.* gehören zwey Beylagen; die erste: *Ueber das Wort und den Begriff Abstractum*, worin über die Rolle, welche dieses Wort in den älteren und neueren philosophischen Systemen gespielt habe, mit vieler Gelehrsamkeit gesprochen, und gezeigt wird, daſs anfangs

der Begriff desselben gemeint gewesen sey, im Gegensatze gegen die Universalien, dann überhaupt gegen die scholastische Speculation zu Gunsten der empirischen Induction, darauf gegen die angeborenen Begriffe, sodann im gewissen Gegensatze gegen das Vermögen der Vernunst, welches Letzte nach *Kant* ausdrücklich keine Beziehung auf die Erkenntniss haben sollte; endlich im Gegensatze zu dieser Vernunst, als eines besonderen speculativen Vermögens, so dass im Munde der neuesten philosophischen Schule „abstract" und „in Weise des Verstandes", und wiederum „concret" und „in Weise der Vernunsterkenntniss" gleichbedeutend sey. — In der zweyten Beylage wird angedeutet, dass nur einige himmelhohe Mauern noch von einem bewundernswürdigen Schlosse stehen, das einmal ein grosser, unermesslich reicher Fürst, Aristoteles genannt, erbaut, und in dessen alte Mauern hinein sich die bedürftige Folgezeit mit ihren kleinen Wohnungen angesiedelt habe. — *Br.* 5 beginnt der Schüler *Hegels* mit dem Geständnisse, dass ihm die Abhandlung über die Geschichte des Wortes *Abstract* den Kopf nicht wenig in Unordnung gebracht habe, und beschuldigt sodann die Empirie, dass sie, zur alleinigen Erkenntnissquelle gemacht, nothwendig und unausbleiblich zu einem entsetzlichen Materialismus führe. — Dagegen zeigt *Br.* 6, dass der Materialismus selbst Speculation sey, und mit ihr dann völlig in Einer Reihe stehe, dass er aus einigen unzulänglichen Auffassungen, wenigen Erscheinungen, und ganz einzelnen und anderweiten Gesetzen in blindem Rausch und voll heisser Ungeduld sofort Alles begreifen und construiren wolle. — Es sey willkürlich, das Denken allein der Speculation vorzubehalten, den empirischen Wissenschaften aber geradezu abzusprechen. — Dem Rec. scheint hier viel Wortstreit mit unterzulaufen, indem der Eine Etwas dem Denken zueignet, was der Andere der Speculation vorbehält. — *Br.* 7. Wenn die einzig auf die Erfahrung sich beschränkende Denkart die richtige sey, so bleibe nichts übrig, als ein bedauernswürdiger, hypochondrischer Skepticismus, der in irgend einer Unterleibskrankheit seinen Grund zu haben scheinen könnte. — Jede philosophische Untersuchung, welche wirklich in die Tiefe gehe, wirklich den Gehalt aller Fragen nach Erkenntniss in ihrem Kerne zu fassen wisse, müsse immer zurückkehren auf die Identität des Denkens und Seyns, des Subjects und Objects, der Natur und des Geistes. Je innerlicher sie diess dem unmittelbaren Bewusstseyn Unbegreifliche, und in der That das einzig Unbegreifliche löse, um desto höher werde sie stehen.

Br. 8 macht darauf aufmerksam, dass es in der Naturwissenschaft, und besonders in der Chemie, zwischen allen Classen der einzelnen Scheidungen in der Natur Grenzstreitigkeiten gebe, welche wohl im Stande sind, uns zu erinnern, dass nicht die Natur jene Abschnitte und Linien gezogen habe, sondern dass sie allein unserer Auffassung angehören. — Die missliche Disjunction des Materiellen und Dynamischen, des Stofflichen und Immateriellen setze sich auch noch ausser den Naturwissenschaften fort, und komme auf einer anderen Seite noch viel mächtiger in der Philosophie wieder. — Noch fast alle Philosophen, kaum den bornirtesten Materialisten ausgenommen, haben den Dualismus einer geistigen und körperlichen Welt als ein letztlich Gewisses bey allen ihren Untersuchungen vorausgesetzt, da doch auch er nur für eine blosse vorläufige Annahme, für eine Hypothese gelten könne. — Mit der Disjunction *Verstand* und *Vernunft* stehe es noch schlimmer, sofern sie mehr auf ein directes Missverständniss zurückfalle. Im günstigsten Falle seyen alle dergleichen Theilungen blosse beliebige Hülfsmittel der Wissenschaft, aber noch nicht selbst Wissenschaft und deren Resultat; dann aber freylich könne die Speculation nichts mehr mit ihnen anfangen. — (Rec. giebt zu, dass diese Theilungen nicht selbst Wissenschaft und deren Resultat sind; aber es scheint ihm daraus noch nicht zu folgen, dass sie nur eine Wortkrämerey über das Wort seyen, und der wahren Natur, zu der sich unsere Auffassung sehr schwer eignet, fern bleiben; sie scheinen ihm wenigstens unentbehrlich als leitende Sterne, um uns in der Natur, so weit wir sie kennen, zu orientiren, obgleich sie sich immer wieder verändern müssen, je nachdem wir tiefer in dieselbe eindringen, und sie von anderen und neuen Seiten kennen lernen. — *Br.* 9 sucht der Jünger *Hegels* sich mit der Autorität *W. von Humboldts* in seinem Briefwechsel mit *Schillern* zu schützen, zu welchem er eine Aeusserung desselben anführt, und ist der Meinung, dass es mit den Einwendungen des Gegners auf eine *Kant*'sche Kritik des Erkenntnissvermögens hinauslaufe. — *Br.* 10. Bereits im Alterthume gebe es eine philosophische Betrachtung der Natur an der Stelle, wo damals die empirische Wissenschaft noch fehlte. — Im Mittelalter schleiche die Ausbeute Aristotelischer Naturforschung langsam fort, in der Chemie durch die von den Arabern gemachten Anfänge vermehrt. Gegen die Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften erblühe die mystische Alchemie; die übrige naturphilosophische Ansicht habe gebunden gelegen unter der kirchlichen Dogmatik. Die Dreyeinigkeitslehre sey schon damals mit dem Organismus und chemischen Erscheinungen in Verbindung gebracht worden. — Jetzt sey das vorbereitet worden, was nachher so grell als Atomistik auftrete. — Nach dem Umsturze der scholastischen, dogmatischen Philosophie sey durch mehrfache Uebergänge und durch *Bako*, *Hobbes* und *Gassendi* vorbereitet, *Locke's* analytische Methode erschienen, welche auf dem Felde der Psychologie die Elemente der Erkenntniss entwickeln wollte. — Nun sey auch der Materialismus aufgekommen. — *Leibnitz* sey der gesamten Zeitrichtung in seinem Monadensysteme sichtbarlich unterworfen gewesen; habe sich aber nichtsdestoweniger durch seine Lehre von der prästabilirten Harmonie steif und fest gegen *Locke* gestellt. — In dem *Système de la nature* und in *Lamettries* famösem Buche: *L'homme machine* († zu Berlin 1751), habe der Materialismus seinen Gipfel, aber noch nicht sein Ende erreicht. *Condillac* dagegen sey dem *Kant*'schen Standpuncte verwandter, und habe, wie *Kant*, zugleich Elemente

aus *Berkeley*. — Sehr wahr heifst es S. 138: „Deutſchland, überhaupt nach innen gewieſen, voll ſittlicher Elemente und voll ſittlichen Ernſtes von jeher, hat die Partey des Geiſtes, der Religion, der Offenbarung, des Tiefen und Innerlichen ergriffen, wobey es abirrte ins Myſtiſche; Frankreich und England dagegen, durch ihren aufs Praktiſche und Aeuſsere gerichteten Sinn, ſind zwar die groſsen Begründer der empiriſchen Wiſſenſchaft, aber ſie haben ins Denken den kurzſichtigſten Mechanismus und Maſchinismus hineingetragen, wogegen deutſche Philoſophen ſich immer geſträubt. In Frankreich hat man dann ſogar weiter, ſtatt des Sittlichen, ein Syſtem des Intereſſe und Egoismus aufgeſtellt.“ — *Kant* ſey der nächſte Ausgangspunct der neuen Naturphiloſophie, und das von mehreren Seiten zugleich. — Die Anſicht ſeiner Zeit, die, wenn ſie in ihrer Einſeitigkeit conſequent ſeyn ſollte, nah und unvermeidlich dem Atheismus zuführte, wenigſtens allen Spiritualismus auslöſchte, habe er nicht ganz zu widerlegen vermocht, ſein Denken ſtehe noch unter ſolchem Einfluſs, aber ſein Gemüth, ſeine chriſtliche Geſinnung, der hohe Adel ſeines ganzen Weſens habe dagegen geſtritten. — Daſs *Kants* Poſtulate nur der offenbarſte Nothbehelf ſeyen, nur den guten Willen ihres Erfinders beweiſend, habe ungefähr *Jacobi* auf ſeine Weiſe hervorgehoben; aber weder allein, noch zuerſt. Schon vor ihm *Mendelsſohn* und *Herder*. Auch *Garve* könne hieher gezählt werden. — Rec. glaubt hier wieder auf ein Miſsverſtändniſs zu treffen, das in früheren Zeiten ſo allgemein war, als ob *Kant* mit ſeinen Poſtulaten dem Menſchen das Daſeyn Gottes und der Unſterblichkeit habe andemonſtriren wollen, da er doch nur etwaige Spuren nachweiſen wollte, wie der Glaube daran im Gemüthe der Menſchen ſich habe erzeugen können, und bey mehr als einer Gelegenheit darauf aufmerkſam macht, daſs alle von ihm angeführten Glaubensgründe den Glauben nicht erſt hervorbringen, ſondern nur beleben ſollten, und er iſt in der Hauptſache einiger mit *Jacobi*, als es auf den erſten flüchtigen Blick ſcheint. Wie oft auch *Kant* in manchen Zurüſtungen ſeines groſsen Gebäudes fehlgegriffen haben mag, ſo glauben wir doch, daſs, wenn man nicht bey dem Buchſtaben ſeiner Lehre ſtehen bleibt, ſondern in den Geiſt derſelben vordringt, durch ihn der Weg gezeigt worden ſey, auf dem man fortgehen müſſe, um ſich dem Ziele zu nähern, obgleich man es niemals erreichen, und eben darum die Hoffnung auf einen völligen Frieden in der Philoſophie ſchwerlich jemals in Erfüllung gehen wird. *Kants* Weltgeſchichte *a priori* in ſeiner „Idee zu einer allgemeinen Geſchichte in weltbürgerlicher Abſicht“ gehört zwar nicht weſentlich zu ſeiner Philoſophie, möchte ſich aber als Idee füglich rechtfertigen laſſen. — Wenn der Vf. gegen Urtheile *a priori* einwendet, daſs alle Ausdrücke, die ein ſolches Urtheil ausſprechen, vom Sinnlichen entlehnt ſind, und zunächſt nur für den einzelnen Fall Geltung haben, ſo bleiben es doch immer Urtheile *a priori;* denn z. B. in der Erfahrung ſehe ich nur, daſs Dinge auf einander folgen; aber damit iſt mir noch nicht das Urtheil gegeben, daſs eine Wirkung eine Urſache vorausſetze, und das Urtheil, daſs das auch nur in einem einzelnen Falle geſchehe, wäre immer ſchon ein Urtheil *a priori*, da es nur nicht in der äuſseren Erfahrung gegeben iſt.) — *Carteſius*, mit ſeinem *cogito*, *ergo ſum*, ſey der eigentliche Urheber des neueren Idealismus, und er habe das groſse Verdienſt, ſich einigermaſsen deſſen bewuſst zu ſeyn, was andere Philoſophen, die eine ähnliche Stellung zum Dualismus hatten, z. B. *Plato* und *Fichte*, mit weniger Bewuſstſeyn eben ſo gewendet haben. — Ueber *Spinoza*, der die Schwierigkeit einer Verbindung und eines Verkehrs zwiſchen der materiellen und geiſtigen Welt geradezu dadurch löſe, daſs er die Vereinigung dieſes Widerſpruchs in Gott annahm. — *Malebranche* ſtehe gleichſam in der Mitte zwiſchen *Geulinx* und *Spinoza*, und mache zugleich in manchen Puncten den Uebergang einerſeits zu *Berkeley's* ſubjectivem Idealismus, andererſeits zu *Leibnitzens* Syſtem. — *Fichte's* Lehre ſey im Innerſten und Weſentlichſten *Ethik;* ethiſche Rückſichten ſind bey ihm beſtimmend; ſeine Metaphyſik reicht nur, ſo weit ſie im Angeſichte der Ethik bleibt, und auf Betrachtung der Natur habe er ſich nie eingelaſſen. — *Schelling* huldige beym Auslauf in ſeiner Bahn allen *Fichtſ*chen Principien, und halte, was er hinzuerfand, nur für eine nöthige, aber ganz wohl damit harmonirende Ergänzung; daſs er *Fichte's* Lehre umſtoſse, ſey ihm damals nicht eingefallen. — Noch weiter, als *Fichte* und *Leibnitz*, gehe *Schelling* zurück, und verlange mit *Spinoza* die Hülfe von Gott, der es übernehmen müſſe, die Identität des Subjectiven und Objectiven, der Natur und des Geiſtes, der Realität und der Intelligenz zu ſeyn, dafür aber auch den Titel des Abſoluten erhalte. — Mit ſeinem „Verſuch, die Metamorphoſe der Pflanze zu erklären“, voll einer gewiſſen poetiſchen Anſicht und Anſchauung (1790), habe *Goethe* den Naturphiloſophen Anregung gegeben, der Natur Abſicht auf gleichſam künſtleriſche Vollendung unterzulegen. — Die Aeuſserungen *Kants* in der Kritik der Urtheilskraft über das Kunſtideal ſeyen nicht ſo nagelneu, daſs ſie nicht vielmehr wiederum von anderen Wendepuncten in der damaligen äſthetiſchen Welt herbeygeführt wären. — Man hatte damals an der Unfehlbarkeit des goldenen Zeitalters der franzöſiſchen Literatur zu zweifeln gewagt. *Diderot* verdiene hier genannt zu werden, durch den der neue Anſtoſs nach Deutſchland gekommen ſey. — In unſerem *Leſſing* fanden jene Anregungen ihren wahren Fruchtboden; er habe die Sache erſt an ihr Ende geführt, er habe die begonnene Oppoſition erſt in ihrer ganzen Tiefe erfaſst.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 7.

PHILOSOPHIE.

Berlin, in der Nauck'schen Buchhandlung: *Antäus. Ein Briefwechsel über speculative Philosophie und ihren Conflict mit Wissenschaft und Sprache*, herausgegeben von *O. F. Gruppe* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Mehrere Stellen in *Schiller's* Aufsätzen in den Horen, und besonders in dem Aufsatze: „über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechts", der 1795, also noch vor Erscheinung der *Schelling*'schen Schriften, geschrieben worden sey, enthalten in gedrängter Kürze nicht nur alle Elemente, welche später in der Philosophie wichtig werden, sondern enthalten dieselben auch schon in eben der Bestimmtheit und Anwendung. — Hätte *Schiller Solgern* erlebt, gewiss würde er gesagt haben: dieser hat mir einen schlimmen Dienst geleistet. — *Solger's* Philosophie sey ein Todtengerippe, dürr und klappernd; sie habe nie gelebt, in Zukunft dürfe aber ihre Zeit noch weniger zu erwarten seyn. — *Goethe's* und *Schiller's* Einfluss auf die Naturphilosophie. — Für Inhalt, Richtung und Form neuerer Speculation sey die Poesie verantwortlich zu machen. — Die Dreyeinigkeit solle, wie auch schon *Jacob Böhme* lehre, das grosse Schema hergeben, wonach die Natur geschaffen sey, und wonach sie sich allein also im Innersten erkennen lasse. — Die magnetische Polarität, der Gegensatz zweyer, sich nicht nur wie + und — in der Mathematik aufhebenden, sondern auch sich wechselsweise fodernden Thätigkeiten habe besonders gebieterisch auf die neuere Naturphilosophie gewirkt. — *Schelling's* Schüler, *Oken*, *Steffens*, *Eschenmayer*, *Wagner*, *Troxler*, haben sich in verschiedene Fächer getheilt; einige haben nach und nach einen eigenen Weg betreten, oder sind gar die Gegner ihres früheren Meisters geworden. — Es gebe auch Retrograde in der Wissenschaft, und auch diese, so scheine es, lehnen sich an den Pietismus an. — *Steffens* treffe häufig in seinen Ansichten von der Geschichte der Philosophie mit *Hegel* überein; weniger starr, aber unbestimmter.

Br. 11 giebt der Schüler *Hegel's* in der Kürze eine sehr richtige Darstellung der Lehre seines Meisters, fühlt aber schon den Boden unter seinen Füssen wanken. — *Br.* 12 erklärt sich über Abstracta und Concreta, und über die verschiedenen Bedeutungen, welche die Wörter bey weiterer Ausbildung einer Sprache annehmen müssen, und beweist die tiefe Einsicht des Vfs. in das Wesen der verschiedenen Sprachen, insonderheit der deutschen. — Der Anfang der Sprachen reiche weiter hinauf als alle Geschichte, von jeher sey in ihnen gedacht und gebildet worden, und nie haben sie still gestanden. Das Denken in der Sprache finde sich in schwindeliger Höhe ohne Grund und Boden, wenn wir nicht wenigstens summarisch den früheren Verlauf in seinen Hauptwendepuncten durchlaufen wollen. — *Br.* 13 enthält das Urtheil eines Geistlichen über *Hegel's* Dreyeinigkeitslehre. — *Br.* 14 setzt die Untersuchung über die Sprache fort. — In der gewöhnlichen Sprechweise seyen die Abstracta nicht nur ohne Irrung und Gefahr, sondern auch heilsam und gerade schnell zum Ziele führend, ja sie machen sogar die Sprache im Innersten aus, und seyen von ihr untrennbar. — In der Philosophie könne diess aber nicht eben so seyn, weil diese sie für etwas Anderes nimmt, als die Sprache geben könne. (Das kann aber doch nicht von der Philosophie überhaupt gelten, gesetzt auch, dass alle Philosophen, wie das auch sehr natürlich ist, bey der Anwendung derselben Manches daraus construirt haben, wozu sie nicht berechtigt waren. — Rec. will es gar nicht verkennen, dass in dem, was über Raum und Zeit gesagt wird, viel Scharfsinniges liegen möge; aber es erhellt doch daraus nichts weiter, als dass diese Begriffe nur für die Erfahrung geltend seyn können, und dass sie uns, wenn sie auf etwas ausser aller Erfahrung Liegendes, gesetzt auch, dass wir uns dieses durch unser innerstes Wesen anzunehmen gedrungen fühlen, angewendet werden, nothwendig in Widersprüche verwickeln müssen, und diess, und nichts Anderes, hat *Kant* im Wesentlichen behauptet.) — Was *Hegel* für die Construction des Begriffs und für dessen innere gedankenmäsige Fortbewegung angebe, sey nur ein Tappen und Tasten — da, wo Nichts zu suchen sey: Missbrauch und Missverständniss der Sprache, um von dem Missverständniss und dem Verdrehen der etwa entlehnten wissenschaftlichen Facta zu schweigen. — Hier habe sich Aristoteles vor zweytausend Jahren als einen viel grösseren Philosophen gezeigt. Blicke man aber zurück auf *Hegel's* Schülerschaft, so könne es zweifelhaft seyn, ob man die

menfchliche Natur fegnen oder bedauern folle, dafs fie fo wohlfeilen Kaufs den Raufch der Begeifterung haben könne. — Der Begriff des Abfoluten fey in der neueren philofophifchen Welt der eigentliche Souverän des Gedankens, vor dem man denn billig die tieffte Referenz machen müffe: allein er fey auch nur eine Abftraction; auch nur relativ, und wenn *Schelling* fage: „das Abfolute im Abfoluten", fo heifse es den Begriff des Abfoluten zum Beften haben, wenn man ihm abermals noch ein Abfoluteres entgegenfetze. Für den Begriff des Abfoluten habe es den deutfchen Philofophen noch nicht gelingen wollen, ein deutfches Wort aufzutreiben. — Seine nächfte Bedeutung fey fehr gering und anfpruchlos; denn *abfolut* heifse felbft nicht viel anderes, als abftract. — *Leibnitz* habe die fehr wahre Bemerkung gemacht, dafs in den Sprachen, welche noch keine philofophifche Terminologie befäfsen, gewiffe Irrthümer und Fehlfchlüffe gar nicht möglich wären. Im Lateinifchen und in deffen fcholaftifcher Terminologie fey es fchwer, manche falfchen Syllogismen zu vermeiden, wolle man aber daffelbe im Deutfchen ausdrücken, fo komme der Irrthum fogleich zu Tage. — Wenn aber *Leibnitz* fage: „leere Worte, da nichts hinter, nehme die reine deutfche Sprache nicht an", fo gelte das, was von dem Deutfch zu *Leibnitzen's* Zeit gelten mochte, leider nicht mehr in dem Mafse von unferem heutigen, in welches nicht nur die Philofophen eine Maffe alter Terminologieen und fremder Wörter aufgenommen haben, fondern deffen harmlofefte Wörter fie bey dem fpeculativen Wefen, das fie treiben, zu Mithelfern oder zu Hehlern misbrauchen. So das *Hegel*'fche *An-fich* und *Für-fich* und das *An-und-für-fich*. Sollte nur einmal ein ftrenges Gebot an unfere deutfchen Philofophen ergehen, fich durchaus nur rein deutfcher Ausdrücke zu bedienen, fo müfsten fie fogleich ihre Läden fchliefsen. — Alle abftracten Ausdrücke feyen von Bildern und Metaphern ausgegangen, fie blieben aber bis in ihr graues Alter immer Vergleichungen, wenn auch, zufolge ihrer Prägnanz, die Dinge, worauf fie hindeuten, nicht mehr finnliche find, was aber im Grunde ihre metaphorifche Natur nicht ändere. — Aus einem gebrauchten Bilde werde Niemand Etwas folgern wollen; nur Ein Punct treffe; für das Uebrige fey Niemand verantwortlich; aus den abftracten Ausdrücken aber habe man für die Begriffe felbft gefolgert, und diefs, wovon man bey einigem Bewufstfeyn hätte vorausfehen können, dafs es Irrthum bringen müffe, habe man zu allen Zeiten für die untrüglichfte Erkenntnifs angefehen, um derentwillen man fogar das Factifche, das Erfahrene, finnlich Gefchaute und Wahrgenommene nicht angeftanden habe, in Zweifel zu ziehen. — *Br.* 15 wendet dagegen ein, dafs man die ganze Logik des Gedankens in der Gefchichte wiederfinde, und liefert nun auf *Hegel*'fche Manier eine in der That fehr geiftreiche, wenn auch von der Phantafie eingegebene Anficht der Weltgefchichte, wobey beyläufig bemerkt wird, dafs es nicht darauf ankomme, ob die Lehre von der Dreyeinigkeit in der Bibel ausgefprochen fey oder nicht, da die Bibel felbft auch nur der Buchftabe fey, und die Kirche diefe Lehre überdiefs anerkannt habe. — Ohne die Idee von der Nothwendigkeit einer Entwickelung der Gefchichte und ihrer Erkennbarkeit feyen die Menfchen alle mit einander nur Setzer an dem grofsen Buche der Gefchichte, welche von deffen Sinn und Inhalt nicht eine Sylbe verftehen, und in düfteren verrauchten Officinen arbeiten. — *Br.* 16 enthält eine kurze Erwiederung an den Vf. des dreyzehnten Briefes, die Lehre von der Dreyeinigkeit betreffend. — *Br.* 17 fucht zuförderft zu zeigen, dafs *Hegel's* Philofophie, wenn fie die heilige Offenbarung für fich zu gewinnen fuche, mit ihrem wefentlichen Satz, ihrem vitalen Puncte zerfalle. — Die abfolute Dialektik fey ein ewiges Ueberfchlagen und Koboltfchiefsen, eine ewige Uebelkeit, ein ewiger mit Schwindel verbundener Katzenjammer des Gedankens, der die ganze Welt in Vorftellungen folcher Art verwickelt, das nüchterne Denken aber verächtlich Reflexionsbeftimmung nennt. — *Br.* 18. *Hegel's* Lehre übe direct eine rückwirkende Kraft auf alle früheren Philofophen aus. — Bey ihm bleibe eigentlich Nichts übrig, was er nicht conftruire. — Das Eine, der Unterfchied, und die Vereinigung des Unterfchiedenen feyen in drey Sylben, nach denen er alle Dinge im Himmel und auf Erden abzähle, als gälte es blinde Kuh zu fpielen. — Der Gegner erwähne des Platonifchen Parmenides. — Aber man müffe diefen Dialog fehr flüchtig gelefen haben, um nur einen Augenblick zu verkennen, dafs hier recht eigentlich und *ex profeffo* eine *Rathlofigkeit* in Rede kommen foll, welche nach damaligen *Erfahrungen*, zumal auf jenem Standpuncte der Sprache und nach damaliger Richtung des Philofophirens, jeden Tag gemacht werden mufste. — Wenn man den Theätet, den Euthydemus, den Hippias Major und felbft auch den Phädon genau im Gedächtniffe habe, fo müffe man wiffen, dafs eben diefe Schlufsfolgerungen, welche er felbft mit Leichtigkeit übe, doch dem Plato ein Undurchdringliches gewefen feyen, zugleich aber auch, dafs er, zu feinem Ruhme fey es gefagt, fie immer als einen gewiffen Anftofs betrachtet habe. In noch höherem Grade gelte diefs von dem grofsen Ariftoteles. — Die *Hegel*'fche Auslegung des Dialogs, dafs darin die grofse Wahrheit des Unterfchiedes enthalten fey, habe Alles gegen fich: Plato und Ariftoteles felbft und das ganze Alterthum, abgefehen von ihrer eigenen Nichtigkeit. — *Br.* 19 fucht zum Beweife des Verftändniffes und der würdigften Ankennung diefe Bemerkungen weiter zu führen. — Wefentlicher noch als der Einflufs der Orthographie auf die Sprache fey der der Schrift überhaupt, und in welcher Stufe der Sprachbildung fie eingetreten. — Nur die Buchftabenfchrift vermöge den Lauten fich anzupaffen, ohne fie für immer zu feffeln. — Wie der Organismus der Sprachen, fo ihr Stil. — *Br.* 20. Wie unfer Erkennen, fo fey unfer Urtheilen ein Forttaften von einem Gegenftande zum anderen, ein Uebertragen der Eigen-

ſchaft des einen auf den anderen: alſo Relationen der Dinge, ausgeſprochene Reſultate der Vergleichung je zweyer Dinge und Begriffe, und zwar ſo, daſs von dem Verglichenen, das wir als Maſs brauchen, der Ausdruck, das Prädicat ſelbſt, entlehnt wird. *Aus dieſer Natur der Urtheile erſt entſpringe die nothwendige Relativität der ganzen Sprache.* — In der Reihe der Sprachzuſtände liege der Grund unſäglichen Irrthums, der Keim zum Scholaſticismus. Unſere deutſchen Philoſophen aber ſeyen noch Scholaſtiker, und tief im Mittelalter, ſie haben die neuere Zeit und deren Erkenntniſs nur äuſserlich an ſich herangezogen, und ſie in jene Vorſtellungen verwickelt. — *Br.* 21. Gegen *Hegel's* Conſtruction der Völker und Staatengeſchichte. — Vor Thorſchluſs der abſoluten welthiſtoriſchen Conſtruction müſſe noch Manches abgewartet werden. *Champolion's* und Anderer Beſtrebungen ſollen noch erſt leiſten, was wir fodern. — *Ritter* habe viel gethan, aber er und ſeine Nachfolger werden noch mehr thun. — Gegen die abſolute Conſtruction ſpreche auch der unmittelbare Einfluſs des Geographiſchen und Klimatiſchen. (Dem Klima und den Umgebungen wird wohl ein zu groſser Werth zugeſchrieben, und vergeſſen, daſs der Menſch ein freyes Weſen iſt, auf welches Klima und Umgebungen keinen zwingenden Einfluſs haben.) *Hegel* erkläre Aegypten für das Land der Räthſel, und doch ſey hier Alles ausgeprägt, und, gleich wie jedes ägyptiſche Kunſtwerk, bis auf das letzte Täfelchen vollendet, was in dem Klima gegeben liege. — Er demonſtrire aus der Sphinx in allem Ernſte die welthiſtoriſche Bedeutung Aegyptens. — Man finde das Räthſel und die Sphinx in ſolcher Art auch in *Herder's* Ideen, dort aber nur als geiſtreiche Anſpielung, nicht als abſolute Conſtruction. — Wenn Deutſchland ein Schickſal habe, ſo ſey es dieſes, daſs es unglücklich in der Mitte liege; aber das dürfe uns wenig grämen, daſs ihm *Hegel* mit ſeinem Begriffe die abſolute Beſtimmung auflege, mit ſich ſelbſt zu zerfallen. — Aegypten habe auch dem Chriſtenthume ſein Siegel aufgedrückt, ihm ſeine Farbe gegeben. Stärker habe es dieſs zum dritten Male gethan, als es um die Mitte des vierten Jahrhunderts ihm das Mönchsthum nachſandte, gleichſam um die Anſprüche zu erneuern, die es haben könne an dem Geſetze des Volks Iſrael. — Prieſterherrſchaft und Prieſterland, die von Rom aus eine ägyptiſche Mönchskaſte über die Erde verbreitete, habe nicht beſtehen können gegen herzvolle Tüchtigkeit in Deutſchland, noch darauf gegen herzloſe Leichtfertigkeit in Frankreich. In Napoleons Hand habe es gelegen, dem Papſtthum ein Ende zu machen: aber ſonderbar — er ſey ſelbſt in Aegypten geweſen, und habe mit deſſen Wundern ſeine Armee begeiſtert. So habe er denn auch das ihm von der Hierarchie gebotene „*in hoc ſigno vinces*“ nicht ausgeſchlagen. Nun könne man ägyptiſchen Jeſuitismus und die jeſuitiſche Propaganda noch über ihn und über die Reſtauration hinaus verfolgen bis zu den Pariſer Julitagen und bis zu Belgiens September und — wer weiſs, bis wohin? — Es ſey leicht ausgeſprochen: hiſtoriſches Zuſammentreffen. Tauſend Fäden, Kräfte und Motive, deren ein jedes ſeinen beſonderen Anfangspunct, ſeine beſondere Reihe von wieder vielen anderen Urſachen habe, wirken zuſammen zu dem, was geſchehe. — Schon die bloſse Frage nach höherer Lenkung ſchlieſse irgend wie einen Anthropomorphismus ein, verfehle alſo ſelbſt den Sinn, den ſie doch haben ſolle. (Aber wenn dieſer Anthropomorphismus für uns nothwendig, wenn er von aller Religion und von aller religiöſen Naturbetrachtung unzertrennlich iſt: ſo wird es für den Menſchen immer Bedürfniſs bleiben, zu ihm ſeine Zuflucht zu nehmen.) — Wollen wir uns Aufſchluſs verſchaffen über die Reihe der Gründe, wonach ſich die Geſchichte beſtimme, und dann, was wir aufſteigend gefunden haben, deductiv zuſammenſtellen: ſo müſsten wir anfangen mit der Tiefe der Geſetze, nach denen ſich der Regentropfen ſo geſtaltet, und der geſtirnte Himmel ſein Gleichgewicht habe mit den Geſetzen der univerſellen Schwere, ſo wie mit der Aſtronomie des unendlich Kleinen. — Einfluſs der Sprache. Die Chineſen hätten ihrer Sprache wegen noch viel weniger, als die Hebräer, jenes künſtliche Gebäude abſtracter Begriffe haben können; darum auch keine Philoſophie, was unſere Philoſophen ſo nennen. Wo ſolche Philoſophie vorkomme, liege es immer in dem Zuſtande der Sprache. (Aber hat nicht auch die Philoſophie wieder auf die Sprache Einfluſs?) — Es gebe einen Zuſammenhang der Natur und des Geiſtes, eine Abhängigkeit deſſelben von jener (und nicht auch jener von dieſem?), aber ganz eine andere, als der fabelhafte myſtiſche Parallelismus. Es gebe auch in der Geſchichte einen durch die Jahrhunderte fortſchreitenden Geiſt, aber er ſey kein papiernes Geſpenſt voll magiſcher Zauberformeln an ſeinem Gewande, er wälze ſich mächtig hin, wie eine Lawine, langſam und gleich auf den weiten Hochebenen Aſiens u. ſ. w. Es gebe einen Gedanken, einen ganz anderen als den *Hegel*'ſchen, und der ſey unbezwinglich, kugelfeſt, man ſchlage mit dem Säbel ziſchend durch die Luft, und er ſtehe da: ſchreckhaft unverwundlich. — *Br.* 22 tröſtet ſich der bisherige Jünger *Hegel's* damit, daſs, wenn er auch die ſchönſte und kräftigſte Zeit ſeines Lebens ganz für einen Irrthum verloren haben ſollte, ihm doch die Kraft geblieben ſey, ſich ſelbſt zu überleben. — Das Schwankende ſeiner Lage ſey noch vermehrt worden durch den als Einſchluſs beygelegten *Br.* 23, dem zufolge gerade derjenige Freund, der, ſchon älter und gereifter in dieſen Studien, ihn mit jederley Theilnahme und Unterſtützung den ſpeculativen Philoſophen in die Hände geführt habe, nun auch plötzlich eine völlige Sinnesänderung erlebt zu haben ſcheine, und ſein Heil in der Myſtik ſuche. — *Br.* 24 liefert einen Rückblick auf das Ganze, und bemerkt von *Hegel*, daſs er, alle Achtung vor dem Geiſte unſeres *Schelling* und *Steffens*, beide, die von überwiegend poetiſcher und geradezu myſtiſcher Anſchauung oft fortgeriſſen werden, an Beſonnenheit und Nüchternheit übertreffe, dagegen

durch logische Verknöcherung seiner Sätze auch eher abstoße. Im Ganzen aber habe selbst diese Eigenschaft Respect eingeflößt, und ihm den Schwarm seichter Widersacher etwas vom Leibe gehalten. — Unter den Hellsehenden, welche es eingesehen haben, dass aus Verkennung der Sprache jener Irrthum hervorgegangen sey, welcher die Philosophie zum großen und größten Theil beherrscht habe, müsse vornehmlich *Herder* erwähnt werden, der eine der obersten Stellen in der Reihe deutscher Philosophen verdiene; doch habe er auf einer anderen Seite constructiver Philosophie Vorschub gethan. — Von *Herbart* heißt es, dass er eine wahrhaft tragische Rolle spiele in Bezug auf jenen Irrthum, wegen dessen die Philosophen unter einander als Leidensbrüder sich trösten mögen. — Unseren *Fries*, der als der geistreiche Fortführer des *Kant*'schen Systems doch auch wohl einer Erwähnung werth gewesen wäre, finden wir in der ganzen Schrift nicht genannt.

Nicht einverstanden mit allen einzelnen Behauptungen des Vfs., bekennt Rec., dass seine Schrift an scharfsinnigen Bemerkungen reich sey, und dazu beytragen könne, die Philosophen zur nüchternen Besonnenheit zurückzuführen. Da der Vf. wahrscheinlich noch jung ist, so berechtigt er für die Zukunft zu großen Hoffnungen. Nur wünschten wir, dass er uns nicht im Dunkelen darüber gelassen hätte, woher wir uns nach seinen Ansichten Antwort auf die höchsten aller Fragen für den denkenden Menschen, über Gott, Freyheit, Unsterblichkeit u. s. w. holen sollen. — Oder soll vielleicht *Br.* 23 uns darüber die gewünschte Aufklärung geben! Doch dagegen sprechen andere Aeußerungen. — Was über den Zusammenhang zwischen der Sprache und Philosophie gesagt wird, hat uns an eine Aeußerung *Jacobi's* in einem Briefe an *Lavater* erinnert: „Man läuft am wenigsten Gefahr, sich zu verirren, wenn man nur immer den Wurzeln der Wörter so tief wie möglich nachgräbt. Ich habe für mich keine andere Art zu philosophiren, und glaube Alles auf Grammatik reduciren zu können."

R. in S.

SCHÖNE KÜNSTE.

STUTTGART, b. Brodhag: *Frühlingsalmanach.* Herausgegeben von *Nicolaus Lenau.* Jahrgang 1835. 375 S. Jahrg. 1836. 341 S. (Jeder Jahrg. 2 Thlr. 4 gr.)

In unserer realistischen Zeit finden Gedichte wenig Anklang, die sonst so beliebten Musenalmanache siechen ein kümmerliches Daseyn fort, daher dem Herausgeber es nicht zu verargen ist, wenn er für seine schönen poetischen Gaben einen anderen Titel wählte. Der Frühling wird wohl bis ans Ende der Welt bey Jung und Alt, bey Christen und Heiden, bey Poeten und Prosaikern beliebt bleiben, es ist wohlgerathen, sich ihn zum Schutzpatron zu wählen, zumal die Schützlinge seiner würdig sind, und gleich von Liebe und Ahnung, von Sehnsucht und süßer Wehmuth sprechen, bald durch laue Lüftchen erquicken und schmeicheln, bald durch kräftigen, zuweilen scharfen Hauch aufregen und reinigen. Fröhliche Töne der munteren Vögel schallen lustig darin, kurz, man wird so ziemlich Alles beysammen finden, was der Frühling beut.

Der Herausgeber reichte auch einen Faust, Fragment, wie bey dieser ewigen Dichtung es vorauszusetzen ist. Dieser Faust kann neben seinem Halbbruder sich sehen lassen, aber er ist ohne Gretchen, und zu sehr sinnlicher Schwelger, Verführer aus Langeweile. In den kleinen Poesieen dieses Dichters ist der Ernst, eine milde Trauer, die Betrachtung vorherrschend, doch ohne den Prunk, die Kälte der Rhetorik.

Der *Bärenhäuter im Salzbade* von *Justinus Kerner* nimmt Einiges von einer alten Sage auf, hauptsächlich aber hält er einen polemischen und satirischen Streifzug, dessen Salz und Pfeffer Manchen nicht berühren wird, der in den Streitschriften für und wider *Kerner's* Seherin und ähnliche Gegenstände nicht recht zu Hause ist.

Ezzelin von Romano, von *Gustav Pfizer*, trifft gut den Romanzenton, in kühnen Würfen enthüllt er geschichtliche Zustände, und die Gefühle der Seele, das Tragische des Stoffes der Handelnden, verirrt sich nie ins Gräßliche und Unnatürliche. — *Salomo's Nächte* lüften nicht ganz den geheimnißvollen Schleier, der auf ihnen, der Zeit, und den Forschungen des weisen Magierkönigs gemäß, ruht. Die Erscheinung, in der man den hohen Genius ahnet, der, ein strahlendes Meteor auf der fernen Insel, in Dunkel unterging, giebt einen großartigen Schluss der Dichtung.

Lieder von *Karl Mayer* singen in verschiedenem Ton, aber immer mit Anmuth, Geist und innigem Gefühl. Ein Aehnliches, doch im minderen Grade, gilt von den Gedichten von *Friedrich* und *Joseph Notter* und *A. X. Schurz*, die auch der Zahl nach die minderen sind.

In den *neueren Spaziergängen eines Wiener Poeten*, in den *Liedern aus Italien*, von *Anastasius Grün*, herrscht ernste Beschaulichkeit, die männliche Klage, die nicht weichlich wimmert, sondern zur rechten Zeit handelt. Die Dichter faseln nicht ins Leere hinein, der Gegenstand wurzelt tief, sie ergreifen ihn mit Wärme, und verstehen es, auch die Hörer dafür zu begeistern.

Rückert erweist sich freygebig, und ist auch dann ein angenehmer Gesellschafter, wo er sich behaglich gehen läßt, bequem hinschlendert. Kaum begreifliche Wortbildungen findet man gar nicht, gewagte selten, dagegen manchen schönen kräftigen Gedanken, und in anspruchsloser Form weise Lebensregeln, wovon wir eine den Lesern mittheilen wollen:

Dem Gefühle magst du trauen,
Wo nicht zureicht der Verstand;
Brauchst auf Jenes nicht zu schauen,
Wo dir dieser beut die Hand.
Löß' in Einsicht auf und Klarheit
Der Empfindung dunklen Hort;
Doch was du nicht siehst als Wahrheit,
Das empfind' als solche fort.
So hat Einsicht und Empfindung
Keinen Streit in deinem Haus;
Sondern beide in Verbindung
Helfen treu einander aus.

Die Umrisse zu Ezzelin, so wie die auf dem Einbande, erscheinen colossal, gleichsam als wären sie die Cartons zu Fresken auf Wände

n.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 7.

PÄDAGOGIK.

Stuttgart, b. Beck u. Fränkel: *Anleitung zum Unterrichte taubstummer Kinder in der Sprache und anderen Schullehrgegenständen.* Von *Victor August Jäger*, Dr. und Stadtpfarrer zu Gmünd, und *Gustav Adolph Riecke*, Dr. und Pfarrer. 4te Lieferung. 1836. S. 119—285, Vorlegeblätter 150 S., Lese- und Bilder-Buch 130 S. gr. 8., und 20 Bilder in Steindruck. (1 Thlr. 12 gr.)

[Vgl. Erg. Bl. zur Jen. A. L. Z. 1836. No. 90.]

Die Vff. liefern hiemit den Schluss dieses für den Unterricht der unglücklichen Taubstummen so wichtigen Werks. Auch in dieser Lieferung wird vorzüglicher Fleiss auf den Sprachunterricht, und zwar in der Lehre von zusammengesetzten Sätzen, verwandt (2r Thl. S. 117—251). Es werden in den §§. 7—11 die verschiedenen Arten von Conjunctionen, die causalen, die bedingenden, die eine Absicht andeutenden, und die der Art und Weise, neben ihnen aber zugleich die entsprechenden Präpositionen, und dann §. 12. 13 auch die Fürwörter abgehandelt, und Alles durch hinreichende Beyspiele erläutert. Auch hier macht der würdige Vf. manche für den ganzen Taubstummen-Unterricht wichtige Bemerkung, z. B. S. 118, dass die Aufmerksamkeit des Schülers nicht durch Zwischenerklärungen von dem nächsten Zwecke der Belehrung abzuziehen sey u. s. w.

Zum Schlusse des ganzen Sprachunterrichts folgt dann noch eine Erklärung von Metaphern mit vielen Beyspielen S. 203—206, von Allegorieen und dgl., ferner die Lehre von Perioden, eine Anleitung zu eigenen Aufsätzen, namentlich zum Nacherzählen von Geschichten, und endlich Bemerkungen zum zweyten Sprachcursus, einer ergänzenden Wiederholung des Sprachunterrichts (§. 14—17). In dem Letzten soll das Hauptsächlichste aus der Naturgeschichte, der Naturlehre und der Weltkunde (wie unterscheidet sich diese von jenen?), ja selbst die Ergänzung der Sittenlehre, dem Sprachunterricht angeknüpft werden — nach dem analytischen Verfahren, im Gegensatze des mehr synthetischen, welches im ersten Cursus herrschen müsse. Allein, eigentlich müsste — wie Rec. glaubt — im zweyten Cursus der Sprachunterricht ganz dem Unterricht in den Realien angeknüpft werden, welches das rechte analytische Verfahren wäre, wozu der Vf. ein eigenes Lehrbuch herausgegeben hat, und hier eine vorläufige Anleitung giebt. Mit Recht erklärt derselbe sich am Ende noch dafür, dass den Kindern auch ein Schatz biblischer Sprüche, religiöser Lieder und sittlicher Beyspiele für das ganze Leben mitgegeben werde, anstatt sie nur in der Formen- und Zahlen-Lehre u. dgl. verständig zu unterrichten.

Es folgt sodann nach der Inhaltsanzeige der, schon in der 3ten Lieferung (S. 61—108) abgehandelte Religionsunterricht, und endlich S. 253 u. ff. der Rechnenunterricht für Taubstumme von Hn. *Riecke.* — Hier werden zuerst die vier Species in unbenannten Zahlen eben so einfach, als anschaulich gelehrt, und dann auch §. 2 (von S. 272 an) die weitere Anwendung der vier Rechnungsarten auf das Rechnen im Kopfe mit ungleich benannten Zahlen gleichfalls sehr zweckmässig gezeigt. Vorzüglich müsse es — meint der Vf. S. 276 — dem Taubstummen durch Anschauung deutlich gemacht werden, dass man nur gleichbenannte Grössen von einander abziehen könne, und wie daher ungleichartige Grössen vorher reducirt werden müssen.

Als Anhang des Rechnenunterrichts werden noch einige Winke gegeben, wie der Taubstumme, nach erlangter hinlänglicher Sprachfertigkeit, auch zur Lösung von Aufgaben der Proportions-Rechnung, und der Rechnung mit gebrochenen Zahlen angeleitet werden könne. Das Ganze ein sehr interessanter Theil des vorliegenden Werks.

In Bezug auf die *Vorlegeblätter* in dieser Lieferung haben die Vff. im Ganzen denselben Gang befolgt, wie in den ersten drey Lieferungen. Auch hier, wie dort, ist überall eine Fülle von Beyspielen, in lehrreichen Erzählungen und Beschreibungen und einzelnen Sätzen gegeben, die fast nichts zu wünschen übrig lässt — auf dem 4ten Blatte zu §. 7 und anderen auch Einiges aus der biblischen Geschichte, welche aber für diese Stufe der Bildung schon mehr hätte gesondert und weiter ausgeführt werden sollen. — Auf dem 2ten und 3ten Blatte zu §. 8 wird theils die Ursache als bekannt, die Wirkung aber als unbekannt, theils die Wirkung als bekannt, die Ursache aber als unbekannt gedacht und gesetzt, auf dem 7ten und 8ten Blatte ähnlich — auch Beweggrund und That. Auch für biblische Geographie und Er-

klärung biblischer Sprüche ist gesorgt auf zwey Blättern.

In dem *Lese- und Bilder-Buche* geben die Vff., z. B. S. 8. 9, gleichfalls Manches aus der Bibel, so wie auch Vieles, dergleichen man auch auf den Vorlegeblättern findet, ingleichen S. 49—64 wieder mehrere Fabeln, die man aber auf dieser Unterrichtsstufe billig nicht mehr erwartet. Dann aber folgt eine Beschreibung des Mineralreichs — wo gleich zu Anfange die Lehre von Gott mit der Naturkunde sehr gut verwebt wird — und der vorzüglichsten Beschäftigungen der Menschen, die sich auf dasselbe beziehen, z. B. des Töpfers, Glasers, Kupferschmidts, weniger passend des Buchdruckers, Buchbinders, und endlich sogar der Kriegsleute u. s. w. S. 101 u. ff. kommen noch sehr wichtige Stücke vor: die Erde, Land und Meer, die Schifffahrt u. s. w., dann endlich die Menschen, verschiedene Gesinnungen, der Stolz, der Geiz, der Zorn, fremde Völker, der Nordamerikaner u. A.

Auch die Bilder sind wohlgelungen, deutlich und ansprechend. K. Θ. B.

Magdeburg, b. Fabricius (Rubach'sche Buchhandlung): *Ideen zu einer Methodik des Gymnasialunterrichts, aus Vernunft und Erfahrung.* Eine Monographie von *C. A. Händler.* 1836. VIII u. 118 S. (15 gr.)

Der nun bereits verewigte Vf. will laut des Vorworts mit dieser Schrift „die nach seiner Ansicht wirklichen Mängel und wesentlichen Gebrechen der Gymnasien und die Mittel zu deren Beseitigung nach seiner besten Erfahrung und Ueberzeugung dem competenten Beurtheiler zur Prüfung darzulegen versuchen." In einer kurzen Einleitung theilt er seine Ansicht über die Natur, den Zweck und die Ausbildung der Kräfte des Menschen mit Klarheit und Lebendigkeit mit. Manchen Aeltern der höheren Stände jedoch möchte die Erfüllung der S. 8 gegebenen, nothwendigen, aber durch Zeit und Mode erschwerten Aufgabe, „dem Leibe der Kinder nur zu geben, was ihm nöthig und nützlich ist, ihn kräftig erhält, und ihm Alles zu versagen, was nur den Gaumen kitzelt", eine fast unmögliche scheinen, so wahr es an sich ist, dass durch Entsagung Leib und Seele erstarkt. Rec. muss gestehen, dass ihm die im Jugendleben immer mehr sich ausbreitende *Naschhaftigkeit* der Kinder eins der traurigsten, aber beachtenswerthesten Uebel der Zeit zu seyn scheint, dem die Erziehung mit voller Kraft entgegen treten soll. Wenn im Bereiche der Bildungsanstalten die *Elementarschule* als die erste Anstalt zur Humanitätsentwickelung genannt wird, so hat dieses in der gewohnten Weise allerdings seine Richtigkeit. Wie aber? sollte nicht die häusliche Erziehung noch eine Vorschule für den Elementarunterricht seyn? Trefflich wäre es unbezweifelt. Den sogenannten Bürger- und Real-Schulen wird ein höheres Ziel vorgehalten. Gut. Aber, wie wenige, die sich demselben nähern? Der Bürger aus früher Zeit hält den Begriff des mechanischen Unterrichts und seine Wohlfeilheit noch fest, und ist unfähig, eine höhere Tendenz zu begreifen; beynahe für Alles, nur den verbesserten Unterricht ausgenommen, wird das nöthige Geld ausgemittelt, weil dieser noch immer einer allgemeinen Beachtung und Werthschätzung ermangelt. Daher kommt es, dass man sich bey geringer oder dürftiger Besoldung in manchen Fällen auch gering oder halb gebildeter Individuen, z. B. Seminaristen, statt tüchtiger und erfahrener Lehrer für diese Absicht bedienen kann. Wenn S. 13 unter Anderem behauptet wird, „dass der Seminarist die zweckmässigste Vorbereitung in höheren Bürgerschulen, oder noch mehr in Gymnasien erlange", so ist Rec., und zwar im letzten Falle, mit dem Vf. ganz einverstanden. Im täglichen Vereine mit manchen nach höherer Wissenschaft strebenden Jünglingen muss dieser Geist nothwendig auch auf die Richtung des Seminaristen vortheilhafter einwirken, als es wohl durch manches glänzende Seminar geschieht. Rec. hat die Erfahrung gemacht, dass die in Gemeinschaft eines Gymnasiums gebildeten Volksschullehrer gemeiniglich auch die einsichtsvollesten und tüchtigsten waren. Von hier wendet sich der Vf. zum Gymnasium, welches im Verhältnisse zu anderen Bildungsanstalten nach seinem Zwecke, nach seiner Bestimmung und nach seinen Unterrichtsgegenständen betrachtet wird. Alles mit klarer und fester Bestimmung. Wenn jedoch unter den Lehrgegenständen das Rechnen auf den Gymnasien ausgeschlossen und vorausgesetzt wird, so kann Rec. nicht beystimmen. Ihm bleibt dieser auf die rechte Weise betriebene Unterricht unstreitig ein auch für den Schüler der unteren Classen in den Gymnasien höchst treffliches Bildungsmittel. — „Alles kommt im Leben, in Kunst und Wissenschaft, also auch im Unterricht, auf das *Wie?* an". Allerdings. Darum folgt die *Methodik* als Hauptpunct, um welchen sich das Ziel der Abhandlung dreht. Zuvörderst wird gefodert, dass der Unterricht in den einzelnen Gegenständen immer dieselben verbindend eingerichtet seyn möge. Eins muss das Andere erläutern und unterstützen. Auch das Warum? und Wozu? werde dem Schüler gezeigt. In beiden sind manche Lehrer noch immer unfähig. Man richte nicht ab, und hüte sich vornehmlich vor dem noch immer so schädlichen Vorurtheile, als ob der gelehrte Schulmann, bey dem Reichthume seiner Kenntnisse, schon von selbst die rechte Art des Lehrens finden müsse. Was über *Religion*, als den ersten Unterrichtsgegenstand, und die sicherste Grundlage aller Geistesbildung, gesagt ist, ist recht treffend und beachtungswerth. Das Kind soll nicht in die neue Welt der Religion durch *Beweise* hineingeführt werden. Denn jede Sprosse der endlichen Erkenntniss wird durch Lehre und Allmälichkeit erstiegen; aber das Unendliche kann nur auf einmal angeschaut werden. Die alten Sprachen sollen nicht um ihrer selbst willen erlernt, sondern als Geistesbildung gelehrt und behandelt werden. Es soll dabey auch kein den Geist ertödender Regelkram erzielt, sondern dahin gesehen werden, dass die Sprache mit Geist und Sinn erfasst, und in ihre Tiefe eingedrungen werde. Ueber die Lehrweise der lateinischen Sprache wer-

den manche beherzigungswerthe Winke mitgetheilt, unter welchen besonders der hervorzuheben ist, „dass man vom ersten Schulunterricht eine *Uebung im mündlichen freyen Ausdruck und Vortrag* anzustellen habe." Rec. ist immer der Meinung gewesen, dass eine solche, eben nicht gewöhnliche Uebung von heilsamer Wirkung auf Stil und Vortrag seyn müsse, und desshalb noch in den Bereich des deutschen Sprachunterrichts auf Schulen hereinzuziehen sey. Von der Förderung des Sprachunterrichts in der Anleitung zu Aufsätzen werden Muster empfohlen. Wir glauben jedoch, dass dieses bey Anfängern durch Fragen und Entwickelung der Gedanken geschehen müsse. Ueber Prüfung der anzustellenden Lehrer des Gymnasiums heisst es: „nicht Jeder, der examinirt ist und sein Probejahr gemacht hat, ist darum auch zum Lehrer geschickt." Ja wohl. Die Lehrfähigkeit beurkundet sich nicht durch Kenntniss, sondern ist abhängig von Erfahrung und Talent. Das Ganze des Werks zeigt einen denkenden Mann.

D. R.

1) Berlin, b. Friedländer: *Zweyter Jahresbericht über das jüdische Waisen-Erziehungs-Institut zu Berlin*, von *Baruch Auerbach.* 1835.

2) Ebendas.: *Dritter Bericht* u. s. w.

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1833. No. 7.]

Der Vf. dieser beiden Berichte, nicht bloss Vorsteher, sondern Schöpfer und Begründer eines Instituts, das sicherlich dereinst reichere Früchte tragen wird, wenn gleich es für jetzt nur eine kleine Zahl Kinder umfasst, hat sich um die jüdische Gemeinde zu Berlin ein unsterbliches Verdienst erworben. Denn, während von manchen Seiten her die Errichtung eines Waisenhauses als durchaus unnöthig, und von anderen Seiten wieder als für die Dauer unausführbar und die Gemeinde belästigend dargestellt, und fast bekämpft ward, schritt Hr. *A.* ohne Geldmittel zur Ausführung, erregte die Theilnahme selbst der früheren Gegner, und schuf so zu sagen das Bedürfniss, welches man nicht empfunden hatte, aber jetzt um keinen Preis entbehren möchte, nachdem es so wohlthätige Wirkungen hervorbrachte. Das grösste Verdienst des Hn. *A.* besteht in Beziehung auf die Gemeinde darin, dass er der bekannten Mildthätigkeit ihrer Mitglieder einen Mittelpunct verschafft hat, der ihr zugleich Gelegenheit giebt, der armen Jugend wahrhaft zu helfen. Es war diess kein leichtes Werk, und es gebührt Hn. *A.* die Anerkennung, dass er sich einem überaus wohlthätigen Wirkungskreise gewidmet habe, noch ehe derselbe ihm irgend eine äussere Stütze zu gewähren versprach, wie er ihm denn auch jetzt noch keine eigentliche Stelle daran vermittelt hat. Sein Eifer für die einmal gefasste Idee ist an dem Widerstande wärmer, und dadurch immer siegreicher geworden. Im Jahre 1835 stieg das Grundvermögen von 2500 Thlr., nach Abzug der Ausgaben, auf 4250 Thlr., und im J. 1836 auf fast 7000 Thlr. Wir vernehmen so eben, dass die Anstalt nunmehr durch Zutritt eines grossen Capitals fundirt worden sey.

Der Inhalt dieser Berichte gewährt daher ein recht erfreuliches Ergebniss, und wir wollen die Freude daran nicht durch Hervorhebung der mangelhaften Seiten, welche vornehmlich an den einleitenden Darstellungen wahrgenommen werden, trüben; der Zweck möchte, hier wenigstens, auch die Mittel heiligen, jede kleine Gabe mit übermässiger Belobung des Gebers, und jedes Handschreiben eines sogenannten Grossen mit Wolken Weihrauchs zu begleiten, und überhaupt durch äussere Lobeserhebungen die Welt zu gewinnen; — es ist unschädlich, und leider in unserer Zeit in vielen Kreisen der einzige Weg, das Gute zu erringen. Dennoch glauben wir, dass, nachdem der Zweck so weit erreicht ist, die Berichte und Programme dieses Instituts auch wohl solcher Mittel nicht mehr bedürfen, und dass es demselben nur zum Vortheil dienen werde, wenn die Programme und Gaben-Berichte eine edlere Haltung annehmen, und eine gewisse Würde behaupten, fern von Kriecherey und Lobhudeley, welche am Ende den betreffenden Personen nicht mehr gefallen kann, und von jeder Sucht nach Flitterwerk. Wir würden uns auch dieser Bemerkung enthalten haben, um dem achtungswerthen Vorsteher nichts Unangenehmes zu sagen, wüssten wir nicht mit Gewissheit, dass diese Programme lediglich durch die obenerwähnten Schwächen mindestens eben so viel ernste Wohlthäter zurückschrecken, als sie von der anderen Seite gewinnen. Es ist nicht gut, der Eitelkeit auch noch den Stolz auf Tugenden einzupflanzen, die unbewusst doch nur in dem wahrhaft frommen Herzen heimatlich blühen können.

Uebrigens möge Gottes Segen das Werk krönen, das dem Urheber in jeder Beziehung zur Ehre und zur grossen Befriedigung gereichen muss, und mögen viele israelitische Gemeinden auf gleiche Weise ihre armen Kinder, die oft durch Noth und Mangel körperlich, geistig und sittlich verwahrloset sind, dem Elende entreissen, und besonders zu tüchtiger Thätigkeit heranbilden. An helfenden Armen zur Beförderung so trefflicher Zwecke wird es nie fehlen.

Z. Z.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Aachen, in d. Exped. d. allgem. Monatschrift: *Allgemeine pädagogische Religions- und Sitten-Lehre für Schule und Haus.* Ein Lehr-, Lern- und Andacht-Buch. Zunächst für ihre Kinder bearbeitet *von zweyen befreundeten Vätern.* 1831. XX u. 120 S. 8. (8 gr.)

Was die Vff. bey den Worten auf dem Titel: *allgemein* und *pädagogisch* gedacht haben, ist uns nicht recht klar geworden. Nach jenem erwarteten wir, und werden wohl auch die meisten Leser meinen, dass hier nur solche Religions- und Sitten-Lehren vorgetragen werden sollten, welche den Kindern jüdischer, muhammedanischer und heidnischer Aeltern sowohl, als der christlichen mitgetheilt werden können, oder mit anderen Worten, welche ehedem die *Theologia naturalis* bildeten, folglich Lehren aus den Re-

ligionsſchriften aller Völker, aus der Thora, wie aus dem Koran, aus den griechiſchen und römiſchen Claſſikern, wie aus chriſtlichen Dichtern. Bey dem erſten Blick in das Buch aber fanden wir etwas ganz Anderes, nämlich lauter bibliſche Stellen mit der näheren Angabe des Buches, wo ſie ſtehen, z. B. Hebr. 3, 4. Röm. 1, 19. Jeſ. 40, 26. Pſ. 19, 2, und auſserdem ganze Lieder oder einzelne Strophen daraus von *Gellert*, *Cramer* u. A.

Wir ſchloſſen nun: *allgemein* ſolle bloſs bibliſch, evangeliſch oder chriſtlich heiſsen. Aber auch hierin wurden wir S. X der *Vorbemerkungen* des Irrthums überwieſen. Denn da laſen wir: „Es blieb ausgeſchloſſen: *a*) jede Beziehung, die ſich für die zartere Jugend nicht eignet; *b*) Manches, was vielleicht für die Jugend als ſolche nicht nachtheilig ſeyn möchte, aber ſich in Bezug auf unſere *jetzigen europäiſchen*, namentlich *deutſchen* Sitten nicht eignet, obwohl es für aſiatiſch-iſraelitiſche und ältere Völker wichtig war; *c*) ferner ſolche Stellen, deren Sprache mit der heutigen Ausdrucksweiſe allzu ſehr im Miſsverhältniſſe ſtand; *d*) alles das, was ſolche Lehren begründet, die zwar an ſich ſehr wichtig ſind, aber zu dem beſonderen Religionsunterrichte gehören. Das Wort *allgemein* wird hier ſehr beſchränkt, und damit aufgehoben.

Es blieb uns demnach nichts übrig, als dieſes Wort auf ſich beruhen zu laſſen, um ſo mehr, da noch die Beſtimmung: „*für Schule und Haus*“, unmittelbar danach folgt.

Auch die *pädagogiſche* Religions- und Sitten-Lehre *für Schule* u. ſ. w. will uns nicht klingen. Soll und will nicht jede Religions- und Sitten-Lehre, ſollen nicht alle Schulen erziehend ſeyn?

War uns der Titel befremdend, ſo ging es uns auch mit den „*Vorbemerkungen*“ nicht beſſer. Wir ſtieſsen hier oft an, und zwar auf der erſten Seite bey den Worten: „Zwey befreundete Väter, in Verhältniſſen lebend, die nicht wohl erlaubten, ihre lieben heranwachſenden Kinder in den erſten Jahren der Schulfähigkeit dem öffentlichen Elementar-Unterrichte anzuvertrauen, fühlten mit jedem Tage inniger und dringender das Bedürfniſs und die unerläſsliche, heilige Pflicht, ihre Kinder einzuführen in das Reich Gottes, ihnen den Schlüſſel zu geben zu dem groſsen Geheimniſſe, das, klar am Tage liegend, Alles enthält und erklärt.“ Was ſollen das für Verhältniſſe ſeyn? Wir können uns auſser einer gewiſſen Eitelkeit, die ihre Kinder für die Theilnahme an dem erſten öffentlichen Schulunterrichte für zu gut halten, einer Eitelkeit, mit welcher Rec. in ſeinem amtlichen Verhältniſſe als Schulen-Inſpector nur allzu oft zu kämpfen hat, nichts bey dieſen Worten denken. Freylich den eitelſten Vätern nur kann es auch einfallen, Kindern, als Elementarſchülern, „den Schlüſſel geben zu können zu dem groſsen *Geheimniſſe, das, klar am Tage liegend, Alles enthält*.“ Denn ſehr wahr iſt es, was ein katholiſcher Schriftſteller unlängſt ſagte: „Wem die Schlüſſel übergeben ſind, der iſt oberſter Haushalter im Hauſe.“ (*Onymus das Leben und die Lehre Jeſu*. 1831. S. 298.) — — Aus den übrigen, wunderlich geſtellten, und in ein gewiſſes Dunkel eingehüllten Worten der Vorr. haben wir als Hauptſache herausbringen können: Nur die Geiſtlichen dürfen die Religion lehren und behandeln; keine Schullehrer und andere Menſchen ſind dazu fähig. Dennoch wollen die *zwey befreundeten* Väter eine Ausnahme davon machen.

Doch das Buch ſelber iſt beſſer als ſein Titel und die Vorrede. Denn es beſteht aus — *lauter Bibelſtellen* und *Liederverſen* aus *Gellert*, *Cramer* u. A., ſo wie aus meiſt gereimten Gebeten. Beiderley Inhalt iſt in ſieben Abſchnitten mitgetheilt, welche überſchrieben ſind: I. *Gott und (?) ſeine Eigenſchaften*, S. 1. II. *Der Menſch*, S. 16. III. *Pflichten gegen Gott*, S. 29. VI. *Pfl. gegen uns ſelbſt*, S. 46. V. *Pfl. gegen andere Menſchen*, S. 63. Hier gehen mit Recht die Pflichten in beſonderen Verhältniſſen, z. B. gegen Aeltern, den allgemeinen Pflichten voraus. VI. *Pfl. gegen Thiere, Natur- und Kunſt-Gegenſtände*, S. 92. VII. *Gebete und religiöſe Betrachtungen*, S. 97. In dem erſten Abſchn. und auf der erſten Seite finden wir den hannöveriſchen Katechismus wieder, oder vielmehr alle die Bibelſprüche, die dieſer anführt, auch in derſelben Ordnung. Weiterhin aber bemerkten wir manches dort nicht Gegebene, vermuthlich, weil die Vff. andere Spruchbücher, deren es jetzt ſo viele giebt, vor ſich hatten.

Die einzige Eigenheit, die wir bey *dieſer Sammlung* entdecken konnten, war die faſt gänzliche Vermeidung des Namens Jeſus oder Chriſtus. Nur zweymal haben wir ihn bemerkt, nämlich S. 71 und 75, wo aber bloſs ſteht: „*Chriſtus ſprach*“ u. ſ. w. Gleich darauf heiſst es auch: „*Zachäus ſprach*“ Luk. 19, 8.

Wir glauben nicht, daſs mit dieſem Buche, welches ſchon in mehreren Zeitſchriften mit völlig uneingeſchränktem Lob angezeigt worden iſt, oder vielmehr mit der ihm unterliegenden Idee, das Geſchichtliche im erſten Religionsunterrichte ganz auszuſcheiden, und nur Gnomen u. ſ. w. aufzuſtellen, einem wahrhaft religiös-pädagogiſchen Bedürfniſs abgeholfen werde. Als Grund dieſer Behauptung führen wir das tiefe, und ſelbſt von dem ſonſt pädagogiſchen Geiſt unſerer Zeit, wie dem Rec. dünken will, nicht genug verſtandene oder gewürdigte Wort eines Apoſtels an, der die „*allgemeine pädagog. Religions- und Sitten-Lehre*“, man mag dieſe Ausdrücke nun in einem weiteren oder engeren Sinne nehmen, „*in Schule und Haus*“ unter allen Freunden der Religion und unter allen Menſchenerziehern doch am meiſten gefördert hat, des Paulus 1 Kor. 3, 11: „*Einen anderen Grund kann niemand legen auſser dem, der geleget iſt, welcher iſt Jeſus Chriſtus*“, d. h. die erſte Lehre der Religion iſt Ἰησοῦς Χριστός, alſo nicht die Lehre, ſondern der Lehrer. Erſt muſs der Menſch oder das Kind an J. (das Concrete) glauben, dann kommt die Ueberzeugung von dem, was er lehrt, für ſich ſelber (das Abſtracte). In der Freude an einem edelen Menſchenleben muſs das Kind die Tugend lieben lernen. Das Kind will durch das *Leben*, ſpäter erſt durch Lehren gebildet und unterrichtet werden. Daher fängt das gröſste und trefflichſte aller Volksbücher, die Bibel, mit Geſchichte an, und das Kind, wie der gemeine Mann, lieſt nur die Geſchichtserzählungen darin, nicht die Propheten, nicht den Römerbrief u. A. Warum nicht ſolche auf das Gewiſſeſte zum Ziele führende Winke benutzen? Die Religionslehre iſt ja nichts Anderes, als Erziehung des Menſchen zum Menſchen in der höchſten Idee. Fange man doch dieſe nach der Natur des menſchlichen Geiſtes mit dem Anſchaulichen und Hiſtoriſchen an, und nicht mit abſtracten Wahrheiten, und wären dieſe noch ſo ſchön, groſs und ſelbſt mit Bibelworten dargeſtellt.

zug.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 7.

NATURGESCHICHTE.

1) Nürnberg, b. Zeh: *Fauna Boica*, oder *gemeinnützige Naturgeschichte der Thiere Baierns.* Bearbeitet und herausgegeben von *v. Reider* und Dr. *Hahn. Vögel.* 12tes — 15tes Heft. (Schluss.) 1834 — 35. 18 Bogen Text und 49 ill. Kupfert. *Fische.* 3tes Heft. (Schluss.) 1834. 2¼ Bogen Text und 13 illum. Kupfertaf. 8. (Jedes Heft 18 gr.)

[Vgl. Jen. A. L. Z. 1834. No. 184.]

2) Ebendas.: *Die wanzenartigen Insecten.* Getreu nach der Natur abgebildet und beschrieben von Dr. *Carl Wilh. Hahn.* Zweyter Band. 1stes bis 6tes Heft. 1834 — 1835. 142 S. und XXXVI — LXXII ill. Taf. Dritter Band. 1stes — 5tes H. Vom dritten Hefte an besorgte Dr. *G. A. W. Herrich-Schäffer* die Fortsetzung. 1835 — 36. 90 S. und Taf. LXXIII — CII. 8. (Jedes Heft 20 gr.)

[Vergl. Jen. A. L. Z. 1834. No. 76.]

3) Leipzig, b. Eisenach: *Die Insecten*, dargestellt in getreuen Abbildungen und mit ausführlicher Beschreibung von Dr. *Theodor Thon*, ausserord. Prof. zu Jena u. s. w. Heft 2 — 10. 1835 — 36. 17 — 176 S. gr. 8. und Taf. IX — LVI lithogr. schwarz. (2 Thlr. 16 gr.)

[Vgl. Erg. Bl. zur J. A. L. Z. 1836. No. 62.]

Den Plan und die Einrichtung vorliegender Werke haben wir bereits früherhin bey Anzeige der ersten Abtheilungen derselben vorgelegt, daher wir jetzt nur noch zu versichern brauchen, dass sie, was die Form anlangt, in gleicher Weise fortgeführt worden sind, aber an innerem Gehalte nur noch gewonnen haben, auch ist ihr Werth schon so allgemein anerkannt, dass es völlig vergeblich seyn würde, wenn wir uns hier in weitläuftige derartige Erörterungen einlassen wollten. Erfreulich aber dürfte für manche unserer Leser die Nachricht seyn, dass mit diesen Heften der *Fauna Boica* die baierischen Vögel und Fische beendigt worden sind. Leider raffte der Tod einen der thätigsten Verfasser, den Dr. *Hahn*, noch vor Vollendung des Ganzen hin, indessen hoffen wir, dass die ehrenwerthe Verlagshandlung Sorge für die Beendigung der hiehergehörigen Naturgeschichte wirbelloser Thiere tragen werde, da durch Vorliegendes die Darstellung der Wirbelthiere bereits ihr Ende erreichte. Schon bey Angabe des Inhalts früherer Hefte hatten wir zu bemerken Gelegenheit, dass manche Seltenheit aufgeführt sey, dasselbe müssen wir auch bey diesen Lieferungen wiederholen. So heben wir hervor: *Sterna cantiana*, *St. anglica*, *St. leucoptera*, *St. caspia*, *Colymbus septentrionalis*, *Mormon fratercula*, *Anas ferina*, *Ardea Garzetta*, *Anas molissima*, wobey wir jedoch die Abbildungen des bekanntlich ganz anders gefärbten Weibchens vermissen, was um so wünschenswerther erscheint, als gerade von ihm die kostbaren Eiderdunen kommen, *Anser ruficollis*, *A. niveus*, *Anas penelope*, *A. strepera*, *Tringa Temminckii*, *T. islandica*, *T. minuta*, *Vanellus varius*, *Charadrius cantianus*, *Alauda tatarica*, *Curruca philomela*, *Dendrocopos tridactylus* u. a. Im Ganzen wird man an der Illumination wenig auszusetzen finden, nur auf einzelnen Tafeln ist das Colorit nicht ganz getroffen, wie z. B. bey *Gallinula pusilla*, *G. pygmaea* und *Crex pratensis.* Eine solche Genauigkeit, wie bey den *Naumann*'schen Vögelabbildungen, steht freylich hier kaum zu erwarten. Im letzten Hefte sind oft 6 kleinere Arten auf Eine Tafel gebracht worden, wodurch ein gewisses Missverhältniss hinsichtlich der Raumbenutzung mit den Tafeln früherer Hefte erzeugt wurde, was wir jedoch um so weniger tadeln wollen, als es Zeit war, endlich auf den Schluss eines Werkes für ein Publicum zu denken, das noch nicht gewohnt ist, weitläuftige naturhistorische Bilderwerke zu kaufen; eher würden wir wünschen, dass auf Einer Tafel immer nur verwandte Arten oder auch Gattungen angebracht seyn möchten. So findet sich im 29sten Heft auf Einer Tafel *Accipiter ater*, *Falco peregrinus*, der übrigens bereits auf einer Tafel des 25sten Heftes für sich, obschon in etwas anderer Färbung, abgebildet worden war, und *Dendrocopos tridactylus.* Mit dem letzten Vögelhefte wurde zugleich eine lobenswerthe systematische Uebersicht der zu dieser Abtheilung gehörigen 182 Tafeln (worauf nun fast sämtliche deutsche Vögel abgebildet sind), so wie eine Charakteristik der Ordnungen und Gattungen, geliefert. Hiebey vermissen wir jedoch eine kurze Charakteristik der Untergattungen, welche bloss namentlich angegeben werden. Wie erwünscht würde es manchem Naturfreunde nicht seyn, wenn er erführe, wodurch sich

die Untergattungen von *Accipiter Koch*, wie *Buteo*, *Milvus*, *Astur*, *Nisus*, *Circus*, von einander unterscheiden lassen? Zudem fällt gerade hier der von uns schon früher gerügte Mangel besonderer Umrisse der Schnäbel und Füsse auf, da bey vielen Abbildungen ganzer Vögel gerade auf diese für Systematik so wichtigen Theile weniger Rücksicht genommen worden ist, ja Füsse bey Schwimmvögeln durch das zugleich mit dargestellte Wasser fast völlig unsichtbar wurden. Leider bemerkt man noch manche Druckfehler in den systematischen Namen, z. B. *Syrnnium*, *Bombyciphora*, *Cariocatactes*, *Plectrophones*, *Himatopus* statt *Syrnium*, *Bombycivora*, *Caryocatactes*, *Plectrophanes*, *Himantopus*.

Von Fischen wurden gleichfalls mehrere interessante Arten mitgetheilt, wie *Acerina Strätzer*, *Chelo cultratus*, *Chondrostoma Rysala*, *Salmo Hucho*, *Aspro Zingel* und *vulgaris;* indess muss man gestehen, dass durch die bisher erschienenen 3 Hefte über die baierischen Fische noch keine hinreichende Vollständigkeit erreicht worden ist, indem selbst der *Stichling (Gasterosteus aculeatus L.)*, welcher mit *Cuvier* in mehrere Arten genauer zu sondern war, vermisst wird. Eine eben solche Uebersicht, wie bey den Vögeln, findet sich auch hier, doch lassen sich auch da dieselben Ausstellungen machen. Ausser manchen Druckfehlern fällt besonders auf, dass beständig *Silurnus* statt *Silurus* steht. Dennoch bleibt der schon früher von uns mehrmals ausgesprochene Satz wahr, dass dieses Werk eine der ersten Stellen unter denjenigen einnimmt, welche zur Verbreitung gründlicher naturhistorischer Kenntnisse unter dem Volke bestimmt sind, und dass man daher sehnlich wünschen müsse, dass der ursprüngliche Plan noch vollends seine gänzliche Ausführung erhalte.

No. 2. Dass sich Hr. *Hahn* durch Herausgabe seines Werks über wanzenartige Insecten um die Wissenschaft wirklich verdient gemacht hat, wissen alle Entomologen, welche sich mit diesem Gegenstande specieller beschäftigen. Allein eben so gut ist es auch bekannt, dass er hiebey seine Vorgänger nicht gehörig benutzt, oder ganz übersehen hat, dass er daher manche Art für neu ausgab, welche schon längst von Anderen beschrieben war, und dass er sich überhaupt zu mehreren voreiligen Neuerungen verleiten liess, welche er späterhin selbst ignorirte. Hiezu kam noch, dass er häufig bey der Wortbildung nicht glücklich war, ja sogar sich mancher Mängel in der Zeichnung, wie namentlich bey Darstellung der Flügeladern, zu Schulden kommen liess. Dennoch müssen die meisten seiner Abbildungen und Beschreibungen als sehr brauchbar bezeichnet werden, und nach unserem Ermessen hätte es wirklich nur zum Nachtheile der Wissenschaft gereichen müssen, wenn durch seinen Tod dieses schöne Werk unterbrochen worden wäre. Wir sprechen daher im Namen der Wissenschaft unseren Dank gegen den ehrenwerthen Verleger aus, der für würdige Fortsetzung Rath zu schaffen wusste, indem er sie einem Gelehrten übertrug, den man schon längst als einen eben so genauen, als kenntnissreichen Entomologen schätzte. Offenbar hat hiedurch das Werk gewonnen, zumal da sich der neue Herausgeber nicht allein damit begnügte, Neues hinzuzufügen, sondern sich auch angelegen seyn liess, das bereits von seinem Vorgänger dem Publicum Uebergebene einer genauen Kritik zu unterwerfen, wodurch der Werth der erschienenen Lieferungen gar sehr erhöht werden musste. Denn wenn auch Hr. *Hahn* selbst am Schlusse des zweyten Bandes manche Berichtigungen beyfügte, namentlich solche, worauf ihn kritische Blätter aufmerksam gemacht hatten, so waren diese doch nicht erschöpfend, da es nicht Aufgabe öffentlicher kritischer Würdigungen seyn kann, sämtliche Irrthümer nachzuweisen. Die Rücksichten, welche Hr. *Herrich-Schäffer* bey dieser Fortsetzung nahm, hat er selbst in der Vorrede zum dritten Hefte kürzlich angegeben, und sie erhalten ganz unsere Billigung, indem er vorerst entweder noch gar nicht abgebildete, oder nur in kostbaren Werken enthaltene Arten mittheilen, und namentlich auf die von *Burmeister* gegründeten Gattungen Rücksicht nehmen will. Auch sollen Ausländer immer auf besonderen Tafeln, so wie überhaupt auf Einer Tafel nur Arten einer und derselben Gattung geliefert werden. Unter den von Hn. *Hahn* zuerst aufgeführten Arten merken wir aus vorliegenden Heften folgende an: *Lygaeus unifasciatus* aus Brasilien, *Corecoris cinnamomeus* (ebendaher), *Reduvius flavovarius* (ebendaher), *Pentatoma purpuripennis (e)* aus der Nürnberger Gegend, *Miris albidus* (Nürnberger Gegend, auf *Spartium scoparium)* ist der *M. virens* sehr verwandt, und schon von *Fabricius* als *Miris holsatus* beschrieben, *Phytocoris Fallenii* (Nürnberger Gegend), *Ph. crassicornis* (ebendaselbst), *Capsus unicolor* (ebendaher), *C. pilosus* (ebendaselbst, wahrscheinlich *C. breviventris Mus. berol.*), *Cydonus circumcinctus* (vom Cap), *Strachia histrionica* (Mexiko, eben so, wie vorhergehende Art, sehr ausgezeichnet), *Pyrrhocoris scutellaris* (Cap), *Miris pulchellus* (ist *Miris ruficornis Fall.*, Nürnb. Gegend), *Edessa icterica* (Brasilien), *E. Schäfferi* (Brasilien), *Erysarcoris binotatus*, *Phytocoris salviae* (bey Tegernsee), *P. lugubris* (Nürnb. Gegend). — Am Schlusse des zweyten Bandes findet sich ein alphabetisches Verzeichniss, indem der Vf. hiemit unserem bey Gelegenheit der Recension seiner früheren Hefte ausgesprochenen Wunsche zu entsprechen suchte; indess bleibt nach Vollendung immer noch ein genaues allgemeines Register nothwendig, was auch die Verbesserungen, Nachträge u. s. w. berücksichtigt. Im dritten Hefte sind als neu bezeichnet: *Phytocoris erythromelas Küst.* (Sardinien), *Capsus saltator* (Nürnb. Gegend), *Stenogaster tardus* (Sardinien) und *Nabis brevipennis* (Nürnb. Gegend). Bey Gelegenheit von *Cimex lectularius* macht Hr. *Hahn* die Bemerkung, dass sie in Ostindien und nach *Scopoli* auch in Kärnthen *geflügelt* vorkommen solle, was jedoch, wie er glaube, auf einem Irrthume beruhe, in sofern wahrscheinlich damit seine *Lyctocoris domesticus*, die er Fig. 243 abbildete, verwechselt worden sey, was

nicht unwahrscheinlich ist. Bey Gelegenheit der Naturforscherversammlung in Breslau richtete *Schilling* gleichfalls die Aufmerksamkeit der anwesenden Entomologen auf die Artverschiedenheit dieser geflügelten Wanze von der gemeinen Bettwanze, und aus der mitgetheilten Beschreibung möchte es wohl diese *Lyctocoris* seyn (vergl. *Oken's* Isis. 1834. S. 738). Was Hr. *Herrich-Schäffer* im dritten Hefte des dritten Bandes über die *Capsini Burm.* sagt, ist aller Beachtung werth, und mit vieler Kritik und Kenntniss behandelt. Namentlich werden die schon früherhin von Hn. *Hahn* unter falscher Benennung aufgeführten Arten berichtigt. Als neu gelten: *Lopus rubrostriatus* (Süd-Spanien), *Capsus virgula* (Oesterreich), *C. pallidus* (Passau), *C. alienus* (Passau), *Stenocephalus neglectus* (Süd-Europa), *Dinocoris annulatus* (Süd-Amerika), *Pachycoris lineatus* (Süd-Amerika), *Asopus chalybeus* (Süd-Amerika), *Monanthis angusticollis* (Regensburg, Leipzig), *Capsus pulcher* (Regensburger Gegend), *C. luteus* (Oesterreich), *C. gemellatus* (Regensb. Gegend), *C. neglectus Kunze* (bey Triest), *C. vittipennis* (Oesterreich), *C. planicornis* (Franken), *C. tumidicornis* und *C. nigerrimus* (Regensburg). Noch verdient auf die sorgfältigen Auseinandersetzungen der *genera* in der *Herrich-Schäffer*'schen Fortsetzung hingewiesen zu werden, und rechnet man zu diesen wissenschaftlichen kritischen Beschreibungen nun noch die genauen bildlichen Darstellungen, so erhellt leicht, was das Werk durch diese Fortsetzung gewonnen hat. Und so möge denn Verleger, wie Herausgeber, nicht müde werden, diesem schönen Unternehmen ihre Kräfte zu widmen!

No. 3. Das *Thon*'sche Insectenwerk, was in den zeither erschienenen Heften Schmetterlinge abhandelte, ist sicher als zeitgemäss zu bezeichnen, indem es der Verbreitung dieses Theils der Naturkunde grossen Vorschub leisten wird. Zwar finden wir darin keine neuen Arten, allein das Bekannte ist gut und sorgfältig zusammengestellt, und Vieles aus eigener Erfahrung hinzugethan. Zudem erweisen sich die Zeichnungen correct, und wenn die Lithographieen durchgängig gleich gelungen wären, so würde man wohl kaum Anstand nehmen, dieses Werk den besten ähnlicher Art an die Seite zu stellen. Ungeachtet aber mancher schlechten Abdrücke bleiben die einzelnen Arten doch immer noch kenntlich. Der Text ist ausführlich genug, um die hauptsächlichsten hier in Frage kommenden Erscheinungen zu erläutern, indem selbst auf Nutzen und Schaden, so wie auf Vertilgung der schädlichen Schmetterlinge, Rücksicht genommen wurde, wodurch sich auch das Werk namentlich Landwirthen empfehlen dürfte. So stellt denn das Ganze eine lepidopterologische Encyklopädie dar, welche eine grosse Menge von Schmetterlingsabbildungen selbst aus den kostbarsten Werken in Ein *corpus* mit den nöthigen Beschreibungen zusammendrängt. Bis jetzt sind die Tagschmetterlinge, die Widderchen und Schwärmer abgebildet, auch wurde schon mit den Spinnern der Anfang gemacht, allein der Text ist den Abbildungen weit vorgeeilt. Hoffentlich aber haben wir bald das Vergnügen, die gleichmässige Vollendung dieses Theils der Insectenkunde unseren Lesern anzeigen zu können.

κρ.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Brockhaus: *Ben Jonson und seine Schule*, dargestellt in einer Auswahl von Lustspielen und Tragödien, übersetzt und erläutert durch *Wolf* Grafen *von Baudissin*. 1836. 1ster Theil. Vorwort: *Chronologische Uebersicht der Geschichte der englischen Bühne, von ihrer ersten Entstehung bis zu den Zeiten Cromwells. Der Alchemist*, Lustspiel von *Ben Jonson. Der dumme Teufel*, Lustspiel von *Ben Jonson. Der spanische Pfarrer*, Lustspiel von *John Fletcher. Anmerkungen.* XLVIII u. 444 S. Nebst der Abbildung einer altenglischen Bühne, von Innen und Aussen. Zweyter Theil. *Die unselige Mitgift*, Trauerspiel von *Philipp Massinger* und *Nathanael Field. Der Herzog von Mailand*, Trauerspiel von *Ph. Massinger. Der ältere Bruder*, Lustspiel von *John Fletcher. Eine neue Weise, alte Schulden zu bezahlen*, von *Ph. Massinger. Die Bürgerfrau als Dame*, Lustspiel von *Ph. Massinger.* 8. (5 Thlr. 12 gr.)

Ist auch die Anzahl derjenigen klein, die *Shakspear* mit dem Namen eines rohen Barbaren, des Ausströmers unzüchtiger Spässe, brandmarken, so ist doch das antipoetische, befangene Geschlecht noch nicht ausgestorben. Dieses, wenn es anders noch zu bekehren ist, kann durch vorliegende treffliche Uebertragungen sich über den Unterschied des begeisterten Genius und des mehr oder minder ausgebildeten Talents sich belehren, auch sich überzeugen, dass *Shakspeare* weit schonender für das Zartgefühl seines Publicums dichtet, als seine Zeitgenossen, den gelehrten, gemessenen *Ben Jonson* an der Spitze. Dass er an poetischer Innigkeit sie weit überragt, leidet wohl keinen Widerspruch. Und doch waren seine Gegner und Nebenbuhler keine gering zu schätzenden Individuen, sogar von wahrhaft dichterischem Talente, zumal der originelle *Fletcher*, dessen lebhafter Einbildungskraft nur die Regel fehlte, welche der Genius unbewusst sich selber giebt, um diese Seelenkraft für einen Dichter ersten Ranges würdig zu machen. *Ben Jonsons* überwiegender Verstand erlernte Alles, was sich in der Dichtkunst erlernen lässt, was besonders seinen Lustspielen zu Gute kommt, die witzig und lustig sind, statt dass die Trauerspiele den unvermeidlichen Frost in sich hegen, der die Geburten ohne Phantasie und Gefühl erzeugt. Der *Alchemist* gefiel noch zu *Garriks* Zeit, und ist noch jetzt vielleicht auf dem Repertorium des englischen Theaters nicht verschwunden. Die Komik darin ist für den heutigen Geschmack zu derb, die Foppereyen arten hier sowohl, als in den sämtlichen Lustspielen aus jener Zeit, nicht selten in persönliche

Miſshandlungen aus, weſshalb jene, um für uns Deutſche bühnengerecht zu werden, eine ſo gänzliche Umarbeitung nöthig macht, wie die, welche *Schröder* den *rule a wife* und anderen angedeihen lieſs. *Eine neue Weiſe, alte Schulden zu bezahlen*, die man in London von Neuem in Scene geſetzt, würde daher uns eben ſo wenig behagen, ſo ergötzliche Situationen und Einfälle dieſs Stück ſowohl, als die *Bürgerfrau als Dame* hat, aus welchen Dramen man die Sitten und Meinungen jener Tage genau kennen lernt.

Den Trauerſpielen, reich an Erfindung und Verwickelung, läſst ſich eher Einzelnes abborgen, als ſie mit Weglaſſen des Anſtöſsigen zur Aufführung zu bequemen. Das Anſtöſsige in den älteren engliſchen Dramen iſt beſonders von der heutigen Art abweichend. In dem naiv offenherzigen Ausdrucke ſtärker, und wenn man will, ungezogener als unſer *Roi s'amuse*, *Lucretia Borgia* u. ſ. w. nennt „*un chât un chât*, *et Pollin un fripon*". Dagegen iſt das Unſittliche, ohne das künſtliche Raffinement von Unnatur, Grauſamkeit und bis zum Zerreiſsen ausgedehnte Spitzfindigkeit, durch welchen pikanten Beygeſchmack die Wolluſt lieb und willkommen heiſst, ja ſie ſogar für unſchädlich und achtungswerth gilt. In einer Zeit der Ueberſättigung und Ueberverfeinerung können Schauſpiele ſich keinen Eingang verſchaffen, denen jene diaboliſche Würze fehlt, die nicht jeden verfänglichen Ausdruck aufgeben können, weil er zu tief in die Weſenheit des Plans eingreiſt.

Die tiefen und wieder ſo hellen Charakteriſtiken *Shakſpeare's* hat keiner der aufgeführten dramatiſchen Schriftſteller erreicht, die Verhältniſſe bedingen öfterer die Verſchiedenheit in den Wüſtlingen, Schwindlern, Wucherern, leichtfertigen Frauen u. ſ. w., als daſs die Selbſtthümlichkeit es thut, die auch nicht auf Handlung und Lage ſo viel wirkt, als es umgekehrt geſchieht. Auffallend iſt die Aehnlichkeit der damaligen Puritaner mit den heutigen Frömmlern, ihr Auflehnen gegen Alles, was Poeſie heiſst und iſt.

Die Verdeutſchung iſt meiſterhaft, ſowohl dem Geiſt, als dem Buchſtaben nach. Das Erkennen der fremden Sprache, die Treue in der eigenen, hat keine Steifheit erzeugt, noch das Deutſche verrenkt, wie manche nicht unberühmte Ueberſetzer ſich ſchon zu Schulden kommen lieſsen. In den ſehr lobenswerthen Anmerkungen ſind theils Dunkelheiten erläutert, theils Rechenſchaft über die Art der Verdeutſchung dieſer und jener Stelle gegeben, theils ſind die Dichtungen kritiſch beleuchtet, mit vieler Einſicht, Wärme, unbeſtochenem Urtheile. — Voran geht ein Abriſs der theatraliſchen Zuſtände in England bis auf Cromwell, am ausgeführteſten für die Zeiten *Shakſpeare's* und ſeiner nächſten Nachfolger. Die Beſchreibung der Bühne und ihrer Bedürfniſſe veranſchaulicht den Gegenſtand ſo deutlich, daſs die Kupferſtiche faſt überflüſſig ſind.

Wir ſind entfernt, die Sammlung mit dieſem zweyten Theil als beſchloſſen zu betrachten. Wünſchen möchten wir jedoch, daſs die Fortſetzung nicht zu lang ſäume, und daſs *Ben Jonſon's* ergötzlicher Bartholomäusmarkt, ſo wie *Beaumont* und *Fletcher's* Witz ſprühender Ritter von der brennenden Mörſerkeule, mit darin aufgenommen werde.

n.

BERLIN u. LEIPZIG, b. Heymann: *Deutſche Dichter.* Novellen von *Eduard Boas.* 1837. 1ſter Band. XX u. 355 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Um der Gefahr des Plagiats zu entgehen, iſt ſchon Manches, der beſſeren Ueberzeugung zu Trotz, von der unrechten Seite aufgefaſst worden, indem man etwas Neues ſagen, und durch das Unerwartete die Leſer zu blenden ſuchte. Glücklich, wenn es, wie hier, nur in ſchwülſtigen Ausdrücken und Wortfügungen beſteht, die in dem *Singerkriec uf Wartburc* ſich mit Hyacinthenlippen und violettnem Nachthimmel vernehmen laſſen. — Daſs nur jene Furcht, des Ausſchreibens beſchuldigt zu werden, in der erſten Abhandlung jenen Schwulſt erzeugte, beweiſen die folgenden, welche frey davon ſind. *Paul Flemming's Reiſe nach Iſpahan* zieht durch den beſchriebenen Gegenſtand, noch mehr durch die Perſönlichkeit des Reiſenden an, die durch die eigenen Worte deſſelben hervortritt, für die der Biograph bloſs verbindend und erklärend wirkt, dem Leſer zumeiſt es überlaſſend, ſich ſelbſt das Urtheil, das Verhältniſs von Urſache und Folge, herauszuziehen. *Fauſt und Goethe*, biographiſche Skizze, läſst eine Verkörperung oder Vergeiſtigung (wie man will) *Goethe's* in Fauſt ſchauen, ſchlüpft etwas raſch über die Bedeutung, den tiefen Sinn des Zwiſchenſpiels Helena weg, und führt ſämtliche gedruckte Fauſts als Drama oder Gedicht auf, wodurch mancher verſchollene Verſuch wieder ans Tageslicht kommt, und manches ſchwache Werk zu unverdienter Ehre gelangt.

Daniel Leſsmann's Trauerſpiel iſt das des eigenen Lebens, und ſeine Dichtung Dido, eins das andere erklärend und ergänzend. Innerlich zerſtört, fehlte ſeinem Leben der rechte Mittelpunct, und wie der Menſch geknickt war, ſo auch der Dichter. Wir können ſein Schickſal, durch ſeine Stimmung bedingt, beklagen, aber nicht ſein frühes Hinſcheiden in Rückſicht ſeiner ſchriftſtelleriſchen Leiſtungen allzu ſehr bejammern, wir entbehren nur einzelnes Gute, gewiſs kein vollendetes geſundes Ganze.

Vir.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 7.

MEDICIN.

TÜBINGEN, b. Ofiander: *Zur Lehre von der Ruhr*, von *Gottl. Chr. Fr. Hauff*, Dr. Med. u. Chir., Oberamtsarzt in Befigheim in Würtemberg. 1836. XX u. 464 S. gr. 8. (1 Thlr. 22 gr.)

Nach der Vorrede gab dem als wiffenfchaftlichen Arzt rühmlichen bekannten Vf. die Veranlaffung zu diefem Werke die grofse und ausgedehnte Ruhrepidemie, welche er zu beobachten Gelegenheit hatte, und die empfindliche Weife, auf welche bey ihrem Ausbrechen die ungenügende Bearbeitung diefer Krankheit in den medicinifchen Handbüchern bis auf die neuere Zeit herab für den in ihnen fich Rath erholenden Praktiker hervortrat, befonders aber das viele Neue und Seltfame, welches er und Andere damals an diefer Epidemie zu finden glaubten. Der Vf. erhielt auf feine Bitte von dem königl. Medicinalcollegium die fämtlichen amtlichen Berichte zur Benutzung, was zwar Viel zur Vollftändigkeit der Arbeit beytragen mufste, aber nicht wenig das Mühfame derfelben, wegen des grofsen Volumens und der inneren Verfchiedenartigkeit des Materials, erhöhte. Hiedurch fand er fich auch zu dem lobenswerthen Entfchluffe gebracht, feine Bearbeitung in zwey Theile zu theilen, in einen rein factifchen, die Epidemie als etwas Gegebenes darftellenden, und in einen wiffenfchaftlichen, welcher jenes verarbeitend, dem Ganzen als Schlufsftein dienen follte.

I *Theil. Gefchichte der Ruhrepidemie, welche im Sommer und Herbft* 1834 *in Würtemberg herrfchte, nach amtlichen Quellen und zahlreichen eigenen Beobachtungen bearbeitet.* Wir müffen uns hier mit der Angabe begnügen, dafs nach der Befchreibung der geographifchen Lage des Landes und nach Schilderung der vorhergegangenen und gleichzeitigen Witterungsbefchaffenheit das verfchiedenartige Auftreten der Krankheit in allen ihren Verhältniffen nach den einzelnen Kreifen, Oberämtern u. f. w. umftändlich erörtert wird. Wir wenden uns fogleich zu dem vom Vf. S. 176 gegebenen Rückblick, und entnehmen daraus, dafs die befprochene Epidemie ungefähr im Juli begann, und fich bis zum December fortzog, dafs fie beftimmt die Richtung von N.W. nach S.O. verfolgte, und von den niederen Landestheilen, namentlich dem Flufsgebiete des Neckars, allmälich nach den höher gelegenen Orten fortfchritt, bis fie auf der rauhen Alb und in den Donaugegenden erlofch. Sie hielt fich in keinem Orte längere Zeit, als 4 Monate, in keinem kürzere, als 1 bis 1½ Monat, überhaupt aber ftanden Dauer, Extenfität und Intenfität nur felten in geradem Verhältniffe gegen einander. Auch in pathologifcher Hinficht bot fie alle möglichen Modificationen; doch trug fie neben dem rheumatifchen gröfstentheils den gaftrifch-nervöfen Charakter, fo dafs man fie recht gut für eine höher gefteigerte Entwickelung des letzten erklären konnte. Die gefährlichften und fchnelltödlichen Fälle in Gefellfchaft von folchen, welche ganz der afiatifchen Cholera glichen, fielen in eine Zeit, in welcher eine den Tropenländern ähnliche Hitze und Trockenheit herrfchte, während die Krankheit fich mit dem Eintritte der Kühle minderte, und im Winter erlofch. Ferner durchlief fie meiftens einen beftimmten Cyklus, ohne darin durch irgend ein Arzneymittel geftört werden zu können. Daher kam es denn, dafs in manchen Orten gar nichts fruchten und Abhülfe leiften wollte, ja die nicht ärztlich Behandelten leichter durchkamen, als Andere. Eben fo wenig liefs fich hinfichtlich der Contagien ein beftimmtes Gefetz ausfindig machen. Das aber wurde allgemein beobachtet, dafs die meiften und fchwerften Erkrankungen in den Anfang und die Akme des jedesmaligen Auftretens fielen, fo wie dafs Männer und Kinder vorzugsweife litten, obgleich kein Gefchlecht und kein Alter ganz verfchont blieb. — Diefen erften Theil befchliefst eine Tabelle über die ftatiftifchen Verhältniffe der Seuche.

II *Theil. Die Ruhr; eine Monographie.* Literatur von Hippokrates bis auf die neuefte Zeit (fehr zahlreich). *Kap. I. Allgemeine Befchreibung der Ruhr.* Sie beginnt, nach Angabe der fynonymen Benennungen, mit der Definition oder vielmehr Erklärung des krankhaften Zuftandes, welchen man Ruhr nennt, und erörtert dann die mehr gefchichtlichen, geographifchen und allgemeinen Beziehungen derfelben. Schon von Hippokrates gekannt, kehrte fie, ohne einen beftimmten Typus einzuhalten, in verfchiedenen Zeiten wieder, um dann wieder längere oder kürzere Zeit ganz zu verfchwinden. Man beobachtete fie nicht nur in allen Ländern Europa's, fondern beynahe auf dem ganzen Erdball, in manchen

Gegenden auch endemisch. Sie liebt zwar in Städten tiefer gelegene Gegenden, in welchen sie auch gern zuerst auftritt, jedoch scheint sie Flussgebiete zu fliehen. Es gehen meistens mit ihr verwandte Krankheiten ihrem Ausbruche voraus, sie complicirt sich aber auch öfter mit anderen Epidemieen. Eine bestimmte *Constitutio dysenteria*, d. h. eine besondere Receptivität für dieselbe, und gewisse Sensationen, welche einzelnen Symptomen der Krankheit ähneln, selbst bey ganz Gesunden, finden sich überall, wo sie herrscht; sie befällt auch Thiere. *Kap. II. Specielle Beschreibung, Nosographie der Ruhr.* Der Vf. stimmt mit Recht nicht für die Annahme einzelner Stadien, da dieselben in der Natur wirklich nur selten abgegrenzt vorkommen. So nimmt er auch keine Vorboten an, denn sie zeigen sich nur selten, die dann und wann erscheinenden werden aber beschrieben. Nach der sehr naturgetreuen Schilderung der einzelnen Symptome findet jedes noch besonders seine Würdigung und Erörterung. In gleicher Art wird das Bekannte über die Dauer, Krisen, Nachkrankheiten, Metastasen und Metaschematismen (hier ist die chronische Ruhr besonders gut geschildert), Complicationen angeführt. Als verschiedene Arten und Formen der Ruhr statuirt der Vf. folgende: 1) die erethische, 2) die rheumatische, 3) die entzündliche, 4) die gastrische, *a*) die gallige, *b*) die schleimige, *c*) *verminosa*, 5) die intermittirende, 6) die typhöse, *a*) die eigentlich typhöse, *b*) die nervöse oder secundär typhöse, 7) die paralytische. Dazu kommen noch: die Ruhr der heissen Länder, die hepatische, scorbutische und chronische Ruhr. Uns sagt diese Eintheilung der Ruhr keinesweges zu, wie wir uns denn überhaupt nicht mit solchen gesuchten, unnatürlichen und oft sogar logisch unrichtigen, aber leider nur zu sehr in Gebrauch gezogenen Classificationen der Krankheiten befreunden können. Jede Ruhrepidemie hat ihren durch äussere Verhältnisse bestimmten Charakter und Form, dann aber auch ihre individuellen Complicationen; keinesweges berechtigt es jedoch, wenn sich Wurmbeschwerden, wenn sich Rheumatismus u. s. w. mit der Ruhr verbindet, sogleich eine *Dysenteria verminosa*, *rheumatica* u. s. w. anzunehmen. Auch beschreibt der Vf. die Ruhr unter den Thieren, als sogenannte Ruhrseuche der Rinder und Lämmer. Den Schluss dieses Kapitels machen die Resultate der Leichenöffnungen; sie werden nach der anatomischen Lage aufgezählt, und bilden einen der werthvollesten Theile des ganzen Werkes. In der Schädelhöhle findet man theils verschiedenartige Exsudationen, theils Congestionen, theils Erweichung, die Nervenstämme aber normal; in der Brusthöhle Ergüsse auf Pleura und Herzbeutel, Blutcoagula im rechten Herzventrikel (wahrscheinlich nur Folgen von Complicationen oder Agone); in der Bauchhöhle, dem hier wichtigsten Theile, seröse Ergiessungen, das Netz verschieden entartet, die Mesenterialdrüsen degenerirt, die Venen angeschwollen, verdickt, voll von blauschwarzem, schaumigem Blute, den Darmcanal selbst, manchmal ganz normal, manchmal geröthet und bis zum Schwarzen in allen Nüançen gefärbt, besonders im Kolon. Die sehr verschieden vorkommenden Entartungen seiner inneren Fläche, Röthung, plastische Producte, Verschwärung, Brand u. s. w. erstrecken sich fast immer vom Magen bis zum After, sind aber stets gegen unten hin am meisten entwickelt. Alle diese Abnormitäten kommen gewöhnlich unter den wechselndesten Nüançen und Verbindungen in einer jeden Leiche vor. Die Milz fand man grösstentheils leichter und kleiner, die Gallenblase grösser und voller, als ausserdem. *Kap. III. Ursachen der Ruhr, Aetiologie.* Wie schon erwähnt, ist die Prädisposition eine mehr allgemeine, welche natürlich durch schon vorhandene Unterleibsleiden, Plethora, Hypochondrie, Hysterie, selbst Schwangerschaft, ferner durch Geneigtheit zu Verkältungen sehr erhöht wird. Unter den veranlassenden Momenten spricht der Vf. auch von dem Genusse des Obstes, und wir sind ganz mit ihm einverstanden, und durch viele eigene Erfahrungen fest davon überzeugt, dass Obst an und für sich und im reifen Zustande nicht nur unschädlich, sondern selbst heilsam bey dieser Krankheit sey, wogegen halbreifes, wässeriges und schlechtes alle die Schmähungen verdient, welche man von jeher gegen dasselbe ausstiess, wie blähende Gemüse, sauere, verdorbene Getränke und schlechtes Trinkwasser. Entscheiden wollen wir übrigens noch keinesweges, ob der Umstand, dass in solchen Jahren, in denen die Ruhr herrschte, auch das Obst misrathen war, was Rec. nun schon oft bemerkte, ein bloss zufälliger, oder ein einflussreicher und bedingender für die Ruhr sey. Nächst diesem erörtert der Vf. noch die wichtige Frage über die Ansteckung. Ein bestimmtes Ruhrmiasma leugnet er, eine ansteckende Kraft aber kann man ebenso, wie bey anderen Epidemieen, weder unbedingt ableugnen, noch annehmen. Was er ausserdem noch von dem Ruhrcontagium und seiner Entwickelung sagt, lässt sich zwar vertheidigen, keinesweges aber als ganz ausgemacht annehmen, da es auf einer zu hypothetischen Basis beruht. Ferner ist er der sehr richtigen Meinung, dass das Contagium, wo es sich wirklich entwickelt, nicht nur durch die Excremente, sondern auch durch Exhalation der Lungen und Haut sich verbreitete. — Wir kommen nun zu dem wichtigsten *IV Kap.*, *Wesen der Ruhr*, *Nosogenesis.* Sehr zweckmässig führt der Vf. zuerst die bisher ans Tageslicht getretenen Theorieen an, und begleitet sie mit seinen kritischen Bemerkungen. Ihre Verschiedenartigkeit beweist, wie sehr wir hier noch im Dunkelen wandeln, und wenn auch neuerlich *C. G. Neumann* (Von den Krankheiten des Menschen, Bd. I. S. 290) sich in seiner kräftigen Weise so unbedingt für die Annahme von Entzündung der Nervenhaut der Dickdärme ausspricht, so kann er doch auch damit nicht jeden ferneren Zweifel ausschliessen. Nicht allein der Leichenbefund, nicht allein die Symptome können uns aufklären, und zu bestimmten Annahmen berechtigen. So lange wir nicht eine

Theorie erhalten, welche nicht nur durchaus keines aller Momente unerklärt läſst, ſondern nach allgemein gültigen phyſiologiſchen Grundſätzen zu deuten vermag, dürfen wir uns auch nicht von dem Glauben täuſchen laſſen, als ſeyen wir mit dem Weſen der Ruhr im Reinen. Auch unſer Vf. brachte uns in dieſem Puncte nicht viel weiter, ſo ausführlich er ihn erörtert. Seine Theorie bleibt eben ſo ſehr nur ein Erklärungsverſuch, wie alle bisherigen; wir müſſen ihm aber das Zeugniſs geben, daſs er dieſelbe ſelbſt mit aller Beſcheidenheit nicht als etwas Höheres geltend machen wollte. Die in dieſer Beziehung ausgeſprochenen Anſichten deſſelben ausführlicher mittheilen und näher erörtern zu wollen, fehlt es uns an Raum; doch mögen uns einige ganz kurze Andeutungen vergönnt ſeyn. Der Vf. ſagt S. 369: „Das Weſen der Ruhr beruht auf einem eigenthümlichen, durch äuſsere Schädlichkeiten verſchiedener Art und durch Contagium veranlaſsten Erkranken der in der Bauchhöhle verbreiteten Geflechte des ſympathiſchen Nervenſyſtems.“ Wir geſtehen dem Vf. die Möglichkeit und Annehmbarkeit ſeiner Anſicht gern zu, wäre er nur im Stande geweſen, uns bey ſeiner verſuchten näheren Begründung obigen Ausſpruches gediegenere und haltbarere Beweiſe zu liefern. Denn ein bloſses Zuſammentragen aller möglichen Bauſtücke aus den verſchiedenen, theils phyſiologiſchen, theils naturphiloſophiſchen, theils humoralpathologiſchen Syſtemen kann uns keinesweges überzeugen; und doch war gerade der Vf., in dem wir einen wiſſenſchaftlichen Arzt verehren müſſen, da er ſo vielfache Gelegenheit hatte, ſeine Anſichten durch das Studium der Natur zu befeſtigen, dazu befähigt, hier etwas Befriedigendes zu geben. Am Ende ſeiner Unterſuchung wiederholt derſelbe S. 379, daſs ihm die Ruhr eine Neuropathie ſey, welche beſonders in der Ausbreitung der Gangliennerven, da, wo dieſe mit der Darmſchleimhaut verſchmelzen, ihre Rolle ſpielt. Im noſologiſchen Syſteme glaubt er ſie in der Reihe der acuten Krankheiten am ſchicklichſten neben Typhus, Cholera, Gaſtromalacie, Keuchhuſten und Croup (?), in der der chroniſchen neben Intermittens, Hypochondrie, Hyſterie, Arthritis und Hämorrhois ſtellen zu dürfen, was er theils mit gröſserem, theils mit geringerem Glücke weiter ausführt. Das *V Kap.: Erkenntniſs der Ruhr*, *Diagnoſe*, enthält die Namhaftmachung verſchiedener Krankheitsſymptome, welche Veranlaſſung zum Verwechſeln mit Ruhr geben könnten, und verdient alles Lob, nicht minder: *Kap. VI. Vorherſage in der Ruhr*, *Prognoſis;* nach den verſchiedenen Epidemieen, Formen, Symptomen, der Conſtitution und dem Verhalten der Kranken gründlich abgehandelt. Der Vf. machte die Bemerkung, daſs Schmerz, welcher ſich mehr gegen den Magen heraufzieht, immer bedenklich iſt, daſs Erbrechen um ſo ſchlimmer iſt, je ſpäter es eintritt; blutiges iſt meiſtens tödtlich. Unter die ungünſtigen Symptome gehören ferner: trockene, rothe oder ſchwärzliche Zunge, Halsbeſchwerden, Schluchzen und alle nervöſen, beſonders lähmungsartigen Zeichen; Aphten, Frieſel und Würmerabgang ſind weit öfter unheilbringend, als kritiſch. — Mit groſser Ausführlichkeit nicht nur, ſondern auch mit groſsem Fleiſs und ſehr zu lobender Umſicht iſt verfaſst das *VII Kap.: Heilung der Ruhr*, *Therapie*. Es wird jedes einzelne der bisher empfohlenen zahlreichen Arzneymittel nach ſeiner gröſseren oder geringeren Wirkſamkeit durchgegangen. Der Vf. hält beſonders die entleerende und die beſänftigende Methode für anwendbar; die erſte beſchränkt ſich nur auf den Anfang der Krankheit, und meiſtens auf Ipecac. als Brechmittel; das von den Engländern als ſolches empfohlene *Vitr. antimon. cerat.* wird mit Recht als ein ſehr heftig und doch unſicher wirkendes Mittel verworfen; Abführmittel, unter denen hier beſonders Rheum in den verſchiedenſten Verbindungen das paſſendſte wäre, ſind anfangs überhaupt weniger indicirt, und wirken ſchon etwas zu reizend, weſshalb ſie ſich mehr für die chroniſche Form eignen. Bey der beruhigenden Methode ſteht mit Recht das Opium oben an, deſſen ausgezeichnete Wirkſamkeit auch hier beſtätigt wird. Es paſst, die gallige ausgenommen, beynahe für alle Formen der Krankheit; eben ſo die Ipecac. in kleinen Gaben: auſserdem werden Simaruba und alle ſchleimig-bitteren Adſtringentia unter den gehörigen Cautelen empfohlen; Bolus und Alaun ſind verwerflich. Rec. freute es, auch vom Vf. erkannt zu ſehen, wie wenig im Ganzen die *Nux vomica* fruchtet, und wie wenig die nach dem gewöhnlichen Schlendriane der Handbücher gerühmten Klyſtiere, und beſonders die Kataplasmen, überhaupt nur angewendet werden können. Zweckmäſsig ſind die diätetiſchen Vorſchriften, beſonders die, den Kranken ſo lange wie möglich von jedem Speiſegenuſs abzuhalten. Am begierigſten war Rec., etwas über die Reſultate der Anwendung des Brennneſſelſamens, welcher von Würtemberg aus beſonders empfohlen war, zu vernehmen; er hatte ihn ſeitdem ſelbſt mehrfach angewendet, nie aber irgend eine Wirkung von dieſem faſt indifferenten Mittel geſehen. Daher war es ihm ein Troſt, daſſelbe in dieſer Schrift zu leſen, denn auch der Vf. läſst dieſes Mittel höchſtens als unſchädliches Getränk gelten. — Es folgt die Therapie der einzelnen Arten der Ruhr. *Kap. VIII. Verhütung der Ruhr*, *Prophylaxis.* Die hier gegebenen Vorſchriften drängten ſich bey den vielfachen Erfahrungen in dieſer Epidemie gleichſam von ſelbſt auf, um ſo mehr haben ſie den Charakter der Zweckmäſsigkeit und praktiſchen Brauchbarkeit.

Aus dem hier freylich nur im Umriſſe Gegebenen zeigt ſich doch gewiſs ganz ungeſucht der vorzügliche praktiſche Werth des ganzen Werkes. Es liefert uns nach ſeinem gröſseren Inhalte ein mit kunſtgerechtem Pinſel gezeichnetes Naturgemälde, an welchem nur hie und da die Staffage, d. h. die ſchon bezeichneten theoretiſchen Excurſionen, Einiges ausſetzen laſſen. — Werthvoll bleibt es trotz dem immer, und verdient alle mögliche Empfehlung, beſonders da die Geſchichte epidemiſcher Krankheiten für

den denkenden Arzt ſtets lehrreich und intereſſant bleibt, das genaue Studium jeder Epidemie aber uns über das noch räthſelhafte Weſen eines ſo wichtigen Naturproceſſes jedenfalls doch etwas aufklären kann. Eine beynahe zu groſse Ausführlichkeit, die manchmal an das Breite grenzt, und damit verknüpfte öftere Wiederholungen abgerechnet, iſt die Darſtellung lebendig und gewandt. Der etwas weitläuftige, aber um ſo deutlichere Druck iſt correct, und überhaupt die äuſsere Ausſtattung gut.

— r.

STAATSWIRTHSCHAFT.

Stuttgart, b. Brodhag, Amsterdam, b. Diederichs: *Geſchichtliche Darſtellung der niederländiſchen Finanzen vom Amfange des J.* 1830 *bis Ende* 1833. Mit einigen Betrachtungen über das niederländiſche Grundgeſetz, von *W. F. Oſiander.* 1834. VIII und 256 S. (1 Thlr. 4 gr.)

Der Vf. kritiſirte ſchon früher die niederländiſche Finanzverfaſſung, und dieſsmal mit einer würdigen Offenheit, die nur die Sache und keinesweges Perſönlichkeiten angreift. Eben ſo richtig und wahr iſt die Rüge der oft verletzten und der Wirklichkeit der Miniſtermacht zu leicht preisgegebenen Grundverfaſſung. Schade, daſs im reichen Holland, in Folge der bisher ſtets wachſenden übergroſsen Staatsſchuld im Vaterlande, deſſen einheimiſche Regierung zu weit höheren Zinſen Credit findet, als fremde Staaten. Der König iſt an ſich einer der wohlwollendſten Monarchen, aber wie es ſcheint, wie manche frühere Oranier, voll Zutrauen zur Ariſtokratie, ſo viel ſie auch dieſem Hauſe bisweilen Verdruſs erregte, und Feindſchaft erzeugte, und ſo wenig geneigt ſie war, ſeine gewiſs wohlgemeinten patriarchalen Regierungsideen in conſtitutionelle Feſſeln zu ſchmiegen, ſo wenig auch die, von ihm ſelbſt ausgegangene Landesverfaſſung ſeine Regentenrechte beſchränkt. Der nämliche Fürſt, welchen Belgien ſo unerwartet verwarf, iſt der uneigennützigſte Gutsherr, und vielleicht der muſterhafteſte in Schleſien und in Poſen, wo alles Gute von ihm ſelbſt ausgeht, aber bey ſeiner unleugbaren Landesväterlichkeit zu feſt, die einmal gefaſsten Anſichten in der Ausführung ruhen laſſen, wenn ſie auch der groſsen Mehrheit der Unterthanen, die man Faction nannte, nicht zweckmäſsig ſchienen. Nach der Revolution, welche Frankreichs Scepter verdrängte, war eine zu zahlreiche hochbeſoldete Civil- und Militär-Beamtung in beiden Niederlanden durch die Miniſter organiſirt worden, und die Einnahme der Finanzen blieb ſtets unter der Ausgabe in einem Staate, deſſen Monarch perſönlich ein ſparſamer Haushalter iſt. Die Zunahme der Schulden hat noch immer nicht aufgehört, und während die Auseinanderſetzung mit Belgien ſich verſpätet, dauert ſogar das zu kühne Syſtem fort, jährlich 5 Millionen Gulden der 2½ Procent Integralen einzulöſen, und dafür eben ſo viele Millionen der verſchobenen Schuld wieder eintreten zu laſſen, was die Praxis des wachſenden Deficits nicht erlaubt. Wegen des Amortiſſementsſyndicats iſt übrigens die jetzige Staatsſchuld ein undurchdringliches Geheimniſs in einem conſtitutionellen Staate, und die endliche Trennung der belgiſchen und der holländiſchen Staatsſchuld dem Staate höchſt nöthig. Weder Antwerpen, noch Bremen und Hamburg werden jemals den holländiſchen Wechſel- und Zwiſchen-Handel ſeine vormalige Ausdehnung wieder gewinnen laſſen. Die irrige Hoffnung, daſs dieſs von dem Monarchen erreicht werden könne, oder daſs es möglich ſey, ohne Zerſtörung des gegenwärtigen diplomatiſchen Syſtems in Frankreich und England, Belgien wieder zu gewinnen, was die nördlichen Niederländer keinesweges wünſchen, läſst die jetzige ungeheuere Heeresbewaffnung fortdauern, und jede ſonſt mögliche Erſparung in der Verwaltung unbenutzt, indeſs Java immer nur noch ſcheinbar die Finanzen des Mutterlandes unterſtützt. — Nach der Trennung von Belgien bedarf Holland nur eine mäſsige Land- und See-Macht, viele wohlfeile Conſeils und wenig theuere Diplomaten. Auch iſt ihm, damit es ſich nicht mit dem Continent von Neuem verwickele, die Entäuſserung Luxemburgs an eine Secundogenitur ſehr zu empfehlen. Dann wird es ſeine Ausgaben und die drückenden Auflagen an ſeinen Staat bedeutend verringern können. Zu der ungeheueren von Napoleon ſehr reducirten Staatsſchuld gelangte Holland durch ſein lange fortgeſetztes Syſtem, in Europa's Angelegenheiten eine entſcheidende Rolle ſpielen zu wollen. Dieſes unheilvolle Syſtem für die Mächte zweyten Ranges muſs aufgegeben werden, und die Krone jede vermeidliche Allianz aufgeben, und ſich bloſs mit dem inneren Glücke ihrer ihr anhänglichen Unterthanen beſchäftigen. So ſprach ſich jüngſt ein patriotiſcher, ſeinem Könige mit ganzer Seele ergebener Schriftſteller in einem vielgeleſenen Blatte aus.

X.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 7.

ERDBESCHREIBUNG.

PRAG, b. Calve: *Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse.* Eine Uebersicht des Neuesten und Wissenswürdigsten im Gebiete der gesamten Länder- und Völker-Kunde. Herausgegeben von *Johann Gottfried Sommer.* Für 1837. Funfzehnter Jahrgang. Mit 7 Stahltafeln. CLIX u. 289 S. 8. (2 Thlr.)

Der die Schriften des Vfs. auszeichnende emsige Fleiss, die ruhige Haltung und die würdevolle Sprache sind auch in diesem Werke unverkennbar, und so wird auch dieser neue Jahrgang desselben zu einer erweiterten Verbreitung geographischer Kenntnisse Vieles beytragen. Ganz besonders eignet sich hiezu die als Einleitung vorangehende allgemeine Uebersicht der neuesten Reisen und geographischen Entdeckungen. Es beginnt diese da, wo der vorjährige Jahrgang den Faden fallen liess. Wir erfahren nun hier, dass Capitän *Back* von seiner Landreise nach den nordamerikanischen Küsten des Eismeeres zurückgekehrt ist, und welchen Gewinn für die Wissenschaft diese gehabt hat; ferner, dass über das Schicksal des französischen Seelieutenants *Julius v. Blosseville* und seines Schiffes Lilloise immer noch die gröste Ungewisheit herrscht, und endlich erhalten wir Nachricht von der neuen Reise des Capitäns Sir *James Ross* nach dem Baffinsmeere, zur Aufsuchung der 11 vermisten Wallfischfänger. *John Irving* hat im Jahre 1835 Nachrichten über verschiedene Indierstämme im westlichen Theile des Gebiets der vereinigten Staaten, namentlich über die Panis, bekannt gemacht. Mittheilungen werden gemacht über den Theil Neufoundlands, welcher jenseits des unmittelbaren und am gewöhnlichsten von den Kabliaufängern besuchten Gebietes von St. Johns liegt. Capitän *Robinson* sagt über diese zeither noch so wenig gekannte Gegend: „Das Klima ist schlecht; es friert das ganze Jahr. Die Häfen sind gut; aber der Grund ist überall felsig. Die Schiffe müssen, sobald sie ankommen, sich sogleich einen Garten in der Wolfsbai anlegen. Das Getreide wird nicht reif, aber man weiss es grünzu geniessen" u. s. w. Neuere Nachrichten über Neufoundland enthält das Tagebuch eines englischen Missionärs, Namens *Wix*, welches im April 1836 zu London gedruckt worden ist. Ueber Porto-Rico, diese schöne Insel Westindiens, welche mit Cuba das Einzige ist, was die spanische Krone noch in Amerika besitzt, erfahren wir Umständliches und Neues durch eine Beschreibung, welche der als Obrist in spanischen Diensten stehende Engländer *Flinter* herausgegeben hat. Zur weiteren Aufnahme der westlichen Küsten von Amerika ist, im Auftrage der britischen Regierung, der durch seine Reise nach der Beringsstrasse bekannte Capitän *Beechey* in den letzten Tagen des Jahres 1835 von England aus unter Segel gegangen. Er hat sich um das Cap Hoorn unmittelbar nach dem stillen Meere begeben, und wird die Aufnahme der amerikanischen Küste von dem Puncte aus fortsetzen, wo Capitän *Fitzroy* seine Arbeiten beendigt hat. Der französische Physiker *Boussingault* ist seit dem Sommer 1831 mit Bereisung der Anden und insbesondere mit wissenschaftlichen Forschungen über die Vulcane von Quito beschäftigt gewesen, und befand sich im Decbr. 1831 in Rio Bamba, von wo aus die Besteigung des Chimborasso erfolgte. Die im vorigen Jahrgange des Taschenbuchs angekündigte Unternehmung des preussischen Naturforschers *R. G. Schomburgk* jenseits der Grenzen des britischen Guyana erfreut sich eines glücklichen Fortganges. Die Expedition verliess George-Town am 21 Septbr. 1835, und den Hafen, welcher die Vereinigung des Cuyani mit dem Essequibo bildet, am 11 Octbr. Die Reise des französischen Kaufmanns *Isabelle* gewährt Aufklärung und Licht über die Banda-Oriental oder die jetzige Republik Uruguay Südamerika's. Eine der wichtigsten Reisen, welche in neuester Zeit die Erforschung des südlichen Amerika's zum Gegenstande gehabt haben, ist diejenige, welche in den Jahren 1834 und 1835 von den Engländern *Smyth* und *Lowe* unternommen worden ist. Die Pampa del Sacramento soll ein schöner und fruchtbarer, von Norden nach Süden ungefähr 300 Meilen langer und 100 Meilen breiter Strich seyn.

Im südlichen Afrika ist Dr. *Smith*, Anführer der nach dem Inneren dieses Erdtheils, jenseits der britischen Capcolonie unternommenen Expedition, von seiner Entdeckungsreise zurückgekehrt; indessen ist die Beschreibung derselben noch nicht im Druck erschienen. Der als Zoolog bekannte englische Naturforscher *Steedman* hat Wanderungen und Abenteuer im Inneren von Südafrika herausgegeben, welche

nicht allein in naturhiſtoriſcher, ſondern auch in geographiſcher Hinſicht merkwürdig und belehrend ſind. Er bemerkt in Hinſicht der geographiſchen Kenntniſſe vom ſüdlichen Afrika Folgendes: „Die Entdeckungen haben ſich vom Vorgebirge der guten Hoffnung aus bereits ſehr tief in das Innere des Feſtlandes jenſeits der Colonie-Grenzen ausgedehnt.“ In der Sitzung der Londner geographiſchen Geſellſchaft am 23 Mai 1836 iſt ein Auszug aus dem Tagebuche des Capitäns *Smee* von der oſtindiſchen Marine vorgeleſen worden, welcher 1811 eine Reiſe an der Oſtküſte von Afrika, vom Cap Guardafui ſüdwärts bis zur Inſel Zanzibar, gemacht hat. Zur genaueren Erforſchung der Weſtküſte Afrika's iſt am Schluſſe des Jahres 1835 das engliſche Schiff Aetna unter den Befehlen des Capitäns *Vidal* von England aus unter Segel gegangen. Dieſe Expedition wird die Aufnahme der Küſte vom Sherboro-Fluſſe bis zur Bai Corſico fortſetzen, eine Strecke, welche die ganze Goldküſte, die Körnerküſte u. ſ. w. in ſich begreift. Eine merkwürdige Erſcheinung iſt die Schrift des Engländers *Rankin* über die allgemein als höchſt ungeſund bekannte britiſche Niederlaſſung Sierra Leone an der Weſtküſte von Afrika. In der am 11 April 1836 gehaltenen Sitzung der Londoner geographiſchen Geſellſchaft wurden Nachrichten von einem gewiſſen *Beucerſt* mitgetheilt, welcher auf einem Dampfboote der Niger bis Attacula, etwa 200 engl. Meilen von der Mündung, hinauf gefahren iſt. Die Ergebniſſe dieſer Expedition ſind im höchſten Grade befriedigend; auch wurde in derſelben Sitzung angezeigt, daſs auch Briefe von dem Reiſenden *Daviſon* aus Marokko ſehr günſtige Berichte enthalten. Ueber den Reiſenden *Hanegger* aus Donauſchingen, welcher den abenteuerlichen Plan gefaſst hatte, von Tunis aus durch das Innere von Afrika bis nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu reiſen, iſt wenig Näheres bekannt geworden. Von der gröſsten Wichtigkeit für die Kenntniſs der ägyptiſchen Alterthümer iſt die in den Jahren 1828 u. f. unternommene Expedition franzöſiſcher und toscaniſcher Gelehrten, unter Anführung *Champollions* d. J. und des Profeſſor *Roſelini* aus Piſa, geweſen. Der bekannte Miſſionär *Wolff* iſt im Januar 1836 von Malta nach Alexandrien abgereiſt, um eine groſse Reiſe durch Aegypten und Nubien nach Abyſſinien zu unternehmen, und Juden und Muhammedanern das Evangelium zu predigen. Die geographiſche Ausbeute iſt hiebey ſehr gering geweſen. Die bereits ſeit dem Anfange des Jahres 1835 in allen europäiſchen öffentlichen Blättern vielfach beſprochene Euphrat-Expedition hat zwar zunächſt nur einen mercantiliſchen Zweck; man will nämlich engliſcher Seits den Verſuch machen, zwiſchen Groſsbritanien und Oſtindien auf dem möglichſt kürzeſten Wege eine Verbindung durch Dampfſchiffe ins Werk zu richten. Indeſſen ergiebt ſich aus den bereits eingelaufenen Nachrichten, daſs dieſe Unternehmung auch von groſsem Nutzen für die geographiſche Kenntniſs von Syrien, Meſopotamien und Irak-Arabi geweſen iſt. Die Wittwe des vormaligen britiſchen Reſidenten zu Bagdad, *Ch. J. Rich*, hat zu London aus den von ihrem Gatten hinterlaſſenen Papieren ein wichtiges Werk über deſſen Aufenthalt und Reiſen in den öſtlichen Paſchaliks der aſiatiſchen Türkey und in Perſien herausgegeben. In Neu-Holland ſind neuerdings fruchtloſe Verſuche gemacht worden, in das unbekannte Innere dieſes Erdtheils einzudringen. Der britiſche Major *Mitchell* hat im April 1825 an der Spitze einer Geſellſchaft von 24 Mann von Neu-Süd-Wales aus eine Reiſe nach dem Inneren unternommen.

Dieſs ſind die hauptſächlichſten Puncte, auf welche der Vf. bey der Aufſtellung der neueſten Entdeckungen ſein Augenmerk gerichtet hat. Klarheit im Vortrage und nur eine gemeſſene Beſchränkung auf das Wichtigſte zeichnen, wie in den früheren Jahrgängen, auch dieſen Aufſatz aus.

Gewiſſermaſsen einen zweyten Theil des Taſchenbuchs bilden ſechs geographiſche Aufſätze, deren Auswahl das Publicum, gleich wie den Rec., ſehr befriedigen wird. Es galt nämlich hier, aus der groſsen Menge literariſcher Erſcheinungen nicht allein das Wiſſenswertheſte herauszuheben, ſondern dabey auch den Zeitgeiſt und die vorherrſchenden Anſichten zu berückſichtigen. Die einzelnen Aufſätze führen folgende Ueberſchriften: I. Streifzüge durch einige Länder am indiſchen Ocean, nach *Caunter;* II. Altes und Neues in Andaluſien; III. die Inſeln Triſtan da Cunha; IV. Moskau, nach *de Buſſiere*, *Ritchie* und *Erman;* V. Künſte und Gewerbe der Chineſen, nach *Davis;* VI. Einiges über Haïti, nach *Hanna*. Sieben köſtliche Stahlſtiche begleiten dieſe werthvollen Gaben, die ſich auf folgende Gegenſtände beziehen: 1) Eingang des Hafens von Maskat (aus dem *Oriental Annal* 1836); 2) die Domkirche von Sevilla (aus dem *Landscape Annual for* 1836); 3) Eingang des Geſandtſchafts-Saales im Alcazar zu Sevilla (ebendaher); 4) das St. Nicolaus-Thor des Kreml in Moskau (aus *Heath's Picturesque Annual* 1836); 5) Bewäſſerungsart der Chineſen (aus *Davis: The Chinese*); 6) Reiſsmühle der Chineſen (ebendaher); 7) Kettenpumpe der Chineſen (ebendaher).

Möge der ſo fleiſsige und thätige Vf. ſich ferner geographiſchen Unterſuchungen unterziehen, und dadurch zur Verbreitung und Erweiterung dieſer Wiſſenſchaft immer mehr beytragen!

C. v. S.

Karlsruhe und Leipzig, in Creuzbauers Kunſt-Verlag: *Die claſſiſchen Stellen der Schweiz und deren Hauptorte in Originalanſichten dargeſtellt*, gezeichnet von *Guſt. Adolph Müller*, auf Stahl geſtochen von *Henry Winkles* und den beſten engliſchen Künſtlern. Mit Erläuterungen von *Heinrich Zſchokke*. Erſte Abtheilung. 1836. In farbigem Umſchlag. 45 Taf. 216 S. gr. 8. (5 Thlr.)

Wir haben ſchon einige ſchöne Werke angezeigt, welche man der Thätigkeit des Kunſtverlags des

Herrn Creuzbauer verdankt; auch das vorliegende ist ein schönes Album für alle Freunde der Schweiz.

Da die Abbildungen eigentlich die Hauptsache sind, so haben wir von diesen zuerst zu reden. Der Angabe nach sind sie von Hn. *Müller* gezeichnet, wir finden aber auch manche darunter von *Archer* und *Brown*. Wie dem aber sey, die Haltung ist gleich, man kann mit der malerischen Auffassung sowohl, als mit der Ausführung zufrieden seyn. Die Beleuchtung ist in der Weise ausgeführt, wie es, möchten wir sagen, jetzt die Mode mit sich bringt. Daher finden wir denn auch hier meist eine dunkele Luft mit gewaltigen Gewitterwolken oder scharfen Sonnenblicken, wodurch denn allerdings ein dem Auge wohlthuender Effect hervorgebracht wird, abgesehen davon, dass dergleichen Lüfte in der Schweiz nichts Seltenes sind.

Was den Stich betrifft, so wäre es überflüssig, viel davon zu sagen, weil die englischen Stahlstiche in Deutschland hinlänglich bekannt sind. Die gegenwärtigen aber tragen demnach eben so die Mängel derselben an sich, als die gleiche Vollkommenheit. Ueberall die feinste Ausführung, mitunter etwas manirirt, doch immer so, dass das Meiste nur dem schärfer blickenden Kenner auffält, dagegen von dem Liebhaber und Laien kaum bemerkt werden dürfte. Wir rechnen dahin die harten Schraffirungen in den Lüften, z. B. in den Blättern der Klöensee, Basel u. s. w., die gar zu merkbare Nachhülfe, z. B. in den Blättern Tells Kapelle, Winkelrieds Brunn u. s. w., das schlecht punctirte pockennarbige Fleisch an den Figuren auf letztem Blatt und die übermäsig langen unnatürlichen Reflexe der Schiffe, namentlich auf dem Blatte Zug.

Die Erläuterungen von *Zschokke* sind, wie Alles, was aus der Feder dieses geistreichen Schriftstellers kommt, höchst interessant. Allgemeine Betrachtungen über die Schweiz, Andeutungen ihrer Geschichte, geographische und statistische Angaben, durchwebt mit manchen anziehenden Anekdoten und Erzählungen, und gewürzt mit mancherley ernsten, scharfen und treffenden politischen Bemerkungen, bilden den Inhalt. So stellt z. B. der Vf. mit wenigen kräftigen Federzügen das Bild des politischen Zustandes der Schweiz und seiner verschiedenen Veränderungen seit der Zeit vor dem Jahre 1798 bis jetzt dar. Aber auch merkwürdige Stellen und Ansichten weiss der Vf. mit anziehenden Bemerkungen zu begleiten. So Folgendes aus der Schilderung des Bades Pfäffers: „Im Winter aus dem Abgrund emporsteigende Dampfwolken mussten bald zur Entdeckung der warmen Quellen führen. Allein urkundlich wird ihres Daseyns erst im Jahr 1050 gedacht, als Kaiser Heinrich III dem Kloster das Eigenthum des Gesundbrunnens bestätigte. Dreyhundert und zwey und dreyssig Jahre später lieh der Abt des Klosters noch das Bad, bey dem sich bloss eine kleine Hütte mit Küche und Stube befand, um 6 Gulden und mit der Bedingung aus, dass die Personen des Gotteshauses Pfäffers das „Wildbad" unentgeltlich benutzen könnten. Freylich die Benutzung war damals nicht nur ziemlich mühselig, sondern auch lebensgefährliches Wagestück. Denn man musste sich an Seilen zwischen den Klippen in die Tiefe hinunterlassen; dann zwischen den Felsen die Tamina aufwärts kriechen, bald von Seilen gehalten, bald auf Leitern und hängenden Brücken bis zu den Quellen, wo man eine Woche lang im Wasser liegen blieb, darin ass und trank und schlief, bis jeder der verzweifelnden Cur müde ward, oder sich genesen glaubte. Wo heutiges Tages die Badehäuser in einem künstlich erweiterten Platze der Felsenspalte liegen, wurden erst im Jahr 1630 Hütten aufgeschlagen, dann (im J. 1716) die jetzigen Gebäude vollendet, zu denen das Badewasser in Röhren von der Quelle geleitet wird, fast 700 Schritt weit. Es ist der Mühe werth, durch das etwas grauenhafte Helldunkel der engen Schlucht bis zum Ursprunge der Quelle zu wandern. Es ist ein Gang, als wär es ein Weg durch die geborstene Erdrinde zum Orkus, oder zu den unterirdischen Palästen der Gnomen. Doch möchte ich ihn nicht dem unsicheren Fuss ängstlicher Frauen, unbehutsamer Kinder, oder ungelenker Männer empfehlen, sondern nur denen, welche schwindellos etwa, wenn sie kein höheres Interesse ruft, von Zeit zu Zeit starke Gemüthserschütterungen bedürfen, um ein in Uebersättigung erschlafftes Gemüth aufzuregen, oder welche Brennstoff für die erkaltete Phantasie nöthig haben, oder auch wohl Bergspitzen und Gletscher erklimmen, um, mit Gefühl eigener Sicherheit, behaglich Empfindungen der Furcht und des Entsetzens zu geniessen, wie Kinder beym Hören der Gespensterund Räuber-Geschichten."

Wir zweifeln nicht, dass dieses Werkchen so vielen Beyfall finden wird, dass weder Verleger, noch Redacteur lange auf die Fortsetzung warten lassen werden.

Auch Papier und Druck des Textes sind sehr schön.

— pict. —

Heidelberg, Frankfurt und Leipzig, b. Engelmann: *Neues Handbuch für Reisende in Deutschland und nach den wichtigsten Städten der Nachbarstaaten.* Nebst einem Anhang einer grossen Anzahl nützlicher und interessanter Notizen für Reisende. Nach einem eigenen Plane bearbeitet von Dr. *Fr. Wilh. Streit*, königl. preuss. Major ausser Dienst u. s. w. Mit einer Postcharte (dabey Uebersicht der Eisenbahnen). 1836. XXIV u. 730 S. 8. (4 Thlr.)

Sieht man davon ab, dass solche Werke, wie vorliegendes, wohl niemals allen Anfoderungen an Vollständigkeit entsprechen können, und dass die mannichfaltigen und ununterbrochenen Umgestaltungen, das Sinken und Steigen so vieler Dinge, ununterbrochene Verbesserungen und Berichtigungen nöthig machen: so gehört dieses Handbuch für Reisende unter die ausgezeichneteren, nicht allein in quantitativer, sondern auch in qualitativer Hinsicht, und kann, in

unserer reiselustigen Zeit, ein entschiedenes Bedürfniss befriedigen. Wir entlehnen, um den so reichen Inhalt nur einigermassen zu bezeichnen, aus dem Inhaltsverzeichnisse folgende Hauptabschnitte: *A.* Routen, bey welchen Berlin als Centralpunct; *B.* Routen, bey welchen Braunschweig als solcher angenommen ist; *C.* Routen von Breslau, *D.* von Dresden, *E.* von Frankfurt a. M., *F.* von Hamburg, *G.* von Cassel, *H.* von Karlsruhe, *I.* von Leipzig, *K.* von München, *L.* von Stuttgart, *M.* von Wien aus. Im Anhange befindet sich I. ein Nachtrag einiger Routen; II. ein Extrapost-Tarif; III. eine Uebersicht der vorzüglichsten Wassergelegenheiten; IV. ein Zusatz zu den Baseler- und Schweizer-Postnotizen; V. ein Zusatz, englische Münzen und Gewichte betreffend, und VI. ein Nachtrag einiger Gasthöfe.

Einige Stellen bedürfen jedoch künftig einer nachträglichen Berichtigung oder Ergänzung. Die Poststrasse von Grossenhayn nach Dresden (S. 75) führt nicht mehr über die Dörfer Dippelsdorf und Reichenberg, sondern über Moritzburg, wo sich auch seit 1½ Jahre eine Poststation befindet. Bey Dresden dürfte die Antonsstadt auf der rechten Elbseite zu erwähnen seyn; die Friedrich-August-Schule ist, so wie *Arnold's* Museum, eingegangen; die Ritter- und Militär-Akademie sind verschmolzen; der Salomonstempel ist Privateigenthum geworden; *Blochmann's* und *Dietrich's* mechanisches Institut ist schon im Entstehen wiederum eingegangen; der Marcolinische Garten ist in andere Hände übergegangen, und zerstört; statt Pesteritz muss es heissen *Pesterwitz;* statt Kehlsdorf: *Kohlsdorf;* eine Restauration im Keller an der Elbe giebt es dermalen nicht. S. 82 statt Poynitz (ein Dorf bey Pillnitz) muss stehen *Poiritz;* S. 83 *Sandsteinmühle* statt Sandsteinbrüche. S. 197 ist Herzogswalde noch als Poststationsort zwischen Dresden und Freiberg angegeben, was doch schon seit einigen Jahren nicht mehr der Fall ist, da die Strasse über Tharandt führt. Auf diese Weise lassen sich noch manche Irrungen nachweisen, die aber, wir wiederholen es, bey einem Werke der Art nie ganz zu vermeiden sind.

C. v. S.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

1) Nürnberg, b. Riegel u. Wiessner: *Die Nürnberg-Fürther Eisenbahn in ihren nächsten Wirkungen und Resultaten.* Eine staatswirthschaftliche Perspective von Dr. *Alex. Lips*, kurfürstl. hessischem pens. Professor der Staatswissenschaft. 1836. VI u. 42 S. (5 gr.)

2) Ebendaselbst: *Deutschlands Welthandels Wiedergeburt oder die deutschen Eisenbahnen.* Erste Abtheilung: *Die Eisenbahnen.* 256 S. Zweyte Abtheilung: *Der Rhein-Donau- oder Ludwigs-Canal*, von *demselben.* 1836. VI u. 224 S. 8. (1½ Thlr.)

Die erste Schrift dient der zweyten zur Einleitung, und versichert uns, dass der Hauptvortheil der Eisenbahnen in der schnellen Fortschaffung der Personen, der Waaren und der Mastthiere, der der Canäle dagegen in der wohlfeilsten, wenn auch langsameren, Fortschaffung der Waaren bestehe, und dass bald über ganz Europa Eisenbahnen und Canäle zur Herstellung des alten Waarenzugs durch Deutschland sich verbreiten würden, mit manchem Humor, welcher den Vf. auch im Alter nicht verlässt. Mögen seine Weissagungen in Erfüllung gehen, und Nürnberg wieder, wie vor dem 30jährigen Kriege, 90,000 Einw. zählen, in Folge des hergestellten alten Waarenzugs! Der Vf. wagt manche anscheinend wichtige Verbesserung des Canals in seiner Richtung zwischen Fürth und Nürnberg; wenn aber die in den Landeszeitungen gemeldeten Anfänge der Arbeiten vollzogen werden, so scheinen des Verfs. vorgeschlagenen Verbesserungen von der Vollziehungsbehörde unberücksichtigt zu bleiben. Diess ist aber in solchen Geschäften, wo der, welcher den Plan angiebt, ihn auch vollzieht, sehr gewöhnlich. Wer die Macht hat, lässt sich ungern herab, einer fremden Belehrung Folge zu geben, und um so weniger, wenn er wirklich geirrt hat. Künftig wird man bey vollendeten Canälen und Eisenbahnen sehr wohl thun, den Kostenanschlag und den Tract drey verschiedenen Commissionen zu übergeben, um nicht später begangene Fehler der Entwurfsproposition bereuen zu müssen. Alle jetzigen bereits erschienenen Erschütterungen des Handels beleuchtet der Vf. scharfsinnig, und oft mit wahrer Begeisterung. Erfreulich ist die thätige rasche Vollziehung des Canalbaues, welcher an 8 Orten zu gleicher Zeit begann, und daher wahrscheinlich eben so schnell als die Eisenbahn zwischen Leipzig und Dresden fertig werden dürfte. Wir übergehen die weiteren vom Vf. vermutheten Verbreitungen, und wünschen, dass man zu gleicher Zeit die seichten Betten der Krümmungen des Mains durchschneiden, und, wo es nöthig ist, den Fluss austiefen möge. Die bisherigen Verbesserungen des Rheinbettes und deren klarer Nutzen für das Publicum empfehlen ein gleiches Verfahren am Mainstrome.

X.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 7.

AEGYPTISCHE LITERATUR.

Paris, b. d. Gebrüdern Firmin Didot: *Grammaire Egyptienne* ou *Principes généraux de l'écriture sacrée Egyptienne appliquée à la représentation de la langue parlée*, par *Champollion le Jeune*, publiée sur le manuscrit autographe, par l'ordre de M. Guizot, Ministre de l'instruction publique. I Partie. 1836. 4. (L'ouvrage sera composé de 3 parties à 7 Thlr. 12 gr.)

(Fortſetzung der in der Jen. A. L. Z. 1837. No. 73 und 74 abgebrochenen Recenſion.)

Wenn wir im Vorigen den hiſtoriſchen Schriftgang bey den Aegyptern darſtellten, wie er uns Statt gefunden zu haben ſcheint, und wie er ſich überall darſtellen müſste, wo er ſich vorfände: ſo haben wir freylich für jedes einzelne Moment keine einzelnen Belege, eben weil wir nirgends den wahren Anfangspunct in Aegypten gewahren. Deſto mehr finden ſich aber in den verſchiedenalterigen Monumenten der Blüthezeit, die ſich nur durch Annahme jenes erſten Standpunctes genügend erklären. Dieſe folgenden Momente laſſen ſich jedoch nicht ſelten recht deutlich erkennen; und das iſt es, was wir von der ägyptiſchen Grammatik gewünſcht hätten, daſs ſie unter Anderem den von ihr genannten phonetiſchen und bildlichen Gebrauch für die Bezeichnung eines Gegenſtandes je nach den verſchiedenen Zeiten getrennt hätte. Gleicher Weiſe wäre es erwünſcht geweſen, genau nach dem Alter der Denkmäler die ungewöhnliche, ſeltene und die häufige, ſtändige Verwechſelung homophoner Zeichen aufgemerkt zu finden! So aber haben wir nur das Verzeichniſs derſelben, gerade wie ſie ſich nach der uns bekannten Weiſe der koptiſchen Sprache ausſprechen lieſsen, ohne Berückſichtigung, daſs die Geſchichte der Sprache eine Abwickelung, ſey dieſe auch noch ſo gering, vorausſetzen läſst, und mithin keine volle Identität zuläſst. Hr. *Ch.* verfuhr hierin faſt ſo, als wären die Monumente alle aus einer und derſelben Sprachepoche, während wir doch bekanntlich deren recht viele aus den verſchiedenſten, ſehr entfernt ſtehenden Zeiten beſitzen. Dieſs aber ſollte dem Vf. um ſo leichter deſswegen aufgeſtoſsen ſeyn, als er uns ja unter *C* des folgenden Kap. angiebt, wie ſich Statt der abbildlichen Zeichen allein, auch näher bezeichnende Zeichen (z. B. phonetiſches *ti* = der griechiſchen, lateiniſchen, deutſchen Bildungs-Endung τος, τη, τον; *tus*, *ta*, *tum*; ter, te, tes) hinzufügen, um das unerkannte Phonetiſche (unerkannt nennen wir es, weil man ſeine Sinngebung als Merkmal zu dem Begriffe nicht mehr kennt) von dem Abbildlichen, um das Abbildliche von dem Bildlichen zu unterſcheiden. — Wir nun ſehen darin, daſs ſich das *eigentlich* zu Bezeichnende und das bildlich Wiederzugebende, welches Beides ſich nach der Sprache und der Fühlsweiſe Anfangs gleich ſeyn mochte, eben durch die Endung in ihrer Verwandtſchaft bezeichnete; wir ſind der vollkommenen Ueberzeugung, daſs ſowohl das vermehrte Abbild *mit* ſeiner Vermehrung, wie das Abbild *allein*, jedes aber verſchieden, ausgeſprochen ſind. Wenn z. B. das Abbild des *Auges* in der phonetiſchen Sprache *a* bedeutet, ſo glauben wir, daſs das Auge in ſeiner früheſten Benennung rein vocaliſch (d. h. mit ſeinem lebendigen Hauche = ʿ oder *F*) geweſen ſey; ſpäter erweiterte ſich das Wort durch die genannte Endung *ti;* das Auge hieſs alſo vielleicht *hati* (*Fati*), und man ſchrieb es auch ſo. Wollte man aber in anderen Wörtern, wo man die *A*-Ausſprache in der Schrift anwenden muſste, dieſe neben anderen wiedergeben, ſo würde man natürlich das Abbild des Auges allein hinſtellen. *So* unterſcheiden ſich nun das Auge alleinſtehend und das mit *ti* zuſammengeſetzte in ihrer Bedeutung und gleicher Weiſe in ihrer Ausſprache; nicht aber werden beide etwa *a* ausgeſprochen, noch viel weniger das erſte wie *a* und das zweyte wie *bal* oder *ivi*, welche beide Ausdrücke im Koptiſchen „Auge" bedeuten.

H(F)ati iſt nach unſeren Ausdrücken das Wort für Auge aus der Merkmal-Epoche, *ha* gehört der Begriffszeit als Ausdruck für Auge, als Nichtausdruck für Auge (phonetiſch) aber fällt es in die eben genannten Sprach-Zeitabſchnitte. Hiebey wollen wir im Allgemeinen warnend darauf aufmerkſam machen, weder die einzelnſtehenden Abbilder, noch die mit bezeichnenden Zuſätzen verſehenen als zeichnendes Aequivalent anzuſehen, wenn die Anwendung der phonetiſchen Bedeutungen dieſer Zeichen mit der koptiſchen Sprache nicht übereinſtimmt. Man darf alſo keineswegs glauben, die Aegypter hätten dieſe Zeichen zu allen Zeiten in koptiſch-phonetiſcher Weiſe geſprochen, und nur der Abkürzung halber

ſey die Schrift von der Ausſprache verſchieden. Allein nichts deſto weniger dürfen *wir* uns zur „*Erklärung*“ der Wörter koptiſcher Sprache bedienen, da uns die beſtimmte (zumal Vocal-) Ausſprache nicht genau oder ſogar oft gar nicht bekannt ſeyn dürfte. Wir müſſen bey den Aegyptern eine beſtändige Uebereinſtimmung der Schrift und des Wortes annehmen; das nur entſpricht einem natürlichen Sprachgange, wenn derſelbe ruhig, ſelbſtſtändig iſt; das nur entſpricht dem ſonſtigen Charakter Altägyptens.

Was wir unter dem Buchſtaben *B* des 2ten Kap. über die tropiſchen oder ſymboliſchen Charaktere leſen, wie dieſelben ſich in ſolche theilen, die einen Theil fürs Ganze wiedergeben, welche die Urſache für die Wirkung oder umgekehrt, welche metaphoriſch und endlich räthſelhaft das Auszudrückende in ihren Zeichen darſtellen — das müſſen wir nur anerkennen, allein nach dem Obengeſagten in ſofern, als es mit der *geſprochenen* Sprache in voller Uebereinſtimmung ſteht. Daſs ſich in *unſerer* Sprache noch mehr oder minder dieſe tropiſchen Weiſen vorfinden, wird Jedem bekannt ſeyn; eben ſo findet ſich dieſes in den früheren Lebensjahren der Sprachen, nur daſs wir, die wir traditionell die Sprachen erhalten, dieſe Tropik nicht ſtets auf den erſten Blick erkennen. Vorzüglich muſs ſich dieſes im Aegyptiſchen zeigen, da dieſes uns das zu erkennende Bild nicht nur aufbewahrt hat, ſondern auch in ſeinen Lebensgang früheſter Zeit einen offenen Blick, wie keine andere Sprache, geſtattet. *Dieſe* Vorfindung in der Schrift kann uns alſo als übereinſtimmend mit dem Worte um ſo weniger auffallen, als wir in unſerer *heutigen* Sprache, in unſeren *heutigen* Ausdrücken Bilder über Bilder theils wollend, theils unbewuſst, anwenden.

In der von S. 35—46 durchgeführten Zuſammenſtellung aller bis jetzt bekannten phonetiſchen Zeichen in den drey hieroglyphiſchen, in der hieratiſchen und in koptiſcher Schrift hat der Vf. mit den einzelnen zuſammengeſetzten im Ganzen 260 Charaktere meiſtens ganz genau in ihrem Werthe angegeben; und wir ſind ihm für die Erweiterung ſeit der erſten Herausgabe ſeines *Précis du système hieroglyphique* vielen Dank ſchuldig. Die Anzahl hat ſich nämlich um 126 vermehrt und vergewiſſert.

Als Reſultat ſteht nach unſerer Angabe feſt, „*die Inſchriften der Aegypter ſind ganz phonetiſch geſchrieben und eben ſo zu leſen*“, und nur deſswegen dürfte man die ſogenannten abbildlichen und tropiſchen nach der neueren Sprache der Kopten zu leſen geſtatten, weil wir nicht genau wiſſen, wie die eigentliche Ausſprache dieſer Zeichen bey den Alten geweſen iſt. Daſs dieſer Umſtand übrigens zur Leſung und Löſung des Ganzen nichts austrägt, verſteht ſich von ſelbſt. Es ſteht uns bey der Sinnfindung höchſtens das im Wege, daſs die einzelnen Bindungformen nicht in Uebereinſtimmung mit denen des Koptiſchen ſtehen; das iſt aber ein ſeltenes Hinderniſs, da ſich das Aegyptiſche eben bey der *Rückwirkung* der *Schrift* nicht ſo ſehr und nicht ſo ſchnell hiſtoriſch abwandelt. Die Aenderungen ſelbſt bereiten ſelten eine Schwierigkeit, wenn wir den Werth der einzelnen Zeichen gefunden haben, und gefunden iſt der gröſstentheils — Dank ſey es dem Fleiſs und Scharfſinn unſerer berühmten Aegyptologen! Wenn etwa noch der Einwand gemacht würde, daſs in früheren Zeiten das Geſetz der Vocal-Harmonie ein anderes geweſen ſey, als dasjenige, welches wir in dem Koptiſchen finden: ſo können wir das nicht leugnen, und geſtehen ein, daſs wir eben deſswegen von der *genau* richtigen Ausſprache der einzelnen Wörter nicht ſo feſt überzeugt ſeyn können. Es kommt nämlich, beſonders in den älteren Monumenten der Aegypter, die Vocalſchreibung vorzugsweiſe bey Vocalbedeutung als Form und Leben zugleich vor; ſonſt findet ein ähnliches Verhältniſs des Werthes der Conſonanten wie im Aramäiſchen Statt. — Allein auch dieſer Umſtand trägt nichts zu einer Verdunkelung oder Entſtellung des Wortſinnes bey.

Höchſtens hätten wir zu bedauern, daſs wir nicht im Stande wären, die reine hohe Ausſprache dieſer Zunge zu kennen. Dieſe Klage würde aber um ſo gröſser, wenn wir ſogar noch bemerkten, wie uns dann die verſchiedene Ausſprache der verſchiedenen Monumente aus verſchiedenen Zeiten gleichfalls in ihrer Richtigkeit mangelt; wenn wir bemerken, wie wir ſelbſt bey dem Wiſſen der beſtimmten Ausſprache *Einer* beſtimmten Zeit doch die Kenntniſs der Ausſprache aller Zeiten entbehrten. Da aber kein Aegypter aus ſeinem Mumienkaſten heraustreten wird, mit dem wir in der Ausſprache ſeiner Zeit ſprechen müſsten: ſo werden wir bey dieſem angeführten Mangel keines Falls in irgend eine Verlegenheit gerathen.

3) Das *dritte Kapitel* handelt unter *A*, *B*, *C*, *D*, *E*, *F* von der *Schriftdarſtellung der gewöhnlichen Gegenſtände.*

Bey *A*, wo vom Abbilde die Rede iſt, haben wir natürlich zu erinnern, daſs höchſtens da die koptiſche Sprache dem alten Worte entſpricht, wo es einſylbig erſcheint. Die verſchiedene Darſtellung eines Herrſchers, einer Königin, eines Prieſters durch Abbildung eines Menſchen mit den ihm gehörenden Inſignien entſpricht wohl eben ſo wenig den neueren koptiſchen Ausdrücken. Die alten Aegypter haben hier gewiſs eben ſo verſchiedene Wörter gehabt, wie wir in verſchiedenen Beziehungen hatten und haben: „Fürſt, König, Kaiſer, Herzog; Prieſter, Geiſtlicher u. A.“, von denen einzelne *generell daſſelbe ſind, ſpeciell aber nicht.* Wir glauben, daſs der Stamm für ſolche Menſchen verſchiedener Stellungen ſich genau nach der Inſignien-Zeichnung richtete, da ja dieſe als das Bezeichnende hingezeichnet wurden: nur daſs man dieſe Abzeichen nicht immer todt neben einander ſtellte, ſondern dahinfügte, wo ſie dem Menſchen zukamen. Eine menſchliche Figur mit dem Schent (nicht Pſchent) auf dem Kopfe und den Scepter in der Hand bedeutete einen Herrn über Ober- und Unter-Aegypten; gewiſs entſprach dieſem Sinn auch ein Wort, in welchem Eine Sylbe den Menſchen, und zwey andere jene Abzeichen ausdrück-

ten. Keinesweges ist hiemit aber gesagt, dass die koptische Benennung *nie* die rechte sey, das mag sogar oft der Fall seyn, und wir thun eben in Ermangelung der richtigen Aussprache Recht, die koptischen Wörter als *gleichbedeutend*, aber nicht bestimmt als *identisch in der Aussprache* anzusehen.

Dasselbe gilt vom Buchstaben *B*, unter welchem die symbolische Bezeichnung in Kürze zur Sprache kommt. — Von *C* haben wir schon oben gesprochen. — Die folgende Abtheilung von der phonetischen Darstellung der gewöhnlichen Dinge ist natürlich die grössere. Meistens entsprechen die Wörter gleichen oder ähnlichen der koptischen Sprache; Vocale müssen für das Koptische meistens hinzugedacht werden, ausser im Anfang eines Wortes, oder wo der Vocal *lebende Form* zugleich ausdrückte. (Vergl. hierüber oben bey *hati* = Auge.) Hin und wieder finden sich Verschiedenheiten in den Consonanten der Art, dass Buchstaben derselben Classe wechseln, *k*, *kh*, *ch*; *u*, *b*, *v*. Das erkennt Hr. *Ch.* richtig als historischen Einfluss; er hätte, wie es an einem *anderen* Orte geschah, dazu bemerken dürfen, dass dieses um so auffallender dadurch wird, dass man diesen Wechsel in den drey Hauptdialekten des Koptischen wiederfindet, so dass das Aegyptische alle Dialekte zusammen begreift. Dieses dehnt sich denn auch auf die Vocale aus, welche in den Dialekten sehr verschieden seyn können.

In §. 82 giebt uns der Vf., wie er es nennt, abgekürzte phonetische Wörter. Diese Abkürzungen möchten wir der Natur der Sache gemäss nicht als solche ansehen. Die Nichtabkürzungen sind vielmehr die mit der Zeit erweiterten Formen und Ausdrücke: in der Beziehung haben wir uns nicht weiter hierüber einzulassen, als sie zu den früheren Kategorieen gehören. Nur seltene Ausnahmen können gestattet werden; sonst finden sich unserer historischen Annahme gemäss freylich auf fast allen Denkmälern solche Abkürzungen: allein je mehr wir in das Alter hinauf kommen, desto mehr muss sich ihre Zahl vergrössern; ein Umstand, der sich gerade in entgegengesetzter Weise vorfinden müsste, wenn unsere Behauptung nicht richtig wäre. Andere Abkürzungen, die der Vf. nicht hieher zählt, und die mit der Zeit zunahmen, finden auf den Monumenten mit dem abnehmenden Alter ihre Zunahme. Oft sind in der koptischen Sprache die Wörter durch die Zeit abgestumpft, verkürzt, während ihre volle Merkmal-Ausdehnung noch in der erhaltenen Schrift, folglich auch ihre eigentliche Lesung öfter zu lesen ist.

Unter *F* werden die vier Weisen angegeben, auf welche sich die Wurzelwörter verbinden; ein wichtiger Punct, da das Altägyptische, so wie das Koptische, an Zusammensetzungen sehr reich ist. Da finden sich nun (nach der Eintheilung unseres Buches) Abbilder neben symbolischen Zeichen, Abbilder neben einer phonetischen Gruppe, phonetische Gruppen neben symbolischen Zeichen, endlich phonetische Gruppen neben phonetischen Gruppen. Nach unserer Weise könnte eine solche Eintheilung wegfallen; bey uns würden sie sich höchstens nach ihrer historischen Stellung so eintheilen, dass die erste Art die ältere wäre; gleichzeitig bilden sich dann die beiden folgenden Arten; die letzte, vierte, gehörte der letzten Sprachbildungsweise an. Ueber die eigentliche Aussprache und über die *uns* mögliche vergleiche man das Obige näher.

4) Weil seit der phonetischen Schreibweise die Nichtschreibung der Mittelvocale desswegen Dunkelheiten, und wegen ähnlicher Consonantlautung mehrerer Wörter Zweydeutigkeiten hervorrufen musste, hatte die Schrift daran zu denken, diese zu beseitigen. *Wie sie dieses that*, zeigt das *vierte Kapitel*.

Da wir oben unsere Ansicht aus einander gesetzt, nach welcher die von Hn. *Ch.* phonetisch geschriebenen Wörter aus der späteren Merkmal-Zeit, um uns so auszudrücken, stammen, und demgemäss auch im Anfange dieser Epoche an keine Verwechselung der ähnlich lautenden Sylben-Zeichen zu denken, und noch weniger eine todte Buchstaben-Secirung anzunehmen ist: so konnte bey den gefühlten Begriffs-Merkmalen, zumal in der nachbildenden Schrift, so leicht keine Verwechselung vorfallen, keine Dunkelheit entstehen. Diese trat höchstens ein, als man jenes Lebensgefühl der Sprache verloren, ähnliche Zeichen identificirte, ähnliche Laute gleichsetzte, so dass Mund- und Schrift-Sprache wieder auf *einer* Stufe standen. Bey solcher Ansicht der Sache fällt also eine solche Beseitigung ganz weg, wenigstens für die erste Zeit der phonetischen Schreibweise.

Nun aber befinden sich auf Monumenten aller Zeiten Zeichen, welche jenen Dunkelheiten abhelfen sollen; wozu dienen dieselben denn, wenn ihnen *jene* Function der Entdunkelung, der Erklärung nicht gehört?

Die Lösung ist ganz einfach, und stimmt nicht nur mit unserem Ausgangspuncte überein, sondern geht aus demselben sogar hervor. Es musste diese Nothwendigkeit auch in der Sprech-Sprache liegen, so dass es hier Dunkelheiten fürs Ohr, wie für das Auge betrifft. Diese Aushülfen sind nämlich nach unserem Vf. rein abbildlicher oder symbolischer Art. Wenn im Koptischen z. B. *Ehe Ochse* heisst, so soll derselbe auch im Altägyptischen so geheissen haben; nun befindet sich aber neben dem phonetischen Zeichen *Ehe* noch entweder ein ganzer Ochse, oder ein Ochsenkopf; dieser muss oder soll nun dem Leser die rechte Aussprache, den rechten Sinn vor das Auge rufen — er möchte sonst vielleicht *ehi* (Leben), *ehu* (Hintertheil) oder sonst irgendwie lesen, und etwas Anderes verstehen. *Dazu* aber bedarf es des Zubildes nicht. Bildete sich das neue Wort in der sogenannten Merkmal-Epoche, so dass in ihm die Merkmale, an welchen der Ochse kenntlich ist, zusammentreten; dann würde man auch wohl denselben in der Schrift erkennen, wenn man die den Ochsen kenntlich machenden Merkmal-Zeichen in ihrem Abbilde hinsetzte. Nun ist aber die Frage: hiess Altägyptisch *ehe* Ochse? wir glauben: *nein!* und halten uns nach der ganzen Merkmal-Bildung, wie wir sie

unter Anderem in den aramäischen Sprachen deutlich erkennen können, für überzeugt, daſs, indem der frühere Begriffs-Ausdruck einer Sylbe (alſo auch eines Zeichens) zur Bezeichnung eines Merkmals dienen muſste, nun zu dieſem noch die kenntlich machenden anderen Merkmale geſetzt werden muſsten. Dieſe Nebenmerkmale wurden bey den Aegyptern meiſtens vorgeſetzt. So mag der Ochſe vielleicht *ehepe* oder wie (wenigſtens zum Schluſſe von *ehe* noch einen Conſonanten mit Vocale) gelautet haben. Jedenfalls ſind dieſe Dunkelheits-Hebungs-Endungen auch für die Ausſprache da, und zwar ſchon deſshalb, weil, wenn ſie wirklich entſtand, dieſelbe auch für die Mundſprache entfernt werden muſste. Daſs im Koptiſchen jetzt *meiſtentheils* dieſe Endungen nicht mehr da ſind, iſt gar kein Grund gegen uns, da ſolche Abſchleifungen ſprachhiſtoriſch geſetzlich ſind; und noch obendrein finden ſich im Koptiſchen wirklich einzelne Wörter, an denen jene ſymboliſche oder abbildliche Endung oder Vorſetzung noch haftet. Und was endlich noch ſehr für unſere Behauptung ſpricht, auſser daſs hiedurch die Schrift der Aegypter ein natürliches Ausſehen gewinnt, iſt: in der *hieratiſchen* Schrift, die doch *gar kein kenntliches* Bild angiebt, die alſo auch gar nicht an phonetiſch undeutlich gewordenen Wörtern durch genaue Abbildung die Deutlichkeit wieder gewinnen kann, finden ſich dieſe Endungen. Wozu ſollten ſie denn *da* dienen? etwa auf die Art, wie der heutige Franzoſe *aimait* und *aimaint* auf gleiche Weiſe ausſpricht, in der Schrift aber die alten bedeutungsvollen Endungen (*amat*, *amant; amabat*, *amabant*) aufbewahrt, und an ein *verſtorbenes* Leben mahnt? Und wäre dieſs auch im Aegyptiſchen der Fall, was uns einſtweilen wenigſtens für die vorperſiſche Zeit ſehr unwahrſcheinlich vorkommt, ſo bewieſe das ja, daſs es *früher* in der Ausſprache wirklich da geweſen ſey, und widerſpräche unſerer Behauptung nicht im Geringſten.

Dieſes einmal feſtgeſetzt, ſieht man auch leicht ein, wie dieſe Endungen eben ſo gut Arten (Löwe, Krokodil, Ente), als Gattungen (Baum, Thier, Blume, Wohnung) in ſich faſſen können; beide ſind entweder ſymboliſch, oder abbildlich. Im Ganzen ſind das Alles Bildungen, die wir in unſeren Sprachen auch haben, allein nur in *weiteren* Begriffen erkennen und ſelbſt bilden; in den ſogenannten *Stamm*-Wörtern haben die Meiſten gröſstentheils das Gefühl und Bewuſstſeyn dieſer Bildungen verloren. Landmann, Fährmann, Landhaus, Wirthshaus ſind dergleichen componirte Wörter, die ſich aber auch zum Theil in einem Stammworte finden, als Bauer, Schiffer, Villa, Hotel. Mann und Haus ſind Begriffsbilder, und nicht todte Denkzuſätze. Wie eine ſolche Behauptung von todtem Denkſatze ſchon und noch bey uns lächerlich erſcheint, ſo ähnlich im Aegyptiſchen, nur daſs man, weil die Aegypter noch nicht mit kalten Buchſtaben ſchrieben, in unſerer kalten Anſchauungsweiſe hinter den Figuren ein Myſterium ſucht, und zu ſuchen ſcheinen dürfte. Das *Leben* iſt Vielen unter uns ſchon zum *Myſterium* geworden!

Im Hebräiſchen heiſst *ab* der Vater und *em* die Mutter; der Indogermane hat, auſser bey nachher Statt gefundenen Abſchleifungen, eine Endung *ter:* *πατήρ*, *μήτηρ*, *pater*, *mater*, Vater, Mutter, weil man in dieſen Wörtern auch der Merkmalbildung folgt, indem die Sylben *pa* und *ma* zu vage, zu weitbedeutig zu ſeyn ſchienen. Dieſe ſo natürliche Bildung wird uns nie einfallen, ſo zu erklären, *ter* ſey fürs Auge, *ma* und *pa* allein zu ſprechen; denn wir ſprechen *beide* aus. So iſt es auch im Aegyptiſchen. Daſs nun dieſe Endung nachher wegfällt, bloſs weil man ſie in ihrer Bedeutung nicht mehr fühlt, ſehen wir an den eben angeführten Wörtern, die ſchon im Sanskrit. Nominativ *pitâ*, *mâtâ* lauten. Solcher Beyſpiele lieſsen ſich ſehr viele anführen.

5) Von den *Eigennamen* und deren *Endungen* (im Sinne der vorigen Abtheilung) handelt das *folgende Kapitel.* Hier erfahren wir zu Anfange: „Alle Eigennamen beſtehen aus zwey verſchiedenen Gruppen, erſtlich aus den Namen ſelbſt, und dann aus einem Zuſatze (Endung), der das Geſchlecht des Individuum-Namens als Individuum angiebt." Was wir über den Namen ſelbſt in ſeiner dreyfachen Beziehung meinen, iſt, daſs derſelbe überall auszuſprechen ſey, und zwar verſchieden, meiſtentheils nach Art, wie die Gottheit bey den Griechen in ihrer verſchiedenen Beziehung auch verſchiedene Namen führte; der Zuſatz oder, nach uns, die Endung wurde ebenfalls ausgeſprochen, und verhält ſich gerade ſo, wie wir es im Vorigen aus einander geſetzt haben. Die Hinzufügung war um ſo nöthiger, als der andere Nametheil in ſeiner Merkmal- oder Eigenſchafts-Angabe auch auf andere Geſchlechter paſſen konnte. Wiſſen wir doch, wie Götter-Namen zu Menſchenbenennungen, zu Thier- und endlich zu Sach-Namen geworden ſind. Wenn ich alſo nun nicht Gott, Menſch, Thier (Hund) oder Sache (Stadt, Land u. ſ. w.) hinzufüge, ſo bleibe ich für den Hörer undeutlich; Gleiches findet bey der Schrift Statt, und zeigt ſich nicht Aehnliches bey unſeren Namen? Brandenburg, Straſsburg, Birmingham, *Herr* von *NN* ſind ganz gleiche Fälle. Man ſieht, daſs Schrift- und Mund-Sprache *gleiche* Nothwendigkeit der Bezeichnung in ſich tragen. Kein Einwand iſt das Zuſammenvorkommen von ſymboliſchen (oder abbildlichen) Zeichen neben phonetiſchen Charakteren, denn wir leſen jene ja nicht ſo phonetiſch, wie uns die koptiſche Sprache dieſelben jetzt zeigt, ſondern behaupten, daſs ſie nach der alten Begriffs- (Sylben-) Weiſe zu leſen ſeyen. Es kann alſo keine *Wiederholung* ſeyn.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 7.

AEGYPTISCHE LITERATUR.

Paris, b. d. Gebrüdern Firmin Didot: *Grammaire Egyptienne* ou *Principes généraux de l'écriture sacrée Egyptienne appliquée à la représentation de la langue parlée*, par *Champollion le Jeune* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

In verschiedenen auf einander folgenden §§. werden aufgeführt die Namen der *Götter*, *Göttinnen* (ruhende Menschengestalt mit und ohne Bart, mit oder ohne Attribute, die wir oben näher besprochen haben), der *gottgeweihten Thiere* (wie bey den anderen Thier-Namen), der *ägyptischen* und *fremden Individuen* (sitzende und knieende Menschengestalt mit oder ohne Peitsche, mit und ohne Bart, mit und ohne Lotusblume; die Bildung der inländischen Namen waren Ableitungen von Göttern, Pflanzen, Thieren, Eigenschaften u. s. w.; die fremden Namen erhielten erst zur Zeit der Griechen- und Römer-Herrschaft gleiche *Endungen* mit den Namen der Einheimischen (sonst bezeichnete man den Fremden noch mit der Hinzufügung des Fremden, Ausländischen), der *Herrscher* von Aegypten, der *Länder* und *Städte*. Der Eigenname des Königs oder der Königin aller Dynastieen ist von einer elliptischen Figur (*Cartouche*) umschlossen; innerhalb des Kartusches bey den Königinnen sieht man zuweilen eine knieende Weibsgestalt mit einem Lotus in der Hand und einem Zierrath auf dem Kopfe, oder das Weiblichkeitszeichen. Prinzen und Prinzessinnen wurde der Name nicht einkartuschirt; der Vor- und Zuname des Königs befand sich ebenfalls in einem Kartusch, aber in einem besonderen. Städte und Länder haben besondere Endungen, die aber Land, Stadt, Wohnung (*kha*, *cha*, *ha*) ausdrücken; es giebt derselben verschiedene; die grossen Städte hatten sogar einen heiligen und einen gewöhnlichen Namen, auch danach änderte sich natürlich die Endung. So hiess *Amonma* (*ma?*) Theben = *Διός πολις*, *Ftahma* Memphis (Stadt des Ftah). Man unterschied in der Benennung, wie in der Schrift, fremde Länder von eigenen freyen.

6) In den zwey folgenden §§., dem *sechsten Kap.*, lernen wir die schriftliche Ausdrucksweise des *Dual* und des *Plural* kennen.

Den Dual kennt die koptische Sprache nicht mehr; ob das Altägyptische ihn gekannt (was Hr. *Ch.* verneint), ist wohl keine Frage des Streites. Denn da, wo eine wirkliche Dualität in Händen, Augen, Ohren u. s. w. auftrat, hat ihn wohl jede Sprache gehabt, und dann bezeichnete ihn die Schrift der Altägypter auch, und zwar theils, indem sie die abbildlichen Wörter doppelt gab (eine sich bey alten Völkern wiederfindende, natürliche Weise, die bey Einsylbigkeit gar keine Länge hervorruft), oder durch Anhängung zweyer Zeichen, welche phonetisch *tu* (*duo?*) bedeuten.

Die Zahl drey hielt und hält bey vielen Völkern (z. B. den Chinesen) eine Vollkommenheit, Gerundetheit in sich; dieselbe Zahl bezeichnete den Aegyptern die unbestimmte Vielheit. Bekanntlich sind dem Koptischen nur ausnahmsweise Pluralia übrig geblieben; in der Regel wird der Plural durch die Vorsetzung des Artikels (der, ein) im Plural (*ni*, *han*) bezeichnet. Abbildliche und symbolische Charaktere stellen sich dreyfach neben einander; phonetisch entweder, oder in ihrem Anfangscharakter, und bezeichnen so den Plural. Aehnliches mag die Mundsprache gethan haben. Neben dieser Art der Pluralbezeichnung gab es noch eine gewöhnlichere, d. h. in späteren Zeiten. Diese bestand in einer bildlichen Darstellung der Dreyheit, indem man dem zu vervielfältigenden Worte drey kleine Rechtecke horizontal *neben* oder vertical *über* einander nachsetzte. Eine dritte Hauptart der Pluralbezeichnung bestand in der Anfügung eines phonetischen Zeichens (es gab deren vielerley), welches in der Aussprache gleich *ου* oder *υ* (*ουι*) galt; *mise*, das Kind, *miseu*, die Kinder; *af*, die Fliege, *afui*, die Fliegen u. a. Dieser Art sind die als Ueberreste eben berührten formellen Pluralia der koptischen Sprache; ein Umstand, der darauf hindeutet, dass diese Bildungsweise eine der späteren gewesen, da man von den anderen kaum mehr eine Spur findet.

7) Das *siebente Kapitel* zählt uns in seinen drey Paragraphen alle *Artikel* der altägyptischen Sprache auf, und erläutert dieselben durch Beyspiele in ihrem Gebrauche. Im Allgemeinen ist hier zu bemerken, dass den *B*-Lauten im Altägyptischen die Männlichkeit (*pater*, *facere*, *ποιέω*, *φύω*) innewohnt, während besonders die *T*-Laute und auch *Ç* die Weiblichkeit (die Objectivität, das geschaute Leben) re-

präſentiren. Die angeführten Artikel „der, die“ unterſcheiden ſich von dem Koptiſchen höchſtens durch ihre nicht beſtimmte Stellung; man erkennt alſo, wie zur Zeit der neueren Sprache Aegyptens eine Stetigkeit ausgebildet war, die ſich eine lebendigere Sprache nicht geben läſst, um je nach dem nüançenmäſsig Auszudrückenden ſeine Ausdrücke zu geben. Als männlicher Artikel findet ſich der Ausſprache nach im Singular *p* (*f*) *pe*, *pi* mit ihren Homophonen gegeben; der weibliche Artikel der Einzahl lautet *t* (ϑ) *te*, *ti;* in der Mehrzahl heiſst die männliche und weibliche Bezeichnung *ne* und *ni*.

Der Demonſtrativ-Artikel iſt ebenfalls dem Koptiſchen gleich, und lautet *pei*, *pai*, *fei*, *fai* (*ſing. maſc. g.*), *tei*, *tai* [ϑαι] (*ſing. fem. g.*); *nei*, *nai* (*plur.*); andere kommen im Koptiſchen nicht vor, ſind alſo älterer Zeit; dahin gehört z. B. *p-n*, *t-n*, *epn* (*epou*). — Sogenannte Poſſeſſiv-Artikel, die etwa dem Griechiſchen ὁ (ἡ, τὸ, οἱ, αἱ, τὰ), τοῦ (τῆς, τῶν) entſprechen, lauten (als Affixe) *pa* (*fa*), *ta* (ϑα), *na*.

8) Der Inhalt des *achten Kapitels* betrifft *das Nomen ohne und in ſeinem Verhältniſſe*, oder, um uns des gewöhnlichen Ausdrucks zu bedienen, die *Declination der Wörter.* Im Aegyptiſchen findet ſich, eben ſo wenig im Koptiſchen, wie auf den alten Denkmälern, eine Declination der Art, daſs ſich die Bezüglichkeit mit dem Begriffe enge verbunden ausdrückte; ſo, wie bey den indogermaniſchen Sprachen, iſt der Bau dieſer Sprache nicht; in dieſer Beziehung, ſo wie in mancher anderen Hinſicht, gleicht ſie mehr den ſemitiſchen Zungen, welche alle Beziehung, entweder durch das Vocalleben, durch die Stellung oder durch loſe verknüpfte Wörter, Präpoſitionen, Poſtpoſitionen u. dergl. wiederzugeben ſuchen. Altägyptiſch und Koptiſch ſind ſich *ziemlich* gleich geblieben; daſs ſich im Letzten mehr Präpoſitionen finden, erklärt ſich aus dem hiſtoriſchen Gange der Sprache und des Menſchengeiſtes, welcher nach und nach eine natürliche Bezüglichkeit auch getrennt denken kann, dieſelbe alſo ausdrücken muſs, eben wenn er ſie wirklich denkt.

Nominativ und *Accuſativ*, nach unſeren Ausdrücken, erkennt man aus dem Stande vor oder nach dem Zeitworte; Erſter ſteht auch zuweilen nach, aber nur dann, wenn gar keine Undeutlichkeit daraus entſtehen kann, und es der zugebende Sinn erfodert. Das *Genitiv-* und *Dativ-Verhältniſs* geben homophone *n* und *m* wieder, gerade wie im Koptiſchen; ſelbſt das koptiſche genitiviſche *nte* findet ſich nicht ſelten. Das für die dativiſche Bezüglichkeit vorkommende *l* (*r*) vergleicht Hr. *Ch.* vielleicht nicht mit Unrecht der ähnlichen Geltung der Präpoſition (ל und ل) *l* im Hebräiſchen und Arabiſchen. Andere Beziehungen, welche andere Sprachen auch zum Theil loſe durch Präpoſitionen ausdrücken, liegen theils in dem ſchon angeführten *m*, theils in anderen.

9) Das *Schluſskapitel* lehrt in einer angemeſſenen Ausdehnung die *Zahlen* als *Wörter* und in ihrer *Bezeichnung* kennen. Die Bezeichnung einer gewiſſen Anzahl durch die Ausſprache iſt bekanntlich ein ſchwieriger Gegenſtand zur richtigen Erfaſſung; ſelbſt bey den verſchiedenen Völkern ſcheint dieſelbe einen ſchwierigen Gang durchgemacht zu haben. Jedenfalls konnte die Benennung nur überträglich, bildlich genommen werden, jedenfalls wuſste derjenige nur paſſende Ausdrücke zu ſchaffen, welcher noch ganz den Geiſt der Zahlen fühlte, und nicht bloſs ihr Nebeneinander dachte. Dasjenige, was entweder in der beſtimmten Zahl, der Zweyheit oder Dreyheit u. ſ. w., ſeine Weſenheit, ſeine Vollkommenheit hat, oder was nur in der einen beſtimmten Zahl vorkommt, muſs übergetragen im Allgemeinen die Benennung der Zahl werden. So — wenn Völker die Ichheit, das Du, jenes als Einheit, dieſes als die Zweyheit bezeichnend anſahen; ſo — wenn der Fuſs oder der Flügel nur zwey, die Hand fünf bedeutet, der Mond die Zwölfzahl in ſich ſchlieſst. Solche und ähnliche ſind den älteſten Völkern bildliche Zahlausdrücke geweſen, wenn ſie nicht die auch ſehr nahe, aber hin und wieder beſchwerliche Weiſe der Zahlgleichen Wiederholung des Wortes in Anwendung bringen wollten. Bey den Aegyptern findet ſich die Letzte in wenigen, ſehr alten Monumenten; in etwas mehreren Beyſpielen ſehen wir die Zahlen phonetiſch ſo bezeichnet, wie ſie noch im Koptiſchen lauten. Leider geben uns die wenigen Beyſpiele dieſer Art, zumal bey dem Vorkommen homophoner Zeichen, nur geringe Hoffnung zu einem beſtimmten Reſultate über dieſe überträgliche Methode der Zahlenbezeichnung durchs Wort zu gelangen.

Die bey Weitem zahlreichſte Weiſe iſt die des Abbildes der abſtracten Sache, nicht dem Gegenſtande nach. Es geht daraus hervor, daſs die Aegypter die innere Bedeutung jener übertragenen Zahlen als Uebertragung bald vergaſsen; dem Auge wollten ſie, während ſich der Verſtand in dem beſtimmten Worte jener Zahl fixirte, wie ſie noch im Koptiſchen iſt, eine deutlichere Anſchauung geben. Dieſe Weiſe beſtand darin, daſs man kleine *Rechtecke* je nach der zuſammengeſtellten Anzahl die *Einheiten*, kleine Figuren in *Hufeiſenform* je nach der Anzahl die *Zehner*, ein *rankenähnliches Zeichen* die *Hunderte*, ein *Lotusblatt* mit Stiele die *Tauſende*, die Geſtalt eines *Fingers* die *Zehntauſende* u. ſ. w. bezeichnen lieſs. Die gewählten Zeichen an ſich ſind uns in dem Grunde des Gewähltwerdens meiſtens fremd. So war die Bezeichnung der hieroglyphiſchen Schrift; die hieratiſche und demotiſche bezeichneten ähnlicher Weiſe; allein dieſe Schriften muſsten als curſive die ſich neben einander ſtellenden Zeichen bald minder oder mehr vereinen, ſo daſs die Anſchaulichkeit aufhörte, und die Bezeichnung rein memoriell wurde, und das Ausſehen der Convention gewann. Dieſes wurden nun mehr an ſich todtauſchende Zeichen, welches man mit einem anderen Worte *Ziffern* nennt; das iſt auch das Entſtehen aller Ziffern, ſeyen es indiſche, arabiſche, chineſiſche oder welche immer.

Sollten aus den Grundzahlen die *Ordnungszah-*

len gebildet werden, so stellten die Altägypter im Worte und in der Schrift gleich dem Koptischen die Sylbe *mah* (*meh*) vor, oder auch *n* mit irgend einem zur übrigen Harmonie passenden Vocale. Der *Erste* hiess auch *pape* (*der* des Kopfes, *der* der Spitze), wie *primus* der Vor(*prae*)ste.

Brüche bezeichnete man durch die gewöhnliche Zahl mit Vorsetzung einer *r*-Sylbe.

So viel über dieses erste Drittel der ersten ägyptischen Hieroglyphen-Grammatik. Leider mussten wir uns auf eine kurze Angabe des Gegebenen beschränken, und konnten nur einzelne Gegenbemerkungen geben; da es vielleicht auch interessant und nothwendig wäre, unseren Gegenstand von einer Seite zu betrachten, von welcher aus man die *innere Wortbildung* bey der Merkmal-Zusammenstellung erkennen könnte. Jedoch dürften sich erst in der Folge, wo noch reichere Ausbeute gemacht worden, mehr genügende, sicherer fussende Resultate von solchen Betrachtungsweisen erwarten lassen.

Die Anordnung der Grammatik kann erst am Schlusse besprochen werden; hier würde es nur halb geschehen können.

Wenn wir endlich noch auf die Ausstattung des Werkes kommen, so geschieht es nur, um hervorzuheben, wie jedem Laien und Halbeingeweihten die Lernung und Lesung durch dieselbe bedeutend erleichtert werden muss. Besonders hervorzuheben ist noch, dass der Text der zahlreichen Beyspiele nicht etwa auf Tafeln neben einander gestellt, sondern mitten in dem Texte des Uebrigen mit forläuft; das findet selbst bey den Anfangs oft nothwendigen *vielfarbigen* Hieroglyphen Statt.

Der Wichtigkeit des Gegenstandes gemäss hat der sorgsame Herausgeber mit gekröntem Erfolge jedem kleinsten Puncte ausserordentliche Genauigkeit gewidmet, um derjenigen *Wissenschaft* Ehre zu machen, welche *Champollion* der Jüngere zuerst in den Kreis des wissenschaftlichen Wissens *eingeführt* hat, welche *Er* zuerst als offenes Mysterium, als Triumph des menschlichen Geistes, der gebildeten und gelehrten Welt durch den rühmlichst bekannten *J. J. Champollion-Figeac* überreichen lässt. E. R.

KIRCHENGESCHICHTE.

Schaffhausen, b. Hurter: *Johann von Botzheim, Domherr zu Constanz, und seine Freunde.* Ein Beytrag zur Reformations- und Gelehrten-Geschichte von Südschwaben. Mit einem Anhang ungedruckter Briefe und biographischen Notizen. Von *K. Walchner.* 1836. XVI und 192 S. 8. (20 gr.)

In *Schelhorn's* Beyträgen zur Erläuterung der schwäbischen Kirchen- und Gelehrten-Geschichte St. 1 finden sich einige Nachrichten über den gelehrten Domherrn, *Johann Botzheim*, die aber höchst unvollständig sind, da *Schelhorn* nichts Handschriftliches von demselben auftreiben konnte. Auch *Hess Leben von Erasmus* I, 549 klagt, dass man diesen Mann, der in so enger Verbindung mit *Erasmus* stand, nicht näher kenne. Diesem, von so vielen *Worthies* jener Zeit hochgeachteten, durch Charakter, Bildung und Kenntnisse ausgezeichneten Mann hat Hr. *Walchner* (durch mehrere fleissig ausgearbeitete geschichtliche Monographieen rühmlich bekannt) in vorliegender Schrift ein würdiges Denkmal gesetzt, indem es ihm gelang, durch Unterstützung mehrerer Gelehrten (denen er in der Vorrede den verdienten Dank zollt) manche Briefe desselben, die im Anhang abgedruckt sind, ans Licht zu ziehen, und seine Lebensbegegnisse vollständiger zu ermitteln, als es *Schelhorn* möglich war, besonders aber auch, durch Auffassung von *Botzheim's* innerem Leben, dessen geistige und sittliche Individualität in treuem Bilde abzuspiegeln. — Diesem nach mag *B.* als Repräsentant einer grossen Zahl der edelsten und einsichtsvollesten Männer jener Zeit gelten, an deren Spitze *Erasmus* stand. Wie dieses, sah er die Gebrechen der Kirche ein, wünschte deren Besserung, bot selbst auf würdige Weise Hand dazu, wobey ihm seine Stellung trefflich zu Statten kam; er pries sich in einem Briefe an Luthern glücklich, in einer Zeit geboren zu seyn, in welcher neben allen Künsten und den übrigen Wissenschaften auch die Theologie einen neuen Aufschwung gewonnen hätte. Sobald aber die Reformation ihren reinigenden, herstellenden, bauenden Charakter in einen schonungslos niederreissenden verwandelte, sogar in sich selbst in Zerfall gerieth; als an seinem Wohnorte, Constanz, junge Leute derselben sich bemächtigten, und alle Leidenschaften damit verschmolzen; als Widerstand gegen jede eingeführte Ordnung mit Willkür und Gewaltthat in dessen Gefolge kam, und das Recht der freyen Untersuchung und Meinung von den Beförderern derselben dahin in Anspruch genommen ward, ausser der ihrigen keine andere dulden zu dürfen: da vermochte *Botzheim* nicht mehr, den Anfangs sich versprochenen Gewinn für geistige Entwickelung und Herstelstellung des Christenthums vorauszusehen, sondern musste sich mit schwerem Herzen über vereitelte Hoffnungen von dieser Sache zurückziehen; wofür es dann Jene an Verleumdung, wenigstens Verunglimpfung desselben, wie solches auch *Erasmus* widerfuhr, nicht mangeln liessen.

Botzheim, der Sprössling eines adeligen Geschlechtes im Elsass, mag um das Jahr 1480 (genau lässt sich sein Geburtsjahr nicht ermitteln) geboren worden seyn. Nach gutem Vorunterricht in den alten Sprachen kam er in des berühmten *Wimphelings* Schule, und von da an, wie seit der Beförderung zu einer Stiftsherrnstelle in Constanz, trat im Verlaufe seines Lebens Alles, was in Süddeutschland und der Schweiz durch Kenntniss und Bildung sich auszeichnete, oder was seinen späteren Aufenthaltsort durchreisend berührte, in bleibende oder vorübergehende Verbindung mit ihm, so dass *B.* ein nicht unbedeutender Mann unter den Hervorragenden jener Zeit ist. Von der Einrichtung seines Hauses, welches allen Gelehrten offen stand, und eine Wohnstätte der

Künste und Wissenschaften genannt werden darf, giebt uns *Erasmus* in einem (hier eingeschalteten) Briefe vom 1 Febr. 1523 eine sehr anziehende Schilderung. *B.* bewirkte es durch gutes Vernehmen mit dem Bischof Hugo, dass Männer, die auf den Kanzeln von Constanz evangelische Wahrheit verkündeten, geschützt, oder solche dahin berufen wurden; auch stand er in sehr freundschaftlichem Verhältnisse mit *Ambrosius Blaarer*, dem regsamsten, nachher aber auch leidenschaftlichsten Beförderer der Reformation in dieser Stadt, so dass der Domherr den Folgen einer in Rom wider ihn erhobenen Anklage nur, auf *Ammerbachs* Verwenden hin, durch den Einfluss des Cardinals *Sadolet*, entgehen konnte. Es ist lehrreich zu lesen, wie der Constanzer Stadtrath, sobald *Blaarer* denselben für seine reformatorischen Bestrebungen eingenommen hatte, unter dessen Einfluss dem Bischof bey Uebung seiner Rechte sich entgegenstellte, kaiserlichen Commissionen Trotz bot, unter dem nichtigsten Vorwande den Domschatz erst sequestrirte, hierauf plünderte, und Bischof und Capitel zur Auswanderung nöthigte. Auch *B.*, schon seit einiger mit der stürmischen Weise, wie die Verbesserung der Kirche betrieben wurde, missvergnügt, und durch die Spaltungen unter den Reformatoren irre gemacht, wanderte nach Ueberlingen aus, wohin ihm *Erasmus* den bekannten Trostbrief sendete, der ein so schönes Zeugniss seiner ächten Unparteylichkeit und seines redlichen Ernstes um wahre Kirchenverbesserung ist. Zweymal besuchte *B.* seinen Freund in Freiburg, bey dem zweyten Besuche überraschte ihn daselbst im April 1535 der Tod, etwa 15 Monate vor *Erasmus*. Was aus *B's.* Büchern, Handschriften, Gemälden geworden sey, weiss man nicht. Mit Recht sagt der Vf. am Schlusse dieser höchst lesenswerthen Biographie: *B.* hat sich um die Wissenschaften hoch verdient gemacht, indem er es war, der *Erasmus* vermochte, seinen *Catalogus lucubrationum*, oder das räsonnirende Verzeichniss seiner Schriften zu verfassen.

Neben dem Werthe dieser Schrift, als eines Beytrages zur Zeit-, Sitten- und Gelehrten-Geschichte der merkwürdigen Epoche der Reformation, möchten wir ihr noch einen anderen indirecten zugestehen. So manche Heroen der Reformation haben Bearbeiter gefunden, welche Forschungsgabe, Talent der Darstellung mit Liebe zu dem gewählten Stoffe verbanden. Aehnliches Glück ist denjenigen, welche entweder entschiedene Gegner der Glaubensänderung waren (und Kenntnisse, Anlagen und Rechtlichkeit wird man doch nicht Allen rundweg absprechen wollen), oder welche, bey tiefdringender Einsicht in die Gebrechen der Kirche es nicht vermochten, Jenen gleich, rücksichtslos zu dem gestellten Ziele durchzudringen, bisher nur selten zu Theil geworden. Hiedurch hat sich unvermeidlich eine gewisse Einseitigkeit und Befangenheit in die Beurtheilung jener Ereignisse eingeschlichen. Man kann sich daher nur freuen, wenn etwa einmal auch einer derjenigen Männer ans Licht gezogen wird, die die Sache von einem etwas anderen Standpuncte betrachten; und diess um so mehr, wenn dieselben nicht zu den leidenschaftlichen Gegnern gehörten, die von ihrer Seite nichts zugestehen, und der anderen nichts einräumen mochten. Schon deswegen also verdient diese Schrift Beachtung, sey es, dass sie nun in Bezug auf die damals die Menschheit bewegenden Fragen zur Berichtigung, oder aber zur Feststellung Veranlassung geben kann.

Im Anhange sind, ausser drey Briefen des *Erasmus* an *B.* und denjenigen einiger anderer Gelehrten, an die dreyssig Briefe des Letzten abgedruckt (andere, vermuthet der Herausgeber, dürften noch hie und da in Handschrift verborgen liegen), theils bisher ganz unbekannt, theils so viel als unbekannt, da sie nur in den höchst selten gewordenen Programmen des Leipziger Professors *Joh. Friedr. Burschers* zu finden sind. Dieselben sind an *Zasius*, *Luther*, *Thomas Blaarer*, *Vadian*, *Ammerbach* und *Erasmus* gerichtet. Das Lied wider die von Constanz und *Ambrosius Blaarers* Antwort darauf findet sich schon in *Schelhorns* Beyträgen. — Sodann folgen S. 160 f. kurze Nachrichten von einigen Gelehrten, deren in dem Leben *Johanns von Botzheim*, oder in dem Briefwechsel desselben, erwähnt wird. Einige unter ihnen sind genugsam bekannt, Andere minder; was über die Constanzer *Mannlishofer*, die beiden *Blaarer*, *Zwick* und *Vögelin* mitgetheilt wird, ist als neu zu betrachten, so dass auch in dieser Beziehung Hr. *Walchner*, der noch vieles Andere über jene Zeit gesammelt zu haben scheint, die Literaturgeschichte bereichert hat. — Diese Schrift ist dem Herrn *von Wessenberg*, vieljährigem Generalvicar des Bisthums Constanz, gewidmet. Auch die würdige Weise, worin die Verlagshandlung dieselbe in Druck und Papier ausgestattet hat, verdient neben dem mäsigen Preise ehrenvolle Erwähnung.

P. T.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Elbing*, b. Neumann-Hartmann: *Marfa, letzte Fürstin Boretzki und Bürgermeisterin zu Nowogrod(,) oder das belagerte Nowogrod.* Trauerspiel in 5 Acten, von *Fr. Braunschweig.* Nach Karamsins Russischen Annalen bearbeitet. 1836. 122 S. 8. (12 gr.)

Eine dialogisirte Geschichte, die durch die hinzugefügten freyen Erfindungen weder anziehender, noch dramatischer wird, deren Mittelmäsigkeit weder Lob, noch Tadel erlaubt.

Vir.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 7.

GESCHICHTE.

HAMBURG, b. Perthes: *Fürsten und Völker von Süd-Europa im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert.* Vornehmlich aus ungedruckten Gesandtschaftsberichten, von *Leopold Ranke.* Erster Band. 1827. XXII u. 448 S. (2 Thlr. 20 gr.)

BERLIN, b. Dunker und Humblot: Zweyter Band. Auch unter dem Titel: *Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert*, von *Leopold Ranke.* Erster Band. 1834. XX und 516 S. gr. 8. (2 Thlr. 20 gr.)

Wenn historische Werke, welche auf wahrhafte Bereicherung der Wissenschaft ausgehen, aus der Benutzung neuerer und bisher unbekannter oder im Wuste der Bibliotheken vergrabener und verschütteter Quellen entstanden sind: so ist die Aufgabe des Recensenten vor allen Dingen, die Eigenthümlichkeit eines solchen Werkes, seine Stellung und seinen Rang in der Wissenschaft anzugeben und zu bezeichnen, und den aus demselben hervorgehenden Gewinn anzudeuten, auch etwanige andere Ansichten über die Composition des Ganzen herauszustellen. Nicht aber kann der Rec., welcher nicht in grosen Städten oder an grosen Bibliotheken lebt, alle Gänge der Forschung mit dem Vf. durchmachen, und ihn in die verborgenen Schachte seines historischen Grubenwerkes begleiten; er muss den Werth oder Unwerth der handschriftlichen Quellen, der Gesandtschaftsberichte u. s. w. vorläufig auf sich beruhen lassen, und die Widerlegung und Bestätigung derselben der Nachwelt überlassen. In sofern kann er das Neue und den eigentlichen historischen Gewinn für die Wissenschaft auch immer nur als bedingt bezeichnen, in wie weit nämlich mancher Fund sich erst in der Folgezeit wirklich als ein Schatz ausweisen möchte.

Im *ersten* Bande dieses Werkes stellt der Vf. aus venetianischen und anderen Legationsberichten, die er genau angiebt, die Geschichte *A. der Osmanen* dar, mit der Bildung ihres Lehnwesens ohne Erblichkeit, ihres Janitscharenwesens, ihrer Sipahi, der Neugriechen des sechszehnten Jahrhunderts in ärmeren und reicheren Classen, ihr Patriarchat u. s. w. — Verfall des osmanischen Reichs durch Nachlässigkeiten der Sultane, Vezire und Milizen. Lage des Reichs unter Amurad IV. Erwartung ihres jetzigen Schicksals. *B.* Der *spanischen Monarchie*, Kap. I von den Königen. Kaiser Karl V, Philipp II u. III sind in ihrer Langsamkeit und Persönlichkeit trefflich geschildert. Kap. II. Hof und Minister Karls V und Philipps erstes Ministerium. Des natürlichen Sohnes Kaiser Karls V Don Juan d'Austria Thätigkeit, grosse Pläne und früher Tod aus Gram verfehlter Entwürfe. — Philipps II zweytes Ministerium. — Philipp III und sein Günstling, Herzog von Lerma, als Friedensstifter. Adel und Bürgerstand kämpfen *stets* unter den Habsburgern in Spanien mit einander. — Kap. III. *Stände und deren Verwaltung.* — Richtige Darstellung der Missbräuche verschiedener statistischer Verwaltungsbilder Kastiliens, der Granden, der Städte, des Wirkungskreises der späteren Cortes, der Geistlichkeit, des Militärs, der Inquisition als geheimen Polizeyanstalt der Regierung, um Willkürlichkeiten als religiös zu verhüllen. — Schwierigere Verwaltung beym Freyheitssinne der Aragonier, und ihre Sparsamkeit in Geldbewilligungen. — Unabhängige Stellung der Sicilianer wider die spanischen Vicekönige und dortige mässige Abgaben. — Höhere königlich spanische Autorität in Neapel, welche Adel und Städte gegen einander entzweyete, Zwang, worin die Geistlichkeit gehalten wurde, Beamten-Hierarchie, Verhältniss zum Papste, Heer und Einkommen. — Macht der Städte in Mailand, des dortigen Senats und Erzbischofs. Schwere Abgaben bey vielem Militär, und dennoch Wohlstand. — Die landesherrliche Gewalt in den Niederlanden, Wohlstand, Provinzialrechte und ständische Macht im Gleichgewichte mit der landesherrlichen. Karl V zog seine meisten Einkünfte aus seinem Hauptstaate, den Niederlanden, hütete sich aber, deren Privilegien anzutasten. Philipp II sah Spanien als das Hauptland an, trauete aber den Niederlanden nicht; daher beschloss er, solche zu unterjochen durch spanische Söldner. Granville hielt die Bändigung des mächtigen niederländischen Adels für leicht, zumal da solcher unter sich nicht eins war, und viele Vornehme den ehrgeizigen Fürsten von Oranien-Nassau hassten. Kap. IV. *Auflagen und Finanzen.* Karls V Domänenverschenkungen und Verkäufe in allen Theilen der Monarchie erschöpften die schon sehr verfallenen spanischen Finanzen. Die Kriege waren damals höchst kostbar, und doch vermied er solche weder in Osten, noch in

Westen. Unvorsichtig war er dem Adel sehr zugethan, und den Gemeinden abhold sowohl im deutschen Reich, als in den Erblanden. Der vergebliche Kampf wider die Reformation und die grosse Schuldenlast bestimmten den tiefsinnig gewordenen Kaiser zur Niederlegung des Thrones. Aus Amerika zog er niemals bedeutende Summen. — Unter sehr misslichen Finanzverhältnissen folgte ihm König Philipp II, ohne den Hofhalt einzuschränken, daher er sich vielen Druck erlauben musste! Nur durch die Freygebigkeit der Niederländer vermochte er wider Frankreich ein solches Heer aufzustellen, dass er bey St. Quentin siegen konnte. Um so unvorsichtiger waren Philipps Herrschsucht und Verfolgung der Protestanten in den Niederlanden und der Juden und Mauren in Spanien, so wie seine Erpressungen in Neapel und Spanien, und kaum hatte er neue Auflagen organisirt, so zwang ihn Geldmangel, solche an die damaligen Rothschilde in Deutschland und Italien zu verkaufen. In Kastilien fühlte man den Druck um so mehr, je weniger der Adel dazu beytrug, da der zehnte Pfennig von allem Verkauftem (*Alcavala*) gegeben werden musste; und je mehr der König die noch übrigen wenigen Domänen veräusserte, drückte er zugleich Granden, Geistliche, Staatsgläubiger und alle übrigen Unterthanen. — In solcher Lage trat Philipp III die Regierung an. Lerma stiftete den Frieden, vermehrte den Glanz des Hofes und sein Privatvermögen; dagegen verschlechterte er die Münzen.

Kap. V. *Oeffentlicher Zustand A. Kastiliens.* Die unter Karl V meist an Ausländer verkauften königl. Renten kamen allmälich an die Eingeborenen, indem Erste solche mit Verlust veräusserten. Durch diese gründete Jeder, welcher in Spanien etwas sammeln konnte, ein Majorat für seine Nachkommen, und die Frömmigkeit des Publicums immer mehrere Klöster. Stets war man mit Ausfuhrverboten freygebig; Fremde erlangten den Verkehr im Lande. Amerika's Schätze wanderten schnell aus Spanien in das übrige Europa; die Auflagen wurden sehr kostbar erhoben, und der Staat verkaufte sehr viele Aemter; die Bevölkerung nahm ab, die Armuth stieg. *B. Arragoniens* vorher so sehr blühende Provinzen verfielen sichtbar. Die gewerbsamen Menschen wanderten aus. *C.* Sicilien. 1530 zählte es nur 936,000 Einw. Seidegewinnung und Getreidebau blüheten dort. *D. Mailands* Adel und Bürger waren gewerbsam, auch blüheten dort alle schöne Künste, Canäle und neue Strassen wurden angelegt, der Landbau verbessert. *E. Neapel.* Alle Versuche der Inquisition, sich dort einzuschleichen, scheiterten. Jeder Vicekönig zerstörte oder vernachlässigte die Einrichtungen seines Vorfahren. Das Sportuliren der Beamten wurde übertrieben, das Heer höchst unvollzählig, die Lehnsherren sogen ihre Hörigen bis zur Armuth aus, Recht, Gunst und Gnade waren käuflich, die Vicekönige und die Barone übten mit den kostbarsten Producten Neapels Alleinhandel. Das Volk litt oft an Hunger und Theuerung. *F.* Die *Niederlande.* Dort herrschte Wohlstand selbst nach allen Religionsverfolgungen, Aussaugungen und Hinrichtungen, vielleicht weil dort lange der mit vielem Gelde erhaltene Kern der spanischen Heere einquartirt war. Die Industrie wuchs daselbst mit dem Landbaue durch weise Gesetze, und die insurgirten Niederländer wurden am blühendsten; 1610 hatte Amsterdam schon 50,000 Einw., dagegen nahm Antwerpen ab.

Der *zweyte* Band dieses Werkes enthält eine *Geschichte der römischen Päpste im* 16 — 17 *Jahrh.* Der Vf. hat die Absicht, den Zeitraum einer erneuerten kirchlich-weltlichen Macht, nach dem Falle, welchen die Weltherrschaft Roms in der ersten Hälfte des 16 Jahrh. erfuhr, ihrer Verjüngung und inneren Ausbildung, ihren Fortschritt und Verfall im Umrisse darzustellen. Durch innere Befähigung und äussere Begünstigung ist er zu diesem Unternehmen geeignet und berufen, wie wohl Wenige ausser ihm. — Schon in Wien erfuhr er die unbedingte Liberalität, mit welcher man ihm den Zugang zu den dort aufgehäuften grossen Schätzen der Archive gestattete. Die Nachrichten über Gregor XIII und Sixtus V, welche er hier mittheilt, schöpfte der Vf. dort. Indem er die reichen ungedruckten Sammlungen der k. k. Hofbibliothek und des k. Archivs, die italiänischen Chroniken u. s. w. bezeichnet, findet er noch eine ganze Zukunst von Studien, so viele noch nicht gehobene Kenntniss daselbst! — In Venedig, wo die grossen Häuser einst fast sämtlich die Gewohnheit hatten, sich neben einer Bibliothek auch ein Kabinet von Handschriften anzulegen, war dem Vf. eine und die andere von solchen Privatsammlungen zugänglich. Besonders aber war für ihn das venezianische Archiv ergiebig; er brachte allein 48 Relationen über Rom zusammen, die älteste vom J. 1500; die vielen aus unmittelbarer Anschauung hervorgegangenen Notizen derselben gaben dem Vf., wie er sagt, zuerst Aussicht und Muth zu einer fortlaufenden Darstellung. In Rom selbst fand natürlich der protestantische Vf. eben keine Unterstützung, um in den öffentlichen Sammlungen die Geheimnisse des Papstthums zu entdecken. Zwar durfte er von den Schätzen des Vatican Kenntniss nehmen, und eine Anzahl Bände benutzen, doch ohne wünschenswerthe Freyheit. Aber auch hier flossen ihm reichliche Quellen aus Familienarchiven. Die herrschenden Nepoten des 17 Jahrh. hatten den von ihnen gegründeten fürstlichen Häusern auch gewöhnlich einen Theil der während ihrer Verwaltung bey ihnen aufgehäuften Staatsschriften hinterlassen. Die Manuscripte in den Palästen Barberini, Chigi, Corsini u. s. w. hält der Vf. von unschätzbarem Werthe, und konnte sie alle benutzen. Er fand Correspondenzen der Nuntiaturen, ausführliche Lebensbeschreibungen mehrerer Päpste und ausgezeichneter Cardinäle, officielle und private Tagebücher, Berichte über Verwaltung der Provinzen, statistische Tabellen u. s. w. — in der That eine Masse von Materialien, welche durchzuarbeiten, zu seinem Zwecke zu benutzen, nicht geringen Fleisses, und ordnenden, sichtenden Blickes bedurfte.

Der erste Abschnitt beginnt mit den „*Epochen*

des Papſtthums“, und zwar zuerſt mit „*dem Chriſtenthum im römiſchen Reiche*“; dann folgt „*das Papſtthum und das fränkiſche Reich*“, „*Verhältniſs zu den deutſchen Kaiſern, ſelbſtſtändige Ausbildung der Hierarchie*“. Rec. hätte dieſe offenbar zu allgemeine Einleitung lieber hinweggewünſcht; ſie ſcheint ihm ohne rechten Zweck zu ſeyn. Kundigen Leſern ſagt der Vf. nichts Neues, er hatte nicht nöthig, ſie erſt auf einen gewiſſen hiſtoriſchen Standpunct zu ſtellen, und ihnen den Zuſammenhang zu entwickeln, der doch in dieſer Allgemeinheit nur ein ſehr loſer ſeyn konnte; unkundige und unwiſſenſchaftliche Leſer werden ſchwerlich das Werk des Hn. *Ranke* leſen, und würden auch durch dieſe erſten Abſchnitte wenig Belehrung finden. Mehr hieher gehört der Abſchnitt: „*Die Gegenſätze des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts*“, und endlich das zweyte Kapitel: „*Die Kirche und der Kirchenſtaat im Anfange des 16 Jahrhunderts*“. Rec. hätte ſtatt jener allgemeinen Einleitung lieber eine kurze Darlegung des Zuſtandes von Italien, der Hauptſtaaten in demſelben, ihrer Verhältniſſe zum Kirchenſtaate, eine Unterſuchung über den Stand des Chriſtenthums im italiäniſchen Volke, über die gröſsere oder geringere Irreligiöſität der Groſsen und des Volks jener Zeit, mit Hervorhebung und kurzer Andeutung des Standes der Hierarchie bey den anderen Völkern gewünſcht. Zwar werden dieſe Puncte auch vom Vf. hie und da berührt, jedoch zu rhapſodiſch, zu oft das Bekannte bloſs mittheilend; ein Hiſtoriker, wie Hr. *Ranke*, welcher ſo vertraut iſt mit der Geſchichte des Ueberganges des Mittelalters in die neuere Zeit, hätte auch hier wohl Tüchtigeres geben können. — Manche ſeiner Sätze aus dieſen zu allgemeinen einleitenden Kapiteln dürſten überdieſs wohl nur halbwahr ſeyn; wie z. B. wenn er von dem Zuſtande des Papſtthums vor dem groſsen Schisma des 15 Jahrh. ſagt: „Wir ſehen, eine Nation nach der anderen fühlt ſich in ihrer Selbſtſtändigkeit und Einheit; von keiner höheren Autorität will die öffentliche Gewalt mehr wiſſen; in den mittleren Kreiſen finden die Päpſte keine Verbündeten mehr; ihre Einwirkungen werden von Fürſten und Ständen entſchloſſen zurückgewieſen.“ Wäre dieſer Satz in ſeiner Allgemeinheit wahr, wie hätte ſich je das Papſtthum wieder ſo erheben können, wie konnten die Wirkungen der groſsen Concile ſo eludirt werden, wie Aſchaffenburger und Wiener Concordate zu Stande kommen, wie das Papſtthum bey allen Verbrechen überhaupt noch am Ende des 15 Jahrh. beſtehen, und durch die Reformation nicht überall geſtürzt werden?

Viel Neues und Intereſſantes findet ſich dagegen ſchon in dem Abſchnitte über die „*Erweiterung des Kirchenſtaates*“, wiewohl auch hier der Vf. immer nur einzelne Striche zieht. Das Bild Alexanders VI und Cäſar Borgia's erhält neue Züge. Um auch von dem Stile des Vfs. eine Probe zu geben, möge hier die Schilderung des Letzten ſtehen: „Und ſo ſah Alexander ſeinen lebhafteſten Wunſch erfüllt — die Barone des Landes vernichtet — ſein Haus auf dem Wege, eine groſse erbliche Herrſchaft in Italien zu gründen. Allein ſchon hatte er ſelbſt zu fühlen bekommen, was die aufgeregten Leidenſchaften vermögen. Mit keinem Verwandten, noch Günſtlinge wollte Cäſar dieſe Gewalt theilen. Seinen Bruder, der ihm im Wege ſtand, hatte er ermorden und in die Tiber werfen laſſen; auf der Treppe des Palaſtes lieſs er ſeinen Schwager anfallen u. ſ. w. Durch ſeinen Vater wollte er mächtig werden, ſonſt nahm er auf denſelben keine Rückſicht. Er tödtete den Liebling Alexanders, Peroto, indem ſich dieſer an den Papſt anſchmiegte, unter dem pontificalen Mantel. Das Blut ſprang dem Papſt ins Geſicht. Einen Moment hatte Cäſar Rom und den Kirchenſtaat in ſeiner Gewalt. Der ſchönſte Mann; ſo ſtark, daſs er im Stiergefechte den Kopf des Stiers auf einen Schlag herunterhieb; freygebig, nicht ohne Züge von Groſsartigkeit; wollüſtig, mit Blut beſudelt. Wie zitterte Rom vor ſeinem Namen u. ſ. w.“ Nur Schade, daſs der Vf. nicht eine vollſtändige Geſchichte der Päpſte jener Zeit hat geben wollen; es ſtört, unter ſo intereſſanten einzelnen Pinſelſtrichen ihn plötzlich abbrechen zu ſehen. Von Alexander VI führt er wenig an, und, wo der Leſer gerade in der gröſsten Spannung iſt, da bricht er ab, mit der Wendung: „den Verlauf der Geſchichte deſſelben wollen wir hier nicht ins Einzelne begleiten.“ Ueber ſeinen Tod erfahren wir aber die bisher neue Notiz, daſs Alexander VI an dem vergifteten Confecte geſtorben ſey, welchen er für einen Cardinal habe zubereiten laſſen, nachdem dieſer den päpſtlichen Küchenmeiſter beſtochen.

Ein ſehr kurzer Abſchnitt handelt über die „*Verweltlichung der Kirche*“. Der Vf. hält ſich hier beſonders an das *Concilium delectorum cardinalium de emendanda eccleſia Paulo III ipſo jubente conſcriptum* 1538, welches, obgleich damals öfter gedruckt, den Sammlungen curialiſtiſcher Handſchriften in Rom noch immer einverleibt iſt. Die Prälaten ſelbſt ſagten: „Alle Hirten ſind von ihren Heerden gewichen, ſie ſind alle Söldnern anvertraut.“ Eine Art von Erblichkeit der geiſtlichen Aemter war eingetreten, durch Geld konnte ein Jeder den ihm beliebigen Coadjutor erhalten. Die Beſitzer der Pfründen ſuchten die wohlfeilſten Verweſer, beſonders Bettelmönche, welche als Suffraganen die Biſthümer, als Vicare die Pfarren inne hatten, und deren Einfluſs daher, auch durch Vertreibung des Ablaſſes, unermeſslich war. Auch ſie waren völlig verderbt, und ſuchten ſich oft ihrer Gegner durch Gift und Dolch zu entledigen, um ſchlechten Lohn gedungen, begierig nach dem zufälligen Gewinne. — Dieſem Verderben der Kirche tritt nun eine „*geiſtige Richtung*“ entgegen, in welcher ausſchlieſslich der Schönheit der Form gehuldigt wurde. Das Schönſte, was Malerey, Architektur u. ſ. w. in neueren Zeiten hervorgebracht, fällt in das Ende des 15 und Anfang des 16 Jahrh. — Seitdem aber die Kunſt vom Hauche der Antike berührt iſt, löſt ſie ſich ab von den Banden der Religion. In den Elementen dieſer Bildung aufgewachſen,

lebte Leo X im Genuſſe der weltlichen Entwickelung der höchſten geiſtlichen Würde. — Die Philoſophen ſtritten über die Sterblichkeit oder Unſterblichkeit der Seele. In Rom gehörte es zum guten Tone der Geſellſchaft, den Grundſätzen des Chriſtenthums zu widerſprechen. Am Hofe ſprach man von den Satzungen der katholiſchen Kirche und der heiligen Schrift nur noch ſcherzhaft. Auch in Deutſchland trat die Freygeiſterey in die literariſchen Elemente ein, und wurde Unglaube; aber auch eine tiefere Theologie erhob ſich. — In Italien traten indeſs politiſche Verwickelungen ein, welche den Papſt zwangen, zwiſchen zwey Parteyen zu ſtehen. Leo X wurde durch ſeine Stellung zu einer zweyzüngigen Politik genöthigt. — Maximilian faſste die wichtige politiſche Bedeutung Luthers gegen den Papſt auf. — Erſt als auf dem Reichstage zu Worms Karl V mit Leo X einen Bund zur Wiedereroberung Mailands geſchloſſen hatte, ging an demſelben Datum die Achtserklärung gegen Luther aus. — Leo X ſtark im Glück; in einer Art geiſtiger Trunkenheit und immerwährender Erfüllung ſeiner Wünſche war ihm ſein Leben vergangen. — Wenn über ihn auch nicht gerade neue Aufſchlüſſe gegeben ſind, ſo möchte doch die Auffaſſung ſeines Charakters und ſeiner Verhältniſſe zu den vorzüglichen Partieen des Buches gehören. — Die Politik Hadrians VI iſt nach Mſſc. ins Licht geſtellt. Er wollte einen allgemeinen Feldzug wider die Türken. — Welche groſsen Schwierigkeiten ſein Reformationsverſuch fand, iſt gut gezeigt. Eben ſo ſind die politiſch-kirchlichen Verwickelungen unter Clemens VII klar und bündig dargeſtellt. Hr. *Ranke* urtheilt, dieſem Papſte habe ſein Scharſſinn zuweilen geſchadet, er habe zu ſehr gewuſst, daſs er der Schwächere war. — Mit der Plünderung Roms durch die Kaiſerlichen 1527 ſey der Glanz Roms, der den Anfang des 16 Jahrh. erfüllt habe, zu Ende gegangen. — Das Verhältniſs des Papſtes zum Kaiſer und zu Franz I erhält bey Hn. *Ranke* ein neues Licht. Erſt als Clemens VII vom Kaiſer um ein Concil angegangen wurde, als bey der erſten ernſtlichen Erwähnung eines Concils der Preis der ſämtlichen käuflichen Aemter des Hofes um ein Bedeutendes gefallen war, lieſs er ſich in das von Franz I ſchon früher angetragene Bündniſs und in Blutsverwandtſchaft mit ihm ein, welches er bisher abgelehnt hatte. — Papſt und Proteſtanten waren durch Franz zu Einem Intereſſe verbunden. — Clemens hatte um die Unternehmung Philipps von Heſſen gegen Würtemberg gewuſst; wie ſehr wurde durch dieſelbe der Abfall befördert; — das Papſtthum war in eine falſche unhaltbare Stellung gerathen. — Clemens VII nennt der Vf. beſſer als Leo X, auf jeden Fall fehlerfreyer, thätiger und im Einzelnen ſelbſt ſcharſſinniger, aber in allem ſeinem Thun und Laſſen unglückſelig, wohl den unheilvollſten aller Päpſte, die je auf dem römiſchen Stuhle geſeſſen.

Sehr intereſſante Mittheilungen giebt Hr. *Ranke* über die „*Analogieen des Proteſtantismus in Italien*", zum Theil nach Mſſc. — 50—60 zum Theil hier namentlich aufgeführte Mitglieder bildeten das Oratorium der göttlichen Liebe als eine Reaction gegen die Leichtfertigkeit und Irreligioſität unter Leo X. Dieſe Richtung wurde nach Venedig übertragen, wo ſich die zerſprengten römiſchen Literatoren und florentiniſchen Patrioten zuſammenfanden. Gerade in der Lehre von der *Rechtfertigung* begegneten ſie ſich mit Luther. Ueber einen groſsen Theil Italiens breitete ſich dieſe Ueberzeugung aus, wie eine literariſche Meinung. Nach dem Berichte der Inquiſition ſollen ihr 3000 Schullehrer angehangen haben. Der Reformationsplan Pauls III ward von Cardinälen, welche Mitglieder des Oratoriums geweſen, bearbeitet. Milde und behutſam geſtattete der Papſt die Religionsgeſpräche mit den Proteſtanten, es ſchien eine Ausſöhnung, beſonders zu Regensburg, 1541 möglich. — Hr. *Ranke* erzählt das Leben des edelen, hiebey beſonders thätigen Contarini. — Aber welche politiſchen Intriguen Franz I und der Fürſten hinderten jede Einigung! Aus Oppoſition gegen den Kaiſer war Unkraut unter die Theologen geſäet, wie Contarini's Secretär ſchrieb.

(*Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Dresden* u. *Leipzig*, b. Arnold: *Tibull und Virgil.* Zwey Gemälde nach Jules de Saint Felix von *Theodor Hell.* 1836. 139 S. 8. (16 gr.)

Kleine Sagen ins Alterthum hinein, wenn auch nicht ſtreng antik. Das Coſtüm iſt gut nachgeahmt, jedoch die uns anſtöſsige Nacktheit durch angelegten Tricot gemildert. Dem liebenswürdigen Tibull verzeiht man ſeinen epicuriſchen Leichtſinn wegen ſeiner Gutmüthigkeit und Zierlichkeit, die vortheilhaft gegen die Frivolität unſerer Dandy's abſticht. Virgils gefühlvolles Weſen nimmt ein, der geſellige Ton, das elegante häusliche Leben der Alten liegt ſo glänzend und friſch vor uns, daſs wir gern unſere Augen darauf haften laſſen, unbekümmert, ob etwa eine falſche Farbe, eine unrichtige Perſpective an dem reizenden Gemälde zu tadeln ſey.

n.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 7.

GESCHICHTE.

Hamburg, b. Perthes: *Fürsten und Völker von Süd-Europa im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert.* Vornehmlich aus ungedruckten Gesandtschaftsberichten, von *Leopold Ranke.* Erster Band u. s. w.

Berlin, b. Dunker und Humblot: Zweyter Band. Auch unter dem Titel: *Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert,* von *Leopold Ranke.* Erster Band u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Bey dem Abschnitte über die „*Regeneration des Katholicismus*" erwähnt Hr. *Ranke* auch der neuen Orden, und stellt eine recht anziehende Lebensbeschreibung des Ignaz Loyola auf. Von den „*ersten Sitzungen des tridentischen Conciliums*" geht er auf die „*Inquisition*" und auf die „*Ausbildung des jesuitischen Instituts*" über. Die Klarheit, Ruhe und Objectivität der Darstellung erfreut, nur dass man grössere Vollständigkeit wünschte. Auch hier beschränkt sich der Vf. besonders auf Auszüge aus den Constitutionen der Jesuiten und anderen seltenen Büchern. — Seine eingestreuten Urtheile sind mitunter geistreich. Er setzt als das Eigenthümliche des Jesuiteninstituts, dass es auf der einen Seite eine individuelle Entwickelung nicht nur begünstigt, sondern fodert, und auf der anderen dieselbe völlig gefangen nimmt, und sich zu eigen macht. Die Methode des Ignatius im Gegensatze der Protestanten nennt er kurz, intuitiv und zur Anschauung anleitend, auf die Phantasie berechnet, zu augenblicklicher Entschliessung begeisternd; jedes phantastische Element, das ihn von Anfang belebt, sey zu ausserordentlicher Wirksamkeit und Bedeutung gediehen. Aber schreibt der Einwirkung Loyola's und seines Buchs, „der geistl. Uebungen", der Vf. nicht zu Viel zu, wenn er daher die Richtung der Jesuiten ableitet? Wurden sie nicht etwas ganz Anderes, als was Loyola wohl ursprünglich bezweckte? — Wenn der erste Plan einfach und unschuldig war, wurde er nicht nach ganz anderen Richtungen hin durch Lainez und Aquaviva ausgebildet? Sind diess nicht die eigentlichen Urheber der Gesellschaft in ihrer späteren Gestalt zu nennen? Wünschenswerth wäre es gewesen, der Vf. hätte von dem geheimen Theile der jesuitischen Verfassung Einiges mitgetheilt; sollte er nicht bey seinen Forschungen auf das eine und andere Merkwürdige gestossen seyn? Wenn selbst dem Papste Manches aus der jesuitischen Verfassung geheim blieb, und er nur ihren Geist kannte, so wäre es ein Fund, Sicheres über diese geheimen Constitutionen zu erfahren, und nur danach würde sich erst das Urtheil über den Orden überhaupt feststellen lassen. Zwar hat *v. Lang* wohl mit Recht die *secreta monita* für Erdichtung oder Parodie erklärt; dennoch geht gewiss neben dem Bekannten viel Unbekanntes und Geheimes her. Der Vf. scheint hier zu sehr die grossartige Seite, das Ideengemässe des Instituts, die Durchführung einer eben durch ihre Consequenz imponirenden und grossartig erscheinenden Idee der Jesuiten aufgefasst zu haben. Auch die Schattenseite musste berührt werden, ausserdem besonders noch die Wirksamkeit der Jesuiten in auswärtigen Welttheilen, ihr Einfluss auf und ihre Thätigkeit in der Literatur. Mit Recht nennt es *Hase* (in s. Kirchengeschichte S. 464) einen Fluch des Kampses gegen die Freyheit, dass, obgleich viel Gelehrte unter ihnen waren, dennoch kein grosses geistiges Werk aus ihrer Mitte hervorging.

Besonders reichhaltig und ausführlich ist die Geschichte der Päpste um die Mitte des 16ten Jahrh., Pauls III, Julius III, Marcellus II, Pauls IV, behandelt. Der Vf. führt den Leser in alle Irrgänge und Windungen der Politik ein, beleuchtet die Stellung des Papstes zum Kaiser und anderen Mächten. Unter Paul III geriethen die politischen Tendenzen des Papstthums mit den kirchlichen in Gegensatz und Widerstreit; — er wollte nicht, dass Karl V ganz Deutschland besiegen sollte, und des Kaisers Pläne scheiterten an dem Abfalle seines Verbündeten, besonders an der Spaltung des Concils, daher drohte er, „er werde nach Rom kommen, um das Concilium dort selber zu halten." Von Paul IV, welcher sich rühmte, keinen Tag vorübergehen zu lassen, ohne einen auf die Wiederherstellung der Kirche zu ihrer ursprünglichen Reinheit bezüglichen Erlass bekannt zu machen, von diesem Feinde des Nepotismus und Beschützer der Inquisition, bekam die geistlich-strenge, restauratorische Richtung des Papstthums das Uebergewicht. Aber gerade durch seinen Zelotismus hatte Paul IV den Protestantismus befördert. England, das zur Unterwerfung bereit war, stiess er von sich. —

Unter dem lebensluftigen, milden Pius IV blieb die Richtung feines Vorgängers, da er nicht wagte, die Inquifition anzutaften. Wie fehr derfelbe durch das Tridentinum in Verlegenheit gerieth, und die mannichfachen verfchlungenen Windungen diefes Concils, hat der Vf. gut gezeigt. Seine welthiftorifche Wichtigkeit fetzt Hr. *Ranke* darein, dafs Pius IV der erfte Papft war, der die Tendenz der Hierarchie, fich der fürftlichen Gewalt entgegenzufetzen, mit Bewufstfeyn aufgab.

Der vorzüglichfte Theil des ganzen Werkes möchte leicht das vierte Buch feyn, das über „*Staat und Hof*", „die *Zeiten Gregors XIII und Sixtus V*" handelt. Zuerft giebt ein Abfchnitt über „*die Verwaltung des Kirchenftaates*" einen tiefen Blick in die eigenthümlichen Verhältniffe deffelben. Die Natur des Kirchenftaats fetzt Hr. *Ranke*, wie die des italiänifchen Staats überhaupt, in eine mehr oder minder durchgreifende Befchränkung der municipalen Unabhängigkeit. Den Städten waren Privilegien ertheilt, und mit ihnen bey Erwerbungen Capitulationen gefchloffen. Der fo zufammengefetzte Kirchenftaat hatte im Ganzen grofse Aehnlichkeit mit dem venezianifchen. Die Parteyungen aber in den Städten, welche noch immer unter den alten Namen der Ghibellinen und Guelfen fortdauerten, bewirkten, dafs fie ihre Privilegien weniger ftreng behaupteten. Durch viele glückliche Schläge ward die päpftliche Gewalt im Kirchenftaat unendlich vergröfsert; weder Städte, noch Barone widerfetzten fich länger, die freyen Communen unterwarfen fich. In dem fehr klaren Abfchnitte über die „*Finanzen*" zeigt der Vf., wie das heutige Syftem der Staatsfchulden in dem Kirchenftaate zuerft fyftematifch entwickelt wurde. Von dem Ertrage der Erpreffungen kam wenig in die Hände des Papftes, es zerflofs an feinem Hofe in taufend Hände; feit geraumer Zeit verkaufte man die Aemter, welche auf Sporteln gegründet waren, und die einlaufenden Summen verzehrten; der Papft hatte von diefen Aemtern nur den Kaufpreis. So bedurfte er denn aufserordentlicher Mittel zu koftfpieligen Unternehmungen; z. B. der Creirung neuer käuflicher Aemter, deren es im J. 1471 fchon gegen 650 gab. So wurde felbft unter Sixtus IV ein Collegium von 100 Janitfcharen für 100,000 Ducati ernannt, und auf den Ertrag der Bullen und Annaten angewiefen. Leo X errichtete über 1200 käufliche Aemter, welche eine Art Leibrenten wurden. Clemens VII nahm bey feiner Rüftung gegen Karl V zuerft ein bedeutendes Capital auf 10 Proc. auf, einen *monte non vacabile.* Die Gläubiger erhielten einen Antheil an der Verwaltung der Dozana. Die folgenden Päpfte häuften, meift zu den Bedürfniffen des Katholicismus überhaupt, Türkenkriegen u. dgl. m., immer mehr Monti auf, und errichteten immer wieder neue Aemter, welche unter Pius IV bis auf viertehalbtaufend gebracht wurden.

Unter Gregor XIII, welcher fich an das Beyfpiel Pius IV halten wollte, blieb die religiöfe Tendenz herrfchend; er felbft las die erften Jahre alle Woche dreymal Meffe. — Gregor, beforgt für ftreng kirchlichen Unterricht, gab den Jefuiten-Collegien, deren ihm allein 22 ihren Urfprung verdankten, und dem *Colleg. Germanicum* ihre Geftalt, nahm an den Unruhen in den Niederlanden und Frankreich Theil, und unterhielt die Empörungen in Irland gegen Elifabeth. Seine Unterhandlungen mit Philipp II und den Guifen führten zuletzt zu der grofsen Unternehmung der Armada. Gewundert hat fich Rec., hier nicht Gregors XIII Antheil oder Nichtantheil an der Parifer Bluthochzeit, für welche er bekanntlich eine feierliche Dankfagung abftattete, und auf die er eine eigene Münze fchlagen liefs, erwähnt gefunden zu haben.

Mit befonderem Fleifs und grofser Sorgfalt hat der Vf. von Sixtus V gehandelt. Durch Hn. *Ranke* ift erft die ächt hiftorifche Würdigung des Charakters deffelben möglich geworden. Viele Vorurtheile, viele falfche Meinungen müffen fortan über Sixtus V verfchwinden. So finkt gleich die Meinung über feine rohe Jugend, den Mangel alles Unterrichts bey feinem Schweinehüten zufammen. Er war aus armer, urfprünglich flawifcher, vor den Türken flüchtigen Familie, mufste als Kind das Obft bewachen, ja die Schweine hüten, der Vater konnte dem nächften Schulmeifter monatlich nicht 5 Bajochi Schulgeld zahlen. Aber diefs zahlte alsbald ein verwandter Franciscaner; ja fchon im 12ten Jahre trat Felix *Peretti* (Sixtus V) in den Franciscanerorden felbft, kam alfo nicht von der Heerde auf den Thron, wie es noch in dem neueften Compendium der Kirchengefchichte heifst, denn bey der Heerde war er überhaupt nicht lange, am wenigften als förmlicher Hirte gewefen. Felix ftudirte zu Ferrara und Bologna. Als Cardinal Montalto hat er fich auch die Tiara nicht eben durch demüthiges Beugen, Huften und am Stocke Einherfchleichen erworben. Nach einer von Hn. *Ranke* benutzten Relation zeigte er als Cardinal fchon denfelben Charakter, wie fpäter als Papft, er wird als gelehrt und klug, doch auch als argliftig und boshaft, keinesweges aber als harmlos bezeichnet. Er war bey feiner Wahl noch in ziemlich frifchem Alter von 64 Jahren, und von ftarker und guter Complexion, auch foderten die Umftände einen kräftigen Mann. Der Grofsh. von Toscana hatte bedeutenden Antheil an feiner Wahl. Sein ftrenger, faft tyrannifcher, man möchte fagen altrömifcher Charakter zeigte fich gleich bey feiner Thronbefteigung in Ausrottung der Banditen. Kein Tag war ohne Hinrichtung, nur diejenigen Legaten und Governatoren lobte der Papft, welche ihm viele Köpfe einfendeten. Hr. *Ranke* urtheilt, es habe etwas Barbarifch-Orientalifches in diefer Juftiz gelegen. — Dafs Sixtus V nicht als alleiniger Gründer der Ordnungen des Kirchenftaats, nicht als unvergleichlicher Meifter der Finanzen, nicht als höchft vorurtheilsfreyer Staatsmann und Herfteller der Alterthümer zu betrachten fey, zeigt der Vf. Nicht fowohl dadurch habe fich Sixtus unterfchieden, dafs er einen ganz neuen Weg eingefchlagen, als vielmehr dadurch, dafs er auf dem fchon eingefchlagenen rafcher und nachdrücklicher verfah-

ren ſey; daher ſey er den Menſchen im Gedächtniſſe geblieben, vermöge einer Natur, die ſich denſelben einprägt. Auch die Congregationen der Cardinäle ſtiftete er nicht gerade, er fand deren ſchon 7 der wichtigſten vor, doch ſetzte er die Zahl der Cardinäle auf 70 feſt. — Eben ſo wenig war er es, der den Nepotismus zerſtörte, ſchon unter Pius IV u. V und Gregor XIII war er geſtürzt. Freylich bildete ſich nun eine andere Form deſſelben aus. — Sixtus V ſammelte einen Schatz von faſt 5 Millionen Scudi, aber indem er dieſelbe Geldwirthſchaft rückſichtslos verfolgte, und für immer fixirte. — $1\frac{1}{2}$ Millionen erwarb er aus Aemterverkauf. — Die Monti vermehrte er auſserordentlich, — die unentbehrlichſten Lebensbedürfniſſe belegte er mit neuen Auflagen, und gründete Monti darauf. Der Vf. findet es auſserordentlich, daſs man Anleihen mache und Laſten aufbürde, um einen Schatz für künftige Bedürfniſſe in ein feſtes Schloſs einzuſchlieſsen. — Freylich gab es dem Papſtthum eine neue Bedeutung, mitten unter geldarmen Staaten. — Nur zur Vertheidigung des Katholicismus ſollte das Geld angewandt werden. — Sixtus hochſtrebender Geiſt zeigte ſich beſonders in ſeinen groſsen Bauten; berühmt ſind ſeine coloſſalen Aquäducte. Aber für die Ueberreſte des Alterthums hatte der Franciscaner keinen Sinn; eben ſo heftig war er im Zerſtören, als eifrig im Bauen. Die Säulen des Trajan und Antonin widmete er den Apoſteln Petrus und Paulus; den Obelisk ſtellte er vor St. Peter auf, ein groſsartiges und gewaltſames Unternehmen. — Da Hr. *Ranke* ſo viele intereſſante Mittheilungen über Sixtus giebt, ſo haben wir nur bedauert, daſs er nicht Vollſtändigeres hat zuſammenſtellen wollen; namentlich ſind ſeine Verhältniſſe zu auswärtigen Mächten nicht berührt, wie beſonders zu Philipp II, nicht ſein Wirken für die Literatur, da er doch der vaticaniſchen Bibliothek ihre Gröſse gab, Bibelwerke ediren lieſs u. ſ. w., ſein Verhältniſs zu den Jeſuiten, ſein Wirken für den Katholicismus, z. B. durch Einſetzung einer eigenen Congregation für die authentiſche Auslegung des *Tridentinum*, *Indices libr. proh. et expurg.* u. ſ. w.

Hr. *Ranke* ſchlieſst ſein ſchätzenswerthes Buch mit Bemerkungen über die „*Veränderung der geiſtigen Richtung überhaupt*", welche nicht bloſs beym Papſte hervorgetreten, ſondern in jedem Zweige ſich derjenigen entgegeſetzt hervorgethan, welche den Anfang des Jahrh. bezeichnet habe. Das Studium der Alten war unendlich zurückgetreten; die Wiſſenſchaft wurde nicht mehr aus ihnen unmittelbar geſchöpft, tiefere Forſchung in Naturwiſſenſchaften, Mathematik u. ſ. w. begann. Die Form blieb nicht Hauptſache, das Material überwog; ein ſo formloſes Werk, wie die Annalen des Baronius wäre im Anfange des Jahrh. nicht denkbar geweſen. — Titulaturen wurden eingeführt; in jeder anderen Hinſicht wurden die Zuſtände ſtrenger, feſter, abgeſchloſſener. Geiſtreich führt Hr. *Ranke* dieſen Gegenſatz des aufgehenden und des ſich neigenden Jahrh. auch in den Werken der ſchönen Künſte durch. Die neue Erhaltung der Kirche hatte ſich der Geiſter bemächtigt, aber ganz anders wirkte ſie auf die Wiſſenſchaft, als auf die Kunſt — auf erſte reprimirend. — Auch die Curie, der Hof in Rom, war ganz verändert. Cardinäle und Prälaten beſuchten die Meſſe fleiſsig, alles Anſtöſsige ward vermieden, die ganze Stadt war in Sitten und Leben viel chriſtlicher geworden. Aber auch Wunder begannen wieder, welche ſich lange nicht gezeigt, und trotz der am Hofe herrſchenden Würde und Religion zeigte ſich auch Ehrgeiz, Habſucht, Verſtellung und Argliſt.

So hat Rec. verſucht, den Inhalt und Gang dieſes intereſſanten, ſo viel Neues darbietenden Buches darzulegen. Mit wahrem Genuſſe hat er das treffliche und gelehrte Werk ſtudirt, und vielfache Belehrung aus demſelben geſchöpft. Gleich ſehr iſt er über die Ruhe, Mäſsigung, Unparteylichkeit des Hn. *Ranke*, als über den ächt hiſtoriſchen Blick und die Kunſt deſſelben, die Verhältniſſe kurz und bündig in das rechte Licht zu ſtellen, erfreut. Nicht überall zeigt ſich der Vf. von ſeinen Entdeckungen ſo fortgeriſſen, daſs er ſie ſchon für unzweifelhaft und unbedingt wahr hält. Man begegnet öfter Wendungen, als: „es würde etwas raſch ſeyn, dieſe Behauptung anzunehmen, noch andere Beweiſe ſind erfoderlich" u. ſ. w. Wenn ſich Rec. auch öfter durch das mitunter Deſultoriſche und Abgeriſſene des Stils und der Darſtellung geſtört ſah, wenn er Mangel an Vollſtändigkeit und oft Berückſichtigung der wichtigſten Puncte vermiſste: ſo hält er dieſs doch Hn. *Ranke* zu gut, und erklärt es ſich am wahrſcheinlichſten aus dem Streben, das Gewöhnliche und allgemein Bekannte nicht in ſeine Darſtellung des Raumes wegen aufzunehmen, und nur Neues und Bedeutendes zu bieten. — Entſchädigt fühlte er ſich immer bald durch den Hauch des unmittelbaren Lebens, welchen Hn. *Ranke* aus ſeinen ſo aus dem Leben ſelbſt hervorgegangenen Quellen feſtzuhalten gelungen iſt, durch das Friſche des Treibens und Drängens der Zeit, die er im Ganzen ſo auſserordentlich glücklich aufgefaſst hat, und durch den Ausdruck der inneren Wahrheit, welchen das Getriebe menſchlicher Leidenſchaften und die Verwickelung der Verhältniſſe gewinnt. Wie klar und beſonnen iſt meiſt das Urtheil des Vfs., wie ſehr ſteht er über dieſe Maſſe von Material, welches er aufs glücklichſte zu geſtalten weiſs! So muſs denn Rec. dieſs treffliche Werk als einen wahren Gewinn für die Wiſſenſchaft bezeichnen, und wird die Fortſetzung deſſelben nächſtens anzeigen.

Druck und Papier des zweyten Bandes iſt ausgezeichnet, wie dieſs von der rühmlich bekannten Verlagshandlung in Berlin zu erwarten iſt.

A. H. L. und A. Schr. —

GESETZGEBUNG.

Cöln am Rhein, b. Bachem: *Preuſſens gerichtliches Verfahren in Civil- und Criminal-Sachen.* Ein Auszug aus den darüber beſtehenden Geſetzen, insbeſondere aus der allgemeinen Gerichts-

Ordnung, der allgemeinen Depofital-Ordnung, der allgemeinen Hypotheken-Ordnung, der Criminal-Ordnung, dem Stempel-Gefetze u. f. w. Nebft einer Einleitung, das Studium angehender praktifcher Juriften und deren Laufbahn betreffend. Zweyte verbefferte und mit Rückficht auf die neueren Beftimmungen vermehrte Auflage. 1833. VIII u. 576 S. (2 Thlr. 12 gr.)

Bey diefer zweyten Auflage ift nur auf die inzwifchen ergangenen gefetzlichen Beftimmungen und Minifterialverfügungen Rückficht genommen, und einige feitdem erfchienene Schriften find nachgetragen, übrigens ift das Buch unverändert geblieben, und nach dem zu urtheilen, was hier vorliegt, ift keine Hoffnung, dafs es bey einer etwa noch folgenden Auflage anders werde. Auf den in der Vorrede zur erften Auflage angegebenen dreyfachen Zweck, der darin beftehen foll, „1) folchen jungen Leuten, welche noch auf Univerfitäten fich befinden, und preuffifche praktifche Juriften werden wollen, vorläufig eine Ueberficht des gerichtlichen Verfahrens in Preuffen, und eine Anleitung zu ihren künftigen Gefchäftsverhältniffen zu geben, damit fie nicht ganz fremd in die öffentliche Laufbahn übergehen; 2) denjenigen, welche bereits als Aufcultatoren und Referendarien angeftellt find, bey ihren Studien und befonders bey der Vorbereitung zu dem Examen behülflich zu feyn, und ihnen fowohl, als auch fchon ausgebildeten preuffifchen Juriften ein Handbuch zu liefern, deffen fie fich bey Ausübung ihrer Gefchäfte leichter bedienen können, als der voluminöfen Gefetzbücher; 3) auch Nicht-Juriften, welche fich weder mit dem Ankaufe, noch mit dem Studium der preuffifchen Gefetzbücher belaften wollen, wenigftens eine Ueberficht der preuffifchen Gerichtsverwaltung und einen Rathgeber für einzelne Fälle darzubieten“, wollen wir zwar kein Gewicht legen: auch wenn es mit diefem dreyfachen Zwecke ernftlich gemeint wäre, würde er einer wirklichen Verbefferung des Buches und insbefondere einer Anleitung zum Studium angehender praktifcher Juriften, wie wir fie für erfpriefslich halten, an und für fich nicht im Wege ftehen; indem es aber in der Vorrede zur gegenwärtigen Auflage heifst, der in der Vorrede zur erften Auflage näher entwickelte mehrfache Zweck des Buchs möge es rechtfertigen, wenn hie und da die Kritik, fo dankbar fie auch aufgenommen worden, keine Berückfichtigung habe finden können: kann es uns nicht einfallen, unfere Vorfchläge, wozu auch der, durch Hinweifung auf die Anfoderungen, die das Leben an die Wiffenfchaft macht, den praktifchen Juriften zu eigenem, die wahre Wiffenfchaft förderndem Nachdenken zu zwingen, gehören würde, an den Vf. zu richten, und fo laffen wir es denn bey einer blofsen Anzeige diefer zweyten Auflage bewenden, und fügen nur hinzu, dafs das Buch diefsmal eine beffere typographifche Ausftattung erhalten hat, und alfo zweifelsohne von den jungen Leuten, denen es allerdings bey der Vorbereitung zum Examen von Nutzen feyn mag, um fo lieber wird zur Hand genommen werden. C.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Meifsen*, b. Gödfche: *Der Nachtwandler*, Luftfpiel. 1836. 119 S. 8. (16 gr.)

Im Vorwort erwähnt der ungenannte Verf. eines Schaufpiels des Herrn von Auffenberg, *das böfe Haus*, welches mit feinem Stück, ihm unbewufst, denfelben Inhalt gemein haben folle. Gewifs gilt diefs nur für den geizigen Nachtwandler, der in feiner Mondfucht fich felbft beftiehlt, und den Verdacht der Miffethat auf Unfchuldige wälzt. Da dem Rec. das Auffenbergfche Stück unbekannt ift, fo kann er nur vermuthen, dafs mehr als jener Zug aus dem franzöfifchen Romane genommen ift, in welchem Ludwig XI den mondfüchtigen, boshaften Juwelier erft dann durchfchaut, als es zu fpät ift, die unfchuldigen Schlachtopfer feiner Manie ins Leben zurückzurufen. Wahrfcheinlich hat *das böfe Haus* gleich dem Roman einen traurigen Ausgang, ftatt dafs unfer keckes muthwilliges Luftfpiel von der fröhlichften Gegenwart ift, und fogar der bösartige Nachtwandler feine Ränke nicht mit dem Leben zahlt. Der alte Fritz ift von der allerbeften Laune, fein Erfcheinen wirkt gleich einem fchützenden, belebenden Talisman, die Hufaren vergeffen nicht, dafs der leichten Cavallerie die rafchefte Beweglichkeit ziemt, fie zeigen fich fo gewandt und wohlgemuth, dafs ihren Angriffen auf die Gunft des Publicums der ficherfte Erfolg zu verheifsen ift. n.

Meifsen, b. Gödfche: *Kichora Komara*, Trauerfpiel. 1836. 128 S. 8. (20 gr.)

Die mädchenhafte unfchuldige Anmuth der fehr jugendlichen indifchen Wittwe Kichora, die fie ihrer hehren Landsmännin Sakontala an die Seite ftellt, übt eine fo reizende Gewalt, dafs die Streitigkeiten dreyer indifchen Fürften fogar uns wichtig erfcheinen. Denn Kichora's Gefchick verwebt fich in den Zwift der drey an fich gleichgültigen Kämpfer. Der Mann ihrer Neigung kommt zu fpät, um fie zu retten, feine ohnmächtigen Flüche find ohne tragifche Würde, fie verhallen wie ein alltäglicher Leichenfermon. Auch gegen die Sprechweife der alten Bafe Kichora's liefsen fich Rügen aufwerfen, fie gleicht der der alten Tanten in deutfchen Familiengemälden aufs Haar. Vielleicht wollte der Vf. dadurch fein Stück bühnenfähig machen, dem er wegen feiner Fremdartigkeit den Eingang verfperrt wähnte. Auch fo ift zu bezweifeln, dafs es eine warme Aufnahme finde; dagegen wird es an Lefern nicht fehlen, die fich der lieblichen Kichora erfreuen, die um die früh abgefallene Blüthe trauern. n.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1837.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ALTONA, b. Hammerich: *Allseitige, wissenschaftliche und historische Untersuchung der Verpflichtung auf symbolische Bücher überhaupt, und die Augsburgische Confession insbesondere.* Von *J. C. G. Johannsen*, Doctor der Theologie und Philosophie, Hauptpastor an der deutschen St. Petri-Kirche zu Kopenhagen. 1833. XXIV u. 695 S. gr. 8. (3 Thlr. 8 gr.)

Mit Dank gegen den achtungswerthen Verfasser wird jeder Freund der Glaubens- und Gewissens-Freyheit die vorliegende Schrift begrüssen, da es, wie Hr. *Johannsen* in der Vorrede richtig bemerkt, ungeachtet der vielen über diesen Gegenstand vorhandenen Schriften, noch immer an einer allseitigen Behandlung desselben fehlt, und in unseren Zeiten viele Stimmen laut werden, welche die Menschen aufs Neue an den Buchstaben der symbolischen Bücher fesseln, und die Fürsten überreden wollen, dass davon das Heil der Staaten wesentlich abhänge. Zuerst bestimmt, als Denkschrift zur Jubelfeier der Augsburgischen Confession zu erscheinen, machte ein sorgfältiges Studium der Quellen dieses unmöglich. — Bey der wissenschaftlichen Begründung seines Satzes schien dem Vf. vor allen Dingen nothwendig, die einzelnen Standpuncte, aus welchen sich derselbe betrachten lässt, bestimmter von einander zu sondern, als bisher geschehen war, damit jeder für sich ein reines Resultat gäbe, und so am Ende das Zusammentreffen der einzelnen Untersuchungen in einen gewissen Zielpunct desto deutlicher hervortrete. Bey dem historischen, sich namentlich auf die A. C. beziehenden Abschnitte hielt er es für besonders wichtig, der Untersuchung über die Geltung der A. C. im Ref.-Zeitalter selbst die grösstmögliche Vollständigkeit zu geben, wobey nicht bloss die öffentlichen Verhandlungen jener Zeit in den bekannten grösseren Werken nachgesucht werden mussten, sondern auch die ältesten protestantischen Kirchenordnungen, zu deren Besitz der Vf. theils durch eigenen Ankauf, namentlich aus der seltenen Sammlung des sel. Bischofs *Münter*, theils durch Hülfe der im Fache der Reformationsgeschichte überaus reichen königlichen Bibliothek gelangte. — Rec. muss dem Vf. das Zeugniss geben, dass er bey der Erforschung dieser Quellen sowohl, als bey der schliesslich gegebenen Uebersicht der gegenwärtigen kirchlichen Praxis weder Zeit, noch Mühe gespart habe. Schwerlich wird es ihm gelingen, worauf er auch selbst wohl nicht rechnet, diejenigen zu überzeugen, welche sich einmal in den Zirkel festgebannt haben, aus dem sie nicht wieder heraus können; aber der Wunsch wird ihm hoffentlich in Erfüllung gehen, dass, wenn selbst der gelehrte Kenner vom Fache, dem hier nichts Neues gesagt ist, eine Schrift, die das ihm Entschiedene zur allgemeinen Anerkennung zu bringen sucht, nicht ohne Interesse aus der Hand legen wird, die jüngeren Theologen und angehenden Geistlichen aus derselben lernen mögen, wie der Geist und das Wesen unserer Kirche bestehe, und sich durch eigene Ansicht nnd Einsicht überzeugen, wie grundlos das Geschrey derer sey, die es in den Buchstaben der A. C. setzen. — Ob er auch die Staatsmänner überzeugen wird? Wir wünschen es, getrauen es uns aber nicht, diese Frage zu bejahen. An dem Vf. wird wenigstens nicht die Schuld liegen, der Alles geleistet hat, was von ihm gefodert werden kann, um auch sie zu der Einsicht zu führen, dass „das reine Gotteslicht, das uns aus dem freyen Gottesworte entgegenstrahlt, eine wohlthuende Wärme und segnende Fruchtbarkeit entwickeln könne, bey welcher Menschheit, Staat und Kirche wohl berathen sind."

Einleitung. S. 1—62. Nachdem der Vf. auf die Wichtigkeit der Frage und das erneuerte Interesse derselben in unseren Tagen aufmerksam gemacht, und zugleich die nöthige Literatur beygebracht, auch über den Sinn der Frage, die Absicht der Verpflichtung, und die Erfodernisse dazu sich ausgesprochen hat, zeigt er sehr einleuchtend, dass alle Versuche, die Strenge derselben zu mildern, zu Nichts führen, und weder die Freunde, noch die Gegner derselben befriedigen. — Wenn er aber S. 38 in der Anmerk. *Fichte* tadelt, der in seiner Sittenlehre es dem Prediger zur Pflicht macht, *seine von dem sanctionirten Lehrbegriffe abweichende Meinung vor dem Volke nicht auszusprechen:* so möchte doch dieser Tadel nicht ganz treffend seyn, da *Fichte*, dem ganzen Zusammenhange nach, nur verlangt, dass die Gewissen nicht durch unzeitige Neuerungen gefährdet werden sollen, und es allerdings zur Lehrerklugheit gehört, auf das, was dem Zuhörer frommt oder nicht frommt, Rücksicht zu nehmen. — *Erster Ab-*

schnitt. Beantwortung der Frage aus dem Standpuncte des Naturrechts. S. 63—77. — *Zweyter Abschnitt. Beantwortung der Frage aus dem Standpuncte der Moral.* S. 78—95. — Daſs in dieſen beiden Abſchnitten die Anhänger der Symbololatrie ſiegreich aus dem Felde geſchlagen werden, ſcheinen ſie ſelbſt zu fühlen, indem ſie ſich auf dieſem Gebiete nur ungern in einen ernſtlichen Kampf einlaſſen, und höchſtens durch einige Luſtſtreiche den Unkundigen Staub in die Augen zu ſtreuen ſuchen. — *Dritter Abſchnitt. Beantwortung der Frage aus dem Standpuncte des allgemeinen Staatsrechts.* S. 96—130. Obgleich der Verf. richtig behauptet S. 113 u. f., daſs es dem Staate nicht zukomme, Glaubens- und Lehr-Vorſchriften zu geben: ſo leugnet er damit nicht, daſs die Staatsgewalt berechtigt ſey, unklugen Geiſtlichen, die durch voreilige Neuerungen glänzen wollen, oder den unverſtändigen Eiferern aus der neuevangeliſchen Schule, welche die Kanzel miſsbrauchen, um das Volk zur Finſterniſs zurückzuführen, und Andere, wenn ſie auch nur in Worten von ihnen abweichen, zu verdächtigen, das Handwerk zu legen. — Bey dem, was S. 127 aus dem preuſſiſchen Kirchenrechte angeführt wird, daſs der Staat keine Veränderungen in der Form und Feier des Gottesdienſtes anordnen, und ſie der Kirchengemeinde aufdringen dürfe, hat ſich Rec. ſchmerzlich daran erinnert geſehen, wie ſehr hiegegen eben im Preuſſiſchen, wo man ſich doch in der Sache von *Wegſcheider* und *Geſenius* ſo würdevoll benommen hat, bey der Einführung der neuen Agende geſündigt worden iſt. — Sehr wahr ſagt der Vf. am Schluſſe dieſes Abſchnittes, nachdem er eine vortreffliche Stelle aus Friedrichs des Groſsen Werken angeführt hat, S. 130: „Die allgemeine Anerkennung der Menſchenrechte iſt der Stolz unſerer Tage, und eine ſelbſtſüchtige und furchtſame Politik vermag ſie nicht mehr zu hintertreiben. — *Vierter Abſchnitt. Beantwortung der Frage aus dem Standpuncte des allgemeinen Kirchenrechts.* S. 131—185. Unter dem allgemeinen Kirchenrechte wird hier das natürliche Kirchenrecht verſtanden, wo man von denjenigen Grundſätzen ausgeht, die ſich aus dem Weſen und Zwecke die Kirche überhaupt entwickeln laſſen, und daher jedem in der Wirklichkeit vorkommenden kirchlichen Vereine zum Fundamente dienen müſſen. — S. 136 wird richtig bemerkt, daſs Kirche und Staat niemals in wirkliche Colliſion kommen können, wenn beide, wie es ſich geziemt, ſich in den ihnen durch ihre Beſtimmung angewieſenen Sphären halten. — S. 144 u. f. Es ſey völlig undenkbar, daſs Alle, die ſich zu einer Kirche vereinigen, in allen Puncten ganz gleiche Anſichten hegten. — Aller Symbolzwang ſey daher eben ſo unmöglich, als unerlaubt. — Gerade die edelſten und beſten Menſchen würden dadurch vom Lehramte völlig ausgeſchloſſen werden, und nur Heuchler ſich dazu hergeben. — Die Kirche wüthe dadurch auch wider ihr eigenes Intereſſe, weil alsdann nothwendig neue Kirchen entſtehen würden, worüber die eine oder die andere bald ſo viele Anhänger zählen dürſte, daſs die herrſchend ſeyn wollende Kirche zur Bedeutungsloſigkeit einer Secte herabſänke. — Wenn man eine völlige Uebereinſtimmung in allen Anſichten fodert, ſo läſst ſich gar keine gemeinſchaſtliche Gottesverehrung denken. — Die Verſchiedenheit der Vorſtellungen ſey mitten in allen kirchlichen Geſellſchaften vorhanden, unbeſchadet ihres Beſtandes und Gedeihens. — Eine durchaus rationaliſtiſche Kirche ſey wenigſtens denkbar, wenn ſie auch in der Wirklichkeit nicht vorhanden ſey, und das Bekenntniſs derſelben dürfte nur die allgemeinſten Religionsgrundſätze enthalten, worüber die gereifte Vernunft aller nur nicht ganz rohen Menſchen einig iſt, und die Jedem einleuchten, ſobald er ſich nur einigermaſsen in ſeinem Inneren, wie in der äuſseren Natur, orientirt. — Auch eine Kirche, die ſich auf Offenbarung gründet, würde, wenn ſie eine völlige Uebereinſtimmung verlangte, *ihrem eigenen Fundamente widerſprechen*, indem ſie *neben und auſser dem Göttlichen*, worüber ſie ſich vereinigt hat, *noch etwas Menſchliches*, über die gegebene Offenbarung Hinausgehendes, und daſſelbe einer willkürlichen Bedingung Unterwerfendes feſtſetzte. — Sollten die Dogmen die Unterſchiede der Kirche enthalten, ſo müſste man eben ſo viele Kirchen, als Individuen ſtatuiren, wobey aber gar keine Kirche mehr übrig bliebe. — Die evangeliſche Kirche, die Nichts als Religionswahrheit annimmt, was nicht als ſolche in der aus ſich ſelbſt erklärten heil. Schriſt nachgewieſen werden kann, darf am wenigſten ſolche Dogmen heiligen. — Anders freylich verhalte es ſich mit der päpſtlichen Kirche, aber das liegt eben *in dem* durchaus verwerflichen *Grundſatze*, auf dem ſie erbauet iſt. — Wenn ſich auch die Kirche durch äuſsere Umſtände veranlaſst ſehen könne, zu einer gewiſſen Zeit und zu einem beſonderen Zweck ein ins Einzelne gehendes Bekenntniſs aufzuſtellen, worin ſie den *dermaligen Standpunct* ihrer Einſichten und Ueberzeugungen ausſpricht, ſo hat dieſes Bekenntniſs doch nur einen *hiſtoriſchen*, keinen normativen Werth. — Das Symbol muſs, wo es dem Glauben der Kirche nicht mehr entſpricht, nach demſelben abgeändert werden, und nicht die Abweichung nach dem Symbole, ſondern gerade das ſtarre Hangen an demſelben, trotz der veränderten Vorſtellungen, ſey als wahrer Abfall von dem Glauben der Kirche zu betrachten. — Um die überzeugende Kraft dieſes Räſonnements noch zu verſtärken, möchte Rec. noch erinnern, daſs es Täuſchung ſey, wenn man annimmt, daſs Alle, die ſich über ein ſolches Bekenntniſs vereinigen, darin ihre eigenthümlichen Ueberzeugungen wieder geſunden haben. Das war nicht einmal bey den Fürſten und Theologen der Fall, und noch weniger bey den einzelnen Gliedern der Kirche, die durch jene vertreten wurden. Sie beruhigten ſich nur dabey, weil ſie im Ganzen damit einverſtanden waren, wenn auch über Einzelnes verſchiedene Anſichten Statt fanden, und um des zu erreichenden Zwecks willen Nichts dawider einwenden wollten, und es unmöglich war, ein Bekenntniſs

aufzustellen, welches Jeden völlig befriedigte. — Am wenigsten dürfe man die Lehrer einer gewissen Religion an symbolische Bücher binden. — So gewiss die Kirche das Recht und die Pflicht habe, ihren Glauben zu reformiren, so gewiss muss sie die Ausübung dieses Rechts ihren Lehrern nicht bloss gestatten, sondern sogar zur Pflicht machen. — Wenn man auch einen Vertrag, den die Kirche mit ihren Lehrern geschlossen habe, annehme, der doch nur die gemeinsame Religion betreffen könnte, so würde dadurch die Divergenz der Ansichten oder Meinungen nicht ausgeschlossen, oder nur eingeschränkt werden. — Die Annahme eines solchen Vertrags sey ein Missgriff solcher Juristen, die so gern positive Rechtsformen auf Angelegenheiten der Ueberzeugung und des Gewissens, wohin sie gar nicht gehören, übertragen. — Genau genommen sey es nicht einmal die ganze Kirche, sondern jede einzelne Gemeinde, welche einen solchen Vertrag mit ihren Lehrern abschliessen müsste. — Ein solcher Vertrag würde aber die Einstimmung aller Glieder der Gemeinde erfodern, was etwas Unmögliches sey. — Wäre sie aber auch möglich, so wäre der Lehrer, der einen solchen Vertrag einginge, nur dann erst als bundbrüchig zu betrachten, und von seinem Amte zu entfernen, wenn alle Gemeindeglieder insgesamt seine Lehren ihren Bedürfnissen und gerechten Ansprüchen nicht mehr gemäss fänden. — In dem Vergleiche des Predigers mit einem *Richter* liege Wahrheit, aber in einem Sinne, in dem ihn gerade Diejenigen nicht nehmen können, die ihn zur Rechtfertigung des Symbolzwanges aufstellen. — Sonst sey der Beruf des Predigers von dem des Richters durchaus verschieden. — Noch abgedroschener sey das Beyspiel von einem *Informator*, den ein Vater für seine Kinder nehme. Die Kirche kennt keinen Einzelnen, der als Vater *(papa)* in Glaubenssachen über die Anderen erhaben sey, und für sie, als für eine Kinderschaar, Lehrer bestellen und instruiren könne. — *Fünfter Abschnitt. Beantwortung der Frage aus dem Standpuncte des Christenthums.* S. 186—224. Hier können es nur die im N. T. uns aufbehaltenen Aussprüche und Lehren Jesu und der Apostel seyn, aus denen wir die christlichen Grundsätze, die zur Entscheidung dieser Frage dienen sollen, herzunehmen haben. — Mit diesen steht aber der Symbolzwang geradezu im Widerspruche. — Nichts könne thörichter und grundloser seyn, als die Stellen, in denen die Schrift zum Gehorsam gegen die Obrigkeit auffodert, zum Beweise anzuführen, dass die Obrigkeit auch Herrin über die Religion sey. — Aus der Stelle Matth. 16, 18. 19 gehe unbezweifelt nur das hervor, dass Jesus eine ἐκκλησιά, eine äussere Gesellschaft seiner Bekenner, eine Kirche im Sinne habe, zu deren Gründung und Befestigung Petrus ein vorzügliches Werkzeug werden sollte. — Jesus habe nie eine stehende Bekenntnissformel den Seinigen vorgeschrieben. — Nur in einer Stelle (Matth. 28, 19) finden wir, dass ausser des Glaubens an Gott und Jesum auch des Glaubens an den heil. Geist erwähnt wird; aber würde auch diese Stelle als stehende Formel betrachtet, so hätte man auch darin immer nur ein ganz allgemeines christliches Bekenntniss, welches selbst die grösste Divergenz der Ansichten und Meinungen über die einzelnen Puncte zulässt, und in welchem auch in der That von jeher alle Christenparteyen, ungeachtet aller Meinungsverschiedenheit, einig gewesen sind. — Es sey indessen gar nicht einmal erweislich, dass Jesus die dort ausgesprochenen Worte als ein stehendes Symbol seiner Kirche habe betrachtet wissen, und sie den Aposteln als solenne Receptionsformel zum beständigen Gebrauche vorschreiben wollen. — Im ganzen N. T. finde sich nicht eine einzige Erwähnung einer ausdrücklich auf den Namen des Vaters, Sohnes und heil. Geistes vollzogenen Taufe. — Ueber die Einwürfe der Gegner aus den Stellen 1 Joh. 4, 1. 2. 2 Petr. 3, 3 und Tit. 3, 10. — In der letzten Stelle sey der αἱρετικός derjenige, der sich über Glaubensmeinungen, Geschlechtsregister, Ceremonialgesetze u. s. w. zankt. — Die Verschiedenheit der Ansichten war auch bey den Aposteln selbst bedeutend, aber doch fuhren sie fort, in einer äusseren Gemeinschaft zu wirken. — *Sechster Abschnitt. Beantwortung der Frage aus dem evangelisch-protestantischem Standpuncte.* S. 228—261. Das Festhalten an der Schrift ist der Grundsatz, zu dem sich unsere Kirche bekennt, indem sie sich die evangelische nennt. Darin tritt das positive Fundament, auf dem sie ruhet, unmittelbar hervor, und ist mit einer unbedingten Verpflichtung auf kirchliche Confessionen völlig unvereinbar. — Der Name *protestantisch* drückt die negative Seite aus, und weiset auf den nothwendigen Gegensatz hin, der, wenn auch zu verschiedenen Zeiten in verschiedenen Formen, *noch immer vorhanden* ist, und, wo er hervortritt, bekämpft werden muss. — Die Speierische Protestation, das Fundamentalgesetz der protestantischen Kirche. — Die Vff. derselben betrachten das Recht der Gesellschaft als ein solches, das nicht bloss der Gesellschaft als Totalität, sondern jedem Einzelnen für sich in gleichem Masse zukommt, mithin zu eines Jeden Persönlichkeit gehört. — Sie verhehlen es nicht, dass ihre gegenwärtige Ueberzeugung keinesweges vollkommen und unfehlbar sey, und dass sie eben sowohl, wie ihre Gegner noch immer Ursache haben, Gott um Erleuchtung zu besserer Erkenntniss zu bitten. — Sie erklären sogar, dass selbst in dem Falle, wenn sie vielleicht unbedachtsamer Weise eine Verpflichtung auf Glaubensvorschriften eingegangen wären, sie dieselbe doch für ungültig halten müssten, und sich um des Gewissens willen gebunden achten würden, sie sofort wieder aufzugeben. — Wie die protestantischen Fürsten der Kirche nicht gestatten wollen, Eingriffe in ihre Gewissensfreyheit zu thun, so soll ihnen auch die Gewissensfreyheit ihrer Unthanen heilig seyn. — *Siebenter Abschnitt. Beantwortung der Frage aus dem Standpuncte der Augsburgischen Confession.* S. 262 u. f. Dass die evangelisch-protestantische Kirche in zwey Parteyen zerfiel, war selbst schon Abfall von ihren

Grundſätzen, da ſie um eines Dogma willen geſchah, bey deſſen Feſtſtellung und Feſthaltung man die freye Auffaſſung des Gotteswortes einer willkürlichen, aus ſubjectiv menſchlicher Anſicht hervorgegangenen Bedingung unterordnete. — Das Eifern für den Buchſtaben hat von jeher bey den Lutheranern weit mehr Statt gefunden, als bey den Reformirten, weil die Lutheriſche Kirche wenigſtens ein allgemein angenommenes ſymboliſches Buch, die Augsb. C., beſitzt. — Der Heidelberger Katechismus, der ſchon durch die Art ſeiner Entſtehung und Einführung dem proteſtantiſchen Principe zuwiderlaufe, ſey das allgemeinſte, und allerdings auch in den meiſten, keinesweges aber in allen reformirten angenommene und beobachtete Symbol. — Des *7ten Abſchn. 1ſtes Kap. Wie die A. C. ſich über ſich ſelbſt erklärt.* S. 268—317. Diejenigen, in deren Namen ſie überreicht ward, waren dieſelben Fürſten, welche vor einem Jahre die Speieriſche Proteſtation unterzeichnet hatten, und wir müſſen ſie daher nur *als eine Anwendung jener Grundſätze auf einzelne Glaubenspuncte betrachten, und daher dieſe nach jenen beurtheilen.* — Wie die Behauptungen der Gegner „ihre Meinung und Opinionen" genannt werden, ſo bezeichnen ſie auch das, was ſie ſelbſt einreichen, nur als ihr *Gutdünken, Opinion und Meinung.* — Nicht Vorſchriſt und Regel, was geglaubt und gelehrt werden *ſollte*, ſondern nur Zeugniſs deſſen, was geglaubt und gelehrt *ward*, war und ſollte die Confeſſion ſeyn. — Die Schrift iſt ihnen der einzige Probirſtein des wahren Glaubens. — Sie wollen von jedem Liebhaber chriſtlicher Religion ihr Bekenntniſs geprüft wiſſen. — Art. 28 wird geſagt, daſs auch in Hinſicht des Glaubens die Biſchöfe die Grenzen ihrer Befugniſs nicht überſchreiten ſollen. Es iſt in dieſem Artikel die Maxime ausgeſprochen: Wenn die Kirche einen Lehrer durch eidliche Verpflichtung auf kirchliche Vorſchriften daran verhindern will, in ſeiner Predigt bloſs dem Evangelium zu folgen: ſo iſt dieſs ein Fall, wo man Gott mehr gehorchen ſoll, als den Menſchen. — Wenn bey 20 Sätzen mit gröſserer oder geringer Ausführlichkeit ein förmlicher Beweis aus der Schrift geführt wurde, und bey 8 dieſes nicht geſchah, ſo ſey das bey dieſen nicht geſchehen, weil man es hier nicht *für nöthig erachtete*, oder, wie die Apologie ſagt, *weil über dieſelben kein Streit war.* — Wo Beweiſe nöthig ſind, führen ſie dieſelben aus der Schrift; die Anführung kirchlicher Autoritäten laſſen ſie nur als eine Accommodation für Gegner folgen, deren Maxime, die der höchſten Autorität der Kirche, ſie zwar ſtandhaft ableugneten, aber gleichwohl auf die angeführte Weiſe für ſich zu benutzen wuſsten. — Das Recht, in dem Lehrbegriffe noch mehr aufzuräumen, reſervirten ſie ſich ausdrücklich; die Ausübung deſſelben ſuspendirten ſie nur vor der Hand, weil noch Hoffnung zur Ausſöhnung da war. — Die Principien, die der Conf. zum Grunde liegen, ſind das Bleibende und Unwandelbare, während die einzelnen Dogmen derſelben möglichen Veränderungen unterworfen ſind, ohne daſs dadurch ihr Weſen verändert werde. — Wer ſich nun auf die A. C. verpflichtet, bey dem iſt ſo viel auſser Zweifel, daſs er *die in ihr klar ausgeſprochenen Grundſätze, die ſie ſelbſt für die einzig leitenden erklärt und durchgängig befolgt*, als die ſeinigen anerkennt und annimmt, woraus nicht folgt, daſs er auch alle ihre einzelnen Lehrſätze als wahr und unabänderlich gültig annehmen müſſe. — Sich aber an die Dogmen binden, ohne ſich an die Grundſätze zu kehren, heiſst die Conf. verhöhnen, und ſie willkürlich von dem Standpuncte losreiſsen, den ſie ſich ſelbſt anweiſet und nimmt. — Wie weit die Conf. entfernt ſey, eine Verpflichtung auf ihre Dogmen zu billigen, wird aus ihr ſelbſt einleuchtend dargethan.

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Glogau*, b. Flemming: *Frühblüthen.* Novellen und Erzählungen von *F. v. Hoven.* 1836. 236 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Auf einem Votivgemälde im Straſsburger Münſter wird für ungenannte und unbekannte Gnaden gedankt, wodurch man zu der Betrachtung geführt wird, daſs die meiſten Menſchen Wohlthaten genieſsen, die ſie ſpät, und vielleicht nicht im vollen Umfange kennen lernen. So hat unſer Autor ſchwerlich daran gedacht, welcher Glücksſtern über ihn geleuchtet, daſs bloſs ſein Verleger, nicht er, *Flemming* heiſst. Welche Anſprüche hätte das nicht hervorgebracht? Würde man nicht das Auſserordentliche von ihm fodern, nicht begehren, daſs er einen herrlichen Bau der Poeſie aufführen ſollte, den ſein Urahn wohl beabſichtigen, aber bey der Verſunkenheit der deutſchen Sprache, die aus der niedrigen Schmach zu erheben er einer der Erſten war, nicht vollenden konnte? Würde man mit ſolchen Vorausſetzungen nicht die 4 kleinen Erzählungen ſeicht, unpoetiſch, alltäglich finden? — So aber mit dem beſcheidenen, zu keinen Vergleichen einladenenden Namen, dünken ſie uns angenehme leichte Ephemeren, wohl geeignet zur Tagesunterhaltung

F. k.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 7.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Altona, b. Hammerich: *Allseitige, wissenschaftliche und historische Untersuchung der Verpflichtung auf symbolische Bücher überhaupt, und die Augsburgische Confession insbesondere.* Von *J. C. G. Johannsen* u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Des *7ten Abschn. 2tes Kap. Zeugnisse aus dem Reformationszeitalter über die Geltung der Augsb. Conf.* S. 317—466. Wie weit die Reformatoren entfernt waren, eine Verpflichtung auf die Dogmen derselben zu billigen, geht aus den öffentlichen und besonderen Aeusserungen unverkennbar hervor, worüber wir, um nicht zu weitläuftig zu werden, auf die Schrift selbst verweisen müssen. — S. 383 vertheidigt der Vf. die „Wahrheit der von *Löber*, *Hutter* u. A. angefochtenen vertraulichen Aeusserung Luthers gegen Melanthon, dass er in der Abendmahlslehre zu weit gegangen sey", mit siegreichen Gründen. — Bezöge man auch nicht mit dem Vf. Luthers Worte: „alsdann machte ich die ganze Lehre verdächtig", auf das ganze Werk desselben, sondern nur auf die Lehre vom Abendmahle, so würde daraus noch nichts für *Hutters* Behauptung folgen. Luther blieb seiner Ansicht vom Abendmahle treu, und wünschte, dass sie auch Anderen heilig seyn möchte; daher wollte er selbst nicht gern die Erklärung ablegen, dass die Worte der heil. Schrift auch eine andere Deutung zuliessen, aber er gestand es zu, dass diess nach seinem Tode geschehen dürfe, weil er davon geringeren Nachtheil für die ihm lieb gewordene Ansicht befürchtete. — Von katholischer Seite wünschte man die Protestanten an die Augsb. Conf. zu fesseln, weil man, so lange man nur noch um *Dogmen* stritt, wohl mit ihnen fertig zu werden hoffte, aber richtig einsah, dass Alles verloren sey, wenn man ihnen das Princip zugab, dass der Papst so wenig, wie irgend ein anderer Mensch, in Glaubenssachen Etwas zu bestimmen und zu entscheiden habe. — Der herkömmliche Name: Augsburgische Confessions-Verwandte, bezeichne nicht buchstäbliche Anhänger der A. C., sondern Solche, die als Protestanten an den *Principien* derselben festhalten, wenn sie auch in einzelnen Dogmen weder unter sich einig sind, noch bey der A. C. stehen bleiben. — Des *7ten Abschn. 3tes Kap. Die kirchliche Praxis des Religionszeitalters in Beziehung auf die A. Conf.* S. 466—540. Aus dem Ordinationsscheine von Luther, einem anderen von Bugenhagen und Forster, Melanthon's Streite mit Osiander über den Religionseid, und den hauptsächlichsten Kirchenordnungen jener Zeit geht das Resultat hervor, dass bis 1555 keine unbedingte Verpflichtung auf symbolische Bücher Statt fand. — Des *7ten Abschn. 4tes Kap. Ob die Augsb. C. an sich geeignet sey, als absolute Lehrnorm zu dienen?* S. 541—576. Es fehlt ihr dazu 1) an Vollständigkeit, 2) Bestimmtheit und 3) an durchgängiger Schriftmässigkeit. — Des *7ten Abschn. 5tes Kap. Theologische und kirchliche Praxis unseres Zeitalters in Beziehung auf die Augsb. Conf.* S. 577—646. *a) Die Theologen.* Heterodoxen und Orthodoxen werden abgehört, und es ergiebt sich, dass die Servilen eben so wenig frey von Abweichungen sind, als die Liberalen, und die ganze theologische Praxis unserer Zeit gegen die buchstäbliche Geltung der A. C. zeugt. — *b) Die kirchliche Praxis.* Es wird eine Uebersicht der Verpflichtungsformeln in den einzelnen protestantischen Ländern gegeben, und auch diese beweiset es, dass Widerstreben gegen allen Gewissenszwang die gemeinsame Richtung der kirchlichen Praxis und die Foderung der Buchstäbler nicht die der Kirche sey. *Schluss.* Verwerflichkeit der unbedingten Verpflichtung. S. 644. Die Kirche ist am besten berathen bey der bedingten Verpflichtung auf die A. C., als stete Hinweisung auf die unabhängige Autorität und Interpretation der Bibel. S. 645. — Wunsch, dass auch auf die Speiersche Protestation verpflichtet werde. S. 646.

Rec. wiederholt, dass er durch diese Schrift völlig befriedigt worden, und mit dem Vf. fast überall einverstanden ist. Die zu grosse Ausführlichkeit und die ihm unnöthig scheinenden Hinblicke auf die oft unerheblichen Schriften der Gegner möchte er tadeln; wenigstens hätte der seichte *Rönnberg* nicht verdient, so oft angeführt zu werden. Doch war diese Ausführlichkeit vielleicht nöthig, wenn der Zweck der Schrift erreicht werden sollte; denn vielen Menschen kann auch das Bekannteste nicht weitläuftig genug gesagt werden.

R. in S.

Hildburghausen, b. Kesselring: *Vorlesungen zur Feststellung einiger Begriffsbestimmungen und zur Beurtheilung einiger gangbaren Maximen*, von Dr. *Jonathan Schuderoff*, Superintendenten und geheimen Consistorialrathe zu Ronneburg. 1836. 132 S. 8. (12 gr.)

Eine kleine, aber gehaltvolle Schrift, durch Inhalt, Ton und Sprache gleich empfehlungswerth. Man kann sie als eine Fortsetzung von des Vfs. „Nebenstunden" betrachten, und sie wird, wie Letzte, unstreitig auch zahlreiche Leser finden. Die Gesichtspuncte aber, auf welche in diesen Vorlesungen (Abhandlungen) selbst vom Vf. hingewiesen wird, sind, namentlich für Gebildete, gröfstentheils mit Einsicht gewählt, und darum interessant und anziehend. In lichtvoller und treffender Darstellung wird in No. 1 „über *Berühmtheit*" gehandelt, wobey wir jedoch des Vfs. Ansicht S. 4: „Berühmtheit gründet sich mehr auf intellectuelle, als auf sittliche Eigenschaften", nicht unbedingt beytreten können, da uns, ohne diesen Glanzpunct, das Bild eines „berühmten Mannes" gröfstentheils nur die Schattenseite zeigen müfste. Kann das Vaterland wohl seine ruhmwürdigen Männer verkennen? Möglich, wie wahr. Man kennt sie ja, seit früher Jugend, ohne Ausserordentliches, wohl gar mit Mängeln; oder sie stehen uns im Wege, überbieten uns durch Witz. Neid und Scheelsucht müssen darum mitwirken, dafs ihnen keine Auszeichnung zu Theil werde. — Viel Beherzigungswerthes ist „über *Einseitigkeit*" mitgetheilt, ein gemeinhin nicht genug beachteter, aber in das Leben tief eingreifender und störender Fehler. Die bald im Willen, bald im Verstande liegende Einseitigkeit aber erzeugt sittlich entweder Allzustrenge und Ueberspannte, die in Trübsinn und Melancholie enden; oder auch Mystiker und Pietisten, Fanatiker und Schwärmer; in intellectueller Hinsicht hingegen Verschrobene und Starrköpfige; in politischer Regierungslobhudler oder Tadler, auch wohl Empörer. Einseitigkeit durchdringt übrigens alle menschliche Thätigkeit und Wissen, vom Gewerbtreibenden und Künstler bis zum Gelehrten und Staatsmanne, wenn Jener technische Verbesserungen überücksichtigt, dieser Fortschritte in seinem Fache unbeachtet läfst; der Gelehrte nur sein Studium über Alles setzt, und der Staatsmann nur nach einer bestimmten Maxime regieren will. — *Lieber gut, oder lieber wahr von Verstorbenen reden?* Ein an feinen Bemerkungen und treffenden Erfahrungen reicher Aufsatz, worin es unter Anderem heifst: „Ein menschliches Leben ohne Schwächen und Gebrechen wär' eine grofse Lüge, und eine Lebensbeschreibung, die nichts als Tugenden, edle Züge und bewundernswerthe Charakterstücke enthält, würde dem Menschenkenner entweder ekelhaft werden, oder lächerlich erscheinen." — Zur *Behutsamkeit in der Beurtheilung Anderer* — ebenfalls eine schätzbare Gabe zur Lebensweisheit. — Am Schlusse über „*Rücksichten und Gönnerschaft*", worin der Vf. ein seltenes und tiefes Eingehen in die Erfahrungen und verschiedenen Verhältnisse des Lebens bewährt, und mit Freymüthigkeit ausspricht, heifst es, zum Troste jedes mit Unrecht verkannten, aber würdigen Mannes: „Wohl Allen, die sich über erfahrene unverdiente Zurücksetzungen, weil sie eben nicht nach einflufsreicher Männer Geschmack waren, oder bevorzugten Mitbewerbern nachstehen mufsten, nicht zur Ungebühr betrüben, und im begründeten Bewufstseyn ihres Werthes und ihrer Würdigkeit sich mit dem Gedanken zu trösten wissen, es sey nun einmal eine unvollkommene, obgleich, weil wir keine andere haben, die beste Welt". In dem „*Etwas über das Interessante*" oder dasjenige, was des Menschen Geistes- und Gemüths-Kräfte besonders aufregt, anzieht und spannt, und in Bezug auf Ansichten, Ideen, Neigungen und Wünsche uns beschäftiget, findet sich manches Treffliche. Selbst das an sich Nichtinteressante kann interessiren, den Geizigen das Geld, den Bauer eine Marktschreyerbude; man kann Etwas interessant finden, was Anderen gleichgültig ist, wie ein Regenwurm, eine Fliege dem Naturforscher. Das Interessante kann auf deutliche Begriffe zurückgebracht werden, und ruht nicht, wie das *Schöne* auf blofsem Gefühl und Geschmacksurtheile. Letztes erzeugt ein uninteressirtes und unmittelbares Wohlgefallen, jenes hingegen umschliefst ein reflectirtes, durch Beziehungen gewonnenes. Das *Furchtbare*, *Schauderhafte* ist an sich so wenig interessant, als das Erhabene; es wird es aber durch gewisse Beziehungen. Eine Hinrichtung ist dem Scharfrichter; der Anblick eines in Gefahr schwebenden Aequilibristen, eines feuerspeyenden Berges, oder einer entscheidenden Schlacht, wird dem Beobachter interessant durch den Gedanken menschlicher Kraftübung, ausserordentlicher Naturkräfte und Wunder menschlicher Anstrengung. Das Interessante der *Schreibart* in irgend einer Wissenschaft und Kunst offenbart sich in einfacher, klarer und verständlicher, lebendiger und anziehender Darstellung des Gegenstandes, die Geistes- oder Gemüths-Kräfte, oder auch beide wohlthätig bewegt, durch Gedankenreichthum und Wohllaut der Sprache die Aufmerksamkeit des Lesers auf sich zieht, wo möglich steigert. — „*Macht ist gefährlich*", denke, wie verführerisch die des Geldes, wie dadurch Adel und Ehrenstellen erkauft, ergebene Diener gewonnen, Schmeichler und Schmarotzer angezogen, Festungen erobert und Schlachten gewonnen werden, wie Minister und Diplomaten bestochen, Richter und Beamten feile Mädchen und Frauen geblendet, Beichtväter und Gewissensräthe verleitet werden! Nicht minder wichtig aber ist die Macht der Meinung. Wer die öffentliche Meinung für sich hat, besitzt einen grofsen Schatz, wodurch er mächtiger wird, als durch Reichthum und Gewalt. Der Ruf schützt ihn vor Angriffen der Lieblosigkeit, des Muthwillens und der Bosheit; Neid und Verleumdung können ihm nichts anhaben; die Guten und Urtheilsfähigen übernehmen freywillig seine Vertheidigung, und weisen die Voreiligen, Leichtsinnigen oder Hämischen in ihre Schranken. — Was in No. VIII „*über Patrio-*

tismus" mitgetheilt ist, findet Rec. vorzüglich ansprechend. Patriotismus ist dem Vf. nicht sowohl Vaterlandsliebe, sondern eine aus dieser stammende, durch Wort und That sich kund gebende Gesinnung. Patrioten kann es nur in Ländern geben, in welchen man sich einer, wenn auch noch so unvollkommenen, *Verfassung* erfreut. Die rechten und ächten Patrioten sind allerdings die gewesen, welche an des Staates Heil und Wohlfahrt Zeit, Kraft und Vermögen setzten, aber auch dann nur darbrachten und leisteten, was gewöhnliche Land- und Pflaster-Treter verweigerten oder nicht vermochten. Patriotismus ist der Sohn der Civilisation. Die Patrioten sind überall brauchbare und tüchtige Leute, aber nicht überall wird der Patriotismus gern gesehen und gutgethan; die ihm huldigen, werden häufig verkannt, von Beschränkten nicht verstanden, von Freunden des Alten verwünscht, von Knechtsseelen belauscht, von Hochgestellten beargwohnt, befeindet und bey guter Gelegenheit mit einem „Merk dirs" bedient.

Rec. hofft, dass diese kleine Schrift durch ihren reichen Inhalt an geistreichen Ansichten und scharfsinnigen Bemerkungen weite Verbreitung und einstimmigen Beyfall finden werde.

D. R.

Leipzig, b. d. Gebrüdern Reichenbach: *Madonna. Unterhaltungen mit einer Heiligen.* Herausgegeben von *Theodor Mundt.* 1835. 436 S. 8. (1 Thlr.)

Ein sonderbares formloses Buch, aus verschiedenartigen Theilen zusammengerührt. Der Vf. sagt in einer Nachrede, es erscheine unvollendet, und Niemand werde daraus klug werden. Warum vollendete er es denn nicht, warum gab er es überhaupt heraus? — Der Vf. nennt sich einen vagabundirenden deutschen Schriftsteller (ein allerdings für ihn nicht unpassender Ausdruck, — denn in diesem Buche wenigstens ist des Vagabunden genug!). Die Skizzen, so weit sie von ihm herrührten, seyen in Wirthshäusern geschrieben, auf Postwagen ausgedacht, auf der Landstrase geträumt u. s. w.; es sey kein Buch, sondern ein Stück Leben u. s. w., man solle es ein Buch der *Bewegung* nennen. Man könnte diess sonderbare, übrigens mitunter geistvolle Buch der verdienten Vergessenheit übergeben, wenn sich nicht sehr ernste und wichtige Betrachtungen daran knüpften. Es beweist, in welchen unseligen Wirrwarr von Gefühlsmysticismus, unklares Hin- und Herspeculiren und Reflectiren, hochmüthiges Sich-Selbst-Zurechtlegen der Welt, und endlich in welche grobe Sinnlichkeit und Genussucht ein Theil der sich vorzugsweise für geistreich ausgebenden jungen ästhetischen Schriftsteller verfallen ist. Herr *Theodor Mundt* gehört bekanntlich dem „*jungen Deutschland*" an; so spukt denn auch bey ihm die beliebte Lehre von der „*Rehabilitation des Fleisches*" (in einer Nachschrift will er statt „*Fleisch*" den feineren Ausdruck „*Bild*" gebrauchen!); — welche in ihrer unchristlichen und irreligiösen Tendenz sogar den Schein des Christlichen und Religiösen anzunehmen sucht. Der Vf. phantasirt auch in seinem Buche viel über Christus, Gott und Welt, Jungfrau Maria u. s. w., und bringt mitunter Geistreiches und nicht ohne Talent Gedachtes und Empfundenes, auch in blühender Sprache Dargestelltes hervor. Er weiss der Lehre von der Wiedereinsetzung des Fleisches, der eine zum Materialismus und zu grober Sinnlichkeit führende Richtung zu Grunde liegt, ein philosophisches Gewand umzuhängen; z. B. S. 394 sagt er: „Ich fluche der Trennung von Geist und Leib, von Diesseits und Jenseits, denn ich fühle mich in *Eines*. Ich bin eine gesunde Welt-Natur, ich bin ein Concretes, und fasse mich als einen kräftigen Organismus zusammen u. s. w., in mir ist Diesseits und Jenseits u. s. w., — der Geist ist nicht ohne den Körper, und der Körper ist nicht ohne den Geist, sondern beide in einander sind das *Bild*, als das ich erscheine." — Eigentlich nichts Neues; nur die allgemein bekannte christliche Foderung, dass der Mensch auch für die Welt und die Erde lebe. — Dem Vf. „rollen sich Jahrhunderte vor seinen Blicken auf, selbstmörderische Jahrhunderte, wo der Mensch seine Pflicht und seine Andacht darin gesucht habe, das Daseyn nur als Zersplittertes zu fassen. Das Christenthum, durch das *Gott* in die *Welt* gekommen, sey es aber gewesen, das diesen Zwiespalt zwischen *Gott* und *Welt* aufgebracht und unheilbarer befestigt habe." Was kann das Christenthum für eine missverstehende Mönchsasketik? — Wie kann man der christlichen Religion selbst alle Irrthümer und daraus gezogenen Irrlehren Schuld geben? — War übrigens nicht die Asketik auch eine nothwendige Stufe der christlichen Entwickelung? — Der Vf. nimmt jedoch dann seine Behauptung auch wieder zurück; — und fährt dann weiter fort: „Das Christenthum erfüllt die Bedeutung, dass Gott in die Welt gekommen ist, immer mehr und mehr, denn diese Verweltlichung Gottes durch das Christenthum war nicht bloss ein einmaliger und abgeschlossener Act der Gnade, sondern eine unendliche sich wiederholende Emanation." Dann macht der Vf. einen Uebergang auf die *Hegel*'sche Lehre, welche gewissermasen, gleich dem St. Simonismus, die Wiedereinsetzung des Fleisches gepredigt, und dem Diesseits, das früher nur als das Inhaltsleere gedacht worden sey, seinen Inhalt zurückzugeben getrachtet habe. Durch diese Philosophie sey auch sogleich ein *legitimes* Reich des Gedankens auf Erden gestiftet, und das Diesseits sey ein Abgeschlossenes, es sey ein *System;* es sey diess Diesseits ohne Jenseits, ohne Zukunft, fange mit dem Begriffe an, und höre mit dem Begriffe auf, es sey das Diesseits, was fertig werde, nachdem es sich construirt habe. Dann ruft er aus: „Tollkühner Studirstubengedanke eines Weisen, ein Diesseits zu construiren, das bloss der *Geist* sey, ein Diesseits, das Logik geworden, und eine Logik, die Diesseits geworden!" — Welcher Widerspruch, *Hegel* soll die Wiedereinsetzung des Fleisches gepredigt, und dennoch ein Diesseits construirt haben, das bloss der Geist sey! — So aber bewegt sich das ganze Buch in

Widersprüchen; religiöse und philosophische Gedanken und Reflexionen wechseln ab mit üppigen und sinnlichen Schilderungen. Schon der Titel ist eine Art von Blasphemie. Unter dem Titel: „Madonna" und: „Unterhaltungen mit einer Heiligen", denkt man sich ein religiös ästhetisches, vielleicht kunstgeschichtliches Buch, und findet hier eine Art *Reisebeschreibung* über Prag und Wien, mit üppigen sinnlichen Schilderungen, besonders der Mädchen, durchwebt. Die „Heilige" ist eine *weltliche Heilige*, wie sie denn geschildert wird mit einem grofsen Drange zum Leben; sie ist eine gefallene Heilige, wie aus ihrer von ihr hier erzählten Geschichte hervorgeht. Mit ihr conversirt und correspondirt der Vf. — theilt ihr seine Reise und seine Reflexionen auf eine etwas abgeschmackt gehaltene Art von Novelle über den böhmischen Mägdekrieg, „Bohemiconymphomachia" betitelt, mit. So wird hier das Wort „*Heilig*" profanirt! — Dazu pafst denn die Vergötterung Casanova's, welchen der Vf. sehr verehrt, und den er hier preist, vortrefflich! — Wäre das Ganze eine blofse „*Reisebeschreibung*" ohne den Spott mit dem Heiligen, ohne diese unsittliche Tendenz, und diese Art von Romanhaftigkeit, so könnte dasselbe interessant und oft geistreich genannt werden.

A. Schr.....

WIESBADEN, b. Schellenberg: *Todtenfeier des am 10ten Decbr.* 1836 *gestorbenen Dr. G. E. Chr. Th. Müller*, evangel. Landesbischofes zu Wiesbaden. 1836. 31 S. 8. (15 kr.)

Dieses einfache, aber gewifs jedes christliche Gemüth sehr ansprechende Schriftchen giebt 1) das Programm der Beerdigungsfeier, 2) die Rede am Sarge in der Kirche, 3) den Segensspruch am Grabe, 4) die Gedächtnifspredigt am folgenden Sonntage, 5) ein Gedicht auf den Vollendeten, und 6) einige biographische Notizen über ihn. — Der Sarg war offen zwey Stunden lang vor der Beerdigung in der Stadtkirche aufgestellt, damit Jeder, den die Liebe drängte — und ihrer waren Viele — nochmals das geliebte Angesicht des alten entschlummerten Hirten sehen, und sich daran erbauen könnte, obgleich nun die Lippe verstummt war; — „denn er schlief sanft, wie der Gedächtnifsprediger sagt, mit der Krone der Ueberwinder um seine grauen Locken, und mit dem seligen Lächeln des Friedens Gottes um seine auch im Tode noch freundlichen Lippen!" Nun sprach das Wort der Wehmuth am Sarge in der Kirche Hr. *Wilhelmi*, Decan und erster Pfarrer zu W., ein rührendes Herzenswort, einfach und voll tiefer Wahrheit und Salbung, wie der Entschlafene selbst war, das unmöglich die Herzen verfehlt hat. *Ja*, „*so war er im Leben, so war er im Sterben!*" — Am Grabe dann nur einen verklärten Scheidegrufs. — Eben so vortrefflich die Gedächtnifspredigt am folgenden Sonntage, dem IV Advent, von Hn. *Schultz*, 2tem Pfarrer zu W., über Luc. 2, 29: „Herr nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren", gehalten, mit dem Thema: „Das friedliche Ende des Dieners Gottes." Es ist sehr schön, wenn die Gedächtnifspredigt eines edelen Menschen seinen Charakter an sich trägt, sein Geist ruht dann gleichsam auf ihr, und wehet mehr als kunstreiche rednerische Schilderungen die stille Versammlung der feiernden Herzen an; und gerade diefs können wir, wie an der oben erwähnten Rede, so auch an dieser Predigt, in hohem Grade rühmen. Aecht evangelische Einfachheit und fromme Herzlichkeit, und wo es die heilige Sache foderte, ernste, aber anspruchslose Würde, war des Verstorbenen Wesen, — ist auch das Wesen dieser Predigt, die Geist und Herz durchaus befriedigt. Nur möchten wir S. 22 in der Stelle: „wie gering also werden alle diejenigen den Werth der Gottseligkeit in Anschlag bringen, welche gewohnt sind, an Alles den *verjüngten Mafsstab* zu legen, den ihnen der Ertrag an Erdengütern in die Hände giebt", den technischen, dem gröfsten Theile der Zuhörer unverständlichen Ausdruck: „*verjüngten Mafsstab*" (statt „*nichtigen, unwürdigen* Mafsstab") hinwegwünschen. Wie tief psychologisch wahr ist besonders S. 21 die Stelle, wo die Verdienste des Verstorbenen berührt werden: „davon, m. Z., habe ich gar nicht nöthig zu sprechen, sie sind euch bekannt; in euerem eigenen Herzen habt ihr sie zum grofsen Theil zu suchen, und bey einem Manne, wie er war, fühlen wir uns von dem geliebten Bilde seines eigenen Wesens viel zu mächtig angezogen und festgehalten, als dafs wir von ihm selbst auch nur darum absehen möchten, um auf die Verdienste zu blicken, die er während seiner langen und segensreichen Laufbahn um die Kirche und um das Reich Gottes sich erworben hat. Sie stehen eingeschrieben in Gottes Buch!" — Welche tief bedeutungsvolle Reticenz, die mehr sagt in ihrem Verschweigen als ein langes Register seiner Verdienste. — Eine freundliche Erscheinung und zugleich ein schönes Zeichen für den Charakter des Vollendeten ist es, dafs das Gedicht auf ihn von einem katholischen Geistlichen, nun am Pädagogium zu W. als Rector angestellt, Hn. *Muth*, verfafst ist. — Die biographischen Notizen sind ganz kurz, eine ausführlichere Biographie des Verstorbenen steht aber zu erwarten, die wir einstweilen ankündigen, welche unter denen ächt evangelischer Männer gewifs eine würdige Stelle verdient. — Der geringe Preis dieser „Todtenfeier" ist für ein Denkmal auf die Gruft des Vollendeten bestimmt.

G. K. N. * X. φ.

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1837.

PÄDAGOGIK.

BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg und Sohn: *Carl von Hohenhausen. Untergang eines Jünglings von achtzehn Jahren.* Zur Beherzigung für Aeltern, Erzieher, Religionslehrer und Aerzte. 1836. IV u. 430 S. Mit 2 Kupfern. (1 Thlr. 16 gr.)

In einer Zeit, wie die unserige, in welcher die Gegensätze so stark und schneidend hervor- und sich gegenüber treten, und in der durch *Lorinser* ein solcher Kampf auf dem Felde der Pädagogik angeregt ist, verdient ein Buch, wie das vorliegende, alle Beachtung und Beherzigung der Pädagogen, Aeltern und Psychologen. An und für sich sind schon wahrheitliebende Biographieen eine Bereicherung der Literatur, hauptsächlich Autobiographieen, an denen wir noch immer einen Mangel haben, und welche durch alle Briefsammlungen der neueren Zeit nicht ersetzt werden. Geschichten aber von und über Jünglinge haben wir noch so gut als gar nicht, und doch sind sie, wenn gehaltvoll und merkwürdig, eben so wichtig für den Psychologen. Daher das vorliegende Buch um so beachtungswerther ist. Aber es hat noch eine höhere Bedeutung, nämlich die, ein Bild, was für manche Jünglinge unserer Zeit treffend seyn dürfte, aufzustellen, und die unglücklichen Resultate einer überzeitigten geistigen Bildung, und eines auf Kosten des Leibes und der Gesundheit einseitig beförderten geistigen und innerlichen Jugendlebens an einem furchtbaren Beyspiele zur Warnung und Belehrung der Welt mitzutheilen.

Die Einrichtung des Buches ist folgende. *Elise von Hohenhausen*, geb. *v. Ochs*, als Schriftstellerin und Uebersetzerin Lord *Byrons* nicht unbekannt, Frau eines königl. preuss. Regierungsbeamten zu Minden, giebt eine gut, wenn auch natürlich mit grosser Mutterliebe geschriebene Biographie ihres Sohnes. Dann folgt *Carls v. H.* Tagebuch vom 12—17 Jahre, *Carls* Abschiedsbriefe an seinen Vater und seine Kameraden, sein Gymnasialentlassungszeugniss, eine Schularbeit, und ausserdem viele andere Briefe von ihm und über ihn, mit einem Schlussworte des Vaters. Der mit geistigen und leiblichen Anlagen gleich günstig ausgestattete *Carl v. H.* ward, wie aus der von der Mutter vorangestellten Biographie hervorgeht, in seiner frühesten Kindheit in Berlin in einem Hause erzogen, wo ästhetische Bildung einheimisch war, und bedeutende Menschen verkehrten. *H. Heine's* Trauerspiele, in denen der *Selbstmord* eine Hauptrolle spielt, machten auf das Kind schon einen tiefen Eindruck, in welches überdiess schon sehr frühzeitig ein starker Ehrtrieb und ein grosser Stolz (vielleicht schon ein frühzeitiges Adelsprincip? — doch tritt diess gar nicht an ihm ebenso wenig, als bey den Aeltern, in dem Buche hervor!), vielleicht ein Streben nach Vornehmheit und hohem Leben *(high life)* eingepflanzt worden zu seyn scheint, wie aus von der Mutter mitgetheilten Zügen hervorgeht. — Der sechsjährige Knabe, welcher *Heine's*, eines so in sich zerrissenen Dichters, Trauerspiele nicht nur gelesen, sondern auch in sich aufgenommen hatte, wurde nun durch den Besuch des Theaters und durch ein eigenes kleines ihm geschenktes Weihnachtstheater noch mehr in dieser Phantasiewelt und in den durch die neueren Stücke besonders heraustretenden Schicksalsideen einheimisch. Die Mutter beschäftigte sich viel mit Uebersetzungen des Lord *Byron*, sie selbst vergleicht das Temperament ihres Sohnes mit dem *Byrons*, er sey, wie dieser, sanguinisch-melancholisch, heiter von Aussen, düster von Innen gewesen, dabey jeden Eindruck leicht aufnehmend, aber den traurigen, ernsten tief in sich bewahrend und verarbeitend; *Carl* sey ein Egoist, gleich *Byron*, aber sein Egoismus sey der des Helden und himmelstürmenden Titanen gewesen (wohl etwas zu überschwenglich ausgedrückt!). Später lebten die Aeltern in Minden, wo der Knabe im Gymnasium, nach angestrengter Ueberwindung der ersten Schwierigkeiten, in den alten Sprachen, Geschichte und Geographie bedeutende Fortschritte machte, und schon in seinem neunten Jahre Viel im Plan- und Charten-Zeichnen leistete. Seine Mutter fügt die Bemerkung hinzu, dass der sonst blühende spiellustige Knabe durch diese mühsame Beschäftigung oft halbe Tage lang mit gekrümmtem Leibe an den Zeichnentisch gefesselt worden sey; wobey Rec. nicht umhin kann, die Lehrer der Geographie und des Zeichnens, besonders aber die Directoren der Gymnasien u. s. w., darauf aufmerksam zu machen, dass sehr oft das Zeichnen und das Chartenzeichnen, zumal nach der neuen *Agren*'schen Methode des geographischen Unterrichts, zu viel Raum und Zeit einnimmt, und der Gesundheit nachtheilig wird. — Uebrigens zeigte der Knabe

schon früh tiefes Gemüth, gab nie zu Klagen Veranlassung, war stets sittig, bescheiden und freundlich, verträglich gegen seine Mitschüler und immer heiteren Sinnes. — Der Vater, welcher ihn ganz der Schule und seinen würdigen Lehrern anvertraute (sehr zu beachten ist, dass von den Aeltern dem Gymnasium in Minden selbst und seinen Lehrern kein directer Vorwurf gemacht wird —), sorgte auch für die körperlichen Uebungen *Carls*, welcher sich als Schlittschuhläufer auf dem Eise umhertummelte, sich in der Weser badete, und reiten lernte. Fast schien der Knabe über seinen Schularbeiten und Knabenspielen seine poetische Richtung zu vergessen; aber er verbarg nur seine Versuche, als seine Schwestern ihm einmal Bruchstücke von eigenen Trauerspielen und Gedichten spottend weggenommen hatten. Der Knabe zog sich immer mehr in sich zurück, gab vielmehr seinen Schulkameraden Unterricht, und gewann dieselben hiezu wohl durch Austheilen seines Taschengeldes u. s. w. Als der 12jährige Knabe nach Tertia kam, stimmte er indessen, um nicht als Schwächling zurückzubleiben, in den Ton des jugendlichen Muthwillens ein, er wurde schon jetzt durch Eitelkeit im Anzuge, Haltung u. s. w. ein junger *galant homme* und Courmacher der Mädchen. Als er anscheinend in der Classe zurückblieb, und sein Lehrer desshalb mit seinem Vater Rücksprache nahm, als dieser ihn nun zur Rede stellte und beschämte, da wurde in ihm eine geistige Kraftanstrengung und eine Flamme des Ehrgeizes geweckt, welche seine Gesundheit zerstörte. Er sass nun bis um Mitternacht am Schreibtische, musste schon um 5 Uhr aufstehen, um noch vor den gewöhnlichen Schulstunden, welche täglich 6—7 Stunden dauerten, eine englische Privatstunde zu nehmen; — seine Spaziergänge und Erholungen wurden beschränkt. — Sein Vater hatte ihm indessen jede aufregende Lectüre verboten, und der Knabe las auch nur wenig Romane. Beym Antritte des 15ten Lebensjahres stand *Carl v. H.* als Schüler der oberen Secunda dennoch als ein herrlicher Jüngling, hoch und schlank emporgewachsen, blühend und kräftig da; von Lehrern und Mitschülern geliebt, ernst, nicht mehr sich Zerstreuungen hingebend, aber wohl an der politischen Aufregung der Julirevolution und des Polenkampfes lebendigen Antheil nehmend, kosmopolitisch erglühend für die Menschheit, dennoch aber historisch nüchtern und ohne demagogischen Schwindel. Sein Fleiss war so gross, dass in dem gedruckten Schulprogramme 1830 ihm eine öffentliche Anerkennung über Fleiss und Talent in seinen Privatarbeiten zu Theil wurde. (Eine nach des Rec. Meinung sehr unpädagogische, zur Unkindlichkeit und zum Dünkel verleitende öffentliche Auszeichnung, welche das stille Jugendleben in den Markt des öffentl. Lebens herausstellt; — auch die weise Erfindung der sogenannten Privatstudien hat wohl dort gespukt! —) Indessen arbeitete der Jüngling von früh bis spät in die Nacht selbst in den Ferien, um bald Primaner zu werden (wieder ein Bild des heutigen Drängens unserer Jugend nach Oben hin und des ehrgeizigen Strebens!); — klagte aber bald über Kolik und heftige Obstructionen. Diess von zwey Aerzten zuerst für unbedeutend erklärte Uebel, kehrte immer wieder. Man hielt diese Erscheinungen, so wie die frühere Anschwellung der Brustwarzen und die Unbehaglichkeit im Unterleibe — über welche sich *Carl* selbst, nun schon hypochondrisch, als Vorboten eines Brustkrebses und Leistenbruches, sehr geängstigt hatte — für Symptome seiner Entwickelungsperiode und für vorübergehend. Jedoch blieb er blühend, und bewahrte seine schönen Farben, liebenswürdig und sittlich tadellos. Indessen wurde *Carl* confirmirt von einem würdigen Prediger; — da aber seine Confirmation mit seiner Versetzung nach Prima zusammenfiel, so konnte er dieser wichtigen Angelegenheit nicht die gehörige Zeit widmen, so sehr auch der Vater darauf drang. (Diess ist ein sehr beachtungswerther Umstand, eigentliches religiöses Leben wurde ihm nie recht gewährt und in ihm geweckt, die Religion blieb ihm bloss Verstandessache.) Später musste der Jüngling das Pyrmonter Bad gebrauchen; zog sich aber bald eine heftige Brustkrankheit zu; — sein Unterleibsübel brach dann wieder lebhaft hervor, die stille Wehmuth seines Gemüths ging in starre Verzweiflung über; es zeigte sich oft bey ihm ein finsterer unheimlicher Trotz. Indessen milderte sich sein Uebel scheinbar wieder durch abermaligen Gebrauch des Pyrmonter Salzbades; — doch klagte er selbst 1832 gelegentlich über Verwirrung seiner Denkkraft und Mangel des Gedächtnisses, auch über seine Gleichgültigkeit gegen alle Lebensfreuden. Die Aerzte wurden aber durch sein sich immer gleich bleibendes blühendes Ansehen getäuscht, seinen früheren Trotz sah man für Erzeugniss seines Alters an; sein Betragen bekräftigte nicht seine hypochondrischen Aeusserungen, welche man nur für ephemer hielt. *Carl* lebte mit seinen Kameraden zusammen, hielt Schiess- und Fecht-Uebungen, sang und tanzte jeden Abend mit seinen Schwestern, scherzte, und benahm sich im Ganzen als ein lebenskräftiger und muthiger Jüngling. — Im Abiturientenexamen erhielt er No. I, ohne dass dadurch sein finsterer Ernst gemildert wurde. Indessen trat er zu Fuss seine Reise nach der Universität Bonn an, man hoffte viel von den schönen Rheingegenden und der Studentenwelt, an welcher *Carl* grossen Antheil nahm. Mit Recht bemerkt die Mutter, dass immer bey seiner unverkennbaren Gutmüthigkeit sein trotziges hartnäckiges Schweigen über seinen wahren Gemüthszustand gegen seine liebenden Aeltern unerklärbar geblieben, und dass trotz dieses falschen Heroismus dennoch seine fast beyspiellose Seelenstärke zu bewundern sey, welche drey Jahre hindurch den furchtbarsten Körper- und Seelen-Schmerz und den entsetzlichsten Entschluss habe verschweigen können. Von Bonn erhielten die glücklichen Aeltern nur heitere geistreiche Briefe, — nur selten leise Klagen über sein Uebel. — *Carl v. H.* durchzog ganz Schwaben, Baiern, einen Theil von Frankreich und der Schweiz zu Fusse, — seine Mittheilungen

waren häufig. — Verwandte schrieben erfreut „über den herrlichen Jüngling mit dem Flammenauge.“ Ende Winters 1833 wurden seine Briefe selten, kalt und trocken. Ostern 1834 erwarteten seine Aeltern ihn mit der Schnellpost. *Carl* entschuldigte sich, und gab vor, mit seinen Freunden zu Fuss in die Heimat und unfehlbar binnen 5—6 Tagen nachkommen zu wollen. Die rückkehrenden Studenten beruhigten die in Angst gerathenen Aeltern, dass *Carl* nicht krank, ja dass er ein „tüchtiger Kerl“ geworden sey, und hielten sie von einer Reise nach Bonn ab. — Die Aeltern schrieben an den Hauswirth in Bonn, schickten Geld mit zärtlichen Vorwürfen und Besorgnissen. Der Hauswirth übergab dasselbe dem von einer Fechtübung seiner Kameraden abgerufenen *Carl v. H.* mit dem Anerbieten, dass ihm so viel Reisegeld zu Diensten stehe, als er verlange. *Carl* lehnte das Anerbieten erröthend ab, las mit Thränen den Brief seiner Aeltern, welche seine treue Aufwärterin bemerkte. Da dieselbe schon früher Zeuge bey dem vergeblichen Zureden der Kameraden *Carls*, die Reise nach der Heimat mitzumachen, gewesen war, da sie schon mehrere Abende zuvor gesehen hatte, dass er Kugeln gegossen, einige Messer dolchartig spitz geschliffen, und auf die Frage, wozu er sie gebrauche, geäussert hatte: „er wolle damit etwas in Holz ausschneiden“: so warf sie sich in banger Besorgniss zu den Füssen des Jünglings, und beschwor ihn, der Angst seiner Aeltern ein Ende zu machen. *Carl* versprach nach Minden zu gehen, und schrieb auch wirklich den letzten Brief an seine Aeltern, worin er versprach, dem Brief auf dem Fusse zu folgen, da ihn nur eine Unpässlichkeit (ein Hieb in den Schultern bey seinem letzten Duell) abgehalten habe. *Carl* bestellte sich dann zum Abend ein Fussbad und zwey Lichter, weil er viel zu schreiben habe, ging in den Studentenverein seiner westphälischen Landsleute, wo er heiter und witzig gewesen, sich dann aber gegen 10 Uhr, über Kopfweh klagend, nach Hause verfügt haben sollte. Hier angelangt, gebrauchte er das Fussbad, legte reine Wäsche an, bat seinen Hausburschen, wie gewöhnlich, ihm noch etwas auf der Violine vorzuspielen. Dann hatte man ihn Stunden lang mit weiten Schritten im Zimmer auf und nieder gehen gehört; hierauf hatte er sich entkleidet zu Bette gelegt, umgeben von seinen Tagebüchern und seine Briefschaften versiegelnd, die man am anderen Morgen nebst einem aufgeschlagenen griechischen Neuen Testament neben den kreuzweis gelegten Messern und der Pistole fand. Nachts gegen Drey wurden die Hausgenossen durch einen heftigen Knall aus dem Schlafe geweckt. Der unglückliche Jüngling hatte sich die Kugel mitten durchs Herz geschossen!

Die armen Aeltern eilten nach Bonn, und hörten nur Gutes von ihrem Sohne, wie freundlich er gegen Jederman gewesen, wie gefällig gegen seine Kameraden, wie tapfer in Duellen, wie sittlich, edel und liebenswerth überall. Seine Krankheit hatte auf ihn so wenig gewirkt, dass er während seines Universitätsjahres in der schönsten Jugendblüthe stand. Aus *Carls* Nachlasse erfuhren die Aeltern erst die Geschichte seines inneren Lebens. Er hatte in seinem Tagebuche geschrieben: „Ich kam vom Staube, ich fühle Heimweh.“ Die Mutter meint, die neueren Romantiker, *Heine*, *Goethe* und *Victor Hugo* haben auf ihn schädlich gewirkt, da aus ihnen der Selbstmord als eine edle, heroische Handlung ihm entgegen getreten sey. — Hier ist zwar das Urtheil der Frau *v. Hohenhausen* über *Goethe* ungerecht, und über seinen Faust und Werther insbesondere einseitig, allein wer wollte hier mit einer trauernden Mutter rechten?

Aus dem *Tagebuche Carls v. H.* geht nun hervor, dass schon der 12jährige Knabe — (denn vom J. 1828 beginnt es —) wie ein Jüngling von etwa 20 Jahren schreibt und urtheilt. Grässlich ergreift es, wenn dann der *vierzehnjährige* Knabe 1830 schreibt, er glaube — einen Bruch zu haben und zwey verborgene Krebse auf den Brustwarzen, und werde sich, wenn die Uebel zum Ausbruche kämen, *erschiessen*. Ein dumpfes Weh geht durch alle seine seine Mittheilungen hindurch, eine Klage über die Oede seiner Brust. Unter diesen wehmüthigen und oft sehr poetischen Klagen kommen dann burschikose Aeusserungen vor über sein Schulleben und Treiben; Gedichte finden sich eingemischt, welche auf bedeutendes Talent schliessen lassen. Hier eins zur Probe:

Herzlos.

Herzlos schalt mich heut der Vater,
Weckte da mir bittern Schmerz;
Ach! zu gut weiss ich es selber,
Bald verliere ich mein Herz.

Aber nein, so harte Worte,
Wie er sprach, verdien' ich nicht.
Kann ich es denn jemals hindern,
Dass vor Gram das Herz mir bricht?

Läg ich doch im Schooss der Erde,
Meiner Heimat, still und tief!
Ach! dass mich des Schöpfers Werde
Zu der Qual des Lebens rief! —

Er versichert, dass er sich nie bestreben werde, eine Stellung im Leben zu erringen, die über das Gewöhnliche erhaben wäre; obgleich er fühlt, dass sein Geist von der Art sey, dass er *Hohes* erstreben *müsse;* — doch sein Körper hindere ihn. Traurig tönt in das wehmüthige Seufzen des Schmerzes die Irreligiosität hinein. Der 16jährige Jüngling schreibt um Ostern 1832: „Da gehen die hölzernen Philister aus der lebenathmenden Natur in die todte, kalte Kirche mit dem steinernen Gaste von Pastor, der von seinem Katheder herab eine Predigt hielt ohne Kraft und Salz. Da hat der Fürst der Finsterniss doch eine andere Suada! — Wenn die Engel keine andere Sprache führen, als solch ein Pastor, so sind auch die Frömmler verloren, wenn Satan mit ihnen sophistisch höhnt, spottet und vernünftelt. — Jeden Morgen bete ich, jeden Abend auch, aber — *wie?* Fast mechanisch, nicht etwa, wie ein unschuldiges Kind, sondern wie ein Geistesverwirrter. Hu! Heute wollte ich wieder zu dem Ewigen flehen, und be-

gann: 1. 2. 3. 4. Da schauderte ich zusammen, ich hatte nur gezählt. Das Wesen des Gebets ist für mich verloren. Ich habe kaum noch die Form. Nein, nur Formeln noch habe ich, an diese fesseln mich mich meine Worte — durch diese wähne ich die Gewährung zu fesseln" u. s. w. Ferner schreibt er: „Bey mir, dem die Säule der Religion eine kalte Ruine scheint, dem die Idee des Schönen nicht genügt, blieb nur die des Edlen, Grossartigen übrig." — Auch schreibt er: „Ich fand heute Veranlassung, meine Reinheit von dergleichen Kleinigkeiten erst von *jetzt* an zu datiren. Ich habe mir einen neuen Eid geschworen. Sollte ich ihn brechen, so steht ein Entschluss fest, mich selbst durch das Leben zu strafen." Im October 1832 schreibt er: „Zwar glaube ich, dass ich Selbstherrscher bin über mein Leben und meinen Tod. Ich will aber doch noch 4—5 Wochen Probe halten." — — Dann finden sich Gebete zu Gott, dass Er ihn auf wenige Tage von seinen Sorgen befreyen möge; Geständnisse, dass der Schmerz sein geistiges Auge nicht geschärft, sondern nur auf die Blössen der Religion gelenkt habe; Eide, nicht mehr das Neujahr 1833 erleben, oder erblinden zu wollen. — Dabey zeigt sich eine Sehnsucht, seinen Schmerz durch Gebet zu lindern: „Oft versuche ich im Gebete Trost und Erhebung zu finden, aber ich bin nicht bey Gott, Gott ist nicht bey mir." Eben so spricht er von anderen Gestorbenen, und sagt dabey: „Sie starben Alle; nur *ich*, ich lebe, kann nicht sterben, und habe doch nie dem *Heiland* einen Rüstplatz versagt." Wiederum scheint das Leben in ihm stark aufzuwachen, denn er gesteht: „Es quäle ihn der Durst eines Cäsars nach Ruhm." Ferner gesteht er kurz vor seinem Abgange zur Universität: „Die Religion habe ich verloren, und für den Glauben wunderbar eingetauscht den Aberglauben. Ich bin zugleich Spötter, Atheist und Mystiker." Merkwürdig ist es, dass über die ganze Periode seines Religionsunterrichts beym Prediger und seiner Confirmation sich in seinem Tagebuche gar nichts vorfindet, ein Beweis, wie wenig dieselbe auf ihn gewirkt haben muss, obgleich er in seinen Abschiedsbriefen an den Pastor *B.* und seinen Religionslehrer *R.* die Bemühungen derselben anerkennt. Furchtbar schneidend ist der Abschiedsbrief an seinen Vater vom 18ten März 1833 (— denn schon vor seinem Abgange zur Universität wollte er nun endlich den seit 3 Jahren immer wiedergeschworenen Eid des Selbstmordes ausführen, und klagte sich immer des *Meineids* an —); er schreibt: „Es wollte mir scheinen, als sey nicht allein *mein* Leib ein übertünchtes Grab, als sey auch die ganze ungeheuere Schöpfung eine ebenso ungeheuere *Lüge*, die 1000 und abermal 1000 Millionen Menschenherzen betrog mit der gleissenden Fabel von der Liebe, Weisheit und Allmacht eines ewigen Wesens." Schrecklich tönt mitten in die Poesie eines furchtbaren Schmerzes die kalte Verstandessophistik hinein: „Was soll man den Aeltern danken, etwa, dass sie dem *natürlichen* Triebe folgten, ein Leben schufen, dessen glückliches oder unglückliches Schicksal nicht in ihrer Macht stand?" — Die Blasphemieen sind schauererregend selbst gegen *Gott;* — die Schicksalsidee spukt in ihnen; — die Unsterblichkeit nennt er eine Tyranney. — Ein Versuch, sich in die Weser zu stürzen, misslang noch in Minden nach dem Abiturientenexamen. Seine Briefe aus Bonn an seine Aeltern verrathen indess mehr Gefallen am Leben und eine gewisse Burschikosität; vor seiner Fussreise durch Nassau u. s. w., auf der er rüstig voranschritt, oft nach Touren von 14 Stunden und mehr nicht ermüdet, hatte er den erneuerten Entschluss gefasst, zu leben. Indess gewann doch die Krankheit und die innere künstlich und mit grosser Meisterschaft verhüllte Schwermuth die Oberhand, er wollte sich kurz vor wirklicher Vollendung des Selbstmordes schon in den Rhein schiessen, von einem Vorsprunge herab; seine Erzählung des Misslingens klingt schauerlich: „Wir waren bey Behr gesessen, der Mond schien hell, keine Seele liess sich blicken, die Gelegenheit schien günstig. Nach einigen höchst poetischen Haranguen an den Mond, an den Tod und zuletzt an den lieben Gott, kniete ich nieder, nachdem ich zuvor fein säuberlich mein Taschentuch unters Knie gelegt, bog mich nach dem Rheine zu, strich wohlweislich das Hemd zurück, weil ich wusste, dass Leinwand bisweilen kugelfest ist, schloss die Wimpern — und klapp, schnappte der Hahn, die Funken sprühten von der Fanne, und mit einer sehr fatalen Empfindung sah ich mich frisch und gesund. Ich schüttete das Pulver zurecht, schärfte den Stein, spannte, — all mein Blut strömte vom Herzen, — drückte ab, das Pistol zollbreit vor der Brust, dass es nicht spränge, und war zum zweyten Male angeführt. Mächtiger als je, bleyschwer hing sich die erwachende Lebenslust jetzt an meine Arme, als ich zum dritten Male das treulose Geschoss erhob. Die Gestalten meiner Lieben schienen vorüberzuschleichen im Nebel mit bleichem Antlitze, das mir meine That vorwarf, eine holde Gestalt sah ich liebelächelnd ihre Arme breiten wie einst; längst vergessene Plane schwellten mir die Brust — meine Hand bebte, doch mechanisch hob ich sie, noch einmal dasselbe Spiel. Es war, als wenn die Natur sich empörte gegen ihre Gesetze, um mich zu quälen, doch der Moment war zu kostbar, ich war so eigensinnig, wie die Natur" u. s. w. Nach nochmaligem vergeblichen Versuche des Selbstmordes und einer Störung sagt er: „ich sprang auf, pfiff mir ein Liedchen, und eilte davon."

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

ERGÄNZUNGSBLÄTTER
ZUR
JENAISCHEN
ALLGEMEINEN LITERATUR-ZEITUNG.

1 8 3 7.

PÄDAGOGIK.

Braunschweig, b. Vieweg und Sohn: *Carl von Hohenhausen. Untergang eines Jünglings von achtzehn Jahren.* Zur Beherzigung für Aeltern, Erzieher, Religionslehrer und Aerzte u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Welche schauerliche Kälte in dieser Erzählung, welcher Hohn mit sich selbst; keine Spur eines aufwachenden religiösen Gefühls, welches in dem Misslingen der schauervollen That eine Warnung und Fügung der Vorsehung erkannt hätte. Man schauert über diese Art von kaltem Schmerze bey Erzählung einer so furchtbaren Sache. Es geht überhaupt dieser Zug einer eisigen Erstarrung über das Schicksal durch die Bekenntnisse des unglücklichen Jünglings hindurch, welchen sonst Alle, die ihm näher gestanden haben, als einen liebevollen, freundlichen, herzlichen und gemüthvollen Jüngling und Genossen seiner Gefährten schildern, in dessen glänzendem Entlassungszeugnisse gerühmt wird, dass er von seinen Mitschülern geliebt worden sey, Allen ein gutes Beyspiel gegeben habe, gegen seine Lehrer bescheiden und gehorsam gewesen, und sich Aller Liebe erworben habe. — Dennoch geht der Hochmuth, welcher durch zu frühes Bewusstseyn seiner Kraft und seiner geistigen Vorzüge in ihm geweckt war, hindurch, und er hat sich gewöhnt, Alles auf seine Person zu beziehen, ja es reicht der poetisch titanische Wahnsinn der Schwermuth, welche nur sich selbst zum Mittelpuncte hat, so weit, dass er sagen kann: „Es war, als ob die Natur sich empörte gegen ihre Gesetze, um mich zu quälen." — Diess einseitige krankhafte Brüten über sich und überall nur Sichselbstschauen geht durch sein Leben hindurch, so weit es hier vorliegt, und führt dann am Ende zum Selbstmorde. Ein durchgreifendes objectives Interesse scheint ihm nichts Dauerndes geboten zu haben. Auch seine eingestreuten Aphorismen über Homer, Polen u. s. w. sind doch nur allgemeiner Art. Da nun die Jugendlichkeit seines Geistes und Lebens durch eine *Frühreife* unterhöhlt war, da der Knabe schon wie ein Mann dachte und räsonnirte, und sich an nichts mehr erwärmen konnte, da ihm bloss die Kälte der Welt und nicht die Wärme des Lebens Stoff zu seinen finstern Selbstbetrachtungen gab, da seinem Egoismus und dem Hochmuthe seines Verstandes kein anderes Element als Gegengewicht entgegentrat, da er die christliche Religion nie wahrhaft aufgefasst hatte, sondern, wie eine Schularbeit: „Christus als Ideal der Menschheit", beweist, ein blosser Deist und kalter Rationalist war: so musste seine Eigenthümlichkeit der eigenen Zerstörung entgegengehen. Belehrend und warnend steht aber das Beyspiel dieses unglücklichen, ursprünglich edlen und hochbegabten Jünglings, dessen eingestreute anmuthige Poesieen bedeutendes Dichtertalent verrathen, für die Bildung unserer Zeit da; — für Aeltern, dass sie alles *Frühreife* und *Ueberzeitigen* ihrer Kinder, als zum frühen Tode führend, fliehen müssen; für die Schule, dass nur ein wahrhaft christlicher, mit Wärme ertheilter Religionsunterricht der zerstörenden Pest des Hochmuths entgegentreten kann, da ja leider der fast durchgehends allgemeine Ton der Scholaren an eine gewisse gemüthlose Burschikosität und eine räsonnirend krittelnde Kälte der Opposition anstreift; für Religionslehrer endlich ist das Buch eine Warnung, wie sehr sie das viele Reflectiren und Rationalisiren zu vermeiden, und sich nur an die lebendigen Worte der Religion der Liebe, der Demuth und der Selbstverleugnung zu halten haben. Es wäre zu wünschen, dass das Buch über *C. v. H.* eine allgemeinere Verbreitung fände, wenn bloss sein Leben und sein Tagebuch mitgetheilt wäre, es bedarf keiner vielen Nach- und Vorreden, da es für sich genug spricht. Die Hälfte des Buchs ist ausgefüllt durch eine Abhandlung: „Pädagogische Betrachtungen von *Wilhelmine Halberstadt*", welche zwar viel von Plato und von Gymnasien spricht, indess doch über ihre Sphäre hinausgeht, und ins Ueberschwengliche fällt, und durch ein „*Schlusswort des Vaters*", welches zwar manches Gute sagt, allein zu weit ausholt, Auszüge aus allen möglichen Schriften, selbst aus einem englischen Schauspiele, Abhandlungen über den Pietismus u. s. w. enthält, wodurch das Buch unnöthigerweise angeschwellt und vertheuert wird, so dass es deshalb und wegen unnöthiger Eleganz vielleicht nicht die verdiente allgemeine Verbreitung findet. Jedenfalls ist es ein furchtbares Zeichen der Zeit, und giebt ein anschauliches Bild unserer jetzigen Jugendbildung, es ist eine wahrhafte Warnungsstimme, welche doch recht viele Aeltern und Pädagogen beherzigen möchten! *A. Schr.....*

Constanz, b. Glükher: *Die Elementarbildung des Volkes in ihrer fortschreitenden Ausdehnung und Entwickelung.* Von *J. H. v. Wessenberg.* Neue, ganz umgearbeitete und doppelt vermehrte Auflage. 1835. VIII und 447 S. 8. (1 Thlr. 18 gr.)

Das lebendige Interesse an der Fortbildung des Volkes, so wie die vernünftigen, von aller und jeder Einseitigkeit freyen Ansichten über den wahren Zweck und die rechten Mittel derselben, welche das pädagogische Publicum bey Hn. *Wessenberg* kennt, zeigen sich in dieser von Neuem erschienenen Schrift. Dieselbe ist ein erfreulicher Beweis, wie ihr Vf. sicher und ungestört, trotz mancherley Anfeindungen und Verkennungen, auf der als recht erkannten, rühmlich betretenen Bahn fortschreitet. Der Zweck derselben ist, theils richtige Grundsätze über den Zweck und die Mittel der Volksbildung, die Methode und Leitung des Volksunterrichts, die bedeutendsten Hindernisse der Volksbildung, die Bildung der Volksbildner, die Anstalten zur Fortbildung des Volkes, die Wichtigkeit und Nothwendigkeit eigener Unterrichtsanstalten für den Gewerb- und Handels-Stand, und die Nothwendigkeit eigener Anstalten für die Taubstummen und blindgeborenen Kinder zu vermitteln, theils nachzuweisen, was für die Volksbildung in den wichtigsten Ländern der Erde geschehen ist und geschieht. In Bezug auf den ersten Punct sind die aufgestellten Grundsätze von der Art, dass ihnen die vollkommenste Billigung aller Unbefangenen nicht leicht wird entgehen können. Oder wer wollte mit dem Vf. rechten, wenn er als Zweck der Schule nicht allein Bildung des Verstandes, sondern auch des Gemüths, nicht allein Unterricht, sondern auch Erziehung aufstellt, wenn er sich ebenso gegen alle Vorenthaltung des dem Volke wahrhaft Nöthigen und Nützlichen, als gegen die Sucht, dasselbe Alles lehren zu wollen, ausspricht, und vor Allem den hohen Werth einer ächt religiösen Erziehung hervorhebt? Eben so wenig wird man gegen die Ansichten des Vfs. über die anderen von ihm besprochenen Gegenstände etwas Erhebliches einwenden können, sondern überall den Mann erkennen, welcher mit warmer Liebe zu der Sache eine tiefe Einsicht in die wirklichen Bedürfnisse des Volks und eine weise Würdigung der Zeitverhältnisse verbindet. Die zweyte Abtheilung des Buches, welche nicht allein den Zustand des Schulwesens in Europa, sondern auch in den wichtigsten aussereuropäischen Staaten behandelt, ist zwar nicht sehr ausführlich, was natürlich auch bey dem so eng zugemessenen Raum gar nicht erwartet werden kann, dient jedoch zu einer interessanten und deutlichen Uebersicht und Vergleichung der verschiedenen Länder, und ist mit grosser Unparteylichkeit und sorgfältiger Benutzung der vorhandenen Nachrichten abgefasst. In einer Schlussbetrachtung sucht noch der Vf. die Wichtigkeit der Volksbildung für die höheren Stände, deren eigene Bildung damit zusammenhänge, und selbst für die Regierungen, welche ihr wahres Interesse verstehen, hervorzuheben.

Am Ende des Buchs finden wir fünf interessante Zugaben. Die erste handelt über die Anstalten für Gewerbebildung im Grossherzogthume Baden. Der Vf. theilt darin den von ihm bey dem badischen Landtage von 1831 gestellten Antrag für die Errichtung besonderer Gewerbschulen als Vorbereitungsanstalten für die polytechnische Schule in Karlsruhe, und seine, im Ganzen freylich den Erwartungen nicht entsprechenden Folgen mit. Zugleich stellt er die Ansicht auf, dass solche Gewerbeschulen mit jährlich 1500 fl., wofür 2 ständige Lehrer, 1 Lehrer für das Französische und Zeichnen besoldet, und ausserdem die nöthigen Landcharten, Bücher, Maschinen u. s. w. angeschafft werden sollen, eingerichtet werden könnten. Darin aber können wir ihm durchaus nicht beystimmen; mit solchen Lehr- und Geld-Mitteln lässt sich so gut als gar nichts anfangen, man wird höchstens halbe Massregeln treffen können, die oft schlimmer sind, als gar keine. Die zweyte Zugabe beantwortet die Frage: „wie zur Verbesserung der häuslichen Erziehung gewirkt werden könne?" Sie rechtfertigt die Schule gegen ungerechte Vorwürfe und thörichte Erwartungen von ihren Wirkungen, und giebt zwar gut gemeinte, aber meistens nicht ausführbare Rathschläge zur Verbesserung der häuslichen Erziehung an. Die dritte Zugabe enthält Winke zur Bildung guter Ortsvorgesetzten, und die vierte will zeigen: „wie die Schulen zur Belebung des constitutionellen Sinnes einwirken können?" In diesem Puncte scheint uns der Vf. zu weit zu gehen, und wir möchten geradezu leugnen, dass es zweckmässig sey, in der Schule schon die Bestimmung der Constitution abzuhandeln. Gar zu leicht erhält dadurch die Jugend eine vorherrschend politische Richtung, die man wahrlich in unserer Zeit nicht befördern soll, und den Dünkel, als komme ihr in solchen Angelegenheiten schon ein Urtheil zu. Die Schrift schliesst mit einigen nachträglichen Bemerkungen über die Vorzüge der wechselseitigen Schuleinrichtung.

— a —

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

Leipzig, b. Dörffling: *Praktische englische Sprachlehre*, mit Uebungsaufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Englische, zum Schul- und Selbst-Unterrichte bearbeitet von *James Lewis*, Lehrer der englischen Sprache an der Handels-Akademie zu Danzig. 1835. 366 S. 8. (broch. 20 gr.)

Diese mit vielem Fleiss ausgearbeitete Sprachlehre ist hauptsächlich für die Handels-Akademie in Danzig bestimmt. Der Herausgeber hatte dabey die Absicht, sich lieber streng von den Grundsätzen englischer Grammatiker leiten zu lassen, als eine eigene Theorie aufzustellen. Er hat sich daher *Hart's* englische Sprachlehre, welche in England sehr vortheil-

haſt bekannt iſt, ganz zur Richtſchnur dienen laſſen, und wo ihm dieſe nicht ganz zureichend ſchien, das Mangelhafte durch *Murray* erſetzt. Auſserdem hat er dem Buche noch ein Verzeichniſs der Präpoſitionen mit Bemerkungen über ihre Anwendung und mit Beyſpielen dazu, ſo wie ein Verzeichniſs der Zeitwörter mit ihren Partikeln beygefügt. Die Ausſprache des Engliſchen, welche zwar ohne die perſönliche Hülfe eines Lehrers ſchwer durch Regeln zu erlernen iſt, hat er, ganz kurz gefaſst, in ſeiner Sprachlehre angegeben, und den Beyſpielen eine Bezeichnung der Ausſprache beygefügt, weil nicht zu leugnen iſt, daſs es in der engliſchen Sprache viele Wörter giebt, welche ſich genau ſo deutſch ausdrücken laſſen, wie ſie ausgeſprochen werden müſſen. Die Uebungsaufgaben, welche als ein für ſich beſtehender Abſchnitt dieſer Sprachlehre folgen, beſtehen gröſstentheils aus kurzen Sätzen, ſind zweckmäſsig, und berückſichtigen, dem oben angegebenen Zwecke des Buches gemäſs, hauptſächlich die Handelswiſſenſchaft. Um dieſe Sprachlehre auch denjenigen Freunden der engliſchen Sprache nützlich zu machen, welche dieſelbe entweder ganz ohne Hülfe eines Lehrers erlernen, oder ſich wenigſtens darin vervollkommnen wollen, hat Hr. *L.* zu den Uebungsaufgaben in derſelben einen (wie er es nennt) Schlüſſel angehängt. Alle Uebungsaufgaben ſind in demſelben richtig überſetzt; auf dieſe Weiſe kann der Lehrer beym Verbeſſern derſelben entbehrt werden, in ſofern der Lernende, nachdem er einige Sätze ins Engliſche übertragen hat, dieſe nur mit dem Schlüſſel vergleichen darf, um die gemachten Fehler zu finden. Aber nach welchen Regeln dieſelben zu verbeſſern ſind, dieſs wird doch auf eine leichtere und ſichere Weiſe aus dem Munde des Lehrers vernommen. Damit die Schüler des Vfs. keinen Miſsbrauch von dieſem Schlüſſel machen dürfen, ſo läſst er ſie die beſtimmten Aufgaben in der Schule überſetzen. Diejenigen Lehrer, welche geneigt ſind, ſich dieſer Grammatik bey ihrem Unterrichte zu bedienen, ohne daſs ſie in dieſem Verfahren mit dem Herausgeber derſelben übereinſtimmen, dürfen nur bey einer Buchhandlung, welche die nöthigen Exemplare für die Schüler beſorgt, ſolche beſtellen, in welchen der Schlüſſel fehlt. Da dieſe Grammatik nicht nur zum Schul-, ſondern auch zum Selbſt-Unterrichte beſtimmt iſt, ſo wäre es ſehr nützlich geweſen, wenn die nach den feſtgeſetzten Regeln zur Beſtätigung derſelben gegebenen Beyſpiele mit einer deutſchen, und zwar, ſo weit es nöthig, wörtlichen Ueberſetzung begleitet wären. Es iſt dieſs hier nicht immer beobachtet. Zu den muſterhaft bearbeiteten Abſchnitten gehört das Kapitel von dem Sylben-Accente. Zu der Regel (S. 29. §. 4) über die Accentuation der zweyſylbigen Zeitwörter verdient noch hinzugeſetzt zu werden: Es kommt nämlich darauf an, ob dieſe Zeitwörter zuſammengeſetzte oder einfache ſind. Im erſten Falle liegt der Accent der Regel nach auf der zweyten Sylbe, als der eigentlichen Stammſylbe, z. B. *allów*, *confér*, *contémn*, *contáin*, *detér*, *foreknów*, *pronóunce etc.* (*to dífer* und *to énvy* könnten als Ausnahmen aufgeführt werden); im letzten Falle aber, die Verba mögen primitiv oder durch eine Abwandelungsſylbe verlängert ſeyn, wird die erſte Sylbe betont, z. B. *to hásten*, *to hárbour*, *to rénder*, *to rélish*, *to shórten*, *to swállow*, *to trémble etc.* Sind die Verba aus Haupt- und Zeit-Wörtern und nicht aus Präpoſitionen und Zeitwörtern gebildet, ſo ſteht der Accent auf beiden Sylben, z. B. *browbeat*, *hoodwink etc.* S. 48 iſt der unregelmäſsige Plural *turves* unerwähnt geblieben. Auch müſsten noch *coif* und *gulf* als einzelne Ausnahmen, bey welchen das *f* in der Mehrzahl bleibt, aufgeführt werden. Unter den (S. 52) angeführten Beyſpielen zum Beweiſe, daſs die engliſche Sprache die Geſchlechter auf dreyerley Weiſe unterſcheidet, ſollte beſonders noch die Bemerkung gemacht ſeyn, daſs das Wort *ship*, wenn es ein Kriegsſchiff, *man of war*, bezeichnet, als Maſculinum zu gelten pflegt. Bey Aufzählung der unregelmäſsigen Zeitwörter (S. 105) hätte wohl der Unterſchied in der Bedeutung ihrer doppelt geformten Imperfecten oder Participien angegeben werden können, z. B. daſs *rang* gewöhnlich paſſiv, *rung* hingegen activ gebraucht wird, daſs *beholden*, als Particip des Verbi *I behòld*, welches hier fehlt, und *stricken*, Erſtes *verpflichtet*, Letztes *bejahrt* bedeutet, und nie für *beheld* und *struck* gelten. S. 63 iſt der Unterſchied der vertheilenden Fürwörter *each* und *either* nicht vollſtändig angegeben. In Hinſicht des Letzten hätte beſonders hervorgehoben werden müſſen, daſs es von allgemeinem Umfang, und daher unbeſtimmterer Bedeutung iſt, als das Erſte, indem man z. B. nur *every tuesday and saturday*, aber nicht *each saturday and tuesday* ſagen kann. So kann auch *every one* in engerer Beziehung auf *each*, aber *each* nie im allgemeineren Sinne für *every one* geſetzt werden. In *Johnſon's dictionary of the English language* ſind dieſe *Pronomina diſtributiva* ſo erläutert: *each, either of two; every one of any number*, und *either, one or the other.* Ueber das den Adjectiven nachzuſetzende *one* lieſse ſich wohl die ziemlich beſtimmte Behauptung hinzufügen, daſs jedes Adjectiv im Singular, wenn es als Gattungsbegriff gebraucht wird, *one* nach ſich haben muſs, z. B. *the knowing one, the learnet one etc.*, wenn nicht, wie oft der Fall iſt, *man* daneben geſetzt wird. Wie es mit dieſem Wörtchen nach *another* zu halten iſt, das iſt nicht angegeben. Die Regel aber iſt hier dieſe: Iſt mit *another* ein wirklicher Gegenſatz gemeint, ſo ſcheint *one* beſſer zu fehlen, heiſst jenes aber ſo viel als: *noch nie*, ſo muſs es nothwendig dahinter ſtehen, z. B. *the attempt of a rustic to flay Marsyas*, *whose skin had been wholly script off by another*, und dagegen das zwar von *Billingsgate* oder *St. Siles* entlehnte, aber doch ſprachrichtige Bonmot: *nasty stuff, another one.* Bey dem Fürworte *what* (S. 163) ſollte noch bemerkt ſeyn, daſs es als Fragepartikel gebraucht wird, und für *how* ſteht in der Redensart: *what do you*

call him? Bey dem Hülfszeitworte *will* vermiſſen wir die nicht unwichtige Bemerkung, daſs *I would* in der Bedeutung: *ich wollte*, nie als Indicativ ohne Negation vorkommen darf, wohl aber an deſſen Statt *I would have* als bloſses Imperfectum geſetzt wird, eben ſo gut als *I would to;* auch daſs *would* als Conjunctiv nach *to tell*, *to entreat etc.* regelmäſsig ſtehen muſs. Eben ſo iſt auch der Charakter des Hülfszeitwortes *to dare* nicht zu überſehen, nach welchem als Imperfect *I durst* affirmativ nur im Conjunctiv gebräuchlich iſt, und für den Indicativ mit *I was allowed* u. dergl. vertauſcht werden muſs, *I durst not*, *ich durfte* oder *wagte nicht*, aber ganz richtig geſagt werden kann. Eine Belehrung über den nicht immer leicht zu treffenden Unterſchied zwiſchen *first* und *at first*, von welchen Erſtes auf eine Reihenfolge der Perſonen oder ihrer Handlungen, Letztes nur überhaupt auf eine Veränderung des Subjects oder ſeines Zuſtandes hindeutet, und allezeit mit dem deutſchen *Anfangs* verwechſelt werden kann, wird hier nicht geſunden.

Durch einen ſehr deutlichen und correcten Druck dieſes Buchs auf ſeinem Papiere wird die Brauchbarkeit deſſelben ſehr erhöht.

C. a. N.

Bielefeld, b. Velhagen: *Engliſches Leſebuch* mit vorausgeſchickten grammatiſchen Uebungsſtücken, nebſt einem vollſtändigen Wortregiſter, von *G. E. A. Wahlert*, Rector der höheren Bürgerſchule zu Lippſtadt. 1835. 296 S. 8. (geh. 16 gr.)

In der Vorrede zu ſeiner engliſchen Schulgrammatik verſprach Hr. *W.*, ein engliſches Uebungsbuch in zwey Theilen, einem deutſchen und einem engliſchen, folgen zu laſſen. Der deutſche Theil ſollte dazu dienen, die Formen und ſyntaktiſchen Regeln der engliſchen Sprache praktiſch anwenden zu lehren, der engliſche aber die praktiſche Anwendung derſelben den Lehrling anſchauen zu laſſen, weſshalb der Vf. überall auf ſeine engliſche Grammatik hinweiſen würde. Der erſte oder deutſche Theil iſt 1833 bey Heinrich Funk in Crefeld erſchienen. Der zweyte macht die erſte Abtheilung des vorliegenden Leſebuchs aus. Auch hier hat der Herausgeber, wie in dem deutſchen Theile, überall ſeine Grammatik angeführt, aber die Leſeſtücke ſo rubricirt, daſs jede andere Grammatik dabey gebraucht werden kann, ſo daſs alſo niemand, der von dieſem Buche Gebrauch machen will, genöthigt iſt, des Vfs. Grammatik zu kaufen. In der erſten Abtheilung dieſes Leſebuchs iſt die Formenlehre und die Lehre von der Wortfügung enthalten. Hr. *W.* geht von ganz kurzen zu weitläuftigeren Sätzen über, die ſehr leicht zu überſetzen ſind. Wer ein Leſebuch mit Nutzen gebrauchen will, der muſs ſich auch mit der Formenlehre ſchon bekannt gemacht haben, und bedarf dann eigentlich nur einer Angabe des Stammworts, wie z. B. S. 3. Z. 7: „*The he-cat has caught a hen-sparrow.*" Hier brauchte das Hülfszeitwort *has* nicht mit überſetzt zu werden, weil das von dem Schüler auswendig gelernt werden muſs. Der Herausgeber hat die Ueberſetzung der Leſeſtücke ſeinen Schülern zu leicht zu machen geſucht; dagegen ſind Erläuterungen über vorkommende beſondere Ausdrücke nicht ſelten nöthig, und dem weiterem Nachdenken des Lernenden förderlich. So heiſst es auf ebenderſelben Seite: *A female friend of mine*, *von mir*, welches richtiger geſagt iſt, als *of me*. Aehnliche Erläuterungen ſind jedoch S. 47 und 54 gehörig angebracht. Unter den Beyſpielen über den Gebrauch des Artikels konnten auch noch einige Beyſpiele über die Weglaſſung des Artikels vor einem Subſtantiv angeführt werden. S. 16, wo die Hülfszeitwörter aufgeführt ſind, fehlt *to dare*, *dürfen*, wovon oft das Imperfect *I durst not*, *ich durfte* oder *wagte nicht*, ganz richtig gebraucht wird. Die S. 56. 57. 59 gemachten Vorbemerkungen bey dem beziehenden und fragenden Fürworte leiten zu einem richtigen Gebrauche dieſer Fürwörter den aufmerkſamen Lernenden an. Eben ſo wird S. 80 durch Beyſpiele erläutert, wie der Engländer das deutſche Zeitwort *laſſen* ausdrückt. Dabey ſind jedoch die Schluſsworte auf dieſer Seite: „*We went all of us last week, and were excessively amused with the tricks of Grimaldy and Bradbury et It is certainly very entertaining for a short time, but it soon grows tiresome*" für dieſen Behuf überflüſſig. Die Leſeſtücke, welche in der zweyten Abtheilung dieſes Buchs vorkommen, ſind dem jugendlichen Alter angemeſſen, und Hr. *W.* hat für Abwechſelung des Unterhaltungsſtoffes hinlänglich geſorgt. Ungeachtet in der erſten Abtheilung dieſes Buchs die unregelmäſsigen Zeitwörter beynahe insgeſammt vorkommen, ſo iſt doch in der zweyten Abtheilung der Stamm derſelben unter dem Text angegeben, damit, wenn ja einige derſelben von der Jugend wieder vergeſſen ſeyn ſollten, dieſe in dem Auffinden derſelben nicht gehindert werde. Den Beſchluſs dieſes nützlichen Leſebuchs machen einige auserleſene ſchöne Gedichte von Oſſian. Das Wortregiſter iſt mit vielem Fleiſse bearbeitet. Druck und Papier machen dem Verleger des Buchs verdiente Ehre.

C. a. N.